UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 506 Book MU Volume 1844

F 11-20M

Digitized by Google

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wiſſenſchaften.

Achtzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1 8 4 4.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe am 11. November vor. Jahres las:

1. Hr. Dr. Vogel sen. eine Notiz: Ueber die grüne Färbung des Serpentins. Von Dr. Vogl jun., Adjunct.

Die grüne Farbe des Serpentins, ſo wie vieler anderer grüner talkhaltiger Felsarten, wird den damit angeſtellten Analyſen zu Folge einem Gehalte an Chrom zugeſchrieben. Dieſe bisherige Anſicht ſchien durch eine Arbeit von Prof. Ficinus in Dresden *) verändert werden zu müſſen, welcher ſeinen Verſuchen mit Zöblitzer Serpentin gemäß behauptet, daß der Serpentin ſeine Färbung nicht dem Chrom, ſondern einem Vanadingehalte verdanke.

Bey dem häufigen Vorkommen des Serpentins müßte uns dieſes Mineral demnach eine erwünſchte Gelegenheit geben, das bisher noch ſeltene Vanadin in nicht unbedeutender Menge darzuſtellen, da nach Ficinus' Angabe aus 3 Unzen Serpentin mehrere Gran vanadinſaures Ammonium gewonnen wurden. Dieſe Rückſicht veranlaßte mich, die von Ficinus mitgetheilten Verſuche zu wiederholen und den Serpentin auf Vanadingehalt näher zu prüfen, um ſo mehr, da Prof. Heinrich Roſe aus Berlin bey ſeiner letzten Anweſenheit in München mir mittheilte, daß er aus der Präparaten-Sammlung ſeines Vaters ein Glas grünes Chromoxyd mit der Aufſchrift „aus dem Serpentin dargeſtellt“ beſitze und mich zur genauen Prüfung des Gegenſtandes aufforderte.

Ich bediente mich zu meinen Verſuchen eines ſchön hellgrünen Serpentin's. Derſelbe wurde möglichſt fein gepulvert und geſiebt mit dem gleichen Gewichte Salpeters und dem doppelten Gewichte kohlenſauren Natrons mehrere Stunden lang einer heftigen Glühhitze ausgeſetzt. Nach dem Erkalten wurde die geſchmolzene Maſſe geſtoßen und mit kochendem Waſſer ausgezogen. Das Waſſer nahm davon eine grünliche Färbung an, welche indeß nach dem Filtriren ins Gelbe übergieng. Läßt man die grüne Löſung in einem offenen Gefäße an der Luft ſtehen, ſo färbt ſie ſich ebenfalls in kurzer Zeit gelb, indem ein braunes Pulver, welches Eiſenoxyd iſt, zu Boden fällt. Es ſcheint daher die grüne Färbung von einer während der anhaltenden Glühhitze ſich bildenden höheren Oxydationsſtufe des Eiſens herzurühren. Bey dem Neutraliſiren mit Salpeterſäure ſetzte ſich eine bedeutende Menge Kieſelerde in feinen Flocken zu Boden. Die filtrirte Flüſſigkeit wurde nun bis zur Trockne abgeraucht, geglüht und wieder in Waſſer gelöst, wodurch eine dunkelgelbe neutrale Löſung gebildet wurde. Dieſe gab mit Nitras argenti einen rothen, mit Murias Barytae und Acetas Plumbi einen gelben Nieder-

*) S. Erdmann und Marchand Journal für praktiſche Chemie, Band XXIX. pag. 491. „Die bisherige Anſicht, als verdanke der Serpentin ſeine Färbung einem Gehalte an Chrom, wird ſich demnach ändern müſſen, ſo daß man ſtatt Chrom Vanadin zu ſetzen hat.“

189204

Digitized by Google

ſchlag, wurde durch ſchweflige Säure grün gefärbt und durch Hydrothionſäure gänzlich entfärbt.

Dieſe den chromſauren Salzen eigenthümlichen Reaktionen ſind jedoch dem Verhalten der vanadinſauren Salze zu ähnlich, um aus ihnen allein einen ſichern Schluß ziehen zu können. Ich ſuchte daher das Chromoxyd aus dem Serpentin iſolirt darzuſtellen. Zu dem Ende wurde die oben beſchriebene gelbe Flüſſigkeit mit ſalpeterſaurem Queckſilberoxydul präcipitirt; es entſtand ein rother Niederſchlag, welcher getrocknet und in einem offenen Tiegel geglüht ein grünes Pulver zurückließ. Dieſes ſchmolz mit Salpeter zu einer gelben in Waſſer leicht löslichen Maſſe. Vor dem Löthrohr gab es mit Borar ein grünes, auch bey längerem Glühen unveränderliches Glas, und verhielt ſich überhaupt ganz wie Chromoxyd. Enthielte nun der von mir unterſuchte Serpentin ſo viel Vanadin, daß daraus ſeine grüne Färbung erklärt werden könnte, ſo hätte bey der angegebenen Operation ſtatt des grünen Pulvers ein rothes, nämlich Vanadinſäure, zurückbleiben müſſen.

Ganz dieſelben Reſultate erhielt ich bey der Behandlung von ſchwarzem Serpentin, aus welchem ich ebenfalls auf die oben angeführte Weiſe grünes Chromoxyd erhielt.

Die von Prof. Ficinus angegebenen Verſuche habe ich zwar zum Theil beſtätigt gefunden; da ſich aber ihre Reſultate meiſtens nur auf Wahrnehmung von Farbenveränderungen beziehen, ſo können ſie, wie ich mich durch vergleichende Verſuche mit chromſauren Salzen überzeugt habe, ebenſo gut für Chrom ſprechen. Zerſetzt man z. B. chromſaures Bleyoxyd durch kochende Salzſäure unter Zuſatz von Oxalſäure, ſo entſteht eine dunkelblaue Flüſſigkeit, wie dieß mit dem vanadinſauren Bleyoxyd der Fall iſt. Der Hauptcharakter der Vanadinſäure iſt, wie bekannt, mit Ammoniak ein in Salmiak unlösliches Salz zu bilden, welches aus dem Serpentin darzuſtellen mir aber nie gelungen iſt.

Ich glaube demnach mit Beſtimmtheit behaupten zu können, daß in den von mir unterſuchten beyden Serpentinſorten, nämlich im grünen und im ſchwarzen, Chrom in nicht unbedeutender Menge vorhanden iſt, ſo daß man dieſem Körper wohl die Färbung des Serpentins zuſchreiben kann, ohne jedoch die Möglichkeit beſtreiten zu wollen, daß in anderen Sorten wohl Vanadin vorkommen mag. Bey der großen Aehnlichkeit zwiſchen den meiſten Verbindungen beyder Metalle möchte es indeß wohl nicht leicht ſeyn, geringe Spuren von Vanadin in Chromverbindungen mit Sicherheit nachzuweiſen.

---

2. Der zu dieſer Sitzung eingeladene Hr. Dr. Joh. Rud. Roth gab von der Reiſe nach Schoa, auf welcher er als Naturforſcher den brittiſchen Capitain (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 1842 begleitet hatte, folgende Nachricht:

Unter die wichtigſten Miſſionen neuerer Zeit gehört unſtreitig die Geſandtſchaftsreiſe des Genie-Capitäns William Cornwallis Harris an das Hoflager des Königes von Schoa im ſüdlichen Abyſſinien. In Uebereinſtimmung mit dem kühnen Unternehmen an der Weſtküſte von Afrika ſollte auch an der Oſtküſte ein Verſuch gemacht werden, die verblendeten Nationen für eine neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, für ein neues Leben, für eine Umgeſtaltung, für eine Begründung zuoörderſt ihrer leiblichen Wohlfahrt. Das chriſtliche Volk der Abyſſinier ſchien einer ſolchen Bedachtnahme am würdigſten. Bey der geringen Kenntniß, die wir von unſern Glaubensgenoſſen im fernen Süden hatten, konnte man vorausſetzen, daß das Haupthinderniß einer geſegneten Wirkſamkeit unter ganz wilden Völkern, Verdacht, leichter zu überwinden ſeyn würde unter einem Geſchlechte, das durch vierzehn Jahrhunderte nicht abgelaſſen von dem Bekenntniſſe des dreyeinigen Gottes troß vielfacher innerer und äußerer Noth. Eine Bitte des Königes von Schoa, Sahela Selaſſie, gerichtet an die engliſch-oſtindiſche Regierung, einige Officiere und Gelehrte ihm zuzuſchicken, die ihn und ſein Volk in den Künſten des Friedens und des Krieges unterrichten könnten,

Digitized by Google

gab der erleuchteten Provincial-Regierung von Bombay eine willkommene Gelegenheit, ohne den geringſten Schein von Zudringlichkeit längſt projektirte Unterſuchungen in den faſt unbekannten ſüdlichen Provinzen des ehemals mächtigen äthiopiſchen Reiches anſtellen zu laſſen; wozu noch ſeit der Beſitznahme von Aden das Bedürfniß kam, freundnachbarliche Verbindungen mit den Beduinen-Stämmen der Küſte aufzurichten. Königliche Geſchenke, angemeſſen der vorherrſchend kriegeriſchen Neigung des weit berühmten Fürſten und dem nicht ſehr verfeinerten Geſchmacke ſeines Volkes, wurden ausgerüſtet, und Capitän Harris, bereits rühmlich bekannt durch eine Reiſe von der Capſtadt bis zum Wendekreiſe des Steinbocks, mit Bildung einer Geſellſchaft beauftragt, die geeignet wäre, in einem längeren Aufenthalte an dem halbbarbariſchen Hofe europäiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft Anhänger zu verſchaffen, und durch Wort und That die ſcheinbar aufrichtigen Abſichten des Königes zu erfüllen.

Es war nicht möglich geweſen, in der kurzen Friſt von Bildung der Geſellſchaft bis zu ihrer Abordnung die nöthigen Erkundigungen über die Natur des Weges einzuziehen, der von der Seeküſte im Golf von Aden bis an den Fuß der Gebirge von Schoa zurückzulegen war; die Entfernung in gerader Linie, ſo viel wußte man, beträgt 95 deutſche Meilen, eine Strecke, die unter günſtigen Umſtänden in Indien zehn bis zwölf Marſchtage erfordert; aber von dem Waſſer- und Futtermangel, von der furchtbaren Hitze im Juni und Juli, von der Mordluſt der Barbaren, von den unſäglichen Schwierigkeiten überhaupt, die bevorſtanden, hatte man keine Ahnung. Die Anſtalten getroffen wie zu einer Reiſe in Indien, waren daher viel zu großartig. Die Ankunft der Geſandtſchaft auf afrikaniſchem Boden, und der Beginn der Unterhandlungen mit den Bewohnern der Wüſte um Geleit und Transportmittel war nicht von den beſten Auſpicien begleitet.

Der Sultan von Tadſchura, einer kleinen Hafenſtadt im Meerbuſen von Zeyla, verſprach gegen Empfangnahme von koſtbaren Geſchenken und gewiſſen Prozenten aller Miethlohne die gehörige Anzahl von Kamelen binnen wenigen Tagen zu ſtellen. Seine unwirthliche Stadt, entblößt von allen Hülfsmitteln, und nur als Depot für Sklaven vor ihrer Verſchiffung auf die Märkte Arabiens benützt, lud keineswegs ein, die heißen Monate darin zuzubringen, und den von den Karavanen-Führern dringend verlangten Aufſchub der Wüſtenreiſe bis zum Eintritte der tropiſchen Regenzeit zu bewilligen. Als nach langen Debatten, in welchen ſelbſt auch die in Zweifel gezogene Räthlichkeit der Erlaubniß oder Mitwirkung zu dem Unternehmen der Fremden vielfach beſprochen wurde, der Tag endlich feſtgeſetzt und angebrochen war, hatte der wortbrüchige Sultan kaum die Hälfte der nöthigen Laſtthiere zuſammengebracht, ſo daß die Geſellſchaft ſich in zwey gleich ſtarke Theile trennen mußte, wovon der eine bis zur Herbeyſchaffung neuer Kamelheerden zurückbleiben ſollte.

Unter Anführung eines Bruders des Sultans von Tadſchura brach die erſte Colonne, beſtehend aus vierzig Perſonen der Geſandtſchaft und zweyhundert Kamelen mit ihren Treibeen, am 1. Juni 1841 auf. Streitigkeiten der Beduinen unter ſich um Rang und um die Gunſt der freygebigen Schützlinge ſchienen ſelbſt nach dem Antritte des Marſches noch die Verfolgung des Zieles unräthlich zu machen; jedoch gelang es mit bedeutenden Opfern die Habſucht der Eiferſüchtigen momentan zu befriedigen. Wenige kurze Tagreiſen längs der Küſte brachten die Geſellſchaft an einen jener merkwürdigen Punkte der Erde, welche das ſonderbare Phänomen der Exiſtenz von oberirdiſchen, bedeutend unter den Meeresſpiegel herabgedrückten Flächen darbieten. Der Bahr Aſſal, das iſt Salzſee, war vordem die ſüdliche Fortſetzung und das Haupt der Bucht von Zeyla, von welcher er abgeſchnitten wurde durch einen Lavadamm von der Breite einer engliſchen Meile und gegen achtzig Fuß Höhe. Außer aller Verbindung mit dem Meere getreten und unbedeutend genährt durch den Einfluß von Winterbächen, hat ſich der Spiegel dieſes großen Binnenſees durch Evaporation um ſiebenhundert Fuß geſenkt, und auf dem Grunde ſowohl als auf der Oberfläche dicke Lagen von Salz zurückgelaſſen, zwiſchen welchen ſich laugenartige Flüſſigkeit befindet. Zwanzig engliſche Meilen im Umfange, in der Mitte noch

Digitized by Google

offen und wahrſcheinlich tief, iſt dieß eine der bedeutendſten Salzniederlagen des öſtlichen Afrika. Vollkommen rein, leicht zu gewinnen, keinem Zoll oder Monopol unterworfen, wird das Salz von den verſchiedenen umwohnenden Adaiel- und Somauli-Stämmen zu den Bewohnern des Weſtens, zu den Galla und Abyſſiniern verführt, und gegen Getreide, Kleider und Sklaven vertauſcht. Aber obgleich das Feuer der Tiefe längſt ausgebrannt iſt, und nur noch ſeltene Erdbeben als letzte Symptome des gewaltigen Ausbruches anzuſehen ſind, wird doch der Platz gemieden, als einer auf dem ein ſichtbarer Fluch ruhe. Seine furchtbare Hitze hat ihm den Namen Tehama, das iſt Hölle, zuwege gebracht; ſeine vollkommene Leerheit an Futterkräutern und trinkbarem Waſſer zwingt die Karavanen, das Geſchäft des Salzausſtechens in kürzeſter Zeit zu beendigen; der Verruf, in welchen die hier hauſenden, von ihren Stämmen verſtoßenen Verbrecher die ganze Gegend gebracht, zeigte ſich nur zu begründet.

(Fortſetzung folgt.)

Verzeichniß

der ſeit dem Monate Juny bis Auguſt 1843 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Oberfranken:

Jahresbericht für das Jahr 1842/43, Bayreuth 1843. 8.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Unterfranken und Aſchaffenburg:

Archiv. Siebenter Bd. 3. Heft. Würzburg 1843. 8.

Walther von der Vogelweide. Eine biographiſche Skizze. Würzburg 1843. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Von dem Herrn Rath Dr. Buchinger in München:

Julius Echter von Meſpelbrunn, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken. Würzburg 1843.

Von Herrn Dr. Herberger in Kaiſerslautern:

Deutſche allgemeine Zeitſchrift. I. Bd. I. Heft. Mainz 1843. 4.

Allgemeine Zeitſchrift für Landwirthſchaft und verwandte Gegenſtände. I. Bd. I. Heft. Mainz 1843. gr. 4.

Von Herrn Bürgermeiſter C. v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken. II. Bd. II. Heft. Bayreuth 1843. 8.

Von Herrn Conſervator Dr. Lamont, M. d. A. W. in München:

Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus. Jahrgang 1842. IV. Heft. München 1843. gr. 8.

Von Herrn Hofrath v. Martius, M. d. A. in München:

Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis. Lips. 1843. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. April, Mai, Juni 1843. Berlin 1843. 8.

Von der kaiſ. Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher in Breslau:

Nova Acta. 2. Abth. des 18. Bds. n. volum. 19. suppl. Vratislaviae et Bonnae 1841. 12. gr. 4.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Bulletins. Tom. IX. 2 partie. Année 1842. Tom. X. No. 1 -- 7. Janvier — Juillet 1843. Bruxelles 1843. 8.

Mémoires couronnés et mémoires de Savants étrangers. Tom. XV. 2. partie. 1841 — 42. Brux. 1843. 4.

Instructions pour l'observation des phénomènes périodiques. 4.

Nouveaux Mémoires. Tom. XVI. Bruxelles 1843. gr. 4.

Annuaire. Neuvième Année. Bruxelles 1843. 12.

Rapport adressé à M. le Ministre de l'Intérieur sur l'état et les Travaux de l'observatoire R. pendant l'année 1842. Extrait du Moniteur Belge. Brux. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe am 11. Noaember vor. J. gab

2. Der zu dieſer Sitzung eingeladene Hr. Dr. Joh. Rud. Roth von der Reiſe nach Schoa, auf welcher er als Naturforſcher den brittiſchen Capitän (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 42 begleitet hatte, folgende Nachricht:

(Fortſetzung.)

In dem Keſſel ſelbſt, in der Nähe der eisähnlichen Salzdecke wurde Lager geſchlagen, als der Reaumur'ſche Thermometer um Mittag 41° im Schatten zeigte. Ein Unglück, das den mit dem Waſſervorrathe beladenen Kamelen zugeſtoſſen, bedrohte Menſchen und Vieh mit dem Tode des Erdurſtens in dieſer ſalzſchwangern Atmoſphäre; die arabiſchen Pferde und Eſel, doch gewöhnt in ihrer Heimath an beträchtliche Hitze und ſeltenes Waſſer, verſagten den Dienſt; und als um Mitternacht der Marſch wieder aufgenommen wurde über die Salzdecke ſelbſt, fielen mehrere der Europäer bewußtlos nieder vor Durſt und Ermattung. Ein nöthiger Raſttag an einer ſparſamen Quelle wurde von mordluſtigen Ungeheuern benutzt zu verrätheriſchem Ueberfalle, wobey drey der unglücklichen Reiſenden ihr Leben einbüßten. Bedrängt von Feinden, gequält von brennendem Durſte, mußte man bey Tag unter einer ſengenden Sonne marſchiren, und bey Nacht unter freyem Himmel ſcharfe Wache halten. Hier gebrochener, zerborſtener Grund, ſcharfeckige vulkaniſche Schlacken, enge Schluchten und Päſſe durch mächtige Baſaltberge — dort troſtloſe Ausdehnung des Sandes und der Rollgeſteine, beydes aber ganz ſpärlich bekleidet mit wenig nutzbarem Geſtrüppe, und noch ſeltener eine Quelle oder einen Teich bergend, dieß war der Anblick einer Gegend, deren Bewohner, menſchliche und thieriſche, nur auf Raub lauern, und die Schreckniſſe der Wüſte vielfältig vermehren. Unter den Geſträuchen, die doch hie und da geſußt haben, iſt beſonders zu nennen der Myrrh-Strauch, welcher, zwar nicht ganz unbeachtet doch wenig geſchätzt, ſein köſtliches Gummi-Harz austräufeln läßt. Nur diejenigen Pflanzen, die unmittelbar am Wege ſtehen, werden von dem vorbeyziehenden Kameltreiber verwundet, gewöhnlich durch das Ausreißen eines ſtärkeren Zweiges aus dem Stamme, oder durch Quetſchung der Rinde; bey ſeiner Rückkehr findet er manche Unzen ſchwere Stücke, die auf den arabiſchen Markt gebracht werden. Eine Euphorbia liefert dem Straußenjäger ſein Pfeilgift, das jedoch das Fleiſch des Wildprets nicht ungenießbar macht; manche Mimoſen ſchwitzen unbeachtetes Gummi aus; unter ihren niederen Zweigen ſucht der geängſtete Wanderer momentanen Schutz vor den ſenkrechten Strahlen der Mittagsſonne.

In fünfundzwanzig Tagen war die Geſellſchaft erſt halbwegs gekommen; die Schwierigkeiten häuften ſich; viele Saumthiere waren ſchon zu Grunde gegangen aus Mangel am Nöthigen; Pfuhle, in

Digitized by Google

welchen die Führer trinkbares Waſſer vermuthet hatten, waren ausgetrocknet gefunden worden, als man durch einen forcirten Marſch in ein Thal ablenkte, das verhältnißmäßig reich an Waſſer und als neutrales Gebiet betrachtet, zum Sommeraufenthalte des Viehſtandes verſchiedener Stämme diente. Dieſe noch nicht beſchwichtigt durch unmäßigen Tribut, hielten einen Rath, der verhaßten Fremden ſich zu entledigen; Streit über die Vertheilung der Beute, und der Anblick der zerſtörenden Wirkſamkeit von Feuerwaffen hielt ſie ab von ſofortiger Ausführung ihrer blutdürſtigen Pläne. Boten des Königes von Schoa, deſſen kräftiger Arm auch dieſe geſetzloſen Söhne der Wildniß zu ſchrecken weiß, langten noch zu rechter Zeit an, um die für ihn beſtimmten Geſchenke zu retten, die man ſchon zurückzulaſſen gedachte; unter dem Schirm ſeines Namens wurde die zweyte Hälfte des Weges glücklicher und ſchneller zurückgelegt. Je mehr das Land ſich erhebt, deſto vielfältiger werden die Formen des Pflanzen-Reiches; manche breite Thäler bieten den Anblick großer Savannen, in welchen Heerden von Antilopen, wilden Eſeln und Straußen graſen; auch reißende Thiere werden häufiger. Ein anſehnlicher Strom, Hawaſch, deſſen Quellen und Zuflüſſe in den Gebirgen von Schoa ſich befinden, mußte auf ſelbſt verfertigten Flößen paſſirt werden; in ſeinen Fluthen hauſen Crocodil und Hippopotamus, in den Dickichten der Bänke Elephant und Rhinoceros, das letztere von einer Art, die bis vor wenigen Jahren nur aus einer Beſchreibung von Bruce unvollſtändig bekannt war, und deren einziges vor mehr als hundert Jahren nach Europa gebrachtes Exemplar in der zoologiſch-zootomiſchen Sammlung in München aufbewahrt wird. Nach einem Laufe von etwa achtzig deutſchen Meilen, der Anfangs nach Oſten, ſpäter nach Nordoſten gerichtet iſt, und in welchem er von der öſtlichen Abdachung der Hochgebirge einen bedeutenden Zuwachs aufnimmt, bringt der Hawaſch ſeine Waſſer nicht bis zum Meere, ſondern verliert ſich in einem großen Landſee bey der Stadt Auſſa im Gebiete der Mudaito, eines von den Adaiel weſentlich verſchiedenen, von eigenen Sultanen regierten Nomadenſtammes.

Die Karavanen-Route von Tadſchura bis an dieſen Fluß berührt oder durchſchneidet die Weideplätze zahlreicher Stämme, deren Geſammtname Danakil, Affer und Adali oder Adaiel iſt, und die durch Sprache, Sitte, Religion und Verbündniß zu größeren Unternehmungen zuſammengehalten werden; übrigens ſind ſie untereinander beſtändig in Hader und Fehde begriffen; wenigſtens zwiefältig muß das Blut eines Vaters an der Familie des Mörders heimgeſucht werden; ein Sohn, der dieſe Pflicht nicht erfüllt hat, wird für ehrlos geachtet. Die Autorität des Sultans von Tadſchura beſchränkt ſich allein auf die Seeküſte, und iſt ſelbſt dort nicht allgemein anerkannt. Die innere Verfaſſung jedes Stammes iſt patriarchaliſch; der gewählte Schech beſtimmt und erhebt die unfreywilligen Geſchenke der vorbeyziehenden Handelskaravanen, ſpricht Recht und vertheilt die Weideplätze; ſein Anſehen iſt aber nur in unruhigen Zeiten von einigem Belange. Aus zweyen der mächtigſten Stämme werden abwechſelnd die Sultane von Tadſchura genommen, ſo zwar, daß der zeitweilige Sultan einen Vezier aus dem andern Stamme um ſich haben muß, der ihm nach ſeinem Ableben ſuccedirt; ſeit vielen Jahren ſind dieſe Ehrenſtellen erblich in zwey Familien. Mit ihren Nachbarn, den Mudaito gegen Norden, Somauli gegen Südoſten, Galla gegen Südweſten und Weſten, ſind die Adaiel häufig in Krieg; gemeinſame Unternehmungen werden beſonders gegen die letzteren gerichtet, deren vortrefflicher Viehſtand und anderes Vermögen eine unwiderſtehliche Lockung ausübt auf alle ihre Nachbarn. Zwiſchen den Adaiel und Arabern beſteht Todfeindſchaft, veranlaßt durch mehrere abenteuerliche Kriegszüge der letzteren im vorigen Jahrhundert; zu Zeiten, wann die Adaiel es für gefährlich halten, nach Mekka zu pilgern, können ſie ein derartiges Gelübde nach dem Ausſpruche ihrer Imams in der Hauptmoſchee von Zeyla abtragen. Der Handel, vermittelt durch die Karavanen, beſchränkt ſich darauf, daß die Handelsleute, hauptſächlich Einwohner von Tadſchura, wenige arabiſche und europäiſche Manufakturwaaren und Salz in das Innere verführen, wofür ſie Sklaven, Getreide, Baumwollenzeuge, Vieh, und die köſtlicheren Produkte, die aus dem fernen Weſten mit den Sklaven gebracht werden, eintauſchen. Manche dieſer Einwohner von Tadſchura unternehmen der Skla-

veniagden wegen bedeutende Reiſen in das Innere von Nigritien, wobey ſie ſich die Verbreitung des Islam angelegen ſeyn laſſen.

Nachdem der Hawaſch paſſirt war, kam die Expedition ohne weiteres Hinderniß an die Gränzen von Schoa, am 45ten Tage nach ihrem Abmarſche von der Küſte. Ein Gürtel von Vorbergen, an Fruchtbarkeit unübertroffen von anderen Provinzen des Reiches, hat viel von Einfällen wandernder Gallahorden zu leiden, und ſelbſt Sahela Selaſſie konnte nie dem Unweſen mit Nachdruck ſteuern, da ſeine Reiterhaufen nicht in die Wildniſſe der Räuber eindringen können, und die Bergbewohner überhaupt die Niederungen fürchten. In dieſem Theile von Schoa, wo der Hirte und der Landmann mit Speer und Schild an der Seite an die tägliche Arbeit geht, iſt natürlich eine vollſtändige Benützung des Bodens unmöglich; die Bevölkerung iſt ſchwach, ſehr gemiſcht, und dem muhamedaniſchen Glauben zugethan. Vordem von den Chriſten unabhängig, hat die neue Provinz unter Sahela Selaſſie ſo ziemlich ihre alte Verfaſſung behalten; ſelbſt die ehemalige Königsfamilie, die Geißel Aethiopiens vor drey Jahrhunderten, iſt von dem verſtändigen Monarchen bey Ehren und Anſehen belaſſen worden. Hier, dreyhundert und ſiebenzig engliſche Meilen von der Küſte zeigen ſich wieder die erſten, noch ſehr primitiven, ſtabilen Wohnungen von Menſchen, gewöhnlich auf einer die Plantagen beherrſchenden Anhöhe geſammelt. Die Produkte von Efat ſind: Baumwolle, verſchiedene Getreidearten und Hülſenfrüchte, Zuckerrohr, Citronen, Oelſamen, Tabak und Kaffee; bedeutende Kohlenlager werden bey der Menge anderen Brennmateriales nicht ausgebeutet; weniges Eiſen, und beſonders Salpeter und Schwefel gehören zu den einträglichen Monopolen. Es iſt ein Land das einer ausgebreiteten Cultur aller tropiſchen Colonialgewächſe fähig wäre, wenn es einigermaſſen Ruhe genöſſe. Gegenwärtig ſind noch große Strecken den wilden Thieren überlaſſen, von welchen beſonders der Elephant keiner Beſchränkung unterworfen werden kann.

Durch leicht zu vertheidigende Päſſe gelangte die Geſandtſchaft in der Mitte Julis vor die Reſidenz des Negus von Schoa, Sahela Selaſſie. Uebertriebene Gerüchte von der Furchtbarkeit der erderſchütternden und felſenzermalmenden Kriegsmaſchinen im Beſitze der ſeltenen Beſucher, mit welchen gelegenheitliche Proben zur Einſchüchterung drohender Räuberbanden waren nöthig befunden worden, ließen den König Verrath befürchten. Erſt als nach langen Unterhandlungen bey der erſten Audienz die ſämmtlichen Geſchenke der brittiſchen Regierung, darunter auch die Kanonen, übergeben und in das Zeughaus abgeliefert waren, kehrte Vertrauen zurück, und die Arbeiten zu einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung des merkwürdigen Landes begannen; im Anfange zwar ſehr langſam, bis die amhariſche Sprache erlernt war, für welche keine des Arabiſchen oder Hindoſtaniſchen mächtigen Dollmetſcher gefunden werden konnten. Nach ſeiner Art ſorgte der König wohl für den Unterhalt ſeiner Gäſte, erfreute ſich an ihren Kunſtfertigkeiten, und manche menſchenfreundliche Rathſchläge waren an ihm nicht verloren; doch verbat er ſich das Einrücken der zweyten Abtheilung, die inzwiſchen in Tadſchura ſtationirt geblieben war, indem er vorgab, er wollte nicht noch mehr Kinder ſeiner Freundin der Königin von England ſolchen augenſcheinlichen Gefahren und unerhörten Mühſalen ſich ausſetzen laſſen; offenbar aber bewog ihn hiezu Furcht und Verdacht, man möchte ihm durch gewaltſame Mittel ſeinen Menſchenhandel niederlegen. Die Kaufleute, welche ihn bisher für eine Entſchädigung in Sklaven mit dem Wenigen verſorgt hatten, das er von den arabiſchen Märkten bedurfte, waren durch die reichlichen Geſchenke der engliſchen Regierung an den König für die nächſten Jahre verdrängt und ausgeſchloſſen; ſie ließen daher die böswilligen Gerüchte, welche fremde Abenteurer aus Rache für vereitelte Pläne ausſannen und verbreiteten, nicht an ſich vorüber gehen, ohne in dem Könige den erſt beſchwichtigten Argwohn wieder zu erwecken.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i ß

der ſeit dem Monat July bis Auguſt 1843 an die k. Academie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der Commission Roy. d'histoire à Bruxelles:

Comptes-Rendus. Tom. VI. Bulletins II — V. Bruxelles 1843. 8.

Von der Philosophical Society of Cambridge:

Transactions. Vol. VII. Part. III. Cambridge 1842. gr. 4.

Von der k. Univerſität Chriſtiania in Norwegen:

Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Udgives af den phisiographiske Forening i Christiania. 1 — 3. Bd. 1 — 4. Heft. Bd. 4. Heft 1. Christiania 1837 — 1842. 8.

Von der k. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Kopenhagen:

Naturvidenskabelige og Mathematiske Afhandlinger. Niendo Deel. Kjöbenhavn 1842. gr. 4.

Oversigt del Forhandlinger i Aaret 1842. Kjöbenhavn 1843. 8.

Von dem hiſtoriſchen Vereine für das Großherzogthum Heſſen in Darmſtadt:

Archiv für Heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde. III. Bd. 2. Heft. Bd. IV. Heft 1. Darmſtadt 1842. 1843. 8.

Von der Royal Irish Academy of Dublin:

Proceedings for tho Year 1841 — 42. Part. VI. Dublin 1843. gr. 4.

Transactions. Vol. XIX. Part. II. Dublin 1843. 4.

Von der Geſellſchaft für bildende Kunſt und vaterländiſche Alterthümer in Emden:

Die Häuptlinge Oſtfrieslands von H. Sune. Hannover 1826. 8.

Geſchichte der ehemaligen Klöſter in der Provinz Oſtfrieslands von H. Suur. Emden 1838. 8.

Von der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft in Frankfurt a. M.:

Abhandlungen aus dem Gebiete der beſchreibenden Naturgeſchichte. Bd. I — III. Frankfurt a. M. 1834 — 1842. 4.

Von der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen:

Abhandlungen. I. Bd. Von d. J. 1838 — 1841. Gött. 1843. gr. 4.

Göttingiſche gelehrte Anzeigen I. und II. Bd. auf d. J. 1842. Gött. 1842. gr. 8.

Von dem thüringiſch-ſächſiſchen Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums in Halle:

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen. VI. Band. IV. Heft. Halle 1843. 8.

Von dem Vereine für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde in Kaſſel:

Zeitſchrift. II. Supplement. Hiſtoriſche Chronik von Wigand Lanze. II. Thl. oder 7. und 8. Heft. Kaſſel 1843. 8.

Von der k. ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte in Kiel:

Archiv für Staats- und Kirchengeſchichte der Herzogthümer Schleswig, Holſtein, Lauenburg und der angränzenden Länder und Städte. V. Bd. Altona 1843. 8.

Von der Academia Real das Sciencias de Lisboa:

Historia e Memorias. Tom. XII. Part. II. 1839. 2. Serie Tom. I. Part. I. 1843. Lisboa. gr. 4.

Discurso Cido em 22 de Janeiro de 1843. Lisboa 1843. gr. 4.

Von der Royal Society of London:

Proceedings. Nro. 48 — 56 inclus. Mai 1841 — Decbr. 1842. London 1841. 42. 8.

Philosophical transactions. Part. I. und II. for the year 1842. Part. III. for the year 1843. London 1842. 43. gr. 4.

Revised instructions for the use of tho magnetic and meteorological observatories and for the magnetic surveys. London 1842. 8.

Supplemental instruction for the use of the magnetical observatories. London 1841. 8.

Letter addressed to the Fellows of the royal Society by the Marquis of Northampton, President etc. London 1841. 8.

Fellows of tho Society Novbr. 1842. London. gr. 4.

Instruments and apparatus belonging to the roy. Society. London. gr. 4.

Portraits in possession of the roy. Society. London. gr. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe am 11. November vor. J. gab

2. Der zu dieſer Sitzung eingeladene Hr. Dr. Joh. Rud. Roth von der Reiſe nach Schoa, auf welcher er als Naturforſcher den brittiſchen Capitän (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 42 begleitet hatte, folgende Nachricht:

(Schluß.)

Als bey Gelegenheit einer Expedition gegen noch unabhängige Gallaſtämme die anweſenden brittiſchen Offiziere ſich einer thätigen Mitwirkung in der Vertilgung wehrloſer Flüchtlinge weigerten, und unverhohlen die grauſame Art der Kriegführung, das harte Loos der Geſangenen mißbilligten; als ſie die uralte Politik der Könige, ihre männlichen Verwandten auf Lebenszeit in Ketten und Banden ſchmachten zu laſſen, rückſichtslos verdammten, ſanden auch die Einflüſterungen der Prieſterſchaft, die um den Verluſt ihres Einfluſſes in weltlichen Geſchäften beſorgt war, leichteren Eingang. Zwar entließ der König die in Sklaverey geſchleppten Weiber und Kinder der ſo eben zerſprengten Horden mit der Bemerkung: der Namen, in welchem deren Befreyung verlangt worden, ſoll nicht in Unehren kommen und vergeblich gebraucht werden; in einer feyerlichen Verſammlung und im Beyſeyn der Geſandtſchaft wurden die Feſſeln ſeiner Onkel und Brüder, die ſie mehr denn dreyßig Jahre getragen, abgenommen, und die Befreyten zu Ehrenſtellen befördert; aber dieſe Opfer wurden ihm von der öffentlichen Meynung als Schwäche angerechnet, und weitere Fortſchritte auf der Bahn der Civiliſation blieben eingeſtellt.

Während ihres anderthalbjährigen Verweilens in Schoa hatten die Begleiter der Geſandtſchaft vielfältige Gelegenheit, durch Vernehmung von Sklaven, die aus Central-Afrika gebracht waren, merkwürdige Bereicherungen zur Geographie und Naturgeſchichte des innern tropiſchen Afrika zu ſammeln. Es geht daraus hervor, daß die Erforſchung des geheimnißvollen Landes, für welche auf der weſtlichen Küſte ſchon ſo viele Menſchenleben geopfert wurden, von der öſtlichen Seite her weit leichter und ſicherer zu bewerkſtelligen ſey; ein anſehnlicher Fluß, der noch nördlich vom Aequator in den indiſchen Ocean mündet, iſt in weſtnordweſtlicher Richtung achthundert engliſche Meilen aufwärts ſchiffbar, und entſpringt auf dem großen Centralgebirge, nicht fern wahrſcheinlich von der Quelle des Bahr el Abiad. Die Stämme, welche das Quellgebiet dieſes Fluſſes, Goſchob, bewohnen, ſind friedlich und müſſen ſich bedeutend von ihren Nachbarn unterſcheiden in Körper- und Geiſtesbildung, da ſie als Pygmäen und vollkommene Idioten geſchildert werden; von dem Reichthume an edlem Metall, köſtlichen Specereyen und merkwürdigen Thieren, die in dem obern Laufe des Stromes vorkommen, findet ſelbſt ein geringer Theil ſeinen Weg durch Abyſſinien nach Arabien. Von Natur unternehmender

Digitized by Google

als die Fetiſchdiener, wären die Stromanwohner leichter für einen Produktenhandel zur Ausſchließung des elenden Menſchenverkaufes zu ſtimmen. Wenn der Wilde einmal ſieht, daß er für die Frucht der Arbeit jener Hände, die ihm ſonſt käuflich waren, mehr bekomme von dem europäiſchen Tand und Zierrath, denn für den Leib des Arbeiters ſelbſt, ein großer Gewinn iſt gemacht für die Sache der Menſchheit, und die Abſichten Englands ſind erfüllt.

Eigennutz, Dünkel, Falſchheit ſind leider dem Charakter des abyſſiniſchen Volkes in großem Maße beygemengt; doch bildet der König eine ehrenwerthe Ausnahme. Aberglaube hat ſich eingeſchlichen, jüdiſche und heidniſche Gebräuche im Gottesdienſte ſind beybehalten, Schulunterricht iſt täglich im Abnehmen, Literatur längſt todt; das Volk hat bedeutende Rückſchritte gemacht, ſeit es durch den Verluſt der Häfen im rothen Meere an die Türken, und durch das Eindringen wilder Gallahorden auf die Berge beſchränkt geblieben und von aller Verbindung mit civiliſirten Nationen geſchieden iſt. Das ehemalige Kaiſerreich iſt in viele kleine Gebiete zerſplittert, die chriſtlichen und muhamedaniſchen mit monarchiſcher, die heidniſchen mit republikaniſcher Verfaſſung. Unter allen ſcheint Schoa die am beſten geordnete, und ſeit der Regierung des gegenwärtigen Königes die an Umfang bedeutendſte Monarchie zu ſeyn. Ein Schattenkaiſer wird noch aus der alten Familie, die unter ihren Ahnherren auch Salomon den Weiſen zählt, in Gondar gelegenheitlich aufgeſtellt und wieder verjagt, deſſen Geſchäft nur iſt, neue Uſurpatoren mit dem, was ſie ſich in der Verwirrung genommen, zu belehnen; der König von Schoa jedoch, der von derſelben erlauchten Familie entſproſſen zu ſeyn ſich rühmt, hat auch dieſen Schein von Unterwürfigkeit aufgegeben, und ſelbſt den Titel Negus ſich zugeeignet. Ja noch weiter geht er, indem er ſucht ſich von der geiſtlichen Obergewalt der alexandriniſchen Kirche zu befreyen, die ſeit der Bekehrung der Abyſſinier zum chriſtlichen Glauben dieſelben unter ſtrenger Aufſicht gehalten, und neuerlich mit ihrer eigenen Verderbniß angeſteckt hat. Aber mit dieſem Unternehmen, ſo wünſchenswerth es auch iſt, wird er ſchwerlich durchdringen, da ſeine Geiſtlichen nicht aus Ueberzeugung, ſondern nur aus Furcht die verwegenen Schritte gutheißen; und bereits hat Verfolgung Andersdenkender begonnen. Unmittelbare chriſtliche Nachbarn hat er nicht; von dem nördlichen Abyſſinien iſt er durch Gallaſtämme, die den Islam angenommen haben, getrennt; gegen Süden, in welcher Richtung er beſtändig ſein Reich erweitert, wohnen kleine heidniſche Stämme, die nach und nach aufgerieben werden; gegen Oſten iſt ſeine natürliche Gränze die Wildniß der fanatiſchen und geſetzloſen Adaiel. Tief im Südweſten und Süden ſind noch kleine, ganz iſolirte Chriſtengemeinden vorhanden, die ſich in ihren unzugänglichen Gebirgen ſeit der Auflöſung des äthiopiſchen Reiches gegen die Angriffe der Moslem und Heiden gehalten haben, und von denen nicht viel mehr als der Name bekannt iſt; ſie ſind in den Provinzen Gurague, Cambat, Wolamo und Alaba.

Herrlicher Landbau iſt über Schoa und ſeine zinspflichtigen Provinzen ausgebreitet. Die europäiſchen Getreidearten in ſeltener Vollkommenheit, einige eigenthümliche, der Verpflanzung würdige Grasarten, Hülſenfrüchte, Baumwolle, die oſtindiſche übertreffend, ölgebende Samen aus der Familie der Korbblüthigen, Bananenfrüchte, einiges Gewürz, ſind in reicher Fülle vorhanden; der Bienen Arbeit erſetzt reichlich den Zucker; Viehzucht, zwar auf einer geringern Stufe denn unter den Galla, iſt mehr als hinreichend für den Verbrauch des Landes. Thoneiſenſtein in unerſchöpflichen Gruben deckt den ganzen Bedarf an Waffen und Werkzeug; die Wälder von Brenn- und Bauholz ſind noch nicht ganz abgetrieben trotz der unordentlichen Wirthſchaft. Dabey genießt das Land vermöge ſeiner außerordentlichen Höhe einer glücklichen Temperatur, die ſich ſtetig zwiſchen dem zweyten und ſechszehnten Grade der Reaumur'ſchen Scale bewegt; unerhörte Wohlfeilheit aller Bedürfniſſe, ſelten getrübter Friede, eine im Ganzen milde Regierung, Schutz von Recht und Eigenthum ſollte ſchnell die Bevölkerung vervielfachen; aber die Moralität iſt tief geſunken, die mit der geiſtlichen Obhut Betrauten ſind pflichtvergeſſen und ehrlos; früher unbekannte Seuchen deciminen das ſchwache Geſchlecht; nur ein kräftiges

Digitized by Google

Einſchreiten der erbarmenden Liebe mag ſeinem gänzlichen Verderben ſteuern.

Ohne Zweifel würde ein dauernder Verkehr des abyſſiniſchen Volkes mit chriſtlichen Nationen nur von erſprießlichen Folgen ſeyn: denn die Laſter, welche nothwendiger Weiſe auch ausgetauſcht werden würden, ſind beyden Theilen nicht fremd. Getreide, Kaffee, Baumwolle und Virh ſind zwar vorerſt die einzigen Artikel, die ſich zur Ausfuhr eignen; und ſo lange nicht eine Waſſer-Communication eingerichtet iſt, werden ſelbſt dieſe ſchwerlich lohnend genug ſeyn; abrr die Fähigkeit des Bodens zur Erzeugung verſchiedener Colonial-Gewächſe iſt noch nicht erprobt, in der Viehzucht keine Veredelung verſucht, Werk-Metallen noch nicht genugſam nachgeſpürt, überhaupt auf eine Ausfuhr, die bisher ſo unbedeutend und ſchwierig war, keine Rückſicht genommen. Unbekannt mit den Bedürfniſſen eines feineren Lebens, und zufrieden mit dem Reichthume ihrer Heimath haben die chriſtlichen Abyſſinier bis jetzt gänzlich des auswärtigen Handels ſich enthalten. Gemünztes Silber, Eiſen-, Kupfer-, Meſſing- und Zink-Geräthe, Glas, Glasperlen, gefärbtes Garn, und Pfeffer ſind allein die von auswärts bezogenen Artikel; ſtrenge, jetzt abgeſchaffte Geſetze gegen Luxus in Kleidern und Geſchmeide, und ein allgemeiner Widerwille gegen die Sitten der Fremden, das heißt der Muhamedaner, ihrer Erbfeinde, ſind einer weiteren Ausbreitung des Handels bisher im Wege geſtanden.

Menſchenverkauf iſt den Unterthanen des Königs von Schoa bey Lebensſtrafe verboten; nur wenn ein gekaufter Heide oder Moslem hartnäckig die Annahme des chriſtlichen Glaubens verweigert, mag er mit ausdrücklicher Bewilligung des Königs an einen durchziehenden Sklavenhändler wieder verkauft werden; denn jenſeits der See im Nordoſten iſt ja Jeruſalem, deſſen geiſtiger Segrn an dem Verblendeten nicht verloren ſeyn wird! Sklaverey iſt lebenslänglich und erblich; wenn aber entweder Vater oder Mutter dem freyen Stande angehört hat, ſind die Kinder frey. Emancipation nach langer Dienſtzeit, ſelbſt Aufnahme in die Familie des Gebieters findet häufig Statt, Mißhandlung oder Todſchlag eines Sklaven wird mit gleicher Strafe heimgeſucht, als ob an einem Freyen das Verbrechen begangen worden wäre. Ueberhaupt nimmt ſich das Geſetz väterlich der Heimathloſen an; Gaſtfreundſchaft iſt noch eine heilige Pflicht; alle Fremden innerhalb der Grenzen von Schoa werden während ihres ganzen Aufenthalts daſelbſt auf königliche Koſten unterhalten und bey ihrer Abreiſe beſchenkt. Künſte und neue Erfindungen ſind willkommen, ſobald ſie nicht von Muhamedanern herrühren, oder nicht zu unbegreiflich ſind, in welchem Falle ſie dem böſen Feinde zugeſchrieben und verdammt werden.

Als zu Ende des letzten Jahres die Regen ungewöhnlich lang anhielten und durch die Calamität eines Erdbebens ein Schrrcken über das Land kam, willigte der König endlich in die längſt begehrte Verabſchiedung ſeiner Gäſte. Wohl würdigend ihre verdienſtlichen Beſtrebungen, ihre geiſtige Urberlegenheit, ihre mancherley Talente und Fertigkeiten, die er ſattſam erprobt hatte; gründlich überzeugt von ihren friedfertigen, wohlwollenden Abſichten, wünſchte er wenigſtens einige ſeiner Freunde bey ſich zu behalten; aber andere Rückſichten bewogen die Regierung von Bombay, die Geſandtſchaft abzurufen. Bürgerkrieg im nördlichen Abyſſinien und erklärte Frindſeligkeit der nächſten muhamedaniſchen Staaten gegen die neuen Bundesgenoſſen des Königes von Schoa, ließ keinen anderen Rückweg offrn als die ſo beſchwerlich gefundene Straße durch die Wüſte; aber die beſſere Jahreszeit hatte Brunnen gefüllt, Futter brreitet, die Hitze gemäßigt, die Nomaden von der Straſſe abgelenkt; ohne Unfall und in kürzeſter Zeit gelangte die Geſandtſchaft wieder an die Meeresküſte. Den fünften Theil der Leute hatte im Beginne der Reiſe der Mordſtahl der Beduinen erreicht, und die Geſundheit einigrr war untergraben; dieß ſind allerdings ſchwrre Opfer; aber die gewonnenen Reſultate wiegen ſie dennoch auf. Befreyung durch gütliche Mittel von ſiebentauſend unglücklichen Mitmenſchen aus hoffnungsloſer Sklaverey; Milderung unſäglichen Elends durch ärztliche Behandlung von mehr denn zweytauſend Leidenden; Abſchließung eines Freundſchaftstraktates mit Schoa, wodurch eine neue Route in das Innere von Afrika geöffnet wird; Erkundi-

Digitized by Google

gung der Mittel und Wege, dem Sklavenhandel im nordweſtlichen Afrika Beſchränkung und Ziel zu ſetzen; wichtige Bereicherungen der Geographie und Naturwiſſenſchaften; dieß ſind mehr als gewöhnliche Erfolge, die zu eifrigem Streben nach dem vorgeſteckten Ziele ermuthigen, und die Theilnahme aller Menſchenfreunde in hohem Grade anſprechen. —

Verzeichniß

der ſeit dem Monate July bis Auguſt 1843 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingegangenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der Royal Astronomical Society of London:

Memoires. Vol. XII. XIII. VIV. London 1842. 43. gr. 4.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. III. Novbr. 1838 to June 1842. Vol. IV. part. I. 1842 — 43. No. 92. London 1842. 43. 8.

Transactions. Second series. Vol. VI. Part the second. London 1843. gr. 4.

List of the geological Society (March 1843.) 8.

Von der Société de l'Histoire de France à Paris:

Bulletin. Tom. premier. No. I — VI. Juillet — Decbr. 1834. Tom. second. No. I — XII. Janvier — Decbr. 1835. Paris. 8.

Histoire Ecclésiastique des Francs par Georges Florent Grégoire. Tom. I. u. II. 1. u. 2. partie. Paris 1836 — 38. gr. 8.

Correspondance de l'Empereur Maximilian I. et de Marguerite d'Autriche. Tom. I. u. II. Paris 1839. gr. 8.

Les Coutûmes du Beauvoisis par Philippe de Beaumanoir. Tom. I. u. II. Paris 1842. gr. 8.

Oeuvres complètes d'Eginhard. Tom. I. u. II. Paris 1840. gr. 8.

L'Ystoire de li Normant et chronique de Robert Viscart. Paris 1835. 8.

Mémoires de Pierre de Fenin. Paris 1837. 8.

Lettres du Cardinal Mazarin à la princesse Palatine etc. Paris 1836. 8.

De la conqueste de Constantinople par Joffroi de Villehardouin. Paris 1838. 8.

Histoire des Ducs de Normandie et des rois d'Angleterre. Paris 1840. 8.

Lettres de Marguerite d'Angoulême. Paris 1841. gr. 8.

Mémoires et lettres de Marguerite de Valois. Paris 1842. gr. 8.

Nouvelles lettres de la Reine de Navarre. Paris 1842. gr. 8.

Annuaire historique pour les années 1837 — 43. Paris 1837 — 43. 12.

Von dem Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom. II. Livraison 3. und 4. Paris 1841. gr. 4.

Von der Société française pour la conservation etc. des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France; dirigé par Caumont. 9 Volume. No. 5. u. 6. Paris 1843. 8.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tom. XVI. No. 16 — 25. Avril — Juni. T. XVII. No. 1. Juillet. Paris 1843. 4.

Von der Imprimiérie Royale à Paris:

Journal des Savants. Février — Mai 1843. Paris 1843. 4.

Von der Academia of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. 1. Novbr. and Decbr. 1842. No. 20. 21. Vol. I. March and April 1843. No. 24. 25. Philadelphia 1843. 8.

Von der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfte Folge. Zweyter Band von d. J. 1841 — 42. Prag 1843. gr. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe am 9. December v. J. las 1. Hr. Prof. Dr. Erdl: **Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Naturwiſſenſchaften in Spanien.**

Seit einem Decennium ſeßelt nun Spanien die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf eine ſo traurige Weiſe, daß es verzeihlich ſeyn dürfte, wenn man jenes Land nur mit einem ungünſtigen Vorurtheile beträte. Man malt ſich ſeinen Zuſtand, den man gewöhnlich aus oft lügenhaften und meiſtens übertriebenen Zeitungsnachrichten erfährt, gerne im falſchen Lichte: denn einerſeits ſpricht ſchon die Länge der Zeit, ſeit welcher daſelbſt die Zerwürfniſſe dauern, dafür, daß die Verwüſtungen ungeheuer ausgedehnt und intenſiv ſeyn müſſen, theils erwartet man auch von dem feurigen Charakter der Spanier ein raſches Handeln nicht minder, als eine blinde Wuth. Dabey ſind die Revolutionen in Frankreich noch in ſo friſchem Andenken, daß man ſie unwillkührlich als Maaßſtab nimmt — und in der That, wären Spaniens Bewohner Franzoſen, und hätten ſie als ſolche ſeit zehn Jahren die Revolution fortgeführt, dann wohl wäre das ganze Land jetzt nur mehr ein mit Schutt bedeckter Leichenacker. Aber glücklicher Weiſe konnte es bey Spaniern ſo weit nicht kommen, ſey es, daß ſie nicht Kraft genug, oder, was wohl richtiger ſeyn dürfte, zu viel Nüchternheit beſitzen, um ſich und ihr Eigenthum gegenſeitig zu vernichten.

Ein ſchöner Adel wurzelt tief im Charakter dieſes Volkes, wenn auch die an den Tag hervorbrechenden Zweige ausarten: aber ſie arten nur aus, weil die Hand eines klugen, thatkräftigen Gärtners fehlt, der ſie gehörig beſchnitte und richtete und das ſchädliche Gift aus der Luft, die ſie athmen, entfernte. Die ganze traurige Gährung iſt nicht aus dem Innern des Volkes hervorgetreten, ſondern mehr von außen hinzugekommen, obwohl man nicht in Abrede ſtellen kann, daß es wenigſtens einige Dispoſition dazu ſchon aus Amerika ſich geholt habe.

Gegenwärtig zwar vergeht wohl kein Tag, der nicht einige größere oder kleinere traurige Ereigniſſe erblickt hätte, welche das übrige Europa mit Schauder erfüllen. Erſt vor kurzer Zeit hatten zwey Fiſcher in Malaga wegen einer höchſt geringfügigen Sache eine Wette mit einander eingegangen und in Ermanglung von Geld oder geldwerthen Gegenſtänden ausgemacht, daß der, welcher verlöre, von dem andern ſich einen Meſſerſtich müßte geben laſſen. Die Wette wurde auch durchgeführt und der verloren hatte empfieng ganz willig und ohne etwas dagegen einzuwenden von ſeinen Kameraden den Meſſerſtich, an welchem er wenige Stunden hernach ſtarb. Der Mörder ſelbſt wurde bald nach verübter That feſt genommen, konnte aber nicht begreifen, mit welchem Rechte das Gericht ſich ſeiner bemächtigte, denn: die Sache, behauptete er, wäre zwiſchen ihm und ſeinem Kameraden ſo ausgemacht geweſen. Aehnliche und noch derbere Vorfälle ſind leider ſehr häufig, aber ſie ſind doch wohl nicht Frucht der Schlechtigkeit, denn vielmehr als Beweis der Ungezogenheit des Volkes zu betrachten; auch

Digitized by Google

darf das Treiben Einzelner und ſelbſt des ganzen Pöbels nie der Maaßſtab des Charakters einer Nation ſeyn, am wenigſten in Spanien, wo man faſt eben ſo viele Völker als Provinzen zählen möchte. Eine kurze Ueberſicht des Landes und ſeiner Bewohner möge den Beweis hiefür geben.

Beym Eintritte in die nordweſtlichen Theile der Pyrenäen erſtaunt man über die Friedlichkeit, welche über jenen freundlichen Thälern ſchwebt. Die Städtchen und Dörfer ſind gut gebaut und von einem ſchönen kräftig ausſehenden, luſtigen Volke bewohnt; die eigenthümliche Volksmuſik, aus drey Trommeln und zwey Pfeifen zuſammengeſetzt lädt an Feyertagen von Mittag an, an Werktagen Abends Jung und Alt zum zierlichen Tanze auf dem Platze oder in geräumigen Straßen; Artigkeit und Dienſtfertigkeit bewähren ſie unter ſich nicht minder, als gegen jeden Fremden, und daß auch Arbeitsliebe unter ihnen zu Hauſe ſey, beweiſen die gut beſtellten Felder, Gärten, Häuſer und reinlichen Straßen.

Etwas anders wird die Scene von Hernani aus und nimmt an traurigem Ausſehen zu, je weiter man ſüdlich hinabgeht. Da begegnet das Auge überall aus dem Bürgerkriege ſtammenden Ruinen; ganze Dörfer liegen in Schutt und Aſche und begruben entweder ihre Einwohner beym Einſturze, oder machten ſie zu zahlreich herumirrenden Bettlern und Räubern. So, immer an Esparteros theuer erkauften Titel „Herzog von Vittoria“ gemahnt, gelangt man in die fürchterlich rieſenhaften Felſengruppen des Paſſes von Pancorbo, Wellington's ſpaniſche Thermopylen, und nach einem langen Wege durch das abwärts ſich ſenkende öde Land nach Burgos, das wie eine Oaſe in der Wüſte mit ſeiner thurmreichen, ſtolzen Kathedrale ſchon von ferne dem mißmuthigen Wanderer Erquickung verſpricht. Immer öde, ſteril und von wenigem ſchlechtem Geſindel bewohnt iſt die weitere Strecke bis in die Sierra de Guadarama, deren nördliche Hälfte noch einiges Grün, die ſüdliche aber, was wohl bey allen Gebirgszügen der wärmeren Länder der Fall zu ſeyn ſcheint, einen deſto ſterileren Charakter zeigt. Weit und breit durch beyde Caſtilien, öſtlich bis Aragon, bis Leon weſtlich, ſieht man da nichts, als ungeheuere Granitblöcke, oft zu ſchauerlich drohenden Säulen auf einander liegend, kaum hie und da einen Fuß breit Erde mit mattem Grün und einzeln ſtehende Häuſer, die mehr regelloſen Steinhaufen gleichen und in Lumpen gehüllte, halb verhungert ausſehende Bewohner bergen.

Näher bey Madrid werden Land und Leute wieder etwas beſſer, gewinnen aber durchaus kein freundliches Aeußeres.

Die Mancha mit ihren weiten fruchtbaren Ebenen bietet ein neues Bild, desgleichen bisher nicht erſchienen war, langweilig zwar für den Reiſenden durch ihre Einförmigkeit, aber von größtem Nutzen für das ganze Land wegen des vielen und guten Getreides, das hier ohne Mühe gewonnen wird. Aber die Städte ſind klein und unanſehnlich; Schmutz in Straßen und Häuſern, die Luft weithin verpeſtende Aeſer von Eſeln, Maulthieren u. dgl., welche frey und unmittelbar vor den Thoren und Mauern der Ortſchaften liegen, verrathen hinlänglich die Nachläſſigkeit der ſonſt ziemlich gut ausſehenden, mit viel geſundem Verſtande begabten Bewohner.

Die Sierra Morena bildet den Uebergang zu einem in jeder Beziehung ganz auffallend vom übrigen Spanien verſchiedenem Lande, Andaluſia, das mit dem freundlichen Städtchen la Carolina eigentlich ſeinen Anfang nimmt. Vom Norden her durch die Sierra geſchützt, nach Süden hin offen und tiefer gelegen, als die bisher durchwanderte Strecke, empfängt Andaluſia von einem meiſtens wolkenloſen, wundervoll klaren Himmel herab glühendere Sonnenſtrahlen als vielleicht das ganze übrige Europa. Die kraftvolle Wirkung dieſer ungewöhnlichen Wärme tritt auch wieder in Pflanzen und Menſchen und in ihren Wohnungen hervor: nirgends iſt der Oelbaum ſo groß und ſo ergiebig, wie hier; Chamaerops humilis, der nur ſelten in den nördlicheren Theilen geſehen wird, erſcheint hier als der gewöhnlichſte Strauch; alle Gärten und Felder ſind mit rieſenhaften Agaven umzäunt, deren gewaltige Blumenſchafte nur von der ſchlanken Pinus maritima und der Dattelpalme überragt werden; afrikaniſchen Inſecten, Vögeln und ſelbſt Am-

Digitized by Google

phibien und Säugethieren begegnet man da an allen Orten.

Cordova und Sevilla vorzugsweiſe treten als die Central- und Glanzpunkte der ganzen Provinz hervor, deren Originalgepräge ſie auch völlig an ſich tragen: und wie denn der Menſch in der Regel der Natur gleicht, die ihn umgiebt, ſo findet man auch hier einen ſchönen Volksſchlag, der ſtolz an Körperbau und Charakter, mit zügellos ſprudelnder Phantaſie begabt, in Muſik und Poeſie ſich beſtändig wiegend, wie berauſcht von der reinen Luft durch dieſe üppige Natur ſchwärmt und als gewandter Redner aber ſchlechter Arbeiter mit Prahleren und Verachtung alles Fremden ſeine eigenen Blößen zu decken ſucht. Hier beſang und beſingt man in unzähligen Liedern gleich Paradieſen die höchſt langweiligen Ufer des Quadalquivir; hier unter den prachtvollen Denkmälern der Mauren arbeiten die Maler in niederländiſchen Geſchmacke, hier ruft man Espartero, Isabel, Libertad durch einander und lebt dabey doch ziemlich friedlich zuſammen.

Noch bunter wird das Bild, betrachtet man auch die ſüdliche Spitze Andaluſiens, auf die ſogar eine überſeeiſche Macht ihre gewaltige Hand legt; — es iſt auch in der That, als läge zwiſchen Gibraltar und dem übrigen Spanien ein weites Meer, das nur für Verbrecher von beyden Seiten, wenn ſie eine Freyſtätte ſuchen leicht paſſirbar, für alles Uebrige aber nicht zu überſetzen wäre. Denn auch abgeſehen von den Affen, die um den Narrenthurm herumſpringen, abgeſehen von dem bunten Gemenge der Nationen zweyer Welttheile, die hier unter einander wogen, mag man des Eigenthümlichen genug darin erblicken, daß hier der Menſch die Natur meiſtert, während im übrigen Andaluſien umgekehrt die Natur den Menſchen beherrſcht. Die urſprünglich kahlen, glühenden Felſen ſind mit Erde bedeckt und in Gärten umgewandelt worden, aus denen die köſtlichſten Blumen und Bäume, welche die übrigen Welttheile erzeugen, ſo üppig und duftreich, als wüchſen ſie hier wild, dem wie bezaubert ſtaunenden Wanderer des Nordens entgegenlachen; zu den unzugänglichſten Felſenſpitzen hat man Wege gebahnt und Häuſer und Gärten auf ihnen errichtet; und gerade die höchſte, ſteilſte Felſenwand hat man ſo weit ausgehöhlt, um mit den in ihr aufgepflanzten Kanonen die ganze Stadt und den ganzen Hafen in ihrer vollen Ausdehnung beherrſchen zu können.

In der That, keinen Landſtrich hat die übrige Erde aufzuweiſen, der Andaluſien, kein Volk, das ſeinen Bewohnern gliche; ſchon die nächſten Nachbarn, die Bewohner der Provinz Granada, ſind ernſter und kälter, gleich ihrem romantiſchen, mit der Sierra Nevada geſchmücktem Lande. Aber weiter hinauf, von Alicante bis zum öſtlichen Ende der Pyrenäen, wo überall dem Auge die herrlichſten Gegenden, die üppigſte Vegetation begegnen, wo die Natur aufs reichlichſte jede geringe Bemühung der Menſchenhand lohnt, zeichnet ſich das Volk wieder durch Leichtſinn und verkehrte Aeußerung ſeiner urſprünglich guten geiſtigen Gaben aus. Während eine gewaltige Indolenz in und um Valencia herrſcht, wo ſchon, beſonders von Villa nueve de Guao her die hohen, phlegmatiſchen Strohdächer der Bauernhäuſer dem Reiſenden verkünden, daß er hier mit anderen Leuten als im übrigen Spanien zu thun habe, und Land und Volk in vielen Beziehungen Aehnlichkeiten mit Holland zeigen, macht ſich in dem oberen Landſtriche ſpaniſcher Stolz und Großmuth bey jeder Gelegenheit geltend, ohne das Mittel zu prüfen, daß ihn zu ſeinem Zwecke führt und ohne im mindeſten die Folgen zu berechnen, die unvermeidlich kommen müſſen.

Dieſes ſind die Bewohner Spaniens, von denen jeder Theil von dem anderen durch Mangel an Handel und durch gewaltigen Provincialſtolz geſondert und abgeſchloſſen nach dem Zuge, der in ihm vorhanden iſt, ungehindert dahin lebt. Bloß Räuber auf allen Straßen, durch den lange dauernden Brudermord demoraliſirte und in jeder Hinſicht herabgekommene Soldaten ſind dem ganzen Lande, allen Provinzen gemeinſam. Die Regierung aber ſelbſt hatte bisher weder Kraft noch Mittel genug, um das Gute zu ſchützen oder gar zu fördern, noch konnte ſie das Schlechte hindern; daher vermochte ſie auch nicht ein vereinigendes Band um die verſchiedenen Elemente des Landes zu ſchlingen.

Digitized by Google

Madrid, ſchon durch ſeine Lage die Hauptſtadt des Landes ſchließt nun alle Elemente, die im ganzen Lande zerſtreut ſind, freylich nicht harmoniſch geeint, ſondern nur chaotiſch unter einander geworfen, in ſich: gute und ſchlechte Straßen, Paläſte und elende Hütten neben einander ſelbſt in der calle de Alcalá, Volk aus jeder Provinz, Repräſentanten aller Parteien und Bewegungen, Agenten und Spione jeder größeren Räuberbande. Und hier iſt auch der Hauptſitz der Wiſſenſchaften und Künſte. Hier iſt es für einen Spanier rein unmöglich, ruhig zu leben; auch mit dem beſten Willen kann er ſich der politiſchen Umtriebe nicht entſchlagen, zu denen überdieß ſchon ſeine Natur tendirt. Künſtler und Gelehrte, wie überhaupt die gebildeteren Männer werden ſtets von allen Parteyen geſucht, täglich beſtürmt und geworben und dadurch häufig von ihrem eigenen Berufe abgezogen.

Alles das ſpricht wohl ſehr ungünſtig für den Stand der Künſte und Wiſſenſchaften: beſonders der Naturwiſſenſchaften, welche nicht vom menſchlichen Verſtande allein kultivirt werden können, ſondern auch äußere, materielle Mittel verlangen, wenn ſie gedeihen ſollen. Ueberdieß iſt wohl nichts natürlicher, als der Gedanke, Spanien müſſe in früheren Zeiten aus ſeinen reichen überſeeiſchen Beſitzungen manches Schöne und Koſtbare für ſeine Sammlungen erworben haben, das nun während der langen Unruhen kaum verſchont geblieben ſeyn dürfte.

(Fortſetzung folgt.)

Verzeichniß

der ſeit dem Monate July bis Auguſt 1843 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingegangenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von dem archäologiſchen Vereine zu Rottweil in Württemberg:

Jahresberichte. II — IV. incl. 1835 — 38. Stuttgart. 8.

Von dem Vereine für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Denkmale des Alterthums und der alten Kunſt im Königreiche Württemberg. Stuttgart und Tübingen 1843. 12.

Von dem Vereine für Kunſt und Alterthum in Ulm:

Verhandlungen. Erſter Bericht. Ulm. 1843. 4.

Kunſtblätter aus dem Chorgeſtühle im Ulmer Münſter. gr. Fol.

Von dem Verein für Geſchichte und Alterthumskunde in Wetzlar:

Statuten des Vereines. Wetzlariſche Beyträge für Geſchichte und Rechtsalterthümer von Wigand. I. Bd. 1 — 4. Heft. II. Bd. 1. u. 2. Heft. 1841. 42. Wetzlar. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Von dem Herrn Dr. Airy, Director des k. Obſervatoriums zu Greenwich:

Tides and Waves extracted from the encyclopaedia Metropolitana. London 1843. gr. 4.

Von Herrn Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt:

Fontes rerum Germanicarum. I. Band. Stuttgart 1843. 8.

Durch Herrn de Caumont in Caen:

Annuaires des cinq departements de l'Ancienne Normandie. Caen 1842. 8.

Séances Générales tenues en 1842 par la société française pour la conservation des monuments historiques. Caen 1842. 8.

Vom Herrn Anatole von Demidoff in St. Petersburg:

Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée. Tom. II — IV. (Mit 15 Tafeln in gr. Fol.) Paris 1842. gr. 8.

Vom Herrn Dr. Eduard Eichwald in St. Petersburg:

Fauna Caspio-Caucasia, nonnullis observationibus novis. Petropoli 1841. gr. 4.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

. Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe am 9. December v. J. las 1. Hr. Prof. Dr. Erdl: Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Naturwiſſenſchaften in Spanien.

(Fortſetzung.)

Aber ſo wie die zehn Bilder von Raphael, die herrlichen Titiane, Guido Reni, Albrecht Dürer u. dgl. mit vielen Hunderten von Bildern der größten Meiſter aller Schulen im real Museo, wie die ſilbernen Rüſtungen und goldenen Waffen in der Armeria noch unangetaſtet hängen, ſo liegt auch noch der 16 1/2 Pfd. ſchwere Klumpen reinen natürlichen Goldes nebſt den überaus koſtbaren anderen Gold- und Silberſtufen und Edelſteinen wohlerhalten in der mineralogiſchen Sammlung. Nichts von dem, was vor der Revolution zugegen war, hat Schaden gelitten, ja, die Sammlungen haben ſich ſogar vermehrt und mitten in den Wirren iſt ein höchſt großartiges Inſtitut, die mediciniſche Schule ganz neu entſtanden.

Seitdem die von Ximenes gegründete Univerſität zu Alcalà (de Henares) nach Madrid verlegt wurde, concentrirte man in der Hauptſtadt die ausgezeichneteren Gelehrten und beſſeren Sammlungen des Landes, ſo daß nun ein Fremder ſo Manches ſehen und ſehr intereſſante Bekanntſchaften mit Männern machen kann, deren Namen er zwar vorher nie gehört hat, die aber ihrer Gediegenheit wegen jedem Lande des gebildeten Europas Ehre machen würden.

Die Univerſität befindet ſich in einem Kloſtergebäude an der Puerta de Bilbao, einer ziemlich ſchlechten und nur für einſtweilen hiezu verwendeten Lokalität, worin vorzugsweiſe philoſophiſche, theologiſche und juridiſche Vorleſungen gehalten werden. Die Kloſterkirche dient als Feſtſaal beſonders für Promotionen, welche manches Eigenthümliche an ſich haben, und noch durch große Theilnahme von Seite des Publikums, beſonders der Damenwelt, durch luſtige Muſik während des feyerlichen Actes, (wo ein deutſcher Reiſender nicht wenig überraſcht wird, wenn, ſobald der Promovent beginnt knieend und mit über die Bruſt gekreuzten Händen das Glaubensbekenntniß abzuleſen, vom Orcheſter auf einmal Strauß'ſche Walzer losbrechen) ſo wie durch reichlichen Schmaus zu Feſtivitäten werden, welche die ganze Stadt intereſſiren.

An der Puerta de Atocha iſt die mediciniſche Schule, eines der größten und prachtvollſten Gebäude von Madrid. Vor 8 Jahren hat man ſeinen Bau begonnen und, obwohl man ſeiner völligen Vollendung erſt im nächſten Jahre entgegen ſieht, wird die Schule ſchon ſeit 2 Jahren von meiſtens über 300 Medicinern beſucht. Ein zweckmäßig eingerichtetes, großes Spital, Gebäranſtalt, Anatomie mit prächtigen Präparirſälen, beſonderen Arbeitszimmern für das angeſtellte Perſonal und für phyſiologiſche Verſuche, mit großen Sälen für die Sammlungen, mit Küche, Hofräumen und Terraſſen verſehen, dann ein chemiſches Laboratorium, fünf große Hörſäle für mediciniſche, chirurgiſche, geburts-

Digitized by Google

hülfliche, anatomiſche und phyſiologiſche Vorleſungen, eine Apotheke, zwey Operationsſäle, zwey Säle für Feſtlichkeiten und Verſammlungen, eine ausgedehnte höchſt prachtvolle Wohnung für den Vorſtand der Anſtalt nebſt Sitzungsſälen, einzelne Zimmer für die Profeſſoren, um ſich dort vor und nach den Vorleſungen aufhalten zu können, eine ziemlich umfangsreiche Bibliothek und die übrigen nöthigen Sammlungen finden ſich in dieſem Gebäude ſo zweckmäßig vereinigt, daß ſie ein ſchönes harmoniſches Ganzes bilden und nie eine Abtheilung auf die andere ſtörend einwirken kann. Die hier aufgeſtellten Sammlungen ſind zum Theile noch ziemlich klein und erſt im Werden, wie z. B. die anatomiſche, zu der aber ſeit einem Jahre durch kräftiges Zuſammenwirken von Gelehrten und Künſtlern ein ſchöner Grund gelegt wurde. Demungeachtet fehlt es aber nicht an intereſſanten ſowohl phyſiologiſch- als pathologiſch-anatomiſchen Objecten, worunter eine große Reihe höchſt prachtvoller Präparate des Gehörorganes des ausgewachſenen Menſchen und die erodirten Gefäßpräparate von Drüſen und Blutganglien als vorzüglich zu erwähnen ſeyn dürften.

Ganz nahe an der mediciniſchen Schule am unteren Ende des Prado iſt der botaniſche Garten. Sein jardin botanico genannter Theil iſt eine geſchmackvolle Anlage, mehr für Spaziergehende, die ihn auch täglich von 5 Uhr Abends an fleißig beſuchen, denn für die Wiſſenſchaft berechnet. Eine große Cacteenſammlung dürfte das Wichtigſte ſeyn, was das dortige Glashaus bewahrt. Der andere, estudio de Botanica genannte, Theil enthält nur das für den Unterricht Nothwendigſte. Das ziemlich ungünſtige Klima Madrid's ſcheint die Urſache zu ſeyn, warum man hier keinen größeren Reichthum an ausländiſchen Pflanzen trifft.

Das Naturalienkabinet in der Calle de Alcalà enthält eine mineralogiſche, geologiſche und eine zootomiſche Sammlung. Die mineralogiſche Sammlung übertrifft an Reichthum und Pracht alles derartige, was ich bisher in Deutſchland, Frankreich, England und Italien geſehen habe, ſo daß mir aller Maaßſtab zum Vergleiche fehlt. Die zoologiſche Sammlung iſt dagegen arm und erſt jetzt fängt man an ſie zu ordnen, zu beſtimmen und die mitunter großen Lücken auszufüllen. Dennoch ſind das große Megatheriumſkelet, die afrikaniſchen Formen der Fauna des ſüdlichen Spaniens Gegenſtände, um die ganz Europa Madrid beneiden kann. Der bey weitem ſchwächſte Theil dieſer Anſtalt iſt aber die zootomiſche Sammlung, in welcher nur die aus neueſter Zeit ſtammenden Arbeiten die erfreuliche Ueberzeugung verſchaffen, daß hier nun auch für dieſen Zweig der Naturwiſſenſchaften ein großer Eifer und geſchickte Hände zur regſten Thätigkeit aufleben.

Noch ſind zwey Anſtalten zu erwähnen, welche an Großartigkeit nicht minder, als an Zweckmäßigkeit mit einander wetteifern: die pharmaceutiſche und die Bergwerksſchule. Erſtere in einer wunderſchönen Lokalität eingerichtet, beſitzt eine reiche Bibliothek, einen eigenen botaniſchen Garten, ein phyſikaliſches und Naturalienkabinet, eine ſehr große pharmaceutiſche Sammlung in zwey Abtheilungen, von denen die eine die rohen Stoffe, die zweyte die künſtlichen Präparate enthält, ein reichhaltiges Herbarium beſonders der officinellen Pflanzen, drey Hörſäle, deren zwey mit ſehr vollſtändigen Laboratorien verbunden ſind, und neben dieſen Zimmer und beſondere kleine Laboratorien für die Profeſſoren. — Die Bergwerksſchule iſt auf ähnliche Weiſe ausgerüſtet: eine Modell- und Inſtrumenten-Sammlung, Aelteres und Neues enthaltend, eine eigene Mineralienſammlung, von welcher beſonders der geognoſtiſche Theil ſehr umfangsreich erſcheint, Laboratorien in rieſigem Maaßſtabe dürften als beſonders bemerkenswerth in dieſer ſchönen Anſtalt hervorgehoben werden.

Dieſen Inſtituten gebricht es nun auch nicht an tüchtigen Gelehrten. Die Anatomen und Phyſiologen Hyſern und Toca, zugleich auch die renommirteſten Aerzte Madrids, der Zoolog Grälls, der Chemiker und Phyſiker Maſſarnau, der Pharmaceut Lallana, der Mineralog Ezquerra de Baio — um nur einige Namen anzuführen — beweiſen in Wort und That, daß ſie in ihren Wiſſenſchaften ſtets gleichen Schrittes mit dem übrigen Europa vorwärtsgehen; durch ihre große Zuvorkommenheit, durch ein ungezwungenes, biederes und cordiales Betragen gegen Fremde aber beweiſen ſie

Digitized by Google

ſich als Menſchen nicht weniger gediegen, denn als Gelehrte.

Konnten dieſe vom reinſten Eifer für das Gute beſeelten Männer vom Donner der Kanonen und vom Mordgebrülle der Inſurgenten umgeben die Wiſſenſchaften nicht nur erhalten, ſondern ſogar noch fördern, welche Auſpicien glänzen daraus für Spaniens Zukunft hervor, wenn einmal der Friede wieder ſeine ſegensreichen Schwingen über das Land ausbreitet.

Madrid iſt aber nur der Hauptſitz für Künſte und Wiſſenſchaften, und nicht der einzige Punkt, wo man ſich ihre Pflege angelegen ſeyn läßt. In jeder Provinz begegnet man oft ſehr reichhaltigen Privatſammlungen von Gemälden, Alterthümern und naturhiſtoriſchen Gegenſtänden, welche von ihren Eigenthümern meiſtens nur mit großen Opfern zuſammengebracht und erhalten wurden. Ueberhaupt lebt Liebe und Verehrung für die Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders aber auch für Naturwiſſenſchaft im ganzen Lande. Die Aerzte und Apotheker zeichnen ſich in dieſer Beziehung vorzüglich aus; bey ihnen wird man häufig von ausgebreiteten Kenntniſſen in der Naturgeſchichte und von ſchönen Sammlungen überraſcht, wie z. B. bey Dr. Elisalde, praktiſchem Arzte und Dr. Chape, Apotheker in Cadiz, was bey dem geringen Verkehre mit dem Auslande, deſſen reger Zunahme ſie ſehnlichſt entgegen ſehen, deſto ehrenvoller für ſie ſeyn dürfte. Selbſt der gemeine Mann freut ſich, wenn er etwas Ungewöhnliches findet und dieſes auf die uneigennützigſte Weiſe in die Hände Sachkundiger abgeben kann.

Herr Profeſſor Buchner las:

2. Verſuche über die Einwirkung der naßkühlen Witterung des Sommers 1843 auf die Blauſäure-Entwicklung in den Kirſchlorbeer-Blättern.

Man weiß, daß die Pflanzen in warmen Ländern im Allgemeinen reicher ſind an Aroma als unter gemäßigten Himmelsſtrichen, und daß ſie auch da in warmen trocknen Jahrgängen mehr ätheriſches Oel liefern als in kühlen feuchten Sommern. Man weiß ferner, daß mehrere Pflanzen aus den Gattungen Amygdalus und Prunus und andere Drupaceen durch Deſtillation mit Waſſer ein blauſäurehaltiges ätheriſches Oel liefern. Aus den zahlreichen Elementar-Analyſen, welche in neuerer Zeit von verſchiedenen Chemikern angeſtellt wurden, ſcheint hervorzugehen, daß jedes ätheriſche Oel, ſo lange es ſich im unzerſetzten Zuſtande befindet, eine ſtets gleiche Conſtitution behaupte, gleichviel ob es ſich in einem warmen oder kühlen Sommer entwickelt hat.

So aber verhält es ſich nicht mit dem Cyan- oder Blauſäure-Gehalt des ätheriſchen Oels der bittern Mandeln, Pfirſichkerne, Kirſchlorbeerblätter u. ſ. w.; wenigſtens haben Biſchoff, Trautwein und andere Apotheker gefunden, daß das aus Italien bezogene Kirſchlorbeer-Waſſer mehr ätheriſches Oel und weniger Blauſäure enthält, als daſſelbe Deſtillat von Kirſchlorbeerblättern aus unſern deutſchen Gärten; ferner daß dieſes Vegetabil in mehr nördlichen Ländern und in vorherrſchend kühlen Sommern eine verhältnißmäßig größere Quantität Blauſäure und weniger ätheriſches Oel zu liefern ſcheint als in ſüdlichern und wärmern Gegenden.

Dieſe Thatſachen ſind in doppelter Hinſicht wichtig, nämlich 1) in pflanzenphyſiologiſcher, weil ſich daraus ergiebt, daß die Blauſäure kein weſentlicher und gleichbleibender Beſtandtheil des ätheriſchen Oels der Drupaceen iſt; und 2) in mediciniſcher, weil das Kirſchlorbeer-Waſſer und das ätheriſche Bittermandelöl- und Waſſer arzneylich angewendet nicht immer und überall dieſelbe Menge Blauſäure enthält und nicht gleiche Wirkſamkeit beſitzen kann, wenn nicht nach jedesmaliger Bereitung dieſer heroiſchen Arzneymittel der Cyan-Gehalt derſelben genau ausgemittelt und durch geeignete Correction auf ein beſtimmtes Verhältniß gebracht wird, welches geſetzlich beſtimmt werden müßte.

Die ungemein kühle und naſſe Witterung des Frühlings und Sommers 1843 veranlaßte mich über den Cyan-Gehalt des in dieſem Sommer zu München deſtillirten Kirſchlorbeer-Waſſers genaue Verſuche anzuſtellen und unter meinen Augen anſtellen zu laſſen.

Digitized by Google

In Beziehung auf die Witterungs-Verhältniſſe will ich zunächſt erinnern, daß wir zu München vom 1. April anfangend bis 31. Auguſt, alſo in 5 Monaten oder 153 Tagen nicht mehr als 42 heitere Sonnentage oder überhaupt nur 52 regenfreye, dagegen 101 Regentage gehabt haben, und daß die Mittagswärme nur in 31 Tagen 20° R. und wenig darüber im Schatten betrug. In der übrigen Zeit war die Mittags-Temperatur meiſtens unter 19, ja manchmal ſogar im Juny und July unter 15° R. Bey dieſen betrübenden Witterungs-Verhältniſſen, bey dem manchmal ziemlich lange anhaltenden Mangel an Sonnenſchein wurden die Pflanzenſäfte auffallend wäſſerig; die aromatiſchen Gewächſe, wie die Münzen, hatten einen ſchwächern Geruch und lieferten wahrſcheinlich auch weniger ätheriſches Oel als im vorigen trocknen Sommer.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der ſeit dem Monat July bis Auguſt 1843 an die k. Academie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Schluß.)

Vom Herrn Dr. Foelix in Paris:

Révue étrangère et française de législation. de jurisprudencence et d'économie politique. 3. Série. 10. année. 1843. Tom. deuxième. No. 6 — 8. Juin — Août incl. Paris 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Chriſt. Ludwig Gerling zu Marburg:

Beyträge zur Geographie Kurheſſens und der umliegenden Gegenden. I. u. II. Heft. Caſſel 1831. 8.

Vom Herrn J. van der Hoeven, Prof. te Leiden en de Vriese Prof. te Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Tiende Deel. 1 Stuk. Leiden 1813. 8.

Durch Herrn H. Jomard in Paris:

Premier vayage à la recherche des sources du Bahr-

El-Abiad ou Nil-Blanc ordonné par Mahommed Aly, Viceroi d'Egypte, sous le commandement du Capitaine de Fregatte Selim-Bimbachi. Paris 1842. 8.

Vom Herrn Manuel J. Johſon in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1840. Oxford 1842. 8.

Vom Herrn Karl Krell, Adjunct an der k. Sternwarte in Prag:

Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Dritter Jahrgang. Vom 1. Auguſt 1841 bis 31. Juli 1842. Prag 1843. gr. 4.

Vom Herrn Dr. Landerer, Prof. in Athen:

Beſchreibung der Heilquellen Griechenlands. Nürnberg 1843. 4.

Vom Herrn Franz Moth, Profeſſor in Linz:

Die Lagrange'ſchen Relationen und ihre Anwendung zur Ableitung aller Gleichungen der ſphäriſchen Trigonometrie. Salzburg 1832. 4.

Ueber die Theorie des Lichtes. Wien 1812. 8.

Sammlung von Formeln, Lehrſätzen und Aufgaben aus der Buchſtabenrechnung und Algebra. I. Abtheil. Linz 1843. 8.

Vom Herrn L. J. Pictet, Profeſſor der Zoologie und der Anatomie in Genf:

Histoire naturelle générale et particulière de Insectes Névropteres. (Famille des Perlides.) Genève 1841. gr. 8.

Vom Herrn v. Reiffenberg in Brüſſel:

La Meuse. Etudes faites par ordre du gouvernement Belge. V. Rapport du 23. Novbr. 1842. Bruxelles 1843. gr. fol.

Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pélerinage à Munich. Tom. I. II. Brux. et Lips. 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Friedrich Chriſtian Schönbein in Baſel:

Ueber die Häufigkeit der Berührungswirkungen auf dem Gebiete der Chemie. Baſel 1843. 4.

Von dem Herrn. Dr. Paul Wigand in Wetzlar:

Traditiones Corbeienses. Leipzig 1843. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe am 9. December vor. J. las Hr. Prof. Buchner:

2. Verſuch über die Einwirkung der naßkühlen Witterung des Sommers 1843 auf die Blauſäure-Entwicklung in den Kirſchlorbeer-Blättern.

(Schluß.)

Es war alſo nicht unintereſſant zu erfahren, wie ſich heuer die in hieſigen Gärten ſtehenden Kirſchlorbeer-Bäume hinſichtlich ihres Cyan-Gehalts verhalten. Ich wählte zu meinen Verſuchen in den erſten Tagen des Monats Auguſt einmal die dunkelgrünen ſteifen und vollkommen entwickelten Blätter von vorigjährigen Trieben des genannten Baumes; ein anderesmal die dießjährigen jungen Triebe mit ihren hellgrünen noch etwas weichen und nicht vollkommen ausgebildeten Blättern. Jedesmal wurden dieſe friſch gepflückten Blätter ſogleich gewogen, mit einem Wiegemeſſer fein zerſchnitten und ohne Zeitverluſt in Retorten gebracht. Auch mit der friſchen Rinde von 2 bis 3 jährigen Aeſten wurde ein vergleichender Verſuch gemacht. Da es bekannt iſt, daß die Kirſchlorbeer-Blätter auffallend weniger ätheriſches Oel und Blauſäure liefern, wenn man ſie nicht ſogleich nachdem ſie gepflückt ſind, der Deſtillation unterwirft, ſo wurde eine abgewogene Portion der jungen Blätter bey einem Temperaturwechſel von 12 bis 20° R. getrocknet, um zu ſehen, ob ſie nachher auch noch ein blauſäurehaltiges Deſtillat liefern. Sie ließen ihren Waſſergehalt nur ſehr langſam fahren, und verloren in Zeit von 20 Tagen 64 Procent an ihrem Gewichte.

Die Deſtillationen leitete ich genau nach der Vorſchrift der bayeriſchen Pharmakopöe, ſo daß auf 1 Gewichtstheil der friſchen Blätter oder Rinden 4 Theile Waſſer gegoſſen, und davon 1 Theil abdeſtillirt wurde.

Ich will mich hier nur auf die Mittheilung der Reſultate dieſer Verſuche beſchränken, indem ich das Ausführliche derſelben im Repertorium der Pharmacie bekannt zu machen gedenke.

1) 4 Unzen von dem Deſtillate der vollkommen entwickelten Blätter gaben mit ſalpeterſaurem Silber 10,70 Gran Cyanſilber, welche 2,07 Gran waſſerfreyer Blauſäure entſprechen. Dieſes Kirſchlorbeerwaſſer enthält alſo 0,10 Procent oder $\frac{1}{1000}$ Blauſäure.

2) 4 Unzen von dem Deſtillate der zarten Blätter, welche ſich erſt in dieſem Sommer entwickelt hatten, gaben ſogar 16,70 Gran Cyanſilber, oder 3,39 Gran waſſerfreyer Blauſäure; ſo daß dieſes Kirſchlorbeer-Waſſer 0,17 Blauſäure in hundert, oder 1,7 in 1000 Theilen enthält.

3) Dieſelbe Quantität der jungen Blätter zuerſt getrocknet und dann nach 20 Tagen auf gleiche Weiſe der Deſtillation unterworfen, lieferte ein De-

Digitized by Google

ſtillat von ſchwächern Geruche; 4 Unzen desſelben geben nur 1,16 Gran Cyanſilber oder 0,237 Gran Blauſäure; ſo daß dieſes Kirſchlorbeer-Waſſer in 1000 Theilen nur 0,123 Blauſäure enthält.

4) Die friſchen Rinden von zwey- bis drey-jährigen Aeſten des Kirſchlorbeer-Baumes genau in demſelben Verhältniſſe und auf gleiche Weiſe wie die Blätter mit Waſſer der Deſtillation unterworfen, gaben gleichfalls ein kräftiges aber doch etwas ſchwächeres Kirſchlorbeer-Waſſer als die friſchen Blätter, denn 4 Unzen des Deſtillats der Rinden gaben 8,40 Gran Cyanſilber oder 1,705 Gran waſſerfreyer Blauſäure, ſo daß in 1000 Theilen dieſes Kirſchlorbeer-Waſſers nur 0,8 Blauſäure enthalten ſind.

Bey Vergleichung dieſer Reſultate mit denjenigen, welche Hr. Apotheker **Biſchoff** in Zwickau in den Jahren 1839 und 1841 angeſtellt und öffentlich bekannt gemacht hat, beſtätigt ſich wirklich die merkwürdige Thatſache, daß der Kirſchlorbeer-Baum in trocknen warmen Jahrgängen mehr ätheriſches Oel und weniger Blauſäure entwickelt als bey naſſer und kühler Witterung; denn im Sommer von 1839 erhielt man ein Kirſchlorbeer-Waſſer, welches auf die von mir beobachteten Verhältniſſe berechnet, von 4 Unzen nur 5,689 Gran Cyanſilber oder 1,159 Gran Blauſäure lieferte; wogegen das im Sommer von 1841 dargeſtellte Deſtillat von 4 Unzen 11,25 Gran Cyanſilber, oder 2,293 Gran waſſerfreye Blauſäure gab, alſo nur wenig mehr, als ich aus den vollkommen entwickelten dunkelgrünen Blättern erhielt.

Bey Vergleichung der Witterungs-Verhältniſſe dieſer letzt genannten beyden Jahre wird man finden, daß der Sommer von 1839 ausgezeichnet heiß und vorherrſchend trocken war; wogegen ſich der Sommer von 1841 nach einem ſchönen trocknen und warmen May vorherrſchend feucht und nur mäßig warm, alſo der vegetabiliſchen Blauſäure-Entwicklung eben ſo günſtig zeigte, wie der Sommer von 1843.

Intereſſant iſt ferner das Ergebniß, daß die jungen Schößlinge und Blätter des Kirſchlorbeer-Baumes bedeutend mehr blauſäurehaltiges ätheriſches Oel geben als die dunkelgrünen mehr ſteifen Blätter von der vorigjährigen Entwicklung; daß dieſe mehr liefern als die Rinde von 2 bis 3 jährigen Aeſten; ferner daß der Cyan- oder Blauſäure-Gehalt in den ätheriſchen Oelen der Pflanzen-Gattungen Prunus und Amygdalus nicht conſtant iſt. Wichtig und betrübend erſcheint aber dieſes Ergebniß in mediciniſcher Beziehung, weil ſich der Arzt auf den Gehalt und die Wirkſamkeit des Kirſchlorbeer- und Bittermandel-Waſſers und überhaupt der vegetabiliſche Blauſäure nicht verlaſſen kann, wenn der Apotheker nicht jedesmal nach der Darſtellung dieſer Präparate mit möglichſter Gewiſſenhaftigkeit den wahren Cyangehalt derſelben beſtimmt und nach einer erſt zu erwartenden geſetzlichen Beſtimmung die nöthige Correction vornimmt.

Herr Profeſſor **Buchner** las ferner:

3. Bemerkungen über das Röhrenwaſſer aus dem Brunnhauſe von Brunnthal bey München und das Pumpbrunnenwaſſer der Stadt.

Schon vor mehr als 20 Jahren habe ich mich bey den chemiſchen Unterſuchungen des Waſſers aus verſchiedenen Quellen und Brunnen bey Landshut überzeugt, daß alles Waſſer, welches aus dem Kalkgerölle des Iſarthales zu Tage kömmt, ſchwach alkaliſch reagirt, und deſſen ungeachtet beym Kochen Kohlenſäure-Gas von ſich giebt, ferner daß es nebſt kohlenſaurem Kalk und kohlenſaurer Magneſia auch ſalpeterſaure Magneſia in nicht ganz unbedeutender Quantität enthält.

Vor etwa 10 Jahren wurde ich auch hier in München durch einen Bierbrauer veranlaßt, das Waſſer aus zwey Röhren-Leitungen und aus einem Pumpbrunnen zu analyſiren, und ich erhielt im Allgemeinen ähnliche Reſultate wie früher in Landshut; aber auffallend war mir, daß ich in dem Röhrenwaſſer von dem Brunnhauſe an der obern Lände kein ſalpeterſaures Salz finden konnte, das doch

in den übrigen von mir unterſuchten Brunnen unbezweifelbar nachgewieſen wurde.

Daß auch ſalpeterſaures Kali in dem hieſigen Brunnenwaſſer vorkomme, war meiner Aufmerkſamkeit entgangen. Dieſes Salz wurde indeſſen von Hrn. Hofrath Dr. Vogel in dem Röhrenwaſſer des allgemeinen Krankenhauſes entdeckt, deſſen Brunnhaus an der Müllerſtraße ſich befindet, und woher früher auch der botaniſche Garten ſeinen Waſſerbedarf bezog. Dieſe Entdeckung war nur dadurch möglich, daß man eine ungewöhnlich große Quantität des Waſſers der Abdampfung unterwarf und den Rückſtand zur Kryſtalliſation hinſtellte. Bey meinen Verſuchen wurden nie mehr als 12 Civilpfunde des Waſſers abgedampft, was nicht hinreichend zu ſeyn ſchien um die etwa vorhandene äußerſt geringe Menge des Kaliſalpeters auffinden zu können.

Durch eine phyſiologiſche Frage hat das Münchner Trinkwaſſer ein neues chemiſches Intereſſe gewonnen, als nämlich vor einigen Monaten ein Landmädchen Namens Maria Furtner aus dem Landgerichte Roſenheim hierher in das allgemeine Krankenhaus gebracht wurde, um dieſe Perſon mit zuverläſſigſter Genauigkeit zu beobachten, weil ſie angeblich bloß von Luft und Waſſer lebt und außer der Lungen-Ausathmung, Hautausdünſtung und dem Harne kein anderes Excrement von ſich giebt. Dieſe Maria Furtner wurde über 5 Wochen lang mit eben ſo vieler Schonung als Strenge beobachtet, und es beſtätigte ſich auch hier, was man früher ſchon im Landgerichte Roſenheim beobachtet hatte.

Es war alſo die phyſiologiſche Frage zu beantworten, ob ſich die Elemente des Blutes, der Knochen u. ſ. w. auch in der Luft und im Waſſer nachweiſen laſſen? In Beziehung auf Stickſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, Chlor, Natrium, Calcium, Magneſium und Schwefel war die Nachweiſung nicht ſchwierig; allein was das Eiſen und die phosphorſauren Verbindungen des Blutes betrifft, ſo war eine neue Unterſuchung des Trinkwaſſers nothwendig, deren ſich mein älterer Sohn, ſo wie der Löſung der übrigen chemiſchen Fragen in dieſer Angelegenheit mit möglichſter Sorgfalt unterzog. Es gelang ihm wirklich die Exiſtenz des phosphorſauren Kalkes und des Eiſens im Trinkwaſſer des allgemeinen Krankenhauſes mit aller Gewißheit nachzuweiſen. Dieſe Entdeckung war mir neu und intereſſant; denn ich glaube nicht, daß früher Jemand phosphorſaure Salze im hieſigen Quell- und Brunnenwaſſer aufgefunden habe.

Da ich mich ſchon ſeit längerer Zeit mit Arbeiten beſchäftige, welche einſt Beyträge zu einer Topographie von München zu liefern beſtimmt ſind, und da das Quellwaſſer aus dem Brunnthal, wovon in jeder Minute 2600 Maaß in die Stadt geleitet werden ſollen, für das reinſte und beſte gehalten wird und von mir früher noch nicht unterſucht worden iſt, ſo fieng ich auch damit eine vergleichende Unterſuchung an. Der phosphorſaure Kalk war darin ſehr leicht zu entdecken, weil ein Theil des Waſſers von Brunnthal zur Speiſung der dortigen Dampfmaſchinen verbraucht wird, ich hatte alſo nur nöthig den Keſſelſtein aus denſelben in Salzſäure aufzulöſen und mit ätzendem Ammoniak zu präcipitiren; den Niederſchlag auszuglühen und ſodann in Eſſigſäure aufzulöſen, wobey Eiſenoxyd zurückblieb. Die eſſigſaure Auflöſung lieferte mir über 3 Procent phosphorſauren Kalk nebſt phosphorſaurer Magneſia von dem Gewichte des Keſſelſteins. Das Uebrige war kohlenſaurer Kalk, kohlenſaure Magneſia, etwas Eiſenoxyd und organiſche Subſtanz, welche möglicher Weiſe auch vom Kitte der Dampfmaſchine herrühren konnte; denn das aus der Brunnthaler Quelle ſelbſt geſchöpfte Waſſer zeichnet ſich von dem übrigen Brunnenwaſſer der Stadt dadurch aus, daß es am wenigſten organiſche Verunreinigung enthält; durch Abdampfen hinterläßt es einen faſt kreideweißen Rückſtand von kohlenſaurem Kalk, kohlenſaurer Magneſia nebſt ſehr geringen Antheilen von ſchwefelſaurem Kalk, ſalpeterſaurer Magneſia, kohlenſaurem Natron und Chlornatrium. Einen Kaligehalt konnte ich nicht finden.

Ich werde mir nächſtens den concentrirten Waſſer-Rückſtand aus dem Brunnthaler Dampfkeſſel verſchaffen, um die auflöslichen Salze, welche in ſehr geringem Verhältniſſe vorhanden ſind, beſſer ſtudiren zu können.

Digitized by Google

Das Pumpbrunnen-Waſſer aus dem Hofraume des Auguſtinerſtockes iſt in München als ein vorzüglich gutes Trinkwaſſer bekannt; allein es ſteht dem Brunnthaler-Waſſer beträchtlich nach, denn es enthält mehr erdige und organiſche Theile; der Rückſtand nach dem Verdampfen desſelben beſitzt eine ſchmutzige ochergelbe Farbe und eine Neigung an der Luft feucht zu werden, was von einem größeren Gehalte an ſalzſaurem und ſalpeterſaurem Kalk nebſt Magneſia herzurühren ſcheint.

Das Waſſer vom Pumpbrunnen in meinem eigenen Hofraume an der Karlsſtraße fand ich noch unreiner, obgleich der Brunnen täglich viel geſchöpft wird; denn der Rückſtand nach dem Verdünſten des Waſſers beſitzt noch eine dunklere ochergelbe Farbe; er enthält übrigens dieſelben Beſtandtheile, wie das Waſſer aus dem Auguſtiner-Hofe.

Daß übrigens dieſes Pumpbrunnen-Waſſer ebenfalls phosphorſauren Kalk nebſt phosphorſaurer Magneſia in nicht ganz unbedeutender Menge enthält, fand ich bey der Unterſuchung des Keſſelſteins ſehr leicht; denn dieſer lieferte durch Auflöſen in Salzſäure und Präcipitation mit Ammoniak etwas über 5 Procent in Eſſigſäure auflösliche Phosphate.

Kohlenſaures Eiſenoxydul in ſehr geringer Quantität ſcheint im Waſſer der hieſigen Brunnen und Quellen überall vorzukommen, wenigſtens habe ich es in meinem Pumpbrunnen-Waſſer, ſo wie auch im Röhrenwaſſer aus dem Brunnenhauſe am Hofgarten mit Beſtimmtheit gefunden; daher iſt auch der Keſſelſtein, wenn er ſich auch in kupfernen Koch-Gefäſſen abgeſetzt hat, überall eiſenhaltig; auch nimmt das friſch geſchöpfte Waſſer mit Schwefelwaſſerſtoff-Ammonium leicht eine grünliche Farbe an.

Was die Temperatur der hieſigen Quellen und Brunnen betrifft, ſo fand ich dieſelbe im October dieſes Jahres zwiſchen 7 und 8° R. bey einer Luft-Temperatur, welche zwiſchen + 5 u. 11° R. wechſelte. Ich habe mir vorgenommen, die Temperatur-Beſtimmungen im nächſten Januar bey kaltem Wetter, ſo wie im künftigen Sommer an einem heiſſen Tage überall an den Quellen ſelbſt zu wiederholen.

Zur Beſtimmung der fixen Beſtandtheile pflege ich jedesmal 12 Civilpfunde Waſſer in einer Porzellänſchale bey gelindem Feuer verdunſten zu laſſen.

Das Brunnthaler-Waſſer hinterließ 39 Gran, das Pumpbrunnen-Waſſer aus dem Auguſtiner-Hofe 61 Gran, das Pumpbrunnen-Waſſer an der Karlsſtraße 62 Gran Rückſtand.

Mithin enthält das bayeriſche Maaß Brunnthaler-Waſſer nur 6,5, das Pumpbrunnen-Waſſer in der Stadt hingegen 10 Gran fixe Beſtandtheile, welche größtentheils kohlenſaurer Kalk, kohlenſaure Magneſia nebſt organiſchen Ueberreſten ſind, denn die übrigen Stoffe, nämlich der phosphorſaure Kalk, die phosphorſaure Magneſia, die ſalpeterſaure Magneſia, das ſalzſaure Natron ſo wie auch der Eiſen-Gehalt betragen verhältnißmäßig nur ſehr wenig.

Ich bin damit beſchäftigt, dieſe Reihe von Verſuchen fortzuſetzen, auch auf das Waſſer aus dem Iſarkanal oberhalb und unterhalb der Stadt geſchöpft, ferner auf das Waſſer der Quellen am linken Iſarufer bey Sendling und Thalkirchen auszudehnen, und die Reſultate derſelben in der Folge in einer überſichtlichen Zuſammenſtellung mitzutheilen.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Repertorium des chemiſchen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. Erſtes Heft 1841 — 1843. Berlin 1843. Verlag von C. G. Lüderitz.

Es iſt bereits in dieſen Blättern das im Jahre 1841 erſchienene Handwörterbuch des chemiſchen Theils der Mineralogie von demſelben Verfaſſer angezeigt worden; das vorliegende Repertorium bildet die Fortſetzung davon und es führt daher dieſes erſte Heft noch den beſondern Titel: „Erſtes Supplement zu dem Handwörterbuch des chemiſchen Theils der Mineralogie.“

Der Verf. hat die Materialien der Literatur von 1841 — 1843 ſehr ſorgfältig geſammelt, wie früher die neuen Analyſen ſelbſt berechnet und was durch die chemiſchen Arbeiten an ſtöchiometriſchen Zahlen ſich geändert hat, gehörig berückſichtigt. Es ergiebt ſich ein nicht unbedeutender Zuwachs an Novitäten, wovon einige der wichtigern folgende ſind.

Acadiolit. Bisher für Chabaſit gehaltenes Mineral aus Neuſchottland beſteht nach Thomſon aus

Kieſelerde	.	52,4
Thonerde	.	12,4
Eiſenoxyd	.	2,4
Kalkerde	.	11,6
Waſſer	.	21,6
		100,4

Rammelsberg berechnet daraus die Formel $\dot{Ca}^3 \dddot{Si}^4 + 2 \dddot{Al} \dddot{Si}^2 + 18 \dot{\bar{H}}$, worin das Kalkſilicat des Okenits erſcheint.

Der Amphodelit von Tunaberg iſt von Svanberg analyſirt worden. Die Analyſe führt zu der zuerſt von Nordenſkiöld aufgeſtellten Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si} + 3 \dddot{Al} \dddot{Si}$$

Die frühere Formel des Anorthits iſt durch eine Analyſe von Abich beſtätigt worden.

Der Anthoſiderit, ein neues Mineral von Antonio Pereira in Minas Geraes enthält nach Schnedermann:

Kieſelerde	60,08
Eiſenoxyd	34,99
Waſſer	3,59
	98,66

Die Formel iſt ſehr einfach, $\ddot{\bar{Fe}} \dddot{Si}^3 + \dot{\bar{H}}$

Der Aphrodit von Langbanshyttan enthält nach Berlin:

Kieſelerde	51,68	
Talkerde	34,07	
Manganoxydul	1,49	$\dot{Mg}^3 \dddot{Si}^2 + 2 \dot{\bar{H}}$
Eiſenoxydul	0,55	
Thonerde	0,13	
Waſſer	11,34	
	99,16	

Der Verſ. hat ein Arſenikantimon unterſucht, welches zu Allemont vorkommt. Die Analyſe gab:

Arſenik	62,15
Antimon	37,85
	100,00

Obwohl beyde Metalle iſomorph ſind, ſo ſcheint hier doch ein beſtimmtes Verhältniß vorhanden zu ſeyn und es entſpricht der Miſchung ſehr genau die Formel $Sb\,As^3$.

Der Arſeniosiderit von Romanèche iſt nach Dufrénoy's Analyſe weſentlich ein waſſerhaltiges arſenikſaures Eiſenoxyd, wahrſcheinlich mit fremdartigen Beymengungen.

Ein ſogenannter ſchillernder Asbeſt von Baltimore iſt von Thomſon analyſirt worden. Er ſtimmt bis auf einen größern Gehalt an Eiſenoxydul (mit der Talkerde vicarirend) mit dem Mineral von Reichenſtein überein.

Um nicht fortwährend an den Asbeſt zu erinnern, welcher eine ganz andere Miſchung hat, habe ich bereits den Namen Chryſotil dafür vorgeſchlagen.

Weitzendorff hat den langfaſrigen Asbeſt von Schwarzenſtein im Zillerthal analyſirt und gefunden:

Kieſelerde	55,869
Kalkerde	17,764
Talkerde	20,334
Eiſenoxydul	4,309
Manganoxydul	1,115
	99,391

Die Miſchung entſpricht folglich einem Augit-Asbeſt.

Der Babingtonit iſt endlich auch analyſirt worden.

Arppe fand:	Kieſelerde	54,4
	Eiſenoxydul	21,3
	Kalkerde	19,6
	Talkerde	2,2
	Manganoxydul	1,8
	Thonerde	0,3
	Glühverluſt	0,9
		100,5

Die Formel iſt $3\,\dot{Ca}\,\dddot{Si} + \dot{Fe}^3\,\dddot{Si}^2$.

Ein wegen ſeiner Einfachheit intereſſantes Thonerdeſilicat iſt der Bamlit von Bamle in Norwegen. Nach der Analyſe von Erdmann iſt ſeine Formel $\ddot{Al}^2\,\dddot{Si}^3$.

Die neuern Unterſuchungen über die Berillerde verändern die Formel des Smaragds in $\dot{Be}^3\,\dddot{Si}^2 + \dddot{Al}\,\dddot{Si}^2$.

Damour hat im Bleygummi von Huelgoet, der bisher für ein Aluminat von Bleyoxyd galt, 8 pro Cent. Phosphorſäure gefunden. Mit Hinweglaſſung einer geringen Menge von Chlorbley führt ſeine Analyſe zu der Formel $\dot{Pb}^3\,\ddot{P} + 6\,\ddot{Al}\,H^3$.

Berthier hat im Diſtricte Plateros in Mexiko reines Bromſilber entdeckt, welches dort häufig vorkommt und plata verde genannt wird. Er fand darin 57,56 pr. Ct. Silber. Das Bromſilber $Ag\,Br$ enthält 58,01 Silber und 41,99 Brom.

Einen von Savi bey Bourg de Monti Catini im Cecina-Thal in Toscana entdeckten Zeolith, welcher Caporcianit genannt wurde, hat Anderſon analyſirt. Seine Miſchung nähert ſich ſehr der des Skolezits.

Die Formel des Chromglimmers, welchen Schafhäutl Fuchſit genannt hat, giebt Rammelsberg =

$$3\left.\begin{matrix}\dot{Ka}\\\dot{Na}\\\dot{Mg}\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 8\left.\begin{matrix}\dddot{Al}\\\dddot{Gr}\\\dddot{Fe}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

Dabey iſt der geringe Gehalt an Fluorcalcium vernachläßigt. Die Miſchung kommt der des zweyarigen Glimmers von Kimito ſehr nahe.

Der Chryſoberill iſt neuerdings von Awdejew analyſirt worden. Die Miſchung giebt die Formel $\dot{Be}\,\dddot{Al}$ (das Atomengewicht von $\dot{Be}$ = 158,084).

Die Analyſen des Cordierits von Schütz

Digitized by Google

beſtätigen im Allgemeinen die frühern, er giebt indeſſen eine näher paſſende Formel =

$$2 \left.\begin{matrix} \dot{A}lg^3 \\ \dot{F}e^3 \end{matrix}\right\} \dddot{S}i^2 + 5 \ddot{\dot{A}}l \dddot{S}i$$

Plattner hat den Diadochit analyſirt und gefunden:

Eiſenoxyd	39,690
Phosphorſäure	14,811
Schwefelſäure	15,145
Waſſer	30,354
	100.

Der Verf. bemerkt, daß ſich aus dem gepulverten Diadochit durch Kochen mit Waſſer 12,6 p. C. Schwefelſäure ausziehen läßt, ohne daß ſich Eiſenoxyd auflöſt.

Es rührt dieſes von einer Zerſetzung her, wornach $3 \dddot{F}e \dddot{S}^2$ in $\dddot{F}e^3 \dddot{S}$ und $5 \dddot{S}$ zerfallen, weßhalb hier die Schwefelſäure ebenſo als ein weſentlicher Miſchungstheil angeſehen werden muß, wie im Eiſenſinter, für welchen ſie bisher als zufällig angenommen worden iſt. Die Formeln beyder Mineralien ſind mit Rückſicht hierauf, mit dem Unterſchied von Phosphorſäure und Arſenikſäure, ziemlich ähnlich.

Ein intereſſantes Mineral iſt der Eiſennickelkies von Lillehammer im ſüdlichen Norwegen. Er enthält nach Scheerer:

Schwefel	36,64
Eiſen	40,21
Nickel	21,07
Kupfer	1,78
	99,70

Die Formel iſt $\acute{N}i + 2 \acute{F}e$.

Der ſogenannte Puſchkinit von Wagner iſt nach Oſersky Epidot. Er zeichnet ſich durch Dichroismus aus.

Der Verf. hat den ſchwarzen Erdkobalt von Camsdorf bey Saalfeld unterſucht und, wie man ſchon früher vermuthet hat, gezeigt, daß er eine Verbindung von Manganperoxyd mit Kobalt- und Kupferoxyd ſey. Er giebt die Formel

$$\left.\begin{matrix} \dot{C}o \\ \dot{C}u \end{matrix}\right\} \ddot{M}n^2 + 4 \dot{H}$$

Der Esmarkit von Brewig in Norwegen iſt von Erdmann analyſirt worden. Die Formel iſt

$$\text{nahezu} \left.\begin{matrix} \dot{M}g^3 \\ \dot{F}e^3 \\ \dot{M}n^3 \end{matrix}\right\} \dddot{S}i^2 + 3 \ddot{\dot{A}}l \dddot{S}i + 3 \dot{H}, \text{ gleich}$$

der Miſchung des Fahlunits mit halbem Waſſergehalt.

Ein ſehr reines Antimonialfahlerz von Durango in Mexiko iſt von Bromeis analyſirt worden und zwey intereſſante Queckſilberhaltige Fahlerze haben Scheidthauer und Kerſten analyſirt. Das eine von Kotterbach bey Iglo in Ungarn enthält 7,52 Queckſilber und nur Spuren von Silber. Ihre Formel iſt.

$$\left.\begin{matrix} \acute{H}g^4 \\ \acute{F}e^4 \\ \acute{Z}n^4 \end{matrix}\right\} \begin{matrix} \dddot{S}b \\ \dddot{A}s \end{matrix} + 2 \dddot{C}u^4 \left\{\begin{matrix} \dddot{S}b \\ \dddot{A}s \end{matrix}\right.$$

Fibroferrit wird ein neues aus Chile ſtammendes Mineral genannt, welches Prideaux analyſirt hat. Nach Abzug von Verunreinigungen enthält es:

Eiſenoxyd	34,4
Schwefelſäure	28,9
Waſſer	36,7
	100.

Es ſchließt ſich den von H. Roſe analyſirten Eiſenſulphaten an.

Ein arſenikfreyer Geokronit iſt von Sauvage analyſirt worden. Er findet ſich zu Meredo in Spanien und iſt $\acute{P}b^5 \dddot{S}b$.

Einen zweyaxigen Glimmer von Jefferſon-County in New York hat Meitzendorff unterſucht. Er iſt durch einen Talkerdegehalt von 28,79 ausgezeichnet, wie ein ſolcher bisher nur von einaxigen Glimmern bekannt war. Ich habe als ein gutes Unterſcheidungskennzeichen von ein- und zweyaxigem

Digitized by Google

Glimmer angegeben, daß jener von Schwefelſäure vollkommen zerſetzt, dieſer aber nur wenig angegriffen wird. Es iſt nicht geſagt, wie ſich in dieſer Beziehung der unterſuchte Glimmer verhalten habe. Die wahrſcheinliche Formel dafür iſt

$$KFl + (3\ \dot{R}^3\ \dddot{Si} + 2\ \dddot{\bar{R}}\ \dddot{Si}).$$

Der Gymnit, ein neues Mineral von Baltimore, iſt von Thomſon analyſirt worden. Er beſteht aus:

Kieſelerde	40,16
Talkerde	36,00
Thonerde	1,16
Kalkerde	0,80
Waſſer	21,60
	99,72

Die Formel iſt $Mg\ \dddot{Si} + Mg\ \dot{H}^3$, welche ſich der des Dermatin nähert.

Der Aegirin iſt nach der Unterſuchung von Plantamour ein Natrum haltiger Amphibol, der ſich dem Arfvedſonit anſchließt; der Kymatin Breithaupt's iſt nach Rammelsbergs Unterſuchung ein Asbeſt von der Miſchung des Tremolits.

Ein neues Mineral von ſeltſamer Miſchung iſt der Hydrotalkit, welcher den Steatit von Snarum begleitet. Nach Hochſtetter enthält er:

Talkerde	36,30
Thonerde	12,00
Eiſenoryd	6,90
Kohlenſäure	10,54
Waſſer	32,66
Unl. Rückſtand	1,20
	99,60

Nach G. Roſe iſt es eine Verbindung eines Aluminats mit einem baſiſchen Carbonat =

$$3\ \dot{Mg}^2\ \ddot{C} + 2\ \dot{Mg}^3 \left\{ \begin{matrix} \ddot{\bar{Al}} \\ \dddot{\bar{Fe}} \end{matrix} \right. + 24\ \dot{\bar{H}}$$

Unter den Namen Irit iſt ein mit dem Platin am Ural vorkommendes Mineral von Hermann beſchrieben worden. Es enthält;

Iridiumſesquioxydul	62,86
Osmiumoxydul	10,30
Eiſenoxydul	12,50
Chromoxyd	13,70
	99,36

Nach der Analyſe des Verf. kommt der Tephroit Breithaupts mit dem Manganchryſolith überein. Er bildet mit Salzſäure eine vollkommene Gallerte.

Einen eigenthümlichen Kieſelſinter, welcher ſich auf der Grube Himmelfahrt bey Freyberg aus den Grubenwäſſern gebildet hatte, hat Kerſten unterſucht. Er enthält:

Kieſelerde	18,98
Eiſenoxyd	22,90
Manganoxyd	25,01
Waſſer	33,00
	99,89

Die Formel iſt $\left.\begin{matrix} \dddot{\bar{Fe}}^3 \\ \dddot{\bar{Mn}}^3 \end{matrix}\right\} \dddot{Si}^2 + 18\ \dot{\bar{H}}.$

Die Verbindungen von Schwefelbley und Schwefelantimon ſind durch den Kilbrickenit wieder um eine neue Species vermehrt worden. Er enthält nach Apjohn

Schwefel	16,36
Antimon	14,39
Bley	68,87
Eiſen	0,38
	100.

Es folgt daraus die Formel $Pb^6\ \dddot{Sb}$.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

I. Die Venetianer Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß der Hochgebirge von Dr. W. Fuchs, k. k. Bergverwalter zu Agordo im Venetianiſchen. Mit einer geognoſtiſchen Karte und Gebirgsprofilen in 18 Tafeln. Solothurn 1844. 60 S. Text. Klein Querfol.

II. Beyträge zur Geognoſie von Tyrol. Skizzen auf einer Reiſe durch Sachſen, Bayern, Salzkammergut, Salzburg, Tyrol, Oeſt[er]reich. Von A. Petzholdt. Mit 54 in den Text eingedruckten Abbildungen. Leipzig 1843. 372 S. 8.

I. Tyrol iſt der Schlüſſel zur geognoſtiſchen Kenntniß der Alpen. So äußerte ſich ein berühmter Geolog, L. von Buch, als er ſeine im Faſſa- und Fleimsthale angeſtellten Beobachtungen zur öffentlichen Kunde brachte. Dorten ſey es, wo man über die Lagerungsverhältniſſe und Entſtehungsweiſe der Gebirgsformationen der Alpen einen klaren und unzweydeutigen Aufſchluß erlange. Dorten könne man es augenfällig nachweiſen, wie der Augitporphyr es eigentlich ſey, der im feurigen Fluße den Tiefen der Erde entſtiegen, die Bildung der koloſſalen Dolomitfelſen veranlaßt habe. Auf die Schichten der dunkel gefärbten dichten Kalkſteine einwirkend, habe er bey ſeinem Aufſteigen ſie entfärbt, Verſteinerungen und Schichten vernichtet, mit Talkerde die Maſſe durchdrungen, ſie dadurch zu körnigem Dolomit umgeändert und endlich ſie als ſenkrecht geſpaltene Koloſſe über die Thäler in die Höhe geſtoſſen. Wie aber in Tyrol die Dolomitbildung vor ſich gegangen, ſo dürfe man Aehnliches für ſie in andern Gegenden erwarten. Die hier erlangten lokalen Reſultate erweitern ſich dadurch zu allgemeinen; Tyrol iſt der Schlüſſel zu einer neuen geologiſchen Theorie.

Je unerwarteter den Geognoſten dieſe neue Theorie von der Dolomitbildung kam, um deſto mehr erregte ſie Verwunderung, und bey dem größern Theile, der blindlings der Leitung einer accreditirten Autorität zu folgen gewohnt iſt, auch Bewunderung. Meines Theils mußte ich mir an der Verwunderung genügen laſſen. Wenige Jahre nach der Publication von L. von Buchs erwähnter Abhandlung hatte ich umfaſſende Unterſuchungen über das bayeriſche Juragebirge vorgenommen, in welchem ich den Dolomit als gewaltige Gebirgsmaſſe vom Maine bis zur Donau ausgebreitet fand. Die Erfahrungen, die ich hier und ſpäter am Zechſtein-Dolomit des Speſſarts machte, waren aber von einer Art, daß ſie die Buch'ſche Hypotheſe von der Dolomitbildung als geognoſtiſch wie chemiſch gleich unhaltbar nachwieſen, als völlig unverträglich mit einer wiſſenſchaftlichen Betrachtung der Geneſis der Gebirgswelt. Seit dem Jahre 1831 publicirte ich in der Iſis *), den Bayeriſchen Annalen **) und den Münchner gelehrten Anzeigen ***) meine Erfahrungen über dieſen Gegenſtand, fand aber damit in den öffentlichen Blättern kein Gehör. Theils mochte es Unbekanntſchaft mit meinen Arbeiten ſeyn, theils

*) Jahrg. 1831. S. 451.

**) 1833. S. 146.

***) Band II. (1836) S 525 und IX. S. 745.

aber war es Furcht vor der gewaltigen Autorität von Buch's, der fortwährend mit unerſchütterlicher Feſtigkeit das in allen Fugen auseinander weichende Gebäude ſeiner keck hingeſtellten Hypotheſe zu halten ſich bemühte.

Die Widerſprüche dieſer Theorie mit der Natur waren indeß zu augenfällig, zu ſchreiend, als daß denn doch nicht auch von andern Seiten her, anfangs ſchüchterner, allmählig beſtimmter, Stimmen gegen ſie ſich hätten in der neueſten Zeit vernehmen laſſen. Schon Zeuſchner hatte noch vor meinen öffentlich erhobenen Einſprüchen der ſeltſamen Hypotheſe einen gewaltigen Stoß gegeben, indem er nachwies, daß ein Theil der Beobachtungen, auf welchen ſie fußte, nicht mit dem Thatbeſtande im Faſſathale im Einklang ſtehe. Von eben dieſem Punkte aus, auf welchen Buch ſeine Hypotheſe von der Dolomitiſirung des Kalkſteins gebaut hatte, erhoben ſich nun neuerdings mehrere Einreden: vor zwey Jahren von Wißmann, heuer von W. Fuchs und A. Petzholdt. Von dieſen beyden allein ſoll hier die Rede ſeyn, und zwar werde ich von Letzterem nur ſein Urtheil über die beſprochene Hypotheſe ausführlicher in Erwägung ziehen, während ich hinſichtlich auf Fuchs auf deſſen ganze Arbeit eingehe, da ſie zur Kenntniß der geognoſtiſchen Beſchaffenheit der Alpen ſehr bedeutende Aufſchlüſſe überhaupt giebt.

Vor allen andern Geognoſten, die bisher dieſen Theil der Alpen bereiſt haben, hat W. Fuchs den großen Vorzug voraus, daß er in denſelben ſeit mehreren Jahren einen ſtändigen Aufenthalt und amtliche Stellung hat, wodurch er über Zeit und Mittel disponiren kann, die Andern abgehen. Dabey darf nicht überſehen werden, daß die Kenntniß des Faſſa- und Fleimſer-Thales zur Kenntniß der Formationen dieſes Alpenzugs keineswegs ausreichend iſt, indem eine ganze Gruppe von Bildungen — jene der grauen doleritiſchen Sandſteine — erſt im angränzenden Venetianiſchen in größerer Ausdehnung auftritt, und die Reihenfolge der geſchichteten verſteinerungsführenden Formationen am Saume der Alpenketten leichter und beſtimmter ſich auffaſſen läßt, als im Innern des Gebirges. Mit dem Verf. ſind wir einverſtanden, daß nur ſorgfältige Unterſuchung aller dieſer Punkte und anhaltendes Studium aller Erſcheinungen Räthſel zu löſen vermag, die dem Beobachter in Faſſa und Fleims, und ſelbſt dem, nur kurze Zeit verweilenden Reiſenden im ganzen Gebiete, wohl völlig verſchloſſen bleiben dürften. Daher wollen wir auch von ihm ausführlicher hören, wie ſeinen ausgedehnten Unterſuchungen nach die Conſtruction der venetianiſchen und ſüdtyroliſchen Alpen beſchaffen iſt, um erſt am Schluſſe ſeiner Darſtellung ſeine Meynung über die Dolomitiſirung der Kalklager zu vernehmen.

Die älteſte und tiefſte Gebirgsformation dieſes Theils des Alpenzugs iſt, wie Fuchs nachweiſt, der Thonſchiefer (Glimmerſchiefer).

Den Thonſchiefer durchbrechend, oder ihm angelagert und ihn theilweiſe überdeckend, ſteigt der rothe Feldſpath-Porphyr aus der Tiefe empor, ſchließt dabey wohl Fragmente von Thonſchiefer, nie aber von andern Felsarten ein. Der rothe Porphyr nimmt mithin ohne Zweifel die zweyte Stelle in der Reihe dieſer Gebirgsbildungen ein.

(Fortſetzung folgt.)

Repertorium des chemiſchen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg ꝛc.

(Schluß.)

Ein neues Mineral von Slatouſt iſt von Komonen analyſirt und Leuchtenbergit genannt worden. Es enthält:

Kieſelerde	34,23
Thonerde	16,31
Eiſenoxyd	3,33
Talkerde	35,36
Kalkerde	1,75
Waſſer	8,68
	99,66

Man kann dafür die Formel ſchreiben $\dot{R}^3 \dddot{Si}^2 + \dot{R}^2 \dddot{R} + 3 \dot{H}$.

Der Leucophan von Lammön in Norwegen iſt von Erdmann (dem Schweden) analyſirt worden. Er hat eine ſeltene, ſehr intereſſante Miſchung, nämlich:

Kieſelerde	47,82
Kalkerde	25,00
Berillerde	11,51
Manganoxydul	1,01
Natrium	7,59
Kalium	0,26
Fluor	6,17
	99,36

Man kann dafür die Formel ſchreiben:

$$Na\,Fl + \dot{C}a^3\,\dddot{S}i^2 + \dot{B}e^3\,\dddot{S}i.$$

Ein von Breithaupt beſtimmter ächter Nephrit aus der Türkey iſt von dem Verf. analyſiet worden. Er iſt weſentlich von Kaſtners Nephrit verſchieden und ſeine Formel

$$3\left.\begin{matrix}\dot{C}a^2\\ \dot{F}e^2\\ \dot{M}n\end{matrix}\right\}\dddot{S}i + 4\,\dot{M}g^3\,\dddot{S}i^2$$

Der Ottrelit, ein neues Mineral von Ottrez bey Stavelot an der Gränze von Luxemburg und Lüttich enthält nach Damour:

Kieſelerde	43,34
Thonerde	24,63
Eiſenoxydul	16,72
Manganoxydul	8,18
Waſſer	5,66
	98,53

Die Formel iſt $\left.\begin{matrix}\dot{F}e^3\\ \dot{M}n^3\end{matrix}\right\}\dddot{S}i^2 + 2\,\dddot{Al}\,\dddot{S}i + 3\dot{H}$

Der Plakobin Breithaupts iſt nach der Analyſe von Plattner $Ni^2\,As$.

Der Polyargit iſt von Svanberg analyſirt worden, welcher dafür die Formel $\dot{R}^3\,\dddot{S}i^2 + 5\,\dddot{Al}\,\dddot{S}i + 4\,\dot{H}$ berechnet hat.

Ein anderes neues Mineral, den Praſeolith hat Erdmann (der Schwede) unterſucht. Es giebt die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{M}g^3\\ \dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\dddot{S}i + 2\,\dddot{Al}\,\dddot{S}i + 3\,\dot{H}.$$

Der Romeit von St. Marcel iſt von Damour als antimonigſaure Kalkerde beſtimmt worden.

Der Roſellan (Roſit), ein neues Mineral von Aker in Schweden iſt von Svanberg analyſirt worden. Er hat die Formel $\dot{R}^3\,\dddot{S}i^2 + 6\,\dddot{Al}\,\dddot{S}i + 6\,\dot{H}$. Enthält 6,6 pr. Ct. Kali.

Mehrere foſſile Harze und ähnliche zum Theil kryſtalliniſche Subſtanzen ſind von Schrötter unterſucht worden.

Als neu ſind der Hartit von Obeehart bey Gloggnitz in Oeſtreich und der Hartin daher erkannt worden. Schrötter hat noch einige eigenthümliche Harze der Braunkohle entdeckt, welche er mit Alpha- und Betaharz bezeichnet hat. Hier ſchließt ſich ferner an der Ixolit von Haidinger.

Petz hat neue Unterſuchungen über das Schrifterz und Weißtellur von Offenbanya und Nagyag angeſtellt, nach welchen dieſe Mineralien dieſelbe Zuſammenſetzung haben, welche weſentlich durch $Ag\,Te + 2\,Au\,Te^3$ ausgedrückt werden kann.

Der engliſche Seifenſtein iſt neuerdings von Svanberg analyſirt worden. Er fand:

Kieſelerde	46,8
Thonerde	8,0
Eiſenoxyd	0,4
Talkerde	33,3
Kalkerde	0,7
Waſſer	11,0
	100,2

Ein ähnliches Mineral iſt der Saponit von Dalarne.

Nach Petz kommt zu Nagyag Tellurſilber vor. Eine Abändeeung enthält nur 0,69 Gold, eine andere dagegen 18,26 Gold.

Nach einer hier mitgetheilten, noch nicht publicieten Anſicht von H. Roſe iſt das Titaneiſen eine

Digitized by Google

Verbindung von Eiſenoxyd mit einem Titanoxyd von der analogen Zuſammenſetzung $\ddot{\bar{\text{T}}}\text{i}$ in unbeſtimmten Verhältniſſen.

Vom Topas und Pyknit ſind neue Analyſen von Forchhammer angeſtellt worden. Es ergab ſich:

	Kieſelerde,	Thonerde,	Fluor	
Topas	35,52	55,14	17,21	107,87
Pyknit	39,04	51,25	18,48	108,77

Für den Topas gilt die Formel $2\ \text{Al}\,\bar{\text{F}}\text{l}^3 + 5\ \dddot{\text{A}}\text{l}\ \dddot{\text{S}}\text{i}$; für den Pyknit $2\ \text{Al}\,\bar{\text{F}}\text{l}^3 + \dddot{\text{A}}\text{l}^4\ \dddot{\text{S}}\text{i}^5$.

Der ſogenannte Uwarowit hat ſich durch die Analyſe von Komonen als eine ſehr intereſſante Granatſpecies herausgeſtellt. Es iſt ein Chromkalkgranat. Die Analyſe ergab:

Kieſelerde	37,11
Thonerde	5,88
Chromoxyd	22,54
Kalkerde	30,34
Eiſenoxydul	2,44
Talkerde	1,10
Waſſer	1,01
	100,42

Die Formel iſt: $$\left.\begin{matrix}\dot{\text{C}}\text{a}^3\\ \dot{\text{M}}\text{g}^3\\ \dot{\text{F}}\text{e}^3\end{matrix}\right\}\dddot{\text{S}}\text{i} + \left.\begin{matrix}\dddot{\text{C}}\text{r}\\ \dddot{\text{A}}\text{l}\end{matrix}\right\}\dddot{\text{S}}\text{i}$$

Der Villarſit, ein neues Mineral von Traverſella iſt von Dufresnoy analyſirt worden. Seine Miſchung entſpricht der Formel

$$4\left.\begin{matrix}\dot{\text{M}}\text{g}^3\\ \dot{\text{F}}\text{e}^3\end{matrix}\right\}\dddot{\text{S}}\text{i} + \dot{\bar{\text{H}}}.$$

Ein neues Mineral von Langeſund-Fjords bey Brewig in Norwegen iſt von Scheerer unterſucht und Wöhlerit genannt worden. Es kann dafür annähernd die Formel gelten: $\dddot{\text{Z}}\text{r}^3\ \dddot{\bar{\text{T}}}\text{a} + 5\ (\dot{\text{N}}\text{a}\ \dddot{\text{S}}\text{i} + \dot{\text{C}}\text{a}^3\ \dddot{\text{S}}\text{i})$. Die Miſchung iſt:

Kieſelerde	30,62
Tantalſäure	14,47
Zirkonerde	15,17
Eiſenoxyd	2,12
Manganoxydul	1,55
Kalkerde	26,19
Talkerde	0,40
Natrum	7,78
Waſſer	0,24
	98,54

Nach den Unterſuchungen von Schaffgotſch iſt im Wolfram nicht Wolframſäure, ſondern Wolframoxyd $\ddot{\text{W}}$ enthalten.

Der Xanthophyllit iſt von Weitzendorf mehrfach analyſirt worden. Rammelsberg hält nachſtehende Formel für die wahrſcheinlichere für dieſes Mineral

$$(3\ (\dot{\text{R}}\ \dddot{\text{S}}\text{i} + \dot{\text{R}}^3\ \dddot{\text{A}}\text{l}^2) + \dot{\bar{\text{H}}}) + \dddot{\text{A}}\text{l}\ \dot{\bar{\text{H}}}^3.$$

Der Xenolith von Peterhoff iſt nach der Analyſe von Komonen $\dddot{\text{A}}\text{l}\ \dddot{\text{S}}\text{i}$.

Mehrere neue Mineralien, die aufgeführt werden, bedürfen noch einer genauern Unterſuchung, um ſie vollſtändig zu charakteriſiren. Solche ſind der Chlorophyllit, Eugeneſit, Faujaſit, Erythrit, Kalkmalachit, Mengit, Moſandrit, Nakrit, Priſterit, Perthit, Praſilith, Tſchewkinit ꝛc.

Man wird aus dieſer Anzeige erſehen, daß mit großem Fleiße geſammelt wurde, daß ſich das Buch durch Vollſtändigkeit beſonders auszeichnet und daß es jedem willkommen ſeyn muß, der ſich für die Chemie und Analyſe der Mineralien intereſſirt.

v. Kobell.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

I. Die Venetianer Alpen ꝛc.

II. Beyträge zur Geognoſie von Tyrol.

(Fortſetzung.)

Aus dem rothen Porphyr wie aus dem Thonſchiefer entwickelt ſich im allmäligen Uebergange der rothe Sandſtein. Mit ihm beginnt die Reihe der verſteinerungsführenden Straten, und ſeinem paläontologiſchen Charakter nach zählt ihn der Verf. weder der Grauwacke, noch dem ältern rothen Sandſteine, ſondern eher dem bunten Sandſteine bey, wofür ihm das häufige Auftreten von Myacites elongatus, Pecten inaequistriatus und Pecten discites zu ſprechen ſcheint.

Außer dem rothen Sandſteine entwickelt ſich Kalk, deſſen tiefere Lagen durchgehends in großer Anzahl Posidonomya Becheri, Pecten discites und Chamites lineatus enthalten, während in den höheren mehrere Arten von Enomphalus ſich bemerklich machen. Höher hinauf tritt die Schichtung minder deutlich hervor, bis endlich maſſiger Kalk an maſſigen Dolomit, der häufig die höchſten Kämme des Gebirges bildet, oft aber auch den tieferen Kalkſchichten ein- und zwiſchenlagert, ſich anſchließt.

Auf die Myaciten- und Poſidonomyen-Lager folgt ohne Ausnahme Kalk, in welchem entweder Encrinitenſtiele alle anderen organiſchen Reſte verdrängen, oder Arten von Euomphalus mit Verſteinerungen ſich mengen, die ſonſt nicht beyſammen gefunden werden. Der Verf. fand Orthoceratites regularis Schl. zugleich mit Terebratula biplicata, Pecten vimineus und einem, wahrſcheinlich neuen Enomphalus. Nun folgt durchgehends feuerſteinführender Kalk mit Ammoniten und Belemniten, zwiſchen denen, mit Ausnahme von Aptychus lamellosus, nur ſelten Bivalven ſich erkennen laſſen.

Wo nun die Einwirkung der Dolerite nicht hinreichte, entwickelt ſich aus dem feuerſteinführenden Kalke durchgängig der rothe, glimmerige, verſteinerungsarme Mergel, über den ſich mächtige Kalklager mit Polyparien, Radiarien, Steinkernen von Myophona Nucula und zuletzt mit mehreren Brachiopoden legen.

Nach den Verſteinerungen hält der Verf. den aus rothem Sandſteine ſich entwickelnden Kalk für entſprechend dem Muſchelkalke; der an Ammoniten und Belemniten reiche Cephalopoden-Kalk und der rothe Mergel dürften für Repräſentanten der Jurabildung anzuſehen ſeyn, und die höhern Straten könnten, da der rothe Mergel zwar keine ganz ſcharfe, doch eine gute Gränze bildet, für Kreidebildungen gelten. Der Verf. verwahrt ſich jedoch hiebey gegen die Mißdeutung, als ob er dieſe Gruppen für gänzlich gleich den Bildungen hielte, die an andern Orten jene Benennungen führen. Nur für Aequivalente derſelben will er ſie gehalten wiſſen, von denen ſie ſich in vielfacher Beziehung weſentlich unterſcheiden.

Mit den rothen Mergeln ſchließt ſich die Gruppe der normalen Bildungen, welche die Hochalpen conſtituiren, und die ſämmtlich von den tiefſten Conglomeraten an bis zu den am höchſten liegenden

Digitized by Google

Kalk- und Mergellagen hinauf nur Glieder einer ununterbrochenen Reihe von Formen ſind, die durch die unmerklichſten Uebergänge ſich an einander knüpfen. Sie geben ſich als ein Ganzes noch weiter dadurch kund, daß alle Störungen, welche in der Lage der Schichten dieſer Gebilde ſichtbar werden, die ganze Reihe bis zu den rothen Mergeln hinauf ganz gleichmäßig treffen.

Mit dieſen Störungen in untrennbarem Zuſammenhange ſteht eine Reihe von abnormen Bildungen, von welchen bisher noch nicht die Rede war. Gangartiges Durchſetzen aller bisher genannten Formen bis zu den rothen Mergeln hinauf zeichnet dieſe Maſſen aus. Syenit, Granit, Melaphyr, Baſalt, Grünporphyr und Aphanit ſind die Hauptformen, unter denen dieſes Gebilde auftritt, und die durch Uebergangs- und Zwiſchenglieder von der mannigfachſten Struktur und Zuſammenſetzung zu einer einzigen Gruppe ſich verbinden.

Ueberall, wo dieſe kryſtalliniſchen Maſſen in Gängen von geringer Mächtigkeit geſchichtetes Gebirge durchſetzen, zeigt ſich entweder keine auffallende Veränderung in der Lage der Schichten, oder es erſcheinen die Schichten wie geknickt oder gebrochen. Heben ſich größere Maſſen aus der Tiefe empor, ſo legen ſich dieſe getroffenen Schichten auch durchgehends auf ſolche Weiſe ihnen auf, daß ihre Neigung der Böſchung des Porphyrs parallel wird, folglich ein Wegfallen ſtatt findet. Nicht ſelten ſchieben ſich die maſſigen Geſteine zwiſchen die Schichten der von ihnen durchſetzten Gebirge ein, wobey ſie plötzlich wieder gangartig durchbrechen und mitunter in zahlloſen Gängen ſich aufwärts ranken.

Von beſonderm Intereſſe iſt des Verfaſſers Nachweiſung, wie alle dieſe maſſigen Gebilde durch Uebergänge ſich an einander reihen. Bey dieſer Gelegenheit kommt er auch auf den merkwürdigen Punkt von Predazzo zu ſprechen, wo Granit über Kalk gelagert gefunden wird, über deren Beſchaffenheit er ſich folgendermaſſen äußert.

Unterhalb Morna ſieht man rothen Sandſtein und Kalk auftreten, dann ein mächtiges Porphyrlager mit Ausſcheidung grüner Augite, dann Kalk und hernach wieder Porphyr, doch hier ſchon dichtem Grünſteine ſehr ähnlich. Aus dieſem Grünſteine entwickelt ſich durch Zurücktreten des Augits und Ueberhandnehmen von Hornblende ein ſyenitartiges Geſtein, wobey Quarzkörner in immer ſteigender Menge in der Maſſe erſcheinen, bis in der Nähe von Predazzo dieſe grauen und grünlichen Maſſen ſich ſcharf an prall aufſteigenden Wänden eines rothen grobblättrigen Feldſteines mit Turmalin- und Quarzbeymengung abſchneiden. Unmittelbar vor Predazzo tritt rechts am Wege wieder ein Gemenge von Feldſpath, Quarz und Hornblende auf, welches am linken Thalgehänge Glimmer aufnimmt, am rechten jedoch an Kalk ſich lehnt, und das bekannte Marmorlager zum Theil umſchließt.

Dieſer Marmor iſt jedoch, wie der Verf. uns weiters berichtet, weder „der einzige wahre körnige Kalkſtein" in Faſſa und Fleims, wie L. v. Buch angiebt, noch überhaupt ein eigentlicher Kalkſtein, ſondern wahrer Dolomit, in ſo fern man jede chemiſche Verbindung in beſtimmten Verhältniſſen von kohlenſaurem Kalk und kohlenſaurer Bittererde für Dolomit gelten laſſen will. Nach des Verfaſſers Analyſe zeigten ſich als Beſtandtheile dieſes Marmors:

kohlenſaure Kalkerde	64,30
kohlenſaure Bittererde	35,70

Von dieſem Kalkſteine werden wir weiter handeln, wenn wir auf Petzholdt's Schrift zu ſprechen kommen; hier nur noch Einiges über den erwähnten Granit von Predazzo. Man könnte ſich nämlich, wie der Verf. bemerkt, leicht verleiten laſſen, den rothen Granit, in welchem Turmalin die Stelle des Glimmers vertritt, für ein ganz beſonderes Gebilde zu halten, da ſeine Gränzen, indem er die Tiefpunkte des Thales einnimmt, ſich ſehr deutlich verfolgen laſſen. Steigt man jedoch die Höhe der Bedowina hinauf, wo er ſich zu bedeutender Höhe erhebt, ſo ſieht man ihn gar bald Hornblende aufnehmen, den Quarz verlieren, dann aus bereits grünlicher Grundmaſſe rothe und weiße Feldſpathkryſtalle ſich ſcheiden, während der Turmalin ganz verſchwindet, oder ſich in vereinzelten Kryſtallgruppen aus-

Digitized by Google

ſcheidet. Wo er ſich aus dem Gemenge verliert, nimmt ſolches ganz und gar die Form des, am gegenüber liegenden Thalgehänge vorkommenden Grünporphyrs an, und zieht ſich dabey auch ſo allmählig in den Syenit der Vieſena, daß an eine Trennung dieſer Formen nicht zu denken iſt.

Noch iſt kürzlich der grauen doleritiſchen Sandſteine zu gedenken, welche ſich aus den Augitgeſteinen entwickeln und mit ihnen eben ſo zuſammen hängen, als der rothe Sandſtein mit dem rothen Porphyr und dem Thonſchiefer. Auf ſie folgen alsdann die ſchon erwähnten rothen Mergel.

Die bisher geſchilderte Beſchaffenheit des Gebirges betrifft nur die Hochalpen; in den Voralpen lehrt uns der Verf. andere Bildungen kennen. Aus den Kalkgebilden, die dem rothen Mergel auflagern, entwickeln ſich allmählig und ohne beſtimmbare Gränze der Ichthyolithenkalk des Vicentiniſchen und der Grünſandſtein von Belluno. Beyde Gebilde dürften, indem ſie ſich gegenſeitig vertreten, für geognoſtiſch gleich gelten. Auf denſelben lagern im Vicentiniſchen und im Piavethale die blauen und gelben Mergel, aus denen ſich im Treviſaniſchen die Nagelflue, im erſtgenannten Gebiete aber der Nummulitenkalk entwickeln. Ichthyolithenkalk oder Belluneſer Sandſtein bilden das Verbindungsglied zwiſchen den tieferen (oder Kreide-) Bildungen und den höheren (tertiären) Schichten und nur, wo dieſelben fehlen, wird ein plötzlicher Wechſel der Geſteinsformen und mithin eine ſchroffe Gränze ſichtbar. Als abnorme Gebilde treten hier Baſalte und ihre Conglomerate auf. Merkwürdig iſt beſonders der Baſalttuff, der eine Menge Verſteinerungen einſchließt und aus dem der Nummulitenkalk ſich allmählig heraus entwickelt; ihm gehört auch zunächſt die Braunkohle an.

Der wichtigſte Punkt in den ganzen ſüdlichen Voralpen iſt unſtreitig der Monte Bolca, ſowohl durch den Reichthum an Verſteinerungen, als durch merkwürdige geognoſtiſche Verhältniſſe. Stark geneigt (unter einem Winkel von 40 — 50°) legen ſich hin und wieder die Schichten dieſes Ichthyolithenkalks auf den Baſalt, der gangartig ſie durchſetzt, oder ſie umſchließt und oft übergreift, wobey er ſeine eigne Maſſe ſowohl als den Kalk mit dem aus ſeinen Trümmern gebildeten Sandſteine oder Tuff bedeckt, über den, wie bey Ronca, als letztes Glied Nummulitenkalk ſich legt.

Ueberblicken wir nochmals die bisher geſchilderten Gebilde, ſo ſtellt ſich von den älteſten Bildungen angefangen folgender Formationenwechſel heraus:

1. Thon- und Glimmerſchiefer.
2. Quarzporphyr (rother Porphyr, Feldſpathporphyr).
3. Rother Sandſtein (bunter Sandſtein? Myaciten-Sandſtein).
4. Poſidonomyen-Kalk.
5. Enkriniten-Kalk.
6. Cephalopoden-Kalk.
7. Trappgeſteine (Gruppe der Augitporphyre, abnorm, gangartig, alle voranſtehenden Glieder durchbrechend).
8. Grauer doleritiſcher Sandſtein (Trapptuff) und rother Mergel.
9. Aſtraeen- und Brachiopoden-Kalk (Polyparien-Kalk).
10. Ichthyolithen-Kalk und Belluneſer Sandſtein.
11. Baſalt (abnorm).
12. Tegelgebilde (graue und blaue Tertiärmergel, Grünſand, Baſalttuff).
13. Nummuliten-Kalk (jüngſter Grobkalk) und Nagelflue.

Wie ſchon erwähnt findet der Wechſel der verſchiedenen normalen Felsgebilde ſo allmählig ſtatt, daß der Verf. ſich zu dem Ausſpruche vollkommen berechtigt glaubt: „es laſſe ſich durchaus keine beſtimmte Grenze zwiſchen den einzelnen Gliedern der verſteinerungsführenden Gebirgsformen ziehen.“

Nachdem der Verf. in ſolcher Weiſe den geognoſtiſchen Thatbeſtand klar und überſichtlich geſchildert hat, geht er am Schluſſe zu theoretiſchen Betrachtungen über.

Das merkwürdige Eingreifen des Augitporphyrs

Digitized by Google

in die über ihm liegenden geſchichteten und verſteinerungsführenden Formationen will er nicht als Ergebniß gleichzeitigen Entſtehens beyder Gebilde anſehen, ſondern weil Fragmente tieſer liegender Straten mehrere tauſend Fuß höher als ihre höchſte Begrenzung in der augitiſchen Gangmaſſe eingeſchloſſen ſind, erklärt er ſich für ein ſpäteres Auſtreiben des Augits von unten her, wobey er zwar erinnert, daß Aufſteigen im flüſſigen und Aufſteigen im feurigflüſſigen Zuſtande keineswegs für identiſch zu nehmen ſey, gleichwohl aber zugeſteht, daß außer der Wärme ihm kein Stoff oder keine Grundkraft bekannt ſey, der man ein ſolches Emportreiben beymeſſen könne. Indem der Verf. demnach in dieſer Beziehung die Buch'ſche Theorie ſich gefallen läßt, tritt er dagegen um ſo beſtimmter derſelben hinſichtlich der *Umwandlung des Kalks in Dolomit* entgegen, „da dieſe Annahme im ganzen Gebiete dieſer Gebiege ihee vollſtändige Widerlegung und keineswegs ihee Beſtätigung findet.“

Es weist nämlich der Verf. nach, daß Doleritgänge Kalk und Dolomit gleichmäßig durchſetzen, daß Dolomit oft an Punkten auftritt, die von den ſchwarzen Porphyren entfernt liegen, während Kalk ſie unmittelbar berührt, daß auf mächtigen Doleritmaſſen Kalk ruht, dem Dolomit ſich auflagert; „mit einem Worte, daß Dolomit in gar keiner — oder wenigſtens nicht in einer die Hypotheſe rechtfertigenden — Beziehung zu den Trappgeſteinen ſtehe.“ Was das angebliche Emporſteigen der Talkerde in Gasform anbelangt, ſo meynt er, daß man dieſe Behauptung für eine Satyre auf jene Hypotheſe hätte erklären müſſen, wenn nicht Beweiſe vorlägen, daß es damit ernſtlich gemeynt ſey.

Auch mit den ſogenannten *Reibungs-Conglomeraten* weiß ſich der Verf. nicht zu befreunden. Es ſind dieß in den dortigen Alpengegenden Conglomerate, aus Porphyrſtücken gebildet, die durch Porphyr-, Baſalt-, Aphanit- oder überhaupt Trappmaſſe zuſammen gekittet ſind. An manchen Orten ſind dieſe Breccien von Porphyrmaſſe rings umſchloſſen, alſo wahre Einlagerungen; an andern Orten entwickeln ſich aus ihnen geſchichtete ſekundäre Bildungen. Mit dem Ausdruck Reibungs-Conglomerat, meynt aber der Verf., falle es ihm ſchwer einen beſtimmten Begriff zu verbinden. Denn ſuche man ſich die Erſcheinungen zu vergegenwärtigen, welche ein Emporſteigen einer Maſſe durch geſprengte andere begleiten können, ſelbe mögen ſich nun ſchon im flüſſigen, oder feſten Zuſtande befinden, oder ein Gemenge feſter Theile mit flüſſiger Maſſe bilden, ſo ſtoße man allemal auf erhebliche Schwierigkeiten, welche gegen jene Annahme ſprechen. Der ſtarre Zuſtand der aufſteigenden Maſſe ſchließe die Möglichkeit der Bildung von Conglomeraten aus, wie ſolche hier (von Porphyrmaſſe ganz umhüllt) erſcheinen; der flüſſige mache die Bildung von, durch Reibung entſtandenen, Porphyrfragmenten unmöglich, und der dritte endlich mache die ganze Hypotheſe überflüſſig, da in dem Gemenge ſchon alle Bedingungen zum Entſtehen der fraglichen Conglomerate vorhanden ſeyen.

Die hier vorgeführten Einſprüche gegen die Hypotheſe von der Umwandlung des Kalkes in Dolomit vermittelſt des Augits, dürften um ſo eher Beachtung finden, als ſie von einem Manne ausgehen, der in anderer Beziehung ſelbſt einer moderaten Erhebungstheorie nicht abgeneigt iſt.

In einem kurzen Nachtrage kommt *Fuchs* noch auf die Gebilde von St. *Caſſian* zu ſprechen, die neuerdings iheer Verſteinerungen wegen eine große Celebrität erlangt haben. Sie gehören ihm zufolge dem grauen doleritiſchen Sandſteine an und ihre organiſchen Ueberreſte kommen auch noch am Duran bey Agoedo, an der Mojaza, am Saſſo di Pelmo und überhaupt überall vor, wo jener Sandſtein auftritt, aus dem ſich durchgehends thonige, mit Kalkblättern und Kalkmergel wechſelnde Schichten entwickeln, die wieder von geſchichtetem oder maſſigem Kalke, oft in ungeheuerer Mächtigkeit, überlagert werden. Die Entwicklung des grauen Sandſteins aus dem Melaphyre am Col di Lana und der Uebergang des erſteren in die verſteinerungsreichen Schichten ſind bey St. *Caſſian* (vielmehr Buchenſtein) ſo deutlich zu verfolgen als an irgend einem andern Punkte dieſer Alpen, wobey jedoch der Verf. bemerklich macht, daß die eigentlichen Petrefaktenlager ſchon dem Kalke angehören, der auf dem Sandſteine ruht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

I. Die Venetianer Alpen ꝛc.

II. Beyträge zur Geognoſie von Tyrol.

(Schluß.)

Ich kann von dieſer ausgezeichneten Arbeit nicht Abſchied nehmen, ohne nicht noch der vortrefflich ausgeführten Karten und Gebirgsprofile zu gedenken, welche letztere von den beſprochenen höchſt merkwürdigen geognoſtiſchen Verhältniſſen eine klare Anſchauung liefern.

II. Ich wende mich nun zu den von Petzholdt gelieferten Beyträgen zur Geognoſie von Tyrol. Wie er ſelbſt in der Vorrede bemerklich macht, will er ſchon durch den Titel ſeines Buches angedeutet wiſſen, daß man keine ſyſtematiſche Darlegung der geognoſtiſchen Verhältniſſe von Tyrol darin zu erwarten habe, ſondern lediglich eine Mittheilung der Erfahrungen, welche ſich ihm auf einer kurzen geognoſtiſchen Wanderung durch Tyrol ergeben hätten. Zwey Gründe ſeyen es, die ihn zur Veröffentlichung dieſer Reiſeſkizzen beſtimmt hätten: L. v. Buch's Theorie der Dolomitbildung und die Gletſcher-Theorie von Agaſſiz. Beyde hätten für ihn viel Unbequemes gehabt; die erſtere, weil ſie mit den Erfahrungen der Chemie in keiner Weiſe in Uebereinſtimmung zu bringen wäre, die andere, weil ſie in mehreren Stücken den Lehren der Phyſik nicht angemeſſen ſey. Dieſe beyden Unbequemlichkeiten, meynt der Verf., hoffe er nunmehr vollſtändig beſeitigt zu haben. Indem ich die Gletſcher-Theorie dem Urtheile der Phyſiker überlaſſen will, werde ich bloß Petzholdt's Anſicht über die Dolomitbildung hier näher beleuchten.

Sein Hauptverdienſt iſt, durch chemiſche Analyſen den Gegenſtand weiter erörtert und insbeſondere gezeigt zu haben, daß vom Kalk zum Dolomit nicht bloß auf phyſikaliſche, ſondern auch auf chemiſche Weiſe der Uebergang allmählig ſtattfindet, indem der geſchichtete Kalk ebenfalls einen Antheil von kohlenſaurer Magneſia enthält. Ich theile zuerſt mit, was der Verf. über dieſen Punkt bey Erſteigung der Seiſer-Alpe im Faſſathale ſagt (S. 164).

„Der geſchichtete Kalk verliert zuerſt in der ſenkrechten Richtung nach und nach ſeine glimmerreichen, wohl auch hin und wieder lettigen Zwiſchenſchichten, höher hinauf fängt ſeine eigne Schichtung an undeutlich zu werden, und endlich macht ſich noch höher vor der horizontalen Richtung eine vertikale Zerklüftung geltend, die, je höher man an den Wänden aufblickt, um ſo entſchiedener hervortritt. Man kann keinen Punkt angeben, an welchem der Kalk aufhört und der Dolomit anfängt. Mit dieſen Veränderungen iſt nun aber auch eine Veränderung der Farbe, der Struktur und anderer phyſikaliſcher Eigenſchaften verbunden. Der graue Kalk wandelt allmählig ſeine Farbe in eine hellere und weiße um, ſeine dichte Maſſe wird eine körnige, das matte Anſehen ſeines Bruches wird ein glänzend kryſtalliniſches, der ſplittrige Bruch wird ein unebener, es treten endlich nach oben in der Maſſe des Geſteins kleine hohle Räume auf, deren Wände mit ſchönen rhomboedriſchen Kryſtallen von Bitterſpath bekleidet ſind; Erſcheinungen, die weiter unten ganz fehlen. Auch in dieſer Hinſicht kann man niche ſagen, wo Dolomit beginne und Kalk aufhöre. Endlich geht mit allen dieſen Veränderungen Hand in Hand auch eine chemiſche Verſchiedenheit, die ſich in gleicher Allmähligkeit der Uebergänge von unten nach oben bemerkbae macht. Die Menge der in Salzſäure unlöslichen Subſtanzen ſammt Thon-

erde und Eiſenoxyd des Kalkes nimmt von unten nach oben immer mehr und mehr ab, während die Menge der kohlenſauren Magneſia zunimmt; es fehlt weder unten im geſchichteten Kalke an Magneſia, noch fehlt dem Dolomite die Kalkerde, wie aus beyſtehenden Analyſen hervorgeht:

	Kieſelerde Thonerde Eiſenoxyd.	kohlenſ. Kalk.	kohlenſ. Magneſia.
a) grauer geſchichteter dichter Kalk . . .	0,127	0,788	0,085
b) hellgrauer, undeutlich geſchichteter, im feinkörnig. Bruche ſchimmernder Dolomit .	0,005	0,545	0,450
c) weißer, vertikal zerklüfteter, grobkörniger, im unebenen Bruche glänzender Dolomit	0,005	0,528	0,468

Der kohlenſaure Kalk verhält ſich demnach zur kohlenſauren Magneſia aufſteigend von a nach b und c wie 1000 : 108 : 825 : 886.“

L. von **Buch** war bey Aufſtellung ſeiner Hypotheſe von der Vorausſetzung ausgegangen, daß der Kalk keine Bittererde enthalte, daß man ſie daher für den Dolomit anderwärts ſuchen müſſe, und daß es deßhalb natürlich ſey, den Augit als Lieferanten für die Magneſia im Dolomite in Anſpruch zu nehmen. Es iſt daher nicht unwichtig, daß Petzoldt nun nachweiſt, daß Bittererde auch dem gewöhnlichen Kalkſteine nicht fremd iſt. Auf S. 238 giebt er eine Ueberſicht ſeiner Analyſen des letzteren, wornach Kalk zu Magneſia ſich verhält:

im geſchichteten Jurakalke von Tumbach in der Pfalz . . . . = 1000 : 9;

im, mit Glimmerſchieſer und Thonſchieſer wechſellagernden Urkalke vom Paſſe Klamm . = 1000 : 71;

im geſchichteten petrefaktenführenden Kalke des Abteythales = 1000 : 274;

im geſchichteten Kalke am Fuße der Seiſer Alpe . = 1000 : 108;

im verſteinerungsführenden Kalke vom Plateau der Seiſer Alpe . . . . = 1000 : 87;

im geſchichteten Kalke von Moena im Faſſathale . = 1000 : 137;

in den horizontalen Schichten des Kalkes von Monte Celva, von unten nach oben = 1000 : 10 : 11 : 12;

in den petrefaktenführenden Schichten von Altre Caſtello = 1000 : 21;

in den zur Kreideformation gehörigen Kalkſchichten von Laſte bey Trient . . . = 1000 : 63;

im geſchichteten Kalkſandſtein am Gardaſee . . . = 1000 : 63;

Frey von kohlenſaurer Magneſia fand der Verf. nur einige kalkig-lettige Schichten.

Als Schlußreſultat ſeiner Unterſuchungen ſtellt der Verf. S. 244 folgendes auf:

„Weil der Melaphyr, wo er mit geſchichtetem Kalk zuſammen beobachtet wird, denſelben in Dolomit umzuändern nicht im Stande war, ſo hat er mit der Dolomitbildung nichts gemein. Weil ferner kohlenſaure Magneſia in faſt allen Kalken Tyrols von uns nachgewieſen iſt, ſo fällt die Frage nach der Abſtammung der Magneſia in dem Dolomite mit der ihrer Herkunft in dem geſchichteten Kalke zuſammen. Weil endlich ein allmähliger Uebergang von Kalk in Dolomit, von unten nach oben aufſteigend, überall geognoſtiſch wie chemiſch nachgewieſen werden kann, ſo ſchließen wir, daß nach der neptuniſchen Bildung von Kalk unmittelbar die ebenfalls neptuniſche Bildung von Dolomit erfolgte.“

Schließlich will ich aus Petzholdt's Beyträgen nur noch hervorheben, was in denſelben über den in geognoſtiſcher Beziehung ſo berühmt gewordenen Punkt von **Predazzo** geſagt wird, wo Granit über körnigem Kalke ſich auflegt. Schon vorhin iſt bemerklich gemacht worden, daß W. **Fuchs** dieſen Kalk als einen Dolomit erklärt hat, aus 64,30 kohlenſaurer Kalkerde und 35,70 kohlenſaurer Bittererde beſtehend. Noch weitere Aufſchlüſſe über ihn erlangen wir nun durch Petzholdt. Zuerſt macht er auf eine kleine, im Jahre 1831 erſchienene Schrift vom Apotheker Leonardi aufmerkſam, in welcher eine Analyſe dieſes Geſteins mitgetheilt wird, wornach ſeine Zuſammenſetzung iſt:

Digitized by Google

Waſſer	0,06600
kohlenſaurer Kalk } Kieſelerde ein Atom } . .	0,61953
Magneſia und Eiſen ein Atom	0,27885
Verluſt	0,03562
	1,00000

Nicht weſentlich verſchieden ſind die Zahlen, welche die Analyſen von Petzholdt ergeben haben:

Kieſelerde, Thonerde und Eiſenoxyd	0,010
kohlenſaurer Kalk . . .	0,637
kohlenſaure Magneſia . .	0,303

zu welchen 1000 Theilen noch 75 Waſſer zuzurechnen ſind.

Es ergiebt ſich hiebey auch die Uebereinſtimmung mit der Analyſe von W. Fuchs, nur daß von dieſem der Waſſergehalt nicht beachtet worden iſt. Petzholdt giebt dieſem Geſteine den Namen Predazzit. Der Gehalt an Waſſer bey demſelben hat eine geologiſche Bedeutſamkeit, als er der vulkaniſtiſchen Lehre von der feurig flüſſigen Bildung des Granits ſehr unbequem in den Weg tritt, indem es nicht wohl einzuſehen iſt, wie ſich unter ſolchen Umſtänden das Waſſer hätte halten können. Hören wir, wie Petzholdt ſich hierüber äußert. Zunächſt erkennt er an, daß Granit hier allerdings den Kalk in einer, einen guten Fuß mächtigen Schicht überlagere, daß aber dieſer Kalk ſchon vor dem Granit vorhanden geweſen ſey.

„Der Geanlt mußte im heiß- und dünnflüſſigen, niche aber im feſten Zuſtande aufgeſtiegen ſeyn, weil man an der Berührung beyder Geſteine kein Conglomerat, ſondern eine ſchaefe Grenze wahrzunehmen im Stande iſt. Eine chemiſche Umändeeung des Predazzits hat dabey niche ſtattgefunden, wie das wohl auch nicht anders möglich wae, denn Hall's und meine eignen Verſuche haben gelehrt, daß dee kohlenſauee Kalk ſeine Kohlenſäure niche verlieee, wenn er unter Druck eehitzt weede; und was In Bezng auf den kohlenſauren Kalk duech Veeſuche ermittele woeden iſt, das iſt man berechtige auch in Bezng auf die Im Predazzit enthaltene kohlenſaure Magneſia und das Waſſer gelten zu laſſen. Dee Predazzit konnte nur durch die ſeinee vorhergegangenen Erhitzung nachfolgende Abkühlung mechaniſch, d. h. In ſeinem Aggregalzuſtande, geändert werden."

Es iſt eine gewöhnliche Ausrede der Anhänger der vulkaniſtiſchen Theorie, daß ſie bey Felsarten, welche ihrer Behauptung nach im feurig flüſſigen Zuſtande ſich gebildet haben ſollen, das Vorkommen ſolcher Stoffe, welche im Feuer flüſſig werden, damit erklären, daß unter großem Drucke dieſe im gebundenen Zuſtande erhalten wurden; eben dieſer Druck ſey es auch, der Zerſetzungen verhindere, die außerdem vor ſich gehen müßten. Hierbey beruft man ſich gewöhnlich auf ein Experiment von Hall, welches dadurch weltberühmt geworden iſt, und Petzholdt ſtellt demſelben ein anderes zur Seite. Was das letztere anbetrifft, ſo iſt ſchon früher in dieſen Blättern (X. S. 1021) nachgewieſen worden, daß dasſelbe in einer Weiſe angeſtellt wurde, die keineswegs als Erweis des Argumentes gelten könne. Was das Hall'ſche Experiment anbelangt, ſo muß ich den Chemikern das Urtheil über dasſelbe überlaſſen, doch möchte es ſehr wünſchenswerth ſeyn, wenn dasſelbe mit Sorgfalt wiederholt würde. Ich kann nicht läugnen, daß mir bedeutende Zweifel über die unbedingte und allgemeine Gültigkeit der Angaben, wornach durch Druck die gewöhnlichen chemiſchen Geſetze aufgehoben werden, aufgeſtiegen ſind, ſeitdem ich in L. Gmelin's Handbuch der theoretiſchen Chemie I. 1. S. 126 gefunden habe, daß dieſer bewährte Chemiker in einigen ſolcher Fälle zu einem ganz entgegen geſetzten Reſultate gekommen iſt. Ich führe zwey ſolcher Fälle aus dem erwähnten Handbuche hier an.

1. Babinet behauptet, daß, während Zink bey gewöhnlichem Luftdruck mit verdünnter Schwefelſäure ſchwefelſaures Zinkoxyd und Waſſerſtoffgas liefert, dieſe Zerſetzung aufhört, wenn das entwickelte Waſſerſtoffgas in einem verſchloſſenen Gefäße einen hinreichenden Druck ausüben kann. Faraday erklärt dagegen, daß bey dieſem Drucke die Zerſetzung nicht aufhört, ſondern nur erlangſamt wird. Dieß beſtätigt auch ein Verſuch von L. Gmelin.

Digitized by Google

2. Berzelius ſagt, wenn auf kohlenſauren Kalk eine etwas verdünnte Säure gegoſſen und das Gefäß luftdicht verſchloſſen wird, ſo hört die Auflöſung nach einer Weile auf und der Kalk wird nicht weiter angegriffen. Gmelin hat dagegen gefunden, daß die Salzſäure den kohlenſauren Kalk auch bey einem Drucke zerſetzt, bey welchem die Kohlenſäure tropfbar flüſſig wird.

Bey ſolchen Gegenſätzen, in welchen die Erfahrungen der Chemiker über die Einwirkung des Druckes auf chemiſche Proceſſe gegen einander ſtehen, kann man es uns nicht verargen, wenn wir die allgemein gültige Beweiskraft des Hall'ſchen Verſuches beanſtanden und überhaupt weitere Aufſchlüſſe verlangen über die Bedingungen, unter welchen der Druck den Erfolg chemiſcher Proceſſe hemmen oder ganz aufheben könne, bevor wir ihm einen Einfluß zuerkennen, den er in andern Fällen nicht bewieſen hat.

Um wieder auf den Predazzit zurückzukommen, ſo betrachtet Petzholdt ſein Ueberlagertwerden vom Granit als erwieſen. W. Fuchs ſpricht ſich über die Lagerungsverhältniſſe beyder gegen einander nicht direkt aus, aber indem er ihn gelegentlich als einen „vom Granite umſchloſſenen Kalk“ behandelt, ſteht zu folgern, daß er dieſen Kalk bloß als eine Einlagerung im Granite anſieht. Iſt dieß wirklich der Fall, ſo iſt der Waſſergehalt des Predazzits noch weniger erklärlich, wenn man nämlich dem Granite eine feurig flüſſige Entſtehungsweiſe beymeſſen will.

Die Erklärung, welche Petzholdt von den geognoſtiſchen Verhältniſſen bey Predazzo giebt, zeigt uns ſchon an, daß wir in ihm einen entſchiedenen Verfechter des Vulkanismus vor uns haben, der ſich nicht ſcheut, dem Granite eine feurige Bildung zuzumuthen. Als ſolchen giebt er ſich auch zu erkennen im Zwiegeſpräche mit dem Bergverwalter von Helmreich, dem er die Gangverhältniſſe im Goldbergwerke des Radhausberges daraus erklären will, daß durch das Zuſammenziehen des feurig-flüſſigen Gneußes Spalten entſtanden ſeyen, welche ſich ſpäter von unten her durch glühend flüſſige Gangmaſſe erfüllt hätten; während umgekehrt der Bergverwalter — und wie es ſcheint nicht ohne einigen Vortheil bey der Diſputation — die gleichzeitige Entſtehung der Erzgänge mit dem Gneuße dem enthuſiaſtiſchen Vulkaniſten demonſtrirte.

Ich führe dieſen Vorgang nur an, um zu zeigen, daß man eben nicht auf neptuniſtiſchem Standpunkte in der Geologie zu ſtehen braucht, um die Buch'ſche Hypotheſe von der Dolomitbildung als unhaltbar abzuweiſen, ſondern daß auch vom vulkaniſtiſchen Geſichtspunkte aus, wie ſich ein ſolcher ganz determinirt bey Petzholdt, moderirt bey W. Fuchs herausſtellt, dieſe Hypotheſe ebenfalls bekämpft werden muß, ſobald man ohne vorgefaßte Meynungen an die Beobachtung der Gebirgswelt geht. Mich, der ich zuerſt in ausführlicher, von geognoſtiſchen, wie von chemiſchen Gründen unterſtützter Gegenrede die Unhaltbarkeit der Dolomitiſations-Theorie nachgewieſen habe, kann es natürlich nur erfreuen, wenn immer mehr Stimmen in demſelben Beſtreben ſich vernehmen laſſen. Darf man auch unter den beſtehenden Verhältniſſen nicht erwarten, daß ein ſolches bald zur allgemeinen Anerkennung gelangen wird; einſtweilen genügt es, dem Ziele näher gekommen zu ſeyn.

A. Wagner.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Geſchichtsfreund. Mitheilungen des hiſtoriſchen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Erſter Band, erſte Lieferung. Einſiedeln 1843. XL und 152 Seit. 8. *)

Bey Gründung der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz, wie ſeither wiederholt, war der Wunſch ausgeſprochen worden, es möchte ſich auch für die vier älteſten Orte der Eidgenoſſenſchaft ſammt Zug ein hiſtoriſcher Verein bilden, theils um ſelbſtändig für ſich zu wirken, theils um mit jener allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz in Verbindung zu treten. Dieſer Wunſch iſt im Laufe des gegenwärtigen Jahres in Erfüllung gegangen. Da dem neu gebildeten Vereine die Herausgabe einer Zeitſchrift gleich anfangs für ſein Gedeihen ſo wünſchenswerth als nothwendig erſchienen, hatte er die Form und Einrichtung derſelben der vorläufigen Berathung eines Ausſchuſſes unterſtellt, als deſſen Vorſtand wir den bewährten Hiſtoriker J. E. Kopp, Reg. Rath des Cantons Lucern, genannt finden. Statt mit bloßen Vorſchlägen, hat dieſer Ausſchuß für zweckmäßig erachtet, gleich mit einer wirklichen Probe einer ſolchen Zeitſchrift vor die nächſte Verſammlung zu treten. Als eine ſolche Probe nun, aber zugleich, mit Zuverſicht auf den Erfolg, als erſte Lieferung, die mit einer folgenden einen erſten Band ausmachen werde, giebt ſich das vorliegende Heft. Und jene Zuverſicht ſcheint uns wohl begründet, denn dieſes Heft, obſchon, wie am Eingang geſagt wird, in der Eile und aus vorerſt ſpärlich fließenden Quellen geſammelt, enthält deſſen, was den Geſchichtsforſcher und nicht bloß den ſchweizeriſchen anſprechen muß, ſo vieles, daß es ſich, ſelbſt wenn es das einzige bliebe, im Strome der Tageserſcheinungen flott erhalten würde.

Die beabſichtigte Vereinsſchrift ſoll weſentlich eine Niederlage für Quellen der Geſchichte, alſo in erſter Linie für Urkunden ſeyn. Der Ausſchuß erklärt ſich in der Einleitung, in welcher er ſich über die Arbeiten ausſpricht, die er von den verſchiedenen örtlichen Vereinsabtheilungen übernommen wünſcht, für die Regel, bisher ungedruckte Urkunden mindeſtens bis ins XIV. Jahrhundert in ihrer Vollſtändigkeit mitzutheilen. Bloßen Auszügen oder Regeſten wird, in ſo ferne ſie gewiſſermaßen Cataloge einzelner Archive ſind und einem ſpäteren Abdrucke gleichſam vorarbeiten, oder auch die Ueberſicht von bereits Gedrucktem gewähren, ihr Werth zugeſtanden, immer aber ſollen ſie in der Sprache der Urkunde ſelbſt gegeben werden. Was Arbeiten anderer Art betrifft, ſo trägt der Ausſchuß nebſt den vorzüglich in den letzten Jahrhunderten üblichen Berichten (Miſſiven) oder Denkſchriften (Memoiren), welche zu den eigentlichen Quellen gerechnet werden müſſen, insbeſondere auf Aufſätze an, welche gegebene Urkunden prüfen und erläutern, den in einer Anzahl derſelben zerſtreuten Stoff zu einer Einheit verbinden, oder durch Anrufung unbekannter oder

*) Eine kurze Anzeige dieſer Sammlung war 1843 (Nr. 222.) ſchon gedruckt, als dieſe, nach Verdienſt ausführlichere, der Redaction zukam.

nicht genug gewürdigter Quellen über die erſtern ein unerwartetes Licht verbreiten. Andern Arbeiten, die mehr durch Gefälligkeit oder Schmuck der Darſtellung ſich auszeichnen als durch Gründlichkeit der Forſchung könne eine hiſtoriſche Zeitſchrift nur untergeordneten Werth einräumen.

Außer den eigentlichen Urkunden, deren auch aus dem beſcheidenen Vorrath entlegener Ortſchaften oder einzelner Kirchen manche bedeutſame beygeſteuert werden könne, wird namentlich auf die kirchlichen Gedenkbücher, Jahrtage-Bücher (libri anniversariorum, necrologia) hingewieſen, die nicht nur Kirchliches und Gottesdienſtliches aus früherer Zeit enthalten, ſondern auch über die Zeitrechnung mancherley Aufſchluß geben, oft in der Geſchlechtsfolge edler oder bürgerlicher Häuſer Lücken ausfüllen, Nachricht geben über Beſitzthümer und deren Herren, und nicht ſelten Ereigniſſe von Bedeutung erzählen.

Um Mitgliedern des Vereins, welche den Archiven nicht gerade nahe ſtehen, einigen Anlaß zu bieten ſich in der Auflöſung ſchwieriger Abkürzungen oder Züge lateiniſcher Briefe üben zu können, iſt außer einer ſchön geſchriebenen deutſchen Urkunde von 1276 auch eine ſchlecht geſchriebene lateiniſche von 1245 in lithographiſchem Facſimile dem Hefte beygefügt.

In dieſem Probehefte hat der Ausſchuß geſucht durch die Wahl des Stoffes möglichſt viele Richtungen anzudeuten, die auf dem Felde des Forſchens und Sammelns zu verfolgen ſeyen.

Was daſſelbe an urkundlichen Stücken enthält, iſt unter folgende Hauptrubriken gebracht:

I. Reichsſachen: Regeſten der kaiſerlichen und königlichen Urkunden des Stadtarchives Lucern. II. Kirchliche Sachen. III. Hofrechte, Stadtrechte, Burg- und Landrechte; Vogtey und Lehen; Bündniſſe und Urfehden; Eidgenöſſiſches und Oeſterreichiſches. Dazu kommt noch als IV. Rubrik: Liber Heremi.

Während die 21 im Auszug gegebenen, die Stadt Lucern betreffenden kaiſerlichen und königlichen Urkunden von 840 bis 1530 ein mehr örtliches Intereſſe anſprechen, werden die 16 folgenden meiſt aus dem Archiv Uri entnommenen, ſo weit ſie ungedruckt waren, in extenſo mitgetheilten, die den Reichszoll zu Fluelen betreffen, namentlich auch dem bayeriſchen Geſchichtsforſcher von Bedeutung ſeyn. Wie geringfügig Manchem dieſer Gegenſtand vorkommen möchte, ſo war ers doch ſo wenig, daß in dieſen Urkunden vier Reichsoberhäupter zu handeln Veranlaſſung gefunden haben, Kaiſer Heinrich 1313, die Gegenkönige Friedrich und Ludwig 1315 — 1347 und König Karl 1353.

Die eigenthümlichen innerhalb vierzig Jahren ſich zuſehends anders geſtaltenden Bedingungen, welche an die Verleihung dieſes Reichszolls geknüpft wurden; der Grafen von Homberg und von Habsburg Verhältniß zu demſelben durch Belehnung und Erbvertrag; die Doppelſtellung des Freyen Johannes von Attinghauſen einerſeits zu Habsburg, deſſen Anſprüche von ihm anerkannt wurden, und andrerſeits zu Ludwig von Bayern, der den Heimfall an das Reich geltend zu machen ſuchte; und im Hintergrund der Dinge das Ziel der Landleute von Uri, den Zoll am Ende für ſich zu gewinnen: all dieſe Umſtände, die in den mitgetheilten Briefen mehr oder minder deutlich vorliegen, finden nach Attinghauſens Tode, ungeachtet römiſche Könige die Erbrechte der Grafen von Habsburg beſtätigen, ihre allmählige Entwicklung zu Gunſten des Landes Uri.

Merkwürdig iſt unter dieſen 16 Briefen einer gegeben „ze Münichen am Donrſtag nah Georij ao. MCCCXLVII," durch welchen Margareta, Ludwigs des Bayern zweyte Gemahlin, an „Johanſen von Attichuſen" die Forderung ſtellt, vierhundert Guldin, die dieſer, von des Zolles „ze Fluela" wegen, ihrem „lieben Herren und Gemahel Keyſer Ludowig von Rome ſchuldig, unverzegenlichen" zu bezahlen. In einer Anmerkung zu dieſem Briefe wird ausgeführt, wie derſelbe nicht der einzige Beweis ſey, daß Gemahlinnen von Reichsoberhäuptern oder andere fürſtliche Frauen, gern geſehen oder auch nicht, in die Verhältniſſe der obern deutſchen Lande eingriffen oder ſonſt an deren Verwaltung Antheil nahmen. Es werden mehrere Beyſpiele von hoher Verwendung oder Vermittlung angeführt, die ſolchen Frauen zu verdanken. Gegenüber ſolchen

Digitized by Google

Handlungen römiſcher Königinnen oder landesfürſtlicher Frauen," heißt es dann, nimmt ſich der bayeriſchen Margarita Geldforderung an Attinghauſen etwas ſonderbar aus.

Der letzte von Ludwigs des Bayern in dieſer Sache erlaſſenen Briefen iſt gegeben „ze Prihſen, (Brixen) am Sant Walpurg tag, nach Kriſtes geburt driuzehenhundert iar und in dem ſiben und vierzigſtem iare" und zeigt alſo die Anweſenheit des Kaiſers daſelbſt zu einer Zeit, für welche ſelbſt Böhmer keine Belege hat.

Wie gut ſich übrigens dieſer Kaiſer ſelbſt weiland mit jenem Urorte und deſſen „Lantamman Johanſen von Attinghuſen", ja mit allen drey Urorten geſtanden habe, dennoch ſcheint ſich ſein Andenken bey den Hiſtorikern der Fünf- oder Sechs-Orte von 1843 keiner beſondern Gunſt zu erfreuen zu haben. So heißt es S. XVII der Einleitung: „Ludwig von Bayern hatte nicht nur auf dem Wege der Gewalt, gegen den Willen des Kirchen-Oberhauptes, ſeine Hand nach der Kaiſerkrone ausgeſtreckt; ſondern er verwog ſich auch, über den rechtmäßigen Pabſt die Abſetzung auszuſprechen und (ſo viel an ihm lag) durch Aufſtellung eines Gegenpabſtes, in der chriſtlichen Kirche eine Spaltung hervorzurufen."

(Schluß folgt.)

Reiſe im europäiſchen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Von J. H. Blaſius, Prof. am Collegio Carolino in Braunſchweig. Zwey Theile. Erſter Theil. Reiſe im Norden. Braunſchweig 1844. 364 S. 8. mit 11 Kupfertafeln und in den Text eingedruckten Holzſchnitten.

Die ruſſiſche Regierung hatte den Plan gefaßt, neuerdings das europäiſche Rußland bereiſen zu laſſen in der Abſicht, wie der Verf. ſagt, um eine Einſicht in die Hülfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dem Gewerbfleiß dauernd darzubringen vermöchte. Der Baron Alex. von Meyendorff war vom ruſſiſchen Finanzminiſter Grafen Cancrin zum Chef der Reiſe beſtimmt, und hatte ſich ſeit mehreren Jahren damit beſchäftigt, den Reiſeplan zur Ausführung vorzubereiten. Mit Rußland und ſeinen Eigenthümlichkeiten und Bedürfniſſen eben ſo bekannt, wie mit den Anforderungen und Unterſuchungsweiſen der Naturwiſſenſchaften, mußte es ihm vor allen Andern leicht werden, das Nöthige paſſend einzuleiten. Der Verf. vorliegenden Werkes war als Naturforſcher für die Reiſe vorgeſchlagen worden. Sein Freund, Graf A. Keyſerling, mit dem er gemeinſchaftlich vor drey Jahren das ausgezeichnete Werk: „die Wirbelthiere Europa's" herausgegeben hatte, wurde bewogen, der Expedition ſich anzuſchließen. Auch Murchiſon und de Verneuil hatten ſich für den Norden von Rußland an die Reiſe angereiht, um die Formationen des Uebergangsgebirges, mit welchen ſich erſterer bereits in England eifrigſt beſchäftigt hatte, auch in Rußland kennen zu lernen.

Von St. Petersburg aus ſollte die Reiſe beginnen und während des Frühlings und eines Theils des Sommers der Nordoſten von Rußland, das Waſſergebiet des weißen Meeres bis zum nördlichen Ural und zum weißen Meere hin bereiſet werden. Die Zeit bis zu Ende des Winters war für das weite Gebiet jenſeits der Waſſerſcheide des baltiſchen und weißen Meeres bis zum ſchwarzen und kaspiſchen Meere hin beſtimmt. Im kommenden Frühling ſollten die Länder der baltiſchen Abdachung, die Oſtſeeprovinzen, durchzogen werden.

Ueber die Beſchaffenheit ſeines Reiſeberichts ſucht ſich der Verf. im Voraus mit dem Leſer zu verſtändigen. Zuerſt mit dem reiſenden Naturforſcher.

„Wohl hat der ſeine Hände voll, der bloß als Naturforſcher reiſet, und um ſo voller, je mehr er ſich auf eine vom Ganzen abgeriſſene ſpecielle Seite der Natur wirft. — Doch giebt es eine Gränze für dieſe Beſtrebungen, für dieſe Verdienſte für die Wiſſenſchaft, wo ſie aufhören, dem unbefangenen Sinn eines Nicht-Naturforſchers ein Intereſſe abzugewinnen. Es giebt ferner eine Gränze in allen Naturerſcheinungen und in ihrem Zuſammenhang, bis zu der auch das Intereſſe des Nicht-Naturforſchers mit Neigung folgt. Innerhalb dieſer Gränzen ſcheint mir eine durch Thatſachen begründete allgemeine Einſicht in die Ent-

Digitized by Google

wicklung und Geſtalt der Erdoberfläche, in die Verbreitung und habituelle Erſcheinung der Thier- und Pflanzenwelt und in den Zuſammenhang der Natur mit dem Menſchen zu liegen. Innerhalb dieſer allgemein menſchlichen Intereſſen gedenke ich auch für den, der nicht Geognoſt, Zoolog oder Botaniker iſt, ein überſichtliches und anſchauliches Bild von dieſen weiten Strecken zu geben, in ſo weit ich dieſelben durch eigne Anſchauung kennen gelernt habe. Bey dem ausgedehnten Intereſſe für die allgemeineren Reſultate der Naturforſchung und einer auf Naturforſchung begründeten Länderkunde ſcheint es eine billige Rückſicht, alles nur für den Naturforſcher vom Fach beſtimmte Detail hier auszuſchlieſſen.“

Damit will aber der Verf. den Menſchen und ſein Treiben nicht gegen die Natur herabgedrückt wiſſen.

„Der Naturforſcher iſt ja auch Menſch und hat ſich nicht zu entſchuldigen, wenn er Antheil nimmt an jedes Menſchen Freud und Leid, und an dem, was irgend ein Volk geſchaffen hat und geduldet und noch duldet. So will ich mich denn auch nicht entſchuldigen, wenn ich zu Zeiten und an Orten, wo es keine Schädel zu präpariren und keine Petrefakten aus dem Geſtein zu meiſeln gab und alle Vögel weggeflogen waren, meine Blicke dem Menſchen zukehrte und ſein Leben und Thun beachtete. Ich will es ſogar nicht verhehlen, daß ich in Rußland mehr Gotteshäuſer gezeichnet habe als Thiere, obſchon es mir oft durch die Neugier der Polizey ſehr erſchwert wurde. Ich will es nicht entſchuldigen, daß ich oft auf derſelben Seite meines Tagebuchs einen geognoſtiſchen Durchſchnitt und einen ruſſiſchen Bauer mit ſeiner Block- oder Strohhütte zuſammen antreffe.“

Es giebt aber, wie der Verf. fortfährt, im ruſſiſchen Volksleben noch andere Dinge, die ein tieferes menſchliches Intereſſe in Anſpruch nehmen und ſich nicht gut allein von naturhiſtoriſcher Seite anſehen laſſen. Deßhalb ſieht er ſich genöthigt, ſich über den zweyten Punkt zu verſtändigen, daß er in Rußland und auf Befehl der ruſſiſchen Regierung gereiſt ſey. In dieſer Beziehung will er ſich die Freyheit des Urtheils in der Schilderung der Volkszuſtände bewahrt wiſſen. Einerſeits erkennt er es rühmlich an, daß Rußland auf dem Wege des Fortſchritts und der Förderung des Volkswohls getroffen werde, daß ſeit Alexander ein neuer Tag für daſſelbe angebrochen ſey. Andrerſeits aber will er ſich auch nicht abwenden von den Uebelſtänden der Gegenwart, nicht ſchweigen und übertünchen, wo Mißſtände zu rügen ſind. Wenn er eine Schuld der Dankbarkeit gegen die ruſſiſche Regierung abzutragen, oder nach dem Zwecke der Reiſe eine Verpflichtung zur Förderung des Volkswohls übernommen habe, ſo glaubt ſich der Verf. beyder Obliegenheiten nicht beſſer entledigen zu können als dadurch, daß er frey und unbefangen die Zuſtände ſchildere, wie er ſie gefunden, und als Naturforſcher ſich nicht für verpflichtet halte, ſich von dem Menſchen loszuſagen.

Der Leſer wird aus dem Vorſtehenden hinlänglich die Geſinnung und Anſichten erkennen, welche den Verf. bey Abfaſſung ſeines Reiſeberichtes geleitet haben. Ref. hält es nicht für nöthig, aus einem Werke, das Jedem leicht zugänglich iſt, Auszüge vorzulegen. Dagegen kann er dem Leſer die Verſicherung geben, daß der Verf. in höchſt anziehender und geiſtreicher Weiſe die Naturverhältniſſe, wie das Volksleben in Rußland geſchildert hat, daß die Lebendigkeit wie die Natürlichkeit der Darſtellung durchgängig das Intereſſe an dem Buche rege hält, und daß demnach dieſe Reiſebeſchreibung als ein höchſt bedeutender Beytrag zur Kenntniß der phyſikaliſchen wie der volksthümlichen Zuſtände von Rußland erklärt werden darf. Die beygegebenen Abbildungen, meiſt Kirchen darſtellend, ſind genau und ſchön ausgeführt.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Mohammed, der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre. Aus handſchriftlichen Quellen und dem Koran geſchöpft und dargeſtellt von Dr. Guſtav Weil, Bibliothekar an der Univerſität zu Heidelberg, Mitglied der aſiatiſchen Geſchaft zu Paris. Mit Beylagen und einer Stammtafel. S. XXXVIII und 450. Stuttgart 1843.

Herrn Weil's Buch, das iſt vorauszuſehen, wird man in der gelehrten Welt viel leſen, ſehr viel benützen, aber wenig Redens und Rühmens davon in kritiſchen Journalen machen, gerade weil es zu den gereifteſten und gründlichſten Erzeugniſſen der neueſten deutſchen Orientaliſtik gehört. Was ſich an Büchern und Menſchen über das Mittelmäßige erhebt, dabey Andere tadelt, befehdet, beſchämt und ſelbſt keine Blöße geben will, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hat man nirgend gerne und glaubt ſolchen Dingen ſchon ſehr viele Ehre zu erweiſen, wenn man ſie ignorirt. In der Hauptſache hat es Hr. Weil, obgleich er durch dieſe tüchtige Arbeit ſeinen Platz auch unter den Hiſtorikern oder eigentlich unter den Biographen eingenommen, doch mit den Grammatikern zu thun, die ihm ſein enthuſiasmusloſes, froſtiges, nüchternes und gewiſſenhaftes Verfahren in Sichtung und Erklärung morgenländiſcher Quellen nicht vergeben werden, denn Grammatice iſt nach dem alten Spruch „superbum animal!“ Wäre der Gegenſtand ein noch gänzlich brachliegender und Herr Weil der erſte abendländiſche Lebensbeſchreiber des Propheten von Mekka, ſo würde man ein ſolches Werk im litterariſchen Europa jedenfalls mit Ruhm und Applaus empfangen. Allein ſeit dem erſten großartigen Unternehmen dieſer Art durch Gagnier vor mehr als hundert Jahren (1732) bis zum neueſten Bilderſaal moslimiſcher Herrſcher ꝛc. durch Hrn. v. Hammer (1838) ward das Thema wiederholt und — wie ſich von ſelbſt verſteht — durchgehends „aus noch unbekannten morgenländiſchen Manuſcripten“ und anderem Behelf in Werken verſchiedenen Umfanges behandelt, mit deren Aufzählung wir den Leſer nicht ermüden wollen. Beſonders glänzend durch Farbenpracht, anziehend durch Neuheit, erſchöpfend durch das Eindringen in die verborgenſten Lebensverhältniſſe des Sohnes Abd Allah's hat dem Referenten früher (S. gel. Anz. Okt. 1839) Hammer's 237 Seiten umfaſſende Prophetenbiographie geſchienen. Dr. Weil — freylich ein viel competenterer Richter — iſt nicht dieſer Meynung. Bey ihm gilt nur Gagnier für etwas, Hr. v. Hammer wird nicht einmal als gewichtiger Vorgänger genannt, deſto öfter aber wird in den Anmerkungen zum Texte ſeiner Erwähnung gethan, doch auch dort nur, wenn Irrthümer zu berichtigen ſind oder Tadel zu verhängen iſt. Denn Hrn. v. Hammer zu loben oder irgend etwas Gutes an ſeiner Arbeit zu entdecken, wäre von einem ſo ſcharfen Grammaticus wie Hr. Dr. Weil nicht zu verlangen. Dagegen wird indirect und gleichſam im Vorbeygehen die einleitende Bemerkung hingelegt: „man habe ſpäter wohl auch noch andere Quellen, als die, welche Gagnier zu Gebote ſtanden, für Mohammeds Biographie benützt; es ſey aber dieſes mit einer der Geſchichte

Digitized by Google

unwürdigen Oberflächlichkeit und Nachläſſigkeit geſchehen; auch habe man das **wenige neu Entdeckte**, um es recht auszupoſaunen, durch Uebertreibungen und grundloſe Zuſätze entſtellt und dadurch Mißtrauen auf das Ganze hervorgerufen. Selbſt in der neueſten Zeit habe man nicht nur hiſtoriſche Facta mit fabelhafter Dichtung, die ſchon der geſunde Menſchenverſtand verwerfen müſſe, bunt durcheinander gemiſcht, ſondern ſogar Widerſprüche aller Art, Anachronismen, die kaum Arabern zu verzeihen, und ſonſtige geſchichtliche Unmöglichkeiten in ſolcher Maſſe angehäuft, daß der Leſer ſogar über die wichtigſten Momente im Leben des arabiſchen Propheten vergebens Aufklärung ſuche.“ Wer eigentlich aller der genannten Gräuel und Sünden ſchuldig ſey, beſagt Hr. Dr. Weil zwar nicht ausdrücklich, läßt es aber in den Noten zum Text deutlich genug errathen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es freylich ein Glück, daß Hr. Dr. Weil mit unſern Irrthümern Mitleiden fühlt, und die nach deutlicher Prophetenkunde ſchmachtende Welt aus der reich beſetzten Vorrathkammer ſeiner morgenländiſchen Gelehrſamkeit erquickt. Mit einer wenn auch noch ſo kritiſch-genauen und hiſtoriſch-gelungenen bloßen Compilation aus dem bisher in Europa geſammelten und erſchloſſenen Materiale kann ſich aber ein Orientaliſt wie Hr. Dr. Weil nicht begnügen; er fühlt den Drang in ſich, das Gebiet der Geſchichte ſelbſt aus bisher noch **gar nicht** oder **ſchlecht** benutzten Quellen mit neuen **Thatſachen** und **Aufſchlüſſen** zu bereichern. Nicht nur zuverläſſigen Stoff zur Lebensbeſchreibung Mohammeds und der Gründung des Islams denkt er künftigen Hiſtorikern zu liefern, ſondern **ſelbſt** die innere Geſchichte des außerordentlichen Mannes und ſeiner Lehre zu ſchreiben. Räthſel, die Anderen verborgen blieben, will er löſen und mit ſicherer Hand endlich einmal die Scheidelinie zwiſchen Wahrheit und Legende im Leben des Islamsſtifters ziehen. Aber

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Hr. W. fühlt auch recht gut, daß er durch ein ſolches Programm allen ſeinen Vorgängern den Krieg erklärt, beſonders aber **Einen** empfindlich verletzt, *οὐ κράτος ἐστὶ μέγιστον* und auf den **er es dem Anſcheine nach hauptſächlich abgeſehen hat. Denn Hr. W. hat etwas von der Taktik des Verfaſſers des romantiſchen Oedipus:**

„Nie hat Apollo gezielt auf Haſen und andern Troß,
Die ſtolze Niobe nur demüthigte ſein Geſchoß.“

Ueber die erſte Hälfte des Tentamens — die Ergründung der Quellen — iſt Hr. W. ganz beruhigt und giebt ſich getroſt das Selbſtzeugniß, daß man ihm auf dieſem Punkte nicht ankommen könne, ja daß er, quoad grammaticam, gleichſam unverwundbar wie der Sohn der Thetis ſey. Mehr Sorgen macht ihm die Legenden-Scheidewand und die Schilderung des räthſelhaften Propheten-Charakters ſeines Helden. Auf dieſe lenkt er denn ausſchließungsweiſe das Urtheil unbefangener Kenner hin. Hat Hr. W. aber auch das Recht, eine ſolche Sprache zu führen und ſeine Gegner gleichſam herauszufordern, ſie ſollen ihm in Verſtändniß und Deutung arabiſcher und türkiſcher Texte irgend einen Fehler nachweiſen und dann ſelbſt entſcheiden, ob er allein dieſe Dinge nicht beſſer verſtehe, begreife und inne habe, als ſie (die Gegner) alle zuſammen? und ob dann folglich **ſein** Werk über Mohammed nicht alle vorausgegangenen Arbeiten dieſer Gattung, beſonders aber die an der Spitze des „Bilderſaales moslimiſcher Herrſcher“ ſtehende Lebensbeſchreibung, überſtrahle und überflüſſig, ja ſcandalös und lächerlich mache? Wie ungewöhnlich und für andere Muſen kränkend ſolche Proceduren auch immer ſeyn mögen, ſo wird man ſie von Seite des Hrn. Dr. Weil, fürchte ich, doch ertragen müſſen, wenigſtens in Beziehung auf das Grammatikaliſche, Etymologiſche und Kritiſche der theils neu aufgebrachten, theils beſſer benützten und beſſer verſtandenen morgenländiſchen Texte. Hat denn Hr. W. nicht beym gelehrteſten Scheich der Moſchee El-Azhar in Cairo fünf Jahre lang ſtrenge Studien gemacht und das Litterar-Arabiſche aus dem Fundament gelernt? Hr. W. — man erinnert ſich deſſen recht gut — ward noch **vor** dem Schluſſe ſeiner caireſiſchen Studien von den erſten Capacitäten der alten mohammedaniſchen Hochſchule Aegyptens als einer der übrigen, ja als „vollkommener Scheich und Koransmagiſter“ anerkannt und

Digitized by Google

laut geprieſen. Solche Antecedentien rechtfertigen freylich eine gewiſſe Kühnheit im Selbſtvertrauen wie in der Rede, beſonders wenn man noch den nüchternen, uneleganten, ſtraffen und froſtig calculirenden Sinn unſeres Herrn Doctors einzulegen hat. Wer immer kritiſche Journale lieſt, wird die herbe Sprache bemerken, in welcher die Grammatiker überhaupt, die orientaliſchen aber insbeſondere, ihre Meynungen vertheidigen und ihre gegenſeitigen Fehden auskämpfen. Nicht das beſſere Wiſſen, wohl aber — um es gleich vorweg zu ſagen — die Politur, die Pietät und der feine Ton, mit welchem billige Menſchen von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machen, fehlen in dem Buche des Hrn. Weil. Das unausgeſetzte, auf jeder Seite und beynahe in jeder Note wiederholte Anbellen und Keifen gegen den Großmeiſter der morgenländiſchen Studien in Deutſchland, macht nach und nach einen peinlichen Eindruck und wird zuletzt dem Leſer ganz widerlich. Während Gagnier, Maracci, Reinaud, de Sacy ꝛc. nur äußerſt ſelten, alle miteinander kaum acht bis zehnmal, und allzeit höflich, sine ira et studio, und auch nur im Intereſſe von Wahrheit und Wiſſenſchaft angelaſſen, corrigirt und beſtritten werden, geſchehen wider Hrn. v. Hammer allein 124, ſage einhundert vier und zwanzig Aus- und Anfälle, deren leidenſchaftliche und giftige Färbung nie, deren Breite und Vornehmheit aber auch nicht allzeit durch den Ernſt des Inhaltes und durch die Gewichtigkeit der mit ſo viel Hochmuth und Bedeutung angebrachten Verbeſſerung zu rechtfertigen ſind. Setzt Hr. v. Hammer in einem arabiſchen Namen irgendwo ſtatt des Doppelconſonanten nur den einfachen oder umgekehrt, und ſchreibt z. B. Motallib ſtatt Mottalib, ſo ſchreit Hr. Dr. Weil, wie ein zweyter Polyphem mit dem glühenden Pflock im Cyclopenauge, Zeter durch ganz Deutſchland und möchte den Fall wie eine allgemeine Angelegenheit des menſchlichen Geſchlechtes, wie einen Act grauſenhafter Felonie auf einem europäiſchen Gelehrtencongreß verhandelt ſehen. Was einen biſſigen Grammaticus in die Hitze bringt, läßt den Leſer nicht ſelten kalt. Hiemit wird nicht geſagt, daß es gleichgültig ſey, ob man Motallib oder Mottalib, Emine für Amina, Irwe für Urwa, Naaman für Nu'man ſchreibe und Ohrfeige ſtatt Karawane (S. 103, Note 136) überſetze. Wir machen Hrn. Dr. Weil nur mit Höflichkeit auf den Spruch aufmerkſam:

Versibus exponi tragicis res comica non vult.

(Fortſetzung folgt.)

Der Geſchichtsfreund ꝛc.

(Schluß.)

„Die über ihn verhängten, geiſtlichen Strafen fielen auch auf deſſen Anhänger; zu dieſen letztern gehörten viele Jahre lang die Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden. Als aber der Bayer, nachdem er wiederholt den Weg der Umkehr betreten zu wollen geſchienen, gleichwohl ungeſühnt mit der Kirche eines gähen Todes weggeſtorben, blieb den Landleuten, da auch der Nachfolger am Reiche, Karl IV., in vollem Einverſtändniſſe mit dem Pabſte und gegen Ludwig die Verwaltung begonnen hatte, nichts andres übrig als ihre Rückkehr zum Gehorſam der Kirche anzubahnen."

Die 33 Urkunden der II. Rubrik aus dem Zeitraume von 1241 bis 1429, berühren verſchiedene mehr locale kirchliche Verhältniſſe und Angelegenheiten. Unter den wenigen in deutſcher Sprache, die darunter vorkommen, zeigt eine der Abtey Engelberg von 1307, daß der in Bayern in einer ſpeciellern Bedeutung noch allgemein gangbare Ausdruck Tuld, damals auch tief in der Schweiz noch nicht verſchollen war, indem ſich als Termin für die Entrichtung eines gewiſſen Jahreszinſes „Sant Andres tult" d. i. festum S. Andreae angeſetzt findet.

Die 25 Urkunden der III. Rubrik beginnen mit einer von 955 aus Uri (Uronia), Zehendforderungen von Seite der Burg Zürich (Turegiensis castri) betreffend, und ſchließen mit einem Verkommniß der „Landlüte gemeinlich ze Entlibuoch" mit der Stadt Lucern von 1395.

Digitized by Google

Unter manchen merkwürdigen dazwiſchen liegenden Briefen beurkundet einer von 1315, gegeben zu Baden wenige Tage vor der Schlacht bey Morgarten, den Eid, den Graf Hartman von Kiburg geſchworen, dem „edeln Kunig Friederich von Rome, Herzog Lupolten von Oſterich und allen ſinen bruedern mit zwainzig Roſſen zu dienen gegen Hertzog Ludwigen von Baigern, der ſich da nennet kunig und gegen allen ſinen helfern, mit namen gen Swiz und gegen allen Waltſtetten.“ Durch königliche Urkunden resp. von 1283 und 1299 wird den Burgern von Arau (Arowa) und denen von Surſee ein vride-kreiz (Burgfried) ausgewieſen uud mit Burgrecht und Marktesrecht begabt.

Bey jeder Urkunde wird, wie billig, angegeben, wo ſie im Original oder in beglaubigtem Vidimus zu finden ſey. Als ſolche Fundorte, die zu dieſem Hefte beygeſteuert, ſind außer ſchweizeriſchen auch das Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, und das der Präfectur zu Colmar genannt, wohin alle geretteten Urkunden der oberelſäßiſchen Gotteshäuſer, alſo auch die der Abtey Murbach gekommen, welcher durch das 9te bis 13te Jahrhundert das Gotteshaus und die Stadt Lucern zuſtändig geweſen.

Was aber dieſem Hefte in den Augen auch des nicht ſchweizeriſchen Geſchichtsfreundes einen vorzüglichen Werth ſichert, iſt der als IV. Rubrik gegebene Liber Heremi. Der Ausſchuß verdankt dieſen Beytrag dem P. Gallus Morel, Conventual und Archivar im Kloſter Einſiedeln, welcher eine kurze Einleitung zu demſelben alſo beginnt: „Oftmals ſchon ward der Wunſch geäußert, es möchte jemand die (freylich nicht leichte) Mühe übernehmen und die Quellen von Gilg Tſchudi's eidgenöſſiſcher Chronik aufſuchen und nachweiſen. Als die Hauptquelle dieſer Chronik für das eilfte und zwölfte Jahrhundert geben wir nun unſern Leſern das von Vielen ſchon angeführte, aber von Wenigen gekannte Buch, das den Titel Liber Heremi trägt. Es findet ſich nämlich im Archiv zu Einſiedeln unter dieſem Titel ein Buch von Tſchudi's Hand u. ſ. w.“

P. Gallus giebt ſodann die nähere Beſchreibung dieſer Handſchrift, welche aus 31 Folioblättern beſteht und auf S. 1 — 3 Annales Einsidlenses (minores) von 814 — 1298, S. 3 — 11 Necrologium E. von 1100 — 1330, S. 11 — 14 Regeſten der Kaiſerurkunden von 946 — 1434, die jetzt noch beynahe ſämmtlich vorhanden ſind, S. 15 — 34 donationes E., S. 34 — 61 Annales majores von 814 — 1226 enthält.

Da es ſich dabey um die urſprüngliche Aechtheit einer nicht unwichtigen Geſchichtsquelle handelt, ſo ſetzt Archivar Morel die Gründe auseinander, nach welchen er ſich dafür entſcheiden zu müſſen glaubt, daß die im fraglichen Buche enthaltenen Annales majores und minores, die vorläufig daraus in gegenwärtigem Hefte S. 99 — 152 abgedruckt worden, nicht etwa nur eine von Tſchudi ſelbſt gemachte Sammlung geſchichtlicher Bemerkungen, ſondern die getreue Abſchrift einer aus dem XIII. Jahrhundert herrührenden wahrſcheinlich bey dem Kloſterbrande von 1577 verloren gegangenen Vorlage ſeyen.

Daß ſich aus denſelben für die Genealogie der Herzoge von Alemanien, von Zäringen, der Grafen von Habsburg, Lenzburg, Kiburg, Froburg u. ſ. w., für die alte Topographie der deutſchen ſowohl als der franzöſiſchen Schweiz, des Elſaßes, Breisgaus, Sundgaus und Rhätiens, in welchen die Abtey Einſiedeln beträchtliche Güter beſeſſen, vieles gewinnen laſſe, hat ſchon G. Haller (Bibliothek der Schweizergeſchichte III. B. N. 1199) ausgeſprochen. Sie umfaſſen zudem einen Zeitraum, welcher ärmer als jeder andere an zuverläßigen und ausführlichen Geſchichtswerken iſt.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Mohammed der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre ꝛc.

(Fortſetzung.)

Auch iſt die Kritik nicht deßwegen eingeführt, daß ſie altes Verdienſt abläugne und veterane Celebritäten verunglimpfe, ſondern daß ſie überall anerkenne, was der Vorgänger Erſprießliches geleiſtet habe; daß ſie auf der Grundlage des Erworbenen vorwärts ſchreite, indem ſie das Schwache zu ſtützen und das Irrige durch Wahres und Gediegenes zu erſetzen ſtrebt. Freylich ſind wir durch gewiſſenhaftes Durchſehen ſämmtlicher, inſonderheit des polemiſchen Theiles der 619 zum Theil ſehr weitläufigen Noten des Hrn. Doctors zur Erkenntniß ſeiner unzweifelhaften Ueberlegenheit in den arabiſchen Studien gekommen; aber das zu laut und zu deutlich hervorſpringende Beſtreben, Hrn. v. Hammer als einen Uſurpator vom orientaliſchen Präſidentenſtuhl in Europa zu verdrängen und ſich ſelbſt als Candidaten des vacanten Poſtens anzuempfehlen, mindert den Werth und ſchmälert den Gewinn auch unbeſtrittener Tüchtigkeit.

Hie und da wird ihm vielleicht doch irgend ein ſtimmfähiger Deutſcher, unter die ſich Ref. natürlich nicht rechnet, durch das Labyrinth ſeiner morgenländiſchen Citate nachſchleichen und heimlich prüfen und rütteln, ob am Baugerüſte wirklich Alles ſo feſtſteht, ſo tadellos und unangreifbar ſey, wie es der Hr. Doctor will. Das geringſte Verſehen — deſſen darf Hr. Weil verſichert ſeyn — wird man auch gegen ihn ſchadenfroh herausſtellen und herumpoſaunen, um die Infallibilität des neuen Prätendenten in orientaliſchen Dingen Lügen zu ſtrafen. Im Arabiſchen, was hier die Hauptſache iſt, wird für die Gegner wirklich nicht viel zu hoffen ſeyn. Hr. Weil accentuirt, ſchreibt, überſetzt und argumentirt mit einer Reife, mit einer Bedachtſamkeit, mit einer Umſicht, Kälte und Sorgfalt, die mit dem poetiſchen Leichtſinn und der unentſchuldbaren Eile des Hrn. v. Hammer oft ſeltſam contraſtirt. Einen Ueberſetzungsfehler aufzubringen, wäre für die Gegner kein geringer Triumph; aber auch bloß falſche Ausſprache einer Sylbe oder gar nur ein Schreibfehler wäre am Ende ſchon eine willkommene Waffe. Hr. Weil ſcheint aber wirklich gegen die Kritik im ſtrengſten Sinne feſt zu ſeyn. Bey einiger Durchſicht der türkiſchen und arabiſchen Originalſtellen in den Beylagen glaubte indeſſen Ref. ſchon auf dem Punkte zu ſtehen, Hrn. W. zu corrigiren und ſich durch Hervorhebung eines freylich nur geringen Verſehens gar zu wohlfeilen Preiſes Ruhm zu erwerben. Denn offenbar iſt im türkiſchen Originalcitat aus Ibrahim Halebi (fol. A.) die Zeile

اول اثناده بعايت پير ونا بينا اولمشيدى

(ol esnada beajet pir wena bina olmuschidi) nicht fehlerfrey geſchrieben, weil es بغايت beghajet und nicht beajet heißen muß. Hr. W. iſt aber ein ſo wachſamer und ein ſo trockener Stockphilolog, daß ihm bey der Reviſion des Abdruckes nicht einmal dieſe Kleinigkeit entgangen iſt. Im Druckfehler-Verzeichniſſe wird richtig bemerkt, daß am angeführten Orte nicht biajat, ſondern bighajat zu leſen ſey. Hr. W., wie man ſieht, ſpricht das Türkiſche mit dem afrikani-

Digitized by Google

ſchen Plataiasmus und nicht mit der in Stambul üblichen Eleganz, welche verlangt, daß man beghajet und nicht bighajat ſpreche. Hierüber werden wir aber mit dem gelehrten Hrn. Verfaſſer natürlich keine weitläufige Diſſertation eröffnen, weil wir ihn nicht ſo kleinlich behandeln wollen, wie er den berühmten Hrn. von Hammer, von dem er doch ſo Vieles gelernt hat. Ein wirklicher Sprachfehler aber iſt es, wenn Hr. W. S. 192, Note 296 ſeines Buches das arabiſche Wort taschbihun durch das türkiſche Synonymum benzitmek, „vergleichen, ähnlich machen“ erläutert. Die Türken ſagen benzetmek, denn benzitmek ſtatt benzetmek wäre im Türkiſchen eben ſo viel, als wenn man im Deutſchen „Zerbrichen ſtatt Zerbrechen“ ſchriebe. Wahrſcheinlich dünkt ſich Hr. W. viel zu gelehrt und zu viel Meiſter ſeines Kamus, als daß er Ref. in dieſer Sache aufs Wort glauben dürfte. Hr. W. kann ſich aber ſelbſt überzeugen, daß im vorbenannten Verbum nicht i, ſondern e der Stammlaut iſt, wenn er die urſprüngliche oder die Intranſitivform näher prüft, die بڭزمك (gewöhnlich بڭزمك) geſchrieben und ohne Variante benzëmek geleſen wird. Bekanntlich aber wird durch Anfügung der Sylbe dyr oder des Buchſtaben t ſchlechthin zur unveränderten Stammform, wie hier, das Tranſitiv gebildet. Offenbar hat Hr. W. das Türkiſche mehr mit dem Auge und aus Büchern, als mit dem Ohr und im Umgang gelernt, was ihn aber nicht hindert, Proſa und Verſe ſinngetreu und correct ins Deutſche zu übertragen. Man darf Hrn. W. Glück wünſchen und ihm wohlverdienten Dank ſeitens der morgenländiſchen Sprachſcholaren zollen, wenn im ganzen Reichthum ſeiner Texte außer ſolchen Nebendingen nichts zu tadeln iſt.

Mit dieſer Doppelbemerkung hat man aber auch das Hauptverdienſt des Dr. Weil'ſchen Buches angedeutet: es beſteht in Sichtung, Läuterung und gründlicher Analyſe der turko-arabiſchen Materialien zu einer Geſchichte Mohammeds des Propheten und der Gründung des Islam als weltherrſchender Religion. Es ſind Vorſtudien, in welchen der Leſer ſchwunghafte ſchöpferiſche Ideen mit Eleganz der Darſtellung und äußern Form nicht ſuchen ſoll: es iſt ein Werk ſchwerer, ſtrenger, bürgerlich ehrlicher und demokratiſch grober Gelehrſamkeit ohne alle Amönität und Grazie, ein Werk, das nur den Ruhm richtiger Erkenntniß und unumſtößlicher, in ſchonungsloſe Phraſen gekleideter Wahrheit verlangt: ein Werk das, mit Ausnahme der feinen Malice und der ſchelmiſch überall verſteckten Ironie des gascogniſchen Hugenoten, in der äußern Einrichtung und Haltung vollkommen einem Artikel im vergrößerten Maaßſtabe aus Peter Bayle's hiſtoriſchem Wörterbuche gleicht. Wie Peter Bayle, hat auch Hr. Weil die Ergebniſſe ſeines kritiſchen Läuterungsproceſſes ſchmucklos und ohne Fluß wie ohne Schmelz und ohne lebendiges Ineinanderrinnen im Contexte niedergelegt, Räſonnement und Polemik aber in das unterhalb nach der Nummer laufende Notenheer herabverwieſen. Dem eingeſtandenen Zwecke des Buches entſpricht dieſe Form freylich am Beſten, ſie gewährt aber unter der Feder des Hrn. W. dem ermüdeten Leſer keinen Erſatz, kein Labſal wider den Froſt und die holperichte Oberfläche ſeiner correcten Schul-Paläſtra,

> . . . . ah, te ne frigora laedant:
> Ah, tibi ne teneras glacies secet aspera plantas!

In der That vermöchte ohne Beyſtand des nur unſerem Volke eigenthümlichen Grammatikal-Fanatismus Niemand Hrn. Weil's Noten zum Text im Zuſammenhang zu leſen. So ſehr ermangeln ſie jenes cauſtiſchen Elementes, jenes feinen attiſchen Salzes, jenes urbanen Scherzes, ohne welchen ſelbſt in Deutſchland das gelehrteſte Compoſitum, beſonders in der contentiöſen Litteratur, nicht mehr recht gefallen will. Hiemit iſt nicht geſagt, Hr. W. müſſe in ſeinem nächſten Buche durchaus urban und witzig ſeyn. In Bücher-Noten urban und witzig iſt nicht wer da will, und Hr. Dr. W., das ſieht man ſeinem Werke überall an, iſt ein ernſthafter und gerader Mann, der in Holzſchuhen geht und wie jener Rusticus des Ariſtophanes

Τὰ σῦκα σῦκα, τὴν σκάφην σκάφην

nennt. Der gründlich gelehrte Hr. Verfaſſer wird es gewiß eben ſo wenig als das unpartheyiſche Publicum übel vermerken, wenn wir freymüthig

Digitized by Google

und offen geſtehen, wie wir bey einiger Durchſicht ſein Buch gefunden haben.

Nur wäre jetzt noch die Frage zu beantworten, ob Hr. W. die Summe des hiſtoriſchen Wiſſens über Mohammed und über die Origines des Islam durch weſentliche und gleichſam epochemachende Entdeckungen erweitert und gleichſam neugeſtaltet, ob er ein ganz neues Bild geſchaffen oder nur das in den Hauptzügen und in den bezeichnendſten Umriſſen ſchon vor ihm und durch Andere entworfene Conterfei des Propheten in den vernachläſſigten Partien ergänzt, etwa den Faltenwurf verbeſſert, den Blick lebendiger, den Teint friſcher, die Haltung entſchiedener als ſeine Vorgänger gezeichnet habe? Schon aus der Stellung der Alternative erſieht Hr. W., daß er jedenfalls im Vortheil iſt. Hrn. W. gebührt zum voraus der Ruhm, daß man ſich auf ſeine Citate und ihre Deutung vollſtändig und unbedingt verlaſſen darf, was von keinem ſeiner Vorgänger, am allerwenigſten aber von dem berühmten Verfaſſer des „Bilderſaales“ zu ſagen wäre. Hr. W. beſitzt einen ſo reichen Fonds orientaliſchen Wiſſens und hat zugleich auf Erwerbung desſelben ein ſo großes Capital von Arbeit, Koſten, Fleiß und Mühe aufgewendet, daß man auf obenſtehende Frage nur mit ſchonender Behutſamkeit und mit ſchuldiger Rückſicht auf Eigenliebe und verzeihliches Selbſtgefühl des gelehrten Herrn antworten darf. Hr. W., ſcheint es, wäre mit dem zweyten, etwas geringeren Verdienſte nicht zufrieden und ſpricht ſich ohne Bedenken das erſte und größere, d. i. das eines völlig neugeſchaffenen Charakterbildes des Propheten zu. Hätte Hr. v. Hammer ſein Opus mit der grammatiſchen Wachſamkeit und Schärfe des Hrn. W. behandelt, wäre die Palme unbeſtritten ihm allein zugefallen. Wie aber die Sachen jetzt ſtehen, iſt Hr. W. allerdings ein unbequemer und nicht abzuweiſender Competent um den Ehrenpreis.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

I.

Bemühungen der würzburgiſchen Biſchöfe, der Kipper- und Wipperpeſt entgegen zu arbeiten.

Vom k. Studienlehrer Herrn Dr. J. G. Keller.

Hr. K. eröffnet dieſe gründliche Abhandlung mit dem Lobe auf die wirzburgiſche Numismatik, die ſich vor vielen ihrer Schweſtern in verſchiedenen Beziehungen ſehr vortheilhaft auszeichne, man betrachte nur ihr hohes Alter oder den Reichthum ihrer Ausprägungen und die Menge ihrer verſchiedenen Stempel, oder die Schönheit des Gepräges, oder das geſetzmäßige Einhalten von Schrot und Korn. Nie, ſelbſt nicht in der unheilvollen Zeit des 30jährigen Krieges, haben ſich Wirzburgs Biſchöfe zum Kippern und Wippern herabgelaſſen, ſondern immer gerechte Münze geprägt, um ihre Unterthanen vor Schaden zu wahren.

Das Münz-Kippern iſt nämlich das wucheriſche Wechſel- und Handeltreiben mit Münzen, beſonders das Ausleſen und Auswägen der beſſern unter den Stücken einer Münzſorte, die beym Prägen damals ſelten ganz vollkommen gleich auszufallen pflegten (Schmeller Wörterb. II. 316). — Schon der Reichsabſchied von Speyer, 11. December 1570 klagt: „Darum ſie (etlich Münz-Stände) alle gute Reichs Münz häuffig auſwechſeln, in den Tiegel werſen, zu böſen Pfenning oder Heller vermünzen und damit alle Landen auffüllen.“ — Und der Reichsabſchied von Augsburg, 30. Mai 1566, führet die Benennungen der Münzſchwächer an, als: Saigerer, Granalirer, Ringerer, Bſchneider, Schwächer, Weſcher, Abgießer, Auswieger, Auffwechsler und Fälſcher und ſolche, die mit Verführung der Münz Kauffmanſchaffe treiben“ *). Eine Maſſe geringhaltiger Scheidemünze überſchwemmte alle Provinzen Deutſchlands und hatte eine Steigerung der Lebensmittel bis ins Zehn-

*) Einen Reichstag von 1568, der den 20. März wäre eröffnet worden, finden wir in den vor uns liegenden Sammlungen nicht; wohl aber einen Reichstagabſchied vom 30. Mai 1566 zu Augsburg erlaſſen, einen von 1567, 12. Mai zu Regensburg, einen im ſelben Jahre, 27. Sept. zu Erfurt, einen von 1569, 14. Juni zu Frankfurt, 1570, 11. December zu Speyer ꝛc.

Digitized by Google

ſache zur Folge. Wie ernſtlich man auch ſchon früher auf Abhülfe dieſer Beſchwerden drang, ſo geſchah doch beym ſchläfrigen Reichstagsgange jener Zeit nichts Durchgreifendes. Zwar gute Geſetze wurden unter Ferdinand I. zu Augsburg, am 19. Auguſt 1559 erlaſſen, aber wenig befolgt, daher die wiederholte Ermahnung zu beſſerer Beobachtung dieſer Reichs-Münzordnung (1570, 11. Decemb. Speyer). Allein es blieb, ungeachtet mehrmaliger Beſtimmung, obige Münzbeſchlüſſe zu befolgen, immer wieder beym Alten. Die „böſe Münze“ überſchwemmte ganz Franken. Verſchiedene Kreisprobations-Convente (zu Nürnberg 15. October 1602, zu Regensburg 14. Mai 1603, die von 1605, 1606, 1607 u. ſ. w.) machten Vorſchläge zur Verbeſſerung des Münzweſens und der Reichsmünzordnung, und der vom Jahre 1619 geſtand gerade heraus: Es ſeyen, dem Unweſen zu ſteuern, alle Kreiſe hiezu erforderlich, ein Kreis allein vermöge es nicht, ſondern müſſe das Werk der Münzverbeſſerung dahingeſtellt ſeyn laſſen.

Die Verwirrung und Noth ſtieg von Jahr zu Jahr. Hatte der Augsburger Reichsabſchied vom 30. Mai 1566 beſtimmt, „daß die fein Mark (Silbers) ausgebracht wird umb zehen Gulden und zwölff Kreutzer,“ ſo wurde ſie von manchen Münzſtätten um 280, 290, ja ſogar um 300 fl. vermünzt! — Die Seltenheit des Geldes und die Schlechtigkeit der neuen Sorten machte, daß die alten nach des Reiches Schrot und Korn ausgemünzten Ducaten zu einem ungeheuern Preis empor ſtiegen. Im Monate März 1621 galt die gerechte Ducate 3 fl. 40 kr., 9 Monate ſpäter, im December deſſelben Jahres 12 fl.; ſie war mithin in dieſem kurzen Zeitraum um 8 fl. 20 kr. geſtiegen. Im Januar des folgenden 1622ten Jahres erhöhte ſie ſich um weitere 1 fl. 30 kr., und ſtand alſo zu 13 fl. 30 kr. Im Februar 1622 wiederum ein Steigen von 2 fl. 30 kr. bis 2 fl. 50 kr.; alſo galt die Ducate im Februar 16 fl. bis 16 fl. 20 kr.! Alle ferneren Verſuche der fränkiſchen Kreis-Münzconvente, den jammervollen Zuſtand des Münzweſens zu heben, blieben erfolglos. Man harrete auf einen Zuſammentritt aller Kreiſe unter den Auſpicien des Kaiſers; er kam nicht zu Stande. Da blieb den einzelnen Ständen nichts übrig, als ihre wohlgemeynten Vorſchläge für ihre Unterthanen allein auszuführen. So that Johann Gottfried von Aſchhauſen, Biſchof von Bamberg und Würzburg, der die Seinigen vor größerem Schaden, als ſie bisher erlitten hatten, zu bewahren ſtrebte, und hiezu folgender Mittel ſich bediente: 1) die guthaltigen und noch einige Zeit über (bis Ende Juli 1622) im Curs bleibenden Münzen erhielten eine Contramarque, damit der gemeine Mann die auf einen beſtimmten Preis geſetzten ausländiſchen Scheidemünzen erkennen und von andern nicht anerkannten unterſcheiden könne (die ſignirten 6Bätzner wurden auf 4 und die 3Bätzner auf 2 Batzen geſetzt, alle übrige 3- und 6Bätzner aber, wie nit weniger die Dreykreutzer — ferner nit genommen“ ꝛc.). 2) Kupfermünzen wurden ausgeprägt, um die Ausfuhr deſto leichter zu verhüten. 3) Mit benachbarten Fürſten und Ständen ſchloß er Münz-Conventionen ab, um von den Gränzen ſeines Fürſtenthums die Kipperpeſt möglichſt zu entfernen. Letzteres zu vollbringen, daran hinderte dieſen trefflichen Fürſten ſein zu Regensburg 1622, 29. December erfolgter plötzlicher Tod. (Nach der Mittheilung eines zuverläſſigen und ſachkundigen Augenzeugen, der der Graberöffnung dieſes Fürſtbiſchofs in der Bamberger Cathedrale beywohnte, war am Schädel Gottfried's von Aſchhauſen, und zwar am os parietale sinistrum über die protuberantia ein 3 Zoll langer Hieb von einer (ſtumpfen) Axt herrührend, zu ſehen. Der Schädel ſey mittelſt circumcisio eröffnet geweſen.)

Die Verordnung d. d. 12. April 1622 über den erſten Punkt iſt aus der reichen Sammlung des verſtorbenen Regierungsrathes Heffner als erſte Beylage abgedruckt. Die contraſignirten Münzen trugen, waren es ſolche für das Biſthum Bamberg, den Bamberger Balken-Löwen mit der Jahrzahl 1622, jene für Würzburg die Frankenfahne und parallel mit der Fahnenſtange gleichfalls das Jahr 1622. Solche contraſignirte Münzen ſind ſelten, da ſie von der fürſtlichen Kammer eingewechſelt und eingeſchmolzen wurden. Die guten Scheidemünzen wurden aller Wahrſcheinlichkeit nach von Wucherern aufgewechſelt und zur Ausprägung ſchlechter Münze an Heckenmünzſtätten abgeliefert. Daher die Seltenheit der Scheidemünzen der Fürſtbiſchöfe Melchior von Zobel, Friedrich von Wiersberg und Julius. Deßhalb geſchah zu Regensburg laut Münzprobations-Abſchied vom 14. October 1621 der Vorſchlag zur Ausprägung von Pfennigen, anderthalb Pfenningen, halben Kreuzern, Dreyern und Kreuzern; und auf dem zu Nürnberg am 15. December 1621 abgehaltenen Münztage wurde das Schlagen von Pfennigen, drey Hellern, Zweyern, Dreyern und Kreuzern, jedoch von lauter Kupfer ohne einigen Zuſatz beſchloſſen. Hr. Heller hat die nach dieſem Beſchluſſe geprägten Bamberger, und Hr. Keller die Würzburger (Archiv von Unterfranken und Aſchaffenburg Bd. VI. Heft I. p. 83, 84) beſchrieben.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Mohammed der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre ꝛc.

(Fortſetzung.)

Eigentlich — das kann man ſich nicht nehmen laſſen — hat den neuen Schacht der „Bilderſaal“ zuerſt geöffnet, aber Hr. Weil verſteht es beſſer ihn zu bearbeiten und auszubeuten, weil er ein beſſerer Scheidekünſtler und grammatiſcher Chemiker als Hr. v. H. iſt. Aber Hammer's Verdienſte in dieſen Dingen ganz zu verläugnen und in ſeiner Arbeit nichts als Thorheit, Unſinn und falſchen Kram zu ſehen, wie Hr. W., iſt eine Ungerechtigkeit, die man nicht ertragen kann. So oft Hr. W. ſeinen Gegner grammatikaliſch corrigirt, ſey es in Vocaliſirung eigener Namen oder in Erklärung bald einzelner Wörter bald ganzer arabiſcher Phraſen, wird Hr. W. gleichſam allzeit Recht und Hr. v. H. eben ſo oft Unrecht haben, was wir abſichtlich wiederholen, um den Vorwurf übereilten Urtheiles in einer für die ſtreitenden Partheyen ſo wichtigen Sache zu vermeiden. Dieſe Conceſſion genügt aber Hrn. W. noch lange nicht, er will durchaus, daß Hr. v. H. nichts, er aber am Lebensbilde Alles neugeſchaffen und geſtaltet habe. Zum Glück bezeichnet Hr. W. ſelbſt die von ihm ſiegreich durchgeführte Berichtigung vier großer, weſenentſtellender, weltbethörender Irrthümer der Hammer'ſchen Prophetenbiographie als die Grundlage ſeiner Anſprüche und ſeines Ruhmes.

Eine kurze Andeutung der vier Capitalüberſehen des „Bilderſaales“ und ihrer Verbeſſerung durch Hrn. Weil ſoll den Leſer in den Stand ſetzen, das Gewicht der einen wie der andern ſelbſt zu beſtimmen und darnach die Prätenſionen des Biographen anzuerkennen oder zurückzuweiſen.

Um Mohammeds Kenntniß der heiligen Schriften des alten und neuen Bundes zu erklären, wollte Hr. v. H. zuerſt in Europa entdeckt haben, daß „Werka, der Sohn Naufil's“ ein leiblicher Vetter zu Mohammeds erſter Gemahlin Chadidſcha, dann Chriſt und Prieſter, die ganze heilige Schrift ins Arabiſche überſetzt und achtzehn Jahre im innigſten Umgange mit Mohammed geſtanden habe.

Wenn das Alles ſo iſt, wie Hr. v. H. ſchreibt, ſo hätte er eine für Mohammeds Leben und Wirken gehaltvolle Entdeckung gemacht. Iſt das Alles aber nur eitel Blendwerk und Dichtung, wie es Hrn. W.'s Lamento anzudeuten ſcheint, ſo müßte man Hrn. v. H. wirklich nur für einen muthwilligen Charlatan, Hrn. W. aber für einen wahren Reſtaurator verfallener Wiſſenſchaft erklären. Es iſt aber hier weder das eine noch das andere: denn Einiges iſt richtig, Anderes irrthümlich und im Grunde haben in gewiſſer Beziehung und in ihrer Art Beyde Recht. Hr. Weil beweiſt nun gegen Hammer: erſtens, daß der Mann, von dem hier die Rede iſt, nicht Werka, ſondern Waraka, und ſein Vater nicht Naufil, ſondern Naufal geheißen habe; zweytens, daß der Name Waraka ſchon bey Gagnier, dem älteſten Biographen Mohammeds im Occident, zu leſen ſey, freylich ohne Beyſatz von Chriſt, Prieſter und Bibelüberſetzer; drittens, daß dieſer alte Waraka eigentlich ein

Digitized by Google

getaufter Jude war und nicht die ganze heilige Schrift, wie Hr. v. H. ſagt, ſondern nur die Evangelien oder Theile der Evangelien aus dem Hebräiſchen ins Arabiſche übertragen habe; viertens endlich, daß der achtzehnjährige innigſte Umgang mit dem Propheten wohl wahr ſeyn könne, aber ſich aus den Quellen nicht nachweiſen laſſe.

Die Hauptſache, wie man ſieht, kann Hr. W. ſeinem Gegner doch nicht wegdiſputiren: Waraka war Chriſt, Waraka hat wirklich die Bibel überſetzt und als naher Verwandter des Propheten auf ſeine religiöſen Ideen vielfach eingewirkt, und das Alles hat Hr. v. Hammer vor Hrn. Weil gewußt und früher als er in Europa bekannt gemacht, weil Hr. v. H. vor Hrn. W. in die unbenützten Schriften des Ibrahim von Haleb hineingeſehen hat. Nur iſt Hr. v. Hammer, wie gewöhnlich, ein flüchtiger, Hr. Weil aber ein genauer Leſer morgenländiſcher Stellen, und in der Ausſprache vocalloſer Namen gründlicher und gelehrter als ſein Gegner. Von dem Luxus arabiſcher und türkiſcher Citate, mit welchen Hr. W. ſein Argument beweiſt, wollen wir das kürzeſte im Original, zwar ohne Vocalzeichen, aber doch mit der Ausſprache hieher ſetzen, um die ſchweren Sünden des „Bilderſaales“ und die kritiſche Zuchtruthe des Reſtaurators dem Leſer recht anſchaulich zu machen:

ورقه خديجه‌نك عمّ زاده‌سي
اولوب زمان جاهليتنده تنصّر وانجيلى
عبرانيدن عربيه ترجمه ايتمشيدى

Waraka chadidschanün amm sadesi olup seman dschahilijetinde tenessür waindschili ybraniden arabije terdschnme etmischidi, d. i. „Waraka war Chadidſcha's Oheimsſohn, wurde zur Zeit der Unwiſſenheit (des Heidenthums) Chriſt und überſetzte das Evangelium aus dem Hebräiſchen ins Arabiſche.“ Indſchil انجيل bedeutet freylich nur das Evangelium, und nicht zugleich das alte Geſetz. Aber warum iſt auch Hr. v. H. ſo nachläſſig und willkührlich in ſeinem Quellenſtudium? Wahrſcheinlich hat Hr. v. H. zu gleicher Zeit und neben Ibrahim Halebi im arabiſchen Exemplar „Sirat Arraſul“ die Phraſe التوراة والانجيل, die Tora und das Evangelium, geſehen und nach ſeiner Gewohnheit ohne näheres Prüfen, ja ohne nur den Satz ganz zu leſen, die geſammten heiligen Schriften durch Waraka überſetzen laſſen.

Von gleichem, wenn nicht von noch geringerem Belang iſt der zweyte große Irrthum des „Bilderſaales,“ indem er folgende Stelle enthält: „Ein in den Verſchanzungen Medina's verwundeter Muſelman lag im Zelte des Spitales, das unmittelbar an der Moſchee des Propheten zu Medina angebaut war (alſo vierhundert Jahre früher ein Spital am Tempel zu Medina, als an dem zu Jeruſalem).“ — Ueber die Kühnheit einer ſolchen Parentheſe höchlich entrüſtet lieſt aber Hr. W. im benannten arabiſchen Texte von keinem Spitale, ſondern nur von einem in der Medina-Moſchee aufgeſchlagenen Zelte, in welchem Rufeida, eine wohlthätige Frau aus dem Stamme Aslam, die hülfloſen Verwundeten und Verlaſſenen, deren ſich Niemand unter den Muſelmanen annahm, pflegte und aus Frömmigkeit ſelbſt bediente.

Wir fragen den Leſer, wo denn hier der weltbethörende Irrthum des Hrn. v. H. ſey? Nicht nur die Spitalritter, auch die barmherzigen Schweſtern für Krankenpflege hätte Hr. v. H. im Rufeida-Zelt zu Medina vorbildlich erblicken können, ohne irgend einen Leſer, Hrn. Weil ausgenommen, in Schrecken zu verſetzen.

Etwas weſentlicher wäre der dritte Klagepunkt gegen den Bilderſaal, deſſen Erklärung des unaustilgbaren Haſſes, mit welchem Aiſcha, die Lieblingsgattin Mohammeds, den Chaliphen Ali und ſein Haus verfolgte, Hr. W. gleichfalls unzuläſſig findet. Nach der bisher gültigen Vorſtellungsweiſe, die ſich auf eine ſchriftliche Tradition arabiſcher Quellen ſtützt, hätte Ali bey der bekannten Veranlaſſung ein zweydeutiges Urtheil über die eheliche Treue Aiſcha's gefällt und beym Propheten auf ihre Verſtoßung angetragen, was ein Weib, wenn ſie auch keine warmblütige Araberin iſt, natürlich nie verzeihen kann. Bey der Heimkehr von einem Feld-

zuge, auf dem ſie den Propheten begleitet hatte, war Aiſcha auf der letzten Station vor Medina Nachts hinter dem Heere zurückgeblieben und erſt geraume Zeit nachher mit Safwan, dem Sohne Muattal's, der ſich ebenfalls verſpätet hatte, in Medina eingetroffen. Die Sache gab zu reden, an Gerüchten aller Art fehlte es natürlich nicht, beſonders war eine der Mitgemahlinnen geſchäftig und wollte allerhand wiſſen; der Dichter Haſan machte ſogar Epigramme, und der Prophet hörte zuletzt mit großem Verdruſſe anch von der Begebenheit. Es gab Unterſuchungen, Verhöre, Geträtſche und Zwiſchenträgereyen ohne Ende, auch Ali wurde um ſeine Meynung gefragt, was Hr. W. von S. 151 — 159, wie früher Hr. v. H., Alles mit der größten Umſtändlichkeit aus den Quellen erzählt. Eine Ohnmacht, der Erzengel Gabriel, wie Mohammed wollte, und friſche vom Himmel geſandte Koransverſe halfen zuletzt aus der Noth. „„Wer eine tugendhafte Frau verläumdet und nicht vier Zeugen bringt, den geißelt mit achtzig Schlägen und nehmt nie mehr ein Zeugniß von ihm an, denn er iſt ein Böſewicht.““ In Folge dieſer rechtzeitig eingetroffenen Offenbarung erhielt Haſan der Poet ſeine achtzig Hiebe, aber zugleich eine bedeutende Summe in Baarem, wofür er, eines Beſſern belehrt, in feurigem Style Unſchuld und Tugend der fälſchlich verläſterten Aiſcha pries.

Der von Hammer angenommenen Legende von Ali's kränkendem Urtheil ſtellt Hr. W. eine andere Legende aus Inſan-al-Ujun und Ibrahim von Haleb entgegen, die im Widerſpruch mit der vorhergehenden Ali gleich anfangs ſeinen Spruch für Aiſcha's Unſchuld thun läßt. Ergo, ſagt Hr. Weil, hat Hr. v. Hammer Unrecht, wenn er ſchreibt: „dieſe Antwort, welche die Meynung Ali's, daß ſich Mohammed vom verdächtigen Weibe ſcheiden müſſe, klar an den Tag legte, verzieh ihm Aiſcha nie.“ Hier ſteht Legende gegen Legende, deren gegenſeitiges Gewicht ſchwer zu beſtimmen iſt, und Hr. W. hätte nur dann etwas Neues und Weſentliches geſagt, wenn er aus arabiſchen Quellen beweiſen könnte, Aiſcha habe den Ali nicht gehaßt und ihn und ſein Haus nicht rachſüchtig bis auf den Tod verfolgt.

Der vierte Punkt, der als Unterlage zu Hrn. W.'s hiſtoriographiſcher Superiorität über den Verfaſſer des Bilderſaales dienen ſoll, iſt nun vollends gar ein Hors-d'oeuvre und beſteht in einem ſonderbaren Quidproquo des Hrn. v. H., der den weiblichen Götzen Lat oder Allat der Araber für die ägyptiſche Neith, d. i. für die perſiſche Anaïtis oder Mitra erklärt, in der Vorausſetzung, die Ermordung von dreyzehn Küſtern oder Tempeldienern der Lat durch ihren Reiſegefährten, habe ſich noch in Alexandria, und nicht erſt auf der Heimreiſe innerhalb der Grenzen Arabiens zugetragen. Solche Schnitzer zu entdecken und zu verbeſſern, braucht es nicht die orientaliſche Gelahrtheit des Hrn. W., viel geringere Capacitäten können da ihre Sporen verdienen, denn der ſtürmiſch vorwärtsdrängende Verfaſſer des „Bilderſaales,“ dieſer litteräriſche Yildirim, macht es leider der Kritik oft gar zu leicht, ihren Griffel einzuſetzen.

Daß die Propheten-Biographie erſt durch Hrn. W. eine ſichere Grundlage und gleichſam einen höhern Grad wiſſenſchaftlicher Vollendung erhalten habe, iſt nicht zu beſtreiten. Daß aber alle früheren Arbeiten durchaus nichtig und demzufolge Hrn. W.'s Werk in allen Hauptpartien völlig neu und allein Alles in Allem ſey, iſt eine Behauptung weitgetriebener Selbſtgefälligkeit, die wir weder bekräftigen noch verdammen wollen. Denn ein Mann, der ſo viel gelernt und gearbeitet hat, wie Hr. W., muß auch im Uebermaaß der Selbſtſchätzung und bey zu weit gehenden Anſprüchen mit einer gewiſſen Rückſicht und Schonung behandelt werden. Aus den gegebenen Andeutungen kann ſich der Leſer ſein Urtheil füglich ſelbſt zuſammenſetzen. Wenn man auch viele und oft bedeutende Mängel ſeiner Vorgänger verbeſſert nnd ſelbſt einige früher unbekannte Sprüche und Anreden entdeckt, hat man doch noch lange keinen neuen Schöpfungsact gefeyert.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841 8.

(Fortſetzung.)

In der Kipper- und Wipperzeit war der Preis der Lebensmittel bis zu einer unerſchwinglichen Höhe empor getrieben worden, was zur Folge hatte, daß der Verkehr nur durch Tauſch betrieben werden konnte. Für ihre Arbeiten und Dienſte bedungen ſich Handwerker und Taglöhner ſtatt des Geldes Brod, Salz, Erbſen und andere Victualien. Dieß bewog manche Staaten, z. B. Wirtemberg, Taxordnungen zu publiciren, die den Preis der Lebensmittel und den Lohn der Handwerker feſtſetzten. Eine ähnliche Taxordnung hatte wahrſcheinlich auch Johann Gottfried für ſeine Lande projectirt; denn 1622 erhielten alle Amtskeller und Vögte den Befehl, den Werth des Geldes und den Preis der Victualien, aber auch den Arbeitslohn, wie derſelbe vor der Kipper- und Wipperzeit beſtanden, anzuzeigen. Die Taxordnung jedoch, auf ſolche amtliche Berichte baſirt, unterblieb, weil man ſich durch Erfahrung anderer Staaten belehrt, von der Unausführbarkeit derſelben überzeugt hatte. Die Beylage Nro. III. giebt ein ſolches Verzeichniß der Geld-, Victualien-, Handwerks-, Taglöhner und Dienſtbotenpreiſe der Vogtey Gemeinfeld, gleichfalls durch Regierungsrath Heffner Hrn. K. mitgetheilt.

Die wohl gemeynten Bemühungen des Fürſtbiſchofs Johann Gottfried konnten gleichwohl das eingeriſſene Uebel nicht vom Grund aus heben. Im Biſthum Bamberg gieng man unter Fürſtbiſchof Johann Georg Fuchs von Dornheim von der in den meiſten Kreiſen beliebten Batzen- und Kreutzer-Rechnung ab, und es wurden Schillinge, Dreyer, Dreyheller und Pfennige unter dem Vorwande gemünzt, ein Gulden könne auf Kreuzer und Batzen nimmermehr richtig, d. h. ohne unbezahlbare Bruchtheile abgetheilt werden, ſo, daß man entweder zu wenig oder zu viel erhalte (15 Batzen, den Batzen zu 16 Pfennigen, gäben bloß 240 Pfennige, alſo zu wenig, da der Gulden 252 Pfennige haben ſoll; nähme man aber den Batzen zu 17 Pfennigen, 15 Batzen auf einen Gulden gerechnet, ſo erhalte man 255 Pfennige, alſo zu viel.)

Der eigentliche Grund aber, weßhalb Bamberg ſo verfuhr, war, daß es alle fremden, geringhaltigen Scheidemünzen aus dem Lande verdrängen wollte. Auch Wirzburg ſah ſich veranlaßt, Schillinge, Dreyer und Pfennige geringeren Gehaltes zu münzen, als die alten, dieſe neuen Scheidemünzen nannte man, wahrſcheinlich wegen des Abbruches gegen die ältern, Knackenſchillinge. In Bamberg wollte man ſie beym groſſen Wechſel im Werthe der Scheidemünzen nicht nehmen. In einer zu Haßfurt ſtatt gehabten Conferenz über das Münzweſen ſagte der biſchöflich bambergiſche Kanzler dem onoldsbachiſchen geheimen Rath Dr. Georg Scheil, in der Stadt und dem Stifte Bamberg habe man ſich gänzlich geweigert, kleine Handmünze zu nehmen, und lauter königliches Geld begehrt, ja, der gemeine Mann habe ohne des Biſchofs und ſeiner Räthe Conſens die ſpaniſchen (ſo kleine Köpfe haben) und engliſchen Realen, jederzeit ſonſt für 2 Batzen geltend, auf 6 kr., allen Vorſtellungen zum Trotz, herabgeſetzt. Die Urſache dieſer Weigerung, Handmünze anzunehmen, war nach desſelben Kanzlers Ausſage dieſe, daß Koburg Kreuzer und halbe Kreuzer in groſſer Menge habe münzen laſſen, die ſich ins Stift geſchlichen hätten, und die man an andern Orten, zum Schaden des gemeinen Mannes im Bambergiſchen, nicht mehr habe annehmen wollen. Das ſey die Veranlaſſung, weßhalb der Fürſtbiſchof von Bamberg „eine ſonderbare neue Münz machen, und das Wiedereinwechſeln habe verſprechen müſſen.“ Man werde endlich, nach dem Vorbilde Italiens, dahin kommen, daß in eines jeden Herrn Land eine „ſonderbare“ Scheidemünze gebe. Die Conferenz zu Haßfurt zerſchlug ſich, weil Bamberg von ſeiner Schillingsrechnung nicht abgehen und die Batzenrechnung nicht annehmen wollte. Und doch war für die Markgrafen die Beybehaltung der Batzen- und Kreuzerrechnung ſehr wünſchenswerth, weil in mehreren Reichskreiſen, wie z. B. in dem bayeriſchen, ſchwäbiſchen rc., und in dem markgräflichen Lande ſelbſt (K ſingen ausgenommen) die Batzen- und Kreuzerrechnung üblich war. In einem Schreiben des Markgrafen Chriſtian von Culmbach d. d. 17. Juny 1621 an den Fürſtbiſchof von Bamberg ſuchte er vorerſt die gegen die Batzenre. Rechnung gemachten Einwürfe zu entkräften und erſuchte am Schluſſe des Schreibens den Biſchof, er möge eheſtens wieder einen Tag an einem gelegenen Ort, wo es ihm gefällig ſey, beſtimmen, und denſelben durch die Seinigen mit gehöriger Inſtruction beſchicken.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 41. 8 Bde. An 4500 Seiten.

—

Der Vatican eröffnet ſeine literariſchen Schätze; was Jahrhunderte lang verborgen und beynahe dem Moder verfallen war, wird nun von Seite desjenigen, welcher den freyeſten Zutritt zu dieſer erſten Bibliothek der Welt hatte, dem Cardinale Angelo Mai, der literariſchen Welt übergeben. Sie kann nichts Unbedeutendes von dieſer Quelle, nichts Werthloſes von dem Herausgeber erwarten, dem auch der literariſche Neid den Vorzug wird zuerkennen müſſen, eine umfaſſende und tiefe Gelehrſamkeit zu beſitzen und bereits eine europäiſche Berühmtheit durch ſeine Schriften erlangt zu haben. Die Erwartungen, welche man gerechter Weiſe hegte, ſind aber auch in vollem Maße befriedigt worden. Wird der nationale Standpunkt geltend gemacht, ſo treten die Biographien des Florentinus Vespaſiano entgegen, welche die größten kirchlichen, politiſchen und literariſchen Celebritäten Italiens im fünfzehnten Jahrhunderte ſchildern (Bd. I.); ferner ein bisher unbekannter Tractat des berühmten Hiſtorikers Pallavicini, se il principe debba essere letterato (Bd. VI.); die Schriften des Biſchofs Gratian von Almeria, deſſen Lebensgeſchichte des Cardinals Commendone ſo große Aufſchlüſſe über die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands im ſechszehnten Jahrhundert gewährt. Eilf Bücher, Briefe von demſelben v. J. 1566 — 1570 beſprechen die wichtigſten politiſchen Verhältniſſe jener Tage und geben insbeſondere auch für die Lage von Deutſchland höchſt belehrende Winke; 3 Biographien von ſpaniſchen Vicekönigen, von Jul. Cäſar Capacci; des Onufrius Panvinius Vorrede zu den 100 Büchern ſeiner römiſchen Antiquitäten (Bd. VIII.), und Vieles andere mehr.

Von dem größten Werthe ſind die Sammlungen für die Quellen des Kirchenrechtes. Des Photius großes syntagma canonum nimmt beynahe den ganzen VII. Band ein. Allein hiezu kömmt noch die collectio canonica des heil. Anſelm von Lucca, nach den Capitelüberſchriften mitgetheilt (Bd. VI.), eine prisca canonum collectio, welche aus einem Pergamentcodex des 10 Jahrhunderts entnommen iſt und ein Tractat eines römiſchen Cardinals aus dem zwölften Jahrhunderte, de poenitentia, in welchem von den Erforderniſſen der Beicht geſprochen wird.

Iſt dieſes eine wahre Aehrenleſe für die Canoniſten, ſo haben die Patriſtiker ſelbſt noch Reichlicheres zu erwarten. Ein Brief des ägyptiſchen Mönches Serapion erwähnt mehrere Mönche als lebend, von welchen bekannt iſt, daß ſie vor dem Vater der Mönche, dem Abte Antonius, ſtarben. Eine Predigt des heil. Johannes Chryſoſtomus erwähnt der Gothen, für deren Bekehrung dieſer Patriarch ſo Vieles that; 5 Homilien ſeines Schülers Proclus, und deſſen Zeitgenoſſen Diadochus von Photice folgen in demſelben (IV.) Bande. Von dem berühmten Biſchofe Claudius von Turin iſt die praefatio zur catena patrum mitgetheilt; von dem großen Gegner Leo's des Iſaurers, dem Patriarchen Germanus von Conſtantinopel, ein Werk über die Synoden und Häreſien ſeit den Apoſtelzeiten, das den Verfaſſer von dem Verdachte monotheletiſcher Irrthümer frey ſpricht (Bd. VII.); Predigten des heil. Paulinus von Nola (Bd. IV.), des heil.

Digitized by Google

Auguſtinus (Bd. VIII.), eine des Petrus Damiani (Bd. IV.), Fragmente des heil. Gregor von Nazianz und des Cyrillus (Bd. II., Bd. IV.), eine werthvolle Rede des P. Gregors II. gegen die Bilderſtürmerey (Bd. VI.), des Euſtathius Commentar zu Johann von Damaskus (Bd. V.); eine lateiniſche Ueberſetzung eines koſtbaren arabiſchen Coder mit Fragmenten des Gregorius Thaumaturgos und anderer griechiſchen Kirchenväter, ein Brief des monophyſitiſchen Patriarchen Theodoſius von Alexandria mit einem merkwürdigen Zeugniſſe in Betreff des heil. Altarſakramentes (Bd. III.). Wir müßten aus den in allen Bänden zerſtreuten Werken einen völligen Inder anlegen, wollten wir unſern Leſern die ganze reiche Ausbeute vor Augen legen.

Für Profan- und Kirchengeſchichte iſt gleichfalls höchſt Werthvolles enthalten. So für die Reformationsgeſchichte, die Briefe des Cardinals Alexander, der Tractat des Card. Sadolet de christiana ecclesia, Briefe K. Heinrichs VII. von England ꝛc. Für die frühere Zeit acta sincera S. Petri Alexandrini, Schriften Papſt Innocenz III., ein Brief der Mönche von Monte Caſſino an ihre Brüder in Deutſchland, des Siccard von Cremona Tractat de officiis ecclesiasticis, Sedulius (aus der Zeit Ludwigs des Frommen) de rectoribus christianis; griechiſche Fragmente aus Palimpſeſten und zwar ſowohl für die Geſchichte Conſtantins, Julians, als Juſtinians und der ſpätern Zeit. Griechiſche Biographien von Päpſten und zwar der dunkelſten und verworrenſten Periode, von Formoſus an bis Johann X., Ende des neunten, Anfang des zehnten Jahrhunderts; Briefe des Anton. Galatio über den Türkenkrieg und die Kämpfe in Italien, endlich eine Reihe von vitae Paparum, über deren Werth Ref. nach den von ihm ſelbſt an der vaticaniſchen Bibliothek angeſtellten Forſchungen Einiges zu bemerken ſich veranlaßt fühlt.

Die vaticaniſche Bibliothek in ihren einzelnen Theilen beſitzt eine große Menge von Chroniken der Päpſte, über welche die Cataloge, deren Benützung übrigens nur den Wenigſten geſtattet wird, keine weiteren Aufſchlüſſe geben, und deren nähere Anſicht nur zu häufig zu dem wenig erfreulichen Reſultate führt, daß man ſeine Zeit mit etwas Beſſerem hätte zubringen können. So z. B. Bibl. Vatic. 5522 Diarium ab obitu Bonifacii P. VIII. ad Alexandrum VI., iſt der hinlänglich bekannte Infeſſura. Ein anderes n. 4941 chronicon rerum in Italia gestarum post mortem Friderici II. iſt von Pignorius herausgegeben. Ein „Almanachus ab a. 1243 — 1303 (n. 4572) iſt ein Calender vom Jahr 1293 bis 1313. N. 4970 iſt eine Copie eines alten, jedoch nicht näher bezeichneten MS., welches die Leben der Päpſte bis Stefan III. incl. enthält. N. 4969 iſt die Copie des MS. n. 3765, Lebensbeſchreibungen der Päpſte, von dem hl. Petrus bis Innocenz VI., mit Benützung des Richards von Clugny, Martin des Polen, Sicard von Cremona. Nähere Forſchungen ließen in ihm den canonicus ecclesiae Bunnensis entdecken, aus welchem Muratori S. R. It. III. 2. die vitae Innocentii VI. et Urbani V., als der ihm gleichzeitigen Päpſte, herausgab. Ebenſo iſt n. 5000 eine Abſchrift des Cod. 5001, der anonymus Salernitanus, jedoch reichhaltiger als der Abdruck bey Muratori S. R. It. II. p. 1, der jedoch nach der Notiz des Camillus Peregrinus dieſes codex erwähnt. N. 5000 iſt ſelbſt mit der Ausgabe von Camill Peregrin verglichen und enthält am Rande immer, was er herausgab und was nicht. Eine Papſt- und Kaiſerchronik, welche in demſelben Coder ſich befindet, enthält kaum mehr als die dürrſten chronologiſchen Daten und reicht bis Bonifacius VIII. Eine andere Chronik n. 2042 iſt die bekannte Chronik des Martinus, deren einer Theil mit dem Leben P. Johanns XXI. die Note enthält: hic finiunt cronica Martiniana in pontificibus, und der andere Theil nach der Erzählung von der Ankunft des Königs Eduard im Lager der Kreuzfahrer: hic finiunt cronica martiniana in principibus. Die Chronica ab incarnatione Domini et gesta principum, sacerdotum et Summorum Pontificum, Bibl. Vatic. Palat. n. 971, zeigt ſich als dieſelbe, welche bereits bey Eckard corp. Script. II. p. 1551 abgedruckt iſt. Ein ausgezeichneter Coder der vaticaniſchen Bibliothek 1437 enthält 2 Chroniken der Päpſte, die eine reicht von Johann XII bis Alexander III. und ſpringt dann auf Gregor IX. und die gesta Ungarorum; die andere geht von Paul I. bis zum Tode Honorius II. Die erſte iſt die unter

Digitized by Google

dem Namen des Cardinals von Aragonien bekannte und von Muratori herausgegebene Sammlung; die zweyte die (gleichfalls von Muratori edirte) Chronik des Pandulfus Piſanus, jedoch mit Varianten. Uebereinſtimmend im Weſentlichen mit dieſer iſt n. 3762 Pandulfi Pisani vitae Pontificum usque ad Honorii II. mortem. Bey dem Leben des P. Stefan p. 91 b. iſt mit rother Tinte angezeigt: Petrus Guillermus bibliothecarius. Dieſer Codex iſt von Nicolaus I. angefangen dem Abdrucke des Pandulfus bey Muratori zu Grunde gelegen. Die von Muratori ausgelaſſene vita Victoris II., welche der Codex 1437, Chron. 2, enthält, iſt in den deutſchen Päpſten, Bd. 2. abgedruckt worden. Auch Cod. n. 226 ſtimmt mit n. 3762 zuſammen und es erſcheint im Verhältniß zu dieſem die 2. Chronik des Cod. 1437 als die unvollſtändigſte. Muratori nahm die auf Honorius II. folgenden vitae als noch dem Pandulfus gehörig an, obwohl der vaticaniſche Codex 3762 eine andere Hand verräth, als bey den früheren vitis. Und während er bey den Lebensbeſchreibungen von Lucius II. bis Innocenz III. ſein bisheriges MS. verläßt und aus dem Martinus Polenus die vitae entnimmt, ſo zeigt der vaticaniſche Codex noch immer dieſelbe zweyte Hand. Für Innocenz III. nahm Muratori die vitae aus Bernardus Guidonis; der vaticaniſche Codex zeigt dieſelbe Hand bis Adrian V. incl., ſtimmt aber mit Bernardus Guidonis, dem nach Cöleſtin III. Muratori wieder folgt, wörtlich überein. Nach Adrian hat der Codex noch 3 Lebensbeſchreibungen, aber von fremder Hand und ſchlechter Currentſchrift, Johann XXI., Nicolaus III., Martin IV. und endigt wie das ambroſianiſche MS. Muratori's mit dieſem (suorum inimicorum).

(Schluß folgt.)

Mohammed der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre ꝛc.

(Schluß.)

Beſonders anziehend und in mehrfacher Hinſicht eigenthümlich und lehrreich ſind allerdings die im neunten oder letzten Capitel des Buches über die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften Mohammed's, ſeine Figur, ſeine Sitte, ſeine Alltagsgewohnheiten und ſocialen Tugenden, ſo wie über die endliche Redaction des Korans, ſeine verſchiedene Schreibart, ſeine wiederrufenen und zurückgenommenen Theile zuſammengeſtellten Angaben des Verfaſſers. Kenntniß des Privatlebens und der Geſichtszüge eines Mannes, von dem eine der größten und nachhaltigſten Bewegungen des menſchlichen Geſchlechtes ausgegangen, war von jeher Gegenſtand lebhafter Neugierde und eigenthümlichen Reizes. Im Gegenſatze mit den phantaſtiſchen Gebilden glaubenseifriger Moslimen zeigt Hr. W., daß Mohammed nur eine mittlere Statur, einen großen Kopf, ſtarken Bart, ein rundes Geſicht mit röthlichen Wangen, hoher Stirne, großen ſchwarzen Augen und dunkle über die Schultern wallende Haare hatte, die er mit Sorgfalt pflegte. Ein Prophet, der fleißig an der Toilette ſitzt, ſich nie von Spiegel, Scheere, Kamm, Aromabüchſen und ſchwarzer Augenſchminke trennt und den Weibern zu gefallen ſtrebt und epileptiſch iſt, macht auf chriſtliche Europäer freylich einen ſonderbaren Eindruck. Aber nach Mohammed „ſieht es Gott nicht gerne, wenn ſich der Menſch in Unordnung vor ſeinen Brüdern zeigt.“ Mohammed hatte ſehr große Hände, ſehr große Füße und eine ungeheure Körperkraft, doch ſpricht ihm Hr. W., allen moslimiſchen Rodomontaden zum Trotz, perſönlichen Muth im Gefechte völlig ab. Was er von der Einfachheit in Kleidung und Lebensweiſe, von der ärmlichen Nahrung und dem freundlichen umgänglichen Weſen des Mannes erzählt, contraſtirt ebenfalls nicht wenig mit der hie und da noch herrſchenden Verſtellungsweiſe, den Gründer des Islam wenigſtens in den letzten Jahren ſeiner Wirkſamkeit vom prunkvollen Tumult eines ſiegreichen Feldherrn und vom myſtiſchen Apparat eines deſpotiſch launenhaften Fürſten des Orients umdrängt zu ſehen. Aber Hr. W. fand in Büchern, daß ſich Mohammed ſelbſt als Sieger jede Auszeichnung ſeitens ſeiner Gefährten verbat; ja nicht einmal aufſtehen durften ſie vor ihm, wenn er in ein Gemach trat, wo ſie verſammelt waren. Häufig ſagte er: „Ich bin ein Diener Gottes wie ihr, ich eſſe wie ihr, trinke wie ihr und ſetze mich

Digitized by Google

wie jeder andere Menſch.“ Obwohl Mohammed reizbar geweſen ſeyn ſoll, wußte er ſich doch ſo vollkommen zu bemeiſtern, daß er — was gewiß ſehr viel ſagen will — einen Diener im langen Zeitraum von achtzehn Jahren, nach eigenem Geſtändniß desſelben niemals auszankte und ihn ſo oft bediente als er von ihm bedient wurde. Denn was Mohammed ſelbſt verrichten konnte, ließ er ſelten von Andern thun: oft ſah man ihn barfuß, mit tuchumwundener Wollmütze auf dem Kopf, ſeine Lebensmittel vom Markte heimtragen und ſie ſelbſt bereiten, ſeine Sandalen reinigen, ſeine Kleider flicken, ſein Zimmer kehren und die Ziege melken. Auf Reiſen und Feldzügen beſorgte er ſein Reitthier ſelbſt und aß ſtets aus einer Schüſſel mit ſeinem Diener. Mehr als eine einzige Speiſe gab es am Prophetentiſche ohnehin nicht, oft aber hatte er und gab er ſeinen Weibern tagelang nur kalte Küche, d. i. trocken Brod oder Datteln zu eſſen. Nur der Titel „Geſandter Gottes“ und die Gunſt geheimer Unterredungen mit Erzengel Gabriel, der ihm das neue Geſetz von der abſoluten Einheit Gottes und der beſſern Einrichtung des bürgerlichen Lebens brachte, nahm er als Privilegien für ſich in Anſpruch. In allen übrigen Dingen war er nur einer aus dem Haufen der Gläubigen. Bey alle dem ſcheint Hr. W. doch dem Gründer des Islam's auch ausgezeichnete Geiſtesgaben, wie vorher den perſönlichen Muth, abzuſprechen und das Gelingen ſeines Regenerationswerkes hauptſächlich aus der im Vergleich mit dem groben Fetiſchismus der Mekkaner unbeſtreitbar reineren und erhebenderen Glaubenslehre zu erklären, nebenher aber auch noch die einnehmende Perſönlichkeit, die hohe Beredſamkeit, die beyſpielloſe Freygebigkeit, die hingebende Aufopferung für ſeine Freunde und die Unterſtützung, welche Mohammed allenthalben Armen, Sklaven und Verſtoßenen angedeihen ließ, als weſentliche Hülfsmittel ſeines Triumphes anzuſehen. Hierüber kann mit dem Verf. nicht geſtritten werden, weil man zuerſt beſtimmen müßte, was und wie viel unter „ausgezeichneten Geiſtesgaben“ zu verſtehen ſey. Hr. W. wird ſich doch nicht auf den Standpunkt der Byzantiner ſtellen und den Propheten von Mekka am Ende gar noch für einen Alltagsmenſchen und gemeinen epileptiſchen Taſchenſpieler erklären? In dieſem Falle wäre das Urtheil des gelehrten Verfaſſers der „Allgemeinen Kirchengeſchichte“ (Stuttgart 1843) dem ſeinigen weit vorzuziehen. Ein froſtig-gelehrteres und enthuſiasmus-dämpfenderes Buch als Hr. W. hat in der neueſten Zeit vielleicht kein Deutſcher geſchrieben. Außer der eigenen Natur, die aller Ueberſchätzung fremden Verdienſtes wie jeglichem Schwunge feindlich iſt, haben vorzüglich zwey Ideen Herrn Weil's Meynung über Mohammed herabgeſtimmt: Erſtens hat es Hr. W. durch ſcharfſinnige Analyſen mehr als wahrſcheinlich gemacht, daß der Koran, wie er jetzo vor uns liegt, weder der Form noch dem Inhalte nach durchaus für Mohammeds Schöpfung zu halten ſey. Zweytens iſt ihm nicht entgangen, daß der Prophet weder durch freyes Wort noch durch Gewalt ſeine neue Lehre ſo tief in den Gemüthern der Zeitgenoſſen einzugraben vermochte, daß ſie ſich nach ſeinem Tode ſelbſtkräftig und als lebendiger und fruchtbar umgeſtaltender Keim entwickelt, erhalten und weiter verbreitet hätte. El-Islam wäre mit Mohammed wieder erloſchen, wären ihm nicht Genie und Schwert der nächſten Nachfolger zu Hülfe gekommen, um ihn als weltliches Inſtitut zu befeſtigen und durch ſiegreiche Kriegsheere über den Erdboden zu verbreiten. Hier liegt zugleich, abgeſehen von höheren Kriterien, ein weſentlicher, nicht zu beſeitigender, nicht wegzudiſputirender Unterſchied zwiſchen El-Islam und El-Indſchil. Wir haben das lebendige Wort, und dieſes genügt den Chriſtgläubigen, wie „der Tod als Prediger“ dem frommen Omar genügte.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Spicilegium Romanum etc.

(Schluß.)

Aus allem dieſen und der Vergleichung noch manch anderer Handſchrift mußte ſich die Ueberzeugung bilden, daß für die Geſchichte der Päpſte vor dem dreyzehnten Jahrhundert aus ſolchen chronicis summorum Pontificum der ſonſt ſo reichen vaticaniſchen Bibliothek nur ſchwerlich etwas Bedeutendes noch entnommen werden könne. Dieſe Ueberzeugung befeſtigte ſich noch, als das spicilegium Romanum die vitas des Bernardus Guidonis brachte, die dem vierzehnten Jahrhundert angehörig auch nur für dieſes und das zunächſt vorhergehende Jahrhundert als Quelle gelten konnten, und ſo auch von Muratori und Baluz betrachtet wurden. Allein ſein Werth für die frühere Periode iſt geſtiegen, ſeit eine Vergleichung der griechiſchen Papſtchronik des Spicilegiums mit den einſchlägigen vitis Bernards die Uebereinſtimmung mit dieſen, oder wohl der von B. benützten Quelle ergab. Die vita Iohannis XII. iſt doppelt, indem der Herausgeber eine zweyte aus dem berühmten Codex des Cencius ſammt dem Schwure des K. Otto's I. mittheilte. Aus demſelben MS. wurde jedoch beydes ſchon vom Ref. in dem erſten Bande der deutſchen Päpſte abgedrukt. Der hieben folgende ordo Romanus über die Krönung des Kaiſers iſt ſchon von Cenni bekannt gemacht worden. Bey der Lebensbeſchreibung Clemens II., des deutſchen Papſtes, ſieht man die ſpätere Abfaſſung daran, daß dieſer als invasor behandelt wurde, was keiner der frühern thut, und dem ächten Papſte nur dadurch widerfuhr, daß es kurz nachher einen Gegenpapſt gab, der ſich Clemens III. nannte. Bey Damaſus II. enthält der Codex n. 3762 den Zuſatz: Adhuc pars extat sepulturae. Hingegen hat bey einem der früheren Päpſte Gregor IV. ein nicht weiter beſchriebener Codex der Bibl. Reg. Suez. als Zuſatz die conquestio domini Chludovici imperatoris et augusti piissimi de crudelitate et defectione et fidei ruptione militum suorum et horrendo scelere filiorum suorum in sui dejectione et depositione patrato, gegeben. Von der epitome historica romanorum Pontificum des Biſchofs Bonizo von Sutri iſt ein Theil bereits in dem Anhange zu den deutſchen Päpſten abgedruckt worden; der Anfang des Textes iſt aus der Canonenſammlung genommen, während Ref. das von ihm mitgetheilte Fragment dem Codex des Cencius entnahm, den der Herausgeber gleichfalls anführt. Wichtiger als alle dieſe vitae iſt eine aus verſchiedenen Manuſkripten von dem ehemaligen Bibliothekspräfecten Lorenz Zacagni veranſtaltete Sammlung, durch welche einer der dunkelſten Theile der römiſchen Geſchichte, die Mitte des eilſten Jahrhunderts und das Auftreten K. Heinrichs II. (III.) beleuchtet wird (Bd. VI. S. 282 — 299). Bisher war hauptſächliche Quelle für dieſe Zeit Bonizo, deſſen Berichten über die Zeit des dreyfachen Schisma um das Jahr 1046 allgemein gefolgt werden mußte. Jetzt tritt uns, wie es ſcheint, ein Römer gegenüber, vervollſtändigt die Lücken und reducirt das Romantiſche der Erzählung Bonizo's auf den gewöhnlichen Maßſtab. In dem 12ten Jahre des Pontificates Benedict's IX. ſey ein großer Aufſtand in Rom ausgebrochen; alle Römer hätten ſich ver-

Digitized by Google

einigt und den Papſt von der Regierung verjagt (ejicerent eum de pontificatu). Dann aber ſey unter den Römern und Trasteverinern ein ſolcher Streit ausgebrochen, daß am 7. Januar alle Römer zur Belagerung von Trastevere auszogen. Es kam zu einer großen Schlacht zwiſchen Beyden, die Römer wurden in die Flucht geſchlagen, die Anhänger des Papſtes, die Grafen, welche durch die Montana zogen, Girardus des Rainerius Sohn und die übrigen mit vielen Rittern drängten ſich ſo durch die porta Sassia, daß mehr denn 100 in dem Gedränge erſtickten — was doch wohl nur auf der Flucht geſchah. Woraus denn hervor geht, daß dieſe comites mit den Römern gegen Trastevere ausgezogen ſeyen. Hierauf erwählten alle Römer den Biſchof von S. Sabina unter dem Namen Sylveſter zum Papſt; aber nach 49 Tagen vertrieben ſie ihn, führten den Benedict zurück, dieſer aber non sufferens Romanum populum trat urkundlich (per chartulam) das Pontificat an den Archipresbyter von Sanct Johann am lateiniſchen Thore, suo patrino, Johann, am 1. May ab und dieſer bekleidete hierauf das Pontificat als Gregor VI. ein Jahr, 8 Monate, weniger 11 Tage. Dieſem zufolge fand alſo kein dreyſpältiges Schisma ſtatt, wie dieß auch bereits Deſiderius (Victor III.) in ſeinen Dialogen geradezu ausſprach, (deutſche Päpſte I. p. 226 n. 53.) Nur giebt Deſiderius die Zeit für Sylveſter von 3 Monaten, unſer Anonymus 49 Tage an. Der Graf Girardus kommt bey Bonizo als Gerardus a Saxo (vielleicht Sassia) vor. Die übrige Erzählung Bonizo's und des Deſiderius läßt ſich mit der neuen vita vereinigen. Da die Abdankung Benedicts per chartulam geſchah, läßt ſich um ſo eher begreifen, daß Hildebrand Gregor VI. ſo treu anhieng. Der nun berichtete Zug Heinrichs nach Sutri und Rom, die Abſetzung der Päpſte und die Kaiſerkrönung ſtimmt im Weſentlichen mit dem bekannten überein. Den Reif, womit von Alters her die Römer ihre Patricier krönten, ſetzte Heinrich dem gemeinſamen Beſchluſſe gemäß, ſich ſelbſt auf das Haupt: et ordinationem Pontificum ei concessere et eorum episcoporum regalia habentium, ut a nemine consecretur, nisi prius a rege investiatur almus Pontifex. Nach dem kurzen Pontificate Clemens II. bemächtigte ſich Benedict aufs Neue des Papſtthums: praemii cupiditate divisit romanum populum et sic reinvasit etc. Neu iſt die Erzählung, daß dieſes mit Hülſe des Markgrafen Bonifacius von Toscana geſchehen ſey. Als der neu ernannte Papſt Damaſus zu dieſem gekommen war, und ihn aufforderte, mit ihm zu ziehen, habe ſich Bonifacius mit ſeinem Alter und der Einſtimmigkeit der Römer entſchuldigt, ſo daß Damaſus wieder zu dem Kaiſer zurückgekehrt ſey. Hierauf habe Heinrich dem Markgrafen geſchrieben: tu qui Papam canonice depositum in pontificium reduxisti et praemii cupiditate nostrum imperium contempsisti, serio praenoscas quia si non emendaveris cito, adventu meo propinquo emendari te faciam, teque invito, populo romano dignum Deo donabo pastorem. Darauf habe Bonifacius durch ſeinen Legaten den Eindringling vertrieben und ſey ſelbſt mit Damaſus nach Rom gekommen, der von dem römiſchen Volke cum magno desiderio aufgenommen wurde. Auch hieran iſt nichts mit den ältern Nachrichten Widerſprechendes und der Politik des Bonifacius, wie ſie ſpäter hervortrat, ein ſolches Benehmen ganz wohl angemeſſen. Die vita Leonis IX. enthält nichts Neues. Die Normanen ſind daſelbſt Agareni genannt. Von Victor II. ſind 2 vitae mitgetheilt. Die eine beſteht nur aus 12 Zeilen; die zweyte iſt die aus dem Codex des Centius in den deutſchen Päpſten II. S. 379 bekannt gemachte. Die vita Stefani IX. enthält die Nachricht, die Römer hätten ihm den ganzen Schatz, den er aus Conſtantinopel mitgebracht, abgenommen, weßhalb ſich der Papſt zu ſeinem Bruder begeben habe, ihm dieſe Unbild zu ſagen. Aus Furcht hierüber hätten ihm die Römer den Trasteveriner Braczinus nachgeſandt, und dieſer ſoll dem Papſte unterwegs Gift gegeben haben, an welchem er ſtarb. Was hievon zu halten, kann man in dem zweyten Bande der deutſchen Päpſte S. 285 ſehen. Wichtig wird die Darſtellung der inneren Unruhen nach dem Tode Stefans IX. Im Widerſpruche mit der bisherigen Auffaſſung der Quellen und ſelbſt auch mit poſitiven Thatſachen, habe Hildebrand, von den Römern als Geſandter an die Kaiſerin geſchickt, ſchon in Florenz den dortigen Biſchof zum Papſt gewählt, während dieß erſt bey der Rückkehr Hildebrands

Digitized by Google

aus Deutſchland in Wirklichkeit geſchehen zu ſeyn ſcheint. So aber ſey er mit dem neuen Papſte cum D equitibus et cum magna pecunia gegen Rom aufgebrochen und nun erſt ſey in Rom ein Aufſtand und zwar von Seiten der kaiſerlichen Partey entſtanden, die den Biſchof von Veletri, de regione S. Mariae majoris wider ſeinen Willen zum Papſte wählte. Allein dieſem ſteht entgegen, daß die Wahl dieſes Gegenpapſtes bereits vor Oſtern 1058 erfolgt ſeyn mußte (deutſche Päpſte II. S. 291) und kein Grund vorhanden iſt, zu zweifeln, daß Hildebrand im Auftrage der Kaiſerin auf der Rückkehr aus Deutſchland den Biſchof von Florenz zum Papſte wählte. Der unbekannte Verfaſſer der vita, welcher offen für den Gegenpapſt Benedict Partey nimmt, fährt fort: Für Geld habe die kaiſerliche Partey die Römer vermocht, dem neuen Papſte zu huldigen. Die Grafen der Umgebung, Girardus Graf von Galeria, Alberich von Tusculum und die Söhne Gregors von Monticelli, welche Leo von Oſtia als die Häupter des Aufſtandes bezeichnet, hätten dasſelbe gethan. Auf dieß habe Hildebrand unterwegs gehalten und dem Leo de Benedicto Chriſtiano und den andern, die von ſeiner „Conjuration“ geweſen, Geld zugeſchickt. Dadurch habe ſich das römiſche Volk getheilt und heftig unter ſich gekämpft. Endlich luden die Trasteveriner ihn ein, mit dem von ihm erwählten Papſte zu ihnen zu kommen, was denn auch ſchnell geſchehen ſey; er ſey bis zur Inſel Lycaonia gekommen und täglich habe es nun Gefechte in der Stadt gegeben. Jetzt hätten ſich auch die Grafen auf verſchiedene Seiten geſchlagen. Hildebrand habe dem Präfecten der Region des heil. Engels (der Engelsburg?), Petrus, ſeine Präfectur abgenommen und ſie dem Präfecten von Trastevere, Johann Tinioſus, übertragen. Endlich ſey die Partey Benedicts überwältigt worden und der Papſt, welcher dem Anonymus immer noch Benedict iſt, vom Lateran nach dem Schloſſe Paſſarani zu Pepus dem Sohne des Präfecten Creſcentius gegangen. Hildebrand bemächtigte ſich des Laterans und Nicolaus ſey ordinirt worden; dann habe er ſich von den Anhängern Benedicts huldigen laſſen, was dieſe aber nur mit der linken Hand gethan, da ſie mit der Rechten bereits dem Benedict gehuldigt. Dieſer aber ſey heimlich bey der Nacht von Paſſerani nach Galeria zum Grafen Girardus entwichen. Hildebrand ſey dann nach Apulien geſchickt worden, um mit dem Grafen Richard ein Bündniß zu ſchließen. Hier widerſprechen ſich die Nachrichten Leo's von Oſtia und des Anonymus aufs Neue. Dem letztern zufolge habe Graf Richard ſogleich mit Hildebrand 3 Grafen und 300 Soldaten zur Unterſtützung des Papſtes abgeſchickt. Dieſe aber hätten damals wohl die Caſtelle in der Umgegend bezwungen und verheert; allein obwohl auch der Papſt mit dem römiſchen Heere ausgerückt war, hätte das feſte Galeria doch nicht genommen werden können. Zur Aerndtezeit ſeyen die Normanen wieder nach Rom zurückgekehrt und die Römer zur Belagerung Galeria's ausgerückt. Als jetzt den Grafen Furcht und Reue befiel, ſey Benedict auf die Mauer geſtiegen und habe von den Römern verlangt, ſie ſollten ihm Sicherheit gewähren. Wider ſeinen Willen hätten ſie ihn zum Papſte gemacht; er verzichte hierauf. 30 vornehme Römer hätten ſich nun für ihn verbürgt, (de vita, de membris, de mala captione) daß er ſicher in Rom leben könne. P. Nicolaus ſey nach Rom zurückkehrt. Benedict habe den päpſtlichen Ornat abgelegt, und ſey in das Haus ſeiner Mutter bey S. Maria Maggiore gegangen, und dort 30 Tage geblieben. Alles dieſes hätte vor dem erſten Concil Nicolaus II. geſchehen ſeyn ſollen. Als dieſes ſich verſammelt hatte, ließ Hildebrand den Benedict mit Gewalt vor dasſelbe ſtellen, worauf ihm die prieſterlichen Kleider ausgezogen wurden, eine Schrift mit einem Sündenregiſter erfüllt, wurde ihm in die Hand gegeben und ſeines Sträubens ungeachtet, mußte er dieſelbe ableſen, was er unter großen Thränen und dem Klagegeſchrey ſeiner Mutter und Verwandten that. Man ſieht, daß ſeine Abdankung nicht genügte und um jeden Zweifel an der Rechtmäßigkeit Nicolaus II. zu heben, die Abſetzung nothwendig erachtet wurde. Es rief deßhalb der Archidiaconus den Römern zu: ſie ſollten hören, was ihr Papſt alles gethan; dann wurde er wieder mit dem päpſtlichen Ornate bekleidet und desſelben feyerlich beraubt. Das Hospitium der heil. Agneſe ward ihm zum Aufenthaltsorte eingeräumt, er aber aller kirchlichen Verrichtung beraubt. Später aber wurde ihm auf Bitten des Archipresbyter Suppus, geiſt-

lichen Vaters des P. Nicolaus, die Erlaubniß hiezu ertheilt usque ad epistolas legendas; ſpäter auch noch propter necessitatem loci, ad evangelium legendum, endlich durfte er auch Meſſe leſen. Und als er unter Gregor VII. geſtorben war, geſtattete dieſer, daß er pontificali honore et ordine begraben werde.

Mit dieſem Anonymus iſt ein neuer Gegner Gregor's VII. erwachſen und man kann daraus erſehen, wie ſehr bereits die ſtreitige Wahl Nicolaus II. ihm Feinde zugezogen haben mag. Noch iſt eine vita Alexanders II., Paſchal's II., 2 des Gelaſius II., eine Calliſtus II. aufgenommen. Für die deutſche Geſchichte müſſen noch die Briefe aus der Zeit Heinrichs IV. erwähnt werden, welche der fünfte Band enthält. Leider hat von 60 der Herausgeber nur fünf mitgetheilt. Nicht minder die alten Cataloge hochberühmter deutſcher Kloſterbibliotheken, wie von Fulda, Lorſch, Corbey, auch von Monte Caſſino u. a. O. Auch für die Philologen iſt Ausbeute durch einen Commentar zu Hippokrates und Plato's Republik, ein Supplement zu Jul. Valerius de rebus gestis Alexandri Macedonis u. A., wovon ſpäter noch die Rede ſeyn wird.

Möge dieſes genügen, unſern Leſern den Werth und die Reichhaltigkeit dieſer Sammlung anſchaulich zu machen. Man muß den Fleiß und die Gelehrſamkeit des Herausgebers bewundern, der mit einer ſeltenen Kenntniß der Literatur nicht nur das Werthvolle von dem minder Bedeutenden zu ſcheiden wußte, ſondern auch durch Vorreden, Zuſätze, Erläuterungen die Benützung der aufgefundenen Quellen weſentlich erleichterte. Es iſt begreiflich, daß, indem er auf ſeine Schultern eine Laſt lud, die Andere ſo gern mit ihm getheilt hätten, der Herausgeber die literariſche Eiferſucht manchmal reizte; diejenigen aber, die ſich an der Sache halten und die nur der Gewinn, den die Wiſſenſchaft zieht, zu beſtechen vermag, werden ſolche Rückſichten nicht abhalten, dem Herausgeber die vollſte Anerkennung ſeiner eminenten literariſchen Verdienſte, der ungemeinen Bereicherung der Wiſſenſchaft, einer außerordentlichen Gelehrſamkeit, eines erſtaunenswürdigen Fleißes und zugleich ihren aufrichtigen Dank für ein ſo ungemein reichhaltiges Material zu zollen.

Höfler.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Hft. ꝛc.

(Fortſetzung.)

Dieſer Münzconvent hatte zu Bayersdorf im Bayreuther Unterlande ſtatt. Wirzburg wurde auf demſelben durch Dr. Chriſtoph Ebermann, Bamberg durch Dr. Georg Hahn, der Markgraf von Culmbach durch Dr. Johann Bapt. Baum und der Markgraf von Onolzbach durch Dr. Georg Schell vertreten. Man vereinigte ſich über acht Punkte, die den vier Fürſten zur Ratification vorgelegt, und von dieſen ſchnell ratificirt wurden. Den Kaiſer benachrichtigten ſie noch im Laufe des Jahres 1621 vom Abſchluß dieſer Münzconvention. Den 6. October 1621 kamen die Abgeordneten — mit Ausnahme Wirzburgs — wieder zu Bayersdorf zuſammen, ſetzten Viſitationstage für jedes Jahr feſt, vereideten den Münzmeiſter Conrad Stütz zu Fürth auf ſechs Punkte und nahmen auch den Guardein Georg Wagner in Pflichten. Es folgen alsdann die aus dieſer Convention hervorgegangenen Münzen, voran eine auf die Bayersdorfer Convention geſchlagene Medaille, dann die Thaler, halbe Thaler, Batzen und Halbbatzen Stücke, Schillinge, Dreyheller und Pfennige numismatiſch beſchrieben, ſo viele deren zu Hrn. K's. Kunde gekommen ſind. „Dieſe Convention,“ ſchließt Hr. K. ſeine treffliche Abhandlung, „iſt merkwürdig, weil ſie der erſte mit gutem, nachhaltigem Erfolge gekrönte Schritt war, der Kipper- und Wipperpeſt ein Ende zu machen; denn von nun an blieb wenigſtens der Thaler, ſelbſt während der Drangſale des 30jährigen Krieges von gutem Gehalte, und nur ſelten kamen Klagen über kleinere Münzen vor, die aber mit denen während der Kipper- und Wipperzeit nicht zu vergleichen ſind. Erſt nach wieder hergeſtelltem Frieden wurden die Beſchwerden über geringhaltige Münzen häufiger.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Ibn Khallikan's biographical dictionary, translated from the Arabic by B. Mac Guckin de Slane. Paris 1842. Gedruckt auf Koſten der Geſellſchaft für Ueberſetzungen öſtlicher Werke.

Die meiſten Zweige der muſelmaniſchen Wiſſenſchaft hängen innig mit der Religion zuſammen; ſie ſind aus ihr hervorgegangen. Vor den Jahrhunderten des Jslams hatten die Araber bloß eine Anzahl Volkslieder, wie ſie ſich allenthalben auf Erden, bey einem gewiſſen Standpunkte zwiſchen Kultur und Barbarey vorfinden. Von dieſen Liedern ſind eine geringe Anzahl bis auf den heutigen Tag erhalten worden, die aber keineswegs in ein ſo hohes Alterthum hinanreichen, wie Schultens und andere Orientaliſten der frühern Jahrhunderte behauptet haben.

Herr Baron Mac Guckin de Slane, einer der erſten, wenn nicht der erſte Kenner der arabiſchen Sprache und Literatur unſerer Tage, glaubt, aus den modernen Sprachformen ſchließen zu können, daß mehrere dieſer gerühmten Erzeugniſſe des Alterthums erſt in dem zweyten Jahrhundert der Flucht entſtanden ſeyen; damals wurden nämlich mehrere Verfälſchungen vorgenommen, welche, wie die Chattertons, ſo vortrefflich nachgeahmt waren, daß die einſichtsvollſten Männer in Kufa ſie für ächte Ueberbleibſel des Alterthums hielten. Als Chalaf geſtand, er ſey der Verfaſſer dieſer vermeintlichen Verſe der Araber der Wüſte, glaubte man ihm nicht (Ibn Khallikan 571). Aber auch die ächten alten Lieder reichen in keinem Falle höher hinauf, als in das letzte Jahrhundert vor Muhammed, ſo die Gedichtſammlung des Amrol oder richtiger Imrolkais, die ungefähr fünfzig Jahre vor der Geburt des Propheten entſtanden und nach Slane die einzige iſt, von welcher man dieß mit Sicherheit behaupten kann. Dieſe alten Geſänge beſtehen entweder in rhythmiſcher Proſa, nach der Weiſe des Hiob und Jeſaias, oder in wenigen kurzen Verſen, die gleichzeitig mit dem Ereigniſſe, auf das ſie anſpielen oder das ſie erzählen, entſtanden. Sie ſchildern die Kämpfe feindlicher Stämme und die Abentheuer einzelner Helden. Die Sprache, in welcher ſie abgefaßt ſind, iſt kräftig, maleriſch und bilderreich, und obgleich ſie von den Erzeugniſſen nach Muhammed ſehr abweicht (die Lieder ſind in den verſchiedenen Sprechweiſen der Stämme zwiſchen Syrien und Meſopotamien geſchrieben), ſo zeigt ſie doch einen hohen Grad von Ausbildung. Die Mannigfaltigkeit der Wortformen und das Regelmäßige der Satzbildung, ſo wie die Harmonie der Sylbenmaaße wird von Kennern ſehr gerühmt. Gleichwie vor der lutheriſchen Bibelüberſetzung jeder deutſche Stamm in ſeinem Dialekte ſchrieb und dichtete, ſo die arabiſchen Stämme, welche von Syrien oder Perſien her die Schreibekunſt erhalten haben mochten, vor Muhammed; erſt durch den Koran ward der Dialekt der Koreiſchiten zur allgemeinen Volksſprache erhoben. Leidenſchaftliche Liebe und wilder Haß, an Wahnſinn gränzende Tapferkeit und feige Hinterliſt, gaſtfreundliche Hochherzigkeit und heimtückiſcher Verrath, Müßiggang und Raubſucht waren und ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften des arabiſchen Beduinen. Sie ſpiegeln ſich wieder in den

Geſängen und epiſchen Dichtungen, in den Stammſagen und Geſchlechtsregiſtern *) aus den Zeiten vor Muhammed, namentlich aber in den Moallakat aus dem Ende des ſechsten oder dem Beginne des ſiebenten Jahrhunderts. **) Sieben Dichter gab es in Arabien, ſo lautet die Sage, welche Sieger blieben in den wiederholten Geiſtrskämpfen der Nation. Ihre Wettgeſänge galten für den höchſten Schwung arabiſcher Dichtkunſt. Es ward dieſen Liedern die Ehre zu Theil mit goldenen Buchſtaben in dem Tempel zu Mekka aufgehangen zu werden, und deßhalb werden ſie Moallakat, die Aufgehangenen, genannt.

Die Erforſchung der ſchriftlichen Offenbarungen, im Koran oder Buche enthalten, und der mündlichen Ueberlirferungen des Propheten legte, wie grſagt, ſpäter den Grund zu den meiſten Wiſſenſchaften. Die Ueberlieſerungen, in den Sprüchen und Thaten Muhammeds beſtehend, wurden bereits gegen die Mitte des zwenten Jahrhunderts der Flucht geſammett und bilden jetzt nach der Auswahl, die Albochari damit vorgenommen hat, eine unentbehrliche Ergänzung zur heiligen Schrift

*) Nach drr Ueberlieferung hat Muhammed die ſorgfältige Erhaltung der Geſchlechtsregiſter anempfohlen. Wir haben euch in Geſchlechter und Stämme eingetheilt, heißt es im Koran 49, 13, damit ihr euch gegenſeitig kennen möget.

**) Sacy in den Notices des Manuscrits IV. 312. Der Araber iſt freylich milder in der Beurtheilung ſeiner Landsleute; er ſieht bloß die guten Seiten. Nach ihm ſind ihre Seelen freygebig, ihre Herzen offen der Freude; ihre Sprache iſt ausdrucksvoll, ihre Zunge beredt, ihre Abſtammung rein nnd unverfälſcht. Worte fliegen aus ihrem Munde wie die Pfeile von den Bogen, aber milder als die Frühlingslüfte nnd ſüßer als Honig; ſie ernähren den Dürftigen nnd bekämpfen den Starken; ſie dulden nicht, daß man ihr Hochgefühl beleidige, noch daß der Nachbar beleidiget werde, daß Frauen und Töchter geſchändet oder der Edle geſchmähet würde. Ibn Ali Oſaiblah ben Sprenger in der Vorrede zu Masudi's Historical Encyclopaedia LVIII. Wo immer aber die Araber von den Alten erwähnt ſind, werden ſie der Wahrheit gemäß als Räuber geſchildert, ſo z. B. von Ammian. Marcell. XIV. 4.

der Moſlim. Die Sichtung der falſchen Traditionen von den wahren und das Verſtändniß dieſer letztern erheiſchte eine genaue Kenntniß des Landes und ſeiner Zuſtände, vieler Perſonen und ihrer Lebensverhältniſſe; hieraus entſtanden die Erdbeſchreibung und Geſchichte des alten Arabiens und der erſten Jahrhunderte der Flucht, die Wort- und Sachkritik. Aus den Anweiſungen, den Koran richtig zu leſen und auszuſprechen, welche bereits auf den Wunſch des Chalifen Ali aufgeſetzt wurden, *) ſind die zahlreichen grammatiſchen Werke der Araber hervorgegangen, über welche bereits ziemlich frühe in den Moſcheen von beſoldeten Lehrern öffentliche Vorleſungen gehalten wurden. Madraſas oder beſonders wiſſenſchaftliche Anſtalten ſind erſt viel ſpäter, im Laufe des elften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, errichtet worden. Eine der früheren, aber krineswegs die erſte, wie gemeinhin angegeben wird, iſt die berühmte Madraſa, welche der bekannte Niſam al Mulk (im Jahre 1060) zu Bagdad errichtete. Es ward eine Stiftung damit verbunden, ſowohl für den Unterhalt der Lehrer als der Zuhörer. Dieſe Madraſa zählte die gelehrteſten und geiſtreichſten Männer unter ihren Profeſſoren und erlangte dadurch das größte Anſehen in allen Ländern der Moſlim. Jeder Muſelman ſoll, wenigſtens einmal in ſeinem Leben nach Mekka wallfahren; dieß machte eine Kenntniß der Straßen und Reiche nothwendig und ward die Veranlaſſung zu den erſten allgemeinen geographiſchen Werken der Araber, welche, wie das des Chordadbeh, der viele Jahre die wichtige Stelle eines Poſtmeiſters in Choraſan bekleidete († 912), wirklich dieſen Namen führen. Die Richtung der Moſcheen nach Mekka und die

*) Ibn Challikan I. 662, 666, der Vater der arabiſchen Grammatik heißt Abul Aſwad, Addumali, der auch als Dichter bekannt iſt. Nach einigen Angaben habe der Chalife Ali ſelbſt die Grundzüge der Grammatik entworfen, die von Abul Aſwad bloß ausgeführt wurden. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß ein Schüler dieſes erſten Grammatikers (Abul Aſwad ſtarb 688 oder 689 n. Z.) das Werk ſeines Lehrers auf chineſiſchem Papier abgeſchrieben hat. Slane zu Ibn Challikan 667.

Beſtimmung der Zeiten des Gebetes und der Faſten erheiſchten einige Kenntniß der Aſtronomie, — eine Wiſſenſchaft, die deßhalb ſeit dem Beginne des Islam mit Vorliebe gepflegt wurde. Die Berechnung der Erbſchaften nach den Vorſchriften des Koran verlangt wenigſtens einige Kenntniß der Algebra, deren Ausbildung durch die Zahlzeichen, die die Araber aus Indien erhielten, erleichtert wurde. Auf denſelben Fundamenten ward auch die Rechtswiſſenſchaft auferbaut, welche auf den vier Säulen, — Koran und Tradition, das Herkommen und ſeine Vergleichung mit dem geſchriebenen Buchſtaben beruht.

Das Studium der allgemeinen Geſchichte galt anfangs nicht bloß für etwas Ueberflüſſiges, ſondern ward ſogar für nachtheilig und von den eifrigen Scholaſtikern als der Religion des Islam widerſtrebend, verdammt. Man zeichnete bloß die verſchiedenen Traditionen der Jahrhunderte der Erleuchtung auf, verfuhr aber dabey ſo gewiſſenhaft, daß ſelbſt die kleinſten Abweichungen angeführt wurden. Zugleich wurden alle Perſonen namentlich aufgezählt, durch welche die Ueberlieferung auf die Nachwelt gekommen iſt. Die erſte Geſchichte oder richtiger Sagenſammlung dieſer Art war die Geſchichte der Moslim von Ibn Iſchak, dem Tabari und andere nachfolgten. Aus dieſen Werken haben die ſpätern Annaliſten, wie Ibnal Jawſi und Ibn al Athir, ohne die Quellen anzugeben, wie dieß die älteſten Chroniker gethan haben, bloß die Thatſachen, welche ſie für die glaubwürdigſten hielten, entnommen; ihre Werke wurden in der Folgezeit noch mehr abgekürzt und zuſammengezogen. Auf dieſe Weiſe entſtanden die Annalen des Abulfeda und Aſſojuti, welche den vollſtändigen Werken des Ibn al Athir und Tabari nicht weniger nachtheilig waren, als die Auszüge des Juſtin und Florus den Geſchichtsbüchern des Trogus Pompejus und Tacitus.

Das Sektenweſen, welches auch bey den Moslim gar frühe um ſich griff, gab bald zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Theologie oder zur ſcholaſtiſchen Philoſophie Veranlaſſung, welche vorzüglich durch die Ueberſetzung des Ariſtoteles in's Arabiſche zu einer eigenen umfangsreichen Wiſſenſchaft ausgebildet wurde. Vor ihrer Herrſchaft über die Beſitzungen des byzantiniſchen Reiches in Aſien und Afrika und der unmittelbaren Berührung mit den Griechen oder griechiſch gebildeten Syrern und Armeniern iſt von einer eigentlichen Philoſophie und Mathematik, unter den Bewohnern der weſtlichen Halbinſel Aſiens, keine Spur vorhanden. Die Folgen dieſer Verbindung mit den Chriſten zeigen ſich ſchon mit dem Beginne des zweyten Jahrhunderts der Hedſchra. Es erhebt ſich jetzt auf der Grundlage von Ueberſetzungen aus der ſyriſchen, griechiſchen und armeniſchen Sprache eine arabiſche Literatur von welthiſtoriſchen Folgen. Die Araber haben zuerſt die Weisheit und Wiſſenſchaft des Alterthums im lateiniſchen Weſten verbreitet und ſie ſind heutigen Tags noch die Lehrer der gebildetſten Orientalen. Der berühmte Brahmane Rammohun Ray iſt vermittelſt der arabiſchen Literatur zu den Griechen durchgedrungen. Es ergriff nun die Nation ein großer Durſt nach Wiſſenſchaft; man überſetzte alle Werke aus den verſchiedenſten Sprachen, die man erlangen konnte; nur durften ſie ſich nicht auf Vielgötterey beziehen. Selbſt aus dem Perſiſchen ward bereits in dem zweyten Viertel des achten Jahrhunderts (730) eine Geſchichte der Saſſaniden überſetzt. *) Aſtrologie und Alchemie ſtammen aus den Jahrhunderten vor Muhammed und konnten, obgleich von der Sunna verdammt, durch den Islam nicht verdrängt werden; die Alchemie iſt bekanntlich die ſchlechtere Mutter der vortrefflichen Tochter Chemie, um deren Ausbildung ſich die Araber große Verdienſte erworben haben. Die Arzneywiſſenſchaft wie die verſtändige Naturforſchung überhaupt iſt ihnen aber aus der Fremde, von den Griechen und Armeniern, gekommen. **)

*) Maſſudi in den Notices VIII. 165.

**) Die meiſten Thatſachen dieſes Abriſſes der arabiſchen Literatur-Geſchichte ſind theils der vortrefflichen Einleitung zur Ueberſetzung des Ibn Challikan von Baron de Slane theils dem Werke des Arabers ſelbſt entnommen.

Digitized by Google

Genealogiſche Unterſuchungen und Chroniken einzelner Städte gehören zu den früheſten Eezeugniſſen der arabiſchen Literatur; es wird hierin zwar über das Leben und die Werke der Gelehrten aus der Stadt und der benachbarten Diſtrikte Bericht erſtattet, aber eine allgemeine muſelmaniſche Biographie, nach dem Alphabete geordnet, hat zuerſt Ibn Challikan, Schems eddin, Sonne der Gläubigen zubenannt, unternommen und ausgeführt. Der Verfaſſer dieſes großen und wichtigen Werkes, aus einer Familie von Balkh abſtammend, ward zu Arbela (am 22. September 1211) geboren und ſtarb zu Damaskus (am 29. Oktober 1282) im 71. Jahee ſeines Alters. Ibn Challikan erfreute ſich des Umganges und des Unterrichts der berühmteſten Männer ſeiner Zeit, namentlich auch des bekannten Hiſtorikers Ibn al Athir, den er mehrmals anführt (ſo S. 444); er war ein Dichter, ein Rechtskundiger, ein Theolog und Geſchichtſchreiber und hat in allen dieſen Zweigen, nach dem Urtheile ſeiner muſelmaniſchen Biographen, Tüchtiges geleiſtet. Keines ſeiner Werke iſt abee ſo berühmt und in Europa ſo allgemein bekannt, als ſeine im Jahee 1256 vollendete allgemeine muſelmaniſche Biographie, die folgenden Titel führt: Sterbebuch ausgezeichneter Männer, und Geſchichte dee Söhne der Zeit. Es enthält dieſes, in ſo viele Zweige dee Wiſſenſchaft eingreifende und uns nach allen Seiten hin fördernde Werk nicht weniger als 865 größere und kleinere Artikel, worin von dem Verfaſſer nicht ſowohl das allgemein Geſchichtliche, das in vielen andern Werken zu leſen iſt, ſondern vorzüglich einzelne Vorfälle, Anekdoten, witzige Einfälle und leider auch eine Maſſe leerer Gelegenheitsgedichte mitgetheilt werden. Es haben mehrere Schriftſteller Nachträge und Fortſetzungen zum „Sterbebuch“ geliefert; ſie ſind aber ſämmtlich hinter Ibn Challikan, deſſen Werk ſelbſt in's Perſiſche überſetzt wurde, zurückgeblieben. Herr Baron de Slane hat durch die Uebertragung dieſes mit vielen Noten und Erläuterungen verſehenen

Werkes, das hoffentlich bald im Drucke vollendet ſeyn wird, um die Verbreitung der Kenntniß der arabiſchen Literatur und der muhammedaniſchen Geſchichte im Allgemeinen ſich ein großes Verdienſt erworben. Der Literator, der Geſchichtſchreiber und Geograph wird mit gleichem Nutzen das biographiſche Wörterbuch zu Rathe ziehen; es iſt dieß ein unentbehrliches Supplement zur Biographie universelle. Man vergleiche nur z. B. den Artikel Ibn Sina, von uns gemeinhin Avieena genannt, die Lebensbeſchreibung des vorhin bereits erwähnten Niſam al Mulk, d. h. Ordnee des Staates, Weſir des Seldſchukenfürſten Malek Schah, und Jaaſar's des Barmekiden, eine der ausführlichſten Biographien des ganzen Werkes und viele andere. Wie ſcheußlich erſcheint uns hier nicht der Deſpotismus ſelbſt in der Perſon des geprieſenen Harun al Raſchid! Aus dem Leben des Salah eddin (S. 167 folg.) d. h. Wohl der Religion (dieſer Salah eddin iſt nicht mit dem berühmten Sultan gleichen Namens zu verwechſeln) erfahren wir gelegentlich, daß dieſer aus Arbela, der bekannten Stadt unſern Moſul, ſtammende Dichter und Staatsmann im Jahre 1229 im Namen des Al Malek al Kamil von Aegypten und Syrien mit Kaiſer Friedrich II. den Frieden unterhandelt und abgeſchloſſen hat. Salah ſchrieb hierauf ſeinem Gebieter: Der Kaiſer hat es verſprochen und hat ſein Wort gegeben, daß wir einen dauernden Feieden haben ſollen. Er mußte ihn durch einen Eid beſtätigen; wenn er ihn bricht, ſo ſoll er das Fleiſch ſeinee linken Hand eſſen müſſen. (Vergl. Reinaud Extraits des Historiens arabes relatifs aux Croisades, 428).

C. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	25. Januar.
Nro. 18.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien von Dr. Franz Fiedler, k. Profeſſor am Gymnaſium zu Weſel ꝛc. Leipzig 1843, S. X und 630 gr. 8.

Veranlaßt durch einen Wunſch ſeines Verlegers, daß er ein Handbuch der griechiſchen Geſchichte ausarbeiten möchte, „welches nach Umfang und Einrichtung ſeiner römiſchen gleiche,“ hat der zuvor ſchon rühmlich bekannte Verfaſſer ein Werk geliefert, welches nicht bloß der ſtudirenden Jugend und gebildeten Freunden des griechiſchen Alterthums vielfache Belehrung gewährt, ſondern auch in mancher Beziehung ſelbſt für Hiſtoriker nicht ohne Nutzen ſeyn dürfte, da er bey der Abfaſſung desſelben nicht bloß die Schriften der Alten ſtets, ſondern auch die Unterſuchungen der neueren Gelehrten, ſo weit ihm dieſelben zugänglich waren, gewiſſenhaft zu Rathe zog, und vorzüglich bey der Behandlung der älteſten Geſchichte Griechenlands die Abwege klug vermied, auf welche ſchon viele Gelehrte geriethen. Er hat die Urgeſchichte der Griechen weder bloß oberflächlich berührt, und aus den Quellen nur diejenigen Angaben entnommen, welche ihn beſonders anſprachen oder leicht zu deuten ſchienen, noch auch die Sagen im buchſtäblichen Sinne gefaßt, und ſein Augenmerk daraufgerichtet, die Widerſprüche, welche dieſelben enthalten, durch hiſtoriſche Kritik zu beſeitigen, ſondern er hat ſie als das angeſehen, was ſie urſprünglich waren, als ſymboliſche Ausdrucksweiſen von Ueberreſten alter Ueberlieferung und von verſchiedenen Anſichten und Verhältniſſen.

Die entgegengeſetzten Reſultate, zu welchen die zur Aufhellung der griechiſchen Urzeit auf ſehr abweichenden Wegen unternommenen Forſchungen der neueren Zeit führten, machen es allerdings ſchwer, über das ſogenannte pelasgiſche Zeitalter Licht zu verbreiten, und aus der Maſſe des vorliegenden Stoffes das Wichtigſte auszuwählen. Allein die Schwierigkeit, welche die Behandlung der Geſchichte jener dunklen Periode darbietet, berechtigt einen Geſchichtſchreiber keineswegs, ſie nur flüchtig zu berühren, da in dieſer mythiſchen Zeit das politiſche, wie das religiöſe Leben der griechiſchen Volksſtämme wurzelt und ſich aus ihr herausbildet, weßhalb ſie ſelbſt in einem Handbuche aus dem Kreiſe der geſchichtlichen Darſtellung nie ohne großen Nachtheil für dasſelbe ausgeſchloſſen werden kann. Zwar konnte der Verfaſſer bey den engen Gränzen, welche ihm die Beſtimmung ſeines Buches vorzeichnete, auf eine erſchöpfende Behandlung der alten Mythen nicht eingehen, ſondern mußte ſich auf die für die Kenntniß der Urzeit beſonders wichtigen beſchränken; indeß gibt er ſelbſt bey dieſer Beſchränkung der Anzahl der zu erörternden Sagen ſo viele Andeutungen, daß der Leſer den Standpunkt, auf welchem ſich die Forſchungen über die griechiſche Urzeit gegenwärtig befinden, leicht zu erkennen und ſich eine ziemlich klare Vorſtellung von der Urzeit zu bilden vermag.

Bey der Behandlung der Geſchichte der hiſtoriſchen Zeit erzielte er faſt überall eine dem Zwecke des Werkes angemeſſene Vollſtändigkeit der aufzu-

Digitized by Google

zeichnenden Thatſachen; beſonders iſt die Geſchichte der beyden Hauptſtaaten des griechiſchen Mutterlandes, Athen und Sparta, mit der ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung entſprechenden Ausführlichkeit behandelt. Die übrigen Staaten des eigentlichen Griechenlandes treten im Vergleiche mit dieſen allerdings in den Hintergrund, ſo daß aus ihrer Geſchichte nur die wichtigſten Ereigniſſe angeführt werden können, wie dieß *Heeren* in ſeinem Handbuche der Geſchichte der Staaten des Alterthums gethan hat. Allein Herr Profeſſor Fiedler hat ſie faſt ſämmtlich mit Stillſchweigen übergangen, was wir ſchon deßhalb nicht billigen können, weil er bey der Abfaſſung ſeines Werkes doch *zunächſt* ſolche Leſer im Auge hatte, bey denen man noch keine vollſtändige Kenntniß der bedeutendſten Schickſale und Veränderungen, welche jene Staaten erfuhren, vorausſetzen kann. Dagegen finden wir es ſehr zweckmäßig, daß er die Geſchichte der griechiſchen Colonien gehörig berückſichtigte, inſofern ſich gerade in ihnen der griechiſche Volksgeiſt in den mannigfaltigſten Formen entwickelte, und das griechiſche Leben in einigen derſelben noch zu einer Zeit beſtand, wo das Mutterland ſchon längſt römiſcher oder byzantiniſcher Herrſchaft gehorchte.

Bedauern müſſen wir, daß ſich der Verfaſſer auf die Erzählung der politiſchen Geſchichte beſchränkte, und die großen Leiſtungen der alten Griechen in *Kunſt* und *Wiſſenſchaft* übergieng. Hätte er ſich in dem geographiſchen Theile kürzer gefaßt, und denſelben auf die Hälfte der Bogenzahl, die er ihm gab, beſchränkt, ſo würde er, ohne den Umfang des Buches zu weit auszudehnen, für die Culturgeſchichte Raum genug gefunden haben. Wenn die Culturgeſchichte überhaupt als der eigentliche Kern und das Mark aller Geſchichte die vorzüglichſte Beachtung verdient, ſo iſt dieß ganz beſonders bey der Geſchichte der Griechen der Fall, welche ihre weltgeſchichtliche Bedeutung nicht den Kriegsthaten, die ſie vollbrachten, ſondern ihren großen und glänzenden Leiſtungen in den verſchiedenen Zweigen des menſchlichen Wiſſens und den vollendeten Kunſtwerken, welche ihr ſchöpferiſcher Geiſt geſtaltete, zu verdanken haben, weßhalb wir die Uebergehung derſelben in einem jeden Werke für einen großen Mißgriff erklären müſſen. Eine Geſchichte Griechenlands, in welcher nicht bloß die Veränderungen, welche die einzelnen Staaten erfuhren, und die Kriege, welche ſie führten, in kräftiger Sprache erzählt, ſondern auch die Urſachen und Einflüſſe, durch welche ſich die einzelnen Zweige der Künſte und Wiſſenſchaften entwickelten und zu ihrer Vollendung heranreiſten, auf eine einleuchtende Weiſe nachgewieſen werden, muß auf gebildete und für Edles und Großes empfängliche Leſer einen ganz anderen Eindruck machen, als eine einfache Darſtellung der politiſchen Veränderungen, wenn ſie auch von einer Meiſterhand geſchrieben iſt.

Bey einem Handbuche der griechiſchen Geſchichte iſt ferner eine zweckmäßige Anordnung und Einrichtung, ſo wie die Ueberſichtlichkeit des verarbeiteten Stoffes von großer Bedeutung. Auch darf eine gefällige Darſtellung nicht fehlen, welche von dem Weſen des griechiſchen Geiſtes durchdrungen ſeyn und ſich auf den jetzigen Standpunkt der hiſtoriſchen Kunſt erheben ſoll. In dieſer Beziehung können wir erklären, daß der Verfaſſer keine Mühe ſcheute, um allen billigen Anforderungen zu entſprechen.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zu den einzelnen Theilen des Buches über. Daß die geographiſche Schilderung eines Landes zum Verſtändniß ſeiner Geſchichte nothwendig iſt, bedarf keines weiteren Beweiſes. Allein der Verf. hat die geographiſche Ueberſicht, welche er der Geſchichte Griechenlands vorausſchickte, auf der einen Seite, wie ſchon bemerkt ward, zu weit (S. 1 — 156) ausgedehnt, ſo daß ſie nach unſerer Anſicht mit dem Umfange des Buches in keinem Verhältniſſe ſteht, auf der andern aber unterlaſſen, die *klimatiſchen* Verhältniſſe der einzelnen Provinzen in ſcharfen Zügen hervorzuheben, und den Einfluß derſelben auf die eigenthümliche geiſtige und moraliſche Entwicklung ihrer Bewohner nachzuweiſen, was uns allerdings nothwendig ſcheint, da ſich nicht in Abrede ſtellen läßt, daß örtliche Verhältniſſe und das Klima auf ganze Völker, wie auf einzelne Menſchen, einen mächtigen Einfluß äußern.

Digitized by Google

Die vier letzten Capitel des geographiſchen Theiles (S. 156 — 193) enthalten ſehr ſchätzbare Nachrichten 1) über die Volksmenge in einzelnen griechiſchen Staaten, 2) über römiſche Straſſen und den Zuſtand Griechenlands unter den Byzantinern, 3) über die Fortdauer der Hellenen und ihrer Sprache und die Themata des byzantiniſchen Reiches und endlich 4) über Griechenlands Lage unter den Latinern und Türken, ſo wie über das neue Königreich Hellas und ſeine geographiſche Eintheilung.

(Fortſetzung folgt.)

Due cronache catalane intorno a fatti importantissimi sulla storia d'Italia del secolo XIII. et XIV. Una di Raimondo Muntaner, l'altra di Bernardo d'Esclot per la prima volta dal loro originale tradotte in italiano, precedute da un ragionamento storico e seguitate da studi, note e documenti illustrativi da F. Moisè autore della storia de' domini stranieri in Italia. Firenze coi tipi della Galileiana. 1843. 8. Vol. I.

Beynahe zur ſelben Zeit beſchäftigten ſich deutſche, italieniſche und franzöſiſche Gelehrte mit der Herausgabe eines catalaniſchen Schriftſtellers, welcher durch ſeine lehrreichen Chroniken längſt der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdiente, aber erſt ein halbes Jahrtauſend nach ſeinem Tode dem größeren Publikum bekannt wurde. Raimund Muntaner, deſſen Chronik jetzt auch durch den literäriſchen Verein in Stuttgart und zwar in der Urſprache dem Drucke übergeben werden ſoll, wurde im Jahre 1265 zu Peralada geboren, einer Stadt, welche bey dem Einfalle der Franzoſen in Catalonien im Jahre 1285 zerſtört wurde. Im Jahre 1300 gieng er nach Sicilien, wo er auf Seite der Aragoneſen Antheil an dem Kriege gegen die Angiovinen nahm. Im Jahre 1303 ſchloß er ſich an die berühmten catalaniſchen Banden Ruggiero's de Flor an, welche dem byzantiniſchen Reiche Hülfe brachten und ſich ſpäter Athens bemächtigten. Die Erzählung dieſer Begebenheiten bildet den Hauptgegenſtand dieſer Chronik; in ihrer Zuſammenſtellung zeichnet ſich aber Muntaner durch eine Genauigkeit aus, welche die der byzantiniſchen Schriftſteller weit übertrifft. Er beſchreibt die Kämpfe der Catalanen mit den Türken bis Ruggiero bereits zum Cäſar erhoben, durch den Verrath Michaels des Kaiſerſohnes mitten in der Siegeslaufbahn am 28. März 1305 ſein Leben verlor. Als auch Berengar von Etença durch Verrath dem Heere genommen wurde, trat Muntaner, ein zweyter Xenophon an die Spitze deſſelben und beredete es zum Rachekriege gegen die Griechen, welche von Gallipoli aus 7 Jahre lang von dem fränkiſchen Heere befehdet wurden. Auch ſpäter, als der Krieg durch die Ankunft des Infanten Ferdinando von Majorca in Griechenland eine andere Wendung nahm, blieb Muntaner eine der bedeutendſten Perſonen im Heere und hatte von den geheimſten Tractaten Kenntniß. Endlich verließ das Heer Gallipoli und zog auf dem feſten Lande weiter bis Athen, deſſen ſich die Catalanen nach dem Siege über den Herzog Walter von Brienne bemächtigten. Muntaner war bey der Flotte geblieben, hatte ſeinen Freund Ticino Zacheria in den Beſitz von Taſſos geſetzt, dann aber ſich von dem Landheere verabſchiedet, als ſich dieſes von dem Infanten losgeſagt hatte. Auf Negroponte ward aber dieſer von einer venetianiſchen Flotte gefangen, welche Tibald von Cepoy, ein Abgeſandter Carls von Valoy, befehligte. Muntaner gleichfalls gefangen, wurde von dem Sieger dem catalaniſchen Heere in böſer Abſicht übergeben, trug aber hier den Triumph ſeiner Redlichkeit und ſeines wohlverdienten Anſehens davon. Er kehrte hierauf nach Sicilien, dann nach Catalonien zurück, um ſich mit ſeiner Braut zu vermählen. Von K. Friedrich mit der Inſel della Gerba an der afrikaniſchen Küſte belehnt, begab er ſich mit ſeiner Gemahlin dahin und blieb bis zum Ausbruche des Krieges K. Roberts von Neapel mit K. Friedrich von Sicilien 3 Jahre ruhig daſelbſt. Nochmal ſchloß ſich ſpäter Muntaner an den Infanten Ferdinand an, als dieſer die liebliche Iſabella von Andria heirathete und deren Rechte auf Morea

Digitized by Google

geltend zu machen ſuchte; er erhielt aber zuerſt den ehrenvollen Auftrag den kleinen Don Giacomo, den früh verwaiſten Sohn Iſabellens an den Hof ſeiner Großmutter, der Königin von Aragonien zu bringen, und als er ſich deſſelben entledigt und nun ſich zum Zuge nach Morea rüſtete, kam die Nachricht von dem Tode des Infanten Ferdinand, und verſetzte Muntaner wieder in den Schoß ſeiner Familie, welcher ihn dann im Jahre 1336 erſt der Tod entriß.

Seine Chronik, die ausführlich beſchreibt, was hier in Kürze als Lebensumriß des Verfaſſers mitgetheilt worden, iſt zwar ſchon im Jahre 1558 gedruckt worden; allein erſt der neuern Zeit war es vorbehalten, das intereſſante Werk, das über ſo viele Länder Aufſchlüſſe giebt, einer größern Benützung zugänglich zu machen. Buchon veranſtaltete im Jahre 1840 eine getreue Ueberſetzung in's Franzöſiſche, nachdem er ſich von der Ungenauigkeit der im Jahre 1824 verfaßten überzeugt hatte. Moiſé bemühte ſich, Sinn- und Wortgetreu den Catalanen im Italieniſchen wieder zu geben. Wir werden ihn auf deutſchem Boden im Original erſtehen ſehen. Es ſteht nun nichts mehr im Wege ihn umfaſſend zu benutzen.

Als Einleitung zu dieſer Chronik hat Herr Moiſé einen kurzen Abriß der Geſchichte des Aufbaues der germaniſchen Staaten auf den Trümmern des römiſchen Reiches gegeben, doch iſt der univerſalhiſtoriſche Standpunkt dem Italiener noch neu und er bewegt ſich gezwungen und linkiſch auf demſelben. Es gehören hiezu mehr Particularkenntniſſe der einzelnen Länder, als die meiſten italieniſchen Gelehrten beſitzen dürften. Doch beruht im Ganzen die philoſophiſche Auffaſſung in dieſer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht, nicht ſowohl auf ſubjectiven Anſchauungen, als auf Abſtractionen, die aus richtigem Studium der Thatſachen hervorgiengen, obgleich auch hier manches Willkührliche und Irrige noch mit unterläuft. So iſt ihm die Erhebung, die die Kreuzzüge hervorbrachte, ein slancio fanatico; Richard Löwenherz wurde, als er Deutſchland durcheilte, Gefangener ad Eraberg col duca Leopoldo d'Austria, u. dergl. In Bezug auf Friedrich Barbaroſſa führt der Verfaſſer die bezeichnenden Worte des Francesco Forti an: „Wenn Friedrich ſtatt ein deutſcher König, ein italieniſcher und von italieniſchen Kräften unterſtützt geweſen wäre, ſo konnte der Conſtanzer Frieden die Grundlage einer politiſchen Verfaſſung der Monarchie werden, die durch die Macht der Großen, der Gemeinden, durch gute richterliche Formen und die Souveränität von Nationalverſammlungen gemäßigt geweſen wäre. Aber Friedrich konnte ſich in Italien nur auf deutſche Kräfte ſtützen; während die Städte, welche ihm beſtändig zugethan waren, wie Piſa und Pavia, in Wirklichkeit wie Republiken regiert waren und ſehr geringe Verpflichtungen gegen das Reich hatten; die Markgrafen und Grafen, deren Geſinnung ſich ſtärker auf die Seite des Kaiſers neigten, hatten nicht ſo viel Kraft, um den Städten widerſtehen zu können, ſo daß in Wirklichkeit die Kaiſer mehr durch Verträge als auf Befehle im Falle der Noth aus Italien Hülfe an Geld und Mannſchaft hatten.“ — Gewiß würde es der Mühe lohnen, eine Geſchichte der Hohenſtaufen vom italieniſchen Standpunkte aus zu ſchreiben.

Die Chronik d'Esclots ſoll erſt in einem ſpäteren Bande folgen, und wird deßhalb auch nachträglich beſprochen werden.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien ꝛc.

(Fortſetzung.)

Wir glauben, daß der Verfaſſer beſſer gethan haben würde, wenn er die drey letzten Capitel in etwas veränderter Form an das Ende ſeines Werkes verwieſen und ſie als eine Ueberſicht der Geſchichte Griechenlands während des Mittelalters und der neueren Zeit an jene des Alterthums angereiht hätte. Was die Fortdauer der alten Griechen und ihrer Sprache anbelangt, ſo erklärt ſich Hr. Prof. Fiedler entſchieden für die gewöhnliche Annahme. „Mögen auch, ſagt er (S. 180 flg.), die eingewanderten Slaven der griechiſchen Bevölkerung, die ſich vorzugsweiſe auf dem Lande und in den Gebirgsgegenden unvertilgt erhielt, an Zahl überlegen geweſen ſeyn, ſo hat ſich doch das rohere ſlaviſche Element bald der griechiſchen Sprache und Religion unterworfen, zumal als unter den Kaiſerinnen Irene (783) und unter Theodora (840) der Peloponnes dem byzantiniſchen Throne wieder unterworfen, und dadurch das bis dahin unterdrückte helleniſche Leben wieder erweckt wurde. Von einem Ausſterben oder Ausrotten der griechiſchen Nation (S. 182) kann alſo nicht die Rede ſeyn. Die herrſchende ſlaviſche Bevölkerung verlor unter den mit ihr lebenden Hellenen ihre Nationalität und Sprache und wurde ſelbſt griechiſch. Nur viele Ortsnamen erinnern noch an das ehemalige Daſeyn einer ſlaviſchen Bevölkerung, wie dergleichen auch in andern ehemals von Slaven bewohnten deutſchen Landſchaften vorkommen z. B. in Sachſen, dem ehemaligen Sorbenlande. Wer aber aus dieſem Umſtande folgern wollte, daß die jetzige Bevölkerung keine rein germaniſche, ſondern ſlaviſcher Abſtammung und Miſchung ſey, würde einen falſchen Schluß ziehen. Die in die germaniſche Urbevölkerung eingedrungenen Slaven in Meißen und Thüringen giengen ſammt ihrer Sprache eben ſo unter, wie die Slaven auf dem Peloponnes und in Hellas; nur wo die ächten Hellenen nicht ſehr zahlreich waren, in Epeiros, Makedonien, Thrakien, Möſien und Illyrien konnte ſich das ſlaviſche Element bis auf den heutigen Tag behaupten.“

An das Ende der geographiſchen Abtheilung ſchließen ſich zwey Abſchnitte an, von denen beſonders der erſte, welcher chronologiſche Vorbemerkungen umfaßt (S. 193 — 204), viele bedeutende Winke giebt; der zweyte enthält die Eintheilung der Geſchichte Griechenlands (S. 204 — 207). An der Spitze der chronologiſchen Bemerkungen ſteht die eben ſo inhaltſchwere als wohlbegründete Behauptung Niebuhr's, daß die älteren Zeitangaben der Griechen vor dem Anfange der Olympiaden Träume oder Erdichtung ſeyen, daß ſelbſt bis zur Zeit der Perſerkriege, mit denen das eigentlich hiſtoriſche Zeitalter anfängt, die chronologiſche Unſicherheit noch fortdauere, und die Geſchichte jener Zeit ſelbſt noch den Charakter freyer epiſcher Dichtung trage. Wenn der Verfaſſer annimmt, daß dieſe Anſicht jetzt wohl allgemeine Anerkennung und Billigung gefunden habe, ſo können wir ihm nicht ganz beyſtimmen. Diejenigen, welche ſich mit dem Studium der Quellen der griechiſchen Urgeſchichte be-

Digitized by Google

ſchäftigt haben, werden ſich allerdings von der Richtigkeit der von Niebuhr ausgeſprochenen Behauptung ſattſam überzeugt haben, keineswegs aber alle diejenigen Freunde der griechiſchen Geſchichte, welchen dasſelbe fremd iſt. Sonſt würde man keine vergebliche Mühe mehr anwenden, um die chronologiſchen Widerſprüche, welche ſich in den mythiſchen Erzählungen finden, auszugleichen und die verſchiedenen Angaben in Uebereinſtimmung zu bringen, ohne zu bedenken, daß die meiſten Zahlen, welche in den Mythen vorkommen, nur eine ſymboliſche Bedeutung haben, und daß die Heroen, von denen ſehr viele urſprünglich der Götterwelt angehörten, keiner beſtimmten Zeitperiode zugewieſen, alſo auch in kein chronologiſches Verhältniß gebracht werden können, ja daß ſelbſt nach dem trojaniſchen Kriege noch eine große Anzahl von Sagen entſtand, welche kein vorſichtiger Forſcher ohne nähere Prüfung in die Geſchichte aufnehmen darf.

Die Eintheilung, welche der Verfaſſer ſeiner griechiſchen Geſchichte gab, iſt ſehr zweckmäßig. Er unterſcheidet fünf Perioden, von denen die erſte (v. 2000 — 1100) die vorgeſchichtliche oder pelasgiſche und heroiſche Zeit, die zweyte (v. 1100 — 500) die Zeit der doriſchen Wanderung und der politiſchen Entwicklung Griechenlands, die dritte (v. 500 — 431) die Zeit der perſiſchen Kriege und inneren Kämpfe um die Hegemonie bis zum Anfang des peloponneſiſchen Krieges, die vierte (v. 431 — 338) die Zeit des peloponneſiſchen Krieges und der thebäiſchen Hegemonie bis zum Untergange der griechiſchen Freyheit bey Chäronea, endlich die fünfte (v. 338 — 146 v. Chr.) die Zeit der macedoniſchen und römiſchen Kriege, des achäiſchen und ätoliſchen Bundes bis zur Zerſtörung Korinths enthält.

Wir wollen nunmehr einzelne Punkte einer näheren Betrachtung unterſtellen, und dieſelben zunächſt aus den beyden erſten Perioden wählen, theils weil der Verfaſſer gerade hier ſein redliches Streben nach hiſtoriſcher Gewißheit am beſten bewährte, theils vorzüglich deßhalb, weil für dieſen Theil der griechiſchen Geſchichte wegen der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Quellen am meiſten zu thun iſt. In Bezug auf die Bedeutung des Namens der Pelasger, welche als die älteſten Bewohner Griechenlands erſcheinen, tritt der Verfaſſer der Anſicht C. Otfried Müllers bey (S. 208), daß derſelbe (von πέλειν und ἄργος abgeleitet) Bewohner von ebenen Gefilden und Thälern, im Gegenſatze von Bergbewohnern, bezeichne. Iſt dieſe Ableitung richtig, ſo können wir uns unter den Pelasgern kein großes Urvolk denken, wie es manche Forſcher thaten, welches in der ſpäteren Zeit bis auf wenige, an einzelnen Orten zerſtreute, Ueberreſte untergieng, ſondern nur einen Theil der kleinaſiatiſchen, griechiſchen und italiſchen Bevölkerung, der dieſen Namen von der Beſchaffenheit ſeiner Wohnſitze und der dadurch bedingten Beſchäftigung mit dem Ackerbau erhielt. Außer dem Namen der Pelasger begegnen wir in der Urzeit noch vielen anderen Namen, welche manche Geſchichtſchreiber beſtimmten, den Zweigen und Stämmen, welche dieſelben tragen, alle Verwandtſchaft mit den Pelasgern abzuſprechen. Hr. Prof. Fiedler hat ſich von dieſem Irrthume frey gehalten, und ſehr wohl erkannt, daß dieſe Namen nur Theile der Pelasger bezeichnen, die außer dem allgemeinen Namen noch beſondere, von der Beſchaffenheit des Landes, das ſie bewohnten, oder von anderen Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen entlehnte Namen führten, wie die Kranaer in Attica, deren Name von der ſteinigen und rauhen Beſchaffenheit des Landes entlehnt iſt, die Danaer in Argolis, welche nach der Anſicht des Verfaſſers von der von ihnen bewohnten waſſerarmen Ebene ſo hießen, die Aegialeer oder Bewohner der Küſte von Achaia; in Böotien treffen wir die ſpeciellen Bezeichnungen Hyanten, Hektenen, Aonen, Temmiker, Kadmeonen und Tyrrhener an.

Der Anſicht aber, welche der Verfaſſer (S. 215) von den Wanderungen der Pelasger aufſtellt, können wir nicht beytreten. Er glaubt nämlich, daß die Nachrichten der Alten von den Wanderungen der Pelasger zunächſt von jenem Theile verſtanden werden müſſen, welcher unter dem Namen der pelasgiſchen Tyrrhener oder tyrrheniſchen Pelasger auftritt. Dieſe Pelasger, welche er im Gegenſatze zu den übrigen ſeßhaften als wanderungsluſtige, zur Seeräuberey geneigte, Schaaren betrachtet, über deren urſprüngliche Heimath

ſchon die Alten keine beſtimmte Auskunft zu geben wußten, ſind nach ſeiner Anſicht das von Strabo erwähnte, viel umherſtreiſende und zu Auswanderungen ſchnell bereite Volk, welches an der Weſtküſte Kleinaſiens, im Beſitze von drey Lariſſen, in der Nähe Ilions, auf der Ebene am Kayſtrus und bey Kyme, ſchnell zu großer Macht gelangte, aber auch plötzlich wieder verſchwand, als die Aeolier und Jonier ſich in dieſen Gegenden niederließen. Dieſen Schaaren ſollen die Athenäer (S. 216) den Namen Pelargi (Störche) wegen der Aehnlichkeit mit dieſen Zugvögeln beygelegt haben. Wir glauben, daß dieſe tyrrheniſchen Pelasger nur dem Namen nach von den übrigen verſchieden waren, ſo daß wir über ihre Heimath nicht im Zweifel ſeyn können, und ſelbſt der Name der Tyrrhener ſcheint uns, wie jener der Pelasger, von einer Eigenthümlichkeit entlehnt zu ſeyn, welche Bewohner ebener und flacher Gegenden vor Jägern und Nomaden auszeichnet. Es iſt bekannt, daß jene viel früher ſich mit Ackerbau und den Künſten des Friedens beſchäftigen, während die Bergbewohner durch die Beſchaffenheit ihrer Wohnſitze mehr zum Hirtenleben angewieſen ſind. In denjenigen Gegenden Griechenlands aber, in welchen der Ackerbau betrieben wurde, entſtanden bald feſte Wohnſitze, welche man bey der Unſicherheit, die in der Urzeit herrſchte, durch ſtarke Befeſtigung gegen räuberiſche Ueberfälle ſicherte. Von dieſen burg- oder thurmähnlichen Gebäuden (τύῤῥις), die an die kyklopiſchen Mauern erinnern, trug nach unſerer Vermuthung ein Theil der Pelasger den Namen Tyrrhener.

Ferner ſcheint die Behauptung, welche Plaß in ſeiner griechiſchen Geſchichte aufſtellte, daß die Bewohner von Kleinaſien, Griechenland, Macedonien, Thracien, Epirus und Italien einem und demſelben großen Volksſtamme angehörten, nach allen Sagen und Eigenthümlichkeiten der Bewohner dieſer Länder keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn. Iſt nun dieſe Anſicht gegründet, ſo kann es nicht befremden, warum wir die Namen der Tyrrhener und Pelasger nicht bloß in Kleinaſien und Griechenland, ſondern auch in Italien finden. Die ſpätere Zeit, welche die urſprüngliche Verwandtſchaft der Bewohner jener Länder nicht berückſichtigte, mußte, um die weite Verbreitung jener Namen und das Auftreten der Pelasger an ſo verſchiedenen und entgegengeſetzten Punkten zu erklären, zu einem Mittel ihre Zuflucht nehmen, welches man auch zur Erklärung der weiten Verzweigung des Cultus vieler Götter und Heroen gebrauchte, nämlich zur Wanderung. Wie man die Götter und Heroen jener Orte, wo ſich ihr Name vorfand, oder wo ſie Verehrung genoſſen, ſelbſt beſuchen ließ, um ſich dieſe Erſcheinung zu erklären, ſo veranlaßte die weite Verbreitung der Namen der Pelasger und Tyrrhener die Annahme, daß ſie, durch widrige Geſchicke verfolgt oder von Wanderungsluſt angetrieben, ſich allmählig nach verſchiedenen Richtungen zerſtreut haben. Aus dieſem Grunde ließ man nicht bloß den Heros Pelasgus, welcher das ganze Volk vertritt, theils von Argos nach Arcadien, theils aus dieſer Provinz oder aus Theſſalien nach dem Peloponneſe ziehen, ſondern man ließ auch die Tyrrhener und Pelasger in Etrurien und Latium aus Lydien und Theſſalien dahin wandern, oder kehrte die Richtung dieſer Wanderung um, und ſuchte die Heimath der pelasgiſchen Teukrer von Troja in Etrurien. Wenn nach der Eroberung des Peloponneſes durch die Dorier eine Schaar der Tyrrhener vielfach umher getrieben wurde, ſo darf man aus dem Schickſale, welches dieſelbe erfuhr, weder den Charakter des ganzen Volkes beurtheilen und daſſelbe als wanderungsluſtig bezeichnen, noch von den Sitten dieſer Schaar, welche durch die Berührung mit barbariſchen Völkern ein eigenthümliches Gepräge erhielten, auf die Sitten der Pelasger überhaupt ſchließen.

Gewöhnlich folgert man aus einer Stelle des Herodot (II. 56), wo er von der Sprache der Pelasger redet, daß ſie Barbaren geweſen ſeyen, und durchaus nicht als die Stammväter der Hellenen angeſehen werden können. Der Verfaſſer erkannte ſehr wohl (S. 209), daß dieſe Annahme des Vaters der Geſchichte auf einem falſchen Schluße beruht, welchen derſelbe aus der Sprache der zu ſeiner Zeit in Macedonien, in Plakia und Skylake am Hellespont wohnenden Pelasger im Vergleiche mit der veredelten und verfeinerten griechiſchen machte.

Digitized by Google

Dieſe Verſchiedenheit, ſagt er ganz richtig, kann gewiß nicht größer geweſen ſeyn, als etwa zwiſchen dem Neuhochdeutſchen und dem Althochdeutſchen Statt findet. Zugleich erinnert er an die pelasgiſchen Arcadier, welche vom Anbeginne an griechiſch und den übrigen Hellenen verſtändlich ſprachen, eine Thatſache, welche allein hinreicht, Herodots Vermuthung zu widerlegen. Jene ausgeſtoßenen, in der Fremde unter Barbaren lebenden, tyrrheniſchen Pelasger am Hellespont mußten ſich freylich allmählich (S. 215 flg.) in Bezug auf Sitten und Sprache ſo weit von ihren Stammvätern entfernen, daß ihre Sprache zu Herodots Zeit den joniſchen Coloniſten unverſtändlich ſeyn mochte, und ſie ſelbſt deßhalb für ein von den alten Pelasgern in Griechenland ganz verſchiedenes Volk angeſehen werden konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841 8.

(Fortſetzung.)

II.

Die Münzvereinigungen der Biſchöfe von Würzburg mit anderen Münzherren im fünfzehnten Jahrhunderte.

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

Nach einigen einleitenden Worten über Tauſchhandel und den Uebergang von dieſem zu einer feſteren Bezeichnung des Werthes der Dinge durch geprägtes Metall, über Geltung der römiſchen Münzen von Parthien bis zu den Säulen des Herkules, und von Numidien bis zu den Skythen und Sarmaten, kommt Hr. K. auf die mittelalterlichen Münzen und insbeſondere auf die des deutſchen Reichs, deſſen Kaiſer und Könige das Münzrecht mit freygebiger Hand an geiſtliche und weltliche Fürſten, Städte ꝛc. geſpendet. Die mittelalterlichen Münzen hätten nur in ſehr engen Gränzen ihre volle Geltung gehabt. Mit jedem Münzrecht ſey gewöhnlich der Münzbann verbunden geweſen, ſo, daß Städte oft nur hinſichtlich der Geltung der von ihnen geprägten Münzen auf ihr Weichbild beſchränkt geweſen. Daher ſah man damals bey den Münzen nicht auf lange Dauer, der Handel trug ſie nicht ſonderlich weit, und der Nachfolger ſchmolz ſeines Vorfahren Münze nicht ſelten ein, damit ſeine eigenen Stempel allein curſiren konnten. Seit der Zunahme des Verkehrs ſuchte man, im Gefühle des Hemmenden des Münzbannes, durch gütliche Uebereinkunft, durch wechſelſeitige Zugeſtändniſſe, durch Verträge und förmliche Münzvereinigungen dem Mißſtande abzuhelfen, die Seinigen vor Schaden zu bewahren und der eigenen Münze einen größeren Kreis der Geltung zu eröffnen. Hierin blieben die Wirzburger Biſchöfe gegen keinen der übrigen Reichsſtände zurück.

In den älteſten Zeiten ward das Silber ziemlich unvermiſcht verprägt und gewogen. Mit dem zwölften Jahrhunderte begann die Legirung der edlen Metalle, was bey der übergroßen Zahl der Münzſtätten in Deutſchland eine ſolche Verſchlechterung des Gehaltes und eine ſo große Verwirrung zum Schaden der Unterthanen erzeugte, daß man durch Verträge den Feingehalt der verſchiedenen Arten von Münzen, ſo wie die Zahl derſelben, welche aus dem rauhen Mark kölniſch geprägt werden ſollten, beſtimmen mußte.

König Wenzel erließ zu Nürnberg 14. September 1390 Beſtimmungen, welche die Verſchlechterung der Münze verhüten ſollten und begehrte von jedem Münzherrn einen Revers, daß er der vom König mit dem Rathe ſeiner lieben Getreuen, Fürſten, Grafen und Herrn, gegebenen Münzordnung treu nachleben wolle, und bevor er dieſen Revers nicht gefertigt und geſiegelt, hat er kein Recht zu münzen, und wagt er es dennoch zu münzen, ſo gilt ſein Gepräge für falſch. Die Biſchöfe von Wirzburg, Bamberg, Augsburg, die rheiniſchen Pfalzgrafen, der Burggraf von Nürnberg, der Landgraf von Leuchtenberg, die Grafen von Wertheim und Hohenlohe ſtellten ihre Reversbriefe aus. Hr. K. hält dafür, daß der von Wenzel erlaſſene Gebotsbrief kein Alle verbindendes Reichsgeſetz, ſondern mehr eine Convention einiger ſüddeutſcher Münzherrn mit dem Könige ſey, über die Art und Weiſe, wie künftig Schrot und Korn der Pfennige beſchaffen ſeyn ſolle (25 Pfennige auf 1 Loth, und aus 8löthigem Silber geprägt). Die Form eines königlichen Gebotes ſey beliebt worden, um dadurch eine deſto treuere Befolgung der in demſelben enthaltenen Satzungen zu bezwecken. Dieß zeige die geringe Zahl der unterſiegelten Münzherrn und der Umſtand, daß man ſich bey einem Reichsgeſetze nicht erſt zu deſſen Befolgung förmlich verpflichten müſſe. Hr. K. betrachtet demnach dieſen Gebotsbrief als die erſte Münzvereinigung eines Wirzburgiſchen Biſchofs mit andern Münzherrn (Hirſch, Münzarchiv I. 53).

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien ꝛc.

(Fortſetzung.)

Neben den Pelasgern und den einzelnen Zweigen, in welche ſie zerfielen, werden in der Urzeit noch die Leleger und Karier nicht bloß als Bewohner vieler Provinzen Griechenlands, ſondern auch auf den Inſeln und in Kleinaſien erwähnt; und außer ihnen noch Kureten, Kaukonen und Dryoper angeführt. In welchem Verhältniſſe nun die Leleger zu den Pelasgern ſtanden, läßt ſich nicht beſtimmt ermitteln, wohl aber wiſſen wir, daß ſie mit den Kariern verwandt waren und mit dieſen in ſehr enger Verbindung ſtanden. Hat die genealogiſche Verbindung, in welche Herodot (I. 171) die Karier mit den Mäoniern und Phrygiern bringt, deren Stammväter er Brüder nennt, hiſtoriſchen Gehalt, woran wir nicht zweifeln, ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Leleger und Karier mit den Pelasgern gleicher Abkunft waren, und ſich bloß durch ihre Namen von dieſen unterſchieden, da die Mäonier (Lydier) pelasgiſcher Abkunft waren. Auch ſpricht der Umſtand, daß nach den beſten Quellen die Leleger zu den Stammvätern der Aeolier gezählt werden, für ihren ächt griechiſchen Urſprung. Welche Bedeutung aber ihr Name hatte, läßt ſich ſchwerlich mit Beſtimmtheit ermitteln. Die Leleger für einen gemiſchten und gleichſam zuſammengeleſenen Volksſtamm zu erklären, wie es der Verfaſſer (S. 216) thut, ſcheint uns eine gewagte Sache; denn ihr Name kommt auch in ſolchen Provinzen vor, in welchen keineswegs viele einzelne Zweige mit beſonderen Namen erwähnt werden, aus deren Vereinigung zu einem größeren Ganzen ſich die Entſtehung ihres Namens ableiten ließe. Die Kureten in Aetolien dürften zu den Lelegern gehört haben, wie die Bewohner der Weſtſeite des Peloponneſes, die Kaukonen, die Dryoper aber ſcheinen pelasgiſcher Abkunft geweſen zu ſeyn.

Die Thracier endlich, welche in Attica, Böotien und Phokis erwähnt werden, dürfen, wie ſchon C. Otfried Müller bemerkte, nicht von den Bewohnern des Landes Thracien abgeleitet werden, ſondern ſie waren von den Pelasgern und Lelegern nur ihrem Namen nach verſchieden, welcher Höhen oder Gebirgsbewohner, wie der Name „Pelasger" Bewohner ebener Gegenden, bezeichnet.

Um dieſer Anſicht von der Bedeutung der weit verbreiteten Namen der Pelasger, Tyrrhener, Leleger, Karier, Thracier und der vielen anderen, auf engere Gränzen beſchränkten Namen, welche in der Urzeit neben einander erwähnt werden, einige Wahrſcheinlichkeit zu geben, verweiſen wir auf die älteſte Geſchichte von Deutſchland. Die Bewohner unſers Vaterlandes zerfallen nach Tacitus in drey große Theile, Ingävonen, Iſtävonen und Herminonen, Namen, welche, wie man allgemein annimmt, keine beſtimmten Volksſtämme bezeichnen, ſondern eine ganz allgemeine Bedeutung haben. Wie dieſe drey Namen, ſo ſcheinen auch die Namen Pelasger, Tyrrhener, Leleger, Karier und Thracier in der griechiſchen Urzeit eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben. Wie aber Tacitus in Deutſchland neben jenen allgemeinen Bezeichnungen noch

Digitized by Google

eine Menge anderer Namen anführt, welche kleinere Theile des großen germaniſchen Volksſtammes innerhalb beſtimmter Gränzen trugen, ſo war dieſes auch in Griechenland der Fall, und wir glauben, daß man die einzelnen Zweige der Bewohner Griechenlands wegen dieſer ſpeciellen Namen eben ſo wenig für beſondere, von den Ureinwohnern des Landes verſchiedene, Stämme erklären darf, als man die einzelnen Zweige der germaniſchen Nation aus dieſem Grunde für verſchiedene Völker erklären oder ihnen verſchiedenen Urſprung beylegen kann.

Die Bemerkungen des Verfaſſers über die politiſchen Verhältniſſe und die Cultur der älteſten Bewohner Griechenlands (S. 211 fg.) enthalten ſehr viele ſchätzbare Winke, aber auch manche irrige Annahmen. Daß man ſich unter den älteſten Staaten Griechenlands nur kleine politiſche Vereine zu denken habe, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aus der Vereinigung mehrerer derſelben zu größeren Ganzen ſcheinen die Staaten der heroiſchen Zeit erwachſen zu ſeyn. Wie Attica nach der Erzählung des Thucydides (II. c. 15.) in der früheſten Zeit aus zwölf von einander unabhängigen Gemeinden oder politiſchen Vereinen beſtand, welche ſpäter zu einem Gemeinweſen verbunden wurden, ſo dürfte auch der Umfang der übrigen Staaten anfangs unanſehnlich geweſen ſeyn, und erſt allmählich durch neuen Zuwachs jene Bedeutung erlangt haben, welche ſie in der Zeit vor dem trojaniſchen Kriege hatten. Faſt jeder Ort mit ſeinem Gebiete ſcheint eine beſondere Gemeinde, einen eigenen Staat gebildet zu haben, wie dieß im Anfange der neuern Zeit bey den germaniſchen Völkern, beſonders bey jenen in Dänemark und Norwegen der Fall war. Der Einfluß, welchen der durch geiſtige Vorzüge ausgezeichnete Prieſterſtand auf das Volk und die Regierung dieſer kleinen Reiche hatte, läßt ſich nach des Verfaſſers Anſicht nicht beſtimmen. Er bemerkt bloß, daß wir von einer pelasgiſchen Prieſtercaſte nichts wiſſen. Wir glauben, daß die Angaben, welche ſich über die Eumolpiden, ſo wie über den Wirkungskreis der ſpartaniſchen Könige erhalten haben, zur Genüge beweiſen, daß die Vorſteher oder Könige der kleinen Staaten oder Gemeinden in der Urzeit, wie die Oberhäupter der zwölf etruskiſchen Staaten, nicht bloß weltliche, ſondern auch geiſtliche Oberherren waren, ohne daß wir deßhalb an beſondere Prieſtercaſten im ägyptiſchen Sinne denken. Die Könige der Dorier, welche die Einrichtungen der Urzeit am längſten in ihrer alten Einfachheit bewahrten, waren noch in der hiſtoriſchen Zeit die höchſten Verwalter aller religiöſen Verhältniſſe. Auch bey den Joniern, Achaiern und Aeoliern haben die Könige der heroiſchen Zeit den prieſterlichen Charakter, der ihnen früher eigenthümlich war, noch keineswegs abgelegt, ſondern ſie verrichten noch immer die Opfer, welche den Göttern von Staatswegen dargebracht werden, und in Athen hat ſich der königliche Name für jenen Archonten, welcher die Oberaufſicht über die religiöſen Verhältniſſe hatte, ſelbſt nach der Aufhebung der königlichen Würde erhalten, was nach unſerer Anſicht ein deutlicher Beweis iſt, daß die oberſte Leitung aller religiöſen Angelegenheiten in der Urzeit mit der königlichen Würde auf das innigſte verbunden war. Als aber die einzelnen Gemeinden oder kleinen Staaten zu größeren Ganzen verbunden wurden, und der kriegeriſche Charakter der heroiſchen Zeit ſich in ſeiner ganzen Stärke entwickelte, ſcheint die prieſterliche Würde der Könige bey vielen Zweigen des griechiſchen Volkes durch verſchiedene Umſtände allerdings an ihrer früheren Bedeutung oder ihrer Ausdehnung verloren zu haben, oder in eben dem Grade in den Hintergrund getreten zu ſeyn, in welchem ihre politiſche Macht an Umfang wuchs. Vielleicht trug auch der Umſtand zu dieſer Veränderung bey, daß bey der Verbindung mehrerer Gemeinden zu einem Staate der Gebieter desſelben manchen von den früher unabhängigen und ſelbſtändigen Fürſten jener kleinen politiſchen Vereine wenigſtens die oberſte prieſterliche Leitung der vorzüglichſten Culte ſeiner Gemeinde belaſſen mußte, um dieſelben eher mit den neuen Verhältniſſen zu befreunden, wie dieß bey den Eumolpiden in Attica der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint, welche zwar ihre weltliche Oberherrlichkeit verloren, die höchſte Leitung der eleuſiniſchen Weihen aber behielten.

Die Herrſcher der neuen Staaten konnten die Vorſteher der früher ſelbſtändigen Gemeinden nicht

Digitized by Google

aller Gewalt berauben, wenn ſie ihre Eroberungen ſichern wollten, ſondern ſie mußten ihnen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugeſtehen, und alle wichtigen Dinge vor der Ausführung zur Berathung und Beſtätigung vorlegen. Aus dieſen ehemaligen Herrſchern dürfte wohl der Kern der Eupatriden oder des Adels hervorgegangen ſeyn, welcher in der heroiſchen Zeit die Geruſia oder den Senat der Könige bildet.

Daß die Könige, deren Namen ſich aus der heroiſchen Zeit erhalten haben, nicht ohne weitere Prüfung der an dieſelben geknüpften Sagen als hiſtoriſche Perſonen angenommen werden dürfen, ſah der Verfaſſer (S. 213) ſehr wohl ein. Allein deßhalb möchten wir noch keineswegs ſeiner Behauptung beytreten, daß die altattiſchen Königsnamen, wie die von Sicyon, Argos und andern Städten nur erſonnen ſeyen, um Lücken in der Chronologie auszufüllen, zu welchem Behufe man ſpäter einen Pandion II. und Kekrops II. erdichtet, und neben Erechtheus noch einen Erichthanius und Eryſichthon geſchaffen habe. Allerdings bezeichnen dieſe Namen nach den Reſultaten, zu welchen die neueſten Forſchungen führten, keine Könige der Urzeit; auch läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß die phantaſiereichen Griechen viele derſelben von Bergen, Flüſſen, Orten und andern Gegenſtänden der Art entlehnt haben, theils um chronologiſche Lücken auszufüllen, theils um durch dieſe erdichteten Fürſten zu erklären, woher jene Gegenſtände ihre Namen erhalten haben, da man ſich die Entſtehung derſelben, wie es ſcheint, nur durch die Annahme erklären konnte, daß die Fürſten, in deren Gebiete jene Flüſſe oder Berge ſich befanden, ihre Namen auf dieſelben übergetragen haben. Allein auf der anderen Seite läßt ſich nicht verkennen, daß eine große Anzahl dieſer Königsnamen von Prädikaten der einzelnen Götter und von religiöſen Verhältniſſen entlehnt, und demnach für die Mythologie und Religionsgeſchichte von großer Bedeutung iſt. In dieſe Claſſe gehören nach unſerer Ueberzeugung unter vielen anderen die Namen Kekrops, Pandion, Erechtheus, Erichthonius und Eryſichthon. In ſo ferne dieſe Namen urſprünglich keine Könige bezeichneten, mithin keiner beſtimmten Zeit angehörten, war es ſehr natürlich, daß man ſpäter, wo ſie als Fürſten angeſehen wurden, zur Beſeitigung der chronologiſchen Widerſprüche zwey Könige desſelben Namens annahm.

Auffallend finden wir die Vorſtellung, welche ſich der Verfaſſer von Inachus, deſſen Namen er aus der phöniciſchen Sprache ableitet (S. 212), und von ſeiner Tochter Io macht. Inachus bezeichnet ganz allgemein „Fluß“, und erſt von dem Namen des argiviſchen Flußes ward ein König gebildet, und als Herrſcher über die an den Ufern desſelben wohnenden Pelasger geſetzt, ſo daß man ihn unmöglich als den Repräſentanten einer phöniciſchen Handelsniederlaſſung am argoliſchen Meerbuſen anſehen kann. Eben ſo wenig können wir uns überzeugen, daß die Wanderungen ſeiner Tochter Io ſich ſo weit erſtrecken, als die phöniciſchen Seefahrten reichten. Wir glauben, daß die Irren der Io mit dieſen in gar keiner Beziehung ſtehen, ſondern urſprünglich, wie Welcker in ſeiner Aeſchyleiſchen Trilogie vermuthet (S. 127 fg.), den Lauf des Mondes verſinnlichten.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

— —

(Fortſetzung.)

Die Convention ſcheint nicht in allen ihren Punkten vollzogen woeden zu ſeyn, weil 7 Jahre ſpäter, 1397, die Stadt Nürnberg mit dem römiſchen König, den Biſchöfen von Bamberg und Wüezburg, dem Herzoge von Bayern und dem Bueggeaſen zu Oettingen ſich verglichen, Pfennige zu münzen, deren 29 — früher 25 — auf ein Wiezbueger Loth gehen ſollten. Wie bey Wenzels Beſtimmung von 1390 ſollte das Silber 8löthig ſeyn. 105 Pfenige ſollen $3\frac{1}{2}$ Pfund alter Währung haben und einen eheiniſchen Goldgulden gelten.

Demungeachtet ward der Zweck, der Münzverwirrung zu ſteuern, nicht vollſtändig erreicht, weßhalb im Verlaufe des 15. Jahunderts viele Münzvereinigungen ſtatt fauden, z. B. die Conventionen von 1434, 1437 (dieſe vom Hrn. Heller in ſeiner Beſchreibung der Bam-

Digitized by Google

berger Münzen nicht erwähnt, und auch bey Hirſch und Schneidt nicht abgedruckt, daher von Hrn. K. in der Beylage mitgetheilt), 1441, 1443, 1452, 1454, 1457. Schade, daß der letztern Münzvereins-Urkunde bey Hirſch, Münzarchiv I. 119, Nro. 98 das Datum abgeht! — Nach 3 Originaldiplomen des ſtädtiſchen Archivs zu Bamberg, vom 24., 27. und 29. September 1457 wäre der Verein Brandenburgs und Nürnbergs mit Bamberg erſt im Monate September zu Stande gekommen, während Brandenburg und Nürnberg ſchon im Auguſt ſich geeinigt hätten (ſiehe Hirſch I. 117, Nro. 96, 118, Nro. 97.) Hr. K. zählt hierauf die ihm bekannt gewordenen Münzen auf, welche im 15. Jahrhunderte das Bisthum Wirzburg mit anderen Fürſten gemeinſchaftlich prägen ließ. Gleich die erſte Münze mit dem Averſe: IOHAN: D: GR: BVRG: NVRM., das zoller'ſche Wappen, ein Silber und Schwarz quadrirter Schild, darüber der Brackenkopf, mit dem Reverſe; in einem Vierpaß ein unten zugeſpitzter Schild, vertical getheilt, in der Feldung rechts ein gekrönter, aufrecht ſtehender Löwe, links der Bamberger Balkenlöwe, Legende: † MONETA. EPISCOP. BA: NE:, hält Hr. K. für eine, die Wappen von Zollern, Bayern und Bamberg darſtellende Münze, aus dem Grunde, weil in der oben angeführten Münzvereinigung mit König Wenzel auch die Pfalzgrafen bey Rhein und Herzoge in Bayern, Friedrich und Ruprecht der Jüngere, Theil genommen; nicht aber, wie Oetter (wöchentl. Wappenbeluſtigungen und Geſchichte der Burggrafen von Nürnberg I. 151) will, ſey der auf obiger Münze befindliche Löwe das Wappen der Grafen von Schwarzburg. Allerdings führten die Grafen von Schwarzburg im blauen Felde einen goldenen gekrönten Löwen: „gekrönte Löwen ſind aber," ſo fährt Hr. K. fort, „ſo häufig vorkommende Heroldsfiguren, daß ohne genaue Angabe der Tinkturen (bey ſo kleinen Currentmünzen itzt ſelten, noch weniger zu treffen im 14. Jahrhunderte) ſchwer zu entſcheiden ſeyn wird, wem dieſes Wappen zukomme." — Dieſen Worten nach ſetzt Hr. K. die Münze Nro. I. in das 14. Jahrhundert, und der auf dem Averſe vorkommende Burggraf von Nürnberg wäre ſonit Johann III., der ältere Sohn des Burggrafen Friedrich V., der von 1397 — 1420, 11. Juni regierte; allein dieſer konnte dem Münzvereine Wenzels von 1390 begreiflich nicht beygetreten ſeyn. Er erſcheint auch nicht in der Münzvereinigung von 1397. Erſt in jener von 1441 kommen die Markgrafen Johann und Albrecht, Burggrafen von Nürnberg vor, der erſtere iſt Johannes der Alchymiſt (geſt. zu Bayersdorf 1464, 16. November), der Letztere Albrecht Achilles (geſt. zu Frankfurt a. M. 1486, 11. März).

Auch die Pfalzgrafen bey Rhein, Friedrich und Ruprecht, — welche allerdings den Titel: „Herzoge von Bayern" führten, — ſcheinen uns nicht wohl hieher zu gehören. Zur Zeit von Kg. Wenzels Münzverein (1390) kennen wir nur Ruprecht II., den Jüngern, der 1398, 6. Januar geſtorben, hierher paſſen würde; einen Pfalzgraf Friedrich finden wir in dieſer Zeit nicht; es müßte alſo ein andrer Wittelsbacher aus der jüngern Linie hier gemeint ſeyn, und da ſtellt ſich uns Friedrich von Bayern Landshut, geſtorben 1392, 19. November dar; denn Friedrich der Siegreiche von der Pfalz (von 1449 — 1476) wird hier ſchon deßhalb nicht auftreten können, wenn die Münze Nro. I. dem 14. und nicht dem 15. Jahrhundert vom Hrn. K. zugerechnet wird. — Wenn Heroldsfiguren beſonders in die Augen fallende Farbenſtreife ſind, die nach ihrer verſchiedenen Richtung oder Lage im Felde des Schildes auch verſchiedentlich benannt werden; wenn ſie diejenigen Tinkturen ſind, welche im Schilde unter 2 oder mehreren andern Tinkturen am wenigſten vorkommen, wenn endlich Heroldsfiguren eigentlich keine heraldiſchen Körper, ſondern nur der Anſtrich derſelben ſind, und ſie ſich von den Wappenbildern oder Wappenfiguren darin unterſcheiden, daß die Letztere auf dem Schilde außer der Tinktur erſcheint; ſo kann auch der hier in Frage ſtehende Löwe keine Heroldsfigure ſeyn und heißen, ſondern er gehört nach heraldiſchen Begriffen zu den gemeinen natürlichen Figuren, — es giebt bekanntlich auch künſtliche! — alſo zu jenen bildlichen Vorſtellungen von Körpern, welche die Natur hervorbringt, wie Thiere, Pflanzen u. ſ. w. — Einen ſchwarzen, gekrönten, aufrecht ſtehenden Löwen im goldenen Feld führen die Burggrafen von Nürnberg übrigens gleichfalls in ihren Wappen, und Hr. K. führt in ſeiner Beſchreibung Nro. 33 denſelben auf; ſo daß man wohl zur Annahme verſucht wird, ungeachtet des auf dem Averſe von Nro. I. prangenden Zoller'ſchen Wappens hätten die Burggrafen dieſen ihren burggräflichen Löwen als Seitenſtück des Bamberger Balkenlöwen auf den Revers ſetzen laſſen. — Hr. K. beſchreibt nun weiter in 36 Numern diejenigen Schillinge, Pfennige und Heller, welche in Kraft der oben aufgezählten Münzvereine von den in denſelben befindlichen Fürſten geprägt und ihm bekannt geworden ſind, und gibt ſich der Hoffnung hin, ſein Aufſatz möge veranlaſſen, bisher Verborgenes an das Tageslicht zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien ꝛc.

(Fortſetzung.)

Von den Begebenheiten, welche aus der pelasgiſchen Zeit erwähnt werden, haben nach H. Fiedler's Anſicht (S. 213 fg.) nur zwey einen hiſtoriſchen Charakter, ein Krieg Athens mit Euböa, in welchem Xuthus den Athenern zu Hülſe kommt, und die Niederlaſſung des thraciſchen Prieſtergeſchlechts der Eumolpiden in Eleuſis, gegen deren Herrſchaft der Athener Erechtheus kämpfte, und nach deſſen Tode Jon, des Xuthus Sohn, die Eleuſinier zur Anerkennung der Oberhoheit Athens nöthigte. Wir ſtimmen mit ihm darin überein, daß die letzte Angabe ein hiſtoriſches Ereigniß enthalte, nämlich die Unterwerfung der früher von Athen (ἄστυ) unabhängigen Gemeinde von Eleuſis. Dieſe Unabhängigkeit ward im Laufe der Zeit vernichtet, und Eleuſis in der Art mit Athen vereinigt, daß ſeine früheren Prieſterkönige bloß ihre geiſtliche Macht behielten, während ſie ihre Oberherrlichkeit in weltlichen Angelegenheiten an die Könige von Athen abtreten mußten. Allein daß Jon, welcher dem Volksſtamme der Jonier oder einem Prädikate des Apollo ſeine Entſtehung zu verdanken hat, jene Unterwerfung der Eleuſinier bewerkſtelligt habe, können wir eben ſo wenig zugeben, als wir den Eumolpus für einen Prieſterkönig halten. Wir vermuthen, daß der angebliche Eumolpus ſein Daſeyn durch den Namen des alten Prieſtergeſchlechtes der Eumolpiden erhielt, und daß dieſe ihren Namen von einem Prädikate des Dionyſus, den ſie neben Demeter vorzüglich verehrten, entlehnt haben. Wenn aber dieſe Eumolpiden ein thraciſches Prieſtergeſchlecht heißen, ſo darf man weder von einer Einwanderung desſelben ſprechen, wie der Verfaſſer thut, noch auch dieſe Thracier für einen von den attiſchen Kranaërn verſchiedenen Zweig erklären. Die Sage von einem Kriege der Athener mit Euböa, in welchem ſie Xuthus unterſtützt haben ſoll, dürfte wohl nicht im buchſtäblichen Sinne zu verſtehen ſeyn, ſondern ihren Grund zunächſt in der Verwandtſchaft haben, in der die Jonier auf Euböa mit jenen in Attica ſtanden. Xuthus, welcher in jenem Kriege den Athenern Hülſe geleiſtet haben ſoll, war nach C. Otfried Müllers ſcharfſinniger Bemerkung ein Prädikat des Apollo, welches dieſer wegen ſeiner goldenen Locken (Ξανθός) trug.

Den älteſten Cultus der Pelasger erklärt der Verfaſſer (S. 210) für Naturdienſt und Sabäismus, und beruft ſich zur Bekräftigung ſeiner Anſicht auf das Zeugniß des Plato, welcher bemerkt (Cratyl. pg. 49 ed. Heind.), daß die älteſten Bewohner von Hellas nach ſeinem Erachten die Objekte allein für Götter gehalten haben, welche auch zu ſeiner Zeit noch den Barbaren dafür galten, Sonne, Mond und Erde, die Geſtirne und den Himmel. Wir treten ſeiner Meynung bey, nur ſetzen wir hinzu, daß dieſem Sabäismus und Naturdienſte, wie bey anderen Heiden, ſo auch bey den Griechen Monotheismus vorausgieng, und daß ſich auch bey ihnen, wie bey anderen Völkern, keineswegs alle Spuren unmittelbarer Offen-

Digitized by Google

barung verloren. Auch möchte er nicht irren, wenn er die Kabiren, *Axiokerſos* und *Axiokerſa* als Symbole der erzeugenden und gebärenden Kraft (Sonne und Mond oder Erde) betrachtet. Allein Lycien können wir keineswegs für eine alte Heimath griechiſcher Culte und Kunſtgebilde halten (S. 209), ſondern wir vermuthen, daß durch die Colonien in Kleinaſien viele griechiſche Sagen und Gebräuche nach Lycien gelangten, welche die ſpätere Zeit auf eine ganz verkehrte Weiſe aus dieſem Lande ableitete. Vielleicht trug auch die buchſtäbliche Auffaſſung der Wanderungen des Apollo und Bellerophon nach Lycien, welche urſprünglich nur eine ſymboliſche Bedeutung hatten, viel zur Entſtehung jener, wie uns dünkt, grundloſen Annahme bey. Eben ſo wenig können wir die Erbauung der *kyklopiſchen* Mauern und Burgen den *Kyklopen* beylegen, welche der Verfaſſer (S. 209) für geſchickte Werkmeiſter hält, und nach der gewöhnlichen Anſicht aus Lycien nach Griechenland einwandern läßt. Jene Mauern und Burgen dürften den Namen kyklopiſch von ihrer natürlichen Beſchaffenheit erhalten haben, nicht aber von den Kyklopen, die wir eben ſo wenig für wirkliche Werkmeiſter anſehen können, als die Heliaden, die Söhne des Helios, auf der Inſel Rhodos, oder die Telchinen in Sicyon und an andern Orten. Ferner ſchlagen wir auch den Einfluß der Phönicier auf die religiöſen Verhältniſſe und die Kunſtfertigkeiten der älteſten Bewohner von Griechenland nicht ſo hoch an, wie der Verfaſſer (S. 212). Wenn wir auch gerne zugeben, daß die Phönicier mit den an den Küſten und auf den Inſeln wohnenden Pelasgern in vielfache Berührung kamen, und ihnen verſchiedene Waaren, Putzſachen und Geräthſchaften zuführten, ſo finden wir hierin noch keinen Grund, zu vermuthen, daß die Pelasger viele Religionsgebräuche und geweihte Formeln und ſelbſt den *Cultus* der *Aphrodite* und des *Poſeidon* von ihnen erhielten, welchen nach der Anſicht des Verfaſſers (S. 213) phöniciſche Seefahrer aus Libyen nach Griechenland gebracht haben ſollen. Wir verkennen durchaus nicht, daß die griechiſche Aphrodite ſehr viele Aehnlichkeit mit der ſyriſch-phöniciſchen Aſtarte habe, aber deßhalb möchten wir ihren Cultus noch keineswegs aus Phönicien ableiten. Wenn man eine griechiſche Gottheit bloß wegen der Aehnlichkeit, welche ſie mit einer aſiatiſchen hat, für ein aus der Fremde nach Hellas verpflanztes Weſen erklären dürfte, ſo könnte man die aſſyriſch-babyloniſche Mylitta mit eben demſelben Rechte mit der griechiſchen Aphrodite identificiren, mit welchem man ſie mit Aſtarte in Verbindung bringt. Poſeidon wurde allerdings in Libyen verehrt; aber Libyen iſt deßhalb noch keineswegs ſeine Heimath, wie Herodot meynt, ſondern ſein Cultus wurde durch griechiſche Coloniſten ſchon in ſehr früher Zeit dahin gebracht. Wie man aber jene Heroen, welche durch die griechiſchen Coloniſten in Kleinaſien, beſonders durch die Karier und Jonier, nach Aegypten kamen, und hier in den einheimiſchen Sagenkreis verflochten wurden, ſpäter erſt aus dieſem Lande nach Griechenland wandern ließ, ſo geſchah dieſes auch mit Poſeidon.

Was der Verfaſſer (S. 214) von der älteſten Poeſie der Griechen ſagt, können wir nicht ganz billigen. Ausgemacht iſt es, daß ſie mit dem Cultus des Apollo und der Muſen innig zuſammenhing, und daß Pieria am Olymp und die Gegend am Helicon als die Heimath derſelben zu betrachten ſind. Es iſt eine bekannte Sache, daß vorzüglich die Gebirgsbewohner beſondere Anlage und viel Sinn für Geſang und Muſik haben, und ſich häufig früher mit dieſen Künſten beſchäftigen, als die Thalbewohner. Auch ſtimmen wir Hn. Fiedler vollkommen bey, daß ſich die älteſte Poeſie der Griechen *ausſchließlich* der Verherrlichung der Götter, ihrer Eigenſchaften, Beſitzthümer und Thaten widmete, alſo eine *durchaus religiöſe Grundlage* hatte. Dieſe Annahme, welche wir als eine Thatſache betrachten, iſt für die Löſung der Frage, ob der Inhalt der epiſchen Poeſie vorzugsweiſe der Mythologie oder der Geſchichte angehört, von der größten Wichtigkeit. Ueberdieß möchte nicht wohl in Abrede geſtellt werden können, daß ſich der orgiaſtiſche Cultus des Dionyſus und der Dienſt der Muſen aus Pieria und der Gegend am Helicon nach den übrigen Provinzen Griechenlands verbreitete: allein den gefeyerten Sänger Orpheus können wir nicht, wie der Verfaſſer thut, für den Repräſentanten einer *Sängerſchule* er-

Digitized by Google

klären. Sängerſchulen in dem Sinne, in welchem wir dieſes Wort gebrauchen, hat es in der griechiſchen Urzeit wohl ſchwerlich gegeben. Wenn die älteſte Poeſie der Griechen an den verſchiedenen Orten dieſelbe Grundlage und Färbung hatte, ſo dürfte die Urſache dieſer Erſcheinung nicht in dem Umſtande zu ſuchen ſeyn, daß irgend ein durch beſondere Talente ausgezeichneter Mann aufgetreten ſey, und ihr einen beſtimmten Charakter verſchafft habe, ſondern vorzugsweiſe darin, daß ſie überall dieſelbe Beſtimmung hatte, überall zur Verherrlichung der Götter und ihrer Thaten diente, ſo daß man wohl die Vermuthung wagen darf, daß in der Urzeit die Prieſter und Diener der Götter ihr die vorzüglichſte Pflege zuwendeten. Der Name des Orpheus möchte urſprünglich ein Prädikat des Dionyſus geweſen ſeyn, das von dieſem Gotte, wie die Namen Eumolpus und Melampus, getrennt und zu einem beſonderen Weſen umgebildet ward. Deßhalb haben ſeine Thaten und Schickſale eine auffallende Aehnlichkeit mit denen des ebengenannten Gottes. Wie dieſer Meiſter im Geſange iſt, und die ganze Natur entwildert, ſo erſcheint auch Orpheus als ausgezeichneter Sänger, deſſen Lyra nicht bloß Menſchen überwältigt, ſondern ſelbſt Steine und Bäume bewegt. Es iſt bekannt, daß man jene Heroen, welche aus Prädikaten der Götter entſtanden, als Diener und Freunde der letzteren und als Begründer ihres Cultus und ihrer heiligen Gebräuche darſtellte, wie dieſes auch bey Orpheus und Melampus der Fall iſt.

Ueber die ſittliche Bildung der Pelasger laſſen ſich nur Vermuthungen aufſtellen. Der Verfaſſer (S. 208 fg.) glaubt nicht, daß ſie rohe und wilde Menſchen geweſen ſeyen, ſondern hält ſie für ein ackerbauendes und Städte bewohnendes Volk. Wenn die pelasgiſchen Ureinwohner Griechenlands, wie die Aboriginer in Italien, als Wilde und rohe Eichelefſer geſchildert werden, welche geſetzlos, ohne feſte Wohnſitze und ohne Ackerbau umherſchweiften, ſo iſt dieſe Darſtellung nach ſeiner Anſicht nur als ein Verſuch zu betrachten, den Uebergang dieſer Völker aus dem Zuſtande früherer Rohheit zur Cultur zu erklären.

Von beſonderer Bedeutung für die Geſchichte Griechenlands iſt das folgende Capitel, in welchem der Verfaſſer von den fremden Anſiedlern ſpricht, die ſich in Griechenland niedergelaſſen haben ſollen. Wir ſind weit entfernt, in Abrede zu ſtellen, daß die Völker des Morgenlandes, in der früheſten Zeit vorzüglich die Phönicier, auf die Griechen, beſonders auf jene, welche ſich in Kleinaſien niederließen, Einfluß übten; wir verkennen nicht, daß die Griechen nicht bloß in Bezug auf Kunſtfertigkeiten und Gewerbe vieles von den Phöniciern gewannen, ſondern daß gewiß auch manche Ueberreſte alter Ueberlieferung und Wiſſenſchaft aus dem Oriente zu ihnen gelangten, und daß ſie ſelbſt in der ſpäteren oder hiſtoriſchen Zeit in dieſer Beziehung noch manches lernten. Auf der anderen Seite aber läßt ſich auch nicht läugnen, daß die Griechen alles, was ſie von fremden Völkern empfingen, auf eine ihren geiſtigen Eigenthümlichkeiten entſprechende Weiſe umgeſtaltet und in ihr Eigenthum verwandelt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Hft. ꝛc.

(Fortſetzung.)

III.

Geſchichte der ehemaligen Karthauſe Ilmbach am Steigerwalde.

Von Herrn G. Höfling, Kaplan zu Gemünden.

Der vor anderthalb Jahren verſtorbene, ungemein fleißige Hr. Verfaſſer liefert hier mehr als der einfache Titel beſagt. Was hier vorliegt, möchte man eine documentirte Geſchichte von Ilmbach heißen. Dieſer Ort, am Fuße des Steigerwaldes in einer wenig Ausſicht bietenden Gegend, eine Stunde von Brichſenſtatt und 3½ von Gerolzhofen gelegen, beſteht nur aus 10 Häuſern, in denen gegen 60 Seelen leben; er gehört zum Landgerichte Gerolzhofen und iſt zu dem ¼ Stunde entfernten Kirchſchönbach gepfarrt. Das früheſte Vorkommen des Ortes iſt in einer Urkunde vom 22. Julius 1281 (Beylage Nr. I.), in welcher er zweymal Il-

Digitized by Google

mech in Verbindung mit den Villen Abtswinden und Rüdern genannt wird.

Es war die Abtey Münſterſchwarzach, welche über die Villa Ilmbach alle Rechte ausübte, ſpäter kam das Vogteirecht (jus defensionis) an die Brüder Kunrad und Dietrich Fuchs, die Söhne des Ritters Albert Fuchs. Erſt im 15 Jahrhunderte wird es allmählig in der Geſchichte Ilmbachs heller. Burkard von Wipfeld, Ritter, hatte hier eine Burg, die er bey ſeinem Sterben ſeinen nach minderjährigen Kindern, 3 Söhnen und 3 Töchtern, hinterließ; mit Wiſſen ihres Vormundes verkauften ſie dieſelbe nebſt dem in der Nähe liegenden Kreuzberg und dem Dorfe Rudern an Heinz von Thunfeld zu Schönbach, um 600 fl. fränkiſch, im J. 1421, 16. Februar. Dieſer wieder verkaufte 20 Jahre ſpäter — 5. Auguſt 1441 — das Schloß an Anna, die Wittwe Albrechts von Ratenhan, welche es 11 Jahre nachher — 20. Novemb. 1453 — an den Edelknecht und Vaſallen der Wirzburger Kirche (Urkunde Nro. 6.) Balthaſar Fere von Berg, (nicht Battig oder Battich, wie Fries bey Ludewig Fol. 807, und alle ihm nachſchreibenden z. B. Hönn, Lexic. v. Franken p. 119 haben) verkaufte. Dieſer faßte im Einverſtändniße mit ſeiner Frau Magdalena von Veſtenberg, den Entſchluß, die Burg Ilmbach in ein Karthäuſerkloſter umzuwandeln, das den Namen Mariengarten „vnſer Lieben Frauw garte" „Hortus Mariae". (Beſtätigungsbrief des Biſch. Gottfried von Wirzburg vom 28. Novemb. 1453, Nr. 6., und Stiftungsbrief vom ſelben Datum, Nr. 5.) führen ſollte, im J. 1453, 28. Nov. Die Confirmation des Wirzburger Biſchofs iſt von gleichem Datum, wie der Stiftungsbrief. Von Nürnberg, Wirzburg, Tückelhauſen und Aſtheim ward das neugeſtiftete Kloſter mit Ordensleuten beſetzt und der erſte Prior hieß Thomas (1454). Den Gottesdienſt hielten die Ordensbrüder vorläufig in der alten Schloßkapelle; die neue Kirche kam 1456 mit 3 Altären zu Stande und lag infra fossatum, während die 13 Zellen für Prieſter und Laienbrüder extra fossatum ſich befanden. Den Lauf dieſes die Kirche von den Zellen ſondernden Grabens konnte Hr. H. noch im J. 1836 bemerken; die Kirche lag in Trümmern. Der Stifter Balthaſar ſtarb 28. März 1461 und wurde nicht in ſeiner Stiftung, ſondern zu Theres beygeſetzt; als die vorzüglichſte Gönnerin erſcheint im Wohlthäterbuche der Karthauſe Ilmbach ſeine Frau Magdalena von Veſtenberg. Sie ſtarb auf ihrem Wittwenſitz zu Volkach und hatte verlangt, in der Ilmbacher Kloſterkirche begraben zu werden, allein wegen der weiten Entfernung unterblieb dieß, und ſie erhielt ihren irdiſchen Ruheplatz in der Karthauſer-Kirche zu Aſtheim. Die neue Gründung gedieh und viele Wohlthäter folgten dem Beyſpiele der Stifter; das Kloſter machte ſich völlig ſchuldenfrey und rang ſich zur Wohlhabenheit empor, als die Schrecken des Bauernkrieges (1525) den Mariengarten in der Woche nach Oſtern in eine Wüſte verwandelten. Was nicht fortzubringen war, verbrannten die Bauern; die Geiſtlichen hatten ſich glücklich durch die Flucht gerettet. Was die Wuth der Bauern verſchont, zogen böſe Nachbarn an ſich. Fürſtbiſchof Conrad von Thungen traf Mittel, daß die entfremdeten Güter den Karthäuſern zurückgegeben werden mußten, und ſchon im November 1526 war Alles wieder in gebührender Ordnung. Im nun folgenden Zeitraum von 54 Jahren, von 1526 bis 1580, fand Hr. H. weder Urkunden noch ſonſtige Nachrichten über Ilmbach; im letzten Jahre, am 21. Julius, vertrugen ſich Ebrach, Wieſentheid und Ilmbach wegen des Schaf- und Viehtriebes nach Ober- und Unter-Sambach, woraus erſichtlich, daß die Karthauſe nicht unbedeutende Schafzucht (500 Schafe) getrieben. Eine gute Zahl von Fiſchweihern erwarb der Convent aus dem Grunde, weil die Ordensregel den Genuß des Fleiſches unterſagte und man ſohin das ganze Jahr hindurch zur Nahrung Fiſche haben mußte. Die Zeiten des 30jährigen Krieges wirkten auch auf Ilmbach nachtheilig, und nur langſam erholte ſich das Kloſter, welches jedoch zu Ende des 17., und in den erſten Decennien des 18. Jahrhunderts wieder zur Blüthe gelangte. Konnte es doch im J. 1719 den 1. und 5. Auguſt einen großen, mit vielen Grundſtücken verſehenen Hof zu Altenſpeckfeld von der verwittweten Gräfin Sophia Eleonora zu Limpurg um 8500 fl. rhn., kaufen, unſtreitig der größte Kauf, den es ſeit ſeinem Beſtehen unternahm! Das Vermögen der Karthauſe nahm von Jahr zu Jahr bedeutend zu, ſo zwar, daß ihre Gefälle, in Geld angeſchlagen, ſchon 1673 — 1700 jährlich 4951 fl. ohne die Kapitalien betrugen. Aus ſicherer Quelle weiß Hr. H., daß bey der Aufhebung des Kloſters im J. 1803 die jährliche Rentirung der Einkünfte über 7000 fl. ſtand. Nach der Seculariſation ward die Karthauſe ſammt ihren Gütern veräußert, und iſt ſeit neuerer Zeit Eigenthum des Baron Friedel, der einige Jahre her eine Käsfabrik dort angelegt, und auch eine Zuckerfabrik zu etabliren im Begriffe ſtand. Zu Ende iſt ein den Urkunden entnommenes Verzeichniß der Prioren von Ilmbach, vom 1. P. Thomas 1453, bis auf den Letzten, den die Seculariſation traf (1803), Namens Joſeph Schwab. Beygegeben ſind 11 Urkunden von 1281 — 1589, 23. May.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien ꝛc.

(Fortſetzung.)

Eine andere Frage iſt es aber, ob ſich in der Urzeit ägyptiſche, phöniciſche und lydiſche Coloniſten in Griechenland angebaut, und durch den Einfluß, welchen ſie nicht bloß auf die von ihnen beſetzten Landſtriche, ſondern auf die Griechen überhaupt ausübten, der griechiſchen Cultur eine eigenthümliche Grundlage und ein morgenländiſches Gepräge gegeben haben? Die Antwort auf dieſe Frage kann nach unſerer Ueberzeuguug nur verneinend lauten. „Die mythiſchen Erzählungen von Kekrops, Danaos, Kadmos und Pelops als Thatſachen zu verwerfen, und nur als Gebilde einheimiſcher Dichtung, welche von einem ſpäteren Geſchlechte als Geſchichte geglaubt wurde, zu behandeln, gebieten die einleuchtenden Ergebniſſe neuerer Forſchungen, welche unbeachtet zu laſſen, für Unredlichkeit gelten könnte (S. 217). Die altattiſche Sage nennt den Kekrops (S. 219) einen Autochthon, ſeine Geſchichte aber gehört der Mythologie an.“ „In Argolis, wo ſich ebenſalls ägyptiſche Coloniſten angeſiedelt haben ſollen, finden ſich durchaus keine Spuren von ägyptiſcher Cultur und Religion (S. 220 fg.), vielmehr iſt hier alles pelasgiſch.“ Die angeblich von Danaos geſtiſteten Thesmophorien oder Myſterien der Demeter Thesmophoros, der Geſetzgeberin, ſind nicht ägyptiſch, ſondern ein rein helleniſches Religionsinſtitut. Auch die kyklopiſchen Mauern und Bauwerke des pelasgiſchen Argos haben mit dem Pyramidenbau nichts gemein, als das Große und Rieſenhafte, wie es ſich an Bauwerken der verſchiedenſten Völker findet, welche ſich aus dem Zuſtande der Rohheit zu einer gewiſſen Kunſtbildung emporgearbeitet haben und nun Denkmäler ihrer Kraft und ihres Glaubens aufſtellen. Eben ſo wenig läßt ſich aus der ägyptiſchen Phyſiognomie der Athene auf altattiſchen Münzen oder in Kunſtwerken des älteſten Stils auf den ägyptiſchen Urſprung der Göttin ſchließen, da die ſteiſen Formen der Geſichtsbildung in den Anfängen der attiſchen Kunſt vorhanden ſeyn konnten, ohne daß die Athener die Formen erſt aus Aegypten zu holen brauchten.“

Wenn man aus ſolchen Eigenthümlichkeiten (ſetzen wir hinzu), die ihren Grund in den alten Völkern auf gewiſſen Entwicklungsſtuſen eigenthümlichen Anſchauungen und Beſtrebungen haben, ohne hinreichende hiſtoriſche Beweiſe auf die Abſtammung eines Kunſtzweiges oder Cultus aus einem andern Lande, wo ſich ähnliche Erſcheinungen finden, zu ſchließen berechtigt wäre, ſo könnte man auch die Urheber jener Bauwerke, welche man im ſpaniſchen Amerika entdeckte, aus Aegypten oder Indien ableiten, und die Hauptgöttin, welche man in Meriko verehrte, für die tauriſche Artemis erklären, was gewiß keinem beſonnenen Forſcher in den Sinn kommen wird. Ferner ſah der Verfaſſer (S. 222) ſehr wohl ein, daß auch Kadmus weder phöniciſche, noch cretenſiſche Coloniſten nach Böotien ſührte; allein von der Annahme phöniciſcher Coloniſten kann er ſich nicht ganz losſagen, vielmehr ſührt er Dinge an, die, wenn ſie gegründet wären, die phönici-

ſche Abſtammung der Thebaner ſehr wahrſcheinlich machen dürften. Zuvörderſt ſtellt er den ächt griechiſchen Urſprung des Namens Kadmus in Abrede, welcher (von κάζω abgeleitet) den Sonnengott als Ordner und Künſtler bezeichnet; ſodann hält er die griechiſche Mondgöttin Europa (die Weitſchauende) für die ſyriſch-phöniciſche Aſtarte, weil ſie mit dieſer Aehnlichkeit hat, ferner bezieht er (S. 221) die alte Sage von dem Kampfe des Kadmus mit dem Drachen des Ares auf die Verdrängung eines alten Fetiſchdienſtes, an deſſen Stelle die Verehrung der durch einen fremden Stamm eingeführten Athene Onka getreten ſeyn ſoll. Allein der Kampf des Kadmus mit dem Drachen bezieht ſich keineswegs auf die Verdrängung eines älteren Cultus, ſondern hat vielmehr dieſelbe ſymboliſche Bedeutung, welche der Kampf des Apollo mit dem Drachen Python hatte. Athene Onka (die Hohe oder Herrſcherin) aber iſt eine ächt tyrrheniſche Göttin, wie wir Dionyſus für einen thraciſch-tyrrheniſchen Gott halten, deſſen Cultus ſich aus dem Norden Griechenlands nach Böotien und von da nach den übrigen Provinzen verbreitete, keineswegs aber von einem Tyrier dem Melampus, der erſt aus einem Prädikate des Gottes entſtand, mitgetheilt wurde. Es iſt uns unerklärlich, wie der Verfaſſer verkennen konnte, daß dieſe zwey Götter den Tyrrhenern angehörten, deren Herrſchergeſchlecht ſich nach einem Prädikate des Hermes (Kadmus) Kadmeier oder Kadmeonen nannte. Dieſer Name, der urſprünglich ſicher nur die Prieſterkönige von Theben bezeichnete, wurde allmählig auf das von ihnen beherrſchte Volk, die tyrrheniſchen Pelasger in Böotien, ausgedehnt, wie man den Namen Herakliden den Doriern überhaupt beylegte, und noch immer von einer Wanderung der Herakliden ſtatt der Dorier ſpricht.

Ungleich richtiger hat der Verfaſſer die über Pelops erhaltenen Sagen aufgefaßt, welcher ebenfalls morgenländiſche Coloniſten, Lydier oder Phrygier, nach Griechenland geführt haben ſoll. Gegen dieſe Anſicht erinnert er (S. 225), daß die Annahme einer phrygiſchen oder lydiſchen Colonie, die mit Pelops nach dem Peloponneſe gekommen ſeyn ſoll, eben ſo unwahrſcheinlich ſey, als die eines Kekrops, Danaus und Kadmus, und daß jene Pelopiden ihrem Namen und Geſchlechte nach mit den Pelasgern verwandt ſeyen. Zur Bekräftigung ſeiner Behauptung beruft er ſich auf das Zeugniß Niebuhrs (klein. hiſt. Schriften S. 370 Anmerk.), nach welchem die Sage von der Auswanderung des Pelops nichts anders bedeutet, als die Verwandtſchaft der auf beyden Seiten des ägeiſchen Meeres wohnenden Völker. Hätte man dieſe Bemerkung eines der größten Kenner der alten Geſchichte und der ſcharfſinnigſten Forſcher, auf gehörige Weiſe gewürdigt, ſo dürfte man über die Bedeutung der Erzählungen von den Wanderungen des Pelasgus oder der Pelasger, des Kekrops, Danaus, Kadmus und vieler anderer Heroen ſchon längſt zu richtigern Anſichten gekommen ſeyn.

Aus dem folgenden Abſchnitte, in welchem der Verfaſſer von den griechiſchen Stämmen und ihrer angeblichen Verbreitung ſpricht, wollen wir zunächſt diejenigen Punkte ausheben, in welchen wir ſeine Anſichten theilen, dann aber einige berühren, in welchen wir von ihm abweichen. Der Name der Hellenen war vor der doriſchen Wanderung, ſelbſt noch vor Homer (S. 227), noch kein Nationalname; denn der Dichter nennt nur die Krieger Hellenen, welche mit dem phthiotiſchen Achilleus auszogen; die übrigen insgeſammt nennt er bald Danaer, bald Achäer, bald Argeier. Seitdem aber die Hellenen, durch den Amphiktyonenbund und durch die olympiſchen Spiele vereinigt, ſich als ein Volk von gemeinſchaftlicher Abkunft, als Nation, betrachteten, ſuchten ſie nach ihrer Weiſe die Stammväter einzelner Völkerſchaften als Verwandte genealogiſch darzuſtellen, und alle von einem Urahn abzuleiten, den ſie in das höchſte Alterthum hinaufrückten. Jenem gemeinſamen Urahn gibt man gewöhnlich drey Söhne (S. 226 fg.), Aeolus, Dorus und Xuthus, deſſen Söhne Achäus und Jon hießen. Dieſe vier Heroën gehören als Vertreter der vier Hauptſtämme der griechiſchen Nation nicht der Geſchichte, ſondern der Dichtung an. Wenn aber Herodot und andere nur zwey helleniſche Hauptſtämme unterſcheiden (S. 231), den doriſchen, zu welchem die Lacedämo-

Digitized by Google

nier, und den joniſchen, zu welchem die Athenäer gehörten, ſo hat dieſe Anſicht nach unſerer Ueberzeugung ihren Grund wohl nur in der großen Bedeutung, welche dieſe vor allen anderen Zweigen im eigentlichen Griechenlande erlangten.

Es frägt ſich nun zunächſt, welche Bedeutung der Name der Hellenen hat, wo ihre Heimath war, und in welchem Verhältniſſe die vier Hauptſtämme, in welche man ſie nach Heſiods Vorgange gewöhnlich theilt, zu den Ureinwohnern, den Pelasgern, Lelegern und Thraciern ſtanden. Die Anſicht des Verfaſſers (S. 226), daß Hellen ſeinen Namen von der Landſchaft Hellas in Theſſalien erhielt, ſcheint irrig zu ſeyn. Dieſer Name war vielmehr ein Prädikat des Lichtgottes Zeus, von welchem dasſelbe auf den Ort, wo dieſer verehrt wurde (Hellas) und das Volk, welches ihn verehrte (Hellenen), übergetragen wurde. Dieſe Vermuthung findet ihre Begründung in dem Umſtande, daß das Heiligthum des Dodonäiſchen Zeus ebenfalls Hella hieß (S. 227), daß von dieſem Prädikate die Landſchaft den Namen Hellopia bekam, und die Bewohner derſelben Hellopen genannt wurden. Wir zweifeln nicht, daß die Hellopen oder Heller in Epirus und die Hellenen in Theaſſalien, welche den Cultus des Zeus gemein hatten, ſehr nahe mit einander verwandt, d. h. daß beyde Theile der Pelasger geweſen ſeyen, zu welchen ſie ſich eben ſo verhielten, wie die Danaer in Argos oder die Kranaer in Attica ſich zu den Pelasgern verhielten. Der Name „Hellenen“, der anfangs auf einen ſehr engen Raum beſchränkt war, gewann durch verſchiedene Umſtände eine ſo große Bedeutung, daß er allmählig auf alle Bewohner Griechenlands übergieng, ohne daß wir deßhalb eine Wanderung der einzelnen zu ihm gehörigen Zweige annehmen dürfen, wie dieß der Verfaſſer gethan hat.

Wir wollen, um die Unhaltbarkeit ſeiner Annahme darzuthun, die Namen der Aeolier, Achäer, Jonier und Dorier und einige daran geknüpfte Sagen näher betrachten. Unter den eben genannten Namen der vier Hauptſtämme der griechiſchen Nation war jener der Aeolier (S. 228 fg.) am weiteſten verbreitet. Der Verfaſſer ſah ſehr wohl ein, daß ſie von den Pelasgern nicht verſchieden waren, d. h. daß dieſe und die Leleger als ihre Ahnen betrachtet werden müſſen. Herodot ſagt ausdrücklich (VII., 95), daß ſie früher Pelasger hießen, und Strabo (VIII. p. 314) nennt die Pelasger in Arcadien Aeolier. Auch konnte ſie dieſer Geograph (XIV. p. 997 d.) mit eben demſelben Rechte mit den Doriern in Verbindung bringen, mit welchem Pindar (Olymp. VIII., 30) die äoliſchen Myrmidonen ein doriſches Volk nennt, daß aber auch die Leleger zu den Stammvätern der Aeolier gehörten, beweiſt der Umſtand, daß aus dieſen die äoliſchen Lokrer (Heſiod. bey Strab. 7. c. 7) erwuchſen. Wir verweiſen in dieſer Beziehung beſonders auf die Thatſache, daß auf dem größten Theile des nördlichen und weſtlichen Griechenlands, ſo wie auf der ſüdlichen und weſtlichen Seite des Peloponneſus, wo ſpäter der Name der Aeolier erſcheint (S. 231), früher Pelasgen, Lelegen, Kaukonen, Kureten und Thraeier angeführt werden. Wäre die gewöhnliche Anſicht, welche Hr. Fiedler vertritt, daß nämlich die Aeolier erſt aus Theſſalien an alle jene Punkte gewandert ſeyen, wo wir dieſelben ſpäter antreffen, gegründet, ſo hätten ſie ſich bey dieſer weiten Ausbreitung unter den älteſten Ureinwohnern gänzlich verlieren müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Fortſetzung.)

IV.

Zur Geſchichte des Gerichtsweſens in Würzburg.

Vom königl. Legationseath Hrn. Dr. C. G. Scharold.

I. Das Brückengeeicht.

Darum alſo genannt, weil es urſprünglich und Jahehunderte lang öffenelich auf der Mainbeücke zu Wiezbueg untee Gottes freyem Himmel abgehalten zu weeden pflegte. Im Albeetiniſchen Kriege eelosch es.

Es war durch ſeine prompte Rechtspflege dem Lande ſehr werth geworden und bald nach obigem Kriege eegte ſich der Wunſch nach deſſen Wiederbelebung, und Clerus und Bürgerſchaft baten, erſtere den Füeſtbiſchof Friedrich von Wiersberg, letztere das Domkapitel um die Erneuerung beſagten Gerichtes, was abee der Biſchof aus dem Grunde für bedenklich hielt, weil dadurch andere Gerichte, beſonders das Fiskalamt, geſchmälert würden, und die Unterhaltung desſelben groſe Ausgaben erfoederte. Doch verſprach er, die Sache näher überlegen zu wollen, an welches Verſprechen ihn gleichwohl 1562 das Domkapitel erinnerte.

Denn nicht gleichgültig toar es dem Domkapitel, daß mit dem Aufhören des Brückengerichts zugleich auch gewiſſe damit in Verbindung geſtandene alte Freyheiten der Stadt auſſee Uebung kommen ſollten. Eine ſolche Freyheit wae, daß die auf dem Stockhauſe liegenden Gefangenen bey jeder in der Stadt gehaltenen Proceſſion duech die Kirchner heeausgeführt wurden, und, voe dem Kreuze hergehend, an der Proceſſion Theil nahmen, woeauf ſie nach geleiſteter Urphede die Freyheit erhielten. Alles dieß nach uraltem Gebrauch. Als nun bey einer am 14. Auguſt 1564 (in vigilia Assumtionis Mariae) zu St. Burkard gehaltenen Proceſſion ein Miſſethäter vom Lande, dee im beſagten Thurm geſeſſen, voe das Brückengericht hinaus geführt und in Unterſuchung genommen, ſomit von der Begleitung jener Proceſſion abgehalten wurde; ließ dee Domdechant Erasmus Neuſtetter dem Stadtſchultheiſſen eine nachdrückliche Ermahnung behufs künftiger Aufrechthaltung der von ihm eigenmächtig verletzten alten „löblichen Freyheit“ zugehen. Auch beſchloß das ganze Domkapitel, ſich dieſer „alten Gerechtigkeit, über welche die Alten hart gehalten, nicht zu begeben,“ und bat den Fürſtbiſchof, ſeinen Schultheiſſen ähnliche Eigenmacht, wie er ſich mit dem Verhafteten von Lauda erlaubt, künftig ſtreng zu verbieten. Auch untee Biſchof Julius 1578 ward vom Domkapitel die Erneuerung des beſagten Gerichtes wieder in Frage gebeacht, daben aber bemerkt, es möge dieß wegen Widerſetzlichkeit der Kanzley und des Stadtgerichts, welche beyde ſich in die Geſchäfte des vormaligen Brückengerichts getheilt hätten, ſchwee duechzuführen ſeyn. Im J. 1580 übeereichte der Stadtrath zu Wirzburg dem Fürſtbiſchofe und dem Domkapitel eine gleichlautende ſchriftliche Darſtellung, welche auf Verbeſſeeung der in der ſtädtiſchen und Gerichtsverfaſſung beſtehenden Mängel antrug und wiederholt die Einführung des Brückengerichts empfahl, als welches die Rechtshändel kürzer abgemacht, und die Vormünder zue Rechnungsablage jährlich angehalten. Julius theilte dieſen Antrag dem Stadtgerichte zum Berichterſtatten übee die Verhältniſſe des früheren Brückengerichtes mit, und ließ den beyden damals noch lebenden Mitgliedern dieſes Gerichts, Dr. Kaspar Eck und Kaspar Gros, Bürger des Raths, 13 Fragen zur ſchriftlichen Beantwoetung zukommen. Dieſe Fragen, wie deren Beantwortung theilt nun Hr. Sch. mit, und ſie geben den beſten Aufſchluß über die Beſetzung, die Zeit (12mal im Jahre, ſonderlich vf die Mitwochen, der Stadtgerichtsſchreiber ſtellte jeglichem Schöpfſen einen Zettel zu) den Vorſitz (Ober odee Houeſchultheis wae Richter, mit den Stadtgeeichtsſchöpffen war das Gericht beſetzt); über die vor demſelben verhandelten Gegenſtände (Schuldſachen); wer voe demſelben belangt worden ſey. (Auch die Unterthanen der Grafen und Edelleuthe. Wer durch eine Schrift ſeiner Herrſchaft an das Beückengericht gewieſen ward, dem wurde Recht geſprochen ꝛc.). Wie lange das Gericht nit mehr gehalten (in den 1552 oder 1553er Jahren wegen des markgräflichen Keiegs iſt es abgangen und das letzte Gericht, meint Gros, ſey 1554 gehalten worden). Was ſonſt vor dieß Gericht gebracht zu werden pflegte, iſt an das Stadtgericht gegangen. —

Dr. Eck hatte einen beſondern von ihm verfaßten Vortrag dem Fürſtbiſchoſe übergeben, worin ee die Wiederbelebung des Brückengerichts mißrieth. Dieſen theilte Julius dem Domkapitel mit, welches darauf antwortete: Nicht zur Unzeit habe es die Wiedererrichtung dieſes Gerichts in Antrag gebracht, „denn es ſey ein ſeines Kleinod geweſen, bey dem Herrn, Geafen, Adeliche und Unterthanen hätten erſcheinen müſſen. Und darum halte es das Erſtehen des Bruckengerichts noch immer für gut, doch möge die Sache bis zu beſſerer Gelegenheit auf ſich beruhen.“ – Was Schneidt in ſeinem Thesaur. jur. franc. II. Abſch. LVII. St. S. 987 seqq. als „Ordnung des Beückengerichts“ unter Julius 1577 — 1582 mittheilt, beanſtandet Hr. Sch., weil es nicht heegeſtellt ſey, daß dieſe Oednung wirklich von dieſem Fürſtbiſchofe erlaſſen worden ſey; es ſtehe vielmehr zu vermuthen, daß der von Schneidt gelieferte Abdruck die Abſchrift einer weit vor Julius Zeiten beſtandenen Beuckengerichtsordnung ſey, welche dieſem Fürſten vom Stadtgerichte als geforderte berichtliche Aufkläeung vorgelegt woeden. Gewiß iſt, daß dieß alte, bis zum J. 1554 beſtandene Brückengericht nicht wiedee erſtanden, ſondern ſeinee Weſenheit nach dem vom Biſchof Julius 1582 reformirten Stadtgericht einveeleibt worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien.

(Fortſetzung.)

Es frägt ſich nun, welche Bedeutung der Name der Aeolier hat, und wie es wohl gekommen ſeyn mag, daß jene alten Namen verſchwanden. Wir vermuthen, daß dieſer Name zuerſt den aus verſchiedenen Gegenden abſtammenden, alſo aus verſchiedenen Zweigen beſtehenden griechiſchen Coloniſten, welche von Aulis in Böotien ſich nach Kleinaſien begaben, wegen dieſer ihrer Miſchung, beygelegt wurde. Erſt von hier dürfte derſelbe nach Hellas gekommen, und auf alle jene Völkerſchaften ausgedehnt worden ſeyn, von denen jene Coloniſten abſtammten, oder mit denen ſie gleiche Heroen hatten. Da jene Coloniſten in Aeolis verſchiedenen Zweigen angehörten, ſo kamen durch ſie viele griechiſche Götter und Heroen nach Aſien. Wie jene Coloniſten hier allmählich zu einem Ganzen verwuchſen, ſo brachten ſie auch ihre Heroen, die früher verſchiedenen Provinzen angehörten, in nähere Verbindung mit einander, ſo daß ſie, wie ſie ſich als ein Ganzes betrachteten, ſo auch dieſe als Söhne und Enkel eines gemeinſchaftlichen Stammvaters ſich dachten, und da ihre neue Heimath Aeolis hieß, ſie als Söhne des Aeolus bezeichneten. In ſo ferne ſie aber mit den Griechen des Mutterlandes gleicher Abkunft waren, wurde dieſer Aeolus mit Hellen, dem Repräſentanten des geſammten Volkes, in genealogiſche Verbindung geſetzt. Weil aber die Heimath jenes Zweiges, von welchem die geſammte griechiſche Bevölkerung ſpäter den Namen Hellenen erhielt, in Theſſalien war, ſo wurde, ſobald man jenen Aeolus im buchſtäblichen Sinne auffaßte, auch deſſen Geburtsort daſelbſt geſucht, und dieſer Umſtand gab nach unſerer Ueberzeugung Veranlaſſung, daß man ſpäter alle Heroen, welche einzelnen Zweigen der Aeolier angehörten, als Söhne und Enkel jenes Aeolus aus Theſſalien erobernd in jene Provinzen Griechenlands ziehen ließ, wo ſich ihre Namen vorfanden. Uebrigens hat der Name Aeolier im Mutterlande ſich nie zu großer Bedeutung erhoben, ſondern es erſcheinen gewöhnlich ſtatt dieſer allgemeinen Bezeichnung beſondere Namen, welche von den einzelnen Provinzen entlehnt waren, in welchen die zum äoliſchen Stamme gerechneten Völkerſchaften wohnten. Daß aber die angebliche Wanderung der Söhne und Enkel des Aeolus nichts anders bezeichnet, als die Verwandtſchaft der äoliſchen Völkerſchaften, beweiſt die ſchon angeführte Erklärung, welche Niebuhr von der Wanderung des Pelops gab.

Der zweyte Sohn des Hellen heißt Dorus, von welchem die Sage den Namen der Dorier ableitet, der natürlich einen ganz andern Urſprung hatte. Dieſer Name, deſſen Bedeutung dunkel iſt, möchte ebenfalls erſt nach der Niederlaſſung der Dorier im Peloponneſe entſtanden ſeyn, und von dieſen dürfte man denſelben auch auf die Bewohner ihrer alten Heimath übergetragen haben, wo wir früher ganz andern Namen begegnen. Sobald man aber den Dorus als einen wirklichen Sohn eines theſſaliſchen Fürſten mit Namen Hellen betrachtete, wurde auch er dahin verſetzt, und Hero-

Digitized by Google

dot erklärt deßhalb, Phthiotis für die älteſte Heimath der Dorier, wo ſie aber, wie der gründlichſte Kenner der doriſchen Geſchichte, C. Ottfried Müller, bewies (Dorer, I., 17), nie gewohnt haben. Irrig ſcheint uns die Behauptung des Verfaſſers (S. 232), daß die Dorier mit den Macedoniern nichts gemein hatten. Wir haben bereits bemerkt, daß Pindar (Olymp. VIII., 30) die äoliſchen Myrmidonen ein doriſches Volk nennt. Wenn man mit dieſer Angabe die Sage von jener Colonie, welche ein Heraklide aus dem Peloponneſus nach Macedonien geführt haben ſoll, in Verbindung bringt, ſo kann man die Verwandtſchaft der Dorier und Macedonier, auf welche die Sage von jener Colonie hinweiſt, nicht in Abrede ſtellen. Daß man ferner die Könige von Epirus von den Herrſchern der Myrmidonen ableitete, iſt bekannt. Wenn die Sprache und Sitten der Macedonier, der Epiroten und Illyrier ſich ſpäter anders geſtalteten, ſo darf man hieraus eben ſo wenig ſchließen, daß ſie mit den Doriern oder den übrigen Hellenen nichts gemein hatten, als man wegen der eigenthümlichen Entwicklung der Scandinavier oder Holländer behaupten kann, daß ſie mit den Germanen nicht verwandt waren. Zu der weiten Ausdehnung, welche die Sage der Wanderung der Dorier gab, dürfte die verkehrte Auffaſſung der Wanderungen des Herakles bey der innigen Verbindung, in welcher er mit ihnen ſtand, die meiſte Veranlaſſung gegeben haben.

Die Jonier, den dritten Hauptſtamm der Griechen, erklärt Hr. Fiedler (S. 232) für einen helleniſchen Kriegerſtamm, welcher ſich mit Gewalt in den Beſitz Attica's und der Nordküſte und der öſtlichen Küſtenſtriche des Peloponneſus ſetzte, und in Attica (S. 235) nicht bloß der alten Prieſterherrſchaft der Eumolpiden in Eleuſis ein Ende machte, ſondern auch die ackerbauenden Pelasger oder Kranaer unterwarf. Als die urſprüngliche Heimath, aus welcher dieſe Krieger und die Achäer nach Süden zogen, ſieht er (S. 233) Theſſalien an. Die Behauptung, daß die Pelasger in Attica von einem eingedrungenen Kriegerſtamme unterworfen worden ſeyen, möchte eben ſo grundlos ſeyn, wie jene, daß Theſſalien die Heimath der Jonier und Achäer war. Die Jonier in Attica ſtammten nicht aus dem Norden ab, ſondern giengen, wie Herodot ſehr wohl erkannte, aus den Kranaern oder Pelasgern hervor, wie die Achäer im Peloponnes aus Pelasgern und Lelegern erwuchſen. Wann und wie aber der Name der Jonier aufkam, darüber laſſen ſich nur Vermuthungen aufſtellen. Wir glauben, daß derſelbe jenen Coloniſten zuerſt gegeben wurde, welche, in Folge der doriſchen Wanderung aus dem Peloponneſe und aus Attica verdrängt, ſich in Aſien neue Wohnſitze eroberten. Ob derſelbe aber dieſen Schaaren von einem Prädikate des Apollo, den ſie vorzüglich verehrten, beygelegt wurde, oder ob er Wanderer (ἴω) überhaupt bezeichnet, wagen wir nicht zu entſcheiden. Nur dieß ſcheint uns ſehr wahrſcheinlich zu ſeyn, daß der Name erſt von den Coloniſten in Kleinaſien auf ihre Stammväter in Attica, Sicyon und Aegialea übergetragen wurde, obwohl er hier, beſonders in Attica, ſich bey weitem die Geltung nicht verſchaffen konnte, die er in Aſien hatte. Von dem Namen des Volksſtammes wurde ein Heros, Jon, gebildet, und dieſer ward wegen der Verehrung, welche Apollo bey den Joniern genoß, oder vielleicht deßhalb, weil Apollo als Sonnengott ſelbſt den Beynamen Jon hatte, wie man die Mondgöttin zur Bezeichnung des Mondlaufes, Jo (die Wanderin) nannte, zum Sohne des Apollo gemacht. Als ſolcher erſcheint Jon ſelbſt in der Sage, welche ſeinen Vater Xuthus nennt, in ſo ferne Xuthus nach C. Otfried Müllers Bemerkung urſprünglich ein Beyname des goldgelockten Apollo war. Weil aber die Jonier ein ächt helleniſcher Volksſtamm waren, ſo wurde Xuthus zur Bezeichnung dieſer Verwandtſchaft für einen Sohn des Hellen erklärt. Allein ſpäter faßte man dieſe Abſtammung im buchſtäblichen Sinne, und die Folge war, daß man den Geburtsort des Jon, dieſes Repräſentanten der Jonier, nach Theſſalien, der alten Heimath der Hellenen, verlegte; dadurch ward nun die Anſicht begründet, daß die Jonier aus dieſem Lande ausgezogen ſeyen, und ſich die alten Einwohner jener Provinzen, in welchen ſie in der heroiſchen Zeit auftreten, unterworfen hätten. Wir müſſen in dieſer Beziehung wiederholt auf die Erklärung verweiſen, welche Niebuhr von der Wanderung des

Pelops gab. Wer dieſe im Auge behält, und berückſichtigt, daß von einer Unterjochung der Kranaer nichts erwähnt wird, der dürfte leicht einſehen, welche Bedeutung er den über die Wanderungen des Jon erhaltenen Sagen beyzulegen habe.

Nach dieſen Erörterungen iſt es überflüſſig, zu erinnern, daß die Achäer des Peloponneſes nicht aus Theſſalien eingewandert ſeyen; ſie giengen vielmehr aus den alten Bewohnern desſelben, den Pelasgern und Lelegern, hervor. Daß die alten Arcadier Pelasger waren, iſt eben ſo bekannt, wie der Umſtand, daß ſie ſpäter zu den Aeoliern gerechnet wurden. Wenn nun ein Theil der Pelasger den Namen Achaer bekam, ſo darf dieß nicht befremden, da nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Strabo (VIII. p. 514. b.) die Achäer als Verwandte der Aeolier betrachtet wurden, und nach Euripides (Jon. v. 63.) Achäus zur Bezeichnung dieſer nahen Verwandtſchaft ein Sohn des Aeolus genannt wird. Was ferner die Zeit der Entſtehung des Namens der Achäer anbelangt, ſo läßt ſich mit Beſtimmtheit behaupten, daß derſelbe in Theſſalien ſehr alt war, und einen Zweig der pelasgiſchen Bevölkerung bezeichnete, welcher (Schwenck's myth. Andeut. S. 103 fg.) die Waſſergöttin Thetis und Achilleus verehrte, im Peloponneſe aber erſt entſtand, als durch die Einwanderung der Dorier die alten Bewohner von Sparta und andern Gegenden in das früher von Joniern beſetzte Aegialea gedrängt wurden. Hier lag Aegä, der Lieblingsort des Meergottes Poſeidon, und von der Beſchaffenheit des Landes, das ein Küſten- oder am Waſſer gelegenes Gebiet war, oder von dem Cultus des Beherrſchers aller Gewäſſer erhielten nun auch dieſe vertriebenen Pelasger und Leleger, wie uns ſcheint, den Namen Achäer. Sobald man aber vergaß, warum ſie denſelben führten, hat man (wie bey den Pelasgern), um die auffallende Erſcheinung, daß derſelbe in Theſſalien und im Peloponneſus, in zwey von einander ſo entlegenen Gegenden, vorkomme, zu erklären, zur Wanderung des Repräſentanten der Achäer, des Achäus, Zuflucht genommen, und dieſen bald aus Theſſalien nach dem Peloponneſe, bald von hier nach Norden wandern

laſſen, und wegen ſeiner Verbindung mit Hellen ward ſpäter Theſſalien für ſeine urſprüngliche Heimath angeſehen.

Wir verweiſen, um unſerer Auffaſſung dieſer dunklen und verwickelten Verhältniſſe größere Wahrſcheinlichkeit zu geben, wieder auf Deutſchland. Wie hier die allgemeinen Namen, Ingävonen, Iſtävonen und Hermionen, ferner die ſpeciellen Namen der kleinern Völkerſchaften allmählich verſchwanden, und die Namen größerer Vereine, der Alemannen, Franken, Sachſen ꝛc. ꝛc. an der Stelle derſelben auftraten, und einige Jahrhunderte ſpäter der Geſammtname „Deutſche“ ſich geltend machte, ohne daß wir die allmähliche Entſtehungsgeſchichte jener großen Völkervereine und die Bedeutung ihrer Namen vollſtändig kennen, ſo verſchwanden auch in Griechenland, als die kleineren Gemeinden allmählich zu größeren Staaten verbunden wurden, und dieſe ſich über ganze Provinzen ausdehnten, nicht bloß die vielen kleinen Namen, ſondern auch jene allgemeinen Bezeichnungen: Pelasger, Leleger, Thracier, und ſpäter, nach der Wanderung der Dorier, erſcheinen an ihrer Stelle nicht bloß die Namen Aeolier, Dorier, Jonier und Achäer, ſondern es ward auch durch das Zuſammenwirken verſchiedener Umſtände der Name Hellenen, welcher anfangs auf einen kleinen Theil der Pelasger in Theſſalien beſchränkt war, auf alle Bewohner Griechenlands ausgedehnt, wie der Name „Deutſche“ auf die ſämmtlichen Hauptſtämme, der Name Schwyzer (Schweizer) auf alle helvetiſchen Bundesglieder übergieng.

Der folgende Abſchnitt, welcher aus Erörterungen über das heroiſche Zeitalter, den Urſprung und die Ausbildung der Heroenſage beſteht, enthält viele gute Bemerkungen, aber auch viele Vermuthungen, die ſich ſchwerlich jemals erweiſen laſſen. Richtig ſcheint uns die Behauptung (S. 240 fg.), daß die Geſchichte ſich nur ſo weit mit den Mythen der heroiſchen Zeit befaſſen kann, als es ihr gelungen iſt, einzelne hiſtoriſche Beziehungen in ihnen aufzufinden und feſtzuſtellen. Die Fragen, ob der urſprüngliche Inhalt der Heroenſage Geſchichte ſey, oder ob alter Sonnen- und Monddienſt derſelben zum Grunde liege, ob in ihr aſtronomiſche, phyſiſche und ethiſche Beziehungen und Wahrheiten

ſich finden, ob ihr Inhalt allein altpelasgiſchen und helleniſchen Urſprunges ſey, oder ob ſich in manchen Mythen auch fremde Beziehungen, phöniciſcher und kleinaſiatiſcher Einfluß entdecken laſſe, erklärt der Verfaſſer für Gegenſtände eines gelehrten Proceſſes, welcher in letzter Inſtanz wohl noch nicht entſchieden ſey. Doch neigt er ſich zu der Anſicht hin (S. 241), daß die Heroenſage zunächſt aus hiſtoriſchen Elementen beſtehe, und an Genealogien geknüpft ſey, die in ſpäterer Zeit aus Perſonificationen der vielfachſten Lebensverhältniſſe und Culturzuſtände zuſammengeſetzt wurden. Jede Landſchaft hatte ihre Heroen, (S. 240) und die Eitelkeit der Hellenen erſann eine Menge Namen von Perſonen, von denen nie ein Gebein da geweſen iſt.

Durch dieſe letzteren Bemerkungen widerlegt ſich, wie uns dünkt, der Verfaſſer ſelbſt. Wenn die Heroen der Dichtung angehören, ſo werden gewiß auch die Ereigniſſe, welche an ihre Namen geknüpft ſind, großentheils der Mythologie anheimfallen, und dieß um ſo mehr, als die älteſte Poeſie, wie er ſelbſt anerkennt, ſich bloß der Verherrlichung der Götter, ihrer Schickſale und Thaten widmete.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Fortſetzung.)

II. Das Stadt-, Saal-, Brucken- und Oberzentgericht.

Das Bruckengericht war der That nach zwar untergegangen, allein noch beſtand, wiewohl mit andern vermengt, der Name desſelben, wie aus vorſtehender Ueberſchrift zu erſehen, und wie die gleich folgende Darſtellung zu erkennen giebt. In einem Reſcripte des Fürſtbiſchofs Friedrich Karl d. d. Schloß Schönborn, 8. April 1730, forderte dieſer das Stadtgericht zu Würzburg zur Berichterſtattung auf, 1) wie viele Beyſitzer das Stadtgericht jetzt habe und in früherer Zeit gehabt habe, 2) worin deſſen Wirkungskreis beſtehe, 3) welche Beſoldung und Emolumente es beziehe, 4) welche Vorſchläge es zu machen für angemeſſen finde, um es zu größerem Flor zu bringen, und insbeſondere, wie ſtark es jetzt beſetzt werden ſolle. Auf den zweyten Punkt antwortete das Stadtgericht, wie folgt: In der vom Biſchof Julius 1582 erneuerten und verbeſſerten Stadtgerichtsordnung wurde beſtimmt, daß das Gericht allzeit mit 9 Beyſitzern oder Schöpfen beſetzt und jedem aus der fürſtlichen Rentkammer jährlich 50 fl. Beſoldung verabfolgt werden ſolle. So blieb es bis zur Regierung des Fürſtbiſchofs Chriſtoph Franz, der aber den durch einige Sterbefälle in der Rangordnung vorgerückten Aſſeſſoren die übliche Beſoldung nicht anweiſen ließ. Den dritten Punkt betreffend, lautete die Antwort: Eine vorhandene alte handſchriftliche Beſchreibung der ehemals in Wirzburg beſtandenen, ſo wohl geiſtlichen als weltlichen Gerichte (judicia) enthält nach Beylage Nr. I, daß vom Stadtgericht (judicium civicum) alle Civilſachen, Schuldklagen, Ausſchatzungen, auch die Criminalfälle behandelt worden; weßhalb es in letzterer Beziehung noch zur Zeit der geforderten Berichterſtattung das Brücken- und Oberzentgericht geheißen wurde. — Der vierte Punkt ſetzt die vielen und angeſtrengten Geſchäfte des Gerichts aus einander, und beantragt bey dem auffallenden Mißverhältniß zwiſchen Arbeit und Salar eine Gehaltserhöhung in Getreid und Wein, und vollſtändige Beſetzung des Gerichtes. 2 Beyſitzer, — es ſollten deren nach fürſtbiſchöflicher Entſchließung vom 10. May 1730, wie vordem, 9 beſoldete Beyſitzer ſeyn, — wurden zwar ernannt, allein die beantragte Beſoldungs-Erhöhung zur Zeit wegen der ſehr vielen und beſchwerlichen Ausgaben des Aerars in Ausſicht geſtellt. Fürſtbiſchof Karl Philipp forderte wohl unterm 11. Junius 1749 zur Berichterſtattung über die Zahl der Beyſitzer auf, und fragte, welche Individuen in der Rangordnung, die feſtgeſetzte Beſoldung zu empfangen, die nächſten ſeyen. Der Bericht empfahl als neunten Beyſitzer einen Aſſeſſor Diterich; allein anſtatt des erwarteten Einrückens des empfohlenen Diterich begehrte der Fürſtbiſchof unterm 24. Julius 1751 abermals berichtliche Angabe über die Zahl der Beyſitzer des Stadt-, Saal- und Brückengerichts nach ſeiner urſprünglichen Verfaſſung, und äußerte unter anderm: „allermaſſen über die altübliche und andere erforderliche Anzahl S. hochfürſtlichen Gnaden dero Gerichteen mit mehreren Perſohnen zu beſtellen nit gemeint ſeynd.“

Das Gericht bezog ſich auf ſeinen früheren Bericht vom 18. Juni 1749, und dabey hatte die Sache ihr Bewenden. Dieſer Darlegung ſind 3 Aktenſtücke und Auszüge als Beylagen angefügt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache, mit beſonderer Rückſicht auf lateiniſche Schulen, Gymnaſien und Lyceen; bearbeitet von Guſtav Mühlmann Dr. phil. Erſter Theil. Lateiniſch deutſch. Würzburg, Verlag der Stahelſchen Buchhandlung 1843, gr. Octav 1272 u. XII Seiten.

Aus der Vorrede erfahren wir, daß die Stahelſche Buchhandlung in Würzburg, zunächſt nur eine neue, zwölfte Auflage des lateiniſch-deutſchen und deutſch-lateiniſchen Wörterbuch's von Jac. Mayer, nach den neueſten und beſten Hülfsmitteln bearbeiten zu laſſen beabſichtigte. Hr. Mühlmann, mit dieſem Geſchäft betraut, entſchloß ſich jedoch, lieber ein völlig neues Werk zu begründen, als das ältere zur Grundlage zu nehmen. Wir überheben uns deßhalb einer Vergleichung mit dem ältern uns nicht vorliegenden Werk, und behandeln es als ein ganz ſelbſtſtändiges, wie es auch der Titel verlangt.

Der Verf., auf dem Felde der Philologie durch ſeine Schrift über den Dialect des Pindar nicht unbekannt, erregt ſchon dadurch ein gutes Vorurtheil, daß er der Verlagshandlung durch Gottfried Hermann empfohlen worden. Auch die Grundſätze, zu welchen er in der Vorrede bey Ausarbeitung eines Handwörterbuch's ſich bekennt, verdienen im ganzen Beyfall. Dasſelbe ſoll mit Einem Bande abgeſchloſſen ſeyn und für alle Claſſen ausreichen. Daß er die Latinität auch der ſpäteren Schriftſteller mit aufgenommen hat, motivirt der Verf. zunächſt dadurch, damit durch dieſen Gegenſatz das Claſſiſche hervorgehoben und ſchon frühzeitig der ähnliche Character der vor- und nachclaſſiſchen Zeit erkannt wird, denn es iſt eine alte aber noch nicht recht anerkannte und durchgeführte Wahrheit, daß man nur durch Gegenſätze zur Erkenntniß des Wahren komme.

In der Anwendung des letzten allgemeinen Satzes auf den vorliegenden Fall glauben wir einen Neuling in der praktiſchen Didactik zu erkennen. Wir würden es als eine unſchuldige Phraſe übergehen, wenn nicht Gefahr wäre, daß ein Lehrer, der dieß Wörterbuch gebraucht, ſich durch dieſen Wink des Vorredners verleiten ließe, dem Rath, der in dem Motiv liegt, Folge zu leiſten; darum ein kurzes Gegenwort. Gewiß kann ſchon ein Schüler ſich des Aecht-Claſſiſchen durch den Gegenſatz des Unklaſſiſchen bewußt werden, und Ref. würde nichts einwenden, wenn ein Lehrer, der zwey Bücher des Livius mit ſeinen Schülern geleſen, ihnen nun zwey Capitel des Florus überſetzen ließe, um den Contraſt ihres Geſchmackes in's Licht zu ſtellen, oder wenn er bey lateiniſchen Stilübungen vor oder nach Mittheilung des ächten Muſters auch eine Ueberſetzung in ein fehlerloſes Küchenlatein vorlegte, damit der Schüler ein Gefühl bekomme, was wahres und was ſcheinbares Latein ſey. Aber wie ſoll ihm das aus dem Lexicon entgegentreten? wird er jus jurandum und vituperatio beſſer verſtehen und fühlen, wenn er das ſpätere juramentum und vituperium darneben kennt? Wir meinen umgekehrt: ein Lehrer, der beſondern Werth darauf legt, daß ſeine Latiniſten ſich ſpäterer Wörter enthalten, wird ihr Ohr vor der Kenntniß ſolcher Ausdrücke und

Digitized by Google

Formen eher wie vor Beſleckungen bewahren, als ſie mit ihnen bekannt machen, denn es iſt wirklich viel verlangt, wenn der Schüler nicht nur merken ſoll, wie der Eid auf gutlateiniſch heißt, ſondern auch wie er auf ſchlechtlateiniſch heißt; auf welche Weiſe er ihn überſetzen müſſe und auf wie vielerley Weiſe er ihn nicht überſetzen dürfe. Alſo „des Gegenſatzes wegen“ dürfte Hr. Mühlmann keine Wörter aufnehmen, die ſich nur bey Symmachus oder Tertullian oder Iſidor finden; aber gegen das, was als Nebenzweck angeführt wird, „daß auch die, welche die Schule verlaſſen haben, und vorzüglich Nichtphilologen, dieſes Buch als lexicaliſches Hülfsmittel forthin gebrauchen können,“ iſt durchaus nichts einzuwenden.

Die Eigennamen ſind ausgeſchloſſen und ſollen dem zweyten Theil beygegeben werden. Ein Grund dieſer Trennung iſt nicht angegeben; vielleicht fürchtete der Verf., dieſen Theil zu einem allzugroßen Volumen anzuſchwellen. Aber die Bequemlichkeit und Vereinfachung hätte dieſen Nachtheil aufgewogen. Auf dieſe Weiſe müſſen eine Menge Namen, welche zugleich Appellativa ſind, wie Rufus, Tacitus, dappelt vorkommen. Aber auch ceres das Brot und venus das Gemüs, ſind nach unverwerflichen Zeugniſſen altlateiniſche Appellativa, die nun ganz ignorirt ſind. Selbſt Janus und janus laſſen ſich kaum trennen. Das verſprochene Namenverzeichniß wird hoffentlich nur auf relative Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen berechnet ſeyn. Denn z. B. Scheller hat viele Ortsnamen aufgenommen, welche nur bey Ptolemäus vorkommen. Was frommen dieſe Specialitäten eines geographiſchen Onomaſticon einem Schüler oder Dilettanten?

Weiter ſagt die Vorrede: „In etymologiſcher Beziehung hielt ich es für rathſam, nur zuverläſſige Etymologien anzuführen, da das Studium der Etymologie dem pädagogiſchen Zwecke keineswegs angemeſſen iſt.“

In dieſer Allgemeinheit ausgeſprochen, kann Ref. den Satz nicht zugeben. Man hatte ehemals häufiger als jetzt etymologiſche Wörterbücher, in denen der Schüler mit einiger Unbequemlichkeit, d. h. mit einigem Nachdenken intactus unter tangere aufſuchen mußte. Dadurch wurde das Aufſchlagen eine geiſtige Gymnaſtik, während es gegenwärtig nur eine mechaniſche Arbeit iſt — abgeſehen von dem Vielen, was der Schüler dadurch an Sprachkenntniß und Ahndung des Sprachorganismus gewinnt. Und doch ſetzt dieß auch ein „Studium der Etymologie“ voraus. Aber das meynte Herr M. nicht, ſondern er hat den gegenwärtigen Stand der etymologiſchen Forſchungen im Auge, welche viel theils wirklich, theils wenigſtens ſcheinbar problematiſches zu Tage fördern. Hier iſt Behutſamkeit allerdings nöthig, beſonders bey Schulbüchern. Aber Herrn Mühlmann's Verfahren können wir nicht gut heiſſen. Er bemißt die Zuverläſſigkeit der Abſtammung lediglich nach dem Maaß, wie alt und weitverbreitet eine etymologiſche Meynung iſt. Wir dächten doch, ſo viel ſey ausgemacht, daß die neuere Sprachforſchung auf dieſem Felde keine Rückſchritte gemacht hat, und eine Etymologie von G. Voſſius nicht von vornherein das Vorurtheil der Gründlichkeit für ſich hat, wenn ſie mit einer Behauptung von Grimm oder Bopp zuſammenſtößt. Hätte Hr. M. die Etymologie völlig ausgeſchloſſen, ſo wäre Raum erſpart worden. So aber hat er durch ſeine halbe Maaßregel nur zur Verbreitung und Erhaltung von alten Irrthümern beygetragen. Wir fragen, was hat der Schüler davon und wie ſtimmt es zu dem Verſprechen, nur „zuverläſſige Etymalogien“ geben zu wollen, wenn es denn dach heißt: nasiterna (nasus ternus). Mag die Gießkanne wirklich durch ihren Schnabel mit einer Naſe Aehnlichkeit genug haben, um von ihr den Namen zu erhalten, was macht dann der Schüler oder irgend ein vernünftiger Menſch nun mit dem Reſt, mit ternus? Alſo wenn Hr. M. nicht darauf eingehen wollte, zu nasiterna einen Stamm aufzuſuchen oder anzunehmen, ſo hätte er wenigſtens die Termination von laterna beſſer verglichen als das ſelbſtſtändige Wort ternus. — „Dierectus (vom ungebr. di-erigo; dis).“ Soll das Ernſt ſeyn? Schon Salmaſius erklärte es richtig durch das Griechiſche *διάρρηκτος*. Abi dierectus iſt das lateiniſirte *διαρραγείης*! —

Pellex ſoll von pellicio ſtammen. Die unabweisbare Vergleichung von *πάλλαξ* ſpricht dage-

Digitized by Google

gen. Auch iſt es nicht eben wahrſcheinlich, daß in ſo alter Zeit, aus welcher das Wort doch ſtammt, die Kebsweiber durch Verſührung und nicht vielmehr durch Zwang als Sclavinnen gewonnen wurden. Muthmaßlich iſt πάλλαξ, pellex eine Aſſimilation des homeriſchen παραλέγεσθαι beywohnen.

Gestire ſoll von gestus ſtammen. Und doch bedeutet es niemals nachweisbar Geberden machen, niemals etwas anderes als ſich freuen, mit oder ohne Geberden. Es iſt die lateiniſche Ausſprache von γηθεῖν, alſo ohne Verwandtſchaft mit gestus und gerere. — Oder iſt nunc erwieſen mit novus verwandt? — Wie ſoll culter von colo ſtammen? wo iſt ein vermittelnder Begriff, der einem Schüler ohne weiteres klar wäre? Die Hinweiſung auf cellere, perculsus wäre zweckmäſſiger geweſen. — Kömmt litera, littera gewiß von linere litus her? — Soll das ſchwierige duntaxat durch den Zuſatz „v. dum taxo alſo eigentlich indem man es abſchätzt, genau abwägt u. dgl." genügend aufgeklärt ſeyn? — Und cōmere wäre mit cōma verwandt, ſtatt aus coimere contrahirt? und carmen mit canere? und talio mit talis? — Wenn cōgitare einmal nicht durch Beyhülfe des gothiſchen hugian d. h. denken erklärt werden ſollte, ſo hätte es wenigſtens eine Contraction von co-igito und nicht von con-agito heiſſen müſſen.

Selten ſind im Ganzen ſolche Bemerkungen, aber dann wenn ſie ſich von dem ganz offenbaren und deßhalb unnöthigen, z. B. „longinquus, longitudo u. a. v. longus" irgend entfernen, ungründlich und falſch. Hätte ſich Hr. M. treu an ſeinen ausgeſprochenen Grundſatz gehalten, ſo würde er ſich mit ſeiner Etymologie auf Wörter wie integer von tangere beſchränkt haben, deren Stamm dem Schüler nicht von ſelbſt in die Augen ſpringt und doch über allen Zweifel erhaben iſt. So aber iſt gerade zu integer nichts bemerkt, während bey contaminare richtig tangere als Stamm angegeben iſt.

Wenn ſich Hr. M. mit den neuern Unterſuchungen über lateiniſche Wortbildung hätte bekannt machen mögen, ſo wäre ihm vielleicht die Ueberzeugung geworden, daß ſich von vielen Wörtern das Etymon mit größerer Zuverläſſigkeit als bisher geſchehen, angeben ließe, ſelbſt ohne die griechiſche oder deutſche Sprache zur Nachweiſung des Stammes beyzuziehen

Tragula iſt nicht = traha ſondern das Deminutiv von traha; eine Ungenauigkeit, die in arbillum = arvinum wiederkehrt und den Schüler verwöhnt. Compes die Feſſel ſammt compescere iſt unſtreitig ein Compoſitum von pedica. Cachinnus eine Reduplication von hinnire. Resina das Harz eine Formation von rasis. Allein nach dem gegenwärtigen Stand der Sprachforſchung hält es Ref. für ganz unthunlich, ſich, wenn man irgend auf eine Etymologie eingeht, der Rückſicht auf die nächſtverwandten Sprachen zu entſchlagen. Keinem fällt es mehr ein zu fragen, ob das Lateiniſche mit dem Deutſchen verwandt ſey oder nicht; es fragt ſich lediglich, wie dieſe Sprachen oder richtiger indogermaniſchen Dialecte unter ſich verſchieden ſind. Wenn irgend etwas in der Wiſſenſchaft veraltet und überwunden iſt, ſo iſt es die noch vor 30 Jahren herrſchende Kunſt des Etymologiſirens.

(Fortſetzung folgt.)

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien.

(Fortſetzung.)

Wenn aber der größte Theil der reichhaltigen griechiſchen Sage durch Tempelſänger und die bildliche Ausdrucksweiſe der Nation entſtand, ſo dürfte die Grundlage derſelben wohl mit größerem Rechte für eine mythiſche als hiſtoriſche erklärt werden; es dürfte demnach ihr Inhalt vorzugsweiſe aus Elementen des alten Sonnen- und Monddienſtes, aus aſtronomiſchen, phyſikaliſchen, aber auch vielen ethiſchen Elementen und Bruchſtücken alter Tradition beſtehen. Der größte Theil der Mythen entſtand ſicher in der pelasgiſchen Zeit, in welcher die ſymboliſche Ausdrucksweiſe — eine Art von Hieroglyphen — vorherrſchend war, die aber noch in der helleniſchen Periode, wenn auch

Digitized by Google

nicht mehr in ihrer alten Ausdehnung, fortdauerte, und erſt in der hiſtoriſchen Zeit verſchwindet. So gerne wir einräumen, daß ſpäter viele phöniciſche und kleinaſiatiſche Mythen in die griechiſche Sage verflochten wurden, ſo ſehr müſſen wir dieſen Einfluß der Aſiaten auf die früheſte Zeit in Abrede ſtellen, da es den Phäniciern, welche an den Küſten Seeraub und Handel trieben, wohl mehr um Gewinn als um Belehrung der Griechen zu thun war.

Die ſymboliſche Ausdrucksweiſe darf ſelbſt bey Gegenſtänden und Fragen der griechiſchen Culturgeſchichte nicht unbeachtet bleiben, wenn man ſich vor Mißgriffen bewahren will. Welche Widerſprüche entſtehen, wenn man z. B. die ſinnbildliche Ausdrucksweiſe von der Kunſtfertigkeit der Heliaden im buchſtäblichen Sinne faßt, und die Nachrichten von der Unförmlichkeit der ſogenannten Dädaliſchen Kunſtgebilde mit den Angaben über die Meiſterſchaft der Söhne des Helios in Verbindung ſetzt, oder wenn aus den Sagen, welche ſich über Cheiron und die Unterweiſung, die er dem Achilleus und Jaſon gegeben haben ſoll, der Schluß gezogen wird, daß er Vorſteher einer Ritterakademie geweſen ſey — wie dieß ein engliſcher Hiſtoriker gethan hat. Uebrigens verkennen wir durchaus nicht, daß viele ſpätere Ereigniſſe nach Sitte der Griechen, die große Verdienſte und Thaten den Göttern und Heroen zuſchrieben, in die Heldenſage verflochten wurden. Dieſe laſſen ſich aber ſehr leicht von den rein mythiſchen Angaben unterſcheiden.

Was ferner die Dunkelheit der Bedeutung vieler Namen von Göttern und Heroen anbelangt, ſo giebt dieſelbe noch kein Recht, ſolche Namen aus orientaliſchen Wurzeln zu erklären. Wie viele Wurzeln mögen aus dem tiefen Borne des griechiſchen Sprachſchatzes verſchwunden ſeyn, wie viele Namen ſind uns bloß deßhalb dunkel, weil wir die rechte Wurzel noch nicht entdeckt haben, oder weil die zu ihrer vollſtändigen Erklärung nothwendigen Sagen verloren gegangen ſind! Wahr iſt es, daß die griechiſche Sage für die epiſchen und dramatiſchen Dichter eine unerſchöpfliche Fundgrube war, und daß aus ihr eine Reihe der ſchönſten Erzeugniſſe der Poeſie und bildenden Kunſt entſprungen iſt. Aber ſehr irrig iſt die Annahme des Verfaſſers (S. 240), daß dadurch, daß ſich zuerſt die epiſche, dann in Attica vorzüglich die dramatiſche Poeſie dieſes mannichfaltigen und zu neuen Umbildungen geeigneten Stoffes bemächtigte, das hiſtoriſche Element zu Grunde gieng, und daß die urſprüngliche einfache Geſtalt der Heroenzeit oder der helleniſchen Heldenperiode durch poetiſchen Schmuck bis zur Unkenntlichkeit entſtellt wurde. Dieß geſchah nach unſerer Anſicht vielmehr durch die buchſtäbliche Auffaſſung, welche die alten Sagen nach veränderter Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe nicht bloß von Seite der Dichter, ſondern des geſammten Volkes erfuhren, zum Theil auch durch verſchiedene Zuſätze und Umbildungen, ſo wie durch die mannichfaltige Verbindung, welche ſpäter viele Mythen erfuhren, weil man ſie im buchſtäblichen Sinne nahm, und nicht mehr berückſichtigte, daß die Ausdrucksweiſe der phantaſiereichen kindlichen Urzeit von jener der ſpäteren Periode ſich weſentlich unterſchied.

Aus der Zahl der Heroen, an deren Namen nach des Verfaſſers Anſicht hiſtoriſche Ereigniſſe geknüpft ſind, werden Perſeus, Bellerophon, Herakles und Theſeus hervorgehoben. Wir ſtimmen mit ihm darin überein, daß die Perſeus-Sage mit Sonnen- und Feuerdienſt (S. 243) in Verbindung ſtehe, glauben aber nicht, daß dieſelbe urſprünglich den Perſern angehörte, und von dieſen zu den Griechen gelangte, noch auch, daß die Ermordung der Gorgo ſich auf die Unterdrückung von Menſchenopfern beziehe, welche der tauriſchen Mondgöttin vor der Ankunft mileſiſcher Coloniſten am Pontus dargebracht wurden. Der Verfaſſer hat überſehen, daß Perſeus bereits bey Homer (Il. XIV, 320) der gefeyertſte unter allen Helden genannt wird, mithin ſein Ruhm ſchon längſt begründet ſeyn mußte, ehe jene Colonien entſtanden, wenn ihn der Sänger der Ilias auf eine ſolche Weiſe auszeichnen wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache, mit beſonderer Rückſicht auf lateiniſche Schulen, Gymnaſien und Lyceen, ꝛc.

(Fortſetzung.)

Zu der etymologiſchen Behandlung gehört unter anderem auch die Scheidung der homonyma, die den Schüler vor tauſend Irrthümern und Abgeſchmacktheiten bewahrt. Hr. M. hat hierin mehr gethan als ſeine Vorgänger, indem er gleichlautende Wörter von verſchiedenem Stamm durch I und II trennte. Aber er iſt ſich nicht conſequent geblieben. Wie hätte er ſonſt adolescere heranwachſen (von alere) mit adolescere lodern oder vielmehr duften (von olere) unter Einen Hut gebracht? — Insolens iſt nur in der Bedeutung von ungewöhnlich von solere abzuleiten, dagegen als übermüthig eben ſo gewiß von salire wie das ſynonyme insultans. — Coticula der Probierſtein von cos, aber der Mörſer von quatere, con-cutere. — Cultus die Pflege von colere, aber die Kleidung von culere, occulere. — Effingere abbilden von fingere, womit ſich effingere abwiſchen, durchaus durch keine Ideenaſſociation verbinden läßt; dieſes hängt mit expiare ἐκψήχειν, fegen zuſammen. — Exolescere herauswachſen kann in den Begriff von vergehen unmöglich übergehen. Dem letzteren liegt ὀλίσαι zu Grunde. — Auch insomnium ſollte doppelt aufgeführt ſeyn; als Traum iſt es die lateiniſche Ausſprache von ’ενύπνιον, als Schlafloſigkeit von ἄϋπνιον, ἀϋπνία. — Dagegen würden wir liberi die Kinder nicht als Homonymum von liber frey behandelt, vielmehr unter liber aufgeführt und durch libera pars domus oder familiae im Gegenſatz von famuli erklärt haben. Denn nicht die verſchiedene Bedeutung, ſondern der verſchiedene Stamm iſt das Kriterium eines Homonymums.

Löblich iſt es, daß H. M. bey den Compoſitis die verſchiedenen Beſtandtheile des Wortes durch ein Strichlein getrennt hat. Doch hat er ſich dabey auf die Präpoſitionen und ganz offenkundige Compoſitionen beſchränkt wie luci-fugus; wo der Beſtandtheil irgend ſeinen urſprünglichen Character verloren hat, z. B. fero in candela-brum, iſt die Scheidung unterblieben. Wir tadeln dieß nicht, da es zu Hrn. M. Behutſamkeit im Gebiet der Etymologie ſtimmt; aber deſto mehr verargen wir ihm die Conſequenz, mit welcher er ig-narus, ig-navus, ig-nobilis ig-noro abtheilt, während er doch gnarus und gnosco als Stamm angiebt. Derſelbe Fehler findet ſich bey cog-natio bis cog-nosco folgerecht beybehalten, obgleich früher richtig a-gnatus, a-gnosco abgetheilt iſt.

Daß die Quantität der Sylben angegeben iſt, wird jedem Beſitzer angenehm ſeyn. Es iſt überall geſchehen außer wo es die allerbekannteſte Regel der Poſition oder des Diphthonges unnöthig machte. Auch die Quantität der Terminationen wird ſtillſchweigend als bekannt vorausgeſetzt. Alles zweckmäſſig. Aber die Angabe der Länge oder Kürze iſt ſo oft fehlerhaft, daß keinem zu rathen iſt, dieſer Quelle zu trauen. Wer die Schuld trägt, der Verfaſſer oder der Setzer und Corrector, müſſen wir unentſchieden laſſen; für den Werth des Buches iſt es ſicherlich gleichgültig. Uns iſt folgendes unge-

ſucht aufgeſtoßen; wovon die zuerſt genannten offenbar bloße Druck- oder höchſtens Schreibfehler ſind: ŏperio neben ŏpertus; chīragra neben chīragricus; lībo neben lăbefacio, allătro neben lătro, prŏcus neben prŏcare, circumfīgo neben fīgo, obruo, obrūtus neben obrŭtus und dirŭtus, prŭlogus neben prŏlogium, tămen neben attămen; ebenſo rātī-habitatio und sūillus. Zu dem falſchen bulīmus könnte maximus verführt haben, zu būbulcus βουκόλος, zu pēdiculus die Laus, die Homonyme mit pĕdiculus der Fuß; aber die Schreibart paediculus oder poediculus, welche mit Unrecht gar nicht erwähnt iſt, hätte den Verf. warnen ſollen. Es hängt mit paedor zuſammen. Dirimo iſt richtig in dir-imo abgetheilt, gleichwohl aber mit langem erſten i bezeichnet wie di-ripio. Auch ŏpĭlio iſt auf dieſe Weiſe doppelt falſch bezeichnet; nach Virg. Ecl. X., 19.

Venit et ŭpĭlio tardi venere bubulci.

Die falſche Ableitung von ovis trägt die Schuld, vor welcher ſchon die richtigere Orthographie behütet haben würde; upilis iſt die lateiniſche Form von οἰοπολίων. — Zweymal ſteht nĕque, und ſelbſt die Fragpartikel nē iſt lang bezeichnet, eben ſo und neben nĕ, damit. — Durch Verwechſelung findet ſich lātesco breit werden und lătesco ſich verbergen. — ācroama mit ſeiner Sippſchaft ſollte als anceps bezeichnet ſeyn. — Fortuitus dagegen hat nach Hor. Od. II., 15, 17.

Nec fortuitum spernere caespitem

Unſtreitig eine lange Pänultima, nach Analogie von avitus cerritus. Wo ſie verkürzt ſcheint, iſt fortuitus vielmehr dreyſilbig, d. h. das u als v zu leſen. — Urus und gethium γήθιον iſt lang, selas σίλας kurz, palatum in der Stammſilbe gleichfalls kurz. Talus und talitrum haben wie aus Abſicht kein Zeichen; obſchon talus bekanntlich lang iſt. Bey manchen Wörtern, welche nur in Proſa vorkommen, mag die Quantität für ungewiß gelten. Dann ſollte ſie aber entweder gar nicht oder nach Wahrſcheinlichkeit und Analogie, nicht nach Willkühr beſtimmt ſeyn. Ueber abbātis oder abbătis wollen wir nicht rechten, auch nicht über tālio. Aber was mag Hrn. Mühlmann bewogen haben, spūrius gegen die bisherige Annahme zu ſchreiben?

Für apīcus läßt ſich wenigſtens eben ſo viel ſagen als für apĭcus. Aber coquino iſt entſchieden kurz nach Plaut. Pseud. III., 2, 85.

Hem mane! quantum istuc unum me coquinare perdoces?

Vergl. Aulul. III., 1, 3. Die Vergleichung von coquīnus hat irre gemacht. Es iſt von coquere eben ſo gebildet wie rumĭnare von rumare, welches Hr. M. ſelbſt ohne proſodiſche Autorität doch nach richtigem Gefühl als kurz angiebt. — Imo hat ſchwerlich ein kurzes o ſo wenig als die Adverbia raro, tuto.

Die Abwandlung der Wörter iſt im ganzen ohne Verſtöſſe angegeben. Das Perf. furui von furere iſt zweifelhaft und wenigſtens nicht claſſiſch. Auch prodactus von prodigere findet ſich nicht vor Tertullian. Als Indicativ von icere wird icio und ico angegeben. Keine von beyden Formen läßt ſich begründen. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für icio, inſofern icere eine Nebenform von jacere iſt, wie ἵπτειν von ἰάπτειν; aber in Tac. Ann. XI., 9 iſt iciunt falſche Lesart des interpolirten Ms. Agric. ſtatt jaciunt, wie ſchon Walther nachgewieſen hat.

Zweckmäßig iſt es auch, daß die aus dem Griechiſchen notoriſch entlehnten Wörter durch „(gr.)“ als Fremdwörter ſignaliſirt ſind. Doch iſt die Gränze hier bey dem eigenthümlichen Zuſammenhang der lateiniſchen Sprache mit der griechiſchen, welcher nicht immer als Abhängigkeit der erſteren gefaßt werden kann, eine ſehr unbeſtimmte. Philosophia iſt augenfällig in der ächthiſtoriſchen Zeit entlehnt. Wie iſts aber mit hora? Hr. M. bezeichnet es als griechiſch; und mit Recht. Woher weiß man aber, daß es nicht in Folge der Urverwandtſchaft ſeinen Platz im Latein hat wie pater und mater? Giebt es viel ältere Autoritäten als Plautus, der das Wort ſchon kennt? Die Antwort muß lauten: wenn hora nicht entlehnt wäre, ſo würde es sora lauten, nach dem Lautgeſetz, demnach der griechiſche spiritus asper niemals einem lateiniſchen h entſpricht, ſondern immer einem s, wie ὑπέρ ὑπό super sub, ἕρπειν serpere, ἅλς sal, ὁλκός sulcus, ἥμι semi, ἧκα secius etc. Wenn nun der Schluß richtig iſt, daß, ſo oft der griechiſche Spir. asp. dennoch im Latein als h erſcheint, das latei-

niſche Wort erſt in der hiſtoriſchen Zeit entlehnt iſt, ſo folgt daraus, daß z. B. septem mit ἑπτά urverwandt, dem Latein und Griechiſchen gemeinſam und urſprünglich iſt, dagegen hebdomas nur ſpät von dem gr. ἑβδομάς entlehnt, daß auch hilarus hilaris, eben ſo wie hora, harmonia, harpagus, hebdomas etc. als griechiſches Fremdwort, ἱλαρός, angeſehen werden muß, weil es ſonſt silarus lauten würde; während Hr. M. hiebey nichts bemerkt. —

(Fortſetzung folgt.)

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien.

(Fortſetzung.)

Die Meduſa (Gorgo) iſt der Mond, und die Ermordung derſelben vielleicht nichts anders, als ſymboliſche Ausdrucksweiſe für den Untergang dieſes Lichtkörpers beym Erſcheinen der Sonne, wie die Sage vom Tode des Argos durch Hermes (d. h. dem Verſchwinden der unzähligen Sterne bey der Ankunft der Sonne) hinlänglich beweiſt. Durch die griechiſchen Coloniſten kam der Name dieſes Gottes nach Aſien und Aegypten, und wurde daſelbſt in einheimiſche Sagen verflochten, ein Umſtand, der ſpäter Veranlaſſung gab, daß man ſeinen Cultus aus dem Morgenlande ableitete. Was ferner den Kampf des Perſeus mit Dionyſus betrifft, ſo bezieht ſich derſelbe wohl nicht, wie der Verfaſſer (S. 243) annimmt, auf einen blutigen Religionskrieg, unter welchem der Cultus des Dionyſus in Argos eingeführt wurde, ſondern derſelbe hat wahrſcheinlich, wie der Kampf des Apollo mit dem Dionyſus, ſeinen Grund in der doppelten Wirkſamkeit, welche die Griechen dem Sonnengotte als Heilbringer und Zerſtörer (man denke an Apollo mit der Leyer und dem Bogen) zuſchrieben.

Ganz irrig hat der Verfaſſer nach unſerer Anſicht die Sage von Bellerophontes aufgefaßt. Die Chimära, welche derſelbe erlegt, iſt nicht, wie er meynt (S. 245), der phöniciſche Moloch, deſſen grauſamer, mit Menſchenopfern verbundener Cultus, an der lykiſchen Küſte durch eine griechiſche, in dem Heros Bellerophontes perſonificiete Anſiedelung ausgerottet wurde, ſondern die zur Bezeichnung der Kraft und Wirkſamkeit, welche die Griechen dem Monde beylegten, aus Theilen von drey Thieren zuſammengeſetzte Mondgöttin, weßhalb Homer von ihr (Il. VI, 180) ſagt, daß ſie göttlichen Geſchlechtes geweſen ſey; ſie haucht ferner Feuer aus, weil die Alten nicht bloß die Sonne, ſondern auch den Mond für lauteres Feuer hielten. Bellerophontes war, wie uns ſcheint, urſprünglich Sonnengott, welchem man zur Bezeichnung des raſchen Sonnenlaufes ein Flügelpferd gab, mit dem er die Reiſe am Himmelsgewölbe macht. Die Erlegung der Chimära aber hat vielleicht dieſelbe ſymboliſche Bedeutung, die wir der Enthauptung der Meduſa durch Perſeus beygelegt haben. Gegen den großen Einfluß, welchen der Verfaſſer (S. 243 fg.) Lykien auf die Culte und Künſte Griechenlands beylegt, haben wir uns bereits oben erklärt.

Der Mythus von Herakles iſt von zu großem Umfange, als daß wir auf denſelben eingehen könnten. Wir beſchränken uns alſo darauf, zu bemerken, daß auf Herakles mehr hiſtoriſche Ereigniſſe übergetragen wurden, als auf irgend einen anderen Heros, daß alſo dieſer Mythus ſchon deßhalb eine ganz beſondere Beachtung verdient, und wenden uns zu Theſeus, deſſen Name nach der richtigen Ableitung des Verfaſſers (v. θέσθαι) nichts anders bedeutet, als Ordner, wie die Griechen beſonders den Sonnengott nannten. Auch ſah Hr. Fiedler (S. 253 fg.) ſehr wohl ein, daß die vielen politiſchen Einrichtungen, welche man dem Theſeus (wegen der Bedeutung ſeines Namens und der Sitte, wichtige Verbeſſerungen der öffentlichen Verhältniſſe auf die Götter überzutragen) beylegte, nicht auf einmal in's Daſeyn gerufen wurden, ſondern im Laufe der Zeit allmählich entſtanden, daß namentlich die Zurückverſetzung der attiſchen Democratie in dieſe frühe Zeit nur in der Eitelkeit des attiſchen Demos und ſeinem Streben, derſelben eine höhere Weihe zu geben, ihren Grund hat. Mit der Deutung aber, welche er den übrigen

Digitized by Google

über Theſeus erhaltenen Sagen giebt, können wir nicht einverſtanden ſeyn, ſondern glauben, daß ſich dieſelben am beſten erklären, wenn man ihn als Sonnengott faßt. Als ſolcher wird er (S. 254) im Heiligthume des Poſeidon geboren, und heißt ein Sohn des Aegeus, der nach Otfried Müllers Bemerkung aus einem Prädikate des Meergottes hervorgieng, alſo mit Poſeidon gleiche Bedeutung hatte. Sohn des Meergottes aber nannten den Sonnengott die am Meere wohnenden Griechen, in ſo ferne ſich bey ihnen die Sonne aus den Fluthen des Meeres zu erheben, und ſich in denſelben zu verlieren ſchien. Die Richtigkeit dieſer Anſicht beſtätigen viele Stellen der griechiſchen Dichter, wo ſie von dem Untertauchen der Sonne, des Mondes und der Sterne in den Fluthen des Meeres, ſo wie von ihrem Emporſteigen (ihrer Geburt) aus demſelben ſprechen. Als Sonnengott hat er die Mondgöttin Aethra (die Schimmernde) zur Mutter, und Phädra zur Gemahlin, und ſteht mit der Mondgöttin Paſiphae (der Allleuchtenden) und mit Ariadne, kretiſch Aridela (der Leuchtenden), der Beſitzerin der Strahlenkrone, in Verbindung. Ferner hat er den Hippolytus, wie der Sonnengott vom Abſpannen der Roſſe am Ende ſeiner Fahrt hieß, zum Sohne, dieſen innigen Freund der Mondgöttin Artemis, entführt, wie Paris die Mondgöttin Helena, eine Ausdrucksweiſe, womit man das Verſchwinden des Mondes bezeichnete, und ſteigt endlich, wie Dionyſus, in den Hades hinab, um die Perſephane zu entführen, d. h. die Mondgöttin am Abend nach dem Untergange der Sonne an den Himmel emporzuſenden. Seine Fahrt nach Kreta und die Rückkehr von dieſem Eilande bezieht ſich nach unſerer Vermuthung nicht auf eine Abhängigkeit Attica's von Kreta oder von Minos, der urſprünglich kretiſcher Sonnengott war, ſondern bezeichnete wohl nichts anders, als die Fahrt des Helios auf ſeinem Kahne, welchen er beſteigt, um vom Weſten, wo er am Himmel verſchwindet, nach dem fernen Oſten zurückzukehren, wo er ſeine Reiſe täglich von neuem beginnt. Die ſieben Jünglinge endlich, welche ſich auf ſeinem Fahrzeuge befinden, ſcheinen ſich auf die ſieben Tage der Woche bezogen zu haben. Da aber die Zeitrechnung der Griechen nicht bloß mit dem Cultus des Sonnen-

gottes, ſondern auch mit jenem der Mondgöttin zuſammen hieng, ſo befinden ſich neben den ſieben Jünglingen auch noch ſieben Jungfrauen auf demſelben, wie Medea aus demſelben Grunde ſieben Söhne und eben ſo viele Töchter hat.

Von den Ereigniſſen, welche ſich in der Urzeit zugetragen haben ſollen, hebt der Verfaſſer außer der Kalydoniſchen Jagd die Argonauten-Fahrt, die Kriege der ſieben Helden und ihrer Söhne gegen Theben und den trojaniſchen Krieg hervor. Die Argonautenſage hat nach unſerer Anſicht ihren Grund nicht, wie der Verfaſſer (S. 257) annimmt, in beſonderen Opfergebräuchen oder in wirklichen Reiſen und Abentheuern, noch weniger in der ſich ausbreitenden Herrſchaft des äoliſchen Minyerſtammes auf Lesbus, an den Küſten des Hellespontus, der Propontis und des ſchwarzen Meeres, von wo der Handelsverkehr ſich ſpäter durch die Mileſier bis nach dem fabelhaften Kolchis verbreitete, ſondern in der ſymboliſchen Ausdrucksweiſe einer ganz einfachen Erſcheinung. Wäre die Anſicht des Verfaſſers gegründet, ſo könnte man nicht einſehen, wie der Sänger der Odyſſee (XII., 70) die Argo die von allen beſungene nennen konnte. Dieſer Ausdruck ſetzt doch wohl voraus, daß die Fahrt derſelben ſchon vor ihm, alſo lange vor dem Abzuge der äoliſchen Coloniſten, von einer Reihe von Dichtern verherrlicht worden ſey. War aber, wie Hr. Fiedler (S. 214) ſelbſt ſagt, die älteſte Poeſie vorzugsweiſe mit der Verherrlichung der Götter, ihrer Thaten und Schickſale beſchäftigt, ſo kann die Fahrt der von allen gefeierten Argo unmöglich Handelsreiſen und Abentheuern ihren Urſprung verdanken.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache, mit beſonderer Rückſicht auf lateiniſche Schulen, Gymnaſien und Lyceen, ꝛc.

(Fortſetzung.)

Warum aber bos als ein griechiſches Wort bezeichnet iſt, ſehen wir nicht ein; wenn Niebuhr bemerkt, daß die das Landleben betreffenden Ausdrücke im Latein meiſt griechiſchen Urſprungs ſeyen, ſo bezieht ſich das auf eine uralte Einwanderung des Wortes.

Wir haben bisher das vorliegende Wörterbuch nur mit Rückſicht auf das Formelle der Wörter geprüſt. Wenn es ein Schulwörterbuch ſeyn ſoll, iſt dieſe Rückſicht eben ſo wichtig wie die auf die Bedeutungen. Sie würde mehr in den Hintergrund treten dürfen, wenn das Werk für ſolche berechnet wäre, welche mittelſt desſelben nur einen lateiniſchen Schriftſteller verſtehen wollten, ohne für die lateiniſche Sprache an ſich Intereſſe zu hegen. So aber iſt bey Erlernung der alten Sprachen vom pädagogiſchen Standpunkt aus die Formenlehre in der Grammatik und der formelle Theil drr Lexicologie nicht minder wichtig als die Syntaxis und der reale Gehalt der Wörter. Darum kann das, was wir bisher gerügt haben, ſo verzeihlich es opere in longo ſeyn mag, wenigſtens nicht damit zurückgewieſen werden, daß es Kleinigkeiten ſeyen.

Der Verf. fährt fort: „Vorzügliche Mühe wandte ich nun auf die Darſtellung der Bedeutungen der Wörter, welche durch den Druck und durch Ziffern paſſend auseinander gehalten und hervorgehoben ſind. Oft gab ein hiſtoriſches Moment den Anhaltspunkt zur Grundbedeutung eines Wortes, gewöhnlich aber mußte in Ermangelung genauer Aufſchlüſſe über die Etymologie der Wörter die Logik über deren Grundbedeutung beſtimmen.“

Gewiß iſt es eine Hauptaufgabe des Lexicographen die Grundbedeutung jedes Wortes aufzuſuchen; aber wer ſich dieſe Aufgabe recht klar macht, der kann leicht zur Verzweiſlung an der Möglichkeit ihrer genügenden Löſung getrieben werden. Wie viel Jahrhunderte iſt doch die große Mehrzahl der Wörter älter als der älteſte Schriftſteller, bey dem wir uns über ihre Bedeutung Raths erholen können! Und wie vag ſind vollends die Bedeutungen in dieſen älteſten Schriftſtellern, bevor noch die Proſa und Verſtandesentwicklung eine Synonymik geſchaffen hat! Und je weiter die Sprache hinauf reicht, deſto mehr liebt ſie nach einem poetiſchen Inſtinet Aehnlichkeiten zu finden und die Begriffe durch alle mögliche Tropen zu vertauſchen, anſtatt ſie aus einander zu halten und Eine Bedeutung zum ausſchließlichen Eigenthum Eines Bedeutungszeichens des Wortes zu machen. Was hier die eigentliche „Logik“ helſen ſoll, geſteht Ref. nicht wohl einzuſehen, und wünſchte, dieſe etwas einſylbige Bedeutung etwas weiter entwickelt und begründet zu ſehen. Oder meint Hr. M. vielleicht, die Grundbedeutung müſſe ſich zu den abgeleiteten Bedeutungen wie das Genus zu ſeiner Species verhalten, ſo daß die Kunſt der Abſtraction in Anſpruch genommen werde? Das würde allen Erſcheinungen widerſprechen. Ref. kennt nur zwey Wege, der Grundbedeutung approximativ auf die

Digitized by Google

Spur zu kommen, erſtens die Etymologie und zweytens das Bewußtſeyn, daß die Grundbedeutung möglichſt ſinnlich geweſen ſeyn muß.

Daß Hr. M. die Etymologie ſo gut als bey Seite hat liegen laſſen, haben wir ſchon erwähnt. Er beſorgte, durch ſie auf einen unſichern Boden geführt zu werden, und hielt es für beſſer, ſeine Augen ganz gegen ihre Verſicherungen zu ſchließen, als ſie recht weit zu öffnen und doppelt wach zu ſeyn und von ihr nur anzunehmen, was ſich ſchlechterdings nicht abweiſen läßt. Ref. will an einigen Beyſpielen nachweiſen, wie der Verf. auf dem Weg der Etymologie auf eine andere und annehmbareee Geundbedeutung gekommen ſeyn würde, als er gegeben hat. „Vapulare eine Schlappe bekommen, geſchlagen werden.“ Dieß Verbum ſteht einzig in ſeiner Art da, inſofern es in activer Form ein Paſſivum bezeichnet. Billig ſollte dieß ſchon Argwohn erregen, einen Argwohn, der ſich durch das ſcheinbare Analogon, daß auch Activa und Neutra ſo oft unter ſich vertauſcht werden, mit nichten beſchwichtigen läßt. Nein, auch vapulare iſt, wie ſeiner Form ſo ſeiner Urbedeutung nach, ein verbum neutrum und bedeutet ſchreyen, jammern, und ſpeciell in Folge von Strafen und Schlägen. Eben ſo droht der Geieche mit οἰμώξει oder κλαύσει, vapulabis. Das Primitivum iſt wie hundert andere im Latein untergegangen, auch im Neuhochdeutſchen; aber noch im Mittelhochdeutſchen des Nibelungenlieds bedeutet Wuf und Waffen das Heulen, Wehklagen, davon noch als Provinzialismus die Waffel das Maul, und waſen ſchwatzen im Gebrauch iſt. Im Griechiſchen iſt derſelbe Stamm in ἠπύω, doriſch ἀπύω zu erkennen. — Eben ſo unnatürlich ſteht bey ſio die paſſive Bedeutung gemacht, gethan werden an der Spitze, freylich gleich mit dem Zuſatz des neutralen werden, während dieſe Bedeutung ſcharf von der paſſiven durch 1 und 2 zu ſcheiden war. —

„Suadus, a, um (suadeo) rathend, zuredend, lockend Plaut. Virg. Stat. u. a.“ Hierauf muß man freylich kommen, ſo lange man ſich von dem anklingenden suadere nicht losreiſſen kann. Betrachtet man jedoch den Gebrauch bey Statius (denn bey Plautus und Virgil ſucht Ref. dieß Adjectiv umſonſt) Theb. IV, 452.

> Inclinat Bacchi latices et munera verni
> Lactis et Ambraeos imbres suadumque cruorem
> Manibus

ſo iſt nicht von Rath noch von Ueberredung die Rede, ſondern lediglich von Annehmlichkeit. Natürlich; denn suadus iſt einerley Wort mit ἡδύς, ἁδύς und mit ſüß, engliſch sweet, ſo wie suavis mit ἡύς. Daß Symmachus suadus als Adjectiv von suadere angeſehen haben mag, iſt irrelevant.

„Dicax ſich in Witz ergehend, von Witz ſprudelnd, witzelnd, beißend, ſatiriſch.“ Demnach wäre das Satyriſche eine abgeleitete Bedeutung des Witzes überhaupt, der Witz aber, da dicax von dicere abſtammen ſoll, von Sprechen überhaupt. Die Aeſthetik giebt zu der erſten, die Logik zu der zweyten Ideen-Aſſociation ſchwerlich ihre Zuſtimmung. Niemals bedeutet dicax jenen formloſen Witz des facetus oder festivus, immer nur den beißenden Witz, vor welchem Horaz warnt als einem Attribut des niger. Mit einem Wort, dicax iſt das Adjectiv von δακεῖν und deßhalb kurz, während es von dicere abgeleitet ein langes i führen müßte. — Wie viel richtiger und einfacher würde „nedum = ne dicam, ich will nicht ſagen“ ſo gegeben ſeyn: ne dum = ne duim d. h. ne dem, um nicht zuzugeben.“ Alles dieß iſt nichts Neues und war längſt aus den einſchlägigen Werken zu lernen.

So weit die Logik zur faßlichen und naturgemäßen Anordnung der Bedeutungen mitwirken kann, hat Hr. M. ſie mit Fleiß, Verſtand und Erfolg angewendet. Wir betrachten dieß als die Lichtſeite des Buchs, ungeachtet ihm ſchon gut vorgearbeitet war. Aber eines hat er mit ſeinen Vorgängern überein, was Ref. für einen Schaden der Lexica hält. Zu welchem Zweck bemüht man ſich denn, von jedem Wort möglichſt viele Ueberſetzungen zu geben, indem man Synonyma häuft? Nicht jedes deutſche Synonymum deckt freylich ein lateiniſches, aber ſo oft es der Fall iſt, ſollte der Lexicograph mit beyden Händen zugreifen, und das lateiniſche Wort ausſchließlich durch dasjenige deutſche

Digitized by Google

Wort überſetzen, welches nach dem Geſetz der Kyriologie dem lateiniſchen entſpricht. Wie viel wäre gewonnen, wenn der Elementarſchüler lernen würde: jubere bedeute heißen und weder befehlen, imperare, noch auftragen, mandare. Darum regiere auch jubere den Accuſativ, imperare und mandare aber den Dativ. Oder ebenſo: juvare aliquem einen unterſtützen, geſchieden von opitulari alicui einem helfen.

(Schluß folgt.)

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien ꝛc.

(Fortſetzung.)

Wollen wir den Sinn der Sage von der Argo ermitteln, ſo müſſen wir zunächſt das Ziel ihrer Fahrt und die Hauptperſonen, welche dieſelbe unternahmen, in's Auge faſſen. Aeëtes, nach deſſen Lande ſie ſegelt, beherrſcht die Inſel Aeäa, wo ſich auch ſeine Schweſter Kirke (Hom. Odyss. X., 135 sqq.) aufhält. Beyde ſind Kinder des Sonnengottes Helios. Auf der Inſel Aeäa iſt ferner die Behauſung der Eos und der Ort, wo ſich die Sonne oder der Sonnengott Helios am Himmel erhebt (Odyss. XII, 3. 4.). Der Name des Phrixus, welcher ſich mit ſeiner Schweſter Helle in das Land des Aeëtes flüchtete, war, wie jener des Jaſon, urſprünglich ein Prädikat des Sonnengottes, Helle aber, wie Medea, ein Beyname der Mondgöttin. Als Sonnengott hat Jaſon die Polymede (Vielkundige) oder die Alkimede (Geiſtesſtarke) zur Mutter, Namen, welche, wie der ſeiner Gattin Medea (der Geiſtvollen) urſprünglich der Mondgöttin angehörten. Die göttliche Natur des Jaſon und der Medea hat der Verfaſſer (S. 257) nicht verkannt. Der Widder, welcher den Phrixus und die Helle durch die Lüfte trägt, war bey den Griechen Symbol des Sonnengottes, und hat aus dieſem Grunde ein goldnes oder purpurnes Vließ. Beyde Farben beziehen ſich auf die Farbe des Sonnenlichtes, wegen deſſen Beſchaffenheit alle Attribute oder Gegenſtände, welche der Sonnengott hat, von Gold, Silber oder Purpur ſind. Die Bedeutung der Reiſe, welche beyde Geſchwiſter durch die Luft nach Aeäa unternehmen, dürfte, wenn man den Ort, an welchen ſie ſich begeben, und die Perſonen, welche ſich hier finden, in's Auge faßt, nicht dunkel ſeyn. Es iſt der ferne Oſten, wo nach den Vorſtellungen der alten Griechen nicht bloß die Morgenröthe die Botſchafterin der Sonne, ſondern auch der Sonnengott ſelbſt wohnt, wo beyde ſich in der Frühe am Himmel erheben. Wenn der Name des Phrixus ein Prädikat des Sonnengottes war, ſo möchte ſeine Fahrt nach jener Inſel im fernen Oſten nichts anders bezeichnen, als die Rückkehr des Sonnengottes aus dem Weſten, wo er ſeine Reiſe vollendet hat, nach jener Himmelsgegend, wo er ſich am Morgen des andern Tages wieder erhebt. Dieſelbe Bedeutung dürfte auch die Fahrt des Jaſon haben, deſſen Fahrzeug urſprünglich von dem Kahne nicht verſchieden war, der nach griechiſcher Ausdrucksweiſe den Helios nach Oſten zurückführte. Der Tod, welchen Helle im Meere findet, bezeichnete auf bildliche Weiſe den Untergang des Mondes.

Hatte die Fahrt der Argo urſprünglich dieſe Bedeutung, ſo läßt ſich leicht einſehen, warum ſie von Dichtern, die ihre Kräfte der Verherrlichung der Götter und ihrer Thaten widmeten, ſo vielfach geprieſen wurde, daß ſie Homer die von allen beſungene nannte. Sodann iſt auch klar, warum ſich der Name des Jaſon oder die Verehrung desſelben nach allen Colonien der äoliſchen Minyer verbreitete. Es iſt bekannt, daß die Coloniſten die vaterländiſchen Götter und Heroën in ihre neue Heimath mitzunehmen pflegten. Ferner dürfte einleuchtend ſeyn, daß man ſpäter, wo man die Urſache der weiten Verbreitung des Andenkens des Jaſon und der an ihn geknüpften Sage von der Fahrt der Argo, welche die Minyer auch in ihren ſo weit von einander entlegenen Colonien treu bewahrten, nicht mehr berückſichtigte oder nicht mehr kannte, dieſe Erſcheinung ſich nur durch die Annahme erklären konnte, daß die Argonauten auf ihrer Fahrt alle jene Punkte ſelbſt berührten, wo die Sage von der Fahrt der

Digitized by Google

Argo ſich vorfand. Durch dieſe irrige Auffaſſung bekam die Fahrt der Argo nicht bloß eine ſehr ſonderbare Richtung, ſondern ſie wurde auch allmählich zu einem Abentheuer, an welchem dann natürlich faſt alle Heroën von Bedeutung Theil nehmen mußten.

Den Krieg der ſieben Helden gegen Theben können wir bey der Mannigfaltigkeit und den vielen Abweichungen der über denſelben erhaltenen Sagen nicht berühren, weil wir die Gränzen dieſer Anzeige zu weit überſchreiten würden. Ueber den trojaniſchen Krieg aber haben wir unſere Vermuthung ſchon ausführlich entwickelt, ſo daß wir uns hier auf einige Punkte beſchränken können.

Wenn, ſagt der Verfaſſer (267), nach Gottfried Hermanns Anſicht die homeriſche Poeſie eine allegoriſche iſt, welche die Eigenſchaften und Kräfte der menſchlichen Natur perſonificirt und dieſen Perſonificationen entſprechende Namen beylegt, ſo mag wohl der ganze trojaniſche Krieg, wie ſchon Mancher der Alten geahnet hat, am Ende nicht viel mehr als eine Allegorie ſeyn. Zu dieſer Annahme können wir uns nicht verſtehen, ſondern wir glauben, daß zwar die Vorſtellung, welche man ſich von der Veranlaſſung, der Dauer und Beſchaffenheit des trojaniſchen Krieges macht, auf ganz irrigen Vorausſetzungen beruhe, das Faktum ſelbſt aber keinem Zweifel unterworfen ſey. Allerdings iſt der Hauptinhalt der beyden homeriſchen Geſänge, welche wir als eine höchſt kunſtvolle Vereinigung älterer Sagen und Dichtungen zu einem großen Ganzen betrachten, ſymboliſcher Natur. Wenn nämlich jene Dichtungen der prieſterlichen Urzeit eine religiöſe Grundlage hatten, ſo können wohl auch die einzelnen Hauptpartien, welche aus ihnen in die Iliade und Odyſſee übergiengen, nicht der Geſchichte, ſondern nur der Mythologie angehören. Allein, deſſen ungeachtet läßt ſich nicht läugnen, daß, wie man an die Sagen über Herakles, Theſeus und andere Heroën hiſtoriſche Ereigniſſe anknüpfte, ſo auch auf die Heroën, welche in der Ilias auftreten, hiſtoriſche Ereigniſſe übergetragen worden ſind, ſo daß nach der Sitte der alten Griechen auch hier Götter und Heroën das vollbringen, was Menſchen unter ihrer Leitung ausführten. Wenn alſo Achilleus, dieſer gefeyerte Heros oder Gott der äoliſchen Coloniſten, die Länder erobert, welche dieſe ſich unterwaefen, ſo kann man dieß nach unſerer Anſicht weder für eine Allegorie, noch für eine bloße Erfindung des Sängers der Ilias erklären. Wir ſind noch immer der Ueberzeugung, daß durch die äoliſchen Coloniſten Troja zerſtört, und dieſes wichtige Ereigniß an die Menis desjenigen Heros oder Gottes angeknüpft wurde, welchen die Aeolier nicht bloß in Phthiotis, ſondern auch an andern Orten verehrten. Daß übrigens die Menis des Achilles, welche die Grundlage der Ilias bildet, nichts mit der Zerſtörung Troja's gemein habe, daß vielmehr die Bedeutung derſelben rein ſymboliſcher Natur war, wie jene des Kampfes des Apollo mit Dionyſus, daß dieſe Menis, wenn auch in beſchränkter Form, lange vor Homer beſungen wurde, möchte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Der Anſicht des Verfaſſers (S. 271), daß helleniſche Anſiedlungen in nachtroiſchen Zeiten auf fernen Küſten des Mittelmeeres, auch Familienzwiſte in fürſtlichen Häuſern und damit verbundene Auswanderungen und Abentheuer den hiſtoriſchen Inhalt der ſogenannten Noſten ausmachen, können wir nicht beytreten, ſondern die Betrachtung der Grundlage der Odyſſee führt uns auf die Vermuthung, daß, da die meiſten Heroën vor Troja der Götterwelt urſprünglich angehörten, die Meerfahrten vieler derſelben vielleicht nichts anders bezeichneten, als die des Helios oder Jaſon, daß man ſpäter aber auch hier an die Dichtung hiſtoriſche Ereigniſſe anknüpfte, nämlich die Rückkehr mancher Griechen, welche die früher verlaſſene Heimath in Aſien nicht vergeſſen konnten, und troz der großen Gefahren auf der See das alte Vaterland wieder aufſuchten. Sobald man aber die Eroberung Trojas durch alle Griechen bewerkſtelligt werden ließ, mußten natürlich auch dieſe Νόστοι eine ſehr eigenthümliche Geſtalt bekommen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache, mit beſonderer Rückſicht auf lateiniſche Schulen, Gymnaſien und Lyceen ꝛc.

(Schluß.)

Fordert der Geiſt der zu überſetzenden Stelle ja einmal aus rhetoriſchen Gründen eine Abweichung von der Kyriologie, ſo muß der Lehrer nachhelfen; ein Lexicon kann ſich hier auf Nachhülfe nicht einlaſſen; es dient bloß dem richtigen Verſtändniß.

In der Angabe der Bedeutung findet Ref. noch manches Irrige. Luculentus bedeutet niemals trefflich, herrlich, ſondern nur anſehnlich. Wer Sinn für die Nuancen der Begriffe hat, der fühlt den großen Unterſchied. Trefflich und herrlich kann man nicht ohne Emphaſe und Enthuſiasmus ausſprechen; anſehnlich dagegen enthält eine ganz ruhige Anerkennung. — Profiteri war lediglich durch frey, öffentlich bekennen zu überſetzen, keineswegs durch eingeſtehen, wie confiteri. — Manere heißt bloß bleiben, nicht: ſich verweilen commorari, denn das letztere involvirt den Begriff eines bloß temporären Bleibens, der von manere ausgeſchloſſen iſt. — Malitiosus heißt unſeres Wiſſens nirgend boshaft, malitiös, ſondern nur gewiſſenlos. Aber der Gewiſſenloſeſte iſt darum noch nicht das, was man boshaft nennt.

Um nicht allzuausführlich über ein Werk zu werden, welches ſeiner Natur nach nicht eigentlich Anſpruch macht, die Wiſſenſchaft zu fördern, beſchränken wir uns noch auf einige Berichtigungen vermiſchten Inhalts. Ob flagitium auch die ungeſtüme Forderung bedeutet habe, iſt zweifelhaft. Zwey Stellen ſind angeführt; in der des Plautus iſt offenbar die Schande gemeint; wahrſcheinlich auch in der des Tacitus. — Unter Furca wird das horaziſche Naturam expellas Furca durch zweyzinkige Gabel erklärt; während die für dieſe Stelle paſſende Bedeutung: ein Marterwerkzeug für Sklaven, erſt am Ende angegeben iſt. — Bey infitias ire war zu bemerken, daß es nur mit der Negation vorkömmt. — Was ſoll ſich Ref. darunter denken, wenn es heißt: „modo motivirt I) einen Begriff, indem es ihn 1) einſchränkt und ausſchließt . . . 2) abſolut hinſtellt.“ Wollte er etwa „modificirt“ ſchreiben? Aber auch das wäre unklar. — Ueber ne iſt H. M. nicht im Klaren. Er unterſcheidet 4 Wörter dieſes Klanges, I) ne oder nae, II) ne Adv. III) ne Conj. IV) ne enklitiſches Fragwort. Aber wie kann man in ne jura ein Adverbium ſehen? Bey richtiger Einſicht in die Syntax fällt II und III nothwendig zuſammen. — Gleich vorn heißt es: „ăb, ăbs, verkürzt ā.“ Was ſoll ſich der Schüler dabey denken, daß eine kurze Sylbe in eine lange „verkürzt“ wird? Bey einem Schulbuch darf der Verfaſſer wahrlich nicht dem Grundſatze folgen: in verbis simus faciles! — Der Hauptbegriff von stolidus fehlt ganz. Dieſer iſt nicht tölpelhaft, albern, dumm, ſondern dreiſt und brutal. Die Verwandtſchaft mit stultus ſteht nicht im Wege, und die Identität mit dem deutſchen ſtolz dient nur zur Beſtätigung. — Bey magis die Schüſſel war ſtatt

Digitized by Google

Plin. vielmehr Horat. als älteſte Autorität anzuführen; denn in Hor. Sat. II, 2, 29

> Carne tamen quamvis distat nihil hac
> magis illa

iſt nach Ad. Schäfers glücklichem Gedanken magis nicht als Adverbium zu faſſen.

Ueber das Zuviel und Zuwenig ließe ſich vielleicht hie und da noch mit Hrn. M. rechten; ob z. B. ab ante, was nur in einer Inſchrift vorkömmt, in ein Handwörterbuch gehört, während das freylich auch von den bisherigen Lexicographen ganz auſſer Acht gelaſſene Nomen servo bey Plin. Hist. N. VII, 27 sect. 29 d. h. incolumis im Gegenſatz von debilis auch hier fehlt. Aber hier ſind faſt alle Deſiderien des Einzelnen nur ſubjective Wünſche, und Hr. M. wird durch Vollſtändigkeit wie durch Präciſion im Ganzen jeden befriedigen.

Dem Wörterbuch vorangeſchickt iſt nach einem doppelten Verzeichniß der Abkürzungen auch eine chronologiſche Angabe der römiſchen Schriftſteller, die in 3 Jahrhunderte vor und 7 Jahrhunderte nach Chriſti Geburt eingetheilt ſind. Wenn Phädrus und Curtius Rufus und Petronius Arbiter in das erſte Jahrhundert verſetzt werden, ſo hätte dieſe Angabe bey den wichtigen Gründen, die ſie unſicher machen, wohl ein Fragzeichen verdient. Im 1. Jahrh. vor Chr. ſteht C. Valer. Catullus nach Lucretius, und im 1. Jahrh. nach Chr. noch einmal hinter Ovidius derſelbe Catullus; denn der von Juvenal einigemal erwähnte Mimograph aus Domitians Zeit kann doch nicht gemeint ſeyn! Dagegen fehlt Valerius Cato, der Verfaſſer der Dirae gänzlich; Ref. würde glauben, daß H. M. mit einem neueren Gelehrten die Diras für ein Werk des Virgil halte, wenn nicht unter steriliscere eben dieſer Val. Cat. als Gewährsmann genannt wäre. Die Auslaſſung iſt alſo ein Verſehen. Aber zu tadeln iſt es, wenn Tacitus von ſeinen eigentlichen Zeitgenoſſen Silius Italicus, Statius, Juvenalis, Martialis getrennt, dagegen mit ſeinem Freund Plinius in das zweyte Jahrhundert und in die Geſellſchaft eines Gellius, Appulejus und Tertullianus verwieſen wird. Ob Tacitus vor oder nach Einhundert ſeine Werke edirt hat, iſt gleichgültig; gelebt und geſchrieben hat er im erſten Jahrhundert. Der Zweck dieſer Ueberſicht kann doch nur ſeyn, dem Schüler die linguiſtiſchen oder ſtiliſtiſchen Geiſtesverwandten in Gruppen vorzuführen. In dieſem Falle wird es ihn irre machen, den Tacitus in Geſellſchaft der Zeitgenoſſen Hadrians zu ſehen, unter welchen der eigentliche Verfall der lateiniſchen Sprache erſt begann. Denn die Zeit des Tacitus, das ſogenannte ſilberne Zeitalter, darf man nur als die dritte Periode des goldenen Zeitalters anſehen.

Was wir bisher geſagt haben, beſtand faſt aus lauter berichtigenden, mithin ausſtellenden Bemerkungen. Wir haben ſie gehäuft, weil wir die Erklärung des Verf. in der Vorrede für ernſt und aufrichtig gemeint halten: „dankend werde ich jede Bemerkung ſowohl in pädagogiſcher und ſprachlicher Beziehung annehmen, und werde ſie in einer etwaigen zweyten Auflage zu benützen wiſſen.“

Die Billigkeit und die Sitte erforderte nun, dieſen einzelnen Ausſtellungen auch eine Anerkennung einzelner Verdienſte als Gegengewicht folgen zu laſſen. Allein bey einem Wörterbuch iſt es faſt unmöglich, das Verdienſt um Einzelnes herauszuerkennen und herauszuheben. Was im Einzelnen verbeſſert, entdeckt, hinweggelaſſen oder neu hinzugeſetzt iſt, verſchwindet nothwendig unter der Maſſe des Stoffes, den er von ſeinen Vorgängern nothwendig entlehnen und reſp. abſchreiben muß. Daher iſt, wie Gottfried Hermann in einem uns ſo eben zu Geſicht kommenden Vorwort richtig bemerkt, Lexicographie unſtreitig eine der mühſamſten, ſchwierigſten und undankbarſten Arbeiten. Doch will Ref. den Vorwurf des Undanks, ſo weit er kann, von ſich fern zu halten ſuchen. Er will gern glauben, daß eben ſo viel oder noch mehr Verdienſtliches im Einzelnen in dem Buch verborgen liegt, welches auch bey genauer Prüfung doch den Schein des Gemeingutes annimmt, um ſo mehr, als ſich der Verf. löblicher Weiſe aller Polemik enthalten hat, welche die individuellen Anſichten weit mehr in den Vordergrund ſtellen würde. Im Allgemeinen iſt das vorliegende Wörterbuch mit viel Verſtand angelegt und ausgeführt; was einem Schüler oder Dilettanten noth thue, iſt wohl überlegt und bey der Ausführung nicht aus dem Auge ver-

Digitized by Google

loren, und Ref. hat ſchon Gelegenheit gehabt, es in ſeinem nächſten Kreiſe zu empfehlen und zu verbreiten. Allein abgeſehen von dem allgemeinen Satz: Opere in longo fas est obrepere somnum ſcheint dem Verf. nicht Zeit genug zu einer gründlichen Vorbereitung für eine lexicaliſche Arbeit gelaſſen worden zu ſeyn, welche auf Selbſtſtändigkeit Anſpruch machen könnte. Und doch hält ſich der Inhalt der Vorrede von einem ſolchen Anſpruch nicht ganz frey. Er hat ſich mit den einſchlägigen lexicographiſchen Schriften der neuern Zeit nicht gehörig bekannt gemacht. Ref. glaubt durch ſeine ausführliche lateiniſche Synonymik einen Beytrag zur lateiniſchen Lexicographie gegeben und manchen Irrthum beſeitigt zu haben; er weiß auch, daß ſeine mühevolle Arbeit nicht unbekannt und unbeachtet geblieben iſt; auf Hrn. Mühlmanns Wörterbuch ſcheint ſie jedoch keinen oder einen ſehr geringen Einfluß ausgeübt zu haben; denn das meiſte von dem, was Ref. oben rügen zu müſſen glaubte, hätte ſich vermeiden laſſen, wenn der Verf. das angeführte Werk hätte zu Rathe ziehen mögen. Ref. findet aber auch keine ſichern Spuren von fleißiger Benützung anderer philologiſcher Werke, welche in neuerer Zeit die Kenntniß der lateiniſchen Sprache gefördert haben. Um nur eins zu erwähnen, Madvig gehört doch gewiß zu den Matadoren unter den heutigen Kennern des Latein. Gleichwohl ſteht das Subſtantiv ascitus ohne alles Bedenken und Warnungszeichen aus Cic. Fin. V, 7 bey H. Mühlmann, welches Madvig z. d. St. als ein confictum nachgewieſen hat.

Was die Verlagshandlung betrifft, ſo hat ſie das Werk würdig ausgeſtattet. Das Papier iſt weiß und gut, und die Lettern, wenn auch etwas klein, doch deutlich und ſcharf.

L. D.

Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien.

(Fortſetzung.)

Der Abſchnitt über die Culturzuſtände der heroiſchen Zeit bedarf, ſo viel Gutes er auch enthält, doch bey einer neuen Ausgabe einer ſorgfältigen Verbeſſerung. Wir können hier nur einen für die Kunſt- wie die Religionsgeſchichte gleichwichtigen Punkt berühren. Der Verfaſſer hält (S. 274) die Theſauroi für Schatzhäuſer, Andere erklären ſie für Gefängniſſe. Allein, dieſe domartigen, gewölbten Gebäude waren urſprünglich Tempel der Lichtgötter, deren Beſchaffenheit oder Form dieſelbe ſymboliſche Bedeutung hatten, wie die Grotten, in welchen jene nach ſo vielen Sagen verweilen. Für dieſe Anſicht ſprechen nicht bloß die Erzählungen von der Beſchaffenheit des Labyrinthes auf Kreta, welches Müller (Dorer, I, 215 ffg. 241 — 243) ganz richtig für einen Haupttempel des Sonnengottes erklärte, ſondern auch eine Stelle des Macrobius (Saturn. I, p. 300 Bip.), von der wir ihrer Wichtigkeit halber den Anfang mittheilen. Item in Thracia eundem haberi solem atque Liberum accipimus; quem illi Sebazium nuncupantes, magnifica religione celebrant, ut Alexander scribit: eique Deo in colle Zilmisso aedes dicata est specie rotunda, cujus medium interpatet tectum; rotunditas aedis monstrat hujusce sideris speciem: summoque tecto lumen admittitur, ut appareat, solem cuncta vertice summo lustrare lucis immissu, et quia oriente eo universa patefiunt.

Ferner nimmt der Verfaſſer (S. 274) die dichteriſche Beſchreibung der Paläſte des Alkinoos, Menelaus und Odyſſeus im buchſtäblichen Sinne, ohne zu bedenken, daß man, wenn dieß geſtattet wäre, auch die Erzählungen von der Werkſtätte des Hephäſtus, von den ſchönen Gegenſtänden, welche er verfertigte, von der Beſchaffenheit und Einrichtung des Palaſtes des Zeus und der übrigen Götter, von den unermeßlichen Schätzen, welche ſich

in der Behauſung des Hermes in Arcadien finden, im buchſtäblichen Sinne nehmen dürfte. Wir glauben, daß der Palaſt des Menelaus, wie jener des Alkinous nur in der Einbildungskraft der Dichter exiſtirte, in *alten* Dichtungen aber deßhalb vielfach verherrlicht wurde, weil er dieſelbe *ſymboliſche* Bedeutung hatte, wie jener des Zeus oder des Helios. Der große Glanz, die Farbe der Wände und die ganze Einrichtung der Behauſungen des Alkinous und Menelaus erinnern an die Farbe des Himmelsgewölbes, wie an den Glanz der an demſelben befindlichen Sonne.

Aus dem Abſchnitte über die *Wanderung der Herakliden* oder *Dorier* heben wir nur einige Punkte heraus, welche nicht richtig aufgefaßt zu ſeyn ſcheinen. Zuvörderſt drängt ſich uns die Frage auf, wie es wohl gekommen ſeyn mag, daß der Zug der Dorier ſo *lange dauerte*?

Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinuns liegt nach unſerer Ueberzeugung nicht in dem Widerſtande, welchen ſie fanden, ſondern in der Sitte der Griechen, große Thaten auf die Götter und Heroen überzutragen. Was die *Dorier ſelbſt* ausführten, legte die Sage ihren *Heroen* bey. Aus dieſem Grunde wird die Eroberung des Peloponneſus ihrem Heros *Hyllus* zugeſchrieben. Zur Ausgleichung der chronologiſchen Widerſprüche, die ſich auf dieſe Weiſe herausſtellten, ließ man den Hyllus nach Verlauf eines Jahres aus einem *erdichteten* Grunde, angeblich wegen der Peſt, wieder aus dem eroberten Lande abziehen, und die Unterwerfung desſelben durch andere Heroen von Neuem anfangen. Ferner ſuchte die Sage, wie wir ſchon einigemal bemerkten, den *Cultus*, den ein Gott oder Heros an *verſchiedenen* Orten hatte, durch die Annahme zu erklären, daß der Gott oder Heros oder das Volk, welchem derſelbe zunächſt angehörte, jene Orte, wo ſich ſein Andenken oder Cultus fand, ſelbſt beſuchte, und dadurch ſeine Verehrung begründete. Daß Herakles in Attica verehrt wurde, iſt bekannt. Dieſer Umſtand gab Veranlaſſung zu der Sage, daß Hyllus auf ſeinem Zuge nach Attica gekommen ſey. Wenn die attiſchen Dichter dieſe Sage häufig und gerne benützten, um die ſchon in alter Zeit erprobte Menſchenfreundlichkeit der Athenäer bey dieſer Gelegenheit zu verherrlichen, ſo darf man aus der *Art*, wie ſie dieſelbe gebrauchten, eben ſo wenig ſchließen, daß ſie die ganze Sache zur Erreichung obigen Zweckes erfanden, als man mit Grund behaupten kann, daß die Herakliden unter des Hyllus Anführung wirklich nach Attica gekommen ſeyen.

Daß der angebliche Anführer der Dorier, *Oxylus*, aus einem Prädikate des Ares oder Apollo entſtand, unter deſſen Leitung die Dorier die Eroberung des Peloponneſus unternahmen, haben wir in der Alterthumszeitſchrift (v. 1842 S. 358 — 362) zu erweiſen geſucht. Dieſer Oxylus wurde in Elis, wie in Aetolien verehrt, eine Erſcheinung, welche ſich aus der alten Verwandtſchaft der Epeer in Elis mit den Aetoliern erklärt. Die Sage konnte aber ſeine Verehrung in Elis nur durch die Annahme erklären, daß er zur Zeit der Eroberung des Peloponneſus durch die Dorier, die ihn wahrſcheinlich ebenfalls verehrten, aus Aetolien nach Elis gewandert ſey. Aus dieſer Wanderung, welche dieſelbe Bedeutung hat, welche Niebuhr (kleine hiſtor. Schriften S. 370 Anmerk.) der Wanderung des Pelops mit Recht beylegt, möchten wir mit dem Verfaſſer (S. 289) keineswegs die Folgerung ziehen, daß die Aetolier um Kalydon durch vordringende Stämme aus dem Norden zur Auswanderung gezwungen wurden, und zur Zeit der Eroberung des Peloponneſus durch die Dorier ſich in Elis neue Wohnſitze verſchafften. Elis erfuhr durch die doriſche Wanderung *keine* Veränderung der Art, ſondern dieſe Annahme entſtand einzig durch die *angebliche Wanderung* des *Oxylus*, welche zur Erklärung der Erſcheinung ſeines Namens in Elis erdichtet wurde. Man brachte ihn mit dem Zuge der Dorier, denen er nicht fremd war, in Verbindung, und gab ihm, ſobald man ihn als Fürſten und Eroberer betrachtete, natürlich ein Gefolge von Aetoliern, mit welchem er dann Elis erobern mußte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Geſchichte und Geographie von Altgriechenland und ſeinen Colonien ꝛc.

(Schluß.)

Ferner können wir nicht glauben, daß *Iphitus* die olympiſchen Spiele ſtiftete oder erneuerte und geſetzlich anordnete, und in Verbindung mit Lykurgus den olympiſchen Gottesfrieden oder die peloponneſiſche Waffenruhe während der olympiſchen Spiele und der Neutralität von Elis feſtſtellte. Wir vermuthen vielmehr, daß auch des Iphitus Name urſprünglich ein Prädikat des Sonnengottes war, welches ſich auf die Stärke und Kraft des Lichtes bezog, und daß der ihm beygelegte *Discus* die *Sonnenſcheibe* veranſchaulicht habe, daß die Dorier demnach auch hier, wie in vielen andern Fällen, das auf ihren Gott Apollo oder auf den aus einem Beynamen desſelben entſtandenen Iphitus übertrugen, was *ſie* durch ihr Anſehen und ihren Einfluß bewerkſtelligten, d. h. daß der Gottesfriede in Elis durch den Schutz Apollo's oder des delphiſchen Orakels und die Macht der Dorier ſeine Sicherung erhielt. Darin aber ſtimmen wir mit dem Verfaſſer (S. 294) vollkommen überein, daß die gemeinſchaftliche Feyer der olympiſchen Panegyris eine engere Verbindung des doriſchen Stammes mit dem *epeiſchen* in Elis bewirkte, und daß jene Feſtfeyer ſich zu einem Nationalfeſte nicht nur der peloponneſiſchen Dorier, ſondern aller Hellenen erhob.

Die angebliche Geſetzgebung des Lykurgus hat der Verfaſſer viel richtiger aufgefaßt, als dieß in einem Handbuche der griechiſchen Geſchichte vor ihm geſchah. Er ſah wohl ein, daß die doriſchen Satzungen nicht von Lykurgus herrühren. „Die Reiſen dieſes Heros nach Delphi und Kreta ſind nach ſeiner Anſicht nur mythiſche Bezeichnungen der Verbindung, in welcher Sparta mit dem doriſchen Stammgotte Apollo und der doriſchen Politie auf Kreta ſtand, die ein Vorbild der ſpartaniſchen war." Den Ausdruck *Vorbild* möchten wir deßhalb nicht gebrauchen, weil derſelbe leicht die Vermuthung beſtärken könnte, daß die ſpartaniſche Verfaſſung wirklich eine Nachbildung der kretiſchen geweſen ſey, was durchaus nicht der Fall war. Auf der Inſel Kreta, wo Dorier lebten, wie in Sparta, hat ſich die einfache Verfaſſung der heroiſchen Zeit faſt eben ſo lange in ihrer urſprünglichen Reinheit erhalten, wie in Sparta. Die Reiſen des Lykurgus aber haben eine ganz andere Bedeutung. Sein Name war urſprünglich ein Prädikat des delphiſchen Gottes, wurde aber, wie viele andere Namen, von dieſem getrennt und zu einem beſondern Weſen erhoben. Als Sonnengott hat Lykurgus nur *ein Auge* mitten auf der Stirne, wie Polyphem, von welchem die Alten erzählten, daß es ſo groß geweſen ſey wie ein argoliſcher Schild. Dieſes Auge bezeichnete ſymboliſch die Sonne, welche Sophokles *das Auge des Tages* nennt, wie bey Aeſchylus *der Mond das Auge der Nacht* heißt. Als man dieſe einfache Bedeutung des einzelnen Auges nicht mehr erkannte, entſtand die Sage, daß ihm in Folge eines Aufruhrs ein Auge *ausgeſchlagen* wurde. Wegen der Ordnung und Harmonie, welche das Sonnenlicht in die ganze Natur bringt, ward der Sonnengott als Begründer ſittli-

Digitized by Google

cher und bürgeelicher oder geſetzlicher Ordnung betrachtet, und dieſer Umſtand, ſo wie die Sitte der Griechen, alles Schöne und Große, das von ihnen ausgieng, den Göttern beyzulegen, gab Veranlaſſung, daß man die Einrichtung des ſpartaniſchen Staates auf den Apollo-Lykurgus zurückführte, und als dieſer Name vom delphiſchen Gotte getrennt wurde, den Lykurgus als Geſetzgeber der Spartaner im buchſtäblichen Sinne betrachtete. Als Gott oder Heras gehört Lykurgus eben ſo wenig einer beſtimmten Zeitperiode an, als Kekrops aber Minas. Aus dieſem Umſtande läßt ſich abnehmen, warum ihn einige Schriftſteller in die Zeit der Einwanderung der Dorier hinaufrücken, während ihn Ariſtoteles erſt nach den meſſeniſchen Kriegen auftreten läßt. Seine Reiſe nach Delphi bezieht ſich auf ſeine Identität mit Apallo, die Reiſe nach Kreta aber auf die Verwandtſchaft der Dorier in Sparta mit jenen auf dieſee Inſel. Aus dieſer Verwandtſchaft dürſte ſich am erſten abnehmen laſſen, warum ſein Name ſich auf Kreta erhielt. Dieſe Erſcheinung kannte aber die ſpätere Zeit nur durch die Annahme einer Wanderung erklären, wie ſie auf gleiche Weiſe auch die auf ganz andern Urſachen beruhende Aehnlichkeit der kretiſchen und ſpartaniſchen Verfaſſung durch die Annahme zu erklären ſuchte, daß Lykurgus die kretiſche Verfaſſung nach Sparta verpflanzt habe.

In Bezug auf die Veranlaſſung und die Bedeutung der meſſeniſchen Kriege folgt der Verfaſſer (S. 295) dee bisherigen Anſicht, vielleicht mit Unrecht. Wie können unmöglich glauben, daß die Dorier in Meſſenien ſo ſchnell ihr eigenthümliches Weſen abgelegt, ſich mit der alten Bevölkerung vereinigt, und daduech die Darier von Sparta ſich entfremdet haben ſollen, während ſie ihre Sitten und Gebräuche an andern Orten ſo lange mit größter Treue bewahrten. Auch können wir uns nicht überzeugen, daß Gränzſtreitigkeiten die meſſeniſchen Kriege veranlaßten. Wir ſuchen vielmehr die Veranlaſſung derſelben darin, daß das Gebiet von Sparta nicht ausreichte, um alle Doriee mit Ackerlooſen zu verſehen, daß alſo der Umſtand, daß viele derſelben nach dem fruchtbaren Meſſenien lüſtern waren, und ihr kriegeriſcher Geiſt den

erſten Krieg mit Meſſenien heebeyführten, welches von den Doriern nach keineswegs unterworfen war, ſondern unter ſeinen altrn Fürſten in Unabhängigkeit van Sparta und den Doriern überhaupt lebte. Allein, wie man die Eraberung des geſammten Peloponneſus auf den Heros Hyllus zurückführte, wie man die Eroberung Trojas durch die Aealiee ihrem Heras Achilles und ſeinem Sahne Neoptalemus beylegte, ſa ward auch die Unterwerfung Meſſeniens dem Kreſphontes zugeſchrieben, und die ungerechte Ausführung dieſer That, wie bey der Erabeeung von Traja, verhüllt.

Auch in Hinſicht auf die Provinz, aus welcher die äoliſchen Colonien in Kleinaſien zunächſt ausgiengen, können wir mit dem Veeſaſſee nicht einverſtanden ſeyn. Er betrachtet (S. 381) nämlich nach hergebrachter Weiſe den Peloponneſus als die Heimath derſelben. Dieſe Annahme veranloßten die Heroen, welche als Führer jener Coloniſten genannt werden. Nach Pindar (Nem. XI, 34) führte ſie Oreſtes aus dem Peloponneſe nach Kleinaſien, wäheend dieſer nach Pauſanias in Arcadien begeaben war. Nach Strabo (XIII., p. 582 b. c.) machte Oreſtes bloß den Anfang mit der Abführung der Calonie, erlebte aber die Vollendung des Zuges nicht. Nach ihm tritt ſein Sohn Penthilus an ſeine Stelle, bringt aber die Coloniſten auch nue bis Thracien, während ihn Pauſanias die Inſel Lesbus beſetzen läßt. Nach Strabo führte auch Archelaus, der Sohn des Penthilus, die Aealiee bloß in die Gegend des nachherigen Cyzieus, und erſt deſſen jüngſter Sahn Gras gieng mit ihnen über den Fluß Granikus, und nahm Lisbus ein.

Nach Pauſanias iſt aber Gras kein Sohn des Archelaus, ſondern des Echelaus, und zieht mit einer beſonderen Colonie aus Lacedämon ab, und nimmt das Land zwiſchen Ionien und Myſien in Beſitz. Vergleichen wir eine andere Angabe des Strabo (IX, p. 401 c.) mit dieſen Nachrichten, ſo ſegeln des Oreſtes Kinder aus dem böotiſchen Haſen Aulis ab. Aus dieſem Haſen ſegelt aber auch Achilles, der Zerſtörer von Troja, ab, in deſſen Gebiete ſich ebenfalls zwölf äoliſche Städte befanden. Auf

Digitized by Google

dem gewöhnlichen Wege laſſen ſich dieſe widerſprechenden Angaben nicht ausgleichen. Es iſt räthſelhaft, warum die Wanderung der Colonie ſo lange währt, unbegreiflich, warum dieſelbe in Thracien umherzieht, warum Oreſtes, Penthilus und Gras, wie ſchon früher Achilles, die Inſel Lesbus erobern. Allein, wenn wir berückſichtigen, daß Oreſtes und Penthilus, wie Achilles, Heroen, nicht gewöhnliche Könige oder Söhne von Königen ſind, daß ſie als ſolche keinem beſtimmten Lande und keiner beſtimmten Zeit angehören, daß ſich deßhalb ihr Andenken oder ihre Verehrung faſt bey allen Zweigen desſelben Stammes findet, daß endlich die Griechen hiſtoriſche Ereigniſſe auf die Heroen überzutragen pflegten, ſo fallen die auf andere Weiſe unauflösbaren Widerſprüche von ſelbſt hinweg. Die Namen Achilles, Oreſtes, Penthilus gehörten den äoliſchen Völkerſchaften an, erſcheinen alſo in Kleinaſien, wie an verſchiedenen Orten Griechenlands, wo Aeolier oder verwandte Zweige wohnten. So treffen wir den Namen des Oreſtes in Arcadien, in Mycenä, in Macedonien, in Aulis, auf Lesbus und im trojaniſchen Gebiete an. Die Eroberung Trojas, wie die Einnahme der Inſel Lesbus und des eigentlichen Aeolis ward nach der oben bezeichneten Sitte auf die genannten Heroen übergetragen. Als nun Oreſtes, Penthilus, Archelaus und Gras für gewöhnliche Menſchen angeſehen, und in genealogiſche Verbindung gebracht wurden, mußte nicht bloß die Dauer des Zuges der äoliſchen Coloniſten deßhalb, weil man jeden der angeführten Heroen mit demſelben in Verbindung brachte, auf eine höchſt ſonderbare Weiſe verlängert werden, ſondern es mußte bey der Sitte, daß man die Heroen jene Orte, wo ſie verehrt wurden oder ihr Andenken ſich erhalten hatte, ſelbſt beſuchen ließ, auch die Richtung der Wanderung, welche von Aulis ausgieng, eine höchſt ſonderbare Geſtalt bekommen. Da der Name des Oreſtes, welchen man fälſchlich als eigentlichen und erſten Anführer der Aeolier im buchſtäblichen Sinne betrachtete, beſonders im Peloponneſe gefeyert war, ſo ließ ihn die Sage von hier ausgehen. Auf dieſe Weiſe entſtand die gewiß ganz irrige Anſicht, daß jene äoliſchen Coloniſten Peloponneſier geweſen ſeyen. Wir vermuthen, daß ſie zunächſt aus theſſaliſchen, phocenſiſchen und böotiſchen Theilen, keineswegs aus peloponneſiſchen Aeoliern beſtanden, und daß ihre Abfahrt durch jene groſe Kataſtrophe herbeygeführt wurde, welche auch den Einfall der Dorier in den Peloponneſus veranlaßte. Daß unter jenen äoliſchen Coloniſten in Kleinaſien auch der Name des Agamemnon ſehr gefeyert ſeyn konnte, ohne daß ſie deßhalb von Achäern oder Aeoliern des Peloponneſus abſtammten, wird denjenigen nicht befremden, der ſich erinnert, daß der Name des Agamemnon in Phokis und Böotien eben ſo einheimiſch war, wie in Mycenä.

Indem wir dieſe Anzeige ſchließen, können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daß Hr. Fiedler auch in Zukunſt ſeine Muſſeſtunden der griechiſchen Geſchichte widmen, und durch die Fortſetzung ſeiner Studien auch der Urgeſchichte jene groſen Vorzüge verſchaffen möge, welche ſeine Darſtellung der eigentlich hiſtoriſchen Periode auszeichnen. Wenn wir in dieſer Anzeige faſt nur diejenigen Punkte hervorgehoben haben, in welchen wir ſeine Anſicht nicht theilen können, ſo geſchah dieß nicht aus Tadelſucht, ſondern es beſtimmte uns einzig der Wunſch, ihm zur näheren Prüfung der dunklen Geſchichte der Urzeit Veranlaſſung zu geben. Die Ueberzeugung, für die Aufhellung der griechiſchen Geſchichte ſehr viel geleiſtet zu haben, und der Beyfall, den ſein Werk bey allen Freunden der helleniſchen Geſchichte finden dürfte, wird ihn für die viele Mühe, welche er auf dasſelbe verwendete, reichlicher entſchädigen, als Lobſprüche von unſerer Seite. Die äußere Ausſtattung des Buches entſpricht der Vortrefflichkeit des Inhaltes, und der Preis iſt bey dem Umfange desſelben und der Oeconomie des Druckes ſehr billig.

Uſchold.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841 8.

(Fortſetzung.)

V.

Kleeblatt alter würzburger Künſtler.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Mit einer lithographirten Beylage, das Facſimile des Tilmann Riemenſchneider, des Malers Oswald Onghers und das Monogramm des Malers Jakob Cal darſtellend. Die biographiſchen Notizen über drey in Wirzburg lebende, wenn auch nicht in dieſer Stadt geborne Künſtler ſind aus des Hrn. Sch. handſchriftlichem „Wirzburger Künſtlerlexicon.“

1) Jakob Cai, Cay, war zu Lützen bey Leipzig geboren, hielt ſich als Malergeſelle von 1566 — 1567 zu Wirzburg auf, und ward im letztern Jahre in die aus den Flach- und Glasmalern und Bildſchnitzern beſtandene St. Lucas Bruderſchaft als Meiſter aufgenommen; zugleich erwarb er das Bürgerrecht. Nach Inhalt des Zunftbuches ward er 1569 neben dem Glaſer Hanns Schmutzer als Zunftgeſchworner gewählt und malte damals als Muſter für künftige Meiſterſtücke ein 4′ hohes und 3′ breites Veſperbild auf Holz, welches von dem Oberrathe (der Polizeybehörde) 1571 wirklich als Muſter für die Meiſterſtücke der Maler geſetzlich vorgeſchrieben wurde. Es folgt hierauf eine ausführliche Beſchreibung des Bildes, ſo wie noch die Aufzählung einiger ſeiner der Hiſtorienmalerey angehörigen Werke. Mit beſonderer Auszeichnung trieb er die Miniatur, und zeichnete ſich auch als Formſchneider aus.

2) Oswald Onghers, auch Unger, geboren 1628 zu Mecheln. Die näheren Umſtände, welche ihn nach Franken führten, ſind wenig bekannt. Nach mehrjährigem Aufenthalte und Arbeiten zu Wirzburg verehelichte er ſich daſelbſt mit einer Buergerstochter und erhielt 1667 das Buergerrecht. Sein Hauptfach war Hiſtorienmalerey, beſonders die heilige Geſchichte. Der Künſtler wird vom Hrn. Sch. gegen Mannlich's in der That allzuhartes Urtheil warm vertheidigt und ſein ehrenwerther Charakter im Umgange mit ſeinen Kunſtgenoſſen und Mitbürgern, unter welch' letztern er 30 Jahre lang die Stelle eines Burgerhauptmanns bekleidete, hervorgehoben. Onghers hieß wegen ſeines erworbenen Reichthums der „reiche Maler.“ Auch ſeine Wohnung zu Wirzburg „beym untern Mainthor“ iſt vom Hrn. Sch. ermittelt worden. Onghers ſtarb 78 Jahre alt am 27. December 1706 in Ausübung ſeiner Kunſt plötzlich an der Staffeley, als er eben an einem Gemälde für die Kloſterkirche zu Brunnbach, den in der Wüſte predigenden Johannes darſtellend, arbeitete. Begraben liegt er im Minoritenkloſter zu Wirzburg.

3) Der Bilderſchnitzer Tilmann Riemenſchneider, aus Oſterode gebürtig, kam 1483 auf ſeiner Wanderſchaft nach Wirzburg, und wählte bald dieſe Stadt zu ſeinem bleibenden Wohnorte. Er war der geſchickteſte Bildſchnitzer, den Wirzburg je beſeſſen, und ſeine Arbeiten wurden von den Zeitgenoſſen ſehr geſchätzt. 1504 wählte man ihn zum Rathsherrn. Er zierte den Dom mit ſchönen Epitaphien der Biſchöfe Rudolph v. Scherenberg und Lorenz von Bibra. Hr. Sch. zählt ſeine vorzüglichſten Arbeiten auf, darunter zuerſt das marmorne Epitaphium St. Heinrichs und St. Kunigundens im Dome zu Bamberg ꝛc. Mit Recht nennt ihn Lorenz Fries einen „weltberühmten Meiſter.“ Im J. 1521 wählte ihn die Stadt zu ihren erſten Burgermeiſter. Am St. Kiliansabende 1531 beſchloß er, der ſo viele Bildniſſe dieſes Heiligen und ſeiner 2 Gehülfen verfertigt, ſein ruhmvolles Leben. Sein Grabſtein wurde 1822 auf dem Domleichenhof zufällig entdeckt und auf Hrn. Sch's. Veranlaſſung in den Kreuzgang des Doms ſüdwärts verſetzt.

VI.

Beytrag zur Biographie des würzburger Fürſtbiſchofs Julius Echter von Mespelbrunn.

(Fac simile des Biſchofs Julius.)

Von dem k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Dieſer den Original-Akten des damaligen wirzburgiſchen Domkapitels entnommene Beytrag zur Lebensgeſchichte des unſterblichen Biſchofs wird wohl, wenn wir uns recht entſinnen, vom Hrn. Verfaſſer der in dieſem Jahre erſt erſchienenen Biographie benutzt worden ſeyn. Früher ſchon, im V. Bande, II. Hefte des Archivs von Unterfranken (ſ. gel. Anz. 1841. 5. Juni, Nr. 112. p. 903. 904) hatte Hr. Sch. Geburtsjahr und Tag gegen Gropp urkundlich und gewiß feſtgeſtellt. Der erſte Theil des mitgetheilten Facſimiles, den Ausgang der Horaziſchen Epiſtel 1. 6:

(. . . . Sine amore iocisque
Nil est jucundum; uiuas in amore iocisque
Viue; Vale: si quid nouisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum)

enthaltend, ſcheint aus einem Stammbuche genommen zu ſeyn, in welches Julius dieſe Worte eingeſchrieben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de **Lex emendata** avec des notes et des dissertations par **J. M. Pardessus**, membre de l'Institut. Paris, imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 1843. 4.

(Erſter Artikel.)

Seit einiger Zeit giebt ſich in Frankreich ein höchſt erfreuliches und reges Studium der Geſchichte kund; eine Mehrzahl gründlicher Werke iſt das Reſultat davon. Es iſt gleichſam, als ob ein wahrhaft anerkennenswerther Ehrgeiz die franzöſiſchen Gelehrten antriebe, auch in dieſer Art von Studium den Deutſchen nicht nachſtehen zu wollen. Man hatte uns öfters von dort her zu verſtehen gegeben, unſer auf ein genaues Durchforſchen der Quellen gerichtetes Studium der Geſchichte ſey zwar recht verdienſtlich, aber es ſey eigentlich nur eine bergwerksmäßige Vorarbeit, die des franzöſiſchen Geiſtes und der Verarbeitung durch denſelben bedürfe, um einen wahren Werth zu erhalten. Doch wir wollen wegen der Vergangenheit nicht rechten; man hat ſich in Frankreich eines Beſſeren überzeugt, davon nämlich, daß man ohne eignes gründliches Quellenſtudium auch nicht zu einer tüchtigen hiſtoriſchen Darſtellung gelangen kann. Jedes Jahr bringt uns nun eine Reihenfolge hiſtoriſcher Werke gelehrter Franzoſen, die, wenn auch nicht alle von gleichem Werthe, es hinlänglich bekunden, wie ernſt man die Sache dort nimmt und wie man ſich nicht mehr mit Phraſen und Declamationen begnügt, die oft doch nur ein Deckmantel für einen ziemlich hohen Grad von Unwiſſenheit geweſen ſind. Nicht nur der Geſchichte des franzöſiſchen Mittelalters, ſondern auch der der älteren Zeit hat ſich ein bedeutendes Intereſſe zugewendet. Kaum iſt auf die zweyten Ausgaben von **Guizot** Essais sur l'histoire de France und **Thierry** Récits des temps Mérovingiens (2 Voll. Par.) ein Werk von **Lehüerou**, Histoire des institutions Mérovingiennes*), welches die Merovingiſche Zeit darſtellt, gefolgt, als auch ſchon ein anderes von **Pétigny** unter dem Titel Etudes sur l'epoque Mérovingienne erſcheint, welches in ſeinem bisher herausgegebenen erſten Bande die Schilderung der früheren Geſchichte Galliens bis zur Begründung der merovingiſchen Dynaſtie enthält. Viele einzelne der franzöſiſchen Provinzen haben in neueſter Zeit Bearbeitungen ihrer Geſchichte erhalten; wir erwähnen nur: **Castillon**, histoire des populations Pyrenéennes (Toulouse 1842. 2 Voll.), **La Fontenelle**, Aquitaine und die ſehr tüchtigen Forſchungen von **Courzon** auf dem Gebiete ſeiner vaterländiſchen Geſchichte von Bretagne (Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule Armoricaine). Während daneben die Herausgabe von Urkundenſammlungen unermüdet fortſchreitet, hat es nicht fehlen können, daß nicht auch die Rechtsgeſchichte ihre Bearbeitung gefunden hätte. Zu früh iſt **Klimrath**, deſſen Schriften ſo eben Hofrath **Warnkönig** in Freiburg unter dem Titel: Travaux sur l'histoire du droit français par feu Henri Klimrath in 2 Bänden (Pa-

*) S. Gel. Anzeigen, Bd. 15, S. 665 f.

ris et Strasbourg) herausgegeben hat, durch den Tod der Wiſſenſchaft entriſſen worden. Dafür arbeitet aber der ehemalige Schriftgießer, jetzt gründliche Schriftſteller Laboulaye raſtlos auf dem Gebiete der Rechtsgeſchichte. Auf ſein intereſſantes Werk: Histoire du droit de propriété foncière en Occident hat er vor Kurzem ſeine Recherches sur la condition civile et politique des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours (auf eine ſinnige Weiſe den Manen ſeiner jüngſt verſtorbenen Gattin dedicirt) folgen laſſen. Eine andere Arbeit, welche hieher gehört: Ginoulhiac, Histoire du régime dotal et de la communauté en France, iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen.

Wir haben uns die Aufgabe geſtellt, über die neueſte hiſtoriſche Literatur in Frankreich von Zeit zu Zeit Auskunft zu geben, und machen mit einem die deutſche Geſchichte, insbeſondere die ältere Rechtsgeſchichte unmittelbar berührenden Werke den Anfang, nämlich mit der ſchönen Ausgabe, welche ſo eben J. M. Pardessus von der Lex Salica veranſtaltet hat. Wir halten es für geeignet, unſere Leſer zuerſt mit der inneren Oekonomie dieſer Sammlung der alten Redactionen der Lex Salica, wie der Herausgeber ſeine Arbeit nennt, bekannt zu machen; unſer Hauptaugenmerk wird aber auf die Beurtheilung der von dem Herausgeber gelieferten rechtshiſtoriſchen Abhandlungen gerichtet ſeyn.

In der Vorrede wird vorzüglich von dem bey der Herausgabe beobachteten Plane gehandelt, und eine Beſchreibung der bey dieſer Arbeit benützten Handſchriften gegeben. Hierauf folgt die Sammlung der Texte ſelbſt und zwar:

I. Erſter Text: Manuſcript der königlichen Bibliothek Nr. 4404 (ancien fonds); enthält 65 Titel.

II. Zweyter Text: Manuſcript der k. Bibliothek Nr. 65 (Suppl. latin.); hat wie der vorige 65 Titel.

III. Dritter Text: aus zwey Manuſcripten 4403^b (ancien fonds) und 252 F. 9. (fonds Notre Dame); ebenfalls 65 Titel.

IV. Vierter Text: nach dem Mſ. 136 H. der mediziniſchen Facultät zu Montpellier und mehreren Codices der k. Bibliothek mit 100 Titeln.

V. Erſter Anhang zu den vier Texten: Text des Mſ. von Wolfenbüttel mit 93 Titeln.

VI. Zweyter Anhang: die Münchner Handſchrift; mit 83 Titeln.

VII. Dritter Anhang: der Heroldiniſche Text mit 80 Titeln.

VIII. Fünfter Text: die Lex Salica emendata nach 49 Handſchriften.

IX. Anhang zu dem fünften Text: die Titelüberſchriften der Handſchriften von Modena, Gotha und Leyden.

X. Capita extravagantia, 40 an der Zahl.

XI. Erſter Prolog.

XII. Zweyter Prolog.

XIII. Epilog.

XIV. Sententia de septem septennis.

XV. Noten, im Ganzen 821, die ſich auf den Text der Lex Salica emendata beziehen.

XVI. Diſſertationen, 14 Abhandlungen, welche die Hauptpunkte des Privatrechtes der Franken darſtellen.

XVII. Alphabetiſches Inhaltsverzeichniß.

An dieſe Ueberſicht des Inhalts wollen wir nun einige Bemerkungen anreihen, allen andern aber die voranſchicken, daß wir das wahrhafte Verdienſt, welches der gelehrte Herausgeber ſich um die Rechtsgeſchichte Frankreichs und Deutſchlands durch ſeine Arbeit erworben hat, ſo wie auch die würdige Haltung und die ihn ehrende Beſcheidenheit, mit welcher der Mann von wohl begründetem Rufe da auftritt, wo er als Autor ſpricht, im vollſten Maaße anerkennen und daß wir dasſelbe in keiner Weiſe zu ſchmälern beabſichtigen. Da aber eine Kritik auch darauf gerichtet ſeyn ſoll, dasjenige hervorzuheben, was bey einem zu beurtheilenden Werke noch als wünſchenswerth übrig geblieben iſt, ſo werden mehrere unſerer Bemerkungen hin und wieder auch einen kleinen Tadel enthalten, den wir jedoch nicht gern mißverſtanden ſehen möchten. —

Nr. I — VIII. Es hat die von dem Herausgeber getroffene Eintheilung etwas Auffallendes; man ſieht nämlich nicht ein, warum er fünf Texte

Digitized by Google

zählt, während er doch deren acht vollſtändig abdrucken läßt. Man könnte daher glauben, jene drey als Anhänge zwiſchen den vierten und fünften geſtellten Texte zeichneten ſich durch keine ganz beſondere Eigenthümlichkeit aus. Allein weder iſt dieß der Fall, noch auch iſt es des Herausgebers Meinung; im Gegentheil, er würdigt dieſe drey Texte ſo, daß er jeden derſelben eine eigene Claſſe bilden läßt, wie er denn ſelbſt (p. 723) von ſeinen acht Texten ſpricht, die er aus der Zahl von 65 bey der Herausgabe benützten Handſchriften zum Abdrucke ausgewählt hat. Von dieſen Codices gehören 35 Frankreich, die übrigen dem Auslande an; größtentheils hat ſie der Herausgeber ſelbſt verglichen, für die in Italien befindlichen hat ſein Enkel de Rozière ſtatt ſeiner die Arbeit ausgeführt.

Aus der oben gegebenen Ueberſicht kann man ſchon entnehmen, daß in Betreff der Titel die Zahl 65 wohl als diejenige angeſehen werden darf, welche bereits bey den älteſten Recenſionen, die hier natürlich vorangeſtellt ſind, zum Grunde gelegen hat; erſt die vierte Claſſe, deren Repräſentant der Coder von Montpellier iſt, hat 99 oder 100 Titel. Aber auch der erſte der von Pardeſſus edirten Texte zählt in der Handſchrift deren mehr als 65; der Herausgeber hat aber die nachfolgenden davon abgetrennt und da einige derſelben gar nicht, andere nur noch in zweyen Handſchriften vorkommen, mit einzelnen Titeln aus der Leydner Handſchrift der Lex emendata, ebenfalls Unica, unter der Rubrik Capita extravagantia (Nr. X) zuſammengeſtellt. Er iſt hierbey nämlich von der Vorausſetzung ausgegangen, jene Titel ſeyen erſt ſpäterhin dem Coder Nr. 4404 beygefügt worden und dieſer habe vor allen übrigen den Anſpruch darauf, für den älteſten gehalten zu werden, während Pertz (Archiv Bd. 7. S. 730) in dieſer Beziehung den beyden in der vorliegenden Ausgabe nachfolgenden Handſchriften den Vorzug giebt. Eine weitere Entſcheidung hierüber maßen wir uns nicht an, da wir uns eine ſo genaue Kenntniß der Texte bisher nicht haben aneignen können und überlaſſen dieſen Gegenſtand, ſo wie den Ausſchlag über einige andere Differenzpunkte dem hochverdienten Herausg. der Monumenta Germanica bey der auch in dieſen zu erwartenden Ausgabe der Lex Salica. Auf einen Punkt möchten wir aber doch aufmerkſam machen. Eichhorn hebt in ſeiner deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte (Bd. 1. S. 236 5te Ausg.) hervor, daß bey allen Handſchriften, von denen man annehmen dürfe, ſie enthielten den älteſten Text, ſich doch ſchon Spuren einer Reviſion fänden. Als Beyſpiel führt er (Note v) an, daß, wie in der Münchner Handſchrift die Bußbeſtimmung für die Ausplünderung eines noch nicht begrabenen Todten an zweyen Stellen (Tit. 14. c. 6. u. Tit. 55. c. 1) verſchieden getroffen wird, einmal nämlich auf 100, das andere Mal auf $72\frac{1}{2}$, dieſes auch in allen Handſchriften wiederkehre.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1841. 8.

(Schluß.)

VII.

Stiftungsurkunden des großherzoglich würzburgiſchen St. Joſephsordens.

Mitgetheilt von dem k. Legationsrathr Hrn. Dr. Scharold.

Hr. Sch. bemerkt zu dieſen Statuten: „Dieſer Oeden iſt dre erſtr und einzige, wrlcher in und für Wirzburg geſtiftet ward. Srine Statuten ſind drn Mitgliedern wedee ſchriftlich noch gedruckt mitgetheilt woedrn. Dee erlauchte Stiftee nahm bey ſeinem Regierungswechſel 1814 das auf Pergament ausgefretigtr (vom Herrn Sch. geſchriebene) Oeiginal dirſer Statuten mit ſich nach Florenz, wo er dirſen Orden am 18. März 1817 mit nenen Satzungrn auch für dir doetigen Staaten einfühete.“

VIII.

Fränkiſche Regeſten.

Vom Vreeinsſrcretär Hrn. C. Heffner.

Die Fortſetzung der in den früheren Heften drs Archivs von Unterfranken begonnruen Regeſten. Vorliegendr Abthrilung geht vom 4. Junius 815 bis 13. Juni 824, umfaßt alſo bloß 9 Jahre; und hier ſind es vorzugsweiſe Schenkungrn an das Kloſter Fulda, aus Schannat und Piſtorius, ferner die Stiftung von Me-

Digitized by Google

gingandeshuſen an der Leimbach, die Beſtätigung von Schenkungen Karls des Großen an das Kloſter Neuſtatt durch Ludwig den Frommen, die Stiftung des Kloſters Murhart, Reſtituirung der dem Bisthume Wirzburg entzogenen Güter Eichesfeld und Gibulſtat, Beſtätigungen von Concambien, und die bekannte Confirmationsurkunde der erſten Dotation des Bisthums Wirzburg. Wir hören, Hr. C. H. beabſichtige die ſelbſtſtändige Herausgabe ſeiner Regeſten, wozu wir ihm einen tüchtigen Verleger wünſchen.

IX.

Mannigfaltiges.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1. Würzburger Bibliotheken.

Der Wiederherſteller der Univerſitätsbibliothek zu Wirzburg, welche im 30jährigen Kriege zu Grunde gegangen war, iſt der Fürſtbiſchof Johann Philipp von Greifenklau, von 1699 — 1719 regierend, geweſen, welcher Fürſt als ein beſonderer Freund der Wiſſenſchaften und Gönner der Gelehrten, ſo wie als großer Beförderer der Landesuniverſität gerühmt wird. Viele koſtbare Werke, aus ſeiner eigenen Bibliothek, der Ankauf der beträchtlichen Fauſtiſchen und Fabriciſchen Bibliothek und einer großen Menge alter im Dettelbacher Spitale geſtandener Bücher bildete die neue Univerſitätsbibliothek, für welche er einen eigenen Bibliothekar anſtellte. Ums Jahr 1720 wurde die vom Domſtift während des Bauern- und Schwedenkrieges unter dem Dach der Kathedrale verſteckte und gänzlich vergeſſene Bibliothek durch Domdechant von Hutten an das Tageslicht gezogen, darunter befanden ſich nebſt mehreren 100 gedruckten Büchern mehr als 170 Handſchriften auf Pergament, dabey der berühmte aus Karls des Großen oder St. Burkards Zeiten herrührende Evangelien-Codex, der Codex Theodosianus cum aliquibus Novellis. Caii Institutionibus et Pauli ICti Libris V. Sententiarum, auf Pergament in forma quadrata literis semiuncialibus, vermuthlich zu Juſtinians Zeiten geſchrieben; viele Kirchenväter und andere meiſtens mit longobardiſchen Lettern von den karolingiſchen Zeiten her. Der Univerſitätsbibliothekar Georg Konrad Sigler verfertigte auf des Domdechants v. Hutten Geheiß einen Catalog über dieſe Bibliothek, der aber nicht gedruckt worden iſt.

2) Würzburger Stipendien zu Perugia.

Der Fürſtbiſchof von Würzburg und ſein Domkapitel hatten das Recht, auf das Collegium veteris sapientiae zu Perugia 2 Candidaten oder Stipendiaten zu präſentiren. Eines dieſer Stipendien gieng bis 1718 durch die Unbild der Zeiten verloren, ſo daß zu jener Zeit nur 1 Kandidat präſentirt werden durfte. Später ſcheint auch auf dieß Stipendium kein Anſpruch mehr gemacht worden zu ſeyn.

3) Ein altes lithographiſches Kunſtwerk.

Im Jahre 1768 verfertigte der geſchickte Eichſtätter Künſtler, Bartholomäus Wanger, ein dem Domſtift gewidmetes Denkmal. Es beſtand aus einer 2' 5" hohen, und 1' 6" breiten Solnhofer Kalkmarmor-Tafel. Oben waren die Wappen des Hochſtifts und des Fürſtbiſchofs Friedrich von Wiersberg, des Domprobſtes Richard von der Kehre, des Domdechants Erasmus Neuſtätter, Stürmer genannt, ſammt jenen von 4 Domcapitularen und Domicellaren zu beyden Seiten. Unten war in erhaben geätzter, zierlicher Schrift die Dedication an die Herrn des Wirzburger Domcapitels, welcher 6 Diſticha in latein. Sprache folgten, die ſich in einer Einfaſſung von Schnörkelwerk befanden. Nach der Säcularisation kam dieſes Kunſtwerk aus dem Domkapitels-Saale in das von B. Biank errichtete Kunſt- und Antiquitäten-Kabinet der Univerſität zu Wirzburg.

4) Die Salzburger lutheriſchen Auswanderer nach Preußen. 1732.

Der preußiſcher Seits zur Leitung des Marſches dieſer 13,000 Unglücklichen aufgeſtellte Commiſſär hieß J. Göbel. Die Jnſtradirung derjenigen, welche 8 — 900 Köpfe ſtark, am 3. Auguſt in Nördlingen eintrafen, war über Dinkelsbühl, Rothenburg, Uffenheim, Schweinfurt und Koburg. Der fürſtliche Beamte zu Dettelbach erhielt den Auftrag, die am 8. Auguſt zu Rothenburg angekommenen 935 Auswanderer etapenmäßig durch das Hochſtift Wirzburg in das Sachſen-Koburgiſche Gebiet zu geleiten. Aber er fand zu Rothenburg weder den preuß. Commiſſär, noch einiges Geld zur Bezahlung der Etapen vor, und führte den Erbarmen einflößenden Zug durch das Rothenburgiſche über die ansbachiſchen Orte Uffenheim, Mainbernheim, Steft und Prichſenſtatt auf Gochsheim, Sennfeld und Schweinfurt, — wo ſie 2 Tage anhielten, und Geld, Katechismen u. ſ. w. unter ſie vertheilt wurden, — nach Wetzhauſen, Oberlauringen, Altenmünſter, Naſſach, Mehles und Römhild. — Nach beendigtem Durchzug erſtattete der preuß. Commiſſär Göbel in einem Schreiben aus Oettingen d. d. 29. Auguſt an den Fürſtbiſchof Friedrich Karl zu Wirzburg ſeinen Dank über die humane Behandlung, die er den preußiſchen armen Unterthanen zu erweiſen befohlen.

5) Das herzoglich fränkiſche Wappen.

Es wird hier verſucht, die Entſtehung der „Cuspides", „Spitzen" in dieſem Wappen dadurch zu erklären, daß die Franken wahrſcheinlich gewohnt geweſen ſeyen, in ihren Schlachtordnungen ſolche Spitzen zu formiren. „Sie blinkten wie Silber mit Harniſch und Waffen, und um ſie her floßen Ströme von Blut." —

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortſetzung.)

Dieſe Bemerkung iſt ganz richtig, die einzige Ausnahme davon macht aber der erſte von Pardeſſus gegebene Codex Nr. 4404, wo aber nur, und zwar an der der zweyten entſprechenden, Stelle die Buße von 72½ angetroffen wird. Uebrigens kann es nicht entgehen, daß in allen jenen andern Handſchriften die Angabe der Buße von 100 Sol. da, wo ſie hingeſtellt iſt, ſich am ganz unrechten Platze befindet. Der Titel ſelbſt handelt von dem Ueberfalle, vorzüglich von dem räuberiſchen, und zwar der vorhergehende Paragraph von dem Ueberfalle, der auf einer Villa verübt wird. Der nachfolgende Titel ſpricht von der gewaltſamen Entführung. Dazwiſchen ſteht nun nach jenen Handſchriften jene abweichende Beſtimmung in Betreff der Beraubung der Todten, während an der zweyten Stelle (Cod. Mon. Tit. 55. c. 1) dieſer Gegenſtand ganz an ſeinem Orte iſt, indem der ganze Titel die Ueberſchrift führt: de corporibus expoliatis. —

Die meiſten der von Pertz in Betreff der Lex Salica aufgeſtellten Anſichten, denen auch Eichhorn gefolgt iſt, hat Pardeſſus durch ſeine Ausgabe mit Ausführung einer Mehrzahl von Gründen, die vorzüglich in der erſten Diſſertation zuſammengeſtellt ſind, beſtätigt. Darnach unterliegt es nunmehr keinem Zweifel, daß wirklich die Reihe der 65 Titel, von denen der erſte die Ueberſchrift: de Mannire, der letzte die de caballo mortuo sine consilio domini decotato (decorticato) führt, als die älteſte Redaction zu betrachten ſey. Am meiſten ähnlich ſehen ſich die beyden erſten Codices, wogegen Nr. III. ſchon deutlichere Spuren des Chriſtenthums enthält. Mehr weicht die vierte Claſſe ab, zu welcher auch der von Schilter herausgegebene Text gehört, Pardeſſus hat jedoch den der medizinischen Facultät zu Montpellier wegen ſeiner größern Genauigkeit für den Abdruck vorgezogen. Er ſetzt dieſen Codex (vergl. Pertz, Archiv Bd. 7. S. 742) in die erſte Zeit der Karolinger, dagegen den Wolfenbüttler, von Eckhart mangelhaft edirten Text, der wiederum eine Claſſe für ſich bildet (Nr. V) in den Ausgang der Merowingiſchen Periode. Dieſe Handſchrift hat einen Epilog, dem gemäß die erſten 62 Titel als die urſprüngliche Redaction König Chlodwig zugeſchrieben werden, während in dem Texte ſelbſt es erſt hinter dem 67ſten heißt: Explicit lex prima. Dieſer 67ſte Titel entſpricht aber dem 65ſten der andern Recenſionen und führt die Ueberſchrift: de caballo mortuo excortegato. Aus jener Disharmonie der Titelzahl im Epilog und im Texte ſelbſt erklärte Eichhorn (a. a. O. S. 235), man dürfe der Verſuchung, die ſpäteren Zuſätze Chlodwigs von dem urſprünglichen Texte unterſcheiden zu wollen, nicht nachgeben. Pardeſſus begegnet dieſem Einwande damit: der Cod. Guelph. enthalte eine große Menge nachweisbarer Ungenauigkeiten, im Verhältniſſe zu welchen es eine ganz unbedeutende ſey, wenn der

Digitized by Google

Abſchreiber einmal zwiſchen einer X und II eine V ausgelaſſen habe und ſomit ſey im Epilog ſtatt LXII wohl LXVII zu leſen. Daß eine ſolche Verwechslung leicht möglich ſey, hat auch der Setzer dieſer neuen Ausgabe bewieſen, denn da, wo in dem nämlichen Epilog etwas ſpäter Walter und Laspeyres die richtige Lesart XCIII haben, findet ſich bey Pardeſſus (p. 192 l. 9): LXIII. — Als ſechſte Claſſe ſteht wiederum allein unſer Münchner Codex da, den Feuerbach zuerſt herausgegeben und auch Laspeyres in ſeiner ſynoptiſchen Ausgabe der Lex Salica hat abdrucken laſſen. Eine nochmalige Reviſion der Handſchrift hat außer einigen weniger erheblichen Verbeſſerungen folgende Reſultate geliefert, daß Tit. 13. c. 4 ſtatt raptae: raptor zu leſen iſt, daß Tit. 48. c. 1 nach satisfacere die Worte: venire illos debet einzuſchalten ſind, ſo wie daß bey Feuerbach Tit. 59. c. 5. zwiſchen qui und fuerint das Wort fratres ausgeblieben iſt. Die ſiebente Claſſe bildet der Heroldiniſche noch immer etwas räthſelhafte Text: auch Pardeſſus ſpricht ſich über denſelben dahin aus, daß man nicht wiſſe, ob Herold einen aus mehreren anderen Handſchriften zuſammen getragenen Codex vor ſich gehabt, oder ſelbſt dieſes Geſchäft der Compilation aus mehreren Handſchriften vollführt habe; bis jetzt hat man die von ihm benützte Quelle noch nicht wieder aufgefunden. Dieſen Heroldiniſchen Text aber für den eigentlichen Urtext zu halten, wie man dieß lange gethan, iſt völlig unzuläſſig. — Endlich folgt (Nr. VIII) als letzte Claſſe die Lex emendata, welche Pardeſſus mit Recht weniger für eine neue Redaction als vielmehr für eine während der Regierungszeit Karls des Großen (entweder 765 oder 798; ſ. p. 266) gemachte ſorgfältige und genaue Ausgabe hält. Sie hat im Ganzen um drey Kapitel mehr, als die andern, nur allein die Leydner Handſchrift zählt deren mehrere, die Pardeſſus, wie vorher angegeben, in die Rubrik der Capita extravagantia geſtellt hat. In der Lex emendata iſt die Malbergiſche Gloſſe gänzlich fortgefallen, ſie fehlt aber auch in einigen der nicht emendirten Codices (z. B. in dem zweyten Texte). Die neuen glänzenden Entdeckungen Leo's in Betreff der Malbergiſchen Gloſſe waren dem Herausgeber noch unbekannt geblieben.

Ueber Nr. IX) iſt nichts Beſonderes zu bemerken.

Nr. X). Die von Pardeſſus ſogenannten Capita extravagantia, die er in einen Gegenſatz zu den Capita principalia ſtellt, ſind aus dem Pariſer Codex Nr. 4404, aus der Wolfenbüttler Handſchrift, aus der Heroldiſchen Ausgabe und aus der Leydner Lex emendata entnommen. Sie belaufen ſich im Ganzen auf 40; was davon nicht ſchon früher bekannt war, iſt durch Pertz in den Monum. German. hist. zuerſt zur Publicität gebracht worden. Die Anſicht, welche der neue Herausgeber in Betreff dieſer Kapitel hat, ſtützt ſich auf die Erklärung, welche die Capitularien (ann. 803. ann. 821) von der Bedeutung einer Lex geben; dieſer Name ſollte aber nur einer ſolchen Rechtsnorm beygelegt werden, welche nicht bloß von dem Könige, ſondern consensu omnium feſtgeſtellt worden ſey; die Capita extravagantia ſeyen nun ſolche königliche Edicte, die man zwar in einzelne Handſchriften aufgenommen habe, die aber wegen des ihnen fehlenden consensus omnium nicht für eigentliche Beſtandtheile der Lex angeſehen werden dürften. Ueber die Könige, von welchen dieſe einzelnen Stücke herrühren, iſt Pardeſſus nicht in allen Punkten mit Pertz gleicher Meinung. Wir haben uns über dieſe Stücke, ſo weit ſie in den Monum. Germ. enthalten, ſchon früher in dieſen Blättern (Bd. 6. S. 14) ausgeſprochen und in Betreff der Könige, von denen ſie herrühren, namentlich gegen Eichhorn (a. a. O. 4te Ausg. S. 243. Note n) hervorgehoben, daß die Verfaſſer der Epiloge ganz richtig die Worte: inter nos germanitatis caritas indisrupta vinculo custodiatur auf die beyden Brüder Chlotar I. und Childebert I. bezogen hätten. Eichhorn ſcheint ſich auch davon überzeugt zu haben, denn in der neuen Ausgabe iſt dieſe Note fortgefallen.

Nr. XI — XIV. Die beyden Prologe, der Epilog (Confirmatio legis a Regibus) und die sententia de septem septennis et recapitulatio legis Salicae, d. h. der einzelnen durch die L. S. feſtgeſtellten Bußen, ſind ebenfalls Stücke, die ſich nur in einzelnen Handſchriften finden; der Herausgeber hat ſie daher, ebenfalls aus dem Motiv, den

Digitized by Google

Grundtext ſo viel als möglich feſtzuſtellen, als die ſpätern Zuthaten abgetrennt und beſonders abdrucken laſſen.

Indem wir nun an dem Schluße der Anzeige desjenigen Beſtandtheiles in der vorliegenden Ausgabe der Lex Salica ſtehen, welcher wirkliche Monumente des germaniſchen Alterthums enthält und uns nunmehr zu den eigentlichen literariſchen Leiſtungen, mit welchen die Textſammlung begleitet iſt, wenden wollen, entblöden wir uns nicht, unſere Ungenügſamkeit einzugeſtehen. Pardeſſus hat ſo viel und ſo viel Vortreffliches gewährt, daß wir gern noch mehr hätten. Erſtens hätte es der Ausgabe zu einer Zierde gereicht, dem Laien in der Handſchriftenkunde zu einer Veranſchaulichung gedient, wenn das eine oder andere Facſimile von Handſchriften mitgetheilt worden wäre, wie auch Pertz ein ſolches ſtets bey allen bedeutenderen in den Monum. Germ. hist. abgedruckten Codices gegeben hat. Zweytens vermiſſen wir ungern die ſpäteren Capitula addita ad legem Salicam; ſie gehören mit zu der Geſchichte des Volksrechts und ſollten nicht von demſelben getrennt werden. Drittens, und dieß halten wir für das Weſentlichſte, wäre der Werth der Arbeit durch eine ſynoptiſche Tabelle zur Ueberſicht der verſchiedenen Texte außerordentlich erhöht worden. Man entbehrt eine ſolche bey dem Gebrauche ſchwer; es fehlt einem Buche etwas, wenn man, um ſich in demſelben zurecht zu finden, erſt ein anderes herbeyholen muß, und in dieſer Beziehung iſt die Benützung der Walterſchen und der Laspeyreſchen Ausgabe noch nicht entbehrlich geworden. Gerade ſo iſt es mit Walters Corpus juris Germ., welches das von Georgiſch längſt hätte verdrängen können, aber da dieſes Indices hat, jenes nicht, ſo muß man beyde neben einander haben. Hiemit ſteht aber ein vierter Wunſch, den wir wie den dritten mit dem Recenſenten dieſer Ausgabe der Lex Salica in dem Journal des Savans 1843. Octbr. p. 632 theilen, in Verbindung, der nämlich, daß es Pardeſſus gefallen hätte, ſeine Arbeit auch noch mit einem Gloſſar auszurüſten; dasſelbe hätte entweder mit dem alphabetiſchen Inhaltsverzeichniſſe (Nr. XVII) verbunden (wie etwa in Homeyer's vortrefflicher Ausgabe des Sachſenſpiegels) oder auch für ſich beſtehend gegeben werden können; das Erſtere wäre faſt vorzuziehen.

Es bleiben demnächſt noch die Noten (Nr. XV) und die Diſſertationen (Nr. XVI) übrig. Die erſteren ſind meiſtens ſehr kurz; ſie ſind ſelten eigentliche Texterklärungen, ſondern gehen vorzüglich nur die Varianten an. Sie ſchließen ſich an den Text der Lex emendata an, aber eben dieß macht den Mangel der Synopſis ſehr fühlbar. Die hiſtoriſchen Erläuterungen ſind vorzüglich den Diſſertationen vorbehalten, welche mehr als 300 Seiten des Buches einnehmen. Unter dieſen handelt die erſte von der Redaction der Lex Salica und ihren verſchiedenen Reviſionen; aus ihr heben wir nur noch eine eigenthümliche Anſicht des Herausgebers hervor, der wir jedoch nicht beypflichten können (vergl. auch Warnkönig, in den krit. Jahrb. Novbr. 1843. S. 990), daß die Lex Salica urſprünglich deutſch geſchrieben geweſen ſey, wie ſich denn auch in der Malbergiſchen Gloſſe davon noch Reſte erhalten haben. Allein abgeſehen davon, daß Leo's Meinung über den keltiſchen Urſprung der Gloſſe nicht mehr in Zweifel zu ziehen iſt, möchten wir hier Eichhorns Bemerkung anwenden, welcher (am angemerkten Orte S. 234. Note [illegible]; vergl. auch S. 248. Note e) von der Anſicht Wilda's (Strafrecht S. 84. Note u. S. 89), daß ein älterer Urtext verloren gegangen ſey, ſagt: dieſe Vermuthung gehöre zu den allzu ſcharfſinnigen, welche über die Schickſale der alten Volksrechte mehr wiſſen wollen, als unſere Quellen erkennen laſſen.

Die Reihenfolge der übrigen Diſſertationen beſpricht die intereſſanteſten Materien der Geſchichte des Rrchts und der Verfaſſung im fränkiſchen Reiche zur Zeit der Merowingiſchen Könige. Jede derſelben nimmt mit Recht ihren Ausgangspunkt von der Lex Salica, allein faſt möchte eine zu ausſchließliche Rückſicht auf dieſe Rechtsquelle genommen ſeyn; ſie allein kann nicht dazu dienen, um ein Rechtsſyſtem der ſaliſchen Franken zu entwickeln, weil durch ſie allein die für alle germaniſchen Stämme geltenden allgemeinen Rechtsprincipien nicht überliefert wurden. Ein weiter gehender Vergleich mit den verwandten germaniſchen Rechten wäre in dieſer

Digitized by Google

Hinſicht oft viel erſprießlicher geweſen, als der mit dem freylich neben der Lex Salica in Frankreich geltenden römiſchen Rechte. Pardeſſus hat eine Mehrzahl höchſt wichtiger Fragen auf eine glückliche und ſcharfſinnige Weiſe beantwortet, allein es fehlt den Unterſuchungen an den eigentlichen Grundprincipien germaniſcher Rechtsgeſchichte; es tritt dieß bey der Schilderung des öffentlichen, wie des Familienlebens, ſo wie bey der Darſtellung der Rechtsverhältniſſe von Grund und Boden deutlich hervor. Allerdings muß man es aber rühmend anerkennen, wie Pardeſſus die Leiſtungen v. Savigny's und Eichhorns auf dieſem Gebiete überhaupt und namentlich bey derjenigen Materie gebührend gewürdigt hat, welche ohne jene beyden gar nicht mehr zur Sprache gebracht werden kann, wir meinen die Lehre von dem Syſtem der perſönlichen Rechte, welche dem neuen Herausgeber der Lex Salica den Stoff zu ſeiner zweyten Abhandlung: du droit que chacun avait dans l'empire des Francs d'être jugé par sa loi d'origine, geboten hat. Die Urſache der Entſtehung dieſes Syſtems liegt aber darin, daß die römiſche Bevölkerung in Gallien ſchon wegen ihrer überwiegenden Zahl im Verhältniſſe zu den kleinen germaniſchen Heereshaufen, nicht in eine völlige Knechtſchaft gebracht worden war; die Römer traten daher nicht in die Sklaverey, konnten aber andererſeits auch nicht das Recht erhalten, nach welchem der freye Germane lebte, denn dieſem kam es nicht in den Sinn, ſich den Beſiegten ganz an die Seite ſtellen zu wollen, und eben darum ließ man dem Römer ſein Recht. Daß die Franken aus Anerkennung der Vortrefflichkeit des römiſchen Rechts dasſelbe hätten fortbeſtehen laſſen, wie Pardeſſus (p. 441: que [le droit R.] ces vainqueurs ne pouvaient s'empêcher d'admirer) annimmt, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Eine beſondere Reflexion der Sieger wird hiebey wohl nicht Statt gefunden haben, ſondern der fränkiſche König ſuccedirte einfach in Betreff der Römer in die Rechte, welche der Imperator über dieſelben gehabt hatte, und es wurden die altfränkiſchen Majeſtäten ſehr bald inne, daß das römiſche Recht ihrer Herrſchergewalt ſehr viel förderlicher ſey, als das germaniſche. Auf jeden Fall wurde es den Römern weit

vortheilhafter, zu dem Kaiſer den germaniſchen König ſich geſellen, als für die Franken ihrem Gefolgsherrn die römiſchen Imperatorenrechte zuwachſen zu ſehen. Eine ſolche duplex persona iſt ſchwer auf die Dauer fortzuführen, wie ſich dieß auch ſehr bald in vielen Verhältniſſen, bey der Geſetzgebung, in dem Strafrechte und in der Uebertragung des Begriffes der Majestas auf den fränkiſchen König, zeigt. Es iſt daher leicht erklärlich, warum die Franken ſo eiferſüchtig auf die Bewahrung ihrer angebornen Rechte hielten und wie ſie es daher um ſo viel weniger den Majoresdomus nachſahen, wenn dieſe von der Beobachtung des Princips abgewichen waren. In dieſer Beziehung iſt eine Stelle aus dem Leben des heil. Leodegar von Autun merkwürdig. Man benützte in Neuſtrien und Burgund den Tod Chlotars III. im Jahre 670, um ſich der Herrſchaft Ebroins zu entledigen und rief den jüngeren Bruder des verſtorbenen Königs, Childerich II. von Auſtraſien zum alleinigen Herrſcher aus; bey dieſer Gelegenheit bemerkt der Biograph: Interea Hilderico expetunt universi, ut talia daret decreta per tria, quae obtinuerat, regna, ut uniuscujusque patriae legem vel consuetudinem observaret, sicut antiqui Judices conservavere, etc. Eben dahin gehört aber auch die oben hervorgehobene Unterſcheidung zwiſchen Edictum und Lex; zur Erlaſſung von Edicten, Mandaten, Reſcripten u. ſ. w. war der fränkiſche König nur den Römern gegenüber befugt, zu den für die Franken verbindlichen Geſetzen bedurfte es eines allgemeinen Tages. —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortſetzung.)

Daß nun bereits der erſten Abfaſſung der Lex Salica das Syſtem der perſönlichen Rechte zu Grunde gelegen habe, glauben wir mit Pardeſſus annehmen zu können. Die von ihm (p. 448) allegirte Stelle (Tit. 89) hat jedoch wohl keine unmittelbare Beziehung hierauf, ſondern es würde vorzüglich Tit. 43. hieher gehören. In dieſem Titel wird das Wehrgeld für die einzelnen Claſſen der Römer beſtimmt, außerdem heißt es nach der Leſart des älteſten Codex (Tit. 41. c. 1): Si quis ingenuo Franco aut barbarum, qui legem salega vivit, occiderit . . . . solidos CC culpabilis judicetur. An dieſer Stelle macht nun der barbarus, der nach ſaliſchem Rechte lebt, beſondere Schwierigkeit und es ſcheint, als ob dieſe ſich nicht völlig beſeitigen läßt. Unſtreitig verdient Eichhorns Erklärung, daß aus der Stelle nur folge, es hätte nichtfränkiſche Germanen gegeben, welche nach ſaliſchem Rechte gelebt hätten, vor der v. Savigny's (Geſch. d. R. R. im MA. Bd. 1. S. 121), der dafür hält, alle Germanen hätten unter den Saliern nach ſaliſchem Rechte gelebt, den Vorzug. Wenn aber Eichhorn unter dem barbarus qui lege salica vivit ſowohl die Freygelaſſenen, als auch die mit den ſaliſchen Franken vermiſchten andern Germanen und ſolche verſteht, welche Gaſtesweiſe zu den Franken gekommen waren und den Schutz des Königs genommen hatten, ſo glauben wir, daß dieſer Meinung in ſolcher Ausdehnung nicht beygepflichtet werden kann; an jene Freygelaſſenen denkt Pardeſſus (p. 438) nicht, wohl aber an die nichtfränkiſchen Mitzügler der Franken auf ihren kriegeriſchen Unternehmungen. Beyde führen die Eſtiſche Gloſſe zu dieſer Stelle an, Pardeſſus unrichtig, Eichhorn indem er ſie emendirt. Eine neue Einſicht dieſer merkwürdigen und dunkeln Gloſſe iſt nicht möglich, alle Bemühungen des von Pardeſſus damit beauftragten Herrn de Rozière, den Cod. Estensis aufzufinden, waren vergeblich (vergl. Préf. p. LXVIII). Die Gloſſe aber zu dem Worte barbarus lautet i. e. quos Franci ex alia patria in suam adduxerunt, et ipsos captos lege Salica vivere nolunt. Pardeſſus lieſt: de sua patria adduxerunt, was zwar falſch iſt, aber doch eigentlich den Sinn nicht weſentlich ändert; Eichhorn will für nolunt leſen: volunt, Pardeſſus wiederum die Gloſſe in zwey Theile zerlegen und ſo erklären: 1) die nichtfränkiſchen Mitzügler ſollen, 2) aber die eigentlichen Gefangenen ſollen nicht nach ſaliſchem Rechte leben, während nach Eichhorns Emendation der Sinn der wäre: die Franken hätten ihren nichtfränkiſchen germaniſchen Kriegsgefangenen die Freyheit gegeben, und ſie nach ſaliſchem Rechte leben laſſen. Beyde Erklärungsweiſen thun den Worten der Eſtiſchen Gloſſe einen Zwang an, wir laſſen es dahin geſtellt, ob nicht die von Pardeſſus dem wirklichen Zuſtande am meiſten entſpreche, denn gegen Eichhorns Meynung kommt beſonders der Umſtand in Betracht, daß, wenn die

Digitized by Google

Freygelaſſenen allerdings auch nach fränkiſchem Rechte lebten, wie jeder Libertus nach dem ſeines Herrn, es doch im höchſten Grade unwahrſcheinlich iſt, daß man ihnen ſogleich das Wehrgeld eines freyen Franken bewilligt haben ſollte. Eichhorn glaubt, daß der Stand der liti aus ſolchen Freygelaſſenen hervorgegangen ſey, aber gerade dieſe haben ein bedeutend geringeres Wehrgeld als freye Franken, ja ein noch geringeres als die Romani possessores. Wir glauben daher, daß die barbari, qui lege Salica vivunt, eben ſolche Deutſche ſind, welche ſich an die Franken anſchloſſen, ſey es, daß ſie vor, mit oder unmittelbar nach ihnen nach dem belgiſchen Gallien gekommen ſind und ſtimmen in ſo fern Eichhorn bey, daß darunter auch wohl die Saxones Bajocassini verſtanden ſeyen, in Betreff deren es freylich ſehr auffallend erſcheint, daß ſie ihre Individualität und Geſchiedenheit im Dialecte ſo ſehr bewahrten, daß ſelbſt noch im zehnten Jahrhunderte das Heer der Sachſen, welches in jene Gegenden kam, an der Sprache die alten Landsleute erkannte (vergl. meine Engl. R. u. RGſch. Bd. 1.).

Wenn nun auch die Lex Salica ſelbſt keine völlig entſcheidende Beſtimmung über das Syſtem der perſönlichen Rechte enthält, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß daſſelbe bey den Franken ſeine vollſtändige Anerkennung, namentlich alſo ſeit der größeren Erweiterung des Reiches für alle zu demſelben gehörigen Stämme, gefunden hat. Ueber die Anwendung des Princips auf die einzelnen im Leben vorkommenden Fälle geben aber die Quellen keine hinlängliche Auskunft, ſo daß noch die Löſung vieler Fragen übrig bleibt. Pardeſſus wirft eine ganze Reihenfolge ſolcher Fragen in ſeiner Abhandlung auf, nur in Betreff einer läßt ſich zwar aus angeführten Beyſpielen, aber doch nicht aus beſtimmten Ausdrücken ſeine Meinung erſehen. Wir meinen nämlich die, welche der Gegenſtand einer Controverſe zwiſchen dem verſtorbenen Rogge und Eichhorn geworden iſt: ob ſich die Beſtimmung der Buße nach dem Rechte des Klägers oder nach der des Beklagten gerichtet habe? Eichhorn, welcher das Erſtere annimmt, hat alle Stellen aus den Quellen für ſich, nur eine einzige aus der Lex Ripuar. Tit. 31. c. 4. könnte Bedenken erregen, welches Eichhorn dadurch beſeitigt, daß er darauf hinweiſt: cap. 3. und cap. 5. rede vom vom Beweiſe, wornach dem Beklagten gewährt werde, mit ſo vielen Eidhelfern ſich zu vertheidigen, als ſein angebornes Recht es mit ſich bringt. Eben hierauf bezieht nun auch Eichhorn das mitteneinſtehende cap. 4., wo es heißt: quodsi damnatus fuerit, secundum legem propriam, non secundum Ripuariam, damnum sustineat. Wir geſtehen, daß mit jener an ſich ſehr natürlichen Interpretation wohl allenfalls das Bedenken, welches das damnatus fuerit erregt, beſeitigt, nicht aber das andere, welches das: damnum sustineat bietet. Sollte aber auch wirklich hierin eine Anomalie liegen, ſo bleibt doch im Uebrigen Eichhorns Meinung entſchieden die richtige, und es ſpricht für ſie auch die Natur der Sache, denn wenn einem Franken von einem Andern eine Beleidigung zugefügt wird, die nach deſſen Recht mit einer geringeren Buſſe geſühnt wird, als nach fränkiſchem, ſo kann man denn doch von dem Franken nicht fordern, daß er für die Ehre von einem andern, als einem Franken beleidigt zu ſeyn, ſich mit einer geringeren Buße begnügen ſoll. Gerade dieß ſcheint eine ganz weſentliche Seite des Syſtems der perſönlichen Rechte zu ſeyn, daß Jeder fordern konnte nach ſeinem eigenen Rechte geſühnt zu werden, ſo daß es als eine Folge der durch die allmählige Ausbildung der Landeshoheit und der ſtädtiſchen Verfaſſung ſich vorbereitenden Beſeitigung dieſes Syſtems angeſehen werden kann, wenn das entgegengeſetzte Princip zu Gunſten einzelner ſtädtiſchen Gemeinden feſtgeſtellt wird. Ein Beyſpiel der Art iſt das Diplom des Grafen Adolph III. von Holſtein für Hamburg, worin er dieſe Stadt mit Lübiſchem Rechte bewidmete und den Bürgern für ſein ganzes Land zugeſteht: In deliquentibus vero hec erit justicia, ut ubicunque quis peccaverit ibi Lubicensi jure emendet. (ſ. Unger, die altdeutſche Gerichtsverfaſſung S. 368). — Aus dem Grundſatze nun, daß die Buſſe ſich nach dem Rechte des Beleidigten richtete, würde freylich conſequent feſtgehalten zu folgern ſeyn, daß in dieſer Beziehung der Franke auch dem Römer folgen müſſe und für eine Beleidigung, die er einem ſolchen zugefügt, nach römiſchem Rechte zu beurtheilen ſey. Allein

Digitized by Google

dieß würde wiederum durchaus nicht in das geſammte übrige Syſtem hineingepaßt haben; mit dem übrigen germaniſchen Rechte konnte in dieſem Punkte das fränkiſche ſehr wohl zuſammen ſtimmen, aber nicht mit dem römiſchen. Dieß iſt denn auch der Grund, warum in dieſer Beziehung die Römer ganz in das fränkiſche Compoſitionenſyſtem, ſo wie auch in Betreff des Beweisverfahrens aufgenommen wurden. Gab man dem Römer eine Compoſition, ſo war das jetzt alſo ſein perſönliches Recht, und war er beleidigt, ſo klagte er auf jene Compoſition; eben ſo geſtattete ihm auch die Lex Ripuar. Tit. 66. c. 2. mit Eidhelfern aufzutreten. Pardeſſus, der (p. 446. p. 447) alle dieſe Verhältniſſe hervorhebt, bringt aber noch inſonderheit den Fall zur Sprache, wo ein Römer einen Römer beleidigt habe, ob dann das römiſche oder das germaniſche Recht zur Quelle der Beurtheilung dienen ſolle. Hier iſt die Conſequenz des aufgeſtellten Princips gewiß für das römiſche Recht; aber nein, der von Pardeſſus angeführte Tit. 16. c. 3. im Cod. Guelph. beſtimmt ausdrücklich, daß, wenn ein Römer von einem andern wegen eines Brandſchadens belangt wird, er ebenfalls mit Eidhelfern auftreten oder eine Buſſe zahlen ſolle. Allerdings iſt es auffallend, daß dieſe Stelle ſich ganz allein im Wolfenbüttler Codex findet, indeſſen das Princip ſelbſt ſcheint auch in der vorhin angeführten Stelle der Lex Ripuar. enthalten zu ſeyn. Pardeſſus zieht (p. 447) daraus die Folgerung, daß der Fortbeſtand des römiſchen Rechts überhaupt nur von dem Civilrechte zu verſtehen und daß daher die Beſtimmung Chlotars I. vom J. 560: inter Romanos negocia causarum Romanis legibus praecipimus terminari in dieſem Sinne zu verſtehen ſey. Dennoch glauben wir, daß dieſe Meinung in dieſer Allgemeinheit gefaßt, nicht richtig ſey. Es läßt ſich eine ſolche Stellung der Römer unter einander nur für diejenigen Gegenden annehmen, wo die Deutſchen in größerer Zahl angeſeſſen waren und kaum dürfte dieß auf die weſtlichen Gegenden des fränkiſchen Reiches paſſen.

Wir ſind bey der Abhandlung, welche einen ſo intereſſanten Gegenſtand auf eine ſehr gründliche Weiſe beleuchtet, länger verweilt und können an der dritten (des personnes libres considérées dans l'état de famille), welcher den Zuſtand der Perſonen in der Familie mit Ausſchluß der Ehe behandelt, ſchneller vorübergehen. Wir hätten gewünſcht, dem Verf. wäre Kraut's verdienſtliche Arbeit über die Vormundſchaft bekannt geworden, ſie hätte ihm unſtreitig zur Beurtheilung mehrerer Verhältniſſe feſtere Anhaltspunkte geboten. Indeſſen auch Eichhorn hat für gut gefunden, dieſe tüchtige Schrift zu ignoriren, ſie würde ihn vor der Meinung (a. a. O. S. 324): die Franken hätten willkührlich die Volljährigkeit in das 21. oder in das 12. Jahr geſetzt, bewahrt haben; das würde alſo darauf herauskommen, daß wenn die Willkühr der Verwandten einen jungen Mann bey dem Eintritte ſeines dreyzehnten Lebensjahres nicht für volljährig erklären wollte, dieſer nun bis zum ein und zwanzigſten habe warten müſſen. Durch Kraut's Auffaſſung (a. a. O. Bd. 1. S. 110) der verſchiedenen Volljährigkeitstermine in den deutſchen Rechtsquellen wird unſtreitig die einzige Möglichkeit geboten, um aus der ſcheinbaren Verwirrung, die bey dieſem Gegenſtande entgegentritt, herauszukommen. Die Meinung, daß der Volljährigkeitstermin von 15 Jahren in der Lex Ripuar. (Tit. 74. c. 3.) auch auf die Merowingiſchen Könige in Auſtraſien angewendet worden ſey, vertritt Pardeſſus (p. 452), an Ruinart ſich anſchließend mit ſehr entſcheidenden Gründen gegen Brequigny und La Porte du Theil. Auch Karl der Kahle (geb. 823) wurde, da er fünfzehn Jahre alt geworden war, im Jahre 838 wehrhaft gemacht; (S. Annal. Bertin. ad h. a. Carolo, tunc cingulo insignito, pars Neustriae data est. — Nithard, I. 6. — mediante Septembris (838) — Karlo arma et coronam — dedit. Vergl. meine deutſche Geſchichte Bd. 2. S. 108. u. f.;) dasſelbe gilt auch wohl von Heinrich IV., der im Jahre 1050 geboren, im Jahre 1065 zu Worms die Waffen empfieng (Herm. Contr. ad h. a. — Lamb. Schaffnab. eod.).

Die vierte Diſſertation: des hommes libres, d'origine barbare, considérés dans leur état politique zerfällt in zwey Capitel, von welchen das erſte von den Ingenui, das zweyte von den Liti handelt. Der Verf. geht hierbey von der Betrachtung aus, zwiſchen den Freyen und den Sklaven gebe es eine Mittelſtufe, indem die Lex Salica

von jenen die Liti, ſo wie die Pueri regis unterſcheide, und dieſen nur die Hälfte des Wehrgeldes der Freyen gebe. Es ſey daher zwiſchen Liberi und Ingenui zu unterſcheiden, nur dieſe nicht jene ſeyen die eigentlich vollberechtigten Freyen; gleichbedeutend mit ingenuus ſey auch der Ausdruck nobilis und es laſſe ſich bey den Franken für die ältere Zeit unter den Freyen kein beſonders bevorzugter Adel unterſcheiden. Ein Argument dafür, daß nobilis wirklich nur einen Sinn mit ingenuus habe und damit nur die volle Freyheit ausgedrückt werden ſolle, entnimmt Pardeſſus aus Thegan's Vita Ludovici Pii. c. 44. An dieſer Stelle heißt es: Fecit te libernm, non nobilem, quod impossibile est post libertatem und dieß ſoll bedeuten: „Dich, der du ein Sklave warſt, hat er frey gemacht, aber er hat Dich nicht zu einem Freygebornen gemacht, denn dieß kann die Freylaſſung nicht bewirken.“ Allein es möchte zunächſt doch ſehr bedenklich ſeyn, bey einem Schriftſteller des neunten Jahrhunderts, für welche Zeit die Exiſtenz eines Erbadels in der fränkiſchen Monarchie doch wohl nicht in Abrede geſtellt werden kann, die Ausdrücke nach dem (vermeintlichen) Sprachgebrauche einer Vergangenheit von einigen Jahrhunderten deuten zu wollen. Die Stelle kann aber, auch abgeſehen hievon, unter keinen Umſtänden dieſen Sinn haben. Sie bezieht ſich auf den bekannten Erzbiſchof Ebbo von Rheims; von Geburt ein Sachſe, als Kind in Gefangenſchaft gerathen und dann zum geiſtlichen Stande erzogen, war er von Ludwig dem Frommen zu hohen kirchlichen Würden befördert, und auf deſſen Antrag von Papſt Paſchalis II. zum Legaten des Nordens ernannt worden (ſ. über ihn meine deutſche Geſchichte Bd. 2. S. 188. S. 213). Trotz dieſer von Ludwig empfangenen Wohlthaten wurde er ein eifriger Partheygänger der Söhne des Kaiſers und Theganus hält ihm nun vor, wie ſchlecht er Ludwig ſeine Güte vergolten habe. O qualem remunerationem reddidisti ei! jetzt werden die einzelnen Wohlthaten aufgezählt: 1) Er hat dich frey gemacht. 2) Er hat dich mit Purpur und Pallium bekleidet, du haſt ihm das Cilicium angezogen. 3) Er hat dich ohne dein Verdienſt zu der hochprieſterlichen Würde emporgehoben, du haſt ihn von dem Throne ſeiner Väter vertreiben wollen. Allerdings lieſt Boucquet die Stelle bey Thegan ſo wie Pardeſſus ſie mittheilt, die richtigere Lesart iſt aber ohne Zweifel die, welche Pertz (Monum. Germ. Vol. II. p. 599) giebt: Fecit te liberum, non nobilem, quod impossibile est. Post libertatem vestivit te purpura et pallio, etc. der Sinn iſt daher einfach der: frey hat er dich gemacht, aber nicht edel, denn das iſt — bey einem ſolchen Menſchen (Thegan nennt ihn kurz zuvor impudicus und crudelissimus) — unmöglich. Nachdem er dich frey gemacht (Post libertatem) hat er dich mit dem Purpur bekleidet. Thegan wirft dem Ebbo allerdings vor, er ſey Originalium servorum stirpe, dennoch iſt aber das Wort nobilis hier wohl mehr im moraliſchen Sinne gebraucht. Demgemäß kann dieſe Stelle gar nicht in Betreff der Standesverhältniſſe bey den Franken entſcheiden. Wie hierin, ſo können wir dem gelehrten Autor in vielen andern einzelnen Punkten, namentlich aber nicht in ſeiner Beweisführung, die Franken hätten in jener Zeit keinen Adel gehabt, beypflichten. Um aber von jenen nur noch einen hervorzuheben, ſo bemerkt er (p. 462) die Ausdrücke Franci und Salici, welche mit Ingenui gleichbedeutend gebraucht würden, bezeichneten eben nichts weiter als eine ſociale Rangverſchiedenheit und es läge keine Beziehung auf die Nationalität darin; wenn dem ſo wäre, warum unterſchiede denn die Lex Salica ſo genau den Francus und barbarus, qui lege Salica vivit (ſ. oben)? —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortſetzung.)

Hinſichtlich der Frage wegen des Adels bey den Franken ſtellt Pardeſſus, nachdem er den Gegenſtand ſelbſt weitläufiger abgehandelt hat, die Sache ſo: wenn die Franken einen Adel gehabt haben, ſo kann er nur von den Antruſtionen gebildet worden ſeyn, von dieſen werde ich aber in der folgenden Diſſertation zeigen, daß ſie nicht ein ſolcher Adel ſeyen. Wir ſind auch der Meinung, daß in den Antruſtionen der fränkiſche Adel begriffen ſey, aber wir wollen für einen Augenblick dieſes Wort bey Seite laſſen, und nur fragen: wer waren denn die Optimates, deren Fredegar (Chron. c. 36) und der Biograph des heil. Leodegar (c. 5) erwähnt? oder die Proceres (Vita S. Faronis c. 32), die Magnates (ebend. c. 32)? die Meliores natu (Greg. Tur. VII. 19)? die Majores natu (Greg. Tur. VIII. 30)? die Principes (Vita S. Ursmar bey Bouequet III. 626.)? die Primates (Vita S. Tygriae Virg. p. 426)? die Primores (Greg. Tur. VII. 21)? die Seniores (Greg. Tur. VIII. 31; Vita S. Rigom. Confess. p. 427)? War dieß etwa nicht ein eigentlicher Adel? (vergl. meine deutſche Geſchichte. Bd. 1. S. 437 u. ff.). Um aber zu den Antruſtionen zurückzukehren, ſo ſind unter dieſen Solche zu verſtehen, welche zu dem Könige in dem Verhältniſſe einer beſonderen Treue ſtehen, und die Verwechslung, welche Pardeſſus begeht, iſt die, daß er meint, das Antruſtionenverhältniß ſey nicht mit eingewandert, ſondern ein ſpäter und zwar durch den ſich ausbildenden Lehennexus entſtandenes. Es fehlt hier an einem tieferen Eindringen in das Weſen der Gefolgſchaften, welches uns ſchon Tacitus in ſeiner Germania ſo anziehend beſchreibt und welches die Grundlage der geſammten germaniſchen Verfaſſung bildet. (vergl. deutſche Geſchichte a. a. O. S. 392 — 460). Tacitus erzählt, wie innig die Gefolgsgefährten durch den Eid an ihren Herrn gebunden geweſen ſeyen und giebt den bedeutſamen Fingerzeig: Gradus quin etiam comitatus habent. Gefährten waren ſie alle, die ſich an den Hehreſten (Heresto i. e. Erſten) unter ihnen angeſchloſſen hatten; aber wenn auch nicht ſo hehr als dieſer, ſo waren Andere doch wenigſtens hehrer (heriror, herro) als die Maſſe der Gefolgſchaft; ſie waren Herren, ſie die Ober-Thane, das Heer ſelbſt die Unterthane; ſie waren vor oder für allen dieſen, ſie waren Fürer (Führer), ſie führten ihre Abtheilungen, der oberſte Herr aber, der Führer Aller war eben deßhalb der Für-ſte, der Fürſt; ſo begegnen ſich das deutſche erſt, das engl. first und das lat. primus, was auch nichts weiter iſt, als der contrahirte Superlativ von pro (-imus). Es iſt daher ſehr begreiflich, daß alle Gefährten mit einem gemeinſchaftlichen Namen bezeichnet werden, da heißen ſie denn leudes, oder im Verhältniſſe zum Herrn: Sui, dann Exercitales, oder ſie werden ſchlechthin mit dem Stammnamen bezeichnet; unter ihnen zeichnen ſich aber die Ober-Thane (High-thegnas oder Cyninges

thegnas im Angelſächſ.) aus und dieß ſind bey den Franken die Antruſtionen, qui in truste regali ſind, die dem oberſten Herrn, d. i. dem Könige mit ihren kleineren Gefolgſchaften dienen. Aber es erklärt ſich auch leicht, daß dieſe als die vorzüglichſten aus des Königs Gefolge auch öfters vorzugsweiſe unter dem Ausdrucke Leudes, Sui oder Franci verſtanden werden (ſ. viele hieher gehörige Stellen: deutſche Geſchichte. S. 437. 438). Unter dieſe Antruſtionen konnten nun allerdings in ſpäterer Weiſe Solche, die ihrer Geburt nach nicht zu denſelben gehörten, dem Könige aber ein Gefolge zuführten, aufgenommen werden und hatten dann auch auf das Wehrgeld einen Anſpruch, welches dem gebornen Antruſtionen zuſtand (vergl. Marculf. Form. I. 18). Auch Löbell in ſeinem Werke über Gregor von Tours hatte die Meinung aufgeſtellt, in den Antruſtionen ſey kein urſprünglicher Adel zu ſuchen, iſt aber von Eichhorn a. a. O. S. 282. u. ff. auf eine überzeugende Weiſe widerlegt worden.

Konnten wir Pardeſſus in ſeiner Anſicht, daß es bey den Franken unter den Ingenui keine erbliche Abſtufung des Adels gegeben habe, nicht beyſtimmen, ſo können wir es auch nicht in Betreff ſeiner Meinung über die Liti, die er nicht für Unfreye, ſondern nur für eine niedere Claſſe der Freyen hält. Wir geſtehen gerne zu, das Inſtitut der Liti, deren Name in den Quellen vom dritten bis zum vierzehnten Jahrhundert vorkommt, wird vielleicht noch lange nicht zu völliger Klarheit gebracht werden, und es wird die Meinungsverſchiedenheit dadurch um ſo leichter erklärbar, als die Geſetze, welche von den Liti handeln, in der That nicht ganz mit einander übereinzuſtimmen ſcheinen, und als die etymologiſchen Erklärungen, welche von dem Worte Litus gegeben werden, auch noch ſehr verſchieden ausfallen. Der Gegenſtand ſelbſt iſt von großem rechtshiſtoriſchem Intereſſe, aus welchem Grunde wir auch keinen Anſtand nehmen, denſelben noch etwas näher zu erörtern. Sprachlich ſowohl als der Sache nach iſt es zunächſt eine Hauptfrage, ſind die Liti bey den Franken identiſch mit den Lazzi bey den Sachſen? wie Grimm (deutſche Rechtsalterth. S. 308) und nach ihm Eichhorn (a. a. O. S. 295) angenommen haben. Ferner ſind ſie identiſch mit den Laeti, jenen freywilligen militäriſchen Coloniſten, deutſchen Stammes, im Dienſte des römiſchen Kaiſers? Graff, der in ſeinem althochdeutſchen Sprachſchatze (Bd. 2. S. 191) Lit und Latz ebenfalls zuſammenſtellt, wirft daher die Frage auf: ob ſie nicht vielleicht dennoch zu trennen ſeyen, und Lit zu einer Wurzel Lid, Laz aber zu der gleich lautenden Laz gehöre. Herm. Müller (Lex Salica S. 63) hält lidus und litus für undeutſch, vielmehr für das griechiſche λαῖτος, λῆτος, λεῖτος publicus, und erklärt darnach auch die in der Notitia dignitatum und ſonſt bey den ſpätern Claſſikern vorkommenden Laeti; agri laetici ſind ihm eine Art agri publici populi Romani. An einem andern Orte (S. 183) verwirft er Grimm's Erklärung der Liti durch Laz (piger, tardus) ganz, erklärt dieß für eine Vermiſchung der Worte Laeti und Laze und für eine unrichtige Annahme, daß ein Schmähwort Benennung geworden, meint indeſſen (S. 254 Note 580) doch, daß die gothiſche Nebenform leitan = lêtan, laſſen, zu den Laeti und Litones führen könnte. Eine Urkunde Otto's I. vom Jahre 939 (angeführt bey Grimm a. a. S. 305 Note) unterſcheidet ausdrücklich Lassi und Liti; der ebenfalls von Grimm allegirte Heineccius (Antiq. II. 485. 530. III. 64) ſtellt nicht minder die Liti als eine eigene Claſſe von Unfreyen neben die Lazzi. — Dürfte man nun der von Graff angedeuteten Vermuthung nachgeben, ſo käme man auf lidan ire, proficisci und das dahin gehörende lid (Glied), leiten, be-g-leiten (vergl. Grimm, Grammatik Bd. 2. n. 164. S. 15), und es wäre darnach Litus ſo viel als Gefährte, Genoſſe, Socius (vergl. ás-lidi, socius deorum, Grimm a. a. O. S. 505), und in dieſer Qualität erſcheinen auch die Laeti in dem römiſchen Heere. Der Ausdruck Lit würde darnach auf jeden Gefolgsgefährten paſſen und das Schickſal des gleichbedeutenden Wortes Ge-sind (Fahrt-, Reiſe-Genoſſe) würde es auch zuläßig erſcheinen laſſen, daß die unterſte Claſſe der Gefolgsgefährten mit dieſem Namen bezeichnet worden wäre. Allein dagegen, daß ſolche Gefährten, die ſelbſt zu der erobernden fränkiſchen Gefolgſchaft gehörten, die Liti der Lex Salica ſeyen, möchte wohl

Digitized by Google

der Umſtand ſprechen, daß das Volksrecht dieſe in ein Verhältniß der Hörigkeit ſtellt, was jedenfalls auf ein urſprüngliches Unterliegen im Kampfe hinweiſt. Man könnte hier wiederum an die Gloſſe des Cod. Estens. (ſ. oben S. 250) denken: quos ex alia patria in snam adduxerunt, allein dieſe paßt hier nicht, da ſie die Stellung des homo barbarus, qui lege Salica vivit, der ein mit dem ſaliſchen Franken gleiches Wehrgeld hat, während dem Liten nur die Hälfte davon zuſteht, andeuten ſoll. Wir möchten daher die Liti urſprünglich für die bis zur fränkiſchen Eroberung unter den römiſchen Adlern kämpfenden Laeti halten, deren Bezeichnung weder griechiſch, noch römiſch, ſondern ohne Zweifel deutſch iſt. Sie waren, im Kampfe ermüdet, von den Franken beſiegt. Dieß iſt auch Grimm's Anſicht, und ſo wie wir ihr ſachlich beytreten, ſo ſcheint auch ſeine Worterklärung vor allen andern den Vorzug zu verdienen. Denn wenn auch im Nordfrieſiſchen letha, Glieder, ſich mit lethar (liti) berühren, ſo ſind beyde doch nur abweichende Formen, und ſowohl das frieſiſche let als das angelſächſiſche laet und leth führen zu dem althochdeutſchen laz. Jedes der angeführten angelſächſiſchen Worte iſt bisher nur einmal gefunden worden. Das erſtere laet in den Geſetzen König Aethelberts (Kap. 26) war den Erklärern unverſtändlich geblieben, ſie ſchlugen daher theils eine andere Lesart vor, oder wollten es als contrahirt aus hlafaet (Laib-Eſſer) deuten, wofür die ſpätere Contraction von Lord aus hlaford (Laib-Urſprung d. h. Brodherr) angeführt wurde. Aber wenn auch wirklich dieß angelſ. laet nicht hieher gehören ſollte, ſo iſt dieß doch bey lath der Fall, welches Wort mit land (bey Palgrave, angeſ. von Richthofen, altfrieſ. Wörterb. S. 895) in der im Frieſiſchen oft vorkommenden Alliteration ſteht; durch dieſe darf man ſich aber ja nicht verleiten laſſen, bey der Vergleichung des heut zu Tage noch vorkommenden: „Land und Leute“ an eine ſprachliche Gleichheit von Liti und Leute zu denken. Eine auffallende Erſcheinung bleibt es aber, daß das Wort lath in den angelſächſiſchen Quellen, durch die wir doch ſo Vieles über Standesverhältniſſe und Landeseintheilung, Dorfverfaſſung u. ſ. w. erfahren (vergl. Leo, Rectitudines), nur ein einziges Mal vorkommt. Somit ſind alſo Liti und Laeti die Laſſen, die Kampfsmüden (vergl. Müller a. a. O. S. 183; Grimm, D. R. A. S. 309), davon der Superlativ: die Letzten, die wegen übergroßer Müdigkeit gar nicht nachfolgen können. Daß die Mattheit und Schlaffheit, beſonders wenn ſie aus Nachläßigkeit entſpringt, auch zum Schimpf gereichen kann, verſteht ſich von ſelbſt und es möchte dieſe Bedeutung für die ſecundäre, nicht die primäre des Wortes Lit und Laz zu halten ſeyn. — Wenden wir uns wieder zu den römiſch-deutſchen Laeti (in Betreff deren die Bezeichnung: Müde, Faule, Schlechte, da ſie ſelbſt ſich doch wohl nicht ſo genannt haben werden, am bedenklichſten erſcheint), ſo behielten ſie unter der Herrſchaft ihrer germaniſchen Landsleute, obſchon beſiegt, doch ein bedingtes Waffenrecht. Auf ſolche Weiſe hatten die Franken in ihnen unfreye, aber waffenfähige Dienſtmannen und Eichhorn (a. a. O. S. 297) vergleicht ſie gewiß ſehr richtig mit den reiſigen Miniſterialen des eilften und zwölften Jahrhunderts. Der Eintritt in dieſe Claſſe von Leuten war, da einmal der Begriff feſt ſtand, unter günſtigen Umſtänden andern Unfreyen nicht verwehrt, unter ungünſtigen Umſtänden aber freyen Leuten als ein Mittel geboten, ſich, ohne ſich ihres Waffenrechtes zu begeben, unter den Schutz eines Andern zu ſtellen. Die Argumentation Pardeſſus' geht einen andern Weg: er hält dafür, die in römiſchen Dienſten kämpfenden Laeti hätten in Folge der fränkiſchen Eroberungen die volle Freyheit und mithin gleiche Rechte mit den Siegern erlangt, die Liti ſeyen aber die unterſten Gefolgsgefährten unter den Franken und ſtellt ſich die Sache ſo vor: wie man im Mittelalter zu ſagen pflegte: ſo und ſo viel Lanzen (Gleven, Ritterpferde) und unter jeder Lanze ſich eine Mehrzahl von Perſonen dachte, ſo ſey es von den fränkiſchen Heeren zu verſtehen, wenn es heiße: ſo nnd ſo viel Krieger oder Männer; unter jedem Krieger habe man ſich außer dem eigentlichen Krieger noch mehrere Liten zu denken und dieſe ſeyen dann bey der Eroberung von ihren Herren auf dem neugewonnenen Lande angeſiedelt worden (p. 476); allein es ſcheint bey dieſer Annahme des Urſprunges der im fränkiſchen Reiche vorkommenden Liten die Unfreyheit, in der ſie ſich befinden (— die Pardeſſus freylich nicht zugiebt —) ſchwieriger zu

Digitized by Google

erklären zu ſeyn. Daß nun in dieſen Stand der Liti theils urſprünglich ganz freye Leute (ingenui), ſo wie auch Unfreye eingetreten ſeyen, nimmt auch Pardeſſus (p. 478) an, nur möchten wir nicht mit ihm dafür halten, daß unter jenen ehemals Freyen eine Menge ruinirter Spieler zu ſuchen ſey; dieſe Umſtände dürften aber, ſagt er, nicht zu der Meinung anleiten, daß man ſich unter dem Liten einen, wenn auch günſtig geſtellten Unfreyen zu denken habe, ſondern vielmehr einen minder günſtig geſtellten Freyen. Es ſcheint, als ob dieß auf einen Wortſtreit hinauslaufe und es eben nur darauf ankomme, auf welchen Standpunkt man ſich ſtellen wolle, wornach man unter dem Liten ſich entweder einen Unfreyen mit dem Waffenrecht oder einen Freyen, der ſich in vielen Beziehungen unter der Gewalt eines Herrn befindet, denke. Allein gerade im Vergleiche zu den oben angeführten reiſigen Miniſterialen, die auch Ritter ſeyn konnten, glauben wir den erſteren Standpunkt feſthalten zu dürfen; dieſe Ritter konnten mit ihren Grundſtücken verkauft werden und galten trotz ihres ausgedehnten Waffenrechtes für unfrey, wie dieß Fürth in ſeinem gründlichen Werke über die Miniſterialen ausführlich geſchildert hat. Hätte dieſer gelehrte Schriftſteller ſich nicht gar zu ſtreng an den Ausdruck: Miniſterialen gehalten, ſo hätte er für die ältere Zeit eine nähere Auseinanderſetzung der Liti, von denen in ſeinem Buche faſt gar nichts vorkommt, kaum umgehen können. Um nun zu der Beſtimmung der juriſtiſchen Stellung der Liten zu gelangen, möchte es zweckmäßig ſeyn, einmal den umgekehrten Weg einzuſchlagen und mit den ſpäteren Quellen anzufangen. In einer hildesheimiſchen Urkunde von 1377 (Kraut, Grundriß, dem wir auch bey der weiter angeführten Stelle folgen) iſt von den homines die Rede, qui et quae vocantur in illo Theutonico Laten et inibi in Latino Litones, qui sub certa specie servitutis praeposito adstricti; ſie beſitzen und bebauen Aecker vocatos in Theutonico Lat-Hove et inibi in Latino: mansi litonici. Dieſe Stelle iſt in mancher Beziehung intereſſant; ſie läßt die Liten und Laten als durchaus identiſch erſcheinen und zeigt, wie die Form Liti diejenige iſt, welche ſich in dem Latein des Mittelalters eingebürgert hat; es iſt daher erklärlich, warum die Lex Alam. ſowohl, als die Lex Frision. abweichend von der Landesſprache ebenfalls Litus ſchreibt, während die Lex Salica noch zwiſchen Litus und Letus ſchwankt. Sie zeigt ferner die Liti als eigentliche Hörige, welche servituti adstricti ſind. In einer andern Urkunde aus dem vierzehnten Jahrhunderte (1369) verkauft ein Herr ſeinen Liten (sibi) jure servitutis subactum, mit allen Gütern desſelben; er ſelbſt hatte ihn zuvor von einem andern Herrn eingetauſcht. Die Gloſſe zum Sachſenſpiegel bezeichnet die Laten als diejenigen, die die Vorfahren, als ſie das Land eroberten, hätten ſitzen laſſen, auf daß ſie das Feld beſtellten; ſie ſaßen auf Zinsgütern, von denen man ſie fortweiſen konnte. In ganz ähnlicher Weiſe erſcheinen auch die Laeten in den Niederlanden, über welche Warnkönig in ſeiner flandriſchen Staats- und Rechtsgeſchichte Bd. 1. S. 246 u. ff. intereſſante Aufſchlüſſe giebt, ſo wie die frieſiſchen Letar oder Letslachtamen, welche, wie nach Nithards (Hist. Lib. IV.) Angabe bey den Sachſen die Lazzi als Serviles, die dritte Claſſe des Volks nach dem Adel und den Freyen bilden. Auch bey den Letar, über welche v. Richthofen, altfr. Wörterbuch. s. v. Let zu vergleichen, tritt immer der Begriff hervor, daß ſie im Eigenthum eines Herrn ſtehen. Dieſen ſo wie den flandriſchen Laeten kommen nun die Liti der Lex Frisionum und der Lex Salica, ſo wie der Capitularien, hiſtoriſch am Nächſten. In dem alten frieſiſchen Volksrechte kommen die Liten oft vor, immer aber in einer Beziehung zu einem Herrn, die erkennen läßt, daß ſie nicht bloß in einem dinglichen, ſondern auch perſönlichen Verhältniſſe der Abhängigkeit ſtanden, daß ſie — um es anders auszudrücken — nicht etwa mit Vaſallen, ſondern nur mit eigentlichen Dienſtmannen oder Miniſterialen zu vergleichen ſind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome. Beschrieben von Joseph Arneth, — auf Stein gezeichnet von Albert Camesina. Wien. In Commission bey Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler. Gedruckt bey den P. P. Mechitaristen. 1843. gr. 4. 76 Seiten Text und 25 lithographirte Tafeln.

Es gehört zu den höchſten Genüſſen des hiſtoriſchen Forſchers, neu entdeckten Quellen ſich nahen zu dürfen; ein doppelt belohnendes Geſchäft iſt es daher, neue Quellen ans Licht zu fördern und allgemein zugänglich zu machen. In dieſem letzteren erfreulichen Falle befindet ſich der Hr. Herausgeber des vorliegenden Werkes. Er bringt nämlich durch daſſelbe jenen Freunden römiſcher Alterthümer, welche in dieſen keine bloßen antiquariſchen Curioſitäten, ſondern Quellen für die Geſchichte des römiſchen Volkes und für die Uranfänge unſerer eigenen Landesgeſchichten erkennen und hochſchätzen, eine ſehr erwünſchte Gabe, indem er durch ein günſtiges Zuſammenwirken der Umſtände in den Stand geſetzt wurde, dem Gebiete der römiſchen Metall-Urkunden, und zwar insbeſondere der über die ehrenvolle Entlaſſung (honesta missio) römiſcher Soldaten ausgefertigten, eine überraſchend namhafte Bereicherung zuzuführen.

Als Platzmann im Jahre 1818 auf Anrathen und unter der Leitung Haubold's die römiſchen Miſſionstafeln zum Gegenſtande einer akademiſchen Diſſertation machte [1]), waren ihm nur die bereits 23 Jahre früher von dem verdienſtvollen Geſchichts- und Alterthumsforſcher Marini [2]) mitgetheilten und trefflich erläuterten ſechzehn Denkmale dieſer Gattung bekannt, welche im J. 1822 in Spangenberg's Juris Romani tabulae negotiorum solemnium wiederholt zum Abdrucke gelangten, ohne daß hiebey die gleichzeitig mit der Platzmann'ſchen Schrift im Druck erſchienene Abhandlung des Barons Vernazza benützt wurde, welcher die Marini'ſche Zählung durch eine unedirte Miſſionstafel des Kaiſers Hadrian und durch den Nachweis von vier bereits anderwärts gedruckt geweſenen vermehrt hatte [3]). Vernazza's Sammlung wurde im Jahre 1829, als die Platzmann'ſche Diſſertation im zweyten Bande von Haubold's opuscula academica in einer berichtigten und vermehrten Auflage erſchien, durch drey von Lyſons bekannt gemachte Miſſionstafeln (Nr. IX. X. XXIV.) vervollſtändigt. Der dadurch gewonnenen Geſammtzahl von 24 Denkmalen wußte Maß-

1) Juris Romani testimoniis de militum honesta missione quae in tabulis aeneis supersunt illustrati specimen scripsit et praeside D. Chr. Gott. Haubold die XXII m. Decembr. a. C. 1818 ad disputandum proposuit Theod. Alexander Platzmann. Lips. typ. C. Ph. Melzeri. 4.

2) Gli atti e monumenti de' fratelli Arvali scolpiti già in tavole di marmo ed ora raccolti, dicifrati e comentati. P. II. p. 432 — 489.

3) Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. T. XXIII. Tor. 1818. Memorie della classe delle scienze morali, storiche e filologiche p. 83 — 159.

Digitized by Google

mann im Jahre 1840 [4]) die Notiz von vier neuen beyzufügen, welche Hr. Arneth ſchon damals für die Herausgabe des vorliegenden Werkes vorbereitet hatte. Durch das wirkliche Erſcheinen des Arneth'ſchen Werkes nun wird die bisherige Geſammtzahl durch die vollſtändige Mittheilung von ſechs bisher unedirten, ſo wie durch den Nachweis und reſp. wiederholten Abdruck von acht andern den früheren Sammlern unbekannt gebliebenen Miſſionstafeln mit einemmal bis zu zwey und vierzig erhöht. Daß übrigens auch dieſe Zahl noch nicht erſchöpfend iſt, indem die Arneth'ſche Zählung durch drey außer jenen 42 bereits durch den Druck bekannt gemachten Exemplaren ergänzt werden kann, wird ſich im Verfolge der gegenwärtigen Anzeige herausſtellen.

Der Hr. Verfaſſer, Director des Münz- und Antikenkabinets und der Ambraſerſammlung in Wien, zugleich Profeſſor der Münz- und Alterthumskunde an der dortigen Univerſität, beginnt die vorliegende (dem Könige von Dänemark dedicirte) Schrift, anſtatt einer Vorrede mit einer geſchichtlichen Würdigung der römiſchen tabulae honestae missionis, dieſelben mit Recht den ſprechendſten Zeugniſſen über das Heereswesen und über die Kriegs- und Eroberungszüge der Römer beyzählend.

Hr. Arneth wählte zur Bezeichnung dieſer urkundlichen Denkmale nach dem Vorgange italieniſcher Paläographen den Ausdruck Militärdiplome, weil ſeines Erachtens „die gewöhnliche Benennung: tabulae honestae missionis durchaus unrichtig iſt, da ja die honesta missio ſchon geſchehen war, ehe dieſe Diplame ertheilt wurden." (S. 31. Note 1.) Daß die erwähnte gemeinhin übliche Benennung unrichtig ſey, kann Ref. nicht einſehen. Die fraglichen Denkmale ſind Bronze-Platten, Tafeln, alſo: tabulae, und in ſo ferne ſie lediglich die mit der Verleihung des jus civitatis et connubii begleitete ehrenvolle Verabſchiedung (honesta missio) römiſcher Soldaten betreffen: tabulae honestae missionis. Man muß nur dieſer allgemeinen, den fraglichen Denkmalen nach ihrem factiſchen Beſtande und allgemeinen Inhalte unſtreitbar gebührenden Benennung keinen unrichtigen Sinn unterſchieben, als wollte man ſie nämlich mit jenen ehernen Tafeln verwechſeln, welche die durch die römiſchen Imperatoren den Veteranen mehrerer Truppenabtheilungen zugleich und gemeinſam ertheilte honesta missio, d. h. den vollſtändigen Wortlaut des deßfallſigen kaiſerlichen Edictes enthielten, und in Rom zur öffentlichen Einſicht ausgeſtellt waren. Beyden Gattungen von Denkmalen gebührt die erwähnte Benennung mit gleichem Rechte, nur den letzteren im engeren, erſteren hingegen im weiteren Sinne; dieſe ſind eben, wie ſie ſich ſelbſt bezeichnen [5]), beglaubigte Auszüge oder richtiger, Partialausfertigungen des cumulativen Inhaltes einer Decrets-Urſchrift nach der öffentlichen Ausfertigung dieſer letztern; die Bezeichnung des allgemeinen Betreffes des Inhaltes muß aber auch jenen eingeräumt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus etc.

(Schluß.)

Gleich in dem erſten Titel, wo von dem Todſchlage die Rede iſt, wird beſtimmt, daß das eigentliche Wehrgeld des erſchlagenen Litus an deſſen Herrn abgegeben werden ſoll, nur ein Viertel davon kommt an die Verwandten des Getödteten. Während eine Frau edeln Standes oder von freyer Geburt, die ſich mit einem Manne vergeſſen hat, ihr Wehrgeld zur Strafe an den König zahlen muß, ſo zahlt es eine Litin in gleichem Falle an

4) Libellus aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae etc. p. 22 n. 8.

5) Durch die ſtändige Fertigungsformel: „Descriptum et recognitum ex tabula aenea quae fixa est etc. Vgl. Haub. op. II. 817. §. 4.

Digitized by Google

ihren Herrn (Tit. IX. §. 1. §. 2). Eine freye Frau, die, ohne es zu wiſſen, ſich mit einem Liten verheirathet, konnte ihre Freyheit nur dadurch retten, daß ſie von dem Zeitpunkte an, wo ſie über den Stand ihres Mannes unterrichtet war, keine eheliche Gemeinſchaft mit ihm pflog. Freye Leute konnten freywillig oder durch die Noth gezwungen Liten werden; läugneten ſie dieſe Stellung einem, der ſich zu ihnen als Herr gerirte, ab, ſo konnten ſie mit einer beſtimmten Anzahl von Eidhelfern ſich (a servitute) liberiren, umgekehrt mußte der Herr ſchwören, wenn Jemand, der ſein Lite geweſen war, behauptete, ſich mit eignem Gelde losgekauft zu haben oder von ihm freygelaſſen worden zu ſeyn. Dieſer forderte den Herrn dazu auf mit den Worten: me tibi sacramento tuo ad servitutem acquire; der dann von ihm ſagte: non te redemisti, nec te libertate donavi. Hier ſtehen servitus und libertas auf eine gewiß ſehr entſcheidende Weiſe einander gegenüber. Was nun die Stellung der Liten bey den Franken anbetrifft, ſo giebt dafür zunächſt ein Capitulare Karls des Großen für Italien (bey Georgiſch p. 1155) den Fingerzeig, indem es beſtimmt, daß hier die Aldiones in ihrem Dienſtverhältniſſe eben ſo beurtheilt werden ſollen, wie die fiscalini oder liti bey den Franken (Aldiones ea lege vivant in Italia in servitute dominorum suorum, qua fiscalini vel liti vivunt in Francia). Eben ſo erklärt eine Gloſſe zur Lex Salica (Pardeſſus Note 164 p. 360) litus durch fiscalinus oder sanctuarius, d. h. Hörige des Königs oder einer Kirche. Wenn nun ohnehin nicht daran gedacht werden kann, den fiscalinus für etwas Anderes als für einen Unfreyen zu halten (vergl. meine deutſche Geſch. Bd. 2. S. 527. — Bluntſchli, Zürcheriſche St. u. R. Geſch. Bd. 1. S. 49), ſo möchte der in dem angeführten Capitulare gebrauchte Ausdruck servitus, ſo wie die ſonſt bekannte Stellung der aldiones bey den Langobarden und bey den Bayern (ſ. Grimm, D. R. A. S. 309) den Ausſchlag geben. Uebrigens iſt in Betreff der longobardiſchen Aldiones der Umſtand merkwürdig, daß aldia in einer Gloſſe erklärt wird durch: de matre libera nata; Warnkönig (krit. Jahrb. 1843. S. 994) bringt aus dem Polyptichon Irminonis die Erklärung, daß litus der von einem servus mit einer ingenua erzeugte Sohn ſey. — Wenn wir nun aber ſpeciell auf die Lex Salica eingehen, ſo werden Tit. XXVIII litus und servus in Betreff der Freylaſſung einander völlig gleichgeſtellt, nur daß, wenn Jemand einen fremden Liten (alienus litus — alienus servus) ohne Wiſſen ſeines Herrn vor dem Könige per denarium frey gelaſſen hat, er dem Herrn das Wehrgeld dieſes Liten mit 100 Schillinge bezahlen muß, den Servus hingegen mit 35 Sol. erſetzt. Eben ſo geht es dem Litus, wie dem Servus, wenn ihm auch die Möglichkeit des ſich Loskaufens gegeben iſt, ans Leben (de vita componat, L. Sal. em. Tit. 14 c. 7), wenn er eine freye Frau nothzüchtigt. Die Lex Sal. unterſcheidet bey dieſen Verbrechen nach dem Stande des Thäters und erklärt dann nach der Lesart alter Handſchriften die freye Frau, welche irgend einem von jenen früher Genannten (aliquemcunque de illis. Cod. Mon.) ohne Noth ſelbſt gefolgt iſt, der Freyheit für verluſtig; der bey Pardeſſus abgedruckte älteſte Codex (N. 4404) hat aber (Tit. XXXIX) die Lesart: Si vero ingenuam puellam de illis suam voluntatem servum secuta fuerit; mit dieſem servus kann aber nur der im vorhergehenden § genannte litus oder puer regis gemeint ſeyn. In allen ihren Texten beſtimmt die Lex Sal. genau, daß für die Beraubung eines litus 35 Sol. bezahlt werden ſollen, aber nur einige Codices laſſen hierauf einen § folgen, der ſehr merkwürdig iſt und wiederum den Litus mit dem Servus gleich ſtellt: Si servus alienus aut laetus hominem ingenuum occiderit, ipse homicida pro medietate compositionis illius hominis occisi parentibus tradatur; et dominus servi (alſo auch den litus mit eingeſchloſſen) aliam medietatem compositionis se noverit solvturum; ja ſtrenge genommen paßt dieß noch mehr auf den litus als den eigentlichen servus, da eines Freyen Wehrgeld 200, das eines Liten 100 Sol. betrug. (Der 3te Text bey Pardeſſus. p. 93 und die Lex em. p. 300 haben nur den servus allein, der Cod. Guelph. p. 174 und Cod. Mon. p. 205 wiederum den letus neben dem servus). — Pardeſſus (p. 479. et suiv.) ſind begreiflicher Weiſe dieſe Stellen nicht entgangen, nur, wo wir durch

Vergleichung der Handſchriften den servus beſonders hervorgehoben haben, hat er ſie nicht in dieſer Weiſe berückſichtigt. Die Argumente indeſſen, womit er trotz dieſer Stellen die Freyheit des Litus zu retten ſucht, ſind nicht entſcheidend. Er legt in dieſer Beziehung ein ganz beſonderes Gewicht auf eine Sirmondiſche Formel (Nr. 44), nach welcher ein in große Noth gerathener Freyer, der nichts mehr hatte, um ſich nähren und kleiden (pascere et vestire) zu können, ſich gegen victus und vestimentum einem Herrn ergiebt, dem er nunmehr ingenuili ordine dienen will. Dem laſſe ſich zunächſt die bekannte Stelle aus dem Leben des heil. Lebuin (Pertz, Mon. Germ. II. p. 361) von der Volkseintheilung der Sachſen in nobiles, ingenuiles und serviles (lassi) gegenüberſtellen. Dieſen serviles, den ſächſiſchen Laſſen oder Liten, fehlte es nicht an politiſchen Rechten (ſ. Eichhorn a. a. O. S. 70), ſie waren aber dennoch nicht frey; ſo wurde auch jener, der ſich einem Herrn ergab und demſelben ingenuili ordine dienen wollte, unfrey, leiſtete ihm aber Waffendienſte nach Art der Freyen, ohne ſich damit den Stand der Freyheit ſelbſt zu bewahren. Insbeſondere iſt aber die Freylaſſung ein Zeichen der Unfreyheit, denn obſchon ein Verhältniß vorkommt, wo Freye einen Herrn über ſich haben, nämlich das Lehensverhältniß, ſo braucht doch niemals der Vaſall frey gelaſſen zu werden. Die Nothwendigkeit der Freylaſſung aber, um einen Liten frey zu machen, iſt nicht hinweg zu interpretiren und es ſteht dieſer daher dem Servus in dieſer Beziehung völlig gleich. Eben ſo paßt Pardeſſus' Erklärung (p. 480) des Umſtandes, daß, wenn ein Litus beraubt worden, dem Herrn die Compoſition bezahlt werden müſſe, nicht zu ſeinem Zwecke; er ſagt nämlich: die Sachen hätten ja dem Herrn gehört; daſſelbe gilt aber auch von den Sachen, deren man einen Servus beraubt. Daß nun aber ein Litus wegen einer übernommenen Obligation vor Gericht geſtellt und zur Bezahlung mit ſeiner Habe angehalten werden kann (Lex. Sal. em. 52), muß nach der Stellung, wie ſie ihm die Lex Sal. im Uebrigen anweiſt, ebenfalls mit Beziehung auf ſeinen Herrn verſtanden werden; entweder unterſchied man bey dem Vermögen des Litus, wie bey den ſpäteren leibeigenen Colonen, zwey Beſtandtheile (res liti und res domini) oder der Herr hatte überhaupt den Liten vor Gericht zu vertreten (vergl. Pard. p. 505). Daß (Cap. extrav. 7. Pard. p. 381) die Beſtimmungen in Betreff der zweyten Ehe auf die Frauen vom Litenſtande angewendet werden, iſt gar nichts beſonders Auffallendes und daß der Lite mit Eidhelfern vor Gericht auftreten kann, ſteht, wegen des hiſtoriſchen Zuſammenhanges der Kampfes- und Eideshülfe (ſ. meine deutſche Geſchichte Bd. 1. S. 246 u. ff.) mit ſeinem Waffenrechte in Verbindung. Daß dieſer nach der Lex Salica erhebliche Vorzüge vor dem Servus hatte und kein eigentlicher Sklave war, wollen wir gern zugeben und eben dieſe Betrachtung hat auch wohl Eichhorn (a. a. O. S. 297) zu der Bemerkung veranlaßt: „urſprünglich ſcheinen ſie den Freyen näher geſtanden zu haben, als in der ſpätern Zeit, wo die entwickelten Hofrechte ſie mit unter ſich begriffen," im Uebrigen aber iſt der erwähnte Gelehrte entſchieden dafür, ſie für Unfreye zu halten. Für Pardeſſus' Meinung, der übrigens p. 500 und p. 504 ſelbſt eingeſteht, daß der Zuſtand der Liten eine domesticité voisine de l'esclavage geweſen ſey, ſpricht ſich auch Richthofen, altfr. Wörterb. s. v. let aus, der den Liten für einen unvollkommenen Freyen hält; auch wollen wir die Aeußerung der Gloſſe zum Sachſenſpiegel (B. 3. Art. 45. §. 7) nicht vorenthalten, wo es von den Laten heißt: dur dat se nich vol fri en sin. —

Wir werden in einem zweyten Artikel den Inhalt der noch übrigen zehn Diſſertationen betrachten.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome etc.

(Fortſetzung.)

Was nun aber den von Hrn. Arneth gewählten Ausdruck „Militär-Diplome“ anbelangt, ſo bezeichnet er zwar ſeinen Gegenſtand nicht genau; er iſt zu weit, da ja in Bezug auf das römiſche Heerweſen ohne Zweifel nicht bloß obige den Verabſchiedeten ertheilten diplomata civitatis et connubii ausgeſtellt wurden; er gewährt ferner in Folge des Sinnes, in welchem das Wort Diplom für papierne und pergamentne Urkunden bey uns Deutſchen ſich eingebürgert hat, einen ſchiefen Nebenbegriff; allein es hat derſelbe ſowohl die etymologiſche Begründung als auch die Autorität römiſcher Claſſiker für ſich, und fließt überdieß geſchmeidiger aus Mund und Feder, als die Verdeutſchungen der allerdings nicht ganz erſchöpfenden lateiniſchen Benennung: tabula hon. miss., ſo daß man wohl keinen Anſtand nehmen darf, ſich denſelben anzueignen, und je nach Gutdünken beyde Bezeichnungen neben einander zu gebrauchen.

Nach der den § 1 bildenden Würdigung der „Militär-Diplome im Allgemeinen“ folgt (§ 2 und 3) „die Reihenfolge der Kaiſer, von denen bisher Militär-Diplome aufgefunden wurden,“ d. h. die chronologiſche Aufzählung der Hrn. A. bey Herausgabe dieſer Schrift bekannt geweſenen 42 Diplome [6]. Hieran reihen ſich (§ 4 — 17) theils chronologiſche, theils alphabetiſche Ueberſichten der durch dieſe 42 Diplome beurkundeten römiſchen Legionen, Flotten, Alae, Cohorten, Vexillationen und ihrer Präfecte; der Länder, in welchen die Truppen-Abtheilungen ſtanden, denen die honesta missio ertheilt; der Conſulen, unter welchen dieſe erlaſſen wurde; der Diplom-Empfänger, der Völker und Ortſchaften, aus denen dieſe abſtammten; der Befeſtigungsorte, an welchen die Tafeln des kaiſerlichen Miſſionsedictes in Rom ausgeſtellt worden, und endlich der Zeugen, deren Namen auf den einzelnen Diplomen enthalten ſind. Nach Vorausſendung dieſer für eine bequeme Ueberſchauung und vergleichende Erforſchung der in Frage ſtehenden Denkmale höchſt brauchbaren und dankenswerthen Behelfe geht Hr. A. (§ 18) auf die „Beſchreibung der hier mitgetheilten Diplome“ über. Von jedem Diplome wird zuerſt unter Verweiſung auf das betreffende Facſimile ein getreuer Abdruck der Inſchrift in Kapitaltypen, ſodann Hrn. Arneth's Interpretation derſelben mit Auflöſung der Siglen und Abbreviaturen in Currentſchrift gegeben, worauf endlich treffliche hiſtoriſche und archäologiſche Erläuterungen des Inhalts folgen. Die auf ſolche Weiſe mitgetheilten Diplome ſind nachſtehende zwölf:

No. I. (Facſimile Tab. I. II.) Diplom Nero's, (die obere Hälfte einer bisher unedirten im Beſitze des Hrn. Ennökl zu Wien befindlichen tab. hon. miss.) vom Jahre 60 n. Chr. (tribunitiae potestatis VII, imp. VIII, Cneio Pedanio Salinatore, Lucio Vellejo Paterculo consulibus, ante diem sextum Nonas Julias.) Das kaiſer-

6) Wir werden am Schluße obige chronologiſche Aufzählung in ergänzter Geſtalt mittheilen.

liche Edict ſelbſt, von welchem die vorliegende Tafel eine Partial-Ausfertigung iſt, lautete auf ſieben unter dem Legaten Illyriens Lucius Salvidienus Salvianus Rufus ſtehende Cohorten, ausgeſtellt dem Reiter der Cohors II Hispanorum „Jantumaro, Andednnis filio, Varciano.“ Die Namen der Conſulen, des illyriſchen Legaten und des Befeſtigungsortes des kaiſerlichen Edictes: „in Capitolio ad latus sinistrum aedis thensarum extrinsecus“ waren anderwärts noch nicht beurkundet; Almeloveen [7]) hat zum Jahr 60 n. Chr. „Nero Claudius Caesar IV und Cossus Cornelius Lentulus als Consules suffecti.

No. II. (Facſimile Tab. III — VI.) Diplom Veſpaſian's, ein vollſtändig erhaltenes Diptychon, aufgefunden 1832 in Ungarn, zu Sikátor im Veszprimer Comitate. Die kaiſerliche Verleihung iſt zufolge der in der Inſchrift enthaltenen Daten (trib. pot. V. imp. XIII, cons. V. „Q. Petilio Ceriale Caesio Rufo II, Tit. Clodio Eprio Marcello II. consulibus“) vom Jahre 74 n. Chr. und lautet auf ſechs Alen und zwölf Cohorten (unter letzteren die Cohors IV Vindelicorum und VII Raetorum), welche in Deutſchland (in Germania sub Cneo Pinario Cornelio Clemente) ſtanden. Dieſes intereſſante Denkmal war bereits zweymal edirt: Cavedoni, notizia e dichiarazione di un diploma militare dell' Imperatore Vespasiano. Modena 1832 und Horvat (Stephan) Tudományos Gyüjtemeny. Pesten 1833. p. 41 — 64. und iſt hier in der richtigen Vorausſetzung, daß dieſe beyden Werke nur wenigen deutſchen Leſern bekannt werden dürften, in wiederholtem Abdrucke gegeben.

No. III. Diplom des Kaiſers Titus vom Jahre 80 n. Chr., ausgefertiget „Sojoni, Muscelli filio, Besso,“ im J. 1838 in Kloſter Neuburg bey Wien, in mehr als 20 Bruchſtücke zerſchmettert, ausgegraben, hier aus dem Aufſatze Mar. Fiſcher's: „Das Stift Kloſterneuburg erbaut auf den Ruinen des römiſchen Municipiums Cetium“ (Wiener Jahrbücher Bd. 86. Anz. Bl. S. 56 — 72) abgedruckt und mit einem Facſimile (Tab. VII — X.) begleitet.

7) Fastorum Romanorum consularium libri duo. Amst. 1740. 8. v. 121.

No. IV. (Tab. XI — XIV.) Diplom Domitian's vom Jahre 85, bisher unedirt, gefunden 1840 in Ungarn, im Somogyer-Comitate und von dem Grafen Feſtetics dem ungariſchen Nationalmuſeum zu Peſth geſchenkt, nach einem von dem Erzherzoge Joſeph dem Herausgeber zum literariſchen Gebrauche mitgetheilten Facſimile hier abgedruckt. Der weſentliche Inhalt dieſes Denkmals lautet ſo: Imp. Domitianus etc. iis qui militaverunt in alis sex et cohortibus decem et quinque, quae appellantur - - (unter letzteren die cohors I Montanorum, Noricorum, Alpinorum und coh. VIII Raetorum) et sunt in Pannonia sub Lucio Funisulano Vettoniano . . . . Nonis Septembribus, Decio Aburio Basso, Q. Julio Balbo consulibus, cohortis I Lusitanorum cui praeest Cajus Cisso C. F. STEllatina tribu, Honoratus, ex pedite Frontoni, Sceni filio, Jaso.

No. V. (Tab. XV — XVIII.) Diplom Trajan's, vom 13. May 106, aus der Sammlung des ungariſchen Numismatikers Veszerle ſtammend, jetzt im ungariſchen Nationalmuſeum befindlich, hier zum erſtenmal herausgegeben, des Inhalts: Imp... Nerva Trajanus . . . trib. pot. IX. imp. IV. cons. V . . . equitibus et peditibus quae appellantur — — etc. et sunt in Moesia inferiore sub Aulo Caecilio Faustino. A. D. III Idus Maias, Cajo Julio Basso, Cneio Afranio Dextro consulibus. Cohortis III Gallorum, cui praefuit P. Valerius Sabinus . . . pediti Ambireno Juvenci f. Raurico etc. Hr. Arneth zieht aus dieſer Inſchrift, unter Hinweiſung auf einen von dem Grafen Bartolomeo Borgheſi über dieſes Denkmal geſchriebenen Brief ſehr intereſſante Schlußfolgerungen für die römiſche Geſchichte und Chronologie, namentlich hinſichtlich des daciſchen Krieges, indem nämlich dadurch gegen die bereits durch Fabretti und Eckhel berichtigte Annahme die Dauer des erſten daciſchen Krieges um ein Jahr verlängert und die Zeit des von Trajan abgehaltenen Triumphes auf den 1. Januar 104 mit Wahrſcheinlichkeit verlegt wird.

Digitized by Google

No. VI. Diplom Trajan's vom 17. Febr. 110 nach einer im handſchriftlichen Nachlaß des berühmten Numismatikers Eckhel befindlichen Abſchrift, deren Original bisher noch nicht ausgemittelt iſt, hier zum erſtenmal gedruckt, auszüglich ſo lautend: Imp. Trajanus etc. trib. pot. XIV. imp. VI. cons. V. equitibus et peditibus qui militaverunt in alis duabus et cohortibus decem, quae appellantur etc. (unter den Cohorten die VIII Raetorum C. R.) et sunt in Dacia sub Dec. Terentio Scauriano, - - ante diem XIII Kal. Mart. Ser. Scipione Salvidieno Orfito, M. Peducaeo Priscino consulibus, alae I Aug. Ituraeorum cui praeest C. Vettius Priscus, ex gregale T. Haemo Horatii (filio) Ituraeo et filio eius (sic) et Marco filio eius et Antonio filio eius etc.

No. VII. (Facſimile Tab. XIX. XX.) Diplom des Kaiſers Hadrian vom 22. März 129, gefunden in der Walachei, hier nach einer von einem Bruder des Fürſten Ghika dem Herausgeber mitgetheilten Lithographie abgedruckt. - - - Hadrianus - - equitibus et peditibus qui militaverunt in ala et vexillatione equitum Illyricorum et cohortibus quatuor quae - - - sunt in Dacia inferiore sub Plautio Caesiano. Ante diem XI Kal. Apriles P. Juventio Celso II, Q. Julio Balbo consulibus - - ausgefertiget für den Gemeinen der vexillatio equitum Illyricorum: Eupator Eumenes aus Sebaſtopolis und für 4 Söhne und eine Tochter von ihm.

No. VIII. Diplom des Kaiſers Antoninus Pius vom Jahre 145; nur das Bruchſtück der obern Platte, gefunden 1778 im Dorfe Tarjan in der Nähe von Gran, jetzt im Antikenkabinet zu Wien. Die äußere Seite desſelben, den vollſtändigen Eingang des kaiſ. Edicts enthaltend, iſt bereits bey Katancſich, Schönwiesner, Bernazza und Platzmann (Haub. op.) edirt; Hr. Arneth liefert hier die beyden Seiten des Fragments facſimilirt (Tab. XXI.), wovon jedoch die bisher unedirt gebliebene innere Seite, bloß die obere Hälfte des Eingangs der Urkunde in größerer Schrift enthaltend, nichts Neues bietet.

No. IX. Diplom desſelben Kaiſers, wahrſcheinlich gleichfalls v. J. 145, das Bruchſtück der untern Hälfte einer ebenfalls im Münz- und Antikenkabinete zu Wien befindlichen Miſſionstafel, welche 1828 zu Peregova in Ungarn gefunden, bereits von Gazzera und Borgheſe herausgegeben und commentirt wurde, hier aber unter Berichtigung einiger Lesarten facſimilirt erſcheint. (Tab. XXII.)

No. X. Diplom desſelben Kaiſers v. Jahre 155 (154?), zuerſt von Eckhel, dann von Schönwiesner ꝛc. herausgegeben und hier als Facſimile wiederholt. (Tab. XXIII — XXIV.)

No. XI. XII. (Tab. XXV.) Die Bruchſtücke zweyer Diplome des nämlichen Kaiſers, beyde mit der Angabe des in den bisherigen Verzeichniſſen der fasti fehlenden Conſulats: Q. Pomponius Musa und L. Cassius Juvenalis, wovon das eine, No. XI, zu Alſo Szent Ivany in der Nähe von Ofen ausgeackert, das andere, No. XII, im Jahre 1830 zu Adony in Ungarn gefunden wurde, beyde in der Sammlung des Hrn. Nik. Jankowich Jescenicze und Vadas zu Peſth befindlich, und jetzt zum erſtenmal herausgegeben und facſimilirt. Es iſt intereſſant, daß dieſe zwey Diplome nicht nur dasſelbe Conſulat, ſondern auch denſelben Legaten Pannoniens (Cajus Minnius Apellianus) mit einander gemein haben, ja, daß die Soldaten, welche die Empfänger der vorliegenden Diplome waren, ſogar bey einer und derſelben Truppen-Abtheilung, der Cohors I Alpinorum unter dem Präfecten Titius Molesius (Milesius?) gedient zu haben ſcheinen. Das erſtere, vollſtändiger erhaltene Diplom (No. XI.) war dem Reiter der genannten Cohorte, Ulpio, Spumari filio, Biansconi Eravisco ertheilt; dieſe letztere Heimathsbezeichnung (Biansc. Erav.) giebt Hrn. Arneth Gelegenheit, über die in dem Dorfe Bia, zwey Meilen von Ofen aufgefundenen und von Eckhel beſchriebenen „numi barbari inscripti RAVIS aut similiter“ ſehr intereſſante Vermuthungen beyzufügen, indem er in Ravis die Raab, und in den Ravsci (Ravisci) die Uferbewohner der Raab, die Eravisker des Plinius und Aravisker des Tacitus und Ptolemäus erkennt, und die fraglichen

Digitized by Google

Münzen als eine Nachahmung der römiſchen Familienmünzen ſcharfſinnig erläutert.

Was nun diejenigen drey Soldatendiplome betrifft, welche, wie oben vorläufig bemerkt worden, die Arneth'ſche Zählung der bis jezt bekannten Exemplare ergänzen, reſp. deren Anzahl von 42 auf 45 höhern, ſo ſind dieſes folgende:

1) das im November 1842 zu Geiſelbrechting im Landgerichtsbezirke Traunſtein ausgegrabene, von dem Ref. in der Zeitſchrift des hieſigen hiſtoriſchen Vereins [8]) bekannt gemachte Diplom des Kaiſers Nero vom Jahre 64 n. Chr.

2) Das Fragment eines in Sardinien aufgefundenen Diploms von Domitian, welches erſt unlängſt Prof. Hänel in Leipzig [9]) bekannt gemacht hat.

3) Das Fragment einer bey Pappenheim aufgefundenen tabula hon. miss. im k. Antiquarium dahier; zuerſt bekannt gemacht durch Hofr. Thierſch im Jahresberichte der k. b. Akademie der Wiſſenſchaften v. J. 1829 S. 28, dann aus Stark's reſp. Redenbacher's handſchriftlichem Nachlaß erläutert in Prof. v. Hefner's Röm. Bayern. München 1842. S. 78. Nr. 65. Hrn. Arneth iſt zwar erſtere Notiz über dieſes Fragment nicht unbekannt geblieben, er zog jedoch die wirkliche Exiſtenz desſelben in Zweifel, und übergieng es in ſeinem oben erwähnten Verzeichniſſe, indem er ſich nämlich hinſichtlich dieſes Denkmals und zugleich in Beziehung auf die gleichfalls im k. Antiquarium dahier befindliche tabula hon. miss. der beyden Philippe v. J. 248 S. 75 Note 1) folgendermaſſen äußert:

„Ob ſämmtliche 12 oben benannte Diplome wirklich von den Römern herrühren, hängt natürlich von deren Aechtheit ab. Gegen das in München befindliche Diplom laſſen ſich wirklich einige Zweifel erheben, wegen ſeiner ganz ungewöhnlichen Abfaſſung, wegen des Inhalts der Rückſeite, auf der acht Namen vorkommen. Sollten dieſe Namen die Zeugen ſeyn, ſo ſind es immer auf den nicht zu bezweifelnden Diplomen ſieben, deren Namen im Genitiv, hier einige im Dativ oder Ablativ. Sind dieſe Namen ächt, ſo muß es wahrſcheinlich ſtatt Alabandio — Alabandico heißen, von Alabanda, einer Stadt in Carien. Es iſt überhaupt der Beſtand dieſes archäologiſchen Vorraths im Jahresberichte der k. b. Akad. d. W. J. 1827 — 1829 S. 24 — 48 mir nicht ganz deutlich, da S. 25 es heißt: „lieber eine tabula honestae missionis und die Bruchſtücke von zwey andern.“ S. 28. „Bruchſtück einer andern ſolchen Tafel.“ — — Es hängt daher wohl noch von einer wiederholten Unterſuchung ab, ob das obige Diplom des K. Philipp wirklich ächt, ſo auch ob die noch erwähnten Bruchſtücke einem oder zwey Diplomen angehören, und ob dieſe nicht unächt, daher ſich die Zahlenangabe entweder um eins erhöhet oder vermindert.“

(Fortſetzung folgt.)

8) Oberbayeriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. Bd. IV. Heft 3. S. 433 — 139. Die Inſchrift obigen Denkmals erlebte bereits die vierte Ausgabe, indem zwey unſerer namhafteſten Rechtslehrer, Hänel in Leipzig und Böcking in Bonn den in 50 Exemplaren erſchienenen an einigen Stellen berichtigten Extra-Abdruck der fraglichen Nachricht einer öffentlichen Anzeige würdigten, erſterer im Auguſthefte der kritiſchen Jahrbücher für deutſche Rechtswiſſenſchaft, 1843 S. 761; letzterer in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn, 1843. Heft III. S. 162 ff., und bieben die Inſchrift vollſtändig mittheilten.

9) Gleichzeitig mit der in vorſtehender Note bemerkten Anzeige in den kritiſchen Jahrbüchern für deutſche Rechtswiſſenſchaft nach einer Mittheilung v. Vesme's in Turin.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome etc.

(Fortſetzung.)

Den hier angeregten Zweifeln über die Aechtheit der Tafel des K. Philippus ſcheint Hr. A. ſelbſt kein Gewicht beylegen zu wollen, da er eben dieſes Denkmal S. 8 Nr. 38 der Geſammtreihe mit den Worten aufführt: „Philippus. Gefunden zu Modena 1724, (urſprünglich in der Ficoroni'ſchen Sammlung) herausgegeben von Maffei. Mus. Ver., p. 325, zu München befindlich, deſſen Aechtheit gegen Thierſch, *wahrſcheinlich mit Unrecht*, angefochten von *Stark*. Paläograph. Abhandlung. Augsburg 1832.“

Die Frage, „ob die erwähnten *Bruchſtücke einem* oder *zwey* Diplomen angehören,“ iſt dahin zu beantworten, daß dieſelben *zwey* verſchiedenen Miſſionsurkunden angehören, obſchon das k. Antiquarium, die Philipp'ſche Urkunde mit eingerechnet, nur *zwey* derartige Inſchrift-Tafeln beſitzt.

Zur Beſeitigung der über zwey ſo intereſſante Stücke unſers k. Alterthumsſchatzes ſcheinbar obwaltenden Widerſprüche und Unbeſtimmtheiten dürfte es nicht überflüßig ſeyn, auf eine von Hrn. Arneth provocirte nähere Unterſuchung und ausführlichere Erörterung der fraglichen Denkmale einzugehen.

Was zunächſt die Gründe betrifft, welche der ſelige *Stark*, leider nicht sine ira, gegen die Aechtheit der Philippiſchen Inſchrift vorgebracht hat, ſo wurde die Unſtatthaftigkeit dieſer Gründe von einem ungenannten Recenſenten der obenerwähnten Stark'ſchen Abhandlung in den bayerſch. Annalen Jahrg. 1833 Nr. 67 im Allgemeinen bereits dargelegt, und vergeblich ſuchte Stark die erwähnte Recenſion in einem eignem Anhange zu den erſt nach ſeinem Tode im Drucke erſchienenen „Paläographiſchen Bemerkungen über einen bey Zierl in Tyrol aufgefundenen zum Andenken des Kaiſers Decius und ſeiner beiden Söhne errichteten Meilenſteines.“ Landshut 1840, 4. S. 55 ff. zu bekämpfen. Stark war nämlich hinſichtlich der beyden Arten der tabulae honestae missionis, der generellen und der partiellen, und namentlich hinſichtlich der *Abfaſſungsform* dieſer letzteren in einem unbegreiflichen Irrthum befangen, und in dieſem Irrthum und in der Verwechslung der erſteren immer auf die Veteranen mehrerer Heeresabtheilungen *zugleich* lautenden mit den für die einzelnen Verabſchiedeten ſpeciell ausgeſtellten Miſſionstafeln (Diplomen) wurzelte zunächſt ſeine Verdächtigung der fraglichen Philippiſchen Inſchrift. Die für einzelne Verabſchiedete ausgefertigten Miſſionstafeln beſtanden aber — nach dem klar vor Augen liegenden Inhalt der zahlreich auf uns gekommenen Exemplare — 1) in einer wortgetreuen *Abſchrift* des allgemeinen Miſſionsedictes von der Inſcription bis zum Datum, letzteres miteingeſchloſſen; nur die *Namen* der ſämmtlichen durch das Edict beabſchiedeten Soldaten, welche gleichſam als Anhang zu dieſem unterhalb desſelben in mehreren nebeneinander geſchriebenen Reihen vorgetragen waren, (nomina subscripta,) blieben begreiflicher Weiſe weg; 2) aus den zum Behufe der auf einen einzelnen Verabſchiedeten ſpeciell lautenden Ausfertigung

Digitized by Google

nöthigen, d. h. ſeine Perſon allein betreffenden auszüglichen Beſtandtheilen. Dieſe zweyte auszügliche Hälfte der ſpeciellen Entlaſſungsinſchrift lautet auf dem fraglichen Denkmale des k. Antiquariums ſo:

COHortis VIII PRaetoriae PHILIPPIANae Piae Vindicis
Marco . BRAETIO . Marci Filio IVSTINO
SABATINa (tribu) MANTVAno
DESCRIPTum ET RECOGNITum EX TABVLA AENea QVaE FIXa
EST ROMae IMMVRo POSTtEMPLVM DIVI AVGusti AD
MINERVAM

Da nun die erſte Zeile (die 17 der ganzen Inſchrift) COH — P. V. weder mit dem vorausgehenden noch mit dem nachfolgenden Theile der Inſchrift in grammatikaliſchem Zuſammenhang ſteht, ſo erklärte Stark dieſe Stelle für unterſchoben und als ein Kriterium der Unächtheit der ganzen Inſchrift. Die Grundloſigkeit dieſer Behauptung ergiebt ſich aus der ſo eben angegebenen Beſchaffenheit der Denkmale dieſer Kategorie von ſelbſt, da ja der Tenor des kaiſerlichen Edicts mit dem Datum geſchloſſen war, und weder mit dem weiter folgenden ſpeciellen Inhalte der Tafel, noch letzterer unter ſich in einer förmlichen Satzverbindung zu ſtehen brauchte.

Ein zweytes Kriterium der Unächtheit glaubte Stark darin zu finden, daß es im Eingange der kaiſerlichen Entlaſſungsurkunde heiße: Nomina militum qui militaverunt in cohortibus praetoriis I — X etc. Weil nun in der vorliegenden Inſchrift die Namen der von dem Kaiſer Philippus entlaſſenen Prätorianer nicht ſtehen, ſondern nur der einzige des M. Brätius, ſo beweiſe dieß allein ſchon das Unächte der Philippiſchen Tafel. An dieſen ganz unrichtigen auf Verkennung der Einzel-Miſſionstafeln beruhenden Schluß reihte Stark die weitere irrthümliche Behauptung, daß die am Schluße dieſer Inſchriften im Dativ ſtehenden einzelnen Namen, nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, den verabſchiedeten Soldaten ſondern den Tabellionen und Notaren angehörten, welche die Urkunde ausfertigten, und daher die Worte M. Braetio etc. mittelſt Antiptoſis, vermöge welcher ſtatt des Ablativs mit a oder ab der Dativ geſetzt werde, mit der Formel: Descriptum et recognitum in Verbindung zu bringen ſey.

Eben ſo unbegründet ſind die übrigen von dem ſel. Stark gegen die Aechtheit der fraglichen tabula vorgebrachten Einwürfe. Von größerem Belange möchten aber vielleicht die von Hrn. Arneth „wegen der ganz ungewöhnlichen Abfaſſungsform und wegen des Inhalts der Rückſeite" dieſes Denkmals erhobenen Zweifel ſeyn. Wir wiſſen nicht, welche einzelne Punkte Hr. A. hiebey im Auge hat, glauben aber nicht weit zu irren, wenn wir dieſe Zweifel auf jene Umſtände beziehen, welche nach unſerm individuellen Ermeſſen allerdings als Verdacht erregend betrachtet werden könnten.

Schon der äußere Beſtand der fraglichen Tafel unterſcheidet ſich von allen übrigen bisher bekannten Exemplaren in höchſt auffallender Weiſe. Wie nämlich aus den vielen vollſtändig erhaltenen Exemplaren erſichtlich iſt, waren dieſe Urkunden: diptycha, und beſtanden demzufolge aus zwey oblongen Metallplatten von gleicher Größe, welche, wie aus den in ihnen vorhandenen kleinern Löchern zu erſehen, auf einer der beiden längern Seiten und in der Mitte durch Drathfäden oder dgl. verbunden und geſchloſſen werden konnten. Jede dieſer zwey Platten war auf beiden Seiten beſchrieben. Die Inſchrift von je einer Seite der einen Platte bildet mit der Inſchrift auf einer Seite der andern Platte ein Continuum, indem nämlich eine von ihnen ungefähr die obere Hälfte der Miſſionsurkunde, die andere hingegen die untere Hälfte derſelben enthält; dieſe beiden Seiten charakteriſiren ſich dadurch zugleich als die inneren des Diptychons, während

Digitized by Google

die beyden andern Seiten eben ſo beſtimmt als die äußern ſich kundgeben, da auf einer von ihnen die von den Zeugen-Namen umgebenen Beglaubigungs- und urſprünglichen Verſchluß-Siegel angebracht waren, die andere aber den geſammten auf die beiden innern Seiten vertheilten Inhalt der Urkunde in kleinerer und gedrängterer Schrift wiederholend, von den übrigen drey Seiten ſich auch dadurch unterſcheidet, daß hier die Schrift auf ſenkrecht gehaltener, auf den andern drey Seiten hingegen auf wagrecht gehaltener Platte eingegraben iſt. Hieraus erhellt, daß, wenn ſich von Denkmalen dieſer Kategorie nur eine Platte erhalten hat, auf dem Avers die eine oder die andere der oben erwähnten äußern Seiten, auf dem Reverſe aber die obere oder die untere Hälfte der innern Inſchrift vorkommen müſſe. Dieß iſt denn auch bey allen bis jetzt aufgefundenen und nur aus einer Platte beſtehenden Exemplaren und reſp. Bruchſtücken ſolcher der Fall, das fragliche gleichfalls nur aus einer einzigen Platte beſtehende Exemplar des k. Antiquariums dahier allein ausgenommen. Während nämlich die Vorderſeite dieſer Tafel, den vollſtändigen Inhalt der Philippiſchen Miſſionsurkunde bietend, einer der Außenſeiten der übrigen Exemplare entſpricht, die Rückſeite demnach in wagrechter Richtung der Platte die obere oder untere Hälfte derſelben Miſſionsurkunde in größerer Schrift enthalten ſollte, zeigt hingegen die Rückſeite dieſer Tafel, dieſe nicht wagrecht, ſondern ſenkrecht gehalten, das Fragment einer Inſchrift, welche mit der vorliegenden auf den Prätorianer M. Brätius lautenden Miſſionsurkunde nicht das Geringſte zu ſchaffen hat, dem Charakter der Schriftzüge zufolge einer viel frühern Zeit angehört, und offenbar aus einer in weit größern Raumverhältniſſen ausgeführten Metall-Inſchrift herausgeſchnitten wurde, alſo lautend:

C VIPRAEST
BASSVS
S M
LAVDIC
SI LAVDIC
L
BESSO
GINO ALABAND
PANN
L
ONI PHILADEL
C
O ALABAND
NICOM C

Ueber die urſprüngliche Beſtimmung jener größern Platte, von welcher die vorliegende ein Abſchnitt iſt, kann kein Zweifel obwalten: ſie war eine tabula honestae missionis im engſten Sinne, eine das vollſtändige kaiſerliche Miſſionsedict ſelbſt enthaltende, zur öffentlichen Affigirung beſtimmte „tabula aenea“, und das vorliegende Fragment wurde offenbar aus dem untern Theile des Edicts genommen, wo die „nomina subscripta“ der ehrenvoll Beabſchiedeten unter den betreffenden Ueberſchriften der ſpeciellen Heeresabtheilungen, welchen die Beabſchiedeten angehörten, und je nach der Anzahl dieſer letzteren in mehreren ſenkrecht neben einander geſchriebenen Reihen (columnae, paginae) eingegraben waren. In dem vorliegenden Bruchſtücke ſind demnach die Ueberreſte der Namen von acht Verabſchiedeten enthalten, nämlich die Heimatsbezeichnungen derſelben und zum Theil die Ausgänge ihrer Bey- und Familien-Namen; am Rande der rechten Seite hingegen die Anfangsbuchſtaben (Siglen) der Vornamen einer andern Reihe von Verabſchiedeten. Aus der Ueberſchrift erhellt, daß jene 8 Verabſchiedeten der linken Reihe in einer Ala oder Cohorte gedient hatten, deren Präfect den Familien-Namen Bassus führte. Durch die Dativ-Formen der erhaltenen Namen iſt an ſich ſchon dargethan, daß dieß nicht etwa die Namen von Zeugen ſeyn können, da letztere auf allen Exemplaren, von welchen ſich die mit den Zeugen-Namen verſehene Platte erhalten hat, im Genitiv ſtehen, unter ſtillſchweigender Bezugnahme

nämlich auf die nebenſtehenden Siegel (die beyden Miſſionstafeln des Kaiſers Galba allein ausgenommen, auf welchen die Zeugen-Namen im Nominativ ſtehen). Die fragliche Philippiſche Tafel des k. Antiquariums iſt durch ihre ſo eben angegebene Beſchaffenheit auf doppelte Weiſe eigenthümlich, ja einzig in ihrer Art, da bisher weder ein vollſtändiges Exemplar noch ein Fragment einer tabula honestae missionis in dem bemerkten engſten Sinne aufgefunden worden zu ſeyn ſcheint, (wenn nicht etwa das bisher für interpolirt gehaltene Fragment der Miſſionstafel Trajans v. J. 112, welches Vernazza aus einer Handſchrift des Pyrrhus Ligorius bekannt gemacht hat, als der Beſtandtheil eines ſolchen zu betrachten iſt, —) ſo daß das hieſige Bruchſtück ſchon aus dieſem Grunde für die römiſche Alterthumskunde jedenfalls ein höchſt ſchätzenswerthes Denkmal bleibt.

An der Aechtheit dieſer älteren die Rückſeite der Platte bildenden Inſchrift iſt gar nicht zu zweifeln; aber die Frage iſt, ob die Vorderſeite, die Philippiſche Inſchrift, wegen der nachgewieſenen Ermangelung einer formellen Uebereinſtimmung mit allen übrigen uns bekannten Exemplaren von Specialmiſſionstafeln als ein unterſchobenes Machwerk erklärt werden müſſe oder nicht? Wir glauben dieſe Frage unbedingt verneinen zu dürfen, indem der Mangel einer äußerlichen Förmlichkeit keineswegs auch ſchon den Beweis der Unächtheit einer Urkunde mit ſich führt; die fragliche Inſchrift des k. Antiquariums verhält ſich eben zu den übrigen Miſſionstafeln wie eine partielle einfache auf der leeren Rückſeite eines abgewürdigten älteren Documentes vorgetragene Abſchrift zu einer vollſtändigen mit allen Förmlichkeiten ausgeſtatteten Originalurkunde oder beglaubigten Copie.

Aber auch hinſichtlich der Abfaſſungsform des Inhalts der fraglichen Philippiſchen Inſchrift findet eine auffallende Eigenthümlichkeit ſtatt. Auf den gewöhnlichen Exemplaren bildet nämlich der wörtlich aus dem kaiſerlichen Miſſionsedicte herübergenommene Eingang der Urkunde einen logiſch zuſammenhängenden, grammaticaliſch verbundenen und regelmäßig geſchloſſenen Satz. Auf die im Nominativ ſtehende Inſcription (Namen und Titel) des verleihenden Kaiſers folgt überall die durch Dative eingeleitete Bezeichnung der Truppen, welchen die ehrenvoll Verabſchiedeten angehörten („trierarchis et remigibus, equitibus et peditibus, oder veteranis qni, oder auch bloß iis qui militant oder militaverunt in classe N. N., in legione, alis cohortibus N. N. (mit Angabe der Standorte dieſer Truppenabtheilungen, dann mit Anführung der zurückgelegten Dienſtesjahre und ausdrücklicher Hervorhebung der ertheilten honesta missio, („qui vicena stipendia aut plura meruerunt et sunt dimissi honesta missione“, oder auch in Participialconſtruction: --- „stipendiis emeritis dimissis honesta missione) ferner jedesmal mit dem Beyſatze: „quorum nomina subscripta sunt“; hierauf folgt die den Entlaſſenen, ihren Weibern, Kindern und Nachkommen ertheilte Vergünſtigung der römiſchen Civität und reſp. des Rechtes der römiſchen Ehe mit dem in der dritten Perſon ſtehenden Perfekt des Zeitworts dare („ipsis, liberis posterisqne eorum civitatem dedit et connubium cum uxoribus quas tunc habuissent cum est civitas eis data aut si qni caelibes essent cum iis quas postea duxissent, dumtaxat singuli singulas“).

Von dieſer im Allgemeinen ſtereotypen Formel weicht nun die Philippiſche Inſchrift des k. Antiquariums dadurch ab, daß ſie dieſelbe in vielfach modificirter Faſſung giebt, hiebey aber des grammatikaliſchen Zuſammenhangs völlig entbehrt. Der unmittelbar auf die Inſcription der beiden Kaiſer (Imp. — P. P.) folgende Inhalt lautet nämlich ſo:

Nomina militum qui militaver*unt* in cohortibus praetor*ianis* decem I — X piis vindicibus qui pii et fortiter militia functi sunt ius tribuimus connubii dumtaxat cum singulis et primis uxoribus nt etiam si peregrini inris feminas in matrimonio suo innxer*int* proinde liberos tollant acsi ex duobus civibus Romanis natos. *Ante diem* VII *Idus* Ianu*arias*.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Zwölf römiſche Militär-Diplome etc.

(Schluß.)

Es iſt hier weder der zurückgelegten Dienſtesjahre, noch der honesta missio, noch des römiſchen Bürgerrechts gedacht; die Zuſammenhangloſigkeit tritt aber ſo ſchroff hervor, daß man ſie auf keine Weiſe einer römiſchen Original-Inſchrift zutrauen, ſondern höchſtens durch die Annahme, man habe hier lediglich nur eine aller Förmlichkeit entbehrende Aufzeichnung eines willkürlich behandelten Auszuges vor ſich, vor der Verdächtigung ihrer Authenticität ſchützen zu können meynen ſollte. Allein auch dieſer Grund der Beanſtandung des fraglichen Denkmals verſchwindet in Folge des Umſtandes, daß es obige von den gewöhnlichen Exemplaren abweichende Abfaſſungsformel mit drey derſelben gemein hat, nämlich mit den Diplomen der Kaiſer Marcus Aurelius und Lucius Verus v. J. 161, Septimius Severus und Caracalla v. J. 208, und Gordian's III. v. J. 243. [10]) und in ſoferne mit dieſen eine allen übrigen Miſſionstafeln gegenüberſtehende beſondere Klaſſe der Soldatendiplome bildet. Auf dieſen Umſtand hat bereits Prof. Gazzera [11]) bey Mittheilung ſeiner Nachleſe zu Vernazza's obenerwähnter Abhandlung aufmerkſam gemacht, und die Anſicht ausgeſprochen, daß man neben den eigentlichen Miſſionstafeln noch eine zweyte Gattung von Soldatendiplomen annehmen müſſe, Connubial-Diplome nämlich, durch welche ſämmtlichen noch im activen Dienſte ſtehenden Soldaten einer oder mehrerer Truppenabtheilungen nicht der ehrenvolle Abſchied (hon. missio), ſondern nur das Recht der römiſchen Ehe ertheilt worden ſey. Dieſer Annahme Gazzera's fehlt aber vor der Hand noch die nöthige Begründung, die Ausdrücke der fraglichen abweichenden Formel: „Nomina militum qui militaverunt“ und „qui pie et fortiter militia functi sunt“ laſſen ſich doch nicht wohl anders als auf ausgediente Soldaten beziehen und letzterer zumal ſich als Umſchreibung der ſich von ſelbſt verſtehenden honesta missio betrachten. Uns ſcheint es, der gemeinſame Erklärungsgrund dieſer Formel ſey vielmehr in dem Umſtande zu ſuchen, daß ſowohl die Philippiſche Inſchrift als jene der drey andern nur auf die 10 prätoriſchen Cohorten (auf jener des M. Aurelius und L. Virus außer dieſen auch noch auf fünf cohortes urbanae) lauten; da nun die Soldaten der cohortes praetoriae und urbanae die römiſche Civität (das Recht eines Bürgers von Rom) ſchon beſaſſen, ſo brauchte die Verleihung desſelben in ihrer Entlaſſungsurkunde nicht vorzu-

10) Dieſer letzteren kann man zuverläſſig auch das Maximianiſche Fragment beyzählen; es enthält wenigſtens gleichfalls nach der kaiſ. Inſcription die Worte: NomINa MILITum QVI MILITAVERunt.

11) Notizia di alcuni nuovi diplomi imperiali di congedo militare im 35. Bande (Jg. 1831) der memorie della r. accad. di Torino p. 230. Blume's Mittheilungen über vorſtehende gediegene Abhandlung Gazzera's ſind dem Ref. im Augenblicke nicht zur Hand.

Digitized by Google

kommen. Die fragliche abweichende Verabſchiedungsformel ſcheint demzufolge eigens für die Verabſchiedeten der kaiſerlichen Leib- und röm. Stadtwache eingeführt geweſen zu ſeyn. Was aber insbeſondere der auf den vorliegenden 4 (5) Exemplaren obwaltende Mangel an grammatikaliſchem Zuſammenhang der Inſchrift betrifft, ſo möchten wir dieſen durch die Vermuthung erklären, daß auf den betreffenden kaiſerlichen Originaledicten für Entlaſſung von Prätorianern die Namen der letzteren ausnahmsweiſe nicht unter dem Edicte, ſondern in den Beſtand und grammaticaliſchen Zuſammenhang des Edictes ſelbſt, alſo gleich nach der Inſcription der Kaiſer eingereiht waren, bey Ausfertigung der Einzel-Diplome aber begreiflicherwei e nicht aufgenommen werden konnten, und ihre Stelle daher hier durch das ſchroffe „nomina militum qui etc.“ angedeutet wurde.

Zuletzt muß noch des chronologiſchen Widerſpruches gedacht werden, in welchem die Philippiſche Inſchrift des Antiquariums mit der Inſchrift der von demſelben Kaiſerpaare ein Jahr zuvor (247) ertheilten honesta missio ſteht; in letzterer iſt nämlich Philipp dem Sohne das vierte Regierungsjahr (trib. pot. IIII), in erſterer hingegen noch das zweyte Tribunatsjahr beygelegt. Da indeſſen durch anderweitige Geſchichtsquellen das Jahr nicht nachgewieſen iſt, in welchem Philipp der Araber ſeinen Sohn zum Mitregenten aufnahm, ob ſchon im erſten ſeines eignen Regierungsantritts (244) oder erſt drey Jahre ſpäter, muß es dahin geſtellt bleiben, welches der erwähnten zwey Denkmale die richtige Angabe enthalte [12]), ohne daß übrigens die Authenticität des einen wie des andern von dem deßfallſigen Ergebniſſe abhinge.

In vorſtehender Erörterung wurde verſucht darzuthun, daß kein Grund vorhanden ſey, die Philippiſche Miſſionstafel des k. Antiquariums für unächt zu erklären; es waltet aber noch ein Umſtand vor, der poſitiv für ihre Aechtheit ſpricht, der nämlich, daß ſie unter den vier Exemplaren, welche die eigenthümliche für entlaſſene Prätorianer beſtimmte Formel enthalten, zuerſt aufgefunden wurde.

Wir theilen nun unſern Leſern den verſprochenen chronologiſchen Ueberblick der bis jetzt bekannten römiſchen Miſſionstafeln mit, wie ſich dieſelbe nach Ergänzung und reſp. Berichtigung der Arneth'ſchen Aufzählung (§. 2) herausſtellt, und zwar hinſichtlich der vor dem Erſcheinen der Arneth'ſchen Schrift bereits bekannt geweſenen mit Hinweis auf die zweyte Ausgabe der Platzmann'ſchen Diſſertation in Haubolds opusc. acad. T. II. und auf Maßmann's Libell. aurar. p. 22 Note 8, wo die bisherige Literatur über die fraglichen Denkmale ſich am vollſtändigſten zuſammengeſtellt findet, hinſichtlich der übrigen aber auf die Werke, in welchen ſie abgedruckt und erörtert ſind.

1) Claudius. J. 52. Arneth 1. ([13]) Haub. I. Massm. a)
2) Nero. J. 60. Arn. 2. I.
3) Nero. J. 64. Oberb. Arch. Bd. IV. H. 3.
4) Galba. J. 68. Arn. 3. Haub. II. Massm. b)
5) Galba. J. 68. Arn. 4. Haub. III. Massm. c)
6) Veſpaſian. J. 70. Arneth 5. Haub. IV. Massm. d)
7) Veſpaſian. J. 71. Arneth 6. Haub. V. Massm. e)
8) Veſpaſian. J. 74. Arn. 7. II. Massm. f)
9) Titus. J. 80. Arn. 8. III. Massm. g)
10) Domitian. J. 85. Arn. 9. IV.
11) Domitian. J. 86. Arneth 10. Haub. VI. Massm. h)
12) Domitian. J. 92. Arn. 12. Haub. VII. Massm. i)
13) Domitian. J. 93. Arn. 11. Haub. VIII. Massm. k)

---

12) Man vergleiche hierüber Marini a. a. O. p. 487 n. 195.

13) Bey den Verweiſungen auf das vorliegende Werk von Arneth beziehen ſich die arabiſchen Ziffer auf die den §. 2 bildende chronologiſche Aufzählung, die römiſchen Zahlen aber auf die zwölf hier in Abdruck und (mit Ausnahme der Nr. VI) in Facſimile mitgetheilten Diplome.

14) Domitian. J. ? Krit. Jahrb. f. d. Rechtsw. 1843. S. 762.

15) Nerva. J. 96. Arn. 13. Mem. d. accad. di Torino. T. 35. p. 201 et 253.

16) Trajan. J. 104. Arneth 14. Haub. IX. Massm. l)

17) „ „ J. 106. (a. d. III. Id. Mai.) Arn. 16. V.

18) „ „ J. 106. (Tag unbek.) Arn. 15. Haub. X. Massm. m)

19) „ „ J. 110. Arn. 17. VI.

20) „ „ J. 112. Arneth 18. Haub. XI. Massm. n)

21) „ „ c. 117. Arn. 42. Haub. XXIV. Massm. o)

22) Hadrian. J. 127. Arn. 19. Mem. d. accad. di Tor. T. 39. p. 1 — 14.

23) „ „ J. 129. (a. d. XII. Kal. Mart.) Arn. 20. Haub. XII. Massm. p)

24) „ „ J. 129. (a. d. XI. Kal. April. Arn. 21. VII.

25) „ „ J. 129. (a. d. VII. Kal. Ian.) Arn. 30. (14) Haub. XIII. Massm. q)

26) Hadrian. J. 134. Arneth 22. Haub. XIV. Massm. r)

27) „ „ J. ? Arn. 24. Haub. XV. Massm. s)

28) „ „ J. ? Arn. 23. Massm. t) (15)

29) Antoninus Pius. J. 145. (146) Arn. 25. VIII. Haub. XVI. Massm. v)

30) „ „ „ „ „ J. 145. (?) Arn. 26. IX. Massm. w)

31) „ „ „ „ „ J. 155 (154) Arn. 27. X. Haub. XVII. Massm. n)

32) „ „ „ „ „ J. ? Arn. 28. XI.

33) „ „ „ „ „ J. ? Arneth 29. XII. Massm. ee)

34) Marcus Aurelius u. Luc. Virus J. 161. Arn. 33. Mem. d. accad. di Tor. T. 39. p. 258.

35) Marcus Aurelius u. Luc. Verus. J. 165. Arn. 31. Haub. XVIII. Massm. y), z)

36) „ „ „ „ „ u. Luc. Verus J. 167. Arn. 32. Haub. XIX. Massm. x)

37) Septimius Severus und Caracalla. J. 208. Arn. 34. Mem. etc. T. 39. p. 259.

---

14) Hr. A. führt dieſes Denkmal mit Veruazza, wegen der „Aehnlichkeit der Zeugen“ unter den Diplomen des Kaiſers Antonians Pius auf, während es bey Haubold a. a. O. in Berückſichtigung des zum J. 12.) beurkundeten Conſulats (C. Neratius) Marcellus et Cn. Lollius (Gallus), welches in der Inſchrift ſelbſt freylich nur ſehr fragmentirt und daher nicht ganz ſicher enthalten iſt, dem Kaiſer Hadrian zugetheilt wird. Aus dem Umſtande, daß von den ſieben Zeugen der fraglichen Tafel ſechs auf dem Antoniniſchen Diplome v. J. 155 vorkommen, könnte übrigens jedenfalls nur gefolgert werden, daß beyde Diplome vielleicht gleichzeitig ausgefertigt nicht aber, daß auch die betreffenden Miſſionsdecrete gleichzeitig erlaſſen worden ſeyen. Das ganze Weſen mit dieſen auf den Miſſionstafeln vorkommenden Zeugen-Namen bedarf übrigens noch beſſerer Aufhellung. Das Wiederkehren derſelben Namen auf verſchiedenen Tafeln veranlaßte den Ref. zu der Vermuthung, daß jenes Geſchäft des Siegelns und Beglaubigens vorzugsweiſe, (ſpäter wahrſcheinlich ausſchließlich und in Folge geſetzlicher Anordnung) von amtlich hiezu angewieſenen Individuen, nämlich von den tabulariis und Tabellionen beſorgt worden ſey. Wenck zog in Zweifel ob jene Unterſchriften überhaupt wirklichen Zeugen und nicht vielmehr Mitgliedern des kaiſerlichen Rathes („a consiliis imperatorum“) angehören. Daß Letzterer wenigſtens hinſichtlich der Namen auf den Miſſionstafeln von Claudius, Galba und Veſpaſian nicht der Fall iſt, dürfte wohl auſſer Zweifel ſeyn.

15) Ob das von Maßmann mit den Worten angeführte Denkmal: „Hadriani (a......) fragm. repertum in Ealesfield prope Sheffield: Societt. Antiquitt.“ mit dem von Hrn. A. aus Lysons Magna Britannia Vol. V. p. ccvi identiſch ſey, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, da uns letzteres Werk nicht zur Hand iſt, und die gleichfalls citirte Note bey Gazzera T. XXXV (nicht XXX) p. 229 deßfalls keinen Aufſchluß giebt.

Digitized by Google

38) Severus Alexander. J. ? Arn. 35. Avellino, opusc. T. III. p. 173.
39) Gordian III. J. 243. Arn. 36. Haub. XX. Massm. aa)
40) Philippus. J. 247. Arn. 37. Haub. XXI. Massm. cc)
41) Philippus. J. 248. Arn. 38. Haub. XXII. Massm. bb)
42) Decius Trajan J. ? Arn. 39. Borghesi, nuov. dipl. mil. dell' I. Traj. Dec. Roma 1840.
43) Diocletian und Marimian. J. 300 — 305. Arn. 40. Mem. d. acc. di Tor. T. 35. p. 232 u. 260.
44) Fragment zu Nimwegen. Arn. 41. Haub. XXIII. Massm. dd)
45) Fragment zu München. Jahresb. d. Ak. 1829. S. 28.

Da das vorſtehende Verzeichniß nur eine Zuſammenſtellung derjenigen Exemplare von römiſchen Soldaten-Abſchieden iſt, welche in den uns bekannten ſpeciell mit Veröffentlichung und Erläuterung der Denkmale dieſer Art ſich beſchäftigenden Literaturwerken aufgeführt ſind, ſo kann dasſelbe nur auf relative Vollſtändigkeit Anſpruch machen, und es läßt ſich mit Zuverläßigkeit annehmen, daß nicht nur in den verſchiedenen öffentlichen und Privat-Alterthumsſammlungen bisher unbekannt gebliebene Exemplare aufbewahrt werden, ſondern daß auch die Inſchriften von mehreren ſolchen in bisher unbeachteten oder unzugänglichen Büchern bereits edirt ſind. Durch die Berückſichtigung der Fundorte der bisher bekannten Exemplare wird dieſe Vermuthung beſtärkt und zugleich ein Fingerzeig gegeben, wo zunächſt die Exiſtenz bisher verborgen gebliebener zu ſuchen ſey. Von obigen 45 Nummern wurden nämlich 14 in Italien, 12 in Ungarn, 4 in England, 2 in Bayern, 2 in Dalmatien, 1 im Erzherzogthum Oeſterreich, eines in der Walachei, eines in Frankreich und eines in Holland aufgefunden, von den übrigen iſt der Fundort nicht ermittelt. Hr. Arneth machte die intereſſante Bemerkung, daß die Fundorte der Tafeln faſt durchaus mit den Standorten der Truppen-Abtheilungen übereinkommen, in welchen letzteren die Empfänger gedient hatten; unbezweifelt werden aber jene Fundorte in vielen Fällen den Heimats- und ſonſtigen Anſäßigmachungsorten entſprechen.

Die von Hrn. A. Cameſina auf Stein gezeichneten Facſimile verdienen vor allen bisherigen Nachbildungen von Erzinſchriften dieſer Gattung bey Weitem den Vorzug. Sie ſind theils auf ſchwarzem Grunde mit weißen (leergelaſſenen) Buchſtaben, theils auf dunkelgrünem Grunde mit hellgrüner Schrift (mittelſt farbigen Druckes) ausgeführt, und gewähren, namentlich in letzterer Ausführungsweiſe, ein ſehr anſchauliches Bild der Originalien. Ob ſich die Treue der Darſtellung nicht in einem noch höhern Grade erreichen ließe, ſo daß man es aus der Vertheilung des Lichtes und Schlagſchattens der vertieften Buchſtaben wahrnehmen könnte, daß dieſe, wie es in der Wirklichkeit der Fall iſt, mit einem dreyſchneidigen Grabſtichel in die Bronzeplatte eingegraben ſind, ſey dem Ermeſſen der Sach- und Kunſtverſtändigen anheim geſtellt.

Daß ſich übrigens Hr. Arneth durch das vorliegende Werk den lebhafteſten Dank der Geſchichts- und Alterthumsfreunde erworben hat, bedarf wohl nicht erſt einer beſonderen Verſicherung; er darf ſich dem angenehmen Gefühle „neue Ringe zu der unermeſſenen Kette, welche Vergangenheit und Gegenwart zuſammenbindet,“ geliefert zu haben, mit voller Beruhigung hingeben; denn allerdings „ſtehen dieſe Reſte einer merkwürdigen hingeſchwundenen Zeit an der Spitze unſerer Geſchichte, und bilden den ſchönſten Beginn zu einem Diplomatarium derſelben.“

Föringer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes bis zum Tode Juſtinians. Von Dr. Guſtav Geib, ordentl. Profeſſor der Rechte an der Univerſität in Zürich. Leipzig, 1842. XIX und 692 S. 8.

Die Wiederbelebung der geſchichtlichen Rechtsforſchung in den letzten fünfzig Jahren kam zuerſt und lange Zeit aus nahe liegenden Urſachen faſt ausſchließlich dem Civilrecht und deſſen Quellen zu Statten, während ſolche Gebiete der Rechtsgeſchichte, welche der doppelten Anziehungskraft dogmatiſcher Wichtigkeit und innerer Eleganz ermangelten, nahezu brach liegen blieben. Am längſten war dieß der Fall mit dem römiſchen Strafproceß, obgleich die hiſtoriſche Kenntniß desſelben eben ſo unentbehrlich iſt zum Verſtändniß der römiſchen Redner und Geſchichtſchreiber, als der in das heutige Verfahren übergegangenen römiſchrechtlichen Elemente. Dem Verfaſſer des obigen Werkes war es vorbehalten, nach einem Zeitraum von mehr als dritthalbhundert Jahren — denn Invernizi *) iſt für Deutſchland ſo gut wie gar nicht vorhanden und Walter giebt nur einen compendiariſchen Abriß — durch die erſte umfaſſende und erſchöpfende hiſtoriſche Entwicklung des römiſchen Strafprozeſſes eine bedeutende Lücke unſerer rechtsgeſchichtlichen Literatur in großartiger Weiſe auszufüllen.

Wollte nun Jemand einem ſolchen Werke gleich von vorne herein mit der Frage entgegen treten, ob unſere Wiſſenſchaft gegenwärtig ſchon in dem für eine ſolche umfaſſende Darſtellung erforderlichen Stand der Reiſe ſey, ſo möchte nach der Ueberzeu-

---

*) Der Verf. bedauert, das Werk Invernizi's, de publicis et criminalibus judiciis libri tres ad Pium VI. P. M. Romae 1787, trotz vieler Mühe nicht haben auftreiben zu können. Die Univerſitätsbibliothek dahier beſitzt ein Exemplar, und ſeitdem iſt noch ein anderes im Cataloge der Feuerbachiſchen Bibliothek aufgeführt. — Der Verf. mag ſich übrigens beruhigen, das Buch verdankt ſeinen Ruf lediglich ſeiner Seltenheit und Unbekanntheit: es iſt eine crude, ziemlich willkührliche Compilation von Stellen der Alten, ohne alle Verarbeitung und ſelbſtſtändige Forſchung. Es handelt in 3 Büchern de judicibus, de reo accusando, defendendo, damnando, endlich de poenis ac suppliciis und ſtellt in den einzelnen Capiteln ſeine Quellenexcerpte ohne weitere Vermittlung und Verbindung der verſchiedenen Zeiten in chronologiſcher Ordnung unter die betreffenden Rubriken zuſammen. Den kritiſchen Geiſt des Verf. characteriſirt ſeine Annahme, daß Feſtus noch das Original der geſchriebenen Geſetze Numa's vor ſich gehabt, und daß die Gewalt der Kaiſer in der lex regia ihr rechtliches Fundament habe. Als Probe ſeines hiſtoriſchen Scharfblickes führe ich an, daß nach ihm die triumviri capitales die Nachfolger der Quäſtoren und mit den triumviri nocturni identiſch geweſen; ferner ſeinen Tadel des Sigonius, welcher die quaestores qui rebus capitalibus praeessent ganz richtig für die Vorſteher der Quäſtionen anſieht; nach Invernizi wurden vielmehr die Quäſtoren von dem Volke gewählt, um den vom Volke verurtheilten reus hinzurichten; daher auch ihr Name quaestores parricidii u. ſ. w.

Digitized by Google

gung des Ref. die Rechtzeitigkeit eines ſolchen Unternehmens füglich nicht bezweifelt werden können. Zwar fehlt viel daran, daß die Geſchichte des römiſchen Strafprozeſſes im Einzelnen bereits genügend durchforſcht und bearbeitet wäre. Die letzten zwanzig Jahre haben uns allerdings eine Reihe zum Theil trefflicher Beyträge über einzelne Stücke derſelben gebracht, aber ſie ſind weder zahlreich noch betreffen ſie gerade die wichtigſten oder ſchwierigſten Punkte. Referent bejaht die obige Frage vielmehr deßwegen, weil ihm durch die Stufe, zu welcher die geſchichtliche Erforſchung des römiſchen Staats- und Rechtsweſens im Allgemeinen gegenwärtig gediehen iſt, gleichſam ein genügender Unterbau zu einem ſolchen Werke gegeben ſcheint. Die zahlreichen und tief eindringenden Unterſuchungen über die römiſche Verfaſſung und über andere Theile des römiſchen Rechts werfen nicht nur vielfach ein unmittelbares Licht auf das Syſtem des Strafverfahrens, ſie ſind auch eben ſo viele Muſter einer richtigen nnd fruchtbaren Behandlung und Methode, wie denn der Verf. ſelbſt dankbar den Einfluß von *Bethmann-Hollwegs* trefflichem Werke über die Geſchichte des Civilprozeſſes rühmt. Und dazu kommt noch die hohe Cultur des Criminalprozeſſes in dogmatiſcher und criminalpolitiſcher Hinſicht, durch welche die ſcharfe und richtige Auffaſſung ſeiner geſchichtlichen Entwicklung ohne Frage bedeutend erleichtert wird.

Durch dieſe Hinweiſung auf die Elemente, durch welche ein ſolches Unternehmen gleichſam gehoben und getragen wird, iſt aber Referent weit entfernt, die Schwierigkeit der Aufgabe und das Verdienſt ihrer Löſung irgend wie verkleinern zu wollen. Es galt hier in vielen Stücken erſt den Weg zu bahnen, oft auch die Irrſale und falſchen Fährten der Vorgänger zu erkennen und zu vermeiden (obwohl Ref. das harte Urtheil über Sigonius, er habe in Wahrheit mehr geſchadet als genützt, nicht unterſchreiben möchte). Der Prozeß der Kaiſerzeit vornämlich war in manchen Parthien eine faſt noch unberührte Materie und durchgehends bleibt die Verbindung des Einzelnen und die Gliederung zum Ganzen eine ſchwierige Sache.

In dieſem Bewußtſeyn lehnt denn auch der Verf. ausdrücklich die Abſicht ab, durch ſein Werk die Sache zum Abſchluß zu bringen und eine fertige Geſchichte des Strafprozeſſes herzuſtellen: ſein Buch ſoll vielmehr nur die Veranlaſſung zu einem wiſſenſchaftlichen Kampfe, zur wiederholten Prüfung und ſorgfältigen Durchforſchung des Stoffes geben (S. VII, VIII). Obgleich aber ſchon darin ein nicht unbedeutendes Verdienſt liegen würde, ſo muß doch der Leiſtung des Verf. im Ganzen eine viel höhere Stelle eingeräumt werden. Der Verf. hat in vielen Stücken die Sache wirklich oder nahezu zum Abſchluſſe gebracht, was namentlich von der Darſtellung des Criminalprozeſſes der Kaiſerzeit und des ſinkenden römiſchen Reichs gilt, und auch im Uebrigen hat er in vielen Erörterungen, namentlich in ſolchen, welche eine mehr äußerliche Behandlung zulaſſen, ſeinen Nachfolgern wenig zu thun übrig gelaſſen. Ganz im Allgemeinen aber hat das Buch nicht nur den Vorzug ſelbſtſtändiger genauer Quellenforſchung (der Verf. giebt ſich ſelbſt das Zeugniß, daß er die wichtigeren Quellen zwey-, dreymal geleſen habe), welche nicht ſelten neues Material zu Tage fördert, ſo wie einer gewandten nnd klaren Darſtellung, — es hat auch den höhern Maaßſtab, den der Standpunkt heutiger Wiſſenſchaft anzulegen gebietet, keineswegs zu ſcheuen. In der letzteren Hinſicht iſt dem Verf. kürzlich von Seite der „philoſophiſchen" Schule (es iſt dieß diejenige, welche das Geheimniß beſitzt, Weltgeſchichte und Natur dialektiſch zu conſtruiren,) vorgeworfen worden: „er gebe häufig eine *pragmatiſche Erörterung* da, wo man eine *Conſtruction* hätte erwarten dürfen." Ref. findet umgekehrt einen Mangel des Werks darin, daß es ihm nicht überall pragmatiſch genug erſcheint. Es kann hier von einem doppelten Pragmatismus die Rede ſeyn. Verſtehen wir darunter zunächſt die Verknüpfung der wichtigeren Erſcheinungen in der Geſchichte des Strafprozeſſes mit dem geſammten übrigen Römiſchen Volks- und Staatsleben, die Auffaſſung der erſteren als Momente des letzteren, ſo iſt zwar unſer Verf. von der Nothwendigkeit einer ſolchen organiſchen Anſchauung lebhaft durchdrungen (S. XII, S. 3); allein in der Ausführung ſelbſt beſchränkt er ſich zu ſehr nur auf die allgemeine Andeutung des Zuſammenhangs der betreffenden Periode des Strafprozeſſes

mit dem politiſchen Charakter des damaligen Zeitraums, während es ſich vielmehr darum handelte, im Einzelnen neue Fäden anzuknüpfen und dadurch neue Aufſchlüſſe ungefähr in der Weiſe zu geben, wie dieß Rubino bey mehreren wichtigen politiſchen Aenderungen gethan hat, was nach der Ueberzeugung des Ref. für gar manche Thatſachen des römiſchen Strafprozeſſes ebenfalls wohl ausführbar wäre. — Wir fordern aber zweytens auch einen inneren Pragmatismus, d. h. eine gegliederte, gleichſam organiſche Entwicklung des Stoffs, die Aufſchließung der inneren Bedeutung und des Zuſammenhangs der einzelnen Theile und damit ein tieferes Verſtändniß des Ganzen ſelbſt. Obgleich aber auch dieſe Anforderung vom Verf. nicht unbeachtet geblieben iſt, ſo ſcheint dem Ref. doch gerade hierin die ſchwächere Seite des Werks zu liegen. Der Verf. verſteht es nicht immer, den beherrſchenden Mittelpunkt ſeines Stoffes zu ergreifen und das Untergeordnete und Abgeleitete in das rechte Verhältniß zu ſtellen. Er zerzauſt nicht ſelten ſeinen Stoff, ſo daß uns das geiſtige Band verloren geht und nur die Stücke in der Hand bleiben: ſtatt der lebendigen Entwicklung giebt er uns manchmal ein mechaniſches Nebeneinander von einzelnen Ausführungen und Controverſen. Und dieſe äußerliche Aneinanderfügung einzelner iſolirt ausgearbeiteter Parthien, welche unter anderem zu vielen Wiederholungen Anlaß giebt, macht ſich auch in der Darſtellungsweiſe des Verf. bemerkbar. Dieſe leidet an einer gewiſſen Eintönigkeit, woran beſonders die Einförmigkeit der Wendungen des Verf. ſchuld iſt, unter welchen der Uebergang mit „Allein" dem Verf. beſonders geläufig und faſt auf jeder Seite mehrmals zu leſen iſt. Dieſe Mängel machen ſich vornämlich in der Darſtellung der älteren Periode bemerkbar, und geben ihr ein gewiſſes kahles und zerriſſenes Ausſehen, wogegen die Schilderung der beyden andern Perioden weit gelungener ausgefallen iſt.

Die erſte Periode (S. 14 bis 168) — um nunmehr den Leſer in das Buch ſelbſt einzuführen — ſteckt der Verf. bis zu dem Aufkommen der Quäſtiones Perpetuä. Gegen dieſe Zuſammenfaſſung der königlichen und ſodann der conſulariſchen Criminaljurisdiction mit der Gerichtsbarkeit der Comitien in einen und denſelben Zeitraum iſt zuvörderſt zu erinnern, daß dem Principe nach vielmehr die Quäſtiones perpetuä und die Comitialgerichtsbarkeit, deren Ausfluß die erſteren ſind, zuſammengehören, während zwiſchen der magiſtratiſchen und Comitial-Gerichtsbarkeit eine tiefe Kluft liegt, welche nur durch ausdrückliche Geſetze, offenbar nach heftigen politiſchen Kämpfen, überſprungen wurde. (Es iſt ſchwer einzuſehen, wie der Verf. zu der Aeußerung kommt, jene Veränderung habe ſo unmerklich Statt gefunden, daß ſich eine eigentliche Gränzlinie gar nicht ziehen laſſe, S. 9, und ferner, S. 169, in der erſten Periode ſey die Entwicklung des geſammten Criminalprozeſſes bey weitem weniger auf dem Wege der Geſetzgebung, als auf dem der ſtillſchweigenden Gewohnheit und Volksſitte erfolgt). — Erwartet man nun aber etwa, dieſe an ſich ungehörige Zuſammenſtellung durch die innere Oekonomie und Einheit der Darſtellung gerechtfertigt zu ſehen, ſo wird man darin vollſtändig getäuſcht. Gerade in dieſer erſten Periode zerſtückelt der Verf. ſeinen Stoff auf eine faſt verwirrende Weiſe, indem er nicht nur die Gerichtsverfaſſung und das Verfahren, ſondern in der erſteren Beziehung weiter die Gerichtsbarkeit der Könige, der Magiſtrate, die der Volkscomitien, des Senats, der Quäſtoren, der Pontifices, der Hausväter in eben ſo viele Capitel ſcheidet — wodurch alle lebendige Einheit der Anſchauung zerſchnitten, und dem Leſer die falſche Vorſtellung, als ſeyen dieß lauter coordinirte Dinge geweſen, aufgedrungen wird.

Dieſe Zerſplitterung iſt um ſo auffallender, als der Verf. (mit Rubino) die geſammte und unbeſchränkte Criminaljurisdiction in die Hände des Königs legt, unbeſchränkt in der doppelten Beziehung, als ſich dieſelbe über beyde Stände, Patricier und Plebejer gleichmäßig erſtreckt (S. 17), und in ſo fern der König an die Meinung des Conſiliums, welches in wichtigern Fällen allerdings beygezogen wird, in keiner Weiſe gebunden war. Dieſe unbeſchränkte Jurisdiction gieng eben ſo auf die Prätoren oder Conſulen über, wurde aber hier zuerſt durch die leges Valeriae, (der Verf. verirrt ſich

Digitized by Google

hiebey zu einer „Conſtruction",) *) welche in Capitalſachen Provocation zuließen, ſofort durch die zwölf Tafeln, welche die Capitaljurisdiction der Magiſtrate aufhoben und auf die Comitien übertrugen, dann durch die ſpäteren Leges Valeriae und Porciae auch in Beziehung auf die körperliche Züchtigung beſchränkt, ſo daß von der geſammten ſelbſtſtändigen regelmäßigen Strafgewalt der Conſulen nichts übrig blieb, als das Recht, auf Mulcten zu erkennen, welches indeſſen ebenfalls allmählig geſchmälert und der Provocation unterworfen wurde. Das Recht des disciplinären Zwanges durch Mulcten u. ſ. w. ſtand ſämmtlichen höheren, d. h. mit dem Imperium bekleideten Magiſtraten zu. Irrthümlicher Weiſe rechnet der Verf. (S. 29) die Tribunen und Aedilen zu den höheren Magiſtraten, und legt ihnen wenigſtens für die ſpätere Zeit (nach 300) dieſelbe „Jurisdiction" bey, wie den Conſulen ſelbſt. Die Tribunen und Aedilen haben niemals zu den majores magistratus gehört, die Zwangsbefugniß durch Mulcten aber iſt von der Jurisdiction gänzlich verſchieden, und kam jenen Magiſtraten nicht zu, eben weil ſie kein Imperium hatten. Die Stellen, auf welche ſich der Verf. beruft (Gell. X, 6. Liv. Epit. XIX) handeln von dem Antrag auf Geldſtrafe bey den Tributcomitien, was multam dicere oft heißt (vergl. Liv. XXV, 3; Gell. a. a. O. in fine).

Der Uebergang der Criminaljurisdiction auf die Volkscomitien wäre ſowohl ſeinen hiſtoriſchen Motiven, als hauptſächlich auch ſeiner inneren Bedeutung nach einer ausführlicheren und tiefer gehenden Betrachtung wohl würdig und bedürftig geweſen. Das Verhältniß der Magiſtrate zu der Thätigkeit des Volks hätte namentlich eine genauere Erörterung verdient; das Volk hatte in den publicis judiciis nicht das Recht zu finden, wie dieß ſonſt die Aufgabe eines Gerichts iſt; es hatte lediglich den vom Magiſtrat gemachten Strafantrag zu genehmigen oder zu verwerfen; die Veränderung lief darauf hinaus, daß die Magiſtrate Niemanden mehr ohne Genehmigung des Volks verurtheilen konnten, wodurch der Volksjurisdiction von Anfang an ihrer ganzen Bedeutung nach mehr ein politiſcher als ſtreng rechtlicher Charakter aufgeprägt wurde.

Ohne ſich auf ſolche und ähnliche Betrachtungen einzulaſſen, geht der Verf. (S. 31) ſofort zur Erklärung der Capitalgerichtsbarkeit über, welche die Tributcomitien in ſcheinbar offenem Widerſpruche mit dem Satze der 12 Tafeln (de capite civis nisi maximis comitiis ne ferunto) nach zahlreichen Beyſpielen ausgeübt haben. Der Verf. erklärt dieſelben mit Recht aus der den Tribunen und Tributcomitien durch die sacratae leges eingeräumten Anklage- und Strafbefugniß gegen alle Angriffe auf Tribunen und Plebs: es ſind Prozeſſe, welche die Tribunen meiſt gegen Patrizier wegen Verletzung oder Gefährdung der Rechte des Plebs anhängig machten. Dieſe Gerichtsbarkeit — kann man noch hinzufügen — mag ſich in ähnlicher Weiſe ausgebildet und befeſtigt haben, wie die allgemein verbindliche Kraft der Plebiſcite: auf den Widerſpruch und Kampf von Seiten der Patricier möchte namentlich die Thatſache deuten, daß in der Regel dieſelben durch das Exil ſich der Gerichtsbarkeit der Plebs entziehen.

(Fortſetzung folgt.)

*) S. 23: „Aber freylich erhielt ſich dieſe unbeſchränkte Jurisdiction der Conſulen nicht lange und konnte ſich bey der jetzt veränderten Grundanſicht über die ganze Staatsverfaſſung (?) unmöglich lange erhalten. Das Volk ſelbſt galt von nun an ſo wie überhaupt mit der höchſten Gewalt (?), ſo namentlich auch mit der höchſten Strafgewalt bekleidet; und als nothwendige Folge (?) dieſer Anſicht mußten jetzt natürlich die Criminalurtheile nur von ihm ausgehen. Daher wurde denn ſchon auch Valer. Public. zu dem Geſetze veranlaßt u. ſ. w."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes bis zum Tode Juſtinians.

(Fortſetzung.)

Es werden uns (indem wir zum vierten Capitel, Gerichte des Senats, übergehen) aus der Republik nicht wenige Fälle berichtet, in welchen dem Senate die Aburtheilung von Capitalverbrechen, welche römiſche Bürger in Rom begangen, zugeſchrieben wird. Für dieſe Fälle bietet ſich eine doppelte Erklärung dar. Man legt dem Senate eine ſelbſtſtändige auf einen gewiſſen Umfang von Verbrechen beſchränkte Gerichtsbarkeit bey, ſo daß ſich der vorſitzende Magiſtrat zu dem Senate in dieſer Beziehung wie zu den Volkscomitien verhielte. Man kann aber darin auch einen Ueberreſt magiſtratiſcher Jurisdiction, einen Ausfluß jener den höchſten Magiſtraten in Zeiten der Gefahr eingeräumten diktatoriſchen Befugniß erblicken, vermöge welcher ſie mit Umgehung der verfaſſungsmäßigen Formen kraft eigener Machtvollkommenheit das Erforderliche, hier die Verfolgung und Beſtrafung des Schuldigen, anordnen und betreiben konnten. Ihrer allgemeinen Stellung gemäß und um die Verantwortung ſo viel als möglich von ſich abzuwälzen, holen ſie das Gutachten des Senats ein, handeln factiſch in deſſen Ermächtigung, während ſtaatsrechtlich die Maßregel ihre eigene war: Anklage und Verurtheilung fließt aus ihrer außerordentlichen Jurisdiction, der Senat bildet lediglich das Conſilium. — Jede von dieſen Auffaſſungen hat ihre Vertheidiger; während namentlich Dirkſen dem Senate eine ſelbſtändige Jurisdiction zu vindiciren ſucht, kehrt unſer Verf. zur älteren (wie es ſcheint auch von Rubino beyläufig gebilligten) Anſicht zurück und ſpricht dem Senate in obiger Beziehung die ſelbſtändige Jurisdiction ab. Läßt ſich nun auch gegen keine der beyden Meinungen weder der entſchiedene Wortausdruck der Ueberlieferung, noch eine innere Unmöglichkeit geltend machen, (denn wenn auch der Senat im Allgemeinen von den Römern als berathende Behörde characteriſirt wird, ſo wäre doch damit eine ausnahmsweiſe richterliche Thätigkeit deſſelben keineswegs ausgeſchloſſen) — ſo erhält dennoch die letztere Auffaſſung eine überwiegende Wahrſcheinlichkeit dadurch, daß einerſeits die Abgränzung der unter jene Senatsjurisdiction fallenden Verbrechen rein zufällig und unerklärich erſcheint, während andrerſeits ſämmtliche Beyſpiele, wie der Verf. ſehr gut ausführt, auf grobe Gefährdung und Störung des öffentlichen Friedens und der öffentlichen Sicherheit hinauslaufen und ſomit ihrer Natur nach jener außerordentlichen Jurisdiction verfallen ſind. — Dagegen kann man nicht umhin, dem Einſchreiten des Senats gegen die von nichtrömiſchen Bürgern in Italien oder in den Provinzen begangenen Staats- und gewiſſe ſchwere Capitalverbrechen die Bedeutung einer ſelbſtändigen Jurisdiction beyzulegen.

Einverſtanden mit den bisherigen Ergebniſſen, muß dagegen Ref. die darauf folgende Erörterung (über die Gerichtsbarkeit der Quäſtoren) entſchieden für mißlungen erklären. Eine kritiſche Forſchung ergiebt vor allem die völlige Verſchirdenheit der ordentlichen und der außerordentlichen Quäſtoren, d. h. der Vorſteher jener extraordinariae quae-

Digitized by Google

ſtiones, welche die Comitien wohl bald nach Erlangung der Criminaljurisdiction niederzuſetzen pflegten. Sie zeigt ferner, wie die ordentlichen Quäſtoren ſelbſt hervorgiengen aus jenen von den Königen auf längere oder kürzere Zeit ernannten Hilfsbeamten, deren frübeſter Beruf übereinſtimmend dahin angegeben wird, die Spuren und Anzeigen von begangenen Veebrechen zu unterſuchen und ſodann die Einleitung zu dem Prozeſſe zu treffen, wobey neben andern Verfahrungsarten ihnen ſelbſt als Stellvertretern der Könige die Entſcheidung zufallen konnte. Ziemlich früh in den Zeiten der Republik wurde ihnen die Verwaltung des Aerars übertragen, und dadurch der Charakter einer ſelbſtändigen Magiſtratur zu Theil. In Folge der leges Valeriae indeß veränderte ſich ihr Verhältniß zur Criminalgerichtsbarkeit, ſie können in Capitalſachen keine definitive Aburtheilung mehr ſelbſt vornehmen, ſie ſind auf die Vorbereitung der Judicia und auf die Rolle öffenttlicher Ankläger in den Comitien beſchränkt. Auch dieſer letztere Antheil an der peinlichen Gerichtsbarkeit wurde ihnen aber bey der ſteigenden Wichtigkeit ihrer anderweitigen Functionen allmählig entzogen und theils anf die Aedilen, theils auf die Tresviri capitales übertrogen (vergl. Rubino, Unterſ. S. 322 f. Köſtlin, Perduellio, S. 102). — Die Einſicht in dieß hiſtoriſche Veehältniß vermiſſen wir in der Darſtellung des Verf. ganz und gar; er ignorirt, daß außer den außerordentlichen Quäſtoren (bey den Quäſtionen) noch andern Quäſtoren in dieſer Periode ein Antheil an der Criminalrechtspflege zukam, und verbindet mit ſeiner verwirrten Darſtellung eine von lauter falſchen Unterſtellungen ausgehende Polemik. So ſchiebt er von Anfang denen, welche den Quäſtoren in der Königszeit das Amt beylegen, die Spuren von Verbeechen zu ſammeln, ohne Grund die davon ganz verſchiedene Behauptung unter, daß in jenen frühen Zeiten das inquiſitoeiſche Verfahren bereits ausgebildet geweſen, „was doch die höchſte Entwicklung der criminaliſtiſchen Begriffe vorausſetze.“ Indem er ferner die mit der Strafrechtspflege beſchäftigten Quäſtoren ſchlechthin für außerordentliche, für jeden vorkommenden Fall beſonders zu ernennende Beamte erklärt — wobey er die auf die Criminatjurisdiction bezügliche Thätigkeit der ordentlichen Quäſtoren (Q. aerarii) überſieht — legt er Rubino und Köſtlin die Anſicht bey, daß die (mit der Criminaljurisdiction beſchäftigten) Quäſtoren regelmäßige Beamte geweſen, was dieſe natürlich von den den Quäſtionen vorſitzenden Quäſtoren (den quaest. parricidii) in dieſer Zeit nicht behauptet haben, und läßt ſie ſich dafür auf die Stelle des Pomponius (L. 2 § 23 D. de O. J.) berufen. Von dieſer Stelle ſelbſt, welche nichts weiter ſagt, als daß im Zuſammenhang mit der durch die leges Valeriae bewirkten Uebertragung der Criminalgerichtsbarkeit an die Volkscomitien die außerordentlichen Quäſtionen aufgekommen ſeyen, giebt der Verf. die unbegreiſliche Erktärung: „ſchon in den früheſten Zeiten hatten die Quäſtoren beſtanden und ihr bisheriger Wirkungskreis iſt auch für die Zukunft beſtätigt worden!“ Nicht minder falſch iſt die Angabe, daß Rubino und Köſtlin einerſeits die quaestores parricidii von den „gewöbutichen Quäſtoren“ (dieß ſind eben im Sinn des Verf. die angeführten q. p.) unterſcheiden, und andererſeits die Identität der quaetores parricidii mit den quaest. aerarii annehmen. Man weiß gar nicht, wie der Verf. zu dieſem Mißverſtändniß kommt, da Rubino (dem K. folgt) klar und deutlich die oben vorangeſtellte Entwicklung gegeben hat.

Eine Epiſode in dieſer Darſtellung bildet die Unterſuchung über die Duumviren und die an ſie geknüpfte Provocation — ein für die richtige Einſicht in den altrömiſchen Strafprozeß höchſt wichtiger Punkt. — Die Hauptquelle für das Duumviralgericht in der Königszeit iſt der Bericht über das judicinm Horatianum. Verbindet man dieſe Ueberlieferung mit den der ſpäteren Zeit angehörigen Beyſpielen (den Prozeſſen gegen den Spurius Caſſius, Manlins, der erſten Anklage des Rabirins), ſo wird man zu der Annahme genöthigt, daß das Duumviralverfahren mit der Provocation an das Verbeechen der Perduellio (Hochverrath durch innere Ruheſtörung u. dgl.) weſentlich geknüpſt ſey, daß es hiefüe das eigenthümliche Verfahren gebildet habe, wofür ſich auch eine hiſtoriſche Wurzel mit großer Wahrſcheinlichkeit anfzeigen läßt (Rubino, S. 459). Unſer Verf. weißt dem Duumviralverfahren eine ganz andere Bedeutung an. Indem er

Digitized by Google

gegen den klaren Bericht des Livius, den man ganz gut erklären kann, den Horatier nicht wegen Perduellio ſondern (nach einer Notiz bey Feſtus, welche ſich zu der von Livius angenommenen Erzählung wie ein Gloſſem zu dem ſchwereren vom Abſchreiber nicht verſtandenen Text verhält) wegen eines Parricidiums vor Gericht geſtellt werden läßt; indem er ferner von den Verbrechen des Caſſius und des Rabirius aus ganz nichtigen Gründen (es ſey ja dergleichen ſchon früher oft vorgekommen, ohne daß man eine Anklage wegen Perduellio erhoben, — als wenn aus einem ſolchen reinen Factum irgend etwas für die juriſtiſche Beſchaffenheit jener Vergehungen folgte!) die Eigenſchaft als Perduellio wegzuräſonniren ſucht, zieht er aus den concreten Umſtänden des Livianiſchen Berichts die Folgerung, daß das Duumviralverfahren überhaupt nur bey eigentlich notoriſchen Verbrechen und auch hier bloß dann anwendbar geweſen ſey, wenn dieſelben wegen Größe der Verſchuldung oder aus andern Gründen ein ungewöhnliches Aufſehen gemacht: denn „nur unter dieſer Vorausſetzung konnte wohl ein weniger förmliches und ſchnelleres Verfahren für nothwendig gelten.“ Nun iſt aber erſtens das Verfahren bey dem Duumviralprozeß eher förmlicher und langſamer als das gewöhnliche alte Verfahren, zweytens läßt ſich nicht der mindeſte innere Zuſammenhang zwiſchen der Handhaftigkeit und der Schwere eines Verbrechens und der als Begünſtigung anzuſehenden Provocation erkennen, und endlich giebt es keinen einzigen Fall, in welchem jenes Verfahren anders als im Zuſammenhang mit der Perduellio vorkäme — Gründe genug (ſie könnten noch ſtark vermehrt werden) um die Anſicht des Verf. in das Reich der Einfälle zu verweiſen.

„Eine Strafbefugniß ſtand dem *Pontifex Maximus* nur gegen die ſeiner Diſciplin untergebenen Diener der Religion und auch dieſe allem Anſchein nach erſt ſeit Anfang der Republik zu“ ſagt Rubino a. a. O. S. 477, 211. In dem Capitel: „*Gerichtsbarkeit der Pontifices*“ S. 75 f. führt der Verf. dieſen Satz noch genauer aus. Ob der Pontifex Maximus dieſe Gerichtsbarkeit allein ausübte, ob das Collegium pontificum dabey nur eine berathende oder eine entſcheidende Stimme hatten? Die gewöhnliche Anſicht legt dem Collegium einen ſelbſtändigen Antheil an der Urtheilsſchöpfung bey, und Ref. glaubt mit Recht. Denn hiefür ſpricht zunächſt ſchon die Stellung des Pontifex Maximus zu dem Collegium; dieſe darf in keiner Weiſe mit dem Verhältniß des Magiſtrats zu ſeinem Conſilium verglichen werden, der P. M. iſt lediglich der erſte des Collegiums, durch deſſen Autorität der Ausſpruch des erſteren ſogar annullirt werden konnte, wie man aus Liv. 31, Cap. 9 erſieht. (Dieſe Stelle ſucht der Verf. vergebens durch die Bemerkung zu entkräften, daß es ſich hier um eine nothwendige Staatsangelegenheit gehandelt habe, wobey es unerläßlich ſchien, den Beſchluß der Regierung wenigſtens ſcheinbar durch den Ausſpruch des Collegiums der Pontifices zu rechtfertigen; der religiöſe Punkt wurde in jener Zeit noch mit ſcheuem Ernſte und rückſichtsloſer Gewiſſenhaftigkeit behandelt.) Es ſpricht ferner dafür nicht ſowohl Cic. de haruspic. resp. c. 6 (quod III pontifices statuissent id semper populo Romano, semper Senatui — satis sanctum — esse visum est); die im Dativ ſtehenden Worte zeigen, daß hier nur von religiöſen Gutachten die Rede; deſto mehr aber die folgende Stelle cap. 7 (nego unquam ulla de re, ne de capite quidem virginum Vestalium, tam frequens collegium judicasse; quamquam ad facinoris disquisitionem interest adesse quam plurimos... religionis explanatio vel ab uno pontifice perito recte fieri potest, quod idem in judicio capitis durum est). Gewiß kein Unbefangener wird dieß mit dem Verf. ſo überſetzen: „denn wenn auch dem P. M. die Befugniß zukömmt, ſelbſt Todesurtheile auszuſprechen, ſo trägt dieß doch ſtets etwas Hartes und Gehäſſiges in ſich.“ Vom Pontifex Maximus iſt hier überall gar nicht die Rede; die Phraſe, es *wäre* hart, (dieß heißt durum est, wie wohl nicht weiter bewieſen zu werden braucht,) wenn ein Pontifex allein ein Capitalurtheil ausſprechen könnte, heißt nichts weniger, als der P. M. hat eine ſolche Befugniß. Indem dagegen von dem Capitalgericht über eine Veſtalin ausdrücklich geſagt wird, daß das *Collegium urtheile* (collegium judicasse), kann man darin wohl eine directe Beſtätigung der gewöhnlichen Anſicht erblicken. Von einem Urtheile, wel-

ches der Magiſtrat mit ſeinem Conſilium gefunden, heißt es niemals: consilium judicavit.

Im ſiebenten Capitel, von der Gerichtsbarkeit der Hausväter, macht der Verf. einige begründete Ausſtellungen an Klenze's Darſtellung der Zuſammenſetzung und Bedeutung des Familienraths. Er hebt mit Fug hervor, wie daraus, daß die Cognaten bey dem Gericht über die Ehefrau das Conſilium bilden, keineswegs die ausſchließliche Beyziehung derſelben Klaſſe von Verwandten bey dem Gericht über das Hauskind gefolgert werden dürfe; denn durch den Uebertritt der Frau in die Manus des Mannes verwandeln ſich ihre ſämmtlichen Verwandten in Cognaten. Auch in andrer Hinſicht darf der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Gerichten nicht verkannt werden. So war zwar die Beyziehung der Cognaten beym Gericht über die Ehefrau nothwendig, als natürliche Schutzwehr gegen Leidenſchaft und Rohheit des Ehemann's: gegenüber dem Hauskinde war die Beyziehnng eines ſolchen Beyraths wenn auch üblich, ſo doch nicht nothwendig. Und durchgehends iſt das Gewicht dieſes Conſilinms (wie von Wächter und Haſſe ſchon früher anerkannt iſt) mehr moraliſch als juriſtiſch, das Conſilium hat nur eine berathende keine entſcheidende Stimme. — Fehlgegriffen iſt dagegen die Erklärung der bekannten Stelle des Gellius (vir cum divortium fecerit, mulieri judex pro censore est etc.), worüber wir auf Haſſe und Puchta verweiſen. — Das Verhältniß dieſer Hausgerichtsbarkeit zu der öffentlichen hat der Verf. im Allgemeinen richtig angegeben: bey einer wirklichen Colliſion erhielt das öffentliche Gericht den Vorzug. Indeß möchte ſowohl dieſer Punkt als die geſammte Richtung dieſer Familiengerichtsbarkeit, ihre ethiſche und die öffentliche Strafgerechtigkeit ergänzende Seite, noch einer weiteren Entwicklung werth geweſen ſeyn.

„Als durchgehendes Princip des geſammten römiſchen Criminalprozeſſes" — mit dieſer allgemeinen Bemerkung leitet der Verf. die zweyte Abtheilung der erſten Periode ein, welche vom gerichtlichen Verfahren handelt — „erſcheint die Regel, daß das Verfahren aller bisher genannten Gerichte ſchlechthin öffentlich und ebenſo unbedingt mündlich ſeyn ſollte. — Damit zugleich in der engſten Verbindung ſtehend, galt das Princip des Anklageverfahrens. — Doch fanden auch manche Ausnahmen Statt, wobey das Vorhandenſeyn des inquiſitoriſchen Elements ſehr beſtimmt hervortritt." (S. 97, 101, 102). In der letztern Beziehung möchte nun aber der Verf. zu weit gehen, wenn er annimmt, daß die Magiſtrate (ſo lange ſie die Jurisdiction hatten) gewiß keinen Anſtand nahmen, überall, wo ſie von Verübung eines Verbrechens in Kenntniß geſetzt wurden, deſſen Verfolgung von Amtswegen anzuordnen. Dieß wäre in der That ein reines Inquiſitionsverfahren, nicht mehr ein bloßes inquiſitoriſches Moment im Accuſationsprozeß. Es war aber in jener Periode entſchieden die Regel, daß der Magiſtrat die förmliche Anklage abwartete, und nur die Gefahr des Staats (wie bey der Verſchwörung der Söhne des Brutus) mochte eine Ausnahme zulaſſen. Dagegen läßt der Verf. dem bey den Volksgerichten hervortretenden inquiſitoriſchen Element nicht die gehörige Würdigung widerfahren; dieß lag keineswegs bloß in dem Inſtitut der Indices und Quadruplatores und trat ebenſowenig bloß bey den quaestiones extraordinariae hervor, — es lag vielmehr materiell der geſammten Volksjurisdiction zu Grunde. Inſoferne nämlich die Magiſtrate vor den Comitien als Ankläger aufzutreten hatten, war es in der Natur der Sache begründet, daß ſie vorher eine Art Vorunterſuchung veranſtalteten, die Spuren und Beweiſe des Verbrechens und des Thäters ſammelten, ehe ſie mit einer förmlichen Anklage auftraten, welche ſie, gleich Staatsprocuratoren, vor dem Volke durchzuführen hatten. Eine ſolche Vorunterſuchnng kann alſo unmöglich den außerordentlichen Quäſtionen eigenthümlich geweſen ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes bis zum Tode Juſtinian's.

(Fortſetzung.)

Die Schilderung des Verfahrens vor den gewöhnlichen Gerichten beſchäftigt ſich lediglich mit dem Verfahren vor den Volksgerichten. Beachtenswerth iſt die Ausführung über die Zuläſſigkeit der Verhaftung; der Verf. zeigt (gegen Niebuhr), daß es vom Ermeſſen des anklagenden Magiſtrats abhieng, ob Bürgſchaft Statt finde und der Beſchuldigte einſtweilen auf freyem Fuße zu prozeſſiren oder ob er ſofort in Haft zu nehmen ſey, wobey die Intercesſion der Tribunen u. ſ. w. vor Mißbrauch ſchützte (S. 119). Dagegen hätte das Weſen und der ſtaatsrechtliche Zuſammenhang des Exils eine genauere Erörterung erfordert, als der Verf. demſelben widmet (S. 120). Wurde nun der Prozeß nicht auf ſolche oder andere Weiſe unterbrochen — Maaßregeln gegen prävaricatoriſche Anklagen giebt es in dieſer Periode ſo wenig als gegen Calumnie oder Tergiverſation (S. 123) — ſo war es an dem Angeklagten, durch Einwirkung auf Gefühl und Mitleid der Richter im Voraus eine günſtige Stimmung für ſich zu erwirken. Zur Erklärung dieſer nach unſeren Begriffen ſo anſtößigen Sitte führt der Verf. mit Recht an, daß gerade das, was wir die Unpartheylichkeit unſerer Gerichte zu nennen pflegen, nämlich das vollkommene Außerachtlaſſen aller perſönlichen und nicht unmittelbar zur Sache gehörigen Verhältniſſe, den Römern wie dem ganzen Alterthum, wenigſtens hinſichtlich des Criminalprozeſſes, unbekannt war. Den Grund hiefür ſucht der Verf. in der Vermiſchung der richterlichen und geſetzgeberiſchen Gewalt, welche den römiſchen Gerichten dieſer Periode geeignet habe; von unſerer „modernen“ Unterſcheidung der richterlichen und geſetzgebenden Gewalt habe man keine Vorſtellung gehabt (S. 126); der Richter in Criminalſachen ſey nicht bloß Diener des Geſetzes geweſen, er müſſe zugleich als deſſen Beherrſcher betrachtet werden, der, wenn es die Umſtände verlangten, ſich ſogar über daſſelbe erheben, gleichſam die Geſetzgebung für den einzelnen Fall aufſtellen durfte und ſollte. Dieſe Vermengung der Gewalten iſt indeß eine reine Fiction; nicht einmal von den Comitialgerichten läßt ſich eine ſolche in der richterlichen Function verſteckte geſetzgeberiſche behaupten, da ſie nur über den Antrag des Magiſtrats zu entſcheiden, der letztere aber bey ſeinen Strafrogationen ſich an die Geſetze oder an deren, freylich ſehr weit offen ſtehende Analogie zu halten hatte. Die Eigenthümlichkeit der römiſchen Strafgerichte in dieſer, zum Theil auch in der folgenden Periode lag ganz wo anders; ſie lag in dem durch die Beſchaffenheit des alten Strafrechts gebotenen und begründeten ausgedehnten Gebrauche der Analogie (Rubino S. 453) und in der Vermiſchung der Losſprechung und Begnadigung. Hauptſächlich aus dem letzteren Umſtand muß auch jene Sitte, das Mitgefühl der Richter zu erregen, erklärt werden (vgl. auch unſeren Verf. S. 299).

Die weiteren Ausführungen über das Verfahren (S. 115 bis 152) bieten Ref. keinen Stoff

zu Bemerkungen dar und eben ſo wenig die Darſtellung des Provocationsverfahrens S. 154 bis 168, bis auf den einen Punkt über die Zuläßigkeit der Provocation gegen den Spruch der außerordentlichen Quäſtionen. Dieſe Statthaftigkeit widerſpricht theils das, was wir von den ſpäteren quaestiones perpetuae wiſſen, von welchen man nicht provociren konnte, theils die Natur jener Quäſtionen, welche ja die Volksverſammlung ſelbſt darſtellen. Der Verf. erkennt dieß an, glaubt aber dennoch in dem Prozeſſe gegen den Pleminius (Liv. XXIX, 21, 22) einen Fall zu ſehen, „in welchem die wirkliche Anerkennung des Provocationsrechts gegen ein Urtheil der Quäſtio ſich ſo beſtimmt zu ergeben ſcheine, daß dieſelbe jedenfalls nicht überall und nicht unbedingt geläugnet werden dürfe.“ Dagegen iſt aber zu erinnern, daß die gegen den Pleminius durch den Senat ernannte Quäſtio gar nicht zur definitiven Aburtheilung und Beſtrafung desſelben, ſondern lediglich dazu ermächtigt war, ihn je nach dem Ergebniſſe einer Voruntersuchung, falls dieſe gegen ihn ausfallen würde, nach Rom gefeſſelt zu ſchicken, offenbar damit ihm nun hier vor den Volkscomitien der Proceß gemacht würde. Daß Pleminius in Folge ſeiner Provokation vor die Comitien geſtellt worden, davon iſt in der Erzählung nicht die geringſte Spur. Im Grunde eignet ſich der Verf. ſelbſt dieſe Erklärung an, indem er bemerkt, alles ſey darauf angekommen, welche Befugniſſe in jedem einzelnen Falle den Quäſtoren übertragen worden waren.

Mehr Schwierigkeit macht die Frage, ob gegen Strafurtheile des Dictators provocirt werden konnte. Eine Stelle des Feſtus (s. v. optima lex .... propter quam (l. posteaquam) vero provocatio ab eo magistratu ad populum data est) in Verbindung mit der Lex Duilia (ne quis magistratum sine provocatione crearet) bezeugt die Zuläſſigkeit derſelben, während aus nicht wenigen Beyſpielen das Gegentheil hervor geht (z. B. Liv. 8, 33). Der Verf. will das Räthſel durch die Annahme löſen, daß die Lex Duilia bald wieder in Vergeſſenheit gerathen ſey. Ref. glaubt, auf einem andern Wege eine Vereinigung jener Notiz und dieſer Beyſpiele herbeyführen zu können. Ihm ſcheint die Zulaſſung der Provocation Seitens des Dictators etwas durchaus discretionäres geweſen zu ſeyn; ſie wurde angeſprochen in Folge der Lex Duilia und im Geiſte der erſtarkenden Demokratie überhaupt; wollte aber der Dictator dieſelbe nicht gewähren, ſo gab es keine verfaſſungsmäßige Gewalt, welche ihm dieſelbe abnöthigen konnte, und dieſe Verweigerung konnte keinen Grund abgeben, ihn nach der Niederlegung des Amts zur Verantwortung zu ziehen, da kein Geſetz direct dieſe Schmälerung ſeiner Würde ausſprach. Ziemlich klar tritt dieſes Verhältniß der Sache in der Erzählung des Vorfalls (er fand zu Rom Statt, wo das militäriſche Imperium keinen weiteren Einfluß hatte) zwiſchen dem Dictator L. Papirius und ſeinem Magiſter Equitum Q. Fabius zu Tage; der erſtere verweigert die Provocation trotz der Rechtsgründe, durch welche man ſie ihm abzwingen will.

Den Mittelpunkt der zweyten Periode (S. 169 — 392), welche einen Zeitraum von etwa 120 Jahren umfaßt, bilden die quaestiones perpetuae. In Folge der ſteigenden Schwierigkeit, der regelmäßigen Criminaljurisdiction in den Volkscomitien zu pflegen, übertrug das Volk, mit dem crimen repetundarum i. J. 605 d. St. beginnend, durch einzelne Leges judiciorum publicorum nach und nach in immer umfaſſenderer Weiſe ſeine Gerichtsbarkeit an ſtändige Commiſſionen, an die quaestiones perpetuae. Läßt ſich ſomit als die eine Eigenthümlichkeit dieſes Zeitraums die, obwohl an das beſtehende anknüpfende, geſetzgeberiſche Fortbildung des Criminalprozeſſes hervorheben, ſo beſteht die andre darin, daß ſich die letztere lediglich in einer Reihe einzelner leges darſtellte, aus welchen ein gemeinſames Bild herzuſtellen die Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt.

Eine quaestio perpetua beſteht aus dem vorſitzenden Magiſtrate und den judices. Der Magiſtrat war grundſätzlich einer der Prätoren. Mit der Vermehrung dieſer Quäſtionen mußte auch die Zahl der Prätoren vermehrt werden; zur Zeit der Lex Calpurnia gab es 6 Prätoren (2 für die Civiljurisdiction, 4 für die Provinzen). Dieſer Zahl fügte Sulla, wie der Verf. mit Recht annimmt, zwey neue hinzu, erſt Cäſar hat ihre Zahl auf 10

Digitized by Google

gebracht. Letzteres ergiebt ſich allerdings (A. M. Jahn's neue Jahrb. für Philol. Bd. 38, S. 264) aus Dio Caſſius (42, 51); der Zuſammenhang dieſer Stelle, worin von den Mitteln die Rede iſt, welche Cäſar aufgeboten hat, um ſeine Anhänger bey guter Laune zu erhalten, weiſt klar genug darauf hin, daß hier eine durch ihn erſt zu dieſem Ende bewerkſtelligte Vermehrung der Zahl der Prätoren gemeint ſey, wogegen die zweifelhafte Autorität des Pomponius nicht in Anſchlag kommen kann, ſo wenig als die von den angeſ. Jahrb. als entſcheidend angeführte Stelle des Vellej. Paterc. II 89 § 3 (Imperium Magistratuum ad pristinum redactum modum (sc. a Caesare). Tantummodo VIII praetoribus allecti II, prisca illa et antiqua reip. forma revocata). Das tantummodo hebt ja gerade die hinſichtlich der Prätoren vorgenommene Neuerung hervor und in den Schlußworten ſcheint vielmehr auf die Decemvirn hingedeutet; jedenfalls kann unter der prisca und antiqua reip. forma nicht die Sullaniſche Zeit gemeint ſeyn.

Dieſe im Verhältniß zu den eingeſetzten Quäſtionen nicht genügende Anzahl von praetores quaesitores erhält ihre Erklärung und Ergänzung durch die judices quaestionum. Ueber dieſe etwas räthſelhaften, im Ganzen nur viermal erwähnten Beamten giebt der Verf., in der Hauptſache Madvig folgend, eine ſehr befriedigende Erörterung. Im Gegenſatze zu der herrſchenden Anſicht, welche in dem Judex quaestionis einen bey jeder Quäſtio vorkommenden regelmäßigen Gehilfen des Prätor Quäſitor erblickt, läßt ſich nachweiſen, daß derſelbe nur ausnahmsweiſe bey der einen oder andern Quäſtio vorkam, ferner, daß er kein wirklicher Magiſtrat war, woraus zugleich von ſelbſt folgen möchte, daß er nicht vom Volke ſelbſt gewählt wurde. Sein Wirkungskreis ergiebt ſich ſchon zum Theil daraus, daß niemals ein Judex quaestionis neben einem Prätor bey derſelben Quäſtio vorkommt; ſämmtliche Stellen, welche man für das Gegentheil anführt, beruhen auf Mißverſtändniß und dieß gilt namentlich auch von der Schlußſtelle des erſten Buchs der Verrinen: hier wird ein judex quaestionis Q. Curtius erwähnt, aber offenbar als Vorſtand einer andern Quäſtio, von welchem Verres durch eine geſchickte Subſortitio der Richter für ſeine (des Curtius) Quäſtio die Beſeitigung der ihm (dem Verres) ungelegenen Richter (in der Quäſtio gegen den Verres) erwartet hatte (A. M. Jahns Jahrb. a. a. O. S. 266). — Dieſe und andere Gründe (namentlich das in der Coll. l. M. et Rom. tit. 1 cap. 3 § 1 angeführte erſte Capitel der lex Cornelia de sicariis, ut is magistratus judexve quaestionis cui sorte obvenerit quaestio de sicariis) nöthigen uns zu der Annahme, daß der judex quaestionis, wo er vorkommt, als ſelbſtändiger Vorſteher der Quäſtio auftritt, und zwar mögen die Prätoren von Anfang an die erforderliche Anzahl ſolcher judices ernannt und mit ihnen dann die Quäſtionen verlooſt haben.

Nicht minder befriedigend iſt die Ausführung über die Judices. Zunächſt die Darſtellung der Schwankungen hinſichtlich des Standes, aus welchem dieſelben genommen wurden (S. 195); ſie erhalten, wie der Verf. mit Recht bemerkt, dadurch ein ganz beſonderes und allgemeineres Intereſſe, daß ſie den jedesmaligen Stand der verſchiedenen Partheyen getreu wiederſpiegeln und oft erſt auf die eigentliche Abſicht von Partheybewegungen ein Licht werfen. — Der ſcheinbare Widerſpruch über das zum Richteramt erforderliche Alter wird durch eine Emendation des Suetonius (Octav. c. 32), XXV ſtatt XXX, in überzeugender Weiſe gehoben; durch ſie kommen ſämmtliche Nachrichten in vollkommene Uebereinſtimmung: das geſetzliche Minimum war bis zum Untergange der Republik, wie es die Lex Servilia vorſchreibt, 30 Jahre und dieß wurde durch Auguſt auf 25 Jahre herabgeſetzt. — Ein beſonderer Richtercenſus kann bloß in der ſpäteren Zeit (als nicht mehr bloß ausſchließlich Ritter und Senatoren die Gerichte inne hatten) als nothwendig gedacht werden, ſeitdem nach dem Geſetze des Pompejus nur noch die Reicheren aus jeder Decurie gewählt wurden (S. 205). — Die erforderliche Richterzahl wurde in früherer Zeit nach klaren Zeugniſſen je für eine einzelne Quäſtio feſtgeſetzt; auch die durch Plautius Silvanus vorgeſchlagenen 525 Judices müſſen aus inneren Gründen auf eine einzelne Quäſtio bezogen werden. Erſt

Sulla ließ für alle Quäſtionen zuſammen die Richter auswählen. Ihre große Anzahl — unter Auguſt an 4000 — erklärt ſich durch die ſtarke Beſetzung der einzelnen Gerichtsbänke, durch das ausgedehnte Recuſationsrecht und hat ſchon in der attiſchen Gerichtsverfaſſung, wo wir 6000 Richter jährlich finden, ihr Vorbild. — Der Ausdruck Richterdecurien, welcher ſeit der lex Aurelia Cottae unbezweifelt die einzelnen zum Richteramt berufenen Stände bezeichnet, findet ſich bereits vor dieſer Lex vor. Der Verf. verſteht hier die für jede einzelne Quäſtio ausgewählte Richterabtheilung darunter, wie Ref. glaubt mit Recht, da decuria überhaupt irgend eine Abtheilung bezeichnen kann, und es leicht erklärlich iſt, wie ſich der Ausdruck ſpäter für jene wichtigſte Abtheilung der Richter nach Ständen fixirt hat.

Durch die Quaestiones perpetuae wurde nun aber (wie ſich in der römiſchen Rechtsentwicklung von ſelbſt verſteht) die Gerichtsbarkeit der übrigen Behörden in Rom (2. Cap. S. 215 f.) keineswegs aufgehoben, obgleich vielfach in ihrer Sphäre eingeſchränkt und zum Theil factiſch ganz verdrängt. Dieß gilt namentlich von den Comitialgerichten, deren Gerichtsbarkeit förmlich erſt unter Auguſt aufgehoben worden iſt; von der Gerichtsbarkeit des Senats, der ſein altes Recht, die hohen Magiſtrate für Aufrechthaltung und Rettung der Republik zu ermächtigen, gegen die Gracchen und gegen Catilina bethätigte u. ſ. w. Zweifelhafter iſt die fortdauernde Möglichkeit der Niederſetzung einer quaestio extraordinaria für ein Verbrechen, welches durch die ſtändigen Quäſtionen bereits vorgeſehen war. Der Verf. weiſt die Unhaltbarkeit der Hauptſtütze der gewöhnlichen bejahenden Annahme ſehr gut nach; der Prozeß gegen den Milo, ſo wie er wirklich Statt gefunden hat, war keine quaestio extraordinaria, ſondern eine quaestio ordinaria auf den Grund der von Pompejus mit ſpecieller Rückſicht auf die caedes in via Appia facta durchgeſetzten lex de vi (S. beſonders Wächter im N. Arch. d. Crim. R. Bd. 13, S. 6). Allein ſo richtig dieß iſt, ſo möchte doch für unſere Frage der entſcheidende Punkt vielmehr der ſeyn, daß der Senat zunächſt allerdings eine außerordentliche Quäſtio über jenen Vorfall niederſetzen wollte; decernebat Senatus, ut veteribus legibus, tantummodo extra ordinem quaereretur (pro Mil. c. 6). Wenn auch dieſer Beſchluß des Senats nicht zur Ausführung gediehen iſt, ſo beweiſt er doch ſchon an und für ſich hinlänglich, daß der Niederſetzung einer quaestio extraordinaria trotz der bereits beſtehenden q. ordinaria nichts im Wege ſtand, daß ſie rechtlich und verfaſſungsmäßig möglich und thunlich war. Auch wählte Pompejus einen andern Ausweg, nicht weil er den Beſchluß des Senats für verfaſſungswidrig, ſondern weil er ihn zur Erreichung ſeiner feindſeligen Abſichten gegen den Milo nicht für ſicher genug hielt.

Von neuen entſtandenen Beamten iſt der triumviri capitales zu gedenken, deren criminalpolizeiliche Function nur mit einer geringfügigen Jurisdiction verbunden war (S. 226). — Die Gerichtsbarkeit des Eheherrn über die Ehefrau iſt mit der ſtrengen Ehe ſelbſt allmählig *) verſchwunden, und die Jurisdiction des Hausvaters über das Hauskind, obgleich im Allgemeinen fortbeſtehend, wurde doch durch die Sitte jetzt ſchon wenigſtens des Rechts über Leben und Tod entkleidet.

In den allgemeinen Grundſätzen des gerichtlichen Verfahrens (2. Abth. S. 258) dürfen wir nach dem ganzen Verhältniß dieſer Periode zu der früheren weniger Neuerung, als vielmehr Entwicklung und Fortbildung erwarten. Dieß beſtätigt ſich namentlich auch hinſichtlich des Anklageprincips. Es gilt nicht allein nach wie vor die Regel, daß ohne Anklage Niemand verurtheilt werden kann, das Anklageverfahren erhält jetzt erſt ſeine vollendete Ausbildung, indem die Anklage nicht mehr wie bey den Volksgerichten ein ausſchließliches Recht der Magiſtrate iſt, ſondern vor den Quäſtionen jedem aus dem Volke (mit wenigen Ausnahmen) frey ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vgl. jedoch Tac. Annal. XIII, 32.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes bis zum Tode Juſtinian's.

(Fortſetzung.)

Je richtiger aber der Verf. anerkennt, daß während dieſer Periode eine weitere Entwicklung des Inquiſitionsprozeſſes entweder gar nicht oder nur in ſehr geringem Maaße erſichtlich iſt, deſto mehr befremdet es, ihn den Hauptgrund der ſpäteren Entwicklung inquiſitoriſcher Elemente ſchon in dieſer Periode und zwar in der allgemeinen Ueberzeugung von dem Unehrenhaften und Verächtlichen, was in dem Geſchäft eines Anklägers liege, ſuchen zu ſehen. „Das Princip des Anklageverfahrens konnte ſich nur halten, ſo lange die Verfolgung von Verbrechen als eine Ehrenſache angeſehen wurde. — Der äußeren Form nach bildete zwar jetzt, wie in der früheren Zeit, der Anklageproceß noch die unbeſtrittene Regel; allein das ganze Gebäude erſcheint doch ſchon von Grund aus ſo untergraben, daß es nur eines leiſen Anſtoßes bedurfte, um dasſelbe zuſammen zu ſtürzen.“ (S. 261). Jedenfalls war jener Todeskeim ein ſehr langſam wirkender; das Syſtem der Anklage erhielt nicht nur erſt in der Kaiſerzeit durch die Geſetzgebung über die Calumnie u. ſ. w. ſeinen Ausbau, es hat auch bis zuletzt ſeine Herrſchaft behauptet, wenn auch mit bedeutenden Modificationen. Wäre hiebey der Abſcheu vor den Anklägern ein auch nur hauptſächlich mitwirkendes Moment geweſen, ſo wäre ſchwer zu begreifen, wie derſelbe nicht vielmehr zur vollſtändigen Abſchaffung des Accuſationsverfahrens geführt haben ſollte. Es haben aber jene ſpäteren inquiſitoriſchen Elemente ihren Grund vielmehr in dem gänzlich veränderten politiſchen Zuſtande, in der geſammten Stellung und Bedeutung der ſpäteren Magiſtrate und in dem Erlöſchen des öffentlichen Rechtslebens überhaupt. In der That traf Gehäſſigkeit und Mißachtung auch von jeher nur den gewerbsmäßigen Ankläger, nicht den Ankläger an und für ſich.

Das Verfahren in den Quäſtionen zerfällt in das Inſtructionsverfahren vor dem Prätor und in das Hauptverfahren vor dem Gerichte ſelbſt. Das Verfahren vor dem Prätor beginnt mit dem Geſuche um die Erlaubniß, gegen eine beſtimmte Perſon wegen eines gewiſſen Verbrechens als Ankläger aufzutreten (postulatio). Nach einer gewiſſen Zwiſchenzeit kam es zur nominis vel criminis delatio, durch welche der Angeklagte wie das Verbrechen genauer bezeichnet werden ſollte; es konnte daher die Poſtulatio in der Regel umgangen werden, worauf wenigſtens das ſeltene Vorkommen derſelben deutet. Erſchien der Angeſchuldigte, ſo wurden ſofort durch die Interrogatio die Hauptpunkte bezeichnet, auf welche ſich die ſpäteren Verhandlungen zu erſtrecken hatten. Der Verf. hat trefflich nachgewieſen, wie das auf ſolche Interrogation erfolgte Geſtändniß keineswegs weitere Verhandlungen entbehrlich gemacht, noch ſofort den Prätor zum Ausſpruche der geſetzlichen Strafe berechtigt hat (S. 272): es ſtellt ſich dabey die Unwiſſenheit des Pſeudo-Aſconius, wie die Unzuverläſſigkeit der angeblichen Rechtsregeln in den Declamationen und Controverſien der Rhetoren, — meiſt feſtſtehende Traditionen aus den Schriften der

Digitized by Google

Griechen — in einem recht grellen Lichte dar. — Folgt die *inſcriptio* und *ſubſcriptio*, das Protokoll über die vorgebrachte Anſchuldigung; aber erſt durch die *nominis receptio*, die Erklärung des Prätors, daß gegen eine gewiſſe Perſon die Klage angenommen ſey, wird der Anklageſtand (*reatus*) mit ſeinen nachtheiligen Folgen begründet.

Die Frevel und Ränke der Privatankläger rieſen höchſt wahrſcheinlich ziemlich frühe ſchon in dieſer Periode Strafen gegen ſie hervor; der Verf. ſetzt mit vieler Wahrſcheinlichkeit die Entſtehung der räthſelhaften Lex Remmia in den Anfang dieſes Zeitraums und läßt ſie in der Kaiſerzeit in Folge veränderter Umſtände und Anſichten — die Delatoren und Calumniatoren wurden von vielen Kaiſern begünſtigt — allmählig außer Uebung kommen. Um ſo weniger kann aber Ref. an die von dem Verf. mit den meiſten angenommene Strafe der Brandmarkung glauben. Dieſe Strafe widerſpricht zu entſchieden dem Geiſte des republicaniſchen Strafrechts, welches keine körperlichen Strafen, am wenigſten verſtümmelnde und verunſtaltende, kennt (noch eine Verordnung von Theodos d. J. verbietet, die zur Bergwerksarbeit verurtheilten im Geſicht zu brandmarken); es iſt ferner die Antlitz-Brandmarkung der Sklaven (Gaj. I., §. 13) ein zu gewichtiges Argument gegen die Anwendung derſelben auf römiſche Bürger, als daß wir ohne ausdrückliche Zeugniſſe dieſe letztere annehmen dürften. Nun macht aber die Stelle bey Cicero (pro Rosc. Amer. c. 20. [judices] ita vehementer tibi literam istam [K] ad caput adfligent etc.) den Schluß einer ſarkaſtiſchen Vergleichung der Ankläger mit den Gänſen und Hunden des Capitols und kann daher ſehr wohl als eine der Haltung des ganzen Bildes entſprechende Hindeutung auf die Strafe der Infamie aufgefaßt werden (ut postea neminem nisi fortunas vestras accusare possitis). Der Gegenſatz, welchen Papinian (in der L. 13 D. de testib.) zwiſchen einem Calumniator und einem homo integrae frontis macht, iſt jedenfalls figürlich zu nehmen; für ſeine Zeit hat noch Niemand das Fortbeſtehen jener Strafe behauptet.

Gehen wir auf das *Hauptverfahren* ſelbſt über, ſo trägt die Rechtſprechung in dieſen Quäſtionen denſelben Charakter an ſich wie die in den Volksgerichten: auch hier betrachteten ſich die Richter nicht als willenloſe Vollſtrecker des Geſetzes, ſie ſchöpften vielmehr ihr Urtheil, hinter welchem weder eine höhere Inſtanz noch die Möglichkeit einer Begnadigung ſtand, aus der Würdigung aller concreten Umſtände ſo wie der Perſönlichkeit des Angeſchuldigten. Daher das Bemühen des Letzteren das Mitleiden ſeiner Richter zu erwecken, daher die Berechnung der Anklage- wie der Vertheidigungsreden auf das Gefühl und die Leidenſchaften der Richter, welche nach unſerem heutigen Brauch ſo befremdend erſcheinen muß.

Die *Bildung des einzelnen Gerichts* geſchah durch's *Loos* (sortitio). Gegen die Erlooſten ſtand den Partheyen bis auf eine gewiſſe Anzahl das Verwerfungsrecht zu, und die durch deſſen Ausübung entſtandene Lücke wurde durch die *Subſortitio* wieder ausgefüllt. Eben jene Beſchränkung der Recuſation auf eine gewiſſe Zahl macht es aber höchſt unwahrſcheinlich, daß die nachgelooſten Richter (wie der Verf. annimmt) ebenfalls rejicirt werden konnten. — Nur ausnahmsweiſe bey der einen oder andern Quäſtio fand Editio d. h. Auswahl der Richter durch die Partheyen ſelbſt Statt.

Nach der Eröffnung des Verfahrens durch die Reden des Anklägers und Vertheidigers (das genauere hierüber ſ. bey dem Verf. S. 316 f.) kam es zum *Beweisverfahren*. Ein geſetzliches Beweisſyſtem im Sinne unſeres heutigen gemeinen deutſchen Prozeſſes, als bindende Maaßgabe der Verurtheilung oder Losſprechung, iſt der alten Strafrechtspflege überhaupt und ſo denn auch der der quaestiones perpetuae unbekannt. Wenn wir gleichwohl den Verfaſſer, welcher jenen Grundſatz unbedingt anerkennt, mit großem Geſchicke einen zuſammenhängenden ausführlichen Bau von Regeln über den Beweis in dieſer Periode aufſtellen ſehen, (S. 327 f.,) ſo ſteht dieß damit keineswegs im Widerſpruch. Theils enthielten die leges judiciorum publicorum über die Erhebung und Benützung gewiſſer Beweismittel allerdings genauere Vorſchriften: dahin gehören namentlich die Beſtimmungen über die Zulaſſung zum Zeugniß, über die Fol-

Digitized by Google

terung der Sklaven zur Bekräftigung ihres Geſtändniſſes und ihres Zeugniſſes, über Geſtattung der Hausſuchung u. ſ. w. Zum andern Theil ſind es Sätze, welche, aus der genaueren Beobachtung und Prüfung der Beſchaffenheit und Glaubwürdigkeit der einzelnen Beweismittel geſchöpft, in den gerichtlichen Kämpfen der Redner ſo wie ſpäter in den rhetoriſchen Schriften ſeiner ausgebildet und mit einem gewiſſen theoretiſchen Anſehen bekleidet wurden, und ſo ſich in dem Brauch der Gerichte allmählig feſtſetzten, ohne jedoch zur bindenden geſetzlichen Norm erhoben zu werden. In dieſe letztere Reihe müſſen wir auch die ſcharfe theoretiſche Ausbildung des Indizienbeweiſes ſtellen, welche uns namentlich in den rhetoriſchen Schriften Cicero's entgegentritt (und von da aus auch theilweiſe in die peinliche Gerichtsordnung Carl V. übergegangen iſt). Daß auf Indizien in dieſer Zeit unbedenklich verurtheilt wurde, weißt der Verf. überzeugend nach; ihre genauere Würdigung war Sache des Richters.

Da jede einzelne Quäſtio genau ſo viel Vollmacht hat, als die betreffende lex judicii publici ihr zutheilt, ſo kann ſich die Aburtheilung immer nur auf das ſpezielle unter die Quäſtio fallende Crimen beziehen, es kann eben deßhalb auch nur die volle geſetzliche Strafe zuerkannt werden, oder gar keine; allgemeine Milderungs- oder Schärfungsgründe im heutigen Sinne des Wortes gab es nicht. Bey der Abſtimmung konnten aber die Richter jetzt auch durch ein non liquet das eigentliche Urtheil ablehnen und dieß führt den Verf. auf eine genaue, ältere und neuere Anſichten vielfach berichtigende Erörterung über die Ampliatio und Comperendinatio. Das Ampliationsverfahren, welches bey jeder Quäſtio vorkommen konnte, war — um die Hauptſätze des Verf. anzudeuten — eine genaue Wiederholung des erſten Verfahrens, worin alſo beyde Partheyen (nicht bloß derjenige, deren erſter Vortrag ungenügend befunden wurde) ihre Vorträge und die Beweisvorlage erneuerten. Schon zu Cicero's Zeit ſcheint aber die Ampliation ſo ziemlich außer Gebrauch gekommen zu ſeyn, und eben dadurch wurde als neues Auskunftsmittel die Comperendination hervorgerufen. Durch die Lex Servilia für die quaestio repetundarum eingeführt, erhielt ſie ſich bey dieſer (andern Quäſtionen iſt ſie fremd) ununterbrochen (denn die Lex Acilia iſt vor die L. Servilia zu ſetzen S. 373) bis zum Uebergang dieſer Quäſtio an den Senat. Die Comperendination, wovon der Prozeß gegen Verres ein anſchauliches Bild gewährt, theilte den Prozeß in zwey (oder auch mehrere) Actionen, welche aber nicht als Wiederholung ſondern als Fortſetzung des Verfahrens aufzufaſſen ſind. Mit dem Schluße der zweyten actio war dieß letztere beendigt und die Richter mußten nun mit absolvo oder condemno abſtimmen, eine Ampliatio war hier nicht ſtatthaft (S. 375).

Eine Provocation fand gegen die Urtheile der Quäſtionen ſo wenig Statt wie gegen die der Volkscomitien ſelbſt, wie der Verf. S. 387 befriedigend ausführt, ob er gleich dadurch mit ſeinen eigenen frühern Anſichten (S. 161) in einigen Widerſpruch gerathen möchte.

Darf ſchließlich Ref. noch einigen Raum für einen gedrängten Bericht über die dritte Periode, den Prozeß der Kaiſerzeit, in Anſpruch nehmen, ſo muß er wiederholt dieſen Theil des Werks, ſo wie er der ausführlichſte iſt, ſo auch für den verhältnißmäßig gelungenſten anerkennen und die allerdings trefflichen Vorarbeiten Bethmann-Hollwegs, in Hinſicht auf die Gerichtsverfaſſung, ſo wie des Jac. Gothofredus in vielen einzelnen Punkten können das ſelbſtändige Verdienſt dieſer zuſammenhängenden und erſchöpfenden Darſtellung nicht ſchmälern.

Der innere Unterſchied zwiſchen der gegenwärtigen und der vorausgehenden Periode — mit dieſer richtigen Bemerkung leitet der Verf. ſeine Unterſuchung ein — iſt ein weit tieferer, als der zwiſchen den beyden vorhergegangenen Perioden. Der republicaniſche Strafprozeß konnte dem Auflöſungsprozeſſe des altrömiſchen Staatsweſens nicht entgehen; an die Stelle der republicaniſchen Gerichtsverfaſſung trat eine neue, dem veränderten politiſchen Zuſtande angemeſſenere, und auch das Verfahren mußte von der durchgreifenden Umgeſtaltung der Rechtsverfaſſung berührt werden. In Hinſicht auf die Strafgerichtsverfaſſung iſt es nun aber

Digitized by Google

zunächſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß ſich der Zeitpunkt, in welchem die quaestiones perpetuae erloſchen ſind, mit einiger Sicherheit nicht bezeichnen läßt. Wie in ſo vielen andern Stücken hat man auch hier dem Alten ſein Scheinleben gelaſſen, aber etwas neues daneben geſetzt, wodurch das erſte ſo allgemach unterhöhlt wurde, daß ſein völliges Eingehen kein beſonderes Andenken mehr hinterlaſſen hat. Unſer Verf. läßt (abweichend von der gewöhnlichen Anſicht) die quaestiones perpetuae mit dem erſten Jahrhundert erlöſchen; denn Quintilian erwähnt ihrer als einer fortbeſtehenden Anſtalt, während die Schriftſteller des zweyten Jahrhunderts tiefes Stillſchweigen darüber beobachten. Gemäß der allgemeinen Tendenz der Kaiſerzeit, aus Rom, Italien, und den Provinzen ein dem Willen des Herrſchers gleichförmig unterworfenes Unterthanen-Reich herzuſtellen, ſehen wir im geſammten Reiche, nach dem Typus der frühern Provinzialjurisdiction, eine gleichförmige Criminaljuſtizverfaſſung eintreten, welche in Rom (und Conſtantinopel) durch den Stadtpräfecten, in den Provinzen durch die praesides provinciarum, in Italien durch die Statthalter gehandhabt wird; und über dieſen Provinz- und Diſtricts-Gerichten ſtehen die allgemeinen Reichsgerichte, deren Stufenfolge die Hauptveränderungen in der Entwicklung der römiſchen Monarchie darſtellt. Es war zunächſt der Senat, durch Auguſt in gewiſſem Sinne an die Stelle der Comitien geſetzt, welchen wir eine ganz allgemeine concurrirende Jurisdiction ausüben ſehen. Seine Gerichtsbarkeit wurde durch das Gericht des Kaiſers verdrängt, um ſo leichter, als das Consistorium principis für einen Repräſentanten des Senats ſelbſt gelten konnte. Eine völlige Umgeſtaltung erlitt die Jurisdiction der Kaiſer und insbeſondere das Conſitium derſelben durch die Conſtantiniſche Verfaſſung. Schon vorher aber war ihre Bedeutung geſunken und an das Gericht des Präfecti Prätorio übergegangen. Von Alexander Sever bis Diocletian war dieß Gericht das einflußreichſte und umfaſſendſte des ganzen Reichs; ja trotz der Bemühungen jenes Kaiſers und noch mehr Conſtantins, die faſt unbeſchränkte Macht des Präf. Prät. zu brechen, wurde der Einfluß

desſelben in dieſer Hinſicht dennoch nur wenig geändert.

Bey dieſen durchgreiſenden Veränderungen des Gerichtsweſens haben ſich dennoch für das Verfahren die alten Principien der Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und der Anklage im Weſentlichen forterhalten, freylich nicht ohne manchfaltige Modificationen. Die wichtigſte hievon iſt das in dem ſpätern Prozeß immer mehr hervortretende inquiſitoriſche Element, durch deſſen genaue und gründliche Nachweiſung der Verf. ein bedeutendes Verdienſt erworben hat. Die Aeußerungen ſelbſtthätiger Fürſorge des Staats für Entdeckung und Beſtrafung von Verbrechen ſind nämlich viel zahlreicher und wichtiger, als man gewöhnlich (nach Biener) annimmt. Obgleich der Accuſationsprozeß die Regel blieb, ſo war doch auch er nicht ohne ſtarke inquiſitoriſche Färbung; das Zeugenverhör hatte vorzugsweiſe nicht mehr von den Partheyen ſondern vom Gerichte auszugehen; die Angeſchuldigten ſollten von dem Gerichte ſelbſt verhört und zur Aufklärung zweifelhafter Punkte angehalten werden; die Anwendung der Folter erhielt nach und nach eine unverhältnißmäßige Ausdehnung, und das ganze Inſtitut wurde nicht mehr als ein bloßes Beſtärkungsmittel bereits abgelegter Ausſagen, ſondern in der That als ein eigentliches Wahrheitserforſchungsmittel aufgefaßt (S. 534). Die zweyte Stufe ſodann, in welcher die Idee des inquiſitoriſchen Verfahrens hervortrat, war die, daß die Denunciation von Seite öffentlicher Beamten oder auch von Seiten bloßer Privatperſonen für hinreichend galt, einen Prozeß zu eröffnen. Und endlich gieng man noch dazu fort, daß das Gericht unter gewiſſen Vorausſetzungen ſofort von Amtswegen einſchritt, ohne weder eine Accuſation noch eine Denunciation abzuwarten. Dieſe letzte Form fand aber allerdings nur aushilfsweiſe Statt, und war von dem reinen Inquiſitionsprozeſſe unſeres heutigen Rechts noch immer ſehr weit entfernt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Atlas von China, nach der Aufnahme der Jeſuiten-Miſſionäre. Herausgegeben von Stephan Endlicher. I. Lieferung. Wien 1843 *).

In den älteſten Denkmälern der Chineſen, wie im Annalenbuche, werden bereits Landkarten, in Erz und Stein eingegraben, erwähnt; es ſind dieß aber ſolche Darſtellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte bloß nach dem Augenſchein, nach der ſinnlichen Eſahrung oder der Meilenangabe der benachbarten Bewohner eingetragen wurde. Von aſtronomiſchen Beobachtungen und mathematiſchen Berechnungen, um die Lage und die Entfernung einzelner Plätze von einander zu beſtimmen, iſt in den früheſten Jahrhunderten der chineſiſchen Geſchichte nirgendwo die Rede. Zu den Zeiten Davids verſtanden es die hervorragenden Männer des Mittelreiches, die Polhöhe, nach der Weiſe des Pytheas von Maſſilia, vermittelſt eines Gnomon zu beſtimmen; ob ſie aber auch ohne Hülfe der Fremden die Länge berechnen konnten, wird wohl niemals mit Sicherheit angegeben werden. Aus der Lebensbeſchreibung des berühmten Aſtronomen und Mathematikers Knoſcheuking erhellt, daß dieß zur Zeit der Mongolenherrſchaft in China der Fall geweſen iſt. Knoſcheu berechnete die Länge der Orte von dem Mittagkreiſe, den er durch Peking zog; der Chineſe mag aber dieſe Kenntniß von den vielen Fremden, Muhammedanern und Chriſten, welche zu den Zeiten der Juen ſein Vaterland beſuchten, erhalten haben. So viel iſt ſicher, daß bey der Wiederentdeckung des Landes durch portugieſiſche Kauffahrer und chriſtliche Sendboten die Bewohner des Mittelreiches in allen aſtronomiſchen, mathematiſchen und geographiſchen Wiſſenſchaften nur ſehr geringe oberflächliche Kenntniſſe hatten. Die romaniſchen Jeſuiten haben wohl ſpäter aus Partheyzwecken die Kenntniſſe und Einſichten ihrer Schützlinge zu hoch geſtellt. „Schreibe meines Theils dü Halde," ſagt der deutſche Jeſuit P. Frölich, „was er immer wolle von der Richtigkeit der chineſiſchen Abmeſſungen; ich, der ich anjetzo dieſes Reich ziemlich zu Fuß abmeſſe, bin ein aus eigner Ueberzeugung belehrter Zeug, was groſſe Fehler in dieſen Maſſen unterlaufen; wie unwiſſend jene waren, die an die Abmeſſung dieſes Reiches Hand angelegt haben *)." Es ſcheint ſogar, daß Frölich ſelbſt auf die Arbeiten ſeiner Genoſſen zu den Zeiten Kanghi's anſpielen und auch ſie, was von anderer Seite her ebenfalls geſchehen iſt, der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit beſchuldigen wollte. Vor den Aufnahmen und Vermeſſungen der katholiſchen Sendboten waren nur höchſt ſelten die Längen und Breiten der Orte angegeben, wie man aus den höchſt mangelhaften Karten in der officiellen Beſchreibung des Reiches zu den Zeiten der

*) Dieſe Lieferung enthält die Karten der Kreiſe Kiangſu, Honan, Schantong und Tſchekiang, nebſt dem chineſiſchen Index über die drey erſten Kreiſe. Das Verzeichniß der Namen in Tſchekiang wird nachgeliefert.

*) Der Brief iſt vom 18. Juli 1746 datirt und ſtehe in dem Neuen Weltbott, Bd. 35 S. 25.

Ming und aus den geographiſchen Darſtellung der Tatarei und Chinas im Beginne der Jahrbücher der Mongolendynaſtie erſieht. Dieß iſt ſogar jetzt noch bey den Karten der Fall, die den neueſten Ausgaben der ſtatiſtiſchen, geographiſchen und adminiſtrativen Beſchreibungen des Mittelreiches beygegeben ſind; mehrere Angaben des koſtbaren, in Deutſchland einzigen Werkes der geſammelten Satzungen ſind in den Atlas Aſiens von Ritter und Grimm eingetragen worden; es hat ſie der Schreiber dieſes den Verfaſſern zu dem Endzwecke mitgetheilt. Die Mangelhaftigkeit der graphiſchen Darſtellungen der Chineſen heutigen Tages iſt aber deſto auffallender, weil ſie durch die trefflichen Karten und geographiſchen Werke *) der Miſſionäre längſt ſchon eines Beſſern belehrt wurden. Sind doch noch ganz vor Kurzem einige mathematiſch-geographiſche Werke in China erſchienen, freylich nicht von Mitgliedern des Hanlin, in welchen das Weltgebäude nach dem ptolemäiſchen Syſtem dargeſtellt wird.

Der zweyte Himmelsſohn des jetzt regierenden Herrſcherhauſes der Mandſchu, welchen wir gewöhnlich nach dem Namen ſeiner Regierungsperiode, Kanghi nennen, war einſichtsvoll genug, das Mangelhafte der einheimiſchen Landkarten zu erkennen; deßhalb befahl er den an ſeinem Hofe lebenden Jeſuiten, das Reich zu vermeſſen und nach aſtronomiſchen Beobachtungen die Längen- und Breitengrade der einzelnen Orte zu beſtimmen. „Ich habe Leute ausgeſchickt,“ ſo ſpricht der treffliche Fürſt in einem ſeiner Werke, „um die Berge, die Flüſſe, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiter im Norden, von dem Meere im Oſten bis zu der tübetaniſchen Bergkette Kentis im Weſten. Es wurden die himmliſchen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann Allgemeine Karte des Mittelreiches genannt. Ich habe dieſes Werk durch geſchickte Zeichner darſtellen, in Kupfer ſtechen (1721) und dann dem Drucke übergeben laſſen *).“ Der Himmelsſohn ließ die Arbeit der Miſſionäre durch eine eigene Commiſſion prüfen. Es ſey dieß, heißt es in ſeinem Erlaſſe, ein Werk von mehr als 20 Jahren; man möge dieſe Karte ſorgfältig mit der Steuerrolle des Ju im Buche der Chroniken vergleichen und über das Ergebniß Bericht erſtatten. Da ein einſichtsvoller redlicher Fürſt an ihrer Spitze ſtand, ſo waren auch die Beamten einſichtsvoll und redlich genug, zu erklären: die alten Karten des Mittelreiches, nach geſchriebenen oder mündlichen Ueberlieferungen gezeichnet, ließen viel zu wünſchen übrig; es ſeyen Flüſſe und Berge unrichtig dargeſtellt; auf dieſer neuen Karte hingegen wäre Alles ſo klar wie Sonne und Mond, alle Wolken ſeyen verſcheucht und die Menſchheit erleuchtet **). Die Miſſionäre hatten zu dieſer Zeit nur China, im engern Sinne des Wortes, die Mandſchurei bis zum Amurgebiete und der ruſſiſchen Gränze, dann einen kleinen Theil der Mongolei wiſſenſchaftlich aufgenommen. Korea, Mittelaſien, Tübet mit eingerechnet, konnten bloß nach unſichern Reiſerouten und den fehlerhaften einheimiſchen Karten dargeſtellt werden. Kienlong, der zweyte Nachfolger des Kanghi, befahl im zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung (1756), daß die noch fehlenden Länder Mittelaſiens durch Auguſt Hallerſtein, ſeit 1746 einer der Vorſteher der aſtronomiſchen Behörde, und einige andere Jeſuiten ebenfalls wiſſenſchaftlich aufgenommen wurden, was auch geſchehen iſt. Durch dieſe Arbeiten Hallerſteins und ſeiner Genoſſen haben auch die bereits vermeſſenen Kreiſe, namentlich die nordweſtlichen Theile des Reiches, manche Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten. Dieſe neuen Karten Mittelaſiens wurden dann, auf Befehl des Himmelsſohnes, in chineſiſcher und mandſchuriſcher Sprache bekannt gemacht und ſind höchſt wahrſcheinlich auch der officiellen Beſchreibung der

*) Mehrere der geographiſchen Werke der Miſſionäre, welche ſie zu den Zeiten der Ming und der jetzt regierenden Dynaſtie herausgegeben haben, ſind in dem officiellen Kataloge der großen Bücherſammlung des Kienlong, unter der Abtheilung Geographie, verzeichnet.

*) Mém. concernant les Chinois IX. 187.

**) Maille, Histoire générale de la Chine. Préface 55.

weſtlichen Gegenden (Siju tutſchi), in zweyundfünfzig Büchern, beygegeben worden. Man weiß, daß wir dieſen trefflichen Arbeiten, den Aufnahmen und Vermeſſungen der Miſſionäre unter Kanghi und Kienlong, unſere wiſſenſchaftliche Kunde von Oſt- und Mittelaſien verdanken und daß ſie heutigen Tags noch allen unſern chartographiſchen Darſtellungen dieſer großen Länderſtrecken zu Grunde liegen. Die geographiſche Kenntniß dieſer Gegenden der Erde iſt ſeit dieſer Zeit nur an einzelnen unbedeutenden Punkten erweitert und berichtigt worden; im Nordweſten des Mittelreiches durch die Ruſſen und an den ſüdöſtlichen Geſtadelandſchaften durch die Beobachtungen der Engländer, namentlich durch die Meſſungen der Kapitäne Roß und Maughan, welche in dem bekannten nautiſchen Werke von Horsburgh geſammelt wurden. Dieſe neuern und neueſten Beobachtungen und Aufnahmen ſtimmen aber durchgängig mit den Angaben der Miſſionäre, bis auf geringe Abweichungen, überein; ſie zeigen, daß wir uns auf die Genauigkeit und Sorgfalt der gelehrten Jeſuiten vollkommen verlaſſen können. Es blieb uns jetzt nur noch zu wünſchen, daß auch wir Leute des großen weſtlichen Oceans dieſe Arbeiten der Miſſionäre rein und unverfälſcht, wie ſie aus ihren Händen kamen, erhielten. Dieß iſt jetzt zum Theil geſchehen. Die Ergebniſſe der Aufnahmen und Forſchungen über Mittelaſien und die benachbarten Länder zu den Zeiten des Kienlong findet man in der großen Karte Mittelaſiens von Klaproth *); die urſprünglichen Karten des P. Hallerſtein und ſeiner Genoſſen, welche dieſer Sinologe wahrſcheinlich, wie die von Bayer, aus Rußland mitgenommen hatte **), ſind noch nicht herausgegeben oder auch nur zum Vorſcheine gekommen; es findet ſich jetzt, ſo viel ich weiß, kein Exemplar derſelben in Europa, wenn man nicht die Darſtellungen in den geſammelten Satzungen des Reiches, wo aber, wie geſagt, die Längen und Breiten fehlen, dafür gelten laſſen will. Wir wiſſen aus einem Briefe des P. Hallerſtein, daß die Jeſuiten zu Peking ihre mathematiſchen und geographiſchen Werke nach St. Petersburg ſchickten *), wo ſich vielleicht auch dieſe Karten, neben den andern koſtbaren handſchriftlichen Arbeiten dieſer gelehrten Männer, noch vorfinden.

Die Miſſionäre zu den Zeiten Kanghi's haben ohne Zweifel mehrere Abſchriften ihrer Karten nach Europa geſandt; ſie kamen aber entweder nicht in die rechten Hände oder wurden entwendet, und, was bey ihren Arbeiten nicht ſelten der Fall war, heimlich benutzt und verkauft. Der berühmte Geograph d'Anville erhielt von du Halde ein Exemplar dieſes Kartenwerkes und bearbeitete hiernach ſeinen Atlas des chineſiſchen Reiches; es wurden aber in dieſe europäiſchen Karten verhältnißmäßig nur wenige Orte eingetragen und die Namen der meiſten Flüſſe, Berge, Buchten und Inſeln ganz weggelaſſen; die Namen welche man darauf lieſt, ſind überdieß nicht ſelten bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelt.

(Schluß folgt.)

*) Carte de l'Asie centrale, dessinée d'après les cartes levées par ordre de l'empereur Khian Loung, par les missionaires de Peking, et d'après un grand nombre de notions extraites et traduites de livres chinois. Par M. J. Klaproth. Paris 1836. Publiée par L. Berthe, éditeur de géographie, rue des noyers No. 46.

**) Catalogue des livres de feu Mr. Klaproth No. 972.

Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes bis zum Tode Juſtinians.

(Schluß.)

Mit einem Worte, ſo wenig in der gegenwärtigen Periode ein unverſehrter Anklageprozeß mehr zu finden iſt, eben ſo wenig iſt ihr ein wirklich unvermiſchter Inquiſitionsprozeß bekannt (S. 635).

Das Verfahren in den Gerichten erſter Inſtanz und zwar zunächſt das Vorverfahren ſe-

*) Neuer Weltbott a. a. O. 128.

hen wir ſich bedeutend vereinfachen, wie dieß bey der Vereinigung des geſammten Richteramts in der Hand des einen Magiſtrats nicht anders ſeyn konnte. Die geminderte Geltung bürgerlicher Freyheit führte zur häufigeren Anwendung der Verhaftung. Die Fortſetzung eines Strafprozeſſes ſo wie die Vollſtreckung der Strafe konnte der Kaiſer durch ſeine Interceſſion verhindern, der Ankläger dagegen konnte nicht mehr ſo willkührlich wie früher die Anklage fallen laſſen: die Calumnie, Tergiverſation und Prävarication erhielt erſt in der Kaiſerzeit ihre genauere geſetzliche Ausbildung.

Hinſichtlich des Hauptverfahrens und der Urtheilsfällung verdienen noch beſonders zwey Punkte hervorgehoben zu werden. Einmal die ſchärfere Ausbildung der Beweisregeln, von welchen der Verf. eine ausführliche und gründliche Darſtellung gibt; zu einem ausgebildeten, den Richter bindenden Beweisſyſtem kam es aber auch in dieſer Periode nicht. Eine höchſt charakteriſtiſche Neuerung war aber die Freygebung des richterlichen Ermeſſens in der Beſtimmung der Strafe. Während noch in den Quäſtiones perpetuä die Richter nur entweder die im Geſetz gedrohte Strafe ausſprechen oder abſolviren konnten, hatten die Strafrichter der Kaiſerzeit freye Hand, das Maaß der Strafe der Beſchaffenheit des beſondern Falles anzupaſſen und von der geſetzlichen Strafbeſtimmung abzugehen. Der Verf. begnügt ſich, dieß als einen materiellen Fortſchritt zu bezeichnen: die Thatſache findet ihre genügende Erklärung in der veränderten Stellung der Gerichte. Für die Quäſtionen waren die leges judiciorum publicorum Inſtructionen, an welche ſich die erſteren ſtreng und buchſtäblich gebunden erachten mußten; nach dem Untergange des ordo judiciorum publicorum wurden jene leges gewöhnliche Criminalgeſetze, und die Gerichtspraxis mag bey ihnen allmählich die Vollmacht, welche wahrſcheinlich zunächſt für die von den Kaiſern neu eingeführten crimina extraordinaria ertheilt worden war, ebenfalls ſich beygelegt haben. Es war dieß Verfahren einerſeits durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt, indem nur auf dieſe Weiſe den alten unveränderten Strafgeſetzen fortdauernde Anwendbarkeit erhalten werden konnte (die Richter der ſpätern Kaiſerzeit verhielten ſich zu den leges judiciorum publicorum nicht viel anders als unſere heutigen gemeinrechtlichen Richter zu der C. C. C.). Andrerſeits konnte nur durch dieſe freygegebene Berückſichtigung der concreten Verſchuldung, da wo die volle Strafe des Geſetzes nicht begründet erſchien, völliger Freyſprechung im ſtaatspolizeylichen Intereſſe vorgebeugt werden.

Aus der geſammten Stellung der richtenden Behörden zum Kaiſer ergiebt ſich endlich noch als weitere wichtige Neuerung die dem frühern Verfahren völlig fremde Appellation. Der Kaiſer war der oberſte Richter für das geſammte Reich und jedes Erkenntniß, gleichviel von welcher Behörde daſſelbe erlaſſen worden, konnte, von einigen wenigen Fällen abgeſehen, bey ihm angefochten und von ihm abgeändert werden.

Ref. wünſchte durch dieſe Anzeige vornehmlich auch die philologiſchen Leſer dieſer Blätter auf das obige Werk aufmerkſam zu machen; es iſt ihnen damit ein Hilfsmittel zum richtigen Verſtändniß einer der wichtigſten Seiten des römiſchen Staats- und Rechts-Lebens geboten, wie dieß nur von einem mit dem Alterthum und der Sache ſelbſt gleich vertrauten Autor hergeſtellt werden konnte. Auch der praktiſche Juriſt wird aus dieſer fließenden und klaren Darſtellung der Entwicklung und Schickſale des römiſchen Strafprozeſſes vielfache Belehrung ſchöpfen und unter anderem zur Würdigung der großen auf dieſem Gebiete ſchwebenden Fragen des Tags wenigſtens die Frucht ziehen, welche die Beachtung der Geſchichte und ein durch Vergleichung erweiterter Geſichtskreis gewähren.

D.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Atlas von China, nach den Aufnahmen der Jeſuiten-Miſſionäre.

(Schluß.)

Herr Graf Dietrichſtein, der einſichtsvolle thätige Vorſtand der k. k. Hofbibliothek, war ſo glücklich, eine vollſtändige Abſchriſt der chartographiſchen Arbeiten der Miſſionäre zu den Zeiten Kanghi's für die kaiſerliche Bücherſammlung anzukaufen, und hat ſich dadurch ein bleibendes Verdienſt um die Wiſſenſchaft der Erdkunde erworben. Es iſt dieß jetzt das einzige, in Europa bekannte vollſtändige Exemplar der Kartenſammlung Kanghi's. Ein noch größeres Verdienſt erwirbt ſich aber durch die Herausgabe derſelben der vielkundige Endlicher, welcher in ſich allein die Beſtrebungen einer ganzen Akademie der Wiſſenſchaften vereinigt. Wir beſitzen bereits von dem Atlas der Miſſionäre die erſte Lieferung, die Kreiſe Tſchekiang, Kiangſu, Schantong und Honan enthaltend, in einer wahrhaft prachtvollen Ausführung. Das ganze Werk wird in ſechs Lieferungen, wovon eine jede vier Blätter enthält, vollendet ſeyn. Der gewiſſenhafte ſorgfältige Herausgeber glaubte mit Recht, daß es am zweckmäßigſten ſey, die Karten in der Geſtalt und Größe der Originale mitzutheilen und an ihnen ſo wenig als möglich zu ändern; nur wurden die Kreiſe, die Bezirke und Städte nach ihren jetzigen Gränzen und adminiſtrativen Rangordnungen dargeſtellt. Auch ſind einige Oertlichkeiten des ſeit Kanghi ſehr erweiterten Kreiſes Kanſu, längs des Rhabarbergebirges im Norden des Kokonor, nach den ſpätern Aufnahmen unter Kienlong in die frühern Karten eingetragen worden, wofür die Geographen dem umſichtigen Gelehrten zu beſonderem Danke verpflichtet ſind. Man wird es aber ſchwerlich allenthalben billigen, daß die franzöſiſche Umſchreibung der chineſiſchen Wörter beybehalten wurde. Warum ſollen wir Deutſche uns nach dem franzöſiſchen Lautſyſtem richten, welches doch, wie bekannt, viel ärmer und unvollkommner iſt, als das unſerer Mutterſprache? Das Hauptverdienſt des Herausgebers beſteht aber in dem Verzeichniſſe aller größern und kleinern Orte, mit Angabe der Längen und Breiten, wobey die auf aſtronomiſchen Beobachtungen beruhenden vermittelſt einer durchſchoſſenen Schriſt hervorgehoben werden. Auch die Namen der Berge und Inſeln, der Flüſſe und Kanäle wurden ſowohl mit chineſiſcher als europäiſcher Schriſt in den Index eingetragen. Erſt durch dieſe mühevolle, mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführte Arbeit erhält der Atlas für den Kundigen das richtige Verſtändniß, ſeinen Werth und ſeine Brauchbarkeit. Aber auch der des Chineſiſchen Unkundige wird ſelbſt bey einer bloß oberflächlichen Vergleichung dieſes Werkes mit den vorhandenen graphiſchen Darſtellungen des Mittelreiches, z. B. mit der 1840 bey Allen in London erſchienenen, ſehr gerühmten Karte des öſtlichen Aſiens erſehen, wie ſehr unſere geographiſchen Kenntniſſe des Morgenlandes, namentlich in topographiſcher Beziehung, durch dieſe Originalkarten der Jeſuiten bereichert wurden. Ein Sinologe, welcher zu dieſem Verzeichniſſe der Namen, wie ſie heutigen Tags gang und gäbe ſind im Reiche, die hiſtoriſchen Benennungen der frühern Jahrhunderte hinzufügen wollte, würde ſich um die Förderung der chineſi-

ſchen Geſchichte und Erdkunde ein Verdienſt erwerben; denn es iſt kaum irgend eine Oertlichkeit, ein Berg oder Fluß, welcher nicht im Laufe der chineſiſchen Geſchichte mehrere verſchiedene Namen erhalten hätte. Das Werk des Herrn E. Biot kann dieſen Mangel nicht erſetzen; es iſt nach einem zu beſchränkten Maaßſtabe angelegt und umfaßt bloß die Städte erſten, zweyten und dritten Ranges. Dieſe Arbeit wäre auch gar nicht ſchwierig und erheiſcht keine großen Kenntniſſe der chineſiſchen Sprache; denn die Chineſen haben in dieſer Beziehung, wie in den meiſten Arbeiten kompilatoriſcher Art, bereits Alles zuſammengetragen; man kann ſich nur mit einiger Sachkenntniß in ihren Werken leicht zurechtfinden und ſie für unſere europäiſch-wiſſenſchaftlichen Zwecke benutzen. Zu den meiſten neuern Ausgaben der geographiſchen Beſchreibungen des Reiches wurden Tabellen (Taitſing itong tſchi piao) hinzugefügt, in welchen die wechſelnden Namen aller Oertlichkeiten, der Berge, Flüſſe und Gewäſſer von dem Beginne der Monarchie bis auf den heutigen Tag enthalten ſind; ſie füllen in der Ausgabe des Tongtſchi vom Jahre 1794 nicht weniger als acht ſtarke Bände von mehr als ſechshundert Doppelſeiten.

Auf dem Atlas der Miſſionäre findet man ſelbſt eine größere Menge von Städten, Inſeln und Buchten verzeichnet und richtiger benannt, als auf der Karte der Oſtküſte des chineſiſchen Reiches, welche Horsburgh, kurz vor ſeinem Tode, nach den chineſiſchen Originalen im oſtindiſchen Hauſe bearbeitet hat. Der berühmte Hydrograph ſcheint der Hülfe eines kundigen Sinologen entbehrt zu haben, denn mehrere chineſiſche Charaktere ſind unrichtig geſchrieben und fehlerhaft ausgeſprochen. Man wird jetzt wohl auch, wo man die einheimiſchen Benennungen der kleinſten Lokalitäten kennt, von der Barbarey ablaſſen, ſie mit neuen, aus der Phantaſie oder der Schmeichelſucht der Seefahrer hervorgegangenen zu bezeichnen. So heißt die ſogenannte Stauntonsinſel, dem Fort Tſinghai (36° 53′ 0′ n. Br. 6° 7′ 20″ öſtl. L. von Peking) gegenüber, auf den einheimiſchen Karten Ortao oder Ohreiland; die Sattelinſel der Tſcheuſchan-Gruppe an der Küſte Tſchekiang's, Takieuſchan. Dieſelbe Bewandniß hat es mit der Gützlaffsinſel, mit der Buffalo-Inſel und mehreren andern Namen, die wir den Einfällen ununterrichteter Seefahrer verdanken, welche die von Kulturvölkern bewohnten und ſeit Jahrtauſenden benannten Gegenden als Entdeckungen betrachten und ihnen, gleichwie den namenloſen Eilanden um den Südpol, neue Benennungen beylegen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem von Klaproth ſogenannten Archipel Potocki. Endlicher hegt keinen Zweifel darüber, daß dieſer Archipel ſich längs der ſüdöſtlichen Küſte von Liaotong erſtrecke. Horsburgh hielt dieſe Frage noch für unentſchieden, und es iſt in der That höchſt auffallend, daß auf den neueſten Karten (1818) von Liaotong in den geſammelten Satzungen des Reiches *) auch nicht eine einzige Inſel dieſes bedeutenden Archipels aufgeführt wird: nur auf der Karte von Schingking in der Geographie des Kienlong, deren Druck bereits im Jahre 1789 begonnen hatte, aber erſt 1804 vollendet wurde, finden ſich der Stadt dritten Ranges Ninghai gegenüber neun Inſeln verzeichnet, deren Namen weder auf der Karte noch in dem ſonſt ſo ausführlichen Texte gefunden werden.

Man glaube aber nicht, daß auch dieſe ſo reichen Karten die Namen aller Oertlichkeiten des chineſiſchen Reiches enthalten; dieß iſt keineswegs der Fall. Es fehlen hier noch eine Maſſe geographiſcher Einzelnheiten, die auf den Specialcharten der chineſiſchen Topographien verzeichnet ſind; an

*) Ich erſehe aus dem zu Hongkong erſcheinenden Friend of China, daß die Pekinger Staatszeitung die Vollendung einer neuen Ausgabe des Taitſing Hoeitien ankündigt. Der Freund China's iſt aber im Irrthume, wenn er glaubt, die europäiſchen Sinologen würden ſich durch Mittheilung der ſtatiſtiſchen Angaben dieſes Werkes ein neues großes Verdienſt erwerben. Die ſtatiſtiſchen Documente dieſes umfangsreichen chineſiſchen Staatshandbuches wurden bereits vor mehrern Jahren von dem Schreiber dieſes überſetzt und erſchienen in dem erſten Bande der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. Sie ſind von hier aus in alle geographiſch-ſtatiſtiſchen Handbücher des Weſtens übergegangen.

Digitized by Google

ſolchen Specialarbeiten beſitzt die chineſiſche Literatur bekanntlich einen großen Reichthum; denn der Kleinigkeitsſinn des chineſiſchen Volkes gefällt ſich in ſolchen ermüdenden, Geiſt tödtenden Einzelnheiten. Genaues Nachahmen des Gegebenen ſelbſt bis auf einen zufälligen Schmutz- oder Roſtflecken, das Auswendiglernen ganzer Bücher mit der herkömmlichen Betonung eines jeden Wortes, den Körper nach den im Sittenſpiegel verzeichneten Normen zu wenden und zu drehen, jeden Berg und jeden Hügel, jedes Bächlein und jede Pfütze bey ihren ehemaligen und gegenwärtigen Namen zu nennen, das iſt ja der Stolz der himmliſchen Magiſter des Mittelreiches. Dieſe ſogenannte Wiſſenſchaft wird von der Regierung erhoben und verehrt; auf dieſem äußerlichen Flickwerk, auf dieſen Fetzen der wahren Civiliſation beruht der barbariſche Hochmuth der Söhne der Tang. Die Innerlichkeit einer Gemüths- und Geiſtesbildung findet ſich wohl ausnahmsweiſe bey einzelnen hervorragenden Männern und Frauen; in der herkömmlichen Volkserziehung, die man richtiger eine Volksverdummung nennen könnte, wird aber niemals darauf hingewirkt. Und ſo ſind durch das tauſendjährige Einerley die höhern geiſtigen Fähigkeiten wie die tiefern gemüthlichen Regungen, mit einem Worte der Menſch iſt in der äußerlichen thieriſchen Abrichterey zu Grunde gegangen.

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Deel 9. Kjobenh. 1842. 4.

G. Romegialli, Storia della Valtellina e delle già contee di Bormio e Chiavenna. Fasc. 1 — 14. Sondrio 1839.

Recopilacion de todas las ordinaciones concedidas por el Rey Don Felipe a la ciudad de Caragoça, año de 1628. Carag. 1628. f.

Dr. E. G. Förſtemann, Die Geſetzſammlungen der Stadt Nordhauſen im 15. und 16. Jahrhundert. Nordhauſen 1843.

— — — Das alte Mühlhauſer Rechtsbuch aus dem 13. Jahrhundert. Nordhauſen 1843.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. II. Bonn 1843.

Dr. C. F. Vogel, Die zwey neueſten ſächſiſchen Geſetzentwürfe über das literariſche Eigenthum und über Cenſurbefreyung. Leipzig 1843.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1841, redigé par Rosenwald et Deaprez sous la direction de M. C. L. Lesur. Paris 1842.

Archiv für die Geſchichte Liv-, Eſth- und Curlands, herausgegeben von Dr. F. G. von Bunge. Dorpat 1843.

Fr. Palacky, Archiv cesky cili staré pjsemné památky ceské i morawské. Djl 1. 2. WPraze 1842.

Amtlicher Bericht über die Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe zu Doberan im September 1841. Güſtrow 1842.

Blaupot ten Cate, Geschiedenis deer Doopsgezinden in Groningen, Overijssel en Oost-Friesland. Deel 2. Leeuw. 1842.

Die hiſtoriſchen Landes-Rechte in Schleswig und Holſtein urkundlich. Kiel 1842.

J. Kitka, Beyträge zur Lehre über die Erhebung des Thatbeſtandes der Verbrechen. Wien 1843.

Dr. W. G. Soldan, Geſchichte der Hexenproceſſe. Aus den Quellen dargeſtellt. Stuttgart 1843.

Dr. G. O. Piper, Ueber die Seelenſtörung und Zurechnungsfähigkeit. Leipzig 1843.

D. Löwenberg, Beyträge zur Kenntniß der Motive der preußiſchen Geſetzgebung. Th. 1. 2. Berlin 1843.

W. Jardine, The naturalist's library. Mammalia. Vol. XI. Marsupialia or pouched animals by G. R. Waterhouse. Introduction to the Mammalia. Vol. XIII. By Ch. H. Smith. Entomology. Vol. 7. The natural history of exotic moths by J. Duncan. Ornithology. Vol. 12. The natural history of the birds of Great Britain and Ireland. Part III. Rasores and Gralatores by W. Jardine. Edinb. 1842.

Digitized by Google

Loi Salique ou recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata, avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus. Paris 1843.

Bülow-Cummerow, Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Vrehältniß zu Dentſchland. Bd. 2. Jena 1843.

Dr. W. F. Erichſon, Bericht über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete dee Entomologie während des Jahres 1841. Berlin 1843.

H. C. Schumacher, Aſtronomiſches Jahrbuch für 1843.

Observationes astronomieae in specula regia Monachiensi institutae ed. a J. Lamont. Vol. X. seu novae seriei Vol. V. observationes annis 1835, 1836 et 1837 factas continens. Monachii 1842. 4.

Fr. Rückert, Die Weisheit der Brahmanen. Th. 1 — 6. Leipzig 1841.

K. A. Varnhagen von Enſe, Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Neue Folge. Bd. 2. Leipzig 1842.

Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van kunsten en Wetenschappen. Deel 18. Batav. 1842.

The Indian Mail, a monthly register for British and foreign India, China and Australasia. Lond. 1843.

Diario das Cortes gerales e extraordinarias da Naçâo Portugueza. Vol. 1 — 9. Lisboa 1821 — 22. 4.

Don J. Fr. de Castro, Discursos criticos sobre las leyes y sus interpretes. Vol. 1. 2. Madr. 1829. 4.

Manoel Borges Carneiro, Extracto das leis, avisos, provisoes, assentos e editaes d'el Rei nosso Senhor para o Brazil, em 1807 até Julho de 1816. Lisb. 1816.

Emanuel Mendes Castro, Practica Lusitana. Olysip. 1621. 8.

Ordenanzas de la ciudad de Burgos. Mad. 1747. 4.

Ordinaciones de la imperial eiudad de Zaragoza dadas por Felipe III. en Aragou, año 1615. Arag. 1646. fol.

Hiſtoriſche und literariſche Abhandlungen der k. deutſchen Geſellſchaft zu Königsbeeg. Herausgegeben von Prof. Dr. F. W. Schubert. Sammlung 1 — 4. Königsberg 1838.

Abhandlungen der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Bd. 1. von den Jahren 1838 — 1841. Göttingen 1843.

Meteorologiſche und naturhiſtoriſche Annalen des Jahres 1843 von A. Th. Nahl. Darmſtadt 1843.

C. H. Okey, A concise digest of the law, usage and custom affecting the civil and commercial intercourse of the subjects of Great Britain and France. Paris 1842.

Redres y ordinacions novaments fetas y estatuidas per lo Savi Coucell de Cent de la ciudad de Barcelona del año 1703. Barcel. 1703. 4.

Dr. E. Oſann, Phyſikaliſch-mediziniſche Darſtellung der dekannten Heilquellen der vorzügl. Länder Europa's. Th. 3. Berlin 1843.

J. A. Henne, Schweizerchronik aus den Quellen unterſucht und dargeſtellt. St. Gallen 1841.

De. D. W. H. Buſch, Das Geſchlechtsleben des Weibes in phyſiologiſcher, pathologiſcher und therapeutiſcher Hinſicht. Bd. 3. 4. Leipzig 1843.

Jan Kollar, Cestopis obsahujici cestu do horni italie a odtud pres Tyrolsko o Baworsko se zwlăstnim ohledem na slawjanske žiwly roku 1841. WPesti 1843.

Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus. Herausgegeben von Dr. J. Lamont. Jahrgang 1842. Heft 1 — 4. München 1843.

Dr. Emil Wilde, Geſchichte der Optik vom Urſprunge dieſer Wiſſenſchaft bis auf die gegenwäetige Zeit. Th. 1. 2. Berlin 1843. 8.

Bulletin monumental, ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 8. 9. Caen 1842 — 43.

Hamann's Schriften. Th. 8. Abth. 2. Regiſter. Berl. 1843.

J. P. Jordan, Jahrdücher für ſlawiſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft. Jahrgang 1. 1843. Leipzig. 4.

Taki-Eddin-Ahmed-Makrizi, Histoire des Sultans Mamlouks, de l'Egypte, écrite en Arabe. Traduite en francais et annoté par M. Quatremère. Vol. II. p. 1. Paris 1842. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Februar.
Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philologiſch-Philoſophiſche Claſſe.

In der Sitzung am 2. December 1843 berichtete

1. Hr. Cuſtos **Schmeller** über ein paar italieniſche Manuſcripte der k. Bibliothek, welche ſich auf **Rafael Sanzio als Architekten** beziehen.

In dem einen ſind enthalten des Vitruvius X Bücher von der Baukunſt, durch Marco Fabio Calvo von Ravenna zu Rom im Hauſe und zum Gebrauche Rafaels ins Italieniſche übertragen und hie und da mit Randnoten verſehen, welche, wie ſich Rafaels neueſter Biograph, J. D. Paſſavant, überzeugt hat, von des großen Künſtlers eigener Hand herrühren.

Das zweyte dieſer Manuſcripte enthält eine Zuſchrift Rafaels an Leo X., betreffend einen Auftrag dieſes Pabſtes, von der Stadt Rom, wie ſie ehemals geweſen, ſowohl im Ganzen als auch in ihren einzelnen Gebäuden nach Maaßgabe der noch vorhandenen Ueberreſte und Nachrichten geeignete Riſſe zu entwerfen. Dieſe Zuſchrift, worin ſich der Künſtler theils über das, was er bisher im Sinne jenes Auftrages gethan, theils über die verſchiedenen nach und nach in Uebung gekommenen Bauſtyle ausläßt, und ſchließlich auf Maßnahmen anträgt, wodurch der überhandnehmenden rückſichtsloſen Zerſtörung der alten Monumente möge Einhalt gethan werden, hat man bisher gekannt aus einem Abdruck derſelben, welcher der Paduaniſchen Ausgabe der Werke des Grafen Balthaſar Caſtiglione von 1733 angehängt iſt. Sie war, in der Meinung, nicht Rafael, ſondern dieſer ſein Freund habe ſie verfaßt, den Herausgebern von dem Marcheſe Scipio Maffei mitgetheilt worden. Daß ſie wirklich und zwar in dieſer Geſtalt dem Pabſte übergeben worden ſey, hatte man bisher keinen Grund gehabt zu bezweifeln. Nun zeigt aber dieſe Zuſchrift, wie ſie in dem genannten, auch in Paſſavants Werke (Rafael von Urbino und ſein Vater Giovanni Santi Leipzig 1839, 1. Th. S. 539 — 548) wiederholten Abdrucke erſcheint, wenn ſie mit der Faſſung, die ihr in dem Münchner Manuſcripte geworden iſt, verglichen wird, daß ſie ſich zu dieſer nur wie ein erſter Aufſatz zu einem und zwar ausdrücklich erſt nach Jahresfriſt vielfach verbeſſerten und erweiterten verhält.

Das Nähere über dieſes Verhältniß, wie auch einige in derſelben Sitzung gegebene auf die **Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen** im XV — XVII. Jahrhundert Bezug habende Notizen, nebſt Nachweiſung älterer **handſchriftlicher Seekarten**, gedenkt das Mitglied demnächſt in den akademiſchen Denkſchriften mitzutheilen.

2. Hr. Dr. Sulpiz **Boiſſerée** legte als Geſchenk des Verfaſſers das neueſte Werk des Ritters L. **Canina** in Rom vor:

Richerche snll' Architettura piu propria dei Tempj Cristiani, e applicazione della

Digitized by Google

medesima ad una idea di sostituzione della chiesa cattedrale di S. Giovanni in Torino. Rom. fol. 1843. mit 57 Kupfertafeln;

und gab dabey folgende Notiz:

Canina, einer der ausgezeichnetſten und thätigſten Archäologen unter den jetzt lebenden Architekten, hat ſehr umfaſſende Arbeiten über die Geſchichte, die Topographie und die Gebäude des alten Roms und der Umgegend, ſo wie über die Baukunſt der Alten überhaupt unternommen, und hat darüber eine Reihe vorzüglicher mit mehreren hundert Kupfertafeln ausgeſtatteten Werke herausgegeben, zu deren Verfertigung er unter den ſo wenig günſtigen Verhältniſſen des italieniſchen Buchhandels eine eigene Druckerey hat errichten müſſen.

In ſeinen beyden die Geſchichte und Topographie und die Gebäude des alten Roms und der Umgegend betreffenden Werken hat der Verfaſſer nach Maaßgabe der Fragmente des alten in Marmor gegrabenen Stadtplans, welche ſich in der Sammlung des Capitols befinden, und mit allen anderen Hülfsmitteln, welche Denkmale und alte Schriftſteller darbieten, die noch vorhandenen Reſte zu ergänzen und ein vollſtändiges Bild der alten Römerſtadt und ihrer Umgebungen herzuſtellen geſucht.

In einer Monographie von Tusculum, die Canina vor zwey Jahren auf Koſten der verwittweten Königin von Sardinien herausgegeben, und welche nur als Geſchenk dieſer Fürſtin iſt vertheilt worden, hat er alles vereinigt, nicht nur was über die Gebäude dieſes berühmten Ortes Aufſchluß geben kann, ſondern auch was von alten Bildwerken und Malereyen dort gefunden worden oder ſich darauf bezieht.

Das größte Unternehmen des Verfaſſers iſt ſein Werk über die Baukunſt der Alten. Er hat daſſelbe in drey Abtheilungen getheilt; die Baukunſt der Griechen, drey Bände Text nebſt einem Bande von 168 Kupfertafeln in Folio, und die Baukunſt der Römer, auch drey Bände Text und ein Band von 256 Kupfertafeln ſind bereits vollendet; die Baukunſt der Aegyptier folgt; mehrere Lieferungen liegen ſchon vor. Canina giebt in dieſem Werk aus den beſten Quellen und zum Theil nach eigenen Aufnahmen und Ergänzungen eine Sammlung aller bedeutenden Denkmale in ſyſtematiſcher Folge: ganze Städte im Grundriß, Burgen, Thore und Mauern, Tempel und Heiligthümer, Foren und Baſiliken, Palläſte und Bäder, Rennbahnen und Theater, Brücken, Häfen, Waſſerleitungen, Brunnen, Triumphbogen und Grabmale, das alles mit einem theoretiſchen und beſchreibenden Text begleitet.

Das vorliegende, jüngſt erſchienene Werk hat der Verfaſſer der Baukunſt der chriſtlichen Kirchen gewidmet. Er hat davon nur hundert Exemplare allein zu Geſchenken abziehen laſſen. Von dem Punkt ausgehend, daß die Form und Einrichtung der erſten chriſtlichen Kirchen von den Baſiliken genommen worden, betrachtet er die Baſilika der Alten nach der Beſchreibung des Vitruv, giebt zur Vergleichung ein Bild von der Baſilika Ulpia auf dem Forum des Trajan, und ſtellt als Muſter für die chriſtliche Kirche die Baſilika St. Agneſe vor den Mauern von Rom auf, weil dieſelbe der Baſilika der Alten am nächſten kömmt. Sodann läßt der Verfaſſer eine Ueberſicht der meiſten in Baſilika-Form gebauten Kirchen zu Rom mit mehr als 80 Kupfertafeln folgen. Ferner weiſt er wieder mit Abbildungen nach, daß die Bauart ſowohl der länglich-viereckten als der runden Tempel der Alten für den chriſtlichen Gottesdienſt nicht geeignet ſey. Aber auch die verſchiedenen Bauarten, die im Mittelalter und in der darauf gefolgten neuen Zeit für die chriſtlichen Kirchen angewendet worden, findet er nicht angemeſſen. Er wirft einen flüchtigen Blick auf dieſelben. Im Mittelalter unterſcheidet er dreyerley Bauarten: die orientaliſche, worunter er die eigentliche byzantiniſche, die occidentaliſche, worunter er die romaniſche begreift, und die nordiſche, worunter er die altdeutſche oder ſpitzbogige Bauart verſteht. Von der erſten ſtellt er die Sophienkirche in Konſtantinopel und die Kirche St. Vitale in Ravenna, von der zweyten die Kirchen St. Michele in Pavia und St. Maria auf dem Kapitol in

Digitized by Google

Köln, von der dritten den Dom zu Köln als Muſter auf. Aus der neuen Zeit führt er nur die italieniſche Bauart an, wie ſie zu Ende des Mittelalters bey der Rückkehr zu der antiken Kunſt ſich geſtaltete, und als Muſter derſelben giebt er die Kirche St. Spirito in Florenz.

Am Schluß ſeiner Unterſuchungen ertheilt Canina der Bauart der Conſtantiniſchen Zeit vor allen den Vorzug; ſie ſcheint ihm die angemeſſenſte für die chriſtliche Kirche und daher entwirft er die Zeichnungen zu der von ihm vorgeſchlagenen neuen Domkirche für Turin in dieſer Bauart, jedoch noch mit größerer Annäherung an die Baſilika des Vitruv. Seine Kirche beſteht aus drey Hallen und zwey Reihen Kapellen, die ſich an die Seitenhallen anſchließen. Zwey Säulenſtellungen mit horizontaler Verbindung übereinander, unten joniſcher, oben korintiſcher Ordnung, tragen eine Attika, worin ſich die Fenſter befinden, und auf dieſer ruht die gerade Decke der Haupthalle. Die Seitenhallen und Kapellen aber ſind, ganz abweichend von den alten Baſiliken, in beyden Geſchoſſen mit flachen Gewölben gedeckt. Die nur den drey Schiffen der Kirche entſprechende Vorhalle erhebt ſich ebenfalls in zwey Abtheilungen, jede von zehn Säulen getragen. Hinter dem Halbrund des Chors ſteigt ein kleiner Glockethurm hervor. An die Vorhalle ſchließt ſich nach drey Seiten hin ein viereckter Säulengang von toskaniſcher Ordnung, welcher einen anſehnlichen Platz vor der Kirche umfaßt.

Da hier nur die Aufgabe ſeyn kann, einen Bericht über den Inhalt und den Zweck des vorgelegten Werks abzuſtatten, ſo enthält man ſich alles Urtheils, in wie fern es dem Verfaſſer gelungen, das geſetzte Ziel zu erreichen, und begnügt ſich in dieſem Werk, einen ſehr ſchätzbaren durch Zuſammenſtellung und eigene Anwendung, ſo wie durch angemeſſene Ausſtattung lehrreichen Beytrag zur Kenntniß der Baſiliken-Baukunſt zu erkennen.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 16. Dec. 1843 las Hr. Prof. Höfler: Bemerkungen über den Zuſtand des Königreichs Sicilien unter K. Friedrich II.

Mehr als die Beziehungen Friedrichs II. zu Deutſchland geben die zu dem ſicilianiſchen Königreiche die Möglichkeit, Charakter und Regierungsweiſe dieſes Fürſten von einer Seite aufzufaſſen, welche gewöhnlich über ſeine Streitigkeiten mit den Päpſten zu betrachten verabſäumt wird, obwohl jene erſt den Schlüſſel zu dieſen geben. Sicilien zu Liebe vernachläſſigte Friedrich das deutſche Reich; hierauf beruhte die Hauptſtärke ſeiner Macht. Die Anordnungen, die er daſelbſt traf, gaben Anlaß zum Ausbruche jenes Kampfes, in welchem er ſelbſt frühen Tod, ſein Haus den Untergang fand. Es möge deßhalb erlaubt ſeyn, einige der wichtigſten Beziehungen Friedrichs zu ſeinem Lieblingsreiche zu vergegenwärtigen.

Hatte Fr. ſchon 1220 in dem Parlamente zu Kapua das Geſetz proclamiren laſſen, daß alle Burgen, welche die Barone ohne königl. Erlaubniß auf ihren Lehensgütern ſeit dem Tode Wilhelms II. errichtet hatten, zerſtört werden ſollten, ſo vollendete die Ertheilung der auguſtalen Conſtitutionen (22. Aug. 1231 zu Melfi) die Begründung der öffentlichen Sicherheit und des königlichen Anſehens in Sicilien. Strenge Geſetze beugten aller Gewalt und Selbſthülfe vor; nur der König allein hatte das Recht, Verletzungen der Ordnung, der Sicherheit, der Perſonen, des Eigenthums zu beſtrafen. Ein allgemeiner Friede, wie zu den Zeiten des guten Königs Wilhelm, ſollte in dem ganzen Reiche herrſchen. Der Preis, um welchen dieſes geſchah, war aber ſo hoch, daß er die Wohlthaten vergeſſen machte, welche daraus hervorgehen ſollten. Die Freyheiten der einzelnen Stände verloren ſich in dem Maaße, in welchem die Vollmachten der königlichen Beamten erweitert wurden, ſo daß nicht bloß das köſtlichſte Vorrecht früherer Zeiten, Waffen zu tragen faſt gänzlich zerſtört, ſondern, nachdem das Volk dadurch der Willkühr Preis gegeben

Digitized by Google

worden, ward dieſelbe allmählig bis zu dem Grade ausgedehnt, daß zuletzt ſelbſt auch die Feſtſtellung des Arbeitslohnes dem Ermeſſen der Bajuli anheimgeſtellt wurde. Alle Localobrigkeiten wurden den königlichen, den Juſtitiaren unterworfen, allen großen Lehensträgern die Vorrechte der Criminalgerichtsbarkeit entzogen und das Anſehen der königlichen Beamten ſo hoch geſtellt, daß über ihre Würdigkeit ein zweifelhaftes Urtheil zu fällen, dem Sacrilegium gleich geſtellt ward. [1]) Da Friedrich ſich nicht ſcheute, mit ſeinem Centraliſationsſyſtem bereits im J. 1220 mit der Abtey M. Caſſino zu beginnen, die beynahe alle Kaiſer und zuletzt noch ſein eigener Vater mit Privilegien und Gütern begabt hatten; da er dasſelbe Syſtem in den biſchöflichen Diöceſen geltend machte, mußte ſchon aus dieſem Verfahren ein ſteter Grund von Zerwürfniſſen mit den Päpſten ſich bilden, welche ſich berufen fühlten, die Kirche überall vor eigenmächtigem Eingreifen zu ſchützen. Hiezu kam noch, daß wenn die frühern Könige aus dem normänniſchen Stamme ſich ähnliche Eingriffe in beſtehende und geheiligte Rechte erlaubten, ſie die Vollmacht hiezu nicht in der Zuſtimmung des Parlamentes, ſondern noch vielmehr in ihrer Eigenſchaft als päpſtliche Legaten fanden, Friedrich aber gerade auf dieſes wichtigſte Vorrecht, welches allein ihn zu ſolchen Maßregeln befähigen konnte, um den Preis der Kaiſerkrone Verzicht geleiſtet hatte. — Je mehr er von nun an die Rechte, welche ſeinen Vorfahren dieſe Vollmacht verliehen, für ſich in Anſpruch nahm, eben weil die frühern Könige dieſelben genoſſen, deſto tiefer ſtürzte er ſich in neue unauflösbare Verwicklungen, aus welchen ihn nur eine Beſchränkung ſeines eigenen Strebens hätte retten können. Dieſe aber ließ, wie Innocenz III. richtig vorausgeſehen hatte, ſeine kaiſerliche Würde nicht in ihm aufkommen, wenn ſie auch vielleicht mit der eines Königs verträglich geweſen wäre. Nachdem er ſich einmal in ſeiner Eigenſchaft als Kaiſer die Aufgabe geſtellt hatte, „alles, was an kaiſerlichen Hoheitsrechten verloren gegangen war, wieder einzubringen," [2]) mußte in natürlicher Folgerichtigkeit, was er als König verlor, als Einbuſſe ſeines kaiſerlichen Anſehens [3]) erſcheinen und ſo geſtaltete ſich ein Cirkel, aus deſſen umſtrickenden Banden er ſich nicht mehr zu befreyen vermochte.

Bald konnte man gewahren, daß der oberſte Grundſatz Friedrichs, „von ihm ſolle die Richtſchnur der Gerechtigkeit ausgehen", den beſtimmten Sinn annahm, daß kein Recht in ſeinem Reiche exiſtire, in wie ferne es nicht von ihm ausgegangen war. Sein oberſter Beamter, der Großjuſtitiar, verwaltete das Reich und leitete die Beamten, welche den oberſten Willen nach allen Theilen des Reiches hin kundgaben und vollführten. Der hohe Rath, dem er vorſtand und der alle Streitigkeiten in höchſter Inſtanz entſchied, verdrängte alles Anſehen des Pairshofes und ließ den großen Baronen und Vaſallen nur das auch den Geringern zukommende Recht, von ihres Gleichen gerichtet zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

1) Dieſe ächt byzantiniſche Verordnung enthält der Titel IV. des erſten Buches der constit. Sicul. Disputare de Regis judicio, consiliis et institutionibus factis non oportet. Est enim par sacrilegio disputare de ejus judiciis factis in constitutionibus atque consiliis et an is dignus sit, quem Rex elegit et decrevit. Vergl. Ueber den Einfluß des Chriſtenthums auf Recht und Staat, von Dr. Buß. Zeitſchrift für Theologie. Freyburg 1840. Bd. IV. S. 351.

2) Matth. Paris.

3) Daher wird auch jenes Verbot für geiſtl. und weltliche Große, das Amt eines Juſtitiar nicht auf ihren Gütern auszuüben, mit den Worten eingeleitet: ea quae ad speciale decus et merum imperium celsitudinis nostrae spectare noscuntur, per praesumptiones illicitas volumus a nemine usurpari.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung am 16. Dec. 1843 las Herr Prof. Höfler Bemerkungen über den Zuſtand des Königreichs Sicilien unter Kaiſer Friedrich II.

(Fortſetzung.)

Daneben ordnete Friedrich ein beſtimmtes proceſſualiſches Verfahren an der Stelle des Gottesgerichtes und beſchränkte die Anwendung des Duelles bey den Gerichten. Die Syndicatsverſammlungen ermächtigten die verſchiedenen Stände, ihre Klagen gegen die Amtsführung der Beamten an den König zu bringen. In richtiger Conſequenz des einmal ausgeſprochenen, oberſten Grundſatzes ernannte er die Magiſtrate der Städte und Landſchaften, andererſeits dem Geiſte der Zeit nachgebend, berief er ſeit d. J. 1232 aus jeder Stadt und jedem Orte 2 Deputirte zu dem Parlamente. Aber während er dadurch den Einfluß der großen Lehensträger aufs Neue minderte, war er nichts weniger als gewillt, den Städten größere Freyheiten zu gönnen, etwa wie ſie im nördlichen Italien längſt die lombardiſchen behaupteten. Indem ſie auf die ihnen vorgeſchriebene Entwicklung angewieſen wurden, ſtellte ein Decret [4]) alle Wahlen von Podeſta's, Conſuln und Rectoren, die charakteriſtiſchen Zeichen republicaniſcher Entwicklung ab; ja um alle nachfolgenden Zeiten von jedem Mißverſtändniſſe über die wahre Abſicht dieſes Geſetzes aufzuklären, ward noch ausdrücklich verboten, daß Niemand auf das Anſehen einer Gewohnheit hin oder Kraft der Uebertragung von Seite des Volkes [5]) ein Amt oder eine Gerichtsbarkeit übernehme. Welche Corporation aber ſolche Anordnungen treffen würde, ſollte für immer verwüſtet und ihre Bewohner aus Bürgern in Hörige [6]) verwandelt werden. Noch klarer trat der Geiſt ſeiner Verordnungen in allen Maßregeln hervor, welche die königlichen Einkünfte betrafen. Dem Wortlaute zufolge ſollten ſeine Unterthanen nicht mehr mit Abgaben belaſtet werden, als dieß unter K. Wilhelm II. der Fall geweſen war. Allein die That geſtaltete ſich anders. Friedrich II. war ein überaus haushälteriſcher Fürſt, welcher alle Quellen. von Einkünften auf das Reichlichſte auszubeuten trachtete und es iſt auch nur dieſem eigenthümlichen Talente zuzuſchreiben, daß er im Stande war, ſo viele und ſo koſtbare, wenn auch unfruchtbare Kriege zu führen, ſo bedeutende Bauten zu unternehmen und den Glanz des kaiſerlichen Hofes auf orientaliſche Weiſe aufrecht zu erhalten. Erinnern ſeine zahlreichen Briefe an ſeine Domanialbeamten an die Sorgſamkeit Carls des Großen, welcher auf ſeinen Feldlagern und Reiſen der Hühner, Eyer und des Käſes in ſeinen Billen gedachte, ſo liegt anderſeits in der Stellung, welche Friedrich in fiscaliſcher Beziehung ſeinen Un-

4) Constit. lib. I. tit. 50.

5) Ex collatione populi, indem Alles und Alles nur von ihm, dem Könige ausgehen ſollte. Vergl. auch Const. I. 29. 32.

6) Angarii.

Digitized by Google

terthanen gegenüber einnahm, beſonders ſeit der Rückkehr aus dem Kreuzzuge etwas Widriges und Peinliches. Unter dem Namen der neuen Rechte kam in kurzer Zeit eine Reihe der drückendſten Steuern [7]) auf und wenn rühmend anerkannt werden muß, welche Ordnung Friedrich durch ſeinen Beamtenſtand in das Ganze der Finanzen brachte, ſo darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß Carl von Anjou in den Maßregeln der größten Bedrückung der Sicilianer, bey ſeiner fruchtbaren Erfindung von Monopolen, der Unterſuchung der Rechtstitel auf Beſitzungen und dergl. ſich auf Vorgänge berufen konnte, welche durch Friedrichs Verordnungen ſanctionirt worden waren. Wenn deßhalb der gleichzeitige neapolitaniſche Juriſt Andreas von Iſernia, aus deſſen langer Liſte von neuen und alten Gebühren und Steuern Palmeri den Schluß zieht auf die ungeheuere Laſt, die Friedrich auf die Schultern ſeiner Unterthanen wälzte, den Untergang der Hohenſtaufen als Folge der Ungerechtigkeit von Friedrichs Geſetzen erſcheinen läßt und von ihm ſelbſt ſagt, er werde ſich eher im Schwefelpfuhle als im ewigen Frieden befinden, [8]) ſo kann man den Ausſpruch eines Mannes, der die Verhältniſſe aus Erfahrung erkannte, wohl ſchwerlich zu hart finden. Friedrich ſelbſt, welcher außerordentliche Abgaben in gewöhnliche zu verwandeln wußte, kannte in dieſer Beziehung noch weniger Schonung, als in Bezug auf das, was er Majeſtätsverbrechen nannte, gegen welche ſeine Strenge bis zum Gräßlichen ausartete. Als der Juſtitior Bernardo Caracciolo ſich mit dem Elende der ihm untergebenen Provinz entſchuldigte, daß er die verlangten Steuern nicht einzutreiben vermöge, wollte ihn der Kaiſer über die Zinnen des königlichen Palaſtes hinunterwerfen. Wer in feſtgeſetzter Zeit die Collecte nicht bezahlte, war mit der Galeerenſtraſe bedroht; in manche Diſtricte wurden Haufen von Saracenen und deutſchen Truppen verlegt, bis ſie zahlten und der Kaiſer ſelbſt befahl dringendſt ſeinen Beamten die höchſte Aufmerkſamkeit zu hegen, [9]) daß auch der kleinſte Rückſtand entrichtet werde. Ein ſehr genauer Kataſter, der zu dieſem Zwecke entworfen war, machte das Entrinnen unmöglich, und da die Erhebung der Steuern den Juſtitiaren übertragen wurde, ward nicht einmal dafür Sorge getragen, daß die Spendung der Gerechtigkeit von dem Scheine drückender Fiscalität [10]) frey blieb. Der Kaiſer ſelbſt trieb einen ausgebreiteten Handel nach dem Oriente, Spanien und der Berberey und ſtand deßhalb in Verbindung mit den ſaraceniſchen Fürſten dieſer Länder.

7) In welcher Ausdehnung die Einführung neuer Steuern ſtatt fand, geht aus der Liſte Andreas von Iſernia hervor: vetera sunt haec videlicet: Dohana, Anchoragium, Scalaticum, portus et piscaria, jus affidaturae, herbagium, pascuo, glandium et similium, jus tumuli, becharia, passagium vetus, jus casei et olei non est ubique per regnum. Nova sunt haec videl: jus fundici, ferri, azarii, picis, salis, jus staterae seu calandrae, pondereturae, jus mensuraturae, Rine de novo, jus setae, jus cambii, jus saponis, obbolendini, bechariae novae, imbarcatura, jus sepi, jus portus et piscariae, jus exiturae, jus devini, tentatoriae, jus marchium, jus balistarum, jus gallae, jus lignaminum non est ubique; jus gabellae auripellis non est ubique per regnum, jus retinae, jus reficae majoris et minoris non est ubique, sed Neapoli. Sieh Palmeri III p. 124. s. 70.

8) Per quod videtur ille Fridericus quiescere in pice et non in pace. Multum debent cavere principes mundani in hoc: quis etiam hoc Deus retribuit sicut patet in illo Friderico, cujus heredes non sunt hodie. Iseru. comment. ad libr. I. lit. 7.

9) Attentissime curaturus, quod infra terminum supra dictum collectam de justieratu tuo integro recollectam ad praesentiam nostram feras et si quid modicum residuum fuerit colligendum statuas instantissimos exactores, qui - illud instantissime colligant. c. ap. Gregorio. consid. c. 5. n. 11. Palmeri III p. 126. — Leider konnte der Verf. Gregorio's intereſſantes Werk nicht benutzen, obwohl die k. Hof- u. Staatsbibliothek zu München dasſelbe gleichfalls instantissime aufzutreiben ſuchte.

10) Welche Ausdehnung Fiscalität u. geheime Polizey nahmen, erhelle aus einem wenig gekannten Briefe III c. 65. ed. Iselin S. 486.

Digitized by Google

Die Hemmniſſe, welche dadurch der Handel ſeiner Unterthanen erfuhr, geſchahen zum freylich nur ſcheinbaren Vortheile der Krone, welche auf Koſten derſelben ſich bereicherte. Nicht bloß daß der Handel mit vielen Gegenſtänden geradezu verboten wurde, auch die Anzahl der Häfen ward vorgeſchrieben, aus denen Schiffe auslaufen durften, und wenn des Königs Schiffe auf Handelsunternehmungen ausfuhren, war es den Schiffen der Unterthanen verboten, die Häfen Siciliens vor der Rückkehr derſelben zu verlaſſen. So war der Handel der Nation vernichtet und ſelbſt der reiche Segen des überſchwänglichen Bodens war fruchtlos, da die Producte desſelben nicht verführt werden durften und ſeine Bebauung nur unter Aufſicht königlicher (fiscaliſcher) Beamten ſtattfinden konnte. Derſelbe Fürſt, welcher in ſeinen Decreten erklärte, der Vortheil der Unterthanen erhöhe den ſeinigen, mußte im J. 1239 von dem Juſtitiar einer ſicilianiſchen Provinz [11] angegangen werden, den Bauern der Diſtricte von Sciacca, Girgenti und Licate zu geſtatten, Holz in den königlichen Wäldern fällen zu dürfen, um ſich Pflüge zu machen und das Land bebauen zu können. [12] So war der Segen der Natur den Sicilianern ſelbſt zum Fluche geworden und anſtatt bey dieſem Anlaſſe das Unrecht, welches aus der Ausdehnung der königlichen Beſitzungen und der Strenge der Forſtgeſetze floß, wieder gut zu machen, erfolgte im ſeltſamen Widerſpruche mit den ſchreyenden Bedürfniſſen des Volkes und ſeinen eigenen hochtönenden Phraſen die ausweichende Antwort: wenn der Juſtitiar eine angemeſſene Stelle in den Wäldern angegeben hätte, wäre ſeinerſeits die Erlaubniß ertheilt worden. [13]

So geſchah es, daß die Einrichtungen, welche Friedrich II. ſeinem Lieblingskönigreiche gab, zuletzt faſt nur noch Einem Zweck zu dienen ſchienen, der Vermehrung der k. Einkünfte und der unumſchränkten Gewalt. Alljährlich berief er die Juſtitiare zu ſich, um Rechenſchaft von den ihnen gewordenen Aufträgen zu verlangen. [14] Wie es ſich hiebey nur um Erreichung ſeiner Zwecke handelte, geht aus dem Umſtande hervor, daß er Saracenen zu Finanzſtellen beförderte, weil ihre Hartherzigkeit einen größeren Ertrag der Steuern erwarten ließ. An die Stelle der beſondern Rechte und Geſetze traten allgemeine; ebenſo war es mit den Steuern geworden. Regelmäßig wurden Nachforſchungen angeſtellt über die Abgaben oder diejenigen, welche deßhalb in Strafen verfielen; [15] gezwungene Anleihen wurden erhoben, wie der Kaiſer es beſtimmte. [16] Auch die allgemeinen Steuererhebungen wurden ausgeſchrieben, [17] ohne daß er für nöthig erachtet hätte, die Zuſtimmung von Ständen zu befragen. Das aus dem Königreiche erhobene Geld ſetzte den Kaiſer in Stand, ſeine Kriege mit den Lombarden oder mit den Päpſten zu führen. Schon früher hatte der Kaiſer ſeinen Unterthanen verboten, Ehen mit Fremden, ohne ſeine beſondere Genehmigung zu ſchließen. [18] Mit dem Geiſte dieſes Geſetzes übereinſtimmend war es, daß er auch bey einer ſeiner bedeutendſten Schöpfungen, der Gründung der Univerſität Neapel einen Nebenzweck verband, welcher den Ruhm befleckte, der ſonſt ihm deßhalb zuerkannt werden müßte. So war die Stiftung dieſer Anſtalt mit dem Verbote verknüpft, ſeine Unterthanen ſollten weder an andern Univerſitäten lehren noch ſtudiren, der erſte Studienzwang dieſer Art, den die Geſchichte kennt. Allein erſt die Fehde mit Papſt Gregor IX. giebt den wahren Aufſchluß, wohin dieß alles zielte und wie weit es bereits gekommen war. Das Beamtenwe-

11) Di qua del fiume Salso.

12) Sicilien!

13) Palmeri III p. 131.

14) Beyſpiele von Richard de S. Germano. p. 995, 996.

15) Inquisitiones pro decimis. Richd. p. 996, de collectis et talleis, 997.

16) Mense Augusto mutuum ab Imperatore per totum regnum exigitur. R. d. S. G. p. 998.

17) Rich. ad a. 1238. 1239. 1240 ꝛc. In dem letzt bezeichneten Jahre wird noch dreymal einer Geldeintreibung Erwähnung gethan. 1241 und 1242 wurde ½ des Eintrages erlaſſen — wohl um die Unzufriedenheit nicht zu groß zu machen. Auch hatte man andere ergiebigere Mittel unterdeſſen gebraucht.

18) Poena apposita omnium rerum suarum.

ſen, welches ſeine Willkühr föderte, machte Sicilien immer unkriegeriſcher. Der Kern des ſicilianiſchen Heeres beſtand aus den 10,000 Saracenen von Luceria. Das Reich ſelbſt war entwaffnet und ſollte nur zahlen. Es ward die Schatzkammer der Hohenſtaufen, die nicht bedachten, daß es zuletzt dadurch nur die willenloſe Beute des nächſten Angreifers werde und der gemeinſamen Bewegung der übrigen Staaten entriſſen, zum Werkzeuge der Willkühr herabgewürdigt, vielleicht gerade dann ſeine innere Lebensthätigkeit verloren habe, wenn es am meiſten im Intereſſe des kaiſerlichen Hauſes lag, daß es auf das Entſcheidenſte ſich erhebe, um für daſſelbe Partey zu nehmen. In Folge dieſes falſchen Syſtems wurden alle Unterthanen, die ſich am römiſchen Hofe befanden, zurückgerufen, bey Strafe der Güterconfiſcation. Alle, welche ihrer Anhänglichkeit an die Kirche wegen bekannt waren, wurden zum Feldzuge gegen die Lombarden, Papſt Gregors Bundesgenoſſen berufen; alle Mönche unter Aufſicht geſtellt, die in der Lombardey gebürtigen verwieſen, alle Kirchen und Klöſter, Canonici, Prieſter, Cleriker, Mönche genöthigt, dem gebannten Kaiſer nach Maßgabe ihres Kirchenvermögens, Abgaben [19]) zu liefern. Die Güter fremder Geiſtlichen im Königreiche wurden confiſcirt, die Reiſe an den römiſchen Hof ward verboten, beſondere Späher bewachten die Gränzen, die Verbindung mit dem Auslande, beſonders mit Rom zu verhindern. Wer immer die Sentenzen des Papſtes in das Reich brachte, verfiel ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechtes der Strafe am Galgen. Endlich wurden alle Predigermönche bis auf 2 in jedem Kloſter aus dem Königreiche vertrieben, [20]) da der Kaiſer dahin gekommen war, in den Anhängern der lebensvollſten chriſtlichen Richtung ſeiner Zeit ſeine entſchiedenſten Gegner zu finden. Jetzt ward das Reich immer mehr in eine Zwingburg umgewandelt. Hier ſchmachtete der unglückliche Heinrich im Gefängniſſe, [21]) das ſeine Söhne, die der Großvater des Erbes beraubt, mit ihm theilten; da Friedrich in ſeinen Kämpfen rüſtiger Gehülfen bedurfte, waren die Thronrechte der Minderjährigen auf ihre Oheime übergetragen worden, die im Kampfe mit der Kirche groß gezogen waren. In den Caſtellen von Neapel wurden die franzöſiſchen Aebte und Biſchöfe, die päpſtl. Legaten und Cardinäle gefangen gehalten, welche durch den Ueberfall der genueſiſchen Schiffe in die Hände K. Enzio's gekommen waren. In andern Gefängniſſen ſchmachteten angeſehene Bürger von Ravenna und den lombardiſchen Städten, Männer und Frauen zu Hunderten, die theils als Geiſeln für die Treue ihrer Anverwandten oder Mitbürger dahin geſchleppt worden waren, theils im Kriege gefangen genommen oder auch eines bloßen Verdachtes wegen zu qualvoller Haft und nur zu oft nach dieſer zu einem jammervollen Tode aufbewahrt worden waren. [22]) Beſondere Kerker endlich wahrten die Patarener und andere Ketzer, welche Friedrich regelmäßig verfolgte, ſo oft durch die Cenſuren der Päpſte ſeine eigene Rechtgläubigkeit in Zweifel gezogen worden war. Sie waren dann den äußerſten Strafen, [23]) wie dem Verbrennen unter einem bleyernen Gewande, das von der Gluthitze zum Schmelzen gebracht worden war, [24]) vorbehalten.

(Schluß folgt.)

19) adjutorium. Rich. p. 1041.

20) Rich. p. 1046.

21) Zuerſt in San Felice in Apulien, dann in Rocaſtrum in Calabrien, endlich in Marcoranum.

22) Daß der Vorwurf der Grauſamkeit nicht etwa aus der Luft gegriffen ſey, beweiſen nicht nur die beſtimmten Angaben der Chroniſten, ſondern noch vielmehr des Kaiſers Briefe ſelbſt, wie z. B. Petr. de Vin. V. n. 2. C. reum laesae majestatis nostrae crimine deprehensum post multa variaque tormenta — poenam subire decrevimus capitalem — instar enim pietatis est, in hujusmodi sceleris correctione fuisse crudelem. ap. Iselin II p. 42. 44.

23) Siehe die Ketzerconſtitution Friedrichs.

24) Nach Arrivabene, der ſich auf eine Stelle des Dante beziehe.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.
Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung am 16. Dec. 1843 las Herr Prof. Höfler Bemerkungen über den Zuſtand des Königreichs Sicilien unter Kaiſer Friedrich II.

(Schluß.)

Im Fortgange des Streites wurden ſodann die Kirchenſchätze geradezu von dem Kaiſer weggenommen,[25]) ein Theil derſelben konnte ausgelöst, der andere mußte in das Standquatier Friedrichs im Angeſichte von Rom, zu Grotta Ferrata abgeliefert [26]) werden. Die Zeit der Rechtloſigkeit und ſchnödeſten Unterdrückung, welche die Herrſchaft Carls von Anjou über Neapel und Sicilien brachte, bewirkte ſpäter, daß man auf die Regierung Friedrichs II. als auf eine ſegensreiche Periode blickte; allein auch derjenige Schriftſteller,[27]) welcher in jüngſter Zeit am meiſten Geſchick und Anlaß hatte, die frühere Periode auf Koſten der ſpätern zu erheben, nimmt keinen Anſtand, zu erklären, daß Fr's. Regierung durch Habſucht befleckt worden, daß er die königlichen Einkünfte über alles Maaß erhöhte, Handelsmonopole zu dieſem Zwecke gründete und die Steuern und Abgaben mit Gewalt vervielfältigte. Dieſem aber muß noch zur Seite geſetzt werden, was aus gleichzeitigen Schriftſtellern [28]) hervorgeht, daß ſeine vielen Münzoperationen den Werth des Geldes herabſetzten und die Monopole mit Salz, Eiſen, Seide und anderen Artikeln [29]) die gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe ſo vertheuerten, daß bey dem Verkaufe derſelben mehr als 75 Przt. der Staatscaſſe zu Gute kamen. Hiezu geſellten ſich noch zahlreiche fiscaliſche Unterſuchungen [30]) über die Titel, kraft welcher Privaten ihre Güter beſaſſen, endlich nicht minder häufige Confiscationen geiſtlicher Güter oder derjenigen,[31]) welche bey der ſteigenden Verfolgung der Kirche ihr Heil im Auslande ſuchten oder von dem Kaiſer ſelbſt verbannt worden waren. So wird man es begreiflich finden, wie P. Innocenz IV.

25) Richd. p. 1040. 1647.

26) Später wurden die thesauri ecclesiarum in die königliche Burg von Foggia gebracht. Richd. p. 1048 u. mußten, wenn man ſie wieder haben wollte, von den Prälaten ausgelöst werden. An 300,000 Unzen Gold ſoll aber nach einem gleichzeitigen ungedruckten Autor, Friedrich durch ſeine Säculariſationen und Plünderungen gewonnen haben.

27) Amari.

28) Sieh darüber die vielen Stellen bey Rich. a. S. Germano und den Biographen P. Gregors IX. p. 581 Gregorio, welcher in ſeinen considerazioni dieß läugnen ſoll, kenne ich nur aus Citaten.

29) Ac eorum omnium quae usibus debentur humanis, commercia interdicit etc. Vita Gregorii. l. c.

30) Zahlreiche Stellen hierüber finden ſich bey Richard.

31) Amari p. 23.

Digitized by Google

von der Knechtſchaft des Königreichs Sicilien ſprechen und die einſt freyen Unterthanen zur Wiedererlangung ihrer Freyheit aufrufen konnte.

Später, als der gebannte Kaiſer ſelbſt fühlen mochte, wie leicht gerade in ſeinem Erbkönigreiche die Unzufriedenheit zu hellen Flammen emporlodern könne, ſuchte er vor allem den Clerus für ſich zu gewinnen. Erſt ſuchte er denſelben auf dem Wege der Ueberredung zu vermögen, des Interdictes ungeachtet, Meſſe zu leſen; den Widerſpänſtigen ward jedoch ſchon damals Säculariſation der Güter, welche ſein Vater oder Großvater ihren Kirchen geſchenkt hatte, als Strafe der Weigerung in Ausſicht geſtellt. [32] Er erließ ein ſtrenges Decret, worin er jedweden Geiſtlichen aus ſeinem Aufenthaltsorte zu treiben befahl, wenn er auf einen päpſtlichen Erlaß hin, die Meſſe oder ſonſt eine kirchliche Verrichtung des Interdictes wegen zu begeben ſich weigern würde. Während ein ſolcher aller ſeiner kirchlichen und väterlichen Güter beraubt werden ſollte, verhieß er den ihm treu gebliebenen nicht nur den ſicher'n Genuß ihrer Güter, [33] ſondern auch, daß er niemals mit dem Papſte einen Frieden eingehen werde, ohne daß ſie durch denſelben in alle ihre Ehren, Aemter und Beſitzungen zurückgeführt würden. Den Mönchen ward verboten ſich von einem Orte zum andern zu begeben, ohne von den Beamten Päſſe zu erholen. Was, wenn er es früher gethan hätte, den Ausbruch des Streites aufgehalten haben würde, verhieß er jetzt, völlige Aufrechthaltung aller Privilegien und kirchlichen Freyheiten für alle Geiſtliche — welche ihm anhängen würden. Dieſe Verordnungen ſollten aber in alle Statuten ſämmtlicher Städte aufgenommen werden, und der Großjuſtitiar mußte verſprechen, daß ſie der Kaiſer unfehlbar erfüllen werde. Allein bald ward die Sprache eine andere. Der Kaiſer erklärte, das Schwert müſſe von nun an entſcheiden [34] und, damit die Kirche durch die Kirche ſelbſt bekriegt werde, befahl er, den dritten Theil aller kirchlichen Einkünfte „für die zu leiſtende heilbringende und nöthige Hülfe ſogleich für die kaiſerliche Kammer einzufordern." Die hülfloſen Geiſtlichen konnten ſich mit den ſchönen Worten tröſten, die auch dießmal bey dem Edicte nicht fehlten: Es ſollten nichts deſto weniger die Geiſtlichen, geſprengt wie ſie ſeyen durch Sorgloſigkeit oder Tollkühnheit ihres Hirten, durch die Sorge des Kaiſerthums beſchützt werden und es ſey ihnen deßhalb geſtattet, den treffenden Antheil von ihren väterlichen Gütern zu bezahlen, welche ſie im Reiche beſäßen. Diejenigen aber, welche den Betrag nicht entrichten würden, ſollte der Juſtitiar mit den Schrecken des Kerkers [35] belegen, damit ſie nicht durch die Ungeſtraftheit ihrer Verbrechen noch die verbrecheriſche Abſicht erſchwerten. Die Befürchtung, es möchte aller Vorkehrungen ungeachtet, die in Lyon ausgeſprochene Abſetzung Anklang finden, bewirkte, daß ein noch ſchärferes Reſcript alle diejenigen zum Flammentode [36] verurtheilte, — ohne Unterſchied des Standes, Alters oder Geſchlechtes, welche jemanden die Bannbriefe mittheilten, dieſen gehorchen oder ſie auf irgend eine Weiſe begünſtigen würden. Ja er verſprach ſelbſt denjenigen, welche ſolche auf der That ertappen und auch ſogleich Rache an ihnen nehmen würden, Verzeihung des dadurch verübten Friedensbruches und Belohnungen für — Mordthat.

Philologiſch-Philoſophiſche Claſſe.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe vom 13. Januar 1844 erſtattete

1. Hr. Cuſtos Schmeller ein Gutachten über Fr. X. Gabelsberger's neue Vervollkommnungen in der deutſchen Redezeichenkunſt oder Stenographie.

32) Pet. de Vin. I. c. 23.

33) Die Stelle bey Pet. de V. I n. 4 iſt ſehr corrumpirt.

34) Restat itaque mederi per gladium putres partes et audacter abscindere. P. de V. I c. 10.

35) Carceris excidiis adgraves. I. c.

36) Incendii volumus passione mulctari. P. de. V. I. c. 19.

Digitized by Google

2. Machte der als Gaſt in die Claſſe eingeführte Hr. Dr. Kunſtmann, Lehrer Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Prinzeſſin Amalie von Braſilien, nachſtehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

Portugal hatte bis zum Jahre 1833 nur in der Hauptſtadt des Landes eine öffentliche Bibliothek, indeſſen war das Bedürfniß öffentlicher Bibliotheken in den Provinzialſtädten wenig fühlbar, weil außer der großen Zahl von Kloſterbibliotheken, deren Benützung durchaus nicht erſchwert wurde, auch viele Privatbibliotheken beſtanden, die gleichfalls leicht zugänglich waren.

Die öffentliche Bibliothek zu Liſſabon wurde im Jahre 1796 von der Königinn Donna Maria I. begründet, und erhielt in der hierüber erlaſſenen Verordnung vom 29. Februar 1796 den Namen: königliche öffentliche Hofbibliothek (real bibliotheca publica da corte), im Gegenſatze zu der nicht dem Publikum geöffneten Hofbibliothek im Pallaſte Ajuda.

Der Zweck der Begründung der öffentlichen Bibliothek war die Förderung der portugieſiſchen Litteratur.

Zur Grundlage der neuen Bibliothek dienten die Sammlungen der aufgehobenen Cenſurcommiſſion, in deren Gebäuden ſie aufgeſtellt wurde, innere Einrichtung und Vermehrung durch Ankäufe wurden dem Oberbibliothekar überlaſſen, der mit einem Unterbibliothekar, einem Oberaufſeher über Sicherheit und guten Verſchluß (guarda mór) und ſechs Officianten das Bibliothek-Perſonal bildete.

Ihrer erſten Einrichtung nach zählte die Bibliothek zwölf Säle, im erſten und zweyten wurden die Werke über Geographie, Chronologie, Welt- und Kirchengeſchichte, im dritten die über ſchöne Wiſſenſchaften, im vierten die über Naturwiſſenſchaften und Kunſtgeſchichte, im fünften die über Rechtswiſſenſchaft, im ſechſten bis neunten die aus der geſammten Theologie, im zehnten die über Polygraphie, im eilften und zwölften die Handſchriften aufbewahrt.

Die Sammlungen der Cenſurcommiſſion waren nicht unbeträchtlich, ſie enthielten 50,000 Bände, worunter manches Werthvolle und Seltene war, das aus den ehemaligen Jeſuiten-Bibliotheken ſtammte, von denen die Cenſurcommiſſion einen Theil an Büchern und Handſchriften erhalten hatte.

Johann VI. ſetzte als Prinzregent die jährliche Dotation der Bibliothek für Ankauf von Büchern auf einen Conto 600,000 Reis feſt (1801 30. Oct.), verband auf den Antrag des damaligen Oberbibliothekars Antonio Ribeiro dos Santos mit der Bibliothek ein Antiquitäten- und Münzkabinet, welches von da an den zwölften Saal bildete, und übertrug ihr alle Rechte der 1721 errichteten und mit der Akademie der Wiſſenſchaften vereinigten, durch das Erdbeben von Liſſabon aber zerſtörten Sammlung von Münzen und Antiquitäten. (1802 1. Febr.)

Für die Verwaltung der Marine errichtete er eine eigne Sammlung handſchriftlicher und gedruckter portugieſiſcher Werke über Seeweſen, welche der Marine-Inſpection einverleibt wurde (1802 1. April).

Unter ſeiner Regentſchaft wurde auch eine allgemeine Verordnung erlaſſen, gemäß welcher für die Zukunft aus jeder Druckerey des Reiches ein Exemplar von allen Erzeugniſſen des Druckes, ſeyen es Bücher, Journale oder Flugſchriften, an die öffentliche Bibliothek abgeliefert und ſelbſt für die Vergangenheit die der Bibliothek mangelnden Werke aus den noch vorräthigen Exemplaren ergänzt werden ſollten (1805 12. Sept.).

Die Cortes des neu geſchaffenen conſtitutionellen Königreiches richteten, ohngeachtet der Maſſe der ihnen obliegenden Arbeiten, ihre Blicke doch auch auf die öffentliche Bibliothek, ſie trachteten, ihre Benützung ſo allgemein als möglich zu machen und erweiterten deßhalb die Beſuchsſtunden, die ſie mit Ausnahme der Sonn- und Feſttage auf 9 — 1 Uhr des Morgens und 3 — 5 Uhr des Nachmittags im Winter, 4 — 6 Uhr aber während des Sommers feſtſetzten.

Gewiß ein ſeltenes Beyſpiel gewährt das Geſuch des Buchhändlers Francisco Baptista Oliveira

de Mesquita, die bisher übliche Einſendung eines Exemplars von allen Werken inländiſchen Verlages auf zwey zu erhöhen. Der Ausſchuß der Cortes für öffentlichen Unterricht gieng jedoch auf dieſen Vorſchlag nicht ein (13. März 1821), die Cortes ſelbſt aber erließen, da ihr Geſetz über freye Preſſe (4. Juli 1821) Veranlaſſung zu Mißverſtändniſſen gegeben hatte, ein Geſetz, durch welches ſie die Wirkſamkeit der früheren Verordnung des Prinzregenten erneuerten und dahin erweiterten, daß der Inhaber einer Druckerey im Unterlaſſungsfalle der Einſendung des ſchuldigen Exemplares den Werth von 20 Exemplaren an die Bibliothek zu bezahlen habe (1822 20. Sept.).

Bey der bald darauf eingetretenen Verminderung aller religiöſen Orden Portugals verfügten die Cortes, daß Bibliotheken, Gemälde, Münzen und alle für Wiſſenſchaft oder Kunſt werthvollen Gegenſtände der aufgehobenen Klöſter verzeichnet und für die Errichtung neuer Bibliotheken beſtimmt, oder an die beſtehenden vertheilt werden ſollten (1822, 24. Oct.).

Nach der Wiederherſtellung der früheren Inſtitutionen des Reiches ließ Johann VI. im vorletzten Jahre ſeiner Regierung die früher von ihm gegebene Verordnung erneuern, nahm die Strafbeſtimmung der Cortes, ohne ſie jedoch namentlich zu erwähnen, in ſie auf, ſetzte die Zeit der Einſendung für die Hauptſtadt auf acht Tage, für die Provinzen auf 4 Wochen feſt, verbot den Verkauf des Werkes vor derſelben, ſprach dem die Strafe vollziehenden Richter, dem Oberbibliothekar und dem Agenten der Bibliothek, Jedem vier Procente an den Straferträgniſſen zu, und gab ſeiner Verordnung rückwirkende Kraft für die vorgefallenen Verſäumniſſe (1824, 30. Decbr.).

Während der Regierung Don Miguels enthält die portugieſiſche Geſetzgebung nichts auf die Bibliotheken des Landes Bezügliches; eine beſſere Periode für ſie begann mit der Regentſchaft Don Pedros.

Don Pedro, der die Bewohner der Stadt Porto für die heldenmüthige Vertheidigung derſelben zu belohnen trachtete, verfügte unter anderen Gunſtbezeugungen auch die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek in Porto, der zweyten im Königreiche, noch im Jahre 1833.

Für die Bewohner der Azoren ließ er aus den Bibliotheken der dort aufgehobenen Klöſter und aus den Privatbibliotheken widerſetzlicher Einwohner in Ponte Delgada, der Hauptſtadt der Inſel St. Miguel, gleichfalls eine öffentliche Bibliothek errichten (1834, 3. Januar).

Die Bibliotheken der durch die Cortes aufgehobenen Klöſter wurden zur Verfügung des Oberbibliothekars der öffentlichen Bibliothek in Liſſabon geſtellt, und der Befehl gegeben, ſie dahin bringen zu laſſen (1834, 6. März).

Die allmählig verminderte Beſuchszeit dieſer Bibliothek wurde nach der früheren Norm wieder hergeſtellt und die Einſendung des inländiſchen Verlages auch auf Lithographien und Kupferſtiche ausgedehnt (1834, 2. und 23. Mai).

Am 30. Mai 1834 erfolgte der Beſchluß der allgemeinen Aufhebung der Klöſter in Portugal und ſeinen Colonien, und in Folge desſelben die Vertheilung der Kloſterbibliotheken.

Aus den Bibliotheken der Klöſter in den Provinzen Eſtremadura und Algarve wurde ein Depot in Liſſabon gebildet, das gegen 400,000 Bände umfaßte; die übrigen in Alemtejo, Beira, entre Minho e Douro, Tras os Montes befindlichen wurden der neu errichteten Bibliothek zu Porto, der zur öffentlichen Bibliothek erhobenen Diöceſanbibliothek zu Evora und der Univerſitätsbibliothek zu Coimbra zugewieſen.

Wer die Mittheilungen unpartheyiſcher Portugieſen über die Vollſtreckung dieſer Befehle, den litterariſchen Vandalismus, der ſich dabey äußerte, die Verluſte und Entwendungen, die ſich ereigneten, mit den Vorfällen vergleicht, welche die Aufhebung der Klöſter und Stifter in Deutſchland begleiteten, vergleicht, muß ſich unwillkührlich des alten Spruches erinnern: mutato nomine narratur fabula de te.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.
Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gaſt in die Claſſe eingeführte Hr. Dr. Kunſtmann, Lehrer Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Prinzeſſin Amalie von Braſilien, nachſtehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

(Fortſetzung.)

Unter der Regierung Donna Maria II. wurde aus dem Depot der Kloſterbibliotheken eine Bibliothek für die Marine im Arſenal zu Liſſabon gebildet (1835, 7. Jan.), und der durch ſein tragiſches Ende bekannte Miniſter José Agoſtinho Freire faßte den Plan, in der Hauptſtadt eines jeden der ſiebenzehn Verwaltungsbezirke des Königreiches ein Antiquitätenkabinet, eine öffentliche Bibliothek und eine Gemäldeſammlung zu gründen (1836, 25. Aug.), der durch die bald darauf erfolgte Ermordung des Miniſters nicht zur Ausführung kam.

Joſe Agoſtinho Freire verlegte die öffentliche Bibliothek zu Liſſabon aus einem hellen und paſſenden Locale in das dumpfige Franziskanerkloſter, wo Feuchtigkeit den ſchnellen Untergang der Bücher droht, und das Dunkel der langen Kloſtergänge das Aufſuchen bedeutend erſchwert.

Der Republikaner Paſſos, der ihm im Miniſterium folgte, hat eine größere Zahl Decrete über das Bibliothekweſen erlaſſen, als irgend einer ſeiner Vorgänger, ſie ſind jedoch theils ganz unausführbar, theils folgten ſie ſo raſch aufeinander, daß den hiemit beauftragten Beamten nicht die Zeit blieb, ſie auf paſſende Weiſe zu vollſtrecken.

Er verminderte die Zahl der Beamten an der öffentlichen Bibliothek zu Liſſabon, um den Gehalt der übrigen zu erhöhen (1836, 29. Septber.), befahl, aus dem Depot eine Bibliothek für das Archiv zu bilden, und beſonders alle Werke über Diplomatik und Paläographie dahin abzugeben (1836, 5. Oct.), nahm den Plan ſeines Vorgängers, in der Hauptſtadt eines jeden Verwaltungsbezirkes eine Bibliothek zu bilden, wieder auf (1836, 7. Oct.), verfügte die Bildung einer Bibliothek der Cortes aus dem Depot für die Arbeiten der Geſetzgebungs-Commiſſion (1836, 22. Oct.), und ertheilte bald darauf (31. Oct.) demſelben Depot den Befehl, Bücher für den Gebrauch und die Erziehung der Jugend auszuſuchen und daraus kleine Schulbibliotheken zu bilden, obgleich die portugieſiſche Litteratur bis dahin der Jugendſchriften beynahe ganz ermangelte, und die wenigen ausländiſchen in den Kloſterbibliotheken nicht vorhanden waren.

Unter ſeinem Miniſterium ſuchte man den Plan auszuführen, mit jedem wiſſenſchaftlichen Inſtitut eine Bibliothek zu verbinden oder die vorhandene zu vergrößern, deßhalb kamen in raſcher Reihenfolge (1836, 9. Nov., 6. Dec., 7. Dec., 16. Dec., 30. Dec.) noch die Befehle, für die Bibliothek der chirurgiſchen und mediziniſchen Schule die paſſenden Werke aus den Kloſterbibliotheken auszuſuchen, eine Bibliothek für den Fiskus aus Werken über Geſetz-

Digitized by Google

gebung, Staats- und National-Oekonomie, Finanzverwaltung und Rechnungsweſen dem Depot zu entnehmen, die öffentliche Bibliothek zu Liſſabon National-Bibliothek zu benennen und ihr eine neue Einrichtung zu geben, bey jedem Miniſterium eine dem betreffenden Verwaltungszweige entſprechende Bibliothek aus dem Depot und den bereits vorhandenen Werken zu errichten, die bey der Aufhebung den Klöſtern entnommenen Gemälde aber aus demſelben Depot an die Akademie der Künſte abzuliefern, und noch am Ende ſeines Miniſteriums beſchäftigte er ſich mit der Errichtung eines Leſekabinetes in der Stadt Angra auf der Inſel Terceira (1837, 28. April).

Ohngeachtet der Vorſtellungen, die gegen die Wahl des Franziskanerkloſters und das Fortbeſtehen der öffentlichen Bibliothek in demſelben erhoben worden waren, erfolgte doch keine Abänderung, ſondern vielmehr (1837, 9. Auguſt), die Vertheilung des Kloſtergebäudes zwiſchen der Bibliothek, der Akademie der ſchönen Künſte und dem Depot der eingezogenen Kloſterbibliotheken, endlich die Vereinigung des Depots mit der Bibliothek, um die Verwaltungskoſten für das erſtere, das noch immer eine beträchtliche Anzahl von Werken enthält, zu erſparen (1841, 12. November).

Der Plan, in jeder Diſtricts-Hauptſtadt eine Bibliothek zu errichten, iſt von der Regierung noch nicht aufgegeben, und ſelbſt theilweiſe zur Ausführung gekommen; ſo wurde (1839, 22. Oct.) in dem Verwaltungsbezirk von Villa Real der Stadt Villa Real die Vereinigung der Kloſterbibliotheken der Franziskaner und Dominikaner mit der bisherigen Municipalbibliothek genehmigt, die Incunabeln und Doubletten aber für die Errichtung künftiger Bibliotheken vorbehalten, für den Verwaltungsbezirk von Braga aber beſchloſſen die Cortes (1841 d. 13. July) die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek in Braga, die mit dem dortigen National-Lyceum vereinigt werden ſoll. Mit dieſer neu errichteten zählt Portugal gegenwärtig vier öffentliche Bibliotheken auf dem Continente, nämlich in Liſſabon, Porto, Evora und Braga und eine auf den Azoren in Ponte Delgeda, Hauptſtadt des Verwaltungsdiſtrictes gleichen Namens.

Die Nationalbibliothek zu Liſſabon, gewöhnlich Bibliothek St. Francisco genannt, zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: a) gedruckte Werke, b) Handſchriften, Antiquitäten und Münzen, das Bibliothekperſonal zählt 24 Perſonen, für welche jährlich ſieben Contos 150,800 Reis als Gehalt feſtgeſetzt ſind, nach 10 Jahren erhält ein Beamter, den Alter oder Krankheit zum Dienſte unfähig machen $\frac{1}{3}$, nach 15 Jahren die Hälfte, nach 20 Jahren $\frac{2}{3}$, nach 25 Jahren den ganzen Bezug ſeines Gehaltes als Penſion.

Die oberſte Leitung der Bibliothek gebührt dem Generalinſpector, d. h. dem jedesmaligen Miniſter des Unterrichtes, die unmittelbare dem Oberbibliothekar, auſſerdem ſind gegenwärtig 2 Conſervatoren und ſechs Offizianten angeſtellt, an welche ſich die Adjunkten und das untergeordnete Perſonal anſchlieſſen.

Die Bibliothek iſt täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feſt-Tage geöffnet, im Winter von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, im Sommer von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, Bibliothekſerien ſind von Weihnachten bis Epiphanie, Faßnacht, vom grünen Donnerstage bis zum Sonntage nach Oſtern und vom 15. Auguſt bis zum 15. September; die Beſichtigung der Bibliothek iſt Fremden täglich, Einheimiſchen jeden Dienſtag geſtattet; für Ankauf der Bücher iſt noch die anfänglich ausgeſprochene, von den Cortes im Jahre 1823 genehmigte Summe von 1 Conto 600,000 Reis beſtimmt, für die Regieverwaltung wird jährlich eine kleine Summe von der Regierung bewilligt; daß der Gehalt der Beamten, ſo wie die genannten Summen für Ankauf und Regie, nur äußerſt unregelmäßig bezahlt werden, und die Beamten ſtets vier bis fünf Monate mit ihren Bezügen im Rückſtande ſind, iſt bey den bekannten Finanzverhältniſſen des Landes wohl überflüſſig näher zu erwähnen.

Die Abtheilung der gedruckten Werke umfaßt 100,000 Bände, ſie ſteht unter Leitung des erſten Conſervators, Francisco Joaquim Pereira e Sousa und zerfällt in vier Sectionen:

1) Geſchichte und allgemeine Litteratur,

Digitized by Google

2) Naturwiſſenſchaften und Kunſtgeſchichte,
3) Staats= und Rechtswiſſenſchaft,
4) Theologie.

Für die Leſer iſt ein allgemeiner Leſeſaal beſtimmt, in welchem ſich zum Theil die Bücher der 2. Section aufgeſtellt befinden, die übrigen ſind in den Zimmern und Gängen des ehemaligen Kloſtergebäudes vertheilt, bey jeder Section befindet ſich ein Officiant mit ſeinen Adjuncten, bey ihm liegen die Kataloge ſeiner Abtheilung, von ihm werden die Bücher abverlangt und in den Leſeſaal gebracht d. h. der Leſer zeigt dem Officianten eine Karte vor, die er im Leſeſaal erhalten hat, erhält das verlangte Werk, begiebt ſich mit ihm in den Leſeſaal, liefert nach gemachtem Gebrauche Buch und Karte im Leſeſaal ab, und erhält ſodann eine Austrittskarte, ohne die er das Gebäude nicht verlaſſen kann, jedoch wird auch die Erlaubniß ertheilt, in dem Locale der Section ſelbſt neben dem Arbeitstiſche des Officianten ſich aufzuhalten, was in jeder Beziehung vortheilhafter iſt, da die Specialkataloge eines jeden Faches der Section dort zur ungehinderten Einſicht offen ſtehen, und bey dem Herbeyholen der Bücher weit weniger Zeitaufwand nöthig iſt.

In den ſeltneren Drucken, welche die Bibliothek beſitzt, gehören die vita Christi in der portugieſiſchen Ueberſetzung des Ciſterzienſermönches Bernardo aus dem Kloſter Alcobaca (Vida de Christo Lisboa 1495. 4°, das Cancioneiro des Garcia de Besende (Cancioneira geral Lisboa 1516), die portugieſiſche Ueberſetzung der Reiſebeſchreibung des Marco Polo, welche ein Deutſcher, Valentin Fernandez, nach dem lateiniſchen Texte des Pipin von Bologna in das Portugieſiſche übertrug, (Relaçam da viagem de Marco Polo a India, Iapam, China etc. Lisboa 1502. fol.), die Ordonancen, welche Don Manoel für Indien erließ, (Ordenaçoes da India Lisboa 1512. 4°), eine Sammlung der erſten Ausgaben aller Chroniken, und andere mehr.

Als größte Seltenheit zeigt man in St. Franciſco die Geſchichte des Kaiſers Veſpaſian (historia do mui nobre Vespasiano), gedruckt zu Liſſabon im Jahre 1496, welches, wie man allgemein verſichert, das einzige in Portugal vorhandene Exemplar dieſes Werkes ſeyn ſoll, indeſſen dürften ſich wohl im Auslande mehrere Exemplare finden, die vor dem Erdbeben, welches beynahe alle litterariſchen Schätze Liſſabons zerſtörte, dahin gebracht wurden, was beſonders in England und Frankreich der Fall ſeyn möchte, die den meiſten Verkehr mit Portugal hatten; ſo findet ſich der intereſſante Bericht, welchen der Patriarch Bermudez zu Liſſabon 1565 über ſeinen Aufenthalt in Abyſſinien drucken ließ, in keiner der dortigen Bibliotheken, während er nach der Verſicherung des Reiſenden Heinrich Salt auf dem brittiſchen Muſeum in London vorhanden iſt. (Voyage en Abyssinie. Paris 1816. Tom. II. pag. 275).

Die Abtheilung der Handſchriften ſteht unter der Aufſicht des zweyten Conſervators Franciſco Martins de Andrade, ſie theilt ſich in 2 Unterabtheilungen, von denen die erſte die Handſchriften, 8000 Bände an Zahl, die zweyte das Münzen= und Antiquitätenkabinet begreift.

Handſchriften, die über das eilfte Jahrhundert hinausreichen, finden ſich in Portugal nicht, ſelbſt aus dieſer Zeit hat man nur wenige, nur einzelne Urkunden des Archives gehen bis in das 9te Jahrhundert hinauf, während in Spanien noch einige Handſchriften aus dem 7ten und 8ten Jahrhunderte vorhanden ſind.

Was vor dem Einfalle der Araber im achten Jahrhunderte etwa vorhanden war, läßt ſich durchaus nicht angeben, da die Geſchichte der Klöſter des alten Luſitaniens vor jener Periode, welche die Depots der Wiſſenſchaft bildeten, in ein mythiſches Dunkel eingehüllt iſt; Handſchriften von Claſſikern finden ſich keine, ſelbſt die Ausgaben der Kirchenſchriftſteller, welche dem Lande angehören, wie Martin von Braga und Fructuoſus ſind nicht nach Handſchriften, ſondern nach älteren größtentheils ſpaniſchen Editionen beſorgt. Was übrigens von älteren Handſchriften noch etwa vorhanden war, gieng, wie die Portugieſen behaupten, theils durch das Erdbeben verloren, da in Liſſabon ſelbſt die werthvollſten Handſchriften aufgehäuft waren, theils faſt es ſchon

früher, während die Philippe über Portugal herrſchten, nach Spanien gebracht worden ſeyn. Die Handſchriften in St. Francisco ſind ſämmtlich katalogiſirt; ein geſchloßnes Ganze bilden die des ehemaligen Kloſters Alcobaça in dem Patriarchate von Liſſabon und Bisthume Leiria, geſtiftet im Jahre 1148 durch Affonſo Henriquez den erſten König von Portugal, dem der heilige Leonhard ſelbſt einige Mönche zur Gründung des Kloſters geſendet haben ſoll.

Alcobaças Bibliothek und Archiv ſtanden ſtets in Portugal in großem Anſehen, der Orden ließ einen Katalog der Handſchriften des Kloſters drucken (Index codicum bibliothecae Alcobatiae Olisipone ex typographia regia 1775 4°), welchen der gegenwärtig in Rom lebende Erzbiſchof von Evora, Frey Boaventura Fortunato, als Conventual von Alcobaça durch einen fleißig gearbeiteten Commentar erläutert hat.

Commentar. de Alcobac. manuscriptorum bibliotheca libri tres. Conimbricae 1827. 4°).

Die Handſchriften der Bibliothek St. Francisco ſind nach dem Regulamento vom 7. December 1836 Eigenthum des Staates, ſie dürfen ohne beſondere Erlaubniß des Generalinſpectors nicht copirt, und können nur mit Genehmigung des Oberbibliothekars excerpirt werden, indeſſen hat der bisherige Oberbibliothekar Vasco Pinto de Balsamão hierin ſtets die größtmöglichſte Humanität beobachtet, Jedem, der Handſchriften benützen wollte, die Erlaubniß hiezu gleich im Allgemeinen gegeben, auch niemals die Vorlegung eines Excerptes verlangt, überdieß hält es auch nicht ſchwer, vom Miniſterium die Befugniß, ganze Handſchriften copiren zu dürfen, zu erhalten.

Die Gründe, warum man die Handſchriften für Staatseigenthum erklärte, ſind: 1) weil mit den wichtigſten derſelben ein nationelles Intereſſe verbunden iſt, 2) weil man deßhalb von Seite der Bibliothek beabſichtigte, ſie von der Anſtalt ſelbſt veröffentlichen zu laſſen. Die intereſſanteſten dieſer Manuſkripte beziehen ſich nämlich auf die Seereiſen und Entdeckungen der Portugieſen und auf die Verwaltung ihrer Colonien in Aſien, Afrika und Amerika, nur in dieſer Beziehung finden ſich hier, auſſer der Maſſe von Werken, die ſich über die Geſchichte des Landes ſelbſt verbreiten, Werke von allgemein wiſſenſchaftlichem, beſonders hiſtoriſchem und geographiſchem Werthe, denn die Ausbeute vor dieſer Periode kann im Vergleiche mit andren Bibliotheken nur gering angeſchlagen werden.

Die Handſchriften von Alcobaça enthalten viele Bände über die Geſchichte dieſes Kloſters, und die des Ciſterzienſerordens, für portugieſiſche Landes- und Colonien-Geſchichte, unter ihnen das Autographum des Ciſterzienſers Bernardo de Brito, von deſſen monarchia Lusitana nur zwey Bände gedruckt ſind, mit dem noch ungedruckten dritten Bande, der von dem Grafen Heinrich bis auf Johann I. geht, und ſeines Fortſetzers Antonio Brandao, gleichfalls Mönches von Alcobaça.

Für kanoniſches Recht finden ſich die Sammlungen des Burchard von Worms, Bernard von Pavia, Johannes Guallenſis, Peter von Benevent, die Decretalenſammlung Alexander III., Odonis Cameracensis poenitentiale, geſchrieben 1219, Alani Bituricensis poenitentiale, Johannis de Deo liber judicii, für Kirchengeſchichte iſt die Beſchreibung einer Reiſe von allgemeinem Intereſſe, welche Antonio Soares, Mönch in Alcobaça, in den Jahren von 1454—58 im heiligen Lande machte, und unter dem Titel: hodoeporicum terrae sanctae im Jahre 1561 niederſchrieb, von welcher Referent einige Auszüge liefern wird.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gaſt in die Claſſe eingeführte Hr. Dr. Kunſtmann, Lehrer Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Prinzeſſin Amalie von Braſilien, nachſtehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

(Fortſetzung.)

Für allgemeine Geſchichte verdiente der Coder 297 Bernardi Guidonis opera, unter ihnen ein chronicon pontificum, imperatorum etc. und des Verfaſſers Leben enthaltend, eine nähere Prüfung. Vielverſprechend iſt die Aufſchrift des Cod. 353 Laymundus Pacensis capellanus Witisae chronologia imperatorum et pontificum, die Handſchrift iſt am Anfange verſtümmelt und enthält die Reihenfolge der Kaiſer bis auf Conrad, bey dem die Einnahme Ascalons zum Jahre 1039 bemerkt wird, dazwiſchen folgen die Päpſte, bey beyden ſind kurze hiſtoriſche Bemerkungen hinzugefügt. Am Ende ſtehen von einer neueren Hand, wodurch auch die Bezeichnung im Cataloge veranlaßt wurde, die Worte: Laymundi opus de imperatoribus et poneificibus romanis explicit anno domini 1027 und eine kurze Nachricht über ſein Leben: Laymundus presbyter in Lusitana ortus Pacensis de generatione Gotorum capellanus fuit Witize et Roderici regis etc. Das Ganze iſt ein Machwerk des zwölften Jahrhundertes, wie eine Berufung auf einen gleichzeitigen Lehrer der Theologie zeigt, denn unter der Regierung des Kaiſers Nero heißt es: sub isto scripsit evangelium Marcus ut dicit Ioannes Belet.

Die Reihe der übrigen Handſchriften eröffnet der im Jahre 1809 angelegte paläographiſche Catalog, in welchem die älteſten damals in der Bibliothek befindlichen Handſchriften verzeichnet ſind, zu ihnen gehört ein Manuſkript des Fuero Juzgo ou trasladaçao castellana del libro forus judicum nach dem Cataloge aus dem 12. Saec., das Werk des Meſtre Giraldo, Leibarztes des Königs Diniz, über Veterinärkunſt (mestre Giraldo livro de Alveitaria), Petrus de Eschalone statuta sanctae curiae Lugdunensis facta anno 1304, Leonardus de Felizanno tabula ad summam collectionis Joannis Gallensis, Reynaudus Joannes Comprehensorium feudale, vollendet den 5. April 1418, mehrere Werke über Afrika und Indien, Briefe der Könige von Portugal, unter ihnen die Inſtruction Johann II. an ſeine Geſandten in Caſtilien Johann de Souza und Aires de Almada über die Gränzlinie der portugieſiſchen Entdeckungen bey Cabo Verde vom 18. März 1494 und ein Gutachten über den unglücklichen Zug des Königes Sebaſtian nach Afrika.

Die folgenden Cataloge ſind nach dem Inhalte der Handſchriften bearbeitet und die ſämmtlichen Handſchriften bis auf die der Jeſuiten, die wieder ein Ganzes bilden, nach Fächern eingereiht, nämlich: Philologie, Rechtswiſſenſchaft, Polygraphie,

Digitized by Google

Geſchichte und canoniſches Recht, Philoſophie, Medicin, Mathematik und Theologie, über die Handſchriften, welche die Bibliothek bey ihrem Entſtehen durch die Cenſurkommiſſion aus den Klöſtern der Jeſuiten erhielt, iſt ein eigner Catalog angefertigt, der beſonders über ihre Miſſionen in Aſien und Afrika intereſſantes Material liefert.

Die Abtheilung der Philologie enthält eine intereſſante Sammlung portugieſiſcher Gedichte und mehrere Werke über portugieſiſche Sprache und Litteratur, die der Rechtswiſſenſchaft iſt beſonders für das Staatsrecht Portugals reichhaltig, die der Polygraphie enthält eine Sammlung von großentheils ungedruckten Briefen vom 16. Saec. bis auf unſere Zeit, die der Geſchichte umfaßt Profan- und Kirchengeſchichte, die meiſten Handſchriften beziehen ſich jedoch nur auf Portugal und ſeine Colonien, außerdem findet ſich eine Sammlung von Documenten über das Concil von Trient und einige geſchichtliche Werke über Spanien, unter ihnen einige Documente über die Gefangenhaltung des Prinzen Don Carlos, welche damals vom ſpaniſchen Hofe verbreitet wurden. Die Abtheilung des canoniſchen Rechtes enthält Sammlungen von Bullen, die Portugal betreffen, und die Acten der vielen größtentheils gedruckten Diöceſanſynoden des Landes nebſt den Provinzialconcilien der Metropole des portugieſiſchen Indiens, über welche ſpäter eine ausführlichere Anzeige geſchehen wird. Unter den wenigen Handſchriften über Philoſophie befindet ſich die Schrift des Eduardus Oliveira de triplici intellectus operatione, unter den mediciniſchen die Werke von Pedro de Sousa und Luiz Caetano de Lima, unter den mathematiſchen die während der Regierung des Kardinals Heinrich vom Leibarzte Alvaro Nunes verfaßte Schrift de restitutione anni et calendarii, die theologiſchen Handſchriften enthalten viele Arbeiten über Liturgie, darunter einige über den mozarabiſchen Ritus und das Rituale der Erzdiöceſe Braga.

Referent kann hier nicht unterlaſſen, ehe er zur Beſchreibung der übrigen Bibliotheken übergeht, der äußerſt freundlichen Aufnahme und beſtändigen Unterſtützung zu erwähnen, welche er ſtets von allen Beamten der Anſtalt erhalten hat, insbeſondere von dem Vorſtande, den beyden Conſervatoren und den Adjuncten des hiſtoriſchen Saales, Francisco Caſaſſa und Friedrich Dinkelaker, einem Landsmanne, an deſſen Seite er drey Winter hindurch beynahe täglich gearbeitet hat, obgleich der Geſuche und Anſprüche, welche er an dieſe Herren richtete, nicht wenige waren.

Auſſer der öffentlichen Bibliothek in St. Francisco und der ſchon früher erwähnten aus dem Depot der eingezogenen Kloſterbibliotheken gebildeten kleineren Bibliotheken befinden ſich noch in Liſſabon die Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften, nach dem ehemaligen Jeſuskloſter, in welchem ſie ſich befindet, bibliotheca Jesus genannt, die Schloßbibliothek in der königlichen Reſidenz nossa Senhora das necessidades und die Schloßbibliothek in dem anderthalb Stunden von Liſſabon entlegnen Pallaſte nossa Senhora da Ajuda.

Den größten Theil der Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften bildet die ehemalige Kloſterbibliothek des dritten Ordens, von der Poenitenz des heiligen Franciscus (convento de nossa Senhora de Jezus de Lisboa pertencente aos religiozos da terceira ordem da penitencia do nosso padre St. Francisco) in Liſſabon, ſie wurde nach der Aufhebung der Klöſter mit der Akademie der Wiſſenſchaften vereinigt, welcher die Kloſtergebäude eingeräumt wurden, ſie iſt noch in dem Bibliothekſaale des ehemaligen Kloſters, der ſich durch Helle und Räumlichkeit empfiehlt, aufgeſtellt und enthält 30,000 Bände an gedruckten Werken und etwa 1000 Bände an Handſchriften. Ueber die gedruckten Werke ſind auſſer dem alphabetiſchen Cataloge auch Fachkataloge vorhanden, am Vollſtändigſten iſt die theologiſche und philologiſche Litteratur. Ueber die Handſchriften iſt ein alphabetiſcher Catalog vorhanden, von denen der größere Theil ſich auf die Kirchengeſchichte Portugals und ſeiner Colonien vom 16. Jahrhunderte an bis auf die neuere Zeit bezieht; da der Orden ein Hoſpiz und eine Miſſion in Tanger hatte, ſo gelang es den Miſſionären eine beträchtliche Zahl arabiſcher Handſchriften zu erwerben, welche ſich gleichfalls im alphabetiſchen Handſchriftenkataloge verzeichnet finden; von dieſen ließ die Akademie durch den verſtorbenen

Digitized by Google

Ergeneral des Ordens die Reiſebeſchreibung des Arabers Abu Abdallah, gewöhnlich Ben Batuta genannt, der in den Jahren 1325 — 49 und 1352 — 56 alle Länder der Moslemins in Europa, Aſien und Afrika bereiste, bearbeiten. Koſegarten und Apetz haben von dieſem Werke nur Fragmente geliefert, der Ordensgeneral José de Santo Antonio Moura hat es nach einer vollſtändigen Handſchrift aus dem Arabiſchen in das Portugieſiſche übertragen, ſich aber Abkürzungen der Wiederholungen und des manchmal allzu weitſchweifigen Styles erlaubt, der erſte Band dieſer Ueberſetzung erſchien zu Liſſabon im Jahre 1840, (Viagens extinsas e dilatadas do celebre Arabe Abu-Abdallah mais conhecido pelo nome de Ben-Batuta traduzidas por José de Santo Antonio Moura. Lisboa 1840. Na typografia da Academia. Tomo I.), an der Vollendung der Ueberſetzung wurde Moura durch den Tod gehindert, die Akademie hat indeſſen dieſelbe dem Bibliothekar und Akademiker Caſtro übertragen, der ſich während eines längeren Aufenthaltes in dem Miſſionshauſe zu Tanger das Verſtändniß der arabiſchen Sprache ganz angeeignet hat, das Werk iſt bereits druckfertig und wird bald die Preſſe verlaſſen. Dieſer Theil der akademiſchen Bibliothek iſt dreymal Vormittags und zweymal Nachmittags dem Publikum geöffnet, der übrige Theil iſt nur für die Mitglieder der Akademie zugänglich, und in den Zimmern derſelben aufgeſtellt, er umfaßt noch eine beträchtliche Zahl von Bänden nach dem Bedürfniſſe der Akademiker erworben, unter ihnen die Memoiren aller Akademien und gelehrten Geſellſchaften, mit welchen ſich die Liſſaboner Akademie in Verbindung geſetzt hat.

Die Schloßbibliothek in der königlichen Reſidenz Neceſſidades wurde von Johann V. begründet und den Mönchen der Congregation des Oratoriums überlaſſen, welche ihr Kloſter im Schloſſe hatten, und zugleich als Schloßkapläne dienten, ſie gehörten mit den Benedictinern zu den unterrichteteſten Kloſtergeiſtlichen Portugals und beſaſſen bis zur Aufhebung die beſte Erziehungsanſtalt im Lande, die noch bis auf heute durch keine andere erſetzt iſt. Sie enthält 36,000 Bände an Druckſachen und 300 Handſchriften, iſt reich an Inkunabeln, an Ausgaben der Claſſiker und hiſtoriſchen und theologiſchen Werken, unter den letzteren befindet ſich eine Sammlung der Schriften der Reformatoren, deren Namen auf der Rückſeite der Einbände vertilgt ſind, um nicht mit der Inquiſition in Mißhelligkeiten zu gerathen.

Ueber die Bücher ſind ein alphabetiſcher und einige ſyſtematiſche Kataloge vorhanden, der Inhalt der Handſchriften bezieht ſich nur auf die Geſchichte Portugals und ſeiner Colonien. Aus ihnen hat mein gelehrter Freund Franciſco Adolfo de Varnhagen, Sekretär der braſilianiſchen Geſandtſchaft in Liſſabon die Seereiſe, welche der Capitain Martin Alphonſo de Souſa im Jahre 1830 nach Braſilien gemacht und deſſen Bruder Pedro Lopez de Souſa beſchrieben hat, herausgegeben (Diario da navegaçao da armada que foi a terra do Brasil em 1530 sob a capitania-mor de Martim Affonso de Souza, escripto por seu irmao Pero Lopez de Souza, publicado por Francisco Adolfo de Varnhagen. Lisboa 1839. 8.) Von Varnhagen haben wir auch in Bälde ein aus portugieſiſchen Archivalien und Handſchriften geſchöpftes Urkundenbuch über die Geſchichte Braſiliens von ſeiner Entdeckung durch die Portugieſen an, zu erwarten.

Die Schloßbibliothek in Ajuda wurde vom Könige Don José I. gebaut und eingerichtet, nachdem die früher in Liſſabon befindliche königliche Bibliothek, welche der Sage nach Alphons V. gegründet hatte, bey dem Erdbeben in Liſſabon verbrannt war. Sie umfaßte damals 70,000 Bände an gedruckten Werken und viele Handſchriften, die der König ſammeln ließ. Als Johann VI. im Jahre 1807 nach Braſilien überſiedelte, wurde auch die Bibliothek nach Rio de Janeiro gebracht, die gedruckten Werke blieben bey der Rückkehr des Königes nach Portugal im Jahre 1821 zurück, und bilden gegenwärtig die öffentliche Bibliothek von Rio de Janeiro, die Handſchriften nebſt wenigen Büchern nahm der König wieder mit ſich, vereinigte ſie mit dem Reſte der ehemaligen Jeſuitenbibliothek im collegio dos nobres und errichtete ſo die gegenwärtige königliche Bibliothek von Ajuda.

Digitized by Google

Sie zählt gegenwärtig gegen 40,000 Bände gedruckter Werke und 1500 Handſchriften. Unter den Büchern ſind nur wenige bibliographiſche Seltenheiten, die portugieſiſche Litteratur iſt beſonders reichlich vorhanden, die Bücher ſind nach alphabetiſcher Folge katalogiſirt. Unter den Handſchriften, an deren Katalogiſirung gegenwärtig gearbeitet wird, werden ein Iſidorus von Sevilla aus dem 11. Saec. und das von Lord Stuart herausgegebene Cancioneiro als Seltenheiten gezeigt, auſſerdem enthalten ſie viel Wichtiges über portugieſiſche Staats- und Colonialgeſchichte, wie eine merkwürdige Sammlung von Originaldokumenten aus der Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft, eine andere von ſämmtlichen Briefen der Jeſuiten aus ihren Miſſionen, unter welchen ſich viele ungedruckte befinden, Memoiren über Angola, die Beſchreibung der Reiſe, welche der Portugieſe Lacerda unter der Regierung der Königin Maria von Angola nach Mocambique zu Lande machte, nebſt anderen darauf bezüglichen Documenten und überhaupt ein reichliches Material für die europäiſche und auſſereuropäiſche Geſchichte Portugals vom ſechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhunderte. Johann V. ließ durch ſeinen Geſandten Manoel Pereyra de Sampayo in Rom um eine Mittheilung ſämmtlicher auf Portugal bezüglicher Actenſtücke aus den Archiven des Vatican nachſuchen, und erhielt wirklich mit großer Liberalität eine Sammlung von Copien aus der Vaticana, von welcher man auch die geheimen Inſtructionen nicht ausſchloß, welche die päpſtlichen Nuntien für Portugal erhalten hatten. Sie führt den Titel: collectio rerum lusitanicarnm quas ex M. SS. codicibus bibiothecae apostolicae Vaticanae, aliarumque urbis, sub auspiciis Joannis V. etc. Stephanus Evodius Assemanns archiepiscopus Apamensis curante D. D. Emmanuele Pereyra de Sampayo ordinis Christi equite commendatore ejusdem Serenissimi ac potentissimi regis apud sanctam sedem administro in volumina . collegit, zählt nach älterer Numerirung 238 Bände, von denen leider einige bey dem Transporte der Bibliothek zu Grunde gegangen ſind und umfaßt die Jahre 1120—1744. Die Sammlung iſt nicht chronologiſch geordnet, aber es iſt ein Inhaltsverzeichniß über dieſelbe nach der Reihenfolge der portugieſiſchen Könige verfaßt; auſſer der großen Zahl von Bullen, die den portugieſiſchen Staat, ſeine Biſthümer, Klöſter, Miſſionen und Ritterorden betreffen, finden ſich auch viele Bände in dieſer Sammlung, welche dadurch hineingekommen zu ſeyn ſcheinen, daß der Abſchreiber in Rom den ganzen Inhalt einer Handſchrift, in welcher ſich eines oder mehrere auf Portugal bezügliche Actenſtücke befanden, copirte.

So enthält z. B. der zehnte Band faits de Badovin comte de Flandres et de Ferrant fils de Sance roy de Portugal, der 25. Band die Inſtructionen des Dogen da Ponte für die venetianiſchen Geſandten Tron und Lipomani an Philipp II., der 30te die Inſtructionen Papſt Alexander VII. für die päpſtlichen Geſandten in Spanien, der 64te — 93te die Werke von Visdelou, Maigrot und Fouquet über China, der 111te—138te Documente zur Geſchichte der Päpſte, der 188 — 218te Actenſtücke über ſtaats- und kirchenrechtliche Verhältniſſe von Neapel, Sardinien und den kleineren italieniſchen Staaten.

Leider hat ſich der Copiſt der Bullen erlaubt, dieſelben öfters auf eine ihm bequeme Weiſe abzukürzen, indem er einen großen Theil des Inhaltes ausließ, was beſonders bey einigen, nicht mehr unter der Leitung des Monſignore Aſſemanni copirten Bänden, der Fall iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.
Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gaſt in die Claſſe eingeführte Hr. Dr. Kunſtmann, Lehrer Ihrer Kaiſerliſchen Hoheit der Prinzeſſin Amalie von Braſilien, nachſtehende Mittheilungen:

I. über Portugals Bibliotheken.

(Fortſetzung.)

Auch in dem bekannten Mafra, welches gleichfalls früher königliches Kloſter und Pallaſt war (real convento e palacio), findet ſich in einem prächtigen Saale, der 400 Palmen in der Länge und 42 in der Breite hat, eine von den Franziskanern und ihren Nachfolgern, den regulären Kanonikern von St. Auguſtin geſammelte Bibliothek von 32,000 Bänden, größtentheils theologiſchen Inhaltes, unter denen ſich nur wenige Incunabeln befinden (das älteſte Buch iſt die Ausgabe von Caesar Romae 1469); Handſchriſten beſitzt die Bibliothek keine; dem Reiſenden wird ſie von dem alten zuvorkommenden Bibliothekar, einem ehemaligen Franziskaner, mit großer Freundlichkeit gezeigt, und unbegreiflich iſt die Furcht vor dem Schlüſſelbunde dieſes Mannes, die einen deutſchen Reiſenden ſo erſchüttert hat, daß er ſich ſelbſt noch in ſeinem Werke über Portugal mit Zagen darüber ausſprach.

Die Bibliotheken in Receſſidades und Ajuda ſind dem Publikum nicht geöffnet, doch hat Herculano Carvalho, einer der erſten Litteraten Portugals, unter deſſen Leitung die beyden Bibliotheken ſtehen, noch Jedem den Eintritt eröffnet, den wahrer wiſſenſchaftlicher Sinn dahin führte, ja während der Winterzeit ſtatt der kälteren Säle von Ajuda ſeine Wohnung angeboten, und ſeinen gaſtlichen Tiſch hinzugefügt, um denjenigen, welche die Vormittags- und Nachmittagsſtunden zum Arbeiten benützen wollten, auf jede Weiſe Vorſchub zu thun.

Herculano Carvalho beſitzt in älterer und neuerer, auch in unſerer vaterländiſchen Litteratur und Sprache, in welcher er ſich auch mit dem Fremden zu verſtändigen weiß, gründliche Kenntniſſe; nach ſeinem Vorſchlage ſollen die Bibliotheken von Receſſidades und Ajuda in dem Gebäude von Receſſidades vereinigt und aus ihnen eine öffentliche Bibliothek gebildet werden, die dem Publikum ſtets zugänglich werden ſoll.

Die öffentliche Bibliothek in Porto wurde, wie ſchon erwähnt, im Jahre 1833 durch Don Pedro gegründet, ihre erſten Beſtandtheile waren die Privatbibliotheken des Biſchofs D. Joao de Magalhaes e Avellas und des Biſconde de Balſamaõ; ſpäter kamen die Kloſterbibliotheken des Diſtricts hinzu, und außerdem wählte man noch unter den Bibliotheken des Kloſters Tibaes, des Hauptſitzes der Benediktiner in Portugal, und des Kloſters Sancta Cruz der regulären Canoniker in Coimbra das Beſte aus, und vereinigte es mit der Bibliothek in Porto. Sie zählt an gedruckten Werken gegen 60,000 Bände, dem Inhalte nach größtentheils geſchichtliche, juridiſche und theologiſche Schriften, hat viele Incunabeln, unter ihnen zwey Flo-

Digitized by Google

rentinerdrucke vom Jahre 1494 (Alopa), und beſitzt 2000 Handſchriften, von denen die älteſten dem 12. und 13. Säc. angehören, einige die Werke lateiniſcher Kirchenväter enthalten, die meiſten aber ſich auf die Geſchichte Portugals beziehen. Die Bibliothek ſteht unter der Leitung zweyer Bibliothekare, welche noch gegenwärtig mit der Katalogiſirung der Bücher und Handſchriften beſchäftigt ſind.

Aus einem Manuſcripte dieſer Bibliothek und mit noch andren Hülfsmitteln hat der Profeſſor an der polytechniſchen Schule zu Porto, Diogo Köpke, eine verbeſſerte Ausgabe der im Jahre 1594 vom Capitain André Alvares d'Almada verfaßten Beſchreibung der Ströme in der Guinea beſorgt (Tratado breve dos rios de Guine' do Cabo-Verde desde o rio do Sanaga' ate' aos Baixos de Sant' Anna etc. pelo capitaõ André Alvares d'Almada, publicado por Diogo Köpke. Porto 1841. 8.), und früher ſchon das Tagebuch eines Reiſegenoſſen des Dom Vasco da Gama, der ſich bey der Seereiſe der Portugieſen nach Indien im Jahre 1497 auf dem Schiffe des Paulo da Gama befand, herausgegeben.

(Roteiro da viagem que em descobrimento da India pelo Cabo da boa esperança fez Dom Vasco da Gama em 1497, publicado por Diogo Köpke. Porto 1838. 8.)

Wie ſehr der Portugieſe in der Erinnerung an die Tage ſeines Ruhmes lebt, hat ſich bey dieſem Buche deutlich gezeigt, denn die ganze Auflage war in kurzer Zeit vergriffen, obgleich zwiſchen den Städten Portugals beynahe keine buchhändleriſche Verbindung beſteht, und außer den Exemplaren des Subſcribenten kaum noch einige wenige von dem Verleger verſendet werden; indeſſen hat man den Herausgeber angegangen, eine neue Auflage zu beſorgen, welche auch bald die Preſſe verlaſſen wird.

Die Bibliothek von Evora wurde als Diöceſanbibliothek von dem um die theologiſche Literatur Portugals hochverdienten Erzbiſchofe von Evora, Dom Manoel do Cenaculo, früher Biſchof von Beja, im Jahre 1805 errichtet, der hiezu ſeine eigne Bibliothek, eine Gemäldegallerie, und ſeine Sammlungen von Mineralien, Antiquitäten und Münzen der Erzdiöceſe überließ, welche im erzbiſchöflichen Pallaſte aufgeſtellt wurden.

Am Eingange der Bibliothek ſteht die Inſchrift:

Jesu Christo filio dei vivi,
Lumini indeficienti,
Ad mentem bene collocandam,
Religionem asserendam,
Domum litterariam
Cum voto perennitatis
Fr. Emmanuel archiep. Eboren.
Oct. Kal. April an. dom. MDCCCV.

Als das Kirchengut eingezogen wurde, fiel die Bibliothek an den Staat und wurde nach der Aufhebung der Klöſter aus den Kloſterbibliotheken beträchtlich vermehrt, aus denen ſie gegen 10,000 Bände nebſt einigen Handſchriften erhielt, von denen die vorzüglichſten dem Collegium des hl. Geiſtes in Evora entnommen ſind.

Außer dieſem Zuwachſe beſitzt ſie 40,000 Bände an gedruckten Werken und gegen 2000 Handſchriften, mit deren Verzeichnung der gegenwärtige Bibliothekar Joaquim Heliodoro da Cunha Rivara, ein kenntnißreicher, zu litterariſchen Aufſchlüſſen ſtets bereitwilliger Mann, beſchäftigt iſt, deſſen beſonderes Verlangen dahin geht, nach Vollendung der Kataloge mit ausländiſchen Bibliotheken einen Doubletten-Austauſch einleiten zu können. Aus dem handſchriftlichen Schatze von Evora wird bald ein für die Geographie Indiens wichtiges Werk veröffentlicht werden, nämlich João de Caſtro's Beſchreibung der indiſchen Küſtenländer, welches man vielfach mit ſeinem Itinerar des rothen Meeres verwechſelt hat.

Von dem letzteren Werke hatten Purchas und Antonius Mathäus Auszüge gegeben, vollſtändig erſchien es erſt in neuerer Zeit (Roteiro do mar vermelho Paris 1833). Schon Moreri hat aber in ſeinem Wörterbuch (Ausgabe von 1731 Th. II. p. 671) aufmerkſam gemacht, daß man in dem Jeſuiten-Collegium zu Evora eine Beſchreibung der Küſte von Goa bis Diu aufbewahre, die von Don Joao de Caſtro verfaßt ſey. In neuerer Zeit, in welcher man ſich in Portugal mehr als früher mit

Digitized by Google

der Geſchichte der Entdeckungen beſchäftigt, hat man mehrere Handſchriften aufgefunden, nach denen das bisher ungedruckte Werk bearbeitet wird.

Die Bibliothek zu Porto iſt vom Staate günſtiger ausgeſtattet, als die zu Evora, welche die ihr vom Stifter angewieſenen Renten verloren, und nur eine kärgliche Bezahlung des Bibliothekars erhalten hat, einer feſten Dotation aber noch immer ermangelt.

Mit der Einrichtung der öffentlichen Bibliothek in Ponte Delgada iſt ein von der Regierung dahin abgeſandter Beamter der Bibliothek St. Francisco beauftragt, die Bibliothek in Braga iſt noch nicht organiſirt; in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 19. April 1843 hat man die Ernennung von 2 Bibliothekaren für ſie feſtgeſetzt, die Erhaltung der Bibliothek aber auf das Budget der Municipalkammer von Braga überwieſen.

Die Bibliothek zu Coimbra iſt mit der Univerſität vereinigt, und ſteht unter der Oberaufſicht des Rectors; die Bibliothekarſtelle verſieht einer der Profeſſoren. Vor der Aufhebung der Klöſter gab man die Zahl der gedruckten Bände auf 38,000 an, ſeit dieſer Zeit iſt die Bibliothek durch die Kloſterbibliotheken des Diſtricts, beſonders durch die der Collegien St. Pedro und St. Paulo und des Collegiums der Ritterorden bedeutend vermehrt worden; da indeſſen dieſer Zuwachs bisher ohne Verzeichnung deponirt liegt, ſo kann über Zahl und Inhalt nichts Näheres angegeben werden.

Balbi behauptet, unter den Handſchriften, die ſchon vor Aufhebung der Klöſter vorhanden waren, eine aus dem 9. Säc. geſehen zu haben; indeſſen will ſich gegenwärtig Niemand derſelben erinnern. Die werthvollſten Handſchriften in Coimbra, nämlich die des Kloſters Sancta Cruz, wurden, wie ſchon erwähnt iſt, nach Porto gebracht.

Am Schluſſe dieſes Aufſatzes übrigt es noch dem Referenten, der erfreulichen Eindrücke zu erwähnen, welche die Gefälligkeit und fortdauernde Zuvorkommenheit der Beamten auf den von ihm beſuchten Bibliotheken in ihm zurückgelaſſen haben; an Zugänglichkeit und Dauer der Beſuchsſtunden zeichnen ſich Portugals Bibliotheken vor allen anderen aus, leider ſind ſie bey dem zerrütteten Finanzzuſtande eines ſeit zwanzig Jahren von wiederholten Revolutionen bewegten Landes mehr nur Depoſita ſchon geſammelter Schätze, als mit dem Gange der Bildung fortſchreitende Anſtalten.

II. Das Archiv in Liſſabon.

In den erſten Jahrhunderten der portugieſiſchen Monarchie findet ſich keine Spur von einem Archive, das in Liſſabon einen bleibenden und beſtändigen Sitz gehabt hätte. Die älteren Könige Portugals wechſelten häufig den Sitz ihrer Hofhaltung, die kleinen Sammlungen von Urkunden, nämlich die Bücher über die Staatseinnahmen (livros de recabedo regni), und die Regiſter des Kanzleramtes (livros da Chancellaria), welche das damalige Archiv bildeten, ſcheinen von den Kanzlern, welche die Könige auf ihren Reiſen begleiteten, gleichfalls mitgeführt worden zu ſeyn.

Unter der Regierung des Königs Fernando (1367 — 83) hatte das Archiv des Reiches ſeinen bleibenden Beſtimmungsort in einem Thurme des Caſtells St. Georg zu Liſſabon, und erhielt von dieſem Aufenthalte und von den Büchern (tombos) über die Krondomainen, welche in ihm niedergelegt waren, den Namen, den es noch heute führt: torre do Tombo.

Schon damals ſcheint die Zahl der dort aufbewahrten Documente nicht unbeträchtlich geweſen zu ſeyn und ſie muß von jener Zeit an bedeutend zugenommen haben, denn es wurde in den Cortes, welche König Alfonſo V. im Jahre 1459 zu Liſſabon hielt, die Klage erhoben, es ſey die Zahl der vorhandenen Documente und der Regiſter des Kanzleramtes ſo groß, daß den Unterthanen, welche ihrer Privatrechte wegen um Recherchen in denſelben bäten, durch die verzögerte und erſchwerte Aufſuchung bedeutende Koſten erwüchſen, während die Aufbewahrung einer ſo großen Zahl doch nur unnütz ſey. Der König verordnete, um dieſer Beſchwerde ab-

Digitized by Google

zuhelfen, ſolle man den weſentlichen Inhalt der Documente zuſammen ſtellen, dieſe Auszüge als gültig betrachten und die Originale nicht mehr benützen. Die Ausführung dieſes Geſchäftes wurde dem damaligen Vorſtande (Guarda Mór) des Archives Gomes Eannes de Zurara übeetragen, der als Geſchichtſchreiber Verdienſtliches geleiſtet, aber in Folge dieſes Auftrages dem Archive große Verluſte zugezogen hat; viele Documente und die meiſten Bücher der Chancellaria der erſten Könige giengen als fernerhin unbrauchbar verloren, und die gefertigten Auszüge enthalten nur ſelten Copien der Originale, ſondern in der Regel nur ſummariſche Inhaltsverzeichniſſe, oder höchſt allgemeine, und deßhalb nutzloſe Hinweiſungen auf andre Aechive, in denen gleichlautende Uekunden enthalten ſeyen.

Portugals Könige und Große hatten vom 12. Jahrhunderte an ihren Gemeinden Ortsrechte (foraes) verliehen, deren Reform der König Don Manoel im zweyten Jahre ſeiner Regierung (1497) verordnete, und mit ihr zugleich eine Reform des geſammten Archivs verband, gemäß welcher Copien aus den Büchern des Kanzleramtes ſeiner Vorfahren veranſtaltet wurden, die unter der Regieeung ſeines Nachfolgers Johann III. fortgeſetzt, eine Sammlung bilden, welche den Namen: neue Leſung (nova leitura) trägt. Die Sammlung iſt auf Pergament geſchrieben, die Initialen ſind mit Gemälden verziert, die einzelnen Theile mit koſtbaren Einbänden verſehen; aber ihren eigentlichen Zweck erreichte ſie nicht, wie aus einem Berichte hervorgeht, der unter der ſpaniſchen Herrſchaft über das Archiv von Liſſabon an König Philipp IV. von Spanien (III. von Portugal) gemacht wurde. Der König hatte den Doctor Manoel Jacomo Bravo zum Guarda Mór des Archives ernannt und ihn beauftragt, ein Inventar über dasſelbe herzuſtellen; der Doctor berichtete nach einer Arbeit von eilf Jahren am 4. März 1634 über den Zuſtand des Archives. Nachdem er bemerkt hat, daß ſämmtliche Bücher der chancellarias von Johann III. an bis auf ſeine Zeit der Inhaltsverzeichniſſe ermangeln, trägt er auf die Schonung der Sammlung D. Manoels durch Anlegung eines eigenen Verzeichniſſes an, um die reichen Einbände der einzelnen Bücher nicht bey jeder Nachſuchung ſo viel abnutzen zu dürfen und fügt am Ende bey, auch für die noch vorhandenen älteſten Bücher der Chancellaria ſey die Anfertigung von Inhaltsverzeichniſſen nothwendig, denn nicht Alles, was von weſentlichem Intereſſe ſey, habe man bey der Reform D. Manoels aufgenommen, Vieles ſey noch in den Originalbüchern enthalten, deren Erhaltung nothwendig und werthvoll ſey, da man öfters in ihnen nachſuchen müſſe.

Wie hinſichtlich der Bibliotheken die Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft als eine Periode der Plünderung gilt, ſo behauptet man auch noch heute in Portugal von dem Liſſaboner Archive, daß manches Werthvolle demſelben entnommen und nach Spanien verſendet worden ſey; deßhalb erfolgte auch gleich nach der Wiedererhebung der Dynaſtie Braganza auf den portugieſiſchen Thron von Johann IV. ein ſtrenges Verbot, kein Aktenſtück, welcher Art es auch ſey, ohne königliche Erlaubniß aus dem Archive zu geben, oder auch nur es innerhalb desſelben von irgend Jemand mit Ausnahme des Chroniſten des königlichen Hauſes einſehen zu laſſen (9. Oct. 1641 und 31. Mai 1644).

In die letzte Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft in Portugal fällt noch das Entſtehen einer ſyſtematiſch betriebenen Fabrik falſcher Documente. Ein eigenthümlicher Reiz ſcheint zwey Gelehrte in Portugal, von denen der eine ſich mit dem durch gleiche Zwecke bekannten Spanier Higuera in Verbindung geſetzt hatte, angetrieben zu haben, die Lücken der Geſchichte auf dieſe Weiſe ergänzen, und Behauptungen, die anderer Beweiſe ermangelten, durch neue, ſelbſt geſchaffene Quellen begründen zu wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gaſt in die Claſſe eingeführte Hr. Dr. Kunſtmann, Lehrer Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Prinzeſſin Amalie von Braſilien, nachſtehende Mittheilungen:

II. Das Archiv in Portugal.

(Fortſetzung.)

Gaspar Alvares Louzada, früher am Archiv zu Liſſabon angeſtellt und mit der Reviſion der Patronatsrechte der Krone beauftragt, kam von da als Sekretär des Erzbiſchofs D. Fr. Agoſtinho de Jeſus nach Braga, und hinterlegte in dem dortigen Archive einen ganzen Band von Urkunden, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, angeblich aus dem Archive zu Liſſabon copirt, deren Originale niemals vorhanden waren, und deren Unächtheit der um Portugals Geſchichte und Paläographie viel verdiente João Pedro Ribeiro aufgedeckt hat. Von ihm erhielt Bernardo de Brito, der Verfaſſer der Monarchia lusitana, viele unächte Urkunden; andere ſcheint er ſelbſt gefertigt zu haben.

Zu derſelben Zeit erſcheint auch bey dem Fortſetzer der Monarchia lusitana, Francisco Brandão, in der Ausgabe von 1632 (P. III. liv. 10. cap. 13.) zum erſtenmale eine Nachricht über die Urkunde, welche die Beſchlüſſe der erſten Ständeverſammlung der portugieſiſchen Monarchie, nämlich die der angeblich in Lamego im Jahre 1143 verſammelten Cortes enthält, und die bis auf die neuere Zeit von den Meiſten für das Grundgeſetz der Monarchie erachtet wurde.

Bis auf Brandão findet ſich weder in Chroniken noch Urkunden irgend eine Spur, daß eine ſolche Verſammlung der Cortes zu Lamego im Jahre 1143 ſtatt gefunden habe; die Urkunde ſelbſt trägt weder Datum noch Unterſchrift, Sprache und Styl gehören nach den Ergebniſſen der neueſten Forſchungen einer ſpäteren Zeit an. Sie enthält Beſtimmungen über die Thronfolge, welche gegen die ſpaniſche Occupation ſprechen, und deßhalb von portugieſiſchen Schriftſtellern nach der Reſtauration Portugals im Jahre 1640 gegen Spanien angewendet wurden, obgleich Brandão ſelbſt ſich ſehr zweifelhaft über ihre Aechtheit ausſpricht.

In den erſten Cortes nach der Reſtauration im Jahre 1641 wurde ſie als glaubwürdig angenommen, in ſpäteren Cortes (1679 und 1697) angewendet und in den Geſetzen vom 24. Juni 1789 und 31. Januar 1790 als Grundgeſetz für die Thronfolge betrachtet und mit dem Namen Fundamental Constitution des Reiches bezeichnet; aber die beſten Kritiker unter den Portugieſen haben ſich ſtets nur in ausweichender Weiſe über ſie ausgeſprochen, und gegenwärtig iſt die Anſicht von ihrer Unächtheit die vorherrſchende. Es iſt leicht erklärlich, ſagt ein neuerer Rechtsgelehrter Portugals, daß die Anſicht der Regierung und die Zeitverhältniſſe die Gelehrten nöthigten, ihre Ueberzeugung zu ent-

Digitized by Google

ſtellen, während jetzt ein neues Grundgeſetz und die Freyheit der Rede uns vor jedem Widerrufe über dieſen Gegenſtand ſchützt *).

Brandão ſelbſt hat das Original dieſer Urkunde nicht geſehen, er fand nur im Kloſterarchive zu Alcobaça eine Abſchrift derſelben, in einem Archive, welches im Rufe der Urkundenfälſchung ſtand, und aus welchem Bernardo de Brito ſeine verdächtigen Angaben geſchöpft haben wollte.

Die abgeſonderte Lage, in welcher das Liſſaboner Archiv ſich befand, ſchützte es bey dem großen Unglücke, welches die Stadt am 1. Nov. 1755 traf, vor der Zerſtörung. Nach dem Erdbeben wurde es in die geräumigen Kloſtergebäude von San Bento gebracht, in welchen es ſich noch gegenwärtig befindet, und im Jahre 1776 unter dem Guarda mór Joao Pereira Ramos ein allgemeines Inventar über den geſammten Inhalt desſelben angelegt.

Zugänglicher wurde das Archiv unter den erſten conſtitutionellen Cortes, die eine neue Einrichtung desſelben für nothwendig erachteten (4. Dec. 1822), worauf am 30. April 1823 ein proviſoriſches, und unter der gegenwärtigen Regierung (am 23. Nov. 1839) das noch jetzt beſtehende Reglement des Archives erfolgte.

Bedeutend iſt der Zuwachs, welchen das Archiv nach der Aufhebung bee Inquiſition der Klöſter und der Einziehung der Güter und Papieee der Ritterorden erhalten hat; er wird zu 3940 Bänden, 15,730 Heften angegeben, zu denen noch 24 Wägen voll vermiſchte Papiere kamen. Das Archiv zu Liſſabon erhielt die Papiere des General-Archivs der Inquiſition, welches zu Liſſabon beſtand, und die Special-Archive derſelben von Liſſabon, Coimbra und Evora, ferner alle Aktenſtückr der aufgehobenen Tribunale, die ihren Sitz in Liſſabon hatten und den Inhalt der Kloſterarchive von Liſſabon, Santarem, Setubal, Alcobaça und Penha Longa, nebſt dem der beyden Ordensarchive des St. Jagoordens zu Palmella und des Chriſtusordens zu Thomar; die übrigen Kloſterarchive des Reiches wurden theils mit einzelnen Behöeden, theils mit Provinzialdepots vereinigt.

Unter der Regierung der Königin Donna Maria hat das Archiv eine ihm entſprechende Bibliothek und die Mittel erhalten, ſeine Verzeichniſſe zu veröffentlichen. Die Arbeit wurde mit den Büchern der Chancellaria begonnen und es iſt bis jetzt der erſte Theil derſelben veröffentlicht worden, welcher die Periode von 1128 — 1245 d. h. die Regierungen der erſten 4 Könige Affonſo I., Sancho I., Affonſo II. und Sancho II. umfaßt *).

Für die Ordnung der aufgehobenen Archive, welche mit dem torre do tombo vereinigt worden waren, erfolgte am 5. Januar 1843 ein Erlaß des Miniſters des Innern, Antonio Bernardo da Coſta Cabral, durch welchen ein Commiſſär zu ihrer näheren Unterſuchung beauftragt wurde. Gemäß dem Antrage dieſes Commiſſärs, José Feliciano de Caſtilho, ſollten die Schätze des Archives dem Publikum mehr bekannt gegeben und deßhalb die wichtigſten Documente gedruckt werden. Deßhalb ſchlug er zum Drucke vor ein portugieſiſches Bullaeium, eine Sammlung der Staatsverträge und eine fernere der Verhandlungen der Cortes. Das Miniſterium genehmigte dieſen Antrag und berief eine Junta, welche nach einer längeren Berathung dahin entſchied, daß eine ſolche Veröffentlichung nue dann vollſtändig werden könne, wenn die Provinzialdepots gleichfalls dazu mitgewirkt hät-

*) E facil conhecer, que a opinião do governo, e as circunstancias dos tempos, obrigarão estes Sabios a disfarçar a sua convicção. Hoje uma nova Lei fundamental, e a liberdade de enunciar as opinioes, põe-nos à salvo de quelquer reparo sobre este objecto. Ensaio sobre a historia do governo e da legislaçao de Portugal para servir de introducçao ao estudo do direito patrio por M. A. Coelho da Rocha, lente da faculdade de direito na universidade de Coimbra. Coimbra: na imprensa da universidade. 1841. 8. p. 50.

*) Indice geral dos documentos registados nos livros das chancellarias existentes no real archivo da torre do tombo mandado fazer pelas cortes na lei do orcamento de 7 de Abril de 1838. Tom. I. Lisboa 1841. 4.

Digitized by Google

ten und beſchloß, dieſelben zur Mitwirkung aufzufordern; ſo iſt die Realiſirung dieſes Planes zwar für unbeſtimmte Zeit verſchoben; indeſſen von dem gegenwärtigen Guarda mór des Archives, Visconde de Santarem (ernannt am 30. März 1842), wenigſtens der auf die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Portugals bezügliche Theil zum Vollzuge gekommen. Hr. Visconde de Santarem hat nämlich niemals die unmittelbare Leitung des Archives übernommen, ſondern mit Genehmigung der Regierung ſeinen früheren Aufenthaltsort in Paris beybehalten, wo er ſich mit der Durchſicht aller auf Portugal bezüglichen Handſchriften und Urkunden beſchäftigt, und in fortwährender Correſpondenz mit dem Liſſaboner Archive und unter beſtändiger Mitwirkung der Archivbeamten ein großes für die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Portugals ſehr wichtiges Werk herausgiebt *).

Die unmittelbare Leitung des Archives iſt dem Generalſecretär deſſelben (official major), José Manoel Severo Aureliano Baſto, einem würdigen Schüler Joao Pedro Ribeiro's, anvertraut, der ſeit 30 Jahren am Archive angeſtellt, und zugleich der Vorſtand der ſchon früher beſtandenen, ſeit 1836 aber wieder hergeſtellten Schule über Diplomatik (aula de diplomatica) iſt, welche als Bildungsanſtalt für die künftigen Beamten des Archives dient, aber durch die Liberalität des Vorſtandes auch andren wißbegierigen Beſuchern eröffnet iſt.

Herr Baſto, der gründliche Kenntniſſe in der Diplomatik und Paläographie beſitzt, verbindet in ſeinen Vorträgen mit der Theorie ſtets die praktiſche Anſchauung, indem er ſeinen Schülern die Documente des Archivs in chronologiſcher Reihenfolge vorzeigt und erklärt. Ihm zur Seite ſteht der Adjunct des Archives (ajudante do official major), Thomas Cajetano Rodriguez Portugal, ein kenntnißreicher und geſchäftsgewandter Mann, der für die von der Recordcommiſſion beſorgte neue Ausgabe von Rymer's Acta et foedera alle, und für das Quadro elementar des Visconde de Santarem die meiſten Beyträge geliefert hat, welche das Archiv darbot.

Auſſerdem ſind nur noch acht Beamte angeſtellt, eine ſehr geringe Zahl, welche kaum für den laufenden Dienſt hinreicht, da es zum Eigenthümlichen des Liſſaboner Archivs gehört, daß alle Anſtellungen durch daſſelbe gehen, und die Anſtellungsdecrete dort regiſtrirt werden, eine Maaßregel, welche ſeit dem Jahre 1833 durch die Aufhebung der bis dahin beſtandenen Sekretairie der Gnaden (secretaria do registo geral das mercês) und ihre Vereinigung mit dem Archive im Vollzuge iſt, die Beamten an den eigentlichen Archivsarbeiten hindert, aber bey der unregelmäßigen und oft lange verzögerten Bezahlung der Gehalte doch eine Einnahmsquelle bildet, welche ſie vor dem äußerſten Mangel ſchützt, welchem die wiſſenſchaftlichen Anſtalten mehr noch als andere nur zu häufig preisgegeben ſind *).

Das Archiv nimmt den weſtlichen Flügel des ehemaligen Benediktiner Kloſters (san Bento) ein,

*) Quadro elementar das relaçoes politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo desde o principio da monarchia portugueza até aos nossos dias, ordenado e composta pelo Visconde de Santarem. Tomo I. Paris 1842. 4.

*) Referent hat, ſo lange ee im Aechive arbeitete, von allen Beamten deſſelben nue die geößten Beweiſe von Gefälligkeit erhalten; ſowohl der official major, Herr Baſto, als auch der ihm beſonders befreundete Adjunkt Herr Portugal, haben ohngeachtet ihrer vielen Geſchäfte die Mühe nicht geſcheut, ihn in das Eigenthümliche dee poetugieſiſchen Paläogeaphie einzuweihen und die Oeiginale mit den Copien, welche er nahm, zu vergleichen. Die in ſeiner Nähe arbeitenden Herrn Joao Pedro da Coſta Baſto, Julio Caetano da Coſta Silva und Bartholomeo Maria d'Almeida ſind jedem der vielen Geſuche, die er an ſie ſtellte, mit freundlicher Bereitwilligkeit entgegen gekommen, wie ihm auch die Heeeen Manoel José Barreto und Joaquim Pedeo Feanklin mit iheem Rathe beyſtanden, und die Herren Manoel José Ferreiea, Antonio Firmo da Silva Leitao, Carlos José da Silva, José Ricardo Pinto Lopes, Joaquim Manoel de Figueiredo e Campos auf jede Weiſe gefällig zu ſeyn ſtrebten. Referent fühlt ſich daher verpflichtet, ihnen allen hier öffentlich ſeinen Dank abzuſtatten.

Digitized by Google

deſſen übrige Seiten den Ständen des Reiches eingeräumt ſind (palacio dos cortes), im erſten Stockwerke befinden ſich die ehemaligen Archive der Inquiſitionstribunale, der Klöſter und aufgehobenen Aemter, deren genaue Durchſicht und Ordnung bey dem Drange der andren Geſchäfte bisher noch in den Bereich des Unmöglichen gehörte.

Im zweyten Stockwerke ſind auf einer Seite die von dem eigentlichen Archive d. h. dem Depot aller archivaliſchen Sammlungen, getrennten Arbeitszimmer, in welchen zugleich die Verzeichniſſe über 150 Bände an der Zahl aufgeſtellt ſind, auf der anderen die Bibliothek, ein Zimmer für die aula de diplomatica und für diejenigen, welche mit der Erlaubniß des Vorſtandes das Archiv benützen, ein Arbeitszimmer, das Geſchäftszimmer des guarda mór mit den Bildniſſen Don José I. und Pombal's geziert, und das eigentliche Depot, welches durch eine eiſerne Thüre von allen übrigen Gemächern getrennt iſt und in mehrer Unterabtheilungen zerfällt; in dem größten Saale befinden ſich die Originalchroniken der Könige, die Bücher der chancellarias, die der leitura nova und alle jene Bände, die durch ihr Alter beſonders werthvoll ſind, in den inneren Räumen befinden ſich beſonders jene Papiere, welche auf die Rechte der Krone Bezug haben (casa da coroa).

Von den Verzeichniſſen allgemeineren Inhaltes ſind die vorzüglichſten: 1) die indices das chancellarias, in denen die Regierungszeit eines jeden Königes ein zweyfaches getrenntes Inhaltsverzeichniß, nämlich ein eignes über die Gemeinnamen und ein anderes über die Eigennamen einnimmt. 2) Der Indice das gavetas antigas in 2 Bänden, im Jahre 1765 verfaßt und ſo genannt, weil die in ihm verzeichneten Stücke ſchon früher regiſtrirt wurden und ſich in Schubladen (gavetas) aufbewahrt befanden, während die übrigen ſpäter geordnet und größtentheils nicht in Schubladen, ſondern nur in Heften (maços) geſammelt ſind. *)

3) Das corpo chronologico, ein alphabetiſches, 82,902 Nummern umfaſſendes Verzeichniß in vier Bänden, welches dieſen Namen deßhalb trägt, weil die unter einem Namen ſtehenden Documente der Zeitfolge nach geordnet ſind. Die erſten 3 Bände umfaſſen die Eigennamen (indice de cognomentos do corpo chronologico), der vierte enthält die Eigennamen (indice de nomes communes do corpo chronologico), es iſt fleißig und mit großer Genauigkeit gearbeitet und wurde erſt in neuerer Zeit vollendet.

4) indices das inquirições Verzeichniſſe über die allgemeinen Unterſuchungen, welche die Könige Portugals vom Jahre 1220 an, über den privilegirten Grundbeſitz anſtellen ließen.

Wie das Archiv einerſeits eine für Geſchichte und Geſetzgebung des europäiſchen Portugal noch lange nicht zu erſchöpfende Quelle darbietet, ſo gewährt es andererſeits auch für die Weltgeſchichte noch eine reiche Ausbeute, denn es enthält einen reichen Schatz von Berichten über die Seereiſen und Entdeckungen der Portugieſen, von den Schreiben der Gouverneure aus den zahlreichen Colonien an die Könige, und den Mittheilungen der portugieſiſchen Geſandten an den verſchiedenen Höfen.

Eine ſo ununterbrochene Reihe von Ortsrechten (foraes), wie ſie im Liſſaboner Archive ſich findet, dürfte wohl kaum ein anderes Land beſitzen, ſie zerfallen ihrem Alter nach in ſolche, die vor der Reform Don Manoels ſchon gegeben waren (foraes antigos), die theils in den Büchern der Chancellarias und anderen zerſtreut, theils in die neue Leſung Don Manoels aufgenommen ſind (foraes antigos de leitura nova), in die, welche Don Manoel ſelbſt den Städten und Ortſchaften gab (foraes novos) und in die, welche von ſeinen Nachfolgern verliehen wurden (foraes novissimos), zu welchen auch die foraes der überſeeiſchen Beſitzungen Portugals gehören.

(Schluß folgt.)

*) Indice dos documentos que se guardavao nas XX gavetas antigas deste real archivo do Torra do tombo, feito sendo guarda mór Manoel da Maya e escrivao Euzebio Manoel da Silva anno de 1765.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe vom 13. Januar 1844 machte

2. der als Gaſt in die Claſſe eingeführte Hr. Dr. Kunſtmann, Lehrer Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Prinzeſſin Amalie von Braſilien, nachſtehende Mittheilungen:

II. über das Archiv in Liſſabon.

(Schluß.)

Für die Geſchichte der Geographie iſt der hydrographiſche Atlas des Fernando Vaz Dourado wichtig, deſſen Original aus dem Karthäuſerkloſter zu Evora in das Archiv gekommen iſt.

Von den Lebensverhältniſſen Vaz Dourado's iſt nur wenig bekannt, er war Oberaufſeher über den Gränzdiſtrikt von Goa, und ein eben ſo tüchtiger Kriegsmann als kundiger Geograph; der Atlas wurde von ihm zu Goa im Jahre 1571 gefertigt, eine, jedoch vielfach veränderte Copie deſſelben mit der Jahreszahl 1580, beſitzt die Münchner Hofbibliothek, über welche Herr Cuſtos Schmeller in der Akademie der Wiſſenſchaften Vortrag erſtattet hat; in Portugal ſelbſt hat man nur von einer Copie Kunde, die früher im Beſitze des Sekretärs Don Pedro II., José de Faria war, gegenwärtig aber ſich nicht mehr im Lande befindet; ob ſie mit der zu München befindlichen identiſch ſey, läßt ſich wegen Mangels näherer Daten nicht beſtimmen, erſcheint aber deßhalb als wahrſcheinlich, weil es früher nicht geſtattet war, den Atlas zu copiren, und man hierin wohl kaum mehr als eine Ausnahme geſtattete. Auf dem Titelblatte iſt das Bild des Erlöſers als ecce homo gemahlt, zu deſſen Seite das Wappenſchild der alten Familie Coſta gezeichnet iſt, unter dieſem Wappenſchilde ſteht: Mapamũdoque ffez ffernãs vãz dourado frõmteiro nestas partes: que trata De todos os. Reinos. teras. Ilhasque haa na redondeza: Da tera cõ ssuas derotas e alturas. Per esquadria. Em goa 1571. Um dieſe Ueberſchrift, das Bild des Erlöſers und das Wappen der Coſtas zieht ſich in Form eines Parallelograms eine zweyte: Universalis. et integra totius orbis. Hidrographia ad verissimam Luzitanorii traditionẽ descriptio. Ferdinando Vãz Dourado. Cosmograpo autore. ingenuitate Goae. Anno 1571.

Auf der Rückſeite iſt die Schenkung des Atlaſſes erwähnt, welche D. Theotonio de Bragança, Erzbiſchof von Evora, der das Karthäuſerkloſter daſelbſt im Jahre 1598 gründete, demſelben machte.

Auf dem zweyten Blatte folgen die beyden Küſten der Magelhaensſtraße nebſt einem Theile des feſten Landes bis zum Plata-Strome, geziert mit dem Wappen von Caſtilien, auf dem dritten Braſilien mit verſchiedenen Inſeln im atlantiſchen Meere, auf dem vierten die Antillen mit Florida und Neuſpanien, auf dem fünften das Land zur rechten Seite des St. Lorenzſtromes, die Küſte Labrador und das Land bis zum 72° N. B., auf dem ſechsten Deutſchland und Frankreich mit der

Digitized by Google

Bretagne, auf dem ſiebenten: England und die Küſtenländer bis zur Straße von Gibealtar mit den Azoren, dee Inſelgruppe von Madeira, den kanariſchen Inſeln und mehreren angeblich im Ocean exiſtirenden Inſeln (St. Antonio, St. Paulo, oder St. Petro (Söo. p°) ilha de Garças, S. Ana, Maidas) und Braſilien im Weſten von Irland, auf dem achten die Straße von Gibraltar, die Länder von Rom bis Jeruſalem, auf dem neunten die Weſtküſte von Afrika, von Cabo Verde an bis zur Inſel St. Thomas, im Süden von Cabo Verde iſt eine Feuerinſel (ilha do fogo) angegeben, auf dem zehnten die Oſt- und Weſtküſte Afrikas vom Aequatoe bis zum Cap der guten Hoffnung mit der kleinen Inſelgruppe, welche Tristão da Cunha entdeckte (Erfriſchungsinſeln), und der noch ſüdlicher liegenden von Gonçalo Alvares entdeckten Inſel, die gewöhnlich auf unſeren Karten mit der unrichtigen Bezeichnung Inſel des Diogo Alvares ſteht, auf dem eilften: verſchiedene Inſeln des indiſchen Meeres, (das Cap Anton Gil auf der Inſel Madagascar heißt hier Cabo de Antão Gonçalves,) auf dem zwölften Arabien und Vorderindien, auf dem drenzehnten Hinterindien, China und Japan, auf dem vierzehnten ein Theil von Hinterindien, die oſtindiſchen Inſeln und ein Theil eines Küſtenlandes mit der Bemerkung: Dieſe Küſte entdeckte Feenão de Magalhaes aus Auftrag des Kaiſers Carl im Jahre 1520, der Lage nach ein Theil von Neuguinea, auf dem fünfzehnten: die Nordoſtküſte von Neuguinea nebſt vielen Inſeln des ſtillen Meeres, auf dem ſechzehnten: der Golf von Meriko mit den Entdeckungen, welche Ruy Lopes de Villa-Lobos im Jahee 1542 machte, auf dem ſiebzehnten die Weſtküſte von Südamerika, auf dem achtzehnten, neunzehnten und zwanzigſten Blatte ſtehen zum Schluſſe des Ganzen aſtronomiſche Regeln und Tabellen. *)

Ueber die päpſtlichen Bullen und Breven iſt ein eignes Veezeichniß angelegt, welches die ſehr bedeutende Zahl deeſeiben in zwey Bänden umfaßt,

*) Die Umſchriften des Originals zu dem 2 — 17ten Blatte ſind folgende: zu 2) nesta lamina está lamcado o estreito da Farnão de Magalhais, zu 3) nesta folha esta lamcado toda a costa do Brazil do Rio das Amazonas ate o Rio da Prata, zu 4) nesta folha estam lamcadas as Amtilhas de Castela com a pomta da Florida e a Nova-Esponho, zu 5) nesta folha esta lamcada a costa dos Bacalháos e o terra dos Corte Reais, Corte Reais iſt der Plural des eignen Namens Corterreal, das Land erhielt dieſen Namen von den Seereiſen, welche João Voz Corterreal und deſſen beyde Söhne Gaspar und Miguel dahin machten, man vergl. hierüber ensoio sobre os descobrimentos, e commercio dos portuguezes em as terras setentrionaea da America von Sebastiao Francisco de Mendo Trigozo in den memorias de litteratura portugueza Tom. VIII. P. II. p. 309 seq., zu 6) nesta folha esta lamcado toda a costa d Alemanha a Framca ate Imgrotera, zu 7) nesta folha esta lamcado as ilhas d Imgratera e Framca a Bretanha e o estreito de Gibraltar, zu 8) nesta folha esta lamcado o estreito de Gibraltar da Roma ate Iorusalem. Esta estreito de Gibraltar é o Mediterraneo, zu 9) nesta folha esta lamcado toda a costa d Africa e de Gine ate a ilha de Sam Tome, zu 10) nesta folha esta lamcado a Cabo de Boaesperanco ate a Conocial i de Leste e Oeste, zu 11) nesta folha estam lamcadas todas as ilhas que estam da Quinuciali ao sul, zu 12) nesta folha esta lomcado toda a costa da India do Rio de Iugo ate o Porto da Bamgala, zu 13) nesta folha esta lamcado do Cabo de Comorim ate Iapom e ate Maluco com toda a tera ao Norte, zu 14) nesta folha esta lamcado de Pegu ate a costa que descobria o Magalhaea com toda a costa de Iava, zu 15) nesta folha esta lamcado a costa que descubrio Fernoo de Magalhaes, zu 16) nesta folha esta lamcado o Cabo del Enganho com Toda a costa do Mexico e a costa que descubrio o Vilhalobos, zu 17) nesta folha esta lamcado a coata do Peru da banda do Norte e sul. Ausführlich hat ſowohl dieſen als den älteren, der Akademie zu Liſſabon gehörigen, Atlas des Lazaro Luis (livro da todo ho univerco verfertigt 1563) beſchrieben mein Freund Franz Adolph von Varnhagen im Tratado elementar de geographia Porto 1839 8° Vol 3 pag. 494 seq. Er bemerkt, daß man aus den portugieſiſchen Namen des 5ten Blattes von Vaz Dourado, welche pag. 498 — 99 abgedruckt ſind, die Entdeckungen und Niederlaſſungen der Portugieſen in Nordamerika

Digitized by Google

im erſten Bande ſind die Bullen nach der Reihenfolge der Päpſte verzeichnet, der zweyte enthält Nachträge hiezu und ein alphabetiſches Sach- und Namenregiſter mit Hinweiſung auf die einzelnen Bullen und Breven, welches alle Detailforſchungen ſehr erleichtert.

Aus dem ehemaligen Archive des Chriſtusordens zu Thomar iſt ein für die Geſchichte des Chriſtusordens ſehr wichtiges Werk in das Archiv zu Liſſabon gekommen, welches Pedro Alvares auf Befehl des Königes Sebaſtian (30. October 1578) verfaßte, es führt den Titel liber compilationis scripturarum ordinis militiae Jesu Christi, und iſt für die ältere Geſchichte der an die Stelle der Tempelherrn getretenen Chriſtusritter das einzige Quellenwerk. Alvares beginnt mit einer Geſchichte der Tempelherrn in kurzen Abriſſen und geht, ohne der vom Papſte in allen Diöceſen den Biſchöfen anbefohlenen Unterſuchung gegen die Templer näher zu erwähnen, auf die Stiftung des Chriſtusordens über, der noch gegenwärtig in Portugal beſteht, aber ſeine Güter und Rechte verloren hat. Er giebt die Reihe der Großmeiſter, das Verzeichniß der Ordensgüter, die verſchiedenen Regeln, welche der Orden bis auf ſeine Zeit erhielt, und führt die verſchiedenen Privilegien des Ordens mit der jurisdictio spiritualis an, welche derſelbe einſt mit biſchöflichen Rechten faſt in allen Theilen der Erde übte.

Auch über den Infanten Heinrich, dem der Orden die Erneuerung ſeines Ruhmes verdankt, finden ſich bey Alvares ſchätzbare Notizen und Urkunden, unter ihnen das bisher noch ungedruckte Teſtament des Infanten.

Eine Reihe von Aktenſtücken über die Verwaltung der Colonien in Afrika und Indien bis auf die Zeit Don Manoels enthält das Buch der Inſeln (livro das ilhas), aus derſelben Zeit iſt auch das Buch der Feſtungen (livro das fortelezas), welches von jeder der zahlreichen an der ſpaniſchen Gränze gelegenen Feſtungen Portugals mehrere genau gezeichnete Anſichten giebt.

Don Manoel hatte dem Papſte Julius II. das erſte Gold aus Indien zum Geſchenke geſendet; Julius II. ſchickte ihm als Gegengeſchenk eine handſchriftliche Bibel in ſechs Bänden, welche reich an Miniaturgemälden ſind, die nach der Verſicherung franzöſiſcher Gelehrten in das Zeitalter des Pietro Perugino gehören. Don Manoel gab ſie an das von ihm zum Angedenken an die Entdeckung Vasco's da Gama geſtiftete Kloſter Belem (Bethlehem) bey Liſſabon; bey der franzöſiſchen Occupation wurde ſie dort weggenommen und kam in den Privatbeſitz einer hohen Perſon, aus deren Nachlaſſe ſie Ludwig XVIII. kaufte und wieder nach Portugal ſandte, um das Land nicht eines hiſtoriſchen Documentes zu berauben, welches an die glücklichen Unternehmungen der Portugieſen zur See erinnere; nach der Aufhebung des Hieronimitanerkloſters Belem wurde ſie ihres hohen Kunſtwerthes wegen dem Archive übergeben.

Unter den zahlreichen Handſchriften befinden ſich auch noch ungedruckte Gedichte des großen Camoens, mit deren Herausgabe ſich der Visconde de Jerumenha, ein junger, für Litteratur und Geſchichte ſeines Vaterlandes äußerſt thätiger Mann, beſchäftigt.

Es würde ermüden, die Reihen einzelner Documente aufzuzählen, welche von allgemein hiſtoriſchem Intereſſe ſind, und beſonders in der Geſchichte des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundertes viele Lücken ausfüllen würden, vor Allem aber wäre zu wünſchen, daß die Briefe, welche Affonſo de Albuquerque auf ſeinen Eroberungszügen aus allen Häfen Oſtafrikas und Indiens an Don Manoel ſandte, nicht länger der Veröffentlichung entzogen würden; es ſind deren mehr als zweyhundert im Liſſaboner Archive, Albuquerque hat ſie nicht ſelbſt geſchrieben, ſondern dictirt und unterzeichnet; ihre Herausgabe würde die Geſchichte der Geographie mit einer neuen ſchätzbaren Quelle bereichern.

---

kennen lerne, und zeigt durch eine Vergleichung beyder Atlaſſe, daß Vaz Dourado das 14te Blatt von Lazaro Luis entnommen hat. Herr Visconde de Santarem hat eine Copie der Weſtküſte von Afrika vom Cap Bojadoe bis zur Inſel St. Thomas aus dem Atlas des Vaz Dourado ſeiner memoria sobre a prioridade dos descobrimentos dos Portuguezes na costa occidental d'Africa beygegeben.

Digitized by Google

Verzeichniß

der in den Monaten September bis incl. November v. J. an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Unterfranken und Aſchaffenburg:

Dreyzehnter Jahresbericht für 1842/43. Würzburg 1843. 8.

Album für die Inauguration des Denkmals Walthers von der Vogelweide. Würzburg 1843. 8.

Von dem Senat der k. Univerſität Erlangen:

Die Univerſität Erlangen von 1743 bis 1843. Zum Jubiläum der Univerſität 1843. Erlangen 1843. 8.

Andere zum hundertjährigen Jubelfeſt der Friedrich-Alexanders-Univerſität Erlangen gehaltene Denkreden und darauf bezügliche Schriften.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Vom Hrn. Dr. Ludwig Steub in München:

Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern. München 1843. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Bericht über die Verhandlungen derſelben in Baſel. Auguſt 1840 bis Juli 1842. V. Baſel 1843. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1841. I. II. III. Thl. Berlin 1843. gr. 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Juli 1843. Berlin 1843. 8.

Von der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft in Bern:

Verhandlungen bey ihrer Verſammlung zu Altdorf 1842. (27. Verſammlung.) Altdorf 1842. 8.

Neue Denkſchriften für die geſammten Naturwiſſenſchaften. Bd. VI. Neuſchatel 1842. gr. 4.

Mittheilungen. Nr. 1. Ausgegeben den 1. Mai 1843. Bern 1843. 8.

Von der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur in Breslau:

Ueberſicht der Arbeiten und Veränderungen im Jahre 1842. Breslau 1843. 8.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. Tom. XV. 2. Partie. 1841 — 1842. Bruxelles 1843. gr. 4.

Nouveaux mémoires. Tom. XVI. Bruxelles 1843. gr. 4.

Bulletin. Tom. X. No. 5 — 7. Mai — Juillet. Bruxelles 1843. 8.

Von der Philosophical Society in Cambridge:

Transactions. Etablished November 15. 1819. Volume the Seventh. Cambridge 1843. 4.

Von der k. ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte in Kiel:

Archiv für Staats- und Kirchengeſchichte der Herzogthümer Schleswig, Holſtein, Lauenburg und der angränzenden Länder und Städte. V. Bd. Altona 1843. 8.

Von der Royal Society of London:

Adress of the most noble the Marquis of Northhampton etc. The President read at the anniversary meeting on Wednesday, Novbr. 30. 1842. London 1842. 8.

Von der Zoological Society of London:

Reports of the council and auditors. Read at the annual general meeting. April 1843. London 1843. 8.

Proceedings. January — December 1842. London 1842. 8.

Von der Société royale d'Agriculture de Lyon:

Annales des Sciences physiques et naturelles, d'Agriculture et d'Industrie. Tom. V. Janvier 1843. Lyon 1843. gr. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1842. No. IV. Année 1843. No. I. Moscou 1842. 43. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. William Griffith, Intendanten des botaniſchen Gartens in Calcutta, d. d. 17. Oct. 1843, an den Hrn. Claſſenſecretär.

Ich bin gegenwärtig faſt ausſchließlich mit den Verbeſſerungen des hieſigen botaniſchen Gartens beſchäftigt. Nachdem derſelbe vor einigen Jahren durch eine Ueberſchwemmung gänzlich verwüſtet worden, bin ich daran, das natürliche Syſtem, durch die bengaliſche Flora repräſentirt, aufzuſtellen. Auf der andern Seite ſollen die mediziniſch und ökonomiſch wichtigen Pflanzen ſyſtematiſch aufgeſtellt werden. Den mittleren Theil des Areals aber werden natürliche Anlagen einnehmen. Ich habe eben meine botaniſchen Vorleſungen an der mediziniſchen Schule (medical College) geſchloſſen, und kann mit dem Erfolge zufrieden ſeyn, da ſich unter der geringen Anzahl von Zuhörern zwey Eingeborne finden, die viel verſprechen. Ich werde Ihnen nächſtens mehrere Brochüren ſenden, darunter auch einen neuen Abdruck von den Schriften Jack's über die malayiſche Flora. Im Januarhefte des Calcutta-Journals werde ich Roxburghs kryptogamiſche Gewächſe von Indien nach dem Original-Manuſcript und den Zeichnungen, welche ſich hier befinden, bekannt machen. Auſſerdem benutze ich meinen Aufenthalt hier, in Calcutta, zur Bearbeitung einer Skizze über die Palmen von britiſch Indien, da mir hier allein die Benützung Ihres Palmenwerkes zu Gebote ſteht. Ich beginne mit den Calameae, von denen ich zahlreiche Arten: 5 oder 6 Zalaccae, 6 bis 7 Daemonoropes, 3 Plectocomiae und viele ſehr ſeltſame Calami, kenne, nichts zu ſagen von der höchſt merkwürdigen Gattung Eugeissona. Die von Roxburgh angegebene Zahl kann ich ſicherlich verdoppeln. Von Malacca beſitze ich eine, der Geonoma nah verwandte Bentinckia und andere Neuigkeiten, von Aſſam eine neue Livistona und mehrere Oraniae, welche ich zu Harina bringe. Letztere Gattung bietet mehrere Arten dar.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Robert Wight, Arzt der oſtind. Compagnie in Madras, d. d. Coimbotore 7. Jul. 1844, an denſelben.

Ich bin nun hier mit der Direction eines ſehr großartigen Verſuches, vom größten nationalen Intereſſe, nämlich der Einführung einer neuen und verbeſſerten Cultur-Methode der Baumwolle, beſchäftigt. Es handelt ſich davon, die americaniſche Baumwollenſtaude in Indien einheimiſch zu machen; und ich hoffe, daß einige Jahre hinreichen werden, dieſe Cultur hier eben ſo in Blüthe zu bringen, wie jene der inländiſchen Baumwollenſtaude. Im letzten Jahre haben wir ſo große Fortſchritte in dieſer für uns äußerſt wichtigen Angelegenheit gemacht, daß ein endlicher Succeß nicht mehr bezwei-

Digitized by Google

ſelt werden kann. So wird ſich denn auch bald wieder Zeit finden, meine Pflanzenſammlung, welche ſeit einigen Jahren unberührt in Kiſten vernagelt ſtand, vorzunehmen und mit der Herausgabe meiner botan. Werke fortzufahren. Von meinen Icones plantarum Indicae oriental. ſind zwey Bände vollendet, und der dritte, welcher die Tafeln auf 815 bringt, liegt zur Publication vor.

3. Ueber ein bey magnetiſchen Störungen ſtattfindendes conſtantes Verhältniß von Herrn Conſervator Dr. Lamont.

Die magnetiſchen Störungen, im Allgemeinen den Stürmen der Atmoſphäre analog, ſchienen anfangs eben ſo wenig, wie dieſe, an Geſetze gebunden zu ſeyn; gleichwohl ſtellen ſich nun einzelne Verhältniſſe heraus, welche uns nöthigen, jene anfängliche Annahme etwas zu modificiren. In der Claſſenſitzung vom Auguſt vorigen Jahres habe ich nachgewieſen, daß, wenn eine Störung der Declination eintritt, ſie an jedem einzelnen Orte nach einem conſtanten Verhältniſſe ſich äußert; ein anderes auf Störungen bezügliches Geſetz habe ich, bey Unterſuchung der während des Jahres 1843 in hieſigem Obſervatorium angeſtellten Beobachtungen erkannt, welches einfach ſo ausgedrückt werden kann:

„Wenn eine Störung der magnetiſchen Intenſität eintritt, ſo iſt die Variation der Horizontal-Kraft doppelt ſo groß, als die Variation der Total-Kraft.“ Um dieſes Geſetz nachzuweiſen, habe ich in folgender Tabelle alle Fälle aus den Beobachtungen vom Februar bis Dezember 1843 herausgehoben, wo die Aenderung der Horizontal-Intenſität während einer Stunde mehr als 0,0010 betrug. Daneben ſtehen die entſprechenden Aenderungen der Totalkraft, dann die aus den monatlichen Mitteln ſich ergebenden regelmäßigen Aenderungen, welche abgezogen werden müſſen, damit nur der von der Störung herrührende Betrag übrig bleibe. Die letzte Columne ſtellt das Verhältniß der Störung der Total- und Horizontal-Kraft dar:

Tag	Stunde	Beobachtete Aenderung		Regelmäßige Aenderung		Verhältniß-Zahl
		der Horiz.-Intenſität.	der Total-Intenſität.	der Horiz.-Intenſität.	der Total-Intenſität.	
14. Februar	9. — 10. Abends	− 0,00220	− 0,00105	− 0,00006	− 0,00005	2,1
17. „	8. — 9. „	− 0,00130	− 0,00058	+ 0,00004	+ 0,00006	2,2
24. „	8. — 9. „	− 0,00139	− 0,00059	+ 0,00004	+ 0,00006	2,2
12. März	7. — 8. „	+ 0,00216	+ 0,00092	+ 0,00006	+ 0,00001	2,3
8. April	6. — 7. Morg.	− 0,00205	− 0,00115	− 0,00007	− 0,00006	1,8
9. „	7. — 8. Abends	+ 0,00152	+ 0,00091	+ 0,00009	+ 0,00006	1,7
22. „	6. — 7. „	+ 0,00113	+ 0,00050	− 0,00007	− 0,00006	2,1
27. „	5. — 6. „	− 0,00109	− 0,00050	+ 0,00002	− 0,00001	2,3
15. May	7. — 8. „	− 0,00198	− 0,00110	+ 0,00000	− 0,00006	1,9
3. Juny	8. — 9. Morg.	− 0,00192	− 0,00100	− 0,00034	− 0,00015	1,9
29. „	7. — 8. „	− 0,00127	− 0,00071	− 0,00034	− 0,00020	2,1
4. July	8. — 9. Abends	− 0,00110	− 0,00055	+ 0,00002	+ 0,00003	2,0
10. „	2. — 3. „	+ 0,00176	+ 0,00105	+ 0,00050	+ 0,00035	1,8

Tag	Stunde	Beobachtete Aenderung der Horiz.-Intenſität.	Beobachtete Aenderung der Total-Intenſität.	Regelmäßige Aenderung der Horiz.-Intenſität.	Regelmäßige Aenderung der Total.-Intenſität.	Verhältniß-Zahl.
12. July	7. — 8. Morg.	— 0,00133	— 0,00066	— 0,00035	— 0,00019	2,0
25. „	8. — 9. „	— 0,00186	— 0,00109	— 0,00034	— 0,00022	1,7
25. „	9. — 10. „	— 0,00253	— 0,00141	— 0,00028	— 0,00018	1,9
25. „	4. — 5. Abends	— 0,00120	— 0,00063	+ 0,00009	+ 0,00007	1,8
27. „	1. — 2. „	— 0,00193	— 0,00087	+ 0,00013	+ 0,00009	2,1
30. „	9. — 10. Morg.	— 0,00112	— 0,00065	— 0,00022	— 0,00018	1,9
11. Auguſt	2. — 3. Abends	— 0,00124	— 0,00066	+ 0,00023	+ 0,00023	1,7
11. „	7. — 8. „	+ 0,00098	+ 0,00055	+ 0,00003	+ 0,00000	1,7
14. „	8. — 9. „	+ 0,00104	+ 0,00061	+ 0,00004	+ 0,00005	1,8
27. „	6. — 7. „	+ 0,00122	+ 0,00072	+ 0,00018	+ 0,00007	1,6
1. September	6. — 7. „	+ 0,00257	+ 0,00127	+ 0,00040	+ 0,00019	2,0
2. „	7. — 8. Morg.	— 0,00115	— 0,00060	— 0,00040	— 0,00020	1,9
9. „	6. — 7. Abends	+ 0,00129	+ 0,00067	+ 0,00040	+ 0,00019	1,9
19. „	1. — 2. „	+ 0,00126	+ 0,00074	+ 0,00003	+ 0,00003	1,7
1. October	1. — 2. Morg.	— 0,00118	— 0,00047	— 0,00006	— 0,00003	2,6
3. „	6. — 7. „	— 0,00127	— 0,00054	— 0,00021	— 0,00007	2,3
12. „	12. — 1. Mittag	— 0,00132	— 0,00050	+ 0,00029	+ 0,00021	2,3
15. „	2. — 3. Abends	+ 0,00115	+ 0,00057	+ 0,00004	+ 0,00003	2,1
16. „	12. — 1. Mittag	+ 0,00124	+ 0,00072	+ 0,00029	+ 0,00021	1,9
17. „	6. — 7. Abends	+ 0,00180	+ 0,00096	+ 0,00029	+ 0,00025	2,1
23. „	5. — 6. „	+ 0,00131	+ 0,00061	+ 0,00020	+ 0,00008	2,1
26. „	6. — 7. Morg.	— 0,00122	— 0,00061	— 0,00021	— 0,00007	1,9
26. „	6. — 7. Abends	+ 0,00236	+ 0,00131	+ 0,00029	+ 0,00025	2,0
7. Novemb.	11. — 12. Mittag	+ 0,00178	+ 0,00088	+ 0,00015	+ 0,00019	2,4
13. „	6. — 7. Morg.	+ 0,00173	+ 0,00088	+ 0,00006	+ 0,00006	2,0
13. „	3. — 4. Abends	— 0,00223	— 0,00122	— 0,00006	— 0,00005	1,9
24. „	12. — 1. Mittag	— 0,00114	— 0,00067	+ 0,00023	+ 0,00017	1,6
8. Dezember	4. — 5. Abends	— 0,00174	— 0,00081	— 0,00015	— 0,00010	2,2
8. „	6. — 7. „	— 0,00138	— 0,00074	— 0,00005	+ 0,00002	1,8
8. „	9. — 10. „	+ 0,00168	+ 0,00074	+ 0,00001	0,00000	2,2
9. „	8. — 9. Morg.	— 0,00167	— 0,00096	— 0,00025	— 0,00015	1,7
10. „	12. — 1. Mittag	— 0,00145	— 0,00084	— 0,00002	— 0,00002	1,7

Digitized by Google

Tag	Stunde	Beobachtete Aenderung der Horiz.-Intenſität.	Beobachtete Aenderung der Total-Intenſität.	Regelmäßige Aenderung der Horiz.-Intenſität.	Regelmäßige Aenderung der Total-Intenſität.	Verhältniß-Zahl.
10. Dezember	4. — 5. Abends	— 0,00235	— 0,00145	— 0,00015	— 0,00010	1,7
11. „	7. — 8. „	+ 0,00180	+ 0,00090	+ 0,00010	+ 0,00002	1,9
11. „	8. — 9. „	— 0,00180	— 0,00000	+ 0,00004	+ 0,00001	1,8
28. „	9. — 10. Morg.	— 0,00134	— 0,00074	— 0,00032	— 0,00019	1,9
28. „	1. — 2. Abends	— 0,00118	— 0,00060	0,00000	+ 0,00003	1,9
28. „	3. — 4. „	+ 0,00127	+ 0,00065	+ 0,00002	+ 0,00007	2,1
30–31 „	12. — 1. Nachts	— 0,00122	— 0,00060	— 0,00002	+ 0,00002	2,1

Die Beobachtungen vom 27ten Auguſt und 1ten September ſind unſicher, weil die Stunden-Ableſung der Inclination in beyden Fällen um 5 Theilſtriche korrigirt worden iſt, um ſie mit den unmittelbar nach der Stunde gemachten Beobachtungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Eine ähnliche Correction dürfte am 1ten October und 24ten November nöthig ſeyn, obwohl keine Beobachtungen vorhanden ſind, welche uns ſolche vorzunehmen berechtigten. Die übrigen Reſultate ſtimmen ſehr genau überein, und geben im Mittel als Verhältnißzahl ſehr nahe 2. Nennen wir die Total-Intenſität J, die Horizontal-Intenſität X, und die Inclination i ſo haben wir hiernach

$$\frac{\delta X}{X} = 2\frac{\delta J}{J}.$$

Daraus ergiebt ſich für die Inclinations-Aenderungen folgendes Geſetz:

$$\delta i = -\frac{1}{\tang i}\frac{\delta J}{J} = -\frac{1}{2\tang i}\frac{\delta X}{X}$$

Dieſes Geſetz gilt für München; ohne Zweifel beſteht für andere Orte eine analoge Beſtimmung; jedoch beſitze ich nicht die erforderlichen Data, um in dieſer Beziehung die Unterſuchung weiter auszudehnen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Correſpondenz-Nachrichten aus Labrador. Mitgetheilt von Hrn. Hofrath v. Schubert.

a) Einzelne meteorologiſche Notizen u. dgl. über das Jahr 1842/43.

1) Von dem Correſpondenten in Hebron, Auguſt 1843.

In dieſem Frühjahr beobachtete ich einige hieſige Sträucher (denn Bäume giebt es hier nicht; auch habe ich noch keinen Strauch geſehen, der höher über der Erde ſtände als höchſtens zwey Fuß). Ein Weidenſtrauch, der am 26. Mai vom Schnee befreyt wurde, ſchlug ſchon am 2. Juni aus, und am 4. waren die Blätter ganz entfaltet. Ein Erlenſtrauch, der am 28. Mai vom Schnee frey wurde, fieng am 18. Juni an auszuſchlagen und hatte bis zum 24. ſeine Blätter vollends entfaltet. Andere Sträucher giebt es hier nicht. Von den jetzt aus Nappartok hergeflößten Bäumen habe ich an zweyen die Jahrgänge gezählt. Einer, am Stammende $13\frac{1}{2}''$ im Durchmeſſer und 37′ lang, zählte 245, und der zweyte $12\frac{1}{2}$ Zoll dick, 34′ lang, und überhaupt etwas mehr verkrüppelt, 285 Jahrringe. Die erſten 30 — 40 Jahrringe ſind ziemlich ſtark; aber vor 120 — 125 Jahren müſſen erbärmliche Jahrgänge geweſen ſeyn; denn da ſind die Ringe ſo nahe beyſammen, daß ſie kaum zu zählen ſind.

2) Von dem Correſpondenten in Okak, 27. Juli 1843.

Unſere Eskimos hatten im Aeußern ein reichliches Durchkommen; Keines hatte im Winter Mangel, und ſie ſind auch von epidemiſchen Krankheiten verſchont geblieben. Der Winter war nicht ſtreng, aber ſehr abwechſelnd, und weniger Schnee als im vorigen. Bis jetzt haben wir aber noch keine anhaltende Wärme, und unſere Gartengemüſe ſtehen nur mittelmäßig. Der eigentliche Sommermonat iſt der Auguſt.

3) Von dem Correſpondenten in Hoffenthal, 10. Juli 1843.

Unſeren Eskimos iſt es im vergangenen Schiffsjahr gut gegangen; ſie hatten guten Erwerb und ſind von allgemeinen Krankheiten verſchont geblieben. Der Winter war ausgezeichnet gelind, das Frühjahr kalt und ſpät; es ſieht daher in unſeren Gärten ſehr ärmlich aus und ſie verſprechen keine gute Aernte.

b) Verzeichniß der in Labrador befindlichen Landſäugthiere.

Aklak, der ſchwarze Bär. Das Wort ſcheint ein Grundwort zu ſeyn, denn es läßt ſich etymologiſch nicht erklären. Die Aklait (plur.) ſind nicht zahlreich; doch werden noch alle Jahre welche erlegt. Sie ſollen nicht gefährlich ſeyn und meiſtens vor den Menſchen fliehen. Sie nähren ſich hauptſächlich von Mäuſen und Krähebeeren, die allenthalben wachſen. Sie ſind etwas kleiner als diejenigen, die man in Europa gewöhnlich ſieht. Im Winter trifft man keine an; ſie ſollen ſich den

Digitized by Google

Winter über in Höhlen aufhalten und ſchlafen. Zugleich wird aber behauptet, daß ſie für den Winter große Vorräthe von Kräkebeeren einzuſammeln pflegen. — Außer dieſen gewöhnlichen ſchwarzen Bären giebt es noch eine Abart, die aber unter demſelben Namen geht, mit einem weißen Ring um die Naſe und weißer Bruſt; dieſe ſollen ſeltener und gefährlicher ſeyn.

Umingmak, der Biſamochſe. Ein ſehr ſeltenes Thier, nur durch Ueberlieferung bekannt. Von allen Einwohnern Nains hat noch keiner dieſes Thier geſehen. Vor vielen Jahren ſah ein Eskimo von Okak ein ſolches Thier im Innern des Landes, und dachte, es wäre der Teufel. Der Name kommt von Umik, der Bart, und mâk, groß oder lang; alſo: der groß- oder langbärtige.

Tuktu, der allgemeine Name der Rennthiere; die etymologiſche Bedeutung des Namens iſt unbekannt. Die Rennthiere werden nach Größe, Alter ꝛc. folgendermaſſen genannt:

a) Parnpek (Grundwort), ein ausgewachſener Hirſch.
b) Angusalluk, der nächſtfolgende Hirſch. (Angut, der Mann.)
c) Angusallugak, ein Hirſch, der etwa zwey Jahre alt iſt (die Endung ak bedeutet klein oder jung).
d) Nochaitok, eine Kuh ohne Kalb.
e) Nochalik, eine Kuh mit Kalb (lik, mit etwas verſehen).
f) Nohak, das Kalb.
g) Aukpillaktok, ein neu geworfenes Kalb. Das Wort kommt von ankpalluktak, roth, weil die Farbe dieſes Kalbs röthlich iſt. (Dieſes Wort kommt von auk, das Blut). Ein allgemeiner Name für Kuh exiſtirt nicht.

Ammarok, der Wolf. (Im Sinn des Wortes liegt: ſeiner Beute unaufhaltſam nacheilend.) Die hieſigen Wölfe ſind den Menſchen nicht gefährlich, deſto mehr aber den Rennthieren. Sie ſind vielleicht noch ſeltener als die Bären, denn es werden wenige erlegt.

Kingmek (Grundwort), der Hund.

Terrienniak, der Fuchs. (Das Wort enthält eine Anſpielung auf Terliarsinek, hintergehen.) Die hieſigen Füchſe theilen ſich in zwey Arten. Die ſchwarzen und die rothen kommen von Einem Wurf; die weißen aber ſind kleiner und paaren ſich nicht mit den andern.

Terriak, das Wieſel, dem ruſſiſchen Hermelin ähnlich. Im Sommer ſind ſie grau, im Winter weiß.

Kapvik, der Dachs. (Verwandt mit kapvikpok, er hebt ſchwere Sachen in die Höhe.) Er hat einen ſehr ſtarken Knochenbau, und raubt oft den Eskimos ihre unter ſchweren Steinen vergrabenen Fiſche, Rennthier- oder Seehundsfleiſch.

Kapviaitsiak, der Marder. (Aitsiak bedeutet klein, hübſch, niedlich.) Die Marder halten ſich hier meiſtens im Buſch auf.

Illakosek, das Stachelſchwein. (Bedeutung des Wortes unbekannt.) Sie ſind nicht häufig, und nähren ſich im Winter hauptſächlich von der Rinde der Tannenbäume.

Kigiak, der Biber. (Von kigut, Zahn, kigiarpok, er nagt, zerbeißt, alſo wörtlich: ein Nager.) Sie ſind in unſrer nördlichen Gegend äußerſt ſelten.

Sigsik, das Eichhorn (Grundwort). Sie ſind ſelten, und kleiner als die europäiſchen Die fliegenden ſind noch ſeltener und noch kleiner, werden auch Sigsik genannt.

Ukkalek, der Haſe (Grundwort). Im Sommer graublau, im Winter weiß mit ſchwarzen Ohrſpitzen.

Ukkalaitsiak, das Kaninchen.

Pertukserak, der Luchs. (Pertuk, das Schneegeſtöber, bezeichnet die Schnelligkeit). Sie werden in unſerer Gegend ſehr ſelten angetroffen.

Kivgâluk, die Waſſerratte. (Kivgak, Diener, âluk, ſchlecht.) Riecht ſtark nach Moſchus.

Nunnivakak, die Maus im Allgemeinen. (Nunnivakpok, es geht aufs Land einſammeln, Beeren oder ſonſt etwas.) Bezeichnet auch ſpeciell die Hausmaus mit weißem Bauch und langem Schwanz.

Digitized by Google

Avingak, eine große Landmaus, kurzſchwänzig. Sie ſtellt ſich auf die Hinterbeine zur Gegenwehr, wenn Jemand ihr nahe kommt.

Ukjungnak, eine kleine Art Mäuſe.

Ukjungnarvik, die Spitzmaus.

Innerlugak, die Fledermaus, ſehr ſelten und nur in den tiefen, landeinwärts gehenden Buchten. (Wörtlich: der Darm, von Innerloak oder Innerlugak, der getrocknete Darm).

Verzeichniß der bekannteſten Waſſervögel in Labeadoe.

Mittek, die Eidergans (Grundwort). Die Mittit (plur.) ſollen nach Süden hin viel zahlreicher ſeyn. In Nain ſind ſie ſchon ſeltener als in Hoffenthal, und nördlich von Nain giebt es faſt gar keine. Dieß iſt mit allen Waſſervögeln der Fall. Der Mittek kommt in Nain an, ſobald das Eis geſchmolzen iſt, gewöhnlich zu Ende Juni. Sobald das Eis weg iſt, legen ſie — gewöhnlich auf kleinen flachen Inſeln, 3 — 10 Eyer in's Moos, nicht fern vom Strande. Dieſe Vorſicht gebrauchen ſie, um nicht durch die Füchſe und dergleichen Thiere beläſtigt zu werden, was auf größeren Inſeln oder auf dem Feſtlande der Fall ſeyn würde.

Kingalik, zu den Mitteks gehörig (von Kingak, Naſe, und lik, damit verſehen). Sie ſind die erſten, die zu kommen pflegen, niſten aber hier gar nicht.

Mitterluk, die Ente (luk, ſchlecht, alſo: die ſchlechte Eidergans). Sie haben ihre Neſter im Geſträuch, wo ſie ſchwer zu finden ſeyn ſollen, und legen gewöhnlich 6 Eyer.

Pitsiulak, die Seetaube (Grundwort). Sie bauen an ſteilen Inſeln, zwiſchen den herabgefallenen Steinen, etwas ſpäter als die Mittit. Haben nur 2 — 3 Eyer. Von allen hieſigen Vögeln ſind ſie die zahlreichſten.

Pitsiulapak, ein großer Pitsiulak (pak, groß); hat faſt die Größe einer Eidergans, aber rothe Beine, wie ein gewöhnlicher Pitsiulak. Sie bauen hier keine Neſter.

Aggek, etwas kleiner als eine Eidergans. Sie ſind ſelten, und ſchreyen ahärluk, ahärluk.

Akpa, eine Alke (Grundwort). Sie legen 2 Eyer auf die Erde in's Gras, bauen aber ein ordentliches Neſt.

Akpavik, ein vollkommener Akpa (vik, völlig).

Akpalik, einer von mittlerer Art.

Akpaliärsuk, eine kleine Art (ärsuk, klein).

Signluktok, der Seepapagey. (Siguk; der Schnabel, luk, ſchlecht.)

Kaksauk, von ſeiner Stimme kak, kak, haben ihre Neſter an den Teichen, und legen nur 2 Eyer.

Tôlik, ein großer, ſchöner Vogel, der nicht häufig vorkommt.

Issungak, die Möwe, wird wegen ihrer grauen Federn „die Trübe" genannt. (Issungarok, das Waſſer iſt trüb, dick.)

Okaitok, wörtlich: der keine Zunge hat. (Okak, die Zunge, i das Negativum.)

Issarogitok, der Kleinflüglichte. (Issarok, der Flügel, ki, wenig oder klein.)

Ivugak (Grundwort).

Sarogak (Grundwort). Dieſer Vogel geht nicht unter's Waſſer, brütet auf niedrigen, kleinen Inſeln und hat 6 Eyer.

Immerkotailak, ein Zugvogel von der Größe eines Moyers, niſtet hier nicht und iſt kein Taucher.

Nauja, der Moyer (Grundwort). Iſt ſehr dürr und thranig, liebt die kleinſten Inſeln in der freyen See und niſtet darauf. Er legt 2 — 4 Eyer.

Naujarluk (der ſchlechte Nauja).

Nautsârsuk, der kleine Moyer.

Naujavik, der große oder völlige Moyer.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Verzeichniß

der in den Monaten September bis incl. November v. J. an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des Séances. Deuxième semestre. Tom. XVII. No. 2 — 11. Juillet — Sptbr. 1843. Paris 1843. 4.

Von der Imprimérie royale à Paris:

Journal des Savants. Juin — Aout incl. 1843. Paris 1843. 4.

Vom Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom II. Livraison 4. 1841. T. III. L. 3. 1843. Paris 1841. 43. gr. 4.

Von der Société de l'Histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 9. 10. Oct. Nov. 1843. (Procés verbaux). Paris 1843. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux á Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France, dirigé par M. de Caumont. 9. Volume. No. 7. Paris, Cáen 1843. 8.

Von der Sinsheimer Geſellſchaft zur Erforſchung der vaterländiſchen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Neunter Jahresbericht von Stadtpfarrer Karl Wilhelmi. Sinsheim 1843. 8.

Von der Regia Societas scientiarum in Upsala:

Nova acta. Vol. XI. Upsaliae 1839. gr. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Adrien Balbi in Paris:

Elémens de géographie générale ou description abrégée de la terre etc. Paris 1843. 8.

Durch Herrn E. Chadwick, Secretary poor law Commissioners de London:

Raport from the poor law commissioners. London 1843. gr. 8.

Vom Herrn Frhrn. Friedrich v. Drieberg in Botzen:

Beweisführung, daß die Lehre der neueren Phyſiker vom Druck des Waſſers und der Luft falſch iſt, nebſt einem Verſuch, die Erſcheinungen an flüſſigen Körpern ohne athmoſphäriſchen Luftdruck zu erklären. Berlin 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Ueber die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, dann über das Geſchwornengericht. Carlsruhe 1843. 8.

Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et d'économie politique. 3. Série. 10. année. 1843. Tom. deuxième. No. 9. 10. 11. Septbr. — Novbr. Paris 1843. 8.

Vom Herrn James D. Forbes, Eſq. Profeſſor in Edinburgh:

On the transparency of the atmosphere and the law of extinction of the solarrays in passing through it. London 1842. gr. 4.

Vom Herrn Dr. Ambros Fusinieri in Venedig:

Annali delle scienze del Regno Lombardo-Veneto (appendice al Bim VI. 1842). Sopra il trasporto di materia ponderabile nelle scariche elletriche. Seconda edizione. gr. 4.

Vom Herrn August Grunert, Profeſſor zu Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Phyſik. II. 1 — 4, III. 1 — 4, IV. 1. Greifswalde 1842. 43. 8.

Von den Herren van der Hoeven, Profeſſor in Leiden, und de Vriese, Prof. in Amſterdam:

Tijdschrift voor natuuralijke geschiedenis en Physiologie. Tiende Deel. 2e 3e Stuk. Leyden 1843. 8.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Correſpondenz-Nachrichten aus Labrador. Mitgetheilt von Herrn Hofrath v. Schubert.

(Schluß.)

Pai (Grundwort), legt 6 — 10 Eyer.

Ingiuliksiut (ingiulik, die Schwingwelle; ingiuliksiorpok, er fährt in den Schwingwellen; aus dem Zeitwort sion, fahren, bildet ſich der plur. siut, die in den Schwingwellen fahren).

Sorlutok, eine Art Enten. Sie ſind immer in Heerden, den ganzen Sommer über, hier; aber noch Niemand hat ein Neſt von ihnen gefunden. Ihren Namen haben ſie von ihrer Stimme.

Kachorluk, ein Strandvogel, etwas kleiner als ein Möver, kein Taucher. (Von kahorpok, es iſt weiß, luk, ſchlecht.) Wenn die Fluth klein iſt, ſollen ſie ſehr mager ſeyn; bey hoher Fluth dagegen, nämlich bey der 14tägigen Springfluth, fett, weil die Strömungen alsdann ſtärker ſind und daher mehr Speiſe für ſie entführen.

Tullerunak. Dieſer Vogel wird ſo genannt von den beyden weißen Flecken, die er an den Ohren oder Seiten des Kopfes hat.

Land- und Strandvögel.

Nerlek, die Gans (Grundwort). Sie halten ſich in den großen Teichen auf, und ſind ſchwer zu ſchießen, daher wir auch ſehr ſelten eine erhalten. Es iſt ganz die europäiſche wilde Gans.

Nektoralik (Grundwort), der Adler. Iſt ſelten hier anzutreffen.

Kiggavik (Grundwort), der Falke.

Siutelik, ein ſeltener Raubvogel, von der Größe eines kleinen Adlers. (Siut, das Ohr, lik, damit verſehen; alſo einer, der ein ſcharfes Gehör hat.)

Tullugak, der Rabe oder die Krähe. Iſt Sommer und Winter hier, aber einzeln.

Tullugarnak, die Schwalbe, aber nicht die europäiſche. Iſt nicht häufig, baut ihr Neſt an den Abſtürzen und lebt vom Strand.

Tullugärsuk, wörtlich: der kleine Rabe. Hat die Größe einer Amſel und iſt ſchwarz wie ein Rabe.

Tullek, ein Frühjahrsvogel, der ſich meiſtens am Strand aufhält. Er hat den Namen von ſeiner Stimme, weil er immer ruft: tullik.

Sullajok, ein Strandvogel (wörtlich: der Geſchäftige, Sullinek, Geſchäftigkeit).

Kullekulliak, der Strandläufer. Es giebt zwey Arten. Sobald der Strand aufgethaut und das Eis weg iſt, daß ſie ihr Futter finden können, kommen ſie an und bleiben den Sommer über da. Sie ſind den Bachſtelzen ſehr ähnlich. Ihr Name

Digitized by Google

kommt von ihrer Stimme: ſie ſchreyen den ganzen Tag: kullekulliak.

Sigsariak, wörtlich: der Strandläufer. Etwas kleiner als der vorhergehende. (Sigsak, der Strand, riar, laufen, gehen). Es iſt eine kleine Schnepfe.

Nessaulik, ein Zugvogel, nur im Frühjahr hier. (Von Nessak, die Mütze. Er hat einen ſchwarzen Fleck auf dem Kopf: daher der Mützeträger).

Akpingek, die große Schnepfe. Sie kommen als Zugvögel im Herbſte; doch werden ſie nicht alle Jahre geſehen. Sie haben ihren Namen davon, weil ſie beſonders die Akpi-Beere (Muldenbeere) eſſen.

Uttututôjok, ein zur Schnepfenart gehöriger Vogel, hat lange Beine und ſoll ſelten zu ſehen ſeyn. Der Name kommt von ihrem Ruf: uttututu.

Ungetit, (plur.), eine kleine Schnepfenart. (Unge iſt die Armgrube. Weil ſie einen ſchwarzen Fleck unter den Flügeln haben, ſo heißt man ſie: die mit einer Armgrube verſehen ſind).

Kennnajok, eine Eule. (Wörtlich: der Flehende. Kennuvok, er bittet, bettelt; kennuariva, er bittet ſich etwas aus, ſeine Stimme klingt flehend). Lebt von Mäuſen und iſt geſprenkelt.

Okpik, die Schneeeule. (Der Name kommt von ſeiner hohlen, rauhen Stimme: ôk, ôk).

Nuilatôk, die Krageneule. (Nuilak, das Gebräme, die Einfaſſung an einem Kleid; alſo: der eine Beſetzung hat).

Ikkêrtôjok, die Ohreule.

Imaingartak, die Nachteule. (Dieſes Wort gebrauchen die Eskimos ſpottweiſe, wenn Jemand ſtillſchweigend, ohne zu grüßen, an einem vorübergeht.)

Ikkarilik, die amerikaniſche Amſel (Grundwort). Es iſt unſer Rothbrüſtchen, ganz ähnlich dem Rothkehlchen, aber ſo groß wie eine Amſel. Sie bauen ihre Neſter auf Bäume, in die Häuſer und überall hin. In der letzten Hälfte des May

kommen ſie hier an und erfreuen uns mit ihrem Pfeifen bis Ende Juny.

Koppernoaksoak, der Dreckvogel. Ein ſchwarzgrauer Vogel mit kurzem Hals, iſt Sommer und Winter hier. Lebt von Fleiſch und Gewürm, raubt, wo er kann, gehört aber nicht zu den Raubvögeln. Sie legen ſehr früh Eyer; ihre Neſter ſind aber ſchwer zu finden. Sie kleben ihr Futter an die Bäume an, als Proviant für den Winter. Haben keine Singſtimme.

Koppernoakpak, die Lerche, mehr die Heidelerche, doch wohl auch nicht ganz. Sie kommen Mitte May hier an und halten ſich im Buſch auf. Mit dieſem Namen werden alle kleinen Vögel benannt.

Koppernoaniut, ein Raubvogel, von der Größe einer Amſel. (Die Endung niut bedeutet ein Inſtrument, z. B. Nunnivakak, die Maus, nunnivakarniut, die Mausfalle. Alſo wörtlich: der Vogelfänger).

Erkorolik, ein kleiner Vogel, mit einem Fleck am Hintertheil (Erko, der Hintern).

Erkungaluk, der Kreuzſchnabel. (Erkungavak, er zieht den Mund ſchief; luk, ſchlecht; alſo: Einer, der einen ſchlecht verzogenen Schnabel hat).

Essaluk, von der Größe einer Amſel, ſchön gezeichnet. (Der Name kommt von ſeiner Stimme, weil er immer ruft: essaluk). Es iſt der Dompfaffe.

Aviorfok, ein kleiner Vogel, der wie eine Lerche zwitſchernd ſich von der Erde erhebt.

Amantijak, der Schneefinke. (Amant, die Kaputze an dem Weiberpelz, lijar, etwas mit ſich führen; alſo wörtlich: der Amantträger). Es iſt ein Zugvogel. Gegen Mitte April treffen ſie hier ein, halten ſich gern in der Nähe der Häuſer auf und ſind den ganzen Tag in Heerden da, ſo emſig wie die Finken. Anfangs May, wenn mitunter ſchöne Tage kommen, ſingen ſie niedlich; nimmt aber der Schnee ab und wird es wärmer, ſo ziehen ſie fort, was gewöhnlich Mitte May geſchieht. Sobald ſie fort ſind, treffen die andern

Digitized by Google

Vögel ein. Ihr Zug geht nach Norden. Im October treffen ſie wieder hier ein, halten ſich etwa 14 Tage hier auf und ziehen dann nach Süden. Sie ſind die Frühlings- und Winter-Boten.

Kutsertak. Wir nennen es das Streifmützchen, weil es auf dem Kopfe einen langen weißen Streifen hat. Sie ſind gern in den Gärten, wo ſie oft die Pflanzen umwühlen. Sie bauen ihre Neſter in's Moos. Ihr Name kommt von dem Ton den ſie von ſich geben, wenn ſie auf der Erde ihr Futter ſuchen. Kuttit ſind Tropfen. Kussertok, es tropſt. Der Ton des Vogels hat Aehnlichkeit mit dem Ton eines Tropfens, der in's Waſſer fält. Sein Name alſo heißt wörtlich: der Tröpfler. In unſerer Bibel haben wir ihn für Sperling. Sonſt ſingen ſie recht niedlich, ähnlich der Goldammer.

Toggaijok, der Baumhacker. (Toggurpok, er hackt, pickt.)

Adsatasajok, der Zaunkönig, oder ihm ähnlich, iſt Sommer und Winter im Buſch.

Missaktak, ein kleiner Vogel, wörtlich: der Schnalzer (missakpok, er ſchnalzt) von dem Tone ſeiner Stimme ſo benannt.

Saksariak, ein kleiner Singvogel mit rothem Kopf (von saksarpok, er treibt ſich überall herum.)

Akkigek, der allgemeine Name aller Ripperarten. Sie ſind im Winter weiß, im Sommer grau.

a) Akkigivik, iſt der große Ripper. Sie halten ſich meiſtens am Saum des Buſches auf, legen 12 — 16 Eyer.

b) Niksartok, (wörtlich: der Rülpſer, von niksarpok), der kleine Bergripper; dieſe ſind die zahlreichſten.

c) Akkigilik, der Baumripper. Sie kommen nie aus den Buſch und verändern ihre Farbe nicht; ſind in der Größe wie die Akkigivik.

Dabey bemerkt Hr. Prof. Dr. Zuccarini, daß von demſelben Correſpondenten auch ſehr ſchätzbare Notizen über die Flora von Labrador vorliegen. Derſelbe wird nach vollendeter Beſtimmung des miteingeſandten eben ſo intereſſanten als vortrefflich conſervirten Herbariums ausführlich darauf zurückkommen.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

In einem früheren Berichte (Sitzung vom 12. Juni 1841, Gel. Anzeigen Bd. 13. p. 257 ff.) habe ich bereits die Ehre gehabt, der Claſſe einige Mittheilungen über die Flora des japaneſiſchen Inſelreiches, über die hierüber von früheren Botanikern vorliegenden Leiſtungen und über den Fortgang der Arbeiten zu machen, welche ich ſelbſt mit Hrn. von Siebold in Leyden in dieſer Beziehung unternommen habe. Seitdem iſt die Herausgabe des zweyten Bandes unſerer Flora vorgeſchritten und die Monographie der in Japan eben ſo zahlreichen als eigenthümlichen Coniferen vollendet worden. Es ergiebt ſich daraus, daß Japan allein wenigſtens 31 Arten aus dieſer Familie in 14 Gattungen zählt, während ganz Europa höchſtens 22 Arten in 5 Gattungen beſitzt, die freylich nichts deſto weniger durch die große Geſelligkeit einzelner Species einen weſentlichen Grundzug unſerer heimathlichen Flora bilden. Leider hindert mich die unbegreifliche Langſamkeit, mit welcher mir die Notizen über Standort, Kultur und Benutzung der einzelnen Pflanzen zukommen, an raſcherer Publikation, und ich muß nun ſeit zwey Jahren deßhalb mit dem Drucke inne halten, obgleich Text und Tafeln faſt zu dem ganzen zweyten Bande außerdem fertig lägen.

Eine weſentliche Förderung ward indeſſen unſerem Unternehmen dadurch zu Theil, daß die

Digitized by Google

Allerhöchſte Gnade Sr. Majeſtät mich in den Stand ſetzte, im Herbſte 1842 ſelbſt eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Holland zu unternehmen und während eines ſechswöchentlichen Aufenthaltes in Leyden die dort aufgehäuften naturhiſtoriſchen Schätze in ihrer Geſammtmaſſe zu überblicken. Natürlich waren der k. botaniſche Garten und das k. Reichsherbarium die Hauptgegenſtände meiner Studien. Erſterer bewahrt ſeinen von Jahrhunderten ererbten Ruhm ungeſchwächt unter der Direction ſeines vortrefflichen Vorſtandes, Profeſſor Reinwardts, deſſen Güte ich auch für den hieſigen Garten über hundert bis dahin uns fehlende lebende Pflanzen verdanke. Es ſind dabey vorzüglich mehrere der erſt durch v. Siebold aus Japan gebrachte Arten intereſſant, wie z. B. Cleyera japonica, Kadsura japonica, Bladhia japonica, Quercus glabra, Rhus vernicifera, Ilex latifolia etc.

Das k. Reichsherbarium iſt nicht minder eine der großartigſten und in Beziehung auf manche Länder gewiß die reichſte Sammlung, welche exiſtirt. Dieſes iſt beſonders rückſichtlich niederländiſch Indiens und Japans der Fall. Noch hat es, wegen der Maſſe an Material und der vielfachen anderweitigen literäriſchen Arbeiten ſeines berühmten Vorſtandes, Dir. Blume, nicht ganz aufgeſtellt werden können, und war mir deßhalb nur rückſichtlich der Flora von Japan zugänglich. Ich weiß deßhalb auch nicht, was aus den früheren Zeiten des holländiſchen Ruhmes und Eifers für Naturwiſſenſchaften, aus den Perioden Hermanns, der Commelyns, Boerhaves, Seba's, der Gronovs und Burmanns ſich noch vorfindet. Unter den Separat-Sammlungen neuerer Zeit iſt vorzüglich das Perſoonſche Herbarium wichtig. Ueberſchwenglich iſt die Maſſe an Pflanzen, welche in dieſem Jahrhundert von deutſchen und holländiſchen Naturforſchern in Auftrag der niederländiſchen Regierung auf Java, Borneo, Celebes, Sumatra u. ſ. w. geſammelt worden iſt, und das Material für die Reihe eben ſo ausgedehnter als vortrefflicher Arbeiten lieferte, welche die Wiſſenſchaft Reinwardt, Blume, Korthals, de Vrieſe u. A. verdankt. Sie füllen drey große Gemächer. Mit den Herbarien ſind herrliche Cahiers von Velins verbunden, Abbildungen und Analyſen vorzüglich der durch das Trocknen leicht entſtellbaren Pflanzen, wie Orchideen und Aroideen, enthaltend. Nicht minder reich iſt die Sammlung von Blüthen und Früchten in Weingeiſt, von trocknen Früchten und Saamen, Droguen und Holzproben, welche aber ihrer Aufſtellung in leider nicht genug gegen manche ſchädliche Einwirkungen geſicherten Magazinen erſt entgegen ſieht.

Die japaniſche Pflanzenſammlung beſteht zunächſt aus den Herbarien der Herren v. Siebold und Bürger. Beyde ſind außerordentlich reich an Doubletten, ſo daß manche Art in mehr als 100 Exemplaren vorliegt und das Bürger'ſche Herbarium bildet eigentlich nur ein Supplement zu dem Siebold'ſchen, deſſen 22 — 2300 Species Phanerogamen es um 2 — 300 noch vermehrt. Bekanntlich hatte nämlich Dr. v. Siebold ſchon ſeit dem J. 1824 in Japan geſammelt und leitete Hrn. Dr. Bürger, welcher im Jahre 1828 zu ſeiner Beyhülfe dahin nachgeſchickt wurde, an, die bereits gemachten Sammlungen nach ſeiner Abreiſe weiter zu bereichern und fortzuſetzen. Die Exemplare ſind ſehr zweckmäßig ausgewählt und mit billiger Rückſicht auf die Schwierigkeit des Sammelns ſehr gut erhalten. Das Herbarium enthält zunächſt die Flora der Umgegend von Nangaſaki und überhaupt des ſüdweſtlichen Kiuſiu, dann die auf der Geſandtſchaftsreiſe nach Yeddo unterwegs und in der Umgebung dieſer Hauptſtadt gemachten Sammlungen; endlich die große Anzahl von Gewächſen, welche v. Siebold in dem auf Decima angelegten botaniſchen Garten durch die eifrige Beyhülfe zahlreicher eingeborner Schüler aus allen Theilen des Reiches vereinigte und kultivirte. Nicht minder wichtig ſind aber auch die Herbarien eingeborner Aerzte und Naturforſcher, welche v. Siebold zu erwerben wußte, und welche von eben ſo vielem Eifer als Sachkenntniß und ſcharfer Beobachtungsgabe der Sammler Zeugniß geben.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortſetzung.)

Die Exemplare in dieſen ſind größtentheils zur Unterſuchung vollſtändig genug und eine große Menge von Arten aus den nördlichen Gebirgsgegenden von Nippon, aus Jeſſo u. ſ. w., wohin noch kein Europäer je gelangte, konnten nur auf dieſe Weiſe erhalten werden. So enthielt eine kleine Sammlung eines japaneſiſchen Botanikers die ſchönen neuen Gattungen Pteridophyllum und Schizocodon, eine neue Art von Pterostyrax u. ſ. w. Auch die in Japan ſo hoch geſteigerte Gartenkunſt findet in den Herbarien der Eingebornen ihre Vertretung in Aufbewahrung der faſt zahlloſen Spielarten, welche die Kultur von einzelnen Pflanzen erzeugt hat. So erhielt v. Siebold durch den Fürſten von Satzuma eine Sammlung von Blättern aller in Japan kultivirten Varietäten der Acerarten, die auf 200 Nummern anſteigt.

Mit dem Herbarium ſteht in Verbindung eine ſehr anſehnliche Sammlung von Früchten und Samen theils trocken, theils, ſo wie die Blüthen der meiſten Gattungen, in Spiritus aufbewahrt, dann von Arzneyſtoffen, Droguen und andern Rohſtoffen aus dem Pflanzenreiche mit den daraus gefertigten Fabrikaten.

Für die lebenstreue Darſtellung einer großen Auswahl von Pflanzen auch in Beziehung auf Kolorit und andre nur im friſchen Zuſtande wahrnehmbare Merkmale iſt geſorgt durch mehr als 600 vortreffliche unter v. Siebolds Leitung nach dem Leben gemalte Abbildungen. Sie wurden nur dem kleinſten Theile nach von europäiſchen Künſtlern, die meiſten dagegen von Japanern gefertigt, welche unter gehöriger Aufſicht ſich ſehr leicht hiezu ſchicken und ſelbſt jeder wiſſenſchaftlichen Anforderung genügen. Der Japaner hat ſchon für ſich bis auf gewiſſe Gränzen eine vortreffliche Darſtellungsgabe naturhiſtoriſcher Gegenſtände. Die Abbildungen in den botaniſchen Werken einheimiſcher Naturforſcher genügen faſt durchgängig ſelbſt verkleinert und in ſchwarzen Umriſſen, um die gemeinten Pflanzenarten zu erkennen, und dürfen ſich den meiſten europäiſchen Holzſchnitten der Art aus dem 16. und 17. Jahrhundert an die Seite ſtellen. Im Kolorit übertrifft aber der Japaner noch den Europäer häufig, wozu ſein vortreffliches Farbenmaterial beytragen mag. Charakteriſtiſch für die Bildungsſtufe dieſes überhaupt ſo eigenthümlich entwickelten Volkes iſt dabey die in v. Siebolds reichen Sammlungen japaniſcher Abbildungen und Gemälde nachweisbare Thatſache, daß der Sinn naturgetreuer Auffaſſung in Zeichnung und Kolorit bey dem Japaner nur bis an die Darſtellung von Säugethieren reicht, aber ſich nicht bis zum menſchlichen Körper erhebt. Vortrefflich ſind ihre Abbildungen von Pflanzen,

Digitized by Google

Schalthieren, Inſekten, Fiſchen, Amphibien, Vögeln; unter den Säugthieren gelingt ihnen dagegen faſt nur der Affe, und alle ihre Menſchenfiguren haben etwas ſtereotyp Unſchönes und Verzerrtes, eine Unnatur in Form, Stellung und Ausdruck, die vielleicht in den analogen Verzerrungen der buddhiſtiſchen Idole ihre Quelle oder vielmehr ihre Stütze und Garantie auch für die Zukunft hat.

Ich habe bereits in meinem früheren Berichte darauf aufmerkſam gemacht, wie ſich bey den Japanern eine ſehr ausgebildete und gegliederte Nomenclatur in Bezeichnung der Naturkörper hervorſtelle, welche allen europäiſchen Völkern ſelbſt der Jetztzeit (mit Ausnahme der eigentlichen Wiſſenſchaftsmänner) noch verſagt iſt. Der Japaner hat z. B. für alle Pflanzen ſeiner Heimath landesübliche Namen, mit deren Hülfe er jede Art bezeichnen oder unterſcheiden kann. Der Deutſche, der Franzoſe haben ſie noch nicht, ſie müſſen faſt in den meiſten Fällen zu ſicherer Bezeichnung der einzelnen Arten die lateiniſchen ſyſtematiſchen Namen erſt überſetzen. Ein ſicherer Beweis, daß bey uns Abendländern das Bedürfniß einer gegliederten detaillirten Naturanſchauung nie ſo fühlbar geweſen als im Oſten. Am meiſten Sinn und uneigennützige Detailkenntniß in dieſer Beziehung hat noch der einſame Alpenbewohner, der z. B. im Salzburgiſchen über 500 Pflanzenarten durch eigenthümliche oft ſehr poetiſche Namen unterſcheidet, während der Bauer des Flachlandes kaum über 200, der gebildete Städter vielleicht oft nicht 50 Pflanzen ſeiner Umgebung kennt.

Die japaniſche naturhiſtoriſche Nomenclatur iſt aber keine erſt neuerlich entſtandene, ſie hat ſich wenigſtens ſeit Jahrhunderten bereits unverändert forterhalten. Dieſelben Pflanzennamen, welche in den Jahren 1680 — 92 von Cleyer, Kämpfer und Meiſter dort notirt worden, haben Thunberg und v. Siebold wieder angetroffen, eine Ständigkeit, welche es allein oft möglich macht, früher unvollkommen beſchriebene oder gar nur mit Namen erwähnte Arten jetzt noch mit ziemlicher Sicherheit zu eruiren.

Bevor ich aber nun auf weitere Details in

der Flora von Japan eingehe, erlaube ich mir einige Nachträge zu meinem früheren Berichte über die Leiſtungen der erſten europäiſchen Naturforſcher daſelbſt zu geben.

Daß Eng. Kämpfer, deſſen Aufenthalt in Japan in die Jahre 1690 bis 92 fällt, ſeiner Zeit ſich am meiſten um die Naturgeſchichte des Landes verdient gemacht habe, unterliegt keiner Einrede, und ſeine Leiſtungen ſind in meinem früheren Aufſatze ausführlich erwähnt worden. Aber über ſeinen Vorgänger, vermuthlich den Erſten, der nähere Nachrichten über die Flora von Japan liefert, bleibt uns hier noch Einiges zu ſagen übrig.

Dr. Andreas Cleyer oder Clvers aus Kaſſel muß bereits um das Jahr 1670 oder noch früher als Arzt nach Java gegangen ſeyn. Seine früheren Lebensverhältniſſe ſind mir nicht bekannt. In niederländiſch Indien ſcheint er raſch ſeine Laufbahn gemacht zu haben, denn ſchon in ſeinem Briefe an den däniſchen Leibarzt Paulli vom 20. Febr. 1674 unterſchreibt er ſich als Protomedicus in Batavia und im Jahre 1782 wird er als Mitglied des Raths von Indien aufgeführt. In die Academia Naturae Curiosorum wurde er im J. 1678 unter dem Namen Dioscorides mit der Matrikelnummer 81 aufgenommen. Im Jahre 1683 gieng er als holländiſcher Geſandter an den japaniſchen Hof in Jeddo und verweilte dann als Vorſtand des holländiſchen Handels in Nangaſaki bis 1686.

Nach Java zurückgekommen, ſetzte er ſeine literäriſchen Mittheilungen nach Europa, welches er nicht wieder betreten zu haben ſcheint, bis in das Jahr 1697 fort. Der erſte gedruckte Aufſatz von ihm iſt ein Brief an Paulli vom Jahre 1674 über den Thee, mitgetheilt in den Actis hafniensibus IV. (1676). Im Jahre 1680 und 1682 erſchienen ſeine Specimina medicinae sinicae unter zweyerley Titel in Frankfurt, und dann in den Ephemeriden der Leopoldiniſchen Akademie vom erſten Bande der zweyten Decade an eine Reihe von kleinen Abhandlungen, wovon die früheren theils zoologiſchen theils mediciniſchen, die ſpäteren vom Jahre 1684 an aber faſt durchaus botaniſchen Inhalts

Digitized by Google

ſind und ausſchließlich auf die Flora von Japan ſich beziehen; die letzten ſind noch aus Batavia vom Februar 1797 und im 5. u. 6. Bande der dritten Decade (1700) enthalten. Er ſendete ſie alle in Briefen an den damaligen Leibarzt Chr. Mentzel in Berlin. Mentzel ſtarb im J. 1701. Ob nur dadurch Cleyers Mittheilungen unterbrochen wurden, ob er inzwiſchen ſelbſt geſtorben war, weiß ich nicht anzugeben. Auſſerdem hatte er an Mentzel auf Veranlaſſung des Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine für jede Zeit ſehr beträchtliche Anzahl von Abbildungen japaniſcher Pflanzen, welche er während ſeines Aufenthalts daſelbſt kaufte oder anfertigen ließ, eingeſendet. Mentzel geſtaltete dieſelben zu der in der k. Bibliothek zu Berlin im Original aufbewahrten Flora japonica, jedoch ohne Text oder weitere Notizen beyzufügen. Auſſer Erndels epist. de flora japonica iſt nichts über dieſe Abbildungen veröffentlicht worden, über deren Werth die Urtheile von Haller und Sprengel ſehr differiren. Indeſſen ſind Sprengels Nachrichten über Cleyer überhaupt ſo ungenau als ſeine Deutungen der Cleyerſchen Pflanzen. *)

Endlich kommen noch einige Briefe von und an Cleyer in Valentini's oſtindiſchen Sendſchreiben (Anhang zu ſeiner vollſtändigen Schaubühne aller Naturalien und Specereyen, 2 Bde. Fol. Frkft. 1704) vor. Dieſe in vieler Beziehung intereſſante Sammlung beſteht theils aus Briefen aus dem Nachlaß Herbert de Jägers in Java, theils aus geſchwornen Rapporten niederländiſch-indiſcher Beamter über die Produkte und die Adminiſtration der Kolonien. Die Briefe von Cleyer, Herbert de Jäger, Rumphius, ten Rhyne, Jac. de Vita u. A. beweiſen, welches rege Leben für naturhiſtoriſche Studien unter den holländiſchen Beamten Indiens in den Jahren 1670—1700 geherrſcht habe. Als die großartigſte Perſönlichkeit unter ihnen allen ragt Eberhard Rumphius hervor, der ſeit dem Jahre 1669 erblindet, im Jahre 1687 faſt aller ſeiner Sammlungen und Manuſkripte durch Feuersbrunſt beraubt und nicht immer hinreichend durch jüngere Kräfte unterſtützt, dennoch unermüdet fortfährt, im lebhafteſten Verkehr mit den Gelehrten Indiens und Europa's ſein herbarium amboinense zu vervollſtändigen, deſſen erſte Bände er im Manuſkripte 1690 den Vorſtehern der oſtindiſchen Societät vorlegt (im Drucke erſchien das Werk mit beygefügter lateiniſcher Ueberſetzung durch Joh. Burmann bekanntlich erſt 1741—51). Rumph ſtarb in Amboina i. J. 1706, 82 Jahre alt. *)

Sonderbar iſt, daß Kämpfer, der doch mit Cleyer gleichzeitig (i. J. 1688) in Java war, ſeiner nicht gedenkt, während er doch von mehreren andern dortigen Naturforſchern ſpricht, ſo wie umgekehrt, in dem Valentini'ſchen Briefwechſel Kämpfer nirgens erwähnt wird. Ungerecht aber erſcheint es, daß auch Thunberg in der flora japonica bey der Aufzählung der Literatur über Japan gänzlich von Cleyer ſchweigt, die Abbildungen in der Berliner Bibliothek lediglich Meutzel zuſchreibt, und die Abhandlungen in den Ephemeriden völlig ignorirt. Freylich enthalten dieſe nur kurze Beſchreibungen oder vielmehr Notizen über einzelne Pflanzen und Abbildungen derſelben, welche, wie der Text nicht immer ausreichend wären, um die gemeinten Arten mit Sicherheit zu erkennen, wenn nicht die angefügten Landesnamen auf den richtigen Weg führten. Aber es ſind doch auch über Nutzung und Kultur mancher Gewächſe intereſſante Bemerkungen beygefügt, und jedenfalls bleiben Cley-

*) Sprengel ſagt von Cl. „medicus societ. batavae, Chinam etiam et ipsam Japoniam adiit, redux versus annum 1680.“ Cleyer war 1687 noch in Japan und kam nie nach Europa zurück. Dann ſagt er, Breynius habe ein zweytes Exemplar der Flora japonica beſeſſen, während dieſer nur früher einen Theil der Berliner Abbildungen beſaß.

*) Auch hier iſt Sprengel a. a. Orten ungenau, da er das Jahr 1637 ſtatt 1627 als Rumph's Geburtsjahr bezeichnet.

ers Mittheilungen die erſten geordneteren Nachrichten, welche wir über die Flora von Japan beſitzen. Ich habe deßhalb auch verſucht, in der angefügten Note die von ihm gemeinten Pflanzen auf ihre ſyſtematiſchen Namen zurückzuführen, ſo zwar, daß unter den 53 von Clever aufgezählten Arten nur 6 völlig zweifelhaft geblieben ſind. Sprengel (histor. rei herbar. II. pag. 81) hat eine ſolche Deutung theilweiſe ſchon früher, aber nicht immer mit gehöriger Genauigkeit verſucht, indem er z. B. Azalea indica als Vinca rosea, eine Gentiana für Houttuynia, eine Nymphaea für Alisma cordifolia erklärt. *)

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Ephemer. Acad. Nat. Curios. Dec. II. Ann. IV. p. 186 Tzudzinsic iſt Azaleae spec. — Dec. II. Ann. V. (1686) p. 79. Fasnoky sive Namra = Rhus verniciferum Dc. Kämpfer und Thunberg brauchen denſelben Namen für Rh. succedaneum. — p. 82. Hamiltabo = Ficus sp. — Dec. II. ann. VI. (1687) p. 130. Vingan Fana v. Duxumira = Amaryllis sarniensis. Koebe, Pontederia? bey Sprengel unbedingt P. vaginalis. Fasnofana = Nymphaea. — p. 131. Canschy = Broussonetia papyrifera. Die Papierfabrikation wird ſchon ausführlich beſchrieben. Fiewa = Tetranthera japonica Sieb. et Z. — Dec. II. ann. VII. (1689) p. 132. Isnoacky. Sprengel findet darin die noch nicht weiter ermittelte Apactis japonica Thbg. — Tzumacky bey Thbg. Tsubacki = Camellia joponica. Die Oelgewinnung aus den Samen wird ſchon erwähnt. p. 133. Cumi Gummi könnte nach der Beſchreibung eine Spiraea ſeyn. — Miaco Bana = Ardisia? — p. 134. Kyrama = Azalea indica Thbg. (Die Verificationen der Thunberg'ſchen Namen können hier noch nicht alle gegeben werden, mitunter laſſen ſich bis zu weiterer Bearbeitung die Clever'ſchen Landesnamen wohl auf die Thunberg'ſchen ſyſtematiſchen Benennungen zurückführen, aber dieſe noch nicht in Beziehung auf ihre Richtigkeit rein ſtellen. Dieſes iſt z. B. faſt überall der Fall, wo Thbg. europäiſche Pflanzen in Japan angiebt). Fickofax unbekannt. p. 135. Nifum Schin Srogat nach Sprengel Carissa (Arduina) edulis, eine arabiſche Pflanze! — Mominoky = Pinus sp. Clever bemerkt dabey bereits, daß die Nadelhölzer in Japan viel reicher an Arten ſeyen, als in Europa. — Feggo = Pteris aquilina Thbg. Vielleicht eine Mertensia. Die jungen Wedel werden als Gemüſe gegeſſen. — Dec. II. ann. VIII. (1690) Mitznofana = Gentiana aquatica Thbg. (indica Steud.). Fatasiro = Convallaria multiflora Thbg. — p. 490. Kanako Juri = Lilium speciosum Thbg. Iama Iuri = L. bulbiferum Thbg. — p. 491. Fisakaky = Eurya japonica Thbg. Tsutta = Hedera Helix Thbg. — Dec. II. ann. IX. (1691) p. 126. Din nanscho = Arum ringens Schott. Omodto = Orontium japonicum. — p. 127. Vohsnafana = Cineraria japonica Thbg.? Ghimi = Lilium callosum S. et. Z. Kutzinesch = Gardenia florida. Tobera-Nocky = Pittosporum Tobira. — Dec. II. ann. X (1692). Jtabe = Ficus sp. Bey Kämpfer und Thunberg ſteht der Name für Ficus stipulata. Die Cleverſche Pflanze ſcheint dem Wuchſe nach verſchieden. Hambu = Hibiscus Hamabo S. et Z. — p. 79. Kusnoky = Laurus Camphora. Die Kampfergewinnung wird beſchrieben. Ran = Cymbidium aloefolium. Schoboe = Acorus Calamus Thbg. — Decas III. ann. II. (1695) p. 283. Jamaram = Limodorum ensatum Thbg. Dacku = Raphanus Daikon Sieb. — p. 284. Tzinsinqua = Camellia Sasanqua Thbg. Daniwathas = Ligustrum japonicum Thbg. — p. 285. Schinobu = Lychnis grandiflora Jacq. Tzooschinkiku = Anemone japonica S. et Z. Meehebii = Evonymus japonica. Insur vielleicht ein Prunus? — Dec. III. ann. III. (1696) p. 208. Tschooditsoo = Cycas circinalis L. p. 209. Kuko = Platycodon glaucum DC. Zuri-Jani = Campanula Trachelium Thbg. Zumsni = Impatiens Balsamina L. Jaminaka = Amomum Mioga Thbg. — Dec. III. ann. V. VI. (1700) Ioosie et Ioosie Mutzuba, erſteres ein Gras ohne Blüthe, nicht zu ermitteln, letzteres vielleicht Roxburghiae species. — p. 2. Gummy = Elaeagnus crispa Thbg. Fiaku Schijqua = Lagerströmia indica. p. 3. Tsingkikoe = Chrysanthemum coronarium Thbg. Fanadatzibana = Bladhia (Ardisia) japonica Thbg.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortſetzung.)

Nach Cleyer muß auch noch Georg Meiſter, ein deutſcher Gärtner, erwähnt werden, welcher zehn Jahre in Indien in Cleyers Dienſten ſtand und ihn auf den beyden Geſandtſchaftsreiſen nach Japan begleitete. Aus Sondershauſen in Thüringen gebürtig, verließ er im Jahre 1676, von Reiſeluſt in ferne Länder getrieben, eine ſehr gute Gärtnerſtelle in Eberſtein, ließ ſich in Amſterdam als Soldat nach Indien anwerben und wurde ſchon unterwegs als Schiffsgärtner verwendet. Am 24. Dec. 1677 in Batavia angekommen machte er einen Feldzug gegen die Eingebornen mit und trat dann, vom Kriegsdienſt befreyt, als Gärtner in Cleyers Dienſte. Ein großer Garten wurde angelegt und mit allen aus dem Lande aufzubringenden Gewächſen, aber auch mit an 2000 Kokos- und Areka-Palmen bepflanzt und fortwährend 50 Leute zu der Arbeit verwendet. Im Jahre 1682 machte Meiſter in Cleyers Gefolge ſeine erſte Reiſe nach Japan, und kam im Jahre 1684 über Malacca nach Java zurück. Die zweyte Reiſe geſchah in den Jahren 1685 — 87. Beydemale war Cleyer Befehlshaber der aus 6 Schiffen beſtehenden Eskadre und Vorſtand der holländiſchen Legation. Nach Meiſters zweyter Zurückkunft erwachte in ihm die Sehnſucht nach der Heimath, und mit den günſtigſten Zeugniſſen von Cleyer verſehen verließ er den 10. Dec. 1687 Java, um nach Europa zurückzukehren. Außer Briefen an Mentzel, Breynius u. A. hatte Cleyer ihm auch eine große Menge indiſcher und japaniſcher Sämereyen und eine Anzahl lebender Gewächſe in Bambusrohre gepflanzt für den Compagnie-Garten am Kap der guten Hoffnung und den botaniſchen Garten in Amſterdam anvertraut. Darunter befand ſich unter andern bereits der Theeſtrauch. Für Breynius in Danzig brachte er außer vielen Sämereyen vom Kap und aus Japan auch „an die 300 Bogen ſchön gemalte Indianiſche und Jappaniſche Herbarien" mit, vermuthlich dieſelben Abbildungen, deren v. Haller als eines Theiles der Mentzel'ſchen flora japonica in Berlin erwähnt.

Seinen Reiſebericht gab Meiſter im J. 1694 unter dem Titel: der orientaliſch-indiſche Kunſt- und Luſtgärtner, Dresden. 4. heraus. Derſelbe enthält in naiver, oft drolliger und derber Weiſe abgefaßt, neben der kurzen Relation der erlebten Facta, viele ſchätzbare Notizen über die damaligen Zuſtände und Handelsverhältniſſe, beſonders in Beziehung auf das Kap der guten Hoffnung und auf die Inſeln und das Feſtland von Oſtindien, ſo wie auf China und Japan. Außerdem werden viele indiſche Nutzgewächſe, vorzüglich ausführlich die Kokospalme beſchrieben und zum Theil ziemlich kennt-

Digitized by Google

lich abgebildet. Von japaniſchen Bäumen und krautartigen Gewächſen werden 87 Arten unter den Landesnamen aufgeführt und ihre Nutzungen aufgezählt, jedoch ohne Beſchreibung der Pflanzen. Die Namen fallen größtentheils mit den von Cleyer aufgezählten zuſammen, obgleich die Schreibart häufig bedeutend abweicht; Sasanqua, Illicium religiosum Paeonia Moutan, der Thee, die Moxa-Artemiſie (hier Munxsa oder Muxsa genannt) kommen darunter vor.

Die von Ritter Banks herausgegebenen Icones selectae plantarum Japoniae ſind ſchon früher erwähnt worden. Sie ſind nach den Kämpferſchen Originalzeichnungen im brittiſchen Muſeum geſtochen und den erſten 31 die Thunbergſchen Namen aus der Flor. japon. beygefügt. Bey tab. 32 bis 49 ſind nur die japaniſchen Landesnamen nach Kämpfer, bey tab. 50 — 59 gar keine Benennungen mehr beygegeben. Es dürfte deßhalb nicht ohne Intereſſe ſeyn, dieſelben hier auf die jetzt ihnen gebührenden ſyſtematiſchen Namen zurückzuführen.

Icones selectac plantarum quas in Japonia collegit et delineavit Engelbertus Kämpfer. Ex archetypis in Museo Britanico asservatis. Lond. 1791. fol.

Tab.		
1.	Amomum Mioga Thunb.	Zingiber Mioga Rosc.
2.	Limodorum striatum Kämpf. et Banks non Thunb.	Calanthe striata KBs.
3.	Limodorum ensatum Thbg. . .	Cymbidium ensifolium Sw.
4.	Ficus erecta Thunb.	
5.	Skimmia japonica Thbg.	
6.	Aukuba japonica Thbg.	
7.	Bladhia crispa Thbg.	Ardisia crispa Dc.
8.	Evonymus japonica Thbg.	
9.	Paederia foetida Thbg.	
10.	Aralia japonica Thbg.	
11.	Hemerocallis japonica Thbg. . .	Funkia subcordata Spreng.
12.	Orontium japonicum Thbg. . .	Rhodea japonica Roth.
13. 14.	Nandina domestica Thbg.	
15.	Dioscorea quinqueloba Thbg.	
16.	Daphne odora Thbg.	
17.	Quercus glauca Thbg.	
18.	Mespilus japonica Thbg. . . .	Eriobotrya japonica Lindl.
19.	Mimosa arborea Thbg. . . .	Acacia Nemu Willd. et vix ab Ac. Julibrissin Scop. diversa.
20.	Begonia obliqua Thbg. . . .	Beg. grandis Dryand.
21.	Bignonia grandiflora Thbg. . .	Tecoma grandifl. Dc.
22.	Clerodendron trichotomum Thbg.	
23.	Dryandra cordata Thbg. . . .	Elaeococca verrucosa Iuss.
24.	Taxus macrophylla Thbg. . .	Podocarpus macrophylla Rich.
25.	Dolichos ensiformis Thbg. . .	Lablab cultratus Dec.
26.	Eupatorium album Thbg. . . .	Eup. Finlaysonianum Wall. fide Dc.
27. 28.	Tussilago japonica Thbg. . . .	Ligularia Kaempferi S. et Z.

Digitized by Google

Tab.		
29.	Aster hispidus Thbg.	Heteropappus hispidus Less. Dc.
30.	Inula japonica Thbg.	
31.	Pteris piloselloides Thbg.	
32.	Tarayo Kämpf.	Ilex latifolia Thbg. Von Thunberg irrig auch zu Aukuba gezogen.
33.	Sakaki Kämpf.	Cleyera japonica S. et Z.
34.	Sjiroggi Kämpf.	Ilex rotunda Thbg. (fide Siebold.)
35.	Nomome Kämpf.	Unbekannt.
36.	Kuroggi Kämpf.	Symplocos lucida S. et Z.
37.	Jamma mómu Kämpf.	Myrica rubra S. et Z.
38.	Ssi no ki Kämpf.	Quercus cuspidata Thbg.
39	Natta mome Kämpf.	Canavalia incurva Dc.
40.	Atsuki Kämpf.	Phaseolus radiatus L.
41.	Kadsune Kämpf.	Desmodium?
42.	Kobus Kämpf.	Bürgeria Kobus S. et Z.
43.	Mokkwuren Kämpf.	Bürg. obovata S. et Z?
44.	Mokkwurèn 2	Michelia?
45.	Korei Utsúgi.	Diervilla grandiflora S. et Z.
46.	Sjirè.	Lilium cordifolium Thbg. (Act. Linn.)
47.	Konokko Juri.	L. speciosum Thbg. (Act. Linn.)
48.	Ssugi Kämpf.	Cryptomeria japonica Don.
49.	San Kakso Kämpf.	Aristolochia Kaempferi Willd.
50.		Machilus japonica S. et Z.
51.		Cinnamomum spec.
52.		Litsaea glauca Nees.
53.		Euscaphis staphyleoides S. et Z.
54.		Trichosanthes cucumerina Thbg.
55.		Azalea indica L.
56.		Symplocos lucida S. et Z.
57.		Euscaphis simplicifolia S. et Z.
58.		Clerodendron squamatum Vahl.
59.		Ampelopsis tricuspidata S. et Z.

Was nun die Zuſammenſetzung der japaniſchen Flora ſelbſt betrifft, ſo ergiebt ſich ſolche am beſten aus der hier folgenden Ueberſicht ſämmtlicher dort vorkommender Pflanzenfamilien mit Aufzählung der einſchlägigen Gattungen, ſo weit dieſes bisher möglich iſt. Natürlich können letztere vor völliger Bearbeitung des vorliegenden Materials nicht vollſtändig und mit ausreichender Sicherheit aufgezählt werden. Unter die Familien habe ich auch diejenigen aufgenommen, welche bisher in Japan nicht gefunden, von Hooker (Botany of Captain Beechey's Voyage) als in China und auf den Bonin-Inſeln vorkommend bezeichnet ſind. Vielleicht mit Ausnahme der Pandaneen und Nepentheen dürfte ſich auch ſpäter die Annahme ihres Vorkommens in Japan durchgehends rechtfertigen.

Digitized by Google

Verzeichniß der in Japan bisher aufgefundenen Pflanzenfamilien nach der Reihenfolge in Endlicher's Enchiridion.

38. Cycadeaceae. (1)	Cycas.
42. Gramineae. (90)	Erianthus, Gymnothrix, Saccharum, Ischaemum, Andropogon, Apluda, Paspalum, Panicum, Poa, Briza, Festuca, Bromus, Melica, Phalaris, Alopecurus, Agrostis, Polypogon, Avena, Oryza, Hordeum, Zea, Coix, Zoysia, Bambusa, Phyllostachys S. et Z., Arundinaria etc.
43. Cyperaceae. (48)	Cyperus, Scirpus, Kyllingia, Carex.
46. Eriocauloneae. (4)	Eriocaulon.
48. Commelinaceae. (5)	Tradescantia, Commelyna.
49. Alismaceae. (6)	Alisma, Sagittaria.
51. Junceaceae. (5)	Juncus, Luzula. Darunter L. campestris Desv.
52. Philydreae. (1)	Philydrum.
53. Melanthaceae. (5)	Tricyrtis (hirta, flexuosa, lutea S. et Z.), Disporum.
54. Pontederaceae. (1)	Pontederia.
55. Liliaceae. (30)	Fritillaria, Lilium, Funkia, Polianthes, Aloe, Scilla, Ornithogalum, Allium, Hemerocallis, Asparagus etc.
56. Smilaceae. (25)	Paris, Convallaria, Smilacina, Smilax, Aspidistra, Rohdea, Ophiopogon, Roxburghia (phyllantha, rhizantha S. et Z.)
57. Dioscoreae. (5)	Dioscorea.
59. Hydrocharideae. (2)	Hydrocharis.
61. Irideae. (9)	Iris, Pardanthus.
62. Haemodoraceae. (1)	Aletris.
64. Amaryllideae. (6)	Amaryllis, Crinum, Narcissus.
66. Orchideae. (35)	Platanthera, Liparis, Epipactis, Bletia, Cymbidium, Dendrobium, Cypripedium etc.
68. Zingiberaceae. (5)	Globba, Zingiber, Curcuma etc.
69. Cannaceae. (2)	Canna.
70. Musaceae. (4)	Musa.
71. Najadeae. (3)	Potamogeton.
72. Aroideae. (16)	Acorus, Atherurus, Arisaema, Typhonium etc.
73. Typhaceae. (2)	Typha, Sparganium etc.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.
Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortſetzung.)

74. **Pandaneae?** (1)	Nach Hooker kömmt Pandanus odoratissimus L. f. in China vor.
75. **Palmae.** (4)	Chamaerops, Rhapis, Areca.
76. **Cupressinae.** (10)	Juniperus, Thuja, Thujopsis S. et Z., Cryptomeria Don, Retinispora S. et Z.
77. **Abietinae.** (12)	Sciadopitys S. et Z., Cunninghamia, Pinus, Abies.
78. **Taxinae.** (8)	Torreya, Cephalotaxus S. et Z., Taxus, Podocarpus, Salisburia.
80. **Chloranthaceae.** (3)	Chloranthus.
81. **Piperaceae.** (1)	Piper.
82. **Saurureae.** (2)	Saururus, Houttuynia.
83. **Ceratophylleae.** (1)	Ceratophyllum (Thunb.)
84. **Callitrichinae.** (1)	Callitriche (Thbg.)
87. **Myriceae.** (1)	Myrica rubra S. et Z.
88. **Betulaceae.** (10)	Betula grossa, carpinifolia, ulmifolia S. et Z., Alnus firma, japonica S. et Z.
89. **Cupuliferae.** (28)	Carpinus, Fagus, Castanea, Quercus, Corylus.
90. **Ulmaceae.** (5)	Euptelea S. et Z., Ulmus planeroides S. et Z.
91. **Celtideae.** (2)	Celtis.
92. **Moreae.** (16)	Broussonetia, Morus, Ficus.

Digitized by Google

94. Urticaceae. (9)	Urtica, Böhmeria, Procris.
95. Cannabineae. (2)	Cannabis, Humulus (japonicus S. et Z.!)
96. Antidesmeae. (1)	Antidesma.
98. Balsamifluae. (1)	Liquidambar (?) fide Sieb.
99. Salicineae.	Salix, Populus.
101. Chenopodeae. (10)	Chenopodium, Kochia, Salsola, Basella, Beta, Spinacia.
102. Amarantaceae. (10).	Amarantus, Celosia, Gomphrena, Achyranthes.
103. Polygoneae. (27)	Polygonum, Rumex, Rheum.
104. Nyctagineae. (1)	Mirabilis.
106. Laurineae. (18)	Cinnamomum (3), Machilus (2), Tetranthera (1), Camphora (2), Litsaea (3), Sassafras (5), inc. gen. (2).
108. Santalaceae. (2)	Thesium, Helwingia.
109. Daphnoideae. (6)	Daphne, Edgeworthia, Passerina.
111. Elaeagneae. (5)	Elaeagnus.
113. Proteaceae. (1)	Helicia subserrata S. et Z.
114. Aristolochieae. (5)	Aristolochia, Asarum, Heterotropa.
115. Nepentheae. (1)	Fide Hookeri in China merid. Nepenthes Phyllamphora W.
116. Plantagineae. (4)	Plantago.
117. Plumbagineae. (1)	Statice japonica S. et Z.
118. Valerianeae. (6)	Valeriana, Fedia, Patrinia.
119. Dipsaceae. (2)	Scabiosa.
120. Compositae. (124)	Achillea, Adenostemma, Anandria, Anisopappus, Arctium, Artemisia, Aster, Asteromaea, Atractylodes, Bidens, Blumea, Borkhausia, Cacalia farfaraefolia S. et Z.! delphiniifolia S. et Z.! Calendula, Callistephus, Carduus, Carpesium, Carthamus tinctorius L.! Centaurea, Chrysanthemum, Cichorium, Cnicus, Conyza, Döllingera, Echinops, Eclipta, Elephantopus, Eupatorium, Glossogyne, Gnaphalium, Gynura, Helianthus, Helychrysum, Heteropappus, Inula, Lactuca, Leontodon Taraxacum!, Ligularia japon.!, Kämpferi!, Myriactis, Petasites, Picris, Porophyllum!, Pyrethrum!, Saussurea, Senecio, Sigesbeckia, Solidago, Sonchus, Spanioptilon,

Vorläufig ſind die wenigſten dieſer Familie aus Autopſie berichtiget. Die Gattungsnamen ſind größtentheils aus Thunberg, mit der Emendation von Leſſing und Decandolle, dann aus v. Siebolds Verzeichniß und aus Hooker aufgenommen. Nur die mit Rufzeichen verſehenen habe ich ſelbſt unterſucht.

Digitized by Google

	Spilanthes, Tagetes, Verbesina, Vernonia, Wedelia, Youngia.
123. Goodeniaceae. (1)	Fide Hookeri Scaevola sericea Forst. in ins. Bonin.
124. Lobeliaceae. (5)	Lobelia.
125. Campanulaceae. (8)	Campanumoea, Platycodon grandiflorum Dc., Adenophora verticillata Fisch, Campanula Trachelium L., Wahlenbergia.
127. Rubiaceae. (20)	Canthium, Cupia, Damnacanthus, Galium, Gardenia, Grumilla, Hedyotis, Ixora, Mussaenda, Nauclea, Ophiorhiza, Paederia, Randia, Rubia.
128. Lonicereae. (17)	Diervilla, Abelia, Lonicera, Sambucus, Viburnum.
129. Jasmineae. (4)	Jasminum.
131. Oleaceae. (9)	Ligustrum, Forsythia, Fraxinus, Olea.
132. Loganiaceae. (1)	Gardneria nutans S. et Z.
133. Apocynaceae. (10)	Nerium, Tabernaemontana, Vinca, Amsonia, Holarrhena, Ecdysanthera, Pottsia, Strophanthus, Melodinus.
134. Asclepiadeae. (8)	Cynanchum, Metaplexis Stauntoni RM. (Marsdenia tomentosa De Caisne, Urostelma Blume), Gymnema, Toxocarpus.
135. Gentianeae. (10)	Gentiana, Pleurogyne, Ophelia, Crawfurdia, Menyanthes, Villarsia.
136. Labiatae (47)	Ajuga, Teucrium, Nepeta, Sideritis, Mentha, Glechoma, Lamium, Salvia, Lycopus, Lavandula, Stachys, Clinopodium, Melittis, Ocymum, Scutellaria, Prunella, Leucas etc.
137. Verbenaceae. (10)	Verbena, Clerodendron, Vitex, Callicarpa.
141. Myoporinae. (1)	Pentacoelium bontioides S. et Z.
142. Cordiaceae. (1)	Cordia thyrsiflora S. et Z.
143. Asperifoliae. (11)	Lithospermum, Bothryospermum, Cynoglossum, Myosotis etc.
144. Convolvulaceae. (7)	Calystegia, Convolvulus, Ipomaea, Cuscuta.
145. Polemoniaceae. (1)	Schizocodon S. et Z.
148. Solanaceae. (16)	Solanum, Capsicum, Physalis, Lycium, Atropa, Datura, Nicotiana.
149. Scrophularineae. (25)	Veronica, Bonnaya, Siphonostegia Benth. Pedicularis, Euphrasia, Melampyrum, Gerardia, Scrophularia, Paullownia S. et Z., Conandron. S. et Z.
150. Acanthaceae. (5)	Ruellia, Justicia.

Digitized by Google

151. Bignoniaceae. (3)	Catalpa, Tecoma, Sesamum.
152. Gesneraceae. (1)	Gesnera?
154. Orobancheae. (3)	Aeginetia ventricosa S. et Z., Orobanche?
155. Utricularieae. (1)	Utricularia.
156. Primulaceae. (12)	Primula, Anagallis, Lysimachia.
157. Myrsineae. (6)	Maesa (Doraena Thbg.), Ardisia, Myrsine, Aegiceras.
158. Sapotaceae. (3)	fide Hookeri in China proveniunt Achras Sapota L. et Sideroxyli specc. 2.
159. Ebenaceae. (2)	Diospyros.
160. Styraceae. (11)	Styrax, Pterostyrax S. et Z., Symplocos.
162. Ericineae. (36)	Erica?, Andromeda, Pieris, Meisteria S. et Z., Clethra, Gaultiera, Vaccinium, Rhododendron (cum Azalea), Pyrola.
163. Umbelliferae. (40)	Hydrocotyle, Sanicula, Bupleurum, Daucus, Peucedanum, Cryptotaenia, Osmorhiza, Anethum, Pimpinella, Apium etc.
164. Araliaceae. (14)	Panax, Aralia, Gilibertia, Hedera.
165. Ampelideae. (13)	Vitis, Ampelopsis, Cissus.
166. Corneae. (6)	Benthamia, Cornus, Aucuba.
167. Loranthaceae. (3)	Viscum, Loranthus.
168. Hamamelideae. (4)	Hamamelis, Corylopsis S. et Z., Distylium S. et Z.
170. Crassulaceae. (10)	Sedum, Sempervivum, Umbilicus.
171. Saxifrageae. (27)	Saxifraga, Mitellopsis, Deutzia, Hoteia, Hydrangea, Cardiandra S. et Z., Schizophragma S. et Z., Platycrater S. et Z.
172. Ribesiaceae. (3)	Ribes.
173. Menispermaceae. (4)	Cocculus.
174. Lardizabaleae. (5)	Akebia, Stauntonia.
176. Anonaceae. (3)	fide Hookeri in China Unona, Artobotrys, Guatteria.
177. Schizandraceae. (2)	Kadsura.
178. Magnoliaceae. (10)	Magnolia, Michelia, Bürgeria S. et Z., Illicium, Trochodendron S. et Z.
179. Dilleniaceae. (1)	fide Hookeri in China Delima sarmentosa Hook.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.
Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Fortſetzung.)

180. Ranunculaceae. (42)	Clematis, Thalictrum, Anemone, Hepatica, Adonis, Ranunculus, Caltha, Trollius, Isopyrum, Coptis, Aquilegia, Aconitum, Cymicifuga, Pityrospermum S. et Z., Paeonia.
181. Berberideae. (9)	Nandina Thbg., Aceranthus DeCaisne, Epimedium, Mahonia, Berberis.
182. Papaveraceae. (17)	Glaucidium S. et Z., Chelidonium, Eucapnos S. et Z., Dicentra, Corydalis, Fumaria, Pteridophyllum S. et Z.
183. Cruciferae. (30)	Draba, Capsella, Thlaspi, Cardamine, Sisymbrium, Arabis, Brassica, Sinapis, Raphanus etc.
184. Capparideae. (1)	Gynandropsis.
187. Nymphaeaceae. (5)	Nuphar, Nymphaea, Euryale.
189. Nelumboneae. (1)	Nelumbium.
191. Droseraceae. (4)	Drosera, Parnassia.
192. Violarieae. (12)	Viola.
197. Bixaceae. (1)	Hisingera.
198. Homalineae. (1)	fide Hookeri in China Blackwellia fagifolia Lindl.
199. Passifloreae. (1)	Passiflora.

204. Cucurbitaceae. (15)	Bryonia, Citrullus, Momordica, Luffa, Lagenaria, Cucumis, Cucurbita, Trichosanthes.
205. Begoniaceae. (1)	Begonia.
206. Cacteae. (1)	Opuntia. Wild wachſend? Bekanntlich glauben Roxburgh und Ainslie, daß auch in Oſtindien eine Art von Opuntia urſprünglich wild ſey und finden ſich in ihrer Meinung durch den Umſtand beſtärkt, daß die Pflanze einen Sanſkritnamen hat. Auf gleiche Weiſe führt auch Thunberg für ſeine Opuntia einen japaniſchen Namen an.
208. Portulacaceae. (3)	Tetragonia, Portulaca, Mollugo.
209. Caryophyllaceae. (22)	Spergula, Alsine, Arenaria, Stellaria, Cerastium, Dianthus, Silene, Lychnis etc.
210. Phytolacceae. (1)	Phytolacca.
211. Malvaceae. (12)	Malva, Urena, Hibiscus, Gossypium, Abutilon etc.
212. Sterculiaceae. (1)	Sterculia.
213. Büttneriaceae. (2)	Pentapetes, Waltheria.
214. Tiliaceae. (10)	Corchorus, Corchoropsis S. et Z., Tilia, Grewia (fid. Hook.), Triumfetta (f. Hook.), Elaeocarpus, Beythia.
217. Ternströmiaceae. (19).	Thea, Eurya, Camellia, Ternströmia, Cleyera, Stuartia, Trochostigma S. et. Z.
218. Clusiaceae. (3)	fide Hookeri in China, Garcinia, Calophyllum.
220. Hypericineae. (8)	Hypericum.
223. Tamariscineae. (1)	Tamarix.
225. Olacineae? (1)	Tripetaleia S. et Z.
226. Aurantiaceae. (10)	Citrus, Aegle, Murraya, Skimmia Thbg., et fide Hookeri in China Triphasia, Cookia, Glycosmis.
227. Meliaceae. (2)	Melia.
229. Acerinae. (12)	Acer (distylum S. et Z., carpinifolium S. et Z., crataegifolium S. et Z., rufinerve S. et Z., micranthum S. et Z., japonicum Thbg., pictum Thbg., trifidum Thbg., polymorphum S. et Z., sessilifolium S. et Z.), Negundo.
230. Malpighiaceae. (1)	fide Hookeri in China Hiptage.
231. Erythroxyleae. (1)	fide Hookeri in China Sethia.
232. Sapindaceae. (8)	Cardiospermum, Sapindus, Koelreuteria, Dodonoea, Meliosma Bl. (Millingtonia Roxb.), Aesculus.

Digitized by Google

235. Polygaleae. (1)	Polygala.
236. Pittosporeae. (3)	Stachyurus S. et Z., Pittosporum.
237. Staphyleaceae. (3)	Staphylea, Euscaphis S. et Z.
238. Celastrineae. (10)	Evonymus, Celastrus.
240. Ilicineae. (2)	Ilex.
241. Rhamneae. (10)	Zizyphus, Berchemia, Paliurus, Rhamnus, Hovenia Thbg.
243. Empetreae. (1)	Empetrum.
245. Euphorbiaceae. (25)	Stillingia, Buxus, Rottlera, Mercurialis Phyllanthus, Pachysandra. (terminalis S. et. Z.!), Elaeocecca (Dryandra Thbg.), Euphorbia.
246. Iuglandeae. (5)	Platycarya S. et Z., Juglans, Pterocarya (sorbifolia S. et Z., rhoifolia S. et Z.).
247. Anacardiaceae. (5)	Rhus.
249. Connaraceae. (3)	fide Hookeri in China Connarus.
252. Zanthoxyleae. (6)	Zanthoxylon, Boymia A. Juss.
253. Diosmeae. (1)	Dictamnus.
254. Rutaceae. (2)	Ruta, Bönninghausenia.
255. Zygophylleae. (1)	Zygophyllum.
256. Geraniaceae. (4)	Geranium, Erodium.
257. Lineae. (1)	Linum.
258. Oxalideae. (2)	Oxalis.
259. Balsamineae. (3)	Impatiens.
263. Combretaceae. (2)	Quisqualis et fide Hookeri in ins. Bonin Terminalia.
264. Alangieae. (2)	Marlea.
266. Philadelpheae. (1)	Philadelphus.
267. Oenothereae. (3)	Epilobium, Circaea.
268. Halorageae. (3)	Haloragis (Gonocarpus Thbg.), Trapa.
269. Lythrarieae. (3)	Lythrum, Lagerströmia.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Verzeichniß

der in den Monaten September bis incl. November v. J. an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Schluß.)

Vom Herrn Alfred Malherbe in Metz:

Faune ornithologique de la Sicile. Metz 1843. 8.

Ascension à l'Etna. Metz 1841. 8.

Description d'une nouvelle espéce du genre pie, de l'Algérie, Picus apternus, le pie numide; Picus numidus. Metz. 8.

Vom Herrn Richard Owen, Profeſſor in London:

Description of the Skeleton of an extinct gigantic Scloth, Mylodon robustus. London 1842. gr. 4.

On the Teeth of the genus Labyrinthodon (Mastodonsaurus of Jaeger) common to the German Keuper formation and the Lower Sandstone of Warwick and Leamington. (Read January 1841.) gr. 4.

Von dem Herrn Quetelet, Director des k. Obſervatoriums in Brüſſel:

Sur l'emploi de la boussole dans les mines. Bruxelles 1843. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüſſel:

La Meuse. Etudes faites par ordre du gouvernement Belge. V. Rapport du 23 Novbr. 1842. Bruxelles 1843. pt. fol.

Rapports du Jury et documents de l'exposition de l'industrie Belge en 1841. Bruxelles 1842. gr. 8.

Taeleongres en Vlaemsch Teest, gehouden to Gent, den 23 en 24 October 1841. Beschreven Boor F. A. Snellaert. Gent 1842. 8.

Académie royale de Bruxelles. (Extrait du tom. X. No. 6 des Bulletins.) Paléographie. — Histoire

du moyen age, par le Baren de Reiffenberg. Bruxelles 1843. 8.

Vom Herrn Johann Heinrich Schröder, Dr. der Philoſ. in Upſala:

Incunabula artis typographicae in Suecia. Upsaliae 1842. gr. 4.

Vom Herrn Robert Snow, Esq. in London:

Observations of the aurora borealis, from September 1834 to September 1839. London 1842. 8.

Vom Herrn Dr. Georg Waitz, Profeſſor in Kiel:

Ueber die Gründung des deutſchen Reichs durch den Vertrag zu Verdun. Kiel 1843. 4.

Durch Herrn Dr. Warnkönig, Geh. Hofrath und Prof. in Freyburg:

Travaux sur l'histoire du droit français par feu Henri Klimrath, Docteur en Droit. Tom. I. II. Paris et Strasbourg 1841. 8.

Vom Herrn Giuseppe Zamboni, Profeſſor in Verona:

Sull' elettromotore perpetuo istruzione teoretico-pratica. Verona 1843. 8.

Sulla durata della tensione elettrica nelle pile secche. 8.

Vom Herrn Franz Zantedeschi in Venedig:

Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo percorso d'alla corrente voltiana. Venezia 1843. 8.

Di alcune modificazioni fatte alla macchina magneto-elettrica di Newmann e dei speciali esperimenti eseguiti con essa. 4.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. Januar 1844.

Weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, von Dr. J. G. Zuccarini.

(Schluß.)

270. Melastomaceae. (4)	Melastoma, Rhexia, Osbeckia, Memecylon (fide Hookeri in China).
271. Myrtaceae. (4)	Myrtus, Metrosideros, Punica.
272. Pomaceae. (22)	Cydonia, Pyrus, Osteomeles (Bonin - Sima), Aronia, Eriobotrya, Raphiolepis, Crataegus.
273. Calycantheae. (2)	Chimonanthus, Calycanthus?
274. Rosaceae. (50)	Rosa, Rubus, Fragaria, Potentilla, Agrimonia, Sanguisorba, Comaropsis, Geum, Dryas?, Kerria, Rhodotypos S. et Z., Spiraea, Stephanandra S. et Z.
275. Amygdaleae. (18)	Amygdalus, Prunus, Ceraseidos S. et Z.
277. Papilionaceae. (70)	Sophora, Cercis, Crotalaria, Dolichos, Soja, Phaseolus, Wisteria, Pisum, Lathyrus, Vicia, Ervum, Indigofera, Medicago, Astragalus, Desmodium, Lespedezia, Glycyrrhiza, Aeschynomene, Amorpha, Bauhinia, Caesalpinia etc.
279. Mimoseae. (2)	Acacia, Inga.

Digitized by Google

Es ergiebt ſich aus dieſer Ueberſicht, daß die Zahl der jetzt aus der Flora von Japan mit einiger Sicherheit beſtimmten Arten ſich auf ungefähr 1650 beläuft, welche zu 621 Gattungen und zu 172 Familien gehören. Bey genauer Bearbeitung aller Familien und kritiſcher Benutzung der von eingebornen Gelehrten gemachten Sammlungen vorzüglich aus dem Norden des Reiches wird ſich die Artenzahl über 2400, die der Gattungen wenigſtens auf 700 feſtſtellen. Es treffen dann etwas mehr als 3 Arten auf eine Gattung, während in Deutſchland über 4 Arten auf eine Gattung fallen. Die Zahl der Familien dürfte ſich ſchwerlich mehr bedeutend vermehren, da von den jetzt in Japan fehlenden 70 Phanerogamen-Familien 30 für einzelne Welttheile excluſiv eigenthümlich ſind, die übrigen 40 aber entweder rein tropiſch erſcheinen, oder größtentheils auch arm an Arten und beſchränkt in ihrem Vorkommen ſind. Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſeyn, dieſe Familien hier nach ihrer Vertheilung noch aufzuzählen.

Einzelnen Welttheilen eigenthümlich ſind:

A. für Europa Keine.

B. für Aſien 4: Taccaceae, Apostasieae, Aquilarineae, Dipterocarpeae.

C. für Afrika 5, aber vorzüglich nur auf der Südſpitze und auf den Inſeln: Penaeaceae, Stilbineae, Selagineae, Bruniaceae, Chlenaceae.

D. für Amerika 16: Bromeliaceae, Lacistemeae, Calycereae, Bolivarieae, Hydrophylleae, Cabombeae, Sauvagesieae, Malesherbiaceae, Loaseae, Papayaceae, Marcgraviaceae, Houmiriaceae, Rhizoboleae, Tropaeoleae, Limnantheae, Vochysiaceae.

E. für Auſtralien 5: Centrolepideae, Brunoniaceae, Epacrideae, Tremandreae, Stackhousiaceae.

Die übrigen, mehreren Welttheilen und dabey größtentheils auch der öſtlichen und weſtlichen Hemiſphäre zugleich angehörigen Familien ſind 40:

Balanophoreae, Cytineae, Rafflesiaceae, Restiaceae, Xyrideae, Butomeae, Burmanniaceae, Hypoxideae, Gnetaceae, Podostemeae, Casuarineae, Artocarpeae, Plataneae, Monimiaceae, Gyrocarpeae, Stylidieae, Globularineae, Polemoniaceae, Hydroleaceae, Pedalineae, Myristiceae, Resedaceae, Datisceae, Cistineae, Frankeniaceae, Turneraceae, Samydeae, Nhandirobeae, Mesembryanthemeae, Elatineae, Cedrelaceae, Hippocrateaceae, Chailletiaceae, Burseraceae, Ochnaceae, Simarubaceae, Rhizophoreae, Chrysobalaneae, Swartzieae.

Wenige von dieſen 70 ſind reich an Arten. Die erheblichſten ſind noch Selagineae, Bromeliaceae, Vochysiaceae, Epacrideae, Restiaceae, Artocarpeae, Polemoniaceae, Mesembryanthemeae, Chrysobalaneae. Die meiſten übrigen ſind auf ſehr wenige oft nur 2 — 3 Gattungen und Arten beſchränkt.

Die Zahl der für gewiſſe Welttheile excluſiven Familien iſt alſo verhältnißmäßig ſehr klein und wird ſich theilweiſe noch vermindern.

Eben ſo mindert ſich aber nach und nach die Zahl der ausſchließlich tropiſchen, nur innerhalb der Wendekreiſe vorkommenden Familien. Man hatte ſich früher ihre Anzahl unverhältnißmäßig groß gedacht, weil die meiſten Verbindungsglieder noch unbekannt waren. Da Japan nirgens weiter als bis zum 33. Grade nördl. Breite dem Aequator ſich nähert, ſo kann von den dort vorkommenden Familien keine excluſiv tropiſch ſeyn. Aber auch unter den 70 übrigen kann kaum die Hälfte, alſo nur 35 als bisher nur in Tropenländern gefunden, betrachtet werden, und auf dieſe wenigen und artenarmen Gruppen beſchränkt ſich der ausſchließliche Reichthum der Aequatorial-Länder. Anders ſtellt ſich die Rechnung, wenn man nach Gattungen und Arten zählt.

Die Flora von Japan charakteriſirt ſich vorzüglich durch ihren Reichthum an Familien, wie er vielleicht keinem andern Lande von gleichem Umfang zukommt, dann durch die zahlreichen Gattungen, die aber arm an Arten erſcheinen. Letzteres mag durch

Digitized by Google

die Inſellage veranlaßt ſeyn. Der Reichthum an Gattungen erklärt ſich vorzüglich durch die Ausdehnung des Landes durch mehr als 20 Breitengrade und die damit verbundene klimatiſche Abſtufung, ſo wie durch die theils ebne, theils ſtark gebirgige Oberfläche des Bodens, endlich aber vor allem durch die uralte und innige Verbindung mit China. Ich habe ſchon früher erwähnt und ſeitdem noch feſter die Ueberzeugung gewonnen, daß ein richtiges Bild der japaniſchen Flora nur in Verbindung derſelben mit der von Korea und China gewonnen werden könne. In dieſem großen Landkomplexe erſcheint dann faſt nichts mehr eingeführt, alles wildwachſend und auf heimathlicher Scholle gezähmt. Nur die einzelnen Provinzen haben unter ſich ihre Producte mitgetheilt und ausgetauſcht. Aus China und Korea ſind Pflanzen überſiedelt worden nach Japan und umgekehrt, aber die weitere Ferne hat nichts hinzugethan, während z. B. Europa faſt alle ſeine Nutz- und Zier-Gewächſe und damit auch einen großen Theil ſeiner jetzt wildwachſenden Flora in verſchiedenen Perioden aus andern Welttheilen holte.

Wegen dieſer Verbindung mit China und Korea iſt Japan vielleicht nur jetzt ſcheinbar ſo reich an eigenthümlichen Gattungen, die ſpäter auch in jenen Ländern gefunden werden können. Aber auffallend iſt, daß die meiſten bisher eine einzige Art enthalten, alſo gleichſam wie auf den kanariſchen Inſeln Monotypen bilden, zu welchen das Feſtland erſt die nöthigen Komplemente und Erweiterungen liefern muß. Aus dieſem Grunde wollen wir hier die Namen dieſer bisher auf Japan allein beſchränkten Gattungen mit Angabe ihrer Artenzahl aufführen.

Phyllostachys S. et Z. 1, Thujopsis S. et Z. 1, Cryptomeria Don. 1, Retinispora S. et Z. 4, Sciadopitys S. et Z. 1, Cephalotaxus S. et Z. 1, Euptelea S. et Z. 1, Helwingia Willd. 1, Heterotropa De Caisne. 1, Damnacanthus Gärtn. 1, (fälſchlich als oſtindiſch angegeben), Forsythia Vahl, 1, Metaplexis R. Br. 1, Pentacoelium S. et Z. 1, Schizocodon S. et Z. 1, Siphonostegia Benth. 1, Paullownia S. et Z. 1, Conandron S. et Z. 3, Pterostyrax S. et Z. 2, Meisteria S. et Z. 1, Aucuba Thbg. 1, Corylopsis S. et Z. 2, Distylium S. et Z. 1, Cardiandra S. et Z. 1, Schizophragma S. et Z. 1, Platycrater S. et Z. 1, Akebia De Caisne 4, Bürgeria S. et Z. 3, Trochodendron S. et Z. 1, Pityrospermum S. et Z. 4, Nandina Thbg. 1, Aceranthus De Caisne 2, Pteridophyllum S. et Z. 1, Eucapnos S. et Z. (auch an der chineſ. Nordgränze gegen Sibirien vorkommend) Glaucidium S. et Z. 1, Coreboropsis S. et Z. 1, Trochostigma S. et Z. 1, Tripetaleia S. et Z. 1, Skimmia Thbg. 2, (eine davon im Himalaya), Stachyurus S. et Z. 1, Euscaphis S. et Z. 1, Elaeococca Commers. 2 (1 davon in China), Platycarya S. et Z. 1, Boymia A. Juss. 1, Hovenia Thbg. 1, Rhodotypos S. et Z. 1, Stephanandra S. et Z. 1, Ceraseidos S. et Z. Und doch ſind dieſe Gattungen, zu welchen namentlich unter den Monokotyledonen ſich noch manche ſpäter geſellen werden, faſt durchaus ſcharf ausgeprägte neue Typen, nicht bloß auf unnöthige faſt muthwillige Zerſplitterung längſt bekannter Formen gegründet. Auch auswärtige Monotypen finden in Japan gerne eine zweyte aber auch nur die zweyte Art. So Torreya, Liquidambar, Pachysandra aus Nordamerika, Humulus aus Europa, Edgeworthia, Benthamia aus Indien. Andre artenarme Gattungen treten in Japan in ähnlichen Verhältniſſen wie in ihrer anderweitigen Heimath auf, wie Tricyrtis, Roxburghia, Helicia, Campanumoea, Diervilla, Abelia, Gardnera, Crawfurdia, Aeginetia, Deutzia, Hoteia, Mitellopsis, Stauntonia, Kadsura, Eurya, Cleyera etc.

Die verhältnißmäßig ſehr große Anzahl von Holzgewächſen iſt eine weitere Eigenthümlichkeit dieſer Flora in ſo hoher Breite. Allerdings reichen manche warme Formen hier weiter gegen Norden als anderwärts, wie ſich aus den zahlreichen Bambuseen, aus Palmen, Pandaneen, Laurineen, Ternströmiaceen ꝛc. ergiebt. Aber auch die faſt ausſchließlich der kältern gemäſſigten Zonne angehörigen Gruppen ſind ſehr zahlreich repräſentirt und erinnern darin an ähnliche Verhältniſſe in Nordamerika. So Coniferae, Betulaceae, Cupuliferae, Lonicereae, Ericineae, Rhamneae, Iuglandeae,

Acerinae, Pomaceae, Amygdaleae. Nur vielleicht die Salicineae ſind, was wenigſtens die Gattung Salix betrifft, im nördlichen Europa überwiegend.

Vergleicht man noch unſer Verzeichniß der in Japan vorkommenden Pflanzenfamilien mit dem von Royle (Illustrations of the Botany of the Himalayan mountains p. X — XX) gegebenen über die Flora des Flach- und Hochlandes von Indien, ſo ergiebt ſich nach Ausgleichung der ſyſtematiſchen Differenzen in Benennung und Umgränzung der einzelnen Familien, daß die indiſche Flora nur um 10 Famlien reicher ſey als die japaniſche.

Die Zahl der mit der europäiſchen Flora identiſchen Arten iſt noch immer ſehr klein. Einjähige, wie Anagallis, Solanum nigrum, Capsella, Chenopodien ꝛc. haben in dieſer Beziehung der leichten Verbreitung wegen weniger Bedeutung. Eben ſo manche perennirende Kosmopoliten wie Leontodon Taraxacum, Glechoma hederacea, Prunella vulgaris etc. Bedeutſamer erſcheint die Annäherung an die ſibiriſche Flora in Platycodon grandiflorum, Campanula Trachelium, Adenophora verticillata, Veronica cartilaginea, Eucapnos spectabilis etc. Große Schwierigkeiten veranlaßt bey Feſtſtellung der Japan mit andern Ländern gemeinſchaftlichen Pflanzen immer die Thunbergiſche Flora, in der bekanntlich faſt ein Drittheil der aufgezählten Arten als identiſch mit ſchon von andern Fundorten her bekannten angegeben und deßhalb gar nicht weiter definirt iſt. Nun kann man zwar faſt als Regel annehmen, daß Thunberg dabey ſich nur von Aehnlichkeiten verleiten ließ, aber in vielen Fällen läßt ſich vorläufig nicht ermitteln, welche japaniſche Arten er mit ſeinen Linneiſchen Namen gemeint habe. Hierüber kann nur ſpäter eine genaue Vergleichung ſeiner Original-Exemplare genügende Aufſchlüſſe geben. Manches iſt zwar in dieſer Beziehung ſchon geſchehen durch die Bemühungen DeCandolle's, Lindley's, Bentham's, A. Juſſieu's, DeCaisne's aber nur in monographiſcher Weiſe und ſelbſt da unvollſtändig aus den Herbarien anderer Botaniker, denen Thunberg Pflanzen mitgetheilt hatte; aber der größte Theil iſt noch unerledigt und hindert ſo die Ueberſicht des bereits mehr oder minder genau bekannten japaniſchen Pflanzenſchatzes.

Faſt vollſtändig eruirt ſind dagegen die von dem berühmten Reiſenden als neu aufgeſtellten Gattungen dieſer Flora. Darunter haben ſich Kyllinga, Skimmia, Aukuba, Hovenia, Nandina, Deutzia, Eurya, Cleyera Houttuynia, unverändert erhalten. Dagegen ſind als ſynonym beyzuziehen:

Nigrina zu Chloranthus Sw. Gonocarpus zu Haloragis Forst. Doraena zu Maesa Forsk. (Baeobotrys Forst.) Weigela zu Diervilla Tournef. Bladhia zu Ardisia Sw., Bumalda zu Staphylea L. Pollia zu Lamprocarpus Blume. Lindera zu Sassafras Nees. Tomex zu Tetranthera Jacq. Dryandra zu Elaeococca Com.

Es bleiben alſo nur noch die Gattungen Orixa, Othera und Apactis zu genauerer Prüfung übrig.

Höchſt wichtig für die Flora von Japan wäre es noch, über die Vegetation der Inſelgruppen genauere Auskunft zu erhalten, welche ſüdlich gegen China, öſtlich gegen Auſtralien nähere oder entferntere Uebergangspunkte bilden. Bisher hatte nur Hooker (Botany of Captn. Beechey's Voyage) über die letzteren, nämlich die Bonin-Sima-Inſeln, ein Pflanzenverzeichniß (ungefähr 157 Phanerogamen und 11 Kryptogamen) mitgetheilt. Ich bin nun durch die großmüthige Unterſtützung der kaiſ. Akademie d. W. in St. Petersburg, welche mir die Kenntnißnahme und Bearbeitung der von dem verſtorbenen Dr. Mertens auf jenen Eilanden geſammelten Pflanzen geſtattete, in den Stand geſetzt, das Hooker'ſche Verzeichniß bedeutend zu vervollſtändigen, und werde ſpäter die Ehre haben, ausführlicher darüber zu berichten.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Handwörterbuch der topographiſchen Mineralogie von Guſtav Leonhard, Dr. d. Ph., Privatdocent an der Univerſität zu Heidelberg ꝛc. Heidelberg. Akademiſche Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1843.

Mit Vergnügen machen wir auf dieſes Werk aufmerkſam, welches Jedem willkommen ſeyn wird, der ſich mit dem Studium und mit dem Sammeln von Mineralien beſchäftigt. Der Verf. hat eine gute Vorarbeit an ſeines Vaters „Handbuch einer allgemeinen topographiſchen Mineralogie“ gehabt, welche 1805 in 3 Bänden erſchienen iſt. Dieſem ähnlich iſt das vorliegende Handwörterbuch bearbeitet, wobey natürlich durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaft mancherley Abänderungen im Detail ſich ergeben mußten.

Die einfachen Mineralien ſind in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt. Durch größern Druck ausgezeichnet folgen bey jedem die Namen der Länder, wo dasſelbe vorkommt, und anſchließend die ſpeciellen Fundorte ſelbſt.

Die Art des Vorkommens iſt dabey mehr oder weniger ausführlich angegeben und abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe dieſer Angaben, ſo dienen ſie auch in vielen Fällen zur ſichern Ausmittlung des Fundortes eines Minerals. Wer Sammlungen zu ordnen hat, wo die Etiketten oft unleſerlich geſchrieben ſind oder wo dergleichen verloren giengen, dem werden dieſe Angaben von beſonderem Werthe ſeyn. Der Verf. hat überdieß ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Kryſtalliſation gerichtet, welche bey verſchiedenen Fundorten häufig verſchieden iſt und zuweilen für einzelne ſo conſtant und eigenthümlich erſcheint, daß man auch daraus mit Wahrſcheinlichkeit auf den Fundort ſchließen kann. Um aber weitläufige Beſchreibung der Kryſtalliſationen zu vermeiden, ſo wurde auf Abbildungen verwieſen, welche in bekannten und allgemein verbreiteten Werken ſich befinden, ſo in Haüy's Traité de Minéralogie, in Naumann's und Leonhards Handbüchern.

Als ein Beyſpiel der Abfaſſung der einzelnen Artikel mag hier der Anatas angeführt werden.

Anatas.

Europa.

Spanien: in Granit.

Frankreich. Départ. de l'Isère: in einem, der Gebirgskette Petites-Rousses zugehörigen Berge am linken Ufer des Flumet, beym Dorfe la Villette in der Gemeinde Vaujany, und oberhalb des Pont-du-Diable in der Gemeinde St. Christophe, unfern Oisans, auf ſchmalen Gängen in Diorit, zierliche Kryſtalle (N. 122. 124. 125. u. a.) begleitet von Bergkryſtall, Axinit, Epidot und Feldſpath. — Départ. du Haut-Rhin: Markirchen, auf Braunſpath.

England. Cornwall: in Granit.

Schweiz. Canton Teſſin: Thal von Maggia, in kleinen Kryſtallen auf Glimmerſchiefer aufgewachſen (N. 123.). Canton Graubündten: im Tavetſcher Thal, beſonders in der Gegend von

Selva und Chiamut, in Glimmerſchiefer, zierliche Kryſtalle, auf Bergkryſtall, mit Chlorit, Adular, Feldſpath und Eiſenkies, die Anataskryſtalle zeigen verſchiedene Modificationen und ſind von beſonderer Schönheit. — Canton Wallis: Binnenthal, Mont' Albrun, ſehr kleine Kryſtalle auf Bergkryſtall, mit Adular, Chlorit und Stilbit.

Norwegen. Stift Chriſtiania: Walders, loſe Kryſtalle. Stift Chriſtianſand: Arendal, auf Magneteiſen-Lagerſtätten in Gneiß, mit Granat und Epidot.

Bayern. Lichtenberg im Fichtelgebirge, in Titanhaltigem Magneteiſenſand, auch in Grauwacke und Thonſchiefer. Gegend von Hof, in kleinen Kryſtallen in Diorit. Gegend von Aſchaffenburg, am Gottelsberg unſern Stockſtadt, kleine Kryſtalle in Gneiß.

Oeſterreich. Land ob der Ens: Salzburg ꝛc.

Rußland. Ural: Schabrawskai ꝛc.

Amerika.

Braſilien. Minas Geraes: Gegend von Itabira de Matto Dentro, im Sande eines Baches, im Diluvial-Boden, in welchem auch Diamanten vorkommen, loſe Kryſtalle, unter andern die Varietäten N. 126. 127 und 128.

Mit ähnlicher Vollſtändigkeit ſind die meiſten Artikel behandelt. Den Schluß des Werkes macht eine ſehr zweckmäßige Inhalts-Ueberſicht nach alphabetiſch-geographiſcher Ordnung, in welcher z. B. von Bayern gegen 160 Fundorte verzeichnet ſind. Die äußere Ausſtattung iſt ſehr gut. —

v. Kobell.

Die Pſeudomorphoſen des Mineralreichs von Dr. J. Reinhard Blum, außerordentlichem Profeſſor an der Univerſität zu Heidelberg ꝛc. Stuttgart. Schweizerbart's Verlagshandlung. 1843.

Ueber die Pſeudomorphoſen der Mineralien hat Landgrebe im Jahre 1841 eine Arbeit herausgegeben, welche bisher die einzige war, die dieſen Gegenſtand als eine beſondere Aufgabe behandelt hat, die kleine Abhandlung von Breithaupt „über die Aechtheit der Kryſtalle" ausgenommen, die ſchon 1815 erſchienen iſt. Ausführlicher und von großer Vollſtändigkeit iſt das vorliegende Werk, wozu der Verf. ſeit vielen Jahren die Materialien geſammelt hat.

Was die Entſtehung der Pſeudomorphoſen betrifft, ſo führt ſie der Verf. auf zwey Hauptvorgänge zurück:

1. Auf Umwandlung eines Minerals in ein anderes und 2. auf Verdrängung eines Minerals durch ein anderes.

Die Umwandlung der Mineralien wird durch Veränderungen in der Subſtanz bedingt, und dieſe beruhen auf Ausſcheidung oder Aufnahme von Beſtandtheilen, oder auf beyden zugleich, auf Austauſch von jenen. Das neue Mineral ſteht daher zu dem älteren in einer beſtimmten chemiſchen Beziehung, ſo daß beyde einen oder den andern, zuweilen ſelbſt mehrere Beſtandtheile gemein haben oder ſogar aus denſelben Subſtanzen zuſammengeſetzt ſind und nur verſchiedene quantitative Verhältniße zeigen.

Die Kennzeichen des zuerſt vorhanden geweſenen Minerals ſind in der Regel bis auf die Form verſchwunden. Dieſes ſind die Umwandlungs-Pſeudomorphoſen.

Bey der Verdrängung kann man zwey Fälle annehmen. Es findet dieſelbe nämlich entweder durch Umhüllung ſtatt, ſo daß eine Mineralſubſtanz eine andere umzieht und die unterliegende ganz oder theilweiſe verſchwindet, wodurch gewöhnlich hohle Kryſtalle und ſolche mit rauher druſiger Oberfläche entſtehen; oder die Verdrängung beginnt an einem äußern Punkt und ſchreitet nach und nach durch die ganze Maſſe eines Minerals fort. Dieſer Proceß iſt nicht chemiſcher, ſondern mechaniſcher Art.

Eine andere Entſtehungsweiſe iſt die durch Ausfüllung hohler regelmäßiger Räume, die übrigens der Verf. für wenig wahrſcheinlich hält.

Nach dieſen allgemeinen Erörterungen werden

Digitized by Google

in der erſten Abtheilung die Umwandlungs-Pſeudomorphoſen aufgeführt. Der Verf. bezeichnet ſie näher durch die Unterabtheilungen: 1. Umwandlungs-Pſeudomorphoſen durch Verluſt von Beſtandtheilen. 2. Durch Aufnahme von Beſtandtheilen. 3. Durch Austauſch von Beſtandtheilen.

Als ein Beyſpiel der 1. Art können die Kalkſteinkryſtalle nach Formen des Gayluſſits dienen, wo von letzterem kohlenſaures Natrum und Waſſer extrahirt wurden und der kohlenſaure Kalk zurück blieb. Einige ſeltnere Fälle, die der Verf. angiebt ſind Kryſtalle von Rothkupfererz, deren Oberfläche in gediegen Kupfer reducirt iſt. Es iſt dieſes eine Art von Pſeudomorphoſe, wobey aber die Kryſtalliſation für beyde Subſtanzen dieſelbe und gleich weſentlich iſt. Dergleichen Kryſtalle finden ſich im Mandelſtein von Reichenbach bey Oberſtein und auf der Grube Käuſerſtäumel im Sayn'ſchen. — Ferner wird ein Fall einer Umwandlung von Silberblende in Silberglanz angeführt, wobey alſo $\dddot{As}$ und $\dddot{Sb}$ entfernt wurden. Häufiger ſind die Umwandlungen durch Aufnahme von Beſtandtheilen, für welche ein bekanntes Beyſpiel die Umwandlung von Anhydrit in Gyps. Eine ſeltſame Umwandlung iſt die angeführte von Kupferglanz in Buntkupfererz und Kupferkies durch Zutritt von Schwefeleiſen.

Die zahlreichſte Klaſſe enthält die Umwandlungspſeudomorphoſen durch Austauſch von Beſtandtheilen. Gewöhnlich verdrängt ein zutretender Miſchungstheil auf der Oberfläche einen ältern und die neue Subſtanz, anfangs eine Rinde, bildet ſich immer weiter in derſelben Weiſe fort. Ein Beyſpiel iſt die Umwandlung von Witherit in ſchwefelſauern Baryt. Als hieher gehörig wird auch der Schaumkalk bezeichnet, welcher nach den Beobachtungen des Verf. ein zu kohlenſauerm Kalk umgewandelter Gypsſpath iſt. Freiesleben hat zuerſt darauf aufmerkſam gemacht und ſein Vorkommen mit Gyps ausführlich beſchrieben. Umwandlungen von Augit in eine Art von Kieſelſkelett und in Thon, wie dergleichen Ramelsberg analyſirt hat, von Analcim in Prehnit, Kaolin aus Leucit, Steinmark aus Topas ꝛc. ſind weitere hieher zu zählende Fälle, wobey übrigens für die entfernten Miſchungstheile nur Waſſer zugetreten iſt. Ein intereſſanter Fall iſt die von Fowler erwähnte Umwandlung von Spinell in Speckſtein, wie dergl. Kryſtalle zu Newton in New-Jerſey vorkommen. Ein Analogon zu der bekannten und ſeltſamen Umwandlung von Quarz zu Speckſtein hat der Verf. an der Entſtehung von Meerſchaum aus Feuerſtein beobachtet. Ein Exemplar dieſer Art, von Grubſchitz in Mähren, in der Sammlung des Verf., zeigt ganz die äußere Kugelform, wie man ſie bey dem Feuerſtein, beſonders bey dem in der Kreide vorkommenden, zu ſehen gewöhnt iſt. Im Innern desſelben befindet ſich noch ein Kern von unverändertem Feuerſtein, welcher jedoch nicht ſcharf gegen den Meerſchaum abgemarkt iſt, ſondern in denſelben übergeht. Bey der Umwandlung von kryſtalliſirtem Quarz in Speckſtein iſt der Verf. der Anſicht, daß bey der zu beobachtenden Erhaltung der Kryſtalle, durch den Zutritt der Talkerde Kieſelerde frey geworden ſeyn müſſe, welche ihrerſeits wieder mit Talkerde verbunden, den kompakten Speckſtein, der jene Kryſtalle einſchließt, geliefert haben könne.

So möge auch der Opal entſtanden ſeyn, welcher mit dem Meerſchaum in dem Serpentin von Grubſchitz ſich findet. —

Die zweyte Abtheilung behandelt die Verdrängungs-Pſeudomorphoſen. Eine große Mannigfaltigkeit fremder Formen kommen in dieſer Weiſe dem Quarz und der amorphen Kieſelerde zu. Es giebt Quarz nach Formen von Baryt, Flußſpath, Gyps, Kalkſpath, Baritocalcit, Bitterſpath, Scheelit, Bleyglanz, kohlenſauerm Bleyoxyd, Eiſenglanz, Eiſenkies, Eiſenſpath, ebenſo Chalcedon nach Baryt, Flußſpath, Kalkſpath, Bitterſpath u. ſ. w.

Von den ſeltnern der angeführten Fälle iſt eine Pſeudomorphoſe von Feldſtein in Skalenoedern des Kalkſpaths zu erwähnen, Pyroluſit, Hausmannit und Manganit nach Kalkſpath (vielleicht durch eine langſame Fällung dieſer Oxyde durch den kohlenſauern Kalk aus geeigneten Auflöſungen gebildet), Pſilomelan nach Barytſpath, Zinnſtein nach Feldſpath, Eiſenoxyd nach Flußſpath ꝛc. Eiſenkies nach Barytſpath, Kalkſpath, Quarz ꝛc.

Digitized by Google

Den Schluß des Werkes machen Tabellen, angebend die primitiven Subſtanzen, mit ihren chemiſchen Formeln und ebenſo die Umwandlungsprodukte, ferner Vorkommen und Fundorte. In einem Rückblicke ſtellt der Verf. allgemeine Betrachtungen an, welche ſich aus den aufgeführten Fällen ergeben. Bey den Umwandlungspſeudomorphoſen zeigen ſich für die metalliſchen Subſtanzen vorzüglich Sauerſtoff und Waſſer aktiv, Schwefel und Kohlenſäure verſchwinden am häufigſten. Für die nichtmetalliſchen Subſtanzen tritt beſonders die Talkerde aktiv auf. Von den Verdrängungs-Pſeudomorphoſen werden die zahlreichſten durch Brauneiſenerz und Eiſenkies bey den metalliſchen und von Quarz bey den nichtmetalliſchen Subſtanzen gebildet, Kalkſpath und Flußſpath verſchwinden am öfteſten.

Bey vielen dieſer Pſeudomorphoſen wird zuerſt eine feſte Hülle der neuen Subſtanz um einen Kryſtall der ältern gebildet und es iſt eine der räthſelhafteſten Erſcheinungen, wie durch dieſe Hülle ein Weiterſchreiten der Veränderung, ein Austauſch von Miſchungstheilen oder ein Zutritt derſelben vor ſich geht. Der Verf. verbreitet ſich hierüber und beſpricht dieſe Erſcheinungen mit Rückſicht auf die bekannten Erfahrungen, welche aber mit neuen Experimenten bereichert werden ſollten, um einmal einige Schritte weiter zu kommen. Die Dolomitbildung betreffend, ſo bekennt ſich der Verf. zu der Anſicht v. L. v. Buch. —

Wiewohl dieſes Werk in mancher Beziehung vollſtändiger iſt, als das von Landgrebe, welches übrigens in der Vorrede wohl hätte genannt werden dürfen, ſo iſt doch letzteres dadurch nicht entbehrlich gemacht worden, da es auch die Pſeudomorphoſen der ſogenannten künſtlichen Salze geſammelt enthält und ſo einen weitern Blick über die fraglichen Gegenſtände möglich macht.

v. Kobell.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Assises du royaume de Jérusalem conférées entre elles, ainsi qu' avec les lois des Francs etc., par M. Victor Foucher. T. 1. p. 1. 2. Rennes 1841.

Dr. Ant. Zambaldi, Monumenti storici di Concordia. San-Vito 1840.

O. L. B. Wolff, Die Donau, ihre Anwohner, Ufer, Städte, Burgen und Schlöſſer von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung beſchrieben. Lief. 1. 2. Leipzig 1843. 8.

J. W. Wolf, Niederländiſche Sagen. Leipzig 1843.

K. W. Weigel, Einleitung in die Volkswirthſchaftslehre. Leipzig 1843.

Dr. Prof. W. Weick, Reliquien von Ludwig Winter, badiſch. Staatsminiſter. Biographie und Schriften. Freiburg 1843.

Dr. G. Vivoli, Annali di Livorno dalla sua origine sino all' anno di Gesu' Christo 1840. T. 1. Livorno 1842.

Garcilaso de la Vega, Obras. Madr. 1788.

E. G. Troll, Geſchichte der Stadt Winterthur nach Urkunden bearbeitet. Th. 1 — 3. Winterthur 1843.

W. C. Townsend, History of the house of Commons, from the Convention Parliament of 1688 — 9 to the passing of the Reform Bill in 1832. Vol. 1. Lond. 1843.

Niccolo Tommaséo, Nuovo dizzionario dei sinonimi della lingua italiana. Vol. 1. 2. Firenze 1838.

— — Canti popolari. Fasc. 1 — 20. Venezia 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Handbuch der Chemie. Von Leopold Gmelin, Dr. der Medicin und Philoſophie, großherzogl. Bad. Geh. Hofrath, Profeſſor der Medicin und Chemie an der Univerſität zu Heidelberg ꝛc. Erſter und zweyter Band. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, Univerſitätsbuchhandlung von Karl Winter. 1843.

Schon im vorigen Jahrgange dieſer Blätter haben wir eine vorläufige Anzeige von dem Erſcheinen der vierten Auflage dieſes Werkes gemacht und haben angegeben, daß nicht nur die Literatur, ſondern auch die neueſten Thatſachen in demſelben mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit dargelegt ſind. Wir können in der That ſtolz darauf ſeyn und dürfen uns Glück wünſchen, daß es der deutſchen Gründlichkeit und dem unermüdeten Fleiße des Verf. vorbehalten geblieben, durch eine ſo umfaſſende Arbeit, welche in den angeführten Beziehungen ihres Gleichen nicht aufzuweiſen hat, die Wiſſenſchaft zu bereichern.

Es liegen nunmehr die beyden erſten Bände des genannten Werkes vor, welche beurkunden, daß der Verf. keine Mühe geſcheut, alle neueren Fortſchritte der Wiſſenſchaft als Zuſätze und Verbeſſerungen beyzufügen, wodurch es möglich wurde, dieſem Werke einen hohen Grad von Vollkommenheit zu verleihen. Der Raum dieſer Blätter geſtattet uns nicht, alle Reformen und Modificationen, welche mit dieſer vierten Auflage vorgenommen wurden, namentlich aufzuführen; wir beſchränken uns daher darauf, dem Gange, welchen der Verf. befolgt hat, einen kurzen Ueberblick zu widmen.

Im erſten Bande und zwar in der Einleitung wird der geſchichtliche Theil der Chemie berührt; dann folgt die Cohäſion, bey welcher Gelegenheit der Kryſtalliſation und der Adhäſion gedacht wird. Hinſichtlich der Kryſtallform der Verbindungen hält es der Verf. für wahrſcheinlich, daß dieſelbe zu der ihrer Beſtandtheile in Beziehung ſtehe. Die Ausmittlung einer ſolchen Beziehung iſt aber bis jetzt nicht vollſtändig gelungen, weil die Kryſtallform vieler wichtiger einfacher Stoffe, wie des Sauerſtoffs z. B. unbekannt iſt und weil ein und derſelbe einfache oder zuſammengeſetzte Stoff häufig je nach den Umſtänden bald dieſe, bald jene Kryſtallform annehmen kann oder Dimorphismus zeigt. Daß jedoch eine ſolche Beziehung beſteht, ergiebt ſich aus den Thatſachen, durch welche Mitſcherlich ſeine wichtige Lehre vom Iſomorphismus begründet hat. Unter iſomorphen Stoffen ſind im allgemeinſten Sinne ſolche zu verſtehen, welche ſich in einer Verbindung vertreten können, ohne daß die Kryſtallform derſelben ſehr auffallend geändert wird.

Der erſte Theil enthält die allgemeine Chemie, der zweyte die ſpecielle Chemie. Im erſten Theil wird die Affinität nebſt der Stöchiometrie abgehandelt und im zweyten die unwägbaren und wägbaren Stoffe.

Der Verf. hatte ſchon in den früheren Auflagen bey der Beſtimmung der Atomgewichte das Waſſerſtoffatom = 1 angenommen, welcher Annahme er auch jetzt treu geblieben iſt. Zu der herrſchenden

Digitized by Google

Annahme, das Atomgewicht des Sauerſtoffs = 100 zu ſetzen, glaubt der Verf. gerade in dieſem Augenblicke um ſo weniger übertreten zu dürfen, als die Erfahrungen von Dumas und anderen, wenn auch nicht beſtimmt erwieſen, doch es im hohen Grade wahrſcheinlich gemacht haben, daß die Atomgewichte des Kohlenſtoffs, Stickſtoffs, Chlors und Calciums genau einfache Multipla von dem des Waſſerſtoffs ſind. Alles, was auf Affinität, Stöchiometrie und auf andere dahin gehörende Gegenſtände Bezug hat, iſt hier unter Benützung der neueſten Entdeckungen mit einer Schärfe und Genauigkeit, welche nichts zu wünſchen übrig läßt, behandelt worden.

Im erſten Abſchnitte des zweyten Theiles werden die unwägbaren Stoffe vorgenommen, nämlich die Lehre vom Licht, von der Wärme und der Electricität. Der Verf. ſcheint geneigt zu ſeyn, dem Mondlicht die Erwärmung ganz abzuſprechen, indem Forbes, da er durch eine Glaslinſe 3000fach concentrirtes Mondlicht auf einen Thermomultiplicator fallen ließ, keine Spur von Erwärmung wahrnehmen konnte und dieß wohl aus dem Grunde, weil nach Herſchel das vom Monde auf die Erde geworfene Sonnenlicht ſeine Wärmeſtrahlen auf dem Monde verloren hat. Der Verſuch von Morichini in Rom, daß eine Stahlnadel mit dem durch eine Linſe concentrirten violetten Strahl des Spectrums vom Mittelpunkt gegen die eine ſtark nach Norden gerichtete Spitze gleichſam geſtrichen, nach einer halben Stunde vollkommen magnetiſch wird, wurde von Conſigliachi, ſo wie von Ries und Moſer für eine Täuſchung erklärt. Der Verf. berichtet hingegen, daß er dieſen Verſuch bey Morichini mit Erfolg ausführen geſehen habe.

Hieran reihen ſich die chemiſchen Wirkungen des Lichts, nämlich die Veränderungen, welche durch die Einwirkung des Lichts in den wägbaren Stoffen hervorgebracht werden, ſo wie die durch das Licht bewirkten Verbindungen. Von ſolchen mit Hülfe des Lichts eingeleiteten Verbindungen und Zerſetzungen wird eine große Zahl von Beyſpielen aufgeführt. Dann folgt die Phosphorescenz oder das Leuchten lebender Thiere, lebender Pflanzen, faulender Thiere und faulender Pflanzen, ſo wie das Leuchten mineraliſcher Subſtanzen, welche durch Inſolation die Eigenſchaft, Licht zu entwickeln, erlangen.

Die Wärme ertheilt vielen wägbaren Stoffen, je nach der Menge, nach welcher ſie in ihnen angehäuft iſt, eine verſchiedene Farbe. So oft man dieſe Körper erhitzt, verändern ſie ihre Farbe und bey jedesmaligem Abkühlen tritt die urſprüngliche Färbung wieder ein; ſie erleiden aber hiebey keine chemiſche Veränderung, eine Erſcheinung, welche ſich nicht nur bey verſchiedenen Flüſſigkeiten, ſondern auch bey einigen feſten Körpern im gepulverten Zuſtande wahrnehmen läßt. Die feſten Körper, welche dieſen Farbenwechſel durch das Erwärmen erleiden, werden meiſtens gelb oder braun. Gelb werden z. B. die weißen Säuren und Oxyde von Tantal, Titan, Molybdän, Antimon, Zinn, Zink ꝛc.; braun hingegen werden das grüne Chromoxyd, das rothe Queckſilberoxyd, das gelbe Bleyoxyd ꝛc. Auch einige farbloſe Flüſſigkeiten werden durch das Erwärmen gelb, wie die Unterſalpeterſäure, die wäßrige Auflöſung von ſchwefelſaurem und ſalpeterſaurem Eiſenoxyd. Die Urſache dieſer Farbenveränderung durch die Accumulation der Wärme iſt bis jetzt noch nicht auf eine genügende Weiſe erklärt worden.

Alle wägbaren, ſowohl tropfbare als elaſtiſche Flüſſigkeiten, ſind als chemiſche Verbindungen wägbarer feſter Stoffe mit einer größeren Wärmemenge zu betrachten; bey Abweſenheit der Wärme würden alle wägbaren Stoffe ſich im feſten Zuſtande befinden. Obgleich feſte Körper bey höherer Temperatur tropfbar und elaſtiſch flüſſig werden, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß auch feſte Körper Wärme chemiſch gebunden enthalten. Ein Körper kann auf zweyerley Art die Wärme enthalten, erſtens chemiſch gebunden, zweytens adhärirend. Der Verf. entwickelt dann die Lehren über Bildung tropfbarer Flüſſigkeiten und Gasarten, über die bey der Gasbildung eintretenden Erſcheinnngen, über das Freywerden und die Abſorption der Wärme ꝛc., in welche Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können, ſondern auf das Werk ſelbſt verweiſen müſſen.

Bey der Behandlung der Electricität hat der Verf. alle ſeit der dritten Auflage des Werkes bekannt gewordenen Thatſachen mit der größten Um-

Digitized by Google

ſicht und Genauigkeit hinzugefügt und man kann ſagen, daß dieſer Artikel ein getreues und vollſtändiges Bild des jetzigen Zuſtandes der Electricitätlehre darbietet. Die beyden Electricitäten ſind mit einer ſehr großen Affinität gegen einander begabt; ſie äußern ein mächtiges Streben ſich zu vereinigen. Aus ihrer Vereinigung entſpringt die ruhende Electricität, welche der electrochemiſchen Theorie gemäß nichts anderes iſt, als Licht und Wärme. Nähert man einen Körper, in welchem poſitive Electricität angehäuft iſt, einem andern mit negativer Electricität beladenem, ſo erfolgt Verbindung derſelben und zwar, wenn beyde Electricitäten im entſprechenden Verhältniſſe vorhanden waren, ſo, daß beyde Körper nicht mehr electriſch erſcheinen. Bey dieſer Vereinigung entſteht Licht, Wärme und magnetiſche Reaction. Iſolatoren, welche ſich der Verbindung der Electricitäten entgegen ſetzen, werden mit Gewalt durchbrochen.

Bey den techniſchen Anwendungen des Galvanismus als Vergoldung, Verſilberung ꝛc. gedenkt der Verf. der Galvanoplaſtik. Schon Wach und andere fanden, daß ſich das Kupfer auf galvaniſchem Wege unter gewiſſen Umſtänden in cohärentem Zuſtande niederſchlagen laſſe. Aber Jakobi (die Galvanoplaſtik. Petersburg 1840) und, wie es ſcheint, gleichzeitig Spencer zeigten, daß das Kupfer, in dieſer feſten Geſtalt an leitende Körper niedergeſchlagen, ſich genau in alle Vertiefungen ihrer Oberfläche einſenkt, dann von ihnen getrennt, einen ſcharfen Abdruck liefert, und erfanden ſo die Galvanoplaſtik, welche ſich nach Jakobi für Medaillen, Kupferſtiche, Stereotypplatten, Ornamente, ſo wie für Tapeten- und Kattundruck u. ſ. w. eignet.

Zweyter Abſchnitt. Wägbare Stoffe. Die Zahl der bis jetzt bekannten unzerlegten wägbaren Stoffe iſt 55. Sie können in Nichtmetalle, nämlich Ametalle oder Metalloide und in Metalle eingetheilt werden. Einige Körper laſſen ſich nicht mit Sicherheit in eine der beyden Claſſen einreihen. Das Silicium wird zum Theil zu den Metalloiden, das Jod, ſo wie das Selen hingegen zu den Metallen gezählt.

Die 55 Elemente bilden mit einander 2 Arten von Verbindungen, die unorganiſchen und die organiſchen. Alle Elemente ſind fähig, unorganiſche Verbindungen einzugehen, aber nur wenige, beſonders Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff, bilden auch organiſche. Erſtere werden in der lebloſen Natur erzeugt und können auch durch Kunſt aus unorganiſchen Materialien dargeſtellt werden. Die organiſchen Verbindungen hingegen entſtehen faſt nur in den Pflanzen und Thieren; die Kunſt kann zwar eine organiſche Verbindung in eine andere umwandeln, aber nur ſehr wenige aus unorganiſchen Stoffen erzeugen.

Nach ihrem chemiſchen Verhalten theilt der Verf. die Metalloide ein:

1) In electromagnetivere, die Oxygenoide, Chloroide oder Zünder, nämlich Sauerſtoff, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Selen und Schwefel.

2) In electropoſitivere, die Inflammabilien oder Metalloide im engeren Sinne: Phosphor, Boron, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff.

3) Der Stickſtoff ſteht vermöge ſeines eigenthümlichen Verhaltens iſolirt da.

Beym Sauerſtoff bemerkt der Verf., daß die Farbe der Flamme theils von ihrer Temperatur, theils von der Natur der darin befindlichen Stoffe abhängt. Kaltes Kohlenoxydgas z. B. giebt beym Verbrennen eine blaue Flamme, zuvor erhitztes eine gelbrothe. Waſſerſtoffgas und andere Gaſe zeigen auch in der Kälte entzündet eine gelbrothe Flamme. Strömt jedoch Waſſerſtoffgas aus einer feinen Spitze gegen eine dicht davor gehaltene Porzellanplatte, ſo zeigt es, wohl wegen der abkühlenden Wirkung derſelben , eine blaßgrüne Farbe. Die blaue Flamme an der Baſis eines Kerzenlichtes deutet ebenfalls auf eine niedrigere Temperatur an dieſer Stelle. Durch Zuſatz von Boronſäure oder einem Chlormetall und Vitriolöl zu Weingeiſt wird die Farbe ſeiner Flamme grün oder, wenn er ſtärker erhitzt wird, gelb; Chlorſtrontium und Chlorcalcinm färben die Weingeiſtflamme roth, Chlorbaryum und Kochſalz gelb, einfach Chlorkupfer lebhaft roth mit grünem und blauem Rande. H. Davy vermuthet, daß in allen dieſen Fällen eine Reduction ſtatt findet, wodurch demnach Boron, Strontium, Calcium, Ba-

Digitized by Google

ryum und Kupfer in die Flamme gelangen würden, hier verbrennen und dabey eine andere Farbe erzeugen. Bläst man nach Waldie in kochenden Schwefel Sauerſtoffgas, ſo entſteht eine gelbe Flamme, innen dunkel, außen und an der Spitze roth.

Man war bisher der Meinung, daß das Waſſer nur durch eine geringe Zahl metalliſcher Subſtanzen zerſetzt werden könne, wozu die Metalle der Alkalien allerdings gezählt wurden. Der Verf. führt an, daß die Metalle der Erden, ſo wie auch Molybdän, Chrom, Uran, Zink, Zinn, Kadmium, Eiſen, Kobalt und Nickel den Sauerſtoff des Waſſers bey geringerer Temperatur, Antimon, Wismuth, Bley, Kupfer in ſtarker Glühhitze aufnehmen und zwar unter Entwicklung von Waſſerſtoffgas. Bey Gegenwart von verſchiedenen Säuren erfolgt dieſe Zerſetzung des Waſſers unter Entwicklung von Waſſerſtoffgas ſchon bey gewöhnlicher oder wenig erhöhter Temperatur durch die meiſten Erdmetalle, ſo wie durch Mangan, Zink, Kadmium, Zinn, Eiſen, Kobalt und Nickel.

Der Verf. handelt dann die übrigen Metalloide ab, ſo wie ihre Verbindungen mit Sauerſtoff oder Waſſerſtoff, woraus die Sauerſtoffſäuren und in einigen Fällen die Waſſerſtoffſäuren entſtehen. Beym Phosphor beſchreibt der Verf. ſehr ausführlich die Theorie über das leicht entzündliche und das ſchwer entzündliche Phosphorwaſſerſtoffgas, welches letztere ſich erſt bey höherer Temperatur entflammt. Das ſchwer entzündliche Gas entwickelt ſich vorzugsweiſe, wenn man Phosphor mit Kalihydrat und Weingeiſt aufkocht, wo hingegen zur Bildung des erſteren, des leicht und von ſelbſt entzündlichen Gaſes, ſtatt des Weingeiſtes Waſſer angewendet wird. Die beyden Gaſe haben nach H. Roſe dieſelbe Zuſammenſetzung, nämlich PH_3. Der verſchiedene Grad ihrer Entzündbarkeit muß aus einem iſomeren Zuſtande erklärt werden. Graham nimmt zwar die von H. Roſe bewieſene Thatſache an, daß die beyden Gaſe dieſelbe Zuſammenſetzung PH_3 haben, erklärt aber ihre verſchiedene leichte Entzündlichkeit nicht aus 2 iſomeren Zuſtänden, ſondern aus fremdartigen Beymengungen. Nach Graham iſt das völlig reine Phosphorwaſſerſtoffgas ſchwer entzündlich, aber Spuren einiger fremdartiger Stoffe können es leicht entzündlich machen und andere können dieſe leichte Entzündlichkeit wieder heben. Das ſchwer entzündliche Gas läßt ſich durch Beymengung einer Spur des Dampfes von ſalpetriger Säure in leicht entzündliches umwandeln, wenn man nämlich zum ſchwer entzündlichen Gaſe über Queckſilber eine kleine mit ſalpetriger Säure gefüllte Glaskugel bringt, oder wenn man dem Gaſe über Queckſilber einen Tropfen Salpeterſäure zuſetzt, welche durch ihre Wirkung auf das Queckſilber ſalpetrige Säure entwickelt. Dieſelbe Wirkung wird durch Waſſerſtoffgas, welches Spuren von ſalpetriger Säure enthält, hervorgebracht. Von dieſer Beſchaffenheit iſt nämlich dasjenige Waſſerſtoffgas, welches ſich anfangs entwickelt, wenn man Eiſen oder Zink in verdünnter engliſcher (Salpeterſäure enthaltender) Schwefelſäure auflöst. Das ſchwer entzündliche Gas, welches durch ſalpetrige Säure leicht entzündlich geworden iſt, verliert ſeine Entzündlichkeit über Queckſilber und noch viel ſchneller durch Berührung mit Kaliumamalgam, eben ſo durch phosphorige Säure, Kohle, flüchtige Oele, aber nicht durch Phosphorſäure. Das leicht entzündliche Gas verliert ſeine leichte Entzündlichkeit durch Aufbewahren über lufthaltigem Waſſer oder durch Beymengung von wenig Luft, durch Ammoniak, Kaliumamalgam und verſchiedene andere Subſtanzen.

Den Schluß des erſten Bandes macht die Beſchreibung des Stickſtoffs und deſſen Verbindungen. Hier werden abgehandelt: Stickoxydul, Stickoxyd, ſalpetrige Säure, Unterſalpeterſäure und Salpeterſäure; ferner die atmosphäriſche Luft, Amid, Ammoniak, ſo wie deſſen Verbindungen mit Kohlenſäure, Boronſäure, Phosphorſäure, dann der Schwefelſtickſtoff, ſchwefelſaures Stickoxyd, ſchwefelſaures Ammoniak, ſalpeterſaures Ammoniak ꝛc.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Handbuch der Chemie ꝛc.

(Schluß.)

Der Verf. hatte in den erſten Auflagen ſeines Werkes auch das Cyan und die Cyanſäure unter dieſer Rubrik mit aufgeführt. Wegen der ohnehin ſchon großen Zahl dieſer Verbindungen ſcheint es uns eine zweckmäßige Veränderung, daß ſie in der neueſten Auflage hier weggelaſſen ſind. Obgleich es conſequent und einer ſyſtematiſchen Anordnung gemäß iſt, die eben bezeichneten Subſtanzen in ein Kapitel zuſammenzuſtellen, denn alle enthalten Stickſtoff, ſo ſind dieſelben doch, was ihre chemiſche Eigenſchaft betrifft, ſo außerordentlich verſchieden von einander, daß es wenigſtens dem Anfänger nicht ganz leicht werden dürfte, ſich auf den erſten Blick von dieſen ſauren, neutralen und alkaliſchen Verbindungen ein deutliches und klares Bild zu verſchaffen. Man hätte glauben ſollen, daß dem Ammoniak, wenn man ſeine Zuſammenſetzung nicht berückſichtigt, bey den Alkalien ein mehr geeigneter Platz hätte angewieſen werden können und daß eben ſo die Verbindungen des Ammoniaks mit Säuren bey den Salzen hätten eingereiht werden dürfen, wenn überhaupt eigene Abſchnitte für alkaliſche Subſtanzen und Salze entworfen geweſen wären. Jedoch iſt dieſe Zuſammenſtellung, wenn man die Zuſammenſetzung des Ammoniak's berückſichtigt, wie ſchon bemerkt, vollkommen ſyſtematiſch und conſequent.

Zweyter Band. Dieſer enthält die leichten Metalle ſo wie die ſpröden, unedlen, ſchweren Metalle. Die Zahl der bis jetzt bekannten Metalle beträgt 43. Der Verf. theilt ſie folgendermaſſen ein:

A. Leichte Metalle. Ihr ſpecif. Gewicht liegt zwiſchen 0,860 u. 5,000. Sie ſind mit großer Affinität für den Sauerſtoff begabt und viele von ihnen zerſetzen bey gewöhnlicher Temperatur das Waſſer ſehr ſchnell. Ihre Verbindungen mit Sauerſtoff erſcheinen meiſtens als Salzbaſen. Die leichten Metalle ſind:

a. Alkalimetalle. Aus ihrer Verbindung mit Sauerſtoff entſtehen die Alkalien. Sie zerſetzen ſchon bey 0° das Waſſer mit großer Heftigkeit. Hieher gehören Kalium, Natrium, Lithium, Baryum, Strontium und Calcium.

b. Erdmetalle, welche mit dem Sauerſtoff Erden erzeugen. Sie zerſetzen das Waſſer bey gewöhnlicher Temperatur langſam, meiſtens leicht in der Wärme oder bey Zuſatz einer Säure. Dahin gehören Magnium, Cerium, Lanthan, Yttrium, Glycium, Aluminium, Thorium, Zirkonium und Silicium.

B. Schwere Metalle. Ihr ſpecif. Gewicht liegt zwiſchen 5,308 u. 22,000. Sie ſind theils ſpröde, theils dehnbar; ihr Schmelzpunkt iſt höchſt verſchieden. Ihre Verbindungen mit Sauerſtoff ſind theils ſchwere ſalzfähige Metalloxyde, theils metalliſche Säuren, Suboxyde und Hyperoxyde. Die ſchweren Metalle ſind:

a) unedle, nicht für ſich reducible; dieſe ſind:

α) ſpröde, und zwar

aa) ſchwierig ſchmelzbare: Titan, Tantal,

Digitized by Google

Scheel, Molybdän, Vanad, Chrom, Uran, Mangan.

ββ) Leicht ſchmelzbare oder verdampfbare: Arſen, Antimon, Tellur, Wißmuth.

β) Dehnbare: Zink, Kadmium, Zinn, Bley, Eiſen, Kobalt, Nikel, Kupfer.

b) Edle, für ſich reducirbare Metalle: Queckſilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Iridium, Osmium.

Das erſte Kapitel enthält das Kalium und mit dieſem kommen alle bekannten unorganiſchen Verbindungen deſſelben vor, nämlich Kaliumſuboxyd und Oxyd (KO), Kalihydrat, Kaliumhyperoxyd, Waſſerſtoffkalium, Kohlenſtoffkalium, kohlenſaures Kali, Boronkalium, Borax-ſaures Kali, Phosphorkalium und phosphorſaures Kali, Schwefelkalium und ſchwefelſaures Kali, Selenkalium und Selen-ſaures Kali, Jodkalium und Jod-ſaures Kali, Chlorkalium und Chlor-ſaures Kali, Fluorkalium, Stickſtoffkalium, Amidkalium, Salpeter-ſaures Kali.

In dieſer eben angeführten Ordnung werden auch die Verbindungen der übrigen leichten Metalle abgehandelt, wie die des Natrium's, Lithium's, Barium's ꝛc.

Beym Chlorkalk werden alle Gründe hervorgehoben, welche zum Beweiſe dienen, daß derſelbe als unterchlorigtſaurer Kalk zu betrachten ſeyn dürfte.

Der Verf. erwähnt das 1834 von Moſander entdeckte Lanthan. Es iſt im Ceroxyd (begleitet von Didymoxyd) enthalten; der Name Lanthan wurde ihm wegen ſeines langen Verborgenbleibens (λανθάνειν) gegeben. Es iſt ein regelmäßiger Begleiter des Cerium's und findet ſich außer im Cerit, im Euxenit, Monazit, Gadolinit von Ytterby, Tſchewkirit und Moſandrit. Im reinſten Zuſtande verhält es ſich wie ein dunkelbleygraues, weiches, zuſammendrückbares Metallpulver. Das Lanthanoxyd giebt mit den Säuren Salze, welche farblos ſind, wenn ſie kein Didym *) enthalten. Vom letzteren, auch erſt kürzlich von Moſander entdeckt, kann nur geſagt werden, daß es ein dem Mangan nahe ſtehendes Metall zu ſeyn ſcheint. Das Didymoxyd iſt braun und deſſen Verbindung mit Schwefelſäure roſen- und amethyſtroth. Das Didymoxyd ertheilt dem Ceroxyd ſeine braune, und den Salzen der Yttererde ihre rothe Farbe. **)

Der Verf. hat das Silicium in die Reihe der Metalle gebracht, obgleich er es als ein dunkelbraunes Pulver beſchreibt, welches ohne allen Glanz iſt und ſelbſt durch das Streichen mit dem Polierſtahl keinen Glanz annimmt, auch nicht die Electrizität der hydroelectriſchen Kette leitet. Der Verf. bemerkt indeſſen dabey, daß dieſes Verhalten des bis jetzt bloß im unzuſammenhängenden Zuſtande unterſuchten Silicium's noch nicht gegen ſeine metalliſche Natur ſpreche, denn Zirkonium und Aluminium iſoliren ebenfalls, was auch nach Wöhler der Fall iſt mit dem fein vertheilten Eiſen, wie es durch Glühen des kleeſauren Eiſenoxyduls oder durch mechaniſche Zertheilung erhalten wird. In Hinſicht der chemiſchen Verhältniße des Silicium's kömmt einerſeits ſeine Aehnlichkeit mit Boron allerdings in Betracht, andererſeits aber die mit den Erdmetallen und dem Titan.

Bey der Kieſelerde werden alle bekannten Analyſen der kieſelhaltigen Mineralien mit großer Genauigkeit aufgeführt, was auch zum Theil beym Titan und Tantal geſchieht.

Nun folgen Scheel, Molybdän und Vanad, welche ebenfalls ſehr ſorgfältig bearbeitet ſind; gewiß iſt keine auf dieſelben Bezug habende Thatſache hier übergangen.

Bey Gelegenheit des Chroms hat der Verf. die neue intereſſante Entdeckung der Ueberchromſäure von Barreswill nicht unerwähnt gelaſſen. Miſcht man nämlich wäßriges Waſſerſtoffhyperoxyd mit einer Auflöſung von Chromſäure, ſo färbt ſich das

*) Von δίδυμοι, Zwillinge, weil es in Geſellſchaft des Lanthans entdeckt wurde.

**) Moſer hat gefunden, daß die Yttererde noch von 2 neuen Metalloxyden begleitet iſt, wovon er das eine Terbium und das andere Erbium nennt. Es iſt zu bedauern, daß dieſe beyden neuen Subſtanzen in ſo ſelten vorkommenden Mineralien angetroffen werden, wodurch die genauere Unterſuchung derſelben ſehr beſchränkt wird.

Digitized by Google

Gemiſch durch Bildung von Ueberchromſäure indigoblau; doch verliert es dieſe blaue Farbe oft ſehr ſchnell unter Entwicklung von Sauerſtoffgas. Dieſelbe blaue Färbung erhält man durch Zufügen von Waſſerſtoffhyperoxyd und Schwefelſäure oder Salzſäure zu zweyfach chromſaurem Kali; aber bald entſteht unter Sauerſtoffentwicklung neben dem Kaliſalz ein Chromoxydſalz. Mit Aether bildet die neue Säure ein dauerhafteres blaues Gemiſch als mit Waſſer.

Beym Mangan werden 6 verſchiedene Verbindungen dieſes Metalls mit Sauerſtoff angegeben, nämlich Manganoxydul, MnO, Maganoxyd-Oxydul, $Mn^3 O^4$, Manganoxyd, $Mn^2 O^3$, Manganhyperoxyd, MnO^2, Manganſäure, MnO^3 und Uebermanganſäure, $Mn^2 O^7$. Dieſe letztere iſt indeſſen immer noch nicht für ſich im iſolirten Zuſtande dargeſtellt worden.

Nach der ausführlichen Behandlung des Arſen und ſeiner Verbindungeu wird der 2te Band mit der Beſchreibung des Antimon, Tellur und Wismuth geſchloſſen. Wir haben dieſe 4 letzten Abſchnitte mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit geleſen und keine Thatſache, wenn ſie auch auf den erſten Blick noch ſo unwichtig erſcheinen möchte, vermißt. Mit vorzüglichem Fleiße und bewundernswürdiger Umſicht hat der Verf. die zahlloſen Verſuche geordnet, welche ſeit einer Reihe von Jahren über Mineralkermes und Goldſchwefel angeſtellt wurden. Die erſte Verbindung bezeichnet er als amorphes dreyfach Schwefelantimon und die letztere als fünffach Schwefelantimon, während er das in der Natur vorkommende Antimonium crudum als kryſtalliniſches dreyfach Schwefelantimon betrachtet. Das vierfache Schwefelantimon (antimoniges Sulfid), welches man erhält, wenn man in eine Auflöſung von antimoniger Säure oder antimonigſaurem Kali in Salzſäure einen Strom von Schwefelwaſſerſtoffgas leitet, ſcheint dem Verf. ein Gemeng von drey- und fünffach Schwefelantimon zu ſeyn. Auch iſt er der Anſicht nicht abgeneigt, die antimonige Säure als ein antimonſaures Antimonoxyd zu betrachten.

Hinſichtlich des Waſſerſtoff-Tellurs hatte H. Davy gefunden, daß ſich das Waſſer in der Nähe des Tellur's purpurn färbt durch Bildung von Hydrotellur, und daß durch den Luftzutritt daraus ein braunes Pulver gefällt wird, welches er als eine Verbindung des Tellurs mit weniger Waſſerſtoff betrachtete. Nach Magnus iſt jedoch dieſes braune Pulver metalliſches Tellur und es giebt demnach kein Waſſerſtoff-Tellur.

Eben ſo ausführlich und klar, wie Antimon und Tellur, iſt das Wismuth und ſeine Verbindungen mit Benützung der neueſten Thatſachen zum Schluße des zweyten Bandes behandelt.

Wir können nur wiederholen, was wir ſchon angedeutet hatten, daß dieſes Werk, welches ein ſo vollſtändiges Bild der neueſten Entdeckungen und eine ſo umfaſſende Literatur darbietet, als ein unſchätzbares Gut für Jeden, der ſich mit Chemie in wiſſenſchaftlicher oder techniſcher Hinſicht beſchäftigt, zu betrachten iſt, aus welchem Grunde es dem Lehrenden, ſo wie dem Lernenden willkommen und unentbehrlich iſt. Indem wir dem Verf. Muth, Ausdauer und Kräfte wünſchen, ſehen wir der Fortſetzung und Vollendung dieſes Werkes mit geſpannter Erwartung entgegen.

A. V.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

M. L. de Tegeborski, Des finances et du credit public de l'Autriche, de sa dette, de ses ressources financières, de son système d'impositions. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Al. Tadino, Raguaglio dell' origine et giornali successi della gran peste di Milano dall' anno 1629 sino all' anno 1632. Milano 1648. 4.

Semanario erudito, que comprehende varias obras ineditas, de nuestros mejores autores antiguos y modernos. Da las a luz D. Ant. Valladares y Sotomayor. Vol. 1 — 34. Madr. 1787 — 1791.

Digitized by Google

Schwinck, Mappa coelestis. Leipzig 1843.

Wilh. Schulz, Die Bewegung der Production. Zürich 1843.

C. H. Schultz, Die Anaphytoſe der Verjüngung der Pflanzen. Berlin 1843.

Ritter von Schultheß-Rechberg, Thalerkabinet. Fortſetzung von Madai. Th. 1. Wien 1840.

C. Schnaaſe, Geſchichte der bildenden Künſte. Bd. 1. 2. Düſſeldorf 1843.

F. C. Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Mit beſonderer Rückſicht auf den Gang der Literatur. 3te durchaus verb. und verm. Aufl. Bd. 1. bis zum Belgrader Frieden. Bd. 2. bis zum allgemeinen Frieden um 1763. Heidelb. 1843.

G. Schilling, Muſikaliſche Dynamik oder die Lehre vom Vortrage in der Muſik. Caſſel 1843.

C. Schellenberg-Biedermann, Erinnerungen an U. Hegner. Zürich 1843.

Thomas Antonio dos Santos e Silva, Braziliada. Lisboa 1815.

Jo. Santa Rosa de Viterbo, Elucidario das palavras, termos e frases qne em Portugal antiguamente se usarað. T. 1. 2. Lisboa 1798 — 99. fol.

Garcia de Resende, Chronica dos valerosos e insignes feitos del rey Dom Joam II. de gloriosa mamoria. Coimbra 1798. 4.

Visc. de Santarem, Memorias para a historia e theoria das cortes geraes em Portugal. Vol 1 — 4. Lisboa 1828.

Fastos do la real academia Espanola de la historia. Año 1 — 3. Madr. 1739 — 1811.

Seb. de Coborruviss Orozco, Tesoro de la lengua castellana o española. Madr. 1611.

Ig. Quintello da Costa, Annaes da Marinha Portugueza. T. 1. 2. Lisboa 1839 — 40. 4.

Ant. Jos. Cavanilles, Observaciones sobre la historia natural geografia, agricultura poblacion y frutos del reyno do Valencia. Vol. 1. 2. Madr. 1795.

Don Juan Andres, Origen, progresos y estado actual de toda la literatura. Vol. 1 — 10. Madr. 1784 — 1806.

Fr. de Andrada, Chronica rey destes reynos de Portugal Dom João o III deste nome. P. 1 — 4. Coimbra 1796. 4.

Abate Alcino, Vida de Perico del Campo. Madr. 1792.

Fr. de Moraes, Cronica de Palmeirim de Inglaterra. T. 1 — 3. Lisboa 1786.

Ant. do Nebrixa, Chronica de reyes catholicos Don Fernando y Donna Ysabel de gloriasa memoria. Valladol. 1565.

L. Ziccl, Grundriß der Chemie als Propädeutik der chemiſchen Technologie, Pflanzen- und Thierphyſiologie. München 1842.

Fr. A. Quenſtedt, Das Flözgebirge Württembergs. Mit beſonderer Rückſicht auf den Jura. Tübingen 1843.

Fr. A. Römer, Die Verſteinerungen des Harzgebirges. Hannover 1843.

P. Partſch, Die Meteoriten oder vom Himmel gefallenen Stein- und Eiſenmaſſen. Wien 1843.

Natural history of New-York. III. Mineralogy of New York by Lewis C. Beck. Albany 1842. IV. Geology of New-York. Part. II. comprising the survey of tha second geological district by Ebenezer Emmons. Albany 1842.

The zoology of tho voyago of H. M. S. Sulphur, under the command of Captain Edward Belcher, dnring the years 1836 — 1840. No. 1. 2. Mammalia by J. C. Gray. Part. 1. 2. No. 3. Birds by John Gould. P. 1. Lond. 1843.

Dr. A. Petzholdt, Beyträge zur Geologie von Tyrol. Leipzig 1843.

F. Lichnowsky, Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842. Mainz 1843.

Lady Sale, A journal of the disasters in Afghanistan 1841 — 42. Vol. 1. 2. Paris 1843.

K. Roſenkranz, die Pſychologie oder die Wiſſenſchaft vom ſubjectiven Geiſt. 2. Aufl. Königsberg 1843.

Carlo Cnneo, Memorie sopra l'antico debito pubblico, mutui e banca di S. Giorgio in Genova. Genua 1842.

Melch. Delfico, Memorie storiche della repubblica di San Marino. Capolego 1842.

Conti dell' odministrazione delle Finanze del Regno d'Italia negli anni 1805 e 1806. Milano 1807. 4.

Amb. Levati, Storia d'Italia dalla caduta dell' imperio romano in occidente sino ai nostri tempi con appendice cronologica (1815 — 1841.) Vol. 1 — 10. Milano 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1) Astronomical Observations made at the Radcliffe Observatory, Oxford, in the year 1840, by Manuel J. Johnson, Radcliffe Observer. Vol. I. Oxford 1842.

2) Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag, von K. Kreil, III. Band. Prag 1843.

3) Astronomisch- meteorologisches Jahrbuch für Prag, von K. Kreil. Zweyter Jahrgang. Prag 1843.

4) Report of the Commissioners appointed to consider the steps to be taken for Restoration of the Standards of Weight et Measure. Presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. London 1841.

5) Memoirs of the Royal Astronomical Society Voll. XII., XIII., XIV. London 1842—43.

6) Catalogue de 514 étoiles doubles et multiples découvertes sur l'hemisphère céleste boréale par la grande Lunette de l'observatoire central de Poulkova etc. Publié par l'Académie Impériale des Sciences. St. Pétersbourg 1843.

7) Tables des positions géographiques principales de la Russie, rédigée par M. W. Struve. St. Petersbourg 1843.

8) Astronomical Observations made at the Royal Observatory, Greenwich. 1840 et 1841 under the direction of G. B. Airy. London 1842—43.

9) Result of the Astronomical Observations made at the Honourable the Eart India Company's Observatory at Madras. By Th. Glanville Taylor Esq. Madras. Voll. I — V. Madras 1833 — 1840.

10) Mittlere Örter von 12000 Fixsternen für den Anfang von 1836, abgeleitet aus den Beobachtungen der Hamburger Sternwarte, von C. Rümker. Hamburg 1843.

Unter den Büchergeſchenken, welche in neueſter Zeit der Sternwarte zugekommen ſind, befinden ſich die eben angeführten Werke, welche ich deßhalb, nicht gerade wegen näherer Verwandtſchaft des Inhaltes, hier zuſammengeſtellt habe, um eine kurze Anzeige darüber zu geben.

1) Astronomical Observations made at the Radlciffe Observatory. Oxford. Während bereits ſeit mehr als 10 Jahren an der Univerſität in Cambridge das Streben, an allen neuen Unterſuchungen Theil zu nehmen, immer mehr her-

Digitized by Google

vorgetreten iſt, und man eine genaue Kenntniß der Arbeiten und Methoden des Auslandes, namentlich Deutſchlands, für nothwendig gehalten hat, ſchien in Oxford die Bemühung mehr dahin zu gehen, das früher Beſtandene unverändert zu erhalten; wenigſtens zeigte ſich nirgends beſondere Luſt, den Weg, den man früher betreten hatte, zu verlaſſen, um einen erfolgreichern zu ſuchen. Dieß gilt namentlich von der Aſtronomie. An der kleinen Sternwarte in Cambridge hat 1832 eine ſyſtematiſche Thätigkeit begonnen, welche von dem größten Erfolge geworden iſt; von da gieng die wohlthätige Reform der praktiſchen Aſtronomie aus, welche in wenigen Jahren, unterſtützt durch das hohe Anſehen und die perſönliche Energie des berühmten Gründers der Cambridger Sternwarte, über alle Theile des brittiſchen Reiches ſich ausgedehnt hat. Unterdeſſen begnügte man ſich in Oxford, eine Anzahl von Beobachtungen in herkömmlicher Weiſe anzuſtellen, und eine Abſchrift jährlich in der Bibliothek der Royal Society niederzulegen. Daß die Thätigkeit einer mit vielen Hülfsmitteln ausgerüſteten Anſtalt in nähere Beziehung zu dem gegenwärtigen Stande und den Bedürfniſſen der Wiſſenſchaft gebracht würde, iſt wohl längſt allgemein gewünſcht worden. Der vorliegende erſte Band der Oxforder Beobachtungen beweiſt, daß dieß nun erfolgt iſt, und berechtiget uns, einen werthvollen Beytrag zur Kenntniß des Himmels von jener Anſtalt zu erwarten. Dieſe erfreuliche Geſtaltung der Verhältniſſe der praktiſchen Aſtronomie in Oxford verdanken wir den Bemühungen und der Einſicht des Herrn Johnſon, der bekanntlich früher als Offizier in der oſtindiſchen Artillerie eine Sternwarte auf St. Helena errichtet, und einen werthvollen Sternkatalog hergeſtellt hat; ſpäter aber, vom Militärdienſte zurückgetreten, im Jahre 1839 zum Profeſſor der Aſtronomie und Vorſtande der Sternwarte in Oxford erwählt worden iſt. Herr Johnſon hat zuvörderſt mit den Beobachtungen eine genaue Unterſuchung der Inſtrumente und ihrer conſtanten Fehler verbunden. Der Erfolg, worüber er das Weſentliche in der Vorrede mittheilt, hat bewieſen, wie ſehr eine ſolche Unterſuchung nöthig war: ſo z. B. ergab ſich eine Seitenbiegung des von Bird verfertigten Mittagsrohres, die im Maximum über 4″ im Raum beträgt. In mehrfacher Beziehung iſt die Unterſuchung der Inſtrumente noch zu vervollſtändigen; Herr Johnſon verſpricht auch die weiteren Reſultate ſpäter mitzutheilen. Aus allem überzeugt man ſich leicht, daß die Mechanik zu der Zeit, als die Oxforder Inſtrumente hergeſtellt wurden, noch weit entfernt war von der Vollkommenheit, die ſie jetzt insbeſondere auf dem Continente erreicht hat; und obwohl nicht zu läugnen iſt, daß die Fehler der Inſtrumente durch ſorgfältig beſtimmte Correctionen aus den Reſultaten eliminirt werden können, ſo möchte es doch wünſchenswerth ſeyn, daß die Inſtrumente ſelbſt den durch die Theorie vorgeſchriebenen Bedingungen näher kämen. Wahrſcheinlich liegt der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo dieſer Wunſch in Erfüllung gehen wird. Aus dem vorliegenden Bande erfahren wir bereits, daß die Commiſſion, welcher die Oberaufſicht der Sternwarte zukommt, bedacht iſt, die Anſtalt mit neuen Hülfsmitteln auszurüſten und insbeſondere ein großes Heliometer bey Repſold in Hamburg beſtellt hat.

Der erſte Band der oxforder Beobachtungen enthält die beobachteten Rectaſcenſionen und Zenithdiſtanzen des Jahres 1840, im Ganzen ungefähr 6400 Beobachtungen. Vollkommen zu billigen iſt es, daß Herr Johnſon bey den etwas beſchränkten Fonds der Anſtalt nicht das ganze Tagbuch, ſondern nur die nöthigen Poſitionen hat abdrucken laſſen. Eine vollſtändige Reduction und Zuſammenſtellung der Reſultate, ganz in derſelben Weiſe, wie man ſie in den Beobachtungen von Cambridge und Greenwich findet, ſind beygefügt.

2) Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Den dritten Band der Prager magnetiſchen und meteorologiſchen Beobachtungen zeige ich hier nur vorübergehend an, weil das Unternehmen des Herrn Kreil und die Art und Weiſe, in welcher es ausgeführt wird, durch die früheren Bände bereits hinreichend bekannt iſt. Der dritte Band enthält außer den täglichen Beobachtungen (bis Juli 1842) auch eine große Anzahl magnetiſcher Störungen, deren Gang meiſtens ununterbrochen in Intervallen von 24 Sekunden aufgezeichnet wurde.

3) Aſtronomiſch meteorologiſches Jahr=

buch für Prag. Das aſtronomiſch meteorologiſche Jahrbuch für Prag, von Herrn Kreil herausgegeben, gehört zu den vielen und nach meiner Anſicht zu den beſten Nachahmungen des Pariſer Annuaire; die Aufſätze ſind ganz populär gehalten, und zugleich ſehr belehrend. In dieſer Beziehung erwähne ich insbeſondere den Aufſatz betitelt „Verſuch einer Witterungsephemeride;" im zweyten Jahrgange 1843 enthalten.

4) Report of the Commissioners appointed to consider the steps to be taken for Restoration of the Standards of Weight and Measure. Der Bericht, der im Jahre 1839 in London niedergeſetzten Commiſſion über Wiederherſtellung der beym Brande des Parlamentshauſes zu Grunde gegangenen Urmaaße und Gewichte bezieht ſich zu wenig auf Verhältniſſe von allgemeinem Intereſſe, als daß es nöthig ſchiene, den Inhalt näher anzugeben. Bemerkenswerth iſt der Grundſatz, welchen die Commiſſion (beſtehend aus Airy, Herſchel, Baily und andern Gelehrten erſten Ranges) feſtgeſtellt hat; nämlich, daß man das einmal Beſtehende ſo viel als möglich erhalten, und, um numeriſche Regelmäßigkeit in das Syſtem zu bringen, nur ſolche Aenderungen einführen müſſe, wodurch Handel und Gewerbe nicht geſtört werden. In neuerer Zeit ſind ſo oft Mißgriffe durch Einführung neuer Maaß- und Gewichtseinheiten, neuer Benennungen und Eintheilungen, insbeſondere der Dezimal-Eintheilung gemacht worden, daß die engliſche Commiſſion alle Anerkennung deßhalb verdient, weil ſie mit Umgehung imaginärer Vortheile, welche die Theorie verſpricht, nur die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, wofür ein öffentliches Maaß- und Gewichts-Syſtem eigentlich aufgeſtellt wird, in's Auge gefaßt hat.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843. Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

F. M. Pagano, Istoria del regno di Napoli. Vol. 1 — 3. Napoli 1832 — 39.

Niccolo Palméri, Somma della storia di Sicilia. Vol. 1 — 5. Palermo 1841.

Ermol. Paoletti, Fiore di Venezia. Venezia 1842.

Agost. Peruzzi, Storia d'Ancona dalla sua fondazione all' anno 1532. Vol. 1. 2. Pesaro 1835.

Gius. Ripamonti, La Peste di Milano del 1630. Milano 1841.

C. Cesare Balbo, Storia d'Italia. T. 1. 2. Torino 1830.

Gius. de Cesare, Storia di Manfredi re di Sicilia e di Puglia. Vol. 1. 2. Napoli 1837.

Busini, Lettere di Gio. Batista Busini a Benedetto Varchi sugli avvenimenti dell' assedio di Firenze, estratte da un codice della biblioteca palatina. Pisa 1822.

Giov. Cittadella, Storia della dominazinne Carrarese in Padova. Vol. 1. 2. Padua 1812.

P. Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Gius. Robolini, Notizie appartenenti alla storia della sua patria. Vol. 1 — 6. Pavia 1823 — 1838.

Gius. Manno, Storia moderna della Sardegna dall' anno 1773 al 1799. Vol. 1. 2. Torino 1842.

Carlo d'Arco, De la economia politica del Municipio di Mantova a' tempi in cui si reggeva a republica. Mantova 1842.

Memorias da Academia R. das sciencias da Lisboa. 2. Serie. Tomo. I. parta 1. Lisboa 1843. 4.

Abhandlungen der K. Böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 5te Folge. Bd. 2. von den Jahren 1841 — 1843. Prag 1843.

Digitized by Google

Anzeigen der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz. Neue Folge. St. 1 — 8. Görlitz 1835 — 1841.

Neue Denkſchriften der allg. Schweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften. Th. 1 — 5. Neuchatel 1837 — 40. 4.

Royal asiatic society of Great Britain and Ireland. Proceedings of the 20. anniversary meeting of the society held on the 10. of June, 1843. London 1843.

Mickiewicz, Vorleſungen über ſlawiſche Literatur und Zuſtände. Th. I. 2. II. 2. Leipzig 1843.

Bibliothèque de l'école des chartes. Vol. 1 — 4. Paris 1839 — 42.

K. G. Böhneke, Forſchungen auf dem Gebiete der attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit. Bd. I. 1. 2. Berlin 1843.

J. P. Charpentier, Histoire de la renaissance des lettres en Europe, au quinzième siècle. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Dr. K. Pfaff, Verſuch einer Geſchichte des gelehrten Unterrichtsweſens in Württemberg in älteren Zeiten. Ulm 1843.

G. Forſter, Geſammelte Schriften. Mit Einleitung von G. Gf. Gervinus. Bd. 2. 5. 6. 7. 9. Leipzig 1843.

G. Rosen, Elementa Persica. Berol. 1843.

H. Meyer, Oratorum romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et M. Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum. Turici 1842.

Oratores Attici. Recognoverunt etc. J. G. Baiterus et H. Sauppius. Fasc. VI. Demosthenis orationes XLV et quae sequuntur, prooemia, epistolae, scholia Isocratea et Aeschinea. Turici 1843.

Neumann and Barretti, Dictionary of the Spanish and english languages. Vol. 1. 2. London 1831.

C. J. Tornberg, Annales Regum Mauritaniae ab Abul-Hasan Ali Ibn Abi Zar Fesano conscriptos. T. I. Fasc. I. Upsaliae 1843.

Dr. G. T. A. Krüger, Grammatik der lateiniſchen Sprache. Neue gänzlich umgearb. Auflage. Abth. 1. Hannover 1843.

Th. Mundt, Die Kunſt der deutſchen Proſa. Aeſthetiſch, literargeſchichtlich. 2te umgearb. Aufl. Berlin 1843.

Dr. W. Pape, Handwörterbuch der griechiſchen Sprache. Bd. 1 — 3. Braunſchweig 1842.

Mayans i Siscar, Origines de la lengua Española. Vol. 1. 2. Madr. 1737.

Fr. Laun, Geſammelte Schriften. Neu durchgeſehen, verbeſſert und mit Prolog von L. Tieck. Bd. 1 — 3. Stuttgart 1843.

Die Libuſſa. Jahrbuch für 1844. Herausgegeb. von P. Klar. Prag 1844.

Dichtungen des deutſchen Mittelalters. Bd. 1. der Nibelungen Not und die Klage. Herausgegeben von M. Vollmer. Bd. 2. Triſtan und Iſolt von Gottfried von Straßburg. Herausgegeben von H. F. Maßmann. Leipzig 1843.

F. A. Märcker, Die Willensfreyheit im Staatsverbande. Berlin 1843.

Bibliothek der geſammten deutſchen National-Literatur von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Bd. 16. Heinrichs von Meiſſen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedlinburg 1843.

Ant. Diniz da Cruz, Odes pindaricas. Vol. 1. 2. Lisboa 1817.

M. Raynonard, Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des Troubadours, comparée avec les autres langues de l'Europe latine. Vol. 1 — 4. Paris 1842.

R. E. Peutz, Literarhiſtoriſches Taſchenbuch. II. Jahrgang. 1844. Leipzig.

The Athenaeum. Journal of literature, science and the fine arts. Jahrgang 1834 — 1839. Lond. 4.

Dr. J. L. U. Dedekind, Grundriß zur Darſtellung des poſitiven Wechſelrechts mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland und einer Auswahl der Wechſelrechtsliteratur. Buch I. Braunſchweig 1843.

Dr. H. Kopp, Geſchichte der Chemie. Bd. I. Braunſchweig 1843.

R. R. Noel, Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieſer Wiſſenſchaft. Dresden 1842.

v. Gérando und Buß, Syſtem der geſammten Armenpflege. Bd. II. Abth. 1. Stuttg. 1844.

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1840. St. Petersb. 1842. 4.

K. Kreil, Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Jahrg. III. Prag 1843. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1) Astronomical observations etc.

(Schluß.)

5) Memoirs of the Royal Astronomical Society. Die drey neueſten Bände der Memoirs of the Royal Astronomical Society (XII — XIV) ſind von ſo mannigfaltigem Inhalte, daß es nicht möglich wäre, eine vollſtändige Ueberſicht hier zu geben; ich begnüge mich, nur Einzelnes zu erwähnen. Im XII. Bande kommt Vieles über die Parallaxe der Fixſterne vor, wobey zu bemerken, daß alle von brittiſchen Aſtronomen für dieſen Zweck unternommenen Arbeiten mit Mauerkreiſen ausgeführt worden ſind. Es wird, glaube ich, von den meiſten Aſtronomen ohne Bedenken zugegeben werden, daß nur mikrometriſche Meſſung hier entſcheiden könne, und daß Mauerkreiſe theils wegen geringer Schärfe der Meſſungen, theils, weil die Jahreszeit (beſonders wegen der Temperatur) auf die Refraction, wie auf das Inſtrument einen beträchtlichen, aber kaum genau zu beſtimmenden Einfluß hat, zur Löſung der Aufgabe unzureichend ſind. Merkwürdig iſt es übrigens, daß verſchiedene Beobachter mit verſchiedenen Kreiſen faſt denſelben Werth (nämlich eine Sekunde) für die Parallaxe von α Centauri am Kap der guten Hoffnung gefunden haben. Der XII. Band enthält auch viele Beſtimmungen von Fixſternpoſitionen, insbeſondere einen Katalog der Aequatorialſterne von Hrn. Santini, Director der Sternwarte in Padua; ferner kommt darin die Beſtimmung der Elemente der Venusbahn aus Beobachtungen in Cambridge und Greenwich von 1833 — 1839 vor. Den ganzen XIII. Band nehmen die Sternkataloge von Ptolomäus, Ulugh Beigh, Tycho de Brahe, Halley und Hevelius ein. Die Kataloge ſind von Hrn. Baily nach den beſten Auctoritäten zuſammengetragen und mit vielen Bemerkungen und Unterſuchungen begleitet. Dieſen Band hat auch Hr. Baily auf eigene Koſten drucken laſſen. Der XIV. Band enthält ebenfalls ausſchließlich eine Arbeit des Hrn. Baily, nämlich die Experimente zur Beſtimmung der mittlern Dichtigkeit der Erde. Die Einrichtung iſt im Allgemeinen dieſelbe, wie Cavendiſh ſie angewendet hat, und wird in der Einleitung umſtändlich beſchrieben. Die Darſtellung der Experimente ſelbſt (deren Anzahl auf nicht weniger als 2153 ſich beläuft) hat etwas ganz Eigenthümliches; es wird nämlich Jahr und Tag der Beobachtung zugleich mit den abgeleſenen Zahlen gerade ſo angeführt, wie es nur bey aſtronomiſchen Beobachtungen bisher zu geſchehen pflegte. Das Reſultat unterſcheidet ſich beträchtlich von den frühern von Cavendiſh und von Hrn. Prof. Reich gegebenen Beſtimmungen. Als Mittel aller Meſſungen erhält Hr. Baily für die mittlere Dichtigkeit der Erde 5,67. Wenn man die Zahl der Beobachtungen und die angewendeten Vorſichtsmaßregeln berückſichtiget, ſo kann man kein Bedenken tragen, dem Endreſultate einen hohen Grad von Sicherheit beyzulegen; gleichwohl kommen im Verlaufe der Verſuche manche kleinere Abweichungen vor, die kaum als Beobachtungsfehler zu betrachten ſind, und deren Grund genauer zu erforſchen für die Phyſik überhaupt von großem Intereſſe geweſen wäre.

6) Catalogue de 514 étoiles doubles

Digitized by Google

et multiples etc. Der neue Doppelſtern-Catalog der Pulkowaer Sternwarte iſt aus einer Durchmuſterung des nördlichen Himmels entſtanden, welche vom Auguſt 1841 bis Ende des Jahres 1842 gedauert hat, und wobey alle Sterne der 7. Größe unterſucht worden ſind. Der Katalog enthält 514 Doppelſterne, deren Diſtanz unter 16″ beträgt, und 256, wobey der Begleiter achter Größe oder darunter, und die Diſtanz zwiſchen 32″ und 2′ iſt. Unter den erſtern befinden ſich 463, unter den letztern 161 neue Doppelſterne. Die beträchtlichſte Vermehrung hat die erſte Claſſe (Diſtanz unter einer Sekunde) erhalten; ein hinlänglicher Beweis von der großen optiſchen Kraft des Pulkowaer Refractors.

7) Tables des positions géographiques principales de la Russie etc. Bey der großen Unbeſtimmtheit, welche rückſichtlich der geographiſchen Poſitionen mancher Orte in Rußland obwaltet, wird man Herrn Staatsrath Struve dafür Dank wiſſen, daß er es unternommen hat, mit Benützung aller Originalquellen, zum Theile ſolcher Quellen, die ſonſt Niemanden ſo leicht zugänglich geweſen wären, ein Verzeichniß der Poſitionen der vorzüglichſten ruſſiſchen Orte herzuſtellen. Die Zahl der im Verzeichniſſe vorkommenden Orte beträgt über 500. Die neueſten Beyträge ſind von Herrn Otto Struve, bey Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Lipetsk zur Beobachtung der totalen Sonnenfinſterniß im Jahre 1842 geliefert worden.

8) Astronomical observations made at the Royal observatory Greenwich. Die Greenwicher Sternwarte, mit großen Hülfsmitteln ausgerüſtet und unter eine eben ſo einſichtsvolle als energiſche Leitung geſtellt, hat ſeit einigen Jahren eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt und zugleich ſich immer mehr als brittiſche Central-Sternwarte hervorgehoben. Das Perſonal der Anſtalt iſt ſehr beträchtlich geworden: Hr. Airy hat ſechs Aſſiſtenten und einen aushülfsweiſe angeſtellten Calculator für aſtronomiſche, und drey Aſſiſtenten für magnetiſche Beobachtungen; dann fünfzehn Calculatoren zur Reduction der ältern Mond- und Planeten-Oerter. Von der Ausdehnung der Arbeiten geben uns die zwey vorliegenden Bände für 1840 und 1841, wovon jeder ungefähr 80 Bogen hat, einen Begriff. Sie enthalten für jedes Jahr ungefähr 6000 Meridianbeobachtungen, dann Beobachtungen von Cometen, mikrometriſche Beſtimmungen von Doppelſternen, Planetendurchmeſſer u. ſ. w., endlich die vollſtändigſte Reduction jeder einzelnen Beobachtung. Was die magnetiſchen Beobachtungen, von zwey zu zwey Stunden, Tag und Nacht aufgezeichnet, betrifft, ſo werden ſie ſpäter in einer eigenen Sammlung bekannt gemacht; eben ſo die Reduction älterer Mond- und Planetenörter, deren Druck bereits begonnen hat. Zu bemerken iſt noch, daß mit den Geſchäften der Sternwarte die Unterſuchung derjenigen Chronometer, welche der Marine zum Kaufe angeboten werden, verbunden iſt. Die Zahl derſelben iſt am Ende des Jahres 1841 bis auf 170 geſtiegen, deren täglich vorzunehmende Vergleichung drey Aſſiſtenten den größten Theil des Tages in Anſpruch genommen hat.

9) Result of the Astronomical Observations made at Madras. Die auf Koſten der oſtindiſchen Compagnie von Herrn Taylor herausgegebenen 5 Bände enthalten nur die Reſultate und die zur Berechnung erforderlichen Conſtanten, nicht die Beobachtungen ſelbſt, deren Mittheilung gleichwohl wünſchenswerth geweſen wäre. Die Arbeiten des Herrn Taylor ſind vorzüglich wichtig für die Kenntniß des ſüdlichen Himmels; ſie umfaſſen übrigens alle Gegenden des Himmels, welche in Madras mit Erfolg beobachtet werden konnten. Wie reichhaltig die Ergebniſſe ſind, kann man daraus abnehmen, daß Herr Taylor vier Sternkataloge hergeſtellt hat, wovon der erſte 2881, der zweyte 3003, der dritte 2070, der vierte 3455 Sterne enthalten. In Beziehung auf die Inſtrumente iſt nur eine Thatſache als merkwürdig hier anzuführen. Der Mauerkreis iſt zweymal in Beziehung auf Theilungsfehler unterſucht worden; beyde Unterſuchungen gaben Theilungsfehler, die ungefähr denſelben Betrag erreichen, wie bey den Reichenbachiſchen Meridiankreiſen; beyde Unterſuchungen aber bezogen ſich nur auf Theilſtriche, die 5°, 10°, 15° u. ſ. w. von einander entfernt waren. Gleichwohl ſchienen die Abweichungen in den gemeſſenen Declinationen das Vorhandenſeyn größerer Fehler anzu-

Digitized by Google

deuten, weßhalb (erſt nachdem der Kreis 10 Jahre gebraucht worden war) eine Unterſuchung der einzelnen Grade unternommen wurde. Das Ergebniß war die Entdeckung eines regelmäßig in jedem Intervall von 5° wiederkehrenden Fehlers, der ſo beträchtlich iſt, daß man noch zu dem Mittel aus 4 Mikroſkopen eine Correction von nahe 10 Sekunden im Maximum beyzufügen hat. Ungezweifelt können Inſtrumente mit ſo großen Fehlern, wenn dieſe nur mit erforderlicher Sicherheit beſtimmt ſind, richtige Reſultate gewähren. Gleichwohl wird, glaube ich, Niemand in Abrede ſtellen, daß eine genauere Mechanik als bey dem Mauerkreiſe in Madras angewendet worden, im höchſten Grade wünſchenswerth iſt.

10) Mittlere Oerter von 12,000 Fixſternen für den Anfang von 1836. Der Sternkatalog des Herrn Rümker, 12,000 Sterne umfaſſend, gehört unſtreitig zu denjenigen Unternehmungen, welche vorzugsweiſe das Fortſchreiten der Aſtronomie bedingen. Unſere Kenntniß der Bewegungen, die am Himmel vorgehen, und der zu Grunde liegenden Geſetze hat bereits eine große Ausdehnung in einem kurzen Zeitraume durch genaue Ortsbeſtimmung der ausgezeichneten Sterne, erlangt. Soll weiter fortgeſchritten werden, ſo müſſen die Meſſungen entweder genauer gemacht, oder auf eine größere Zahl von Sternen ausgedehnt werden. In wie ferne in erſterer Beziehung mit den bisher angewendeten Hülfsmitteln Weſentliches noch zu leiſten iſt, darüber kann eine Verſchiedenheit der Meinungen beſtehen; daß aber in letzterer Beziehung ein unermeßliches und zugleich ein höchſt fruchtbares Feld eröffnet iſt, wird von jedem Aſtronomen zugegeben werden. Hr. Rümker hat einen ſehr umfaſſenden Beytrag geliefert, und verdient um ſo mehr Anerkennung, als die Sternwarte in Hamburg keineswegs zu den am reichlichſt dotirten gehört; auch die Zeit des Hrn. Rümker durch den Unterricht an der Navigations-Schule zum größten Theile in Anſpruch genommen wird.

Lamont.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomiſch-technologiſche Encyklopädie. Th. 182. Tempelherr — Thee. Berlin 1843.

Dr. M. P. Erdl, Entwicklung des Hummer-Eies. München 1843. 4.

Dr. Th. Hartig, Beyträge zur Entwicklungsgeſchichte der Pflanzen. Berlin 1843.

J. v. Görres, Der Dom von Köln und der Münſter von Straßburg. Regensburg 1842.

A. Pugin, An apology for the revival of christian architecture in England. Lond. 1843. 4.

Dr. L. Bergmann, Das Ganze des Steindrucks. Weimar 1843.

R. von Rettberg, Chronologiſche Tabelle der Maler ſeit Cimabue's Zeiten bis zum Jahre 1840. Hannover 1841. Fl.

E. Metzger, Ornamente aus deutſchen Gewächſen zum Gebrauche für Plaſtik und Malerei. Heft 1 — 3. München 1841.

Fr. Zanotto, Pinacoteca della Imp. Reg. Accademia Veneta delle belle arti illustrata. T. 1. 2. Venezia 1832 — 34. fol.

F. Genin, Nouvelles lettres de la Reine de Navarre adressées au roi Francois Ier, son frère. Paris 1842.

Dr. F. A. Ukert, Geographie der Griechen und Römer von den früheſten Zeiten bis auf Ptolemäus. Bd. 1 — 3. Abth. 1. Weimar 1843.

F. E. von Mering und L. Reiſchert, Die Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Köln nach ihrer Reihenfolge nebſt Geſchichte des Urſprungs, des Fortgangs und Verfalles der Kirchen und Klöſter der Stadt Köln. Th. I. 1 — 8. Köln 1843.

Dr. Ed. Brinkmeier, Praktiſches Handbuch der Chronologie aller Zeiten und Völker, beſonders des Mittelalters. Leipzig 1843.

Digitized by Google

C. H. von Gelbke, Ritterorden und Ehrenzeichen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Lief. 1. Leipzig 1841. 4.

F. M. Avellino, Conghietture sopra un' iscrizione Sanitica. Napoli 1811. 4.

— —, Descrizione di una casa disotterata in Pompei negli anni 1832, 1833 e 1834. Napoli 1840. 4.

E. Curtius, Anecdota Delphica. Berol. 1843. 4.

Dr. C. R. Lepsius, Inscriptiones Umbricae et Oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes. Lips. 1811. 8.

Dr. C. Leemans, Beredeneerde Beschrijving der Asiatische en Amerikaansche Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden. Lugd. Bat. 1842.

M. Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes. Vol. I. Paris 1842.

W. Zahn, Neu entdeckte Wandgemälde in Pompeji. München 1843. Fol.

Dr. K. W. Nitzſch, Polybius. Zur Geſchichte antiker Politik und Hiſtoriographie. Kiel 1843.

Domenico Promis, Monete dei Reali di Savoia. T. 1. 2. Torino 1811. 4.

Dr. H. Lotze, Metaphyſik. Leipzig 1842.

M. Paul Gaimard, Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette la Recherche, commandée par M. Tréhouart. Littérature Islandaise par M. Xavier Marmier. 1re partie. Paris 1843. 8.

Edw. Belcher, Narrative of a voyage round the world, performed in her Majesty's ship Sulphur during the years 1836 — 1842. Vol. 1. 2. London 1843.

B. Barère, Mémoires. Publiés par M. H. Carnot. T. 4. Schluß des Werkes. Paris 1844.

Almanach royal et national pour l'an 1843. Paris 1843.

Oeſterreich im Jahre 1840. Verwaltungs- und Cultur-Fortſchritte. Bd. 4. Leipzig 1844.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeſchichte des Herzogthums Weſtfalen. Bd. 3. Urkunden von 1300 — 1400. Arnsberg 1843.

Budget de l'exercice 1843. Projets de lois pour la fixation des recettes et des depenses de l'exercice 1843. Vol. 1. 2.

Louis Du Bois, Recherches archéologiques, historiques, biographiques et littéraires sur la Normandie. Paris 1843.

J. v. Kürſinger, Ober-Pinzgau oder der Bezirk Mitterſill. Salzburg 1841.

Jo. Bapt. da Silva Lopes, Corografia ou memoria economica, estadistica e topografica do reino do Algarve. Lisboa 1841.

X. Marmier, Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne. T. 1. 2. Paris 1843.

Dr. H. Wolf, Ludwig I. König von Bayern. Augsburg 1841. 4.

Michelet et Quinet, Des Jésuites. Paris 1843.

M. Mignet, Notices et mémoires historiques. Vol. 1. 2. Paris 1843.

v. Rath, Napoleon Bonaparte, Kaiſer der Franzoſen. Ein geſchichtlicher Verſuch. Eingeführt durch F. C. Schloſſer. Th. 1. 2. Stuttgart 1843.

J. Voigt, Handbuch der Geſchichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. Bd. 3 und letzter. Königsberg 1843.

G. von Ankershofen, Handbuch der Geſchichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den öſterreichiſchen Fürſtenthümern. Heft 2. Geſchichte Kärntens vor der Römerherrſchaft. Klagenfurt 1842.

G. H. Pertz, Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde und Beförderung einer Geſammtausgabe der Quellenſchriften deutſcher Geſchichten des Mittelalters. Bd. 8. Hannover 1843.

Dr. F. Eckſtein, Chronik der Stadt Halle. Eine Fortſetzung des Dreyhaupt'ſchen Beſchreibung des Saalkreiſes bis auf die neueſte Zeit. Lief. 1 — 5. Halle 1843.

G. Vasari, Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter von Cimabue bis zum Jahre 1567. Aus dem Ital. von L. Schorn und nach deſſen Tode von E. Förſter. Bd. 3. Abth. 1. Stuttg. 1843.

Joh. Fr. Oberlin, Vollſtändige Lebensgeſchichte und geſ. Schriften. Herausgegeben von Dr. Hilpert. Bd. 1 — 4. Stuttg. 1843.

Allan Cunningham, The life of Sir David Wilkie, with his journals tours, and critical remarks on works of art. Vol. 1 — 3. London 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz. Eine Biographie von Dr. G. E. Guhrauer. Breslau bey Ferdinand Hire. (Vier Bücher in zwey Theilen.) 1843.

Die allgemeinſte Belehrung, die wir aus den Lebensbeſchreibungen großer Männer gewinnen, iſt die Einſicht in die Uebereinſtimmung des ſittlichen Weſens mit dem denkenden Geiſte des Menſchen. Durch dieſe Einſtimmigkeit wird großer Denker Lebensthat und Lebenserfahrung zu einer weſentlichen Ergänzung und Beſtätigung ihres Gedankenſyſtemes. Daß in Leibnitz eine vollkommene Uebereinſtimmung ſeines Lebensganges und ſeiner Lebensverhältniſſe mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Problemen und Principien ſtatt fand, iſt ſchon von mehreren mit Recht hervorgehoben worden.

Große Denker haben entweder die Welt zu beſiegen, ſie denkend und erkennend ſich zu unterwerfen geſtrebt, oder ſie wollten die Welt überwinden. Leibnitz gehörte nicht zu dieſen contemplativen Geiſtern, welche in ſtiller Sammlung und unzerſtreuter Betrachtung Gottes der Welt vergeſſen, ſondern er gab ſich allen Gegenſtänden, allen Weſen hin, um ſie alle zu unterſuchen, zu erkennen, zu verſtehen, mitzufühlen. Leibnitzens Princip iſt die Subſtanz, aber nicht die Subſtanz im Sinne Spinoza's, ſondern die Subſtanz als Kraft, als Thätigkeit, als Princip der Individuation, als Monade, als Seele. Dieſem wiſſenſchaftlichen Probleme entſprach ſein ganzes Weſen, ſein ganzes Leben: ſeine autodidactiſche Bildung, ſeine geiſtige Erfindungskraft, ſeine Duldſamkeit und Univerſalität, der Reichthum ſeiner Lebenserfahrungen, die Mannichfaltigkeit ſeiner Lebensverhältniſſe. „Nous sommes faits pour penser.“

Guhrauers Biographie erneuert und beſtätigt dieſen Eindruck von Leibnitzens geiſtiger und ſittlicher Perſönlichkeit. Wir erhalten durch den Verfaſſer zum erſtenmal eine kritiſch genaue und aus umfaſſendem Quellenſtudium geſchöpfte Lebensbeſchreibung des großen Mannes. Der Verf. beſchließt mit dieſer Biographie ſeine ſeit einigen Jahren nacheinander veröffentlichten kritiſchen und hiſtoriſchen Studien über Leibnitzens Leben und Schriften, und bezieht ſich im Ganzen und Einzelnen auf jene Vorarbeiten. Zugleich will er dieſe Biographie unbeſchadet ihrer literariſchen Selbſtſtändigkeit als eine Einleitung zu Leibnitzens ſämmtlichen Werken ſich denken. Aber nicht er ſelbſt, mit vereinzelter Kraft, macht ſich anheiſchig, eine kritiſche Geſammtausgabe von dieſen Werken zu liefern, ſondern er hofft die Realiſirung dieſes Wunſches, der ihn tief bewegt und aus all ſeinen Beſtrebungen hervorleuchtet, von den vereinigten Kräften einer gelehrten Körperſchaft.

In der Vorrede wirft er einen kritiſchen Rückblick auf ſeine Vorgänger, ihre Quellen und Verdienſte. Allen ſeit Leibnitzens Tod bis auf unſere Zeit erſchienenen Lobſchriften und Biographien desſelben liegen mehr oder weniger Eckhards handſchriftliche Lebensnachrichten zu Grunde. „Man legt zu viel Gewicht darauf, daß Eckhard eine ziemlich lange Reihe von Jahren um Leibnitz, Anfangs als ſein Secretär, dann als ſein College in der Hiſtoriographie des Hauſes Braunſchweig gelebt und

ihn überlebt hat. — — Alle die, welche auf die Verſicherungen des von Eitelkeit ſich ſelbſt nicht kennenden Eckhard hin, glaubten, Leibnitz hätte einen ſolchen Mann zum Vertrauten ſeines Lebens gemacht, hatten einen ſehr unvollkommenen Begriff von Leibnitzens wirklichem Leben, ſeinem Weſen und Charakter.“ Außer dieſen Notizen von Eckhardt hat man von ihm auch Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſetzung von Fontenelles Lobſchrift, und einen Lebenslauf Leibnitzens, welcher aus dem Nachlaß der Herzogin von Orleans auf Befehl Friedrichs des Großen von Lamprecht bearbeitet wurde. Auch das Elogium Leibnitii in den Actis Eruditorum von 1717, deſſen Verfaſſer nach Lodovici Chriſtian Wolf war, iſt nach Eckhard ausgearbeitet.

„Dieß waren die unvollſtändigen, in wichtigen Dingen oft ganz irrigen Nachrichten, welche ſpäter geiſtvolle und gelehrte Schriftſteller mit ihren Betrachtungen bekleideten und zu einem Bilde zu verarbeiten ſuchten. — Fontenelle's Eloge de M. de Leibnitz, das er im Jahre 1717 als Secretär der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vorlas, verdient ſeinen Ruhm durch die Klarheit der Darſtellung, den Reiz der Sprache, den Reichthum geiſtvoller Bemerkungen, am meiſten wegen des Totalbildes durch die Analyſe der vorzüglichſten Richtungen Leibnitzens in faſt allen Wiſſenſchaften.“ Doch erinnert der Verf. an Leſſings und Schleiermachers Bedenken gegen dieſe berühmte Rede, und findet dieſelbe aus hiſtoriſchem Geſichtspunkt ungenügend wegen der Beſchaffenheit der zu Grund liegenden hiſtoriſchen Materialien; aus dem wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkt überhaupt wäre es nach dem Verf. ein zu arger Anachronismus, wenn wir das von Fontenelle entworfene Bild Leibnitzens als unbedingt und ewig wahr wollten gelten laſſen. Namentlich habe ſich in dem berühmten Streit über die Erfindung der Differentialrechnung Fontenelle nicht entſchieden genug zu Leibnitzens Ehren ausgeſprochen. Der Verf. bekämpft mit edlem Feuer die neuere Darſtellung dieſes Streites durch den engliſchen Phyſiker Brewſter in deſſen Leben Newtons: er giebt die Geſchichte dieſes Streites (Thl. I. S. 170 — 182 und S. 286 — 320) in zureichender Vollſtändigkeit und mit diplomatiſcher Genauigkeit, er gründet ſein eigenes Urtheil auf die Entſcheidungen, welche Euler, Laplace, Legrange, Poiſſon gegeben hatten; er folgt in ſeiner Widerlegung Brewſters beſonders Biot; er hat gethan, was er konnte, Leibnitzens Selbſtſtändigkeit zu beweiſen, ihn ſittlich zu rechtfertigen, ſein Genie zu verherrlichen. In ſo weit Ref. den Gegenſtand dieſes Streites einzuſehen im Stande iſt, erſcheint ihm des Verf. Urtheil vollkommen unpartheyiſch und gerecht. Der entſcheidende Punkt in dieſer Streitfrage iſt der Unterſchied der Fluxionsrechnung, welche Newton erfand, von der Differentialrechnung, deren Erfinder Leibnitz geweſen iſt. Nicht nur hat jeder der beyden großen Männer, Newton und Leibnitz, jeder für ſich und von dem Andern unabhängig ſeine Entdeckung gemacht, ſondern ſie ſind beyde die Urheber obwohl ſich ähnlicher und verwandter, doch unterſchiedener und von einander unabhängiger Methoden.

Die erſte ausführliche Biographie Leibnitzens erſchien in der Amſterdamer Ausgabe der Theodicee von 1734. Histoire de la vie et des ouvrages de M. Leibnitz par M. C. de Neufville (deſſen eigentlicher Name Joncourt): — eine Arbeit, die der Verf. als ſorgfältig anerkennt. 1737 erſchien in Leipzig Karl Günther Ludovici's „Ausführlicher Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Leibnitziſchn Philoſophie,“ — mit großem Sammelfleiße, aber ohne Kritik, und ohne irgend eine hiſtoriſche und philoſophiſche Anſchauung, welche dem Ganzen zu Grunde läge. Brucker baut zumeiſt auf Ludovici. Eberhards viel geleſene Biographie Leibnitzens (im Pantheon der Deutſchen II. 1795) tadelt der Verf. wegen des in ihr herrſchenden „hohlen Pathos“ und großer Nachläßigkeit im literar-hiſtoriſchen Theile.

Der Verf. nun hat nicht nur aus dieſen bekannten Quellen geſchöpft, ſondern auch viele bisher unbekannte benützt, die er größtentheils den Bibliotheken von Hannover, Paris, London, Frankfurt a. M. und Wolfenbüttel verdankt. Rechenſchaft und Nachweiſung über dieſe Quellen findet man in den Anmerkungen und Urkunden hinter dem Text; doch ſind die Quellen auch im Text citirt und namentlich die Briefe mit Angabe des Empfängers und

Digitized by Google

Datums. Preiswürdig iſt des Verf. Hingebung an den großen Gegenſtand, den er durch Jahre lang fortgeſetzte unermüdliche Forſchung bewährt; er hat Alles, was ſich auf ſeinen Gegenſtand bezieht, von Anfang bis zu Ende, aufs Neue durchforſcht und geprüft, und den aufgeſammelten Stoff in eine gefällige Form voll Ebenmaß und Symmetrie gebracht. Der Zuſammenhang dieſes Lebens mit den Gegenſtänden und Principien der leibnitziſchen Philoſophie iſt überall erkennbar und namentlich müſſen wir es anerkennen, daß er auf Leibnitzens Natur- und Staatsrecht, das in den bisherigen Darſtellungen der leibnitziſchen Philoſophie wenig berückſichtigt wurde, ein großes Gewicht gelegt und den genetiſchen Zuſammenhang dieſer Disciplinen mit der Monadologie hervorgehoben hat.

Doch Eines haben wir ſchmerzlich vermißt: den ſittlich erhabenen Maßſtab in des Verfaſſers Urtheil, und in ſeiner Darſtellung den Anklang tiefern Mitgefühls mit des Denkers innerſtem Leben, den Ton des religiöſen Ernſtes, der dem Philoſophen eigen iſt.

Leibnitz hat durch Vielthätigkeit und zerſtreuende Lebensverhältniſſe ſich ſelbſt den Frieden der Weisheit verkümmert; es war ſeines Biographen Pflicht, den Schmerz, der von ſolcher Zerſtreuung untrennbar iſt, offen darzulegen. Durch des Verf. Manier, alle ſittlichen Eigenthümlichkeiten und Stimmungen im Tone conventioneller Gleichgültigkeit abzuhandeln, läßt dieſe Lebensgeſchichte des Leſers ſittliches Gefühl unbefriedigt. Dieſes Gefühl der Unbefriedigtheit ſteigert ſich bis zum Schluſſe. Nach all dieſen Lebensthaten, nach all dieſen Thaten des Geiſtes, nach all dieſen äußern und innern Erfahrungen ſehnen wir uns nach einem beruhigenden, verſöhnenden Abſchluß. Die verſöhnende, vereinigende Kraft einer ſolchen Lebensvorſtellung liegt nur im höchſten ſittlichen Maßſtab des Urtheils, in der Forderung ſittlicher Hoheit, in der Charaktergröße des Weiſen. Mit dieſem Mangel in der ſittlichen Beurtheilung und Auffaſſung hängt zuſammen eine allzugroße Läſſigkeit der Darſtellung, welche Viele unter uns, durch einen falſchen Begriff von Objectivität verleitet, als eine Tugend anſtreben; wir vermiſſen in dieſer Darſtellung die lebendige Sympathie mit des Denkers geheimen Freuden und Schmerzen, das Mitgefühl mit der ſtillen Seligkeit, welche dem Denker die Entdeckung der Wahrheit und den Muth erhabener Willensentſchlüſſe gewährt.

Da der Raum dieſer Blätter einen vollſtändigen Auszug aus dieſem Buche in gleichmäßiger Folge nicht geſtattet, werden wir wenige Punkte hervorheben, über welche des Verf. Forſchung und Darſtellung ein neues oder vorzüglich helles Licht verbreitet hat.

Leibnitz iſt nicht, wie man bisher nach Eckhard allgemein annahm, am 23. Jun. a. St., ſondern nach dem Zeugniß von der Hand ſeines Vaters am 21. Jun. 1646 geboren (vier Jahre nach Newton, vierzehn Jahre nach Spinoza). Sechs Jahre alt verlor er ſeinen Vater. Leibnitz gedenkt des Vaters in ſeinen Bekenntniſſen, von denen ein Fragment erhalten iſt; er erinnert ſich, wie der Vater mit Eifer bemüht war, dem Sohne, der frühzeitig leſen konnte, durch Erzählungen und mit Hülfe eines deutſchen Büchleins Liebe zur Geſchichte einzuflößen. Leibnitz erzählt in jenem Fragment, wie leſebegierig er war, wie glückſelig er im achten Jahre ſich fühlte, Livius und den chronologiſchen Theſaurus von Calviſius in die Hände zu bekommen, wie er dieſe Bücher verſchlang und ohne Wörterbuch Livius verſtehen lernte. Der Lehrer ſeiner Claſſe eiferte gegen dieſe autodidactiſchen Studien und machte bey Leibnitzens Erzieher dagegen Vorſtellungen. „Und ohne Zweifel würde er dieſe Perſonen überzeugt haben, wäre nicht zufällig ein gelehrter und durch Reiſen gebildeter Edelmann aus der Nachbarſchaft Zeuge der Unterredung geweſen. Betroffen von des Schulmeiſters, ſoll ich ſagen Mißgunſt oder Einfalt, wonach er Alle nach einem und dem nämlichen Maße maß, fieng er an, ihnen zu beweiſen, wie unbillig und nicht zu ertragen es wäre, daß die erſten Keime eines ſich entfaltenden Genies durch Härte oder Rohheit der Lehrer erſtickt würden.“ Dieſer Mann wirkte dem jungen L. den Zutritt in ſeines Vaters Bibliothek aus. „Ich triumphirte über dieſe Ankündigung, wie wenn ich einen Schatz gefunden hätte! denn ich brannte vor Begierde, die Alten, mir nur erſt durch ihren Namen bekannt, zu erblicken: den Cicero und Quintilian, Herodot und Xenophon, Plato, die scriptores historiae Au-

Digitized by Google

guſtae, und die vielen lateiniſchen und griechiſchen Kirchenväter. Dieſe las ich, wie mich der Trieb führte, und fand mein Vergnügen an der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Dinge. So verſtand ich, ehe ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, das Lateiniſche geläufig und fieng an, das Griechiſche zu ſtammeln.“

Dieſe früh gewonnene Freyheit und Selbſtſtändigkeit, die ihn namentlich zu den Schriftſtellern des Alterthums führte, pries L. ſpäter, indem er ſich ſelbſt unter dem Namen Guilelmus Pacidius ſchildert. „W. Pacidius, ein Deutſcher von Geburt, welcher in erſter Kindheit ſeinen Vater als Führer im Leben verloren hatte, ward durch einen angebornen Drang ſeines Herzens zu dem Studium der Wiſſenſchaften geführt, und gleich groß war die Freyheit, mit welcher er in ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hauſe zur Hand war, verbarg er ſich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum lateiniſch ſtammelnd nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch in die Hand, bald legte er es weg; ohne Wahl die Bücher aufſchlagend und wieder ſchließend, naſchte er hier, überſprang er dort, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn feſſelte. Es hatte das Anſehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin genommen, oder als wenn er das Tolle lege! (des heiligen Auguſtinus) von einer höhern Stimme zu hören geglaubt hätte. Denn dem Knaben, welcher nach einem höhern Geſchick fremden Raths entbehrte, war die dieſem Alter eigne Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigſtens geleitet, daß ſein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfang Nichts, nach und nach aber Etwas, endlich das Nothwendige verſtand: bis er, gleichwie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, während ſie mit Anderm beſchäftigt ſind, gebräunt werden, eine gewiſſe Färbung nicht nur des Ausdrucks, ſondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von dieſen zu den Neuern kam, wie ſie damals in den Buchläden Mode waren, eckelten ſie ihn an mit ihrem ſchwülſtigem Schaum, der Nichts ſagte, mit den zuſammengeflickten Lappen, die nur Fremdes zum Vorſchein brachten, ohne Anmuth, ohne Kraft und Werk, ohne allen Nutzen für das Leben. — Dieſer ſo hervortretende Gegenſatz bewirkte bey dem Jünglinge, daß er von damals ab die beyden Axiome bey ſich feſt ſtellte: immer bey den Worten und den übrigen Zeichen der Seele die Klarheit, bey den Dingen aber den Nutzen zu ſuchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des Urtheils, dieſes die der Erfindung iſt.“

Der dreyzehnjährige Knabe wurde auch durch das Studium der Logik auf eine fruchtbare Weiſe angeregt und zu geiſtigen Erfindungen geweckt. Für ihn wurde die Logik, die ihm in geiſtloſer Form geboten wurde, ein Erweckungsmittel zu geiſtiger Freyheit. „Ehe ich zu einer Schulklaſſe kam, da man die Logik treibt, war ich ganz in den Hiſtorien und Poeten vertieft; — aber ſobald ich die Logik anfieng zu hören, da fand ich mich ſehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begundt gleich zu merken, daß ein Großes darin ſtecken mußte, ſoviel etwa ein Knabe von dreyzehn Jahren in dergleichen merken kann.“ Ergriffen von dieſer Ahnung, von dieſer Wahrnehmung, verhielt er ſich ſogleich productiv in dieſer Wiſſenſchaft. „Die größte Luſt fand ich an den ſogenannten Prädicamenten, ſo mir vorkamen als eine Muſterrolle aller Dinge der Welt, und ſuchte ich in allerhand Logiken nach, um zu ſehen, wo ſolch allgemeine Regiſter am beſten, ausführlichſten zu finden. — — Bey ſolchem Eintäfeln der Kenntniſſe kam ich in Uebung der Eintheilung und Aſtereintheilung (divisionis und subdivisionis) als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken. — — Den Nutzen dieſer Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz ꝛc.

(Fortſetzung.)

Ohne noch etwas von der Methode mathematiſcher Demonſtrationen gehört zu haben, fragte er ſich ſelbſt, ob nicht Reihen für die terminos complexos exiſtiren ſollten, ſo wie die termini simplices oder notiones durch die Prädicamente geordnet ſind, und machte von der Topik die ausgebreitetſten und mannichfachſten Anwendungen. Noch im Jahre 1696 ſchreibt er an Gabriel Wagner: „Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß die Logik, auch wie man ſie in Schulen lehrt, mir ein Großes gefruchtet."

Leibnitz preiſt ſich glücklich, daß er ein Autodidact geweſen und in jeder Wiſſenſchaft, kaum daß er herangetreten war und oft, ohne das Gewöhnliche verſtanden zu haben, Neues ſuchte. „So gewann ich zweyerley, erſtlich, daß ich meinen Geiſt nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Anſehen der Lehrenden, als aus Gründen angenommen ſind, gefüllt; zweytens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wiſſenſchaft Fibern und Wurzeln erkundſchaftet hatte, und bis zu den Principien ſelbſt gelangt war, von wo mir ganz unabhängig Alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war." Wie er auch anderswo ſagt: „Häufiger findet derjenige etwas Neues, welcher eine Kunſt nicht verſteht, als derjenige, welcher ſie verſteht. Gleichermaßen ein Autodidact eher, als ein Anderer. Er bricht nämlich durch eine von den Uebrigen nicht betretene Bahn und Pforte, und findet eine andere Anſicht von den Dingen. Alles Neue bewundert und unterſucht er, während die Uebrigen daran, als vor etwas Bekanntem vorübereilen."

Ein Jeder erkennt die unendlichen Vortheile, welche eine ſolche autodidactiſche Bildung Leibnitz gewährte, wie ſie ſeine Entdeckungen und Erfindungen begünſtigte. Nicht minder ſieht Jeder die Nachtheile ein, die mit dieſer Art unruhigen und planloſen Selbſtſtudiums verbunden waren: wir vermiſſen in Leibnitz Einheit in den höchſten Ueberzeugungen, methodiſche und ſyſtematiſche Begründung und Entwickelung der philoſophiſchen Principien. Was uns aber in dieſen Bekenntniſſen beſonders merkwürdig ſcheint, es ſtellt ſich in dieſen Selbſtbekenntniſſen eine Vereinigung der entgegengeſetzteſten, widerſprechendſten Elemente dar, — freye ſchöpferiſche Genialität verbunden mit einer mechaniſchen Anſchauung vom Geiſte; oder vielmehr jene durch dieſe beſchränkt. In demſelben Geiſte, der das Princip der Individuation gedacht, der durch den Begriff individueller Selbſtſtändigkeit die mechaniſche Vorſtellung der Natur überwand, dieſe mechaniſche Anſchauung des Geiſtes, dieſe vorherrſchende Neigung für die mechaniſche Methode in der Logik.

Anfangs zwar war auch Leibnitz der mechaniſchen Erklärung der Natur zugethan. „Als ich die niedere Schule verlaſſen hatte, fiel ich auf die neueren Philoſophen und ich erinnere mich, daß ich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Roſenthal genannt, in dem Alter von fünfzehn Jahren einſam luſtwandelte, um mit mir zu Rathe zu gehen, ob ich die ſubſtantiellen Formen beybehalten ſollte. Der Mechanismus gewann endlich die Oberhand, er führte

Digitized by Google

mich der Mathematik zu.“ Er erzählt, wie ihn die Methode, die Natur mechaniſch zu erklären, entzückt habe, als er aber nach den letzten Gründen der Mechanik und der Geſetze der Bewegung forſchte, ſah er ein, daß es unmöglich wäre, ſie in der Mathematik zu finden, und daß er daher zur Metaphyſik zurückkehren müſſe. „So wurde ich denn gewahr, daß eine bloß ausgedehnte Maſſe kein hinreichendes Princip ſey. — — Unter allen von der Ausdehnung und ihren Modificationen unterſchiedenen Begriffen iſt aber der Begriff der Kraft der klarſte und zur Erklärung der Natur des Körpers geeignetſte Begriff. — Die Kraft iſt das, woraus die Handlung erfolgt, wenn Nichts ſie hindert. — Der letzte Grund der Bewegung (alſo das geiſtige Princip aller materiellen Naturphänomene) iſt die in jedem Körper inwohnende Kraft.“ Die Kraft iſt das Princip der Thätigkeit, der Unterſcheidung, der Mannigfaltigkeit, der Selbſtheit, das immaterielle Princip der Natur, — die Subſtanz im Sinne Leibnitzens, dieſe ſelbſtthätige Monade iſt Seele. „Nur aus dem Daſeyn von Entelechien iſt Bewegung erklärbar: — nur die Seele iſt das Princip der Thätigkeit.“ „Nur an der Seele haben wir in der Natur eine wahrhafte Einheit, die dem entſpricht, was in uns Ich heißt. Es wäre nichts Weſentliches, nichts Wirkliches in zuſammengeſetzten Dingen, gäbe es keine wahrhaften ſubſtantiellen Einheiten.“ „Die Monade hat in ſich vollkommene Spontaneität, iſt die einzige Urſache ihrer Handlungen, denn ſpontan iſt, wovon das Princip in dem Handelnden ſelbſt liegt.“

Auch Hr. Guhrauer ſtellt dieſen Gegenſatz der Monade (als Energie, als Autarkie, als ſelbſtſtändige Einheit, als überſinnliches Subſtrat der Natur) gegen die mechaniſche und materielle Naturbetrachtung in allgemein faßlicher Weiſe dar. S. I, 247 u. folgende, und I, 222 u. folgende. Und zwar hat dieſe Darſtellung den eigenthümlichen Vorzug, den Zuſammenhang dieſer metaphyſiſchen Principien mit Leibnitzens Lehre vom Naturrechte nachzuweiſen. Mit Recht ſagt der Verf.: „Bei Leibnitz gab nicht, wie bey den Scholaſtikern, die Theologie, oder bey den großen Philoſophen nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die Phyſik, ſondern, eigenthümlich genug, die Jurisprudenz, ſein in der Jugend ergriffenes Fach, ſeinem Denken den Typus, welcher die Modalität deſſelben in großen und weiten Zügen beſtimmt hat. Der Begriff des Rechts, der Gerechtigkeit verbindet bei Leibnitz das Syſtem des Univerſums mit dem beſondern poſitiven Geſetze eines gegebenen Staats, als Individuums; verknüpft bey ihm die Natur mit dem Geiſte, das Ewige mit der Geſchichte.“ Die Principien ſeines Naturrechts ſind enthalten in der Schrift: De arte combinatoria, in der Methodus nova docendae jurisprudentiae, in den Staatsſchriften für den Pfalzgrafen von Neuburg und de jure suprematus ac legationis principum Germaniae, u. a. m. Dieſer Schriften leitender Grundgedanke iſt die Idee der Theokratie. Das politiſche Streben jener Zeit erſcheint bey ihm vergeiſtigt; der abſoluten Univerſalmonarchie, der politiſchen Tendenz einer weltlichen Univerſalmonarchie ſtellte er die Idee der göttlichen Weltregierung gegenüber, die Foderung eines Reiches Gottes auf Erden. Er ſagt in der Methodus nova jurisprudentiae: „Die Theologie an ſich ſelbſt iſt eine gewiſſe Species der Jurisprudenz im Allgemeinen; denn es handelt ſich in ihr um das Recht und die Geſetze, welche in der Republik oder vielmehr in dem Reiche Gottes über die Menſchen Statt finden; ſo auch handelt die Moraltheologie von dem in der göttlichen Republik beſtehenden Privatrechte, das Uebrige aber von dem öffentlichen Rechte.“ L. unterſcheidet im Naturrechte drey Stufen: das ſtrenge Recht, die Billigkeit und Gleichheit, die Frömmigkeit: und dieſen drey Gerechtigkeitsprincipien analog drey Rechtsſphären: die juridiſche, die politiſche, die moraliſche oder theokratiſche. Auf Gott als Monarchen der Geiſterrepublik wird die Idee der Gerechtigkeit gegründet und von der göttlichen Gerechtigkeit das Ideal und die Norm der menſchlichen Geſetzgebung und Politik abgeleitet.

Von der Gerechtigkeit im Allgemeinen giebt er die erhabenſte Definition. Er ſagt in der Vorrede zum Codex juris diplomaticus (vergl. auch Specimen demonstrationum politicarum Prop. 37): „Die Gerechtigkeit, als die leitende Tugend des Affects der Liebe, von den Griechen Philanthropie genannt, iſt hienach die Liebe des Weiſen.

Digitized by Google

— Die Liebe iſt das allgemeine Wohlwollen, und Wohlwollen iſt eine Gewohnheit zu lieben. Lieben aber heißt durch die Glückſeligkeit eines Andern erfreut werden, oder die Glückſeligkeit eines Andern zu der ſeinigen machen. Die Liebe, übergetragen auf Gott als Gegenſtand, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus.“ „Die Liebe Gottes überwindet jede andere Liebe, weil Gott mit dem höchſten Erfolg geliebt werden kann, ſoferne weder etwas Glücklicheres, noch etwas Schöneres und der Glückſeligkeit Würdigeres als Gott zu gleicher Zeit gedacht werden kann.“ Dieſe erhabene Idee der göttlichen Gerechtigkeit, der göttlichen Weltregierung, der göttlichen Weltharmonie, die ſeinen Geiſt entzückte und erleuchtete, iſt auch die wahre Befreyung von der mechaniſchen und materiellen Weltanſchauung für L. geweſen. An die Stelle des carteſiſchen Princips der Ausdehnung hatte er den Begriff der ſelbſtthätigen, ſelbſtſtändigen, ſich ſelbſt von andern und ſich in ſich ſelbſt unterſcheidenden Monade geſetzt: ein Princip der Einheit zugleich und der Mannichfaltigkeit. Die Monaden in ihrer Totalität bilden die Welt Gottes: Gott iſt die Urſubſtanz, die alliebende Monas, die weltbeherrſchende Einheit. Dieſe Einheit begründet aus allen Monaden eine vorherbeſtimmte Harmonie, vermöge deren in der Welt die größte Mannichfaltigkeit mit der größten Ordnung, folglich die größte Vollkommenheit herrſcht, in welcher Alles ſich nach inneren Geſetzen entwickelt.

So iſt Leibnitzens Philoſophie ſeelenvoller Idealismus: die Allebendigkeit, die Allbeſeeltheit der Natur iſt die urſprüngliche Gewißheit, von der er bey allen Betrachtungen ausgeht, auf die ihn Metaphyſik und Naturforſchung, Geſchichte und Politik zurückführen. Alles was iſt, iſt in ſich belebt, beſeelt, ſelbſtthätig. Aber die Acte dieſer Selbſtthätigkeit ſind nicht alle einander gleich, ſind nicht immer Selbſtbeſtimmungen des geiſtigen Selbſtbewußtſeyns, ſondern dieſe Function, durch welche die Subſtanz ſich ſelbſt bethätiget, iſt die Vorſtellung. Die Vorſtellung ſelbſt iſt verſchiedener Grade der Vollkommenheit fähig und der beſtimmte Grad dieſer Vollkommenheit der Vorſtellung iſt eines jeden Weſens ſpecifiſcher Charakter. Dieſen Unterſchied der klaren Vorſtellung von der unklaren als ein Problem der Logik nicht anerkannt zu haben, iſt ein weſentlicher Mangel der hegeliſchen Logik: dieſe Unterſcheidung iſt keineswegs nur pſychologiſch, ſie iſt in der Metaphyſik begründet. Während aber Leibnitz mit Recht auch die dunkle Vorſtellung zum Gegenſtande der wiſſenſchaftlichen Betrachtung machte und die vermittelnden Uebergänge vom Leben der Natur zum Selbſtbewußtſeyn des Geiſtes nicht ignorirte, iſt es geſchehen, daß er das Weſen des freyen Gedankens verkannte. Er unterſchied von der Perception und der Apperception die Reflexion, die Selbſterkenntniß: aber dieſes freyen Gedankens Urſprung und ſchöpferiſche Kraft hat er nicht gezeigt, er hat das Object der Logik nicht aus dem Weſen des Geiſtes abgeleitet, die Nothwendigkeit aprioriſcher Ideen nicht nachgewieſen. Deßhalb ſehen wir ihn die Formen und Geſetze des Geiſtes mechaniſch behandeln, den Schluß dem combinatoriſchen Calcul unterwerfen, — den denkenden Geiſt unter das Geſetz der mechaniſchen Abſtraction thun. Der lebendige Gedanke iſt ein Act des Geiſtes: die Formen und Geſetze des Denkens haben ihren Urſprung, ihren inneren, metaphyſiſchen Grund im Weſen des Geiſtes, der die Wahrheit in ſich vereint mit der Liebe, die Freiheit verſöhnt mit dem Frieden. Aus dem ganzen Menſchen, aus der ſinnlichen und vernünftigen Natur des Geiſtes müſſen wir die logiſche Wahrheit ergründen: nur in einer ſolchen lebendigen Anſchauung und Erkenntniß begreifen wir die Möglichkeit der geiſtigen Freyheit aprioriſcher und productiver Gedanken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Dr. W. Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1813 — 1820. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Dr. Joſ. Helfert, Die Rechte und Verfaſſung der Akatholiken in dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. Prag 1843.

Dr. W. Meinhold, Marie Schweidler, die Bernſteinhexe. Der intereſſanteſte aller bisher bekannten Hexenproceſſe. Berlin 1843.

Lud. von Rönne und H. Simon, Die früheren und gegenwärtigen Verhältniſſe der Juden in den ſämmtlichen Landestheilen des preußiſchen Staates. Mit Benutzung der Archive der Miniſterien des Innern und der Juſtiz. Breslau 1843.

Dr. H. A. Danz, Lehrbuch der Geſchichte des römiſchen Rechts. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

J. E. Chavin de Malan, Geſchichte des heiligen Franciscus von Aſſiſi 1182 — 1226. München 1842.

A. Frauſtadt, Die Einführung der Reformation im Hochſtifte Merſeburg größtentheils nach handſchriftlichen Quellen dargeſtellt. Leipzig 1843.

Dr. Bernh. Gäbler, Die vollſtändige Liturgie und die 39 Artikel der Kirche von England. Altenburg 1843.

Dr. C. B. Hundeshagen, Die Conflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Berniſchen Landeskirche von 1522 — 1558. Bern 1843.

K. R. Köſtlin, Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis und der verwandten neuteſtamentlichen Lehrbegriffe. Berlin 1843.

F. A. Marronus, De ecclesia et episcopis Papiensibus commentarius. Romae 1757. 4.

H. A. Ch. Häoernick, Commentar über den Propheten Ezechiel. Erlangen 1843.

Dr. C. Schrödl, Das erſte Jahrhundert der engliſchen Kirche. Paſſau 1840.

N. Peyrat, Histoire des pasteurs du désert, depuis la revocation de l'édit de Nantes jusqu'à la révolution française. 1685 — 1789. Paris 1842.

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeſchichte. Bd. 3. Abth. 1. Stuttgart 1843.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 11. Hal. Sax. 1843. 4.

Dr. Joſ. Buchner, Jahrbuch der Pharmakodynamik für 1843. Leipzig 1843.

Dr. K. Himly, Die Krankheiten und Mißbildungen des menſchlichen Auges und deren Heilung. Liefer. 5— 9. Schluß. Nordhauſen 1843.

H. Loew, Horae anatomicae. Beyträge zur genaueren anatomiſchen Kenntniß der Evertebraten. Abth. I. Entomotomien. Heft 1. 2. Poſen 1841.

Dr. J. Fr. H. Albers, Handbuch der allgemeinen Pathologie. Th. 1. Bonn 1842.

Mich. Borgialli, Patogenia dell' Idrope. Ivrea 1837.

Dr. J. Döllinger, Grundzüge der Phyſiologie der Entwicklung des Zell-, Knochen- und Blutſyſtems. Regensburg 1842.

Dr. M. Erdl, Leitfaden zur Kenntniß des Baues des menſchlichen Leibes. Abth. 1. München 1843.

Dr. R. Froriep, Beobachtungen über die Heilwirkung der Electricität bey Anwendung des magnetoelectriſchen Apparates. Heft 1. Weimar 1843.

Bibliotheca medico - chirurgica et pharmaceutico-chemica. cur. L. S. A. Holtrop. Hagae Comitis 1843.

Dr. P. F. H. Klencke, Neue phyſiologiſche Abhandlungen. Leipzig 1843.

Marſhal Hall, Grundzüge der Theorie und Praxis der innern Krankheiten nebſt Betrachtungen über die wechſelſeitigen Beziehungen der Anatomie und Phyſiologie zur Pathologie und Therapie. Leipz. 1843.

J. B. Friedreich, Zur pſychiatriſchen Literatur des 19. Jahrhunderts. (1801 — 1836.) Regensburg 1842.

Dr. C. Fr. Göbel, Die Grundlehren der Pharmacie. Bd. 1. Erlangen 1843.

Dr. Ph. Fr. von Walther, Syſtem der Chirurgie. Bd. 1. Carlsruhe 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Gottfried Wilhelm Frhr. v. Leibnitz ꝛc.

(Schluß.)

Mit dieſer mechaniſchen Behandlung der Logik hängt Leibnitzens Plan einer allgemeinen Charakteriſtik auf das Genaueſte zuſammen: beyden liegt die mechaniſche Anſchauung des denkenden Geiſtes zu Grunde, die Unfähigkeit, den Gedanken als Act aprioriſcher und productiver Freyheit zu denken. Eine ſolche combinatoriſche Analyſe, eine ſolche Anwendung des mechaniſchen Calculs nicht nur auf die Wiſſenſchaft der Logik, ſondern auf eine allumfaſſende Wiſſenſchaft der höchſten Principien, iſt nur möglich geweſen, ſo lange Geiſt und Natur als von einander unabhängige Welten betrachtet wurden, die, um in Harmonie geſetzt zu werden, der präſtabilirten Harmonie bedurften. So wurde die Möglichkeit dieſes mechaniſchen Standpunktes ſchon durch die Naturphiloſophie in Hegels Logik überwunden: Hegel gedenkt der allgemeinen Charakteriſtik Leibnitzens und des Plouequetſchen Calculs in der Anmerkung zum „mathematiſchen Schluſſe.“ Des Hrn. Verf. Darſtellung dieſer Sache iſt nicht frey von Widerſpruch: einerſeits erkennt er die Schwierigkeit und Unausführbarkeit, die Beſchränktheit und Gefährlichkeit eines ſolchen Planes: „Die Wirkung eines ſolchen Calculs wäre der Stillſtand der Idee, die geiſtige Unterjochung der Zukunft; da es doch in dem Weſen der Idee und der echten Productivität liegt, ſich in ewiger Jugend als Idealität zu bewähren. Ohne es zu wollen, hätte Leibnitz in der That in der Ausführung jenes kühnen Entwurfes ſeine eigene, an ſeine Individualität geknüpfte Speculation über die Natur, die Seele und das Univerſum, maaßgebend für alle Zeit, als einen abſoluten Dogmatismus aufgeſtellt.“ Andererſeits nennt er dieſes Project „das höchſte, zu welchem der wiſſenſchaftliche Geiſt eines Leibnitz ſich erhob.“ „Der Begriff des Leibnitziſchen philoſophiſchen Calculs ſcheint gewiſſermaßen eine Umkehrung des urſprünglichen Verhältniſſes in der Natur und Geſchichte der Ideen“ (daß nämlich die geiſtige Productivität „immer ein Ausfluß der Perſönlichkeit und Individualität iſt, wie dieſe ſelbſt mitten in einer gegebenen hiſtoriſchen Epoche ſich ergreift“ u. ſ. f.). Dieſes Verhältniß *ſcheint* nur umgekehrt zu werden durch Leibnitzens Calcul und Charakteriſtik? und nur *gewiſſermaßen*? Vollkommen und ganz unwiderſprechlich würde durch ſolche Anwendung des Calculs, der Kategorie der Zahl und der Größe auf die ewigen Ideen und die freyen Acte des Geiſtes das wahre Verhältniß umgekehrt und vernichtet: dieſe Uebertragung des abſtracten Caculs auf den Geiſt iſt nicht nur ſchwierig, entbehrlich, unausführbar, gefahrdrohend, ſondern unmöglich und undenkbar.

Des Verf. Darſtellung giebt ein treues, lebendiges und anſchauliches Bild von Leibnitzens äußerem Leben: wir folgen ihr mit um ſo größerer Theilnahme, weil der Verf. die ſchwierige Aufgabe, das Lebensbild des Einzelnen mit der Geſchichte ſeiner Zeit in Zuſammenhang zu bringen, vortrefflich gelöst hat. Leibnitzens Leben durch ſtete Hinweiſung auf die großen Geſchicke der Staaten und Völker zu beleuchten, war unerläßlich, denn Leibnitz ſelbſt hat als Staatsmann, und als Reforma-

Digitized by Google

tor auf dem Gebiete der Geſetzgebung, nicht minder durch ſeine perſönlichen Verbindungen als durch ſeine Staatsſchriften einen weſentlichen Einfluß auf die politiſchen Verhältniſſe und den Gang der Geſchäfte geübt. Sein allumfaſſender Geiſt fand in der Politik einen Punkt der Concentration in ſich ſelbſt, der Vereinigung ſeiner Thätigkeiten und Intereſſen. Seine umfaſſenden politiſchen Plane bilden den vereinigenden Mittelpunkt ſeiner Vielthätigkeit, ſeines vielfach bewegten Lebens: wir ſehen in Leibnitz den kühnen Denker, der die erhabenen Entwürfe ſeines Geiſtes zu verwirklichen für ſeine Pflicht hält, der in der Verwirklichung ethiſcher Ideen auf dem Gebiete der Politik die höchſte Beſtimmung der Wiſſenſchaft erkennt, der in dem Glauben an ſeinen Beruf zu weltgeſchichtlicher Wirkſamkeit auf die ſyſtematiſche Entwicklung ſeiner philoſophiſchen Principien Verzicht leiſtet, um der Politik und Geſchichte Zeit und Kraft zu widmen.

Der Verfaſſer beleuchtet Leibnitzens politiſche Grundſätze: es iſt ein erhebendes Gefühl zu ſehen, wie Leibnitz für des deutſchen Reiches Selbſtſtändigkeit, Macht und Ruhm, wie er gegen Frankreichs Uebergewicht kämpfte: des deutſchen Volkes Größe nnd Herrlichkeit, die Ausbildung der deutſchen Sprache, die Pflege der Wiſſenſchaft dnrch deutſche Akademien lag ihm über Alles am Herzen. In Beziehung anf Leibnitzens politiſche Wirkſamkeit haben des Verf. Forſchungen znr Entdeckung bisher unbekannter Thatſachen geführt: beſonders hervorzuheben ſind die Nachweiſungen über die großen Entwürfe, die Leibnitz nicht im Auftrag der Höfe, denen er diente, ſondern aus eigenem Gemüthsentſchluſſe in ſich ausgebildet und zu verwirklichen geſucht hat, wie z. B. der Plan zur Eroberung Aegyptens durch Ludwig XIV. — Die reife Frucht ſeiner hiſtoriſchen Studien und Arbeiten ſind die Annales Imperii Occidentis Brunsvicensis, deren Herausgabe durch Pertz begonnen iſt. Herr G. macht in der Vorrede darauf aufmerkſam, daß mit dieſem bisher ungedruckten Originalwerke Leibnitzens von Vielen die durch Eckard angelegten und von Schmid heransgegebenen Origines Guelphicae verwechſelt wnrden.

Von beſonderer Friſche und Lebendigkeit iſt des Verf. Darſtellnng, wo Leibnitz während ſeines Aufenthaltes in Paris nnd London, auf ſeinen Reiſen nach Holland, durch Deutſchland und Italien, wo er in Folge ſeiner amtlichen Stellung oder ſeiner eigenen kühnen Plane und Entwürfe für Förderung der Wiſſenſchaft, der Gewerbe, für politiſche nnd kirchliche Zwecke, mit den verſchiedenſten Menſchenklaſſen, mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit in flüchtige oder dauernde Berührung kommt: ſey es ſein Beſuch bei Spinoza oder ſein Erſcheinen im Zelte Karls XII., ſey es ſein Briefwechſel mit Boſſuet u. A. über die Union oder ſeine Verhandlung mit Mathematikern, Mechanikern über Maſchinen, immer erhalten wir durch ſolche Schilderung ein lebendiges Bild der Perſonen und Verhältniſſe: Leibnitz immer derſelbe in den verſchiedenſten Situationen und Wirkungskreiſen, voll Duldung und Verſöhnlichkeit, voll Wiſſenstrieb und Erfindungsluſt. Er konnte mit Recht von ſich ſagen, daß er kein Ding und keinen Menſchen haſſe; Alles war ihm ein Gegenſtand der Theilnahme, weil es ihm ein Object der Erkenntniß war.

Wenn ein ſolcher Mann wie Leibnitz, um alles Erkennbare zn erkennen, alles Ausführbare zu verſuchen, allen Objecten und allen Menſchen ſich hingiebt, mit Gelehrten nnd Technikern, mit Fürſten nnd Helden, mit Diplomaten nnd Prieſtern als ein durch gleichen Zweck ihnen Verbundener vertraulich verkehrt, bald Monate lang in völliger Einſamkeit, dann Jahre lang auf Reiſen in der weiten Welt zubringt, bald nur den Umgang mitſtrebender Freunde ſucht, dann wieder den Glanz eines Hofes durch ſeine Anweſenheit erhöhen ſoll, wenn ein ſolcher Mann nicht in jeder Situation, nicht in jedem Augenblicke ſeines Lebens in vollkommener Uebereinſtimmung mit den Forderungen ſittlicher Charaktergröße handelt, ſo mußte ſein Biograph kein Bedenken tragen, dieſen Widerſpruch als eine die Harmonie dieſes Lebens ſtörende Diſſonanz darznſtellen: Leibnitz war, „um kein Sonderling und Stoiker zu ſcheinen,“ nicht ſelten gegen Verhältniſſe und Menſchen nachgiebiger, als er vor ſich ſelbſt entſchuldigen mochte.

Die wahre Kunſt der Geſchichtſchreibung beruht auf charaktervoller Begeiſterung nnd menſchli-

chem Mitgefühle: ihre höchſte Beſtimmung iſt nicht, als Kunſtwerk zu gefallen, ſondern zur ſittlichen Thatkraft und zu frommer Ergebung zu ſtärken. Die taciteiſche Kunſt und der taciteiſche Geiſt der Geſchichtſchreibung giebt den rechten geſchichtlichen Ton: den angemeſſenſten für den menſchlichen Geiſt, der die Geſchichte nicht als ein abgeſchloſſenes Kunſtwerk, das außer ihm iſt, zu betrachten hat, ſondern als den Schauplatz ſeiner eigenen Thätigkeit, als die Uebungsſtätte ſeiner geiſtigen und ſittlichen Kraft, als einen lebendigen Schöpfungstag Gottes, an dem er mitzuwirken berufen iſt.

K. Hof= und Staats=Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof= und Staats=Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Dr. H. Sig. Sinogowitz, Die Geiſtesſtörungen in ihren organiſchen Beziehungen als Gegenſtand der Heilkunde betrachtet. Berl. 1843.

F. V. Raspail, Histoire naturelle de la santé et de la maladie chez les végétaux et chez les animaux en général et en particulier chez l'homme, etc. etc. Vol. 1. 2. Par. 1843.

G. Andral, Mediziniſche Klinik oder Auswahl von Beobachtungen, geſammelt in dem Hoſpitale der Charité. Ueberſ. von Dr. J. E. Flies. Bd. 2. Quedlinburg 1843.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der wetenschappen te Haarlem. Deel 1. 2. Haarlem 1841 — 42. 4.

Real academia de buenas letras de la ciudad de Barcelona. Barcel. 1753. 4.

Erſch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. I. Section. Th. 38. 39. Es-Ezzelino. II. Section. Th. 22. Johanne — Joniſches Portal. III. Section. Th. 18. Perſes — Peter Ludwig (Herzog von Parma). Leipz. 1843. 4.

Xav. Lampillas, Ensayo historico apologetico de la literatura española. T. 1 — 7. Madr. 1789. 4.

Bibliografia universale sacra e profana, disposta in ordine cronologico, con cenni sugli autori. Fasc. 1 — 7. Venezia 1842.

Bent, First Appendix to the London Catalogue of books, 1814 — 1839. Lond. 1841.

José Cadahalso, Obras. T. 1 — 3. Madr. 1818.

Dr. A. Gräfenhan, Geſchichte der klaſſiſchen Philologie im Alterthum. Bd. 1. Bonn 1843.

Pablo Pedro de Astarloa, Apologia de la lengua bascongada, ó ensayo critico filosófico. Madr. 1803.

Greg. Garcos, Fundamento del vigor y elegancia de la lengua Castellana. T. 1 — 2. Madr. 1791.

L. A. Seneca, Opera ed. C. R. Fickert. Vol. 1. Leipz. 1842.

J. K. Trojanski, Deutſch=polniſches Wörterbuch. Heft 1 — 3. Berl. 1842.

Ahmed Ibn Mohamed Al-Makkori, The history of the Mahommedan dynasties in Spain. Translated by Pascual de Gayangos. Vol. II. Lond. 1843. 4.

J. Jamieson, Hermes Scythicus: or the radical affinities of the greek and latin languages to the Gothic. Edinb. 1814.

Teuthonista of Duytschlender van Gerhard van der Schueren, uitgegeven door M. C. Boonzajer. Leyd. 1804. 4.

Fr. Büttner, Bemerkungen über die Quantität der deutſchen Sprachlaute. Berl. 1843.

Heeren und Ukert, Geſchichte der europäiſchen Staaten. F. C. Dahlmann, Geſchichte von Dänemark bis zur Reformation. Mit Inbegriff von Norwegen und Island. Bd. 3. Hamburg 1843.

W. Wachsmuth, Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Th. 3. Hamb. 1843.

Dr. Th. Paur, Johann Sleidan's Commentar über die Regierungszeit Karl's V., hiſtoriſch=kritiſch betrachtet. Leipz. 1843.

Fr. v. Raumer, Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bd. 7. Leipz. 1843.

Joſ. Rank, Aus dem Böhmerwalde. Leipz. 1843.

J. Sporſchil, Geſchichte des Entſtehens, des Wachsthums und der Größe der öſterreichiſchen Monarchie. Lief. 1 — 4. Leipz. 1843.

J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen. Bd. 11. Caslauer Kreis. Prag 1843.

Digitized by Google

Lud. von Rönne und H. Simon, die Verfaſſung und Verwaltung des preußiſchen Staates. Lief. 5 — 7. Breslau 1843.

Henry Sidney, Diary of the times of Charles II., including his correspondence with the countess of Sunderland, to which are added lettres illustrative of the times of James II. and William III., edited with notes by R. W. Blencowe. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Thomas Carlyle, Past and present. Lond. 1843.

S. C. Hall. Ireland; its scenery, character etc. Vol. 1 — 3. Lond. 1843.

Archivio storico italiano, Vol. V. Marco Foscarini, Storia arcana ed altri scritti inediti. Firenze 1843.

Carlo Troya, Della condizione de' Romani vinti da' Longobardi Neapoli 1841.

Bar. J. Taylor, Les pyrénées. Par. 1843.

J. Ant. Llorente, Noticias historicas de las tres provincias Vascongadas. T. 1 — 5. Madrid 1808. 4.

Alcedo y Herrera, Aviso historico, politico, geografico con las noticias mas particulares del Peru, Tierre Firme, Chile e Nuevo Reyno de Granada. Madr. 1739.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Vol. 29. Wird vom 30. Bande an fortgeſetzt von M. Amédée Renée. Par. 1842.

C. D. Vogel, Beſchreibung des Herzogthums Naſſau. Heft 1 — 3. Wiesbad. 1843.

Fr. Steger, Das Haus der Welfen. Beiträge zur Geſchichte der Lande Braunſchweig und Hannover. Braunſchweig 1843.

J. Schneider, das Kyllthal mit ſeinen nächſten Umgebungen nach geſchichtlich-antiquariſchem und naturhiſtoriſchem Bezuge. Trier 1843.

O. F. H. Schönhuth, Geſchichte Rudolf's von Habsburg, Königs der Deutſchen, dargeſtellt nach urkundlichen und meiſt gleichzeitigen Quellen. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Dr. G. von Reinbeck, Catharina, Königin von Würtemberg. Stuttg. 1842.

C. Th. von Riedheim, Naturhiſtoriſche Beſchreibung des heſſendarmſtädtiſchen Odenwaldes und ſeiner weſtlichen Vorberge. Heidelb. 1843.

Denkmale des Alterthumes und der alten Kunſt im K. Württemberg, zuſammengeſtellt von dem k. ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau. Stuttg. 1843.

J. Burckhardt, Conrad von Hochſtaden, Erzbiſchof von Kölln und Gründer des Köllner Doms (1238 — 1261). Bonn 1843.

Beyträge zur Geſchichte Deutſchlands in den Jahren 1805 — 1809 aus brieflichen Mittheilungen Fr. Perthes, Joh. v. Müller. Veröffentlicht und herausgegeben von Joh. v. Müller. Schaffhauſen 1843.

Chr. Laſſen, Indiſche Alterthumskunde. Bd. I. 1. Bonn 1843.

The Despatches of Hernando Cortes, the Conqueror of Mexico, addressed to the Emperor Charles V. With an introduction and notes by George Folsom. New-York 1843.

T. de Comyn, Estado de las islas Filipinas en 1840. Madr. 1820. 4.

John Callender, An historical discourse on the civil and religious affairs of the colony of Rhode-Island. Boston 1843,

T. G. Sandberg, Galerie des savants et des artistes celebres en Suede. Stockholm 1842. f.

E. G. Geijer, Des Königs Guſtav III. nachgelaſſene und 50 Jahre nach ſeinem Tode geöffnete Papiere. Th. 1. Hamburg 1843.

Ces. Balbo, Meditazioni storiche. Meditaz. 1 — 11. Torino 1843.

Dr. G. H. Klippel, Hiſtoriſche Forſchungen und Darſtellungen. Bd. 1. Johann Fried. Falcke und das Chronikon Corbejenſe. Bremen 1843.

Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart. III. Fratris Felicis Fabri evagatorium in terrae sanctae, Arabiae et Aegypti peregrinationem edidit C. D. Hassler. Vol. II. Stuttg. 1843. V. Die Weingartner Handſchrift. Herausg. v. Fr. Pfeiffer, und F. Fellner. Italieniſche Lieder des Hohenſtaufiſchen Hofes in Sicilien. Stuttg. 1843.

P. J. Schaffarik, Slawiſche Alterthümer; deutſch von H. Wuttke. Th. 2. Leipz. 1844.

Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz. Sulzbach 1843.

F. Ch. Schnürer, Das Schifffahrt-Recht in Bezug auf den Ludwig-Canal in Bayern. Erlang. 1843.

G. A. Becker, Handbuch der römiſchen Alterthümer. Bd. I. Leipz. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Empiriſche Pſychologie, nach naturwiſſenſchaftlicher Methode, von Moritz Wilhelm Drobiſch, ordentl. Prof. der Mathematik und Philoſophie an der Univerſität Leipzig. Leipzig bey Voß 1843.

Der Verfaſſer des eben genannten, ſehr ſchätzbaren Buches hat ſich nicht vergeblich bemüht, dem wichtigen Gegenſtand, welchem ſeine dießmaligen Forſchungen galten, eine neue Seite abzugewinnen und einen Weg für die Behandlung desſelben einzuſchlagen, welcher bisher nur noch wenig betreten wurde. Unſre Zeit im Allgemeinen iſt, ſo ſehr ſie ſich auch des Gegentheils rühmen mag, im Gebiet der ſinnlichen Erkenntniſſe bedeutend raſcher und weiter voran geſchritten, als in jenem der überſinnlichen, geiſtigen. So wie man noch lange nach Conrad Geßner in den Werken über Naturgeſchichte Wiederholungen von Ausſagen des Alterthums fand, die ſich mehr auf Hörenſagen und vorgefaßte Meinungen, als auf eigne, unmittelbare Anſchauung gründeten, ſo haben ſich namentlich auch die neueſten Bearbeitungen der Pſychologie noch kaum aus den Windeln der ariſtoteliſchen Philoſophie, oder aus den Banden andrer künſtlicher Syſteme losmachen können, um zunächſt und vor Allem den Gang der ſelbſtſtändigen Anſchauung zu verſuchen. Dem Verfaſſer der „empiriſchen Pſychologie nach naturwiſſenſchaftlicher Methode" war es ein ernſtes Anliegen, nur Solches über das Weſen und die Vermögen der Menſchenſeele auszuſagen, was Jeder, der auf ſich ſelber Acht hat, nach ſeinem Maaße erkennen und erfahren kann: eingedenk jenes Ausſpruches des Heraklitus, daß nur das, was Allen gemeinſam ſo erſcheint, das Glaubwürdige, was nur Einem, unglaubwürdig ſey.

Der Beyſatz auf dem Titel des Buches: „nach naturwiſſenſchaftlicher Methode" war deßhalb hier keinesweges ein müßiger und unangemeſſener. Wie die wiſſenſchaftliche Betrachtung der organiſchen Natur zuerſt mit der äußren Beſchreibung und Claſſificirung, dann mit der Zergliederung des innren Baues, endlich aber mit den Lebensäußerungen (mit der Phyſiologie) ihrer Gegenſtände ſich beſchäftigt, ſo beginnt H. Drobiſch ſeine Arbeit mit der Betrachtung der äußren Erſcheinungsform und der natürlichen Zuſammenordnung der Phänomene des Geiſtes, geht dann tiefer in die Zergliederung des Weſens jener Phänomene ein und giebt uns endlich eine allumfaſſende Anſchauung des Seelenlebens.

Eine ſolche Weiſe der pſychologiſchen Forſchungen hat allerdings ihre großen Schwierigkeiten. Wie ein Meteor, das plötzlich und unerwartet kam und nur wenige Augenblicke über dem Horizont verweilt, ſo kommen und verſchwinden die Bilder unſrer Vorſtellungen; unſer geiſtiges Leben iſt eine ununterbrochene Kette von Veränderungen, es iſt in ihm Alles in beſtändigem Fluſſe und Fluge begriffen. Ueberdieß wird auch hier das Object der innren Wahrnehmung durch willkührliche Aufmerkſamkeit auf daſſelbe geradezu zerſtört oder doch weſentlich modificirt, ſo wie der Redner durch zu große Aufmerkſamkeit auf ſein Sprechen gar leicht den Faden ſeiner Rede verliert, und unſre Affecten

Digitized by Google

ſich abkühlen, ſobald wir uns der Beobachtung ihrer Aeußerungen hingeben. Auch werden wir uns in den meiſten Fällen erſt dann eines Gedankens oder eines innren Zuſtandes bewußt, wenn dieſer bereits durch einen andren verdrängt iſt, und nur ſelten gelingt es uns, denſelben ſeinem ganzen Umfange nach zurück zu rufen. Es war deßhalb nicht zu verwundern, daß ſo häufig jene feſten Begriffe, die man ſich von den weſentlich verſchiedenen pſychiſchen Phänomenen gebildet hatte, mit dieſen ſelber in ihrer lebendigen Gegenwart verwechſelt wurden. Ein noch weiter gehender Irrthum aber war es, wenn man die ſogenannten Seelenvermögen, dieſe Begriffe von allgemeinem Courſe in unſern Sprachen für beobachtete Thatſachen ſelber, ſtatt für bloße Verſuche einer Theorie hielt. Dieß Alles beachtend und mit großer Vorſicht beginnt dann der Verfaſſer ſeine Arbeit, von welcher wir hier nur einige Grundzüge betrachten wollen.

Jedes menſchliche Individuum hat eben ſo wohl in ſich ſeine eigenthümliche Geiſteswelt, als ſeinen beſondern Leib. Aus der Art, wie die erſtere durch Rede, Gebärde und Handlung ſich äußert, läßt ſich, wenigſtens mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit, ſchließen, daß der geiſtigen Individualität eben ſo wie der leiblichen eine allgemeine, geſetzliche Normalbildung zu Grunde liege, von welcher das geſunde Individuum nur in unweſentlicheren Punkten abweicht; wir dürfen deßhalb von allgemeinen Erſcheinungen und Geſetzen des menſchlichen Geiſtes reden. Zu dieſen allgemeinen Erſcheinungen gehören das Vorſtellen, das Fühlen und das Streben, wovon das erſtere auf einem nur in unſrem Innren vor ſich gehenden Erſcheinen von geiſtigen Bildern beruhet, bey welchem ſich die Seele weder paſſiv wie beym Fühlen, noch activ, wie beym Streben verhält. Bey Vorſtellungen, im engſten Sinne des Wortes, wird der Gegenſtand des geiſtigen Bildes als abweſend vorausgeſetzt, während ſeine Gegenwart Wahrnehmung begründet. Empfindung heißt das Wahrnehmen der mannichfachſten Eigenſchaften der Erſcheinungen oder Ereigniſſe; jene Wahrnehmung des Gegenſtandes als eines Ganzen, welche aus einem Zuſammenfaſſen der verſchiedenen Eigenſchaften hervorgehet, wird zur Anſchauung oder anſchaulichen Vorſtellung.

Der uns zunächſt anliegende Gegenſtand der Wahrnehmungen iſt unſer eigener Körper, den wir durch den Gefühlsſinn als uns zugehörig unterſcheiden. Durch den innren Gefühlsſinn empfinden wir unſer körperliches, unwillkürliches Leiden, ſo wie unſer willkürliches Thun; durch den äußern die Abgränzung unſres Leibes von der uns umgebenden Sichtbarkeit. Der innre Gefühlsſinn kann auch als Vitalſinn, Lebensſinn bezeichnet werden; er iſt das Barometer unſrer Lebensthätigkeit, während der äußre Gefühlsſinn, der dem innren als Wächter beygeſellt iſt, der Sinn der Lebenselemente genannt werden kann. Unmittelbar an den Vitalſinn, für deſſen Empfindung der paſſiven Zuſtände zunächſt das Ganglien-, für die der activen das Central-Nervenſyſtem beſtimmt ſcheint, knüpfen ſich der Nahrungsſinn (Geſchmack), und der Belebungsſinn, Sinn des Athmens (Geruch) an, während der Taſtſinn dem äußren Gefühlsſinn zugeordnet iſt. Wie in dem Geruch ein Sinn erkannt wird, deſſen Wirkungen jenen des Geſchmackes vorausgehen, ſo iſt der Geſichtsſinn ein Taſtſinn in die Ferne; das Sehen iſt eine durch die Oscillationen des Aethers vermittelte, verfeinerte Berührung der Körperflächen. Unmittelbarer jedoch denn alle andre Sinne führt uns der des Gehörs in den Verkehr mit der innren Welt des Geiſtes. Wie dieſer Sinn ſchon bey den Thieren als der Geſellſchaftsſinn bezeichnet werden kann, ſo iſt er uns der Sinn für die beſeelte Menſchenwelt — für das Reich des Gedankens wie für die Welt des Gemüthes.

Die ſinnlichen Vorſtellungen oder innerlichen Bilder der jetzt abweſenden ſinnlichen Gegenſtände unterſcheiden ſich von den vermittelſt der Empfindung und Anſchauung gegebenen Wahrnehmungen nur durch den geringeren Grad der Klarheit, bey welchem einzelne Theile ihre Beſtimmtheit verlieren. Als treue Abbilder früher wahrgenommener Gegenſtände und Ereigniſſe heißen die ſinnlichen Vorſtellungen Erinnerungen oder Gedächtnißbilder, wenn jedoch nur einzelne Züge der wirklichen ſinnlichen Darſtellung entlehnt, die Verbindungen derſelben aber keiner Erfahrung entnommen ſind,

dann werden ſie zu Einbildungen oder Phantaſiebildern, welche ſich als Phantasmen zu vermeintlich wirklichen Wahrnehmungen ſteigern können. Wie die ſinnlichen Vorſtellungen Nachbilder der ſinnlichen Wahrnehmungen, ſo ſind die Empfindungsvorſtellungen Nachbilder der gehabten Empfindungen.

Verſchieden von dieſen ſinnlichen iſt eine andre Klaſſe von Vorſtellungen, die ſich nicht unmittelbar auf Gegenſtände bezieht und deßhalb weder ſelbſt ſinnlich iſt, noch ſinnliche Elemente zu Beſtandtheilen hat. Dahin gehören die Formen des Wiſſens, welche entweder als logiſche Formen des bloßen reinen Denkens gar keine Beziehung zur Erfahrung, oder, als mathematiſche Formen des zuſammenfaſſenden Denkens eine nur mögliche, oder endlich als metaphyſiſche Formen des Erkennens eine nothwendige Beziehung zur Erfahrung haben.

Die logiſchen Formen ſind nicht Formen der Dinge, ſondern unſrer Gedanken von Dingen. Wir nennen dieſelben Begriffe. Mit Recht hat Herbart behauptet, daß die allgemeinen Begriffe, im ſtreng logiſchen Sinne, nicht unter unſren wirklichen Vorſtellungen vorkommen, ſondern nur eine ideelle Forderung an das Vorſtellen ſind, denen dieſes niemals vollſtändig zu entſprechen vermag. Hiebey gewährt die Sprache, ſowohl die Wort- als die Schriftſprache eine weſentliche Erleichterung und Aushülfe. Die mathematiſchen Formen des Wiſſens umfaſſen die Zahl- und Raumformen, abgeſehen davon, ob etwas Wirkliches gezählt oder ob das Räumliche durch etwas Reales erfüllt wird, während die metaphyſiſchen Formen, als Begriffserörterungen der Subſtanz, welche der Erſcheinung der Dinge zu Grunde liegt und welcher die ſinnlichen Merkmale als Accidenzen zukommen, ſo wie einer Cauſſalität, aus der die Veränderungen hervorgehen, unmittelbar in der Erfahrung wurzeln. Von der Ausbildung dieſer metaphyſiſchen Formen hängt denn auch die Geſtaltung jener Vorſtellungen ab, welche ganz außerhalb der Gränze der ſinnlichen Wahrnehmungen fallen und deßhalb transcendente Vorſtellungen oder Ideen genannt werden können. Dahin gehören vor Allem die Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen. Und ſo laſſen ſich denn in den Vorſtellungen neun Klaſſen unterſcheiden, nämlich: 1) Empfindungen, 2) Anſchauungen, 3) Empfindungsvorſtellungen, 4) Erinnerungen, 5) Einbildungen, 6) Begriffe oder Denkformen, 7) mathematiſche oder Reihenformen, 8) metaphyſiſche oder Erkenntnißformen, 9) Ideen.

Im Verhältniß zu der unendlichen Menge des Wahrnehmbaren beträgt das, was wir wirklich auf einmal wahrnehmen, ganz überaus wenig. Selbſt von jenen Eindrücken, welche auf das Auge oder das Ohr wirken, gehen die meiſten für uns verloren, weil wir nur die ſtärkeren, nicht die gleichzeitig neben dieſen einwirkenden ſchwächeren vernehmen. Innerhalb des Kreiſes deſſen, was ſinnlich von uns wirklich wahrgenommen wird, liegt mithin noch ein engerer Kreis, in welchen das fällt, was wir nun auch geiſtig wahrnehmen, deſſen wir uns bewußt ſind. Dieſer engere Kreis des ſinnlichen Bewußtſeyns iſt keineswegs mit dem des Selbſtbewußtſeyns zu verwechſeln; denn nicht das Selbſt mit ſeiner Thätigkeit und ſeinen Zuſtänden, ſondern nur die Außendinge ſind die Gegenſtände ſeines Wahrnehmens, und je mehr wir in die Betrachtung eines ſolchen Gegenſtandes vertieft ſind, deſto mehr vergeſſen wir uns ſelbſt.

In den Kreis des ſinnlichen Bewußtſeyns treten die Gegenſtände dadurch ein, daß ſie Objecte der Aufmerkſamkeit werden. Dieſe, die Aufmerkſamkeit, wird entweder willkürlich auf die Gegenſtände gerichtet, oder ſie wird unwillkürlich von dieſen angezogen, wenn namentlich der Reiz der Neuheit ihnen ſolche anziehende Macht giebt. Im Allgemeinen bemerkt man, daß gleichzeitige ſinnliche Vorſtellungen einander um ſo mehr verdunkeln und aus dem Bewußtſeyn verdrängen, in je größerer Anzahl ſie gegeben ſind; überdieß wird auch die Aufmerkſamkeit dadurch, daß ſie ſich mit voller Stärke auf die Wahrnehmungen des einen Sinnes richtet, von den Eindrücken, welche gleichzeitig auf einen andren Sinn geſchehen, mehr oder minder abgezogen und für dieſelben unempfänglich; wir hören, beym angeſtrengt aufmerkſamen Sehen Vieles nicht, ſehen Vieles nicht beym aufmerkſamen Hören.

Bey der Betrachtung eines und deſſelben Gegenſtandes kann ſich die Aufmerkſamkeit einmal auf

Digitized by Google

dieſen, dann auf jenen Theil desſelben wenden, ohne daß hiebey die andren aus der Beachtung ganz verſchwinden. Eben ſo verhält es ſich auch mit den Reproductionen der Vorſtellungen, mit der Wirkſamkeit des Gedächtniſſes, welche in naher Beziehung zu der Aufmerkſamkeit ſtehet. Bey vielen auffallenderen Reproductionen dieſer Art iſt es vorzüglich die Einbildungskraft, welche auf bewundernswürdige Weiſe gewiſſe Vorſtellungsweiſen zu einer innren, geiſtigen Anſchauung bringt. Namentlich erwähnt der Verfaſſer bey dieſer Gelegenheit das Beyſpiel eines 14jährigen, früher für blödſinnig gehaltenen Knaben, welcher durch viele auf ihn verwendete Bemühung zu einer gewiſſen, für ſein Alter noch immer ſehr geringen, geiſtigen Entwicklung gelangt war. Da derſelbe ohnehin ſeines Sprachorganes nur auf ſehr unvollkommene Weiſe mächtig war, brachte er es auch mit dem Leſen, nachdem er dieß mit großer Anſtrengung erlernt hatte, nur ſo weit, daß er mit ſtockender und ſtotternder Stimme die Worte mehr nur buchſtabirte als wirklich las. Gleichwohl beſaß er eine ſolche Fähigkeit, ſich die Folge der Buchſtaben und Worte anzueignen, daß, wenn man ihm einige Minuten gönnte, um ein gedrucktes Octavblatt zu durchlaufen, er dann fähig war, aus dem bloßen Gedächtniß die einzelnen Worte eben ſo herauszubuchſtabiren, als ob das Buch aufgeſchlagen vor ihm läge. Selbſt wenn man einige Zeilen überſprang, und ihm die Anfangsworte einer neuen Zeile vorſagte, las er dann, indem er ſich bald in ſeinem innren Bild wieder zurecht fand, ungeſtört fort. Um vor jeder Täuſchung geſichert zu ſeyn, machte der Verfaſſer den Verſuch mit einer ſo eben aus der Preſſe hervorgegangenen lateiniſchen Diſſertation, deren Gegenſtand ſo wie deren Sprache dem Knaben gleich unbekannt waren, und der Verſuch gelang vollkommen. Auch bemerkte man an dieſem Knaben, daß ſein Gedächtniß die Schriftbilder auf längere Zeit behielt.

Unter den mittelbaren Reproductionen der Vorſtellungen oder Aſſociationen derſelben unterſcheidet man die der homogenen Vorſtellungen als Verſchmelzungen, jene der disparaten als Complicationen derſelben. Eine neue Wahrnehmung wird auf beyderley Weiſen um ſo leichter eine Aſſociation eingehen, je mehr Wahrnehmungen von verwandter Art ihr in der Seele ſchon vorangiengen, weßhalb der Hiſtoriker von Profeſſion leichter die Jahreszahlen und Namen, der Muſikfreund leichter Melodien als andre Gegenſtände ins Gedächtniß faſſet. Vermöge der Aſſociation und Reproduction wird das Empfinden der Sinne zugleich zu einem Verſtehen und Deuten des Empfundenen, wie uns dieß im reichſten Maaße das Verſtehen der Sprache, beim Leſen und Hören der Worte beweist.

An jeder Wahrnehmung, welche zu dem ſinnlichen Bewußtſeyn gelangt, folgt dem Moment des paſſiven Aufnehmens der Empfindung ein Moment der Reaction, durch welchen das Empfinden erſt zu einem Innewerden, die Perception zu einer Apperception wird. Der Eindruck auf unſre Sinne kann in manchen Fällen ſchon eine Wirkung auf uns hervorgebracht haben, ehe wir uns ſeiner nur bewußt wurden, daher Lichtenberg erzählt, daß er zuweilen nach häufigem Genuß von Kaffe, durch welchen ſeine Reizbarkeit ſehr hoch geſteigert wurde, früher erſchrocken ſey, als er das Krachen, mit welchem der Schreck in Beziehung ſtund, wirklich hörte; Tiedemann verſichert, daß er auf der Jagd mehrmals früher zuſammengefahren ſey und zum Gewehr gegriffen habe, als er das herbeylaufende oder fliegende Wild eigentlich geſehen, wie denn auch vor dem wirklichen Innewerden eines Erdſtoßes, der mitten in der Nacht kommt, bey manchen Perſonen ein ſchreckhaftes, plötzliches Erwachen vorausgeht. In ſolchen Fällen läßt ſich die leidendliche Affection von der ſich ſammelnden, nachfolgenden Thätigkeit leicht unterſcheiden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Empiriſche Pſychologie, nach naturwiſſenſchaftlicher Methode, von Moritz Wilhelm Drobiſch.

(Schluß.)

Was das Gebiet der innern Wahrnehmung betrifft, ſo iſt hier die einfachſte Form des Appercipirens das Urtheilen; das, was uns die Theilvorſtellungen der Geſammtvorſtellung zum Bewußtſeyn bringt und hiedurch die verdeutlichenden Urtheile möglich macht, iſt die willkürliche Aufmerkſamkeit, welche bald dieſe, bald andre Parthieen der Geſammtvorſtellung hervorzuheben vermag, während ſie von andern abſtrahirt. Aber der logiſche Begriff einer Klaſſe von Gegenſtänden iſt noch etwas ganz andres als die bloße Verdeutlichung ſeiner Geſammtvorſtellung, er iſt, als ein durchaus künſtliches Product, bald mehr, bald weniger denn jene.

Die Gefühle, als lediglich innre Zuſtände, ſind theils ſinnliche, theils geiſtige, oder nach Herbart entweder ſolche, die an der Beſchaffenheit des Gefühlten haften, oder ſolche, die von der Gemüthslage abhängen. Selbſt bey den ſinnlichen unterſcheiden wir ſolche, an denen wir das, was uns etwa angenehm oder unangenehm iſt, zu benennen wiſſen, weil daſſelbe zunächſt in die äußern Sinne fällt, und ſolche, wo uns das zu benennende Object fehlt, weil ſie, wie das der Geſundheit, Munterkeit, oder der Unbehaglichkeit und Unluſt Gefühle des Vitalſinnes ſind, welche man auch als ſubjective bezeichnen kann. Unter den geiſtigen oder intellectuellen Gefühlen entſprechen die ideellen (wie das des Schönen und Häßlichen, Guten und Böſen) den objectiv ſinnlichen, dagegen die virtuellen, wie das Gefühl beym Gelingen oder Mißlingen des innren Strebens, den ſubjectiv ſinnlichen. Auch die Gefühle ſind den Geſetzen der Aſſociation unterworfen; ſie werden als ſogenannte gemiſchte Gefühle nicht nur durch Empfindungen und Anſchauungen, ſondern auch durch Phantaſiebilder producirt, durch Erinnerungen reproducirt. Ludwig XIV. konnte den Anblick der Thürme des Doms von St. Denys nicht ertragen, weil ſie ihn an die dort befindlichen königlichen Grabgewölbe erinnerten; Johnſons lebhafte Phantaſie weckte in ihm das Gefühl von Ueblichkeit auf, wenn er nur Jemand mit den bloßen Fingern Zucker aus einer Doſe nehmen ſahe. Zu der Klaſſe der gemiſchten Gefühle gehören auch die Mitgefühle, namentlich das Mitleiden.

Die Affecte, welche unſer Sprachgebrauch ganz richtig als Gemüthsbewegungen, als Störungen der Ruhe und des Gleichgewichts der Seele bezeichnet, gehören weder ausſchließend der Region der Vorſtellungen, noch jener der Gefühle, noch der der Strebungen an, ſondern ſie können, als veränderliche Erſcheinungen, mit jeder dieſer Regionen in Beziehung ſtehen. Hiebey iſt allerdings nicht zu überſehen, daß die Gemüthszuſtände, welche die Affecte characteriſiren, nothwendig Gefühle der Luſt oder Unluſt hervorbringen müſſen.

Zur richtigen Auffaſſung dieſer Gemüthszuſtände hat man die ihnen zu Grunde liegenden Vorſtellungen und Strebungen, die ſie begleitenden Gefühle, die aus ihnen hervorgehenden Folgen, endlich aber

Digitized by Google

ihren nahen Zuſammenhang mit gewiſſen körperlichen Erſcheinungen zu beachten, welche letztere insgemein zur Verlängerung der Aufregung des Gemüthes das Weſentlichſte beytragen, indem dieſe Aufregung erſt dann enden kann, wenn der Organismus wieder zu ſeinem Gleichgewicht zurückgekehrt iſt. Während wir unter Gemüthsruhe einen gewiſſen mittleren Zuſtand der Erfüllung des Bewußtſeyns durch Vorſtellungen, oder der Spannung der gegenwärtigen Vorſtellungen zu denken haben, werden dagegen die Affecte als eine Ueberfülle oder Entleerung, An- oder Abſpannung des Gemüthes erkannt. Der Affect hat ſeine obere oder untere Culmination, während welcher ein augenblicklicher Stillſtand und nach dieſem eine rückgängige Bewegung ſtatt findet, welche letztere wir als Ausbruch des Affectes zu bezeichnen pflegen, obgleich während derſelben der verurſachende Zuſtand ſchon vorüber iſt. So bleibt der von Zorn oder von unerwarteter Freude Ergriffene, anfangs, wie vom Donner gerührt, einige Augenblicke erſtarrt ſtehen, dann tritt, wie nach einer durchbrochenen Andämmung, ein reißender Strom der Vorſtellungen ein. Die erſte Urſache eines Affectes iſt immer eine Wahrnehmung, welche mit einem Reiz der Neuheit einwirkt; ihrem Weſen nach erſcheinen uns dann als Affecte der Ueberfülle oder Ueberſpannung des Gemüths: Bewunderung, Staunen, Freude, Entzücken und Begeiſterung; mit lebhafter Theilnahme des Vitalſinnes verbundene: Heiterkeit, Luſtigkeit, Ausgelaſſenheit; mit vorherrſchender Einwirkung der Vorſtellungen: Hoffnung, Muth, Zorn, welcher an ſeinem Ausbruch verhindert zum Aerger und Ingrimm wird. Affecte der Gemüthsleere oder abſpannende ſind: Traurigkeit, Schwermuth, Melancholie, Kummer, Kleinmuth, Scham, Furcht, Angſt, Schreck, Reue, Gram, Verzweiflung.

Dasjenige Geſchehen in uns, welches ſich am unmittelbarſten als Thätigkeit und Kraft darſtellt, mag es nun als ſolche von einem von ihm ſelber deutlich unterſcheidbaren Erfolg der That oder Handlung begleitet ſeyn, oder nur in einem mehr paſſiven Widerſtand beſtehen, kann im Allgemeinen als *Streben* bezeichnet werden. Der Inhalt und die Bedeutung dieſes Strebens überhaupt iſt Veränderung des gegenwärtigen Zuſtandes des Bewußtſeyns. Der äußre Gegenſtand des Strebens wird, genau betrachtet, hiebey nur als Vermittler eines andern Zuſtandes begehrt, welcher entweder ein jetziger oder ein künftiger ſeyn kann. Je nachdem dieſer Zuſtand als ein anziehender oder abſtoßender erſcheint, wird das Streben zu einem Begehren oder Verabſcheuen. Die ſinnlichen Triebe ſind anfänglich nur mit dunklen, unbeſtimmten Gefühlen verbunden, laſſen aber, einmal befriedigt, Erinnerungen zurück, durch welche ſie zu Begierden werden. Eben ſo wie die Gefühle ſind auch die Begehrungen theils ſinnliche, theils geiſtige; ſie ſind entweder ſolche, welche ihren Grund in den Objecten zu haben ſcheinen, oder ſolche, die nur aus ſubjectivem Antriebe entſpringen. Die ſinnlichen Begehrungen heißen auch Triebe, z. B. Nahrungstrieb, Bewegungstrieb, Geſchlechtstrieb; zu einem geiſtigen Begehren kann jede Erwartung ſich ſteigern, wenn ihre Erfüllung ausbleibt. Uebrigens iſt der bekanntere Ausdruck für jede geiſtige Begierde, die ein beſtimmtes Object vor ſich hat, das Wort *Intereſſe*.

Die Leidenſchaften, von *Herbart* als eingewurzelte Begierden bezeichnet, entwickeln ſich erſt dann aus den Neigungen oder Abneigungen der Seele, wenn dieſe letzteren auf Hinderniſſe ihrer Aeußerungen ſtoßen. Nur die unglückliche oder unbefriedigte Zuneigung wird zur leidenſchaftlichen Liebe, nur die Abneigung, welche den ſie abſtoßenden Gegenſtand nicht zu entfernen vermag, wird zum Haſſe. So ſtellen ſich allen verſchiedenen Klaſſen der Begierden ihre leidenſchaftlichen Ausartungen gegenüber: der Begierde des Genuſſes die Wolluſt, Vergnügungsſucht, Spielſucht; der Begierde nach Beſitz die Habſucht ſammt dem Geiz u. ſ. w.

Der *Wille*, der allerdings in den Dienſt der Leidenſchaften dahin gegeben ſeyn, eben ſowohl aber auch ein Sieger und Herrſcher derſelben werden kann, verdient vor allem den Namen eines *intellectuellen Begehrens*. Das Wollen iſt ſeines Gegenſtandes ſich bewußt; es ſetzt die Erlangung des Begehrten unbedingt voraus; ich will heißt ſo viel als ich werde. Der Wille geht, als vorherbeſtimmender Urheber, der That voraus. Jedes ſeines

Zieles ſich bewußte Begehren kann zum Wollen werden, wenn eine wiederholte Begehrung des Gleichen oder Aehnlichen öfters Befriedigung gefunden und hieraus ſich die Gewohnheit, das Begehrte zu erlangen, gebildet hat. Daher bildet ſich ſehr frühe beym Kind ein Wollen, welches als Unwillen ſeine Energie verräth, ſobald ihm das Gewohnte verſagt wird.

Die Herrſchaft des Willens erſtreckt ſich ſowohl nach außen über die Bewegung der Glieder, als nach innen über die Richtung des Gedankenlaufes. In letzterer Weiſe äußert ſich namentlich jene Herrſchaft als willkürliche Aufmerkſamkeit, mittelſt welcher wir bald auf dieſen, bald auf einen andren Theil unſrer Wahrnehmungen zu reflectiren vermögen. Wir vermögen jedoch nicht nur *auf* ſondern *über* etwas zu reflectiren, indem wir innerliche Betrachtungen nicht der Gegenſtände unſrer Wahrnehmungen, ſondern unſrer eigenen Gedanken über dieſelben anſtellen. Der *Vorſatz* iſt nur Wollen von allgemeinem Inhalt, hervorgegangen aus dem im Bewußtſeyn wurzelnden gewohnten Gedankenkreiß. Dem Vorſatz, wenn er feſtgehalten wird, ordnet ſich der Inhalt der nachfolgenden, einzelnen Willensacte unter; er iſt ein Wollen der höheren Art, zu welchem ſich die Ausführung verhält, wie der Umfang eines Begriffes zu ſeinem Inhalt. Er kann aber ſowohl guter als böſer Art ſeyn. In erſterer Art erſcheint das vorſätzliche Handeln *frey*, weil es ſich durch Beweggründe einer beſſeren Ueberlegung, ſelbſt den natürlichen Neigungen entgegen zu ſeinen Aeußerungen beſtimmen läßt; es erſcheint dagegen in der andern Art *unfrey*, wenn dasſelbe der beſſern Gründe ungeachtet, dem Drange der beherrſchenden Leidenſchaften ſich hingiebt. Ein ſolches Handeln heißt auch ein willkürliches, weil es aus der Wahl des an ſich blinden Willens, nicht der klaren Einſicht hervorgegangen iſt. Da die Leidenſchaft keine Krankheit, ſondern ein Gemüthszuſtand iſt, welcher durch den der beſſern Einſicht folgenden Willen gebändigt werden kann, ſind auch ſolche Handlungen zurechnungsfähig, welche im Ausbruch eines Affectes verübt wurden, der die Folge einer eingewurzelten Leidenſchaft war.

Während die Seele der Thiere ſich nur als Sinnlichkeit und als Willkühr äußert, giebt ſich uns an der menſchlichen Seele Geiſt und Gemüth kund. Geiſt iſt der lebensvolle Inhalt, im Gegenſatz zur ſtarren, leeren Form; er iſt das leicht Bewegliche, alles Durchdringende, gegenüber der todten, trägen, undurchdringlichen Materie; er iſt das höchſte belebende und bewegende Princip der Seele, welchem mit Ausnahme des materiell Sinnlichen das Gebiet unſres Vorſtellens, das des intellectuellen Gefühles und jenes des verſtändigen Wollens angehört. In all dieſen Beziehungen zeigt ſich der Geiſt als Activität und Energie, während das Gemüth ſich als Paſſivität und Erregbarkeit der Seele kund giebt, welche der ſittlichen Veredlung wie Verwilderung auf gleiche Weiſe fähig iſt. Geiſt, Gemüth und Sinnlichkeit ſind demnach die drey abgeſtuften Erſcheinungsformen der Seele, mit denen dieſelbe einerſeits an die Thierheit, andrerſeits an die Gottheit gränzt; die mittlere aber als eine der Menſchheit eigenthümliche Form beſitzt. Das allgemeine, pſychiſche Gattungskennzeichen des Menſchen iſt die *Vernunft*, eine Fähigkeit, die Gründe und Gegengründe gleichmäßig zu vernehmen und ſich nach den überwiegenden unter ihnen im Denken und Handeln zu entſcheiden oder zu entſchließen. Dagegen iſt der *Verſtand* eine Art von (tieferem, feinerem) Sinn, welchem jedoch das Wahrgenommene noch nicht genügt, ſondern der nach ſeiner Bedeutung fragt; der Verſtand iſt die Fähigkeit der Seele, die Begriffe gemäß der Beſchaffenheit und den Verhältniſſen des durch ſie Gedachten zu bilden und zu verknüpfen. In das Gebiet des Verſtandes gehört das Urtheilen und Schließen.

Unter *Gedächtniß* iſt die Fähigkeit der Seele zu verſtehen, die Vorſtellungen und Gemüthszuſtände auch dann noch, wenn ſie aus dem Bewußtſeyn verſchwunden ſind, auf gegebene Veranlaſſung theils unwillkürlich, theils mit Willen hervortreten zu laſſen; jenes heißt ſich erinnern, dieſes ſich beſinnen. Dagegen iſt die *Phantaſie* die Fähigkeit der Seele, ihren Vorſtellungen die freyeſte Beweglichkeit zu ertheilen; ſie hiedurch in die mannigfaltigſten Berührungen zu bringen und, durch dieſe, neue Verbindungen derſelben zu vermitteln.

Bey all jenen verſchiedenen Fähigkeiten bleibt

Digitized by Google

aber die Seele immer nur eine ungetheilte Einheit. Alle unſre Vorſtellungen haben ein Streben ſich zu vereinigen, ihre Vielheit mit einer Einheit zu vertauſchen, und ſie vereinigen ſich wirklich, ſo weit dieß die Gegenſätze ihres Vorgeſtellten, ihres Inhaltes nicht verhindern. Unſre ſinnliche Auffaſſung ſowohl als unſer denkendes Begreifen iſt ein ſteter Vereinigungsproceß, entweder durch die Anſchauung oder den Begriff. Die Seele, als Einheitsprincip, ſtehet zwiſchen der äußern und innern Erfahrung in der Mitte, als die in keine Erfahrung fallende Maaßeinheit der Dinge und Zuſtände der äußren wie innren Welt.

Dieſe wenigen Mittheilungen aus dem vor uns liegenden reichhaltigen Buche mögen genügen, um die Aufmerkſamkeit und Theilnahme mehrerer Leſer auf dasſelbe hinzulenken.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Dr. E. F. Bojeſen, Handbuch der römiſchen Antiquitäten überſ. von Dr. J. Hoffa. Gießen 1841.

C. Bötticher, Die Tektonik der Hellenen. Bd. 1. Potsdam 1843.

M. F. v. Jabornegg-Altenfels, Kärnthen's römiſche Alterthümer. Heft 1. Klagenf. 1843.

J. W. Baum, Theodor Beza nach handſchriftlichen Quellen dargeſtellt. Th. 1. Leipz. 1843.

C. G. Carus, Göthe. Zu deſſen näherem Verſtändniß. Leipz. 1843.

Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien. (M. de Lemony). Vol. 1 — 6. Par. 1842 — 43.

O. F. Gruppe, Carl Friedrich Schinkel und der neue Berliner Dom. Berl. 1843.

Dr. Aug. Jäger, Das Leben des Fürſten von Pückler-Muskau. Stuttg. 1843.

C. A. Moriarty, Leben und Wirken O'Connells mit deſſen Denkſchrift an die Königin von England. Berl. 1843.

J. B. Schels, Biographie des Herzogs Ferdinand von Württemberg, k. öſterreich. Feldmarſchalls. Wien 1841.

J. H. Blaſius, Reiſe im europäiſchen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Th. 1. Reiſe im Norden. Braunſchweig 1844.

Louis de Freycinet, Voyage autour du monde. Magnétisme terrestre. Par. 1842. 4.

G. Borrow, The bible in Spain, or the journeys, adventures and imprisonments of an Englishman in an attempt to circulate the scriptures in the Peninsula. Vol. 1 — 3. Lond. 1843.

Briefe eines Deutſchen aus dem Exil. Winterthur 1843.

J. G. Kohl, Reiſen in Irland. Th. 1. 2. Dresden 1843.

Dr. Vogt, Im Gebirg und auf den Gletſchern. Solothurn 1843.

Dr. J. Olshauſen, Die Pehlwi-Legenden auf den Münzen der letzten Saſaniden. Kopenhagen 1843.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Nr. 18. Lond. 1843.

C. G. Ehrenberg, Verbreitung und Einfluß des mikroskopiſchen Lebens in Süd- und Nordamerika. Leipzig 1843.

F. W. Gundelach, Die Naturgeſchichte der Honigbienen. Caſſel 1842.

Heinrich Graf von der Mühle, Beyträge zur Ornithologie Griechenlands. Leipzig 1843.

J. Müller, Ueber den Bau des Pentacrinus caput Medusae. Berl. 1843.

G. Graf zu Münſter, Beyträge zur Petrefaktenkunde. Heft 6. Bayreuth 1843.

Dr. W. Fuchs, Die Venetianer-Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß der Hochgebirge. Solothurn 1843.

G. Göth, Vordernberg in der neueſten Zeit, oder geſchichtliche Darſtellung der Vereinigung der Radgewerken. Wien 1839.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Sprachkarte von Deutſchland. Als Verſuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Mit 138 Seiten 8. Text. Kaſſel 1844.

Slovanský Zeměvid (Slawiſche Sprachkarte), mit 187 Seiten 8. ethnographiſchen Textes (Slovanský Národopis), von Paul Joseph Šafařík. Prag 1842.

Im Fache der Landkarten und in der Reihe der verſchiedenen Arten, in die ſie, je nach dem Zwecke, zu dem ſie entworfen werden, ſich eintheilen laſſen, ſcheint eine neue Art, die der Sprachkarten, auftauchen zu wollen. Haben jene ſich lange begnügt, die Oberfläche der Erde, die Wohnplätze der Menſchen auf derſelben, ihre Vertheilung nach Ländern und Staaten und andere Dinge darzuſtellen, die außerhalb des Menſchen liegen, ſo beginnen ſie allmählich auch ſolche Momente in ihren Bereich zu ziehen, die zu dem innern Weſen des Menſchen gehören, wie nebſt dem Glauben die Sprache.

Einzelne Verſuche ſolcher linguiſtiſch-geographiſcher Darſtellung, die ſchon früher gemacht worden, ſind unbeachtet in Vergeſſenheit gekommen, entweder weil man noch nicht, wie in unſerer Zeit, auf das, was wir (mit einem auch neuen Ausdruck) Nationalität nennen, großes Gewicht zu legen durch die Ereigniſſe gelehrt worden war, oder weil ſich dieſe Nationalität in den Verhältniſſen und Abgrenzungen der Staaten von ehmals in der Regel mit dieſen ſelbſt gegeben und nicht ſo vielfach und ſchreyend durchkreuzt und verletzt fand wie ſpäter, da man bey gewiſſen Staatsactionen neben Flüſſen, wodurch Grenzpfähle erſpart werden konnten, und neben Zahlen von Quadratmeilen auch die Seelen nur als Zahlen gelten ließ.

Wir hatten Gelegenheit, ſchon im Jahrgang 1842 dieſer Blätter, Nro. 137 — 8, nicht blos von einzelnen Karten, ſondern von einem ganzen Atlas der Art zu ſprechen, mit welchem ein Gelehrter Italiens die Welt zu beſchenken den Anfang gemacht hat, nämlich von Biondelli's linguiſtiſchem Atlas von Europa.*) Es lagen uns damals von demſelben erſt die allgemeiner gehaltenen Blätter vor, nämlich das mit der Ueberſicht der indo-europäiſchen Sprachen auf der ganzen Erde und das mit der der Sprachen in Europa, und wir wiſſen nicht, ob ſeitdem ſpeciellere und welche Blätter erſchienen ſind. Hatten wir nicht umhin gekonnt, in Bezug auf letztere, was den nöthigen Vorrath von Hülfsmitteln betrifft, einiges Bedenken zu äußern, ſo mußten wir die eingangs genannten von Biondelli's Unternehmung ganz unabhängigen Erſcheinungen um ſo willkommener heißen. Es ſpricht für die Richtigkeit des Gedankens, daß ſich derſelbe Männern von drey verſchiedenen Nationen zugleich aufdrang. In der öffentlichen Ausführung iſt zufällig der Italiener dem Slawen, dieſer dem Deutſchen zuvorgekommen. Ein ſolches auf vielſeitige Beobachtungen gegründetes Product aber kann nur das Er-

*) A. Balbi's ethnographiſcher Atlas, voll der ſchätzbarſten Angaben, beſchränkt ſich nicht auf die Sprachen, auch beſteht er aus lauter Tabellentext und iſt nicht unter die Karten zu rechnen.

Digitized by Google

gebniß von jahrelangen Vorarbeiten ſeyn: und in ſo ferne mag die Frage, wem die Ehre der Priorität gebühre, billig unentſchieden bleiben.

Der Verfaſſer der „ſlawiſchen Alterthümer“ hatte ſchon in der Vorrede des im Jahre 1837 erſchienenen erſten Theiles derſelben ſeine Abſicht kund gethan, jedem Theile zur Ueberſicht der im Buch beſprochenen Wohnplätze der alten Slawen eine Karte beyzugeben. Nach der Hand erwägend, daß eine fruchtbare Forſchung über die alten Zuſtände jedenfalls auf eine genauere der jetzigen gegründet werden müſſe, hat er dieſe den letzteren gewidmete ethno-geographiſche Darſtellung nebſt kurzem erklärenden Texte vorausgeben laſſen. Sie ſelbſt aber iſt nur ein Auszug aus mehrern speciellen Sprachkarten ſlawiſcher, auch wohl anderer europäiſcher Länder, welche Š. nicht ohne Mühe und Opfer ſeit Jahren zuſammengebracht, und welche er ſlawiſchen wie nichtſlawiſchen Freunden und Bekannten in Copien mitgetheilt hatte. Er drückt in dem Vorwort zum Textbüchlein die Hoffnung aus, daß ſich Freunde der Wiſſenſchaft, denen beſſere Quellen und ergiebigere Mittel zu Gebote ſtehen, der Veröffentlichung jener speciellen Darſtellungen unterziehen werden, indem er ſelber ſich auf dieſe allgemeine beſchränken müſſe.

Zu groß iſt der Umfang des ſlawiſchen Sprachgebietes, als daß auch ein anſehnliches Blatt (der Karte liegt ein Ausſchnitt der Reymann'ſchen von Europa zu Grunde) erlaubt hätte, den Zug der Grenzen ſeiner 14 Hauptmundarten mehr als im Allgemeinen anzudeuten und die Benennungen aller kleinern Sprach-Unterabtheilungen einzutragen. Dieſe Grenzen und die Reihe der Orte, durch die ſie laufen, gehörig anzugeben, hat daher eine Aufgabe des begleitenden Textes werden müſſen. Leicht trägt ſie jeder Leſer daraus auf die Karte jenes ſpeciellern Gebietes, das ihn etwa beſonders intereſſirt.

Die äußern Grenzen des ganzen großen Stammes aber berühren und kreuzen ſich mit vielen andern Sprachen, welche nothwendig mit in die Darſtellung und Erörterung aufzunehmen waren. So kommen auf Š's Karte faſt alle europäiſchen Sprachen vor, ſelbſt von den romaniſchen am venediſchen Meerbuſen die italieniſche, der walachiſchen, die ohnehin nur gegen Weſten nicht unmittelbar von der ſlawiſchen umſchloſſen iſt, zu geſchweigen. Anlaſſes genug für den Verf., ſeinen ethnographiſchen Text mit einer gedrängten Ueberſicht der europäiſchen Sprachen überhaupt einzuleiten und nach Behandlung der Slawenſprachen auch über die nichtſlawiſchen, ſowohl indo-europäiſchen als von ihm ſogenannten nordiſchen, einiges zu ſagen.

Wie genau es aber der Verf. in der Ein- und Unterabtheilung der Slawenſprachen ſelbſt nehme, iſt aus einer abſteigenden Reihe von Kunſtausdrücken erſichtlich, deren er ſich zu dieſem Behufe bedient, und die ſich im Deutſchen nicht ſo ganz leicht wiedergeben laſſen.

So theilt ſich ihm die Geſammtſlawenſprache (jazyk slowanský) in zwey Ordnungen (mluwy), die ſüdöſtliche und die weſtliche; jene in drey Haupt-Dialekte (řeči), den ruſſiſchen, bulgariſchen und illyriſchen; dieſe in vier dergleichen, den polniſchen, böhmiſchen, lauſitziſchen und in den bereits ausgeſtorbenen an der Elbe (polabská). In dem ruſſiſchen Haupt-Dialekt werden drey Mundarten (nářeci) unterſchieden, die großruſſiſche, kleinruſſiſche und weißruſſiſche, — in dem bulgariſchen, und zwar nur hiſtoriſch, die kirchliche oder cyrilliſche und die neubulgariſche, — in dem illyriſchen drey, die ſerbiſche, die kroatiſche und die kärntiſche, — in dem lauſitziſchen zwey, die obere und niedere. Dieſe Mundarten ſtellen ſich in verſchiedenen Untermundarten (podřeči) dar, ſo z. B. die großruſſiſche als moskowiſche, nowogrodiſche, ſusdaliſche, überwolgaiſche, — die böhmiſche als eigentlich böhmiſch-mähriſche und als ungariſche. Und auch in jeder dieſer Untermundarten iſt wieder eine Anzahl von Sprecharten (rüznořeči) zu unterſcheiden.

Nun werden im Texte alle die 14 Haupt-Dialekte der Ordnung nach behandelt. Bey jedem werden zunächſt angegeben das Gebiet (pole) und die Grenzen innerhalb, auch wohl die Seelenzahl, von welcher er geſprochen wird, ſodann folgen die charakteriſtiſchen, grammaticalen und mitunter auch le-

Digitized by Google

riealen Merkmale, durch welche er ſich von andern unterſcheidet, wozu denn immer auch eines der ausgewählten Liedchen gehört, die als Mundart-Proben dem Büchlein angehängt ſind. Endlich iſt bey jedem die Rede von der in ihm und über ihn vorhandenen Literatur. Den Schluß des Büchleins macht, nach einer numeriſchen Zuſammenſtellung der verſchiedenen ſlawiſchen Völkerſchaften, ein alphabetiſches, auf die entſprechenden Quadrate der Karte verweiſendes Verzeichniß derjenigen auf dieſer blos in ſlawiſcher Form angegebenen Ortsnamen, welche bey Nichtſlawen, namentlich bey den Deutſchen, nicht unter derſelben, ſondern unter einer oft ſehr abweichenden Geſtalt bekannt ſind, mit Beyſetzung der letzteren, wie z. B. Biljäk Villach, Branibor Brandenburg, Břetislava Preßburg, Bydgošč Bromberg, Celjovec Klagenfurt, Čakovec Tſchakathurn, Dvorce Hof, Gradec Grätz, Cheb Eger, Kladsko Glatz, Klonska Klenze, Kološ Klauſenburg, Ljubljana Laibach, Mužakov Muſkau, Opava Troppau, Řeka Fiume, Videm Udine... Freylich bietet die Karte noch Namen genug, über welche ſich ein Deutſcher hier vergebens nach Auskunft umſieht.

So dienen ſich Text und Karte zu gegenſeitiger Erklärung. Auf dieſer heben ſich die Gebiete, worin Sprachen jener Klaſſe, welche Š. die nordiſche nennt, z. B. die türkiſche, madjariſche, finniſche herrſchen, durch rothen Farbenton ſcharf ab von der der indo-europäiſchen, unter welchen das der ſlawiſchen grün, das der deutſchen gelb, der italieniſchen, walachiſchen, griechiſchen, arbaneſiſchen in Nüancen von blau illuminirt iſt.

Das ganze bunte Feld erblickend ſtößt das Auge da und dort auf Punkte, die es überraſchen und auf den auskunftverſprechenden Text verweiſen. So die Wahrnehmung, daß ſich nicht blos von Theſſalonichi (Salun) am ägäiſchen Meere an bis Aktepol am ſchwarzen, Griechiſches mit Slawiſchem berührt, ſondern daß ſogar in zwey Strecken, die im Norden des Azowſchen Meeres zwiſchen Slawen und Tataren liegen, griechiſch geſprochen wird, nämlich im Mariopol'ſchen Kreiſe von etwa 3000 Griechen, welche eine Stadt und 24 Dörfer bewohnen, deren nördlichſte Bohatyr und Ulakly, die ſüdlichſten Urzow und Jalta heißen. Dieſe urſprünglich aus der Türkey ſtammenden Griechen waren früher in Taurien angeſiedelt und ſind im Jahre 1780 hieher verpflanzt worden, daher die Aehnlichkeit der im Texte Seite 146 ſämmtlich angegebenen Namen ihrer gegenwärtigen Wohnorte mit denen der katariſchen in Taurien.

Im Bezirk der Stadt Taganrog zum Theil an der Meeresküſte, findet man zehn kleine griechi- Anſiedelungen (Lakedemonawka, Fedorawka u. ſ. w.) mit etwa 1000 Bewohnern. Endlich blüht im Süden des tauriſchen Eilandes ſelbſt die griechiſche Colonie Balaklawa (das alte Palakion) von Anſiedlern bewohnt, die gleichfalls aus der Türkey gekommen ſind und von vielen Geographen irrig für Arnauten genommen werden.

Die Türkenwohnplätze auf griechiſchem, ſlawiſchem und arbaneſiſchem Sprachgebiete nehmen ſich aus wie Inſelchen, wie vorübergehende Lagerſtationen auf europäiſchem Boden. Inſeln bildet im walachiſchen Sprachgebiet das Madjariſche und Deutſche, während im zuſammenhangendern Theile des madjariſchen das Slawiſche ſeinerſeits nur in ſolchen vorkommt.

Von Süden her an das deutſche, madjariſche und walachiſche Sprachgebiet rührend, hängt der ſüdliche (illyriſche und bulgariſche) Slawenkörper am ſchwarzen Meere hin, beynahe zuſammen mit dem großen nordiſchen, der von der Wolga weſtlich ohne Unterbrechung bis ins Herz von Deutſchland an den Böhmerwald reicht. An dieſem Ende hat das Slawiſche einen iſolirten Vorpoſten in der Lauſitz, während es am entgegengeſetzten, jenſeits der Wolga mit vielen ſich fort und fort vergrößernden Eilanden ins Gebiet der Tataren, Kaukaſier u. dergl. greift.

Der Zahl nach ergeben ſich dem Verfaſſer:

Digitized by Google

A.	I.	1.	Großruſſen	35,314,000	
		2.	Kleinruſſen	13,144,000,	davon 2,774,000 in den öſterreichiſchen Staaten; 2,990,000 unirt-griechiſcher Confeſſion.
		3.	Weißruſſen	2,726,000,	davon 350,000 unirt-griech. Confeſſ.
	II.	4.	Bulgaren	3,587,000,	davon in Rußland 80,000, in Oeſterreich 7,000; griech. Confeſſ. 3,287,000, röm. Conf. 50,000; Mohammedaner 250,000.
	III.	5.	Serben oder Illyren	6,294,000,	davon in Rußl. 100,000, in Oeſterr. 2,594,000, in der Türkey 2,600,000; griechiſcher Confeſſion 2,880,000, röm. Confeſſion 1,864,000; Mohammedaner 550,000.
		6.	Kroaten	801,000.	
		7.	Kärntiſche Slowenen	1,151,000,	davon 13,000 evangeliſcher Confeſſion.
B.	I.	8.	Polen	9,365,000,	davon ruſſ. 4,912,000, öſterr. 2,341,000, preuß. 1,982,000, Krakau 130,000; römiſch. Confeſſ. 8,923,000, evangel. Confeſſ. 442,000.
	II.	9.	Böhmen und Mähren	4,414,000,	davon preuß. 44,000; evang. Conf. 144,000.
		10.	Slavonier	2,753,000,	davon evang. Confeſſ. 800,000.
	III.	11.	a) Oberlauſitzer	98,000,	davon preuß. 38,000; evang. Confeſſ. 88,000.
			b) Niederlauſitzer	44,000.	
			Geſammtzahl der Slawen	78,691,000,	davon ruſſiſch 53,502,000, öſterr. 16,791,000, türkiſch 6,100,000, preuß. 2,108,000, Krakau 130,000, ſächſiſch 60,000; griechiſch. Confeſſion 54,011,000, griech.-unirt 2,990,000, röm. Conf. 19,359,000, evangel. Confeſſ. 1,531,000; Mohammedaner 800,000.

Dieſer wohl nicht der wenigſt zahlreiche der drey großen europäiſchen Völkerſtämme hat mit keinem andern ſo ausgedehnte Berührungen, als mit dem der Mitte, dem germaniſchen. Somit hat Š. durch die genaue Angabe der Grenzen, in welchen ſich die verſchiedenen weſtſlawiſchen Dialekte am deutſchen Sprachgebiete fortziehen, zugleich ein weſentliches Stück zur deutſchen Sprachkarte geliefert. Einen weitern dankenswerthen Beytrag zu einer ſolchen hat er dadurch gegeben, daß er auch die älteren und neuern Anſiedlungen, die in allen Slawenländern, nur nicht in den der Pforte unterworfenen, von Deutſchen gegründet ſind, ſorgfältig aufzählt.

Wir glauben auf keine paſſendere Weiſe von dieſer ſlawiſchen auf die eingangs genannte deutſche Sprachkarte übergehen zu können, als indem wir dabey dieſe dem gelehrten Slawen näher gelegene und unter uns im Allgemeinen minder gekannte Partie der deutſchen Sporaden berühren.

Was nun erſtens die kaiſerlich-öſterreichiſchen Slawenländer und zunächſt Böhmen und Mähren betrifft, ſo finden ſich darin, abgeſehen von den Strichen, welche, mit deutſchem Lande zuſammenhangend, durchaus, und von andern, die in Miſchung mit Slawen von Deutſchen bewohnt ſind, fogende ganz von Slawen umwohnte Sprachinſeln.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Sprachkarte von Deutſchland.

Slovanský Zemèvid (Slawiſche Sprachkarte).

(Fortſetzung.)

Um Budweis an beyden Ufern der Moldau 21 (auf S. 141 namentlich angeführte) Ortſchaften, ſodann ein Bezirk, der ſich von Deutſchbrod über Iglau nach Mähren zieht, ein Bezirk um Zwittau, Müglitz, Trübau und Brieſau, kleinere um Brodek, Olmütz, Brünn und Komoran. In Galizien-Lodomirien finden ſich neunzig ſeit Joſeph II. (auf S. 143 mit Namen aufgezählte) deutſche Ortſchaften, von denen einige bey Hotitſch, andere bey Lemberg in Gruppen beyſammenliegen. In Krain iſt der Bezirk Gottſchee (Hočewje), in 8 Pfarreyen*) und ſieben Localien 21,000 Seelen enthaltend, von Deutſchen bewohnt, die im J. 1509 unter K. Maximilian, nach Andern (vergl. z. B. Frhr. v. Hormayr H. Luitpold S. 16) ſchon unter Karl IV. hier angeſiedelt worden, und als Hauſirer mit ſelbſt verfertigten Holzwaaren, mit Südfrüchten, Liqueurs, Oel und dergl. im ganzen Kaiſerſtaat bekannt ſind. — In einem Kärntiſchen Bezirk am Fluſſe „Běla“ giebt Š. ſechs deutſche Ortſchaften (Malberget, Trbiž, Kokowa, Rabel u. ſ. w.) an. Ein Dorf „Sorica“ am Fluſſe Sora in Krain, einſt deutſch, ſoll nachgerade ſlawiſch geworden ſeyn.

In Ungarn finden ſich außer den von Deutſchen bevölkerten Freyſtädten zahlreiche deutſche Colonien zweyerley Urſprungs, ältere unter Slawoniern, jüngere unter Madjaren, Serben und Walachen. So ein größerer Strich von Ortſchaften in der Zips, der ſich von Lublo bis Metzenſeiſ zieht. Andere (S. 120) ſind in verſchiedenen Comitaten zerſtreut. Beſonders anſehnlich iſt die Zahl von neuern unter Joſeph II. im ſogenannten Banat gegründeten Anſiedlungen. Eben ſo alterthümlich als zahl- und volkreich ſind die Wohnorte der Sachſen in Siebenbürgen. Im Ganzen ſchlägt Š. die Zahl der Deutſchen, die unter andern Völkern des Kaiſerſtaates wohnen, auf 3,725,000 (1,146,000 in Böhmen, 603,000 in Mähren, 93,000 in Galizien, 21,000 in Krain, 232,000 in Kärnten, 600,000 in Steiermark, 600,000 in Ungarn, 430,000 in Siebenbürgen) an, welche ihm mit den 2,750,000 Bewohnern der reindeutſchen Erbſtaaten für das ganze Reich die Zahl von 6,475,000 Deutſchen auswerfen.

Auf das ruſſiſche Reich und deſſen „osady německé“ kommend, unterſcheidet der gelehrte Slawe, deſſen německý nicht bloß deutſch, ſondern germaniſch überhaupt bedeutet, Anſiedlungen ſchwediſcher und Anſiedlungen eigentlich deutſcher Abkunft. Die Zahl der Schweden (hauptſächlich an der Küſte

*) Unter den auf S. 144 namhaft gemachten Pfarrorten heißt einer, in welchem neben der deutſchen auch die ſlawiſche Sprache üblich, Suchen. Dieſes Suchen wird wohl kaum dasjenige ſeyn, von welchem ſich Pfarrer nennt ein Ludolf (alias Petrus), der die Beſchreibung ſeiner in den Jahren 1336 — 1350 nach dem heiligen Lande gemachten Reiſe einem Biſchof von Paderborn, Baldwin von Steinford, gewidmet.

und in den Städten von Finnland, auf den Aland-Inſeln, auf Worms, Runa u. ſ. w.) beträgt an die 100,000. Weit anſehnlicher iſt die dee eigentlichen Deutſchen. Davon gegen 80,000, die ſeit dem XII. Jahrhundert haupſächlich den Adel und den Stadtbürgerſtand der drey Oſtſeeprovinzen (Eſthland, Liefland und Kurland) ausmachen. Als jüngere Anſiedler, ſeit 1763, 1783, 1803 u. ſ. f., ſind Deutſche über oiele Gouvernements des ruſſiſchen Reiches zerſtreut. So finden ſich im Petersburgiſchen die deutſchen Colonien Pella, Saratowka, Kipen, Neudorf und Neuhauſen, Friedrnthal, Lutzka, Frankfurt und Porchow, — im Černigow'ſchen Neudorf, Rondowiſe, Werbel ꝛc., — im Woroneſiſchen Ribendorf, im Saratow'ſchen auf beyden Seiten der Wolga ſeit 1763 einhundert und zwey deutſche, in 27 Pfarreyen und eilf Colonialbezirke eingetheilte, ſchon im Jahre 1826 bey 80,000 Seelen zählende Oetſchaften, deren theils deutſche, theils ruſſiſche Namen auf Seite 144 vorgetragen werden; — weiter ſüdlich am Einfluß der Sarpa in die Wolga die Beüder- oder Herrnhuter-Gemeinde Sarepta, — im Vorkaukaſiſchen an der Kuma die neuen Colonien Burgon-Madžar und Karas, — jenſeits des Kaukaſus in Gruſien: Marienfeld, Petershof, Alexandersdorf, Eliſabeththal, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf, — im Tawriſchen Gubernium auf dem Feſtlande fünf und ſechzig theils von Mennoniten, theils andern Deutſchen bewohnte Orte, worunter Halbſtatt, Priſchib, Blumenthal, Tiefenbrunn, Felſenthal, Altenau, Heidelberg, Karlsruhe u. A., ſodann auf der Halbinſel gegen zwölf, worunter Heilbronn, Kronenthal, Neuſaatz, Roſenthal, Terlitzenberg, Zirchthal, Friedenthal, Neu-ſudak, Otuz u. A. zuſammen mit ohngefähr 25,000 Seelen, — im Jekaterinoſlaw'ſchen Gubernium bey Nowomoſkew, Kronsgarten und Joſephsthal, bey Chortik ſechzehn Ortſchaften: Neuenburg, Kronweide, Roſenthal, Berwalde, Senwies, Neuendorf, Scharnhorſt, Neuoſterwitz, Einlage u. ſ. f., — im Cherſon'ſchen vierzig Anſiedlungen, worunter die beträchtlichſten bey Nikolajew: Speyer, Karlsruhe, Stuttgart, Worms, Rorbach, Steif, Landau, Karlsburg, Sulz, Katherinenthal u. ſ. w., dann in der Gegend von Odeſſa: Mannheim, Freudenthal, Luisdorf, Liebenthal, Petersthal, Joſephsthal, Majenthal, Neuburg, Franzfeld u. ſ. f. — endlich in Beſſarabien um Akkerman neunzehn, ſich mit bulgariſchen berührende Ortſchaften, worunter Namajuhin, Adelbajraktar, Džapmonhyt, Esewej, Schewkaj u. A. Die Bevölkerung dieſer deutſchen Colonien belief ſich i. J. 1842 auf 160,000 Seelen, welche mit ohngefähr 100,000 Deutſchen, die in den drey Hauptſtädten Petersburg, Moſkau und Warſchau, ſo wie in einigen kleineren Ortſchaften Rußlands und Polens wohnen, und mit obigen 100,000 Schweden die Zahl der Seelen germaniſchen Stammes, welche ſich im beſagten Jahre unter den 66,335,000 Bewohnern des ruſſiſchen Reiches befanden, auf etwa 440,000 anſchlagen laſſen.

Mit Betrachtungen, die eher betrübende als erfreuliche heißen müſſen, wenden wir uns weg von dieſen, wie Tropfen, die über kurz oder lang als das, was ſie ſind, verſchwimmen werden, übee das ganze große öſtliche Europa (von Amerika ſchweigen wir) unter Madjaren, Walachen, Slawen, Tſchuden und Tataeen ausgeſprengten Theilchen deutſchee Bevölkerung, ſo vielen Zeugen davon, daß das eigene große Heimatland ſeinen Söhnen oft nicht gewährte, was ſie gewiß am liebſten zunächſt von ihm empfangen hätten, zu dieſem ſelbſt.

Die Sprachkarte von Deutſchland läuft der erwähnten ſlawiſchen nicht völlig parallel. Dieſe umfaßt die ſlawiſchen Sprachen beyder Ordnungen, der ſüdöſtlichen wie der weſtlichen, jene hingegen von den germaniſchen Sprachen nur die, welche als eigentliche deutſche den ſkandinaviſchen gegenüber ſtehen. Das Seitenſtück der ſlawiſchen Sprachkarte müßte eine germaniſche ſeyn, die, wäre ſie wie jene, auf Europa beſchränkt, auch England und Schottland, die kleinen nördlichen Inſeln mit Island, ſodann Norwegen, Dänemark und einen großen Theil von Schweden und Finnland darzuſtellen hätte. Käme zu dieſen beyden, der ſlawiſchen und germaniſchen, noch eine romaniſche, welche, das ſüdweſtliche Europa und dazu ſogar einen großen Strich an der untern Donau umfaſſend, einen Ueberblick von nicht mindee merkwürdigen Verſchiedenheiten darbieten müßte, ſo ließe ſich ohngefähe das numeriſche und dynamiſche Verhältniß zwiſchen den drey Hauptſtämmen ermeſſen, welche im großen Bocan-

Digitized by Google

ſchreiten unſers Geſchlechtes als Führer gelten dürfen. Noch iſt vorherrſchend der Einfluß des hiſtoriſch älteſten Hauptſtammes auf die beyden andern, groß der des jüngern auf den jüngſten. Das Verhältniß kann im Laufe der Jahrhunderte ein umgekehrtes werden.

Die ſlawiſche Karte iſt von einem Mann ausgegangen, der einen Theil ſeines Lebens den umfaſſendſten Forſchungen über die früheſten Schickſale und Zuſtände aller Zweige ſeines Stammes gewidmet hat. Hiſtoriſche Fragen ſind es zunächſt geweſen, die ihn auf dieſe ethno-geographiſche Darſtellung geführt haben. So hat auch der Verf. der deutſchen Sprachkarte faſt ausſchließlich den hiſtoriſchen Geſichtspunkt im Auge gehabt, d. h. die Frage, ob ſich aus den gegenwärtigen Sprachverhältniſſen der Völker und namentlich aus der Verſchiedenheit der Mundarten des deutſchen Volkes, ſo weit dieſelben noch heutiges Tages räumlich abgegrenzt beſtehen, ein Schluß auf die urſprünglichen Stammverhältniſſe ziehen, oder doch mindeſtens ein Hülfsbeweis für Forſchungen über die Urgeſchichte Deutſchlands gewinnen laſſe.

Der Verf. eröffnet die erſte von den Sprachgrenzen nach Außen handelnde Abtheilung ſeines die Karte erläuternden Textes mit der Bemerkung, es dränge ſich bey der allgemeinen Betrachtung des auf dieſer Karte bezeichneten deutſchen Sprachgebietes zunächſt die beachtungswerthe Erſcheinung auf, daß daſſelbe, bis auf wenige Ausnahmen, mit den Grenzen von Deutſchland übereinſtimmt, wie uns die Römer dieſe ſchon vor beynahe 2000 Jahren angegeben haben. Dieß iſt, wenn man die Ausnahmen nach Süden und Oſten hin verlegt, im Allgemeinen nicht zu widerſprechen, denn die Vermuthung, daß ſchon unter den Römern, und ihnen botmäßig, bereits Germanen im Noricum und Vindelicien geſeſſen, giebt ſich bloß als was ſie ſeyn kann, und über den germaniſchen Bereich nach Oſten zu iſt aus Quellen jener Zeit ohnehin wenig Verläßiges zu ſchöpfen. Es kommen bey den hiſtoriſchen Schriftſtellern des Alterthums, auch wohl noch bey manchen, die Sprache derſelben gebrauchenden der Mittelzeit gewiſſe Ausdrücke vor, welche ſich, wollte man ſie in buchſtäblichem Sinne nehmen, mit dem, was wir aus jüngerer Geſchichte, und ſelbſt aus der von America, an ähnlichen Vorgängen kennen, nicht gut in Uebereinſtimmung bringen laſſen. Sie ſind darum wohl blos als Redensarten, und das Niedermetzeln, das Vernichten ganzer Stämme, das Entvölkern ganzer Länder blos ſo zu nehmen, wie man dieſes wohl zu jeder Zeit in der Regel allein gekonnt und gewollt haben mag. Sich den Gegner zum nützenden arbeitenden Knecht, däuchte den Stärkern gewiß in den meiſten Fällen klüger, als ihn zur Leiche zu machen. Darum mag der Erfolg der meiſten, zwiſchen ſich mehr oder minder urverwandten Stämmen und Völkern für immer entſchiedenen Kämpfe in Miſchungen beſtanden haben, deren in Zahl oder in Geltung ſchwächerer Beſtandtheil im Laufe der Zeiten Sitte und Sprache des ſtärkern annahm.

Und ſo mögen ſeit dem Beginn der großen europäiſchen Bewegung die wenigſten der Völker noch ungemiſchte geweſen ſeyn, und manches kann, je nach dem Punkte, auf den es mit ſeiner innern Aſſimilirung gediehen war, zu irgend einer Zeit als keltiſches, zu einer andern als germaniſches oder auch als ſarmatiſches genommen worden ſeyn. Auch iſt auf das Urtheil der Alten über barbariſche Sprachen und Nationalitäten ſchwerlich viel mehr als auf das mancher eben ſo ſelbſtzufriedenen Neuern zu bauen. Bey dieſen und ähnlichen Anſichten können wir ſo wenig große Hoffnung nähren als beſonders Gewicht darauf legen, daß die ſpätern Erſcheinungen mit jenen älteſten zerſtreuten Angaben in völligen Einklang geſetzt werden.

Beſſern Halt gewähren die Nachrichten ſpäterer Jahrhunderte; und während die Kelten, Rhäten u. ſ. w. gegen Weſt und Süd in Römer oder Lateiner aufgegangen, ſind die Hauptnachbarn in Oſten wohl geblieben, was ſie jederzeit geweſen, Veneti, Wenden, Slawen. Erſcheinen die Germanen, ohne Zweifel von Stärkern aus einem mildern Himmelsſtriche verdrängt, ſeit ihrem erſten Eintritt in unſre Geſchichte als Wanderer, die wieder einen minder winterlichen Himmel ſuchen, und erzwingen ſie ſich endlich theilweiſe ihr Naturrecht an dem wohnlichern Gottesboden von Thracien, Italien, Gallien, Spanien, Afrika, ſo rücken ihnen jene Nachbarn von

Digitized by Google

Oſten auf dem Fuße nach und im VIII. Jahrhundert iſt beynahe die Hälfte eines früher germaniſchen Gebietes von Slawen beſetzt. Mit Recht hat der Verf. auf ſeiner Karte die Linie angedeutet, die in jener Zeit vom Kieler Meerbuſen faſt gerade ſüdwärts bis zur Donau Germaniſches von Slawiſchem geſchieden hat. Wenn auf der vorhin beſprochenen Karte der jetzigen Slawenwelt dieſe bedeutſame Linie nicht erſichtlich iſt, ſo wird ſie es ohne Zweifel mit noch manchen andern deſto beſtimmter auf jener ſeyn, welche Š. ſeinem Werke „Slawiſche Alterthümer“ beyzugeben verſprochen hat. Seit dem VIII. Jahrhundert hat der Reſt jener deutſchen Wanderluſt, da Weſt und Süd verſperrt war, unter andern Verhältniſſen, ſeine Richtung wieder rückwärts gegen Oſten genommen, und auf dem größten Theile jenes ſlawiſch gewordenen Gebietes herrſcht jetzt deutſche Sprache. Daß dieſe im Grunde nie daraus verſchwunden und nur eine Zeit lang der ſlawiſchen untergeordnet geweſen, wie der Verf. ſehr annehmbar macht, dürfte dennoch in einigen Zweifel gezogen werden, wenn ſich zu der Thatſache, daß ſich in den alſo ſlawiſch gewordenen Gebieten auf den Bergen früheres Deutſch erhalten, etwa auch das Gegentheil aufbringen ließe.

Vergleichen wir die gegenwärtigen Abgrenzungen des Deutſchen gegen das Slawiſche, wie ſie ſich auf der einen wie auf der andern Karte und in den beyderſeitigen Texten darſtellen, ſo finden wir ſie in allem Weſentlichen übereinſtimmend. Im Einzelnen fällt auf, daß Thorn, der von den Polen mit gerechter Eiferſucht für ihre Nationalität in Anſpruch genommene Geburtsort des großen Aſtronomen, auf der Karte des Slawen dem deutſchen, auf der des Deutſchen dem ſlawiſchen Sprachgebiete zugewieſen iſt. Sodann iſt der ſchon oben erwähnte deutſche Bezirk bey Olmütz auf Bernhardi's Karte als über die Sudeten mit Deutſch-Schleſien zuſammenhängend, von Š. aber als von demſelben durch ſlawiſche und alſo Bergbevölkerung getrennt angegeben. Den kleinern deutſchen Sprachinſeln im madjariſchen, walachiſchen, und dann im ſlawiſchen Sprachgebiet überhaupt iſt in Š's. Karte, worin dazu auch beſſerer Platz war, genauere Rechnung getragen, jedoch hat B. die eine der kleinern Nebenkarten ſeines Blattes den vier iſolirten deutſchen Diſtricten Siebenbürgens gewidmet.

Die kleinſte Strecke nimmt die Grenze gegen das italieniſche Sprachgebiet ein. Sie läuft von Pontafel, wo ſich Deutſch, Italieniſch und Slawiſch berühren, in den Alpen fort bis an den ſüdlichen Fuß des Monteroſa, wo Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch zuſammenſtoßen. Durch die Gletſcher dieſes Alpenrieſen vom Wallis getrennt können gewiſſermaßen auch die erſt durch Albert Schott näher bekannt gewordenen acht deutſchen Gemeinden Savojens als Sprachinſeln betrachtet werden. Eine andere, durch Bündtneriſch-Romaniſches und Italieniſches eingeſchloſſene findet ſich zwiſchen Vorder- und Hinter-Rhein am Splügen, eine dritte und vierte, in den VII und XIII ſogenannten cimbriſchen Gemeinden, auf den Alpen von Vicenza und Verona. Dieſe letztern ſind auf dem andern der beyden Bernhardiſchen Nebenkärtchen beſonders dargeſtellt *).

(Schluß folgt.)

*) Die von Joh. Coſta in den Schriften (Saggi) der Academie zu Padua 1794 III. Th. S. 195 als dergleichen Inſeln angegebenen Pfaregemeinden Sauria (Sauris, Saoris) und Sapata (Pladen) in den oberſten Nebenthälern der Piave und des Tagliamento hangen wohl nie deutſchen Parcellen im windiſchen Gallthal zuſammen.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Sprachkarte von Deutſchland.

Slovanský Zeměvid (Slawiſche Sprachkarte).

(Schluß.)

Die in manchem Betracht merkwürdigſte iſt wohl die Grenze gegen das franzöſiſche Sprachgebiet, die, am Monteroſa ausgehend, überall mehr oder minder entfernt vom Rheine fortlaufend, bey Gravelingen die Nordſee erreicht. Sie zieht ſich über einen an Geſchichte reichen Schauplatz hin, und, obwohl von den Politikern ſeit lange unter die völlig gleichgültigen Dinge gerechnet, hat ſie für Andere, denen auch der Menſch als Menſch etwas iſt, noch immer nicht ihre nachhaltige Bedeutung verloren. An ſolchen Grenzſtrichen zeigt ſich recht auffallend, welch eine tief greifende Eigenthümlichkeit es um irgend eine ererbte Sprache iſt. Oertlich, ja oft ſchon bloß häuslich abgeſchloſſenes Zuſammenleben vermag dieſer Eigenthümlichkeit einen Schutz zu gewähren, an welchem ſich auch die mächtigſten Einflüſſe länger brechen, als es hie und da in der Berechnung der Staatskunſt zu liegen ſcheint. Möge weder Obrigkeit, noch Schule, noch ſelbſt der Beichtſtuhl von einer andern als einer gebotenen Sprache wiſſen wollen, dennoch ſetzt ſich am häuslichen Heerde, auf dem Spielplatz der Kinder, kurz überall, wo man ſich ſo recht eigentlich bey ſich daheim fühlt, luſtig hier Deutſches, dort Slawiſches fort. Und dieſes Deutſche oder dieſes Slawiſche iſt es, was die Grenzen beſtimmt, die hier gemeint ſind, Grenzen, um welche ſich die bisher übliche Statiſtik noch nicht ſonderlich bekümmert hat. Am ſicherſten könnten ſie ohne Zweifel auf dem Wege der Verwaltung, und zwar noch beſſer auf dem der kirchlichen als dem der weltlichen, ermittelt werden, denn ihr wäre es ein Leichtes, alles, was ſeines Orts im Einzelnen nicht unbekannt ſeyn kann und darf, in überſichtliche Zuſammenſtellungen zu bringen.

Um ſo größere Anerkennung verdient der Einzelne, der wie unſer Verf., in ſeiner Liebe zur Sache einen Beruf gefunden, eine Aufgabe, die ihrer Natur nach, nur durch vereinte Bemühungen Vieler zu Stande gebracht werden kann, vorläufig wenigſtens abzuſtecken. Und wie bereits in den erſten Monaten nach Erſcheinung dieſer Sprachkarte in einem öffentlichen Blatte (Allg. Zeitung v. 1843 Nr. 363, v. 1844 Nr. 6.) von Ortskundigen berichtigende Notizen über die Grenzen gegen das Franzöſiſche mitgetheilt worden, ſo können fortgeſetzte Mittheilungen der Art nach und nach eine ganz genaue äußere Circumſcription des geſammten deutſchen Sprachkörpers herſtellen.

Dieſes iſt übrigens der minder ſchwierige Theil der Aufgabe. Die Grenzen gegen das Nichtdeutſche ſind überall und von jederman leichter zu erkennen, als die Linien, an denen im Innern ſelbſt die verſchiedenen Mundarten auseinander treten. Dieſen nun, oder der Abgrenzung der verſchiedenen deutſchen Mundarten unter ſich, iſt der zweyte Theil des Textes gewidmet.

Der Verf. hat redlich geleiſtet, was bey dem gegenwärtigen Stand dialektographiſcher Vorarbeiten zu leiſten irgend möglich geweſen, er hat die allge-

Digitized by Google

meinen Umriſſe angegeben, in denen ſich die lebenden drey Hauptäſte germaniſcher Zunge, der niederdeutſche, und einerſeits der hochdeutſche, andrerſeits der nordiſche oder ſkandinaviſche darſtellen; letzterer iſt indeſſen, da die Größe und eigenthümliche Lage ſeines Gebietes auf der Karte Anderes nicht geſtattet hat, nur mit ſeinen anſtoßenden Theilen aufgenommen, ſo daß ſich die Darſtellung auf das eigentlich Deutſche, das niedere und das hohe, beſchränkt.

Die Grenze zwiſchen dieſen beyden Aeſten ſieht man an Aachen, Düſſeldorf, Bonn, Caſſel, Wittenberg nördlich vorbey, nächſt Kroſſen zur Oder gezogen. Mit einem eigenen Intereſſe wird in dieſen Tagen nicht bloß unter Sprachforſchern die Abgrenzung des einen dieſer beyden Aeſte mit dem dritten in Schleswig beſprochen. Eine Verhandlung der Art kann erfreuen, als Zeichen, daß unter politiſche Rückſichten endlich auch die auf die Sprache aufgenommen werden will, während ſie von einer andern Seite den Beweis liefert, daß germaniſche Stämme nicht weniger ſcharf und bitter als ſlawiſche und romaniſche ihre Special-Nationalitäten einander entgegen ſtellen, und daß von einem reſp. Pangermanen-, Panſlaven- und Panromanenthum zur Zeit noch ſo wenig zu fürchten als zu hoffen iſt.

Auf dem Gebiet der unter ſich ohne Zweifel bedeutend abweichenden niederdeutſchen Mundarten hat der Verf. nur eine, die niederländiſche (flämiſch-holländiſche) durch ihre beſondern Grenzen ausgezeichnet, da ihm die zur Zeit noch ſehr lückenhaften Angaben über die übrigen nicht Anhalt genug zu bieten geſchienen. Während er im Texte alle dergleichen Angaben aufführt, und überall auf die Punkte hinweist, über welche nähere Forſchung nothwendig iſt, hat er auf der Karte ſelbſt vor der Hand mit Recht nur das Verläßigſte, wenn auch das Allgemeinſte, angegeben.

Die hochdeutſchen Mundarten werden durch eine Linie in mitteldeutſche und oberdeutſche, die letztern ſelbſt aber in eine oberrheiniſche, eine weſtlechiſche und eine oſtlechiſche eingetheilt. Während ſich hier im Süden drey, für jedes Ohr deutlich verſchiedene größere Partien bemerklich machen, deren jede freylich wieder genug der Einzelfarben darbietet, ſcheinen ſich nordwärts die vielen Einzelfarben weniger leicht in ähnliche große Complexe zuſammen faſſen zu laſſen.

So bleibt denn für das Innere dieſer Karte allerdings noch ſehr Vieles einzutragen. Aber ſie giebt ſich eben auch nur als einen Verſuch, als einen allgemeinſten Rahmen für etwas, das erſt entſtehen ſoll und nur unter geſammter Hand entſtehen kann. Sie iſt die Einladungskarte, die da an Alle ergeht, denen es mit Deutſchlands Einheit wirklich Ernſt iſt, beyzutragen zum Bau eines Domes, der ein lehrreiches Bild jenes vielgegliederten geiſtigen ſeyn ſoll, welcher mehr als alles Andere, wenn auch oft verkannt, durch Jahrtauſende der Träger jener Einheit geweſen iſt und, ſo der Himmel will, es fürder ſeyn wird.

Welcher Art ſollen nun die Beyträge ſeyn? Eine allgemeine Karte wird wirklichen bedeutſamen Inhalt nur aus möglichſt vielen ſpeciellen zu erheben vermögen *). Aber jede Karte ſelber kann nur das Ergebniß von ſchriftlichen Arbeiten ſeyn, in welchen entweder a) wirkliche mundartiſche Texte vorgeführt, oder b) die grammatiſchen und Ausſprach-Eigenheiten beſprochen, oder c) außerdem noch der eigenthümliche Wörtervorrath einer oder mehrerer Mundarten geſammelt iſt. Erſt im Zuſammenhalt mit ſolchen Vorlagen gewinnt die Mappirung der blos örtlichen Verhältniſſe Bedeutung und Leben. Noch iſt uns kein Buch oder doch Büchlein bekannt, in welchem, mit Bezug auf Deutſchland, über alles, was in einer jener drey Rückſichten, namentlich auch der erſten und zweyten, bereits gedruckt vorhanden und größtentheils in Zeitſchriften und fliegenden Blättern zerſtreut iſt, Rechenſchaft zu finden wäre, ein Büchlein, deſſen ſich doch bereits ſeit 1839 unſre Verwandten in England zu erfreuen haben **). Sicher iſt die Zahl auch der

*) Bereits konnte ſich unſer Verf. (S. 13, 99, 113) auf dergleichen Special-Sprachkarten berufen. Zu dieſen kommt, was die Abgrenzung gegen das Slawiſche betriffe, die jüngſthin den Volksliedern der Lauſitz beygegebene.

**) In John Russell Smith's Bibliographical list of the works that have been published towards illustrating the provincial dialects of England.

in Deutſchland erſchienenen Arbeiten der Art keine geringere. Aber nur die von größerm Umfang erhalten ſich im Bewußtſeyn des Publicums, während kleinere ſich ſpurlos verlieren und oft bald nicht mehr innerhalb ihres örtlichen Bereiches aufzutreiben ſind. Noch wird Weniges von Namen wie Uſteri, Hebel, Sailer, Waitzmann, Grübel, v. Kobell, Lindermayr, Caſtelli, Stelzhamer, Seidl—, Stalder, Tobler, Chriſtoph Schmid, Höfer u. A. über ihre eigentliche Heimat hinaus getragen. Am leichteſten und weiteſten haben ſich Sammlungen von Proben aller, oder doch möglichſt vieler Mundarten verbreitet, wie wir deren zwey dem weiland raſtloſen Radlof zu verdanken haben, und gegenwärtig in D. Firmenich's Werke „Germaniens Völkerſtimmen“ eine dritte begonnen ſehen, die, nach dem bereits Vorliegenden zu urtheilen, ſowohl was Umfang und Auswahl als die Behandlung betrifft, kaum etwas wird zu wünſchen übrig laſſen. Aber, während einestheils mundartiſche durch Form oder Gehalt anſprechende Texte, anderntheils förmliche ſogenannte Idiotica immerdar einigen Weg machen, findet ſich für Arbeiten mehr grammatiſcher Art, auf die es doch vorzugsweiſe ankäme, allenthalben nur wenig Gemüth und Dank, auch wenn ſie in der ſo geiſtreichen als gründlichen Weiſe eines Moritz Rapp durchgeführt ſind. Was in dieſes Forſchers „Phyſiologie der Sprache“ beſonders S. 266 ff. des dritten Bandes, und § 142 ff. des vierten über die deutſchen Mundarten, ihr Charakteriſtiſches und die Eintheilung derſelben geſagt iſt, wird bey Aufgaben, wie die obſchwebende, nimmermehr unberückſichtigt bleiben dürfen. Ein ſolches Zurückgehen einmal auf die Elemente der Ausſprache als phyſiologiſchen Theil aller Sprache überhaupt, dann insbeſondere auf die Grundzüge, in welchen die Familieneinheit aller, der alten wie der neuen, germaniſchen Dialekte ausgeprägt iſt, wird unvermeidlich ſeyn, wenn ſich die wirre Maſſe der Erſcheinungen in deutliche Reihen auseinander legen ſoll. Wenig iſt abgethan durch den Ausſpruch, dieß ſey z. B. ſchwäbiſch, jenes bayriſch; es muß erſt ausgemacht ſeyn, welches die charakteriſtiſchen Merkmale ſeyen, die, zuſammengenommen, zu dieſer oder jener Benennung berechtigen. Dieſe Grundmerkmale, mitunter ſich gleich ſtehend an Bedeutſamkeit, können in verſchiedenen Richtungen, ſelbſt unter Dialekte, die örtlich weit auseinander liegen, vertheilt ſeyn, ſich Nahes trennen, Entferntes vereinen.

Uns ſcheint demnach, es müſſe vor Allem ausgegangen werden auf die Conſtatirung dieſer Grundmerkmale, wie ſie ſich aus der Beachtung ſämmtlicher Dialekte, ſo weit ſie vorläufig ſtatt haben kann, ergeben mögen, auf eine Art Inſtruction, in welcher dieſe Grundmeekmale, etwa nach Nummern gereiht, jedem Theilnehmer an dieſer Dialekt-Conſcription zu Handen kommen könnte. In der Reihe dieſer Grundmerkmale möchte den Eigenthümlichkeiten, die ſich auf das am erſten in jedes Gehör fallende, nämlich auf die Vocalverhältniſſe beziehen, vor denen, die das Conſonantſyſtem betreffen (obgleich dieſe ihrerſeits den großen Unterſchied zwiſchen Hochdeutſch und zwiſchen Niederdeutſch und Nordiſch begründen), der Vorrang zu geben ſeyn.

Eine wichtige, vielleicht die wichtigſte Sache bey dem ganzen Unternehmen iſt die Vereinbarung über eine gleichförmige Art und Weiſe, die dialektiſche Ausſprache zu bezeichnen, oder (wenn erlaubt iſt, einen hiefür ungewöhnlichen aber bequemen Ausdruck zu gebrauchen) die Buchſtabirung.

Wer Dialektiſches blos für ſeine Dialektgenoſſen ſchreibt, hat den Vortheil, ihnen zutrauen zu dürfen, daß ſie es, auch wenn es nach der Weiſe der gewöhnlichen Schriftſprache buchſtabirt iſt, in die eigenthümlichen Laute werden umſetzen können. So haben es wohl alle jene Schriftſteller früherer Jahrhunderte gehalten, von denen man vermuthen darf, daß ſie zunächſt ihre ſpeciellen Landsleute im Auge gehabt. Schwerlich wird man annehmen, daß ſich der große Unterſchied, der in dieſer Hinſicht zwiſchen dem Schuhmacher Hans Sachs und dem Klempner Grübel liegt, erſt in der Zwiſchenzeit in der Sprache Nürnbergs ſelbſt gebildet habe. Dieſer Umſtand iſt in ſo ferne zu bedauern, als er uns arm hat werden laſſen an ſchriftlichen Nachweiſen über die Phaſen, welche die wirkliche Ausſprache in den verſchiedenen Landſtrichen durch die Jahrhunderte herab durchlaufen hat. Je weiter zurück ein deutſches Sprachdenkmal reicht, ſo unſicherer läßt ſich, z. B. unter hochdeutſch geſchriebenen, beſtimmen, ob es im Weſten oder im Oſten verfaßt ſey. Wie

Digitized by Google

ſchön ließe ſich, wäre dieß anders, auf ſolch verläßiger Spur über die Jahrhunderte etwa von den Oeſterreichern, Schweizern zurückkommen auf die Baiuwaren, auf die Burgunden oder Alamannen! Es war früherhin kein Anlaß und kein Bedürfniß da, dem Gegenſatz zwiſchen feſtgeſtellter Schreibſprache und örtlicher Ausſprechweiſe eine Bedeutung beyzulegen. Jetzt aber ſind wir freylich veranlaßt, da wir einmal nicht ohne derley hiſtoriſche Anknüpfungen bleiben wollen, als zu einem letzten Behelfe, zu jenem weiland verachteten Gegenſatz zu greifen.

Mögen wir auch die Grundmerkmale oft wunderlich durcheinander laufend finden, ſo werden ſich neben dieſen Wirkungen ehemaliger in der Geſchichte vielleicht gar nicht oder nur unvollkommen angedeuteter Miſchungen und Verpflanzungen doch auch manche beſtimmtere größere Partien herausſtellen. Wir werden aber am ſicherſten gehen, wenn wir weniger von unſern gelehrten Vermuthungen und Deſiderien, als von den baren Erſcheinungen uns leiten laſſen. Dieſe laufen am Ende auf den Buchſtaben hinaus, und dieſer Buchſtabe, der mit Geiſte erfaßt, hier nicht tödten, ſondern gerade beleben ſoll, erhält ſolcher Geſtalt eine ihm eigene Wichtigkeit.

Auf welchem Wege ſoll nun in einer bisher jederman ſo völlig frey geſtandenen Sache, wie die Methode, die Ausſprache der Dialekte durch Buchſtaben darzuſtellen, wenigſtens zu dieſem mehr gelehrten Behufe, eine ſie alle umfaſſende Einheit erzielt werden? Wenn in irgend einer Aufgabe, ſo wird es in dieſer das Beſſere nur ſchwer zu einem Guten kommen laſſen. Hier müßte eine Autorität vermitteln.

Sind unter den verſchiedenen bisher erſchienenen dialectographiſchen Werken einige, in welchen ſich, mit möglichſter Sichtbarhaltung der allen Dialekten zu Grunde liegenden Geſammtſprache, wenigſtens die unterſcheidendſten Eigenthümlichkeiten nicht blos *einer* Mundart ohne andere Zeichen als ſolche, die in jeder beſſern Buchdruckerey vorräthig ſind, dargeſtellt finden, ſo wäre es die Methode eines dieſer Werke, welche, um eine ſchon bedeutende Verwirrung nicht fort und fort wachſen zu laſſen, unſers Bedünkens als vorläufige Veeeinbarungsnorm müßte angenommen werden.

Wir können übrigens dieſe Anzeige nicht ſchließen, ohne unſre Leſer auf die Vorſchlage aufmerkſam zu machen, mit welchen der Verf. (churheſſiſcher Bibliothekar zu Caſſel) ſeinerſeits das zeitgemaße Werk dem deutſchen Publicum übergiebt. Es ſind folgende:

1) Die geſammten Geſchichtsvereine Deutſchlands ſollten die Ausarbeitung eines Sprachatlaſſes von ganz Deutſchland in Gemeinſchaft übernehmen und einen jeden Bezirk, welcher als die Heimat einer eigenthümlichen Mundart betrachtet werden kann, vorläufig ſo genau als thunlich abgrenzen.

2) Für jedes auf dieſe Weiſe gefundene Sprachgebiet wäre wo möglich ein eingeborner Sprachkundiger zu gewinnen, dem ſeine Verhältniſſe geſtatten, dieſen Landſtrich Dorf für Dorf ſprachlich zu erkunden.

3) Jeder Geſchichtsverein hätte außerdem eines ſeiner Mitglieder mit den einſchlagenden hiſtoriſchen Forſchungen zu beauftragen und in Gemeinſchaft mit den Sprachkundigen des Vereingebietes die zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles erforderlichen Maßregeln zu verabreden.

4) Im Jahre . . . . müßte mindeſtens Ein Mitglied von jedem Vereine ſich bey der demnächſtigen Verſammlung der deutſchen Sprachforſcher einfinden, um ſich über die zu befolgenden Grundſätze, namentlich in Beziehung auf die *Lautbezeichnung* und die zu wählenden Benennungen zu vereinbaren.

5) Unterdeſſen wäre in jeder Vereinszeitſchrift eine möglichſt vollſtändige Literatur über die Mundarten der betreffenden Landestheile zu liefern. Sollte es jedoch angemeſſener erſcheinen, ſämmtliche Forſchungen dieſer Art in Eine Zeitſchrift zu vereinigen, ſo iſt der Verf. auch erbötig, die Beſorgung dieſes Geſchäfts vorläufig zu übernehmen, und bittet in dieſem Falle nur um baldige Zuſendung entſprechender Mittheilungen.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philologiſch-Philoſophiſche Claſſe.

In der Sitzung der philologiſch-philoſophiſchen Claſſe am 3. Febr. hielt

1. Herr Dr. Sulpiz Boiſſerée, ordentliches Mitglied, einen Vortrag über die älteſte chriſtliche Skulptur und die Gegenſtände derſelben, mit beſonderer Rückſicht auf die Bildwerke an Marmorſärgen, welche aus dem 3. bis zum 6. Jahrhundert in Italien und im ſüdlichen Frankreich ſich erhalten haben.

   Dieſe Abhandlung gehört zu einem größeren Ganzen von Unterſuchungen über die chriſtliche Kunſtgeſchichte, womit der Verfaſſer ſich beſchäftigt.

2. Herr Rector J. v. G. Fröhlich, ordentliches Mitglied, machte folgende Mittheilungen über einen alten Autor von den rhetoriſchen Figuren.

Seit einiger Zeit mit den römiſchen Schriftſtellern beſchäftigt, welche die Lehre von den rednerischen Figuren in eigenen Schriften behandelt haben, namentlich mit Rutilius Lupus und Aquila Romanus, hat Ref. zuletzt auch das Schriftchen in den Kreis ſeiner Studien gezogen, welches von dem franzöſiſchen Gelehrten Hrn. Jules Quicherat in einer Handſchrift der k. Bibliothek zu Paris gefunden und in der „Bibliothèque de l'école des chartes“ (Tom. I. 1839 — 40 pag. 51 — 78), mit Einleitung, Anmerkungen ꝛc. verſehen, zuerſt öffentlich bekannt gemacht worden iſt.

Das Schriftchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach Werk eines alten, wiewohl bey dem Stillſchweigen der Handſchrift dem Namen nach uns unbekannten Römers noch aus der Zeit vor Chr. Geb. (circ. 735 u. c.), fand zumal bey der Eigenthümlichkeit ſeiner Form, nach der es, als eine in heroiſchen Hexametern verfaßte kurze Figurenlehre, einzig in ſeiner Art iſt, bald nach ſeiner Bekanntwerdung (in der erwähnten Bibliothèque de l'école des chartes) auch in Deutſchland freundliche Aufnahme und weitere Bearbeitung durch Hrn. Sauppe in ſeiner Epistola critica ad Godofr. Hermannum *), Hrn. Schneidewin in der Schrift: „Incerti auctoris de figuris vel schematibus versus heroici. Ed. in Germ. principem cur. F. G. Schneidewin“ **), und endlich Hrn. Ahrens in ſeiner krit. Anzeige der erwähnten zwey Schriften in der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft u. ſ. w. Jahrg. 1843. Nro. 20 — 22.

So viel nun aber auch an dem von der Handſchrift großen Theils in verdorbener Geſtalt überlie-

*) Am Ende datirt: Turici a. d. XI. Kal. mart. a. MDCCCXLI.

**) Nach der Einleitung datirt: Gottingae die XVIII. mensis Martii (MDCCCXLI).

ſerten Texte dieſer alten Figurenlehre zuerſt Quicherat, dann die drey genannten deutſchen Bearbeiter ſchon zu berichtigen geſucht und an nicht wenigen Stellen wirklich berichtiget haben, ſo iſt doch in dieſen Bearbeitungen des Textes, nach des oben genannten Referenten Urtheile, noch ſo viel theils unſicheres theils offenbar unrichtiges zurück geblieben oder darein aufgenommen worden, daß eine nochmalige Ueberarbeitung des Ganzen keineswegs als eine überflüſſige Arbeit zu betrachten ſeyn dürfte.

Eine ſolche Ueberarbeitung des neu gefundenen Textes hat Ref. in der Abſicht unternommen, die Figurenlehre des ungenannten Verfaſſers dereinſt, wenn es ſich fügen wird, in Verbindung mit dem, wie er hofft, ebenfalls verbeſſerten Texte des Rutilius und Aquila öffentlich bekannt zu machen. Vor der Hand wollte er nur einige Stellen aus dieſer neuen Bearbeitung der verſificirten Figurenlehre, gleichſam als Probſtücke ſeiner Behandlungsweiſe, vorgelegt haben. **Beyſpielsweiſe** mögen hier, ohne weitläufige Auseinanderſetzung des Einzelnen, folgende Stellen bloß ihren Endreſultaten nach angeführt werden.

Vers 6 ff. würde Ref., mit kleiner und dennoch nicht unbedeutender Abweichung von den zeitherigen Bearbeitern, ſo ſchreiben:

Membra ea sunt, quae cola vocant: ea circuitum explent.
„*Nam qui eadem vult ac non vult*“ — membrum facit unum;
Huic adiunge sequens: „*is demum est firmus amicus.*“

V. 12 ff., welche von der griechiſch *Ἀνάκλασις* genannten Figur handeln, ſind ohne Zweifel zu ſchreiben:

Est *reflexio*, cum contra reflectimu' dicta.
„*Non exspecto tuam mortem, pater, inquit; at ille,*
Immo, ait, exspectes oro, neve interimas me.“

Vers 44 ff. würde Ref. vorſchlagen:

Est *brevitas*, carptim paucis cum dicimu' multa.
„*Mentem contempla; nam consilio valuit, fors*
Decepit; si peccat, homo est; concede, fatetur.“

Vers 68 ff. ſind wohl ſo zu berichtigen:

Fit *concessio*, cum quidvis concedimus optet.
„*Hisce uti vel non potuit, vel noluit. Ut vis,*
Pone, tibi permitto; tamen non debuit uti.“

Vers 77 ff. werden in voller Ordnung erſt dann ſeyn, wenn man ſchreibt:

Exclamatio ea est, quam ut motus reddo repente.
„*At postquam victum video me — Tu improba et amens,*
Fortuna, es, quod sublimas mox ipsa premenda.

Vers 124 ff., welche die Figur *Παρόμοιον*, von unſerm Auctor **Adsimile** genannt, behandeln, würde Ref., weit abweichend von den Andern, ſo herzuſtellen verſuchen:

Adsimile est, cum agnomento simile hoc facio illi.
„*Nam plebeius homo ferme fit libera in urbe*
Regulus, et puncto regnat suffragioloque *).

Vers 129 ff. müſſen, mit Hinwegräumung zweyer Fehler, welche die zeitherigen Bearbeiter unbeachtet gelaſſen haben, dahin corrigirt werden:

Conciliatio fit, diversa ubi conciliamus.
„*Prodigus est et avarus idem; nam nescit uterque*
Uti opibus; peccant ambo, res dedecet ambo.“

Vers 151 ff., welche den andern Bearbeitern viel Schwierigkeit gemacht zu haben ſcheinen, glaubt

---

*) Das **neue Wort** suffragiolo hat vor **uns** ſchon Hr. Ahrens vorgeſchlagen, übrigens **das Ganze** unſers Erachtens nicht glücklich behandelt.

Digitized by Google

Ref. durch folgende kleine Aenderungen vollkommen richtig herzuſtellen:

Fit *praeoccursio*, si reddas prin' posteriori.
„*Ut pluvias cernis nolle istos, sic cupere illos:*
Artrantes cupiunt imbrem, noluntque viantes.“

Ueber **artrare**, eine Art von **Pflügen** (arare), ſehe man **Plinius** Hist. natural. XVIII. 20, 49.

Doch genug, die wenigen Beyſpiele werden hinreichen darzuthun, wie Ref. das mangelhafte Original anders als Andere in's Reine zu bringen verſucht habe.

In der Sitzung am 4. März d. Js. las Herr Domcapitular Dr. **Windiſchmann**, ordentl. Mitglied, nachſtehende Abhandlung **über ein indiſches philoſophiſches Geſpräch.**

In der an ſeltenen Druckwerken und Handſchriften aus der Sanskrit-Literatur reichen und mit gelehrter Eleganz ſorgſam gewählten Bibliothek A. W. von Schlegel's zu Bonn befindet ſich die Handſchrift eines kleinen Sanskritwerkes über die verſchiedenen philoſophiſchen und religiöſen Schulen Indiens in Geſprächsform, deſſen Kenntniß der Unterzeichnete der gütigen Mittheilung ſeines verehrten Lehrers verdankt, der ihm geſtattete, eine Abſchrift davon zu nehmen. Die Handſchrift ſelbſt iſt in dem Format der indiſchen Codices, nur bedeutend kleiner als gewöhnlich, auf geglättetem Papier mit zierlicher Devanagariſchrift von zwey verſchiedenen Händen (der neue Copiſt beginnt aber erſt im achten Capitel) geſchrieben, ſehr gut erhalten und ſichtlich von nicht altem Datum. So zierlich auch die Schrift, ſo wenig iſt ſie durchgehend correct, indem viele Stellen offenbar verdorben ſind, die aber meiſt durch Ergänzung oder Verbeſſerung einiger Buchſtaben geheilt werden können. Der Titel des Werkchens iſt in dem bekannten bombaſtiſchen Styl der ſpäteren Indier abgefaßt: Çrîćiramg'iva-bhat't'â ćârjakrîta vidvanmôdataraṅgini d. h. „Wonneſtrom der Weiſen, verfaßt von dem fürtrefflichen philoſophiſchen Lehrer Ćiramg'iva“; und um dem einmal gewählten Bilde treu zu bleiben, heißt jedes der acht Capitel der Schrift eine Woge (taraṅga) in dem Strom. Anſpielend darauf ſagt der Verfaſſer am Schluß des erſten Capitels v. 26: êtâm madîjâm avagâhja samjak | taraṅginîm çuddhadhijô manus'jâ: | vidjârnavâlôd'anam antarêna | bhavantu s'al'çâstramatapravînâ: | d. h. „recht hinabgetaucht in dieſen meinen Strom mögen die reinſinnigen Menſchen ohne Sturm auf dem Meere der Wiſſenſchaft erfahren werden in der Lehre der ſechs Çâstra's. Uebrigens iſt dieſer Titel kein neuer; denn auch die Königschronik von Kaſchmir heißt taraṅgini und zerfällt in taraṅga's, wie auch die Unterabtheilungen im Brihat-Katha genannt ſind.

Die acht „Wogen“ ſind von verſchiedener Größe, meiſtentheils in Verſen, jedoch mehr oder weniger mit Proſa gemiſcht. Das erſte Capitel, bis auf einige Worte verſificirt, enthält ungerechnet eine ſich faſt ganz gleichbleibende und am Schluſſe jedes Abſchnittes wiederholte Vierzeile, 26 Strophen, das zweite 34, das dritte, vorwiegend proſaiſch, nur 12, das vierte 47, das fünfte 28, das ſechste 32, das ſiebente 66, das achte und längſte 139. Die gebrauchten Metra ſind die allgemein gangbaren: Çlôka's, Indravag'ri, u. ſ. w. eine ſeltene Form iſt der octonarius bacchiacus im vierten Capitel v. 4 und 27 ff.

Die Sprache verräth die Zeit des Verfalles jener Eleganz, die wir an Kalidaſa und ſeinen Altersgenoſſen bewundern. Freilich iſt es eine harte Mühe, philoſophiſche Syſteme in Verſe zu bringen und trockene Kategorienreihen in künſtliche Metra zu überſetzen, ohne daß dabey doch dem ſyſtematiſchen Zuſammenhang geſchadet wird. Aber bey den Brahmanen ſind dieſe Künſte lange geübt worden, wie die zahlreichen didaktiſchen Gedichte dieſer Art, auch aus beſſerer Zeit, z. B. die Saṅkhjâ-Kârikâ beweiſen, und ſomit war dem wackern Lebelang (das heißt Ćiramg'iva) hierin vielfach vorgearbeitet. Wollten wir demnach über dieſen im Stoffe liegenden Mangel hinwegſehen, ſo iſt doch an jenen Stellen,

die eine freiere Entwicklung des Gedankens geſtattet hätten, ein ſo gezierter, nach Füllworten und Floskeln haſchender Ton vorherſchend, verbunden mit einer abſichtlichen Dunkelheit, daß wir gewiß annehmen dürfen, der Verfaſſer habe geraume Zeit nach Bhâvabhûti, ja nach Kriſchna-Miçra, dem Dichter des Prabôdha-C'andrôdaja gelebt, d. h. nach dem 12. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Beſtätigt wird dieſe aus dem Styl geſchöpfte Vermuthung durch die im 2. und 8. Capitel befindlichen Notizen über die verſchiedenen Secten des Çiva, Vis'nu, Râma, Kr's'na und ihrer Çakti's, welche alle auf eine ſpäte Periode der religiöſen Entwicklung Indiens hindeuten. So tritt gleich zuerſt ein Vais'nava auf, deſſen Sectencoſtüm genau ſo beſchrieben iſt, wie das der Râmânug'a's, die bekanntlich erſt ins zwölfte Jahrhundert gehören. Man vergleiche nur dieſe Strophe (C. II. v. 1.) mit der von Wilſon (As. Res. XVI, pag. 33) gegebenen Beſchreibung: ânâsam ûrddhvatilakî bahuçaṅkhaćakrapadmâṅkitô gvalavapur dhr'tapitavâsâ: | kan't'hê lalâmatulasisragamâdadhâna: | çrîmânajam harikathâm kathajannupaiti | „da kommt jener Treffliche herbey, die Geſchichte Hari's erzählend, bis zur Naſe mit dem Perpendikularſtrich bezeichnet, mit Muſchel, Discus und Lotus bemalt, glänzenden Leibes (wahrſcheinlich iſt padmâṅkitôggvalavapur zu leſen), in gelbem Kleid, am Halſe einen lieblichen Tulaſi-Kranz tragend.“

Von ſeiner Zeit ſagt uns der Dichter nichts; deſto mehr aber von ſeinen trefflichen Ahnen, die aus Gaud'a (Bengalen) und zwar aus Râdhâ (wie Egoismus in dem Prabôdha-C'andrôdaja) herſtammen. Von Daxa, dem erſten der Familie, aus dem Hauſe Kaçjapa's, ſtammt im achten Gliede Kâçinâtha, von ihm Bhat't'âćârja Çatâvadhâna, der Vater unſeres Dichters. Das dieſem ſeinem ebenfalls in künſtlicher Verſifikation gewandten Vater vom Sohne geſpendete Lob iſt ächt indiſch; er ſagt C. I, v. 24. „eine höhere Gottheit als ſeinen Çivagleichen Vater kenne er nicht, darum bringe er ihm ſeinen Wonneſtrom zum Fußbade.“ Nicht minder beſcheiden redet der Dichter von ſich ſelbſt (C. I. v. 22): alle Weiſen ſeyen mit ſeinen Werken über Njâjaphiloſophie und ſonſtige Wiſſenſchaften, ſo wie mit ſeinen Poeſien zufrieden. Außer dieſer Anſpielung auf ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bezeichnet ſich der Verfaſſer als Profeſſor der Philoſophie zu Benares, Çiva's Königsſtadt.

Es ſollte nun faſt ſcheinen, die ſpäte Zeit dieſes Lehrgedichtes und die Geſchmackloſigkeit ſeines Styles machten eine Herausgabe deſſelben kaum wünſchenswerth. Allein der Inhalt iſt nichtsdeſtoweniger für die Geſchichte der Philoſophie ſo intereſſant, daß dieſes Werkchen als ein kleines Compendium über die indiſchen philoſophiſchen und religiöſen Schulen dienen, und daß ein Herausgeber in der glücklichen Erklärung aller darin enthaltenen oft ſehr dunkeln Notizen über die indiſche Scholaſtik ſeine Kennerſchaft derſelben bewähren könnte. Ohnedieß fließen bis jetzt die Quellen über dieſen unſtreitig wichtigſten Theil der indiſchen Cultur ſo ſparſam, daß jede Veröffentlichung dieſer Art von hohem Werthe iſt. Möge ſich daher für dieſes Werkchen unter den rüſtigen Bearbeitern der Sanskritlitteratur ein Herausgeber finden; doch müßte vor Allem noch eine Handſchrift deſſelben aufgefunden werden, um einen kritiſch geſicherten Text herſtellen zu können. Uns ſey es nur vergönnt, im Folgenden eine kurze Ueberſicht deſſelben zu geben.

Das erſte Capitel enthält außer den ſchon angedeuteten Notizen über den Verfaſſer und ſeine Familie nichts Intereſſantes. Das zweyte führt die verſchiedenen Philoſophen und Sectenanhänger in die Verſammlung ein, und zwar ſo, daß ein Nomenclator zuerſt den Eintretenden in einer Strophe nach ſeiner Schule, ſeinen äußeren Sectenabzeichen u. ſ. w. charakteriſirt, der Geſchilderte ſelbſt aber ſodann in einer weiteren Strophe einen Hauptſatz ſeiner Doctrin herſagt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philologiſch-Philoſophiſche Claſſe.

In der Sitzung am 4. März d. Js. las Herr Domcapitular Dr. Windiſchmann, ordentl. Mitglied, nachſtehende Abhandlung über ein indiſches philoſophiſches Geſpräch.

(Schluß.)

So treten nach der Reihe ein Vais'nava, ein Çaiva, ein Çâkta (Wilſon As. Res. XVII. p. 210), ein Bekenner der Identität von Kris'na und Çiva auf; dann kommt ein Logiker, der ſich auf den Arm des Vaiçês'ika ſtützt, ein Anhänger der Mimâñsâ, ein Vedantiſt, ein Sañkhjâ-Philoſoph von einem Schüler Patañg'ali's begleitet, ein Paurânika, ein Aſtrolog, ein Mediciner, ein Grammatiker, ein Dichter, ein Cârvâka (Materialiſt). In den Charakteriſtiken dieſer Geſellſchaft iſt manches Drollige, ſowie manche intereſſante Andeutung; z. B. wird vom Pauranika ſcherzhaft geſagt: „Was iſt das für ein heißer Redner, ein Strom von Geſchichten gleitet von ſeiner Zungenſpitze, ſein Sinn iſt nur auf Lob gerichtet.“ Der Aſtrolog zählt in einer Strophe Sonne, Mond und Planeten auf, gerade in der Ordnung, wie die Namen unſerer Wochentage gereiht ſind. In der Strophe über den Grammatiker wird auf den Kalâpa-commentator Durgaſinha, auf die Kâçikâ, einen Commentar über Pânini, und auf Patañg'ali (çêa'âvatâra; vergl. Colebrooke Essays I, p. 44. Böhtlingk Panini I, p. XIV) angeſpielt, was wiederum das ſpäte Zeitalter des Dichters beweiſt.

In dem Augenblicke, wo der Materialiſt auftritt und ſein Meinungsſchiboleth kundgiebt, ſchreyen alle andern Anweſenden: „Ha der Böſewicht, der Schlechtgeiſtige, wer iſt er, woher kommt er?“ worauf der Angegriffene ſpitz replicirt: „Ja ich bin ein Böſewicht, Ew. Edeln aber ſind die reingeſitteten, welche ohne Nutzen Thiere tödten.“ (Auch die indiſchen Materialiſten ſind Anti-Thierquäler.) Es entſpinnt ſich hierauf ein Disput zwiſchen ihm und dem Mîmâñsaka, in welchem er die Autorität der Veda's ungeſcheut abläugnet, gerade wie der Cârvâka in Prabôdhaćandrôdaja. Zuletzt miſcht ſich auch der Vedantiſt in den Streit, der dann im dritten Capitel von dem Logiker weiter fortgeführt wird. Hier exponirt der Materialiſt ſeine Lehre etwas genauer und zählt ſechs verſchiedene Schulen auf, welche in folgenden Principien übereinkommen: es giebt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht, kein Unrecht, keinen Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer der Welt, keine andere Erkenntniß als die der Sinne, auch keinen vom Körper verſchiedenen Genießer des Lohnes der Werke. Höchſtes Geſetz iſt Nichtverletzung Anderer, Sünde Selbſtquälerei, Unabhängigkeit die Befreiung (das Ziel aller indiſchen Schulen), der Himmel Eſſen und Trinken. Die ſechs Schulen aber ſind keine andern, als die von Colebrooke (Essays I, p. 391) erörterten vier Secten der Buddhiſten, die Digambara's und die Cârvâka's. Ihm gegenüber demonſtrirt der Logiker die Nothwendigkeit eines Schöpfers und der Ewigkeit deſſelben; denn wäre er nicht

ewig, ſo wäre ein Hervorbringer und Zerſtörer desſelben, wäre auch dieſer nicht ewig, ſo würde ein unlogiſcher progressus in infinitum folgen. Ohne Lohn und Strafe ſey gar keine Thätigkeit denkbar; nun werde aber die Frucht der Werke nicht hier genoſſen; alſo müſſe es ein anderes Leben geben. So ſchließt der Logiker unter Beifall und Gelächter der Verſammlung das Geſpräch mit dem verachteten buddhiſtiſchen Materialiſten.

Das vierte Capitel verläßt ganz die Geſprächsform, und enthält eine monologiſche Auseinanderſetzung des Njâja-Philoſophen über das verbundene Njâja- und Vaiçês'ika-Syſtem. Es kommt hier die Aufzählung der Kategorien vor, wie ſie Colebrooke Essays I, p. 264 giebt und wie ſie auch in dem kleinen logiſchen Lehrgedicht Bhâs'âpariĉhêda enthalten ſind. Zuerſt ſtehen die ſechs oder ſieben padârtha's (Prädicamente): Subſtanz, Qualität, Handlung, Gleichheit, Unterſchied und Relation, zu welchen poſitiven dann noch das Prädicament abhâva (Nichtſeyn) als negatives hinzukommt. Sodann werden die neun Unterabtheilungen der Subſtanz und die 24 der Qualität aufgezählt*); und ſo geht es die ganze Reihe der Kategorien hindurch, ohne daß ſich hier etwas erhebliches Neues fände. Die prägnante Kürze bey vollſtändiger Bündigkeit aller Definitionen machen dieſen Abſchnitt recht geeignet, einen gedrängten Ueberblick der indiſchen Logik zu geben, und es iſt, was Darſtellung des Syſtems betrifft, wohl das Beſte in unſerm Werkchen.

Im fünften Capitel trägt der Mimâñsaka ſeine Lehre vor, die er gegen die Einwürfe des Logikers vertheidigt. Höchſt auffallend iſt hier der atheiſtiſch klingende Satz, mit welchem er beginnt: „kein Gott iſt Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer dieſer Welt; jeder erlangt ſeinen Werken angemeſſene gute oder böſe Früchte; auch giebt es keinen Verfaſſer der Veda's, ſondern deren Wort iſt ewig, und die Autorität dieſer Schriften folgt eben aus ihrer Anfangsloſigkeit. Der Weltlauf iſt ohne Anfang und Ende; jede Thätigkeit kommt aus dem Werk, und das Werk des Menſchen wiederum aus der Thätigkeit, wie die Sproſſen aus dem Samen und umgekehrt" u. ſ. w. Es wird alſo hier ein progressus in infinitum angenommen; aus den Werken der Lebendigen entſpringt ihre dermalige Lage, und aus dieſer neue Werke — ein wahrhaft verzweiflungsvolles Treibrad, abgeſehen von der logiſchen Haltungsloſigkeit dieſer Lehre. Der Logiker macht daher auch Einwendungen, die den Gegner ſehr in Verlegenheit ſetzen; z. B. wenn er die Autorität der Veda's anerkenne, ſo müſſe er auch einen Schöpfer annehmen, da die Veda's ihn bekennen. Der Mimâñsaka hilft ſich mit der Ausrede: bloß da, wo die Veda's Vorſchriften geben, ſeyen ſie Autorität, wo ſie aber von den Geſtalten des Herrn reden, ſey es bloß Erzählung (arthavâda Colebrooke Ess. I, p. 302. 310), nicht bindend. Auch weiſt der Logiker die Abſurdität der Annahme einer Ewigkeit des Wortlautes der Veda's nach. Zuletzt miſcht ſich der Vedantiſt in das Geſpräch, der durch ſeine Lehre vom täuſchenden Schein aller äußern Dinge und der einzigen wahren Exiſtenz des Brahma der Controverſe ein Ende machen will. Aber der Logiker greift eben dieſe Abläugnung der Wirklichkeit der äußern Dinge als zum Atheismus führend an und weiſt nach, daß dieß auch gegen die Veda's ſey. Da ruft der Vedantiſt in heftigem Zorne aus: „wer ſind die Götter, was die Veda's und ihre Lehre, was Geſetz, was Verbot? wer iſt Vollbringer der Werke? was iſt gut und böſe, was die Frucht davon, und wer der Genießer? wer iſt geboren, wer geſtorben? wer ſchafft hier etwas, wer iſt Vater oder Mutter, wer iſt gebunden oder befreit? Alles iſt das höchſte, reingeiſtige Brahma." Auf dieſen Ausbruch der lächerlichſten idealiſtiſchen Identitäts-Philoſophie replicirt der Logiker boshaft: „wenn es ſo iſt, wer biſt du, was redeſt du? was iſt Brahma, Alles iſt eine Täuſchung von dir, der du von Täuſchung redeſt?" Es iſt intereſſant zu ſehen, wie den Indiern ſelbſt die Einſicht nicht fehlte, wohin auch die ſtreng auf die Autorität der Veda's gegründeten Syſteme, wenn ſie dieſe Auto-

*) Hier hat ſich im V. 4 ein Fehler eingeſchlichen, wie auch das Metrum zeigt; es fehlt nämlich um die Zahl 24 voll zu machen, die Qualität snêha (visciditas), welche ſich jedoch leicht in den Vers einfügen läßt.

rität unter der Hand wieder zerſtören, führen müſſen, und wie zuletzt bey dem größten Anſchein von Tiefſinn ſich Alles in Unſinn auflöst. Möchte der brave Logiker unſeres Geſprächs auch eine Kritik deutſcher Philoſophie geſchrieben haben.

Das *ſechste* Capitel giebt zuvörderſt eine kurze Expoſition der Sañkhjâ-Lehre, ſowie ſie in der Kârikâ des Içvara-Krĭs'na vorgetragen iſt. Da aber auch dieſer Philoſoph am Ende die Autorität der Veda's und den ganzen Cultus, ja das Selbſtbewußtſeyn bedroht, ſo erhebt ſich der Logiker auch gegen ihn, und thut ihn ziemlich leicht mit einigen Argumenten ab.

Der intereſſanteſte Abſchnitt des Werkchens, der Aufſchlüſſe über die bisher am wenigſten bekannte Doctrin, nämlich über den Jôga giebt, iſt das *ſiebente* Capitel. Ein Anhänger des Patañg'ali entwickelt hier dieſen eigenthümlichſt indiſchen und am höchſten geſteigerten falſchen Myſticismus. Er beginnt, wie das Jôgaçâstram des Patañg'ali ſelbſt (deſſen Anfang Ref. durch die Güte des Hrn. Prof. Laſſen kennt) mit der Definition des Jôga, der eine Befreiung gebende Hemmung der Thätigkeit des Geiſtes, eine Inſichkehr desſelben durch die Abkehr von den äußern Gegenſtänden genannt wird. Der Geiſt ſelber aber hat fünf Zuſtände: Zerſtreuung, Bethörung, Trennung, Sammlung, Hemmung. Die drey erſten ſind von den drey Guna's (Qualitäten) beherrſcht, wovon das Rag'as (Färbung) die Zerſtreuung in den äußern Gegenſtänden und die leidenſchaftliche Anhänglichkeit an ſie, das Tamas (Finſterniß) alle Verbrechen, das Sattvam (Reinigkeit) die Güte der Geſinnung durch allmälige Trennung von jener leidenſchaftlichen Neigung hervorbringt. Die Schilderung der menſchlichen Geſittung in dieſen drey Zuſtänden iſt vortrefflich, doch etwas breit. Alle drey aber eignen ſich noch nicht für den Jôga. Die *Sammlung* (das Aufeinesgerichtetſeyn der Seele) tritt ein, wenn der Geiſt von aller äußern Thätigkeit ledig ſich nur der innern zuwendet, während *Hemmung* ein völliges Aufhören aller Thätigkeit iſt. Dieſe beiden jogiſchen Zuſtände entſpringen aus der Leidenſchaftsloſigkeit und der Uebung (der myſtiſchen Beförderungsmittel der Betrachtung). Die Leidenſchaftsloſigkeit aber entſteht aus der genauen Erwägung der Gebrechen der äußern Dinge, in denen die Seele niemals Ruhe finden kann, während Uebung die wiederholte Anwendung der Mittel zum Jôga iſt. Dieſe Mittel aber heißen: Glauben, d. h. die Beruhigung des Geiſtes in dem Gegenſtand des Jôga; Kraft (Anſtrengung), Gedächtniß, Betrachtung und Erkenntniß, wovon eines durch das andere hervorgebracht wird. Der Jôga aber hat acht Glieder: Bezähmung, fromme Zucht, Sitzen, Einhalten des Athems, Zurückziehung der Sinnesthätigkeiten, willkürliches Anhalten des Lebenshauches in den verſchiedenen Theilen des Leibes, Beſchauung (dhjânam) und vollendete Betrachtung (samâdhi). Durch die Anwendung dieſer acht Glieder, welche wiederum viele Unterabtheilungen haben, erreicht der Ascet verſchiedene Vollkommenheiten; ſo durch die Uebung der Nichtverletzung Anderer (einer Unterart der Bezähmung) die Gabe, daß in ſeiner Nähe feindliche Thiere friedlich zuſammenwohnen; durch Redlichkeit kommen ihm alle Edelſteine von ſelbſt; durch Keuſchheit erlangt er große Kraft; durch Buße reinigt er Leib und Sinne, und dadurch werden letztere ſo geſchärſt, daß er das Entfernteſte und Feinſte hört und ſieht, alle Gerüche wahrnimmt, in fremde Städte eindringt, ſich nach allen Orten verſetzen kann u. ſ. w. Wenn ſo die myſtiſche Einigung die höchſte Stufe erreicht hat, dann genießt der Ascet innerlich die Götterſpeiſe und betrachtet in ſich ſelbſt das ſelige Licht. Dieſe Vollendung aber wird je nach größerer oder geringerer Anſtrengung ſchnell oder langſam erworben. Die letzten acht Strophen des Capitels enthalten die Schilderung der Fortſchritte und Genüſſe dieſer Ekſtaſe.

Das *achte* Capitel endlich gewährt einen Blick in die ſpäteſten Sectenkämpfe Indiens. Denn es erſcheinen hier neben dem Vis'nuiten und Çivaiten Verehrer des Râma, des Krĭs'na, der Râdhâ, die mit allen Verzierungen der alten und modernen Mythologie ihre Gottheiten lobpreiſen. So kommt hier ein ganzes Compendium des Mythus von Râma vor. Der Vis'nuit will zwar die ſtreitenden Verehrer des Krĭs'na und Râma belehren, daß Alles nur ein Spiel des einen Vis'nu ſey, aber während er ſo zu vermitteln ſucht, geräth er mit dem

Çivaiten in die Haare, dem er den Vorzug Vis'nu's durch deſſen himmliſche Herrlichkeit zu beweiſen bemüht iſt, während Çiva und ſeine Anhänger eine abſchreckende Geſtalt hätten. Der Çivait dagegen beſchreibt den Kailâsa und ſeine Schönheit mit Reminiſcenzen an Kalidaſa's Kumârasambhava, und die ganze Pracht der Erſcheinungen Çiva's, wovon er mehrere zum Beſten giebt. Der Streit wird endlich dadurch geſchlichtet, daß ein Weiſer auftritt, der die Identität von Çiva und Vis'nu nachweiſt, und mit dieſem Reſultat ſchließt unter Applaus die Conferenz.

Wäre der Verehrer des Râma, der in dieſem Capitel vorkommt, als ein Anhänger des Râmânânda zu betrachten, worüber jedoch keine Gewißheit vorhanden iſt, ſo böte dieß einen neuen Beweis des ſpäten Datums des Geſpräches; denn der genannte Sectenſtifter gehört nach Wilſon in das fünfzehnte Jahrhundert.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 27. Jänner d. J. las Hr. Prof. Höfler folgende Notizen über 2 hiſtoriſche Manuſcripte, Alberts von Beham und des Card. Aegidius von Viterbo.

Ich erlaube mir, die Aufmerkſamkeit der hiſtoriſchen Claſſe auf 2 Handſchriften zu lenken, welche ich in den letzten Monaten für meine Studien zu benützen das Glück hatte. Die erſte, auf welche mich Hr. Dr. Böhmer aufmerkſam machte, der daraus Einiges zu ſeinen Zwecken entnahm, iſt ein auf Baumwollpapier geſchriebener Codex, einſt des Kloſters Aldersbach, jetzt der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Schon Docen hatte auf dieſen Codex aufmerkſam gemacht; allein zu den Cimelien der Bibliothek gehörig, war wahrſcheinlich ſein beſonderer Aufenthaltsort der Grund geweſen, warum er bisher für die Geſchichte Friedrichs II. nicht benützt wurde. Er iſt offenbar das Conceptbuch Alberts von Beham, des Legaten P. Gregors IX. in Deutſchland und iſt in der Art geſchrieben, daß man aus der Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit der Tinte ſehr gut das Jahr bemeſſen kann, in welchem das Eine oder Andere aufgezeichnet wurde.

Der von Docen aus ſeinem Verbande herausgeſchnittene, nunmehr aus einzelnen Blättern und Convoluten beſtehende Codex, ohne Aufſchrift und mit ſehr abgegriffenen und verblichenen Ecken der Blätter enthält zuerſt Doc. 1 und 2. Briefe K. Friedrichs II. Es ſind dieſelben, welche bereits in der Sammlung Peters von Vinea I. n. 3. und n. 2. (ed. Iselin) abgedruckt wurden. Als Antwort auf dieſe Briefe, welche mit den bitterſten Klagen gegen P. Innocenz IV. und den Clerus angefüllt, ſchon deßhalb die allgemeine Meinung für den Kaiſer umſtimmen mußten, da man aus dem Stillſchweigen des Papſtes auf die Unmöglichkeit ſchloß, den Anklagen des Kaiſers etwas Triftiges zu erwidern, folgt. Doc. 3., ein bisher nicht nur unbekanntes, ſondern auch ungeahndetes Schreiben des Papſtes, in welchem dieſer Punkt für Punkt der kaiſerlichen Beſchwerden durchgeht und dieſelben widerlegt. Mit der Auffindung dieſes Schreibens, welches von S. 6 — 10 reicht und ein Circularbreve an die verſchiedenen Könige geweſen zu ſeyn ſcheint, ſind erſt die Acten geſchloſſen und es vermag jetzt der Leſer das für und wider beyder Seiten abzuwägen. Der Brief iſt offenbar eines der wichtigſten Documente des 13. Jahrhunderts. Er beginnt mit: Eger cui lenia medicamenta non prosunt; gegen das Ende zu ſcheint etwas zu fehlen. Datum hat er ſo wenig, als die vorausgehenden Briefe Friedrichs. Es folgt ein anderer Brief Innocenz IV. an den Herzog Otto von Bayern (IIII non. April. Ptf. ao. III). Derſelbe iſt von Raynald (an. 1246 n. 3) angeführt, aber nur ein gleichzeitig an den Böhmenkönig gerichteter mitgetheilt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 27. Jänner d. J. las Hr. Prof. Höfler folgende Notizen über 2 hiſtoriſche Manuſcripte, Alberts von Beham und des Card. Aegidius von Viterbo.

(Schluß.)

Das Bedeutendſte an ihm iſt, daß Innocenz noch im Jahre 1246 an den Herzog ſchrieb. Zwey Briefe Kaiſer Friedrichs II. Docum. 4. und 5. ſind bey Petrus de Vineis I. c. 8 u. c. 11 abgedruckt. Dann kömmt ein jammervolles Schreiben des römiſchen Senates an den in Lyon befindlichen Papſt über Verwaiſung der Stadt, voll Bitten um baldige Rückkehr. Das nächſte Doc. 7 iſt ein bey P. de V. (II. n. 29) abgedruckter Brief: detestabile quidem. Doc. 8 iſt aus dem Schreiben P. Innocenz IV. an den Ungarnkönig Bela über die verwüſtenden Einfälle der Tataren in Ungarn. Doc. 9 iſt ein Brief des päpſtl. Geſandten in Deutſchland Philipp's, erwählten Biſchofs von Ferrara, an Jacob den Schotten? Er iſt wichtig, da er von dem Benehmen der deutſchen Biſchöfe dem neuen Könige Heinrich gegenüber Kunde giebt und die Maßregeln enthält, die der Legat zur Erlangung ihres Gehorſames ergriffen hat. Der Brief iſt post collatam a Deo victoriam (der Sieg Heinrichs über Conrad) et curiam solemnissime celebratam geſchrieben und, wenn ich recht leſe, von Andernach a. idus Augusti datirt. Die folgende Seite enthält ein Schreiben des Wormſer Biſchofs, er habe den Cleriker Eberhard bevollmächtigt, an dem Hofe des römiſchen Königs zu erſcheinen und eine Anleihe zu contrahiren. Wie ſchon auf dieſer Seite ſo enthält der Codex noch öfter Randgloſſen, Bemerkungen über Dinge, welche man Albert z. B. über römiſche Antiquitäten mittheilte, ſpäter Recepte, F. 15 eine Abhandlung des Biſchofs Methodius de regnis, F. 23 ein Eid, mit welchem ſich Albert eines Freundes verſichert zu haben ſcheint, dann ein Verzeichniß ſeiner Ausgaben und was er dem Wirthe Ruſo und dem Wirthe Bruno u. a. ſchuldig ſey; F. 25 alphabetiſch geordnete lateiniſche Sprüchwörter, endlich F. 26 ein Brief P. Innocenz IV. (Lugdun. non. April. P. n. ao. VII.), worin er die ſtrengſten Strafen über die Canonici von Regensburg ausſpricht, welche die Partey Friedrich's II. und des Herzogs von Bayern verfochten. Es bezieht ſich dieſes Breve offenbar auf den von Aventin gemeldeten Umſtand, daß H. Otto vorzüglich durch ſeinen Aufenthalt in Regensburg, und wohl auch durch die Drohung der dortigen Canonici veranlaßt worden ſey, die päpſtliche Seite, auf welcher er zuletzt noch allein ſtand, zu verlaſſen und ſich auf die entgegengeſetzte zu ſchlagen. Inc. Sedes Apostolica. —

Von F. 27 — 30 reicht eines der wichtigſten Documente der ganzen Sammlung. Inc. Iuxta vaticinium Ysaiae. Dat. circa principium Iunii. Die weitläufige und im altteſtamentlichen Style gehaltene Abhandlung erweist ſich als das Gutachten eines Cardinals entweder für das Concil von Lyon

Digitized by Google

oder für die in den Conſiſtorien getroffenen Vorbereitungen, von welchen Mathäus Pariſ. beſondere Kunde giebt. Unumwunden deckt ſie in Betreff des Kaiſers Dinge auf, die von dem höchſten hiſtoriſchen Werthe ſind und dazu dienen können, die ganze Anſchauung über Friedrich zu verändern. Sie ſtellt ſich auf den ſtrengen Boden des Rechtes, erklärt aber merkwürdiger Weiſe, einerſeits daß der Kaiſer in Kraft der von ihm geleiſteten und dann gebrochenen Eide der Krone verluſtig gegangen ſey, geht andererſeits doch nicht auf ſeine Abſetzung ein, ſondern läßt den Wink fallen von einem Mittelwege, der beſonders angegeben, dann aber als vana et cassa ſelbſt verworfen wird. Dieſes Document, der Brief P. Innocenz IV. Doc. 8 und das nachfolgende: aspidis ova p. 32 — 34 können an Bedeutung ſich mit den intereſſanteſten der bereits bekannten Documente meſſen. Auch das 15. Doc. iſt ein ſolches Gutachten, jedoch noch eindringlicher, beſtimmter und ohne den Aufwand von Bibelſprüchen gehalten, die das Leſen der erſteren erſchweren und manchmal ſelbſt auch das Verſtändniß trüben. Dieſes enthält eine höchſt bezeichnende Stelle über den Tod K. Heinrich's VII., wie das andere über den ungeheuern Umfang der von Friedrich angeſtellten Säculariſationen Kunde giebt. Zwiſchen beyde fällt ein ſpäteres Schreiben Alberts an den Biſchof von Regensburg, ihm zu den Einkünften ſeiner Plebane in Sewen zu verhelfen und über dasſelbe ein zweytes an ſeinen Vicar. Beyde ſind von Paſſau datirt, ind. XIIII., wohin Albert alsdann zurückgekehrt war. Ein kleiner aber intereſſanter Bericht giebt Aufſchlüſſe über die Grafen Schwabens, ihre Macht und den Grund ihrer Stärke. F. 36. Dann beginnen wieder die Briefe. Zuerſt einer des Portarins von Speyer an den Erzbiſchof Conrad von Cöln, über die Renitenz der bayeriſchen Biſchöfe; dann mehrere, die Albert von B. als Adminiſtrator der Diöceſe Paſſau in Geſchäften des Biſthums ſchrieb, endlich ein Verzeichniß der nach Oeſtreich geſchriebenen Briefe, F. 40 ein Catalog ſeiner Handſchriften, hierauf Predigten, ein Schreiben des Clerikers Philipp an den Biſchof Guido von Tripolis, Bemerkungen, was unter den verſchiedenen Geſtalten des Thierkreiſes zu thun oder nicht zu thun fromme, ein Brief über die Verſchließung der Horden Gog und Magog durch K. Alexander, zuletzt F. 77 eine Breve Innocenz IV. (Lugd. V. id. Mart. an. VII.) über die Abſetzung des Biſchofs Rudiger von Paſſau. Hierauf leere Blätter bis F. 79 b.; auf dieſem 2 Briefe eben dieſes Biſchofs, Einladungsſchreiben an Albert von B. mit ſicherem Geleite nach Paſſau zurückzukehren. Ueber dieſen Punkt und ſeine völlige Reſtitution folgt nun von F. 81. b. an eine ausführliche Correſpondenz, in welcher Albert dem Willen des Papſtes gemäß auf vollſtändige Reſtitution dringt, aber dem Biſchofe wie den Canonicis auf das freundlichſte ſchreibt, ihnen ſeine Dienſte anbietet, erklärt, wie er am römiſchen Hofe immer auf das beſte zu wirken bereit geweſen ſey, jetzt aber ſeine Tage in Frieden zu beſchließen gedenke. Dem Briefe an den Biſchof liegt ein beſonderer Zettel bey, über die Anklagen, welche gegen dieſen bey dem römiſchen Hofe erfolgt ſeyen. Dieſe Briefe ſtellen die Perſönlichkeit Alberts in ein ganz anderes Licht, als in welchem man es bisher zu ſehen gewohnt war, und enthalten viele Einzelnheiten, die für die Geſchichte von Werth ſind. F. 84 folgt dann ein langes Gedicht auf den berühmten Sieg der Parmenſer über Friedrich II. bey Victoria. Nach dieſen kömmt Alberts Correſpondenz mit dem Erzbiſchof Eberhard von Salzburg. Dieſe iſt wieder von beſonderer Wichtigkeit, nicht nur wegen der Stellung des Erzbiſchofs zu Friedrich und dem Papſte, ſondern auch wegen der intereſſanten Aufſchlüſſe über die Curie in Lyon. Wir lernen unter anderm daraus, daß P. Innocenz eine ſtrenge Reformation unter den vielen Geiſtlichen der Curie einzuführen bemüht war, daß Albert ſelbſt Procurator des einſt von ihm gebannten Erzbiſchofs bey der Curie war, und ſehen, mit welchem Eifer er deſſen Sache bey dem Papſte vertritt. Von größter Wichtigkeit iſt aber die Thatſache, daß der ganze Weſten Europa's Partey gegen den Kaiſer genommen hatte und auf das Entſchiedenſte in den Papſt drang, dem Ungehorſame gegen den Ausſpruch des Concils ein Ende zu machen. Nach dieſen Briefen v. F. 87 — 89 folgen Recepte, ein Brief des H. Otto von Bayern über die Befreyung des Grafen von Sigmaringen v. J. 1253, einige bereits bekannte Briefe aus der Zeit K. Heinrich's VI., ein Schreiben Alberts

Digitized by Google

von B. an den Abt von St. Lambert, das wichtige Aufſchlüſſe über ſeine frühere Thätigkeit giebt, ehe er mit der gefahrvollen Miſſion nach Deutſchland beauſtragt wurde. Mehrere kleinere Briefe von unbedeutendem Werthe folgen, unter andern einer Alberts v. J. 1255 über die Reformation des Kloſters Oſterhofen. Plötzlich kömmt wieder ein überaus werthvoller, Albeets an den Herzog von Bayern, der ihn um Rath gebeten hatte. Wenige Briefe geben über die Politik des römiſchen Hofes und den feſten, eiſernen Willen nach erfolgter Wahl Heinrich Raspo's mit Friedrich in keine Unterhandlungen zu treten, ſondern auf den Sturz desſelben zu arbeiten, größere, merkwürdigere Aufſchlüſſe als dieſer. Unter mehrerem unbedeutenderem, was hierauf folgt, iſt eine Notiz über den Handel mit Polen, dann das Teſtament Alberts, ein Brief P. Innocenz an den Biſchof von Freyſing und den erwählten Biſchof von Secau, dem Albert die ihm vorbehaltenen Güter zurückzuſtellen befahl. Wie zwiſchen dem letzten Briefe und dem vorletzten eine theologiſche Abhandlung, Aphorismen ꝛc. eingeſchaltet ſind, ſo auch zwiſchen jenem und dem letzten von fremder Hand geſchriebenen, das Biſthum Freiſing betreffend.

Aus dieſen wenigen Andeutungen mag der Inhalt des koſtbaren Manuſcripts im Allgemeinen erhellen. Man ſieht, wie es ſich von den von Aventin excerpirten Acten weſentlich unterſcheidet, da anfängt, wo dieſe aufhören. Unſer Codex übt aber dennoch auf die Aventiniſchen Excerpten eine große Rückwirkung aus, indem er die Behauptung Bruners, Hanſiz's u. A., Aventin habe durch ſeine eigene Zuthat dieſe Acten für den Gebrauch mehr als ſchwer gemacht und vielſach einen Sinn untergeſchoben, welcher urſprünglich nicht darin lag, zur Eoidenz erhebt. Die ganze Perſönlichkeit Alberts erſcheint als eine andere, viel ehrenoollere als früher, und ſelbſt ſeine nicht unbedeutenden Mißgriffe, ſein Ungeſtüm, werden eben ſo begreiſlich, als — der Widerſtand der deutſchen Biſchöſe gegen ſeine Cenſuren. Ich bemerke in Bezug auf dieſen Codex nur noch, daß der liter. Verein in Stuttgart ſich wegen Herausgabe dieſes Codex an mich wandte, und derſelbe wohl auch im Laufe dieſes Jahres unter den Publicationen dieſes thätigen und eifrigen Vereines erſcheinen wird.

Das zweyte Manuſcript iſt ein Pergamentcodex aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, der k. Univerſitätsbibliothek zu München angehörig. Im Handſchriftencatalog als oratio ad Adrianum P. VI. angegeben, unterſuchte ich denſelben näher und fand an ihm nicht ſowohl eine oratio, als eine geheime Denkſchrift eines Cardinals über alle Gebrechen des römiſchen Stuhles, vorzüglich was die Regierung der katholiſchen Völker betrifft, und Adrian VI., als demjenigen, von welchem Abhülfe erwartet wird, gewidmet. Er möge dem Uebel ſteuern, zu deſſen Hebung die geeigneten Mittel angegeben ſind. Aus einer Stelle dieſer für die Reformationsgeſchichte höchſt merkwürdigen Denkſchriſt geht hervor, daß der Verf. im Jahre 1515 päpſtlicher Nuntius in Wien war, was dann mit Sicherheit ergab, er ſey der berühmte Auguſtiner Mönch, Bruder Aegidius von Viterdo. Dieſer auch als Scheiftſteller, als Theologe wie als Geſchichtſchreiber bekannt, hatte auf dem lateraniſchen Concil P. Leo's X. am Vorabende der Kirchenſpaltung 1516 mit beſonderem Nachdrucke die Nothwendigkeit einer Reformation hervorgehoben. Von P. Leo X. zum Cardinalprieſter von St. Matthäus ernannt, benützte er dieſe erhabene Stellung, um dem neu erwählten Papſte die Rathſchläge zu geden, von welchen er für dieſen wie für die geſammte respublica christiana das Heil erwartete. Und es dürfte wohl ſchwerlich in Zweiſel gezogen werden können, daß die dekannte offene Darlegung der Gebrechen der Kirche, durch welche der Papſt dem Abfalle der deutſchen Völker zu ſteuern hoffte, eine Folge dieſer rückhaltsloſen Auseinanderſetzung war.

Das Manuſcript, welches zwar nur wenige Bogen enthält, aber von dem bedeutungsvollſten Inhalte iſt, und mit paſſendem Commentar vielleicht den Denkſchriften der hiſtoriſchen Claſſe wird einverleibt werden können, iſt uns aber noch deßhalb von Wichtigkeit, weil es nebſt vielen anderen Büchern und Manuſcripten der k. Unioerſitätsbibliothek früher ein Beſtandtheil der Bibliothek des J. E. von Knörringen war, von dem bekannt iſt, daß er die Bibliothek des berühmten Philologen Glarean

Digitized by Google

kaufte, welcher ſelbſt die Bibliothek des Erasmus von Rotterdam, dieſes Freundes und Rathgebers P. Adrian's VI. an ſich brachte. Wie die bezeichnete Bibliothek Bücher beſitzt, welche theils das Autographon sum Erasmi, theils der ſchön gepreßte hölzerne Einband, an dem die Hand Holbeins erkennbar iſt, als die Reliquien des Bücherſchatzes dieſes großen Gelehrten erweiſen, ſo dürfte wohl mit großer Wahrſcheinlichkeit auch dieſes Manuſcript einſt Erasmus gehört haben, war vielleicht dasſelbe, das P. Adrian VI. ſeinem Freunde ſandte? Wie ſollte ſonſt auch dieſes geheime Gutachten über die zarteſten Verhältniſſe des römiſchen Stuhles, das wahrſcheinlich nur noch das vaticaniſche Archiv im Originale enthält, auf deutſchem Boden und in einer öffentlichen Bibliothek ſich finden?

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

I.

Vom Inlande.

Von gelehrten Geſellſchaften.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Mittelfranken in Ansbach:

Zwölfter Jahresbericht 1842. Ansbach 1843. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Vom Hrn. Gymnaſialprofeſſor v. Hefner in München:

Das römiſche Bayern in antiquariſcher Hinſicht. München 1842. 8. — Geographie des Transalpiniſchen Galliens zu Cäſars Commentarien de bello gallico. ib. — Die Römiſchen Denkmäler Oberbayerns. München 1841. — Ueber die literariſchen Leiſtungen des Kloſters Scheyern u. ſ. w. ib. 8. — Leiſtungen des Kloſters Benediktbayern für Wiſſenſchaft und Kunſt. ib. 8. — Die unterirdiſchen Gänge zu Nanhofen und bey Mergentau. ib. 8. — Tegernſee und ſeine Umgegend. München 1838. 12. — Herbſtreiſe von München nach Venedig. München 1834. 8.

Von dem Herrn Dr. Herberger in Kaiserslautern:

Allgemeine Zeitſchrift für Landwirthſchaft und verwandte Gegenſtände. I. Bd. II. Heft. Mainz 1843. 8.

Deutſche Allgemeine Zeitſchrift für die techniſchen Gewerbe. I. Bd. II. Heft. 8.

Von dem Herrn Dr. Ludwig Merz in München:

Die neuen Verbeſſerungen am Mikroſkope nebſt den ſie begleitenden Aenderungen in der Dioptrik. München 1844. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von dem Koninklijk Nederland. Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en Schoone Kunsten in Amsterdam:

Het Instituut of Verslagen en Mededeelingen, mitgegeven door de vier Klassen over den Jare 1842. No. 2. 3. 4. 1843. No. 1. Amsterdam 1843. 8.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Bericht über die Verhandlungen derſelben Auguſt 1840 bis Juli 1842. Baſel 1843. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen, in den Monaten Auguſt bis December 1843. Berlin 1843. 8.

Von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. Preußiſchen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 34. Lieferung. (XVII. Bd. 1. Heft.) Berlin 1843. 4.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. Heft 1 — 3. Bonn 1842. 43. 8.

Von der Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève:

Mémoires. Tom. X. 1. Partie. Genève 1843. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 17. Febr. hielt Herr Prof. Phillips folgenden Vortrag über den Leitkauf.

Die Monumenta Boica erwähnen an mehreren Stellen des bey Kaufcontracten zur Beſtätigung und Bekräftigung derſelben dienenden Ley- oder Leitkaufes. So veräußerte Heinrich Kammerer von Piegenberg und ſeine Hausfrau Diemut i. J. 1347 eine Hufe zu Hermaning um achtzehnthalb Pfund Münchener Pfennige mit Einſchluß des Leibkaufes [1]). Der Propſt Heinrich II. von Dieſſen kaufte im J. 1262 von den Brüdern Heinrich und Otto, genannt Schurfiſen, mehrere Unfreye und gab außer dem Kaufſchilling noch ein Gewand pacti nomine, quod dicitur Lietchouf [2]). In einem Schreiben, welches die Wittwe des Oswald von Weichs im Jahre 1493 an den Abt von Schlehdorf richtete, beſtätigte ſie einen von ihrem Manne an das Kloſtee geſchehenen Verkauf, dankt auch für den überſendeten Leitkauf, meint aber doch, Sr. Würdigkeit könnten denſelben wohl etwas beſſern, „denn mein Hauswirth und Andre, die den Kauf gemacht haben, ſind mir zu abläßig geweſen, des Leykaufs halben“ [3]). Ein andres Beyſpiel bietet die Schlichtung eines Rechtsſtreites übee einen Hof; der Landrichter Otto von Haſelove ſpricht denſelben dem Abte von Metten gegen einen Preis von 10 Pfund zu, außerdem ſoll dieſer noch ein halb Pfund an die Frau und Kinder des bisherigen Inhabers als Litchouf geben [4]). Nehmen wie dazu noch die Beſtimmung des Augsbueger Stadtrechts vom Jahre 1276, welches ſagt [5]): „Wo ein Kauf geſchieht, da der Gozpfennig an geben wird oder ſonſt leutkauffen angetrunken wird, der ſoll ſtabt ſeyn“ —, ſo wird zunächſt die Verbreitung des Leitkaufs in Bayern und zugleich die Bedeutung desſelben im Allgemeinen erſichtlich ſeyn; in der zuletzt angeführten Stelle tritt aber im Trinken des Leitkaufs ein neues Merkmal hervor, deſſen Spur wir in dieſen Zeilen weiter zu verfolgen beabſichtigen.

Schmeller iſt in ſeinem trefflichen volksthümlichen Wörterbuche [6]) weder die ſprachliche noch die ſachliche Erklärung des nunmehr ziemlich ungebräuchlich gewordenen Wortes Leitkauf ſchnldig geblieben. Der Schreibart und dem Sinne nach corrumpirt kommt das Woet allerdings noch vor, denn in Berchtesgaden ſollte nicht ein Lenthaus, ſondern ein Leithaus [6a]) die Fremden gaſtlich aufnehmen, und der Münchner Polizey-Anzeiger ſollte nicht die einzelnen Pfunde Ochſenfleiſch verleitgeben laſ-

1) Mon. Boica. Vol. II. p. 3.
2) Ebendaſ. Vol. VIII. p. 158.
3) Ebendaſ. Vol. IX. p. 82.
4) Ebendaſ. Vol. IX. p. 361.
5) Kap. 369. ben Walch, Beyträge. Th. 4. S. 362.
6) Bd. 2. S. 520 u. ff. — Vergl. auch Grimm, deutſche Rechtsalterthümer. S. 191. — Mein deutſches Privatrecht. Bd. 1. S. 465.
6a) Vergl. Mon. Boic. VIII. p. 58.

ſen. Leit[7]), das goth. leithus, das alth. lidu, das agſ. lidh und dän. lith, bedeutet ſo viel als geiſtiges Getränk, vorzugsweiſe das landesübliche, es kann Wein, es kann Bier oder ſonſt ein künſtlich bereitetes Getränk (sicera) ſeyn[8]) und ſo finden ſich auch, je nachdem man ſich bey Kaufcontracten des einen oder andern bediente, die ſpecielleren Ausdrücke: Weinkauf[9]) oder Aelkauf[10]) vor. Da Bierkauf, ſo viel bekannt, nirgend gebräuchlich geworden iſt, das Wort Bier aber mit Leit die allgemeinere Bedeutung eines geiſtigen Getränkes ehedem theilte[11]), Leit öſters auch in einen Gegenſatz zu Wein geſtellt wird[12]), ſo wird wohl in den meiſten Fällen wenigſtens im Bayerlande, wie in Dänemark[13]), unter Leitkauf ein Bierkauf zu verſtehen geweſen ſeyn[14]), ja ſelbſt wenn der Weinkauf genannt wird, iſt das Getränk doch bisweilen Bier. So heißt es z. B. im Schwerinſchen Rechte[15]): Zum Vierten ſeie allezeit die Haußkauffe von E. E. Rath beſtätiget und nach einem Weinkauff, das iſt mit einer großen Kannen voll Biers (ſo ſtets offen ſtehen muß und umbher ausgetrunken wird, der es aber verſieht und die Kannen zuthut, iſt ſeine Strafe die halbe Kannen auszutrinken, dabey dann auch gerufen wird: Weinkauff, Weinkauff), alſo beſtätiget, damit angezeiget wird, daß es nicht ein heimlich, ſondern öffentlicher Kauff ſey.“ Wir befinden uns ſomit auf dem Gebiete einer Jurisprudentia potatoria und der bibulus guttur unſrer Vorfahren, über den die italieniſchen Sänger zur Zeit Karls des Großen, wegen der Mühe, die er ihnen beym Geſangunterrichte verurſachte, ſo bitter klagten[16]), ſcheint ſich auch hier auf eine ziemlich frappante Weiſe kund zu geben, indem erſt das Trinken des Leit oder Weines einem ſonſt ganz fehlerfreyen Kaufcontract eine völlige Gültigkeit und Stetigkeit gab. Es iſt wahr, einen guten Trunk verſchmähten unſre Altvordern nicht; er fehlte nicht bey den Schmäuſen, welche ſie nach des Tacitus Bericht bey allen wichtigen Angelegenheiten zu halten pflegten[17]), eine gute Sitte, welche unſre Brüder, die Söhne Albions, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben und die auch bey uns in Deutſchland von Neuem in Aufnahme gekommen iſt.

Der aufmerkſam beobachtende Römer ſchildert in ſehr grellen Farben die Trinkſucht der Germanen[18]). Denn Durſt können ſie nicht ertragen, Tag und Nacht können ſie trinken, da fehlt es nicht an Streit, den ſie aber nicht mit Worten, ſondern mit Streichen und Wunden zu Ende bringen, und ein neuerer Epigrammatiker[19]) ſagt von ihnen:

Mors, inquit Seneca, est non esse, Polynice;
contra
Germanus mortem non bibere esse putat.

So wurde auch ſogar auf den Gräbern der

---

7) Vergl. Graff, althochdeutſcher Sprachſchatz. Bd. 2. Sp. 192.

8) Im Heliand bedeutet es auch den Eſſigtrank, der Chriſtus geeiſcht wurde.

9) Vergl. die vielen bey Schröter, juriſt. Abhandlungen. Bd. 1. S. 512 u. ff. mitgetheilten Stellen.

10) Apenroder Stadtr. v. J. 1284. d 42: Unde drincken se Aelkop unde gifft dar Neen Gelt up, we des entholden will, do bethale den Aelkop, unde seht he Neen datt he ist nicht verköfft edder kofftе, do wehre sick mitt den Mans Eeden, de den Aelkop druncken.

11) Vergl. Graff a. a. O. Bd. 3. Sp. 206.

12) Ni fullit er sih uuines ouh lides niheines. Graff a. a. O. Bd. 2. Sp. 192.

13) Vgl. Kolderup-Roſenvinge, däniſche Rechtsgeſchichte, überſetzt von Homeyer. §. 57. §. 108.

14) Vergl. Dreyer, vermiſchte Abhandlungen S. 1393 in der Note zu der oben n. 10 mitgetheilten Stelle aus dem Apenroder Stadtrechte.

15) Bey Westphalen, Monum. ined. Vol. I. p. 2032.

16) Vergl. Joh. Diac. Vita S. Gregor. Magni. S. meine deutſche Geſchichte Bd. 2. S. 197. Note 7.

17) Tacit. Germ. 14.

18) Germ. c. 4. 22. 23.

19) Owen, Epigr. II. 55. Vergl. Püttmann, Advers. jur. univers. Vol. II. pag. 110.

Todten getrunken[20]) und, um wieder dem grauen Alterthum das ſpätere Mittelalter entgegenzuſtellen, ſo wurde bey dem ſogenannten Einlager oder Einreiten, wie ſich's in Holſtein gegen das Verbot der Reichsgeſetze noch lange erhielt, ſo wacker gezecht, daß der einreitende Schuldner dadurch in noch tiefere Schulden gerieth.[21]) Auch möchte es eine hieherzuziehende Erſcheinung ſeyn, daß wo der Italiener eine buona mancia, der Franzoſe ein douceur, der Engländer ein hat money kennt, der Deutſche auch in dieſem Verhältniſſe das Trinkgeld hat. Es ſcheint demgemäß auch nicht fernab zu liegen, den Gebrauch bey Abſchließung von Kaufcontracten zur Bekräftigung derſelben einen Becher zu leeren, auf die bezeichnete germaniſche Neigung und zugleich dahin zu deuten, daß dieß ein Mittel geweſen, um etwa den Zeugen eine angenehme Rückerinnerung an das in ihrer Gegenwart abgeſchloſſene Rechtsgeſchäft zu gewähren;[22]) auf jeden Fall wäre dieß ein wohlthuenderes Mittel geweſen, als das in bayriſchen Urkunden ſo oft vorkommende Ohrenzupfen der Zeugen, oder die in ſkandinaviſchen Werken nach Olaus Magnus Angaben üblichen Seitenſtöße, mit welchen ſich die Trauungszeugen regalirten, oder gar als jene Demonſtration ad posteriora, welcher in manchen Gegenden Deutſchlands die Dorfjugend auf den Markſteinen unterlag, damit ihnen die Gemeindegränze ſtets unvergeßlich bleibe. Dennoch aber dürfte dieſe naheliegende Erklärung des Leit- oder Weintrinkens bey Käufen nicht die richtige, ſondern dieſe erſt auf einem weiteren Umwege zu ermitteln ſeyn.

Zunächſt möge darauf hingewieſen werden, daß der Wein- oder Leitkauf regelmäßig[23]) nur bey wirklichen Kaufcontracten gebräuchlich war; das Geld oder die Sache, wie oben der Rock, den Schurfiſen erhielt, die als Leitkauf gegeben werden, ſind nur Surrogat des Getränkes, welches der Käufer dem Verkäufer auf dieſe Weiſe vergilt. Daß ſolches Geld an die Frau oder Kinder gegeben wird, iſt ebenfalls nicht urſprünglich, ſondern nur eine Nachahmung der deutſchrechtlichen Arrha, die bey Verkäufen von Häuſern unter dem Namen Schlüſſelgeld, bey Verkäufen von Thieren als Handgeld vorkommt. Der berühmte Baron Caspar von Schmid in ſeinem Commentar zum bayeriſchen Landrechte[24]) unterſcheidet zwar geradezu den Leutkauf (wie er ihn irrig nennt) als arrha honoraria von dem Weinkaufe als der arrha bibalis und eifert gewaltig gegen gewiſſe bey dieſer vorkommende Mißbräuche, namentlich den, daß bey jedem unerheblichen Geſchäfte z. B. bey Beſtellung eines Hirten, bey Beendigung eines Streites über einen Fußbreit Waſens der Weinkauf getrunken werde. In Betreff dieſer Mißbräuche hat er ganz recht, ſie ſind Abweichungen von dem Princip, die man auf Rechnung des zu ſtillenden Durſtes ſetzen kann; die Beſtimmungen der Geſetze haben immer nur den Kauf im Auge und laſſen denſelben durch den hinzukommenden Weinkauf inſonderheit auch in der Beziehung kräftig werden, daß nunmehr keiner der anweſenden Verwandten des Verkäufers eine Einſprache gegen das Geſchäft erheben kann.[25]) Der Wein- oder Leitkauf iſt daher immer im Gefolge der gerichtlichen Auflaſſung oder Inveſtitur, wie ſich denn auch viele Belehnungen mit Trinkhörnern, Bechern

20) Vergl. deutſche Geſchichte Bd. I. S. 75. S. 280.

21) Vergl. mein deutſches Privatrecht Bd. I. S. 461.

22) So ſagt Schröter a. a. O. S. 512: „zur Erheiterung des Gemüths und mehrerer Aufmerkſamkeit."

23) Eine Ausnahme aus älterer Zeit iſt eine Verſtiftung von Zehnten in den M. B. IV. p. 481.

24) C. Schmid ad Jus munic. Bav. Tit. VI. Act. 3. p. 411.

25) Vergl. Lauenburg. Statut. Th. 3. Art. 5. „Ehe und zuvor ein Hauß für dem Rath überlaſſen und einen zugeſchrieben, ſoll der gewöhnliche Weinkauff getrunken, und der Kauf vollzogen ſeyn. — Wer nun für dem Weinkauffe, ſo an dem Erbe interesse zu haben vermeint, dem Kauff nicht beyſpricht, ſoll aller ſeiner Anfordrung an denſelben verluſtig ſeyn." — Naſſau-Katzenelnbogen'ſche Land-Ordnung Th. 1. Kap. 5. §. 20: Trügt ſich's auch zu, daß — der Abtrieber (Retrahent) bey Abhandlung des Kauffs — den Weinkauff darüber trinken helfen — ſo ſoll ihm der Abtrieb ſonacher nicht verſtattet werden.

und Humpen vorfinden. So erzählt Ingulf, der Abt von Croyland, von dem über ganz England verbreiteten Gebrauche ſolcher Belehnungen,[26]) auch ließ Papſt Innocenz III. den Grafen Hildebrand zu Montefiescone mit einer ſilbernen Trinkſchale belehnen, anderer Beyſpiele der Art nicht weiter zu gedenken.[27]) Ob dieſe lehnsgerichtlichen Uebertragungen mit Trinkgefäſſen in eine Kategorie mit dem Leitkaufe gehören, laſſen wir einſtweilen dahingeſtellt; um aber der wahren Bedeutung deſſelben näher auf die Spur zu kommen, iſt es nothwendig, ſich aus dem Gebiete unſers durch Handel und Wandel belebten und durch die Mannigfaltigkeit von Rechtsgeſchäften ſehr complicirten Zuſtandes in die einfacheren Verhältniſſe der Vorzeit zurückzuverſetzen; in jene Zeit, in welcher eine zwar allmählig, aber um ſo durchgreifender wirkende Revolution des ſocialen Zuſtandes noch nicht vor ſich gegangen war. Wir meinen hiemit das vorzüglich durch das Aufblühen des Handels in den Städten völlig veränderte Verhältniß zwiſchen der beweglichen Habe und dem Grundbeſitz.[28])

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen:

Göttingiſche gelehrte Anzeigen 193 Stück, bis zu dem 4. December 1843. 8.

Von dem Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein in Meiningen:

Einladungsſchrift zur eilften Jahresfeyer am 11. Novbr. 1843. 4.

26) Ingulf. Hist. Croyl. p. 901.

27) Vergl. Püttmann a. a. O. p. 113 u. ff.

28) Vergl. mein deutſches Privatrecht Bd. 1. S. 91. Bd. 2. S. 19.

Von dem imperiale regio istituto del Regno Lombardo-Veneto:

Memorie. Vol. I — V. Milano 1819 — 1838. Vol. I. Milano 1843. gr. 4.

Giornale. Tom. I — III. 1841. 1842. ib. 8.

Von der reale Accademia di scienze, lettere et arti di Modena:

Relazione delle Adunanze negli anni accademici 1840 — 42. Modena 1843. 8.

Von der Société imperiale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1843. No. II. III. Moscou 1843. 8.

Von der Société royale des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires, 1840 — 42.

Von der Imprimerie roy. à Paris:

Journal des Savants. Septbr. Novbr. 1843. Paris 1843. 4.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin 10. Decbr. 1843. I. Procés verbaux. Paris 1843. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 9. No. 8. Vol. 10. No. 1. Paris et Caen 1843. 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XVII. No. 16 — 26. Octbr. — Decbr. 1843. XVIII. No. 1. Janv. 1844. Paris 1843. 44. 8.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires par divers savants et les dans ses assemblées. Tom. quatrième. St. Pétersbourg 1843. 4.

Mémoires. Série VI, Tom V — VII. St. Pétersbourg 1842. 43. 4.

Recueil des actes des séances publiques. Tenues le 31. Decbr. 1841, le 30. Decbr. 1842 et le 12. Janvier 1843. St. Pétersb. 1843. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.
Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 17. Febr. hielt Hr. Prof. Phillips folgenden Vortrag über den Leitkauf.

(Schluß.)

Die erſtern hatten in der frühern Zeit nur einen ganz untergeordneten Werth, die letzteren hingegen waren nicht bloß phyſiſch, ſondern auch juriſtiſch unbeweglich, d. h. ſie konnten nur unter den allerdringendſten Umſtänden von einer Familie veräußert werden und zwar immer nur unter weitläufigen Feierlichkeiten und unter Zuziehung der geſammten Sippſchaft. Grundſtücke waren nicht Gegenſtände des Handels — wie ſie es leider nur zu ſehr in neueſter Zeit geworden ſind —, denn der Handel ſetzt, wie ſchon das Wort ſelbſt beſagt, bewegliche Sachen voraus, die aus einer Hand in die andere gehen. Ebenderſelbe Sinn ſcheint aber auch in dem Worte Kauf zu liegen, ſo daß wenn ein Grundſtück verkauft wurde, es dadurch gleichſam mobiliſirt, einer beweglichen Sache gleichgeſtellt wurde. Es wird nämlich das Wort Kauf geradezu in der Bedeutung einer beweglichen Sache gebraucht; „wenn Jemand Kauf ſtiehlt", heißt es in den ſächſiſchen König Ina's von Weſſex[29]) und auch ſonſt kommt das Wort oft in dem Sinne von merx vor.[30]) Darum wird Kaufmann nicht derjenige genannt, der viele Kaufcontracte ſchließt, ſondern der mit beweglichen Sachen Handel treibt. Es ſcheint aber das Wort Kauf von einer ſymboliſchen Handlung herzuleiten zu ſeyn. Im Norden wurde der für alle germaniſchen Stämme übliche Brautkauf von dem prieſterlichen Haupte der Familie durch einen Schlag mit einem Hammer, dem Hammer Thors, für geſchloſſen erklärt[31]) und es hat ſich lange der Gebrauch des Hammers bey öffentlichen Verſteigerungen in gleicher Bedeutung, die Idee ſelbſt aber noch bis auf den heutigen Tag in der Ausdrucksweiſe: „Jemandem eine Sache zuſchlagen" erhalten. Wirklich kommt auch das mit kaufen verwandte Wort kaupatjan in der Bedeutung ſchlagen, als Ueberſetzung des griech. κολαφίζειν vor.[32]) Die Handlungen der Partheyen ſelbſt, von denen die eine in Folge des Zuſchlages eine Sache aufgab, die andere ſie durch Zuſchlag erwarb, wurden ehedem durch den Ausdruck weſentlich von einander unterſchieden, wie im Lat. venum dare (vendere) und emere. Die älteren deutſchen Ausdrücke, die ſich jetzt nur noch im Engliſchen erhalten haben, ſind durchaus bezeichnend, nämlich: sellan (engl. to sell) und bigan (das engl. to buy); das erſtere bedeutet: darbieten (offerre), das letztere biegen. Dieſe Handlun-

29) Cap. 56. Gif ceorl ceap forstylth. ſ. deutſches Privatrecht. Bd. 1. S. 467. Note *

30) Graff, althochdeutſcher Sprachſchatz. Bd. 2. Sp. 376.

31) Vergleiche Grimm, deutſche Rechtsalterthümer S. 163.

32) Grimm a. a. O. S. 606.

Digitized by Google

gen werden inſonderheit an den bey den gerichtlichen Auflaſſungen zu Symbolen für die Grundſtücke gebrauchten beweglichen Sachen deutlich. Der *Gebkäufer*[33]), wie altbayriſch der Verkäufer genannt wird, bot einen Zweig oder Halm dar, der Andere, der Nehmkäufer, wie im Gegenſatze dazu geſagt werden könnte, bog den Zweig an ſich heran (ſo zeigen es die Bilder des Cod. pict. Heidelb. des Sachſenſp.) und Jener ließ ihn bey dem von dem Richter erfolgenden Hammerſchlag los. Dadurch war die Sache zugeſchlagen i. e. gekauft; davon hat ſich der Uebergang gemacht, daß das Object des Zuſchlages ſelbſt *Kauf*, das Geſchäft, welches durch Zuſchlagen geſchloſſen wurde, ebenfalls Kauf, das Erwerben durch Zuſchlag: kaufen und ſodann auch ſogar dasjenige, was zur Erwerbung verwendet wurde, *Kauf* genannt wurde; daher *Unterkauf*, was man an die Unterhändler gab, *Leitkauf* das, was für das bey Gelegenheit des Geſchäfts getrunkene Bier bezahlt wurde.

Doch warum wurde getrunken? Wir haben oben die Meinung aufgeſtellt, der Leitkauf laſſe ſich nicht als bloße Feyerlichkeit, auch nicht als ein Mittel zur Gedächtnißſtärkung erklären, zugleich aber auch darauf hingewieſen, daß nach getrunkenem Leitkauf die Erben des Verkäufers kein Widerſpruchsrecht gehabt hätten. Dieß aber ſcheint der Punkt zu ſeyn, welcher einen Fingerzeig zur Löſung des räthſelhaften judiciariſchen Trinkens bietet. Die Veräußerung eines Grundſtückes war bey den Deutſchen die wichtigſte Familienangelegenheit; denn ſie hatte die Folge, daß die Blutsfreunde ihre Rechte an dem Grundſtücke aufgeben mußten. Aber wir dürfen wohl noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, die Veräußerung an einen nicht zur Familie gehörenden ſey in der älteſten Zeit gar nicht erlaubt geweſen und es habe nach dem Tode des Beſitzers immer ein Blutsfreund das Grundſtück bekommen müſſen.[34]) Dem ſcheint zu widerſprechen, daß bereits das Alterthum den *Erbvertrag* kennt, drr gerade die Bedeutung hat, daß mit Bewilligung der Blutsfreunde ein Extraneus in die Familie aufgenommen wird, und in Folge dieſer Aufnahme wie ein Familienmitglied erbt. Er erbte aber nicht bloß wie ein Familienmitglied, ſondern weil er dieß im eigentlichſten Sinne geworden war. Wie? Die Beantwortung dieſer Frage hängt mit einigen altgermaniſchen Vorſtellungen zuſammen, namentlich der, daß durch die Zeugung mit dem Blute, welches für den Wohnſitz der Seele gilt, auch die Eigenſchaften und Rechte des Zeugenden auf ſein Kind, beſonders in Beziehung auf Stand und Grundbeſitz übertragen wurden.[35]) Die Conſequenz dieſer Idee haben wir noch in unſerem heutigen gemeinen Rechte: verliert ein Adelicher ſeinen Adel, ſo büßt das von ihm gezeugte Kind denſelben nicht ein, das nachher erzeugte Kind aber erlangt den Adel nicht, ſo auch umgekehrt: wird ein Bürgerlicher in den Adelſtand erhoben, ſo bezieht ſich dieß *nicht* (— anders iſt es im bayr. Rechte —) auf die bereits geborenen Kinder, ſondern erſt die nachher gezeugten erhalten den Adel ihres Vaters; ſoll er auch jenen zu Theil werden, ſo müſſen ſie beſonders in die Standeserhöhung ihres Vaters mit aufgenommen werden. Wir finden nun in dem germaniſchen Alterthume ſehr deutliche Spuren von dem Bluttranke, der künſtlich die Zeugung erſetzt; indem Einer dem Andern von ſeinem Blute zu trinken giebt, macht er ihn künſtlich zu ſeinem Sohne; indem er ihn, mit Beyſtimmung der natürlichen Blutsfreunde, zu ſeinem Sohne macht, giebt er ihm auch das Succeſſionsrecht in ſein Grundſtück. Hier findet alſo nicht eine Veräußerung der Grundſtücke aus der Familie ſtatt, ſondern die Familie wird durch den Zuwachs einer Perſon vermehrt. Aus der urſprünglichen Form dieſes Familien- oder Erbvertrages hat ſich aber unſtreitig das ganze Inſtitut der gerichtlichen Auflaſſung gebildet, die eben auch im Kreiſe der Familie oder der aus der Familie hervorgegangenen Gemeinde vorgenommen werden mußte. Eben hiemit ſteht aber auch eine andere Vorſtellung in Verbindung, welche durch das ganze germaniſche Hei-

33) Schmeller, bayr. Wörterbuch, Bd. 2. S. 28.

34) Deutſche Geſch. Bd. 1. S. 176. u. f. S. 591 u. f. — Deutſches Privatrecht Bd. 1. S. 387 u. f.

35) Deutſche Geſch. Bd. 1. S. 66.

Digitized by Google

denthum hindurchgeht, und daher auch auf die Entwicklung des Rechts nicht ohne Einfluß hat bleiben können. Die Germanen dachten ſich den Menſchen als eine Pflanze, der von den Göttern das Leben eingehaucht ſey. Es würde zu weit führen, dieß im Einzelnen zu entwickeln[36], und nur beyläufig mag darauf hingewieſen werden, daß die Sprache in den Ausdrücken: Abſtammung, Stammbaum, ſo wie in dem Worte Leute, welches die Gewachſenen bedeutet, die Idee noch überliefert hat. In dem Rechte aber zeigt ſich dieſe heidniſche Vorſtellung darin wirkſam, daß der Menſch, der nicht etwa bloß Leibeigne, wie zu dem Grundſtücke gehörig, gedacht wird, gleichſam die edelſte Pflanze iſt, die auf demſelben wächſt. Er iſt innig mit demſelben verbunden, wie ſich dieſer Gedanke in manchen Gegenden auch noch darin erhalten hat, daß der Einzelne den Namen des Grundſtückes annimmt, auf dem er ſitzt; z. B. in Weſtphalen: Wilhelm Neuland, geborner Achtermann, wo letzteres der Familienname iſt, eine Bezeichnung (ähnlich der eines verheiratheten Frauenzimmers), die gleichſam eine Vermählung der Menſchen mit Grund und Boden ausdrückt. Welchen Sinn kann daher wohl der wunderbare Gebrauch haben, wenn im ſkandinaviſchen Lande eine beſonders innige Freundſchaft und Genoſſenſchaft auf folgende Weiſe beſiegelt wird[37]: die beyden, welche in dieſes nahe Verhältniß zu einander treten wollen, heben mit ihren Speeren ein Stück Waſen auf, ſtellen ſich darunter, verwunden ſich gegenſeitig, laſſen das Blut in die Erde rinnen und decken dann den Waſen darüber wieder zu. Iſt nicht auch dieß eine Vermählung mit dem Grundſtücke? gleichſam eine Einpflanzung deſſen, der noch nicht dazu gehörte? Dieſe Handlung, wie die des Bluttrankes, ſcheint auch nichts Anderes, als die Aufnahme eines Extranens in die Familie geweſen zu ſeyn. Der Waſen iſt es aber auch wieder, welcher bey der gerichtlichen Auflaſſung als Symbol des zu übertragenden Grundſtückes eine Rolle ſpielt, wie noch heut zu Tage bey uns in München der Waſenſtich beym Ewiggelde in ähnlicher Bedeutung vorkommt. Aus dem Erbvertrage hat ſich aber die gerichtliche Auflaſſung entwickelt und es iſt der Leit- oder Weinkauf urſprünglich nichts Anderes, als der Bluttrank. An der Stelle des eigenen Blutes giebt der Uebertragende dem Empfänger das Blut der Rebe, die wir er auf dem Grundſtücke gewachſen, oder den Saft des Getreides, oder den Saft der Früchte (denn Leit bedeutet auch den Aepfelwein) zu trinken; ſo wie er den Halm oder den fruchtbringenden Zweig hinreichet und damit das Grundſtück überträgt, ſo reicht er auch den Trank, durch den er ehedem den Empfänger perſönlich mit ſich, ſpäter mit dem Grundſtücke verbindet. Nachdem die dem ganzen Inſtitute zum Grunde liegende Idee ſich verloren hatte, war es ſehr natürlich, daß man an dem Wein- und Biertrinken nicht bloß den Käufer, ſondern überhaupt die anweſenden Perſonen Theil nehmen ließ. Wem indeſſen das Trinken des Menſchenblutes gar zu barbariſch vorkommen ſollte, dem ſagt vielleicht eine andere Erklärung mehr zu. Es war bey den germaniſchen Opfern gebräuchlich, von dem Opferthiere zu eſſen und von ſeinem Blute zu trinken.[38] So reichte man dem Chriſt gewordenen König Hakon von Norwegen das Horn, mit Thierblut gefüllt, zum Trunke; er machte das Kreuzeszeichen darüber und trank. Die Aufnahme in die Familie war zugleich immer eine religiöſe Handlung, gewiß vom Opfer begleitet; man trank das Blut des Thieres. Zieht man dieſe Erklärung vor, (doch ſcheint die erſtere zuſagender), ſo iſt das Mittrinken Anderer außer dem Verkäufer, ebenfalls ſchon als alterthümlich anzuſehen.

Nachdem wir dieſe Bedeutung des Trinkens feſtgeſtellt haben, laſſen ſich auch noch zwey andere Erſcheinungen erklären. Wir haben bey uns den Gebrauch des Zutrinkens und des Beſcheidthuns; durch das Zutrinken ſoll ein näheres Freundſchafts-Verhältniß bezweckt werden, die Weigerung der An-

36) Vergl. deutſche Geſch. Bd. 1. S. 65. u. f.

37) Vergl. deutſche Geſch. Bd. 1. S. 177. u. f.

38) Die Frage des Pſalmiſten XLIX. 13: Nunquid manducabo carnes taurorum? aut sanguinem hircorum potabo? läßt ſich für die Germanen, wie für viele heidniſche Völker bejahen. Vergl. Mone, Geſch. d. Heidenthums. Bd. 1. S. 242. 371. 414. Bd. 2. S. 31. 96.

Digitized by Google

nahme iſt eine Beleidigung. Es wird Bruderſchaft getrunken, durch den Trank alſo der Eine zum Bruder des Andern gemacht, fortan reden ſie ſich mit Du an. Sollte nicht auch dieſe Trinkbruderſchaft an den urſprünglichen Bluttrank mahnen? Ein anderer Gebrauch, ſpäterhin falſch verſtanden, erhielt ſich bey dem militäriſchen Werbſyſtem. Der Werb-Offizier trank dem Anzuwerbenden zu auf des Kaiſers Wohl. That der Angeſprochene Beſcheid, ſo war er des Kaiſers Mann. Späterhin wird in den Kriegsreglements das Zutrinken als eine Verführungsmaßregel, weil im Rauſche leichter etwas zugeſtanden wird, verboten; die Offiziere ſollen nicht werben per filiss et vinum.

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Academie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der Académie impériale des Sciences de St. Pétersbourg:

Bulletin scientifique. T. IX. No. 13 — 14. T. X. No. 1 — 2. St. Pétersb. 1842. 4.

Bulletin de la classe physico-mathématique. T. I. ib. 1843.

Von der Académie royale des Sciences, Belles Lettres et Arts de Rouen:

Précis analytique des travaux. Tom. I — XVII. 1744 — 1842. Rouen 8.

Von der Sinsheimer Geſellſchaft zur Erforſchung der vaterländiſchen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Neunter Jahresbericht. Vom Stadtpfarrer Karl Wilhelmi. Sinsheim 1843. 8.

Von dem Vereine für meklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher aus den Arbeiten des Vereins, herausgegeben von Liſch. Achter Jahrgang. Schwerin 1843. 8.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Stokholm:

Handlingar för år 1841. Stokholm 1842. 8.

Berättelse om Astronomiens Framsteg för Åren 1837 — 1841. Af N. H. Selander. ibid.

Årsberättelse om Zoologiens Framsteg under åren 1840 — 1842; af C. H. Boheman. (Th. 2.) ib. 43. 8.

Årsberättelse om Technologiens Framsteg är 1841; af G. E. Pasch. ib.

Årsberättelse om Framstegen i Kemi och Mineralogie afgifven den 31. Mars 1841, 42, 43 af Jac. Berzelius. ibid.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Dr. Rudolph Biſchoff, Edlen von Altenſtern, Regierungsrath ꝛc. in Wien:

Ueber Vergiftungen. Wien 1844. 8.

Praktiſche Monographie der Bandwurmkrankheit, von Prof. Dr. Wawruch in Win. ebd.

Von dem Herrn Dr. Joſeph Aſchbach, Profeſſor in Bonn:

Geſchichte der Grafen von Wertheim. Th. 1. und 2. Frankfurt a. M. 1843. 8.

Von dem Herrn M. L. Bouton in Maurice:

Rapports II et III sur les travaux de la société d'histoire naturelle de l'île Maurice. Maurice 1843. 4.

Von dem Cavaliere Luigi Canina in Rom:

Architettura dei tempj cristiani. Roma 1843. gr. f.

L'Architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti. ibid. 8.

Von dem Herrn Grafen Maxime de Choiseul-Daillecourt à Paris:

1688 — 1830, ou parallèle historique des révolutions d'Angleterre et de France, sous Jacques II. et Charles X. Paris 1844. 8.

Von dem Herrn Guſtav v. Eichthal in Paris:

Mémoire sur l'histoire primitive des races océaniennes et americaines. Paris 1843. 8.

Von dem Herrn P. Flourens in Paris:

Anatomie générale de la peau et des membranes Muqueuses. Paris 1843. 4.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Syſtem der Wiſſenſchaft von G. Wilhelm Fr. Hegel. Erſter Theil. Die Phänomenologie des Geiſtes. Bamberg 1807. Zweyte Ausgabe von Schulze. 1842.

Es ſind nun ſchon einige Decennien verfloſſen, ſeit Hegel den großen Gedanken faßte, in „der Phänomenologie des Geiſtes" ſeine Bildungsgeſchichte aus ihrem Begriffe zu reproduciren und den Stufengang zu erweiſen, durch welchen er von der unmittelbarſten Form des Bewußtſeyns bis zum abſoluten Wiſſen ſich erhebe, welches das Princip der abſoluten Wiſſenſchaft: der Logik ſey, die ſich durch ihre innere Fortbeſtimmung zur Philoſophie der Natur und des Geiſtes entwickle und vollende. Demnach ſey die Phänomenologie eben ſo ſehr das Werden oder die Geneſis des ſpeculativen Wiſſens, oder ſie geſtalte ſich eben ſo ſehr zur Propädeutik der Logik *) (380), wie ſie die Geſtaltungen und Sphären des Weltgeiſtes in der ſyſtematiſchen Ordnung darſtelle, in welcher ſie ſeine „begriffene Organiſation" oder (S. 21) „das ganze Reich ſeiner Wahrheit ausmachen." Demnach wäre Hegels Philoſophie als abſolute Wiſſenſchaft das Reſultat und die Wahrheit der Bildungsgeſchichte des Weltgeiſtes, deren dialektiſche Entwicklung die Aufgabe der Phänomenologie ſey.

Wenn wir nun aber erwägen, daß das reine Wiſſen, welches ſich als letzte abſolute Wahrheit der Phänomenologie ergeben ſoll, „den Gegenſtand innerlich gemacht habe und ihn als ſich ſelbſt wiſſe: das abſtracte," oder, wie Hegel im Anfange ſeiner Logik ſelbſt geſteht, „das leere Denken" iſt, welches in ſeiner abſoluten Unbeſtimmtheit mit dem reinen d. h. leeren Seyn zuſammen fällt, das von dem reinen Nichts nicht unterſchieden werden kann, ſo ſehen wir ſchon hieraus, wie ſehr die objective Aufgabe der Phänomenologie als einer Philoſophie der Bildungsgeſchichte des Weltgeiſtes ihrer ſubjectiven Aufgabe als einer Propädeutik der Logik geopfert wird, und wie negativ und formell, wie gewaltthätig und künſtlich eine Dialektik verfahren wird, welche alle Geſtaltungen des Bewußtſeyns in jene unbeſtimmte Identität des Subjectiven und Objectiven, des Denkens und Seyns (welche das Element des reinen oder abſoluten Wiſſens ſey), zuſammen ſchwinden läßt.

Und da ein unwahres Reſultat nur durch eine petitio principii anticipirt werden kann, ſo hat Hegel ſchon in der Einleitung des erwähnten Werkes den Verſuch gemacht, die Identität des Gegenſtandes mit dem Wiſſen, welche die Vorausſetzung ſeiner ganzen Dialektik bildet, durch einen circulus in demonstrando zu beweiſen. Es geht daher von der Frage über die Erkennbarkeit des Gegenſtandes oder des Seyns durch das Subject oder das Denken aus und leitet S. 17 aus der zu beweiſenden, aber von ihm nur vorausgeſetzten Annahme, der Gegenſtand gehöre weſentlich dem Wiſſen an, die unbegründete Folgerung ab, wenn das Bewußtſeyn „an ſeinem Gegenſtande ſein Wiſſen dieſem

*) Als ſolche wurde ſie von Gabler, Hegels gründlichſtem Schüler, ausdrücklich gefaßt und dargeſtellt.

nicht entſprechend finde, ſo halte auch dieſer ſelbſt nicht aus und indem mithin der Maßſtab der Prüfung (der Gegenſtand) mit dem (Wiſſen), deſſen Maßſtab er ſeyn ſollte, ſich ändere, ſinke dem Bewußtſeyn das, was zuerſt als der Gegenſtand erſchien, zu einem bloßen Wiſſen von ihm herab."

„Statt daß es mithin ſonſt ſcheine, daß wir die Erfahrung von der Unwahrheit unſers erſten Begriffs an einem äußern Gegenſtand machen, ſo daß überhaupt nur das reine Auffaſſen deſſen, was an und für ſich iſt, in uns falle, zeige ſich in jener Anſicht der neue (ideelle, weil nur gewußte oder nur für das Bewußtſeyn ſeyende) Gegenſtand als geworden durch eine Umkehrung des Bewußtſeyns ſelbſt, und dieſer Umſtand ſey es, welcher die ganze Folge der Geſtalten des Bewußtſeyns in ihrer Nothwendigkeit leite." In dieſer petitio principii wird mithin die negativ idealiſtiſche Dialektik, durch welche das Weſen der Gegenſtände oder ihre Realität aufgehoben und zum nur gewußten und mithin ideellen Seyn herabgeſetzt oder reducirt wird, ſo entſchieden beſtimmt, daß Hegel, um zu dem im Princip vorausgeſetzten Reſultate zu gelangen, keine Geſtalt des Bewußtſeyns in ihrer objectiven Realität erfaſſen und entwickeln kann *). Die Stufen, durch welche ſich das Bewußtſeyn oder der erſcheinende Geiſt zum abſoluten oder reinen Wiſſen läutere, ſind 1) das (gegenſtändliche) Bewußtſeyn, 2) das Selbſtbewußtſeyn, 3) die Vernunft und endlich 4) der Geiſt.

I. **Das gegenſtändliche Bewußtſeyn.** Weil in der immanenten Kreisbewegung des Denkens der Schluß in den Anfang zurückkehren muß, ſo behauptet Hegel von der erſten unmittelbarſten Form des gegenſtändlichen Bewußtſeyns, ihre Wahrheit enthalte allein das reine Seyn, das, wie wir ſchon wiſſen, der Inhalt des reinen Wiſſens iſt, welches das Reſultat der Phänomenologie bildet. Und wirklich erklärt er ſich am Ende dieſes Werkes: „Der ſich ſelbſt wiſſende Geiſt, eben darum, daß er ſeinen Begriff erfaßt, iſt er die unmittelbare Gleichheit mit ſich ſelbſt, welche in ihrem Unterſchiede die Gewißheit vom **Unmittelbaren** iſt oder das **ſinnliche Bewußtſeyn**;" ein Reſultat, welches nicht nur dem Begriffe des **ſich** (alſo nicht das **ſinnliche Seyn!**) oder **ſein Weſen** wiſſenden Geiſtes, ſondern auch dem Zwecke der Phänomenologie ſelbſt widerſpricht, welchen Hegel in der Vorrede zur Logik ausdrücklich dahin beſtimmt, daß „ſich der erſcheinende Geiſt von **ſeiner Unmittelbarkeit** und **Concretion** befreye."

Wie es nun ferner der ſinnlichen Gewißheit ſelbſt widerſpricht, daß ſie ſich, wie Hegel behauptet, „für die abſtracteſte Wahrheit ausgebe, welche von dem, was ſie wiſſe, nur dieß ausſage: daß es iſt," da ſie ſich vielmehr auf das concrete Einzelne z. B. dieſen Baum bezieht, ſo widerſpricht dieſe Umkehrung derſelben in das abſtract verſtändige Bewußtſeyn des reinen Seyns ſeiner eignen Erklärung: „wir haben uns, um den concreten Inhalt derſelben als der reichſten Erkenntniß zu erfaſſen, eben ſo unmittelbar oder aufnehmend zu verhalten." Nicht weniger objectiv glaubt er die ſinnliche Gewißheit durch ihre eigene Erfahrung ſich widerlegen zu laſſen, indem er meint, die Fragen: was iſt jetzt? oder was iſt hier? werden durch die in Beziehung auf andre Zeiten oder Oerter anders ausfallenden Antworten widerlegt. Allein ſtatt hiedurch, wie Hegel meint, ihrer Unwahrheit überwieſen zu werden, wird die ſinnliche Gewißheit durch die Zu-

*) Da von der wahren Einſicht in die Einleitung der Hegel'ſchen Phänomenologie die Beſtimmung ihrer ganzen Tendenz abhängt, ſo ſcheint es mir der Erwähnung werth, daß ſich ein Sachkenner, wie J. H. Fichte, nicht nur über meine ſchon in meiner Metaphyſik (1834) erſchienene vollſtändige Kritik der erſtern in ſeiner Zeitſchrift für Philoſophie IV. Bd. II. Heft 1839 S. 292 mit vollſter Zuſtimmung erklärt hat, ſondern ſich auch in der zweyten Ausgabe ſeiner Charakteriſtik der neuern Philoſophie S. 813 ausdrücklich auf meine ſchon dort verſuchte Widerlegung des Hegel'ſchen Cirkelbeweiſes der Identität des Gegenſtandes mit dem Wiſſen und auf meine in der Schrift die Idee der Gottheit (Tübingen 1839) S. 21 verſuchte Kritik von Schallers Apologie des Hegel'ſchen Standpunktes beruft.

ſammenfaſſung unterſchiedner Wahrnehmungen nur darüber verſtändigt, daß das Jetzt und das Hier Allgemeinheiten ſind, welche unterſchiedne Einzelheiten in ſich begreifen, und daß das Einzelne nicht iſolirt, ſondern nur als Moment oder Beſtimmtheit, oder als Organ des Allgemeinen (z. B. der Gattung), welches es individualiſirt, exiſtirt und erfaßt werden kann. Wenn aber Hegel daraus, daß das Einzelne ohne ſeine Beziehung zum Allgemeinen weder erkannt noch ausgeſprochen werden *) kann, auf die Weſenloſigkeit und Unwirklichkeit alles Einzelnen ſchließt, ſo verfällt er, da nur die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen weſenhafte Wirklichkeit iſt, in das entgegengeſetzte Extrem von der Meinung, welche das Allgemeine für unwirklich hält. So fern ſich die Allgemeinheit in die ſich eben ſo ſehr von einander unterſcheidenden, wie ſich auf einander beziehenden Einzelnen ſpecificirt, beruht ſeine Behauptung: „Ich iſt nur allgemeines, wie Jetzt, Hier oder Dieſes überhaupt, indem ich ſage: Ich dieſer einzelne Ich ſage ich überhaupt alle Ich **) oder indem ich ſage dieſes Hier ſage ich alle Hier" auf der Abſtraction von der Eigenthümlichkeit des Einzelnen, durch welche es eben ſo ſehr die an ſich unbeſtimmte und unwirkliche Allgemeinheit beſtimmt und verwirklicht, wie es ſich durch ſie von anderem Einzelnen unterſcheidet. Wenn nun die ſinnliche Gewißheit, wie Hegel zeigt, ſelbſt die Erfahrung macht, daß das Einzelne als Einheit von beſondern Beſtimmungen oder als Ding von vielen Eigenſchaften an ſich ſelbſt allgemein ſey, ſo wird durch dieſe von Hegel ſogenannte Wahrnehmung die Einzelnheit nicht negirt, ſondern vielmehr in ihrer Wahrheit erkannt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Wenn die ſinnliche Gewißheit nur ſagt: Dieſer Baum, ſo bezieht ſie den Einzelnen (dieſen) ſchon auf die allgemeine Gattung (des Baumes.)

**) Die lächerliche Conſequenz, die ſich aus dieſer Annahme ergiebt, iſt zu ſehr am Tage, als daß wir ſie ausdrücklich abzuleiten brauchten.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Real compañia de comercio para las islas de Santo Domingo Puerto-Rico y la Margarita.

Dr. Fr. v. Reden, Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbsgeographie und Statiſtik. Berlin 1844.

Ludw. Feuerbach, Grundſätze der Philoſophie der Zukunft. Zürich 1843.

Dr. A. Buchner, Grundſätze der Philoſophie. Heft 1. 2. München 1843.

W. A. Günther, Euriſtheus und Herakles. Metalogiſche Kritiken und Meditationen. Wien 1843.

Dr. Fr. A. Staudenmaier, Darſtellung und Kritik des Hegelſchen Syſtems. Aus dem Standpunkte der chriſtlichen Philoſophie.. Mainz 1843.

Dr. J. Eodam, Die Erſcheinungen der Elektricität und des Magnetismus in ihrer Verbindung mit einander. Weimar 1843.

Nyt magazin for Naturvidenskaberne. T. 1 — 4. Christiania 1837 — 1843.

A. Fr. P. Nowák, Die Lehre vom telluriſchen Dampfe und von der Circulation des Waſſers unſerer Erde. Prag 1843.

Pouillet's Lehrbuch der Phyſik und Meteorologie für deutſche Verhältniſſe frei bearb. von Dr. J. Müller. Lief. 1 — 8. Braunſchweig 1843.

Dr. B. Studer, Lehrbuch der phyſikaliſchen Geographie und Geologie. Kap. 1. enthaltend: die Erde im Verhältniß zur Schwere. Bern 1843.

Dr. Guſt. Klemm, Allgemeine Culturgeſchichte der Menſchheit. Bd. 1. 2. Leipzig 1843.

Graf M. Björnſtierna, Die Theogonie, Philoſophie und Kosmogenie der Hindus. Stockholm 1843.

Woman's Rights and duties, considered with relation to their influence on society and on her own condition. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Google

J. B. Riſtelhueber, Die Straf- und Beſſerungsanſtalten nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit. Mainz 1843.

Th. Schärrer, Revolution und Reſtauration der Staatswiſſenſchaft. Hiſtoriſch und kritiſch dargeſtellt. Lief. 1. 2. Luzern 1842.

Armengaud, Das Eiſenbahnweſen. Lief. 1 — 6. Weimar 1843.

G. A. Borgnis, Elementi di statica architettonica. Fasc. 1 — 7. Milano 1842.

W. Emmich, Verſuch einer Ueberſicht ſämmtlicher bekannter Bauwerke der Vorzeit und deren Denkmäler als Beytrag zur Geſchichte und Archäologie der Baukunſt. Frankf. 1843.

S. Boiſſerée, Geſchichte und Beſchreibung des Domes von Köln. München 1842. 4.

Chr. Doppler, Verſuch einer Erweiterung der analytiſchen Geometrie auf Grundlage eines neu einzuführenden Algorithmus. Prag 1842. 4.

C. Adams, Die Lehre von den Transverſalen in ihrer Anwendung auf Planimetrie. Winterthur 1843.

Rob. Heller, Der Prinz von Oranien. Leipzig 1843.

Hoſſmann von Fallersleben, Die deutſchen Geſellſchaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen geſammelt. Leipzig 1843.

Dombauſteine. Herausgegeben von einem Vereine deutſcher Dichter und Künſtler 1843. Karlsruhe 1843.

Joh. M. Firmenich, Germaniens Völkerſtimmen. Lief. 3. Berlin 1844.

G. Lobo, Obras poeticas. Madr. 1758.

Leand. Ferd. de Morstin, Obras. Vol. 1 — 6. Madr. 1831.

M. Rosa Galvez de Cabrera, Obras poeticas. T. 1 — 3. Madr. 1804

Ramon de la Cruz y Cano, Teatro, ó coleccion de los Saynetes y demas obras dramaticas. T. 1 — 10. Madr. 1786 — 1791.

J. B. de Arriaza, Poesas liricas. Vol. 1. 2. Madr. 1829.

Le Rime di Vittoria Colonna corrette su i testi a penna e pubblicate con la vita dellam edesima dal cav. Pietro Ercole Visconti. Rom 1840.

Briefe preußiſcher Staatsmänner, herausgegeben von D. Dorow. Bd. 1. K. E. Oelſner an Fr. A. von Staegemann von 1815 — 1827. Leipzig 1843.

Greg. Mayans i Siscar, Cartas morales, militares, civiles, i literarias de varios autores españoles. T. 1 — 5. Valencia 1773.

Johannis Saresberiensis, Entheticus de dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus a Ch. Petersen. Hamb. 1843.

Fr. X. Fernbach, Ueber die Kenntniß und Behandlung der Oelfarben. München 1834.

Franc. Zanotto, Il Palazzo ducale di Venezia. Fasc. 1 — 8. Venezia 1842. 4.

Geſchichtliche Einleitung in das Corpus Juris des ruſſiſchen Reichs. Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen. Riga 1833.

Andr. Marc. Burriel, Cartas eruditas y criticas. Madr. 1792. 4.

Zbior praw Litewskich od roku 1389 do roku 1529. Tudziez rozprawy sejmowe o tychze prawach od roku 1544 do roku 1563. Poznan 1841. 4.

Joaquim José Caetano Pereira e Sousa, Esboço de hum diccionario juridico, theoretico e practico remissivo ás leis, compiladas e extravagantes. T. 1 — 3. Lisboa 1825 — 27. fol.

Dr. C. E. Krauſe, Die deutſchen Schwurgerichte. Leipzig 1843.

Fr. Ch. Arnold, Ueber Eidesleiſtung durch Stellvertreter im Civilproceß. Erlangen 1843.

E. Ch. G. Schneider, Vollſtändige Lehre vom rechtlichen Beweis in bürgerlichen Rechtsſachen. Neu herausgegeben von C. Hofmann. Gießen 1842.

Urtheil der Juriſten-Facultät zu Jena, betr. den Reichsgräflich Bentinck'ſchen Succeſſionsfall. Zum Druck befördert durch Dr. C. F. Dieck. Leipzig 1843.

Charles de Martens, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Dr. K. Th. Pütter, Beyträge zur Völkerrechtsgeſchichte und Wiſſenſchaft. Leipzig 1843.

Dr. W. M. Schaffrath, Theorie der Auslegung conſtitutioneller Geſetze, nach conſtitutionellem Staats- und gem. deutſchen Rechte. Leipzig 1842.

Dr. L. Snell, Handbuch des Schweizeriſchen Staatsrechtes. Bd. II. Kantonalſtaatsrecht. Abth. 1. Zürich 1843.

Dr. A. Habicht, Rechtliche Erörterungen und Entſcheidungen gemeinrechtlicher Controverſen. Bd. 1. Zerbſt 1843.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Syſtem der Wiſſenſchaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Fortſetzung.)

Um nun eben ſo ſehr die Wahrnehmung wie die ſinnliche Gewißheit zu widerlegen, erzeugt er in der Dialektik des Dings einen Widerſpruch, der in ſeinem Begriffe nicht enthalten iſt. Er betrachtet es nämlich einerſeits als negative, die Vielheit der Eigenſchaften ausſchließende Einheit, andrerſeits als *einheitsloſe* Vielheit von Eigenſchaften, die ſich als ſelbſtändige Stoffe oder Materien verhalten, und erklärt daraus die Nothwendigkeit ſeiner Auflöſung. Allein ſtatt daß dieſe aus dem Begriffe des Dings, welches als ſolches concrete im Unterſchiede ihrer Beſtimmungen exiſtirende oder ſich behauptende Einheit iſt, nothwendig oder weſentlich folgt, iſt ſie (die Auflöſung des Dings) vielmehr die Vorausſetzung der Verſelbſtändigung ſeiner Beſtimmungen zu ausſchließlichen Stoffen. Oder wenn er mit Recht behauptet, daß das Ding nur dadurch, daß es für anderes ſey, oder nur durch ſein Verhalten zu anderem ſich von dieſem unterſcheide und an ſich oder in der Einheit mit ſich exiſtire, ſo ſetzt er in der weiteren Behauptung: es ſey *weſentlich nur* dieß Verhalten zu anderem ſeine abſolute Unſelbſtändigkeit, durch welche es zu Grunde gehe, voraus, ſtatt ſie zu beweiſen. Denn obgleich die Dinge nur im Verhältniß zu anderem ſich auf ſich beziehen und ſich in ihrer Einheit mit ſich behaupten, ſo folgt doch keineswegs aus dem Begriffe des individuellen Daſeyns, daß es *weſentlich nur* das Verhalten zu anderem ſey, was es vielmehr erſt wird, nachdem es ſeine Identität mit ſich, in welcher es ſich weſentlich zu ſich verhält, verliert und in ein anderes über- oder untergeht. Daß die Dinge aber vergänglich ſind, folgt nicht unmittelbar aus ihrem Begriffe. Das Reſultat der Widerlegung der Wahrnehmung iſt ſo negativ, wie das der ſinnlichen Gewißheit, es iſt die Vorſtellung des unbeſtimmt Allgemeinen, welches das Princip des Verſtandes ſey. Wenn dieſer Kraft und Aeußerung abwechſelnd von einander ſcheide und auf einander zurück führe, ſo ſey die Wahrheit dieſes Verhältniſſes die Einheit des Innern und Aeußern, eine Einheit, die aber Hegeln zur Identität oder zur Dieſelbigkeit wird. Durch die Vorſtellung eines Unterſchiedes, der aber *keiner* ſey, (— eine contradictio in adjecto —) „das Geſetz, in welches ſich die Kraft unterſcheide, und ihre Aeußerung ſey gerade ſo beſchaffen, wie die Kraft ſelbſt“ (— eine nichtsſagende Tautologie —) erhebt ſich Hegel zum Begriff des Lebens, welches ihm weiter nichts iſt, als „die ſich zum Gegenſatz unterſcheidende und durch Aufhebung des Unterſchiedes ſich ſelbſt gleiche Einheit.“ Dieſe von ihm ſogenannte einfache Unendlichkeit, welche das Leben nur *an* ſich ſey, werde das Bewußtſeyn, indem es ſie als ſeine Wahrheit erfaſſe, *für* ſich und dadurch erhebe es ſich zum Selbſtbewußtſeyn. „Ich, ſagt er S. 98, unterſcheide mich von mir ſelbſt, und es iſt darin unmittelbar für mich, daß dieß unterſchiedene *nicht* unterſchieden iſt;“ (oder vielmehr daß der Unterſchied und möglicherweiſe ſelbſt der Widerſpruch meiner als Subjects von mir als Object durch die Einheit meines Selbſtbewußtſeyn aufgehoben oder verſöhnt iſt oder es werden kann).

y Google

II. Das Selbſtbewußtſeyn.

Nachdem ſich nun Hegel durch die Abſtraction von der concreten Beſtimmtheit des gegenſtändlichen Bewußtſeyns zum Selbſtbewußtſeyn erhoben hat, glaubt er dieſes nur dadurch als Gewißheit ſeiner ſelbſt erfaſſen zu können, daß er in dieſer ſubjectiven Wahrheit alle objective Wahrheit des Bewußtſeyns verſchwinden läßt. °Daher ſagt er S. 105: „Das Seyn der Meinung, die Einzelnheit und die ihr entgegengeſetzte Allgemeinheit der Wahrnehmung (er beſtimmte dieſe ſelbſt als ſinnliche Allgemeinheit und mithin als Wahrheit der ſinnlichen Einzelnheit) ſo wie das leeee Innere des Verſtandes ſind nicht mehr als Weſen ſondern als Momente des Selbſtbewußtſeyns, das heißt als Abſtractionen oder Unterſchiede, welche für das Bewußtſeyn ſelbſt zugleich nichtig oder keine Unterſchiede und rein verſchwindende Weſen ſind.“ So ſehr es nun aus dem Begriffe des Selbſtbewußtſeyns folgt, daß es ſich nur in ſeiner Selbſtunteeſcheidung vom Andersſeyn oder vom gegenſtändlichen Seyn und von einem andern Selbſtbewußtſeyn erfaßt und realiſirt, ſo ſehr widerſpricht es der Wahrheit dieſes Verhältniſſes, daß das ſelbſtbewußte Subject ſich, wie Hegel meint, nur in der Begierde auf das äußerliche Seyn beziehe (ſich mithin praktiſch eben ſo negativ zur Natur verhalte wie theoretiſch) und als abſtractes ausſchließliches Fürſichſeyn nur auf Koſten eines andern Subjects ſich behaupte. Aber dem Principe der Negativität, welches von Hegel als dee Grund alles geiſtigen wie natürlichen Lebens vorausgeſetzt wird, entſpricht es vollkommen, daß er nur von einer Bearbeitung und Aufzehrung der Objecte durch das ſelbſtbewußte Subject, nicht aber von der Veredlung und Verſchönerung der Natur durch den Menſchen weiß, und die „Anerkennnng“ der Subjecte nur durch einen Kampf auf Leben und Tod, deſſen Reſultat im beſten Falle das Verhältniß von einſeitiger Selbſtändigkeit und Unſelbſtändigkeit, von Herrſchaft und Knechtſchaft ſey, zu Stande kommen läßt. Die Nothwendigkeit dieſes Kampfes ſucht Hegel aus dem Begriffe der Anerkennung ſelbſt zu deduciren, indem er von der unbegründeten Vorausſetzung ausgeht, „daß ein Selbſtbewußtſeyn dadurch, daß ein anderes Selbſtbewußtſeyn für es (das erſtere) ſey, *außer ſich gekommen* ſey,“ und daß es nur „durch Negation des andern ſich zur Gewißheit ſeiner ſelbſt erheben“ könne. Da nun aber ein Subject nur dadurch, daß es ſich wie im Auge, ſo im Bewußtſeyn des andern als ſeines Gegenbildes ſpiegelt, ſeiner ſelbſt wahrhaft bewußt wird; — daher z. B. in Wildniſſe gerathene Kinder nur zur Selbſtempfindung, nicht aber zum Selbſtbewußtſeyn gelangen können —; ſo kommt ein Subject durch ſein wahres Verhältniß zum andern, nicht *außer ſich*, ſondern erſt wahrhaft zu ſich oder es *findet ſich im andern*, und die Entwicklung des Selbſtbewußtſeyns wird mithin um ſo wahrer ſeyn, je entſchiedner es das andere Selbſtbewußtſeyn, das für es iſt, anerkennt. Je negativer ſich aber das eine verhält, und je unſelbſtändiger mithin das andere iſt, deſto weniger wird das erſte in ihm und an ihm ſich zu finden und zu bilden vermögen. Daher denkt man ſich auch das urſprüngliche patriarchaliſche Verhältniß der ſelbſtbewußten Individuen nicht unmittelbar in der dem Begriffe dee Einheit widerſprechenden Weiſe, in welcher ſie ſich als egoiſtiſche Subjecte befehden und ſich nothwendig als ſelbſtändig und unſelbſtändig in dem von Hegel bezeichneten deſpotiſchen und ſervilen Sinne verhalten, wenn gleich die Ueberwindung dieſes negativen Verhältniſſes den Uebeegang zu höheren Bildungsſtufen begründen kann.

Die weitere Realiſirung des Selbſtbewußtſeyns iſt nach Hegel ſeine Geſtaltung zum Stoicismus und von dieſem zum Skepticismus und das von ihm ſogenannte unglückliche, in ſich entzweyte Bewußtſeyn, worunter ſein Schüler Roſenkranz „die Schilderung der Religioſität des Mittelalters“ verſteht, ſoll den Uebergang des Selbſtbewußtſeyns zur Vernunft begründen, welche Hegel als „Gewißheit des Bewußtſeyns in ſeiner *Einzelnheit abſolut an ſich* oder *alle Realität* zu ſeyn (S. 161) beſtimmt.

Wenn es nun ſchon billig auffallen muß, daß Hegel von der Schilderung des Kampfes um Herrſchaft und Knechtſchaft, welcher ſich in jeder Sphäee der Weltgeſchichte wiederholt, zu den eigenthümlichen Geſtalten des philoſophiſchen Bewußtſeyns, als welche wie den Stoicismus und Skepticismus ken-

nen, übergeht, ſo wie dird Verwunderung des denkenden Leſers nicht wenig geſteigert, wenn er S. 140 lieſt: „Im Skepticismus erfährt das Bewußtſeyn in Wahrheit ſich als ein ſich in ſich ſelbſt widerſprechendes Bewußtſeyn, es geht aus dieſer Erfahrung eine neue Geſtalt hervor, welche die zwey Gedanken: der abſoluten Einheit oder des Unwandelbaren und der Verwirrung und Zufälligkeit des Daſeyns, die der erſtere auseinander hält, zuſammen bringt, wodurch es für ſich das gedoppelte Bewußtſeyn ſeiner als des ſich befreyenden, unwandelbaren und ſich ſelbſt gleichen, und ſeiner als des abſolut ſich verwirrenden und verkehrenden und das Bewußtſeyn dieſes Widerſpruchs iſt: das unglückliche Bewußtſeyn.“

Man kann es geiſtreich und ſelbſt treffend finden, daß Hegel den Stoicismus als die Bewußtſeynsſtufe der abſtracten Freyheit des reinen Gedankens beſtimmt, welcher erſt im Skepticismus ſeine extreme Vollendung gefunden habe, da erſt dieſer zur dialektiſchen Vernichtung der Objectivität fortgegangen ſey; und wir finden die Darlegung, in welchem Widerſpruche der letztere befangen ſey, um ſo wahrer, als Hegel demſelben objectiv nachweiſt, daß er auf die concrete Beſtimmtheit des Bewußtſeyns, die er auf dem Standpunkte der abſtracten Identität des Denkens für nichtig hält, in der Erfahrung doch nicht reſigniren könne, und dieſen Widerſpruch ſeiner ſelbſt nur dadurch auseinander halte, daß er, wenn ihm die Gleichheit oder die abſtracte Einheit aufgezeigt werde, die Ungleichheit oder Differenz, und wenn ihm dieſe vorgehalten werde, jene aufzeige. Aber daß das unglückliche Bewußtſeyn, deſſen modern-religiöſe Geſtaltung in ſeiner Schilderung unverkennbar iſt, aus der Erfahrung jenes Widerſpruchs, in dem der Skepticismus befangen ſey, hervorgehe, dieß konnte Hegel nur dadurch und in ſo fern behaupten, als er das concrete Verhältniß des menſchlichen Bewußtſeyns zur Gottheit und die beſtimmten Principien der mittelalterlichen und der chriſtlichen Religioſität überhaupt auf die abſtracten Kategorien der Beziehung des endlichen relativen Daſeyns zum Unwandelbaren, Unendlichen reducirt, das ihm ex hypothesi, wornach das Weſen des Gegenſtandes überhaupt nur für das Bewußtſeyn iſt, nicht transcendentes, ſondern immanentes Princip iſt. Durch dieſe petitio principii aber wird alle Religioſität negirt, und ſeine Dialektik des unglücklichen religiöſen Bewußtſeyns beſteht daher darin, daß er ihm zu beweiſen ſucht, wie unklug es ſey, daß es in ſeinem Verhältniſſe zu dem abſoluten Weſen und zu dem geſtalteten Unwandelbaren ſich durch religiöſen Cultus, Askeſe und Dank ſeiner ſelbſt entäußere, ſtatt ſich ſeine Abſolutheit zu vindiciren oder, wie ſich Hegel nach den erwähnten Worten ausdrückt, „ſich in ſeiner Einzelnheit als an ſich abſolut oder als alle Realität zu erfaſſen.“ So verkehrt nun jedem, der das: Erkenne dich ſelbſt, nicht im Lethe einer falſchen trunkenen Speculation vergeſſen hat, dieſe Zumuthung erſcheinen muß, und ſo offen die Sophiſterey dieſes Uebergangs am Tage iſt, ſo iſt die ſogenannte Dialektik, durch welche Hegel das unglückliche Bewußtſeyn zur Vernunft: dieſer von ihm ſogenannten „Gewißheit ihrer ſelbſt als aller Wahrheit“ übergehen läßt, doch zu eclatant, als daß wir den Leſern den Schluß davon nicht mittheilen ſollten: (S. 160) „Die Einheit des Gegenſtändlichen und des Fürſichſeyns, welche im Begriffe des Thuns iſt, und welche darum dem Bewußtſeyn als das Weſen und Gegenſtand wird, — wie ſie ihm nicht der Begriff ſeines Thuns iſt, ſo iſt ihm auch dieß nicht, daß ſie als Gegenſtand für es wird, unmittelbar und durch es ſelbſt, ſondern es läßt ſich von dem vermittelnden Diener dieſe ſelbſt noch gebrochne Gewißheit ausſprechen, daß nur an ſich ſein Unglück das verkehrte, nämlich ſich in ſeinem Thun ſelbſtbefriedigendes Thun, oder ſeliger Genuß; ſein ärmliches Thun eben ſo an ſich das verkehrte, nämlich abſolutes Thun; dem Begriffe nach, das Thun nur als Thun des Einzelnen überhaupt Thun iſt. Aber für es ſelbſt bleibt das Thun, und ſein wirkliches Thun ein ärmliches, und ſein Genuß der Schmerz, und das Aufgehobenſeyn derſelben, in der poſitiven Bedeutung ein Jenſeits. Aber in dieſem Gegenſtande, worin ihm ſein Thun und Seyn als dieſes einzelnen Bewußtſeyns, Seyn und Thun an ſich iſt, iſt ihm die Vorſtellung der Vernunft geworden, der Ge-

Digitized by Google

wißheit des Bewußtſeyns in ſeiner Einzelnheit abſolut an ſich, oder alle Realität zu ſeyn."

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

De. G. E. Heimbach, Die Lehre von der Frucht nach den gemeinen in Deutſchland geltenden Rechten. Leipzig 1843.

A. Volkmann, Die Stände Sachſens über die Reform des Strafproceſſes. Leipzig 1843.

Dr. H. G. Heumann, Handlexikon zum Corpus Juris civilis. Lief. 1. Jena 1843.

Dr. F. W. Nolte, Atlas der Hautkrankheiten. Abth. 1 — 3. Leyden 1842. Fol.

Walter Hayle Walſhe, Die phyſikaliſche Diagnoſe der Lungenkrankheiten. Berlin 1843.

Dr. H. Bezin, über die Krätze und ihre Behandlung nach der engliſchen Methode. Osnabrück 1843.

Dr. N. H. Julius, Beyträge zur britiſchen Irrenheilkunde aus eignen Anſchauungen im Jahre 1841. Berlin 1843.

Ph. Car. Hartmann, Institutiones medico-practicae. P. I. Viennae 1843.

Dr. C. Aberle, Tussis convulsiva, illustrata passim observationibus ex epidemiis Salisburgensibus annorum 1816 — 1840. Vindob. 1843.

Dr. M. P. Erdl, Tafeln zur vergleichenden Anatomie des Schädels. München 1841.

De. C. G. Carus, Atlas der Cranioscopie. Heft 1. Leipzig 1843.

Dr. G. Biedermann Günther, Operationslehre am Leichname. Heft 1 — 3. Leipzig 1843. 4.

C. F. L. Wildberg, Entwurf eines Codex medico-forensis. Berlin 1842.

James Seaton Reid, The history of the Presbyterian church in Ireland. Vol. 1. 2. London 1837.

Andr. Lozano Parreno y Navarro, Compendio hist. chron. geogr. en que se explica el numero de Dignidades, canonicatos . . . y beneficias de todas Iglesias Metropolitanos de España. Madr. 1756.

Dr. J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik oder Darſtellung der geſammten chriſtlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußern und innern Zuſtande. Bd. 2. Hamburg 1843.

De. H. Alt, Der chriſtliche Cultus nach ſeinen verſchiedenen Entwicklungsformen und ſeinen einzelnen Theilen hiſtoriſch dargeſtellt. Berlin 1843.

F. Bertran, Coleccion de las cartas pastorales y edictos. Vol. 1. 2. Madr. 1783.

Dr. J. N. Briſchar, Beurtheilung der Controverſen Sarpi's und Pallavicini's in der Geſchichte des Trienter Concils. Bd. 1. Tübingen 1843.

J. Buchmann, Antimosler oder Beyträge zu einer gerechten Würdigung der Lage der ſchleſiſchen Proteſtanten unter öſterreichiſcher Herrſchaft. Heft. 1. Speyer 1843.

W. M. Hetherington, History of the Westminster Assembly of Divines. Edinb. 1843.

Vier Documente aus römiſchen Archiven. Ein Beytrag zur Geſchichte des Proteſtantismus vor, während und nach der Reformation. Leipzig 1843.

P. A. Alletz, Konzilien-Lexikon, enthaltend ſämmtliche General-, National-, Provinzial- und Partikular-Konzilien. Bd. 1. Augsburg 1843.

Dr. E. Hallmann, Die Geſchichte des Urſprungs der belgiſchen Beghinen u. ſ. w. Berlin 1843.

Jacobi a Voragine, Legenda aurea, vulgo historia Lombardica dicta. Fasc. 1. Lips. 1843.

Rot. Isaac Wilberforce, Church Courts and Church Discipline. London 1843.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Syſtem der Wiſſenſchaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Fortſetzung.)

III. Die Vernunft.

Obgleich die Vernunft „an ſich abſolutes Weſen (S. 162) zu ſeyn ſich bewußt iſt," daher ihr Denken „unmittelbar ſelbſt die Wirklichkeit ſey, zu welcher ſie ſich als Idealismus verhalte," und obwohl ſie „gewiß iſt, nur ſich in aller Realität zu finden," ſo iſt ſie doch (S. 173) an ſich erſt die Gewißheit alle Realität zu ſeyn, daher ſie ſich getrieben findet, ihre Gewißheit zur Wahrheit zu erheben und (durch die denkende Beſitzergreifung der Objectivität) das leere Mein zu erfüllen." In ihrem unmittelbaren Verhältniß zur Objectivität verhält ſich die Vernunft „beobachtend" und muß S. 175 „fordern, daß der Unterſchied oder das mannigfaltige Seyn ihr als das ihrige ſelbſt werde, daß ſie ſich als die Wirklichkeit anſchaue, um ſich als Geſtalt nnd Ding gegenwärtig zu ſeyn." Aber der Triumph, die Natur nur als Andresſeyn oder als Widerſchein ihrer ſelbſt zu erkennen, wird der hegel'ſchen Vernunft nicht wenig verkümmert. Hegel findet nämlich in der Beobachtung der Natur Gränzen und Schranken von der Art, welche nicht nur der begriffloſen Empirie, ſondern ſeiner eigenen Naturphiloſophie die Freude, das Univerſum durch das Wiſſen erobert zu haben, nicht wenig verderben, und in gewiſſer Beziehung geräth ſeine Dialektik in größere Confuſion, als die Empirie, auf die er ſo verächtlich herabſieht. Er beſchränkt ſich nicht darauf, die Schwierigkeit und in ſeinem Sinne die Unmöglichkeit, ein Syſtem der organiſchen Natur zu entwerfen, nach denſelben unkritiſchen Geſichtspunkten wie in der Naturphiloſophie darzulegen, er geht ſogar zu der Behauptung fort, S. 204, der Organismus habe „die Senſibilität und Irritabilität auf gleiche Weiſe an ihm," daher eine „organiſche Erſcheinung eben ſo ſehr nach der einen wie der andern Seite aufgefaßt oder, wie man wolle, erklärt werden könne," eine Verwechslung entgegengeſetzter Functionen, die alles Begreifen unmöglich macht und über die jeder Phyſiolog lachen wird.

Zu Hegels Ehre muß jedoch hinzugefügt werden, daß er in ſeiner Naturphiloſophie dieſes negative Reſultat ſelbſt zurück genommen und die Senſibilität des organiſchen Subjects von ſeiner Irritabilität unterſchieden hat.

Seine Kritik des Selbſtbewußtſeyns in der Beſtimmung der logiſchen und pſychologiſchen Geſetze iſt in Beziehung auf den philoſophiſchen Standpunkt der Zeit, in welcher er die Phänomenologie entwarf, treffend, aber woraus anders, als eben daraus, daß zu derſelben Zeit die Phyſiognomik und Schädellehre großes Aufſehen erregten, iſt es zu erklären, daß er dieſen Unterſuchungen, deren wiſſenſchaftlicher Gewinn der Natur der Sache nach nicht groß ſeyn kann, mehrere Bogen widmet, während er unendlich wichtigere Probleme unberührt läßt. So wahr es nun iſt, daß die Phyſiognomik eine unendlich individuelle Bedeutung hat und daher mehr Sache des gemüth- und geiſtvollen individuellen Blickes als einer eigentlichen Wiſſenſchaft

Digitized by Google

ſeyn kann, ſo beweiſt Hegel doch zu viel und mithin nichts, wenn er S. 252 ſagt: „Das, was Ausdruck des Innern ſeyn ſoll, iſt zugleich *ſeyender* Ausdruck und fällt hiemit ſelbſt in die Beſtimmung des Seyns herunter, das (warum?) *abſolut zufällig* für das ſelbſtbewußte Weſen iſt. Es iſt daher wohl Ausdruck, aber zugleich auch nur wie ein *Zeichen*, ſo daß dem ausgedrückten Inhalte die Beſchaffenheit deſſen, wodurch es ausgedrückt wird, *vollkommen gleichgültig* iſt. Das Innere iſt in dieſer Erſcheinung wohl ſichtbares Unſichtbares, aber ohne an ſie geknüpft zu ſeyn; es kann *ebenſowohl* in einer *andern* Erſcheinung ſeyn, als ein *anderes* Inneres in *derſelben* Erſcheinung ſeyn kann.“ —

Gegen dieſe Bemerkung, wornach das Innere gegen das Aeußere als bloßes Zeichen vollkommen gleichgültig wäre, und wonach es mithin ebenſowohl Inneres einer andern Erſcheinung ſeyn könne, gilt, was Ariſtoteles gegen die Präexiſtenz ſagt, daß nach dieſer Lehre der Leib der Seele zufällig ſey, eine Anſicht, welche das allgemeine Intereſſe an der äußeren Erſcheinung und Darſtellung oder Abbildung denkwürdiger Charaktere ziemlich überflüſſig machte. Darin, daß die Leiblichkeit *ſeyender* Ausdruck oder äußere *Naturbeſtimmtheit* des Geiſtes ſey, liegt allerdings deßhalb ein Grund gegen die phyſiognomiſche Wiſſenſchaft, weil der Geiſt im Gegenſatze zu ſeiner Leiblichkeit und deren Erſcheinung, die er nicht umzubilden vermag, ſich ſelbſt umändern kann, eine Schranke der Phyſiognomik, die ſelbſt Lavater anerkannt haben ſoll. Außerdem kann zu den vielen Unvollkommenheiten des Menſchen auch der Mangel einer adäquaten Herausbildung der Innerlichkeit in die Aeußerlichkeit des phyſiognomiſchen Ausdrucks gerechnet werden. Auch in der Dialektik der Schädellehre, in welcher Hegel bis zur Frivolität negativ wird, behauptet er zu viel, wenn er den Phrenologen vorwirft, ſie „ſehen einen Knochen des Schädels für die Wirklichkeit des Menſchen an“, da ſie den Schädel in ſeiner beſtimmten Geſtaltung doch nur, obwohl nicht mit vollem Recht, für den vollkommenen *Abdruck* des Hirns und ſeiner Organe halten. Aber ſo geiſtlos die Eintheilung der Seele in ein Fachwerk von Vermögen und Eigenſchaften iſt, welche ſich an beſtimmten Erhabenheiten des Schädels (deſſen weſentlichſte Organiſation nicht an der Oberfläche liegt) abſehen oder abfühlen laſſen ſolle, ſo iſt doch die Geſtaltung des Schädels in Beziehung zum Hirn, dieſem vollkommenſten Organ der Seele, nicht ſo zufällig, daß man nicht ſelbſt in Uebereinſtimmung mit den Unterſuchungen eines Carus zu der Annahme berechtigt wäre, das vordere Gehirn vermittle das intellectuelle Geiſtesleben, während das mittlere und hintere Gehirn in ihrer Beziehung zum Bruſt- und Bauchnervenſyſtem dem Gemüthsleben und dem ſinnlichen Leben entſprechen.

Die Verwirklichung des vernünftigen Selbſtbewußtſeyns durch ſich ſelbſt, zu welcher Hegel von der beobachtenden Vernunft übergeht, durchläuft die Bildungsſtufen des vorigen Jahrhunderts, auf welches Hegel die Hauptphaſen der Entwicklung des Weltgeiſtes beſchränkt.

Nach dem Principe der Negativität und des Widerſpruchs läßt er das vernünftige Selbſtbewußtſeyn ſich unmittelbar in eine ſeinem Begriffe ſehr widerſprechende Geſtalt des Bewußtſeyns, welche er die Luſt und die Nothwendigkeit nennt, ſich verwirklichen oder vielmehr ſich entäußern, indem die Umkehrung der Vernunft in Unvernunft ihre aus der immanenten Dialektik des Begriffs ſich ergebende Verwirklichung begründen ſoll. Das Subject dieſer Stufe wolle nur ſich in ſeiner ſinnlichen Einzelnheit, und obwohl Hegel an Göthe's Fauſt erinnert, zeigt es doch keine Spur von dem prometheiſchen Feuer, das dieſen durchglühte, ſondern es ſtürzt ſich, wie Hegel ſagt, ins Leben und genießt dieſes, wie eine reife Frucht gepflückt wird, macht aber die ſehr triviale Erfahrung, daß aus Luſt Laſt wird und die Willkühr in Nothwendigkeit übergeht. Die zweite Stufe, welche aus der Dialektik der erſtern ſich ergeben ſoll, ſey das Geſetz des Herzens und der Wahnſinn des Eigendünkels. Sie erinnert, aber ebenſo unbeſtimmt wie die erſte, an Göthe's Fauſt, an Rouſſeau, welcher allerdings das Geſetz *ſeines Herzens*, d. h. *ſeiner empfindenden Individualität* dem Geſetz und der Organiſation der Wirklichkeit entgegenſetzte, aber im Verſuch, das Geſetz *ſeines Herzens* auf Koſten der *allgemeinen Ordnung*, die er und

ſeine Anhänger als „eine von fanatiſchen Prieſtern, ſchwelgenden Deſpoten und für ihre Erniedrigung hinabwärts durch Erniedrigen und Unterdrücken ſich entſchädigenden Dienern derſelben erfunden“ ausſprach, allerdings als ein Thor erſchien. Aber die Kälte und der Hohn, womit Hegel in dieſem Abſchnitte die Theilnahme des Herzens für das Wohl der Menſchheit als „Herzklopfen“ für daſſelbe bezeichnet, zeigt, wie entſchieden ſeine Denkweiſe das andere Extrem zu dem der ſogenannten Philanthropen bildet. Aus dieſer Denkweiſe erklärt ſich die Dialektik oder vielmehr Sophiſtik, womit er die Tugend im Kampfe mit dem Weltlaufe die Erfahrung machen läßt, „daß dieſer, obgleich er die Gaben und Fähigkeiten mißbrauche, ſo übel nicht ſey, wie er ausſehe, indem er das Gute, welches die Tugend durch Aufopferung der Individualität zu realiſiren ſtrebe, wahrhaft verwirkliche“, eine Conſequenz, die er aus den Prämiſſen ableitet, daß „die Individualität als ſolche das Princip der Wirklichkeit ſey, und das an ſich Gute S. 325 nach ſeiner Wahrheit und Realität gefaßt, vielmehr das Seyn (oder die Wirklichkeit) und mithin das Werk des ſiegenden Weltlaufs ſelbſt“ ſey. Daſſelbe Reſultat hat er in der Vorrede zur Rechtsphiloſophie in den Worten: „was vernünftig iſt, iſt wirklich, und was wirklich iſt, iſt vernünftig“, plan und platt ausgeſprochen. Wer ſieht jedoch nicht leicht ein, daß dieſer Standpunkt nur das andere Extrem zu dem Standpunkt der von Schiller ſogenannten „Weltverbeſſerer“ iſt, für die das Gute nur ſeyn ſoll und nur durch den Kampf mit der Welt verwirklicht werden ſoll, aber in keiner Weiſe und Stufe als wirklich anerkannt wird. — Die letzte und höchſte Stufe oder Geſtalt endlich, in welcher ſich das vernünftige Selbſtbewußtſeyn durch ſich ſelbſt verwirkliche, ſoll aus der Erfahrung der Unwahrheit der vorhergehenden hervorgehen, iſt aber in der That eine ſo unendlich triviale Denk- und Handlungsweiſe, daß ihr durch Hegel's Bezeichnung: „das geiſtige Thierreich und der Betrug oder die Sache ſelbſt“ kein Unrecht geſchieht. „Die Individualität, welche ſich an und für ſich ſelbſt reell“ iſt, äußert nämlich ihre Natur durch ihr Thun mit ſolcher Rückſichtsloſigkeit und Selbſtgenugſamkeit, daß die treffende Schilderung ihres determiniſtiſchen und eudämoniſtiſchen Bewußtſeyns, die Hegel S. 341 von ihr entwirft, vollkommen paßt. Es ſey dieſem von Hegel ſogenannten „ehrlichen Bewußtſeyn“ nur um das Thun und die Sache ſelbſt zu thun, aber ſeine Ehrlichkeit, ſo wie die Befriedigung, welche es allenthalben erlebe, beſtehe in der That S. 351 darin, daß es ſeine Gedanken nicht zuſammenbringe. Die Sache ſelbſt ſey ihm ebenſowohl ſeine Sache, wie gar kein Werk oder das reine Thun und der leere Zweck oder auch ſeine thatloſe Wirklichkeit. Der Troſt über die Vernichtung des Zwecks, doch gewollt oder doch rein gethan, ſo wie die Befriedigung, den andern etwas zu thun gegeben zu haben, mache das reine Thun oder das ganz ſchlechte Werk zum Weſen, denn dasjenige ſey ein ſchlechtes zu nennen, welches gar keines ſey. Es ſey S. 356 alſo ebenſo Betrug ſeiner ſelbſt und der andern, wenn es nur um die reine Sache zu thun ſeyn ſoll“; ein Bewußtſeyn, „das eine Sache aufthut, fährt Hegel fort, macht vielmehr die Erfahrung, daß die Andern, wie die Fliegen zu friſchaufgeſtellter Milch, herbeyeilen und ſich dabey geſchäftig wiſſen wollen; und ſie an ihm, daß es ihm ebenſo nicht um die Sache als Gegenſtand, ſondern als um die ſeinige zu thun iſt. Hingegen, wenn nur das Thun ſelbſt, der Gebrauch der Kräfte und Fähigkeiten oder das Ausſprechen dieſer Individualität, das weſentliche ſeyn ſoll, ſo wird ebenſo gegenſeitig die Erfahrung gemacht, daß alle ſich rühren und für eingeladen halten und ſtatt eines reinen Thuns, oder eines einzelnen eigenthümlichen Thuns vielmehr etwas, das ebenſowohl für andere iſt, oder eine Sache ſelbſt aufgethan wurde.“ Das Reſultat ſey „ein Weſen (S. 357), deſſen Seyn das Thun des einzelnen Individuums und aller Individuen, und deſſen Thun unmittelbar für andere, oder eine Sache iſt, und nur Sache iſt das Thun Aller und Jeder; das Weſen, welches das Weſen aller Weſen, das geiſtige Weſen iſt. Was alſo dem Bewußtſeyn der Gegenſtand ſey, habe die Bedeutung, das Wahre zu ſeyn und die abſolute Sache ſey in der Einheit mit dem Selbſtbewußtſeyn die ſittliche Subſtanz, welche ſich in Maſſen oder Geſetze unterſcheide, ohne dadurch getrübt zu werden.“ Durch dieſe Dialektik läßt Hegel die Geſtalt und Tendenz des Bewußtſeyns, deſſen Particularität und Subjectivität er durch den Titel: „das gei-

Digitized by Google

ſtige Thiereich und der Betrug oder die Sache ſelbſt“ hinlänglich charakteriſirt hat zur geſetzgebenden Vernunft ſich erheben, deren innere Wahrheit und Allgemeinheit er S. 360 nur anerkennt, um „von den unmittelbar ſeyenden Maſſen oder Geſetzen zu ſehen, wie ſie beſchaffen ſeyen.“ Es werden demnach ſogleich die Gebote; „Jeder ſoll die Wahrheit ſprechen“ und „liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt“ erwähnt, ohne daß Hegel den geringſten Verſuch machte, ſie zu deduciren, während er doch ſonſt Nichtigkeiten und Verkehrtheiten aller Art immanent oder aus dem Begriffe ſelbſt zu entwickeln verſucht. Aber man traut ſeinen Augen kaum, wenn man S. 361 lieſt, daß er die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des erſten Gebotes durch die Einwendung, es ſey zufällig, ob man die Wahrheit wiſſe, beſtreitet und behauptet, es ſey damit weiter nichts geſagt, als daß „Wahres und Falſches durch einander, wie es kommt, daß es einer kenne, meine und begreife, geſprochen werden müſſe“, und wenn man S. 365 belehrt wird, „das zweite berühmte Gebot ſey an den Einzelnen im Verhältniſſe zum Einzelnen gerichtet, und gehe darauf, Uebel von einem Menſchen abzuſondern, und ihm Gutes zuzufügen. Dieß könne aber nur auf eine verſtändige Weiſe geſchehen, und das verſtändige weſentliche Wohlthun ſey das allgemeine Thun des Staates, mit welchem verglichen das Thun des Einzelnen etwas überhaupt ſo Geringfügiges werde, daß es der Mühe nicht werth ſey, davon zu ſprechen.“ Wer ſieht nicht leicht die Sophiſterey ein, mit welcher der Standpunkt des erſten Gebotes, welches ſich (im Gegenſatze zur Lüge und Sophiſterey) nur auf das Bekenntniß gewußter Wahrheit bezieht, verkehrt wird, und gilt nicht in Beziehung auf das zweyte Gebot, daß *Jeder* ein Einzelner iſt, und daß nur durch die *geiſtige Liebe* alles und ſelbſt das Thun des Einzelnen als Organes des Staates geweiht wird, während die, welche nichts thun, als was ihnen als „Werkzeugen des Staates vorgezeichnet und ausgeſprochen iſt *)“ und von Andern nichts erwarten, als was ſie rechtlich fordern können, über die Sphäre der unerläßlichen Schuldigkeiten und Rechte ſich nicht erheben und ſich auf keine Weiſe zu Gliedern eines univerſellen Reiches bilden, welches ſich in den Sphären der Religion, der Kunſt und der Wiſſenſchaft verwirklicht.

Mit einer ähnlichen Sophiſterey beſtreitet Hegel in dem folgenden Abſchnitt „die geſetzprüfende Vernunft“ den Widerſpruch, der in der Aneignung eines fremden Beſitzes liegt. Das einzelne Ding, ſagt er S. 368, das *mein* Eigenthum iſt, gilt *damit* für ein allgemeines, befeſtigtes, bleibendes; dieß widerſpricht aber ſeiner Natur, die darin beſteht, gebraucht zu werden und zu verſchwinden. Es gilt zugleich (allerdings!) für das *Meinige*, *das alle andern anerkennen, und ſich davon ausſchließen.* Aber darin, daß ich anerkannt bin, liegt vielmehr meine *Gleichheit* mit Allen, das Gegentheil der Ausſchließung. — Was *ich* beſitze, iſt ein Ding, d. h. *ein Seyn für Andere überhaupt, ganz allgemein und unbeſtimmt* nur für mich zu ſeyn; daß Ich es beſitze, widerſpricht ſeiner allgemeinen Dingheit. Eigenthum widerſpricht ſich daher nach allen Seiten eben ſo ſehr als Nichteigenthum; jedes hat dieſe beyden entgegengeſetzten, ſich widerſprechenden Momente der Einzelnheit und Allgemeinheit an ihm.“ Dieſe Dialektik beruht auf der unmittelbaren Neutraliſirung der Beſtimmtheit zur unbeſtimmten Allgemeinheit. Die Anerkennung des Eigenthums, die nach Hegel aus dem Begriff desſelben (als des Meinigen) folgt und die Anerkennung deſſen, der es beſitzt, bezieht ſich eben auf die beſondere Beſtimmtheit oder Beſtimmung des erſtern (des Eigenthums) und auf die Reſpectirung des letztern als *beſtimmten* Beſitzers; daher es allerdings ein unläugbarer Widerſpruch iſt, wenn man den Beſitz eines Andern als herrenloſes Ding, auf das jeder Anſpruch machen könne, betrachtet und den *beſtimmten* (dieſen) Beſitzer nach dem Principe des Communismus mit *allen andern* gleich ſetzen will.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vergl. § 150 der Rechtsphiloſophie, wo Hegel die Sittlichkeit und die ſittlichen Pflichten eines Jeden darein ſetzt, daß er nichts thue, als was ihm in ſeinen Verhältniſſen durch den Staat als dem ſittlichen Gemeinweſen vorgezeichnet iſt.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	20. April.
Nro. 80.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

Syſtem der Wiſſenſchaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Fortſetzung.)

Während nun Hegel die oben erwähnten Gebote auf die angegebene Weiſe dialektiſch widerlegt, beruft er ſich in Beziehung auf die Sphäce der von ihm ſogenannten geſetzprüfenden Vernunft auf das „ungeſchriebne und untrügliche Recht der Götter," indem er an das unmittelbare ſittliche Gefühl der Antigone des Sophokles erinnert. „Nicht darum alſo," ſchließt er dieſen Abſchnitt, „weil (S. 374) ich etwas ſich nicht widerſprechend finde, iſt es Recht, ſondern weil es das Rechte iſt, iſt es Recht. Daß etwas das Eigenthum des Andern iſt, dieß liegt zum Grunde; darüber babe ich nicht zu räſonniren, noch mancherley Gedanken, Zuſammenhänge, Rückſichten aufzuſuchen oder mir einfallen zu laſſen; weder ans Geſetzgeben, noch ans Prüfen*) zu denken; durch ſolcherley Bewegungen meines Gedankens verrückte ich jenes Verhältniß, indem ich in der That nach Belieben meinem unbeſtimmten tautologiſchen Wiſſen das Gegentheil ebenſowohl gemäß, und es alſo zum Geſetze machen könnte. Sondern ob dieſe oder die entgegengeſetzte Beſtimmung das Rechte ſey, iſt an und für ſich beſtimmt; ich für mich könnte, welche ich wollte, und eben ſo gut keine zum Geſetze machen, und bin, indem ich zu prüfen anfange, ſchon auf unſittlichem Wege. Daß das Rechte mir an und für ſich iſt, dadurch bin ich in der ſittlichen Subſtanz; ſo iſt ſie das Weſen des Selbſtbewußtſeyns; dieſes aber iſt ihre Wirklichkeit und Daſeyn, ihr Selbſt und Willen." Mit dieſen Worten macht Hegel den Uebergang zur Sphäre des Geiſtes.

Er geſteht mithin ſeine willkührliche oder unwillkührliche Unfähigkeit, die Einſtimmung des Rechtes oder Geſetzes mit der Vernunft und den Widerſpruch ſeiner Beeletzung mit derſelben wiſſenſchaftlich zu beweiſen, und doch dringt ſonſt Niemand mehr auf die Rechtfertigung der praktiſchen wie theoretiſchen Wahrheit durch das Denken, als eben Hegel, ſo ſehr, daß er ſonſt überall die Anerkennung der erſtern vom letztern abhängig macht. Wenn nun gleich die religiöſe und ſittliche Wahrheit nicht von dem Siegel abhängt, das die Schule auf ihre ewige Schrift drückt, ſo wäre es doch ein ſeltſamer Widerſpruch, wenn der denkende Geiſt die geglaubte Wahrheit nothwendig beſtreiten müßte, da vielmehr aus der Einheit von Kopf und Herz (nach der jeder, der ſich vollſtändig und wahrhaft bilden will, zu ſtreben hat,) folgt, daß das Denken des erſtern, wenn und ſo weit es ſich bewährt, den an ſich ſelbſt begründeten Glauben des letzteen beſtätigen wird.

IV. Der Geiſt.

Die Sphäre des Geiſtes beginnt Hegel mit der impoſanten Behauptung: „Die Vernunft iſt Geiſt, indem die Gewißheit, alle Realität zu ſeyn, zur Wahrheit erhoben und ſie ſich ihrer ſelbſt als ihrer Welt und der Welt als ihrer ſelbſt bewußt iſt" —, eine

*) Man erinnere ſich, daß Hegel die geſetzgebende und geſetzprüfende Vernunft als Princip dieſer Sphäre beſtimmt.

Digitized by Google

Behauptung, die wir um ſo eher zu bezweifeln berechtigt ſind, da wir geſehen haben, wie ſehr nicht nur die Geſtalten, durch welche ſich die Vernunft zum Geiſte verwirklichen ſoll, dem hohen Zwecke, nothwendige weſentliche Stufen ihrer Bildung und Vollendung zum Geiſte zu ſeyn, unangemeſſen erſcheinen, ſondern auch die Hegelſche Kritik derſelben ſich nicht geeignet erwies, die wiſſenſchaftliche Erkenntniß ihrer Wahrheit, welche der Geiſt ſeyn ſoll, zu vermitteln.

Die ſittliche Subſtanz ſey das Weſen des Geiſtes, welcher ſich ſeine ſubjective Sphäre in der Familie, ſeine objective Wirklichkeit aber im Staate geſtalte.

In der Schilderung der Familie charakteriſirt Hegel das Verhältniß ihrer Glieder zu einander auf eine geiſtreiche, aber etwas willkührliche Weiſe. Wie ſubjectiv aber auch in dieſer Sphäre ſeine Dialektik wird, erhellt daraus, daß er S. 386 die Erziehung des Einzelnen *) zur Tugend „eine Beſtimmung nennt, welche *nicht* in die Familie falle, ſondern weil ſie auf das Gemeinweſen gehe, negativ gegen jene ſey. Der der Familie eigenthümliche poſitive Zweck ſey der Einzelne als ſolcher. Der Inhalt der ſittlichen Handlung gegen ihn müſſe ſubſtanziell und ganz allgemein ſeyn, und könne daher nur auf den ganzen Einzelnen oder auf ihn als allgemeinen gehen, die Handlung der Blutsverwandtſchaft, welche die ganze Exiſtenz des Blutsverwandten umfaſſe und ihn als ein allgemeines, der ſinnlichen d. h. einzelnen Wirklichkeit enthobenes Weſen zu ihrem Gegenſtande habe, betreffe demnach nicht mehr den Lebenden, ſondern den Todten,“ eine Deduction, deren Willkührlichkeit ſich zu unmittelbar aufdringt, als daß wir es der Mühe werth fänden, ſie nachzuweiſen. Wenn er in dieſer Deduction die Kritik der That der Antigone des Sophokles vorbereitet, ſo deducirt er gewiß ebenſo willkührlich das Schickſal des Oedipus in folgenden Worten aus dem Begriffe des Entſchluſſes S. 411: „Dem Handeln liegt nur die eine Seite des Entſchluſſes überhaupt an dem Tage; *er* iſt aber *an ſich* das Negative, das ein ihm Anderes, ein ihm, der das Wiſſen iſt, Fremdes gegenüberſtellt. Die Wirklichkeit hält daher die andere dem Wiſſen fremde Seite in ſich verborgen, und zeigt ſich dem Bewußtſeyn nicht, wie ſie an und für ſich iſt, — dem Sohne nicht den Vater in ſeinem Beleidiger, den er erſchlägt, — nicht die Mutter in der Königin, die er zum Weibe nimmt.“ Wer ſollte es nun aber für möglich halten, daß derſelbe Denker, der wenige Seiten zuvor die Berufung der Antigone auf „der Götter ungeſchriebene und untrügliche Geſetze“ als abſolute Inſtanz gegen alle Zweifel an dieſer ſittlichen Gewißheit erwähnt hatte, von der Schilderung des Oedipus'ſchen Schickſales S. 412 zu der Beurtheilung der That der Antigone, die ſie nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe in Folge des göttlichen Geſetzes der Pietät vollbracht hatte, in den Worten übergeht: „Es kann ſeyn, daß das Recht, welches ſich im Hinterhalte hielt, nicht in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt für das handelnde Bewußtſeyn, ſondern nur an ſich in der innern Schuld des Entſchluſſes und des Handelns vorhanden iſt (wie kann das Recht in innerer Schuld vorhanden ſeyn?). Aber, fährt er fort, das ſittliche Bewußtſeyn iſt vollſtändiger, ſeine (des ſittlichen Bewußtſeyns!!) Schuld reiner (entſchiedner), wenn es das Geſetz und die Macht vorher *kennt*, der es gegenüber tritt, ſie für *Gewalt* und *Unrecht*, für eine *ſittliche* Zufälligkeit *nimmt* und *wiſſentlich* wie Antigone das *Verbrechen begeht*.“ Folgt denn daraus, daß Antigone das Geſetz des thebaniſchen Staates oder das Gebot Kreons für Menſchenſatzung (oder gar für „Gewalt, Unrecht und ſittliche Zufälligkeit“) hielt, daß ſie durch die Vollziehung der Pflicht der Pietät, die ſie ihrem ermordeten Bruder bewies, wiſſentlich ein Verbrechen beging? oder folgt nicht vielmehr hieraus ihre zweifelloſe Gewißheit von der Heiligkeit ihrer durch das göttliche Geſetz gebotenen That? Sagt ſie nicht ſelbſt in der an Verzweiflung gränzenden Klage über ihr ſchreckliches Loos (V. 912): „Wie ſoll ich Unglückſelige zu den Göttern noch aufſchauen, wen als Helfer anflehen, da ich mir des *Frevels* Vor-

*) Was iſt denn die Erziehung, wenn ſie nicht Erziehung zur Tugend iſt, welche ſich eben ſo ſehr im Verhältniſſe des Einzelnen zum Ganzen, oder zum Gemeinweſen wie zur Sphäre des individuellen oder Privatlebens bewährt?

wurf zuzog durch die Frömmigkeit? Doch wenn das wirklich recht iſt nach der Götter Spruch, (wie ihr meint) würde ich geſtehen, daß ich leide wegen Schuld. Sind aber dieſe ſchuldig, möge Härteres nicht ſie treffen, als das Unrecht, was ſie mir gethan.*)“ Wenn nun Andere z. B. ein Ottfried Müller**) in „der erhabenen Sicherheit der Antigone in dem Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer That“, durch die ſie die würdige Vertreterin einer heiligen Pflicht, oder, wie Hegel ſelbſt ſagt, „des göttlichen Geſetzes“ war, die Größe ihrer Seele erblicken, ſo geht Hegel in der Phänomenologie ſo weit, daß er ſie nicht nur ein Verbrechen begehen, ſondern ſie ihre Schuld ſogar in Worten geſtehen läßt, in denen er den Text falſch überſetzt***) und die ſie nicht geſprochen haben konnte, ohne ſich ſelbſt und ihrer innerſten Ueberzeugung auf eine Weiſe untreu zu werden, wodurch ſie aufhörte, im ſophocleiſchen Sinne tragiſcher Charakter ſeyn. Die unweſentliche Schuld, in die ſie als tragiſche Perſon geräth, liegt nicht in ihrer Pietät gegen das göttliche Geſetz und in deſſen Vollziehung, ſondern darin, daß ihr heiliges Pathos in Leidenſchaftlichkeit gegen ihre Schweſter Ismene und gegen Kreon übergeht. Der Grund, warum Hegel das göttliche Geſetz dem menſchlichen unterordnet und die Antigone zur Verbrecherin macht, liegt darin, daß er das menſchliche Geſetz durch den Staat, deſſen Abſolutheit als der objectiven Wirklichkeit des ſittlichen Geiſtes er aufs entſchiedenſte vorausſetzt, ſanctionirt glaubt und das von Kreon tyranniſch geltend gemachte Staatsrecht für höher achtet, als das göttliche Geſetz und deßhalb den Kreon rechtfertigt, indem er ihn als willenloſes Werkzeug*) des Staatsgeſetzes betrachtet, das Antigone als Menſchenſatzung dem ewigen Geſetze der Götter unterordnet. Dagegen zeigt Sophokles ſowohl durch die objective Charakteriſtik der Antigone, die ſelbſt in ihrer Leidenſchaftlichkeit ein eben ſo edles als großes Gemüth bewährt, wie durch die Rede und die That, in welchen er einen Kreon ſich ſelbſt charakteriſiren läßt, daß das göttliche Geſetz, dem ſich die erſtere weiht**) und opfert, die ihm Geweihten eben ſo ſehr rechtfertigt und verklärt, wie das menſchliche Geſetz als bloßes Recht des Staates, wenn es durch Negation der religiös ſittlichen Verpflichtung zur abſoluten Norm und Macht erhoben wird, ſeinen tyranniſchen und durch eigne Schuld verblendeten Vollzieher dem innern und äußern Gericht, das ihm der heilige Seher Tireſias weiſſagt, nicht entzieht. Dieß ſcheint uns die dieſer Tragödie immanente, in ihrer Entwicklung und Entſcheidung ſich objectivirende Idee zu ſeyn.

Von der Sphäre der Familie, deren Idee ſelbſt in der ſophokleiſchen Poeſie nicht in der Wahrheit zum Bewußtſeyn kommt, in welcher ſie im Lichte der chriſtlichen Religion erſcheint, ſpringt Hegel zur Idee der objectiven Wirklichkeit des ſittlichen Geiſtes

*) Daß der Indicativ in dem Satze: ἀλλ' εἰ μὲν οὖν τάδ' ἐστὶν ἐν θεοῖς καλά, welchen Donner treffend durch den Indicativ des Imperfects im Deutſchen wiedergiebt: „Doch wenn es alſo recht befand der Götterſchluß“, bey dieſer Conſtruction ſtatt des Optativ geſetzt ſey, damit nicht die durch den letztern ausgedrückte Möglichkeit den Schein mit ſich führe, als ob der Sprechende ſelbſt von dem Standpunkte ſeiner eigenen Ueberzeugung aus den Fall für möglich halte, beweiſt Wex, deſſen Ueberſetzung wir im Texte mittheilten, mit Beyſpielen aus Plato vortrefflich in der Schrift: Sophoclis Antigone, Leipzig 1834.

**) Vergl. ſeine Geſchichte der griechiſchen Literatur II. Bd. S. 121.

***) Er läßt ſie ſagen: „weil wir leiden, anerkennen wir, daß wir gefehlt“, eine Ueberſetzung, die ſchon deßhalb unmöglich iſt, weil die Worte, die Donner überſetzt: ſo will ich dulden und des Fehls geſtändig ſeyn, παθόντες ἂν ξυγγνοῖμεν ἡμαρτηκότες den Nachſatz des oben erwähnten Vorderſatzes, der mit εἰ anfängt, bilden.

*) Wäre Kreon der willenloſe Vollzieher des Geſetzes des thebaniſchen Staates, wofür ihn Hegel hält, ſo wäre er gleichfalls kein tragiſcher Charakter und erſchiene eher in einem komiſchen Lichte.

**) Man erinnere ſich z. B. an ihre Worte: Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da!

im Rechtszuſtand oder im Rechtsſyſtem, als deſſen Verwirklichung er den Staat § 2 ſeiner Rechtsphiloſophie definirt, über und ſchildert jenen in Beziehung auf den römiſchen Staat unter den Kaiſern, zeigt aber richtig, wie wenig ſowohl in den Herren dieſes Reiches als in den Gliedern desſelben die Idee des Gemeinweſens gelebt und ſich realiſirt habe.

Es würde zu weit führen, ſeine Schilderung der Feudalmonarchie im Uebergange zur ſpätern Monarchie, ſo wie der Freyheit und des abſoluten Schreckens oder der franzöſiſchen Revolution zu beleuchten. Es ſey uns nur noch vergönnt, die Dialektik zu prüfen, mit welcher er den Glauben auf dasſelbe Reſultat kommen läßt, wie die Einſicht und die Aufklärung: zu dem Principe des reinen Wiſſens. Er definirt vorerſt die reine Einſicht als negatives Fürſichſeyn, deſſen eigner Gegenſtand das reine Ich ſey und welche den Glauben als Bewußtſeyn des gegenſtändlichen Poſitiven ſich gegenüber habe. Das Geſchäft der reinen Einſicht: die Aufklärung, beſtehe nun darin, daß ſie alle Beſtimmtheit d. h. allen Inhalt des Glaubens als Verendlichung des abſoluten Weſens und dieſes als ſeinen eignen Gedanken als ein vom Bewußtſeyn Hervorgebrachtes zu widerlegen ſuche. Durch dieſe Widerlegung ſeiner Poſitivität und Objectivität ſey der Glaube dasſelbe geworden, was die Aufklärung ſey, und das reine Denken, zu deren Principe ſie übergegangen ſeyen, vollende ſich im Aether der ſpeculativen Wiſſenſchaft, deren Element die Identität des Wiſſens und des Seyns ſeyn. Dieſe Dialektik iſt ſo voll von unbegründeten Prämiſſen und unvermittelten Uebergängen, daß Niemand ihre Realität zugeſtehen wird, der nicht in demſelben Proceſſe der Apotheoſe ſeiner ſelbſt begriffen iſt. Man kann zwar zugeben, daß die von Hegel ſogenannte reine Einſicht den Zweck der Aufklärung d. h. Ausleerung alles poſitiven objectiven Gehaltes erſt dann erreicht, wenn es ihr, wie Hegel am Schluſſe der Geſchichte der Philoſophie ſagt, dem Weltgeiſte gelungen iſt, „ſich als abſoluten und göttlichen Geiſt zu erfaſſen,“ und er behauptet daſelbſt, „es ſcheine ihm dieſes jetzt durch das Abthun alles Gegenſtändlichen gelungen zu ſeyn.“ Aber welche elende Vorſtellung vom chriſtlichen Glauben, der ſeine Poſitivität und Objectivität in allen Epochen der neuern Geſchichte bewährt, muß man haben, um ſich zu bereden, er werde die Sophiſterey der Aufklärung, welche ihm höchſtens die Menſchlichkeit*) ſeines religiöſen Bewußtſeyns nachweiſen kann, für abſolut oder göttlich wahr und wiſſenſchaftlich anerkennen! Als ob es mehr als eines beſonnenen Augenblicks bedürfte, um den ungeheuren, ſich in jener Polemik immer wiederholenden Fehlſchluß einzuſehen, als ob die Religion, darum, weil ſie dem Bedürfniſſe — und zwar dem innigſten, heiligſten und erhabenſten Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens und Geiſtes entſpricht — nur Product der Menſchheit ſey, ohne die Selbſtoffenbarung Gottes an dem menſchlichen Geiſt vorauszuſetzen, und als könnte der letztere, der ſich ſeiner Bedingtheit eben ſo ſehr bewußt wird, wie des alles bedingenden und begreifenden Urweſens, ſeinen abſoluten Gegenſtand eben ſo willkührlich in ſich zurücknehmen und ſich ſelbſt vergöttern, wie er jenen durch eine großmüthige Reſignation auf ſeine eigene Abſolutheit, außer ſich und über ſich ſetze! Zur Ehre Hegels muß geſtanden werden, daß die Phänomenologie, obwohl er darin die größte dialektiſche Kunſt beweiſt, doch nur ein Jugendverſuch desſelben zu ſeyn ſcheint, indem er in ſeinen ſpätern Werken immer poſitiver und objektiver wurde. Selbſt der letzte Abſchnitt der Phänomenologie in welchem er von der Charakteriſtik der alten Religionen zur Idee der abſoluten offenbaren Religion übergeht, läßt unendlich mehr erwarten, als das Princip des abſoluten Wiſſens oder des Weltgeiſtes, den er am Schluſſe dieſes Werkes „über der Schädelſtätte der Weltgeſchichte thronen“ läßt. So intereſſant es nun wäre, ihm in das Gebiet der Religion zu folgen, ſo ſind doch namentlich ſeine Erklärungen über die Myſterien der geoffenbarten Religion ſo myſtiſch und allegoriſch, daß eine Beleuchtung derſelben ungefähr eben ſo vielen Raum erforderte, als die Beurtheilung der bisherigen Abſchnitte.

(Schluß folgt.)

*) Dadurch, daß die göttlich geoffenbarte Religion in den Symbolen einen menſchlichen Ausdruck erhält, hört ſie nicht auf, weſentlich göttlich zu ſeyn!

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Platonis Philebus. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis illustravit Godofredus **Stallbaum.** (Opp. omn. Vol. IX. Sect. II.) Gothae, sumptibus Fridericae Hennings. 1842. 405 S.

Nach des Herausgebers eigener Erklärung will dieſe Ausgabe des Philebus nicht als zweyte verbeſſerte Auflage jener früheren angeſehen werden, mit der Herr Stallbaum vor dreyundzwanzig Jahren ſeine Laufbahn als Commentator Platons begonnen, ſondern macht vielmehr den Anſpruch einer neuen, ſelbſtändigen Bearbeitung. Die Berechtigung hiezu liegt außer der gänzlich neuen Faſſung der Noten und Prolegomena in der Unbefangenheit, mit welcher Hr. St. gerade mehreres Eigenthümliche ſeiner früheren Anſicht aufgiebt, und überhaupt in der unparteyiſchen Würdigung, die ſchwerlich von einer fremden Kritik an Strenge des Urtheils überboten werden dürfte, indem ſie das dort Geleiſtete nur von dem Standpunkte einer unreifen Jugendarbeit gelten laſſen will. —

Durch dieſe Losſagung von früher gefaßter Anſicht tritt Hr. St. wieder in weſentliche Uebereinſtimmung mit dem meiſt zuſammentreffenden Urtheile der übrigen Kritiker hinſichtlich der Stellung des Philebus in der Reihe der Platoniſchen Schriften, indem er nicht mehr wie ehemals dieſen Dialog als die ſpäteſte ſchriftſtelleriſche Frucht Platons betrachtet, ſondern jetzt vor den Staat und Timäus ſetzt. Eben ſo iſt von einer größeren Lücke, welche Hr. St. in der Unterſuchung über die Arten der Erkenntniſſe geglaubt hatte annehmen zu müſſen, um den Schriftſteller vor dem Vorwurfe der Nachläſſigkeit und Oberflächlichkeit zu retten, in dieſer neuen Ausgabe keine Rede mehr. Hr. St. huldigt vielmehr einem entſchiedenen Optimismus, der ſich nicht bloß auf die Vertheidigung Platons gegen Anfeindungen und Mißurtheile älterer und neuerer Zeit erſtreckt, ſondern auch die Rechtfertigung alles und jedes Einzelnen in ſeinen Schriften ſich zur Pflicht macht. Mit Glück geſchieht dieß im erſten Capitel der Prolegomena in Bezug auf die richtige Würdigung des Einganges, an dem man die kunſtreiche Natürlichkeit und feine Scenerie, ſo wie die dramatiſche und mimiſche Lebendigkeit, die man in anderen Dialogen bewunderte, nicht ohne ſchmerzliches Bedauern vermißte, und darum auf den Gedanken kam, die Schrift ſey wohl gar in verſtümmelter Geſtalt auf uns gekommen, und entbehre ihres wahren Anfangs und Schluſſes. Die plauſibelſte Wendung bekam dieſe Anſicht durch Aſt, der mit Benutzung einiger Andeutungen in dem Geſpräche die Vermuthung ausſpricht, der Philebus ſey vielleicht nur das Fragment einer entweder bloß beabſichtigten oder in den übrigen Gliedern verloren gegangenen Trilogie oder Tetralogie. Die Sache iſt von der Art, daß ſie weder bewieſen noch widerlegt werden kann. Wenigſtens iſt die Stelle 50 D, in welcher Sokrates die weitere Ausführung einer nicht erſchöpfend behandelten Zwiſchenunterſuchung auf morgen ankündigt, noch nicht genügend durch Hinweiſung auf die mehrfach geäußerte Eilfertigkeit des S. erklärt, da die Abſicht dieſer wiederholten Andeutung ſelbſt erſt einer Erklärung bedürftig iſt; man müßte denn mit Schleiermacher

Digitized by Google

den eigentlichen Grund darin finden, daß der philoſophiſche Schriftſteller eher als ſeine philologiſchen Leſer und Erklärer der aus dem national-poetiſchen Bedürfniß herausgebildeten, aber nicht in einer innerlich nothwendigen Beziehung zu dem Gegenſtande ſtehenden Kunſtform müde geworden, ohne ſich von derſelben, ſey es aus Gewöhnung oder aus anderen, in allgemeineren Verhältniſſen des Alterthums begründeten, Urſachen losmachen zu wollen. Uebrigens ſoll damit keineswegs eine Zuſtimmung zu dem Urtheile Schleiermachers ausgeſprochen werden, der in dem dialogiſchen Charakter der Schrift mancherley Mängel findet und gleich darin einen Vorwurf erkennt, daß die Entſtehung des Gegenſtandes hinter die Bühne geſchoben wird. Dagegen ſucht Hr. St. das Eigenthümliche des Eingangs aus der Perſönlichkeit der Mitunterredner herzuleiten und als den Anforderungen der Kunſt auf's vollkommenſte genügend, zu rechtfertigen.

Wichtiger als dieſe mehr äußerlichen Verhältniſſe des Werkes erſcheinen Schwierigkeiten in dem inneren Zuſammenhange, die nach unſerem Dafürhalten weder von Trendelenburg in ſeiner hier zu nennenden Schrift: De Platonis Philebi consilio. Berol. 1837, noch von Hrn. St. auf eine befriedigende Weiſe gelöst ſind. Der gemeinſame Fehler beyder Erklärungsverſuche ſcheint darin zu liegen, daß ſie die Ausgleichung unternehmen, ehe noch die Incongruenz, ſo zu ſagen, in ihrer ganzen Schärfe und Ausdehnung dargeſtellt worden. Dieſe mit möglichſter Deutlichkeit hervorzuheben und zu zeigen, was noch als Anſtoß und Zweifel zurück bleibt, ſey hier unſere Aufgabe, ſelbſt auf die Gefahr, einen ungelösten Widerſpruch ſtehen zu laſſen. Wir haben vornehmlich den letzten Theil des Dialogs im Auge, und wollen nur den Zuſammenhang der Unterſuchung, ſo weit es zur Beurtheilung nöthig erſcheint, in möglichſter Kürze voranſchicken.

Gegenſtand des Geſprächs iſt, ob das Gute für alle Geſchöpfe in Luſt oder Erkenntniß beſtehe. Nachdem aus dem Begriff des Guten, der in dem Selbſtgenügſamen und Vollkommenen gefunden wird, die Unzulänglichkeit beyder erkannt und das wahrhaft Gute in eine Miſchung und Vereinigung von Luſt und Erkenntniß geſetzt worden, entſteht die weitere Frage: welches von beyden dem Guten näher verwandt? Zum Zweck dieſer Unterſuchung wird aus der Phyſik der Pythagoräer die Lehre von den Urgründen alles Seyenden beygezogen. Als dieſe werden beſtimmt: das Grenzloſe, die Grenze, das Gemiſchte und das Urſächliche, welches das hervorbringende der übrigen iſt. Mit dieſen Principien werden nun jene Gegenſtände verglichen. Das aus Luſt und Erkenntniß gemiſchte Leben gehört natürlich dem dritten Geſchlechte an, dem Gemiſchten. Die Luſt, die das Unmäßige liebt, fällt in das Gebiet des Grenzloſen. Wohin iſt nun Erkenntniß und Vernunft und Verſtand zu ſetzen? Offenbar in das Geſchlecht des Urſächlichen, wenn man anders zugiebt, daß nicht Unverſtand, ſondern Verſtand über die Welt herrſcht. — Schon hier begegnen wir Schwierigkeiten und Zweifeln, für die in der Schrift ſelbſt ſchwerlich eine Löſung gefunden wird. Einmal mag es Anſtoß erregen, daß, wenn das aus Luſt und Verſtand gemiſchte Leben dem dritten Principe entſpricht, das in der Miſchung des Grenzloſen und Grenzehaltigen (πέρας ἔχον) beſteht, nicht eben ſo die Elemente der Miſchung ſich entſprechen, ſo daß zwar die Luſt dem Grenzloſen, Verſtand und Erkenntniß hingegen nicht, wie man erwarten mag, dem Grenzhaltigen, ſondern dem Urſächlichen zugetheilt wird. Hr. St., der dieſe Schwierigkeit auch gefühlt zu haben ſcheint, ſucht ſich mit derſelben ſo gut es geht abzufinden. Am entſchiedenſten äußert er ſich S. 42 der Prolegg., wo er geradezu Platon Verſtand und Erkenntniß in das Geſchlecht des Grenzehaltigen ſetzen läßt: „Deinde finem ac terminum, sive τὸ πέρας, esse vult ὁπόσα παύει πρὸς ἄλληλα τἀναντία διαφόρως ἔχοντα. Quod item a Pythagorei ratione nihil omnino discrepat, praesertim quum nec Plato de nuda rerum forma et ratione cogitaverit: alioquin enim fieri non potuisset, ut in ea, quae sequitur, sermonis parte mentem ac sapientiam huic potissimum generi accensendam arbitretur.“ Wo dieß geſchehe, ſucht man vergebens, da in der ganzen Schrift keine directe Andeutung dafür zu finden iſt, weßwegen denn auch Hr. St. in der Folge, wo er wieder darauf zu ſprechen kommt, ſelbſt dieſe Anſicht auf das Gebiet der Conjectur ſtellt (S. 63).

Hier macht er eine Scheidung zwiſchen Erkenntniß und den Wiſſenſchaften, und weiſt letztere allein dem πέρας zu; allein auch dieſes ohne genügende Begründung aus Platon ſelbſt. Denn der letzte Theil, der über die Abſtufungen des Guten handelt, enthält keine ausdrückliche Beziehung auf dieſe Entwickelung der Principien, und könnte ſchon deßwegen nicht als Beweis gelten, weil, wie ſchon oben angedeutet worden, gerade hier der eigentliche Sitz der Schwierigkeiten iſt. Eben ſo wenig läßt ſich dieſe Folgerung aus der Unterſcheidung und verſchiedenen Schätzung der Wiſſenſchaften uud Erkenntnißarten entnehmen, die ja ganz parallel geht mit der Schätzung der Luſt nach ihren Arten und Unterſchieden, ſo daß z. B. die reinſten und beſten Arten derſelben eben ſo gut Anſpruch machen könnten, in das Geſchlecht des Grenzehaltigen gerechnet zu werden, wofür ſich noch eher wenigſtens ein ſcheinbar directes Zeugniß aus der Schrift ſelbſt beybringen ließe. Dazu kommt, daß für den oben bezeichneten Zweck durch dieſe mehr als problematiſche Unterſcheidung gar nichts gewonnen wurde, da die Elemente der Miſchung nicht Luſt und Wiſſenſchaften, ſondern Luſt und Erkenntniß ſind, für welche letztere die Ausdrücke φρόνησις, νοῦς, ἐπιστήμη promiscue gebraucht werden, und gerade an jener Stelle (28 A. C.), wo nach dem γένος der Erkenntniß gefragt wird, ſie alle drey vereinigt in das γένος τῆς αἰτίας geſetzt werden. In dieſer Rückſicht mag es wohl auch geſchehen, daß Hr. St. an anderen Stellen ſich mit einiger Beſchränkung ausſpricht, z. B. S. 69 durch ein beygefügtes certe, oder in der Note S. 183, wo es mit etwas zweydeutiger Steigerung heißt: mentem et sapientiam non tantum finito generi esse accensendam, sed ad caussae genus referri oportere. Aus demſelben Grunde läßt ſich auch die Stelle 27 D, in welcher wohl die Elemente zu einem indirecten Schluſſe enthalten wären, nicht zu einer entſchiedenen Folgerung benutzen, und nur ſo viel darf als wahrſcheinlich angenommen werden, wofür die innere Bedeutung der Principien ſelbſt ſpricht, daß eben ſo, wie in der Lehre der Pythagoräer dem Begrenzenden eine nähere Verwandtſchaft mit dem Eins als Grenzloſen zugeſchrieben wird, Platon ſich die Grenze als dem Urſächlichen verwandter gedacht habe. Nichts deſto weniger aber bleibt eine andere, von Hrn. Stallbaum nicht berührte, ſehr gewichtige Schwierigkeit unerklärt. Denn wie? Verſtand und Erkenntniß, welche nach ſolchen deutlichen Ausſprüchen in das Geſchlecht des Urſächlichen gehören, deſſen, in dem man als dem König Himmels und der Erde (28 C) den Ausdruck des göttlichen Weſens ſelbſt, oder in anderer Beziehung die Idee des Guten, oder auf den menſchlichen Geiſt bezogen, ebenfalls die Urſache des Vollendeten und Vollkommenen erblickt (Prolegg. S. 43), ſind doch in ſich ungenügend und der Beymiſchung eines der Idee des Guten ſo fern ſtehenden, wie die Luſt erſcheint, bedürftig? Das, welches dem Hervorbringenden entſtammt, demjenigen, welches, wie der beyden erſten Principien ſo der Miſchung ſelbſt Urſache iſt, erſcheint hier bloß als ein Element der Miſchung? So iſt dieſe aus der Pythagoreiſchen Philoſophie geſchöpfte Darſtellung der Principien des Seyenden, wie ſie von Platon hier auf ein im Alterthum vorzüglich bedeutſames ethiſches Problem angewendet werden, mancher Dunkelheit und manchen Bedenken unterworfen, und der Philebus, mit Recht als eines der wichtigſten Werke zur Erkennung des Platoniſchen Syſtems betrachtet, kann demnach auch einen Beytrag geben zu der Einſicht, daß wir die höchſten metaphyſiſchen Principien in den Schriften Platons keineswegs zu der durchgebildeten Klarheit eines Syſtems gebracht finden, wobey zu bedauern, daß wir auch von Ariſtoteles keine Aufſchlüſſe erhalten, welche nicht eher einen Zuwachs zu der Schwierigkeit als eine wirkliche Hülfe für die Erklärung abgäben. Was die Sprache betrifft, ſo iſt die Umwandlung des Ausdrucks für das zweyte Princip bemerkenswerth, deſſen bey dem Pythagoräer rein activiſche Bezeichnung: τὰ περαίνοντα, durch die Platoniſche ſo zu ſagen indifferente oder neutrale τὸ πέρας ἔχον oder τὸ πέρας, zuletzt bey Ariſtoteles in die ganz paſſiviſche: τὸ πεπερασμένον, übergeht; denn daß dieſe letztere ſchon bey Platon in dieſem Sinne vorkommt, wie Hr. St. (Prolegg. S. 39) bemerkt, erinnern wir uns nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Syſtem der Wiſſenſchaft von G. Wilhelm Fr. Hegel.

(Schluß.)

Dieſer Mühe ſind wir aber um ſo eher überhoben, als nach Hegels Tode ſeine Vorträge über Religionsphiloſophie erſchienen ſind, die eben ſo klar und leicht verſtändlich ſind, als ſeine phänomenologiſche Entwickelung dieſer Sphäre den erwähnten entgegengeſetzten Charakter an ſich trägt. Hatte er ſich durch den ſubjectiven Zweck und die negative Dialektik ſeiner Methode unfähig gemacht, die objective Wahrheit des Ganzen und der einzelnen Sphären der Geſchichte des Geiſtes zu erkennen und zu entwickeln, ſo war es dagegen ein von ſeinem Standpunkte conſequentes Verfahren, daß er die Bildungsſtufen nnd Geſtaltungen des Bewußtſeyns nur unvollſtändig und unwahr auffaßte, und deßhalb die ſich *bewährenden*, das Reich des Geiſtes *integrirenden* und *realiſirenden* Sphären theils *ignorirte*, theils ſie zu eben ſo *verſchwindenden übergehenden* Momenten herabſetzte, wie die der Idee des Geiſtes *widerſprechenden* Geſtaltungen, welche den allgemeinen Fortſchritt nur durch ihr *Ueberwundenwerden* vermitteln. Iſt ihm einerſeits die *relative Wirklichkeit* ſchon der Beweis der Berechtigung und Wahrheit des Daſeyns, das Princip mag auch noch ſo *unwahr* ſeyn, ſo iſt ihm andererſeits die von jeder und ſelbſt der *wahrſten* Manifeſtation und Sphäre des menſchlichen Geiſtes unzertrennliche *Unvollkommenheit* ſchon Grund genug, ſie in ihr *Gegentheil* umſchlagen zu laſſen, um ſie ebenſo ſchonungslos zu *negiren*, wie die entſchiedenſte *Verkehrtheit*, und die letztere als *Inſtanz* gegen die erſtere geltend zu machen. Deßhalb behauptet einer ſeiner treueſten Schüler, Michelet in der Geſchichte der neuern Philoſophie II. Bd. S. 274: „Es iſt der Fluch des Daſeyns nicht aushalten zu können, denn alles, was entſteht (alſo auch das Hegelſche Syſtem?) iſt werth, daß es zu Grunde geht,“ und vortrefflich charakteriſirt er die alle beſtimmten Begriffe „umkehrende“ und alle Unterſchiede „flüſſig machende“ Dialektik Hegels, wenn er ſie S. 605 ein „heuriſtiſches Princip nennt, durch welches man jede Conſequenz nicht als etwas ausgemachtes anzuſehen genöthigt ſey, ſondern ſie immer wieder in den Schmelztiegel werfen könne, um ſie nochmals daraus ablaufen zu laſſen.“

So ſophiſtiſch aber die phänomenologiſche Dialektik nach der einen Seite erſcheint, ſo hat Hegel doch das große Verdienſt, die Entwicklung einer durch den Proceß des Erkennens ſelbſt zu realiſirenden Kritik des Erkenntnißvermögens und einer Philoſophie der Geſchichte in ſeiner Phänomenologie verſucht zu haben, und wenn auch die Methode und das Reſultat der Idee des großen Problems nicht entſpricht, ſo hat er doch den Begriff eines durch die Dialektik ſeiner weſentlichen Sphären und Stufen ſich vollendenden Wiſſens und eines die Reiche und Sphären ſeiner Organiſation begreifenden Syſtems des allgemeinen Geiſtes concipirt.

Allein je negativer er ſich in dieſem Werke gegen die Vergangenheit verhielt, und je größer dadurch ſeine Virtuoſität im Deſtruiren wurde, deſto weniger vermochte er das dialektiſch zerſtörte Reich des objectiven Geiſtes in den von ihm ſogenannten realen Wiſſenſchaften der Philoſophie der Natur, des Staates, der Kunſt, der Religion und der Geſchichte aus dem Begriffe zu reconſtruiren, und das wirkliche Verdienſt, das er ſich durch ſeine, wenn auch unvollkommenen Verſuche, jene Sphären in den betreffenden Wiſſenſchaften zu ſyſtematiſiren, erwarb, widerlegte die negative Dialektik ſeiner Phänomenologie!

Fiſcher.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	24. April.
Nro. 82.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften	1844.

Platonis Philebus etc.

(Fortſetzung.)

Wie weit dieſem Wandel des Ausdrucks eine philoſophiſche Abſichtlichkeit zu Grunde liegt, iſt ſchwer zu entſcheiden, und nicht unmöglich, daß namentlich Ariſtoteles neben dem Platoniſchen τὸ πέρας auch τὸ πεπερασμένον gebraucht, aus einer ähnlichen Ungenauigkeit und ſprachlichen oder ſachlichen Gleichgültigkeit, wie auch deutſche Berichterſtatter, τὸ ἄπειρον das Unbegrenzte überſetzend, den natürlichen Gegenſatz in dem Begrenzten ſuchten; wogegen es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß Platon den weitläufigeren Ausdruck τὸ πέρας ἔχον mit bewußter Abſicht gewählt habe, als den vollkommen entſprechenden Gegenſatz zu dem richtig verſtandenen ἄπειρον, deſſen im Gebrauche zwar vorzugsweiſe paſſive Bedeutung doch auf eine neutrale Wurzel zurückgeht. — Die Frage nach dem richtigen Verſtändniß der Pythagoräiſchen Principien, worüber ſich Hr. St. S. 40 u. a. O. erklärt, berührt wegen der großen Verſchiedenheit ſowohl der erhaltenen Nachrichten als der Auffaſſungsweiſen eine eben ſo ſchwierige, als weitläufige Unterſuchung, weßhalb hier nur die Bemerkung, daß, da Philolaus nach Allem, was ſich an Bruchſtücken ſeines Werkes über die Natur erhalten hat, an eine Präexiſtenz der beyden Principien, des Bewegenden und Gränzeloſen, nicht gedacht, er ſich darum dieſelben wohl in ihrer begrifflich reinen Entgegenſetzung und Entblößung von einander denken konnte, wenn ſie es auch zu einem wirklichen Seyn nur in ihrer Verbindung und gegenſeitigen Zuſammenwirkung bringen. — Uebrigens iſt es keine gezwungene Uebereinſtimmung, welche Hr. St. zwiſchen den Platoniſchen und Pythagoreiſchen Principien nachzuweiſen ſucht, indem man das γένος μικτόν leicht in dem nur naiveren Ausdruck des Philolaus: περαίνοντά τε καὶ ἄπειρα wiedererkennt, und auch das αἴτιον eine wohl begründete Vergleichung mit dem πρῶτον ἕν des Pythagoräers bietet. Minder klar iſt, was Hr. St. S. 38 und 42 über die Verſchiedenheit beyder bemerkt, indem er der Pythagoriſchen Lehre bald eine beſchränktere, bald eine umfaſſendere Bedeutung zuſchreibt. —

Wir fahren fort in der Angabe des Zuſammenhangs. Nachdem auf ſolche Weiſe das summum genus der beyden in Frage ſtehenden Gegenſtände, der Luſt und Erkenntniß, gefunden worden, wird nunmehr ihre Entſtehung und Erſcheinung im Leben aufgezeigt, oder, wie es bey Platon heißt, ihre γένεσις ἐν τῷ κοινῷ γένει; zuerſt der Luſt, die nur in Verbindung mit dem Schmerze betrachtet werden kann. Dieſelbe ergiebt ſich zunächſt als eine Wiederherſtellung der Harmonie, deren Auflöſung eben Schmerz iſt. Gerade die größten Lüſte entſtehen in einer gewiſſen Schlechtigkeit des Leibes und der Seele, und zeigen ſich immer mit Schmerz gemiſcht. Dieſe Miſchung findet im Leibe oder in der Seele oder in beyden zuſammen Statt, und je nach dem Ueberwiegenden in der Miſchung wird das daraus Entſtehende Luſt oder Schmerz genannt. In Bezug auf die Wahrheit und Wirklichkeit angeſehen, ſind dieſe, die ſtärkſten Lüſte, gerade am wenigſten wahr und wirklich. Zur Wahrheit ge-

Digitized by Google

hört nicht die Stärke und Größe, ſondern die intenſive Sichſelbſtgleichheit. Wahr und wirklich ſind darum nur die reinen, nicht mit Schmerz gemiſchten Arten der Luſt, d. h. diejenigen, welche ohne das Gefühl des Mangels die Erfüllung und Befriedigung ſchmerzlos haben; z. B. die Luſt an ſchönen (mathematiſchen) Figuren, Farben, Tönen, Gerüchen. Dazu iſt auch die Luſt an Erkenntniß und Wiſſenſchaften zu rechnen, die ein ſchmerzloſes Entſtehen und Vergehen haben (im Lernen und Vergeſſen). — Es beſteht eine Anſicht, nach welcher die Luſt nur ein Werden iſt ohne alles Seyn. Werden und Seyn verhalten ſich aber zu einander, wie das, welches um eines anderen willen iſt, zu dem, um deſſen willen es iſt. Nur in letzterem aber, nämlich dem, das ſich ſelbſt Zweck iſt, beſteht das Gute. In ſo fern gehört die Luſt nicht in das Gebiet des Guten. — Wie die Luſt, ſo iſt auch Verſtand und Wiſſenſchaft zu prüfen. Alle Wiſſenſchaften haben entweder Werkthätigkeit oder Bildung zum Zwecke, und ſtufen ſich ab nach dem Grade wahrer und deutlicher Erkenntniß, die ſie gewähren. Die erſte Stelle gebührt der Dialektik und Philoſophie, die allein das wahrhaft Seyende zum Gegenſtand hat. In den übrigen Wiſſenſchaften haben die mathematiſchen den Vorzug der Deutlichkeit und Genauigkeit. Je weiter ſie ſich von der Betrachtung des Unwandelbaren, Sich-ſelbſt-gleichen entfernen, um ſo mehr haben ſie es mit bloßen Meinungen, die der Gewißheit entbehren, zu thun. Verſtand und Erkenntniß komme darum vorzugsweiſe dem auf das wahrhaft Seyende gerichteten Denken zu. Nachdem alſo oben zugeſtanden worden, daß weder Luſt noch Erkenntniß allein das Gute ſeyen, ſondern daß dieſes, zu deſſen Begriff die vollendetſte Selbſtgenugſamkeit gehört, in einer Miſchung beyder zu ſuchen: ſo wird nunmehr die Weiſe der Miſchung betrachtet und erklärt, daß außer der höchſten Erkenntniß und Wiſſenſchaft auch die übrigen Arten unbedenklich aufzunehmen ſeyen; von der Luſt hingegen gerade die ſtärkſten Arten, als mit der Vernunft, dem andern Elemente der Miſchung, unvereinbar, ausgeſchloſſen werden müſſen, und nur die reinen, gemäßigten, mit Geſundheit des Leibs und der Seele zuſammenbeſtehenden, zuzulaſſen ſeyen. — Worin beſteht nun das Weſen der Miſchung, in der die Idee des Guten zum Vorſchein kommen ſoll? Zum wahren Beſtand eines jeden Dinges gehört Wahrheit. Ohne Maaß und Uebereinſtimmung findet auch keine Miſchung Statt. Dadurch iſt aber der Begriff der Schönheit von ſelbſt gegeben. Das Gute erſcheint uns demnach in den drey Begriffen der Schönheit, Ebenmäßigkeit und Wahrheit. Damit nun die beyden Elemente der Miſchung verglichen, ſo zeigt ſich, daß einer jeden dieſer drey Eigenſchaften Verſtand und Vernunft verwandter als die Luſt. Alſo laut zu verkündigen, daß Luſt weder das erſte noch das zweyte Gut, ſondern das erſte beſteht in dem Maaß und Mäßigen und Gemäßen, und überhaupt Allem, was von dieſer Art eine ewige Natur hat. Das Zweyte iſt das Ebenmäßige und Schöne und Vollendete und Genugſame und Alles, was dieſer Herkunft iſt. Das dritte iſt Verſtand und Vernunft. Das vierte Wiſſenſchaften und Künſte und richtige Vorſtellungen. Das fünfte endlich die reinen Vergnügen der Seele. Weiter iſt nicht zu gehen. Zuſammenfaſſung und Schluß. —

Betrachtet man den Zuſammenhang der Unterſuchung, ſo kann man kaum anders als überraſcht werden von dem letzten Theile, der gleich einem von ſelbſt und mit Nothwendigkeit ſich ergebenden Reſultate, ohne Vermittelung dem Vorhergehenden ſich anſchließt. Allein in dieſem iſt eine ſolche Rangfolgeordnung des Guten nirgends vorbereitet, da nur von einer Gegenüberſtellung und vergleichenden Würdigung der Luſt und Erkenntniß in ihrem Anſpruche auf den erſten oder zweyten Preis des Guten die Rede iſt; und auch im Einzelnen erſcheint manches dunkel und ſchwierig. Denn vergleicht man die beyden oberſten Grade, ſo wird man ſich wundern, eines Theils das Vollkommene, Genugſame, das wiederholt als das vorzüglichſte Kennzeichen des Guten genannt worden, des erſten Ranges beraubt und in die zweyte Reihe verwieſen zu ſehen, anderen Theils aber das καίριον, welches ſchwer unter einem ſo abſoluten Begriffe zu denken, in der erſten Reihe zu erblicken; abgeſehen davon, daß in dem früheren die hier gemachte Unterſcheidung und Trennung des μέτρον und σύμμετρον auch nirgends bedingt und voraus erklärt iſt, viel-

mehr in dem unmittelbar Vorausgehenden, beyde Ausdrücke genau verbunden und in gleich bedeutender Abwechslung gebraucht werden. (64 D. E. 65 A.) —

Die vorliegenden Erklärungsverſuche ſcheinen beyden Anſprüchen nicht zu genügen, weder der Anforderung des Zuſammenhangs, noch der Erklärung des Einzelnen, weßhalb die Worte, ſo weit nicht ihr Verſtändniß ſich von ſelbſt ergiebt, unvermittelt bleiben mit dem, was man als den wahren Sinn der Stelle ausgiebt. Auch ſind die Anſichten der Erklärer ſehr verſchieden. Von Aſt's mehr geiſtreich hingeworfener als im Einzelnen nachgewieſener Auffaſſung: „daß Platon bey der Aufſtellung der fünf Momente des Guten nach ihrer Rangordnung das allmählige Hervortreten des geiſtigen Lebens in das ſinnliche und das Herabſteigen des Höheren in das Niedere andeuten wollte“ nicht zu reden, ſo ſtehen ſich beſonders Stallbaums und Trendelenburgs Anſicht entgegen, übereinkommend zwar, daß in der erſten und oberſten Stufe die Idee des Vollendeten Guten ausgedrückt ſey, aber darüber uneins, ob dieſelbe in ihrem allgemeinſten, abſoluten Begriffe, wie Trendelenburg, mit Hermann übereinſtimmend, will, oder in Beziehung und Beſchränkung auf das menſchliche Leben und menſchliche Erkenntnißfähigkeit gedacht werden müſſe, wie Hr. St. ſich ausdrückt (Prolegg. p. 75): „absoluti boni ideam, quatenus mens humana eam comprehendere et ad vitam regendam moderandamque adhibere potest.“ Den Gründen, welche von beyden Theilen angeführt werden, iſt eine gewiſſe, vorzugsweiſe negative, Wahrheit nicht abzuſprechen. Mit vollſtem Rechte beruft ſich Hr. St. auf den ganzen Zuſammenhang der Unterſuchung, um zu beweiſen, daß von der abſoluten Idee des Guten hier nicht die Rede ſeyn könne. Betrachtet man vorerſt die Worte, denen eine ſolche Bedeutung untergelegt wird, ſo müßte man ſich wundern, wie Platon, der an anderen Stellen, wo er die Idee des Guten erwähnt, zwar mit dem größten Preiſe, aber zugleich einer die Unzulänglichkeit des Wortes anerkennenden Zurückhaltung ſich vernehmen läßt, hier ſo geradezu und ohne alle weitere Andeutung den Ausdruck des Maaßes dafür gebrauchen konnte, gleich als glaubte er darin die hinreichendſte, durch ſich ſelbſt klare Bezeichnung gefunden zu haben. Denn daß der Beyſatz: ὁπόσα τοιαῦτα χρὴ νομίζειν τὴν ἀΐδιον ᾑρῆσθαι φύσιν dieſe Wirkung nicht haben kann, iſt einleuchtend, da er ja das generelle Merkmal aller Ideen, keineswegs aber das ſpecifiſche der Idee des Guten ausdrückt. Was demnach Hr. Trendelenburg zur Unterſtützung und Rechtfertigung ſeiner Erklärung beybringt, dient eigentlich mehr, die Schwierigkeiten an's Licht zu ſtellen, als zu beſeitigen. Denn wollte man auch zugeben, daß die Begriffe des Wahren und Schönen, welche Hr. T. mit Rückſicht auf das Vorhergehende als zur Idee des Guten nothwendig gehörend fordert, wirklich in dem von Platon gewählten Ausdrucke implicite enthalten ſeyen, obwohl dieß nur durch eine ziemlich gewaltſame Ausdeutung erzwungen wird: ſo wäre ja immer nur auf einem Umwege dasſelbe erreicht, was in dem Vorhergehenden mit deutlichen und verſtändlichen Worten ausgedrückt iſt. Offenbar alſo, daß, wenn der Philebus überhaupt ſich zur Idee des Guten erhebt, dieß nirgends anders geſchieht, als an der Stelle, wo Sokrates ſelbſt erklärt, das Gute in der dreyfachen Idee der Wahrheit, Ebenmäßigkeit und Schönheit gefaßt zu haben. Dort iſt der Ausdruck durchaus angemeſſen, ſowohl in der Beſtimmtheit und Klarheit, die nicht erſt künſtlicher Erklärungsmittel bedarf, als auch in der jener ſonſt ausgeſprochenen Ueberſchwenglichkeit des Begriffs ſo wohl entſprechenden, ſelbſt erkannten Beſchränkung, die es nicht wagt, den ganzen Inhalt in einem Worte und Begriffe zuſammen zu faſſen. Wie vortrefflich dazu die unmittelbar zuſammenhängenden Worte paſſen: λέγωμεν ὡς τοῦτο οἷον ἓν ὀρθότατ' ἂν αἰτιασαίμεθ' ἂν τῶν ἐν τῇ ξυμμίξει, καὶ διὰ τοῦτο ὡς ἀγαθὸν ὂν τοιαύτην αὐτὴν γεγονέναι — bedarf keiner Erläuterung. Da nun hierin die Norm aufgeſtellt wird, nach der Verſtand und Luſt geprüft und nach dem Grade ihres Antheils an dem Guten geſchätzt werden: ſo kann die aus dieſer Beurtheilung gleichſam herauswachſende und äußerlich in dem Kreis einer Periode mit derſelben verbundene Rangordnung des Guten unmöglich ſelbſt wieder die Idee des Guten enthalten. Hr. St. ſetzt darum dieſelbe unter der Beſchränkung auf das menſchliche Leben

Digitized by Google

und als begriffen in dem menſchlichen Geiſte, über deſſen Begreifen die abſolute Idee erhaben ſey. Allein entweder wird dieſe Beſchränkung als eine bloß ſubjective gedacht, die alſo auch keinen objectiven Unterſchied begründet; oder ſie iſt objectiver Geltung, es iſt eine der Idee ſelbſt durch dieſe Beziehung auferlegte Beſchränkung; dann iſt ſie aber nicht mehr die Idee ſelbſt, ſondern nur eine Erſcheinungsweiſe derſelben in einem Anderen durch μίξεως; ſo daß die Bedeutſamkeit der von Hrn. St. gemachten Unterſcheidung nicht mit Unrecht von Hermann in Abrede geſtellt wird. Die Idee des Guten kann demnach weder in dem einen noch in dem anderen Sinne unter dem erſten in der Reihenfolge der Güter gemeint ſeyn. So viel ergiebt ſich aus dem Zuſammenhange der Unterſuchung mit folgerichtiger Nothwendigkeit, während die Erklärung des Einzelnen auf einem weniger ſicheren Boden ſich bewegt. An zum Theil ſcharfſinnigen Combinationen hat es nicht gefehlt, wie namentlich Hr. St. durch Anwendung der Pythagoriſch-Platoniſchen Principien mit Vergleichung der im Parmenides dominirenden und auch im Philebus angeregten Lehre des ἓν καὶ πολλά einen Conspectus gewonnen hat, dem das ξύμμετρον und καλόν nicht abzuſprechen iſt. Theilt man indeſſen nicht die Ueberzeugung, daß in dem erſten Grade die Idee des Guten ausgeſprochen ſey, und hält man ſich einfach an die vorliegenden Worte in ihrem unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden, ſo wird man in der aufgeſtellten Rangordnung die Momente des Guten in der Miſchung nach ihrem verſchiedenen Antheile an der Idee des Guten und ihrem gradweiſen Abſtande von derſelben erkennen, wobey es der ſonſtigen Anſchauungsweiſe Platons und der griechiſchen Philoſophie überhaupt nicht fremd iſt anzunehmen, daß der Vorzug der beyden erſten Ordnungen ſich auf die durchgreifendere und allgemein gültigere Wirkung in den verſchiedenen Sphären des Lebens bezieht. Denn daß man zu dieſer allgemeineren Beziehung berechtigt iſt, zeigen Platons eigene Worte (64 A): — τὸν βουλόμενον ὅτι καλλίστην ἰδόντα καὶ ἀστασιαστοτάτην μίξιν καὶ κρᾶσιν ἐν ταύτῃ μαθεῖν πειρᾶσθαι, τί ποτε ἔν τε ἀνθρώπῳ καὶ τῷ παντὶ πέφυκεν ἀγαθὸν καὶ τίνα ἰδέαν αὐτὴν εἶναί ποτε μαντευτέον, welche Stelle zugleich als ein Kriterion für die richtige Erklärung gelten kann. Wenn ſonach in der Bezeichnung des Maaßes und der Schönheit die oben in die Einheit der Idee zuſammengefaßten Begriffe hier als geſonderte Momente des Guten auftreten, ſo mag man allerdings verſucht ſeyn, in der dritten Ordnung, welche Verſtand und Erkenntniß einnehmen, zugleich eine Andeutung der Wahrheit zu finden, mit Beziehung auf die Stelle 65 D, wo Verſtand und Wahrheit ausdrücklich als daſſelbe oder doch allerähnlichſte bezeichnet werden. Uebrigens bleibt der Eindruck und erſcheint als wohl berechtigt, daß dieſer letzte Theil des Geſprächs keineswegs beſtimmt iſt, die Unterſuchung über das Gute als erſchöpft und vollendet abzuſchließen, ſondern vielmehr auf eine weiter zu erwartende oder ſonſt gegebene Löſung hinzudeuten, wie ſie auch in den Büchern vom Staate und in dem Timäus nicht zu finden iſt.

Noch über einen Punkt, der einer verſchiedenen Beurtheilung unterliegt, iſt hier ein Wort zu ſagen. Der bis jetzt geltenden herkömmlichen Ueberzeugung, welche auch Hr. St. theilt, daß die im VII. und X. Buche der Nicomachiſchen Ethik des Ariſtoteles zu leſende Bekämpfung einer fremden Anſicht über die ἡδονή vornämlich gegen den Platoniſchen Philebus gerichtet ſey, tritt in neueſter Zeit die Autorität eines genauen Kenners der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Schriften entgegen, indem Spengel in dem I. Anhange zu ſeiner Unterſuchung über die ethiſchen Schriften des Ariſtoteles (als Vortrag in der Kgl. Bayr. Akad. d. W. deren Denkſchriften einverleibt) zu beweiſen unternimmt, daß nicht Platon, ſondern Speuſippus derjenige iſt, dem die Widerlegung des Ariſtoteles gilt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Platonis Philebus etc.

(Fortſetzung.)

Liegt es außer dem Gebiete der gegenwärtigen Anzeige, da Hr. St., dem dieſe Abhandlung bis dahin unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint, auf eine nähere Prüfung und Begründung nicht eingeht, das Einzelne der angeregten Frage zu verfolgen, ſo begnügt ſich Ref., ſeine hierüber gewonnene Anſicht mit Folgendem in Kürze darzulegen. Klar und unwiderſprechlich iſt, daß nicht alle der von Ariſtoteles gegen die Gegner der Luſt geltend gemachten Einwürfe auf den Philebus paſſen, manche wenigſtens nicht in der vorgebrachten Form; daß ſogar des Ariſtoteles eigene Anſicht in weſentlichen Punkten mit der ſeines Lehrers vollkommen übereinſtimmt, wie man z. B. für die am Schluſſe des 5. Cap. d. X. Buches zuſammengefaßte eigene Ueberzeugung des Ariſtoteles die Begründung im Einzelnen ganz wohl aus Platon entnehmen könnte; daß es demnach gar nicht unwahrſcheinlich iſt, wofür auch noch ein anderer von Sp. nicht geltend gemachter indirecter Beweis beygebracht werden könnte, daß die ganze Widerlegung einem Anderen als Platon, nämlich dem Speuſippus gewidmet ſey, um ſo mehr, als ſich dadurch am natürlichſten erklärt, wie man Platon und doch nicht wieder Platon darin erkennt.

Wohl darf auch von anderer Seite nicht unbemerkt bleiben, daß ein guter Theil der Ariſtoteliſchen Gegengründe die Platoniſche Unterſuchung im Philebus mittreffen, beſonders wenn man zugiebt, daß einzelne Abweichungen des Ausdrucks in der Darſtellung der gegentheiligen Anſicht auf die beſondere Auffaſſung des Ariſtoteles und die damit zuſammenhängende Uebertragung in die eigene ihm geläufige Terminologie ſich zurückführen laſſen. Auch iſt ſehr wohl denkbar, daß Ariſtoteles bey materieller Uebereinſtimmung im Weſentlichen, doch die Beweisführung von ihrer formellen Seite als unrichtig bekämpfen konnte. Die literariſche Frage wird nun ſchwerlich zu einem entſcheidenden Abſchluß gebracht werden können wegen Unvollſtändigkeit der erhaltenen oder bis jetzt aufgefundenen Quellen, aus denen ſich eine genauere Kenntniß der Lehren und Anſichten namentlich gleichzeitiger Philoſophen über dieſen Gegenſtand entnehmen ließe; ein Mangel, der um ſo empfindlicher wird, als die Darſtellungsweiſe beyder Schriftſteller wenig darauf berechnet iſt, den etwaigen Beziehungen auf fremde Anſichten durch deutliche Bezeichnung zu Hülfe zu kommen. Aber Dank muß man es jenem Gelehrten wiſſen, daß er durch genaueres Eingehen auf den Inhalt der gegenüberſtehenden Sätze die von den Bearbeitern beyder Schriftſteller herkömmlich und oberflächlich angeregte Frage auf den richtigen Weg gewieſen hat, nämlich Sache gegen Sache zu ſtellen, und mit unparteyiſcher Wahrheitsliebe zu prüfen, wo und in wie weit die Reſultate der im Philebus angeſtellten Unterſuchung im Ganzen oder Einzelnen durch die von Ariſtoteles vorgebrachten Gründe wirklich eine Berichtigung erleiden, oder ob die Anſicht Platons als tiefer in das Weſen des Gegenſtandes eindringend, in der eigenen Ueberzeugung ſich gegen dieſen und andern Widerſpruch behauptet. Indem wir dieß als eine würdige Aufgabe für eine ſelbſtſtändige

Digitized by Google

Unterſuchung erkennen, ſoll hier nur noch einer Stelle Erwähnung geſchehen, die leicht einem Mißverſtändniß unterworfen ſeyn könnte. Zum Schluſſe ſeiner Unterſuchung über das Weſen und die Arten der Luſt, beruft ſich Platon auf eine Anſicht, nach der das Weſen derſelben in einem Werden, nicht in einem Seyn beſteht. Weiß man, wie wichtig in der Platoniſchen Lehre dieſer Unterſchied der *γένεσις* und *οὐσία* iſt, ſo kann man leicht verſucht ſeyn, gerade hierin ein Hauptargument Platons gegen die *ἡδονή* zu erblicken, und der Polemik des Ariſtoteles gegen die Auffaſſung des Vergnügens als eines Werdens eben darum eine directe Beziehung auf Platon zuzuſchreiben. Dieß hat man denn auch wirklich gethan, und Hr. St. ſpricht ſich S. 58 in demſelben Sinne aus. Mit Recht bemerkt dagegen Sp., daß dieſer Schluß ſchon darum ein voreiliger, weil ja auch andere dieſe Anſicht gehabt haben müſſen, da ſie Platon ausdrücklich als eine fremde bezeichnet; daß er ſich aber offenbar falſch dadurch erweißt, daß Ariſtoteles in ſeiner Widerlegung gerade auf Ausdrücke ein Gewicht legt, die bey Platon gar nicht vorkommen; ſo daß dieſer jedenfalls nur indirecte mitgemeint ſeyn könnte. Uebrigens kann des Ariſtoteles Polemik nicht einmal denen zunächſt gelten, von welchen Platon dieſe Anſicht entlehnt zu haben geſteht, wenn es anders richtig iſt, daß unter den *κομψοί*, denen man Dank ſchuldig ſey, Ariſtippus und ſeine Anhänger zu verſtehen ſind. Und allerdings iſt es wahrſcheinlich und durch den Zuſammenhang der Stelle beynahe gefordert, die erſt dadurch Kraft und Bedeutung bekömmt, daß es Freunde der *ἡδονή* ſind, von deren Ausſage hier Platon Gebrauch macht, während eben ſo deutlich Ariſtoteles Gegner der Luſt im Auge hat. Auch iſt nicht zu überſehen, daß Platon ſich gar nicht für die Richtigkeit dieſer Anſicht erklärt, und darum auch den Folgerungen, die er daraus zieht, nur die Bedeutung eines hypothetiſchen Beweiſes giebt (54 C. D.), außerdem, daß durch die Stellung nach der Unterſuchung über die reinen Vergnügen die ganze Anſicht eine ſehr fühlbare Limitation bekommt. Gerade in dieſem Punkte aber zeigt ſich deutlich der Grund ſowohl der Uebereinſtimmung als der Verſchiedenheit beyder Philoſophen. Denn während Platon, der eben ſo wie Ariſtoteles reine und unreine Arten der *ἡδονή* unterſcheidet, bey der Weſensbeſtimmung derſelben ſich vorzugsweiſe an die ſtärkeren, d. i. ſchlechteren und unreineren Arten hält, ſo läßt Ariſtoteles dieſe in ſeiner Beurtheilung durchaus zurücktreten und hebt überall die edelſten und geiſtigſten Formen, indem er das Beſte als maaßgebend betrachtet (X. 5. s. f. *ἐστιν ἑκάστου μέτρον ἡ ἀρετὴ καὶ ὁ ἀγαθὸς ᾗ τοιοῦτος, καὶ ἡδοναὶ εἶεν ἂν αἱ τούτῳ φαινόμεναι*).

Manche andere hier nicht berührte Gegenſtände werden in den reichhaltigen Prolegomenis, welche 90 Seiten umfaſſen, beſprochen.

Den Prolegomenis folgt der Text mit untergeſetzten Anmerkungen, in denen der andere Theil der Leiſtungen des Herausgebers beſteht. In der Texteskritik, zu welcher die kurzen kritiſchen Noten, hatte Hr. St. zwey bedeutende Vorarbeiten in der Bekker'ſchen und Zürcher Ausgabe, die er mit ſelbſtſtändigem Urtheile benutzt, die Bekker'ſche mit ihrem kritiſchen Apparate wie billig zu Grunde legend, jedoch ohne andere Hülfsmittel und namentlich die ſogenannten Editiones criticae zu vernachläßigen. Das hauptſächliche Verdienſt aber beſteht in den exegetiſchen Erläuterungen, in denen ſprachliche und ſachliche Schwierigkeiten ſorgfältig und gründlich erörtert werden und dadurch ein beſſeres Verſtändniß mancher Stelle gewonnen wird, was um ſo größere Anerkennung verdient, als Hr. St. in dieſem Geſchäfte eigentlich ſelbſt ſein einziger Vorgänger iſt. Daß damit nicht allen Anſprüchen genügt oder jeder Zweifel beſeitigt erſcheint, liegt in der Natur der Sache und wird ſich aus folgenden Bemerkungen zu einzelnen beſtrittenen Stellen ebenfalls ergeben.

12 D. läßt ſich Hr. St. durch die kritiſche Rechtfertigung des von Galenus ausgelaſſenen *ἄνθρωπον* zu unrichtiger Anwendung einer an ſich richtigen Beobachtung über den Gebrauch dieſes Wortes verführen, indem das unmittelbar folgende *ἥδεσθαι δὲ καὶ τὸν σωφρονοῦντα αὐτῷ τῷ σωφρονεῖν* auch bey dem vorhergehenden *ἥδεσθαι μὲν φαμὲν τὸν ἀκολασταίνοντα ἄνθρωπον* an eine verächtliche Bedeutung unmöglich denken läßt.

In der Stelle 18 B. iſt die Verwerflichkeit der Lesart *ἕκαστον* keineswegs ſo ausgemacht, als Hr. St. annimmt; nur darf man es freylich nicht

mit *πλῆθος* verbinden, ſondern mit *ἀριθμόν*, in dem Sinne, den man durch die Aenderung in *ἑκάστοτ'* beabſichtigt: von dem Unendlichen iſt nicht gleich auf das Eins überzugehen, ſondern auf eine Zahl, die jede eine Menge hat. Für die Erklärung der ſehr ungewöhnlichen Conſtruction *κατανοεῖν ἐπί τι* hat Hr. St. den einzig möglichen Weg eingeſchlagen, der vielleicht ein zuverläßigeres Reſultat ergeben würde, wenn die Grammatik auf dieſem Gebiete der griechiſchen Syntax umfaſſendere Zuſammenſtellungen analoger Spracherſcheinungen aufzuweiſen hätte.

23 C. Mit Recht wundert ſich Hr. St., daß die Zürcher Herausgbb. ſeine Conjectur *τούτῳ* ſtatt *τούτων* verſchmäht haben, deren Richtigkeit ebenſo evident iſt, als die Falſchheit der Vulgata, und nicht weniger anerkannt zu werden verdiente, als kurz darauf die von Schütz empfohlene Ausſchließung des Wortes *βίον*, welches in beyden Ausgaben in Klammern geſetzt iſt.

24 A. ſchreibt Hr. St. mit grammatiſcher Nothwendigkeit *οἰκοῦντε* ſtatt *οἰκοῦν*, und behält mit Recht das von den Z. Herausgg. auf die Autorität der drey beſten Handſchr. ausgeſtoßene *οὐκ ἂν* vor *ἐπιτρεψαίτην* im Texte, dem die natürliche Form der Rede den Vorzug giebt.

24 D. iſt es wohl dem Gebrauche von *ξυνέπεσθαι* angemeſſener, daſſelbe absolute mit einer gewöhnlichen Ellipſe von *τῷ λόγῳ* als durch Ergänzung von *αὐτοῖς* aus dem *ταῦτα* zu erklären. Vergl. Hr. St's. Note zu 23 E. und Soph. 238 E.

30 E. iſt die Stelle, welche das ſonderbar gebildete Wort *γενούστης* aufzuweiſen hat. Von Bekker ausgewieſen, wird es von Hrn. St. und den Z. Herausgg. in Schutz genommen mit Berufung auf die Autorität der griechiſchen Grammatiker und Scholiaſten, die das Wort als ein Platoniſches erwähnen in der Bedeutung von *ξυγγενής* oder *γεννήτης*. Hr. St. ſucht es außerdem zu rechtfertigen als eine Art Wortſpiel durch Lautaſſimilation mit dem Worte *νοῦς*, etwa ähnlich wie man im Deutſchen ſagen könnte: der Verſtand iſt ein Standesgenoſſe des Urſächlichen. Allein offenbar iſt hier ein weſentlicher Unterſchied überſehen, der darin beſteht, daß das deutſche Wort ein nicht nur gut und richtig gebildetes, ſondern auch gebräuchliches iſt, während das griechiſche in Form und Gebrauch ein inauditum iſt, wie Hr. St. ſelbſt geſteht, ſo daß man, um eine wirkliche Aehnlichkeit zu erzielen, etwa ſagen müßte: die Vernunft iſt ein Nunftgenoſſe, ſtatt Namens- oder Zunftgenoſſe, wodurch die Lächerlichkeit eines ſolchen Wortſpieles ſich freylich fühlbar genug machte. Die anderen Beyſpiele, welche Hr. St. anführt, wie 64 A., wo von dem *νοῦς* geſagt wird, *ἐμφρόνως καὶ ἐχόντως ἑαυτὸν ἀποκρίνασθαι* u. a., leiden eben ſo wenig als die Ableitungen im Cratylus und Politicus eine hieher paſſende Vergleichung. Es bleibt alſo nur noch die Autorität der Grammatiker und Scholiaſten. Bedenkt man aber, daß dieſe gewohnt ſind einer den andern abzuſchreiben, ſo ſchmilzt die tanta testium multitudo auf wenig mehr als das Zeugniß des Hesychius oder eines anderen zuſammen, ſo daß wir weniger befürchten, uns an einem berechtigten Zunftgenoſſen zu verſündigen, wenn wir mit Bekker, dem Grammaticorum bene gnaro, den *γενούστης* verweiſen und an ſeiner Stelle leſen: *ὅτι νοῦς ἐστι γένους τοῦ πάντων αἰτίου λεχθέντος*, wie im folgenden: *οὐ μὲν γένους ἐστί* und *ὅτι νοῦς μὲν αἰτίας ἦν ξυγγενὴς καὶ τούτου σχεδὸν τοῦ γένους* u. a.

Ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel für die eigenthümliche Schwierigkeit der Platoniſchen Ausdrucksweiſe bietet die Stelle 32 C. D., in deren Erklärung uns Hr. St. weniger befriedigt hat. Es iſt nöthig, die Worte im Zuſammenhange anzuführen. Nach den Arten der Luſt und des Schmerzes, welche im Körper ihren Sitz haben, werden andere erwähnt, die bloß in der Seele, und zwar in einer Erwartung und Vorausempfindung angenehmer und unangenehmer Zuſtände beſtehen. *Ἐν γὰρ τούτοις οἶμαι*, fahrt S. fort, *κατά γε τὴν ἐμὴν δόξαν, εἰλικρινέσι τε ἑκατέροις γιγνομένοις, ὡς δοκεῖ, καὶ ἀμίκτοις λύπης τε καὶ ἡδονῆς, ἐμφανὲς ἔσεσθαι τὸ περὶ τὴν ἡδονήν, πότερον ὅλον ἐστὶ τὸ γένος ἀσπαστόν, ἢ τοῦτο μὲν ἑτέρῳ τινὶ τῶν προειρημένων δοτέον ἡμῖν γενῶν, ἡδονῇ δὲ καὶ λύπῃ, καθάπερ θερμῷ καὶ ψυχρῷ καὶ πᾶσι τοῖς τοιούτοις, τοτὲ μὲν ἀσπαστέον αὐτά, τοτὲ δὲ οὐκ ἀσπαστέον, ὡς ἀγαθὰ μὲν οὐκ ὄντα,*

Digitized by Google

ἐνίοτε δὲ καὶ ἔνια δεχόμενα τὴν τῶν ἀγαθῶν ἔστιν ὅτε φύσιν. An der Conſtruction der erſten Worte nahm man Anſtoß, den Aſt zu beſeitigen ſuchte, indem er εἰλικρινοῦς τε ἑκατέρου γιγνομένου καὶ ἀμίκτου zu leſen vorſchlägt. Dagegen erklärt Hr. St. in Uebereinſtimmung mit der Auffaſſung Schleiermachers, den Genitiv λύπης τ. κ. ἡ. in dem Sinne wie ſonſt der Dativ mit ἄμικτος verbunden wird durch: ἄνευ συμμίξεως οὖσι λύπης τε καὶ ἡδονῆς. Allein es bleibt doch immer eine ſehr unklare Bezeichnung, zu ſagen: in dieſen Zuſtänden, welche nicht mit Schmerz und Luſt gemiſcht ſind, ſtatt: in Zuſtänden, von denen dieſe, die Hoffnung eines Guten, nicht mit Schmerz, und jene, die Erwartung eines Schlimmen, nicht mit Luſt gemiſcht ſind. Natürlicher ſcheint es, ἀμίκτοις absolute zu faſſen, ſo wie es in dieſem Zuſammenhange wiederholt und vorzugsweiſe gebraucht wird, und den Genitiv λύπης τ. κ. ἡ. ſo mit dem Vorausgehenden zu verbinden, wie es ganz gewöhnlich geſchieht mit den Neutris der Adjectiva; alſo in der Bedeutung: in dieſen reinen und ungemiſchten Zuſtänden des Schmerzes und der Luſt u. ſ. w. was, wie es das einfachſte iſt, ſo auch dem Zuſammenhang am beſten entſpricht. Im Folgenden iſt es ungenügend, wenn Hr. St. zu ἡδονῇ τε καὶ λύπῃ bemerkt: int. δοτέον s. συγχωρητέον, da die Hauptſache unberührt bleibt, nämlich die Vermittelung mit ἀσπαστέον αὐτά, obwohl dieſe Art der Attraktion und Anakoluthie keine Schwierigkeit bildet. Eben ſo wenig gründlich iſt die Erläuterung der gehäuften Ausdrücke ἐνίοτε-ἔνια-ἔστιν ὅτε durch Beyziehung der angeführten Stellen, die gar nicht hieher paſſen, und alſo auch nicht dienen können die sermonis elegantia zu erklären. Sollte noch mehr geſchehen, als die Interpretation: „interdum tantummodo, sed rarius“ giebt, ſo müßte darauf hingewieſen werden, wie, da der griechiſchen Sprache überhaupt in beſonderem Grade ſolche Verſtärkungen durch Häufung des Ausdrucks zuſagen, hier die Beyfügung des ἔστιν ὅτε gerade durch das nach ἐνίοτε eintretende ἔνια veranlaßt und bedingt wird, bey dem vorwaltenden Beſtreben, die Limitation recht hervortreten zu laſſen und möglichſt genau zu bezeichnen, wozu noch der oratoriſche Numerus das Seinige beyträgt.

Nach Maaßgabe ſonſtiger Erläuterungen hätte die eigenthümliche Conſtruction des δεῖν mit dem Dativ in der beſondern Stellung nach dem Infinitiv (33 B.) wohl eine Bemerkung verdient, da andere bekannte Beyſpiele keine vollkommene Aehnlichkeit darbieten, auch nicht die Stelle in Soph. Antig. v. 736 mit χρή.

In der Stelle 36 E. verfuhren die Zürcher Herausgg. vorſichtiger als Hr. St., der ohne Anſtand das ἔστιν nach ὡς φῄς einklammert, während es doch eine Erklärung zuläßt, nur iſt nach ἔστιν ein Komma zu ſetzen, um die folgenden Worte als eine angereihte Steigerung zu bezeichnen.

Eine ſehr ſorgfältige Behandlung widmet Hr. St. der Stelle 46 D., um zu beweiſen, daß die Vulgata Ξύστασιν vor der von den drey beſten Handſchr. gebotenen und von den neueren Herausgebern recipirten Lesart Ξύντασιν den Vorzug verdiene. Die Gründe ſind überzeugend und wohl geeignet, Ξύντασιν zu verdrängen, welches nach dem ἀγανάκτησιν jedenfalls zu ſchwach iſt, während Ξύστασιν mit dem ὕστερον die entſprechende Steigerung ausdrückt.

47 E. hatte Hr. St. ſchon in der früheren Ausgabe die Homeriſche Stelle von dem Zuſatz: τοῖς θυμοῖς καὶ ταῖς ὀργαῖς befreyt, und findet Beyſtimmung von den Z. Herausgg., gewiß mit Recht, da die von Stephanus verſuchte Umſtellung, wozu das doppelte τό einladt, ebenfalls auf einen ſchiefen Sinn führt, wenn man nicht eine ſehr ungewöhnliche Structur annehmen will, und bey der Entfernung der fraglichen Worte jedenfalls die geringſte Schwierigkeit zurückbleibt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.
Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Platonis Philebus etc.

(Schluß.)

In ähnlicher Weiſe eines ſtrengen Heilverfahrens bedürftig zeigte ſich die Stelle 49 C., die Hr. St. durch Ausſcheidung des Wortes ἐχθρούς mit ſeinem καί, und durch Billigung der von Schütz empfahlenen Aenderung des ἰσχυρούς in αἰσχρούς trefflich hergeſtellt hat. In der Erklärung iſt jedoch ein Verſehen begangen, indem nicht, wie Hr. St. behauptet, in dem folgenden τῶν ἰσχυρῶν das φοβερούς ausgedrückt iſt, ſondern vielmehr das frühere δυνατούς, worauf dem φοβερούς das ἐχθρά und dem αἰσχρούς das αἰσχρά entſpricht, nicht wie Hr. St. das ἐχθρά nur „rei accuratius declarandae gratia" mit αἰσχρά verbunden ſeyn läßt. Es bedarf nur einer ſorgfältigen Beobachtung des ganzen Parallelismus der Stelle, um darin einen ſichern Maaßſtab zu finden, wie ihn die Conjecturalkritik nur ſelten beſitzt. Zu verwundern iſt, daß die Zürcher Ausgabe die Vulgata ganz unverändert wiedergiebt.

Nicht einverſtanden können wir uns mit Hrn. St's. Anſicht über die Stelle 50 B. erklären, die bisher ſo geleſen wurde: μηνύει δὴ νῦν ὁ λόγος ἡμῖν ἐν θρήνοις τε καὶ ἐν τραγῳδίαις, μὴ τοῖς δράμασι μόνον ἀλλὰ καὶ τῇ τοῦ βιοῦ ξυμπάσῃ τραγῳδίᾳ καὶ κωμῳδίᾳ, λύπας ἡδοναῖς κεράννυσθαι. Dieſe Worte enthalten die Zuſammenfaſſung der Unterſuchung über die Miſchung von Luſt und Schmerz, welche in der Seele allein Statt finden, wobey außer den gewöhnlichen Affektionen des Gemüthes das Verhalten der Seele in der Tragödie und Komödie beſprochen wird. Der Sinn und das richtige Verſtändniß kann keinem Zweifel unterliegen, aber an den Worten hat man Anſtaß genommen und Hr. St. iſt mit andern überzeugt, daß die Stelle an einem Verderbniß leide, das nur durch die von Gattf. Hermann empfohlene Einſchaltung van καὶ κωμῳδίαις nach τραγῳδίαις beſeitigt werden könne, wagegen er ſeine frühere Vermuthung, daß τραγῳδίαις in κωμ. zu verwandeln, weil dieſe viel ausführlicher behandelt werde, zurücknimmt. Schleiermacher dagegen nimmt die Stelle, wie ſie iſt, in Schutz, und zwar mit vollſtem Rechte. Es iſt nämlich einer der in jeder Sprache, namentlich in der griechiſchen und vorzugsweiſe bey Platon häufigen Fälle, wo durch einen dazwiſchentretenden Gedanken mit einer gewiſſen Präaccupation verbunden, die urſprünglich beabſichtigte Farm, wenn auch nicht gleich zu einem grammatiſchen Anakoluthon, verändert wird. Platon, der bey dieſer Zuſammenfaſſung die Komödie allerdings nicht übergehen wollte, wird durch das Wort τραγῳδίαις zu dem erläuternden Beyſatze angeregt, den er ſofort ausſpricht, fährt aber dann nicht mehr in dem früheren Zuſammenhange fart, ſondern zieht die Komödie in dieſen Gedanken, weil er auch auf ſie Anwendung findet. Die Farm des Satzes gewinnt dadurch weſentlich an Lebendigkeit, und ſallte darin ein ineptum zu finden ſeyn, ſa wäre zu fürchten, daß Platons Schriften pleni ineptiarum würden. Orelli's τρυγῳδίαις iſt für nichts mehr als einen lusus ingenii oder beſſer doctrinae anzuſehen und wird ſeinen Platz in einer kritiſchen Ausgabe ſchwerlich behaupten.

In der Stelle 51 B. iſt die von Hrn. St. empfohlene Ausſtoßung des καθαράς λυπῶν kaum abzulehnen. Weniger ſicher erſcheint gleich darauf die Ausſchließung der Worte καλὰ καὶ ἡδονάς, die man nach Vorgang der ficiniſchen Ueberſetzung beſſer in καλὰ καὶ ἡδέα verwandelt und auch anders verbindet als Hr. St., nämlich nicht mit dem unmittelbar Vorhergehenden, auf welches ſich das τοῦτον τὸν τύπον ἔχοντα bezieht, ſondern durch Anreihung an das frühere ἀλλ' εὐθύ τι λέγω κτέ.

Wenige Zeilen weiter unten (51 D.) wird man kaum umhin können, mit Hr. St. φθόγγων in φωνῶν zu verwandeln, da zu τάς auf keine Weiſe ἡδονὸς gedacht werden kann; oder man müßte φθογγή als ein Platoniſches Wort anerkennen und mit geringerer Aenderung φθογγῶν ſchreiben wollen.

Ebenſo verdient gemacht hat ſich Hr. St. um die Stelle 52 C. durch eine dem Zuſammenhang ganz entſprechende Conjectur: καὶ τὰς τὸ μέγα καὶ τὸ σφοδρὸν αὖ δεχομένας, wenn man nicht der in der früheren Ausgabe aufgeſtellten, nach welcher das folgende γιγνομένας in δεχομένας verwandelt, und ſtatt τοιαύτας-ταύτας geſchrieben und mit dem Nachfolgenden verbunden wird, als leichter und auf den Vorgang des Ficinus ſich ſtützend den Vorzug geben will.

53 C. möchte doch wohl das μεμιγμένης ſchwer zu vermiſſen ſeyn; nur darf man es nicht mit Heindorf nach μεγάλης ſetzen, wo es den äußern und inneren Rhythmus ſtört, ſondern nach oder ſtatt λύπης, wo es von Ohr und Verſtand vermißt wird.

Ausführlich, wie zu erwarten, wird die ſchwierige Stelle 56 A. beſprochen, wo Hr. St. frühere Vermuthungen aufgebend, nunmehr auf die Autorität einer Handſchrift von geringerem diplomatiſchen Werthe, die ſchon an einer andern Stelle erwünſchte Hülfe geboten, des Cod. E. rec., καὶ ξύμπασα αὐτῆς αὐλητικὴ καὶ κιθαριστικὴ – zu ſchreiben vorſchlägt. Es iſt ein Auskunftsmittel, bey dem man ſich immerhin beruhigen mag, da es manche Uebelſtände beſeitigt, welche bey jenem ἀνδρῶν χαριεστέρων εὕρημα zurückblieben; obwohl auch ſo nicht alle Zweifel beſchwichtigt werden, da man einer tadelnden Hervorhebung der αὐλητικῇ ſich immer von Platon gewärtigt und deßhalb auch jetzt noch ſich verſucht fühlt, auf Hrn. St's. Vorſchlag in der erſten Ausgabe einiges Gewicht zu legen.

Mit Uebergehung einiger anderer Stellen, in denen wir meiſt mit Hrn. St's. Verfahren übereinſtimmen, möge nur kurz die grammatiſche Schwierigkeit angedeutet werden, welche 60 C. das ἑκάστων enthält, und der Hr. St. wohl ein Wort hätte widmen ſollen, um der Vermuthung, daß etwa ἑκατέρων geleſen werden müſſe, zu begegnen. (Vergl. Buttm. 3. Alcib. I. p. 123.) Dagegen gebot die Vorſicht, 63 A. nicht ſofort an die Stelle des λέγωμεν — λέγομεν zu ſetzen, wie Hr. St. und die 3. Herausgg. thun, mit eben ſo wenig Recht als in Soph. Oed. Col. 1443 εἰ in ἦν verwandelt wird. Warum ſollte denn der Gebrauch des Conjunctivs, in ſelbſtſtändigen und Frageſätzen nicht auch in das hypothetiſche Verhältniß eintreten können, bey der nahen ſyntaktiſchen Verwandtſchaft beyder Redefügungen?

Alle Wahrſcheinlichkeit hat Hrn. St's. Vermuthung, daß a. d. St. 63 D. ſtatt διὰ τὰς μανικὰς ἡδονὰς — ἐπιθυμίας zu leſen ſey; wie auch 65 E. richtig aus Eusebius γενόμενον ſtatt γιγνόμενον aufgenommen iſt. — Dagegen zweifeln wir an der Nothwendigkeit, 66 D. ἀποδοῦναι in ἐπιθεῖναι zu verwandeln, da zwar letzteres das verbum legitimum iſt mit κεφαλήν verbunden, allein das allgemeinere ἀποδοῦναι leicht entſchuldigt wird durch ſolche Ausdrücke wie: τὰ προσήκοντα, τὰ ὀφειλόμενα ἀποδοῦναι. Gleich darauf nimmt Hr. St. an den Worten: τὸν ἐξ ἀρχῆς ἐπαναλαβεῖν δεῖν λόγον Anſtoß und verlangt ſtatt τόν-τό und dagegen vor λόγον den Art. τόν eingeſchaltet; gewiß mit Unrecht, da, wäre eine Aenderung nothwendig, die freylich auch durch Verbeſſerung entſtandene Lesart des Cod. E.: τὸ τὸν ἐξ ἀρχῆς κτέ. den Vorzug verdiente — diplomatiſch und ſtyliſtiſch.

Nicht entziehen wird man ſich dagegen können der von Hrn. St. empfohlenen Aenderung des λό-

γων in λόγους 67 B., da der nothwendige Parallelismus des Gedankens nicht erlaubt, an eine Tilgung des τῶν vor τούς zu denken, um hier ein anderes Beyſpiel zu 66 C. für den pleonaſtiſchen Gebrauch des ἤ zu finden.

Der Schluß des Dialogs, durch ein gewaltſames Abbrechen von Seiten des Sokrates herbeygeführt, wird von Hrn. St. in den Prolegg. gegen den Verdacht der Unvollſtändigkeit gerechtfertigt. Außerdem kommt ein Wort in Frage: ob nämlich Protarchus zu Sokrates ſagt: οὐ γάρ δήπου σύ γε ἀπαρεῖς πρότερος ἡμῶν oder ἀπερεῖς. Hr. St. vertheidigt erſteres, welches die ältere Vulgata iſt, gegen das Urtheil der neueren Kritiker, welche einſtimmig letzterem den Vorzug geben. Unrichtig iſt, wenn Hr. St. eine diplomatiſche Bekräftigung ſeiner Anſicht in der Lesart der beſten Handſchrift ἀπορεῖς erblickt, welche ein zwiſchen den beyden andern Lesarten indifferent ſtehender Schreibfehler iſt. Die handſchriftliche Autorität ſpricht alſo wohl für ἀπερεῖς, und, wenn wir nicht irren, auch Form und Zuſammenhang der Rede. Denn wenn es auch an ſich nichts Anſtößiges hat, daß Pr. zum S. ſagte: „Du wirſt doch nicht vor uns aufbrechen," und damit noch keineswegs ein ſolcher das Aufhören des Geſprächs unmöglich machender Zwang ausgedrückt iſt, wie ihn Hermann darin ſieht, ſo muß man doch geſtehen, daß die ganze Situation, wie ſie aus den wiederholten Aeußerungen des Sokrates hervorgeht, nicht an einen beabſichtigten gemeinſchaftlichen Aufbruch denken läßt. Noch mehr aber ſpricht das σύ γε gegen ἀπαρεῖς; denn da es ſich S. ausdrücklich vorbehalten, wegzugehen, ſobald er die Hauptfrage zu Ende gebracht, würde der Nachdruck auf dem σύ ganz ſchief und bedeutungslos erſcheinen. Ganz angemeſſen iſt derſelbe hingegen, wenn man ἀπερεῖς lieſt. Protarchus ſagt dann: Du, der Gegner der weichlichen Luſt, und Freund des Verſtandes, dem die Unterſuchung und Rede das höchſte ſeyn muß, wirſt doch nicht vor uns ermüden und dich losſagen von dieſer Aufgabe. Sokrates mag aber doch nicht weiter das Geſpräch fortſetzen, aus Gründen, die von Hrn. St. beſtens entwickelt ſind. Richtig verſtanden hat er ſeine Verpflichtung ja doch erfüllt. Eron.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

I.

Geſchichte des Baunach-Grundes in Unterfranken.

Vom Herrn G. L. Lehnes, kgl. Archivsfunctionär in Nürnberg.

Mit Ausnahme weniger Blattſeiten iſt dieß ganze Heft des vorliegenden Archivs von Unterfranken der Geſchichte des Baunach-Grundes gewidmet. Hr. L. hat dieſen Gegenſtand in 8 §en abgehandelt. §. 1. Anſicht des Baunach-Grundes. §. 2. Geſchichte der Gegend vor der Erbauung von Ortſchaften. §. 3. Älteſte Bewohner, erſte Landeskultur, Völkerwanderung, Folgen derſelben, heidniſche Grabhügel, Religion und kirchliche Verfaſſung. §. 4. Ausbreitung des Chriſtenthums, Kirchen, Schulen, Spitäler. §. 5. Diöceſan- und Capitelsverhältniſſe. Diöceſan-Verband. Reformation. Dekanats-Verhältniſſe nach derſelben. §. 6. Gau-Verfaſſung. Gerichts-Verhältniſſe, Schlöſſer und Burgruinen des Adels. Ritterkanton Baunach. §. 7. Die alten Hochſtraſſen, Handel und Gewerbe. Kulturſtufe. Verfall derſelben. §. 8. Kriege und Fehden der Ritter. Folgen derſelben.

Es ſind alſo hier nach gegebener Urgeſchichte die kirchlichen Verhältniſſe vorangeſtellt, von der Einführung des Chriſtenthums bis auf die Reformation und bis auf die Zeiten nach dieſem Ereigniſſe; dann wendet ſich Hr. L. zu den weltlichen Verhältniſſen von der Gau-Verfaſſung bis zum Ritterkanton Baunach, worauf Handelsſtraßen, Gewerbe und Kultur geſchildert werden, an welche ſich die das Baunach-Thal heimſuchenden Fehden und Kriege der Ritter, aber auch, und dieß beſagt die Ueberſchrift des §. 8. nicht, der verderbliche Bauernkrieg, die Albertiniſchen Wirren, und in willkommener, durchgehends den Akten entnommener Ausführlichkeit der 30jährige Krieg mit ſeinem gränzenloſen Jammer anſchließen. Die Zeit des 7jährigen, des Revolutionskrieges führen uns zu denen unter Napoleoniſcher Herrſchaft und in unſere Tage.

Wir wollen Hrn. L. die Art und Weiſe, wie er ſeinen Gegenſtand zu bequemerer Behandlung eingetheilt, nicht beanſtanden; glauben aber doch, daß das Abtheilen der Geſchichte in drey Hauptperioden: A) äl-

teſte Geſchichte, B) Mittelalter, C) die letzten drey Jahrhunderte, auch ihr Zweckmäßiges und Wiederholungen Erſparendes gehabt haben müßte, wo man dann das Kirchliche und die übrigen Kulturmomente bey jedem Abſchnitte hätte unterbringen können.

Die Schilderung beginnt mit dem den Namen verleihenden Fluß, der Baunach, ſammt ihren Nebenflüßchen und den beyden das Baunach-Thal begränzenden Bergrücken, den Haßbergen und Zeilbergen, welche erſte bey Dörfleins am Maine, letztere aber bey Daſchendorf gleichfalls am Maine endigen. Das höchſte Gebirge des Baunachthales iſt links der Büchelberg, rechts der hohe Stachel und Eichelberg. Das Thal zieht ſich von Nordweſt gegen Südoſt und zeichnet ſich durch ein geſundes, auch ſelbſt der Rebe günſtiges Klima aus. Weinbau war vor dem 30jährigen Kriege zu Ebern, Rotenhan, Rentweinsdorf u. a. betrieben worden.

In den älteſten Zeiten, vielleicht vor Jahrtauſenden, war das ganze Baunachthal tief unter Waſſer geſtanden, aus dem nur die eminenteſten Punkte gleich Inſeln hervorragten. „Die Abrundung des Eichelberges,“ ſagt Hr. L., „zeigt jedem Beobachter, daß lange ihn die Wellen umſpült haben müſſen. Denkmäler des Aufſteigens des Waſſers bis zu bedeutender Höhe, wo die Sandfelſen ſich ſchon gebildet, zeigen die ausgeſpülten und umgeſtürzten Sandſteinfelſen, die man rechts am Fußwege von Rentweinsdorf nach Eichelberg auf dem Eichelberge findet.“ — Nicht zu ſagen iſt, wie lange nach Ablauf der Waſſer das Baunachthal wüſte gelegen. Um die Zeit, als Chriſtus lebte, mochte es wahrſcheinlich von Germanen bewohnt worden ſeyn, vielleicht ſchon einige Jahrhunderte vor Chriſti Geburt. Die bekannten Urbewohner des von der Baunach durchſtrömten Landes wären, nach Hrn. L., in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten die Hermunduren geweſen, die im Jahre 58 nach Chriſtus namentlich hier nachzuweiſen ſind, mit Berufung auf Genßler, Geſchichte des fränkiſchen Gaues Grabfeld, und Haas, die Grabhügel bey Scheßlitz. Wenn denn doch in einer Geſchichte des Baunachthales die älteſte Bevölkerung angeführt werden ſoll, warum wird der keltiſchen Stämme nicht erwähnt, die erweislich vor den Germanen in den Maingegenden, d. h. ſüdlich und nördlich dieſes Stromes und darum auch wohl im Baunachgrunde angeſeſſen waren und erſt in Folge des großen Kampfes zwiſchen dem germaniſchen und keltiſchen Volkselemente dem erſtern gewichen ſind? — Auch die Markomannen, bevor ſie aus den Maingegenden in den umgürtenden hercyniſchen Wald vor den Römern zurückgegangen, gehören noch hieher; dann erſt folgen die von Domitius Ahenobarbus in die *Μαρκομαννις* eingewieſenen Hermunduren (ſ. Archiv von Oberfranken, Bayreuth, Band II. Heft II Seite 42 ff. — Ueber Sentius Saturninus Zug, gel. Anz. 1842, 3. Febr. Nro. 24, p. 200, Nro. 25, 4. Febr. p. 206.)

Das Vordringen ſlawiſcher Stämme bis zur Baunach läßt Hr. L. nach Auflöſung der Hunnenmacht und beym Untergange des römiſchen Reiches, alſo nach dem Jahre 476 geſchehen. „Die Hermunduren,“ ſagt er, „folgten zur Zeit der Völkerwanderung — vom vierten bis zum achten (?) Jahrhundert — dem allgemeinen Zuge der nördlichen Völkerſtämme, und ſlaviſche Stämme nahmen von den erledigten Wohnſitzen Beſitz.“ — An dieß Fortziehen der Hermunduren glaubt aber Hr. L. ſelbſt nicht, indem er S. 7. dieſe Gegend Oſtfrankens von einem und demſelben Volksſtamm der Hermunduren, und nachher des großen Thüringer Reichs bewohnt ſeyn läßt. — Die ſich aufdrängende Frage: „Welchem Volke gehören unſere Grabhügel“ (bey Kirchlauter, Eichelberg, Schießberg, an der alten Hochſtraße des linken waldigen Bergrückens der Baunach, an der Wegſcheide von Ottenneuſes nach Zaugendorf und Zeigenhof) und wie beſtimmt man deren Alter? beantwortet Hr. L. kurz dahin: „Da die meiſten Ortſchaften ſlawiſchen Urſprungs ſind, — werden es auch die meiſten Grabhügel ſeyn, ſo zwar, daß darunter germaniſche nicht ausgeſchloſſen.“ —

Daß ſueviſche Hermunduren und überhaupt Sueven ein und daſſelbe Volk mit Slaven und Wenden geweſen ſeyen, ſcheint uns trotz der unten angeführten Gewährsmänner rein unmöglich; und dann wäre doch in Beſtimmung der Völker, die hier ihre Todten begraben, auch auf die oben angeführte keltiſche Bevölkerung, überhaupt auf die Folge der Volksſtämme von den Kelten bis zu den Slawen herab zu achten. In dieſer Beziehung, und wenn nicht andere Gegenſtände, als die bisher aus den Gräbern gewonnenen, zu Tage gefördert werden, bleibt es immer eine höchſt ſchwierige Sache, das Alter ſolcher Gräber beſtimmen zu wollen. Urkundlich kommen Slawen in den oſtfränkiſchen Gauen vor bey Errichtung des Bisthums Wirzburg 741; in der Epistola S. Bonifacii bey Serrar. Nro. 142 zum J. 751, 4. November (nicht zum J. 750, wie S. 11 zu leſen iſt); 824, Regio Slavorum (Torphilum), 846, 5. Juli, 889, 21. November, 889, 1. December, 908, 9. Juli, 911, 10. November (oppida Slaviena), dann 1007 und 1058, endlich 1136.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Karl von Spruners hiſtoriſch-geographiſcher Hand-Atlas. Fünfte Lieferung. Gotha bey Juſtus Perthes 1842. Sechſte Lieferung 1843.

Handatlas der Geographie und Geſchichte des Mittelalters für den Schul- und Privatgebrauch von S. Valerius Kutſcheit. 1. Lieferung Berlin 1844. T. Trautwein'ſche Buch- und Muſikalienhandlung. (J. Guttenberg.)

Das Erſcheinen einer neuen Lieferung von Spruners hiſtoriſchem Atlas iſt für den Hiſtoriker ein wahres Feſt. Das Werk, welches ſchon anfänglich ſo viel verſprach und mit ſeltener Einſtimmigkeit als einem dringenden Bedürfniſſe abhelfend, mit freudiger Anerkennung begrüßt wurde, hat ſich auf der Stufe wohl verdienten Rufes zu erhalten gewußt und ſchreitet von November zu November in ſchöner Ausſtattung und richtiger Auswahl ruhig gemeſſen fort. Seine gründliche Haltung ſichert ihm eine bleibende Dauer und dem Verfaſſer wie dem Verleger den Dank aller Freunde geſchichtlicher Studien. Wird das Werk vollendet ſeyn, ſo darf man mit Stolz darauf blicken, und obwohl freylich den Deutſchen noch nicht zugemuthet werden kann, daß ſie ſich des Franzoſen Leſage entſchlagen, wenn die deutſche Literatur etwas Beſſeres bietet, ſo wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß, wenn einſt Franzoſen oder Engländer gegen unſern Landsmann gerechter ſeyn werden als wir, ſich in Deutſchland auch Andere als bloß Fachgelehrte des Oberlieutenantes in Würzburg erinnern werden, deſſen gediegenes Werk in der National-Literatur eine ſo rühmliche Stelle einnimmt.

Nachdem die erſten vier Lieferungen den orbis antiquus, Italien, Deutſchland, Frankreich, England in den verſchiedenen Entwicklungsſtadien begriffen darſtellen, führt die fünfte Lieferung (Bl. 35 — 41) die iberiſche Halbinſel vor. Erſt die weſtgothiſche Herrſchaft in ihrer größten Ausdehnung, als jenſeits der Pyrenäen und der Meerenge von Cadiz, noch nicht von Gibraltar, Küſtenſtriche dazu gehörten; dann das Emirat von Cordova durch Benützung der Vorarbeiten des Dr. Mölter in Gotha mit beſonderer Beſtimmtheit erfaßt, und dazu die chriſtlichen Reiche im Norden bis zum Tode des Grafen Sancho von Caſtilien, 1028, deſſen Land ſodann an K. Sancho den Großen von Aragonien fiel. Das nächſte Blatt ſtellt die Folgen der Theilungen des arabiſchen Reiches, die Fortſchritte der Chriſten innerhalb zweyer Jahrhunderte dar. Der Cid hat gelebt; die Schlacht von Naves de Toloſa ward geliefert, Morabethen und Almohaden ſind gekommen und wurden verjagt und nun ſteht die chriſtliche Herrſchaft in vollſter Blüthe da, die ſaraceniſche bis auf Granada reducirt, Portugal, Leon, Caſtilien, Navarra, Aragonien gegenüber. Die vierte Karte dient zur Darſtellung der inneren Kämpfe in den ſpaniſchen Reichen, weßhalb auf die Beſitzungen des vornehmen Adels beſondere Rückſicht genommen wurde. Beygegeben ſind in größerem Maaßſtabe ein Plan Granada's, nach Alexander de la Bordes, jedoch ohne die Vega; eine Karte von Andaluſien und dem Königreiche Granada, endlich

Digitized by Google

die Nordgränze von Catalonien, die der Schauplatz ſo vieler Einfälle und Streitigkeiten war. Das ſechſte Blatt zeigt die ſpaniſche Monarchie, wie ſie ſich in der iberiſchen Halbinſel ſeit Ferdinand dem Katholiſchen erhoben und ausgebildet hat, mit der farbigen Abgränzung der von dem großen Ganzen verſchlungenen kleineren Reiche; die afrikaniſche Küſte von Mazagan bis Oran iſt zwar nicht farbig, aber mit großer Beſtimmtheit gegeben. Liſſabon hat mit ſeiner Umgebung ein beſonderes Kärtchen erhalten, und die baskiſchen Provinzen erhielten der neueren Vorfälle wegen eine Karte mit möglichſt genauer Darſtellung des Terrains und der Ortſchaften. Eine angenehme Zugabe iſt No. 40, die kirchliche Eintheilung der iberiſchen Halbinſel mit Angabe der römiſchen und gothiſchen Biſchofſitze, ſo wie der älteſten und wichtigeren Klöſter. Das letzte Blatt enthält die Beſitzungen der Spanier und Portugieſen im 16. Jahrhunderte, mit beſonderen Darſtellungen von Hindoſtan, Mexico, Tenochtitlan, Veracruz, den Beſitzungen des Hauſes Habsburg in Europa um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Bey den auswärtigen Beſitzungen iſt die Jahreszahl angegeben, wann die einzelnen Orte entdeckt und beſetzt wurden *).

Die ſechſte Lieferung eröffnet in zwey ſorgfältig gearbeiteten Karten die Anſicht des Kalifenreiches in ſeiner größten Ausdehnung von der afrikaniſchen und ſpaniſchen Küſte des atlantiſchen Meeres bis zur Gränze von Mawaralnahr. Gerade ſolche Karten laſſen erſt die Schwierigkeiten der Ausbreitung und die Größe ihrer Ueberwindung begreifen, was auf den gewöhnlichen Schulkarten gar nicht zu erſehen iſt, indem hier ein Land ausſieht wie das andere. Eben deßhalb hat man auch ſehr Unrecht, wenn man dieſe Karten als nur dem Hiſtoriker vom Fach dienlich erachtet. Sollte nur ihm es geſtattet ſeyn, eine Kenntniß des Terrains und der einzelnen Reiche, wie ſie wirklich waren, zu erlangen und allen übrigen ſoll eine illuſoriſche Darſtellung genügen? An den phyſikaliſchen Verhältniſſen haftet etwas, wenn auch nicht Ewiges, doch erſt mit dem Erdballe ſelbſt Vergängliches, welches eben ſo ſehr auf alle Unternehmungen und politiſche Ereigniſſe der alten, wie der neuen und einer zukünftigen Zeit einwirkt. Dieß muß man kennen, wenn man auf Bildung Anſpruch machen will; es wird dieſe aber nicht erworben werden können, wenn nicht ſchon der erſte Unterricht auf gediegene Weiſe erfolgt. — Niemals war aber wohl für Europa größere Gefahr, als in der Kalifenzeit, die das mittelländiſche Meer in ein Binnenmeer verwandelte, und nur noch eine verhältnißmäßig kleine Strecke im Norden und Oſten offen ließ. Alle größeren Inſeln waren in der Gewalt der Saracenen, die noch freyen Küſten wurden jahraus jahrein geplündert, von Spanien und der kleinaſiatiſchen Küſte aus wurden die ernſtlichſten Verſuche zur Vernichtung der europäiſchen Staaten unternommen und dennoch wurden alle dieſe Stürme ſiegreich abgeſchlagen und erhob ſich Mitteleuropa herrlicher als je. Das zweyte Blatt, der öſtliche Theil des Kalifenreiches, hat als Nebenkärtchen die beyden Iraks eingeſchloſſen.

Bl. 44 zeigt Europa in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als das Kaiſerthum nach 38jährigem Interregnum in dem deutſchen Stamme wieder hergeſtellt wurde. Mit Freude weilt der Blick auf dem gelben Mittellande, das den Oſten wie den Weſten in Ehrerbietung hält, dem deutſchen Reiche, das Deutſchland und Italien, das Herz von Europa umfaſſend, Leben und Kraft dieſes Erdtheiles dem Centrum zuwies und in den äußern Kreiſen keine, die harmoniſche Entwicklung des Organismus ſtörende Bewegung geſtattete. Es war ein mühſames Leben das eines deutſchen Kaiſers; aber wenn halbwegs gut vollbracht, von unermeßlicher Bedeutung. Da faſt ſie nur auf ein moraliſches Anſehen rechnen konnten, mochte auch in der Regel wohl Niemand, der nicht einen inneren Beruf dazu hatte, ſich der gewaltigen Laſt unterziehen; ihnen

*) In Bezug auf die Beſitzungen der Portugieſen in Afrika und Indien hat Hr. Dr. Kunſtmann ſich während ſeines Aufenthaltes in Portugal in den Beſitz höchſt ſchätzenswerthen Materials, ſowohl an ungekannten geſchichtlichen Daten, als an Karten zu ſetzen vermocht. Auch die manheimiſche Karten-Sammlung der hieſigen k. Bibliothek enthält wenig gekannte, aber ſehr wichtige Karten.

kann kein Horaz den Vorwurf machen, daß ſie die Früchte der Erde umſonſt gegeſſen. Es gab in dem Reiche eine große Anzahl von Staaten und dennoch nur wenige Zerſplitterung; der eine Geiſt, der alles durchdrang, ließ eine ſchädliche Vielherrſchaft nicht aufkommen und wie im Anfange ihrer Entwicklung und in der Zeit ihres Verfalles die respublica christiana ſich noch immer tüchtig erwies, Saracenen und Mongolen zurückzuſchlagen, ſo trug ſie auf dem Höhepuncte ihrer Macht ihre ſiegreichen Waffen nach dem Oriente und erkämpfte ſich im heißen Rachekriege das allerchriſtliche Königreich. Zu dieſem und überhaupt auf den Schauplatz der Kreuzzüge: Syrien und die angränzenden Länder führt das nächſtfolgende Blatt. Die Nebenkarten enthalten das Königreich Jeruſalem, den Plan von Antiochia für die Belagerung von 1098, von Jeruſalem für die Belagerung von 1099, von Ptolemais für die großen Kämpfe des Jahres 1185 — 1191. Für die letzte Belagerung, die Ptolemais auszuhalten hatte, als mit dem Beſitze dieſer Stadt auch Beſitz und Verluſt der Ueberreſte aller chriſtlichen Eroberungen im Oriente verbunden war, dürfte ein Plan von Wichtigkeit ſeyn, welchen Ref. einem Codex des Vaticans aus dem dreyzehnten Jahrhunderte entnahm. Neben Jeruſalem zur Zeit der Kreuzzüge, Parma, das durch die denkwürdige Belagerung Friedrichs II. eine große Bedeutung erlangte, und dem im erſten Bande der deutſchen Päpſte mitgetheilten Plane des mittelalterlichen Roms enthält die Mappa mundi, cod. Vat. 1960, noch einen ziemlich weitläufigen Plan von Ptolemais mit Angabe der Quartiere der einzelnen Orden und Nationen. Da Ptolemais der Ort war, von wo aus ſich die Fehden der handeltreibenden chriſtlichen Völker nach dem Occidente zogen, iſt ein getreuer Plan dieſer Stadt, die ſelbſt der Schauplatz ſo vieler Fehden war, nicht unwichtig und Ref. zu einer Mittheilung gern erbötig.

Blatt 46 zeigt Europa zur Zeit der Kreuzzüge. Es ſind aber noch die wichtigſten aſiatiſchen und afrikaniſchen Gränzländer mit aufgenommen, um die Kreuzzüge ſelbſt auf dieſem Blatte vollſtändig verfolgen zu können. Das letzte Blatt der ſechſten Lieferung ſtellt Rußland in ſeiner allmähligen Vergrößerung dar. Es iſt eine Generalkarte, die ſich über Europa, Aſien und Amerika erſtreckt, und bey jeder Provinz die Jahreszahl angiebt, wann ſie der nationellen Entwicklung entriſſen und dem erſtarrenden Coloſſe eingefügt wurde. Ein recht intereſſantes Nebenkärtchen macht anſchaulich, wie das Großfürſtenthum Moskau bis zum Jahre 1460 die kleinern ruſſiſchen Fürſtenthümer an ſich brachte und ſomit den Kern bildete, um den ſich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Erwerbungen anſchloſſen. Man ſollte ſich in Betreff Rußlands, wenn möglich, keiner anderen Karten bedienen, als ſolcher, welche eben ſo ſcharf dieſe ſtete Zunahme hervorheben, als man in neuerer Zeit bemüht iſt, ſie ſelbſt durch Ausmerzung der alten Namen in Vergeſſenheit zu bringen.

Der Kutſcheitſche Atlas des Mittelalters iſt nur auf 15 Blätter berechnet. Das römiſche Reich von Conſtantin dem Großen bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches; das oſtrömiſche Kaiſerthum und die germaniſchen Reiche im 6. Jahrhundert, der Süden und die Mitte Europa's im 8. Jahrhundert; die chriſtliche und muhamedaniſche Welt zur Zeit Karls des Großen; Mitteleuropa vom 9. bis 12. Jahrhunderte; Deutſchland in denſelben Jahrhunderten; Deutſchland unter den Hohenſtaufen; die Länder am mittelländiſchen Meere zur Zeit der Kreuzzüge; Vorderaſien zu derſelben Zeit; Aſien zur Zeit der Mongolen-Herrſchaft; das byzantiniſche Kaiſerthum vom Einbruche der Seldſchucken bis zu ſeinem Untergange; Scandinavien und die Oſtſeeländer bis zur Calmariſchen Union; Spanien und Nordweſtafrika bis zur Vertreibung der Mauren aus Spanien; Mitteleuropa vom 13. bis zum 16. Jahrhunderte; Ueberſicht der ſlaviſchen Völker und Reiche in demſelben Jahrhundert.

Gegen dieſe Auswahl dürfte wohl manches Erhebliche eingewendet werden; ehe jedoch die Karten fertig vor uns liegen, und über die Art der Ausführung des Planes das Geeignete bemerkt werden kann, wollen wir unſer Urtheil zurückhalten. Eine auch nur flüchtige Vergleichung der bis jetzt erſchienenen 4 Karten mit denen des eben beſprochenen hiſtoriſchen Atlas, in wie fern ihr Gegenſtand zuſammenfällt, verleiht aber dem letztern einen ſo entſchiedenen Vorzug, daß, ganz abgeſehen von der

Digitized by Google

Ausſtattung und techniſchen Behandlungsweiſe die Kutſcheitſchen Karten den Vergleich nicht auszuhalten vermögen. Die Eintheilung insbeſondere iſt ganz zum Vortheile des Spruner'ſchen Werkes, welches ſelbſt in den Ueberſichtskarten viel beſtimmter und hiſtoriſcher zu Werke geht. Man darf nur Spruner Nro. 3 mit Kutſcheit Nro. 2 zu dieſem Endzwecke vergleichen, um ſich von der Wahrheit dieſes Ausſpruches zu überzeugen. Die Reiche, welche daſelbſt S. für den Anfang des VI. Jahrhunderts aufzeichnet, ſind hiefür ganz richtig. Wenn aber K. in ſeinem Blatte II.: das oſtrömiſche Kaiſerthum und die germaniſchen Reiche im VI. Jahrhundert, dieſelben Staaten beſtehen läßt, wie S., ſo iſt dieß ein großer Irrthum, da im Laufe des VI. Jahrhunderts manches Reich umgeſtürzt wuede, welches im Anfange desſelben noch beſtand. Die Karte von Mitteleuropa vom 5. bis zum 12. Jahrhundert ſcheint mit Zugrundelegung von Spruners Nro. 12 verfertigt; bietet aber durchaus nicht jene Klarheit der Ueberſicht dar, welche hieben das erſte Erforderniß iſt, wenn nicht vor der Menge von Namen und Ländern eine allgemeine Verwirrung eintreten ſoll. Beſſer wäre es geweſen, eine beſondere Karte des carolingiſchen Reiches, eine Karte von Europa für die Zeit der Ottonen, eine gleiche für die Zeit der Hohenſtaufen zu geben. Für die Kreuzzüge hätte eine Karte genügt; für das byzantiniſche Reich aber dürfte eine allein nicht hinreichen. Deutſchland allein, ohne Italien, im Zeitalter der ſchwäbiſchen Kaiſer iſt zu wenig. Aſien unter der mongoliſchen Herrſchaft iſt wohl intereſſant; ſo lange aber viel wichtigere Abſchnitte der europäiſchen Geſchichte leer ausgehen, gleicht das Blatt einem Lückenbüſſer. Die Manier mit großen, in's Unbeſtimmte gezogenen Linien Gränzen zu ziehen, dürfte für den Unterricht nicht zu empfehlen ſeyn, da ſich der Lernende zu leicht an das Unbeſtimmte und Vage gewöhnt.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Ueberreſte des Heidenthums der deutſchen Hermunbueen, und zwar auf den germaniſchen Waldcultus hindeutend, finden ſich, nach Hrn. L., bey Altenſtein im Walddiſtrict die Altenbueg, die Büeg odee die Birkich genannt, wo nach Me. Gg. Chriſtoph Metz, Pfarrer zu Ditteeswind, hernach Pfarrer und Peofeſſor zu Schweinfurt, geoße gehauene und mit Moos überzogene Steine gefunden, die ee für heidniſche Altäre gehalten. Das hohe Alter Altenſteins (823, 25. Septembee, vielleicht eichtiger 860, Aleun-Steti bey Pfarrweiſach, dann 1232, ſiehe Beylage I. p. 183) macht die Sache um ſo glaubwüediger. Die Kieche von Ebeen ſoll auf der Stelle eines einſtigen Heidentempels ſtehen, und in Lichtenſtein iſt noch der Heidentempel und die Chriſtenmarter zu ſehen, letztere auch noch vor einiger Zeit in dem Burgkeller zu Rentweinsdorf. Der Heidentempel zu Lichtenſtein, meint He. L. in der Note, könne kaum was andeers, als eine zur Bekeheung der Slawen beſtimmte Kapelle geweſen ſeyn.

In Ausbeeitung des Cheiſtenthums werden vom Hen. L. die Verdienſte des hl. Boniſacius gebüheend hervorgehoben und auf den Beief des Papſtes Gregor III. hingewieſen, worin derſelbe anerkenne, daß 100,000 Seelen der Gewalt des Heidenthums enteiſſen, und duech Bonifacius und des Frankenfürſten Kael Bemühungen in den Schooß dee Kieche gebeacht woeden ſeyen. Dieſer Brief iſt nicht vom Jahee 739, ſondern vom 29. October 740. Ueber S. Buekaeds Weihe und die Eeeichtung Wirzburgs, ſo wie des Papſtes Beſtätigung vom 1. April 743 verweiſen wir auf gel. Anz. 1842, 11. Mäez Nro. 50, S. 403, 406, 407, 408.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geſchichte der Ilchane, das iſt der Mongolen in Perſien, von Hammer-Purgſtall. Zweyter Band. Darmſtadt 1843.

Unter den vielen hiſtoriſchen Thatſachen, deren Urſache und Bedeutung wir nur ſelten erfahren, behaupten die Völkernamen eine der erſten Stellen. Und doch wäre es ſo wichtig, hierüber ſichere Aufſchlüſſe zu erhalten; denn der Name iſt die Urquelle des Daſeyns; nur durch ein richtiges Verſtändniß des Wortlautes erhalten wir nicht ſelten die gewünſchte Einſicht über die urſprünglichen Zuſtände, über die Entſtehung und das Weſen der Dinge. An widerſprechenden Meinungen und zahlreichen Hypotheſen fehlt es freylich nicht; denn wir wiſſen ja Alle, daß es eine traurige Eigenſchaft des Menſchen iſt, gerade ſolchen Gegenſtänden ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen, über die wir vielleicht niemals zu einer vernünftigen Sicherheit durchdringen können. Werden dieſe Anſichten und Deutungen als dasjenige gegeben, was ſie in Wahrheit ſind, dann mögen ſie, ſobald ſie nur auf einem wiſſenſchaftlichen Fundamente beruhen, ungehindert vorüberſchreiten. Luſtige Einfälle und Wortſpiele ſollten aber immer, ſobald ſie von tüchtigen Gelehrten herrühren, deren Namen leicht zum ſicheren Geleite dienen könnte, mit Entſchiedenheit zurückgewieſen werden. Man nahm ſich deßhalb, bey Gelegenheit der Anzeige, des erſten Bandes der Ilchane (Gel. Anz. 1843 S. 131) die Freyheit, das Willkührliche in der Umprägung der Tocharen in Tataren und dann wieder zu Tſchacharen nachzuweiſen. Herr von Hammer bemerkt in dem Schreiben, mit welchem er den Unterzeichneten beehrte, er wäre bloß den Byzantinern gefolgt, welche „die Tataren nicht anders als Tocharen heißen." Die Chuldſchi, wird dann hinzugefügt, ſeyen nicht die afghaniſchen Gildſchi, ſondern Türken (Ilchane II. 99) und im Sinne der orientaliſchen Hiſtoriographie zu den Ghuriden gerechnet worden. Mein Tadel trifft alſo die unkundigen Byzantiner und „die beſte Univerſalgeſchichte der Türken, Araber und Perſer." Man wird aber wohl den Irrthum verzeihlich finden; denn ich glaubte bis jetzt, der verehrte Verfaſſer der Ilchane ſey unſer Zeitgenoſſe und ein kritiſcher Geſchichtsforſcher Frankiſtans, welcher weiß, daß Ghuride im Allgemeinen Bergbewohner bedeutet, im engern Sinne aber die Familie des kabuliſchen Gebirgslandes, welche die bekannte Dynaſtie dieſes Namens gründete. Bey der Auflöſung des Reiches traten nach einander bald türkiſche Sklaven, bald auch afghaniſche Landsleute, wie die Gildſchi, an die Stelle der Gebirgsdynaſtie, welche nach ihrer Abſtammung geſichtet und geſchieden werden müſſen. Man weiß ja, daß die muſelmaniſchen Schriftſteller Türke und Mongole in ſolch allgemeinem Sinn brauchen, wie die Alten Skythen und Saken. Welcher Schriftſteller des neunzehnten Jahrhunderts möchte ſich aber nachſagen laſſen, daß er die ältern und neuern Ergebniſſe der Völkerkunde mißachte und ſich mit dem Abſchreiben der Byzantiner und Morgenländer begnüge? Scharil, fährt Herr v. Hammer in ſeinem verehrlichen Schreiben fort, ſey deßhalb geſchrieben worden, weil der Verfaſſer ſich an den Ausdrücken halten wollte, die in Perſien üblich wären; die Mongoley kümmere ihn hier nicht; doch bemerke er zum Ueberdruſſe, daß Ra-

Digitized by Google

ſchideddin, „der gewiß ſehr gut *mongoliſch* verſtand,“ dreymal das Wort in derſelben Weiſe und nicht anders ſchreibe. Was kümmert uns hier die mongoliſche Sprachkenntniß Raſchids? *Scharil* oder richtiger *Scharira* iſt ein Wort der Sanſkritſprache — im Pali *Sarira* — und bedeutet urſprünglich *Körper*, dann bey den Buddhaiſten die Reſte des Körpers, die Reliquien Buddha's und der Heiligen. Es findet ſich in mannigfachen, aus Unkenntniß hervorgegangenen Verwandlungen bey den verſchiedenen Völkern, die zu Schakiamuni bekehrt wurden; ſo wird in *Pallas' Sammlungen über die mongoliſchen Völkerſchaften* das Wort bald Schalir bald auch Schallir (vergl. z. B. II. 304, 305) geſchrieben.

Das Wichtigſte, d. h. wohl im Sinne des berühmten Orientaliſten und Geſchichtſchreibers das Irrigſte meiner Anzeige ſey aber, „was Tſchengischans Geburtsjahr betrifft. Sie beſchuldigen mich ſehr ungerechterweiſe, daß ich mich vorzüglich an d'Ohſſon's Arbeit gehalten, welcher doch ausdrücklich ſage, man wiſſe das Geburtsjahr nicht genau; ich habe dasſelbe (ſehen Sie nur die Geſchichte der goldenen Horde S. 56 nach) nicht bloß nach *Raſchideddin*, ſondern einſtimmig mit demſelben nach *Dſchuweini*, *Binaketi*, *Ghaffari* angegeben; was aber die Stelle Raſchideddin's betrifft, ſo ſteht in demſelben hier eben ſo wenig als an andern Orten, was ihn Hr. v. d'Ohſſon ſagen läßt, keine Sylbe von on ne sait pas précisément, ſondern ganz das Gegentheil: „bey den Mongolen iſt es ausgemacht und allgemein gang und gäbe, daß Tſchengischan zweyundſiebzig Sonnenjahre lebte u. ſ. w. Eben ſo beſtimmt ſind *Dſchuweini*, *Binaketi*, *Ghaffari*, das *Güſide* und *Waſſaf*; es wird alſo wider dieſe Beſtimmtheit aller perſiſchen Quellen mongoliſcher Geſchichte wohl um ſo weniger etwas einzuwenden ſeyn, als die chineſiſche nach Ihrem eigenen Geſtändniſſe hier lückenhaft iſt.“ Im Gegentheil, es heißt in den Geſchichtsbüchern der Mongolen ausdrücklich, *Juen ſſe* Buch I. Bl. 10 r. in der ſiebenten Zeile: Scheu lu schi lu, tsang ki-lien ko (1769. 613. 993. 613. 9961. 10562. 10916. 10331. nach dem Wörterbuche des Baſilius), d. h. *nach einem Leben von ſechsundſechzig Jahren ward er in dem Thale Kilien* (nicht Kinien, wie Mailla ſchreibt) *begraben*. Man hält es jedoch für überflüſſig, das Lebensalter des Tſchinggis hier ausführlich zu beſprechen; dieß geſchah bereits in einer Weiſe, die zum Glück in unſeren modernen Kulturzuſtänden als Ausnahme daſteht, in den Beylagen zur goldenen Horde (S. 614 ff.), wo der denkende Geſchichtsforſcher aus den ärgerlichen Reden und Gegenreden der Herren Schmidt und v. Hammer mit leichter Mühe ein ſelbſtſtändiges Urtheil gewinnen wird. Der Unterzeichnete hegt zwar, wie bekannt, keine beſondere Verehrung für die geiſt- und gemüthloſe Thatſachenſtoppeley der Hofſchranzen des Mittelreiches, welche der Welt lange genug als ein hiſtoriſches Meiſterſtück gerühmt wurde; doch würde er ſich einer Sünde fürchten, dieſe Geſchichtsſöldlinge mit Hrn. v. Hammer (Goldene Horde 618. 621.) in erdkundlichen und chronologiſchen Angaben einer abſichtlichen Fälſchung und Täuſchung zu beſchuldigen. Man weiß ja, daß Leute dieſer Art gerade in ſolchen Dingen, welche das Gedächtniß beſchweren und den Geiſt nicht aufklären, beſonders genau zu ſeyn pflegen, daß ſie gerade hierin ihre Anerkennung und ihren Ruhm bey der Nachwelt finden wollen. Es ſey mir vergönnt, bey dieſer Gelegenheit noch einen andern ſtrittigen Punkt der öſtlichen Geſchichte zu berühren. Ich war nämlich vor einiger Zeit ſo frey, die Worte drucken zu laſſen: „es würde wohl niemals mit Sicherheit angegeben werden können, woher der Name *Mandſchu* ſtamme. Daß ſie von Mandſchuſri, dem Weltheiland der Buddhaiſten ſo genannt ſind, wie ein ruſſiſcher Gelehrter gefunden haben will, müſſe erſt durch hiſtoriſche Zeugniſſe nachgewieſen werden.“ Herr J. J. Schmidt war ſo artig, dieſe Bemerkung nicht zu überſehen; er erfüllte meinen Wunſch und lieferte bald hernach in einer eigenen Abhandlung, die mir erſt vor kurzem zu Geſichte kam, die erbetene Nachweiſung*). Es iſt nicht die Schuld des gelehrten Akademikers, daß die vorgebrachten hi-

*) Bulletin scientifique publié par l'Académie imperiale des sciences de Saint-Pétersburg. VIII. 376. folg.

ſtoriſchen Zeugniſſe ſich verflüchtigen, ſobald ſie mit kritiſchen Salzen in Verbindung gebracht werden; es beſtehen nämlich dieſe Zeugniſſe bloß in Hypotheſen derſelben Hiſtoriographen des Mittelreiches, von welchen wir ſo eben ſprachen, die nicht ſelten unter dem Schutze irgend eines Gewalthabers ihre windigen Einfälle in die gangbare Landesmünze umprägen oder umprägen laſſen, damit ſie im ganzen Lande eine ungeſtörte Circulation erhalten möchten. Dieß geſchah unter andern auch vor ungefähr hundert Jahren an dem Hoſe des trefflichen Himmelsſohnes, welchen wir Leute des Weſtens gemeinhin mit dem Titel ſeiner Regierungsperiode **Kien long**, Himmelshülſe bezeichnen, in Betreff des Namens **Mandſchu**. Dieſer Fürſt war nicht bloß ein großer Beförderer aller Zweige der chineſchen Lieeratur, ſondeen auch gleichwie ſein Großvater Kang hi ein Freund der Sprachen, der Geſchichte und Geographie aller ihm unterworfenen Länder. Auf ſeinen Befehl wurden mehrere Hofkommiſſionen angeordnet, die ſich mit der Abfaſſung oder Sammlung einer großen Anzahl Werke aus allen Theilen der Wiſſenſchaft, was mon nämlich am chineſiſchen Hofe ſo nennt, beſchäftigten, welche dann auf Koſten der Regierung dem Drucke übergeben wurden. In dieſer Weiſe entſtanden Compilationen von einem Umfange, der ganz im Verhältniſſe ſteht zur Rieſengröße wie zur außerordentlichen Bevölkerung des Mittelreiches. Da war nichts zwiſchen Himmel und Erde, worüber dieſe Hofgelehrten nicht zu ſprechen, was ſie nicht zu erklären vermochten. Sie erkannten die wahre Natur der Dinge und verſtanden es, ſie mit der orthodoxen Hofphiloſophie des Tſchuhi in Einklang zu bringen; ſie wußten die Wörter ausgeſtorbener Sprachen und ſogar den Grund aller Völkernamen zu deuten. Der gute Kaiſer hatte ſeine wahre Freude daran; genoß er ja ſchon bey Lebzeiten die Freude, ſich als den Anfang einer neuen Epoche der Wiſſenſchaft geprieſen zu ſehen! Nun mochte aber dieſen gelehrten Tauſendkünſtlern der Urſprung und die Bedeutung des Namens **Mandſchu** viel Kopfbrechens machen; man wußte und weiß nun einmal nicht, durch welchen wunderlichen Zufall dieſe Abtheilung des tunguſiſchen Volkes zu dem Namen gekommen iſt. Da verfielen dieſe Herren, die ſämmtlich Buddhaiſten und zum Theil geiſtlichen Standes waren, auf den köſtlichen Gedanken, da der Stammbaum des regierenden Hauſes ſchon längſt bis zu dem himmliſchen Genius, dem goldenen Gioro, hinausgeführt war, auch das ganze Volk der Mandſchu mit dem Weltgeiſte der Buddhaiſten in Verbindung zu bringen. Und dieß iſt ihnen auch, wie aus dem Nachfolgenden erhellt, durch einige Kniffe, die ſophiſtiſchen Geſchichtsforſchern immer zu Gebote ſtehen, ſo ziemlich gelungen — freylich nur für die Gläubigen.

Bevor Schakiamuni die Leiden des Daſeyns überſtanden und in das Nichts des Univerſums zurückgekehrt war, ſo lautet die Satzung des Buddhaismus, ließ er der Welt zwey Bodhiſatwas oder Genien zurück, den Genius des Geiſtes und den der Materie, **Awalokiteswara** und **Mandſchuſri** geheißen, damit ſie die ſchwache Menſchheit auf die Bahn des Glaubens und der Liebe leiten möchten. Dieſe Genien wurden nnd werden in dem Dalai Lama zu Lhaſſa (29° 40′ n. Br. 91° 6′ öſtl. L. v. London) oder richtiger Potala *) und in dem Bandjin Erdeni verkörpert, welcher zu Djaſchi-Lumbho, von den Engländern gewöhnlich Teſchu Lumbu genannt (29° 7′ n. Br. 80° 2′ öſtl. L. v. London) reſidirt. Dieſe beyden geiſtlichen Herren der Götterwohnung und der Wohnung herrlicher Freude (dieß bedeuten die Namen der Städte **Lhaſſa** und **Djaſchi Lhumbo**) hätten nun im Jahre 1632 **) dem großen Ahnen der jetzt über

*) Die Reſidenz des Dalai Lama odee des Weltmeeres dee Vortrefflichkeit wird Potala genannt, nach einee ehemaligen Stadt gleichen Namens, an der Mündung des Indus gelegen (heutigen Tages Thatha), wo, wie es in dee Legende heißt, Awalokiteswara ſelbſt reſidirt haben ſoll. Potala bedeutet im Sanſkeit einen Hafen. Es iſt dieß das Patta dee Griechen.

**) In den verſchiedenen Jaheeszahlen dee mongoliſchen Geſchichte Tübets bey Herrn Schmide bemerkt man duechgängig einen Irrthum von zehn Jaheen. So ſteht auch 1642 ſtatt 1632. Der große Ahne regierte bekanntlich bloß von 1626 1636. Die Mongolen verſtehen ſich im Allgemeinen, wie aus der Geſchichte des Sſanang Sſetzen hinlänglich bekannt iſt, ſehr ſchlecht auf die Cheonologie.

Digitized by Google

China herrſchenden Dynaſtie eine Geſandtſchaft geſchickt mit einem Glückwünſchungsſchreiben, worin ſie den weltlichen Fürſten, ſonderbar genug, den großen erhabenen Gebieter Mandſchuſri nannten. Taitſong wäre hierüber ſehr erfreut geweſen und hätte ſich alsbald, wie unſere tübetaniſch-mongoliſchen Geſchichtsforſcher hinzufügen, chineſiſch Wentſchu Buddha genannt, woraus in der Folge Mandſchu oder Mantſcheu entſtanden ſey. Der Volksname Mandſchu, man merke die fromme Schlauheit, wird alſo glücklicher Weiſe durch dieſe Deuteley in unmittelbare Verbindung mit dem Statthalter Buddha's auf Erden, mit dem heiligen Mandſchuſri gebracht. Es kümmert die Gläubigen in Buddha wenig, daß die Wörter Wentſchu und Mantſcheu dem Klange nach gar ſehr verſchieden ſind, daß ſie auch im Chineſiſchen mit ganz verſchiedenen Charakteren geſchrieben werden; haben die Herrn doch ein gutes Werk gethan; ſie haben der Religion einen großen Dienſt geleiſtet. Das Volk der Mandſchu wird wohl künftig dem Buddhaismus noch mehr ergeben ſeyn, wenn es glaubt: Mandſchuſri ſelbſt habe die zwey erſten Sylben ſeines Namens hergegeben, um ſeine Lieben und Getreuen damit zu bezeichnen. Warum aber der mitleidige Genius nicht ſeinen ganzen Namen ſpendete und das Volk ſich nicht Mandſchuſri nannte; aus welchen Gründen man die auffallende Verwechſelung der Leute und Schreibweiſen vorgenommen und gutgeheißen hat, ſolche gottloſe Kritik wird wohl fromme Buddhaiſten nicht irre machen. Wer möchte ſich nun nicht verwundern, daß ein ſo trefflicher ſcharfſinniger Gelehrter, dem wir ſo ausgezeichnete Arbeiten auf dem Felde der mittelaſiatiſchen Literatur verdanken, der eitlen Sprachmengerey ſeiner mongoliſch-tübetaniſchen Scholaſtiker beyſtimmen und drohend fragen konnte: „Ob der gelehrte Sinologe die unter Kienlong verfaßten Werke à la Klaproth gleichfalls für nichtsſagend erklären möchte? Wenn aber, fügt Hr. Schmidt gutmüthig warnend hinzu, ſo ein kühner Gedanke ihm kommen ſollte, ſo möge er doch zuvor bedenken, ob ein unter der Aufſicht eines Kaiſers, wie Kienlong, niedergeſetztes Tribunal, welches ſeine Werke und auch dieſes nicht bloß in mongoliſcher, ſondern auch in mandſchuriſcher und chineſiſcher Sprache redigirte, einem ſolchen Kaiſer mir nichts dir nichts ein Mährchen in Betreff ſeines eigenen Volkes und deſſen Namens anhängen könnte? —" Die aufmerkſamen Leſer ſind zwar bereits von dem Gezwungenen und der Unwahrſcheinlichkeit dieſer ganzen Etymologie überzeugt; man iſt aber ſo frey, dem gelehrten Akademiker noch überdieß zu bemerken, daß der Schreiber dieſes das Schickſal aller der vielen Miſſionäre und Sinologen theilt; auch er hat in den zahlreichen chineſiſchen Werken, die ihm zu Gebote ſtehen, nicht die leiſeſte Andeutung über dieſen hiſtoriſchen Urſprung des Namens Mandſchu gefunden; die handſchriftliche Geſchichte der jetzt im Mittelreiche regierenden Dynaſtie leitet im Gegentheile den Titel Mandſchu bis auf den fabelhaften Gründer der Dynaſtie, Aiſchin Gioro, zurück. Man bedenke doch, daß Mandſchu nicht das einzige unerklärbare Wort iſt in der ſo dunkeln Urgeſchichte dieſes tunguſiſchen Volkes. Wer weiß denn, was Gioro bedeutet und die andern in ſeiner Legende erwähnten Wörter? Alle Chineſen und Mandſchu, die ich darüber befragte, ſelbſt die aus der Familie des Gioro, ſo ſagt Amiot, der gründliche Kenner des Mandſchuriſchen *), bekannten ihre Unwiſſenheit.

(Schluß folgt.)

*) Eloge de Moukden 225. In der bändereichen Sammlung, welche den Namen Mingſſe, Jahrbücher der Ming führt, wird (Buch XVI. Bl. 18 v.) unter dem Jahre 1616 (Mailla's Angabe iſt demnach unrichtig) ganz einfach die Erhebung des Urahnen der jetzt regierenden Dynaſtie erzählt und daß er ſeiner Regierungsperiode (1616 — 1626) die Ehrenbenennung Tien ming, des Himmels Auftrag gegeben habe. Man findet hier auch nicht im Entfernteſten eine Andeutung über das Volk der Mandſchu und den Urſprung ſeines Namens.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geſchichte der Ilchane, das iſt der Mongolen in Perſien.

(Schluß.)

Die Ableitung Klaproth's, nach welcher Mantſcheu ein ſtark bevölkertes Land heiße, iſt ein leichtfertiger Einfall, deren ſich dieſer Mann gar viele zu Schulden kommen ließ. Und glaubt denn der gelehrte Akademiker zu St. Petersburg, die Majeſtät des hohen Ahnen, des reinen erhabenen Herrſchers — dieſen Ehrentitel erhielt Kienlong von ſeinem Sohne und Nachfolger — hätte Alles, was unter Ihrem Schilde von den tauſend und abermal tauſend Doktoren und Magiſtern während hochdero langen Regierung bekannt gemacht wurde, prüfend duechleſen können? Wer in aller Welt vermöchte den Inhalt einer halben Million Bände in mongoliſcher und tübetaniſcher, in chineſiſcher und mandſchuriſcher Sprache zu prüfen und dabey ein großes Reich regieren! Der Name des gelehrten Kaiſers, der in ſeiner Lobſchrift auf Mukden Gelegenheit genug gehabt hätte, den heiligen Urſprung des Namens Mandſchu, wenn er ihn gekannt oder daran geglaubt hätte, zu erwähnen, vor den zahlreichen Compilationen und Chroniken, die während ſeiner Regierung erſchienen, darf uns ſo wenig über ihren Werth blenden, wie die Aufſchrift „mit allerhöchſten Privilegien“ auf europäiſchen Werken. Auch iſt dieſe wunderliche Etymologie nicht das Einzige, das wir in dieſen uns gütigſt mitgetheilten mongoliſch-tübetaniſchen Jahrbüchern zu tadeln finden. Es beginnt die Beſchreibung Tübets gleich mit einem argen Verſtoß; anſtatt das weſtliche Dſchu, was Herr Schmidt nicht zu erklären weiß, muß „das weſtliche Tſang“ geleſen werden, — ein bekannter Name Tübets bey den Chineſen. Tſang iſt jedoch kein chineſiſches, ſondern ein tübetaniſches Wort, das Reinheit oder Klarheit bedeutet; dann ward Indien von den Chineſen in den älteſten Zeiten niemals Tjanju, ſondern Tientſchu genannt. Man könnte noch einige andere Irrthümer dieſer Bruchſtücke der tübetaniſchen Jahrbücher rügen, wenn hier der Ort dazu wäre. Es iſt aber Zeit, daß wir nach dieſer langen Ausſchweifung zur Geſchichte der Ilchane zurückkehren.

Der zweyte Band dieſer Geſchichte, welche, mit Uebergehung der zerſtreuten weſtlichen Quellen, faſt ausſchließend nach öſtlichen muhammedaniſchen Quellen dargeſtellt iſt, beginnt mit der Kinds- und Jugendgeſchichte des Friedensfürſten Chaſan (geb. 4. Nov. 1271, geſt. 17. Mai 1304), deſſen erſte Amme Moghaldſchin, das Weib des Chineſen Iſchik, gegen das mongoliſche Herkommen ſich während des Säugens ihrem Gatten nahete, ſchwanger ward und zur Strafe abgedankt wurde; das ſchon in der Wiege lallende Kind war dann ſo glücklich, die Mutter Haſan's, des nachmaligen Emirs der Roßſchweifträger, zu erhalten. Man begreift wohl, daß es leicht iſt, dicke Bände zu füllen, wenn man Begebenheiten dieſer Art ausführlich erzählt. Der Prinz verließ, nachdem er herangewachſen war, aus Staatseückſichten (Hayton bey Ramusio II. 61 a) die einfache Naturreligion ſeiner Väter (1295), nahm den Namen Mahmud an und ſetzte ſich noch in demſelben Jahee nach der Ermoedung Beidus, der nach Hethum Chriſt ward, auf den Thron.

Vergehen wurden aber immer noch nach der Jaſa des Tſchinggis beſtraft. Die Bekehrung Chaſan's macht Epoche in der Geſchichte der Mongolen Perſiens; der Islam blieb die Religion aller Ilchane, welche jetzt, von ſelbſtſüchtigen Mullah und der dummen Menge beherrſcht, nicht ſelten gegen ihren Willen Chriſten und Juden, Parſen und Buddhaiſten verfolgen mußten und dadurch die Zerrüttung und den Untergang ihres Reiches beſchleunigten. Dieſer Chaſan, welcher, wie es heißt, allein in und um Damaskus hunderttauſend Bürger und Bauern zu Todte prügeln und foltern ließ, iſt dem Verfaſſer der Ilchane „einer der größten Herrſcher morgenländiſcher Geſchichte, ein Freund der Wiſſenſchaften, der Hiſtorie und der Redekünſte; denn der Fürſt ermunterte Waſſaf „das unübertreffliche Muſter perſiſchen Styles im höchſten Schmucke der Rede," ſein Werk fortzuſetzen und verlieh ihm ſogar „ein goldenes Kleid der Ehre, welchem das goldene Hemd der Sonne und der perlenbeſäete Nachtüberzug des Himmels nur als Unterfutter zu dienen würdig wäre." Waſſaf, beſtallter Schmeichler der Majeſtät, dankte jedoch für die Einladung, den Feldzug nach Syrien mitzumachen, damit er ihn als Augenzeuge beſchreiben könne. „Als das Heer," erzählt er uns, „begann nach Syrien zu eilen und er ſah, daß weiter keine Zeit zu verweilen und *mehr oder weniger den Hof zu machen*, der noch vollkommen geehrt und kein Wunſch ungewährt ward von den erlauchten Weſiren die Entlaſſung nach Hauſe begehrt" (II. 124). Die Mongolen wurden auf dieſem zweyten Zuge Chaſans gegen Syrien, welchem viele Armenier und Georgier beywohnten, von Malek el Naſer Muhammed und ſeinen Aegyptern in einer blutigen entſcheidungsvollen Schlacht geſchlagen (1303). Die zwey Emire, welche zuerſt flohen, wurden hingerichtet und die andern Großen erhielten nach den Worten der Jaſa Prügel von drey und ſieben bis ſiebenundſiebzig und ſiebenundachtzig, „auf den Ort," wie ſich der Schönredner Waſſaf ausdrückt, „welcher ſonſt durch goldenen Stoff ein wohl verwahrter Hort." Hethum, der uns den ganzen Vorfall ausführlich erzählt, war Augenzeuge. Die vielen, zum Theil einſichtsvollen Verordnungen Chaſan's über Finanzen, Gerechtigkeit, Kriegsweſen und andere Gegenſtände ſind wohl, wie in deſpotiſchen Staaten gewöhnlich, unter den unaufhörlichen Wirren entweder niemals ausgeführt worden oder bald in Vergeſſenheit gerathen, obgleich uns Hethum ausdrücklich das Gegentheil verſichert. Man ſtellt nämlich die Natur der Dinge und die allgemeine Welterfahrung über das Zeugniß eines einzelnen Mannes. Auf Chaſan, deſſen lebendige Schilderung bey dem armeniſchen Geſchichtſchreiber auffallender Weiſe ganz übergangen iſt, folgte (1304) Chodabende oder Oldſchaitu, der von ſeiner frommen chriſtlichen Mutter Nikolaus getauft und auch unter andern Namen bekannt wurde. Hethum nennt ihn Carbanda. Chodabende richtete ſich durch grobe Sinnlichkeit zu Grunde, und das Reich gieng jetzt ſchnell ſeiner Auflöſung entgegen. Sein Nachfolger Abuſaid (1316), ein ſchwachſinniger, von Günſtlingen und Frauen beherrſchter Tyrann, ſtarb an beygebrachtem Gifte (1335). Arpak Chan, ein Nachkomme Tuli's, ward jetzt auf den Thron der Ilchane erhoben, von dem er bald herab und in das Grab geſtürzt wurde. Eben ſo ergieng es vielen ſeiner Nachfolger und einer Menge Kronprätendenten; das Reich zerfiel, und eine Anzahl Räuberhauptleute, ſie verdienen den Namen der Fürſten nicht, theilen ſich in die unglücklichen Provinzen und Diſtrikte der Achämeniden und Seleuciden, der Artaſchir und Schapor. Die Geſchichte der Räuber, *Serbedar* genannt, iſt den europäiſchen Geſchichtſchreibern nicht ſo verborgen geblieben, wie (Ilchane II. 324) berichtet wird; man kennt ſie ſeit längerer Zeit durch den Auszug aus Dauletſchah von Sacy (Notices et Extraits des Manuscrits IV. 251). Abderreſſak, der Sohn eines vermögenden Landmannes im Diſtrikte Sebſawar*),

*) Sebſawar, ehemals eine ſehr bedeutende Stadt auf dem Wege von Kandahar nach Herat, liegt innerhalb einer auf hundert engliſchen Meilen von Nordoſt nach Südoſt ſich erſtreckenden Ebene. Es heißt, die Stadt ſey von Saſſan, nach welchem die Saſſaniden ſich nannten, gegründet worden. Die Bewohner ſind ſtrenge Schiiten. Der Ort war lange Zeit ganz öde und iſt auch jetzt nicht ſtark bewohnt; er liegt 36° 12′ 45″ nördl. Br. Fraser Journey into Khorasan 248. 380.

wußte ſich an dem Hofe des Ilchan Abuſaid zu einer bedeutenden Stelle emporzuſchwingen; er ward nach Kerman geſchickt, um die Erträgniſſe dieſer Provinz einzuſammeln. Als Abderreſſak den größten Theil der Einnahmen bereits vergeudet hatte, hörte er zu ſeiner großen Freude, Abuſaid ſey geſtorben, und baute nun ſeine Hoffnungen auf die Wirren, welche im Lande entſtanden. Es herrſchen Unordnungen und Bedrängniſſe auf Erden, ſo ſprach der treuloſe Rentmeiſter zu ſeinen Freunden und Landsleuten, warum ſollten wir alle dieſe Unbilden gutwillig ertragen? Die Bekannten waren leicht gewonnen. Gleich in der folgenden Nacht mordeten ſie den Statthalter des Diſtricts und hiengen ſeinen Kopf an den Galgen. Dieſer nichtswürdigen That rühmten ſie ſich überdieß und nannten ſich Sarbedar, Haupt auf einem Galgen *). Die Bande, welche Abderreſſak als ihren Hauptmann erkannte, war bereits 700 Perſonen ſtark. Durch glückliche Beutezüge wuchſen die Räuber ſchnell auf mehrere Tauſende an; der Anführer ließ nun das Kanzelgebet in ſeinem eigenen Namen leſen und Münzen ſchlagen. Die Grauſamkeit Abderreſſaks ward aber auch den Raubgenoſſen unerträglich; ſein eigener Bruder Maſſud ermordete ihn und ſetzte ſich an deſſen Stelle (1337).

Maſud war ein würdiger Nachfolger des erſten Räubers; er trat mit einem von der blöden Maſſe hoch verehrten Schech in Verbindung und erweiterte dadurch die Herrſchaft der Sarbedarier über einen großen Theil Choraſans und Afghaniſtans. Der zweyte Hauptmann hatte bereits ſiebenhundert türkiſche Sklaven und ein Heer von zwölftauſend Mann, aus wilden und tollkühnen Kerlen beſtehend, welche, mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfend, die größten Heere zerſtäubten und ſich mit ihrem Raube ſättigten. Nach Maſuds Gefangenſchaft und Hinrichtung (1344) riſſen die Hauptleute und nächſten Diener des Herrn die Macht an ſich; mehrere wurden ſchnell nach einander von den eigenen Banden, zu welchen ſich eine Rotte wilder Derwiſche geſellte, ermordet (Ilchane II. 340). Schemseddin Ali verſuchte es, nachdem mehrere Hauptleute erhoben und geſtürzt waren, durch unmenſchliche Grauſamkeit dieſe ſittenloſen Rotten zu bändigen; fünfhundert liederliche Weiber wurden lebendig in einen tiefen Brunnen geworfen; jeder, der vor den Gebieter gefordert wurde, nahm von den Seinigen Abſchied und rüſtete ſich, als wenn ſeine letzte Stunde geſchlagen hätte. Aber auch dieſe gränzenloſe Barbarey vermochte ihn nicht gegen einen gewaltſamen Tod zu ſchützen; ſie hat ihn vielleicht beſchleunigt (1354). Es folgte nun neuerdings ſchnell nach einander eine Reihe gläubiger und frommer, aber ſehr grauſamer und treuloſer Fürſten — dieß ſind die Worte des öſtlichen Geſchichtſchreibers, dem wir folgen — welche ſich gegenſeitig bald durch offene Gewalt, bald durch heimliche Liſt verdarben. Ali Mujad, der letzte Fürſt dieſes Hauſes, blieb jedoch längere Zeit an der Regierung; es war ſein Streben, das wilde Bettlergeſindel durch Güte und Herablaſſung, durch Geſchenke und Duldung der größten Ausſchweifungen zu gewinnen. Am Tage konnte ſich jeder an ſeiner Tafel ſättigen, und des Nachts vertheilte er eigenhändig Geld und Nahrungsmittel an arme Wittwen. Ueberdieß gab er jedes Jahr ſein ganzes Beſitzthum den unbändigen Horden zur Plünderung. Dieſe wirren Zuſtände benutzte ein anderer benachbarter Hauptmann, zog gegen Ali und belagerte ihn in ſeiner Hauptſtadt Sebſawar. Der Fürſt der Sarbedarier unterlag, rief dann Timur zur Hülfe herbey und überließ ihm, wie erzählt wird, freywillig die Herrſchaft. Timur ſoll dem Fürſten mehrmals die Statthalterſchaft Choraſans angeboten haben; Ali hatte jedoch das Gemüth des eiferſüchtigen Tyrannen durchſchaut; anſtatt des gefährlichen Geſchenkes wählte er ein ſicheres Sklavenleben im Gefolge des Weltzerſtörers.

Durch den Verrath eines ſolchen Serbedar fiel der letzte Fürſt Irans aus dem Hauſe des Tſchingis (14. December 1353), Tochai Timur, der den Titel beſaß, nicht aber die Macht eines Ilchans. Gedankenloſe Willkühr und feiler Knechtsſinn, blutige Gewalt und verrätheriſche Hinterliſt, entner-

*) Hammer Ilchane II. 325, überſetzt das Wort durch „die den Kopf daran Setzenden" — was ſehr unwahrſcheinlich klingt. Ich folge der Erklärung Sacy's.

rende Sinnenluſt und ſtumpfe Gläubigkeit ſteht an der Stirne des mongoliſchen Jahrhunderts der iraniſchen Geſchichte geſchrieben. Von vierzehn Weſiren, welche während dieſer Zeit (1257 — 1353) den launenhaften Tyrannen dienten, iſt nur ein einziger eines natürlichen Todes geſtorben. Und doch war, ſagt uns Hr. v. Hammer, das Jahrhundert der Ilchane das des höchſten Flores perſiſcher Bildung, des glänzenden Triumphes des Wortes in gebundener und ungebundener Rede. Ganz anders möchte ſich freylich ein weſtlicher Geſchichtſchreiber ausdrücken, eingedenk der Worte des edelſten unſerer Dichter, daß

Wo Sklaven knien, Deſpoten walten,
Wo ſich eitle Aftergröße bläht,
Dort kann die Kunſt das Edle nicht geſtalten.

Die geiſtigen Erzeugniſſe Irans, ſo ungefähr würde er ſagen, verdienen von unſerem Standpunkte aus kaum dieſen Namen; denn es fehlt ihnen, und es iſt dieß eine nothwendige Folge der ſtaatlichen, religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe des Landes, jeder Sinn für Menſchenwürde und Menſchenwohl; ſelbſt die natürlichen Regungen eines gutgearteten Gemüthes werden hier nur ausnahmsweiſe gefunden. Die ſchreibenden ſchmeichleriſchen Knechte ahnten niemals, daß nur Wahrheit einen haltbaren Grundpfeiler bildet für alle Thaten des äußerlichen Lebens wie des innern Geiſtes, daß nur ſie allein, gleichviel ſey ſie eine hiſtoriſche oder poetiſche, unſerem Thun und Treiben einigen Werth verleiht. Im Widerſpiele zu dieſem Fundamentalgeſetze der Menſchheit nennen Türken und Perſer, Mongolen und Chineſen die ſchlaue Verdrehung der Thatſachen Geſchichte; gedankenloſe Reimereien, elende Wort- und Witzſpiele heißen ihnen Gedichte. Der gereifte europäiſche Geiſt wendet ſich, mit Eckel und Abſcheu erfüllt, von dieſem erlogenen Larvenleben und ſucht nach einem verdumpfenden Gange in dieſem Schattenreiche Erquickung und Stärkung bey Tacitus und Gibbon, bey Kant und Shakespeare.

Neumann.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. 1. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Daß unter Chunegeshofe, welches nebſt Halazesſtat in der Urkunde von 889, 1. December genannt wird, gerade Königshofen im Grabfeld zu verſtehen ſey, wäre doch noch die Frage. Es giebt nämlich ein Königshofen im Taubergau, eines im Badanachgau (Gaukönigshofen), wieder eines im Grabfelde, und ein viertes im Radenzgau. In Aufzählung derjenigen 24 oder 25 Königshöfe, welche den Zehent (decimam de fiscis dominicis) an die Wirzburger Kirche gleich nach ihrer Errichtung reichen, ſind nur drey von obigen vier Orten, die die Benennung Chunigeshofe tragen, aufgeführt, 1) Chuningeshofa mit Sundrunhofa und Gollhofa, alſo Gaukönigshofen, dann 2) neben Halazesſtat im Radenzgaue Chunigeshofe im ſelben Gau, welches noch im Jahre 1157 Chunigishouen, aber ſchon 1163 Chunesuelt genannt wird und dem heutigen Königsfrid bey Hollfeld entſpricht, 3) item Chunigeshofe, welches das Grabfeldiſche ſeyn wird. Wahr iſt, daß der Sprengel des Wirzburger Bisthums durch die Errichtung des Bisthums Bamberg geſchmälert worden, aber auch eben ſo gewiß, daß der Bamberger Sprengel zu keiner Zeit in das Baunachthal ſich erſtreckt hat. Deßhalb kann die bekannte Stelle im Briefe des Biſchofs Arnold von Halberſtadt an Biſchof Heinrich von Wirzburg (1007) „Si Rex ibi facere vellet episcopatum . . . . totam illam terram pene silvam esse, Sclavos ibi habitare, te in illa longinqua vel nunquam vel raro venisse,“ und jene im Synodalbriefe 1007: „ut et paganismus Sclavorum destrueretur, ſo wie jene in Günthers Rede auf der Synode von 1058: „Erat enim plebs hujus episcopii: utpote ex maxima parte Sclavonica, ritibus gentilium dedita, abhorrens a lege christiana etc.“ nicht füglich auf die Bewohner des Baunachgrundes angewendet werden, welche durch die Mönche von Fulda und durch die Prieſter der Wirzburger Kirche lange vor dem eilften Jahrhundert ſchon Chriſten waren, wie das am deutlichſten aus den Traditt. Fuldens. bey Piſtor und Schannat hervorgeht. Die in obigen Stellen gemeinten Slawen, welche noch immer, allen Bekehrungsverſuchen zum Trotze, am Glauben ihrer Väter hiengen, ſind weiter im Oſten und Nordoſten des Radenzgaues zu ſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Studi sul secolo decimoterzo di Giuseppe da Farina. Firenze stabilimento artistico-tipografico Fabris 1842.

Zu den gründlichſten Werken, welche die unermüdliche Literatur Italiens gegenwärtig an den Tag fördert, gehört unſtreitig dieſes Werk. Zwar greift es unſers Erachtens beynahe zu weit aus; erſt mit der zwölften Lieferung befindet ſich der Verfaſſer auf dem Boden, der dem Titel zufolge der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen werden ſollte. Allein es läßt ſich dagegen bemerken, daß das dreyzehnte Jahrhundert als der Höhepunkt des geſammten Mittelalters nicht gehörig gewürdigt werden kann, ohne genaue Schilderung der inneren Verhältniſſe der zunächſt vorhergehenden Jahrhunderte, und da der Verfaſſer das dreyzehnte Säculum als „eine Recapitulation (riepilogo) des ganzen Mittelalters betrachtet, als einen Vorläufer der neuen Aera, als eine aufgezogene Brücke zwiſchen einer ſinkenden und einer beginnenden Civiliſation,“ iſt ſein weites Ausgreifen hinlänglich entſchuldigt. Nach einer kurzen Einleitung über die inneren Zuſtände der chriſtlichen Periode der Geſchichte führt der Verf. den Leſer zu den Reformen, welche in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts durch P. Leo IX. begonnen wurden, ſchildert dann ausführlich den Kampf Heinrichs IV. mit der Kirche, den Ausbruch der Kreuzzüge. Die deutſche Literatur hierüber iſt dem Verf. nicht bekannt, wohl aber die franzöſiſche. Er weiß aber ſich ſein eigenes Urtheil zu bewahren, und während z. B. Michelet in den Kreuzzügen „den Kampf der heiligen Freyheit wider die ſinnliche und gottloſe Natur“ erblickt, erklärt ſich la Farina gänzlich dagegen und ſieht in ihnen nur die natürliche Sühne, den Rachekrieg des Chriſtenthums gegen den Islam, der Jahrhunderte hindurch auf alle Weiſe die chriſtlichen Staaten beeinträchtigt hatte. Als causa morale aber gilt ihm die Verbindung des ritterlichen Sinnes mit dem religiöſen, des Mönchthums und des Ritterthums. Man kann aus dieſem Beyſpiele erſehen, daß die Italiener auch ohne die deutſche Literatur auf Reſultate kommen können, welche dieſe noch nicht einmal zur allgemeinen Annahme zu bringen vermochte. Die Kreuzzüge, ſetzt er hinzu, retteten die europäiſche Geſellſchaft vor einem neuen Einbruche der Barbarey. Er hätte noch ſagen können, als ſie in Folge der inneren Zerwürfniſſe der europäiſchen Völker aufhörten, begann der Offenſivkrieg des Islams aufs Neue; wie die Chriſten das Kreuz auf dem Tempel zu Jeruſalem aufgepflanzt, ward dann der Halbmond auf der Sophienkirche erhoben, und wurden die Occidentalen zu den Türkenkriegen auf europäiſchem Grund und Boden gezwungen, die ſie mit der Hälfte der Anſtrengungen früher hätten abwehren und ſiegreich in den Gefilden Aſiens zu Ende bringen können.

Bis zu dem Conſtanzer Frieden wird ohne Unterbrechung von Seite des Verf. die Erzählung fortgeführt, von dieſem aber geſagt, er habe die Uſurpationen des roncaliſchen Reichstages geſtürzt und die Unabhängigkeit der italieniſchen Municipien geſichert, nicht aber gegründet (non fondò), da die republikaniſchen Formen ſich immer erhalten hatten und von Zeit zu Zeit mit Waffengewalt behauptet

worden waren. Der zweyte Theil der Einleitung beſchäftigt ſich ſodann mit der Entwicklung der Literatur, der Bildung der Univerſitäten und deren Einfluß auf ihre Zeit, mittels der bedeutenden Männer, die aus ihrer Mitte hervorgegangen waren und insbeſondere als Päpſte eine große Bedeutung gewannen. Auch in dieſer Entwicklung zeigt ſich ein lobenswerthes Eingehen in die Zuſtände jener Zeit, die nicht nach dem willkührlichen Maaßſtabe individueller Anſichten beurtheilt, ſondern aus ſich ſelbſt erklärt und dann mit denen der Gegenwart verglichen werden, ein lebendiges Gefühl für alles Bedeutende und Charakteriſtiſche, ein ſeltener Sinn für das Feine und Sinnige, das in tauſendfachen Geſtaltungen des Mittelalters befindlich nur dem Empfänglichen erkennbar iſt. Stellen wir die Reſultate ſeiner Einleitung zuſammen: „Im zwölften Jahrhunderte gab es in Italien weder *eine* Nation, noch *eine* Regierung, wohl aber alle Grundlagen, auf die eine Regierung errichtet werden konnte. Es gab Könige, Kaiſer, Lehensherren, eine *bürgerliche* Hierarchie; es gab Päpſte, Cardinäle, Biſchöfe, Aebte und eine *geiſtliche* Hierarchie; es gab Gemeinden, Conſuln und eine *ſtädtiſche* Hierarchie. Die Kaiſer wollten aus Italien eine große Monarchie, die Päpſte eine theocratiſche Regierung, die Gemeinden hundert unabhängige Republiken machen. Die Kaiſer begünſtigten die Freyheit der Gemeinden, indem ſie ihre Emancipation von den Biſchöfen begünſtigten, und die Päpſte begünſtigten ſie, um dadurch der kaiſerlichen Macht ein Hinderniß zu bereiten. Sehr bedeutend war die Anzahl der individuellen Kräfte, es fehlte jedoch eine allgemeine Kraft. Es gab die der Kaiſer, der Päpſte, der Lehensherren, der Biſchöfe, der Aebte, der Gemeinden, der Corporationen, der Bruderſchaften . . . aber es fehlte die Macht der Nation. Die Kaiſer bewieſen mit dem Texte der römiſchen Geſetze und mit zahlreichen Heeren, daß ihnen die unumſchränkte Herrſchaft über Italien gebühre. Sie lieſen von einem Ende der Halbinſel zum andern, verbrannten und zerſtörten Städte und Burgen und dann ſchloſſen kleine Ortſchaften ihnen die Thore vor ihren Augen. Die Päpſte erhoben die entfernteſten Könige Europa's, ſetzten ihren Fuß auf den Nacken der Kaiſer (?), und mußten alle Augenblicke aus Rom fliehen, während das römiſche Volk ſich wenig um das Anathema kümmerte. Eine Thatſache allein trug in jener Epoche einen allgemeinen Charakter — die Kreuzzüge. Die chriſtliche Geſellſchaft war nur in dem Gebete und in den Concilien vereinigt. Ihre Verbindung zeigte ſich in der moraliſchen Ordnung; die Kreuzzüge bethätigten ſie auch in der materiellen Ordnung. Jetzt ſah man zum erſten Male, wie Völker, die durch Berge und Meere getrennt waren, für eine und dieſelbe Sache kämpften, von *einem* Gefühle geleitet. Noch mehr. Jeder hatte bis zu dieſem Augenblicke für die Intereſſen ſeiner Kaſte gekämpft; aber bey dem Rufe der Kreuzzüge kämpften alle nur mehr für *ein* Intereſſe, — die nationale Einheit zeigte ſich als möglich.

Es iſt für das 13. Jahrhundert charakteriſtiſch, daß alle in der Souverainetät des römiſchen Kaiſers in Betreff der Reichsfrage übereinſtimmten. Nur die Beſtimmung ihrer Gränzen war ſtreitig. Die Päpſte wollten ſie ſich unterworfen wiſſen; die Lehensherren beſchränkt durch die Ariſtokratie der Barone, die Gemeinden durch Herkommen und Conceſſionen. Fiel ein Kaiſer, ſo dachte man nicht, ſich ſeiner zu befreyen, ſondern die Fürſten beeilten ſich, einen neuen zu wählen, die Päpſte ihn zu krönen, die Gemeinden, ihre Privilegien durch ihn beſtätigen zu laſſen. Kaum entſtanden Streitigkeiten, ſo bannten dieſen die Päpſte, die Völker bekämpften ihn, alles salva dignitate imperii.

Alle kamen darin überein, daß die Souverainetät des Kaiſers und der Könige eine bedingte ſey. Der König wird König genannt, ſagte ein Concil, damit er recht regiere (rex — regat). Wenn er mit Gerechtigkeit handelt, beſitzt er den Namen König mit Recht; wenn mit Unrecht, verliert er ihn. Der Grundſatz: rex eris si recte facis, si autem non facis, non eris, war im Munde aller. Die Päpſte, nachfolgend P. Gregor VII., machten aus den Prieſtern eine compacte und mächtige Kaſte; da dieſe nicht heirathete, war ſie gut wie eine Miliz zum Kampfe, nicht aber eine Kaſte, die ſich fortpflanzte. Die Kaiſer, welche die Macht der Päpſte mindern wollten, gaben dem Volke eine Waffe in die Hand, welche bald gegen ſie ſelbſt gekehrt wurde. Die Italiener, bedroht nicht als

Nation, ſondern in Städten, erhoben ſich nicht als Nation, ſondern als Städter, und bildeten mit den Reſten römiſcher Einrichtung ihre Republiken. Die Wiſſenſchaften und Künſte waren inniglich prieſterlich, erhielten ſich und erſtarkten unter dem Einfluſſe des Clerus. Als aber die Stunde ſchlug ſich auszubreiten, giengen ſie aus den Cathedralen und Kreuzgängen hervor und wurden weltlich. Wann dieſe große Veränderung eintrat, wird im Verlaufe dieſer Studien ſichtbar werden.“

Von den auf die Einleitung folgenden studi liegen bis jetzt fünf vor, die von dem Conſtanzer Frieden bis zu der Eroberung von Conſtantinopel durch die Kreuzfahrer und der Gründung des lateiniſchen Kaiſerthums daſelbſt reichen. Ueberall trifft man eine genaue Bekanntſchaft mit den Quellen, eine lebhafte Erzählung, die ſich mit Vorliebe an die Ereigniſſe Italiens und der Kreuzzüge hält und jene Geſinnung, welche wir die hiſtoriſche nennen möchten, — ein richtiges Eingehen in den Geiſt älterer Zeiten, ohne eine beſondere Färbung durch ein philoſophiſches Syſtem oder vorgefaßte Parteyanſichten, die den Deutſchen beynahe nie verläßt. Von Wichtigkeit für die italieniſchen Verhältniſſe jener und einer ſpäteren Zeit iſt beſonders die Auseinanderſetzung des politiſchen Zuſtandes, in welchem ſich die Saracenen unter der Herrſchaft der Normanen in Unteritalien befanden. Nicht nur behielten ſie ihre Verfaſſung und Sprache, ſondern die Normanen ſahen es nicht einmal gerne, wenn die Saracenen das Chriſtenthum annahmen. Die Normanen ſelbſt adoptirten Vieles von arabiſchen Sitten und Gebräuchen; auf den Münzen war bis Friedrich II. die Aufſchrift arabiſch und zwar auf denen Roger's und Wilhelm's I. das bekannte: es iſt kein Gott außer Gott ꝛc. Sie wurden ſelbſt zu manchen Aemtern, insbeſondere als Zolleinnehmer gebraucht, ja unter Wilhelm I. und II. erhielten ſie Hofämter, die Verwaltung und Bewachung des k. Palaſtes, und die Benennung ihrer Oberhäupter wurde der Name eines Hofamtes (Caites, τοῦ μεγάλου παλατίου Καΐτης). In der Minderjährigkeit Wilhelms II. vertraute ſeine Mutter die Verwaltung des Reiches einem ſolchen Gaito an; nach dem Tode Wilhelms II. entſtand wegen dieſer Begünſtigung der Saracenen ein Aufſtand von Seite der Chriſten, welche dieſe zwangen, ſich in die Berge zu flüchten, von wo ſie dann Friedrich II. nach Nocera verpflanzte. Die Begünſtigung aber, die ihnen von dieſem zu Theil wurde, erregte dann gegen ihn den heftigen, aber wie Spinelli's Diurnale lehrt, nicht unbegründeten Tadel der Päpſte Gregor IX. und Innocenz IV.

Mit dem Texte Hand in Hand iſt die Publication eines weitläufigen Commentars gegangen, welcher ſowohl die einſchlägigen Documente, als auch kleine Abhandlungen über einzelne Gegenſtände enthält. Haben dieſe auch für deutſche Gelehrte nicht immer großen Werth, da ja die beyden letzten Bände von Raumers Hohenſtaufen und Hurters Innocenz IV. des Bedeutenden ſo vieles enthalten, ſo ſind ſie doch tüchtige Beweiſe der gepflogenen ernſten Studien. Zudem ſpricht gar Vieles den italieniſchen Genius mehr an als den Deutſchen, und iſt deßhalb von La Farina ausführlicher behandelt worden. Neue Documente hat Ref. unter den mitgetheilten nicht entdecken können; ſondern ſie ſind theils Muratori, Ughelli ꝛc., theils den Briefſammlungen einzelner Päpſte entnommen.

Das studio secondo beſchäftigt ſich anfänglich hauptſächlich mit der Entwicklung ſtädtiſcher Genoſſenſchaften in Italien, der lega Toscana im Jahre 1197, an deren Spitze ſich P. Innocenz III. ſtellte und geht dann über auf dieſen gewaltigen Papſt, zu deſſen Schilderung der Verfaſſer die franzöſiſche Ueberſetzung von Hurters Innocenz benützte. Erfreulich iſt es hiebey zu ſehen, daß La Farina ſich auch der Autorität Sismondis*) entſchlägt, der, in Italien einheimiſch, ſo lange daſelbſt als Orakel in Bezug auf die Geſchichte des Heimathlandes ſeiner Vorältern angeſehen wurde. Ueberall ſteht der Verf. auf eigenen Füßen und ſelbſt, wo tüchtige Vorgänger ihm das Studium erleichterten, ſind es nicht ſowohl ſie, aus denen er ſchöpft, als die Quellen, die er unabläßig zu Rathe zieht.

Man kann ſomit dem Werke nur einen raſchen Fortgang wünſchen. Bis jetzt hat es große Schwierigkeiten mit Geſchick und Fleiß glücklich beſiegt.

*) Er ſtammte aus Peſchia zwiſchen Lucca und Piſtoja.

Digitized by Google

Allein noch größere ſtehen bevor, bey denen ſelbſt eine tüchtige Kenntniß der gedruckten Quellen nicht ausreicht. Dieß iſt Friedrich II. und ſeine Zeit. Gelingt es dem Verfaſſer, auch dieſen Höhe- und Wendepunkt des Jahrhunderts richtig zu erfaſſen, ſo wollen wir ihm bey ſo ſchönen Anfängen die Palme gerne gönnen. Dann haben auch die Italiener ihre Geſchichte der Hohenſtaufen und es ſteht ſodann den Deutſchen frey, in ihrer Unpartenlichkeit zwiſchen der deutſchen und der welſchen Bearbeitung zu wählen.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

He. L. wendet ſich ſodann zur Pfarrey Baunach, die er eine von den 14 Slawenpfarreyen nennt. Schade, daß die Urkunde dieſe 14 Pfarrkirchen nicht mit ihren Namen aufführt! — Gewiß iſt, daß ſchon am 4. Juli 801 Baunach urkundlich erwähnt wird. Ein anderes Bunahu erſcheint 814, 21. Februar in den Fulder Tradit. des Schannat S. 115, Nro. 265, welches, wie wie ſehen, Hr. L. in Bundorf angeſetzt hat (vgl. Junker Geogr. der mittl. Zeiten S. 230, und Deinhards Vorrede zur Sammlung ſeltener Schriften ꝛc. Thl. I.) Das Wachsthum dieſer uralten Kirche, welche bereits 1488 neben dem Oberpfarrer noch 2 Geiſtliche anſtellen und beſolden konnte, ward durch fromme Gutthätee aus dem Adel, dem Magiſtrate und den Burgern gefördert. Die S. Maria Magdalena Kirche vor dem Bambergee Thor und ober den Felſenkellern verdankt ihren Urſprung einem Baunacher Burgee, welcher in jenee Kapelle begraben liegt und vom Volke als ein Heiliger verehrt wird. Er machte häufige Fahrten mit 2 Pferden nach Rom und nach San Jago de Compoſtella, und verwendete ſein erworbenes Vermögen nach Chriſti Lehre für die Armen.

Hierauf wird die Geſchichte der 3 zur Pfarrey Baunach gehörigen Filialkirchen, Lauter, Reckendorf und Gerach kurz erzählt. Das erſte urkundliche Vorkommen des erſtern Ortes iſt zum Jahre 1251 (Lewther? oder Wickerslawter?). Reckendorfs Alter ſetzt He. L. jenem von Baunach und Sendelbach gleich. Indeſſen geſchieht erſt zum J. 1438 Erwähnung eines Hans von Schöffſtatt zu Reckendorf, und vor 1461 beſtand in der dem hl. Nicolaus geweihten Kirche beſagten Ortes eine Frühmeſſe. — Auch die Kieche von Gerach hält Hr. L., wo nicht für das älteſte, doch gewiß für eines der älteſten Baudenkmäler in der Umgegend der Baunach, ja des Landes.

Zur Pfarrey Baunach gehören auch noch 2 Kapellen in Dorgendorf (Turwigsdorf 1057) und Reuſig, welch' letzterer Ort durch Markgeaf Albrecht von Brandenburg verbrannt wurde.

Die zweyte, aber um Vieles größere Pfarrey des Baunachthales iſt die Pfarrey Pfarrweiſach oder Ebern. Von vielen Ortsnamen dieſes Thales z. B. von Gerach, Wiſach, Rentweinsdorf, ja, von dem dem ganzen Grunde den Namen verleihenden Fluße Baunach behauptet Hr. L. im Hinblick auf die im zweyten Jahresbericht des hiſt. Vereins von Mittelfranken von C. H. v. Lang gegebenen Derivationen, dieſelben ſeyen aus dem ſlawiſchen entſprungen, während von Wiſaha, Wiſach, Rentwigesdorf u. a. m. der rein deutſche Urſprung nachgewieſen werden könnte, ohne daß man an Wichoz oder Rana zu denken brauchte. — Wiſach ſcheint die älteſte Pfarrey in der Gegend zu ſeyn, denn ſelbſt Ebern war früher Filial von Wiſach. Erſt 1232 erfolgte die Trennung in 2 Pfarreyen, und die unter Beylage I. mitgetheilte Urkunde über dieſe Trennung giebt uns die bey der Pfarrey Wiſach verbliebenen Orte, es ſind: die Villen und Burgen Altenſtein und Lichtenſtein, die Villen Birke, Gmeinfelt, Creſſelbere, Marbagk (das alte Mirebach vom Jahre 800), Tabermansdorff, Thichenhoffſtetten, Rodenmullelendorff, Lare, Biſchoffswinden, Alboldorff, Neuſes, Brunenbresdorff, Frickendorff, Bilpach (Bispach?), Heegoldsdorf, Ruthe, Buntorff, Rabenoldorff, Junkerstorff, Phaffendorff, Breitenbegge, Totenwiſſa, Gugelhurne, Lerbrechindein, Waceenberge, Wiſenbirke, Limbe, wozu das in beſagter Urkunde von 1232 nicht erwähnte, bereits 783, 800, 3. Februar und 860 vorkommende Greifesdorf, ſüdweſtlich von Pfarrweiſach zu zählen wäre. —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 à 1838 par Aucher Eloy, revues et annotées par M. le Comte Jaubert. Paris 1843.

Der Mann, deſſen Andenken das eben genannte, 6 Jahre nach ſeinem Tode erſchienene Werk gewidmet iſt, hat auch in unſrem Vaterlande, ſowohl durch ſeine Schickſale als durch ſeine ausgezeichneten Verdienſte um die Wiſſenſchaft die öffentliche Theilnahme erregt, und viele Freunde gefunden. Er gehörte zu jenen Helden der Wiſſenſchaft, deren namentlich die Geſchichte der Naturkunde nicht wenige zählt, die ſich aus innrem Drange in den Kampf mit allen Entbehrungen, Beſchwerden und Gefahren des Lebens begeben, um irgend ein neues Stück Feldes für das Reich des Forſchens zu gewinnen, oder eine ſchon gemachte Eroberung dieſer Art durch beſſere Erkenntniſſe zu ſichern. Ein ſolcher heldenmüthiger Sinn verdient um ſo mehr unſre Anerkennung, wenn, wie dieß bey Aucher Eloy der Fall war, kein perſönliches, ſondern vorherrſchend das Intereſſe der Wiſſenſchaft ihn hervorrief und bekräftigte.

Das vor uns liegende Werk iſt keineswegs eine gewöhnliche, fortlaufende Reiſebeſchreibung. Den Genuß, den die Ausführung einer ſolchen Arbeit gewährt, ſollte der kühne Wanderer durch ſo manche dürre Wüſte der Völker und Länder nicht erleben; er ward in der Mitte ſeiner Forſchungen, ſo wie der Lebensjahre, von dem giftigen Einfluß des Klimas der perſiſchen Niederungen dahingerafft, ſtarb fern von den Seinen, in fremdem Lande. Was der Herausgeber dieſer Relationen vorfand: einzelne kurze Notizen in den Tagebüchern des Verſtorbenen und die etwas ausführlicheren Briefe desſelben an Freunde und Verwandte, das hat er, zum Theil nicht einmal in chronologiſcher Ordnung, zuſammengeſtellt, weil manche dieſer Materialien erſt im Fortgang des Abdruckes des Werkes in ſeine Hände kamen. Wir geben hier eine gedrängte Ueberſicht über die Ergebniſſe der einzelnen Reiſen, ſo wie zuvörderſt, nach des Herausgebers Jaubert Vorgang über die Lebensſchickſale des wackern Naturforſchers.

Peter Martin-Remi Aucher war am 2. October 1793 zu Blois geboren, wo ſein Vater als Weinhändler lebte. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt er in der Schule ſeiner Vaterſtadt, wendete ſich dann zum Studium der Pharmacie, welchem er zuerſt in Orleans, dann ſeit 1812 in Paris oblag. Unter Juſſieu's und Desfontaine's Leitung gab er ſich mit ganz beſonderer Neigung und feurigem Eifer der Pflanzenkunde hin, und legte ſchon im Jahre 1813, im Dienſt der Hoſpitäler der in Spanien ſtehenden Armee, den erſten Grund zu ſeinen ſchätzbaren Herbarien. Seitdem er im Jahre 1817 durch ſeine Vermählung mit einer Tochter des bürgerlich-einfachen Hauſes Eloy, deſſen Namen er nach der Sitte ſeiner Vaterſtadt dem ſeinigen anfügte, die Sorgen eines Familienvaters übernommen hatte, trat er als Theilhaber zuerſt in das Geſchäft einer Buchhandlung, dann als Inhaber in das einer Buchdruckerey ein, mit welchem er ſeit 1826 auch den Beſitz ei-

Digitized by Google

ner Buchdruckerey in Paris verband. Er ſelber beſchäftigte ſchon damals ſeine Preſſe mit mehreren Werken, die zugleich ein Zeugniß ſeiner guten Kenntniſſe der Litteratur des klaſſiſchen Alterthums geben, ſo wie ſeiner fortwährenden Beſchäftigung mit der Länderkunde und Naturwiſſenſchaft.

Dieſen Kreis der ihm äußerlich ſehr zuträglichen Beſchäftigungen vertauſchte Aucher Eloy bald nachher mit Ausſichten, die man ihm in St. Petersburg eröffnete zur Befriedigung ſeiner Lieblingsneigung: die Pflanzenkunde durch Reiſen in ferne Länder zu erweitern. Obgleich keine dieſer Ausſichten ſich verwirklichte, bot der Aufenthalt in der großen ruſſiſchen Hauptſtadt dennoch eine andre unerwartete Gelegenheit dar, im Orient nicht nur das Zelt eines Wanderers, ſondern ein feſtes Unterkommen zu finden. Der Großſultan Machmud wollte gerade damals die Herausgabe einer türkiſch-franzöſiſchen Zeitung für ſeine Hauptſtadt begründen; ſein Geſandter am Petersburger Hofe, Halil Paſcha, erkannte bald in Aucher Eloy den tauglichſten Geſchäftsführer für ein ſolches Unternehmen, und dieſer ließ ſich ohne langes Bedenken hierzu bereit finden. Er zog dann mit Halil Paſcha nach Konſtantinopel, wohin ihm bald nachher ſeine treue Gemahlin und ſeine Tochter folgten. Er hatte jetzt, obgleich auch die türkiſchen Verſprechungen meiſt unerfüllt blieben, dennoch an den Pforten des Morgenlandes ſelber einen feſten Punkt gefunden, von welchem ſeine an wiſſenſchaftlicher Ausbeute ſo reichen Reiſen ihren Ausgang nahmen, und nach welchem er immer wieder mit ſeinen geſammelten Schätzen zum Ausruhen und Ordnen zurückkehren konnte. Die Lebensbeſchreibung des Aucher Eloy fällt von hier an mit der Beſchreibung ſeiner Reiſen zuſammen, wir geben deßhalb zunächſt dieſe letztere in einem gedrängten Abriſſe.

Verſehen mit Aufträgen der Akademie der Wiſſenſchaften von St. Petersburg, trat unſer Reiſender im November 1830 ſeine erſte größere Schifffahrt, nach Aegypten an. Ein Brief deſſelben an Hrn. Naudin in Blois läßt uns vorher noch einen Blick in die Leiden einer vielfach getäuſchten Hoffnung und einer aufs Aeußerſte beſchränkten häuslichen Lage thun, welche den Aucher Eloy zu ſeinem kühnen Umzug von Petersburg nach Konſtantinopel bewog; das Tagebuch von 1830 — 31 giebt uns aber dann eine kurze Beſchreibung jener erſten Reiſe.

Auf einem Schiffe, welches türkiſche Pilgrime nach Mekka zu führen beſtimmt war und deren an verſchiedenen Hafenplätzen immer noch mehrere aufnahm, beendigte unſer Reiſender die Seefahrt von Konſtantinopel bis an die Küſte von Aegypten ſchon in 11 Tagen. Der Wind war faſt immer günſtig geweſen, kein griechiſcher Seeräuber, von welchen gerade damals alle türkiſchen Fahrzeuge und Seereiſenden das Aeußerſte fürchten mußten, war dem Schiff begegnet, nur daran konnte man bemerken, daß der Kapitain kein griechiſcher, ſondern ein türkiſcher Seemann war, daß man ſich am 27. Novbr. auf einmal nicht an der Küſte bey Alexandria, ſondern vor Roſette befand; ein Verſehen, welches übrigens auch fränkiſchen Kapitänen (am ſeltenſten griechiſchen) zu begegnen pflegt. Wir wollen hier nicht bey bekannten Dingen verweilen, nur ein Vergleich zwiſchen den ägyptiſchen Arabern und Türken, welchen unſer Reiſender anſtellt, ſey hier erwähnt, weil er auf ganz beſonders bezeichnende Weiſe das ausdrückt, was ſich wirklich der Beobachtung jedes Reiſenden aufdringt, der von einer türkiſchen Stadt in eine vorherrſchend von Arabern bewohnte kommt. Im Allgemeinen iſt der Türke ernſt, religiös und gutherzig; er verabſcheut Zank und Streitigkeiten, liebt vorzugsweiſe die Ruhe. Dagegen iſt der Araber der ägyptiſchen Städte lebhaft, leichtſinnig, nachläßig in Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten, dem Trunk und andern Ausſchweifungen ohne große Scheu ergeben, dabey ein ſo lauter Schreyer und Zänker, daß ein einziger Araber mehr Lärm macht, denn 20 Türken. Wenn man in eine türkiſche Stadt kommt, wird man überraſcht durch die tiefe, friedliche Stille; da ſtört keine laute Stimme die Ruhe der guten Muſelmänner, kommt man dagegen in eine arabiſche, da meint man, indem man das laute allgemeine Geſchrey hört, nicht anders als die ganze Stadt ſey in heftigem Aufruhr.“

Seinen dreywöchentlichen Aufenthalt in Alexandria ſuchte unſer Reiſender auf's Vortheilhaf-

Digitized by Google

teſte zur Vermehrung ſeiner Sammlungen wie der Erkenntniſſe zu benutzen. Er hatte zu dieſem Zwecke nicht das günſtigſte Wetter getroffen, denn es gab in der letzten Hälfte des Decembers mehrere ſtarke Regengüſſe, die Luft war feucht und von ſalzigen Theilen erfüllt. In deſto beſſerem Lichte zeigte ſich die immer grünende Natur des Landes bey Roſette, wohin Aucher Eloy am 23. December kam. Roſenſtöcke von ungewöhnlicher Höhe und voller Blüthen ſchmückten hier die Ufer des herrlichen Nilſtromes; zwiſchen den Roſen zeigten ſich die prachtvollen Blüthen der Kahiriniſchen Winde (Convolvulus cairicus Del.), hin und wieder am Boden Dolichos nilotica. Auch bey Roſette drängt ſich zwar die Wüſte bis an die Mauern der Stadt heran, aber das üppige Grün der Gärten, welche gedrängt voller Palmen, Orangen, Citronen, Bananen und Granatenbäume, Hennageſträuche, Colocaſien, Opuntien und Erdmandeln ſtehen, laſſen erkennen, welches reichen Anbaues dieſe Gegend bey hinreichender Bewäſſerung fähig wäre.

Den größeſten Theil des Januars brachte unſer Reiſender in Kairo zu; den darauf folgenden Monat wendete er zu einer Reiſe nach Oberägypten an. Die kurzen Bemerkungen, welche ſich in ſeinem Tagebuch finden über die Herelichkeiten der Kunſt, die er in Girgeh, Denderah, Theben, Luxor und Karnak geſehen, ſind nur Denkzeichen zur Erleichterung des Erinnerns für ihn ſelber, welche in dem fremden Leſer kaum eine ſo deutliche Vorſtellung erwecken, als die ebenfalls nur im Vorübers fahren gemachte Beobachtung des ägyptiſchen Kapperſtrauches (Capparis aegyptiaca), der die Felſenwände des Nilufers oberhalb Tahaneh überkleidet. Die Fahrt war auf der ganzen Hin- und Herreiſe von ziemlich gutem Wind begünſtigt, ſo daß ſie, mit dem Aufenthalt an den genannten Orten, nicht viel über 6 Wochen Zeit gekoſtet hatte. In Kairo, wohin der Reiſende am 14. März zurückkam, ſahe er die Feyer des großen Beiramfeſtes. Doch lag ihm jetzt Alles daran, noch vor dem Beginn der heißeren Jahreszeit weiter zu kommen. Er ſollte aber ſchon hierbey und ſelbſt unmittelbar vor Beginn der Reiſe nach dem Sinai und nach Paläſtina einen Vorſchmack bekommen von den vielfachen Hemmungen und Geduldsproben, die von jetzt an faſt täglich ſeiner warteten. Der fränkiſche Knecht, den er in ſeine Dienſte genommen, mußte als unverbeſſerlicher Trunkenbold entlaſſen und ein andrer für ſeine Stelle geſucht werden; endlich da Alles zum Abmarſch bereit ſcheint, machen die Kameltreiber Schwierigkeiten, durch welche der Auszug bis nahe vor Sonnenuntergang verſpätet wird. Noch iſt es nicht Zeit zum Schließen der Thore, die wachthabenden Soldaten aber, da ſie den Zug kommen ſehen, ſchließen die Pforte um eine halbe Stunde früher, doch giebt man zu verſtehen, daß durch ein kleines Trinkgeld ein Ausweg zu finden ſey, verlangt zuerſt 2, dann 3, dann 8, endlich 20 Piaſter, bis den Reiſenden ſeine Geduld verläßt, und er nach einem kurzen, heftigen Wortwechſel mit den Soldaten ſich entſchließt, noch einmal in ſeine bisherige Wohnung an die andere Seite der großen Stadt zurückzukehren.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1115 wuede die Kirche zu Ebern und jene zu Pfaeeweiſach duech Biſchof Johannes zu einer Pfarrey veeeint, „die über Menſchengedenken wieder als ſolche angeſeben wueden, obſchon einſt Ebeen von der Multerkirche getrennt und zu einer ſelbſtändigen Pfarrey eehoben worden wae“ (ſ. Beylage I. 1232. Ecclesiam in Ebern que et filia matrem parochiam Wisach recipiebat, a jure subjectionis antique eximentes et ipsam filiam fecimus parochiam, ſage Biſchof Hermann von Wirzbueg, a nobis et a successoribus nostris plebano ibidem residenciam facienti libere conferendam. Die Uekunde nenne auch den Pleban von Ebern, welchee dieſe Ausſcheidung der Gränzen und Einkünfte (distincionem terminorum et redituum . . que facta est per Albertum Sacerdotem ejusdem parochiae, vorgenommen, was auch He. L. p. 28 und 194 richtig bemeekt, ſo wie den gleich anzuführenden Cunradus decanus. Dieſer Albertus kommt in einer Banzer Urkunde als Plebanus in Ebern an

Digitized by Google

der Spiße dee Zeugen 1234 vor; dann erſcheint 25. Febr. 1299 Cunradus Decanus in Ebern; derſelbe Cuenradus heißt in einer Urkunde vom 9. Juni 1301 Decanus in Wisach). Erſt dem Pfarree Thomas Warmut zu Pfarrweiſach und Ebern erlaubte Biſchof Johann 1422, daß er und ſrine Nachſolger in Ebern wohnen dürfe; für Wiſach aber einen Vicepleban mit gewiſſen Einkünſten präſentiren ſollte, um daſelbſt zu wohnen; Warmut präſentirte den Prieſter Nicolaus Leo oder Lebe von Koßan.

Ebern, deſſen einſtige Kirche nach einer weit verbreiteten Volksſage ein Heldentempel geweſen, fängt ſeine urkundlichen Nachrichten als Pfarrey 1232 an, in welchem Jahre, laut oben citirter Urkunde dir Trennung Ederns von Wiſach durch Albert vorgenommen wurde. Als Stadt erſcheint Ebrrn bereits 1230 (civitas nostra Ebern, ſagt Biſchof Herimann von Wirzburg, und 1231, 16. Oet. kommt Scultetus noster in Ebern vor). Die durch die Trennung an Ebern gekommenen Orte ſind: Steine, Mereebach, Kußenwinden, Mercebach, Ruche, Rechelndorf, Bennendorff, Waßrndorff, Betelſtat, Virſche, Linthe, Rentwigesdorff, Hipach, Eichelderc, Rentsprunnen (Reutsbrunn), Sunde (Sandr), Jringerſtoeff. Krocendach, Breitbach, item Breitbach, Bemindr, Welchendorff, Wiſendrunnen, Geſendorff, Truſendorſ, Egelosdorff, Welsperg, Bugk, Ruche (?), Rnbach, Lußelebern, Treincfelt auf der rinen Seite des Fiuſſes, und dazu noch die Burgen Ruenecke und Rottrnhagen, und das im Jahr 1232 virlleicht verodete Sigelſeld, welcher Ort in einigee Entfernung des heutigen Sigelſeld gelegrn war. Eine Erleichterung für dir ſehr umſangreiche Pſarren Ebrrn war die Errichtung von 8 Beneficien der Pfarrkirche und von mehreren Vicarien in eingepfarrten Ortſchaften. Folgt nun eine Aufzählung der Wohlthäter für Stiftung von Frühmeſſen, Vicarien, Beneſeirn, Engelmeſſen und Jahrtagen. Erzähit wird dir Errichtung einer Bruderſchaft Corpoeis Christi durch 10 Einwohner von Ebern, und einer andern, der Marienbruderſchaft, welche beyde der ebrn damals im J. 1471 in Wirzburg anweſende Cardinaliegat Franz, erſtere mit 100tägigem, leßtere mit 250tägigem Ablaß beſchenkte.

Das mit einem Betſal verſehene Spital zu Ebern wurde vom Bürger Dietrich Waltmann und Hedwig ſeiner Frau auf eigenem Grund und Boden außerhald der Stadt und bey einrm fließendrn Brunnen, zu Unſres Herrn Pforte genannt, grſtiftet, und war zur Aufnahme und Unterhaltung dürftiger, vorzüglich aber kranker Bürger, Inſaſſen und Reiſender brſtimmt und Biſchof Albrecht beſtätigte dieſe Stiftung 1352. Vikar dieſes Spitals war der frühere Pfarrer (von 1429 — 1459) von Ebern, Johann von Helb, der auch in ſeinem Teſtamente von 1463 dasſelde bedachte; aber 1470 wieder als Pfarrer von Ebern auftritt. Durch alle Stürme des Bauern-, Albertiniſchen und Schweden-Krirges hat ſich dieß wohlthätigr Inſtitut, deſſen Verwaltung von jeher dem Bürgerrathe unter Mitwirkung des Pfarr- und Juſtiz-Amtes und unter der Oberleitung der Landesregierung ſtand, bis auf unſere Tage erhalten, und noch i. J. 1823 wurden daſelbſt 13 (früher 24) Pfründner erhalten. Der Spitalmeiſter hattr ſeine Rechnung alljährlich dem ganzen Rathe ſchon 1423 vorzulegen.

Im J. 1411 wurdr rin Seelbad für Arme in der obrrn Vorſtadt an der Baunach zu Ebern errichtet, welches Biſchof Johann von Wirzburg 1462 eeneuerte und brſtätigte. In der Beſtätigungs-Uekunde heißt es: „Auch ſoll der Bader, ſeine Wirthin und Eeben das Seelbad haben an dem Montag über Jahre als rs vor Alter Hrrkomen iſt alle dir Menſchen die da begehren zu baden duech Gotteswillen, die ſollen ſie laſſen baden und ſolleu ihnen gütlichen thun, und ſollen die armen Leuth nicht aufhalten, oder niemandt von ihren wegen ongewerd, und ſollen von niemands Lohn nicht nehmen, die anders durch Gotteswillen begehrn zu badrn, wäre es aber Sach, daß man ſenerte an drm Montag, oder ſonſt alſo gelegen wäre, daß man nicht baden dürfft, ſo ſoll er Bad haben hernach am Donnrrſtag in derſelden Wochen, wäre aber daß man die vorgenannten zwen Tag in einer Wochen beyde feyern muß, ſo wäre dem Bader nicht darein zu reden.“ — Die Vernachläſſigung einer Perſon hatte eine Strafe von 15 Pſg. zur Folge, die der Pfarrer zum Nußen der Armen des daſigen Spitals verwenden ſollte.

Außerſt wohlthätig wirkte in ſeiner Stellung als Pſarrer und Vikar der um Ebern ſo vielfach verdiente Johann von Helb; ihm verdankte die Stadt die Almoſenpflege (auch das „reiche Almoſen“ in Urkunden von 1496 und 1510 genannt), die er mit einem Kapitale von 880 fl. fundirte: er unterſtüßte das Haus der Sonderſiechen, welchrs ſehr wahrſcheinlich im 30jäheigen Kriege niedergebrannt worden iſt, und bedachte das von der Jungfrau Sophia Pfaffendorferin gegründete, vom Biſchof Johann 1457 beſtätigte Jungfrauenhaus in ſeinem Teſtamentr. Es war dieß ein Aſyl für Jungfrauen und Wittwen, die in dieſem von der Stifterin am Kirchhofe zu Ebern neuerbauten Hauſe ehrbar und chriſtiich zuſammen ledten.

(Fortſeßung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	4. May.
Nro. 90.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften	1844.

Relations de Voyages en Orient de 1830 à 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortſetzung.)

Der Weg nach Suez gab dem eifrigen Sammler noch immer manche Ausbeute an Pflanzen; ſelbſt an den dürren Felſen blühten die **Capparis aegyptiaca, Lavandula pubescens, Fagonia mollis, Cleome droserifolia.** Deſto ärmlicher war die Flora auf dem Wege zwiſchen Suez und Tor beſtellt, denn es war gerade damals ſeit 5 Jahren in dieſem Landſtrich des Küſtenſaumes kein Regen gefallen. Nur im Thale Garandel, das durch einige Quellen befeuchtet wird, konnte das Auge auf dem Grün der Palmen, der Tamarisken (**Tamarix gallica**) und einiger andren Gewächſe ausruhen (**Fagonia cretica, Zygophyllum morgana, Trichodesma africanum, Calligonum comosum, Reseda mediterranea**). Aber erſt jenſeits dem ärmlichen Tor, im Thale Abraham, öffneten ſich die Schatzkammern der eigentlichen arabiſchen Pflanzenwelt. Drinnen im Gebirge mochte der lang erſehnte Regen ſchon begonnen haben, denn im Felſenthale grünten und blüheten die herrlichſten Gewächſe. Aber der Regen, der dieſem Grün ſein Leben gab, zerſtörte daſſelbe auch wenige Tage nachher und hemmte den Sammler mitten in ſeiner Ernte, denn die dortige Natur bewegt ſich immer zwiſchen den gewaltigſten Extremen. Auf den lang anhaltenden Mangel an Regen trat jetzt unter furchtbarem Donner und Blitzen ein ſolcher mächtiger Erguß deſſelben ein, daß alles tiefere Land der Thäler überfluthet wurde. Namentlich bildete das ablaufende Waſſer im Wadi Abraham einen ſo mächtigen, reißenden Strom, daß alle Papiere und das ganze Gepäck unſers Reiſenden davon hinweggeſchwemmt wurden; die Papiere, mit dem größten Theil der gemachten Pflanzenſammlung, giengen bey dieſer Gelegenheit verloren; die Kiſten und Koffer wurden mit Mühe in ihrem durchnäßten Zuſtand wieder aufgefunden. Am meiſten beklagte H. Aucher die Zerſtörung eines, noch wenige Tage vorher in voller Blüthe prangenden Stockes des **Convolvulus armatus**, des einzigen ſeiner Art, den er bis dahin geſehen. Obgleich dieſer Stock in einer Höhe von 20 Fuß über der Sohle des dort ſehr engen Thales ſtund, war er dennoch bis auf die letzte Spur hinweggeſchwemmt worden; nur einige, auf dem Lauf durch die Geſträuche abgeriſſene Blüthen hatte die Fluth übrig gelaſſen. Der Orkan hatte hie und da ganze Felſenmaſſen von den Höhen des Gebirges abgeriſſen, deren ſtürzendes Geſtein den Wanderer im Engthale nicht ſelten in große Gefahr brachte.

Der Genuß, welchen der Aufenthalt im Kloſter am Sinai ſammt den Auswanderungen in die majeſtätiſch ſchöne Umgegend (vom 6. bis 25. April) auch unſerm Reiſenden gewährte, war dieſem zwar durch einen Anfall von Fieber in etwas getrübt worden, dennoch fand er ſich durch ſeine reiche wiſſenſchaftliche Ausbeute für alles entſchädigt. Es begannen aber jetzt neue Mißhelligkeiten mit den Beduinen, deren Gewaltthätigkeiten damals noch nicht ſo wie in den darauf folgenden Jahren durch die Furcht vor Mehemed Ali's ſtrenger Polizey im Zaum gehalten wurden. Nachdem er mit Mühe das über-

Digitized by Google

läſtige Gefolge dieſer zudringlichen Schaaren bis auf eine geringere Zahl vermindert hatte, wollte er den geraden Weg nach Gaza einſchlagen. Aber ſchon am dritten Tag der Reiſe überzeugte er ſich von der Wahrheit des Gerüchtes, daß dieſe Straße unſicher ſey, als eine ihm begegnende Rotte von Beduinen ihn dadurch brandſchatzte, daß ſie ihm ein Schaf um 100 Piaſter zum Ankauf aufdrang. Doch ſelbſt auf dem ſcheinbar ſicherern Weg über Suez nach Gaza entgieng er ſolchen Gewaltthätigkeiten nicht; eine Schaar von 20 bewaffneten Beduinen überfiel ihn am Bergpaſſe Helles und erzwang ſich von ihm eine Abgabe von 3000 Piaſtern (über 700 Franken) in Gold. Noch an dem nämlichen Tage wollte es ſogar ein einzelner Beduine verſuchen, von unſerm Reiſenden Geld zu erpreſſen; da er jedoch ſah, daß ſeine Drohungen ohne Wirkung blieben und daß man darauf gefaßt ſey, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, entfernte er ſich endlich. Selbſt in den bewohnten Gegenden, bey Gaza, war damals keine Sicherheit zu finden; ganz Syrien war voller Räuber. Bey einem Dorfe jenſeits Gaza entgieng der Reiſende der Gefahr von den Arabern ganz ausgeplündert zu werden, gewarnt durch einige Türken, nur durch eilige Flucht, bey welcher er einen Theil ſeiner geſammelten Pflanzen zurücklaſſen mußte; auch noch an den Gebirgen Judäas wäre derſelbe ohne die Dazwiſchenkunft einer Karawane, welche von türkiſchen Soldaten begleitet war, durch eine Schaar von Bauern beraubt worden. Selbſt in Jeruſalem und ſeiner Umgegend, wo ſich Aucher einen Monat lang aufhielt, hatte zu jener Zeit der fränkiſche Chriſt nur wenig Schutz gegen die Beleidigungen zu erwarten, welche derſelbe zuweilen ſelbſt von den dortigen Griechen erfahren mußte. Und ſo fährt der Brief an Herrn Coquebert de Montbret (auf S. 732 des 2. Bandes) fort ohne hierauf auszugehen, der guten Polizey, welche im Verlauf einiger ſpäterer Jahre Mehemed Ali in dieſen Gegenden hielt, eine indirecte Lobrede zu halten, indem er uns den auffallenden Unterſchied vor Augen ſtellt, der ſich rückſichtlich der Sicherheit des Reiſens in Syrien zwiſchen den Jahren 1831 und 1836 oder 37 kund gegeben hat. Jeder Tag der Reiſe war in der erſt erwähnten Zeit durch Unfälle und erlittene Mißhandlungen bezeichnet; ſo wurde Aucher namentlich auf dem Wege über Naplous und Samaria nach Damaskus von einem Marabu oder Muſelmann der höheren Weihe ſo geſchlagen, daß er die Folgen davon noch lange nachher an ſeinem Leibe ſpürte; die Bewohner von Damaskus, denen damals Ibrahim Paſcha noch keine beſſere Duldſamkeit gelehrt hatte, begleiteten unſern Reiſenden auf jedem ſeiner Schritte mit Verwünſchungen und Schimpfreden, und zeigten ihren fanatiſchen Haß durch thätliche Mißhandlungen an ſeinem Knechte. Nur unter dem theuer erkauften Schutz eines fanatiſchen Türken ſelber, der übrigens die brutale Verachtung gegen ſeinen Schützling bey jeder Gelegenheit kund gab, war es möglich, ohne Lebensgefahr die reiche Umgegend von Damaskus zu durchforſchen.

Nach all dieſen Erfahrungen von einem Haß der Menſchen, welche ein durch den Wahn von Selbſtheiligkeit verblendetes Vorurtheil beherrſcht, mußte der Aufenthalt unter den befreundeten Maroniten des Libanons ein liebliches Ausruhen gewähren. Unſer Reiſender verweilte gegen einen Monat in dieſen friedlichen Gegenden, beſtieg mehrere der höchſten Gipfel der Gebirgszüge, welche das Thal von Balbeck als Libanon und Antilibanon in Oſten und Weſten begränzen, verweilte in Eden und beſuchte den Hain der Cedern, unter denen etwa ein Dutzend der dicken, mehr als 50 Fuß im Umfang haltenden Stämme zu den älteſten Bäumen des Landes gehören.

Es war gerade die heißeſte Zeit des Sommers (der 20. Juli), als Aucher in das wegen ſeiner ſchwülen Luft ſo berüchtigte Beyrut kam. Deßhalb begab er ſich ſobald als möglich zur See, und kam auf einem Schiff aus Trieſt, Anfang Auguſts, nach Cypern. Zwölf Tage Zeit hatte ihm der Kapitän des Schiffes zu ſeinen Auswanderungen nach den intereſſanten Gegenden der Inſel vergönnt, er benutzte dieſe Zeit, um von Carnaca aus Ricoſia, Cytherea, Paphos, Coukla (das alte Golgos) und Limaſol zu beſuchen. Seine, wenn auch nur kurzen Beſchreibungen der Fülle und Schönheit der Natur von Cypern, regen in jedem dafür empfänglichen Leſer ein Verlangen auf, jene überreiche, und dennoch unter dem Joche der Barbarey in Elend

Digitized by Google

ſchmachtende Inſel mit eignen Augen zu ſehen. Zu der Fahrt von Cypern nach Stanchio (Cos) hatte das Schiff wegen der häufigen Windſtillen und ungünſtigen Winde einen ganzen Monat gebraucht. Das Verweilen auf dieſer Geburtsinſel des Hippokrates und des Apelles gewährte nach einer ſolchen beſchwerlichen, langweiligen Seefahrt eine große Erheiterung. Noch wird hier die (angebliche) Platane des Hippokrates gezeigt und ſelbſt von den Türken in hohen Ehren gehalten; ein Baum von ungeheurem Umfang, deſſen gewaltige Dicke, weit ausgebreitete Aeſte, geſtützt auf die Säulen eines alten Tempels des Aesculap einen großen, öffentlichen Platz beſchatten, auf welchem ſich, unter dem Schirm des Baumes, in welchem ganze Schaaren von Turteltauben niſten, viele Kaffehäuſer angebaut haben. Hin und wieder finden ſich noch ſchöne Votivaltäre, griechiſche Inſchriften, Trümmer von Säulengängen. Die Stadt iſt reichlich mit gutem Waſſer verſehen, welches durch eine Waſſerleitung aus der Quelle des Hippokrates vom Gebirge her ihr zugeführt wird. Die Inſel hat einen Ueberfluß an herrlichen Früchten, unter denen die getrockneten Feigen und Roſinen einen Hauptartikel der Ausfuhr bilden. Dergleichen Gegenſtände ſind hier zu überaus wohlfeilem Preiſe zu haben, namentlich das Hundert Citronen um 14 Kreutzer (½ Franken).

Das kleine Tagebuch, welches ſich unter dem Nachlaß unſres Reiſenden über eine andre, im Jahre 1832 gemachte Reiſe nach der Inſel Rhodos und der gegenüber gelegenen Küſte von Kleinaſien vorfand, enthält nur kurze Andeutungen, aus denen ſich für die Geſchichte jener Gegenden nichts Neues entnehmen läßt. Etwas reichere Mittheilungen finden wir in den vor uns liegenden Briefen und Tagebüchern über die Reiſen, welche Aucher Eloy im Jahre 1834 in Geſellſchaft ſeines Freundes, des H. Coquebert de Montbret zuerſt durch einige ſüdlichere Gegenden des weſtlichen Aſiens, dann durch Armenien und nach dem oberen Euphratgebiet machte. Die Größe der Beſchwerden auf dieſen Wanderungen ſtund mit jener der gemachten Ausbeute im Verhältniß, und die erſteren hatten auf Aucher Eloy in ſolchem Maaße eingewirkt, daß ein Freund, der ihn das Jahr vorher in Konſtantinopel geſehen hatte, H. Charles Texier, als er dieſem auf der Rückreiſe in Trebiſond begegnete, Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen, denn der vierzigjährige Mann hatte das Ausſehen ein Greiſes angenommen; ſein Haar war ganz weiß geworden. Wir entnehmen den damaligen Reiſeberichten nur einige für unſeren Zweck geeignete Züge.

Von dem beliebten Sommeraufenthalt der reichen Griechen am Bosporus, von Therapia aus, wo damals die Gemahlin und Tochter des H. Aucher Eloy eine franzöſiſche Penſion unterhielten, und zugleich die Erziehung einiger Töchter aus den vornehmſten Häuſern der Hauptſtadt leiteten, hatte unſer Reiſender mit H. Coquebert ſchon manche botaniſche Wanderung in die reichſten Gegenden von Kleinaſien gemacht, als ſie der beginnende Frühling zu einem Unternehmen von größerer Art ermuthigte. Um dieſe Zeit gleicht die Umgegend des alten Nicomedia und Heraclea einem Garten; ſelbſt die Felſen ſind mit den Blüthen der Clematis cirrhosa geſchmückt, am Abhang der Gebirge blühen der Galanthus plicatus, Arbutus Andrachne, Daphne oleifolia, Muscari pallens und die bekannten Frühlingszierpflanzen unſrer Gärten aus der Familie der Tulpen und Narciſſen. Namentlich iſt das alte, jetzt ganz verarmte Nicäa, deſſen Panagia Kirche, ehrwürdig durch das einſt dort gehaltene Concilium, damals gerade ſehr ungeſchickt reparirt und zum Verderben ihrer uralten Fresken übertüncht wurde, maleriſch ſchön an einem See gelegen.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Nach dem furchtbaren, die ganze Stadt bis auf 3 Häuſer verzehrenden Brand vom 28. April 1430 wurden die Bürger dieſer Stadt auf 4 Jahre von Steuer und Beth befreyt, und ſie erbauten die jetzt noch beſte-

hende Kirche, ein ſchönes, majeſtätiſches Gebäude. Dieſe Pfarrkirche ſchenkte Johann von Helb, als Vikar des Spitals eine nicht unbeträchtliche Bücherſammlung, auf welche He. L. im Aechiv des hiſt. Ver. für Unterfranken VI. Bd. 1. Hft. (ſiehe gel. Anz. 1813, 28. Januar S. 167, 168) aufmerkſam gemacht. „Gegenwärtig," ſagt Hr. L. in der Note, „befinden ſich auf dem Thurm der Pfarrkirche 42 angekettete Folianten Manuſcripte, und 14 Bände alter Drucke. Wo ſind aber die 8 fehlenden?" — Dieſen noch vorhandenen Büchern wäre jedenfalls eine nähere Unterſuchung ihres Inhalts, aber auch zugleich ein beſſerer Aufenthaltsort, als der Pfaerkirchthurm zu wünſchen!

Was He. L. vom Aufenthalte der Juden zu Ebern, und von der erſten Spur ihrer Anſiedlung berichtet, „daß nämlich im J. 1433 Biſchof Johannes 2 Judenfamilien mit Bürgerrechten in Ebern wohnen zu dürfen begnadigte" (auch Geed hat dieß Unglaubliche!), das kann der Unterzeichnete in ſolchee Faſſung nimmermehr glauben, es ſey denn, man überzeuge ihn, wie man zu ſagen pflegt, mit Brief und Siegeln.

Vom groſſen Umfang der Pfarrey Ebern (auf mehr als 6 Stunden) iſt derſelben nicht mehr verblieben, als die einzige Stadt Ebern und die beyden Orte Fierſt (1182, 11. Auguſt, Virſte, M. B. 29. I. S. 114) und Lützelebern (1151). Als Grund dieſer bedeutenden Schmäleeung giebt Hr. L. die Eehebung von 5 Filialkirchen zu ſelbſtſtändigen Pfarreyen an. Auch die vom Hrn. L. zu den betreffenden Jahren aufgezählten Meßpfründen, gegen welche ſich das Conc. Trid. Sess. XXV. cap. 16. de reform. ausgeſprochen und veroednet, daß die einfachen Meßpfründen in eigentliche Seelſoegerpfründen umgewandelt werden ſollten, verſchwanden in Kurzem durch die auf das Tridentinum geſtützten Maßnahmen der Biſchöfe Friedrich und Julius, und wurden namentlich in Ebern zur Verbeſſerung der Pfarr- und Schul-Einkünfte verwendet. So kam es, daß bereits vor dem Schwedenkrieg nur noch 3 Geiſtliche — Pfaerer, Kapelan und Vikar — in Ebern angeſtellt waren. Intereſſant iſt die am 4. Januar 1428 geſchehene Aufzeichnung ſämmtlicher Gefälle dee Pfarrey Ebern: auch vom J. 1453 findet ſich der Erteag derſelben verzeichnet; ſo wie die dieſem Gotteshauſe eigenen Güter zu Hendach, Koßenwind, Specken, Staffelſtein u. ſ. w. hier vorgeführt ſind.

Die Pfarrey Rentweinsdorf, Filial von Ebeen, wae ſeit 1317 bloß eine Kapelle; ſeit 1344 wurde für die Gutsherren von Rotenhan Gottesdienſt durch einen Prieſter gehalten. Als ſelbſtſtändige Pfarrey erſcheint Rentweinsdorf erſt zue Zeit der Reformation im J. 1533. Die Kirche war eine Schloßkapelle und befand ſich in jenem Theil des ſogenannten vorderen Schloſſes, welcher an den Markt gränzt, ſie befand ſich unter einem Dache mit dem Schloſſe. 1564 bekam ſie Thurm und Uhr, Choe und Emporkirche. Die freundliche Pfarrkirche auf dem Markte iſt neu und der h. Dreyfaltigkeit gewidmet (die alte im Schloſſe dagegen dem h. Kreuz, der h. Kunigund und dem h. Pangraz), der Bau wurde 1597 begonnen und 1600 vollendet, die Einweihung geſchah 19. Januar 1601. Die Stifter dieſer unter dem Widerſtreben der vormaligen Mutterkirche Ebern erbauten Kirche waren 5 Freyherrn von Rotenhan, 3 der Rentweinsdoefer, 2 der Eiringshöfer Linie, deren Gedächtniß auf den Denkmälern zu beyden Seiten des Eingangs vom Markte füe die Nachwelt angeſchrieben iſt. 1612 wurden die Epitaphien aus der alten Kirche in die neue gebracht, unter welchen ſich das des Dr. Sebaſtian von Rotenhan auszeichnet, welcher hochberühmte Ritter und Gelehrte am 10. Julius 1532 geſtorben iſt. Ueber ſeine Verdienſte bey Vertheidigung des Marienberges im Bauern-Aufruhr ſehe man Gropp, Collect. III. 177—179 und 98. Regino's erſte Ausgabe, Moguntiae 1521 fol., dankt die gelehrte Welt demſelben ausgezeichneten Manne, auf den man Calderon's Spruch vom Ulyſſes: „mit dem Degen, wie mit der Feder, gleich gewandt" füglich anwenden kann. Hr. L. hebt mit Recht das wohlthätige, ſegensreiche Wirken der Herren von Rotenhan für Kirche und Schule und für Linderung des Elendes ihrer Mitmenſchen hervoe.

Kirchlauter, ein Pfarrdorf mit 64 Häuſeen, trennte Biſchof Gottfrid, 1446 nebſt andeen Orten von der Mutteekirche Zeil und erhob es zur ſelbſtſtändigen Pfarrey mit Einwilligung des Niclaus von Rotenhan, Chorherrn zu Wirzburg und Oberpfarrers in Eltmann, dem das Peäſentationsrecht über die Pfarrey zuſtand, und des Michael Lanifer, Oberpfarrers in Zeil. — Unterpreppach (Breitbach 1232) war frühee ein Filial von Ebern und der nach Preppach gepfarrte Ort Reutersbrunn (1232), welcher ſchon 1452 eine mit einem Ablaſſe verſehene Kapelle hatte, wurde nebſt dieſer Kapelle im Baueenkriege in Aſche gelegt. — Noch ſieht man in den Ruinen des Schloſſes Rauneck die ehemalige Pfarrkirche, woſelbſt laut einem Vergleiche vom J. 1135 die Bewohnee von Jeſſeendoef, Biſchofswinden u. a. ihren Gottesdienſt beym Kaplan der dortigen Kirche zu ſuchen hatten, der dem Pfarrer von Ebeen jährlich entweder 5 Pfund Häller, wie vor Alters hee reichen, oder auf Widerruf des Pfarrers zu Ebern die Seelſoege in genannten Orten, bis auf Rauneck und Vorbach, ausgeben ſoll. Bis 1715 wurde die Raunecker Kieche noch benützt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. | herausgegeben von Mitgliedern | 7. May.
Nro. 91. | der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften | 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortſetzung.)

Nach all dieſen Genüſſen der warmen, reichblühenden Frühlingsauen, die auf dem Wege nach Angora nur wenige Male durch wüſte Landſtriche unterbrochen wurden, fiel der Contraſt deſto läſtiger auf, den das Gebirge zwiſchen Ajaß und Angora mit den niedern Küſtengegenden bildete. Hier lag am 14. März noch tiefer Schnee und ein ſchneidend kalter Wind machte den Marſch über die Höhe ſehr beſchwerlich. Doch die freundliche Bewirthung und Pflege im Haus eines reichen Armeniers zu Angora, an welchen die Reiſenden empfohlen waren, ließ die nur kurz dauernden Mühſeligkeiten bald wieder vergeſſen. Namentlich erwähnt Aucher Eloy der außerordentlich großen Aepfel, die er dort kennen lernte, und rühmt den Wohlgeſchmack des nationalen Helvakuchens: eines mit Honig vermiſchten Buttergebäckes. Jene langhaarigen Ziegen und Katzen, welche von Angora, wohin Soliman Schach, und nach dem Tode desſelben ſein Sohn Togrul im 13. Jahrhundert mit ſich und ſeinem Volke aus dem alten, im Oſten des kaspiſchen Meeres gelegenen turkomanniſchen Wohnſitz hieher verpflanzte, finden ſich nur über einen Landſtrich verbreitet, der ſich um Angora herum etwa 24 Lieuen weit erſtreckt. Der alte ſchöne Tempel des Auguſt wurde gerade damals abgebrochen, um aus ſeinem Material ein Bad für den Gouverneur zu errichten. Eben ſo hat man die herrlichſten Statuen, Basreliefs und Tafeln mit Inſchriften zum Bau der türkiſchen Feſtungswerke verwendet. Dieſe letzteren übrigens fand unſer Reiſender eben nicht auf's Zweckmäßigſte verſorgt; im Zeughaus der Citadelle lagen ſtatt anderer Kriegsgeräthſchaften ganze Maſſen von zerlumpten Waffenröcken, an denen kleine Stücke Eiſenblech befeſtigt waren, ſo wie von Pfeilen aufgehäuft: Ueberreſte aus jenen Zeiten, da ſich die Türken noch keiner Feuergewehre im Kriege bedienten. Aber auch etliche Kanonen aus ſpäterer Zeit lagen im Schutte halb vergraben im Hofe der Citadelle da.

Gegen äußere Feinde hatte das Land eine lange Ruhe genoſſen, deſto weniger gegen die inneren. Denn die Plackereyen des türkiſchen Gouvernements waren ſo unerträglich, daß ganze Dorfgemeinden auswanderten, um etwa in einem andern Paſchalik ihr Glück zu verſuchen, wo ihnen wenigſtens jene türkiſche Einrichtung zu ſtatten kam, nach welcher der Einwanderer im erſten Jahre nach ſeiner Anſiedelung von Abgaben frey iſt. Eine große Verödung und Verwilderung des von der Natur ſo reich begünſtigten Bodens iſt die Folge dieſer beſtändigen Auswanderungen, zu denen noch der Uebelſtand kommt, daß die zahlreichen chriſtlichen Einwohner von Galatien weder Grundbeſitz haben, noch Ackerbau treiben dürfen, während zugleich ein anſehnlicher Theil der jungen mohamedaniſchen Mannſchaft zum Kriegsdienſte hinweggenommen wird, aus welchem nur ſelten Einer in ſeine Heimath zurückkehrt.

In der Stadt Angora ſelber wurde damals die Zahl der türkiſchen Bewohner auf 8000 und eben ſo groß oder noch größer die der armeniſchen Chriſten geſchätzt, von denen der bey weitem größeſte

Digitized by Google

Theil unirt iſt. Griechiſche Chriſten mochten gegen 1200 in der Stadt wohnen, Judenfamilien, zum Theil zahlreich an Individuen, gegen 100. An den Armeniern rühmt Aucher Eloy die zuvorkommende Freundlichkeit und Zuneigung, welche ſie gegen ihn und alle ſeine Landsleute kundgaben. Namentlich erfuhren die nach dem Feldzug in Aegypten hieher gekommenen gefangenen Franzoſen viele Beweiſe jenes Wohlwollens, das ſich zum Theil auf die unter den eingeborenen Chriſten noch fortbeſtehende Sage gründet, daß ſie ſelber von den Galliern abſtammen, von denen einſt Galatien ſeinen Namen empfing. Auf dem Kirchhofe eines armeniſchen Kloſters, das ſeine Begründung von dem Apoſtel Paulus herleiten will, finden ſich Grabesmonumente von Franzoſen, Holländern und Engländern, deren Gebeinen die Väter des Conventes eine Ruheſtätte unter den ihrigen einräumten.

Noch war der Gebirgspaß über den Elma-Dagh durch den Schnee unzugänglich; ſelbſt im tieferen Lande fiel am 22. März noch Schnee. Bey Kakchiana jenſeits des Kiſil Irmak (Halys) zeigten ſich Ueberreſte großer Waldungen von Juniperus thurifera und Eichen. Das ganze Gebirge, beſonders der Argeh, über welchen der Weg von Angora nach Cäſarea (Anazarbus) führt, ſcheint von vulkaniſcher Natur. Zu einer anſehnlicheren Ernte an Frühlingsblumen gelangten unſere Reiſenden doch erſt in der Gegend des vormals ſo anſehnlichen, jetzt tief geſunkenen Tarſus, das ſie in der zweyten Woche des April erreichten, und deſſen Nachbarſchaft, vor Allem die Gegend hinaufwärts am Cydnus, von hohem Reiz iſt. Einen deſto ungünſtigeren Eindruck macht die Lage des ganz von Moräſten umgebenen und durch die Sumpfluft überaus ungeſunden Alexandrette, das ſich, wenn Ibrahim Paſcha's Bemühungen, die Sümpfe durch Ableitungsgräben trocken zu legen, mit gleichem Eifer wären fortgeſetzt worden, bald zu einem der wichtigſten Hafenorte erhoben hätte, denn es iſt der gelegenſte Seeplatz, namentlich für den Handel mit Aleppo.

Die Sicherheit der Wege für Reiſende wurde im Jahre 1834 durch Ibrahim Paſcha's kräftig rohe Hand ſchon ungleich beſſer aufrecht erhalten, als zwey Jahre früher, als Aucher Eloy zum erſten Male in dieſe Länder kam. Die Chriſten in Antiochia erkannten dieß, ſo wie andere einſeitige Vortheile der ägyptiſchen Gewaltherrſchaft an, dagegen beklagten ſich die Bewohner van Aleppo über den nachtheiligen Einfluß, welchen das in Syrien eingeführte Monopolweſen der ägyptiſchen Regierung auf ihren Handel habe. Uebrigens hatte auch hier Ibrahim Paſcha der öffentlichen Sicherheit einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, indem er die räuberiſchen Beduinen, welche vorher bis vor die Thore von Aleppo ſtreiften, ganz aus der Gegend vertrieb und zum Zurückzug in ihre heimathliche Wüſte zwang.

Es war jetzt, gegen Ende des May, die günſtigſte Zeit für das Sammeln von Pflanzen gekommen; unſere Reiſenden benützten die dargebotene Gelegenheit aufs Beſte, ſowohl bey Aleppo als auf der Weiterreiſe nach Aintab. Ohnehin ſchwand dieſe Gelegenheit im weitern Fortgang der Reiſe bald dahin, denn jenſeits des reich bepflanzten Malatia und dem grünenden Flußgebiet des Tockmaſu, bey dem faſt ganz von ſeinen Bewohnern verlaſſenen Dorfe Murad, am Euphrat, begann ein Landſtrich, deſſen Boden ganz von der Sonnenhitze verſengt und zum Theil nur dürrer Sand war. Die wenigen Leute, die noch, genöthigt hiezu durch Ibrahim Paſcha's Machtgebot, in Murad geblieben waren, hatten kein anderes Nahrungsmittel als die Früchte der weißen Maulbeeren, die in ihrer Nachbarſchaft nach ziemlich häufig gedeihen. Auch weiterhin, da wo jenſeits der erwähnten dürren Ebene, am Fuße des Entſchirtti-Gebirges die Gegend wieder waſſerreicher und hiedurch fruchtbarer wird, iſt der weiße Maulbeerbaum das gewöhnlichſte Holzgewächs des Landes, von welchem man, in der Nähe der meiſt armeniſchen Ortſchaften weit ausgedehnte Pflanzungen ſieht und deſſen Früchte ſowohl friſch im Sommer, als zu einer Latwerge eingeſotten im Winter ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen ſind.

Eine Wanderung nach dem Muzur Dagh, deſſen Höhen noch von Schnee bedeckt waren, konnte nur dazu dienen, die Luſt zum Sammeln auf's Höchſte zu ſteigern, ohne ſie zu befriedigen. Denn

Digitized by Google

jenes Gebirge iſt von einem kriegeriſchen Stamme der Kurden bewohnt, welche ſich Jedem, der es wagt, iheen Gränzen zu nahen, ſo furchtbar machten, daß die Männer aus **Artenik**, die ſich den beyden Botanikern zu Führern und Schützern angeboten hatten, aus Furcht voe einem feindlichen Ueberfall ſchon zum Aufbruch ermahnten, als ſo eben die Floea des Hochgebieges recht intereſſant zu werden anfing. Uebrigens zeigten ſich wenig Tage nachher dieſe gefürchteten Kurden gegen unſere Reiſenden in einer ſehr freundlichen Geſtalt, indem ſie denſelben, bey ihrem Uebeegang über den Erge-Su-Gebirgspaß ſich friedlich nahten, ihren ärztlichen Rath füe mehrere Kranke in Anſpruch nahmen und zum Zeichen ihree Erkenntlichkeit die Fremden reichlich mit Käſe und Milchrahm beſchenkten. Zwiſchen dem vorhin eewähnten Entſchirtti-Gebirge, das ſeinen Namen von dee an ſeinem Fuße geiegenen Ortſchaft führt, und dem Erge-Su fühet eine Bergkette den Namen des „geiben Blumenberges", weil ſich auf ihr eine ganz beſonders große Menge gelbee Blumen, namentlich in der damaiigen Jahreszeit (des July) das Hypericnm scabrum und eine noch unbeſchriebene Art von Ginſter findet.

Dee Wechſel zwiſchen der Hitze eines orientaliſchen Sommertages, und dee Kälte einee nordiſchen Winternacht, den unſeee Reiſenden mehrmalen, bey dem Uebeegang aus dee glühend heißen Ebene in die Region der ſchneebedeckten Alpengebirge, namentlich vom 13. bis zum 15. July auf ihrem Wege über das Kedſchidſch-Gebirge erfuhren, mußte allerdings auch die kräftigſte Geſundheit erſchüttern. Dazu kam einige Tage nachher das Verirren in den Moräſten jenſeits Baibut und das Regenwetter. Dennoch erſetzten ſich bald hernach die verlorenen Kräfte durch einige Tage der Ruhe in **Erzerun**, das ſo eben von den Drangſalen des Krieges mit Rußland ſich wieder zu erholen anfing und weiches geeade damals von feemden Handelsleuten ſo überfüllt war, daß unſere Reiſenden in keinem Khan, ſondern nur in einem Kaffeehaus noch Unterkunft fanden. Das für den Handel mit Perſien ſehr wichtige Erzerun liegt nach **Texiees** Meſſungen faſt 5900 Fuß (1962 Metres) hoch übee dee Meeresfläche; die Winterkälte erreicht deßhalb doet einen bedeutend hohen Gead und hält gegen 8 Monate an. Von einer Anhöhe in der Nachbarſchaft der Stadt genoſſen unſeee Reiſenden den impoſanten Anblick des ſchneebedeckten Ararat, ohne ſich dieſem erſehnten Zielpunkt wegen des damaligen feindlichen Verhältniſſes der Türken und Kurden nahen zu können.

(Foetſetzung folgt.)

Aechiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Auf dem Stammſchloſſe der Herren von Rotenhan, auf der Burg Rotenhan, war, wie ſicher angenommen werden darf, eine Kapelle und ein Prieſter für dieſelben; alſo mag ſo gut, wie auf Raueneck und Lichtenſtein, ſchon im J. 1232 eine ſolche beſtanden haben, wenn gleich die Urkunde, Beylage I., dieſe nicht ausdrücklich anführt. Nach der im J. 1321 erfolgten Zeeſtörung — der Wiederaufbau wae unterſagt — erhob ſich unten im Baunachthale das Schloß Eieingshofen mit einer Kapelle darin, in welchee allwöchentlich von Ebern aus die Meſſe geleſen wuede. Der Vatee des 1558 geborenen Sebaſtian II. von Rotenhan, „dee Krone des fränkiſchen Adels an Tapfeekeit", — Johann II. führte die proteſtantiſche Lehre im J. 1533 ein. Sebaſtian II. ließ im Schloſſe zu Eiringshofen durch Jakob Hermann, Kandidaten der Theologie und Lehrer ſeines im 30jährigen Kriege ſo berühmt gewordenen Sohnes, Adam Hermann von Rotenhan, Luthers Lehre peedigen und ward ſo der Stifter der Pfarrey Eiringshofen. Die urkundlichen Nachrichten dieſer Pfarrey als ſolcher beginnen mit dem Jahre 1579. Die jetzige Pfaerkieche wurde auf die Stelle dee alten „in Rauch aufgegangenen" 1685 und 1686 durch die beyden Baumeiſter Keßlee und Gerbich erbaut und 1686 eingeweiht. Eiringshofen iſt der Geburtsort des berühmten Hiſtoeikers **Meuſel**. — Fiſchbach im Norden von Eiringshofen, hatte ſchon 1334 eine Kirche, die nun ein Filial von Eieingshofen iſt. 1601 gründete Johann Georg v. Rotenhan, da das Hochſtift Wiezburg die Gründung einer **Dorf**pfarrey wehrte, eine **Schloß**pfarrey in Fiſchbach. Nach den Verwüſtungen des 30jährigen Keieges bauten Adam Georg von Rotenhan und ſein Sohn Valentin das Schloß daſelbſt wiedee auf. Die jetzige Kirche iſt 1756 erbaut.

In Untermerzbach am rechten Itz-Ufer war bereits 1225 eine Kirche und 1408 ein Kaplan vorhanden. 1439 wurde die Filialkirche zur h. Maria in Untermerzbach mit den dazu gehörigen Orten zur ſelbſtſtändigen Pfarrey erhoben. In älteſter Zeit gehörte ſie zur Pfarrey Lahm, ſeit 1232 wenigſtens zu der von Ebern. Die Reformation führte Ludwig von Rotenhan daſelbſt ein, und beſtellte einen Pfarrer. Als aber Georg Wolf und Johann Chriſtoph von Rotenhan, die zur katholiſchen Religion übeegetreten waren, im J. 1668 den katholiſchen Gottesdienſt als Simultaneum in der Kirche zu Untermeezbach einführen wollten, und der Act der Einführung am 16. October duech den Keller von Ebern, den Subregens des Alumnats zu Wirzburg und den Pfarrer und Kaplan von Ebern vorgenommen werden ſollte, beſetzten 50 Musquetiere unter dem Befehl des Ludwig von Oſtheim des Jüngern Gottesacker und Thurm, ihnen dieß zu wehren. Biſchof Johann Philipp ſchlug 1669 einen Vergleich vor: auf Seite der von Lichtenſtein wae auch der Ritterort Baunach dagegen. Im J. 1691 war bereits der katholiſche Ritus neben dem lutheriſchen eingeführt, der noch auf einem Seiten-Altar (vom Pfarrer von Kaltenbrunn) ausgeübt wird. — Obermerzbach und auch früher Gereuth waren Filiale von Untermerzbach.

Lichtenſtein, 1½ Stunde von Ebern, auf der linken Anhöhe des Baunachthales gelegen, bietet, nach Hrn. L., die älteſten und ſicherſten Spuren eines vorchriſtlichen Religionsgebrauches dar, indem in den großen Ruinen des dortigen Schloſſes noch der Heidentempel und die Chriſtenmartern gezeigt werden (ſiehe oben). Die bereits 1232 erwähnte Burgkapelle iſt mit dem Schloſſe verfallen. Die jetzige Kirche ſteht neben den Schloßruinen.

Biſchwind, ein Pfarrdorf mit Lichtenſtein, gehörte in alter Zeit (1182) und noch 1619 zum St. Theodors Kloſter in Bamberg.

Ueber Altenſteins erſtes urkundliches Vorkommen zum 25. Septemb. 823 haben wir oben ſchon das eichtigere Jahr 860 angegeben. Auch hier war ſchon 1232 eine Schloßkapelle, deren Erhebung zur ſelbſtſtändigen Pfarrey im J. 1438 durch Biſchof Johann geſchah. In den Zeiten des 30jährigen Krieges wae das damals ſehr feſte Schloß die gewöhnliche Zufluchtsſtätte der Bewohner des Baunachthales, bis dasſelbe 1632 im Herbſte in Aſche gelegt ward. — Es werden nun weiter Nachrichten über die Kirchen zu Junkersdorf, Pfaffenreuth, Maroldsweiſach, Ermershauſen (Ermanshauſen 1232), Birkenfeld (814, 7. Octob.), Lohe, Lenzendorf, Burgpreppach (Burgbreitbach), Biſchwind (1232), Gemeinfeld (1231, 1232), Birkach (1348 vom Biſchof Albert zur ſelbſtſtändigen Pfarrey erhoben), Uſchersdorf, Ditterswind (1182), Manau, Walchenfeld, Schweinshaupten (1151 und 1170) Stöckach, Bundorf in der Kürze und gerade in der Weiſe, wie die zeither beſchriebenen, mitgetheilt. Hr. L. hat mit unverdroſſenem Fleiße Alles durchſucht und zu ſeiner Geſchichter benutzt.

Die Diöceſan-Verhältniſſe betreffend, ſo gehörten die Gegenden an der Baunach, Weiſach und Lauter zu den Archidiakonaten Münnerſtadt, Gerolzhofen und Mellerichſtadt des Biſthums Wirzburg. Im J. 1153 war das Archidiakonat Münnerſtadt eines der größten; aber im Jahre 1521 wurde ein Theil desſelben getrennt und daraus das Kapitel Ebern gebildet, worüber die Urkunde von 1521, Beylage V., den erwünſchten Aufſchluß giebt. Durch die Einführung der Reformation kamen natürlich in dieſe Kapitels-Verhältniſſe Aenderungen, die eifrigſten Beförderer der neuen Lehre waren die adeligen Gutsbeſitzer und ſchon 1523 wurde Luthers Lehre zu Königshofen und Sulzfeld gepredigt. Gewiß wären hier an dieſer Stelle Notizen willkommen geweſen, welche uns über die Art und Weiſe der Verbreitung der neuen Lehre aufgeklärt hätten, und Niemand wäre beſſer im Stande geweſen, dieß aufklärende Amt für die Baunachgegenden zu verrichten, als Hr. L.

Jetzt erſt, nachdem alles Kirchliche abgethan, geht Hr. L. zum reinweltlichen über, d. i. zur Gauverfaſſung, den Gerichtsverhältniſſen, Schlöſſern des Adels und den Ritterkanton Baunach. — Die Gauverfaſſung — hier für das öſtliche Grabfeld, welches urkundlich 813, 15. December erſcheint, und für den Haßgau (741) — dauerte bis gegen Ende des XI. Jahrhunderts, wo die Grafengeſchlechter allmählig ſich nach ihren feſten Schlöſſern zu benennen anfiengen. Weil das Biſthum Wirzburg einen großen Theil des Landes umfaßte, ſo konnte ſich hier im öſtlichen Grabfelde kein ſolches gräfliches Territorium bilden. Dazwiſchen lagen die Beſitzungen vieler edler Geſchlechter, welche jedoch entweder ihre Güter dem Biſthum zu Lehen auftrugen, oder an dasſelbe veräußerten, z. B. die 1583, 25. December († Georg Ernſt) ausgeſtorbenen Grafen von Henneberg.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	8. May.
Nro. 92.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortſetzung.)

Viele liebliche Erinnerungen an den Genuß, den in der Jugendzeit das Leſen von Xenophons Anabaſis gewährt hatte, regte jenſeits Balaha der Uebergang über das Gebirge auf. Dort war es, wo die zurückkehrenden Griechen in freudiger Bewegung zuerſt wieder das ſchwarze Meer erblickten. Unſeren Reiſenden trübte zwar der Nebel dieſen Anblick, nicht aber die Theilnahme an der Freude eines längſt vorübergegangenen Geſchlechtes. Ueberdieß war die Alpengegend, durch welche ſie jetzt kamen, von ſo reichem Grün bedeckt und ſo reizend ſchön, daß ſie in unſeren beyden Botanikern, die in den europäiſchen Alpengegenden ſo manchen frohen Tag verlebt hatten, in doppeltem Sinn ein heimathliches Wohlgefühl erregte. Auch das Thal, durch welches ſie der Weg jenſeits des Gebirges nach Trebiſond führte, war an Naturſchönheit den geprieſenſten Thälern der Schweiz zu vergleichen.

Die Lage von Trebiſond wird als geſund gerühmt. Die Nebel, welche aus dem ſchwarzen Meere aufſteigen, ziehen ſich nach den nachbarlichen Gebirgshöhen von Laziſtan hinauf und geben dort jenen zahlreichen Quellen Nahrung, aus deren Bächen ſelbſt das niedere Küſtenland reichlich getränkt wird. Für unſere beyden Botaniker hatte der Landweg von Trebiſond nach Konſtantinopel einen beſonders anziehenden Reiz; ſie legten denſelben, obgleich er gegen 300 Lieuen beträgt, in Begleitung eines Tataren auf Poſtpferden in zwölf Tagen zurück. Die Küſtengegenden des ſchwarzen Meeres, durch welche ſie bey dieſer Gelegenheit kamen, zeigen eine Fülle der Vegetation, welche an die der Urwälder von Braſilien erinnert. Der Weinſtock, der hier wild wächst, ſchlingt ſich in reichen Ranken an den Stämmen der unüberſehbar weit ausgebreiteten Waldungen hinan, deren Dickig nur hie und da durch jene Holzhauer gelichtet wird, welche das Bauholz für Konſtantinopel liefern; wie der Weinſtock, ſo bieten hier überall dem Menſchen die wild wachſenden Kirſchen-, Zwetſchgen-, Birn- und Aepfelbäume ihre Früchte dar, welche an Wohlgeſchmack denen unſerer Gärten gleichkommen, in die ja auch die meiſten dieſer Obſtarten, vor allen die Kirſchen von dorther eingewandert ſind. Auf den Bergen wachſen in Menge das Rhododendron ponticum, ſo wie die Azalea pontica, aus deren Blüthen der Stoff zu jenem Honig kam, von deſſen Genuß die zehntauſend heimkehrenden Griechen die betäubende Wirkung erfuhren.

Herr Coquebert de Montbret kehrte noch in demſelben Herbst über Semlin und Wien in die Heimath zurück. In Aucher Eloy aber, obgleich er auf dieſer Reiſe körperlich ſehr viel gelitten hatte, war die Luſt zum Reiſen und zum Durchforſchen der noch nicht geſehenen öſtlichen Länder ſtärker geworden denn jemals; ſchon im Februar 1835 machte er ſich auf zu einer neuen Tour nach Perſien. Dem Tagebuche, das er bey dieſer Gelegenheit führte, merkt man, wenigſtens auf ſeinen erſten Seiten den guten Humor an, von welchem ſich ſein Verfaſſer beſeelt fühlte, als er ſich wieder draußen

Digitized by Google

in der freyen, weiten Welt ſah; die Beſchreibung der bunten Reiſegeſellſchaft auf dem Schiffe, die Begebenheiten mit der türkiſchen Mauth, der Aufruhr im Schiffe, bey einer plötzlich eintretenden Gefahr, dann jene der Abendunterhaltung bey einem wohlhabenden Griechen in Bruſſa, gehören zu den lebendigſten Schilderungen ihrer Art. In Konieh (Iconium), der Reſidenz des Ordensmeiſters der tanzenden Derwiſche, deſſen verfallene Gaſſen und Gebäude gerade damals von einem türkiſchen Truppencorps ganz überfüllt waren, half unſerm Reiſenden die längere Bekanntſchaft mit den Sitten des türkiſchen Volkes aus einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte, mit dem neugekauften Fez auf ſeinem Haupte ſich auf einem der öffentlichen Plätze unter die Menſchenmenge gemiſcht, war hier, trotz der vornehmen türkiſchen Kleidung als Franke erkannt und mit Schimpfwörtern überhäuft worden, als er, von aufwallendem Unmuth übermannt, einem der höhnenden Türken eine ſo derbe Ohrfeige verſetzte, daß derſelbe zu Boden taumelte. Augenblicklich ſah er ſich von dem wüthenden lautſchreyenden Volkshaufen umringt, welcher Rache an dem Chriſtenhund nehmen wollte. Er aber erhob muthig ſeinen Stock und rief auf türkiſch: „ſchweigt ihr Hunde oder ihr ſollt Schläge genug haben.“ Einer ſolchen Kühnheit hielt man nur einen Mann von großem Einfluß und hohem Stande fähig; die Schreyer ſchwiegen augenblicklich und ließen den verhaßten Fremdling ungeſtört wieder in ſeine Herberge zurückkehren, die er aus Mangel eines andern Unterkommens in einem Stall genommen hatte.

Jenſeits des Engpaſſes der ſyriſchen Pforte (Boghaz) am Saume des Taurusgebirges gegen Adana hin, begegnete endlich unſer Botaniker der ganzen Frühlingsflora des wärmeren orientaliſchen Himmels, nachdem ihn kurz vorher noch die beſchneiten Gipfel des Taurusgebirges umgeben hatten. Es war am 9. März, als er in das tiefer gelegene Land gegen Adana hinabſtieg; hier dufteten die ſanften Abhänge der Hügel von blühenden Veilchen und Hyacinthen, auf den Wieſen prangten in unzähligen Farbenverſchiedenheiten die Anemone coronaria, neben ihr vier Arten von Crocus, das Cyclamen persicum und andere Herrlichkeiten der Blumenwelt. Auch Aleppo, wohin der Reiſende am 13. März kam, war noch von der Flora des Frühlings umgeben. Der dießmalige längere Aufenthalt in dieſer Gegend gab dem Naturforſcher eine mannichfache Gelegenheit zu intereſſanten Beobachtungen. Der Boden, deſſen Natur von dort an bis in ohngefährer Richtung gegen den perſiſchen Meerbuſen hin immer dieſelbe bleibt, gleicht auch an jenen Stellen, wo er ganz verödet und wüſte iſt, nicht dem der afrikaniſchen oder arabiſchen Sandwüſte, ſondern erſcheint durch ſeinen Eiſengehalt roth gefärbt, mit Steingeröllen überſäet, überall aber, wo er Bewäſſerung haben kann, dem Anbau höchſt günſtig. Auch Palmyra liegt auf ähnlichem Boden, der, wenn die Menſchenhand ſeiner Culturfähigkeit zu Hülfe käme, noch jetzt Schaaren von Bewohnern ernähren und bereichern könnte. Das Klima von Aleppo ſelber iſt übrigens für die Cultur von manchen Südgewächſen nicht ſo günſtig, als man erwarten ſollte. In den Monaten December, Januar, Februar fällt öfters Schnee, der zuweilen gegen 8 Tage lang liegen bleibt, und obgleich hierbey die Temperatur nicht leicht auf 1 bis 2 Grad unter den Nullpunkt ſinkt, ſind dennoch die Winde, welche dann von den beſchneiten Gipfeln des Taurus herabwehen, von ſo ſchneidend froſtiger Art, daß ſie öfters die Orangenbäume beſchädigen, welche deßhalb nur im Schutz der hoch ummauerten Gärten den Winter aushalten können. Selbſt noch im März, wenn die Hitze zuweilen ſo groß iſt, daß ſie dem Europäer ſchon ſehr beſchwerlich fällt, erhebt ſich wohl plötzlich ein ſo ſchneidend kalter Wind, daß der Fremdling ſeine Unvorſichtigkeit in der Bekleidung, die der Eingeborne wohl zu vermeiden weiß, durch ſtarkes Erkranken büßen muß.

Nach einem Verweilen von 16 Tagen in Aleppo und ſeiner Umgegend trat Aucher Eloy ſeine Weiterreiſe mit einer nach Mardin (dem alten Merida) beſtimmten Karawane an. Die Ufer des Kaik (welcher ſüdlich von Aleppo in einen kleinen See ohne Ausfluß ſich verliert), wie ein großer Theil des fruchtbaren Landſtriches zwiſchen hier und dem Euphrat ſo wie ſeinen Nebenflüßen iſt gut angebaut und grünte ſo eben, im April, im Schmuck des Frühlinges. Der weitre Weg über Orfa, deſſen jetziger

Digitized by Google

Name dem urſprünglichen älteſten (Ur) ähnlicher lautet, als jener, den es von den Griechen empfieng (Edeſſa), führte zum Theil an Ortſchaften vorüber, in deren von ihren menſchlichen Bewohnern verlaſſenen Gemäuern nur Katzen zurückgeblieben waren, die ſich, um Nahrung ſchreiend, den Zelten der Karawane naheten. Orfa hat durch ſeine Lage an einem Engpaß eine militäriſch wichtige Lage; ein Vorzug, auf welchen gerade damals Ibrahim Paſcha große Aufmerkſamkeit wendete, während Mardin (Merida) von einem kriegeriſchen Corps der Türken beſetzt war. Zwiſchen hier und Moſul iſt das Land zum Theil von unabhängigen Kurden bewohnt.

Die Flora zwiſchen Aleppo und Moſul iſt im Ganzen noch die der ſüdöſtlichen Mittelmeresküſten; die Zahl der neuen Arten unter jenen von unſerm Reiſenden ſo oft geſehenen Formen, war verhältnißmäßig gering. In manchen Gegenden nahm eine einzelne Art, wie vor Mardin die Leontice chrysogonum, und jenſeits demſelben die Centaurea Behen ſo wie Sinapis Oliveriana ganze Strecken faſt für ſich allein in Beſitz und bildete mit ihren zahlloſen Blüthen einen einfarbigen Teppich. Vor Moſul, am 1. Mai zeigten ſich ſchon die Verwüſter des Landes, die Heuſchrecken, obwohl noch im Zuſtand der Larve, als unüberſehbar große Schwärme.

Die chriſtlichen Bewohner von Moſul, welche vielleicht den fünften oder ſechſten Theil der geſammten Bevölkerung ausmachen, beklagten ſich gegen unſern Reiſenden bitterlich über die harten Bedrückungen und willkührlichen Gelderpreſſungen des türkiſchen Gouvernements. Dazu ſind auch die Muſelmänner in der Stadt beſtändig in Partenen getrennt, die ſich gegen einander feindlich benehmen und unaufhörliche Unruhen erregen, bey welchen die unſchuldigen Chriſten gewöhnlich am meiſten zu leiden haben. Für unſern Reiſenden war es ein höchſt peinlicher Zufall, daß gerade alle die größeren Flöße, auf deren einem er ſich ſo gerne zu ſeiner Weiterfahrt auf dem Tigris nach Bagdad eingeſchifft hätte, mit einem Truppentransport nach dieſer Stadt bereits abgegangen waren und mit ihnen zugleich die Ruderer und Steurer, deren man ſich bey ſolcher Fahrt bedient. Er war hierdurch zu einem vierzehntägigen Verzug in dem für ihn genußloſen Moſul gezwungen, denn an einem Ausflug nach dem benachbarten Amadiahgebirge, auf deſſen Gipfeln noch Schnee lag, hinderten ihn die kriegeriſchen Feindſeligkeiten der Kurden; nur zu einer kleinen botaniſchen Wanderung nach der Stätte des alten Ninive und nach dem 5 Stunden von Moſul entfernten Maklubberge fand ſich Gelegenheit. Die Ortſchaft Bagtſchika, in der Nähe von Maklub iſt von Verehrern des böſen Princips, den Jeziden und von den Schyiten, den muſelmänniſchen Verehrern des Omar bewohnt. Auf dem Berge ſelber findet ſich ein chriſtliches Kloſtergebäude von mächtigem Umfang und höchſt merkwürdiger Bauart; in ſeiner Nähe, im Schatten von Oelbaumpflanzungen, Felſengrotten voll Trinkwaſſer, — in ſolch heißem Lande ein lieblicher Punkt des Ausruhens und für unſren Pflanzenſammler nicht ohne beſonderes Intereſſe.

Für die Weiterförderung nach Bagdad blieb zuletzt kein anderer Ausweg übrig als das Miethen von einem Abra, einem kleinen Floß, deſſen Holzwerk, beſtehend aus Baumäſten, bedeckt mit Rohrlagen, durch aufgeblaſene Schläuche getragen wird. Für jenes elende Fahrzeug mußte unſer Reiſender 3mal mehr als gewöhnlich (1540 Piaſter oder 186 Gulden Reichswährung) bezahlen, und noch überdieß eine Menge ungerechter Anforderungen an ſeinen Beutel erleiden; ein Schickſal, das jeder Fremde, der nicht unter mächtiger Bedeckung reiſt, in jenen Ländern zu erwarten hat. Die Ufer des Tigris ſind meiſt reich bewachſen, unter Andrem ſieht man da häufig die Tamarix gallica, Populus euphratica, Capparis leucophaea, Sinapis glabrata u. a. Je mehr man ſich Bagdad nähert, deſto ausgedehnter und zahlreicher werden die Dattelwälder, welche ſelbſt auf dem ſonſt ungünſtigen Boden der Umgegend der alten Khalifenſtadt ganz vortrefflich gedeihen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Hierauf wird kurz angegeben, wie die Gecichte beſetzt waren und gehalten wurden. Die Einrichtung der Schöppen habe bis 1809 beſtanden, während das Abhalten der Zentgerichte unter freyem Himmel ſchon früher durch das Gerichthalten „untee Dach“ verdrängt worden war. Noch heutigen Tages ſtehen die ſteinernen Sitze für Richtee und Schöpfen, ſo wie der Tiſch von der Zent in Medlitz (am linken Itz-Ufer) und noch leben 2 Schöpfen von dieſer Zent. Des Skultetus in Ebern 1231 iſt ſchon oben gedacht. Laut einer vom Kaiſee Ludwig dem Bayer an Friedeich von Truhendingen und ſeinen erſtgebornen Sohn Conrad ertheilten Urkunde erhielt Baunach neben dem Rechte der Befeſtigung als Stadt (civitatem munitam) und eines Wochenmarktes, auch noch ein Gericht (judicium) 1341. Siehe Beylage II. — Beym Rittergute Rentweinsdorf beſtand frühe ſchon eine eigene Zent mit einem Richter und 12 Schöpfen. Gleiches Recht übte Altenſtein. Bey andern Schlöſſern genoß nur die nächſte Umgebung der Zentfreyheit. Die Oerr an der obern Baunach gehörten zur Zent Königsberg, wie z. B. Schweinshaupten, und erſt 1451 verſtattete Biſchof Gottfried den Gebrüdern Joegen und Hanſen Fuchs zu Schweinshaupten, daſelbſt ein „Gericht uſzurichten, — und mit bequemen Urteilſpeechern zu beſetzen, und die ſollen Macht haben, zu richten über Hals und Hand, Leute und Gute, in allermaßen und rechten als in andeen halsgerichten in unſern Stifft recht und gewohnheit iſt“ (Beylage III).

Am Ausgang des Baunachthales ſtanden zu größerem Schutz des Landes dren nahe liegende Schlöſſer: Stufenbeeg, Baunach und Taſchendorf. Sie mögen, nach Hrn. L., um 800 erbaut worden ſeyn, in welchem Jahre, wie Karl der Große ſelbſt in der von ihm mitunterzeichneten Stiftungsurkunde des Kloſters Milz erzählt, die heidniſchen Slawen, welche aus Böhmen häufig heraus ins Grabfeld fielen, die Landleute gefangen nahmen und zum Knechtsdienſt hinwegführten. Dieſer Periode gehört auch die Burg Königsberg mit dem Heldenthurm, Lichtenſtein mit dem Heidentempel und der Chriſtenmarter an. — Wir verweiſen hinſichtlich dieſer angeblich von Karl dem Großen mit unterſchriebenen Stiftungsurkunde bloß auf Tenzel, Hennebergiſche Zehenden, in Reinhards Sammlung, I. S. 7 — 11 und S. 22, wo die mit Recht verdächtige Stelle ſich befindet; ſodann auf S. 24 — 36, woſelbſt Tenzel zeigt, daß dieſe Urkunde mit der Slawen-Invaſion von Beower unterſchoben ſey. — Das Meeaniſche Stufenberg kam an die Truhendingen, von welchen es 1390 Biſchof Lamprecht von Bamberg erkaufte. Auch das Burggut bey Reckendorf veräußerten die Truhendingen früher an die Familie Schöffſtatt u. ſ. w. Das Stift Bamberg bildete aus der Burg Stufenbeeg mit den dazu gehörigen Ortſchaften ein Oberamt, Stufenberg genannt. Stufenbeeg ward an die Rotenhane verpfändet, 1435 verkauft und wieder erkauft. Albrecht von Brandenburg zerſtörte es 1552, und die Steine dieſer Ruine wurden ungeachtet der vom hiſt. Verein zu Bamberg im J. 1838 gemachten Anzeige bey der k. Regierung von den angränzenden Bewohnern nach Willkühr fortgeſchafft und benutzt. Nach der Zerſtörung ward der Amtsſitz nach dem benachbarten Baunach verlegt.

Dieſer Ort, im karolingiſchen Zeitalter vorkommend, war der Sitz eines edlen Geſchlechts. 1135 verſchenkt Diether von Baunach einige ſeiner Unterthanen an den Altar des hl. Georg in Bamberg. Der Letzte dieſes Geſchlechtes, Heinrich, war 1356 Domherr zu Bamberg. Vor dem Erlöſchen der Baunacher ſchon erſchienen die Truhendingen bis 1390, hierauf Hans von Giech zu Baunach als Zeuge in einem Diplome von 1394. Unter den Truhendingen, beſonders unter Feiedrich, erhielt die Stadt vom Kaiſer Ludwig dem Bayer die Rechte der Stadt Bamberg; des Befeſtigungs-, Markt- und Gerichtsrechtes durch die Urkunde von 1311 iſt ſchon gedacht worden. 1446 war die Familie Rotenhan im Beſitze von Baunach, deren Wappen neben dem Stadtwappen noch jetzt an dem Thore geſehen wird. Die Schöffſtaller beſaßen als Vaſallen der Truhendingen eine eigene Gaſſe, ein Jagdhaus, Schadeck genannt, ein Wirthshaus und ſonſt viele Gütee (1446, 26. Juli erſcheint unter den Burgen einer im hieſigen Stadtarchive verwahrten Originalurkunde Oswalt Scheffſtaler zu Baunach). Das Rittergut Reckendorf beſaß 1349 Eckhart von Schöffſtall. Im Bauernkriege gieng das Schöffſtaller Archiv zu Grunde und die Familie litt beträchtlichen Schaden; das zerſtörte Schloß am Laßberg und ſüdlich von Gerach blieb in Ruinen, das neue ward 1535 in Reckendorf aufgeführt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

③ Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Fortſetzung.)

Wer könnte in Bagdad ſeyn, ohne die Ruinen von Babylon (bey Hilla) zu beſuchen? Auch unſer Reiſender machte ſich am 24. Mai dahin auf den Weg. Es war ſo eben jene Zeit, in welcher viele jüdiſche und perſiſche Pilgrime die Gräber bey Keſeli und Kerbela beſuchen. Denn nach einer jüdiſchen Tradition findet ſich bey Keſeli das Grab des Propheten Ezechiel, welcher während des babyloniſchen Exils hier ſtarb; bey Kerbela aber das des Imam Huſſein. Kerbela iſt ein Sammelplatz all des ſchlechten Geſindels, das die benachbarten Länder und großen Städte von ſich ausſtoßen; denn der Credit der Heiligkeit, in welchem der Ort ſteht, hat ſeinen Bewohnern Befreyung von allen Abgaben an die türkiſche Regierung und Strafloſigkeit für frühere Verbrechen verſchafft; überdieß bringen die vielen mohamedaniſchen Pilgrime aus Arabien, Perſien und ſelbſt aus Indien mit ihren Laſtern zugleich viel Geld dahin und begründen einen lebhaften Verkehr. Die Ruinen des Birs Nimrod wie Babylons ſelber können ja nur Entſetzen erregen; an wenig andren Orten iſt die Herrlichkeit der alten Zeiten ſo ganz in Staub zerfallen und begraben, denn hier; auch kein Grün will auf dieſem Schutt gedeihen, einſam ſtehet auf einem der Erdhaufen der viel von den Reiſenden beſprochene Baum vom Geſchlecht der Tamariſken (Tamarix articulata).

Die eigentlichen Mühſeligkeiten dieſer Reiſe begannen für Aucher Eloy erſt bey ſeinem Eintritt in Perſien. In der That, wenn irgend eine Reiſebeſchreibung geeignet ſeyn könnte, auch dem reiſeluſtigſten Leſer ſeine Neigung zum Wandern in ferne Länder zu benehmen, ſo wäre es dieſe da. Faſt jeder Tag war mit neuen Unannehmlichkeiten und bittren Erfahrungen bezeichnet; gab Gelegenheit, ſich über die Bosheit und ungeheure Schlechtigkeit der Menſchen zu ärgern, welche gegen den einzelnen Reiſenden ſich Alles erlaubten, was der rohe Eigennutz und die Gehäſſigkeit gegen Fremde ihnen eingaben. Was war alle Brutalität, alle Plackerey und Gewinnſucht der Türken gegen die gleisneriſche Schlangentücke und Treuloſigkeit der Perſer, in denen unſer Reiſender mit Recht eines der entartetſten Völker der Erde erkennt. Der Türke, bey all ſeiner Brutalität und ſelbſt Grauſamkeit, ſteht noch immer auf einer Art von religiöſem Grund, welcher dem Perſer faſt durchgängig fehlt.

Unſer Reiſender hatte ſich an eine nach Kermanſcha ziehende Karawane angeſchloſſen. Schon am 3. Tag der Reiſe (am 7. Juni) brachte ihn ſeine Luſt am Pflanzenſammeln in Gefahr, von 2 berittenen Räubern eingeholt und getödtet zu werden; die Schnelligkeit ſeiner Füße rettete ihn; am Tag darauf, bald nach dem Eintritt ins perſiſche Gebiet, ward die Karawane von einer Räuberſchaar angefallen, welche jedoch durch die Menge der bewaffneten Begleiter ſich zurückſchrecken ließ. Neue Geduldsübungen kamen am dritten Tage durch einen Wegweiſer, der den Reiſenden, ſtatt auf den Hügel, den er zu beſteigen wünſchte, nur zu Leuten

Digitized by Google

ſeines Volkes führte, die den Fremden beſtehlen wollten, welches Geſchäft am 4. Tage etliche perſiſche Beutelſchneider in der Karawane ſelber mit ſo glücklichem Erfolg an ihm übten, daß er darüber ſeine Uhr verlor. Einen Troſt gegen all dieſe Widerwärtigkeiten gewährte die botaniſche Wanderung, welche unſer eifriger Sammler am 11. Juni nach den noch mit Schnee bedeckten Höhen des Nalkou-Gebirges machte, denn die Ausbeute dieſes Tages war für ihn die reichſte auf der ganzen bisherigen Reiſe.

Die Stadt Kermanſcha, in welcher der Reiſende bis zum 19. Juni verweilen mußte, war zwey Jahre vorher von der Peſt ſo ſtark heimgeſucht worden, daß ihre Bevölkerung von 20,000 auf 5000 ſich vermindert hatte. Auch Hamadan, in deſſen Nähe das alte Ekbatana lag, zählte damals nicht mehr als etwa 15,000 Einwohner, welche zwiſchen den Ruinen der vormaligen herrlichen Bauwerke ihre meiſt ärmlichen Häuſer angelegt haben. Man zeigt da noch das Grabmahl des berühmten Arztes Ebn Sina oder Avicenna, ſo wie unter den Trümmern einer großen Moſchee das angebliche Grab der Königin Eſther und des Mardochai. Ueberhaupt trifft der Reiſende von Hamadan bis Ispahan allenthalben, wohin er kommt, Ruinen und verlaſſene Wohnungen an, was übrigens auch in jener Gewohnheit des dortigen Volkes ſeinen Grund hat, die baufälligen oder zerſtörten Häuſer nicht wieder zu repariren, ſondern lieber ganz neue aufzuführen. Denn ſo viel Uebles ſonſt auch Aucher Eloy den Perſern nachſagt, läßt er ihnen doch darin Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie als wahrhaft fleißige und geſchickte Anbauer des Landes (hierin ganz das Widerſpiel der Türken) nicht ſo leicht eine Gegend verlaſſen, die der Cultur fähig iſt.

Das Elend unſres Reiſenden ſollte ſchon jetzt eine hohe Stufe erreichen. Eine botaniſche Wanderung nach dem Elwend Gebirge, auf welcher er mehr als einmal in Gefahr gerathen war, durch Mörderhand zu ſterben und überdieß durch ſein Verirren zu einer Anſtrengung gezwungen ward, welche ſeine Kräfte überſtieg, zog ihm einen heftigen Fieberanfall zu, aus welchem ſich die damals im Lande herrſchende Cholera mit mehreren ihrer furchtbaren Symptome entwickelte. Der Kranke führte kein einziges der wirkſameren Arzneymittel bey ſich; da kam ihm ſeine Kenntniß der Heilkräfte jener Naturkörper zu ſtatten, welche er theils im getrockneten Zuſtande in ſeinen Sammlungen mit ſich trug, theils ſonſt noch um ſich her fand. Als er ſich, tief ermattet, verſenkt in Gedanken des ihm wahrſcheinlich nahen Todes, am 8. Juli wieder auf den Weg begeben hatte, da weckte ihn ein Seitenſprung ſeines Pferdes aus ſeinen melancholiſchen Träumereyen; das Thier war vor dem Leichnam eines von Räubern ermordeten Mannes ſcheu geworden, der in ſeinem Blute am Boden lag.

So wie man von Hamadan her der Hauptſtadt von Perſien ſich nähert, wird die Gegend, durch die man kommt, immer mehr zur gräulichen Wüſte, zuletzt führt der Weg 3 Stunden lang nur durch Ruinen. Auch jetzt noch erregt Ispahan mit ſeinen verfallenen Tempeln und Palläſten, mit ſeinen Gärten und weit ausgedehnten Straſſen die Bewunderung des Fremden. Man ſieht da eine der höchſten Majeſtäten des neueren Aſiens, frühe verblüht, in ihren letzten Zügen liegen. Die Zahl der Einwohner, welche vor noch kaum anderthalbhundert Jahren eine Million betrug, iſt auf höchſtens 60,000 herabgeſunken, von den Häuſern, deren Zahl auf 30,000 geſchätzt wird, iſt der bey weitem größte Theil verlaſſen und unbewohnt. Unſer Reiſender fand in dem katholiſchen Kloſter der armeniſchen Vorſtadt Djulfa eine wahrhaft brüderliche Aufnahme und Pflege. So ſehr er dieſer, ſo wie der Ruhe, nach ſeiner ſchweren Krankheit bedurfte, trieb ihn dennoch der brennende Eifer zu forſchen und zu ſammeln immer wieder hinaus in's Freye. Noch hatte er an jedem Nachmittag Anfälle von Fieber und war ſo ſchwach, daß er kaum zu gehen vermochte. Aber eine kräftige Anregung des Willens iſt ſchon öfter den Heilverſuchen zu Hülfe gekommen, welche die Natur in der Form des Fiebers zur Beſeitigung der an der Wurzel des Lebens nagenden Uebel macht; eine botaniſche Wanderung auf das Keißgebirge, zunächſt zwar zu Pferde, dann aber doch auch zu Fuße, nahm zwar ſcheinbar den letzten Reſt der Kräfte in Anſpruch, gewährte aber auch zugleich dem Gemüth durch die Freude an den neuen Entdeckungen, zu denen ſie

Digitized by Google

geführt hatte, eine ſolche Stärkung, daß für dießmal die Krankheit ein Ende nahm.

Hätte ſich nur jetzt unſer Sammler an den Ergebniſſen ſeiner perſiſchen Reiſe genügen laſſen. Aber die Hoffnung eines noch reicheren Gewinnes für ſeine Wiſſenſchaft verleitete ihn zu dem gewagten Unternehmen, den Schutz eines Häuptlinges der großentheils mit Perſien in Krieg ſtehenden Baktiaris zu ſuchen, damit er die Höhen des gelben Gebirges (Koh-i-Zerd) ungehindert bereiſen könne, welche noch von keinem neueren Reiſenden aus Europa beſtiegen waren. Der Aufwand an Geld, an Zeit, an Kräften, den dieſer Abweg nach den Wohnſtätten des bengaliſchen Tigers (denn dieſer iſt dort ſchon zu Hauſe) erforderte, der tägliche Aerger über die Treuloſigkeit und den unerſättlichen Eigennutz der Führer, konnte nur in den Augen eines ſolchen eifrigen Naturforſchers, als Aucher Eloy war, einigermaßen durch die beyläufig gemachte, wiſſenſchaftliche Ausbeute aufgewogen werden. Nur wenige Tage der Ruhe vergönnte ſich, nach ſolcher Anſtrengung, der unermüdliche Mann in Iſpahan; gegen Ende des Auguſtmonats trat er ſeine Rückreiſe über Kaſchan, Teheran und Tabris nach Trebiſond an, wo er von heftigem Fieber und ſtarker Augenentzündung befallen ein Schiff beſtieg, das ihn im November 1835 zu den Seinigen nach Konſtantinopel brachte. Auf dem letzten Theil dieſer Reiſe, vor Tabris, war er auch durch die Stadt Miané gekommen, in welcher ſich, nach einer unter den Naturforſchern noch immer gangbaren Sage, eine Art von Wanzen finden ſoll, deren Biß jedem Fremdem nach kürzerer oder längerer Zeit den Tod bringe. Er erkennt in dieſer Sage die Erfindung jenes Hanges zum Wunderbaren, welcher, weil ihm das größeſte, alltäglichſte, offenkundigſte Wunder des Lebens nicht genügt, ſeine Sättigung in der Welt der Dichtungen ſucht.

Selbſt in Konſtantinopel, welches damals für ihn und ſeine Familie Heimath geworden war, konnte der Ruhe bedürfende Mann einer neuen Unruhe nicht entgehen, als der große Brand im März 1836 auch ſeine Wohnung im Fanar ergriff, und dort ſeine köſtliche, auf den bisherigen Reiſen gemachte Inſektenſammlung verzehrte, welche mehr denn 50,000 Exemplare umfaßte. Zum Glück hatte gerade in jener Zeit ſeine Pflanzenſammlung, von welcher bald nachher gegen 4000 Arten an 8 verſchiedene öffentliche und Privatmuſeen in Frankreich und England abgeſendet wurden, einen ſicheren Bergungsort in Therapia gefunden. Eine Reiſe nach Griechenland: nach Syra, Athen, Euböa, Theſſalien und den Berg Athos gewährte dem Niedergebeugten allerdings eine wohl verdiente Erholung; das äußerliche Fieber hatte ſeine Glieder verlaſſen. Wäre nur mit dieſem äußerlichen Fieber auch das innre, der unerſättlichen Reiſeluſt beſeitigt geweſen! Weder der Tod ſeines Freundes und hülfreichen Gönners, des H. Coquebert de Montbret, der vielleicht noch an den Folgen der gemeinſamen Reiſe im J. 1336 zu Paris ſtarb, noch das Abrathen andrer Freunde konnten den neuen Ausbruch jenes innren Fiebers verhindern; er hatte in Perſien noch nicht alle die Trophäen der neuen Entdeckungen erbeutet, die daſelbſt zu erlangen ſind, hatte den Becher der dort einheimiſchen Todesgefahren noch nicht bis auf ſeinen letzten Tropfen geleert — dieß ſollte nun geſchehen, als er im März 1837 ſeine dritte Reiſe in jenes für ihn unſelige Land antrat. In ſeiner Geſellſchaft befand ſich dießmal ein franzöſiſcher Zoolog, H. Dufaud, ein Dragoman, Namens Nicolas und ein für die ganze Reiſe gedungener Diener, von Geburt ein Franzoſe. Für alle die Theilnehmer an dieſer Reiſe war dieſelbe, nach menſchlichem Urtheil, eine ſehr unglückliche: H. Dufaud ſtarb in Teheran, als ein Opfer des bösartigen Fiebers von Ghilan und einer fehlerhaften ärztlichen Behandlung; bey dem Dragoman hatte dasſelbe Fieber eine Anlage zur Waſſerſucht hinterlaſſen, er mußte in Iſpahan zurückbleiben; der Diener war durch unvorſichtige Handhabung eines Feuergewehres zum Krüppel und hierdurch aller Dienſte unfähig geworden; er ſelber, Aucher Eloy, fand, ſchon auf der Rückreiſe begriffen, ſein Grab in der Mitte von Perſien.

Der größere Theil des geraden Weges nach dem Caſpiſchen Meere hin, deſſen ſüdweſtlichen Küſtengegenden unſer Reiſender dießmal einen Beſuch zugedacht hatte, war demſelben ſchon von den früheren Reiſen her bekannt; er nahm ſeine Richtung über Angora Tokat, Baibut und Erzerum. Die

ganze Eigenthümlichkeit des perſiſchen Volkscharakters im Gegenſatz mit dem der Türken machte ſich dießmal ſchon jenſeits Bajazid, der letzten türkiſchen Station in den perſiſchen Gränzorten Kiliſſé, Seide u. a. merklich. Der Türk iſt vorherrſchend in einem Zuſtand des Ausruhens begriffen; man mag am Morgen, am Mittag oder Abend in eine türkiſche Ortſchaft kommen, jederzeit ſieht man da den größten Theil der Männer in voller Ruhe ihre Tabakspfeife rauchen, und obgleich der Türk, wie ſich dieß noch in Bajazid zeigte, wo man die Fremden mit den dort ſehr verhaßten Ruſſen verwechſelte, gar leicht in grobe Ausbrüche des Fanatismus gerathen kann, dabey auch bey Gelegenheit geldgierig genug iſt, hat er dennoch meiſt noch Scheu und Furcht vor der geſtrengen Zucht ſeiner Aga's und Paſcha's, hält ſich fern von der geſchäftigen Hinterliſt der äußerlich zuvorkommenden, betrügeriſchen, ſcham- und zuchtloſen (ſo ſchildert ſie wenigſtens unſer Reiſender) Nationalperſer. Der Türk iſt im Allgemeinen keineswegs zuvorkommend zu nennen, dagegen drängt ſich der Perſer mit ſeinen Anerbietungen alsbald zu jedem Fremden hin, nicht zunächſt um dieſem zu dienen, ſondern um an ihm zu gewinnen. Dem bemittelten Reiſenden, den noch dazu die Macht der Waffen gegen die faſt täglich zu erwartenden Angriffe der Räuber ſchützt, mag dieſe eigennützige Dienſtfertigkeit des perſiſchen Volkes ſehr bequem erſcheinen, dem unbemittelten und ſchutzlos einſam Reiſenden fällt ſie deſto beſchwerlicher. Es würde ermüden, wenn wir hier von den immer ſich wiederholenden Schurkereyen und den Gefahren berichten wollten, denen Aucher Eloy auch auf ſeiner dießmaligen Reiſe durch Perſien begegnete, wir geben deßhalb nur noch eine kurze Ueberſicht über ſeine weitern Unternehmungen.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Die von Schöſſtall ſtarben 1544 aus und Reckendorf kam durch Heirath einer Schöſſtalliſchen Tochter an Fritz von Wieſentau. Im Albertiniſchen Krieg erlitt dieſer im Dienſte des Fürſtbiſchofs einen auf 4000 fl. geſchätzten Schaden durch Ausplünderung und Niederbrennen ſeines Schloſſes. Im Jahre 1629 bezweckten Bamberg und Wirzburg eine Religionsreformation in Reckendorf mit gewaffneter Hand (Ausſchuß), welche furchtbar mit Plündern und Zerſchlagen hauſete, ſo daß der von Wieſentau zu Bamberg ſeinen Schaden auf 4468 fl. ſpecificierte; ohne jedoch etwas erlangen zu können. 1649 verkaufte Hans von Wieſentau alle Beſitzungen dahier an Oberſt Martin von Modersbach, der ſie im Jahre 1671 an die Lechneriſche Familie verkaufte; dann erwarb ſie die der Freyherrn von Greifenklau; in neuerer Zeit gelangten ſie an den Hofbanquier von Hleſch. — Zu Untermanndorf, welches Chriſtoph von Wienſentau 1573 an Hans Schmidt zu einem Gülthof überließ, befand ſich ein See, in welchem zuvor „ein erbauter adeligter Anſitz geweſen, welchen das Geſchlecht derer von Helm innen gehabt und bewohnt.“ — Der See iſt jetzt eine Wieſe, in deren Mitte noch der Schutthaufen hervorragt.

Sendelbach, das alte Sentinabach vom J. 804, 4. Juli der Fuldaer Traditt., gedieh durch Kauf an Bamberg und wurde von dieſem Stift wieder an Ritterfamilien verliehen; 1507 an Bibra. Im Bauernkrieg ward das Schloß zerſtört, ſo daß 1746 nur noch der Wallgraben ſichtbar war.

In Rudendorf ſtand noch 1778 auf dem Schloßberg ein Schlößchen, welches bisweilen von einer Nebenlinie des Geſchlechts von Rotenhan bewohnt wurde. Das hieſige Rittergut verkaufte Graf Hans von Truhendingen auf Stufenberg an das Geſchlecht von Giech, und dieß in der zweyten Hälfte 15. Jahrhunderts an jenes von Rotenhan. S. 102 — 103 wird eine Beſchreibung der alten Burg von Rentweinsdorf gegeben, welche Burg aus 4 Schlöſſern beſtand; ſehr ſehenswerth iſt das große Kellerwerk, ein merkwürdiges Denkmal des Mittelalters. In einer Ecke desſelben waren vor nicht langer Zeit noch die Ueberreſte einer ſogenannten Chriſtenmarter zu ſehen, d. i. ein enger Raum, vor welchem ein Herdſtätte, um den Verbrecher durch des Feuers Hitze darin zu peinigen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Relations de Voyages en Orient, de 1830 a 1838 par Aucher Eloy etc.

(Schluß.)

Auffallend erſchien es, daß in der Nähe des Caspiſchen Meeres auf einmal die Flora der öſtlichen Gränzländer des Mittelmeeres von einer andern verdrängt wurde, welche mit unſerer heimathlichen mitteleuropäiſchen die größte Uebereinſtimmung zeigte. In dem Caspiſchen See finden ſich weder die Algen noch die Zoophyten des eigentlichen Meeres, auch an Conchylien iſt jenes Gewäſſer überaus arm. Deſto reicher dagegen iſt dasſelbe an Fiſchen, deren Fang an der ganzen Weſtküſte von den Ruſſen in Beſitz oder Pacht genommen iſt. Dieſer Fang beginnt im September und dauert bis zum April, denn im Sommer, wie dieß auch unſere Reiſenden erfuhren, erreicht die Hitze jener feuchten Küſtengegenden einen faſt unerträglichen Grad. Erſt in der Nähe von Mendſchil finden ſich wieder Oelbäume, deren Früchte die Bewohner nur auf unvollkommene Weiſe zu benutzen wiſſen, und mit der Myrte zugleich mehrere Formen der Flora mediterranea. Erzevil, in welchem ein ruſſiſcher Conſul reſidirte, liegt an der Gränze zwiſchen der waſſerleeren, von der Sommerhitze ausgedorrten Gegend und der waſſerreichen Waldregion, auf welcher ein beſtändiger Nebel laſtet. Aucher Eloy, wie ſein Begleiter Duſaud, wurden hier vom Fieber befallen, doch der erſtere, mit allen Vorſichtsmaßregeln gegen dieſen Feind wohl bekannt, entkam ihm. Duſaud aber dagegen, der auf ſeine gute Natur trotzend, den Genuß des Weines und des Punſches, ſo wie dazwiſchen der halbreifen Früchte des Landes ſich nicht verſagen wollte, und der in Teheran in die Behandlung eines europäiſchen Arztes fiel, welcher ihn in ſeinen Verſuchungen zum Genuß geiſtiger Getränke noch beſtärkte, bekam eine Darmentzündung und mußte den kühnen Trotz gegen die Macht des Klimas mit dem Leben büßen.

Aber auch Aucher Eloy ſchleppte ſich lange Zeit mit den Folgen des überſtandenen Fiebers, von denen er ſich niemals ganz vollkommen wieder erholte. Man begreift kaum, wie der kränkelnde Mann die Erſteigung des Demawend, bis hinan an den Krater dieſes erloſchenen Vulkans ſo rüſtig beſtehen konnte, während ſelbſt die einheimiſchen Führer von dem Wagſtück abſtanden; noch weniger begreift man, woher ihm die Kräfte zu den ſpäteren Mühſeligkeiten ſeiner Reiſe gekommen. Wir lernen auch an ſeinem Beyſpiel, was der Wille des Menſchen über ſein Fleiſch vermöge.

In Teheran hatte Aucher Eloy den ganzen Spätherbſt bis zum 20. December zugebracht und benützte jetzt die kühlere Jahreszeit zur Weiterreiſe nach Süden. Unter den lauten Beſchimpfungen des Pöbels zog er am 31. Deeember zu Ispahan ein, in deſſen Vorſtadt Djulfa er abermals auf etliche Tage ſeine Wohnung nahm. Die hohe Lage von Ispahan (4500 Fuß über der Meeresfläche) läßt es dem Reiſenden im December und Januar ſchon fühlbar werden, daß es jetzt Winter iſt, erſt zwiſchen den unvergleichbar ſchönen Ruinen von Perſepolis und ihrer Nachbarſtadt Schiras, in der Mitte des Januar, meldete ſich der Frühling mit ſeinen grü-

nenden Auen an, auf denen ein Bulbocodium in Menge blühte. So reizend ſchön und reich die Lage von Schiras, umgeben von quellenreichen Bergen auch erſcheinen mag, wird ſie dennoch den Fremden nicht über die natürlichen Mängel täuſchen können, die ſich ihm, ſchon bey einem kurzen Aufenthalt in dem viel beſungenen Schiras merklich machen. Unter gleicher Lage mit Kairo hat dieſes zwar in ſeinem feuchten Bergkeſſel eine faſt unerträgliche Sommerhitze zu erleiden, dagegen ſinkt die Temperatur im Winter ſo tief, daß nur noch der Orangenbaum im Freyen ausdauert; an ein Palmenklima wie das in Aegypten iſt hier nicht zu denken. Den nachtheiligſten Einfluß auf die Geſundheit ſowohl der Einheimiſchen, als noch mehr der Fremden hat jedoch das, was der Gegend ihren höchſten natürlichen Reichthum gewährt: die Menge des Waſſees. Denn dieſe iſt es, welche durch ihre Ausdünſtung im Heebſte jene furchtbaren Fieber erzeugt, die gewöhnlich ſchon beym zweyten oder dritten Paroxismus tödtlich werden. Auch das Trinkwaſſer, mit Ausnahme deſſen, das aus der Quelle Kazir kommt, iſt ungeſund und wirkt, wenigſtens auf den Fremden, gleich einer Purganz. Deſto köſtlicher iſt der Wein von Schiras, deſſen Genuß ſich das hieſige, ſittenloſe Volk täglich, oder vielmehr allnächtlich, denn der Lärm der Gaſſen beginnt erſt nach Sonnenuntergang, bis zur Berauſchung hingiebt.

Eine angenehme Ueberraſchung gewährte es unſerm Reiſenden, als ihn ein Beamter in Schiras zu ſich einlud, und er in der Frau dieſes Hadſchi Abbas eine Franzöſin kennen lernte; eine Nichte des General B**. Ihr Gemahl hatte vor faſt 20 Jahren eine Reiſe nach Frankreich gemacht, war im Hauſe ſeiner nachmaligen Schwiegerältern, denen er glauben machte, er ſey ein Prinz von unermeßlichem Reichthum, bekannt geworden und hatte die Neigung der damals 15jährigen Tochter ſo zu gewinnen gewußt, daß dieſe mit Einwilligung der Aeltern ihm ihre Hand reichte und mit ihm nach Schiras zog. Allem Anſchein nach war ſie Mohamedanerin geworden; ſie hatte vortrefflich perſiſch wie arabiſch ſprechen, ſchreiben und leſen gelernt, war mit ihrem gerade nicht ſehr glänzenden häuslichen Looſe zufrieden, nur beklagte ſie, daß ſie unter dem hieſigen Volke ſich niemals einheimiſch fühlen könne und ein beſtändiges Heimweh nach ihrem Vaterland habe.

Am 18. Januar brach unſer Reiſender von Schiras auf, um jetzt auch noch die Küſtengegenden des perſiſchen wie des arabiſchen Meerbuſens zu durchforſchen. Die Bewohner von Buſchir, das einen guten Hafen, dabey aber wenig Verkehr hat, ſcheinen von arabiſcher Abkunft. Die Landſchaft gegen Südoſten baut viele Datteln; in Ahram verkaufte man dem Fremden zehn Pfund der beſten Früchte dieſer Art um etwa 7 Kreuzer. Auf einem Umweg, der ſich landwärts zuerſt öſtlich gegen Firuzabad hinzog, dann ſüdwärts wendete nach Lar, in deſſen Nähe die Tamarix articulata ganze Waldungen bildet, näherte ſich der Reiſende einem ſüdlicheren Punkt der Küſte. Es war jetzt die Mitte des Februar gekommen, und bey der Ankunft in Bender Abaſſy hatte ſchon die letzte Woche dieſes Monats begonnen. Indeß war der Wechſel der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht, ſo wie der öfter ſich erneuernde Unmuth über das Volk des Landes dem Reiſenden noch nicht nachtheilig geweſen; Dieſer hatte ſich faſt ganz wieder erholt und auch in Bender Abaſſy, welches erſt in der heißen Jahreszeit von bösartigen Fiebern heimgeſucht wird, erquickte er ſich ungeſtört an dem guten Trinkwaſſer der Gegend, ſo wie an den vortrefflichen Fiſchen, von denen ſein armeniſcher Knecht zwey große, die zuſammen 20 Pfund wogen, um etwa 6 Kreuzer kaufte. Die Seefahrt auf einem arabiſchen, mit Myrthenblättern und der übelriechenden Asa foetida befrachteten Schiffe, das am 3. März in Mascat landete und die erſten Wanderungen ins Innere des Landes, deſſen arabiſche Bewohnee durch ihre uneigennützige Gaſtfreundlichkeit einen auffallenden Gegenſatz gegen die habſüchtigen Perſer bilden, waren glücklich vorübergegangen. Weder die Anſtrengungen noch die Entbehrungen und die Sorgen, welche der Geldmangel für unſern Reiſenden mit ſich brachte, hatten auf die geſchwächte Geſundheit desſelben einen ſo veederblichen Einfluß gehabt, als die heißen Weſtwinde (Schemal genannt), deren giftige Wirkung erſt nach der Frühlingsnachtgleiche merklich wird. Aucher Eloy gönnte ſich auch in dieſer Zeit keine Ruhe; er und ſein Armenier wurden vom Fieber ergriffen, deſſen Heftigkeit der

Digitized by Google

Gebrauch des Chinin zwar für die äußere Erſcheinung etwas linderte, das aber, weil ſich der Kranke fortwährend die größeſten Anſtrengungen in der Hitze zumuthete, deſto mehr zu einem gefahrvollen, inneren Feind wurde. Selbſt in Bender Abaſſy, wohin er zu Schiff am 23. April zurückkehrte, fand er jetzt die Hitze faſt unerträglich, die Luft höchſt ungeſund. Beſſer als aus dem Tagebuch lernen wir die Anſtrengungen, ſo wie die furchtbaren Leiden unſers Reiſenden auf ſeinem Wege von Bender Abaſſy bis Schiras aus dem Briefe kennen, den er in Ispahan wenige Wochen vor ſeinem Tode an H. Naudin zu Blois ſchrieb. Bey all ſeiner leiblichen Schwäche wollte der unermüdete Sammler dennoch von Bender Abaſſy noch eine Landreiſe gegen Süd und Südoſt unternehmen. Am zweyten Tage dieſer Reiſe überfiel ihn der heiße Wind der Wüſte (der Schemal), der ihn zu jeder Bewegung unfähig machte und nach wenig Stunden das Waſſer in ſeinen Schläuchen und den Weingeiſt in ſeinen Amphibiengläſern ganz austrocknete. Dennoch raffte ſich der unbeugſame Mann wieder auf zu einer viertägigen Wanderung in das Guenaugebirge, ward aber durch dieſe unmäßige Anſtrengung ſo erſchöpft, daß er mehr denn jemals dem Tode nahe ſchien. Seine große Ermattung war zum Theil Folge des mehrtägigen Waſſermangels, deßhalb gab ihm ein Trunk Regenwaſſer, das ihm ein Araber aus einem Felſenbach ſchöpfte, wieder ſo viel Lebensmuth, daß er ſich zur Weiterreiſe nach Schiras entſchloß. Jetzt aber, an der Gränze von Perſien, begannen erſt die ſchwerſten Leiden für ihn. Seine wackern arabiſchen Kameeltreiber durften ihn nicht weiter als zur Gränzſtadt Sazeh begleiten; er war nun in den Händen der habſüchtigen Perſer, die ſich ſchon in Sazeh für jedes Kameel auf eine Tagreiſe von 4 oder 5 Lieuen 12 Franken, in Tarun aber gar für einen Eſel dieſelbe Summe bezahlen ließen. Bey der Ankunft in Darap war die Noth des armen Reiſenden aufs Höchſte geſtiegen. Er hatte bis Schiras noch einen Weg von 75 Lieuen zurückzulegen, ein ſchleichendes Fieber zehrte an der Wurzel ſeines Lebens, ſein Reiſegeld war bis auf einen kleinen Reſt erſchöpft, dazu ſah er ſich von Menſchen umgeben, die an ſeiner Noth ihre Luſt hatten, und ſich wie Mörder und Diebe gegen ihn benahmen. Denn nur mit großer Mühe und nicht ohne Wunden entgieng er der Gefahr, von ihnen geſteinigt zu werden. Mitten in der Tiefe dieſes Elendes kam ihm Hülfe durch einen Mann, der früher im Dienſt des Oberſt Shee, eines Freundes des Aucher Eloy geweſen und der im Beſitz einiger Maulthiere war, mit welchen er die Weiterförderung des Reiſenden übernahm. Als dieſer krank und matt durch das höhnende, mordluſtige Volksgedränge von Darap hinaustritt, rief er auf Perſiſch: „Ein zum Sterben müder Fremdling kam in eure Mauern, um da einige Augenblicke auszuruhen; ihr habt ihn gemißhandelt und verwundet; Gott iſt gerecht, er wird euch ſtrafen.“ Die vorhin ſo laute Menge, als ſie dieſe Worte hörte, ſchwieg, aber mitten in dieſer Stille vernahm man in der Luft ein Geräuſch, wie beym Ausbruch des Hagels; ein merkwürdiger Zufall war es, daß gerade jetzt eine dichte Wolke von Heuſchrecken ſich über die Landſchaft warf. Der Pöbelhaufe zerſtreute ſich eilig, um wo möglich die verheerenden Thiere von ſeinen Gärten und Feldern abzutreiben; aus dem Munde einiger der Fliehenden hörte man das Wort Peigamber (Prophet). — Zwey Tage ſpäter, als der bedauernswürdige Kranke, der übrigens mitten in ſeiner großen Schwäche noch immer Pflanzen und Inſekten geſammelt hatte, in die Nähe von Faſa kam, und aus Furcht vor dem perſiſchen Pöbel in einiger Entfernung von der Stadt ſein Nachtlager aufſchlug, ergieng es ihm noch ſchlimmer, als in Darap. Das mörderiſche Volk ſchlich ſich bey Nacht an das Zelt, ſchnitt die Seile desſelben ab und warf einen ſo mächtig großen Stein nach der Lagerſtätte des Fremden hin, daß dieſer abermals in nahe Todesgefahr gerieth. Ja, hiermit nicht zufrieden, kamen am andern Morgen, während der armeniſche Knecht in der Stadt war, um einige Einkäufe zu beſorgen, fünf ſolche Raubmörder und nahmen dem gerade an einem heftigen Fieberanfall darniederliegenden Manne den ganzen Reſt ſeines Geldes, ſeine gute Taſchenuhr und ſeine beſten Kleidungsſtücke. So iſt die Sitte der Perſer gegen den ſchutzlos reiſenden Fremdling!

In Schiras konnte er nur gegen 12 Procent Intereſſen auf jeden Monat (144 auf das Jahr),

Digitized by Google

eine Summe zum Darlehen erhalten; man nannte den perſiſchen Kaufmann, der dieſes gab, noch ſehr billig. Wie ein Sterbender kam er am 24. Juni in dem lang erſehnten Ruheſitz, in dem armeniſchen Kloſter zu Djulſa bey Iſpahan an. Doch die Leidenſchaft unſers Sammlers war nicht mit den Kräften des Leibes zugleich vergangen; noch einmal, nach kurzer Ruhe raffte er ſich auf zu einer botaniſchen Wanderung in die Gebirgsgegenden der kriegeriſchen Baktiaris. Aber ein neuer Ausbruch feindſeliger Unruhen unter dieſem Volke nöthigte ihn zur Rückkehr nach ſeinem Ruheſitz und es war höchſte Zeit zu dieſer Rückkehr, wenn der glimmende Docht ſeiner Lebenskraft nicht ſchon auf dieſer Gebirgsreiſe verlöſchen ſollte. Nur zu einigen Briefen, aus denen noch immer Hoffnung zur glücklichen Heimkehr hervorblickt, wendete er die letzten Kräfte an; bald konnte er das Bett nicht mehr verlaſſen und am 6. Oct. 1838 verſchied er, zwar fern von den Seinen, jedoch mitten unter der freundlichen Pflege der geiſtlichen Väter des Kloſters zu Djulſa und des theilnehmenden Arztes Bertoni.

Wer es noch nicht weiß, welche übergewöhnlichen Kräfte ſelbſt ſchon die Begeiſterung für die Wiſſenſchaft der Menſchennatur verleihen könne, der leſe dieſe Reiſeberichte des Aucher Eloy.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Ebern erhielt auf die Bitte des Biſchofs Hermann von Wiezburg vom K. Ludwig dem Bayer d. d. Nüenberg, Dienſtag vor Pfingſten 1335 die Erlaubniß, ſich gleich der Reichsſtadt Gelnhauſen zu befeſtigen. Dort in Ebern wohnten ſehr viele adelige Ritterslleute, oder waren in derſelben begütert. Die Gaſſe, wo die Ritter anſäßig oder eingebürgert waren, heißt noch heute die Ritterſtraße. Unter den Bäumen der Haube, einem waldigen Berge von ziemlicher Höhe zwiſchen den Gründen der Preppach und Baunach, ſchimmern die Ruinen einer alten 3ſtöckigen Burg hervor. Im Südweſten am Fuße dieſes Berges krümmen ſich die zerſtreuten Häuſer des Dorfes Vorbach hin. Es folgt nun die Beſchreibung der intereſſanten Ruine von Raueneck. Im 13. Jahrhunderte war die ſtattliche Burg das Eigenthum der Dynaſten von Raueneck, ohne daß jedoch zuverläßige Urkunden bekräftigen, ob beſagte Burg von einem Dynaſten dieſer Familie erbaut, oder ob einer derſelben den Namen der Veſte mit ihrem Beſitze angenommen. Das Letztere dünkt Hrn. L. das Wahrſcheinlichſte; „da,“ wie er ſagt, „das Wappen der Herren von Raueneck ihre Abkunft von dem Hauſe Rotenhan bezeugt.“ — „In Königsbergs Umgebung, wo ein Oberreichsvogt, waren im Mittelalter viele Burgvögte, namentlich zu Raueneck, Bramberg, Rotenſtein, Lauringen, Mainberg ic., welche im 12. Jahrhunderte, als die Gauländer erblich wurden, ſich zur Selbſtſtändigkeit erhoben, ihr eigenes Haus gründeten, und im Grabfelde vor allen andern Landbeſitzern hervorragten.“ — Ohne Zweifel, meint Hr. L., habe das Geſchlecht der Rauenecke ſchon im 12. Jahrhunderte geblüht; doch nennen die vorliegenden Diplome dieſen Namen noch nicht. Im zweyten Viertel des 13. Jahrhunderts kommen Rauenecke urkundlich vor. Die Burgbeſitzer hatten das Namen-ſpendende Schloß mit Vorbach, Güter zu Gemeinfeld, Bramberg, Marbach, Erisdorf, Hunefurt, Unfind, Gosmannsdorf, Dalmannsdorf, Frickendorf, Ebern, Tramersdorf, Sand, Heimbach, Lintech, Rügheim, Oberbreitbach, Gemünd, Weiſenbrunn, Altenbramberg, den Wald Steinhard, das Gemeindeholz die Harthad genannt, Lentershauſen, Brunn, Neuſes, Biſchwinden, Hofſtädten, Schedlint, Albersdorf, Immenwinden und Birkach. Auch hatten ſie zahlreiche Lehenleute vom Adel (Aufzählung derſelben), woraus ſich folgern läßt, daß der Burgherr durch Verleihung des Eigenthums ſeiner nächſten Umgebungen an wehrhafte Vaſallen ſeinem Stammſchloß größere Sicherheit zu verſchaffen geſucht habe. Die Burghut von Raueneck hatten noch überdieß Ritter, denen Burggüter auf der Burg ſelbſt für dieſen Dienſt eingeräumt wurden. Davon haben die Cämmerer, ein altes fränkiſches Geſchlecht, bereits 1299 erſcheinend, ihre Namen genommen. Im 14. und 15. Jahrhundert erſcheinen auf den Burggütern daſelbſt die Familien von Memelsdorf, von Füllbach, von Wirſen, von Marſchall und von Fuchs. „Friedrich von Raueneck ſtarb nach 1550 ohne männliche Deſcendenz; ſeine Burg und die zu dieſer gehörigen Beſitzungen fielen daher dem Hochſtifte Wirzburg als ein offenes Lehen heim.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

The Highlands of Aethiopia described during eighteen months' residence of a British Embassy at the Christian Court of Shoa. By Major W. C. Harris, H. E. J. C. Eng. III Vol. London 1844.

Seit einigen Jahren ſind die Länder des öſtlichen tropiſchen Afrika wieder das Feld mühſamer Erforſchung geworden. Engländer, Franzoſen und Deutſche haben je nach ihren Mitteln und Gelegenheiten zur Kenntniß kleinerer Landſtriche weſentliche Beyträge geliefert, welche ſchon dadurch ein großes Verdienſt haben, daß ſie ihres großen Vorgängers, Bruce, oft bezweifelte Wahrhaftigkeit beſtätigen. Was dieſer talentvolle und glückliche Reiſende für die Länder des nördlichen Abyſſiniens und Oberägyptens geleiſtet, hat ihm ein ebenbürtiger Forſcher, unſer Landsmann Dr. Rüppel geſichert; und durch ſeine eigenen wichtigen Entdeckungen und Arbeiten iſt die Kenntniß der von ihm bereiſten Theile Aethiopiens weit vorgeſchritten. Die ſüdlichen Theile des chriſtlichen Abyſſiniens und die Galla-Länder in Central-Afrika ermangelten jedoch bis jetzt ſolcher Forſcher, und es war Major Harris vorbehalten, auf der Reiſe, von welcher in den erſten Blättern des heurigen Jahrganges dieſer Anzeigen Nachricht gegeben worden iſt, die erſten ausführlicheren Nachrichten über zum Theil ganz unbekannte Striche zu ſammeln, und in den drey vorliegenden Bänden kund zu geben, welche, wie wir hoffen, nicht nur den Eifer anderer Reiſenden zur Erforſchung des geheimnißvollen Innern von Afrika anſpornen, ſondern auch eingreifende Maßregeln wohlthätiger Geſellſchaften ſeines Vaterlandes veranlaſſen werden. Die Stellung des Major Harris und ſeiner Begleiter erlaubte zwar nicht, daß ſie ihre perſönlichen Unterſuchungen weit über die Gränzen des Königreiches Schoa ausdehnten; aber die fleißig zuſammengeſtellten Ausſagen der Eingebornen über die Hochländer zwiſchen dem 30. und 35. Grad öſtlicher Länge von Paris, und dem 5. bis 10. Grad nördlicher Breite, welche ohne Zweifel den Mittelpunkt des äthiopiſchen Alpenlandes bilden, rechtfertigen genugſam den gewählten Titel.

Trotz gehäufter Amtsgeſchäfte, vielfacher Unterbrechungen, gänzlicher Entblößung von literariſchen Hülfsmitteln, und anderer Nachtheile, welche in einem barbariſchen Lande der Ausarbeitung eines Werkes entgegenſtehen, das ſeiner Natur nach für einen größeren Kreis von Leſern beſtimmt ſeyn ſollte, gelang es Major Harris, in der Hauptſtadt des Königreiches Schoa, alſo an Ort und Stelle ſelbſt, dieſe kurz nach ſeiner Rückkehr gedruckten, inhaltsvollen Skizzen in ihrer gegenwärtigen Form niederzuſchreiben, von welchen er ſelbſt in der Vorrede ſagt, daß man ſie frey von dem Geruche nach der Studirlampe finden wird. Ihren Hauptwerth bezeichnet er zwar mit Recht als darin beſtehend, daß ſie Nachweiſe über eine Reihe von eifrigen Verſuchen geben, genauere Verbindungen mit einem chriſtlichen Volke herzuſtellen, das noch weniger von der übrigen Welt weiß, als dieſe von ihm, die Gränzen unſeres geographiſchen Wiſſens zu erweitern, Handel zu befördern, und das Loos eines der am wenigſten begünſtigten Theile des menſchlichen

Digitized by Google

Geſchlechtes zu verbeſſern; aber auch abgeſehen von dem großen Werthe ſeines Inhaltes iſt das vorliegende Werk ein neuer Beytrag zu den durch eleganten Styl und gewählte Sprache ausgezeichneten Schriften des Verfaſſers, welchem eben die beſonderen Verhältniſſe, unter welchen es geſchrieben wurde, eine Friſche leihen, die ſo oft bey nachmaliger Ausarbeitung in veränderter Umgebung verloren geht.

Neben einer ſeinen Verhältniſſen angemeſſenen Erzählung der Reiſebegebenheiten und des Fortganges der ihm anvertrauten Unterhandlungen beſchäftigt ſich drr Verf. ausführlich mit drey größeren Volksſtämmen und ihren Sitrn, mit den Adaiel, die auf Beduinenweiſe das rbene wüſtenreiche Küſtenland behaupten, den Amhara odrr chriſtlichen Bewohnern drs ſüdlichen abyſſiniſchen Gebirges, und den Galla, den meiſt noch heidniſchen Eindringlingen in die Hochebenen des Weſtens und Südens. Während die genaue Schilderung der beyden erſten die Folge eines längeren Verweilens unter ihnen iſt, gründen ſich die Nachrichten über das letzte Volk nur zum Theil auf eigene Anſchauung: denn unbezwungene Galla-Stämme ſind noch nicht von Europäern beſucht worden; die unterjochten, zum Chriſtenthume oder Islame bekehrten aber haben wenig Eigenthümliches mehr vor ihren Unterdrückern, und ſind ein Theil der Habeſchi, d. i. des gemiſchten Volkes geworden.

Die nähere Bekanntſchaft mit den Adaiel-Stämmen wurde hauptſächlich durch den Umſtand herbeygeführt, daß durch ihr Gebiet der nächſte Zugang zu den Chriſten gefunden wird, deren Landſtriche bis jetzt das vorgeſetzte Ziel der Reiſen in Aethiopien geweſen ſind. Mit moslemitiſcher Unduldſamkeit verbinden dieſe Nomaden rine Rohheit, welche kaum von den wilden Galla-Horden übertroffen wird. Der letzteren großer Vorzug iſt, daß ſie ſich dem göttlichen Gebote der Arbeit unterworfen haben, während die Adaiel einen ſolchen Dünkel in ihrem Elende beſitzen, daß ſie die Arbeit des Landmannes verachten, und wenn in trockenen Jahren der Ertrag ihrer Heerden ſich mindert, und nicht mehr zum Lebensunterhalte hinreicht, auf Raubzügen das Nöthige ſich ſuchen. Sie ſind wegen ihrer Laſter ſogar ſprüchwörtlich geworden; nach dem Verf. werden ſie von ihren chriſtlichen Nachbarn nicht mit Unrecht folgendermaſſen geſchildert: „Ihre Zungen ſind lang zum Lügen-Schwatzen, ihre Arme zum Stehlen fremden Eigenthumes, und ihre Füße zum Davonlaufen wie Memmen am Tage der Gefahr und Vergeltung.“ Der letzte Vorwurf ſcheint nicht weniger begründet als die beyden erſten; nur werden nach den Schilderungen, die der Verf. von den Kriegszügen der Amhara giebt, dieſelben eben ſo oft dieſer Niederträchtigkeit ſchuldig. Es fehlt beyden Völkern jener unternehmende und ritterliche Geiſt, und jene gänzliche Mißachtung perſönlicher Gefahr, welche ihren Erbfeinden, den Galla, eine hauptſächlich kriegeriſche Richtung gegeben haben, worunter Adaiel und Amhara viel zu leiden hatten, und deren ſie nur Meiſter geworden ſind, nachdem die Galla ſich feſte Wohnſitze erobert und friedlichen Beſchäftigungen obzuliegen begonnen hatten.

Die vielfach verzweigten Stämme der Adaiel oder Danakil erſtrecken ſich der ganzen abyſſiniſchen Küſte entlang, und überſchreiten nicht die alpengleichen Gebirgsrücken; daher iſt ihr Gebiet im Norden ſehr ſchmal, erweitert ſich aber im Süden zu einer Ausdehnung von 60 deutſchen Meilen nach Weſten. Waſſerloſe Einöden ſind nur ſelten durch Weideplätze und dünne Wälder unterbrochen. Landbau iſt ganz unbekannt in ihren meiſten Gränzen, wäre auch gegenwärtig nicht mehr möglich auf dem dürren unbewäſſerten Boden, der auch nur ſparſam von oben befeuchtet wird. Die zahlreichen Heerden von Groß- und Kleinvieh, welche den Hauptreichthum der Adaiel ausmachen, müſſen mit vorrückender Jahreszeit von den gewöhnlichen Triften zu den wenigen, oft weit entlegenen Thälern getrieben werden, die ſich eines beſtändigen Waſſerzufluſſes und üppigen Graswuchſes erfreuen. Dieſe wandernde Lebensweiſe bringt die einzelnen Stämme in eine Berührung, die nicht ſelten in einem Kampfe um den Beſitz des unſchätzbaren Striches endigt; daher zu ſolchen Gründen, auf welchen vertragsgemäß mehrere Stämme ſich begegnen müſſen, nur die Weiber und Kinder der Betheiligten zugelaſſen werden, während Handelsreiſen oder Pilgerfahrten die ſtreitſüch-

tigen Männer entfernt halten. Außer den Seehäfen, die von Kaufleuten und Fiſchern bewohnt ſind, finden ſich nur wenige Dörfer im Binnenlande, unter welchen Auſſa, in der fruchtbarſten und waſſerreichſten Gegend gelegen, wegen des Reichthumes, der Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ſeiner Bewohner weithin berühmt iſt.

Das ſonſt ſo armſelige Land beſitzt einen unerſchöpflichen Vorrath von Salz. Erdbeben und vulkaniſche Ausbrüche, denen zum Theile auch der auffallende Mangel an Quellwaſſer und Strömen zugeſchrieben werden muß, haben an der Küſte merkwürdige Veränderungen herbeygeführt, wodurch frühere Theile des Meeres von demſelben abgegränzt und in Binnenſeen verwandelt worden ſind. Der merkwürdigſte dieſer Salzſeen, der Bahr Aſſal im Südweſten von Tadſchura, an welchem dem Reiſenden beſonders dieſe Bildung deutlich wurde, war einſt das Ende einer Bucht, deren Fahrwaſſer am meiſten zur Erklärung der ſtatt gefundenen Veränderung dienen mag.

Die Bucht von Tadſchura iſt ein tiefes enges Becken, von ſteilen Ufern umfangen, und erſtreckt ſich in einer Richtung nach Südweſt gegen 45 engl. Meilen, worauf die beyden Küſten ſich plötzlich dergeſtalt nähern, daß ſie nur einen engen Kanal übrig laſſen, der zu einer zweyten inneren Bucht führt. Dieſer Kanal iſt kaum drey Viertel einer Meile breit, und wird noch durch ein felſiges Eiland verengert; Strudel zur Zeit der Ebbe und Fluth machen die Durchfahrt ſehr gefährlich. Die innere Bucht, 12 Meilen lang und 5 breit, hat zwar ſo ſalziges Waſſer, daß es ein Brennen auf der benetzten Haut bewirkt; doch ſoll Schlamm, der in einer Tiefe von hundert Faden ſich an das Senkbley legt, gar keine Salztheile enthalten. Von vier darin befindlichen Inſeln ſind zwey unfruchtbare Felſen; die dritte, dreyhundert Fuß hoch und unerſteigbar, iſt mit Erde und Pflanzenwuchs bedeckt, während die Abhänge der nächſtgelegenen vierten ganz kahl ſind und unverkennbare Spuren einer ſpäteren vulkaniſchen Entſtehung darbieten als die übrigen Klippen. An dem äußerſten weſtlichen Ende der Bucht befindet ſich eine Lagune, dreyhundert Ellen im Durchmeſſer mit ſechzehn Faden Waſſer, faſt ganz von ſteilen vulkaniſchen Klippen eingeſchloſſen; der Zugang iſt durch ein Corallenriff abgeſperrt, das während der Ebbe ganz trocken liegt. Manchmal ſoll das Waſſer dieſes kleinen Beckens in Strudeln aufkochen, und mit Macht ſich über das Riff ergießen; die Eingebornen ſchreiben dieß einem Zuſammenhange mit den Fluthen des benachbarten großen Salzſees zu, deſſen Fläche von der Höhe des ſie trennenden Lavadammes ſichtbar iſt.

Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß dieſem kleinen Becken, das den ſonderbaren Namen „Quelle des Meeres“ führt, ſo wie der größeren inneren Bucht, genannt Meerbuſen der Gefahr, dieſelbe Abſperrung von dem Meere gedroht hat; ja es gehört nicht viel dazu, den Kanal, der die letztere Bucht mit dem Meerbuſen von Tadſchura verbindet, auszufüllen. Daß noch gewaltige Umwälzungen eintreten können, beweiſen manche Erſcheinungen. Ganz nahe dem Eingange des Kanales noch unterhalb der Fluthmarke findet man während der Ebbe eine heiße Quelle, in deren Waſſer hineingeworfene Krabben ſogleich umkommen; in den Höhlen des zerklüfteten Lavageſteines wird öfter ein Brauſen aus der Tiefe vernommen, ähnlich einem rollenden Donner, doch hat ſeit Menſchengedenken kein Ausbruch Statt gefunden. Für die vergleichungsweiſe kurze Dauer der ſpäteren Eruptionen in dieſer Gegend ſpricht der Umſtand, daß die Lavaſtröme nicht aus alten, von Auswürflingen aufgethürmten Kratern, ſondern aus Spalten in dem Wackengeſteine hervorgebrochen ſind, das hinwiederum auf Porphyr ruht. Erdbeben haben vielfältige Zerſtörung in den mauerartigen Maſſen angerichtet, die übrigens noch wenig verwittert ſind.

Von dieſem Damme führt ein ſehr abſchüſſiger, für Kamele kaum gangbarer Pfad hinab an die Ufer des Salzſees. Der Verf. beſchreibt den keineswegs erfreulichen Anblick folgendermaßen:

Ein elliptiſches Becken, ſieben Meilen in der Querachſe, halb gefüllt mit ſpiegelglattem Waſſer im tiefſten Himmelblau, und halb mit einer feſten Decke von glänzendem ſchneeweißem Salze, eingeſchloſſen von drey Seiten von hohem, heiß ausſehendem Gebirge, deſſen Fuß ſich gäh in die Tiefe des Beckens ſenkt, und an der vierten von rohen halb gebildeten Lavamaſſen, zerriſſen und getrennt durch unerklärliche Spalten, bot das Ausſehen einer verdorbenen, oder wenigſtens unvollendet gebliebenen Schöpfung. Bey dem gänzlichen Mangel des Pflanzenwuchſes und der Thierwelt muß der Anblick dieſer Wüſteney und dieſes Pfuhles, über welche ein dumpfes Schweigen herrſchte, und die für Jahrhunderte der Dürre, Oede und Unfruchtbarkeit geweiht erſcheinen, jeden Beſchauer miß-

muthig machen. Kein Laut wurde gehört, kein Kräuſeln der Wellen geſehen; die geſchmolzene Oberfläche des Sees, gleich polirtem Stahl, lag hier unbewegt von irgend einem Lüftchen. Der Himmel war wolkenlos, und die drohende Sonne, wie eine metallene Kugel in Weißglühhitze, erreichte triumphirend den Zenith in voller Glut mittägigen Glanzes, der in blendendem Schimmer auf das ſuchende Auge des müden Wanderers von den heißen ſchwefeligen Bergen zurückprallte. Etwas wie ein weißer Schaum an den abſchüſſigen Ufern des ruhigen Waſſers ſchien für wenige Augenblicke Bewegung und Fluß zu haben; aber bey genauerer Beobachtung blieb es ganz unverändert — eine kryſtalliniſche Efflorescenz. Vampyre und Ghouls fehlten nur, um die Schreckniſſe dieſes ſchauerlichen Ortes zu vollenden, der wegen ſeiner öden Einſamkeit füglich für den letzten der bewohnbaren Erde gehalten werden mag. Ein ſtarker mephitiſcher Geruch, der das Athmen beengte, erhob ſich aus den ſalzſchwangeren Ausdünſtungen des ſtagnirenden Waſſers. Ein furchtbarer, blendender Widerſchein von der Salzkruſte und den Gypshügeln bedrohte das Sehvermögen, und eine entkräftende Schwere in der beladenen Atmoſphäre wurde eher vermehrt als gehoben durch das feurige Wehen eines verſengenden Nordweſtwindes, der ohne Unterbrechung den ganzen Tag anhielt. Die Luft war entzündet, der Himmel funkelnd, und Wirbel von heißem Sande, die in kurzen Zwiſchenräumen ſich hoch in die Lüfte erhoben, wurden ſo beleuchtet, daß ſie wie Feuerſäulen erſchienen.

Wer wird nicht bey dem Leſen dieſer und der folgenden Stelle unwillkührlich zu dem Ausrufe gezwungen:

Heu! heu! quantus equis, quantus adest viris
Sudor!

Nicht zu ſprechen von dem gänzlichen Mangel an Trinkwaſſer und Futter in einem brennend heißen Striche von fünfzig Meilen, von den vielen verworrenen Päſſen, kaum weit genug, um ein beladenes Kamel durchzulaſſen, von dem bittern Haſſe der blutdürſtigen Stämme, die hier hauſen, von der ſchlechten Beſchaffenheit der Straſſe, wenn man anders einen Pfad ſo heißen darf, der oft mit ungeheuren Lavablöcken geſperrt iſt, und an gefährlichen Abgründen hinführt, ſo mußte ſchon der erſtickende Sirocco, der während der heißeren Monate über die ungeſunde Salzfläche hinſtreicht, binnen 48 Stunden den abgehärteſten europäiſchen Reiſenden niederwerfen. Einigen Begriff von der Temperatur dieſer ſchrecklichen Gegend mag die Thatſache geben, daß fünfzig Pfunde wohlverpackter Wallrathkerzen auf dem kurzen Wege von Tadſchura bis an den Salzſee vollkommen ſchmolzen. Selbſt die Adaiel, welche von Kindheit an gewohnt ſind, die heiße Tehama zu durchwandern, ſprechen davon immer in Verbindung mit dem verzehrenden Elemente, mit welchem es ſo manches gemein hat, und wenn ſie des Salzſees erwähnen, heißen ſie ihn geradezu Feuer.

Die Geſandtſchaft war in dem ungünſtigſten Monate an dieſe gefährliche Stelle gekommen; andere Reiſende haben in den Wintermonaten weniger Beſchwerden daſelbſt gefunden. Alle Karawanen, die von Tadſchura nach Auſſa oder nach Schoa ziehen, ſchlagen den Weg über den Salzſee ein, nicht weil er der nächſte iſt (denn um Zeitverluſt kümmern ſich die Adaiel nicht), ſondern weil ſie hier ihre Ladungen mit Salz vervollſtändigen. Doch gewöhnlich koſtet der kurze Aufenthalt an den verrufenen Ufern einige Menſchenleben; und die Karawanenführer der Geſandtſchaft waren geneigt, das ſchreckliche Unglück, das Meuchelmörder in den Reihen der ſchwer geprüften Reiſenden anrichteten, als eine Art ſchuldigen Tributes anzuſehen. Um vierzig Tage lang eine weiße Feder im Haare und andere auszeichnende Abzeichen führen zu dürfen, trägt der hinterliſtige Adaiel kein Bedenken, wehrloſe Fremdlinge, für deren Blut keine Rechenſchaft gefordert wird, zu morden. Nur die Furcht vor der unausbleiblichen Rache der Verwandten und Stammesgenoſſen eines Ermordeten hält noch diejenigen, welche Ruhm und Ehre in der Anzahl der von ihnen Erſchlagenen ſuchen, zurück von blutigen Thaten an allen, die das Unglück haben, ihnen in dieſer Abenteuerwuth zu begegnen. Keiner darf muthwillig ſeine Familie und ſeinen Stamm in blutige Fehden verwickeln; er würde nicht nur keine Unterſtützung finden, ſondern ſelbſt aus ſeinem Stamme ausgeſtoſſen werden. So ſind auch unter den geſetzloſeſten Völkern gewiſſe nothwendige Beſchränkungen der Leidenſchaften gegeben, die ſich eben ſo wirkſam beweiſen, wie die Geſetze der geordneten Geſellſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortſetzung.)

Auf dem folgenden Marſche durch die traurige Einöde, welche als eine abſchreckende Wildniß, ausgedorrt von der unerträglichen Hitze einer ſenkrechten Sonne, und ganz ähnlich dem Runn von Cutſch beſchrieben wird, wurden die Reiſenden in nicht geringe Verlegenheiten geſetzt durch öfteren Waſſermangel, den Verluſt vieler Laſtthiere, und die fortgeſetzte Feindſeligkeit der rohen Bewohner. Breite Thäler mit ausgetrockneten Strombetten, deren Verlauf meiſtens von S.W. nach N.O. gefunden wurde, Hügelketten von Trapp- und Porphyrgeſteinen, durch Erdbeben zerriſſen und zerklüftet, waren nur ſehr arm an Pflanzen und Thieren. Die Acacia planifrons, Hyperanthera Moringa, Cadaba rotundifolia, Balsamodendron Myrrha und Opobalsamum, Tamarix africana, Rhamnus Napeca, Cissus quadrangularis, Euphorbia antiquorum, Calotropis gigantea, Stapelia pulvinata, ſind die characteriſtiſchen größeren Pflanzen dieſer Gegend. Der Acanthus carduifolius liefert das einzige Kameelfutter; Pferde und Maulthiere ſind auf ein Andropogon angewieſen, das ihnen wegen ſeines ſtarken Geruches widerlich iſt. Antilopen (Mhorr, Saltiana), wilde Eſel, die ganz denen der indiſchen Salzebene gleichen ſollen, und Straußen bewohnen die weiten Strecken, welche für zahmes Vieh zu ſparſam bewachſen ſind. Sie halten ſich in ſo zahlreichen Heerden zuſammen, wie ſie der Verf. in den ergiebigen Jagdgründen Südafrikas oft gefunden hatte; doch die große Ermattung ſeiner Pferde hinderte ihn hier, eine ähnliche Niederlage unter dem ſchnellfüßigen Heere anzurichten, wozu ihn theils eigene Luſt, theils eingetretener Mangel an Schlachtvieh für die zahlreiche Begleitung einlud. Ein Feld von ausgebrannten oder wenigſtens ruhenden Vulkanen, die weithin den Boden wie mit Metallguß bedeckt haben, begränzt in S.W. dieſe unwirthliche Gegend, jenſeits welcher Quellen und Teiche, und damit auch Pflanzen und Thiere häufiger werden. Nirgends aber hat ſich der Adaiel Wohnhütten gegründet, ſondern als ein wahrer armentarius Afer wandert er umher mit aller ſeiner Habe und Familie, unbekümmert um die Zukunft.

Abwechſelnder wurde die Scene, als die Geſellſchaft an die Ufer des Stromes gelangte, der alle Waſſer des Oſtabhanges der ſüdabyſſiniſchen Gebirgsreihe ſammelt, und in einen See ergießt, welcher wahrſcheinlich mit dem nahen Meere in unterirdiſcher Verbindung ſteht. Die Bänke dieſes Fluſſes, Hawaſch, ſind mit Waldungen von Acacien, Tamarinden, Tamarisken, Feigen- und Citronenbäumen bedeckt, deren Stämme noch durch Schlinggewächſe zu einem Dickichte verflochten ſind, durch welches nur die rieſige Stärke des Elephanten und Nashornes ſich Bahn brechen kann. Der Verf. beſchreibt eine Nachtwache in der Mitte von wilden Thieren aller Art, die zum Theil durch einen ſonderbaren Zufall herbeygelockt waren.

Viel Schwierigkeit fand man, die Pferde und Maulthiere über den tiefen Fluß zu bringen. Ein eigenſinniger Eſel, der nur zu gut ſeine Unfähigkeit zu ſchwimmen kannte, und durchaus nicht in das Waſſer wollte, wurde mit Gewalt an einem Stricke hinübergezogen; aufgeblaſene Schläuche ließen ihn zwar

Digitized by Google

nicht ſinken, da er aber ſeinen widerſpenſtigen Kopf nicht über der Oberfläche hielt, landete er mit zum Berſten gefüllten Seiten von verſchlucktem Waſſer. Sein Beſitzer, ein alter Wäſcher aus Indien, der ihn wie ſeinen Augapfel liebte, folgte in ſeiner Einfalt dem ſcherzhaften Rathe, durch Aufhängen an den Hinterfüßen das Waſſer wieder auslaufen zu laſſen. Ein Blutſchlag war die Folge. Unter lauten Klagen des betrübten Beſitzers wurde der Leichnam etwa zwanzig Fuß über das Lager hinausgeſchleppt, und kaum war die Nacht hereingebrochen, als ſchon die gräulichen Würger ſich ſammelten, und ungeachtet eines lodernden Wachfeuers, das man unterhielt, um den Beſuch des Herrn der Wildniß abzuhalten, ihren Fraß begannen mit dem eigenthümlichen Bellen der Befriedigung. Während der Regen in Strömen herabfiel, ertönte ein beſtändiges Lachen der höchſten Luſt, das durch alle die verſchiedenen Töne einer reinen Kehle lief, unter dem Zermalmen von Knochen und Verſchlingen von Fleiſch. Manchmal unterbrach das tiefere Brummen eines größeren Raubthieres die hölliſche Muſik, worauf wieder ein gellendes Gelächter einfiel, wie von einer wahnſinnigen Rotte. Blendende Blitze erleuchteten die Scene dieſes Mitternachtsmahles; das Krachen der Aeſte im nahen Walde kündigte den nächtlichen Einbruch des Elephanten und Nilpferdes an; lautes Gebrüll und Schnauben fehlte nicht, um das Concert am wilden Hawaſch zu vollenden, und lange ehe der Morgen graute, war das Aas gänzlich verſchwunden, begraben ſelbſt bis auf den Schädel in dem Magen der lachenden Hyäne.

Der Hawaſch ſchwillt in der Regenzeit bedeutend an, und wo die Karawanen gewöhnlich überſetzen, überfluthet er ſeine Bänke, die aus angeſchwemmtem Lande beſtehend nur 18 — 20 Fuß hoch ſind. Er läßt dann auf beyden Ufern kleine Seen zurück, von denen einige auf dem linken ſo tief ſind, daß ſie nicht austrocknen, und zahlreiche Nilpferde bergen. Den allzeit hungrigen Kameltreibern und Führern verſchaffte hier die ſichere Hand des geübten Jägers eine ſeltene Mahlzeit durch die Erlegung eines ſolchen Ungeheuers, das mit einer einzigen in ein Auge beygebrachten Kugel gefällt wurde. Mit nicht geringerer Gier, als kurz zuvor die Hyänen gezeigt hatten, ſchritten ſie an die Zerſtückung und Vertheilung des fettigen Fleiſches; und nicht lange währte es, ſo war von dem gewaltigen Thiere nur noch ein Haufen Knochen übrig, indem ſelbſt die zolldicke Haut zu Schilden und Peitſchen ausgeſchnitten wurde. Die Waffen der Adaiel ſind ganz unzureichend zur Bewältigung der größeren Dickhäuter; und da ihnen auch die nöthige Liſt und Energie mangelt, womit andere jagdluſtige Stämme ihre eben ſo einfachen Angriffswaffen den unbändigſten Thieren furchtbar machen, müſſen ſie den ungleichen Kampf vermeiden, und die beſten Striche ihres Landes, die Flußufer, dem Wilde überlaſſen.

Von dem linken Ufer des Hawaſch dehnt ſich eine ſanft anſteigende Ebene aus bis an den Fuß der Gebirge von Schoa. Obwohl der vorzügliche Boden durch periodiſche Regen und oft austretende Bäche ausnehmend fruchtbar gemacht wird, und bey einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß über dem Meere die mittlere Temperatur des Jahres gemäßigt erſcheinen muß, iſt doch dieſer Strich faſt gänzlich verlaſſen, und wird als neutrales Gebiet zwiſchen den Adaiel-Stämmen und den Argobba, den Bewohnern der ſchoaniſchen Provinz Efat, betrachtet. Räuberiſche noch nicht angeſiedelte Gallahorden ſtreifen häufig bis zu den Gränzdörfern, die am Saume der groſſen Wildniß Pflanzungen von tropiſchen Gewächſen beſitzen. Als das abyſſiniſche Reich noch nicht zerſplittert und verarmt war, geboten kaiſerliche Statthalter über das ganze Stromgebiet des Hawaſch, und führten ihre Heerhaufen auch nicht ſelten in die Wüſteneyen der damals ſchon drohenden Adaiel. Die folgenden unglücklichen Kriege zwiſchen den Chriſten und Muhamedanern, in welchen beyde Theile ſo furchtbar litten, daß ſie aus Erſchöpfung den Kampf unentſchieden laſſen mußten, führten zur Einwanderung der Galla, zuerſt in die entvölkerten Ebenen des Hawaſch, ſpäter ſogar in die Mitte des wankenden Kaiſerreiches. Ihr Auftreten war ſo allmählig und im Anfange ſo wenig Schrecken erregend, daß ſie von den Abyſſiniern für Stammesgenoſſen gehalten wurden, die durch Umgang und Vermiſchung mit heidniſchen Gränzvölkern verwildert wären. Aber nach kurzer Zeit traten ſie als Eroberer auf; zahlloſe Schwärme brachen herein, und nahmen eine Provinz nach der andern, ſo daß von dem ganzen ſüdlichen Reiche nur die unzugänglichſten Gebirgsrücken den Chriſten verblieben. Gurague, Enarea, Damot, Schoa und ſelbſt ein Theil von Amhara fielen in ihre Hände,

und wurden ſogleich dauernd beſetzt. In wenigen Jahrzehnden jedoch war die Eintracht, welche ſie unüberwindlich gemacht hatte, dahin; ſie ſchieden ſich in zahlreiche Stämme, welche die bisher an dem gemeinſamen Feinde ſo ſiegreichen Waffen gegeneinander kehrten; die einen hatten ſich friedlichen Beſchäftigungen hingegeben, während die anderen für ihre annoch kriegeriſchen Neigungen Befriedigung ſuchten. Damit war auch der Schrecken ihres Namens gewichen; es war den abyſſiniſchen Fürſten ein leichtes, mit Hülfe geworbener Gallatruppen die in ihr Gebiet eingedrungenen Fremden zu vertreiben. Jedoch die entlegeneren Provinzen des aufgelöſten Kaiſerreiches, aus welchen ſich die Chriſten faſt gänzlich zurückgezogen hatten, blieben fortan in der Gewalt der Einwanderer, und nur in der neueſten Zeit gelang es einzelnen chriſtlichen Häuptlingen, in denen ritterlicher Geiſt wieder erwacht iſt, aus der Zerſplitterung und Uneinigkeit des Volkes der Galla Nutzen zu ziehen, und zahlreiche Stämme derſelben zinspflichtig zu machen. Aber nicht allein die Chriſten litten unter dem Einbruche der Galla; auch den Muhamedanern machten ſie ſich furchtbar durch Eroberung einiger Oaſen der Wüſte, und durch häufige räuberiſche Ueberfälle; und obwohl neuerdings viele Stämme ihren Götzendienſt mit dem Islame vertauſcht haben, bewahren ſie dennoch dieſelbe Feindſchaft gegen die muhamedaniſchen Adaiel, wie gegen die chriſtlichen Amhara.

Dieſe in Abyſſiniens Geſchichte ſo wichtigen Ebenen des Hawaſch ſind noch jetzt häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe. Die Amhara ſteigen herab von ihren uneinnehmbaren Felſen, und rauben die Viehheerden der Galla, die im Winter daſelbſt weiden; mit unmenſchlicher Grauſamkeit rächen ſich die letzteren an dem nächſten wenn gleich ganz unſchuldigen Dorfe. Auch die Adaiel laſſen kein Jahr vorübergehen, ohne ſich an den Galla zu verſuchen, deren Kinder auf den arabiſchen Sklavenmärkten beſonders geſucht ſind. Hart bedrängt von beyden Seiten können die unglücklichen Stämme auch keine Hülfe finden bey anderen, die nach Abſtammung, Sprache und Sitte ihre Verbündeten ſeyn ſollten; und ſie werden in Kurzem gezwungen ſeyn, ſich einem ihrer mächtigen Feinde zu unterwerfen.

Die bergbewohnenden Abyſſinier haben keine Neigung dauernde Niederlaſſungen in der Ebene zu gründen. Sie fürchten mit Recht das ungeſunde Klima der Niederungen, die daſelbſt ſchwer auszurottenden wilden Thiere, und die Leichtigkeit eines plötzlichen Ueberfalles. Der Anblick der Gränze von Schoa gegen die Wildniß des Hawaſch führt den Verf. zu folgenden Betrachtungen:

Von allen natürlichen Gränzen, die im Stande ſind, Nachbarvölker zu trennen, iſt ſicherlich die Reihe alter und neuer Zeugen der ungeſtümen Macht des unterirdiſchen Elementes, wie ſie die öſtliche Gränze von Schoa nachweiſt, die geeignetſte, den geſchiedenen Völkern zu zeigen, daß dem Ehrgeize gewiſſe Beſchränkungen von dem Allmächtigen geſetzt worden ſind. Das abyſſiniſche Gebirge erhebt ſich wie ein Bollwerk aus der oceangleichen Ebene der Adaiel zu einer Höhe, die in einem Aufſteigen von wenigen Stunden einen Unterſchied von 26 Graden des Reaumur'ſchen Thermometers zeigt. Die hochgelegenen Landſchaften verlangen ein anderes Geſchlecht, als die niedrigen, da ſie ſo weſentlich verſchieden ſind in Boden und Atmosphäre; und wirklich werden ſie von ſo durchaus unähnlichen Stämmen bewohnt, als ob ein weites Meer ſie trennte. Ehrſucht führt zuweilen den einen oder den andern Theil über die beſtimmte Gränze, aber eine kurze ſchreckliche Erfahrung auf dem verbotenen Gebiete verfehlt nie, die Unhaltbarkeit der Eroberung darzuthun. Nur der abgehärtete Wanderer und der Seelenverkäufer ſuchen ihren einſamen Weg durch das neutrale Gebiet. Seine verrätheriſche Oberfläche iſt bald mit üppigem Pflanzenwuchſe bekleidet, der nur der Unform des Elephanten, Büffels und Rhinoceros nachgiebt — bald zeigt ſie rieſengleiche Lava, womit in nicht ſehr ferner Zeit die gähnende Kluft das Land ringsum überſchüttete; und während einige dieſer Schichten in den Spalten ihrer dunkeln Abgründe die Regenwaſſer ſammeln, um die rieſenhaften Bewohner der Wildniß zu erfriſchen, entſenden andere aus ihrem heißen Buſen heilſame Quellen, um die Leiden des menſchlichen Geſchlechtes zu lindern. Aber ſelbſt das Gedenken der gegenwärtigen Generation ſpricht davon, daß der Verheerungen noch kein Ende. Vorhandene Krater nehmen in langen Zwiſchenräumen ihr altes Werk der Zerſtörung wieder auf, und gewaltige Erdbeben erſchüttern von Zeit zu Zeit das Land bis zu den Grundveſten des unzerſtörbaren Walles, der von dem Allmächtigen im Herzen des heidniſchen Afrika um die Wohnſtätten einer Million von Chriſten iſt aufgerichtet worden.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

So Hr. L. Dagegen erließ nun Hr. G. K. W. Müller von Raueneck, Ritter, Rechtsconſulent, Hiſtoriograph, auch Mitglied vieler gelehrten Vereine, unter dem 1. Auguſt 1842 von Schleuſingen aus an Hrn. L. ein offenes Sendſchreiben, welches als Beylage IV. des ſechſten Jahresberichtes des hiſt. Vereins zu Bamberg, S. 65 — 67 abgedruckt iſt, in welchem er das Ausſterben der Rauenecke in der Perſon Friedrichs geradezu in Abrede ſtellt und die Linea recta descendens der Friedrich von Raueneckiſchen Kinder, Enkel, Urenkel u. ſ. w. bis auf ſeine Perſon, und, nimmt man hinzu, was er über Friedrichs Vater, Georg, und Urgroßvater, Simeon ſagt, vom Sterbejahre Simeons 1491 bis herab auf ſeine Zeit geführt hat.

Wenn Jemand mit beharrlichem Fleiß und vom Glück begünſtigt die Urkunden ſeiner Familie geſammelt, durchleſen und geprüft hat, ſo ſteht ihm in einer ſolchen Materie ein glaubenerwerbendes Wort vor allen andern, die nicht ſo an der Quelle ſitzen, mit vollem Rechte zu. Wir halten dafür, daß Hr. Müller von R. ſich in dieſem Falle befinde, und ſehen den von ihm verſprochenen näheren Aufklärungen begierig entgegen. Auch Hr. L. wird mit ſeiner Gegenrede nicht ausbleiben, wenn es, was wir im Augenblicke nicht wiſſen, nicht bereits geſchehen ſeyn ſollte. Dadurch aber kann die Wahrheit nur gewinnen. Es ſagt Hr. L., was wir gegen Hrn. M. v. R. bemerken müſſen, nicht, daß Friedrich von R. im Jahre 1550 ohne männliche Nachkommen geſtorben, ſondern es heißt bey ihm, er ſey nach dem Jahre 1550 geſtorben. Und ſo wäre des Hrn. M. v. R. Angabe des Todesjahres Friedrichs nur ein näherer Nachweis dieſes vom Hrn. L. allgemein gehaltenen Ausdruckes.

Zwiſchen Flerſt und Hemmendorf, nordweſtlich von Ebern, in einem Waldbezirk ſoll der Sage nach eine Burg geſtanden ſeyn. Bis in die neuere Zeit wurden auf dieſer Stelle die Eberner Zentgerichte ausgerufen. Jetzt gräbt man die Grundmauern aus und verwendet ſie zu Häuſer- und Straßenbauten. Es iſt dieß ohne Zweifel die Burg Gutenfels, die ſchon 1225 eine Ruine war; der dem alten Castrum naheliegende Wald (Castrum Gvtenfels cum adjacente silua) hat ſich

auch über die Burgſtätte verbreitet und iſt nach langem Streite im 18. Jahrhunderte unter die benachbarten Gutsbeſitzer und Gemeinden in 9 Theile vertheilt worden.

Die Burg Rotenhan, das Stammhaus eines der reichſten und begütertſten Geſchlechter Frankens, „welchem das Vaterland nicht nur große Thaten der Tapferkeit, ſondern zugleich eine ſeltene Pflege der Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt und unausgeſetzte Sorge für den Wohlſtand verdankt“, wurde nach heftiger Gegenwehr und einjähriger Belagerung am 7. Julius 1324 durch Biſchof Wolfram von Wirzburg zerſtört. Hr. L. ſetzt das erſte erweisliche Auftreten der Rotenhane mit Heinrich von Rotenhan in das Jahr 900. Aber erſt von Wernher 1190 (vergl. öſterreich. Stammtafel, Banz II. Anhg. IV.) an und von ſeinem Bruder Winther, Schenk von Rotenhan (1229) iſt eine zuſammenhängende Folge vom Vater auf den Sohn richtig aufzuführen, welcher Letztere als Stammvater ſämmtlicher Rotenhane zu betrachten iſt, wozu auch die Grafen von Rotenhan zu Untermerzbach gehören, denn ſie haben mit den Freyherren von Rentweinsdorff gleichen Urſprung.

Eiringshofen, von jeher der adeliche Anſitz der freyherrlich von Rotenhaniſchen Familie, ſoll Wolfram II. nach Zerſtörung des Stammſchloſſes erbaut und bewohnt haben. Nach Oeſterreichers genealog. Tabelle wäre es wohl eher Wolfram III. von 1303 — 53 geweſen, als Wolfram II., deſſen Todesjahr Oeſterr. zum J. 1303 ſetzt. Die aufrühreriſchen Bauern zerſtörten das Dorf Eiringshofen, wofür die 3 Brüder von Rotenhan die Entſchädigungsſumme von 1495 fl. erhielten. Das Schloß, in den Jahren 1559, 1588 und 1749 erbaut, gewährt durch dieſe Miſchung der verſchiedenen Bauarten einen ganz beſonderen Anblick.

Das alte Schloß Fiſchbach, welches die von Rotenhan im zweyten Viertel des 14. Jahrhunderts beſaßen, ward im Bauernkriege zerſtört und von dem durch Johann Georg von Rotenhan im J. 1605 neu erbauten ſteht gegenwärtig nur das untere Stockwerk.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortſetzung.)

Ganz augenſcheinlich ſind dieſe Chriſten für ihr getreues Ausharren in den Tagen der Verſuchung geſegnet worden. Sie haben ſich ihrer Dränger, der Bekenner des falſchen Propheten, und der Heiden entledigt und ihr lange vorenthaltenes Erbtheil wieder eingenommen. Aber während ſie mit Glück äußere Feinde von ihren Gränzen abhalten, nähren ſie verderbliche Zwietracht in ihrem Innern. Sie haben offenbar nicht alle Unreinigkeit verbannt, womit ſie während ihrer langen Botmäßigkeit unter den Ungläubigen angeſteckt worden ſind. Der Verf. urtheilt folgendermaßen über den Bildungszuſtand und die Bildungsfähigkeit des abyſſiniſchen Volkes:

In ihrem gegenwärtigen Zuſtande bieten die Abyſſinier die ſonderbarſte Vermiſchung von Eitelkeit, Demuth und Verwilderung, von Frömmigkeit, Aberglauben und Unwiſſenheit dar. Aber im Vergleiche mit anderen Völkern Afrikas ſtehen ſie unzweifelhaft auf einer hohen Stufe; ſie zeichnen ſich in Künſten, Ackerbau, Geſetzen, Religion und geſellſchaftlichen Einrichtungen vor allen den verfinſterten Völkern dieſes Erdtheiles aus. Das wenige vorhandene Gute mag mit Recht den Reſten des Chriſtenthumes zugeſchrieben werden, das, wenn auch auf felſiger Küſte geſtrandet, und in Stürmen von Jahrhunderten herum geworfen, doch noch nicht ganz verſunken iſt. Aber von der gegenwärtigen Entartung dieſes Volkes, das chriſtliche Glaubenslehren als Erbgut verwahre, kann man lernen, wie gänzlich unwirkſam das Bekenntniß und die Befolgung der äußeren Formen des Chriſtenthumes iſt, wenn es nicht unterſtützt wird durch hinlängliche Geiſtesbildung, um deſſen Geiſt und Wahrheiten in dem Herzen des natürlichen Menſchen Wurzel ſchlagen, und an ſeinem Charakter Früchte bringen zu laſſen. Es giebt vielleicht keinen anderen Theil des ganzen Feſtlandes, welchem man mit beſſerem Enderfolge europäiſche Bildung beybringen könnte; und obgleich Abyſſinien jetzt zu einem unbedeutenden Reiche herabgeſunken iſt, könnte es doch unter gehöriger Leitung und Führung die Verbeſſerung des Looſes aller Nachbarvölker erzielen, während es ſelbſt ſeine frühere Stellung als erſte Monarchie Afrikas einnehmen würde.

Die ausgezeichnete Fruchtbarkeit des Bodens, das glückliche Klima, die Arbeitſamkeit und Ordnungsliebe der Bevölkerung verſprechen allerdings viel, und die Abyſſinier wären wohl würdig, in die Reihe der handeltreibenden Nationen des Oſtens einzutreten. Aber bis jetzt hat ehrlicher Handel noch mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, da noch keine in das Innere des Landes ſchiffbaren Flüſſe aufgefunden, keine Straſſen in den unwegſamen Gebirgen gebaut, keine Sicherheit in den Geſtadeländern hergeſtellt, und kein Verbot des Sklavenhandels erwirkt iſt. Dieſe zum Theil natürlichen Hinderniſſe eines regelmäßigen und lebhaften Verkehres mit überſeeiſchen Nationen werden wohl den erwünſchten Zeitpunkt noch weit hinausrücken, wann Wohlſtand und damit auch Bildung bey dem noch auf ſich ſelbſt angewieſenen Volke einzieht, und daſſelbe befähigt zu ſeiner Aufgabe, ein Licht unter den Heiden zu ſeyn.

Der natürliche Reichthum des abyſſiniſchen Gebirgslandes beſteht mehr in der Fruchtbarkeit der Oberfläche, als in Ergiebigkeit der noch wenig aufgeſchloſſenen Tiefe, oder in beſonderen Vorzügen der jagdbaren Thiere und der Viehzucht. Bis jetzt

Digitized by Google

zwar hat ſich der Landbau faſt nur auf Getreide und Baumwolle beſchränkt, da andere Bodenerzeugniſſe nur geringes Bedürfniß im Lande ſelbſt, und keine Nachfrage im auswärtigen Handel finden. Aber in der Cultur dieſer beyden Ackerpflanzen leiſten die Abyſſinier Außerordentliches. Nicht nur einige, dem Oſten eigenthümliche, ſondern faſt alle in Europa cultivirten Cerealien werden in einer Mannigfaltigkeit, Güte und Menge erzeugt, wie vielleicht an keinem andern Punkte der Erde. Von Waizen allein unterſcheidet man vierundzwanzig Sorten, von Gerſte ſechzehn, von Roggen zwey, von Haber zwey, von hirſeähnlichen Samen vier, von Mais zwey, und von Moorhirſe achtundzwanzig. Die drey letzteren gedeihen am beſten in den tiefen Thälern, während die übrigen die Seiten der Berge bis zu den höchſten bewohnten Punkten, gegen 9000 Fuß über der Meeresfläche, bekleiden. Bey der großen Regelmäßigkeit der Jahreszeiten iſt Mißwachs des Getreides ſelten; aber durch Hagelſchlag, heftige Regengüſſe, Heuſchrecken-Fraß und Mehlthau werden öfter bedeutende Striche ihrer Ernte beraubt. Mit Ausnahme des Habers dienen ſie alle zum Gebrauche des Menſchen als Mehl und Malz; Gerſte und Moorhirſe ſind auch Pferdefutter und werden zu den Adaiel verführt. Das Mahlen des Getreides, ein Geſchäft der Weiber und Sklavinnen, geſchieht auf einer rohen Handmühle. Die Abyſſinier haben die Tradition, daß in uralter Zeit die Kunſt Mehl zu mahlen unbekannt, dafür der noch jetzt häufige Gebrauch, die ganzen Getreidekörner ohne weitere Zubereitung zu eſſen, allgemein geweſen ſey. Da ſchickte Gott in der Geſtalt einer armen Magd eine Wohlthäterin, welche nicht nur die unſchätzbare Erfindung, wie ſie jetzt beſteht, lehrte und verbreitete, ſondern auch durch andere Wunder ſich als eine nicht geringe Heilige erwies. Als ſie nämlich eine große Maſſe Getreides, das ſie mahlen ſollte, durch einfache Berührung in Mehl verwandelt hatte, wollte der Dienſtherr den bedungenen Lohn ihr vorenthalten, weil nicht durch ihre Arbeit das Werk geſchehen ſey. In dem Streite, der ſich deßwegen entſpann, verhalfen ihr die Schäfer zu ihrem Rechte; und aus Dankbarkeit gegen dieſelben legte ſie den Gläubigen die Pflicht auf, jährlich an einem gewiſſen Feſte die Schäfer mit Brod zu ſpeiſen; über den harten Dienſtherrn aber, und alle ſeine Freunde und Beſitzungen brachte ſie die Strafe von Sodom und Gomorrha; der geheimnißvolle, gefürchtete See Alobar in der nordweſtlichſten Provinz von Schoa birgt den Schauplatz dieſes Wunders.

Waizenbrod iſt, da es auch im heiligen Abendmahle als Hoſtie genoſſen wird, für eine ſo koſtbare Gabe Gottes geachtet, daß wenn zufällig ein Stück im Feuer ungenießbar wird, oder gar einem Hausthiere zur Beute fällt, Mangel und Hungersnoth befürchtet wird. Nur die Wohlhabenderen genießen geſäuertes Waizen- und Roggenbrod. Das Mehl der hirſenartigen Samen wird zu ungeſäuerten Kuchen und einer Art Polenta verwendet. Der Verbrauch von Gerſte und Moorhirſe zu einem wenig gegohrenen, geſchmackloſen Biere iſt allgemein, um ſo mehr, da die Bereitung des Methes nur dem königlichen Haushalte zuſteht, und außer dieſen beyden kein anderes Getränke bekannt iſt.

Der Baumwollenſtrauch erfordert gegen Wind und Wetter geſchützte, leicht zu bewäſſernde Felder; daher wird er ſelten an den Bergabhängen, gewöhnlich in den Thälern an den Flußufern angepflanzt. Zwey ſehr auffallend verſchiedene Arten werden auf einem Felde vermiſcht angetroffen; die eine erreicht eine Höhe von ſieben Fuß, hat tief geſpaltene, kleine Blätter, eine kleine Blumenkrone; die Samenkörner ſind vollkommen mit einem dichten Filze überzogen. Die andere Art bleibt niedrig und wächſt in dem Schatten der erſteren; ſie hat größere Blätter und Blumen, und ihr Same iſt nur mit wenigen kurzen Haaren beſetzt. Bey dem Einſammeln der Kapſeln werden beyde Sorten ſorgfältig unterſchieden, da ſie nicht von gleicher Güte ſind. Die Wolle der erſteren iſt kurz und grob, und heißt Baumwolle von Efat, da ſie in dieſer Provinz einheimiſch ſeyn ſoll; die zweyte, genannt Gondar-Baumwolle, da ſie erſt aus dem nördlichen Abyſſinien hieher verpflanzt worden, iſt lang, leicht, fein, ſeidenglänzend, die oſtindiſche übertreffend, und der amerikaniſchen gleich. Beyde Pflanzen dauern ſechs bis ſieben Jahre, gewöhnlich aber werden ſie nach dem vierten Jahre nahe der Wurzel abgeſchnitten, worauf die neuen Schößlinge noch mehrere ergiebige Ernten tragen. Von einem Strauche der gröberen

Sorte erhält man zweymal jährlich zwiſchen vier und fünf Pfund Wolle, von der vorzüglicheren Art etwas weniger. Die Samenkörner läßt man einige Zeit in Aſche liegen, und reibt ſie vor dem Stecken mit Lehm, damit ſie ſchneller keimen. Wo es thunlich iſt, werden die Felder oft überſchwemmt. Die Heuſchrecken berühren den Strauch nicht, Vieh und Wild aber muß ſorgfältig abgehalten werden. Die Samen ſind Nahrungsmittel und Futter in Zeiten des Mangels. Adaiel und Galla kleiden ſich in die ſtarken Zeuge, welche der abyſſiniſche Weber auf einem ſehr kunſtloſen Webeſtuhle zu bereiten weiß.

Schotengewächſe ſind nach dem Getreide und der Baumwolle die wichtigſten Culturpflanzen in Schoa. Pferdebohnen bilden friſch und roh eine Lieblingsſpeiſe aller Klaſſen; trocken werden ſie den bevorzugten Maulthieren verfüttert. Kichererbſen, Linſen, gewöhnliche Erbſen und Bohnen verhelfen dem Abyſſinier zu einer Abwechſelung in den Gerichten während der ſchweren, langwierigen Faſtenzeit, in welcher auch Neſſeln, Sauerampfer, Kohl und Kürbiſſe genoſſen werden. Die Kartoffel, Eierpflanze, Tomata und Yam ſind noch nicht eingeführt. Weniges Zuckerrohr wird an den heißeſten Stellen der öſtlichen Provinz gebaut, jedoch nur roh verzehrt, ſo wie auch die ausgezeichnet zuckerhaltigen Halme einer gewiſſen Art Moorhirſes. Tabak als perennirende Pflanze liefert ein ſehr geringes Blatt. Brennöl wird gewonnen aus den Samen des Leines, einer gewiſſen Kohlart, des Safflors und der Polymnia abyssinica, vorzüglich aber aus den beyden letzteren. Die Benützung der Indigopflanze und des Flachſes iſt nicht bekannt, eben ſo wenig Seidenzucht. Koriander, Schwarzkümmel, Senf, und beſonders ſpaniſcher Pfeffer ſind die einheimiſchen Gewürze; die ſehr beliebte, als Tauſch-Artikel begierig geſuchte Frucht der Pfefferrebe muß noch von auswärts bezogen werden.

An Obſtfrüchten hat Abyſſinien einen auffallenden Mangel. Der Dattelbaum und andere Palmen gehen nicht über die Seeküſte hinaus; außer dem Piſange, der eingebürgert iſt, werden als große Seltenheit hie und da Granatäpfel, Pfirſiche, Pomeranzen und Weintrauben gezogen. Von wildwachſenden Früchten iſt nicht viel Brauchbares vorhanden; kleine Citronen, geſchmackloſe Feigen, die Steinfrüchte des Rhamnus Nupecu, der Cordia abyssinica und einer Flacourtia, und die Beeren einiger Rubus-Arten werden ſelten den Affen ſtreitig gemacht. Kaffee der beſten Sorte, der im europäiſchen Handel Mokka-Kaffee heißt, wächst wild in den von Muhamedanern bewohnten Bezirken; die Chriſten laſſen den Strauch nicht aufkommen und verabſcheuen die Benützung der Bohne als einen weſentlich muhamedaniſchen Genuß.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Lichtenſtein, das Stammhaus der einſt ſo blühenden Freyherren von Lichtenſtein ward gleichfalls durch die Bauern zerſtört, und, wie es ſcheint, nicht wieder erbaut. Die maleriſchen Ruinen, darunter ein rieſiger Wartthurm, überſchauen die weite Hochebene und das breite Baunachthal. Die Lichtenſteiner treten bereits in der letzten Hälfte des XI. Jahrhunderts an der Baunach auf. Den Abt Karl von Banz aus der Familie von Lichtenſtein hat Oeſterreicher S. 157 geradezu geläugnet und ebenſo den Eberhard, als von welchem keine Urkunde Meldung macht, aus der Reihe der Banzer Aebte geſtrichen, S. 160. Die Lichtenſteiner Beſitzungen hat in neuerer Zeit Hr. Graf von Rotenhan in Merzbach an ſich gebracht.

Die größte Ruine in Deutſchland iſt nach der Heidelberger die von Altenſtein, von deren Trümmern herab eine herrliche Fernſicht ſich darbietet. Dieſe Burg war das Stammhaus der Freyherrn von Stein zu Altenſtein. Die Bauern haben ſie gebrochen; ſie wurde jedoch wieder aufgebaut; im Schwedenkriege wurde der Burgherr Caspar von Altenſtein am 8. Dezbr. 1631 von feindlichen Reitern erſchoſſen. Hans von Altenſtein ſoll bereits 938 vorkommen? — Die Geſchichte von den nach geſchehener Einnahme der Burg auf Befehl des Wirzburger Biſchofs enthaupteten eilf Gebrüdern von Altenſtein, und wie der Biſchof dem zwölften, Herdegen von A. die altenſteiniſchen Güter zu Lehen auftrug, iſt hier mit Hinweiſung auf Gropp II. 407 kurz erzählt.

Gelegentlich des Schloſſes Birkenfeld, welches ſpä-

Digitized by Google

ter an die Familie von Hutten kam, wird dieß edle Geſchlecht gleichfalls vom Hrn. L. in ſehr alter Zeit vorkommend angegeben. Ehrenreich von Hutten wäre als Marſchalk des Abtes von Fulda gegen die Hunnen dem Kaiſer zu Hilfe gezogen? — Hr. L. zählt ſodann von den Orten Leuzendorf, Weiſenbrunn (Herold von Wizenbrunn, 1177), Burgpreppach (Breitebach 1158, Rumold und Gerung de Br.), Ditterswind (1182), Bettenburg (meraniſch, dann Bambergiſch, hierauf Hennebergiſch, endlich dem Geſchlechte der Truchſeſſe von Wetzhauſen ſeit 1343 bis heute zuſtändig), Walchenfeld, Schweinshaupten (1170, das Geſchlecht derer von Schw. ſtarb mit Wilhelm von Schw. 1600 aus), Stöckach und Bundorf (800, 811, 24. Febr.) die merkwürdigſten geſchichtlichen Momente und den Wechſel ihrer Beſitzer auf, wie ſich dieſelben aus Urkunden und Akten herausſtellen.

Um 1517 vereinigte ſich die zahlreiche Ritterſchaft zum Canton Baunach, der im J. 1807 aufgelöst worden iſt. Seine Kapitalien wurden dem Staatsärar überwieſen, und von allen Adelsgeſchlechtern des Mittelalters in dieſer Gegend haben ſich nur 4, die von Rotenhan, von Altenſtein, von Truchſeß und von Fuchs erhalten.

Die alten Hoch- oder Heerſtraßen ſind überall auf den Bergrücken gebahnt und ziehen ſich daher immer zwiſchen zwey Thälern hin, nur im unvermeidlichſten Fall ſenken ſie ſich in die Thäler, um bald wieder die Höhen zu gewinnen. Sie halten, wie die römiſchen viae militares, die geradeſte Richtung ein und gehen entweder über heidniſche Grabhügel oder doch in deren Nähe vorüber. Eine ſolche Straße iſt der ſogenannte Rennweg oder Rennſteig, auch die hohe Waldſtraße geheißen. Nach J. Wern. Krauß in Hildburghauſen: „gründlicher Nachricht von dem alten Pago Hassgau. 1762. 4." Manuſcript, ſind dieſem Gelehrten noch oben auf dem Haßberg die Marktſteine gezeigt und dabey gemeldet worden, daß derſelbe (Rennweg) ſich nordweſtwärts gegen Heſſen, und ſüdoſtwärts gegen den Böhmerwald erſtrecke. Vom Haßberg geht dieſe Straße auf Manau, an den Bramberger Wald oberhalb Goßmannsdorf, Unfind, Königsberg auf Göslau, und von da weiter durch den Stettfelder Wald nach Bamberg oder daſige Gegend, nirgends von einem Fluße durchſchnitten, immer auf den Höhen fortlaufend. Dieſe Hochſtraße, bemerkt Hr. L., und auch Greb, endigt ſich bey Dörfleins, wo ſich der Uebergang noch bis auf den 30jährigen Krieg durch eine feſte (?) Brücke bey Hallſtadt erhalten hat. Wahrſcheinlich die vom Feldmarſchall Horn abgebrannte hölzerne Brücke (Ludewig scptt. rer. Bbgens. S. 1031), deren Pfähle der Unterzeichnete bey niederm Waſſer noch geſehen hat. — Die zweyte Hochſtraße zieht ſich von Königshofen bis Baunach meiſtens durch Waldungen, keine Orte berührend; bey Baunach gieng ſie über dieſen Fluß und verband ſich mit der von Magdeburg und Erfurt auf Forchheim (805) ziehenden. Dieſe Baunachſtraße (hier iſt wohl die Abtheilung von Königshofen bis Baunach gemeint), welche von Niederſachſen nach Nürnberg führte, war in früherer Zeit ſehr beſucht; durch die neu angelegten, obgleich weitumführenden Chauſſeen der Nachbarſchaft iſt ſie — bis auf die neueſten Zeiten — ganz verödet, der Handel und die Gewerbe geſunken und die Gegend faſt verarmt. Aus dem zeither über die Geſchichte Vorgetragenen ergiebt ſich, daß die Baunachgegend die Stätte alter Orte und Schlöſſer ſey.

Kriege und Fehden der Ritter ꝛc. ſind der Gegenſtand des letzten Hſts. — Die Bewohner dieſer geſegneten Gegend wurden gar ſehr durch häufige Kriege und die in ihrem Gefolge befindlichen Morde, Verwüſtungen, Hungersnoth und Krankheiten heimgeſucht. — Der Möglichkeit, daß Hunnen bis hieher im Jahre 955 (im Auguſt deßſelben Jahres die Lechfeldſchlacht) vorgedrungen, wird mit Bezug auf den Hunnenberg bey Untermerzbach erwähnt, ſo wie der Wanderzüge nach dem hl. Grabe und der Fauſtrechtszeit. — Vor ihr ſchon ließ der große Barbaroſſa 1168 (M. B. 29. 1. S. 387 und 392) das Raubſchloß Bramberg zerſtören. Wie das Schloß Rotenhan gebrochen wurde, iſt oben erzählt. — Ebern ſchloß ſich im Jahre 1397 gegen den Biſchof Gerhard zu Wirzburg an den fränkiſchen 11 Städtebund (Wirzburg, Gerolzhofen, Karlſtadt, Haßfurt, Meiningen, Königshofen, Mellrichſtadt, Fladungen, Schwarzach, Seßlach und Ebern), um ſich in den Schutz des Kaiſers und Reiches zu begeben; aber ſchon 1399 kehrte die Stadt zur Unterthänigkeit unter den Biſchof zurück, der ihr auch alle ihre „Rechte, Freyheiten und Gewohnheiten, die ſie von Alters her von Uns," — ſagt der Biſchof —, „und Unſerm Stift gehabt haben," wieder gab. Auch mit mehreren Rittern hatten die von Ebern Fehde zu beſtehen, z. B. mit Heinzen Hoſenknopf 1398, der die Urphed ſchwören mußte (die Original-Urkunde auf Pergament befindet ſich noch in Ebern), mit Martin Loßberg, welchen die Bürger von Ebern ſammt ſeinem Knecht 1399 fiengen und der ſich mit 212 fl., nach Hrn. L. mit 302 fl., löſen mußte, nebſt dem Verſprechen, ſeine Helfershelfer niederzulegen (Greb).

Im Jahre 1500 wurden die von Rotenhan von den Lichtenſteinern und Raueneckern überfallen. Ob der Baunachgrund Huſſiten geſehen, bezweifelt Hr. L.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortſetzung.)

Von den wilden Arzneygewächſen, die in Abyſſinien ſich finden, ſind nur wenige daſelbſt bekannt und in allgemeinem Gebrauche, hauptſächlich ſolche, die gegen die beſchwerliche und häufige Helminthiasis wirkſam gefunden werden. Andere ſind in der Hand des Beſchwörers von Krankheiten bald unſchädliche, bald gefährliche Mittel, deren Anwendung theils auf ſehr zweifelhafter Erfahrung, theils auf entwürdigendem Aberglauben beruht. Nicht nur auf den Tag und die Stunde der Einſammlung, ſondern auf noch viel geringere Nebenumſtände wird Gewicht gelegt, z. B. ob ein ſilberner Ring an dem Finger ſich befand, der das Kraut pflückte; ob der Schatten des Sammlers nicht vorher auf die Pflanze gefallen war, und ob dieſer durch Faſten und Gebet gehörig ſich vorbereitet hatte. Die unter Beobachtung der gehörigen Formen geſammelten Arzneyen ſollen nicht nur das ausgebrochene Leiden augenblicklich heben, ſondern ſelbſt, wenn am Körper als Amulet getragen, jede Wiederkehr des Uebels verhüten. Weniger graß ſind die Vorſtellungen der Muhamedaner von der Wirkſamkeit der wenigen, einfachen Mittel, deren ſie ſich bedienen.

Die dichte Bevölkerung von Schoa hat allmählig die Wälder bis auf wenige beſchränkt, die nur durch die ſchlechte Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem ſie ſtehen, geſchützt ſind. Sie beſtehen hauptſächlich aus einem rieſenhaften Wachholder (Juniperus excelsa), einem wilden Oelbaume und mehreren Feigenarten als Hochſtämmen, und einem Unterholze von Eiben (Taxus elongata), Flacourtia, Rosa abyssinica, Rubus pinnatus, Berberis tinctoria und vielen baumartigen Pflanzen aus der Familie der Compositae. Der Wachholder iſt als ein Baum der Trauer um die Friedhöfe gepflanzt, wie in der Levante die Cypreſſe, und mit ſeinen Zweigen wird das friſche Grab ausgekleidet, ehe es den Leichnam aufnimmt. Die Nähe der Eibe wird vorſichtig gemieden, da ihr Schatten und ihre Ausdünſtung ſchädlich ſeyn ſoll. Der Oelbaum trägt ſehr kleine unbenützte Früchte, von denen der zierliche, harmloſe Colobus Guresa ſich nährt.

Die Zahl der in den Gebirgen von Schoa hauſenden Raubthiere iſt nothwendig ſehr beſchränkt bey der großen Ausbreitung der Bodencultur, dem Mangel an ausgedehnten Waldungen und anderen Bergungsörtern, und der unabläſſigen Verfolgung, während in der dünn bevölkerten Ebene der Adaiel dem Menſchen noch immer die Herrſchaft ſtreitig gemacht wird. Der Löwe hat ſich in die Wildniſſe am Fuße der Gebirge zurückgezogen, wo ihm der Büffel und die verſchiedenen Antilopen zur Beute fallen. Aber die Leoparden ſind weder vertrieben noch ausgerottet; mit vieler Liſt entgehen ſie Fallgruben, Fußeiſen und anderen Schlingen, und retten ſich aus allgemeinen Treibjagden. Wenn ſie aber umſtellt ſind, verlieren ſie allen Muth, und werden ohne Gefahr für die Jäger geſpießt. Da ein Fell des Löwen oder Leoparden einen unentbehrlichen Theil der Kleidung eines Vornehmen oder ehrgeizigen Kriegers ausmacht, ſuchen manche die Schlupfwinkel derſelben in den Niederungen auf,

Digitized by Google

wobey der Sieg gar oft dem gereizten Thiere bleibt. Uebrigens bilden ſolche Felle auch einen bedeutenden Einfuhrartikel aus den weſtlichen Galla-Ländern, wo die Löwen jung gefangen und groß gezogen werden ſollen. In den Gebirgen weſtlich vom blauen Nile wird ein ſchwarzer Leopard ſeines überaus geſchätzten Felles wegen gejagt. Hyänen (Crocuta) und Schakale ſind ſehr häufig und vielmehr nützlich als ſchädlich, da ſie in ihren nächtlichen Einbrüchen die Straſſen von allem Aaſe, und in Ermangelung deſſelben von den verwilderten Hunden reinigen. Dieſe letzteren ſind meiſt herrnlos, wie überhaupt im Oſten; nichtsdeſtoweniger kommt Waſſerſcheue ſehr häufig unter ihnen vor, und wird Menſchen und Vieh mitgetheilt. Ein Wolf (Canis Anthus) iſt als ein arger Würger unter den Schafheerden mehr gefürchtet, als alle anderen reißenden Thiere.

Das abyſſiniſche Hornvieh iſt von kleinem Schlage mit dem Höcker des Zebu, und ſo leicht, wie dieſes gebaut. Bald nach der Entwöhnung des Kalbes hört die Milchſecretion auf; Milch und Butter ſind überhaupt kein weſentlicher Theil der abyſſiniſchen Koſt. Die Ochſen werden zum Pflügen und Getreide-Austreten verwendet, hauptſächlich aber nur als Schlachtvieh angeſehen. Die Galla geben ſich viel mehr Mühe mit der Verbeſſerung der Viehzucht; einige Stämme beſitzen eine edle Race von Rindvieh, die ſich durch vier Fuß lange Hörner, beſondere Größe und Stärke auszeichnet. Ebenſo iſt das ungehörnte Schaaf der Galla weit vorzüglicher in Fließ und Fleiſch, als das der Abyſſinier, dem der Fettſchwanz, der bis zu ſechs Pfund ſchwere, geſchätzteſte Theil des geſchlachteten Galla-Lammes, mangelt.

Mit Recht wird in dem ſteilen unwegſamen Gebirge das ſicher fußende, leichter bergan ſteigende Maulthier dem Pferde vorgezogen, obgleich auch dieſes nicht von unedler Art und dem oberägyptiſchen ähnlich iſt. In den Hochebenen gegen Weſten wird der Werth des Pferdes mehr anerkannt als in Schoa, wo es wie der Eſel Laſten tragen muß. Der beyſpiellos wohlfeile Preis von zehn Thalern für die beſten Hengſte, und von zwölf für die Stuten macht ihre Verführung nach Arabien ſehr gewinnreich für die Adaiel, obgleich der Mangel und die Hitze in der Wüſte manches edle Thier verderben. Nach der Tradition erkannte ſchon Adam den hohen Werth des Maulthieres, indem er zehn derſelben mit ſich aus dem Paradieſe nahm.

Von Vögeln hat der Abyſſinier nur das Huhn in ſeinen Haushalt aufgenommen, da Enten und Gänſe für unreine Speiſe geachtet ſind, und der Genuß von Perl- und Rebhühnern, Tauben, Trappen und Schnepfen iſt zwar nicht unterſagt, aber als ſchädlich gemieden. Ueberhaupt iſt Vogelſtellen keines der üblichen Vergnügen, da nur ſelten die Felder in bemerkbarem Grade von den körnerfreſſenden leiden, und die Raubvögel durch Vertilgung von Heuſchrecken und Feldmäuſen ausgezeichnete Dienſte leiſten. Aus dem Vogelfluge nimmt der Wanderer und der ausziehende Krieger Wahrzeichen ab; die Bürzelfedern des Marabu, die Schwungfedern des Hornvogels, die Mantelfedern mehrerer Reiher, die Schwanzfedern des Fliegenſchnappers und Papageys werden als Auszeichnungen für tapfere Thaten in dem Haare getragen.

Die Größe und Anzahl der vorhandenen Süßwaſſerfiſche iſt ſo gering, daß ſie kaum als Nahrungsmittel in Anſchlag kommen; übrigens verbietet die Strenge der abyſſiniſchen Faſten auch ihren Genuß an den meiſten Tagen der Enthaltſamkeit von Fleiſch. Alle Reptilien ſind Gegenſtände abergläubiſcher Furcht und unverſtändiger Verfolgung, obgleich behauptet wird, daß in uralter Zeit ein Mönch von ausgezeichneter Heiligkeit alles giftige Gewürm aus dem Lande verbannt habe. Wirklich werden keine Giftſchlangen in den volkreichen Provinzen gefunden, wohl aber in den Gränzbezirken und der Wüſte, wo die Cerastes häufig vorkommt, und in ihren Hornwarzen ein geſuchtes Geheimmittel liefert. Um das Elend und die Wildheit gewiſſer Negerſtämme auf das grellſte auszudrücken, ſagt der Abyſſinier, ſie ſind ſo von Gott verlaſſen, daß ſie ſich nicht ſcheuen, Schlangen zu eſſen, und ihre Perſonen mit den Gebeinen derſelben zu verzieren.

Bienenzucht bildet einen weſentlichen Theil der Geſchäfte des Landmannes, da ſeine Abgaben an die Krone und unfreywilligen Geſchenke an die Obrigkeit hauptſächlich in Honig und Wachs beſtehen,

Digitized by Google

deren Verbrauch zu Meth und Kerzen in dem königlichen Haushalte ſehr bedeutend iſt. Der König hat ſich nämlich die Verbindlichkeit auferlegt, für den Unterhalt aller Fremden, die ſich an ſeinem Hoflager aufhalten, und ſolcher Beamten, deren Geſchäfte keinen Oekonomie-Betrieb erlauben, zu ſorgen; demnach empfangen aus ſeinen Küchen und Vorrathshäuſern täglich über vierhundert Perſonen an Lebensmitteln und anderen Bedürfniſſen ſo viel als der frugale Sinn des Volkes für nöthig erachtet zu einem behaglichen Leben, und unter die beſondern Annehmlichkeiten eines ſolchen wird mit Recht das nach dem reinen Waſſer vorzüglichſte Getränk des Landes, der Meth, und eine Kerzen-Beleuchtung bey dem abendlichen Genuſſe der dicken, trüben Flüſſigkeit gerechnet. Die Menge des in einigen weidereichen Diſtrikten gewonnenen Honiges iſt erſtaunlich, ſo zwar, daß einer derſelben ſeinen Namen „Es verdrießt mich“ davon erhalten haben ſoll. Als nämlich der Verwalter dieſer Provinz einem der früheren Könige eine ungewöhnlich große Maſſe von Honig als Tribut überbracht hatte, erhielt er ſtatt der gewöhnlichen Dankesformel: „Gott ſchenke euch mehr“, den Beſcheid: „die Menge des bey euch erzeugten Seimes verdrießt mich“ (wörtlich: „ſtinkt vor mir“).

Von ſchädlichen Inſekten werden die Felder und Wieſen oft heimgeſucht, beſonders von Heuſchrecken, die in zahlloſen Schwärmen je nach dem herrſchenden Winde das ganze Land durchziehen, bis ſie von den Stürmen, die den Eintritt der Regenzeit verkündigen, in die Wüſte geführt werden. So gram ſind die Abyſſinier dieſen verderblichen Inſekten, daß ſie es für unmöglich halten, daß Johannes der Täufer ſich ihrer als Speiſe bedient haben ſollte. Wenn ein neuer Schwarm im Anzuge iſt, umgehen die geängſteten Bewohner mit ihren Prieſtern an der Spitze in feyerlicher Proceſſion die bedrohten Fluren, und ſchreyen zu ihren Heiligen um Abwendung der Plage, bis ſie entweder durch das dichte Niederfallen der unerſättlichen Freſſer vertrieben werden, oder dieſelben eine andere Richtung nehmen ſehen; wenn aber die Gefahr ohne Schaden vorüber iſt, vergeſſen ſie gar leicht die unbedachtſamen Gelübde, womit ſie ſich loszukaufen wähnten.

Außer Eiſenerzen und ein wenig Kobalt beſitzt das Königreich Schoa keine Metalle. Gold wird aus den weſtlichen Gallaländern als Sand oder in Barren gebracht, und iſt ſowohl roh als verarbeitet alleinige Zierde der königlichen Perſon und Schatzkammer. In den nördlichen Staaten von Abyſſinien, wo es öffentlich verkauft werden darf, gilt es acht- bis neunmal ſein Gewicht in gemünztem Silber. Dieſes kommt allein aus Arabien als Maria Thereſia Thaler, in deren Annahme die Abyſſinier außerordentlich behutſam und ängſtlich ſind. Sie halten alle Stücke, die nicht eine gewiſſe Jahreszahl und andere Merkzeichen tragen, für unächt: wenn ſolche nichts deſto weniger in Curs gekommen ſind, werden ſie von den Silberſchmieden zu niedrigen Preiſen aufgekauft, und zu allerley Zierrathen verarbeitet. Kupfer, Zink, Zinn, Bley müſſen ebenfalls aus Arabien gebracht werden. An der öſtlichen Gränze von Schoa finden ſich reiche Schwefelgruben, welche der König zur Bereitung des wenigen Schießpulvers ausbeuten läßt. Ein noch viel wichtigeres bis jetzt ganz unbeachtetes Foſſil geht eben daſelbſt an mehreren Stellen zu Tage aus — Steinkohlen von ziemlicher Güte und wahrſcheinlich von großer Mächtigkeit. Aber in Salz ſind die Abyſſinier ganz abhängig von den Adaielſtämmen. Steinſalz in wetzſteinförmigen Stücken von beyläufig einem Pfunde Gewicht, gewonnen in der Salzebene der Schoho, curſiren in ganz Abyſſinien als Geld, indem an Ort und Stelle dreyßig, in Gondar fünfundzwanzig, in Schoa zwanzig, in Enarea und anderen Gallaländern nur neun derſelben auf einen Thaler gehen. Seeſalz in kleinen Trümmern aus dem Bahr Aſſal und anderen Seen der Wüſte der Danakil iſt etwas billiger als das Geldſalz, aber immer noch viel theurer als in den meiſten anderen Ländern, 6 Kreuzer das Pfund. Daher kann der gemeine Mann ſeine Speiſen nicht gehörig mit dem natürlichſten Gewürze verſehen, und behilft ſich zum augenſcheinlichen Schaden ſeiner Geſundheit mit ſpaniſchem Pfeffer.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Wie in allen Theilen des Frankenlandes, ſo wüthete auch an den Ufern der Baunach der furchtbare Bauernkrieg von 1525. Nicht 80 Schlöſſer zerſtörten die meuteriſchen Bauern im Bambergiſchen, ſondern deren bei weitem mehr, wie aus einer im hieſigen k. Filialarchive befindlichen gleichzeitigen und amtlichen Verzeichnung zu erſehen, welche 131 Schlöſſer namhaft macht. Ueberhaupt hätten wir dieſer Darſtellung vom Bauernkriege eine größere Ausführlichkeit gewünſcht, etwa wie ſie Hr. L. vom 30jährigen Kriege gegeben. Das hieſige Filial-Archiv vermöchte in dieſer Beziehung manche anziehende Daten zu liefern, und wir ſind recht gern erbötig, dem Hrn. L. aus unſern Auszügen aus den hieſigen Bauernkriegsakten die einſchlägigen Mittheilungen, z. B. über Reckendorf, Baunach, Stufenberg, Rattelsdorf und Taſchendorf zu machen.

Die faſt ganz Europa bedrohende Türkengefahr gab in Deutſchland der Türkenſteuer ihren Urſprung, welche auch für die Baunachgegenden ſehr drückend wurde. Die Verordnung von 1512 und 1545: „daß täglich Mittags um 12 Uhr durchs ganze Reich eine Betglocke geläutet werden ſoll, um das Volk zum Gebet für die Abwendung der Türkengefahr zu ermuntern,“ kam auch in den Ortſchaften an der Baunach zum Vollzug, und in der Rentweinsdorfer Kirchenordnung von 1612 wird noch befohlen, daß mit der großen Glocke um 12 Uhr zum Türkengebet geläutet werden ſoll u. ſ. w.

Den Verwüſtungen und Gräueln des Bauernkrieges folgte nach kurzer Ruhe der Albertiniſche Krieg. Im J. 1553 zog Albrecht von Brandenburg durch das Baunachthal und richtete großen Schaden an, das Bambergiſche Schloß Stufenberg wurde in einen Trümmerhaufen umgewandelt, Neuſes niedergebrannt, Reckendorf zerſtört, nur Rotenhaniſches Gebiet blieb von Plünderung verſchont, wahrſcheinlich weil deſſen Beſitzer dem Markgrafen eine bedeutende Summe vorgeliehen hatte.

Der entſetzlichſte aller Kriege war jedoch unſtreitig der 30jährige, vorzüglich ſeit Guſtav Adolph nach der Leipziger Schlacht in die fränkiſchen Biſthümer vorgerückt war. Doch im Jahre 1626 ſchon wüthete in Ebern eine Hungersnoth; das Jahr vorher zeigte ſich zu Fiſchbach und Umgegend eine anſteckende Krankheit, die Peſt genannt, woran viele Menſchen ſtarben; dazwiſchen die Durchmärſche kaiſerlicher Kriegsvölker, welche oft auf längere Zeit z. B. in den Winterquartieren zur äußerſten Beſchwerniß der Bewohner hier verweilten. Mitten unter dieſen Drangſalen der Verſuch von Seite der geiſtlichen Fürſten, die zum Proteſtantismus abgefallenen Bewohner der Orte Mirspach, Merzbach, Pfarrweiſach, Lenzendorf, Gereuth, Bundorf, Reckendorf u. ſ. w. wieder katholiſch zu machen, was natürlich durch die ſchwediſchen Waffen und ſeit der förmlichen Beſitzergreifung des Biſthums Wirzburg durch die Krone Schweden vereitelt ward. Das Elend in dieſen Gegenden, vorzüglich in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts war gränzenlos. „Die Männer waren faſt ſelten geworden, manche Aecker ſind mit Holz bewachſen.“ „In Neuſig waren alle Leute weg, bis auf eine Wittwe“ u. ſ. w. Und noch lange hinaus fühlte man die Nachwehen dieſes unheilvollſten aller Kriege, welche jemals in Deutſchland gewüthet, ſo daß auf der Flur ganzer Ortſchaften Nichts gebaut ward; an andern Orten z. B. in Treinfeld wußte man im Jahre 1681 nicht mehr, wie viel Aecker und Wieſen zu jeder Sölde gehörten. Rentweinsdorf zählte 1646 nur 3, das folgende Jahr 4 Einwohner; der Gottesdienſt wurde ein halbes Jahr lang nicht abgehalten, da der Pfarrer zu Koburg war. Die Leute zogen wegen Mangels an Vieh ſelbſt den Pflug, anſteckende Krankheiten ſtreckten die Bevölkerung ganzer Dörfer auf das Lager und rafften ſie hinweg; die Geſunden giengen betteln. Der Pfarrer von Irſſerndorf hatte von ſeinem Zehnten an Gänſen und Schafen in 3 Jahren gar keine ſolche Thiere geſehen; „ſintemal die Bauern gar nichts haben, und nicht einmal die groben Kleiekuchen zu eſſen haben.“ —

Man aß Kleienbrod, darunter Eicheln und dürre Feldbirn gemiſcht. „Die Bauern haben nichts geſäet, davon man in dieſem (1634) Jahr leben könnte.“ — „Leute, die ſonſt 4 — 5000 fl. Werth hatten,“ heißt es aus dem Amte Raueneck, „gingen mit Weib und Kind davon nach dem lieben Brod.“ Die Hungernden zogen mit dem Kriegsvolk. So fielen 50 Reiter in Eßlach ein; in ihrem Gefolge waren 100 Bauern, die im Städtchen 50 Wagen beluden, die Bürger plünderten und die Vorräthe, wo ſolche etwa augenblicklich aufgehäuft waren, hinwegnahmen. Nirgends Sicherheit.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortſetzung.)

Die Bevölkerung dieſes alſo ausgeſtatteten Landes kann keinen Anſpruch machen auf hohe geiſtige Anlagen und Schönheit der Körperbildung. Kaukaſiſche Geſichtszüge ſind vorherrſchend unter den Amhara; aber die Farbe geht durch alle Schattirungen von dem Olivenbraun des Egyptiers bis zum Kohlſchwarzen des Negers. Eine Annäherung an die dicke Lippe und platte Naſe des letzteren ſieht man nicht ſelten, aber die Länge und Feinheit des Haares bezeichnet unveränderlich den großen Unterſchied, der zwiſchen den beyden Racen Statt findet. Die Männer ſind groß, ſtark und wohlgebaut, durchaus ſchwarzhaarig, mit ſpärlichem Barte; die Weiber, obgleich ebenmäßig, ſind kaum weniger männlich. Schönheit iſt unter ihnen eine Seltenheit, und ihre Bemühungen, das breite, von Natur ausdrucksloſe Geſicht zu verunſtalten, gelingen ihnen in der That. Alle Barbaren halten gewiſſe Ungeſtalten und Fratzen für Vollkommenheit, und ſuchen durch eine Vermehrung ihres wilden Ausſehens ihre Schönheit zu heben. So reißt das Amhara Mädchen die Augenbrauen aus, und malt ſich an deren Stelle zwey lange ſchmale Bögen mit einer dauernden blauen Farbe. Die Folge iſt ein gedankenloſes, aberwitziges Ausſehen, welches in der vornehmen Dame noch erhöht wird durch ein Bepflaſtern der Wangen bis unter die Augen mit einem Pigmente von Ocker und Fett. Wenn das Haupt nicht glatt geſchoren iſt, wie bey allen jungen Leuten, beſteht der Haarputz aus vielen Reihen künſtlicher Löckchen, die von dem Scheitel als Mittelpunkte ausgehen, und reichlich mit Unſchlitt bedeckt werden, wovon ein Geruch ausſtrahlt, dem ein Europäer nothgedrungen ausweichen muß. Kopfbedeckung durch eine Art von Turban iſt nämlich nur ein Vorrecht der Prieſter, Mönche und Nonnen; diejenigen jungen Männer, welche ſich noch nicht durch Kriegsthaten hervorgethan haben, und die unverheiratheten Weiber und Sklavinnen müſſen ſich des natürlichen Schutzes des Hauptes gegen Sonnenſtrahlen und Kälte begeben; ohne eine Salbung mit dem widerlichen Fette könnten ſie ſich nicht wohl in das Freye wagen. Die ſehr kleidſame aber freye Bewegung der Glieder hindernde Tracht der Männer beſteht aus einem Leibrocke und einem weiten Umſchlagetuche, das oft in Unordnung kommt, und von neuem um die Schultern geworfen werden muß, von welchen es herabgenommen wird zum Zeichen der Hochachtung gegen jeden vorübergehenden oder empfangenden Vorgeſetzten. Wenn die Anweſenheit böſer Geiſter zu befürchten ſteht, beſonders in Unterredungen mit Fremden, wird der untere Theil des Geſichtes verhüllt, um die Oeffnung, wodurch ſie am leichteſten eindringen könnten, den Mund zu vertheidigen. Uebrigens iſt zum großen Nachtheile der ehrbaren Zucht Verſchleyerung und Zurückgezogenheit unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung nicht üblich, mit Ausnahme bey der Mutter des Thronerben, die ängſtlich den Blicken der Fremden und gemeinen Leute entzogen wird.

Die wenigen Künſtler, bezeichnet als „Beſitzer von Geheimniſſen," gehören ſämmtlich einer Sekte an, welche der Hinneigung zum Judenthume be-

Digitized by Google

zichtiget wird. Sie verheimlichen ihren Glauben wie ihre Kunſtgriffe; doch weigern ſie ſich nicht, Kreuze aus mancherley Material zu verfertigen, welche die Abyſſinier allenthalben anbringen, an dem Sattelzeuge, Schilde, Krückenſtocke, Hals- und Stirnbande, Arm- und Fußſpangen, Roſenkranze und Haarkamme; leider iſt dieſes Zurſchautragen ihres Glaubens nur eine Bemäntelung ſeiner Seichtigkeit. Bey großer Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge liefern die Tebib oder Künſtler ganz erträgliche Arbeit nach alten Muſtern; neue Erfindungen gehen nicht von ihnen aus, gewinnen auch ſchwer Eingang bey dem ungebührlich feſt am Alten hangenden Volke. Weniger geſchickt ſind die Grobſchmiede in chirurgiſchen Hülfsleiſtungen, welche ausſchließlich ihnen übertragen werden. Ihre Naht für klaffende Wunden beſteht aus einigen durch die Wundlefzen in der Tiefe des Canales geſtochenen Dornen, welche liegen bleiben, und deren Enden durch Faden geſichert werden; alſo im Ganzen wie unſere umſchlungene Naht; direkte Vereinigung wird aber geradezu verhindert durch die beliebte Salbe, Fett oder Butter, welche die Wunde überſchwemmt. Die Aderläſſe geſchieht an den oberflächlichen Venen der Stirne; als Vorbereitung muß ſich der Patient den Hals zuſchnüren laſſen; mit einem ſcharfen Meſſer führt dann der Operateur einen leichten Zug quer über die Stirne, und durchſchneidet ſo mehrere der am meiſten angeſchwollenen Blutgefäſſe. Schadhafte Zähne werden mit dem Stemmeiſen entfernt; abgehende Knochenſplitter aus complicirten Fracturen ſucht man durch friſche Thierknochen zu erſetzen, natürlich nicht nur ohne Erfolg, ſondern auch zum größten Nachtheile des leidenden Gliedes. Reduction von Hernien und Curationen wird nicht unternommen, Amputation unter keinerley Umſtänden als Heilmittel ausgeführt. Der Grund des allgemeinen Vorurtheiles gegen Gliederabſetzung iſt der Umſtand, daß das Geſetz einem Beſchädigten buchſtäbliche Wiedervergeltung als Sühne zuſpricht, welche zwar abgekauft werden kann, aber doch in manchen Fällen zur Ausführung kommt. Einige Fürſten des nördlichen Abyſſiniens, Ungeheuer, die täglich an blutigen Schauſpielen ſich ergötzen, beſtrafen auch ganz geringe Verbrechen mit Verſtümmelung durch die Art und das Glüheiſen des Nachrichters. Den Aerzten der brittiſchen Geſandtſchaft in Schoa war es ſelbſt in den dringendſten Fällen nicht verſtattet, deformirende Operationen vorzunehmen. Unter andern wurde ein armer Sklavenknabe herbeygetragen, der in Folge eines comminutiven Beinbruches ſchon ſeit einem Jahre bettlägerig, durch den andauernden Säfteverluſt aus mehreren Fiſteln in ein äußerſt bedenkliches hektiſches Fieber verfallen war. Unverweilte Amputation wurde vorgeſchlagen, aber zugleich auf die Hoffnungsloſigkeit des Falles hingewieſen. Allgemeine Entrüſtung über das grauſame Vorhaben bewog endlich die Obrigkeit, den Patienten aus den Händen der Fremden zu entfernen, denen eine einflußreiche Perſon wiſſen ließ: „Enthaltet euch ſolcher gewagter Unternehmungen, die euch nicht nützen, nur ſchaden können; denn wenn ein Kranker unter eurer verſtümmelnden Behandlung ſterben ſollte, wird es ohne Zweifel heißen, ihr habt ihn umgebracht; geneſt er aber, ſo wird die Heilung viel eher dem Wunder eines Schutzheiligen, als eurer Bemühung zugeſchrieben werden.“ Wenn eine Pocken-Epidemie ausbricht, laſſen ſich viele Perſonen wahres Blatterngift einimpfen; Vaccine iſt nicht bekannt, und Inoculation derſelben wurde ebenfalls verhindert.

Gerechtigkeit und Milde zeichnet die Regierung des gegenwärtigen Königes von Schoa aus. Theils nach geſchriebenen Geſetzen, theils nach eigenem Ermeſſen ſpricht er den vor ihm erſcheinenden Parteyen Recht, und einige ſeiner Entſcheidungen ſind weit berühmt. Jedoch war der Verf. Augenzeuge einer ſonderbaren Procedur, die einen Begriff giebt von dem niedrigen Aberglauben, in welchem ſelbſt der als „eine richtige Waage“ geprieſene Fürſt annoch befangen iſt.

Unter den wenigen Vorfällen, die das Einerley des leidigen Aufenthaltes gelegenheitlich unterbrachen, war auch die Ankunft des Lebaſchi oder erblichen Diebfängers des Reiches. Mehrere Stunden lang war die kleine Stadt in Unruhe und Angſt. Ein Einbruch war verübt worden, etliche Salzſtücke abhanden gekommen, und die Ankunft des Polizeycommiſſärs ſchien eben ſo unangenehm für den Unſchuldigen wie für den Dieb.

Die verſammelten Zuſchauer bildeten einen Kreis auf dem Marktplatze, und der Wahrſager beachte ſeinen Gehülfen, einen blödſinnig ausſehenden Knaben,

der ſich mit einer Miene voll Reſignation auf eine ausgebreitete Ochſenhaut ſetzte. Ein berauſchendes Mittel wurde unter vielen Beſchwörungen aus einem geheimnißvollen ledernen Beutel gezogen, und in ein Horn voll friſcher Milch geworfen; und dieſer Trank, unterſtützt durch einige ſchnelle Züge eines narkotiſchen Rauches (der Blätter des Stechapfels) hatte die augenblickliche Wirkung, den Knaben tobſüchtig zu machen. Er ſprang auf, ſtürzte ſchäumend vor Wuth in die Menge, ſchlug kräftig um ſich, bis man ſich ſeiner vermittelſt eines um die Lenden geworfenen Strickes verſicherte, worauf er ſeinen Meiſter, der ihn hielt, durch eine Straße nach der andern ſchleppte, indem er in den dunkeln Kammern jeder Hütte wie ein Bär durch die Naſe ſchnuffelte, und keinen Winkel undurchforſcht ließ. Nachdem er eine Zeit lang mit ſeinen Nägeln unter der Wand einer Hütte, worin er den Dieb vermuthete, geſcharrt hatte, gieng er hinein, ſprang auf den Rücken des Eigenthümers und fiel in Ohnmacht. Der auf dieſe Weiſe Bezeichnete wurde ſogleich vor Gericht geſtellt, und obgleich alle Beweiſe mangelten, und er mehrere Male bei dem Leben des Königs ſeine Unſchuld betheuerte, wurde er doch von den gerechten Richtern zu einer Buße von vierzig Stücken Salz verurtheilt. Dieß war gerade das Doppelte der Summe, die er geſtohlen haben ſollte; und ein Viertel davon fiel dem Diebfänger zu. Die Dienſte dieſes erblichen Beamten ſind allgemein in Anſpruch genommen. Wenn das verlorene Eigenthum nicht in lebloſer Habe, ſondern in Hausthieren beſteht, geſchieht es nicht ſelten, daß der Gehülfe regungslos liegen bleibt; dann ſind alle Betheiligten vollkommen überzeugt, daß das fehlende Stück ſich verlaufen habe oder von Raubthieren zerriſſen worden ſey, und die Koſten der Beſchwörung fallen auf den Beſchädigten. Um die Geſchicklichkeit des Beſchwörers zu prüfen, hieß der König einmal einen ſeiner vertrauten Knaben einige Kleidungsſtücke aus der königlichen Kleiderkammer entwenden und verbergen; nach einer Unterſuchung von vier Tagen wurde der Thäter mit gebührender Förmlichkeit bezeichnet, wodurch der Ruf des Fängers zu einer Höhe ſtieg, die er ſeitdem zu bewahren gewußt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. I. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Die Bamberger fielen in das Ritterſchaftliche, die Katholiken beraubten die Proteſtanten und umgekehrt. Ebern erlitt innerhalb 3 Tagen eine 3malige Plünderung; und obwohl ſehr hart von den Kriegsdrangſalen heimgeſucht, war doch, nach der Behauptung eines Neueren, der Magiſtrat von Ebern vollſtändig beſetzt und hatte ſeine Raths- und Klagtage abgehalten, Kauf- und andere Contracte gerichtlich aufgenommen u. ſ. w. Das iſt freylich ſchwer zuſammen zu reimen mit dem Inhalt eines Schreibens des ſchwediſchen Amtskellers und öffentlichen Notars Johann Krüger, der unterm 3. Mai 1634 berichtet: „die brieflichen Documenta liegen in der Kellnerey alle über einen Haufen. Den Förſter über den Eberer Wald ſammt ſeinem Weib haben die Soldaten erſchoſſen und des Todtengräbers Weib, als ſie ihren ermordeten Mann begraben, auch umgebracht, den Stattſchreiber dermaßen beſchädigt, daß er ſein Lebtag nicht wieder zur Geſundheit kommen wird. Da ich nicht entronnen, wäre es mir auch alſo ergangen. — — Die Burger, iſt der eine hier, der andere dort hinaus gelauffen, die ſich in Gehültzen und Wäldern aufhalten.“ — Iſt dieſe Schilderung richtig, wie kaum zu bezweifeln, ſo begreift man wohl, daß von einer ruhigen und ungeſtörten Handhabung des ſtädtiſchen Regiments damals die Rede nicht ſeyn konnte. Eberner Bürger waren nach Kronach geflohen. In einem Berichte des Bürgermeiſters Georg Röming zu Ebern vom 14. Juli 1634 ſagt dieſer unter anderm, daß, wenn man mit der militäriſchen Execution (wegen der Rekrutengelder für das blaue Regiment) verfahren werde, „ſo hätten wir uns nichts anders zu getröſten, denn daß wir mit ſambt Weib und Kind das Stättlein verlaſſen, und wie die arme ganz und gar verderbte Leute auf den Dörfern müſſen auf und davon gehen, die Häußer gleich den Dörfern öd und leer ſtehen laſſen.“ — Zum Jahre 1634 heißt es von Ebern: „jetzo ſind keine Leuth vorhanden, die Häuſer und Felder alle öde und wüſte.“ — Was von den Gebäuden in den Dörfern die Wuth der Flammen verſchont, das fiel zuſammen, weil, wie z. B. in Korzenwind, kein Menſch in denſelben wohnte. Erſt 1659 befanden ſich wieder 2 Unterthanen hier. Nach der Nördlinger Schlacht flüchtete Adam Hermann von Rotenhan

als k. ſchwediſcher Statthalter von Wirzburg nach Königshofen, welches der Feldmarſchall Graf von Hazfeld einnahm. Von Rotenhan ſtarb zu Koburg, 5. März 1637, fern von ſeinen Gütern. Von allen Ortſchaften, die dieſer entſetzliche Krieg heimgeſucht, ſind hier von Hrn. L. Notizen gegeben. Er ſchließt dieſelben mit den Worten: „Dieſe urkundlichen Nachrichten, die uns bekannt geworden, reichen hin, zu beweiſen, daß der Zuſtand des Baunachthales am Ende des 30jährigen Krieges der unglücklichſte muß geweſen ſeyn, in den eine Gegend kommen kann. Durchgängig war ſie verwüſtet, und die Bewohner verarmt.“ —

Endlich brachte der weſtphäliſche Friede die ſehnlichſt gewünſchte Ruhe, und es galt nun, die Wunden des Krieges zu heilen. Die geflüchteten Bewohner kehrten zur Heimath auf die verödeten Güter; aber auch eingewanderte Böhmen erhielten Land zum Anbau, und erſt nach einer langen Reihe von Jahren iſt es der Hand des Fleißes gelungen, alle Spuren des Krieges zu tilgen.

Hr. L. kommt nun auf die Durchzüge und Kriegsleiden der neueren Zeit, den 7jährigen Krieg, Revolutionskrieg und die Zeit der Säculariſation, und wie die Baunachgegend, als Theil des Hochſtifts Wirzburg erſt an Churpfalzbayern, dann an den Großherzog Ferdinand von Oeſterreich, und durch den Tractat vom 19. Junius 1814 an die Krone Bayern gekommen; berührt noch den großen Kampf gegen Napoleon, und iſt auf dieſe Weiſe mit ſeiner Schilderung bey der heiteren Gegenwart angelangt.

II.

Zuſätze zur Abhandlung II. im Bd. VI. Heft 3, S. 59 — 61 dieſes Archivs.

Vom k. Appellationsgerichtsrathe Hrn. Dr. G. Fr. Ludwig Lippert.

Hr. L. beſchreibt 3 ihm bekannte Schillinge aus Sigismunds von Sachſen Regierungszeit.

III.

Mannigfaltiges.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Ein Aufruf der fürſtlich wirzburgiſchen Landesregierung vom 6. Juni 1746, den dieſe auf Befehl des Fürſtbiſchofs Friedrich Karl kurz vor deſſen Tod in viele auswärtige (franzöſiſche, holländiſche, der deutſchen nicht zu gedenken) Zeitungen einrücken ließ, wodurch Künſtler, Handelsleute, Fabricanten und Handwerker, die ſich in der Reſidenzſtadt Wirzburg, in der Handelsſtadt Kitzingen oder in andern von ihnen auszuwählenden Landſtädten niederlaſſen wollen, unter Bietung anſehnlicher Vortheile hiezu eingeladen werden, mit dem Bemerken, ſich bey Burgermeiſter und Rath der fürſtlichen Reſidenzſtadt Wirzburg mündlich oder ſchriftlich anzumelden.

Hr. Prof. Dr. Reuß macht Anzeige von einem wahrſcheinlich in Wirzburg gedruckten Gedichte in Folio auf den Bauernkrieg, welches er von einem alten Einbande löſte.

Nibelungen. Als ein Beytrag zu Mone's fleißige Sammlung aller Vorkommniſſe dieſes Wortes, und zugleich als Beweis, wie allgemein verbreitet und volksmäßig dieſer Name früher geweſen, giebt Hr. Dr. R. die Notiz, daß ſich auch in einem latein. Inſtrumente des Stifts zu St. Burkhard dahier vom Jahre 1483 ein „Johannes Nibelung, clericus Herbipolensis dioeceseos et publicus imperiali auctoritate notarius“ unterzeichnet findet. (Schon in einem Notariats-Inſtrumente, Pergament, im hieſigen ſtädtiſchen Archive vom 28. October 1474 erſcheint dieſer Notar Johannes Nibelung.)

Weiterer Fund von Pergamentſtreifen einer untergegangenen ſchönen Nibelungen-Noth, gleichfalls vom Hrn. Dr. R. mitgetheilt, der auch die von der Lachmann'ſchen Ausgabe abweichenden Leſearten angegeben hat.

Die Beylage enthält den 11. Jahresbericht des hiſtor. Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg für 1840/41, erſtattet 26. Auguſt 1841 vom zeitlichen Director des Vereines, Hrn. Dr. K. G. Scharold.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Fortſetzung.)

Die Abſchließung von der civiliſirten Welt, unter welcher die Abyſſinier ſo viele Jahrhunderte zu leiden hatten, iſt nicht ohne verderbliche Folgen für ihren Karakter geblieben. Zu ſchwach, die zugleich mit der chriſtlichen Lehre überkommenen Wiſſenſchaften und Künſte unter ſich fortzubilden, iſt es ihnen kaum gelungen, ſpärliche Reſte derſelben zu bewahren; aber obgleich ſich in den erhaltenen ſchriftlichen Denkmälern jener wichtigen Zeit hinreichende Beweiſe finden, daß damals die ſichtbarlich von Gott geſegnete Cultur der geiſtigen Anlagen durch einige fremde Wohlthäter iſt eingeführt worden, denen das gegenwärtige Geſchlecht das Wenige zu verdanken hat, wodurch es ſich noch von den Barbaren unterſcheidet; und obgleich ihm in neueſter Zeit dieſelbe Wohlthat wieder von uneigennütziger Hand angeboten wird, ſind doch wenige ehrlich genug, die Ueberlegenheit der Europäer ihrer eigenen Rohheit gegenüber einzugeſtehen. Die Leiden, welche die gewaltthätigen Verſuche der Abendländer im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte über das ganze Land gebracht haben, ſind zwar vergeſſen und vergeben; aber ſchon die Nichtbeachtung abſurder Satzungen reicht hin, alles Thun und Laſſen des Fremdlinges zu verdächtigen. Eine Nächſtenliebe, die Gut und Blut an die Verbeſſerung des Looſes von vergleichungsweiſe ferner ſtehenden Mitmenſchen ſetzen kann, iſt den Abyſſiniern noch ein Räthſel; davon geben ſie einen traurigen Beweis in der furchtbaren Vernachläßigung der mit ihnen in nähere Berührung getretenen Gallaſtämme; aber daß ſie ſelbſt, die Klugen und Selbſtzufriedenen, auswärts bedauert und der Hülfe bedürftig erklärt werden ſollten, iſt ihnen noch unbegreiflicher. Nur wenige reicher begabte und höher anſtrebende Naturen erkennen die Gebrechen ihres Volkes, und es iſt höchſt eefreulich und viel verſprechend, unter dieſen Wenigen den mächtigſten Fürſten Abyſſiniens, den König von Schoa, zu wiſſen, von welchem der Verf. folgenden Ausſpruch anführt: „Die Sonne ſcheint in verſchiedenen Gegenden mit größerem oder geringerem Glanze; die Vögel und Thiere ſind verſchieden, und daſſelbe iſt mit den Pflanzen der Fall. Ich liebe neue Erfindungen, wäre es auch nur um ſie zu beſchauen, und ſollten ſie gleich, wenn geprüft, geringer ſich zeigen als die alten.“

Vielfältige Erfahrung hat gelehrt, daß Völker, die lange Zeit im Beſitze einer Halbbildung geweſen ſind, weit ſchwerer zu bewegen ſeyen, eine Vervollkommnung derſelben zu verſuchen, als ganz wilde Stämme, ihre Rohheit abzulegen, und mit den dargebotenen Mitteln eine gründliche, durchgreifende Verbeſſerung bey ſich einzuführen. Wenn daher die Abyſſinier auch in ihrer Verblendung die angebotene Hülfe abweiſen ſollten, iſt doch noch keineswegs die Hoffnung aufzugeben, in den Hochlanden von Aethiopien ein Volk der Barbarey zu entreißen, und zu einem Lehrmeiſter von Nationen zu bilden. Die Galla, noch unbefangen von Vorurtheilen gegen Fremde, und unangeſteckt von der Sucht als eine beſondere, abgeſchloſſene Nation zu erſcheinen, ſind ganz beſonders geeignet, in den Kreis der Völker

gezogen zu werden, deren Elend und Armuth das reich geſegnete Europa abzuhelfen beginnt. Ihre Vorſtellungen von einem höchſten Weſen, von einem Leben und einer Vergeltung nach dem Tode, von einem erwarteten Erretter aus der Knechtſchaft und von einer Wiederkehr glücklicher Zeiten ſind wichtige Anknüpfungspunkte für den chriſtlichen Lehrer; die Einfachheit ihres Götzendienſtes, ihr offenes, gerades Weſen ohne alle Heucheley und knechtiſchen Sinn, ihr ausdauernder Fleiß zeichnen ſie ſo vortheilhaft aus vor allen bekannten Stämmen des öſtlichen Afrika, daß die bisher beſtandene Schwierigkeit zu ihnen zu gelangen ſehr zu beklagen war. Aber, Dank den ſorgfältigen Nachforſchungen des Major Harris, dieſe Schwierigkeit iſt ſo gut wie beſeitigt. Ein ſchiffbarer Strom von der Größe der Donau, welcher wenige Meilen nördlich von dem Aequator in den indiſchen Ocean mündet, durſchneidet theils das Gebiet der Galla, theils trennt er ſie von ſüdlichen Negervölkern. Mehrere bedeutende Nebenflüſſe auf der linken Seite ſind gleichfalls ſchiffbar bis in die fernſten, ehemals abyſſiniſchen Provinzen, Enarea und Zingero.

Es wäre ganz überflüßig, ſagt der Verf., viele Worte zu machen über die Wichtigkeit einer ſolchen Communication, wie ſie der Goſchob den Gegenden verſpricht, welche er durchſtrömt oder leichter zugänglich macht. Man hat ſchon genugſam und mit gebührender Anerkennung von jener klugen Vorausberechnung geſprochen, die in manchem barbariſchem Lande den zukünftigen Markt eines ausgedehnten, gewinnreichen Handels erkannt hat, den Mittelpunkt, von welchem aus die den Handel begleitenden Segnungen, Wiſſen, Bildung und Reichthum, ſich über wilde Horden verbreiten würden. Hier ſind keine Wüſteneyen, ſondern Völker ſchon vorbereitet für Veredelung, und Länder, die ſich eines angenehmen Klimas erfreuen, mit einer unbegränzten Ausdehnung von unausgeſogenem Boden, wo Indigo und eine Theepflanze wild wachſen, und wo Pflanzungen von Zuckerrohr und anderen tropiſchen Gewächſen ohne Ende angelegt werden können — Gegenden, ſchon jetzt überſchwenglich reich an Getreide, Baumwolle, Kaffee, Gewürz, Elfenbein, Goldſand, Pelzwerk und Apothekerwaaren, kurz an allem, das einen Tauſchhandel lebhaft und gewinnreich machen kann.

Alle eingezogenen Nachrichten laſſen vermuthen, daß die das mittlere Stromgebiet des Goſchob bewohnenden Gallaſtämme weniger roh und grauſam ſind, als diejenigen, welche Theile von Abyſſinien eingenommen haben. Schon ihre Vereinigung zu wenigen, ſehr mächtigen Staaten ſpricht dafür; ein anderer Beweis iſt der Umſtand, daß ſie außer kriegsgefangenen Negern nur Verbrecher aus ihrer eigenen Mitte an die ſie beſuchenden weißen Sklavenhändler verkaufen, während unter den Gallaſtämmen am Hawaſch und blauen Nile Väter und Brüder ihre nächſten Angehörigen feil bieten. Die unerhörten Gräuel, welche dieſelben ſchwachen Stämme an ihren Kriegsgefangenen verüben vor deren Hinrichtung oder Verkauf, ſind eine nothwendige Folge der mörderiſchen Kriege, womit die wieder erſtarkenden Abyſſinier ſie alljährlich überziehen; und ſehr oft läßt auch der ſiegreiche Amhara ſich zu ähnlichen Grauſamkeiten gegen wehrloſe Feinde hinreißen.

Die frühern Wohnſitze der Galla, ſo wie die Veranlaſſung ihrer Auswanderung ſind noch unbekannt.

Unter dem Namen Oroma leiten ſie ihren Urſprung von drey Schweſtern ab, Töchtern aus Jeruſalem, von denen Aehnliches berichtet wird wie von den Kindern Lots. In ihrer eigenen Sprache bedeutet Galla „die Eingedrungenen;“ ſie erzählen, daß ihr gemeinſchaftlicher Vater Wollabu von den Ländern jenſeits Bargamo, des großen Waſſers, gekommen ſey, und neun Söhne gezeugt habe (mit Namen, die noch jetzt Hauptabtheilungen des Volkes beygelegt werden), von welchen die unzähligen beſonderen Stämme und Familien ausgegangen ſind, welche den größten Theil des tropiſchen öſtlichen Afrika bewohnen. Die Muhamedaner jedoch behaupten, daß der Name Galla dem Ilma Oroma, d. i. Samen Oromas, vom Propheten ſelbſt beygelegt worden ſey, der, nachdem er Wollabu beſchickt hatte, den neuen Glauben anzunehmen, eine abſchlägige Antwort erhielt. „Gal-la,“ er ſagte Nein, war die Nachricht des abgewieſenen Boten. „Laß dieß denn,“ rief der Erzbetrüger, „künftig den Namen der Ungläubigen ſeyn, welche die himmliſchen Offenbarungen des Erzengels Gabriel nicht annehmen wollen.“

Obgleich entſtanden auf den unerforſchten Höhen von Aethiopien ſind doch viele der Gewohnheiten dieſer wilden, rohen Götzendiener ſehr nahe und auffallend verwandt mit Gebräuchen einiger der feineren Völker des Alterthumes. Sie ſuchen wie die Römer und Etrusker Vorbedeutung im Vogelfluge und in

den Eingeweiden der Opferthiere; ſie tragen das Haar geflochten wie die alten Aegyptier, und ſchlafen wie ſie das Haupt auf einer hölzernen krückenartigen Unterlage ruhend; ſie heirathen die kinderloſe Wittwe eines Bruders, wie das moſaiſche Geſetz vorſchreibt, und beugen ihre Kniee der alten Schlange, die ihnen als Vater des Menſchengeſchlechtes gilt. Eine nähere Bekanntſchaft mit dieſen wilden Eindringlingen bietet dem Forſchungsgeiſte neue Aufſchlüſſe über ihren Urſprung mit Hinſicht auf eine gemeinſame Abſtammung des ganzen Menſchengeſchlechtes von einem Paare; und nicht wenig werden dieſe beſtärkt durch das Vorhandenſeyn einer Weiſſagung, daß einſt ihre Horden die eroberten Gebirge verlaſſen und gegen Oſten und Norden ziehen werden, um das Erbe ihrer jüdiſchen Vorfahren zu erobern.

Zu ſeinem Götzendienſte braucht der Galla nothwendig einen Baum, unter deſſen Zweigen ſeine Anbetungen und Opfer Statt finden. Bey dem Begräbniſſe eines Prieſters wird eine Sykamore oder ein Kaffeeſtrauch auf den Grabhügel gepflanzt, und für immer heilig gehalten. An den Ufern des Hawaſch ſteht eine ehrwürdige Sykamore, zu welcher die Stämme von nah und fern pilgern, um Gelübde abzulegen und ihre Kriegsthaten zu erzählen. Während ſie ſonſt nur Stock und Stein anbeten, und ihre Kniee gegen Götzenbilder und Schlangen beugen, verſchwenden ſie hier Weihgeſchenke von Butter und Honig, um die Gottheit zu verſöhnen, hängen an die Zweige die empörenden Siegeszeichen über ihre Feinde, und unter Anrufung von Sar, dem Fürſten der Dämonen, ſchlingen ſie um ihre Hälſe die Därme der Opferthiere, welche günſtige Vorzeichen gewährt haben. Zwey große jährliche Opfer werden den Gottheiten Ogli und Atetl gebracht. Nachdem eine Anzahl von Ziegen geſchlachtet worden, beginnt der Prieſter, welcher einen Haarſchopf auf dem Scheitel, und ein kupfernes Stirnband trägt, und eine Glocke hält, aus dem Fette, Netze und Därmen zu weiſſagen, ob die Krieger in der Schlacht obſiegen werden. Wenn dieſer Punkt ausgemacht iſt, fährt die verſammelte Menge fort, unter entſetzlichem Schreyen und Heulen ſich mit rohem Fleiſche anzufüllen, Bier zu trinken, und bis zu Betäubung Rauch einzuziehen, unter Anrufung von Wak, dem höchſten Weſen, um zahlreiche Nachkommenſchaft, langes Leben, reichliche Ernte, und nicht minder um Glück im Gefechte; und wenn ſie der Atetl, der Göttin der Fruchtbarkeit, opfern, rufen ſie oft: Herrin, wir übergeben uns dir! Bleibe immer mit uns!

In der neueſten Zeit hat der Bekehrungseifer muhamedaniſcher Händler wichtige Veränderungen unter einigen Stämmen bewirkt; mit dem Islame wurde Königthum eingeführt, und der Grund zu großen Reichen gelegt. In der Begeiſterung für die neue Religion hat der König von Enarea ſeine Waffen weit über das Gebiet ſeines Stammes hinausgetragen, und wird in Bälde mit den chriſtlichen Fürſten von Abyſſinien zuſammenſtoſſen, von welchen ihn nur noch wenige ſchwache Stämme trennen. Dieſe zu unterjochen ſchlug er vor einigen Jahren dem Herrſcher von Godſcham und Damot ein Bündniß vor, wurde aber mit folgenden kurzen Worten abgewieſen: „Du verkaufſt Sklaven und biſt noch dazu ein Moslem. Es kann nicht ſeyn.“ Enarea gehört zu den höchſten Gebirgsländern von Afrika; der Hauptzug läuft von S.O. nach N.W. mit Seitenzweigen gegen S.W. Bedeutende Ströme, die theils in den Nil, theils in den Goſchob fallen, haben daſelbſt ihren Urſprung. Die Hauptſtadt Saka enthält zehn bis zwölftauſend Einwohner, Heiden und Muhamedaner, zwiſchen welchen kein großer Unterſchied und keine Feindſchaft zu beſtehen ſcheint.

Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung von Enarea zum Islame ſich bekehrt hat, werden doch noch immer am Michaelistage im November dem Wak Opfer gebracht, welcher Tag zugleich mit dem Sabbate von allen Gallaſtämmen als Feſttag gefeyert wird. Der Wodabaum (heilige Sykamore) iſt in Betcho; kein Weib darf ihm nahen; unter ſeinem Schatten werden die Prieſter geweiht, und ſelbſt die Anhänger des Propheten beſtreichen ihn mit Blut als Opfergabe. Wenn ſich viele Tauſende der Helden verſammelt haben, beſprengt der Prieſter die Menge zuerſt mit Bier, dann mit einem Gemiſche von Kaffee und Butter, und endlich mit einer andern Miſchung von Mehl und Butter. Dann wird ein weißer Ochſe geſchlachtet und ſein Blut umhergeſpritzt, um die Ceremonien zu vollenden, worauf Eſſen, Trinken und Völlerey folgt.

Enarea iſt ſehr reich an Vieh, Getreide, Pelzwerk, Elfenbein, Myrrhe und Weihrauch. Die Zibethkatze wird in vielen Häuſern gehalten, und mit rohem Fleiſch und geſottenem Mais gefüttert. Täglich wird dem Thiere die ſecernirte Feuchtigkeit genommen, indem man es in ſeinem Käfige einer ſtarken Hitze ausſetzt, und dann mit einem hölzernen Spatel den Beutel entleert. Bey jeder Operation gewinnt man zwey Drachmen.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

I.

Geſchichte der k. ſchwediſchen und herzogl. ſachſen-weimariſchen Zwiſchenregierung im eroberten Fürſt-Biſthume Würzburg, in beſonderer Beziehung auf das reformirte Religions-, Kirchen- und Schulweſen.

Vom k. Legationsrath, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Die erſte Abtheilung dieſer intereſſanten Abhandlung beginnt mit dem Auftreten des 36jährigen Schweden-Königes Guſtav Adolph auf deutſchem Boden (Junius 1630, Uſedom) und mit dem Abſchluß des Vertrages zu Beerwalde zwiſchen Schweden und Frankreich (13. Januar 1631), und ſchließt in dieſem Hefte des Archivs von Unterfranken ꝛc. mit den Neutralitäts-Unterhandlungen zwiſchen Schweden und der katholiſchen Liga, welche trotz aller Bemühungen der franzöſiſchen Geſandten, dieſelbe zu Stande zu bringen, aus Mißtrauen und Uebermuth Guſtav Adolphs ſich zerſchlugen. Hr. Sch. hat in ſeiner Darſtellung neben den allgemeineren Quellen-Schriftſtellern, wie z. B. Chemnitz, Theatrum Europaeum, u. a. auch ganz ſpecielle Actenſtücke z. B. Hofkammerzahlamtsrechnung, Burkarder Stifts-Archiv, Stift Haugiſches Receßbuch, viele königliche Mandate, die zwar alle im Druck erſchienen ſind, von denen aber die meiſten zu den literariſchen Seltenheiten gehören, ferner die bey Gropp III., 415 ff. befindliche „ſummariſche Beſchreibung ꝛc.“, ſehr viele Bittſchriften der früher verjagten proteſtantiſchen Geiſtlichen und Schullehrer: von Neueren, Wigands Ebrach, Mühlich's und Hahn's, ſo wie Beck's Schweinfurter Chroniken, Stumpf's Geſchichte der kathol. Liga ſehr gut benutzt und aus dieſem Allen ein lebenvolles Bild gefertigt, bey deſſen Beſchauen wir mitten in die Verhältniſſe jener ſchweren Zeiten uns verſetzt wähnen. Die, daß ich ſo ſage, allgemeine Geſchichte des Schwedenkrieges bildet den Faden, an welche die Einzelnheiten, die das Hochſtift Würzburg betreffen, angereiht ſind. — Es iſt nicht unſere Abſicht, dem Hrn. Sch. Schritt für Schritt in ſeiner Darſtellung zu folgen, ſondern wir begnügen uns bloß, die Ueberſchriften der einzelnen §§ anzugeben, aus denen die Leſer entnehmen können, was ſie in dieſer Abhandlung zu ſuchen haben.

Die vorangeſtellte Einleitung ſchildert kurz die Ereigniſſe von Guſtav Adolphs Auftreten in Deutſchland bis zur Leipziger Schlacht 7. September 1631, und die für die katholiſche Liga ſo verderblichen Folgen derſelben. Das Vorrücken der Schwediſchen gegen Würzburg auf „der Pfaffenſtraße“ in 2 Heeresabtheilungen über Gotha und Schmalkalden und über Arnſtadt und Schleuſingen, und die gänzliche Wehrloſigkeit des Hochſtifts einem ſolchen Feinde gegenüber.

Der I. Abſchnitt von 1631—1632 erzählt im § 1 die Einnahme der Feſtung Königshofen und die Beſetzung der Reichsſtadt Schweinfurt. Schon die Umzingelung der erſtern Stadt am 7. October, noch mehr deren Uebergabe an den König den 10. October verbreitete paniſchen Schrecken durch das ganze Hochſtift, zumal in der Hauptſtadt Wirzburg, aus welcher ſich der Fürſtbiſchof Franz von Hatzfeld, — ungeachtet der am Morgen des 11. Octobers ſeinen im Juliusſpital verſammelten Bürgern ertheilten Verſicherung: „er werde ſtets gegenwärtig bleiben und Alles zur Beſchützung der Hauptſtadt aufbieten“ — um Mitternacht mit einer Summe von 300,000 fl. gegen Frankfurt a. M. flüchtete. Auch die Jeſuiten flohen von dannen, nachdem ſie zuvor 110 Seminariſten zur Auswanderung (ohne biſchöfliche Erlaubniß) beredet. Schweinfurt nahm am 12. October ſchwediſche Beſatzung ein.

§ 2. Uebergabe der Stadt Wirzburg. Schon am 14. October erſchien der ſchwediſche Vortrab auf dem Geelnberge von Wirzburg, bemächtigte ſich, in das Thal herabſteigend, der Vorſtadt, und bereits am andern Morgen, 15. October, um 8 Uhr öffnete die Stadt dem Feinde ihre Thore; die entwaffneten Bürger huldigten im Juliusſpitale dem Könige.

§ 3. Erſtürmung des Schloſſes Marienberg ob Wirzburg. Nach zweymaliger, vergeblicher Aufforderung ward der Marienberg am 18. Oct. in Zeit von $\frac{3}{4}$ Stunden mit ſtürmender Hand genommen. Eine Hauptwaffe bey den Mordſcenen, die auf die Einnahme des Schloſſes folgten, waren die „ſchwediſchen Bailer“ (Gropp III. 435, 437, 438). Innerhalb 8 Tagen waren Königshofen, die Stadt Wirzburg und das feſte Bergſchloß Marienburg in des Schwedenkönigs Gewalt und nichts hinderte die Beſitzergreifung des ganzen Fürſt-Biſthums.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

The Highlands of Aethiopia etc.

(Schluß.)

Im S. O. von Enarea liegt das alte Königreich Zingero, das bis in die letzten Jahre ſeine Unabhängigkeit von den Galla bewahrt hatte; jetzt iſt es dem Suppera oder Könige von Enarea unterthan. Die Hauptſtadt Anger liegt auf einem hohen Berge; die übrige Gegend iſt viel niedriger, reich und fruchtbar. Folgende Einzelnheiten werden von den Bewohnern erzählt.

Voe der Eroberung von Zingero wurden daſelbſt nie Männer als Sklaven verkauft, wohl aber Weiber, aus folgender Veranlaſſung. Ein gewiſſer König in altee Zeit befahl einem Manne von Rang ſein Weib zu ſchlachten, da ihr Fleiſch ihm von den Zauberern als Heilmittel angerathen woeden war. Der Mann gieng nach Hauſe, um den königlichen Befehl zu vollziehen, und da er ſein ſchönes Weib ſchlafend fand, entwaffnete ihn ihre Anmuth dermaſſen, daß ſeine Hand ſich der mörderiſchen That weigerte. Darüber wnede der Deſpot zornig, und befahl dem Weibe ihren Mann zu tödten; dieß that ſie ohne Mitleid und Zaudern, und brachte ſo Voewurf übee ihr ganzes Geſchlecht, das forthin nue zum Sklavendienſte tauglich geachtet wurde.

Menſchenopfee waren immer, und ſind noch ſehe gewöhnlich in Zingero. Wenn die Sklavenhändler Menſchen von dort ausführen, werfen ſie immer die ſchönſte der Sklavinnen in den See Umo als einen Tribut oder eine Verſöhnungsgabe füe die Gottheit des Waſſers. Ein großee Theil der Bevölkerung muß die Erſtgeborenen der Gottheit als blutiges Opfer darbeingen, ein Gebrauch, den die Sage dem Rathe der Zauberee zuſchreibt. Vor altee Zeit nämlich geriethen einmal die Jahreszeiten in Unordnung: es gab weder Sommer noch Winter, und die Früchte des Landes zeitigten nicht. Der König verſammelte ſeine Wahrſagee und hieß ſie angeben, wie man dieſem Zuſtande am beſten abhelfen und Ordnung in den Jahreszeiten herſtellen könnte. Ihe Spruch fiel dahin aus, daß man eine gewiſſe große eiſeene Säule, die voe dem Thore dee Hauptſtadt ſtand, und deren Fuß noch bis auf den heutigen Tag vorhanden iſt, abtragen müßte. Dieß hatte den gewünſchten Erfolg; um abee einen Rückfall in die frühere Unordnung zu verhüten, ſchrieben ſie noch ferner vor, daß der Fuß der Säule ſowohl als der Fußſchemel des Thrones jährlich mit menſchlichem Blute befeuchtet werden ſollte; und ſofort wurde dieſe Abgabe der Erſtgeboenen auferlegt, die an der bezeichneten Stelle geopfert werden.

Der Thronfolger wurde aus dee Mitte der Edlen des Landes genommen. Nach dem Tode des Königs verſammelten ſich dieſe auf offenem Felde, und derjenige, übee deſſen Haupt zueeſt eine Biene oder ein Geier flog, wurde einſtimmig zum König erklärt.

Eine etwas abweichende Nachricht von dieſem letzten Gebrauche, und von dem Glauben an Zauberey, in welchem das Volk von Zingero befangen iſt, hat ſchon der erſte und einzige Europäer, der ſo weit vorgedrungen iſt, der Pater Aloarez im Jahre 1613 gegeben. Indem er den Namen des Landes, im Amhariſchen „Affe“, benutzte, ſchilderte er den König als mehr einem Affen ähnlich denn einem Menſchen. Einige Sklaven aus Zingero, von welchen der Verfaſſer die obigen Nachrichten erhielt, zeigten an ihren Perſonen gar keinen Unterſchied von dem gewöhnlichen abyſſiniſchen Schlage, außer daß ihnen die Bruſtwarzen fehlten, welche als unmännlicher Theil dem neugebornen Knaben abgeſchnitten werden. Obwohl ſie ſich weder zum Chri-

Digitized by Google

ſtenthume von Aethiopien noch zum Islame beken- nen, haben ſie doch Beſchneidung, den Sabbath und einige mit chriſtlichen Feſten zuſammenfallende Tage.

Gerade öſtlich von Zingero liegt Cambat, ein kleines, ſehr gebirgiges Land, das ausſchließlich nur von Chriſten bewohnt iſt, die unter erblichen Köni- gen bisher der Galla ſich erwehrt haben. Die Haupt- ſtadt heißt Karembza und liegt auf einem hohen Berge gleiches Namens. Obwohl die nördliche Gränze von Cambat nur acht Tagereiſen von des Königs von Schoa ſüdlichſten Beſitzungen entfernt iſt, ſtehen doch beyde Reiche in keinem Verkehre, denn die dazwiſchen wohnenden Galla ſind gräß- liche Ungeheuer. Südlich von Cambat und ſüdöſt- lich von Zingero befindet ſich ein anderes chriſtliches Königreich, Wollamo, mit der Hauptſtadt Woſana, das mit den beyden obigen Staaten in beſtändigem Kriege liegt. In ſeinen hohen Gebirgen entſpringt ein bedeutender Fluß, Uma, der in den Goſchob fällt. Die Bewohner ſind von heller Farbe und als Skla- ven in Schoa ſehr gering geſchätzt wegen ihrer Trägheit und ihres Hanges zum Selbſtmorde.

Das Königreich Kaffa liegt ſüdlich von Ena- rea, in dem Winkel, den die Vereinigung des von S. W. kommenden Fluſſes Omo mit dem Goſchob bildet. Die Einwohner ſind theils Heiden, theils Chriſten, und ſprechen eine ganz eigenthümliche Sprache. Das ganze ſehr gebirgige Land iſt mit Wäldern bedeckt, in welchen Elephanten, Nashorne, Büffel und andere wilde Thiere hauſen. Kaffee wird in ungeheurer Menge und von der beſten Sorte gewonnen; man ſagt, daß er hier zuerſt ein- heimiſch gefunden, und von arabiſchen Händlern in ihr Vaterland verpflanzt worden ſey. Eine Eſels- ladung gilt ein Pfund Salz, werth in Schoa ſie- ben Kreuzer, in Kaffa etwa achtzehn, womit nur die Mühe des Ausleſens der überreifen, herabgefal- lenen Beeren bezahlt wird. Die Entdeckung des ſchiffbaren Stromes Goſchob, der die Nordoſtgränze dieſes reichen Landes bildet, iſt von beſonderer Wich- tigkeit für dieſen Artikel europäiſcher Conſumtion, der bisher in Mokka als arabiſches Produkt zu den bekannten hohen Preiſen verkauft wurde.

Im Weſten gränzt an Kaffa das große chriſt- liche Königreich Suſa mit der Hauptſtadt Bonga. Eine der bedeutenderen Quellen des Goſchob, Git- ché genannt, entſpringt in den hohen Gebirgen von Suſa, das ſehr kalt iſt, und drey Monate ununter- brochenen Regen hat. Gegen Weſten ſieht man hohe Schneeberge, ohne Zweifel das berühmte Mondgebirge der alten Geographen, von welchem der Nil, der Zaire und der Goſchob, und viele ih- rer Zuflüſſe ausgeſendet werden. Der König von Suſa iſt mit den Königsfamilien von Enarea und Kaffa verwandt und in gutem Vernehmen, und hat durch die Provinzen von Enarea einen Verkehr mit dem nördlichen Abyſſinien begonnen, der ſich zwar mei- ſtens nur auf Austauſch von Marktartikeln beſchränkt, aber auch Gelegenheit gegeben hat, ein geiſtliches Bedürfniß der Suſaner zu befriedigen.

Eine Deputation der Prieſter von Suſa begab ſich nach Gondar zu dem Patriarchen der abyſſiniſchen Kirche, um ſich ordiniren zu laſſen. Derſelbe blies den Athem des heil. Geiſtes in einen ledernen Sack, welcher wohl verwahrt nach Bonga gebracht, und in der Hauptkirche aufgehangen wurde. Viele Prieſter ſind ſeitdem ordinirt worden, damit, daß man dieſen Sack öffnet und daraus ein wenig Luft über das Ge- ſicht des Adſpiranten ſtreichen läßt. Sie haben alte Kirchengewänder und ſilberne Mitren; ihre Kirchen und gottesdienſtlichen Gebräuche ſcheinen in jeder Hin- ſicht dieſelben zu ſeyn wie in Schoa.

Das Volk iſt ſehr kriegeriſch, wohlberitten und oft mit der Jagd beſchäftigt. Große Kuppeln von Hunden werden gehalten zur Jagd auf Rhinoceros, Elephant, Büffel, Löwe, Leopard, Giraffe, Zebra und Strauß, die nebſt andern für die Naturgeſchichte noch neuen Thieren häufig ſeyn ſollen.

Im Weſten und Süden von Suſa beginnen die Wohnſitze der Neger, welche die alten Sagen von den Pygmäen zu beſtätigen ſcheinen, wenn man dem übereinſtimmenden Zeugniſſe vieler in Schoa vernommenen Sklaven trauen darf, die aus Ena- rea, Zingero, Kaffa und Guraque gebürtig, vor dem Verluſte ihrer eigenen Freyheit jenen hülfloſen Ge- ſchöpfen nachgeſtellt haben.

Jenſeits der weiten Wildniß, welche die ſüdliche Gränze von Kaffa und Suſa bildet, wohnen die Doko, ein zwergartiges und ganz wildes Geſchlecht, nicht über

vier Fuß hoch, dunkel olivenbraun, und in Gebräuchen noch näher den Thieren des Feldes, als ſelbſt die Buſchmänner des ſüdlichen Afrika. Sie haben weder Götzenbilder, noch Tempel, noch heilige Bäume, beſitzen aber eine dunkle Vorſtellung von einem höchſten Weſen, an welches ſie im Unglücke, z. B. wenn einer unter ihnen von dem Sklavenjäger erſchlagen wird, ein Gebet richten, indem ſie auf dem Kopfe ſtehen und ihre Füße gegen einen Baum lehnen. „Yere“, ſagen ſie, „wenn du wirklich biſt, warum läßeſt du zu, daß wir erſchlagen werden. Wir eſſen nur Ameiſen, und verlangen weder Nahrung noch Kleidung. Du haſt uns aufgerichtet: warum wirfſt du uns zu Boden?“

Das Land der Doko iſt mit einem dicken Walde von Bambus bedeckt, in deſſen Gründen die Leute ihre rohen Hütten aus gebogenen Stäben und Gras aufrichten. Sie haben keinen König, keine Geſetze, keine Künſte, keine Waffen; beſitzen keine Heerden, ſind nicht Jäger, bebauen auch nicht das Land, ſondern leben allein von wilden Früchten und Wurzeln, Mäuſen, Schlangen, Eidechſen, Ameiſen und Honig; beyde letztere lecken ſie von ihren Armen und Händen, wie die Bären. Durch Pfeiſen locken ſie Schlangen an, zerreißen ſie mit ihren langen Nägeln und verſchlingen ſie roh. Sie gehen ganz unbekleidet und haben dicke, wulſtige Lippen, kleine Augen und platte Naſen. Das Haar iſt nicht wollig und reicht bey den Weibern bis auf die Schultern; die Männer haben keinen Bart. Sie kennen den Gebrauch des Feuers nicht. In der Jugend durchbohren ſie die Ohren mit einem zugeſpitzten Stücke Bambus, ſo daß nur ein ſchmaler Ring übrig bleibt; aber ſie tättowiren ſich nicht, noch durchbohren ſie die Naſe; ihre einzige Zierrath iſt ein Halsband aus den Wirbelknochen einer Schlange.

Da ſie ſehr fruchtbar ſind und ſich vermehren wie die Thiere, bereichert ihr zahlreiches Volk den Menſchenverkäufer. Große Sklavenjagden werden jährlich von den nächſtgelegenen Galla-Stämmen unternommen, und die dicken Bambuswälder bilden oft den Schauplatz heftiger und blutiger Kämpfe zwiſchen eiferſüchtigen Räuberbanden. Große Strecken werden umringt, und die Räuber näher rückend zwingen die Bewohner ſich in die Mitte zu flüchten. Sie halten ein buntes Gewand vor ſich, und tanzen und ſingen auf eine beſondere Weiſe; dann nahen die wehrloſen Zwerge, wohlwiſſend aus trauriger Erfahrung, daß alle, die zu entfliehen ſuchen, unbarmherzig gejagt und vielleicht erſchlagen werden, und laſſen ſich die Augen verbinden. Hundert Sklavenjäger können auf dieſe Weiſe tauſend Doko fangen; und obgleich dieſelben noch lange ihre Liebhaberey für Ameiſen, Mäuſe, Eidechſen und Schlangen behalten, ſuchen ſie doch ſelten zu entfliehen. Ihre Gelehrigkeit und Brauchbarkeit ſammt ihren wenigen Bedürfniſſen machen ſie ſo geſchätzt, daß nie einer aus den Gegenden, die an den Goſchob gränzen, ausgeführt wird, und ſeinen Weg nach Abyſſinien findet.

Wenn auch manches in dieſer Beſchreibung übertrieben ſcheint, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß jenſeits Suſa Nigritien beginnt, und daß die Sklaven in Kaffa, Enarea, Suſa und andern Ländern des Quellgebietes des Goſchob Neger ſind, wie die Sklaven in Schoa nur Galla. Der Werth eines feil gebotenen Menſchen ſteigt mit der größeren Entfernung von ſeinem Heimathlande und mit der geringeren Gefahr ihn durch Flucht zu verlieren. Dieſelben Leute, welche die Doko ſich holen, verkaufen ihre Angehörigen an fremde Händler zur Transportation durch Abyſſinien nach Arabien, wo ihrer eine nicht zu harte Knechtſchaft wartet.

Südlich von Zingero, bedeutend tiefer an dem großen Fluße und auf deſſen beyden Ufern, liegt das Königreich Kuſcha, mit einer Galla-Bevölkerung, die einen lebhaften Handel mit weißen Männern (wahrſcheinlich portugieſiſchen Sklavenhändlern) treibt. Man erreicht die Mündung des Stromes auf Flößen in fünfzehn Tagen; das Doppelte dieſer Zeit braucht man in Ruderbooten ſtromaufwärts bis nach Kuſcha.

Was nun auch immer die wirkliche Größe des Flußes ſeyn mag, ſo viel iſt ſicher, daß er weit hinauf von weißen Leuten befahren wird, die insgeheim reichen Gewinn machen, aber das Land entvölkern durch einen Handel, der die größte Schande auf den Namen eines civiliſirten Volkes wirft, und in dieſem Falle noch viel ſchändlicher wird durch die Thatſache, daß viele ihrer eingekauften Sklaven Chriſten ſind.

Bereits hat die engliſch-oſtindiſche Regierung in Folge dieſer Entdeckungen des Major Harris die Mündung des Flußes Juba oder Goſchob durch ein Kriegsſchiff unterſuchen laſſen. Von den Berichten des Kapitän Chriſtopher, der dieſe Unterſuchungen zu leiten hatte, werden die nächſten Maßregeln zu einer Beſchiffung des Stromes und einem Beſuche bey ſeinen wilden Anwohnern abhängen, denen im Intereſſe der Wiſſenſchaft und Humanität ein glückliches Zuſtandekommen und Gedeihen zu wünſchen iſt.

Dr. Joh. R. Roth.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

§ 4. Anfang der königlich ſchwediſchen Zwiſchenregierung. Begünſtigung der Proteſtanten. Wie es nicht ausbleiben konnte, fand nun nach dem Siege der ſchwediſchen Waffen gegen die früheren Bedrückungen der Proteſtanten und die Rekatholiſirungs-Verſuche der Fürſtbiſchöfe von Wirzburg die Reaction ſtatt. Die katholiſchen Pfarrer wurden vertrieben und lutheriſche Prediger eingeſetzt, Kloſtergüter ohne weiters vergabt, die Klöſter ausgeleert, ganze Aemter verſchenkt, wie z. B. Biſchofsheim vor der Rhön an die junge Tochter des ſchwediſchen Oberſten Adolph Dietrich von Effern, und zwar wie die Worte des Schweden-Königs in der Urkunde lauten: „Das Ambt Biſchoffsheim — — —, wie ſolches die Biſchöfe von Würzburg inne gehabt — — —, Wir aber nunmehr durch Gottes des Allmächtigen alleinigen Gnaden und Volchen chriſtlichen Siegs in unſere rechtmäßige Gewalt bracht, auch damit nach Unſeren königlichen gerechten Willen zu disponiren undt zu verordtnen haben.“

§ 5. Bedrängniſſe der äußern Klöſter und katholiſchen Pfarrer.

Nach Ausplünderung dieſer Klöſter wurden auch ſie vom Könige ſeinen vornehmen Offizieren geſchenkt. Kurz erzählt ſind hier die Bedrückungen, welche die Klöſter Theres, Bildhauſen, Ebrach, Schwarzach, Neuſtadt a. M., Brunnbach, Schönthal erlitten. Auch die katholiſchen Pfarrer wurden bis auf den Tod verfolgt, und wahrhaft Grauen erregend und alles menſchliche Gefühl empörend iſt die Ermordung des Pfarrers Liborius Wagner zu Altenmünſter.

§ 6. Verfahren gegen die Bewohner der Hauptſtadt.

Es war ebenſo ſchonungslos, wie jenes, unter welchem das ganze platte Land ſeufzte. Guſtav Adolph war ſchon im Begriffe, die Güter des berühmten Juliusſpitals zu veräußern und deſſen beträchtliche Schätze an Gold und Silber, Getreide und Wein wegzunehmen; aber auf flehentliches Bitten des Spitalmeiſters ließ er ſich den Stiftungsbrief des Biſchofs Julius vorleſen, und „nachdem er die darin enthaltenen ſchweren Drohungen gegen die Verderber ſeiner frommen Anſtalt hörte, ſagte er: „„Ich will mit dieſem Pfaffen in jener Welt nichts zu ſchaffen haben: laſſet ihm das Seine!““ — Doch mußte nebſt den erkrankten ſchwediſchen Soldaten das Juliusſpitol noch ein ganzes Regiment geſunden Fußvolks verpflegen. Sehr intereſſant ſind die Einzelheiten über das Walten der Schweden in der Stadt, z. B. über die hier abgehaltenen Märkte von ſolchem Viehe, welches auf dem Lande war geraubt worden.

§ 7. Zuſtand des öffentlichen Gottesdienſtes in Würzburg. Wiedereinſetzung der vertriebenen proteſtantiſchen Prediger und Schuldiener auf dem Lande.

Gegen des Fürſtbiſchofs Philipp Adolphs Religions- und Reformations-Mandat vom 18. Februar 1628 (Beylage I.) erließ der ſiegende Guſtav Adolph unter dem 17. October 1631 ein Mandat, wodurch die durch den biſchöflichen Befehl und mit Gewalt vertriebenen lutheriſchen Prediger und Schuldiener jetzt wieder in ihre vorigen Aemter und Stellen ſollten eingeſetzt werden. Sofort machten ſich die katholiſchen Seelſorger und Schulmeiſter ſchnell aus dem Staube, um den befürchteten Mißhandlungen zu entgehen. Alle Welt- und Kloſter-Geiſtlichen der Stadt Wirzburg in der Kanzley am 31. October 1631 laut königlichem Befehl vom 26. October den Eid der Treue, jedoch mit ausdrücklicher Wahrung des Gewiſſens und Glaubens ſchwören (Beylage II.).

§ 8. Beſſere Befeſtigung Wirzburgs und Königshofens. Anzug Tilly's gegen Franken. Abzug der Schweden nach dem Rheine.

Tilly's Heranzug beunruhigte den Schwedenkönig nicht wenig, ſo verſichert der Schotte Monro. Zum erſtenmale ſah man ihn unſchlüſſig und gegebene Ordres zurücknehmen. Was Tilly hinderte, das viel ſchwächere Heer des Königs anzugreifen, berichtet aus Khevenhüller und aus einem Briefe des Kurfürſten Maximilian von Bayern Geijer, Geſch. Schwedens, Bd. III. 201. Not. 1. Nach dieſer Gefahr, das iſt richtig, glich Guſtav Adolphs Zug den ſchönen und fruchtbaren Ufern des Mains entlang durch das herrliche Frankenland (the pleasant and fruitfull river of the Maine, that runnes though faire Franconia (Monro II. 68 bey Geijer III. 199, Not. 5) einem wahren Triumphzug. Die ſchwediſchen Soldaten waren in das Land des Ueberfluſſes gekommen. „Unſere finniſchen Burſche“, ſchreibt Salvius an Per Bauer, „gewöhnen ſich ans Weinland da oben. In den liefländiſchen Kriegen mußten ſie oft mit Waſſer und verſchimmeltem groben Brode zur Bierſuppe vorlieb nehmen; nun macht ſich der Finne ſein „Kallſkål (kalte Schale) in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe.

In der Sitzung am 9. März d. J. las Herr Prof. Schafhäutl folgende drey Abhandlungen:

I. Analyſe des Vanadin-Bronzits von Bracco.

Das Mineral iſt ziemlich großblätterig mit einem ſehr deutlichen oder vielmehr offenen und zwey andern, weniger ausgezeichneten Blätterdurchgängen. Auf den etwas gekrümmten Spaltungsflächen iſt es perlmutterartig glänzend; in dünnen Blättchen durchſcheinend, grünlich-grau, kaum ſo hart wie Flußſpath; an einigen Stellen ziemlich weich, ſehr leicht zerſprengbar.

Wird daſſelbe mit etwas verdünnter Salzſäure behandelt, ſo verwandelt ſich ſeine grünlich-graue, durch beginnende Verwitterung entſtandene, in eine licht apfelgrüne Farbe. Specifiſches Gewicht für den luftleeren Raum und + 4° = 3,254693.

Vor dem Löthrohre zertheilen ſich dünne Blättchen der Länge nach in Faſern und ſchmelzen am Rande ſchon in der äußern Flamme; in der innern ſchmilzt das Blättchen unter ſtarkem Leuchten zu einer braunen Kugel.

Mit Borax auf Platindraht ſchmilzt das Mineral zu einem, im heißen Zuſtande gelben Glaſe, das bey einiger Sättigung auch nach dem Erkalten gelb bleibt. In der innern Flamme giebt es gleichfalls, ſo lange die Perle noch heiß iſt, ein gelbes Glas, das jedoch nach der Abkühlung blaulich-grün wird, und in der äußern Flamme ſich in Gelb verwandelt.

Mit Phosphorſalz erhält man in der äußern Flamme unter Abſcheidung von Kieſelerde ein geſättigt gelbes Glas, deſſen Farbe unter der Abkühlung verſchwindet; eben ſolch ein Glas in der innern Flamme, deſſen Farbe nach dem Erkalten entweder ganz verſchwindet, oder höchſtens etwas in's Grünliche ſpielend wird. — Vorkommen bey Bracco im Steatitgebirge an der Küſte von Genua.

Das Mineral wurde durch kohlenſaures Natron auf gewöhnliche Weiſe aufgeſchloſſen. Die abgeſchiedene Kieſelerde war grau und blieb es auch nach dem Glühen. Sie wurde nun noch einmal mit kohlenſaurem Natron geſchmolzen, hierauf mit verdünnter Salzſäure behandelt, und bis zur ſtaubigen Trockne abgedampft. Nach dem Befeuchten mit Salzſäure erhielt ich eine ſchöne grüne Löſung, die von Ammoniak grünlich braun gefällt wurde. Der Präcipitat mit Salmiak gewaſchen und geglüht wurde auf einem Platinbleche der Einwirkung von Fluorwaſſerſtoffgas ausgeſetzt, dann in Salzſäure gelöst, und mit Schwefelwaſſerſtoff-Ammoniak verſetzt; es fiel ein unbedeutender Niederſchlag, der nicht gewogen werden konnte, und wie Chrom zu reagiren ſchien. Aus der Löſung wurde Vanadin mittelſt Schwefelſäure gefällt u. ſ. w. Die nach Abſcheidung der Kieſelſäure erhaltene ſehr ſaure Löſung fällte man mit Ammoniak. Der Niederſchlag wurde hierauf noch feucht mit kauſtiſcher Kalilöſung

Digitized by Google

im Silbertiegel gekocht, bis die Löſung bey Erkaltung ſich mit einer Haut zu überziehen anfieng. Der nach dem Filtriren zurückgebliebene braune Rückſtand wurde hierauf im Silbertiegel mit kauſtiſchem Kali und etwas Salpeter geſchmolzen, das vanadinſaure Kali hierauf mit Waſſer ausgezogen, mit Salzſäure vorſichtig neutraliſirt, und mittelſt eines Stückes Salmiak das Vanadin als vanadinſaures Ammoniak gefällt. Der zweyte Niederſchlag wurde nun der Einwirkung von flußſaurem Gaſe ausgeſetzt, geglüht und dann noch mit dem von der Kieſelerde abgeſchiedenen in einem Strome von Waſſerſtoffgas zu Vanadin-Suboxyd reducirt und gewogen.

Eine zweyte Portion wurde zur Beſtimmung des Kaligehaltes im Brunner'ſchen Apparate der Einwirkung gasförmiger Flußſäure ausgeſetzt, die Bittererde vermittelſt Schwefelbaryum abgeſchieden u. ſ. w.

Die Analyſe gab in 100 Theilen:

	Vanadin-Bronzit	Bronzit aus dem Salzburgiſchen.
$\dddot{\text{Si}}$	49,5000.	51,338.
$\dddot{\text{Al}}$	5,5500.	4,388.
$\dot{\text{Ca}}$	18,1259.	18,284.
$\dot{\text{Mg}}$	14,1183.	15,692.
$\dot{\text{Fe}}$	3,2769	$\dot{\text{F}}$ et $\dot{\text{M}}\text{n}$: 8,230.
$\dot{\text{Vn}}$	3,6500.	0,000.
$\dot{\text{Na}}$	3,7500.	0,000.
$\dot{\text{H}}$	1,7700.	2,107.
	99,7411.	

Die Aehnlichkeit mit dem Bronzit fällt von ſelbſt in die Augen; der einzige Unterſchied ſcheint zu ſeyn, daß, ſtatt einer gewiſſen Quantität Eiſenoxyduls, Vanadin und Natron in die Zuſammenſetzung getreten ſind.

II. Ueber den Thonſtein der Geologen.

Syn.: verhärteter Thon.

Hauy nannte ihn zerſetzten compacten porphyriſchen Feldſpath, womit zugleich ſein vermeintlicher Urſprung angedeutet iſt. Er bildet, wie bekannt, oft mächtige Lager im rothen Todtliegenden in der Gegend von Chemnitz, Baden im Schwarzwalde, Botzen in Südtyrol. Schließt er Feldſpathkryſtalle ein, die gewöhnlich verwittert ſind, nebſt Quarzkryſtallen, ſo hat man ihm den Namen Thonſteinporphyr gegeben, als eine feldſpathartige geſchmolzene aus dem Eingeweide der Erde heraufgeſtiegene Maſſe, die (ſpäter?) ihr Kali verloren und eine Verbindung von Kieſel und Thonerde als ein Gemenge von Bi- und Triſilicaten zurückgelaſſen habe.

Der Umſtand, daß die ſo bedeutend vorwaltende Feldſpath-Grundmaſſe ihr Kali verloren, die kleinen eingewachſenen Feldſpathkryſtalle unverändert geblieben ſeyen, oder nur wenig verwittert erſcheinen, ſo wie die eigenthümliche Structur des Geſteines, das an Härte alle verwitterten Feldſpatharten bey weitem übertrifft, — ſollte ſchon längſt zu Zweifeln über die Natur des Geſteines Veranlaſſung gegeben haben, wenn es unſere Geologen nicht bequemer gefunden hätten, ſich die Weiſe ſelbſt zu erſinnen, nach welcher die Natur ihre Bildungen vor Aeonen hervorgebracht haben müße, anſtatt mühſam, aber conſequent auf Newtons Wegen die Geſetze zu ſtudiren, nach welchen die Natur noch gegenwärtig unter unſern Augen wirkt, bildet und ſchafft. Sie ſprechen, ſagt Liebig, über die Entſtehung der Felsarten und kennen ihre Zuſammenſetzung nicht u. ſ. f. Der Geologe hatte aus der rauhen, matten Oberfläche des Geſteines geſchloſſen: der Thonſtein könne nichts anders als verhärteter Thon ſeyn; — dagegen hat Fuchs als eigentlicher durchgebildeter wiſſenſchaftlicher Mineraloge beym erſten Anblick die Natur des Geſtrins errathen, und ſich auch in ſeiner Naturgeſchichte des Mineralreichs p. 231 geäußert: der meiſte Thonſtein ſcheint ein inniges Gemenge von unausgebildetem Quarz und Feldſpath zu ſeyn.

Digitized by Google

Der Thonſtein, der zu gegenwärtiger Unterſuchung diente, iſt von dem mächtigen Thonſteinlager in der Umgegend von Meiſſen. Er iſt rauh anzufühlen, von feinkörnigem erdigem Bruch und Gefüge und von kreidenartiger gelblich weißer Farbe. Merkwürdig iſt ſein Verhalten vor dem Löthrohre. Nach nicht ſehr langer Einwirkung der Flamme nimmt er ein glänzendes Gefüge an von beynahe kryſtalliniſchem Anſehen, und verändert ſeine Farbe in milchweiß, die ſich von dem daran gränzenden erdigen Gefüge des der Wirkung der Flamme entgangenen Thonſteines ſehr deutlich unterſcheidet. In der innern Flamme ſchmilzt er an den Kanten zu einer milchweißen Kugel. Schon aus dieſem Verhalten kann man mit vieler Wahrſcheinlkeit ſchließen, daß ein Mineral, das ſo leicht vom Feuer verändert wird, nicht feuerflüßig den Tiefen der Erde entſtiegen ſeyn könne.

Noch entſcheidender ſpricht für den Urſprung des Thonſteins auf naſſem Wege das Mikroſkop; denn dieſer Thonſtein zeigt in ſeiner ganzen Maſſe zerſtreute Ueberreſte von Panzern der Gaillonella distans und die körnige Structur der Xanthidien unverkennbar.

Auch die chemiſche Analyſe unterſtützt das Geſagte auf eine ſehr intereſſante Weiſe.

Ein reines, weißes Stück des Minerals gab mir, einmal durch kohlenſaures Natron aufgeſchloſſen, dann zur Entfernung der Kieſelſäure mit Fluorwaſſerſtoffſäure behandelt in 100 Theilen:

$\dddot{Si}$	76, 45.
$\ddot{Al}$	14, 88.
$\dddot{Fe}\ \dddot{Mn}$	0, 90.
$\dot{K}$	6, 60.
$\dot{H}$	0, 93.
	99, 76.

Wenn wir das Eiſen als Oxydul berechnen, erhalten wir:

72 Aequivalente.
12
6
1

Wir könnten demnach die Formel bilden:

$$6\,\ddot{Al}\,\dddot{Si}^3\ \ 6\,\dot{K}\,\dddot{Si} + 6\,\ddot{Al}\,\dddot{Si}^6 + \left.\begin{matrix}\dot{Fe}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

Hätte man auſtatt über die Entſtehung der Porphyre zu ſpeculiren, den Thonſtein einer auch nur oberflächlichen Analyſe unterworfen, ſo hätte der bedeutende Kaligehalt gewiß nicht verborgen bleiben können. Die chemiſche Analyſe hat alſo die Vermuthungen von Fuchs ganz vollkommen beſtätigt; anſtatt dem Thongeſchlechte gehört er dem Feldſpathgeſchlechte an, und kömmt in ſeiner Zuſammenſetzung ganz mit der des Weißſteines überein, da nach 3 Analyſen von Klaproth der Weißſtein im Durchſchnitt 77,5 Proc. Kieſelerde, 12,7 Thonerde, 5,6 Kali enthält, oder, wenn wir unſer ſächſiſches Specimen mit einem von Klaproth analyſirten Exemplare vergleichen wollen, ſo war die Zuſammenſetzung des Weißſteins von Reichenſtein:

$\dddot{Si}$	73, 50.
$\ddot{Al}$	15, 00.
$\dot{Ca}$	1, 00.
$\dddot{Fe}$	1, 50.
$\dot{K}$	6, 50.
$\dot{H}$	0, 75.
	98, 25.

Bilden wir aus unſerm Thonſteine den gemeinen Feldſpath, ſo erhalten wir:

$\dot{K}$	6, 10.
$\ddot{Al}$	6, 63.
$\dddot{Si}$	23, 876.
	36, 606 Proc.

Feldſpath; die übrig bleibende Kieſelerde und Thonerde bilden dann ein Thonerdeſilicat aus $\ddot{Al}\,\dddot{Si}^6$ beſtehend.

Um die gegenwärtige Geſtalt des Thonſteins und der Thonſteinporphyre, ſo lange man dieſe Ge-

ſteine bloß für verhärteten Thon ohne Kali hielt, auf vulkaniſchem Wege herleiten zu können, mußte man zu der ſpäter einwirkenden zerſetzenden Kraft des Waſſers ſeine Zuflucht nehmen, welches das Kali wegführte und die Thonerde zurückließ. Die große Quantität Kali, die jedoch in dieſen Geſteinen enthalten iſt, giebt denſelben ihre Urſelbſtſtändigkeit wieder. Der Thonſtein in ſeiner gegenwärtigen Form und Zuſammenſetzung kann jedoch nur auf naſſem Wege entſtanden ſeyn, (er umhüllt aufrecht ſtehende Stücke von Bäumen) was auch die Plutoniſten theilweiſe zugegeben haben, als ſie an der Urſelbſtſtändigkeit des Thonſteines zweifelten. In gewiſſer Art conſequent hat man alle die Thone und die ungeheuern Thonablagerungen als Ueberreſte durch den Verwitterungsproceß zerſtörter granitiſcher und überhaupt Thonſchiefergebilde erklärt. Die Zerſetzung wäre dann entſtanden durch Wegführung des Kali vermittelſt der Wirkung der Atmosphärilien eingeleitet.

Fuchs hat zuerſt die Selbſtſtändigkeit der Thonbildungen nachgewieſen, indem er zuerſt ihren Kaligehalt entdeckte in ſeinen meiſterhaften Unterſuchungen über den hydrauliſchen Kalk, wodurch dem Thone ſeine Stellung neben allen ältern und jüngeren granitiſchen Bildungen unbeſtritten eingeräumt werden mußte. Daß aber die thonigen granitiſchen Bildungen nicht durch Feuer entſtanden ſeyn können, wird auch der wahnſinnigſte Verfechter des Plutonismus nicht behaupten, der auch nur in einer Töpferwerkſtätte die Veränderungen beobachtet hat, die das Feuer auf unſere Thone ausübt.

Es ſcheint überhaupt mit dem Feuer im Erdinnern immer ſchlimmer und ſchlimmer zu werden, je mehr die eigentliche ſtrenge Wiſſenſchaft und unparteyiſche Beobachter den Zuſtand des Erdinnern ihrer Aufmerkſamkeit widmen.

Ich habe ſchon in meiner Feſtrede: „Ueber die Geologie in ihrem Verhältniſſe zu den übrigen Naturwiſſenſchaften“ auf die nicht abzuläugnenden Beobachtungen des Engländers Moyle aufmerkſam gemacht, die man natürlich, als höchſt unwillkommen, von Anfang her zu ignoriren für gut fand*). Der Brunnen des Kaufmanns Schergin zu Jakutsk liefert noch überdieß ein merkwürdiges Beyſpiel, wie zuverläßig die Daten ſeyen, auf welche ſich die Zunahme der Wärme nach dem Erdmittelpunkte baſirt. Biſchof berechnete die Tiefe, in welcher der Thaupunkt in den dortigen ſibiriſchen Erdſchichten gefunden werden würde, auf 230 — 256 preußiſche Fuß. Als ſich der Thaupunkt da nicht fand, berechnete ihn Ermann, in ſeiner Reiſe um die Welt, auf eine Tiefe von 600 Fuß, und ſollte er ſich auch da noch nicht finden, ſo kann man noch 600 Fuß, oder ſo viel man überhaupt will, hinzurechnen. In einer Tiefe von 54 Saſchen 2 Arſchinen = 359,05 pariſ. = 382 engliſchen Fußen ſteht das Thermometer noch immer auf — ½° R.

Es wird überhaupt keinem eigentlichen Mathematiker im Ernſte einfallen, aus unſern gegenwärtig bekannten Beobachtungen über die Wärme des Erdinnern ein Geſetz über die Zunahme der Wärme nach dem Erdmittelpunkte ermitteln zu wollen, ſo lange die ungeheuren Differenzen und die Widerſprüche zwiſchen den einzelnen Beobachtungen lehren, daß hier der Zufall die Oberhand habe, der mit dem Reich der Wiſſenſchaft in keiner Gemeinſchaft ſteht.

*) Es waren zwar Fox und Forbes bemüht, durch ein paar das Weſen der Frage gar nicht berührende Experimente Moyle's Reſultate zweifelhaft zu machen, und ſie haben zu dieſem Zwecke ſogar ihre Rechnungsweiſe geändert; allein Moyle trat ihnen hierauf mit einer ganzen Reihe von Experimenten entgegen, gegen welche ſich bis jetzt keine Stimme mehr erhoben hat.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.
Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Mathematiſch-phyſikaliſche Klaſſe.

In der Sitzung am 9. März. d. J. las Herr Prof. Schafhäutl folgende drey Abhandlungen:

III. Ueber den Salzthon.

Das alpiniſche Salzgebilde im Salzkammergute beſteht bekanntlich aus dem ſogenannten Haſelgebirge der Grubenarbeiter. Dieß Haſelgebirge ſelbſt zerfällt mechaniſch in körniges Steinſalz und in eine graue, von Salz durchdrungene Maſſe, die v. Humboldt Salzthon genannt hat.

Das Liegende iſt das ſogenanute Lebergebirge, glänzend ſchiefriger Thon und Mergelſchiefer, immer mehr und mehr von Gyps durchdrungen, bis er zum eigentlichen ſogenannten Thongyps wird.

Der Humboldt'ſche Salzthon iſt gleichfalls bloß nach ſeinem Aeußern beurtheilt und charakteriſirt worden. Von ſeiner eigentlichen chemiſchen Conſtitution war noch gar nichts bekannt. Da ſich eine wahrſcheinliche Theorie der Bildung des Steinſalzes nur durch eine ſo vollſtändig als mögliche Kenntniß der mit ihm zugleich entſtandenen oder meiſtens mit ihm zugleich vorkommenden Gebirgsarten bilden läßt, ſo beſchloß ich zuerſt, den v. Humboldt'ſchen Salzthon zu unterſuchen.

Dieſer trockne lichtgraue Thon wurde fein zerrieben, was nur mit einiger Mühe geſchehen konnte, und dann auf dem Filtrum ſo lange mit deſtillirtem Waſſer behandelt, bis aller Gyps ausgewaſchen war.

Der ſo von allen im Waſſer löslichen Theilen befreyte Thon bildete eine, naß ziemlich zähe, lichtgraue Maſſe, die ſich jedoch nach dem Trocknen leicht zwiſchen den Fingern in feines Pulver zerreiben ließ.

Im bedeckten Platintiegel über der Lampe geglüht, färbte ſich das Pulver ſchwarz, unter Luftzutritt erhitzt erglühte es leicht durch ſeine ganze Maſſe unter ſtarker Entwicklung von ſchwefliger Säure. Es hatte zuletzt ſeine graue Farbe in eine röthliche verwandelt, und regelmäßig 12,85 Procente an Gewicht verloren. Mit concentrirter Salzſäure war es in dieſem Zuſtande leicht in der Wärme zu zerſetzen unter Zurücklaſſung von weißer Kieſelerde; aber auch das ungeglühte Pulver wurde durch Behandeln mit concentrirter Salzſäure in der Wärme unter Entwicklung von Kohlenſäuregas vollkommen zerſetzt; die Kieſelerde blieb jedoch hier von Bitumen grau gefärbt zurück.

Das ungeglühte Pulver wurde in einem verſchließbaren Kolben mit rauchender rother Salpeterſäure behandelt zur Abſcheidung und Beſtimmung des Schwefels, ſo wie zu der des noch zurückgebliebenen Chlores.

Die auf die gewöhnliche Weiſe durchgeführte quantitative chemiſche Analyſe gab folgende Beſtandtheile:

Digitized by Google

$$
\left.\begin{array}{ll} \dddot{\mathrm{Si}} & 45{,}50 \\ \dddot{\mathrm{Al}} & 15{,}000 \end{array}\right\} = 60{,}5\ \dddot{\mathrm{Al}}\dddot{\mathrm{Si}}^{3}
$$

$$
\dot{\mathrm{Mg}}\ddot{\mathrm{C}}\ 26{,}56 = \left\{\begin{array}{ll} \dot{\mathrm{Mg}} & 12{,}830 \\ \ddot{\mathrm{C}} & 13{,}730 \end{array}\right.
$$

$$
\left.\begin{array}{ll} \not{\mathrm{F}}\mathrm{e} & 6{,}900 \\ \mathrm{Mn} & 0{,}270 \\ \mathrm{S} & 2{,}210 \end{array}\right\} = \dot{\not{\mathrm{F}}} + \acute{\mathrm{M}}\mathrm{n}
$$

$$
\begin{array}{ll} & 2{,}350\ \text{Bitumen} \\ \mathrm{NaCl} & 1{,}060 \\ \hline & 99{,}850 \end{array}
$$

Man ſieht, der Schwefel reicht eben hin, das zweyte Arfvedſon'ſche Eiſenſubſulphurat zu erzeugen, ſo wie mit Mangan das sulphuretum Manganosum. Dieſes Schwefeleiſen rührt wahrſcheinlich von Infuſorien her, die auch hier eine wichtige Rolle geſpielt zu haben ſcheinen; denn unter dem Mikroſkope erſcheint die feingeſchlammte Salzthonmaſſe aus Ueberreſten von Inſuſorien zuſammengeſetzt, die zum Theil zu Gaillonella, zum Theil zu Monas gehört zu haben ſcheinen. Aus dieſer Zuſammenſetzung des ſogenannten Salzthons geht hervor, daß er aus 60,5 Proc. neutraler kieſelſaurer Thonerde beſtehe, gleichartig mit der Zuſammenſetzung des Thones von Höganäs in Schoonen und von Stourbridge in England, dann aus 26 Proc. kohlenſaurer Bittererde. Es wären alſo wieder 2 Atome neutraler kohlenſaurer Bittererde mit einem Atome neutralem Thonerdeſilicat verbunden.

Wir haben geſehen, daß der Salzthon ſeine Kohlenſäure ſchon über der Lampenflamme verliere. Wäre nun das Salz durch Feuer verflüchtigt aus den Tiefen der Erde heraufgeſtiegen und hätte den Thon durchdrungen, ſo würde die Kohlenſäure des Thons längſt verflogen ſeyn. Man könnte hier wie bey andern Gelegenheiten verſuchen, einzuwenden: der Druck des auf dem Thon liegenden Gebirges habe die Entweichung der Kohlenſäure verhindert. Allein hätte ein ſolcher Druck wirklich ſtattgefunden, ſo würde es dem gasförmig aufſteigenden Kochſalze überhaupt unmöglich geweſen ſeyn, den Thon zu durchdringen, da die Tenſion der Salzdämpfe gar vielmal geringer iſt, als die der Kohlenſäure; nicht zu gedenken, daß die 8,95 Proc. Unterſchwefeleiſen gleichfalls im glühenden Thone nicht hätten beſtehen können, der überhaupt das gasförmige Natriumchlorid zerſetzt haben müßte, kieſelſaures Natron bildend, Chloreiſen und dergleichen, wie wir dieß noch täglich in unſern Steingutöfen vor ſich gehen ſehen. Das Bitumen ſelbſt, das alle Steinſalzlager begleitet, und gleichfalls ein Nebenprodukt der Steinſalzbildung ſeyn muß, wäre natürlich zerſetzt worden, wo es mit dem gasförmigen Salze in Berührung kam, demſelben willig ſeinen Platz überlaſſend, u. ſ. f.

Welche wichtige Rolle überhaupt die Bittererde bey der Bildung des Steinſalzes geſpielt haben müſſe, beweiſet die Analyſe eines zweyten Lagerſtückes aus derſelben Gegend, das von Bitumen ſchwarz gefärbt härter als der Salzthon gleichfalls für Thon gehalten worden iſt.

Geglüht verlor es 20 Proc. und brannte ſich weiß. Mit Salzſäure übergoſſen entwickelte das Pulver in der Wärme Kohlenſäure, nach dem Glühen Schwefelwaſſerſtoffgas.

In 100 Theilen beſtand dieſes Lagerſtück aus

$\dot{\mathrm{Ca}}\ddot{\mathrm{C}}$	32,400
$\dot{\mathrm{Mg}}\ddot{\mathrm{C}}$	34,045

und 14,3 Proc. Thon, wovon 2,7 in Salzſäure auflöslich waren, und gegen 5,5 Procente Bitumen.

Ein nie fehlender Begleiter der Steinſalzniederlage iſt die ſchwefelſaure Kalkerde, oder der Gyps.

Die meiſten Geologen nehmen ſeine Bildung auf naſſem Wege an, da, wo er in Begleitung von Steinſalz vorkommt; jedoch, wo er ohne Steinſalz gefunden wird, muß er der Tiefe der Erde entſtiegen ſeyn. Und warum? Weil ſich gewöhnlich Verrückungen oder Verſchiebungen im Hangenden des Gebirges zeigen und weil ſich gleichfalls nicht ſelten die Schichten ſelbſt mehr oder weniger gegen den Horizont neigen.

Da es nun unter den meiſten Geologen zu einer Art Monomanie geworden iſt, keine Veränderung in der Schichtenſtellung ohne hebende, der

Schwerkraft widernatürlich entgegen wirkende Kraft von unten zu denken, ſo hat man auch den Gyps feuerflüſſig gemacht, ihn trotz ſeines Waſſergehaltes aus den Tiefen der Erde hervorſteigen und die Schichten ſo ganz bequem verrücken laſſen. Da man noch nie feuerflüſſigen Gyps, gleich den Baſalten, aus den Spalten der Erde hervordringen und überlaufen geſehen, ſo hat man ſich einſtweilen begnügt, denſelben ganz langſam ſich bloß zwiſchen die Schichten einſchieben zu laſſen.

Trotz den mehrfachen Vorkommniſſen von Kochſalz, das unläugbar auf naſſem Wege da abgeſetzt worden ſeyn müßte, hat man überall, wo ſich irgend eine Neigung der das Salzgebirge begleitenden Schichten vorfand, auch das Kochſalz in Gasform aus der Tiefe der Erde hervorſteigen, und es, wie zu Cardona, zu einem meilenlangen Klumpen plötzlich erſtarren laſſen, nachdem es die darauf liegenden Schichten emporgehoben, und ſich gar leicht, wenn es gewollt, einen Ausweg hätte bahnen können.

So ſagt z. B. Walchner: — „wollen wir anders der Natur keine Gewalt anthun, und eine vorurtheilfreye, den ächten Naturforſcher auszeichnende Betrachtung der Verhältniſſe bewahren, ſo ſehen wir uns gleichſam genöthigt, dieſes Steinſalz von Cardona als von unten herauf und zwiſchen die Schichten des Kreidegebirges getrieben anzuſehen", — und warum? — weil die Schichten der Sandſteine und Kalkmaſſen des Gebirges mantelförmig um den Salzberg liegen!!!

Das Kniſterſalz in Wieliczka hat ſchon den Urſprung wenigſtens dieſer Steinſalz-Lagerſtätte auf naſſem Wege außer allen Zweifel geſetzt, ſo wie überhaupt Philippi neuerdings ſogar die Verſteinerungen in eben dieſem Steinſalze ſelbſt zu beſtimmen im Stande war.

Nun ſind aber in den neueſten Tagen Marcel de Serres und Joly aufgetreten und haben bewieſen, daß die rothe Farbe des Steinſalzes von Monas Dunalii und das grünliche Steinſalz von Cardona, welches man ſich, „ohne der Natur Gewalt anzuthun, feuerflüſſig oder gar gasförmig aus den Tiefen der Erde hervorgeſtiegen denken mußte," ſeine deutlich grünliche Farbe eingeſchloſſenen Infuſorien verdanke. Dieſe Infuſorien, ſagt der Beobachter, ſind bey ihrer Geburt weiß, werden im mittleren Alter grün, und im hohen Alter purpurfarben. Auch in den Mergeln, die dem Steinſalze als Unterlage dienen, fanden ſie dieſelben Infuſorien. Compt. rend. X. 322. 477.

Alſo nicht allein in den die Salzniederlage begleitenden Schichten, ſondern auch in dem Salzſtocke ſelbſt hatte ein organiſches Leben ſeine Werkſtätte aufgeſchlagen, und er kann ſchon deßhalb nicht durch Einfluß der Hitze in Gasform an ſeinen jetzigen Platz gelangt ſeyn.

Nicht genug, die meiſten unſerer bedeutenden Steinſalzniederlagen als vulkaniſche Produkte zu erklären, hat man auch den Salzgehalt des ganzen Meeres vulkaniſchen Wirkungen zuzuſchreiben verſucht.

Eine kurze, etwas nähere Betrachtung und Schätzung des Salzgehaltes des Meeres wird uns von dem Werthe dieſer Hypotheſe ſogleich überzeugen.

Nehmen wir den mittlern Salzgehalt des Meerwaſſers zu 39,15 in 1000 Theilen und geben davon 26,91 dem Kochſalze, 5,645 dem Chlor-Magneſium, 4,660 dem ſchwefelſauren Natron, dem kohlenſauren Kalk 1,279, und nehmen die Oberfläche des Meeres zu 6173666 Quadrat-Meilen an. Was die Tiefe des Meeres anbetrifft, ſo hat ſie der große Laplace, der als Mathematiker das Ganze umfaßte und von dieſem Standpunkte aus über die vereinzelten Maulwurfshügel unſerer Vulkane hinwegſah, aus allgemeinen Geſetzen in Bezug auf Gleichgewicht und Bewegung hergeleitet und dargethan, daß die Tiefe desſelben ohngefähr der mittleren Höhe der Continente gleich ſeyn müſſe. Da damals noch nichts Beſtimmtes über dieſe mittlere Höhe der Continente vorlag, ſo hat ſie Laplace etwa zu 1000 Meter angenommen.

Allein Humboldt hat eine genaue Ueberſicht über die mittlere Höhe der Continente gegeben und gezeigt, daß ſie Laplace um $\frac{2}{3}$ zu groß angenommen. Pogg. Ann. d. Phys. 1842. LVII. 407 — 419.

Nehmen wir deßhalb die mittlere Tiefe des Meeres zu 300^m, ſo erhalten wir einen Cubikinhalt des Meeres von 2500215,4 geographiſchen Cubikmeilen, und darin wären enthalten im feſten Zuſtande

3051,3420	Cubikmeilen	Chlornatrium,
633,64436	„	Glauberſalz,
441,81180	„	kohlenſaure Magneſia,
109,33944	„	kohlenſaurer Kalk.

Wenn wir ferner unſere Gebirgsſyſteme als ein dreyſeitiges Prisma betrachten, deſſen Querſchnitt ein gleichſchenkliches Dreyeck bildet, in welchem die ſenkrechte Entfernung des Scheitels von der Baſis durch die mittlere Höhe der Gebirge ausgedrückt iſt, ſo erhalten wir den Cubikinhalt der

ſüdlichen Cordilleras	41666,5
für den eigentlichen Himalaya	5169,825
für die Alpen	685,125
für die Pyrenäen	119,350

Cubik-Meilen, und deßhalb eine Salzmaſſe von etwa fünfmal größerem Umfange als unſere Alpen, von gegen $\frac{1}{3}$ kleinerem Umfange als der Himalaya. Eine Maſſe Glauberſalz, nahe ſo groß als unſere Alpen, eine nicht viel kleinere Maſſe kohlenſaurer Bittererde, und kohlenſauren Kalk ſo viel, daß man die Pyrenäen daraus bilden könnte.

Bey einer mittleren Tiefe des Oceans von 1000 Toiſen hätten wir 13309,00 Cubikmeilen Kochſalz, alſo $\frac{1}{3}$ des ganzen Anden-Gebirges, und bey einer Tiefe von 10000 Toiſen, wie noch Einige die mittlere Tiefe des Meeres ſchätzen 133090,0 Cubikmeilen, alſo nahe dreymal ſo viel Kochſalz, als das ganze Anden-Gebirge Raum einnimmt.

Es giebt keine analoge Erſcheinung bey vulkaniſchen Ausbrüchen, in welchen das eine Alkali in ſolcher Quantität über das andere vorgewaltet hätte. Nehmen wir das Salz des Meerwaſſers durch Eindringen von Waſſer mittelſt vieler Meilen tiefer Spalten auf den hypothetiſchen flüſſigen Erdkern, ſo müßten, wenn nicht der ganze Erdkern aus Kochſalz beſteht, Gebirgsmaſſen zu Tage gefördert worden ſeyn, die das ganze Bett des Oceans ausgefüllt hätten, um ſo viel Kochſalz daraus auslaugen zu können, als das Meerwaſſer gegenwärtig enthält.

Das Kali ſcheint ſeinem größten Theile nach mit der Kieſelerde zu Silikaten ſich verbunden zu haben, oder zuerſt im freyen Zuſtande erſchienen zu ſeyn, worauf das Natron folgte, das ſich entweder mit Schwefelſäure zu ſchwefelſaurem Natron oder mit Chlor zu Chlornatrium verbunden haben mußte. Gewiß waren beyde zuerſt im Waſſer gelöſt, und die Gyps- und Salzſtöcke und Flötze mit ihrem Bitumen ſind der Rückſtand eines vertrockneten partiellen Urmeeres.

Es iſt dieß Bitumen das Reſiduum eines einſt von Legionen lebender animaliſcher und vegetabiliſcher Weſen erfüllten Meeres. Es würden wieder ähnliche Rückſtände entſtehen, wenn wir uns unſere gegenwärtigen Meere immer mehr und mehr vertrocknend vorſtellen. Auch wenn wir uns alle Mollusken und Wirbelthiere aus ihren Waſſern wegdenken, ſo würde die organiſche Materie der Legionen Inſuſorien, Polypen, Quallen, See-Algen, die in ihrer raſchen Vergrößerung und Vervielfältigung keinen Winter kennen, der ſie zu beſchränken im Stande wäre, als Rückſtand des noch gegenwärtig wenigſtens 2500000 Cubikmeilen Waſſer enthaltenden Oceans die durch Verdampfung entſtehenden Gyps- und Kalkniederſchläge mit einer ungeheuren Maſſe von ſogenanntem Bitumen erfüllen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.
Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe.

In der Sitzung am 9. März d. J. las Herr Prof. Schafhäutl folgende drey Abhandlungen:

III. Ueber den Salzthon.

(Schluß.)

Die Verrückung und Zerſtücklung der die Salz- und Gypsniederſchläge überdeckenden Schichten, auch wenn wir uns dieſelben wirklich horizontal abgeſetzt denken, läßt ſich beym Wiedereintreten einer neuen Fluth ſehr leicht denken. Das Chlorcalcium wurde zuerſt vom Waſſer aufgelöst, und zuletzt das Chlor-Natrium ganz oder theilweiſe. Durch die ganze oder theilweiſe Fortführung des Kochſalzes, Chlorcalciums, Chlormagneſiums entſtanden Höhlungen, Lücken, die ſpäter oder früher unter ihrer eigenen Laſt zuſammenbrechend jene Zertrümmerungen und Verrückungen der die Salzlager begleitenden Schichten veranlaßt hatten, welche uns heut zu Tage noch ſo viel zu rathen geben. Da, wo alles Kochſalz fortgewaſchen wurde, blieb der Gyps allein zurück, zugleich mehr oder weniger vom Waſſer angegriffen, da auch er in demſelben auflöslich iſt.

Nehmen wir auch wirklich die Schichten, die den Steinſalzſtock von Cardona ummanteln, urſprünglich horizontal abgeſetzt, ſo werden dieſe Schichten, unter welchen das Waſſer auf eine cubiſche Salzmaſſe auflöſend nur von außen nach innen wirkt, ſehr bald ſo viel von ihrer Salzunterſtützung verloren haben, daß ſie auf den gegenwärtigen, nur als Kern eines ehemals mächtigeren Steinſalzlagers zurückbleibenden Salzſtock zuſammenbrachen, und ſo der weitern auflöſenden Wirkung des Waſſers Gränzen ſetzten.

Man hat jedoch überdieß durch die neueſten Beobachtungen ausgemittelt, daß ſich Schichten von mechaniſch im Waſſer aufgelöſten Stoffen auch noch auf unter einen Winkel von 30° geneigten Ebenen abſetzen können, hat aber vergeſſen, daß Materien, ſich in einem Ocean von mehreren Tauſend Fußen Tiefe abſetzend, von dem comprimirten Waſſer getragen, ſehr leicht der attractoriſchen Kraft der nahe gelegenen Felsarten folgend ſich auch regelmäßig auf ſehr ſtark gegen den Horizont geneigten Flächen abſetzen konnten, gleichſam ſchalige Incruſtationen bildend, wie wir ſie in der organiſchen und unorganiſchen Natur ſich noch täglich bilden ſehen. So legen ſich Incruſtationen an die mehr vertikalen oder oft ſogar gegen die Horizontal-Ebenen des Waſſers geneigten Innenwände eines wagenförmigen oder cylindriſchen Dampfkeſſels an, und ſogar gerade wie über den ſogenannten maſſigen Gebirgen, d. i. ſchichtenweiſe. Ein Geologe würde dieſe Schichten aus einer jedesmaligen Revolution entſtehen laſſen, die im Meere des Dampfkeſſels vor ſich gegangen. Solche Revolutionen übrigens entſtehen immer, ſobald das Waſſer des Keſſels ſo viel von Salzen aufgelöst enthält, als es in dieſer Temperatur halten kann. Die Salze fallen dann beynahe mit Einemmale in pul-

Digitized by Google

verförmiger Geſtalt nieder, eine Schichte bildend, worauf das Waſſer ſich wieder mit Salzen ſchwängert, bis es dem Sättigungspunkte nahe dieſelben aufs Neue fallen läßt.

Möchte man doch bald auch in dieſem, aus einer craſſen Empyrie erſt zur Wiſſenſchaft ſich emporarbeitenden Zweige der Naturforſchung einſehen lernen, daß mit Hypotheſen, im unendlichen Reiche der Möglichkeiten herum taumelnd, nichts für die eigentliche Wiſſenſchaft gewonnen werden kann, und daß nur durch geduldiges ausharrendes Studium der Kräfte der Natur und durch wiſſenſchaftliche Beobachtung der Weiſe, wie die Natur noch gegenwärtig bildet und ſchafft, ſich eine Baſis gründen laſſe, von welcher aus man logiſch und alſo wiſſenſchaftlich rückwärts ſchließen kann, auf welche Weiſe die Natur, die **Unveränderliche**, ihre früheren Bildungen hervorgebracht habe!

In der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J. hielt Hr. Dr. v. **Martius**, Secretär der zweyten Claſſe, folgenden Vortrag.

Seitdem es Akademien und gelehrte Geſellſchaften giebt, hat ſich der Charakter ihrer Thätigkeit, ſofern ſie in öffentlichen Schriften erſcheint, nicht unweſentlich geändert. Aus dem Stadium einer gleichſam patriarchaliſchen Abgeſchloſſenheit ſind auch dieſe Vereine und zumal die Akademieen mehr und herausgetreten. Der Zeitgeiſt drängt einen großen Theil ihrer Arbeiten auf das viel bewegte Gebiet des Journalismus hinüber. Wenn gleich manche, und namentlich diejenigen akademiſchen Studien, die langſame Reife und kräftige Unterſtützung durch das corporative Vermögen erheiſchen, auch gegenwärtig mit Eifer und Erfolg im Schooße der gelehrten Geſellſchaften getrieben werden, ſo finden auch viele Fragen, vermöge der lebhafteren Bewegung aller Wiſſenſchaften, eine ſchnellere Erledigung. Zahlreiche wiſſenſchaftliche Reſultate entwickeln ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß die gel. Vereine ſie nicht mehr, wie ehemals, lediglich durch das Organ ihrer in längeren Zeitabſchnitten erſcheinenden Denkſchriften dem Publicum mitzutheilen gezwungen werden. In Folge hievon mußte ſich der Journalismus auch innerhalb der gelehrten Vereine mehr und mehr ausbreiten, und faſt jede der thätigen Akademieen und größeren gel. Geſellſchaften beſitzt gegenwärtig eine beſondere Zeitſchrift, wodurch ſie ihre Forſchungen alsbald dem großen Kreiſe wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes einverleibt, oder bringt ihre Reſultate durch die periodiſche Erſcheinung von Protokollen, Auszügen, Ueberſichten u. ſ. w. ſchnell zur allgemeinen Kenntniß. Dieſes Verhältniß machte es auch nöthig, daß unſer Verein ſich ein ähnliches Hülfsmittel in ſeinen „Gelehrten Anzeigen" verſchaffte; anderſeits aber gebot es auch einen bey weitem mehr ausgedehnten Verkehr mit verwandten Vereinen in Nähe und Ferne einzuleiten, als er früher ſtatt gefunden hat.

Ganz vorzüglich nothwendig erſchien eine ſolche Verbindung unſerer Akademie nach Auſſen in Beziehung auf die zweyte Claſſe. Hier werden zahlreiche rechnende, meſſende und beobachtende Doctrinen repräſentirt, welche ſowohl wegen ihres auſſerordentlichen Umſchwunges, als wegen ihres immer wichtiger werdenden Einfluſſes auf große Zeitfragen nichts mehr von dem ignoriren dürfen, was auf demſelben Gebiete an andern Orten geleiſtet wird.

Unter Berückſichtigung der Nothwendigkeit eines ſolchen von Tag zu Tag zunehmenden Verkehrs dieſer zweyten Claſſe mit andern Vereinen von ähnlicher Beziehung hat das hohe Präſidium mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, mich der ausländiſchen Correſpondenz, dem angedeuteten Bedürfniſſe gemäß, anzunehmen, und ich habe um ſo weniger geſäumt, dieſem Rufe zu entſprechen, als auch von Seiten der beyden andern Claſſen eine beträchtliche Ausdehnung ihres Verkehrs eingetreten iſt. Es dürfte nun nicht unintereſſant für die Geſammtakademie ſeyn, eine Ueberſicht von allen unſeren Verbindungen zu erhalten, und ich beehre mich daher folgende Mittheilung über dieſen Gegenſtand zu machen.

Die Verbindungen der Akademie erſtrecken ſich über folgende Staaten:

Bayern, wo 25 Stellen die akademiſchen Schriften erhalten.
Oeſterreich, wohin ſolche an 10 Orte geſchickt werden.
Preußen, wohin an 15 Orte.
Der übrige deutſche Bund, wohin an 21 Orte.
Schweiz, wohin an 6 Orte.
Frankreich, wohin an 11 Orte.

Digitized by Google

Spanien, wohin an 2 Orte.
Portugal, wohin an 1 Ort.
Belgien, wohin an 2 Orte.
Niederlande, wohin an 1 Ort.
Großbritanien und ſeine Colonien, wohin an 24 Orte.
Dänemark, wohin an 3 Orte.
Schweden, wohin an 1 Ort.
Rußland, wohin an 3 Orte.
Kirchenſtaat, wohin an 3 Orte.
Neapel, wohin an 2 Orte.
Nordamerika, wohin an 3 Orte.
Braſilien, wohin an 1 Ort.

Summa der außer Bayern, 109 Orte.

Die Empfänger der Schriften unſerer Akademie ſind größtentheils gelehrte Geſellſchaften, welche vermöge ihrer Publicationen in ein Verhältniß litteräriſcher Reciprocität mit der Akademie zu treten im Stande ſind und denſelben auch ihre Schriften zu überſenden pflegen. Außerdem aber empfangen auch einige Bibliotheken die Publicationen unſerer Akademie. Unter dem gegenwärtigen Präſidio hat die Correſpondenz mit gelehrten Geſellſchaften an Ausdehnung beträchtlich gewonnen und die Akademie iſt dadurch mit manchen ſchätzbaren litterariſchen Producten bereichert worden. Indem ſie aber ihre Verbindungen vielſeitig ausdehnte, erſchien es auch doppelt nothwendig, beſtimmte Kategorien für diejenigen Mittheilungen aufzuſtellen, welche den jenſeitigen Vereinen je nach deren Beſtimmung und der Ausdehnung ihrer Publicationen mitgetheilt werden ſollten. Hiernach haben ſich folgende Abtheilungen ergeben.

I. Im Inlande erhalten a) alle Schriften der Akademie:

Die Hof- und Staatsbibliothek zu München.
Die Univerſitätsbibliothek zu München.
Die Univerſitätsbibliothek zu Erlangen.
Die Univerſitätsbibliothek zu Würzburg.
Die Benediktiner-Abtey zu Scheyern.
Die Bibliothek der Studienanſtalt zu Speyer.
Die Bibliothek der Studienanſtalt zu Zweybrücken.
Die öffentliche Bibliothek zu Bamberg.
Die öffentliche Bibliothek zu Dillingen.
Die öffentliche Bibliothek zu Neuburg.

Dürfte auch an die öffentlichen Bibliotheken zu Augsburg, zu Bayreuth und Nürnberg eine ähnliche Abgabe zu machen ſeyn.

b) Die Abhandlungen der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe nebſt einſchlägigen kleineren Druckſchriften erhalten:

1) Die k. b. botan. Geſellſchaft zu Regensburg.
2) Die pharmaceutiſche Geſellſchaft in Kaiſerslautern.

c) Die Abhandlungen der hiſtoriſchen Claſſe nebſt einſchlägigen kleineren Schriften erhalten:

1) Hiſtoriſche Verein in Anſpach.
2) Hiſtoriſche Verein in Augsburg.
3) Hiſtor. Verein und k. Archiv in Bamberg.
4) Hiſtor. Verein in Bayreuth.
5) Oeffentl. Bibliothek in Dillingen.
6) Hiſtor. Verein in Landshut.
7) Hiſtor. Filial-Verein zu Neuburg.
8) K. Archiv zu Nürnberg.
9) Hiſtor. Verein zu Paſſau.
10) Hiſtor. Verein zu Regensburg.
11) Hiſtor. Verein zu Speyer.
12) Hiſtor. Verein zu Würzburg.
13) K. Archiv zu Würzburg.

II. Im Auslande. Alle akademiſchen Schriften, nämlich die Denkſchriften in ihren drey Abtheilungen, die Gelehrten Anzeigen, die Bulletins aus denſelben, die Observationes astronomicae, alle Reden und Almanache werden an folgende Inſtitute übermacht:

Amſterdam, Societät der Wiſſ. oder k. niederländ. Inſtitut.
Berlin, Akademie der Wiſſenſchaften.
Bonn, Kaiſerl. Akademie der Naturforſcher.
Brüſſel, Akademie der Wiſſenſchaften.
Brüſſel, K. Bibliothek.
Kopenhagen, Societät der Wiſſ.
Dublin, K. iriſche Akademie.
Edinburg, Royal Society.
Görlitz, Oberlauſitz'ſche Geſellſchaft d. Wiſſ.
Göttingen, Societät d. Wiſſ.
Insbruck, Ferdinandeum.
Lille, Société Royale des sciences, agriculture et arts.
Liſſabon, Academia R. das Sciencias.
London, Royal Society.
Mailand, Istituto Imp. R. Lombardo-Veneto.
Modena, Società italiana dei Quaranta.
Modena, R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti.
Nancy, Société R. des sciences, lettres et arts.
Paris, Institut de France.
Peſth, Societas erudita Hungarica.
Petersburg, Kaiſerl. Akademie d. Wiſſ.
Prag, Geſellſchaft des vaterländ. Muſeums für Böhmen.
Rouen, Académie R. des sciences, belles lettres et arts.
Stockholm, k. Akademie d. Wiſſ.
Wien, k. k. Bibliothek.

2) Die Abhandlungen und Reden der erſten Claſſe, ſo wie die Bulletins und den Almanach erhalten:

London, Royal Society of litterature.
London, Asiatic Society.
Caen, Société française pour la conservation et la déscription des Monumens nationaux.
Rom, Istituto archeologico.
Rom, Bibliotheca Vaticana.
Neapel, Reale Accademia della scienze, sectione della Società R. Borbonica.
Schulpforte, Bibliothek.

Digitized by Google

3) Die Abhandlungen und Reden der zweyten Klaſſe nebſt Bulletins und Almanach werden an folgende geſendet:

Berlin, Gartenbaugeſellſchaft für den preußiſchen Staat.
Bern, Schweizeriſche Geſellſchaft der Naturforſcher.
Bordeaux, Société Linéenne.
Breslau, Geſellſch. für vaterländiſche Cultur.
Calcutta, Medical and Physical Society.
Catanea, Accademia Gioenia.
Danzig, Naturforſchende Geſellſchaft.
Edinburg, Highland and agricultural Society.
Frankfurt, Senkenberg'ſche Naturforſchende Geſ.
Genf, Société de Physique.
London, Astronomical Society, zugleich mit Observat. astronomicae.
London, Royal Geographical Soc., ebenfalls mit Observ. astronom.
London, Agricultural Society.
London, Ornithological Soc.
London, Geological Soc.
London, M·dico-botanical Soc.
London, Zoological Soc.
London, Institute of Civil Engeneers.
London, College of Physicians.
London, Entomological Society.
London, Society of Arts etc.
London, College of Surgeons.
Lyon, Société Royale d'agriculture.
Madrid, D·posito hydrographico.
Moskau, Société Imp. des Naturalistes.
New-York, Lyceum of Natural History.
Paris, Académie R. de médecine.
Paris, Muséum d'histoire naturelle.
Petersburg, Kaiſ. medicin. chirurg. Akademie.
Philadelphia, American Academy of Natural Sciences.
Philadelphia, American Philosophical Society.
Rio de Janeiro, Instituto Imp. historico-geographico do Brazil.
Siena, Accademia dei Fisiocritici.
Straßburg, Société du Muséum d'histoire naturelle.

4) Die Abhandlungen und Reden der dritten Klaſſe nebſt Bulletins und Almanach werden geſendet nach:

Altenburg, Geſchichts- und Alterthumsforſchende Geſellſchaft des Oſterlandes.
Baſel, Geſellſch. für vaterländ. Alterthümer.
Berlin, Geſellſch. für Alterthumskunde.
Berlin, Altmärkiſchee Verein.
Bern, Allgemeine geſchichtsforſch. Geſ. der Schweiz.
Bonn, Verein für Alterthumsforſchung in den Rheinlanden.
Caſſel, Verein für Geſchichte.
Copenhagen, Geſ. für Nordiſche Alterthümer.
Darmſtadt, Hiſtoriſcher Verein.
Dresden, Verein für vaterländ. Alterthumskunde.
Emden, Geſ. für Geſchichte.
Frankfurt, Verein für Geſchichtskunde.
Halle, Alterthumsverein.
Hamburg, Verein für hamburg. Geſchichte.
Hannover, Hiſtoriſcher Verein.
Hohenleuthen, Voigtländiſch. Alterthumsforſcher-Verein.
Kiel, Holſtein-Lauenburg'ſcher Verein.
Königsberg, Deutſche Geſellſch.
Leipzig, Alterthumsverein.
Linz, Museum Francisco-Carolinum.
Luzern, Verein für Geſchichte in den 5 Cantonen: Luzern, Uri, Zug, Schwyz und Unterwalden.
Madrid, Academia de historia.
Meiningen, Henneberg'ſcher Alterthumsforſcher-Verein.
Münſter, Gelehrte Geſellſchaft.
Ottweiler, Alterthumsverein.
Paderborn, Gelehrte Geſellſch.
Paris, Société d'histoire de France.
Rottweil, Archäologiſcher Verein.
Sinzheim, Geſ. zur Erforſchung der Denkmäler.
Schwerin, Geſchichtsverein.
Stettin, Geſ. für pommer'ſche Geſchichte.
Stuttgart, Geſchichtsverein.
Stuttgart, Neuer württemberg'ſcher Alterthumsverein.
Ulm, Verein für Kunſt und Alterthümer.
Wetzlar, Verein für Geſchichte.
Wiesbaden, Naſſau'ſche Geſ. für Geſchichte.
Zürch, Geſ. für vaterländ. Alterthümer.

5) Die Observationes astronomicae und die Bulletins werden geſendet nach:

Edinburg, Obſervatorium.
Glasgow, Obſervatorium.
Oxford, Obſervatorium.
Wien, K. K. Sternwarte.

Aus dieſer Ueberſicht geht hervor, daß unſere Akademie allerdings in der Lage iſt, ihre Verbindung noch auf mehrere andere gelehrte Vereine auszudehnen. Die Beſtimmung aber, wie weit dieß geſchehen ſollte, iſt eine Angelegenheit, welche der Erwägung der einzelnen Claſſen unterworfen bleibt.

Als eine, wie ich hoffe, nicht unnütze Vorarbeit für eine ſolche Auswahl, zugleich aber als einen Beytrag der Statiſtik der gelehrten Geſellſchaften überhaupt lege ich hier der k. Akademie eine Liſte aller literariſchen Vereine vor, welche dermalen in Frankreich beſtehen. Ich werde eben ſo auch die der übrigen Länder Europas und der andern Welttheile zuſammenzuſtellen Gelegenheit finden, und ſchmeichle mir dadurch nach und nach für jedes Mitglied unſerer Akademie und für jeden Leſer unſerer gel. Anzeigen einen um ſo brauchbareren Wegweiſer auf ein Gebiet der allgemeinen Literargeſchichte, an die Hand zu geben, als ähnliche Zuſammenſtellungen nur das Reſultat eines lang fortgeſetzten, vielgliedrigen brieflichen Verkehrs ſeyn können.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Ueber Mineralquellen in allgemein wiſſenſchaftlicher Beziehung und Beſchreibung aller in der öſterreichiſchen Monarchie bekannten Bäder und Geſundbrunnen in topographiſcher, hiſtoriſcher, phyſikaliſch-chemiſcher und mediciniſcher Beziehung. Von C. J. Koch, Dr. der Medicin, Mitglied der mediciniſchen Facultät in Wien. Wien, gedruckt bey A. Pichler's ſel. Wittwe. gr. 8. 468 S. 1843.

Dieſe, dem k. k. Leibarzte Franz Güntner gewidmete Schrift wurde zunächſt durch den Mangel eines vollſtändigen dem jetzigen Standpunkte der Phyſik und Chemie entſprechenden Werkes über die Mineralquellen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates veranlaßt. Der Verf. giebt an, daß er ſich nicht zu einer alphabetiſchen Aufzählung der Mineralquellen, noch zu einer claſſenmäßigen Eintheilung nach ihren chemiſchen Beſtandtheilen habe entſchließen können, da in dieſer Weiſe ganz nahe und oft in demſelben Orte gelegene Heilquellen getrennt abgehandelt werden müßten. Er hat es daher vorgezogen, die Quellen nach der geographiſchen Lage der einzelnen Provinzen zu claſſificiren, wodurch nicht nur eine ſchnellere Ueberſicht der in einem Lande entſpringenden Mineralquellen gewonnen, ſondern auch die Wahl der für einen gewiſſen Krankheitsfall angezeigten erleichtert wird.

Bey dem großen Reichthum an Mineralquellen, deſſen ſich faſt alle Provinzen des ausgedehnten öſtreichiſchen Kaiſerſtaates zu erfreuen haben, und deren Geſammtſumme die Zahl 800 überſteigt, mußten manche der weniger bekannten und bisher nicht benutzten Quellen ganz kurz, oft nur mit Angabe des Kreiſes, in welchem ſie liegen und der Claſſe, zu welcher ſie gehören — wodurch auch ihre Wirkung angedeutet iſt — angeführt werden.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erſte Abtheilung enthält die Mineralquellen im Allgemeinen, die zweyte die Mineralquellen der öſtreichiſchen Monarchie.

In der erſten Abtheilung hat der Verf. ſechs Abſchnitte aufgeſtellt.

Erſter Abſchnitt. Geſchichtlicher Ueberblick der Bäder und Mineralquellen. Durch die nähere Bekanntſchaft der Römer mit den Griechen, vorzüglich aber durch die nach den puniſchen Kriegen mitgebrachten Aerzte wurden die Römer mit dem Gebrauch der warmen Bäder vertraut. Nach dem Muſter der griechiſchen Bäder wurden öffentliche und Privatbäder erbaut, welche anfangs ſehr einfach waren, aber bald darauf und namentlich unter den Kaiſern, entſtanden großartige an Pracht und Luxus Alles überbietende Bäder, ſogenannte Thermen. So hatten die Bäder des Caracalla einen ſolchen Umfang, daß ihre Ueberreſte den Ruinen einer zerſtörten Stadt gleichen und in ihrem Schutte noch zur Bewunderung hinreißen. Die öſtreichiſchen Bäder zu Gaſtein, Baden, Tyffer und Mehadia waren den Römern ſchon bekannt. Von Karl dem Großen weiß man, daß er mit ſeinen Söhnen und Verwandten, oft mit ſeiner ganzen Leibwache von mehreren hundert Perſonen in den Bädern zu Aachen badete. Im Mittelalter

Digitized by Google

wurden in Klöſtern und Hoſpitälern Badeanſtalten errichtet (balnea animarum, Seelenbäder), durch die man ſich ſogar von Sünden zu reinigen glaubte. Späterhin wurde Niemand in einen geiſtlichen Orden aufgenommen oder zum Ritter geſchlagen, der nicht zuvor ein Bad genommen hatte, was auch Braut und Bräutigam vor der Trauung zu thun genöthigt waren.

Im 15. und 16. Jahrhundert wurde der Gebrauch der Mineralquellen durch Paracelſus und andere Aerzte, ſo wie durch ihre im Druck erſchienenen Schriften allgemeiner und häufiger. Jedoch ſind die aus der damaligen alchymiſtiſchen Zeit zu uns gelangten chemiſchen Unterſuchungen größtentheils unverſtändlich und mangelhaft. Als Beſtandtheile der Mineralquellen wurden zu jenen Zeiten angegeben: Gold, Silber, Merkur und Ambra, wovon ſich aber nach den Erfahrungen unſerer Tage keine in den Mineralwaſſern finden.

Die erſten genaueren Kenntniſſe der Mineralquellen, namentlich der Säuerlinge, ſind van Helmont zuzuſchreiben. Sie fallen mit der Entdeckung des kohlenſauren Gaſes zuſammen. Von großer Bedeutung in der Geſchichte der Mineralquellen iſt die von Dr. Struve in Dresden ausgeführte Bereitung künſtlicher Mineralwaſſer. Der erſte Verſuch, Eiſenſäuerlinge nachzuahmen, iſt indeſſen ſchon früher von Fr. Hoffmann angeſtellt worden. Die von Struve in den Trinkkuranſtalten verfertigten künſtlichen Mineralwaſſer haben nicht nur in ihren phyſiſchen und chemiſchen Eigenſchaften, ſondern auch in ihrer Wirkungsweiſe mit den natürlichen die größte Aehnlichkeit. Es ſind derley künſtliche Trinkanſtalten in Dresden, Berlin, Königsberg, Hamburg, Petersburg, Moskau ꝛc. errichtet worden.

Der zweyte Abſchnitt, welcher das Waſſer im Allgemeinen behandelt, enthält durchaus nichts der Erwähnung Würdiges und hätte füglich ganz weggelaſſen werden können.

Im dritten Abſchnitt iſt vom Urſprung der Mineralquellen die Rede. Nachdem der Verf. die verſchiedenen über den Urſprung der Quellen aufgeſtellten Theorien erklärt hat, nämlich die mechaniſche, die Theorie der Haarröhrchen, die electrogalvaniſche ꝛc. kömmt er auf die neueren Anſichten von Berzelius und Cuvier. Dieſe erklären die Bildung der Mineralwaſſer durch das Eindringen der Meteorwaſſer in das Innere der Erde, wobey ſie die erdigen Subſtanzen entweder als ſolche, oder in einem durch chemiſche Thätigkeit veränderten Zuſtande aufnehmen; durch den Druck des nachfolgenden Waſſers wird dann das Mineralwaſſer zu Tage gefördert. G. Biſchof und Struve haben dieſer Anſicht beygeſtimmt und ſie eifrigſt vertheidigt. Letzterer insbeſondere hat durch directe Verſuche dargethan, daß viele Mineralquellen ſich durch künſtliche Extraction der benachbarten Felsarten den natürlichen vollkommen gleich darſtellen laſſen. Demnach würde das Waſſer der Mineralquellen ſeine Beſtandtheile nur durch Auslaugung der die Gebirgsmaſſe bildenden Felsarten erhalten.

Bey Anlegung arteſiſcher Brunnen iſt man durch angeſtellte Bohrverſuche zu dem Reſultat gelangt, daß die Temperatur der Erde nach dem Mittelpunkte zu in einem beſtimmten Verhältniß und zwar bey je 96 Fuß Tiefe um 1° R. zunehme, was in einer Tiefe von beyläufig einer Viertelmeile die Temperatur des ſiedenden Waſſers ſeyn würde. Die Alten leiteten ſchon die Wärme der Quellen von einem Centralfeuer der Erde ab und die Forſcher der neuern Zeit kehrten endlich, nachdem ſie ihren Scharfſinn in der Aufſtellung der verſchiedenſten Hypotheſen verſucht hatten, zur Meinung der Alten zurück. In der That laſſen ſich durch die Annahme eines beſtändigen Fortglühens im Innern der Erde alle auf der Oberfläche ſtatt gefundenen und noch ſtatt findenden Veränderungen, die Entſtehung der Gebirge, der Quellen und Thermen am genügendſten erklären und dieſe Annahme ſteht, nach der Anſicht des Verf., mit den Erfahrungen der Geologie, der Phyſik und Chemie im innigſten Einklange. Hieraus deducirt der Verfaſſer, daß heiße Quellen überall da entſtehen müſſen, wo Meteorwaſſer ſo tief in die Erde dringen, bis ſie mit heißem Geſtein in Berührung kommen, dadurch erwärmt und als Thermalwaſſer durch hydroſtatiſchen Druck des nachfolgenden Waſſers wieder gehoben werden, was vorzüglich nur in Gegenden vulkaniſcher Gebirgsformationen geſchieht.

Digitized by Google

Im vierten Abſchnitt wird der innere Gebrauch der Mineralwaſſer oder die Brunnenkur und im fünften Abſchnitt der äußere Gebrauch oder die Badekur abgehandelt, wohin auch die Dampfbäder, die Gasbäder aus kohlenſaurem Gas oder Schwefelwaſſerſtoffgas und die Schlammbäder gerechnet werden.

Der ſechſte und letzte Abſchnitt umfaßt Eintheilung, Wirkung und Anwendung der Mineralquellen. Obgleich man die Mineralwaſſer bisher in vier Klaſſen eingetheilt hatte, nämlich in Eiſen-, Schwefel-, Salzquellen und Sauerbrunnen, ſo hat der Verf. doch vorgezogen, eine andere Eintheilung zu entwerfen und zu dem Ende hat er die Quellen unter acht Klaſſen aufgeführt.

1) Chemiſch indifferente Quellen, in denen kein chemiſcher Beſtandtheil, weder ein feſter, noch flüchtiger beſonders vorwaltet und in denen die vorhandenen Quantitäten nicht über 4 Gran in 16 Unzen Waſſer vorkommen, ſo daß das Waſſer dieſer Quellen ſich mehr oder weniger der chemiſchen Reinheit nähert.

2) Säuerlinge. Hierher gehören alle Mineralquellen, welche Kohlenſäure in freyem Zuſtande in größerer Menge und zwar wenigſtens 12 Cub. Zoll in 16 Unzen Waſſer enthalten. Befindet ſich in 16 Unzen eines Säuerlings über einen halben Gran Eiſen ſo wird er zu den Eiſenwaſſern gezählt.

3) Schwefelwaſſer, in welchen der Schwefelwaſſerſtoff entweder für ſich als Gas oder an Baſen gebunden vorkommt. Sie ſind an ihrem eigenthümlichen hepatiſchen Geruch leicht zu erkennen.

4) Eiſenhaltige Mineralwaſſer. In dieſen iſt das Eiſen, wenn auch nicht immer der vorwaltendſte, doch die Wirkung dieſer am meiſten beſtimmende Beſtandtheil. Das im Verhältniß zu andern Stoffen nur in den ſehr kleinen Mengen von 0,1 bis 1 Gran in 16 Unzen Waſſer, höchſt ſelten darüber, vorkommende Eiſen, äußert ſeine eigenthümliche Wirkung ſehr ſchnell und kräftig im Vergleich der größeren Mengen von künſtlichen Eiſenpräparaten. Wenn das Eiſenoxydul an Kohlenſäure gebunden iſt in dem Waſſer, ſo nennt man es Stahlwaſſer.

5) Alkaliſche Mineralwaſſer. Als ſolche betrachtet man diejenigen, deren wirkſamſten Beſtandtheil das kohlenſaure Natron ausmacht.

6) Bitterſalzwaſſer. In dieſen iſt der vorwaltende Beſtandtheil die ſchwefelſaure Magneſia oder das ſogenannte Bitterſalz.

7) Glauberſalzwaſſer. Hier iſt, wie der Name andeutet, das ſchwefelſaure Natron oder Glauberſalz der vorwaltende Beſtandtheil. Die Menge dieſes Salzes iſt oft ſehr groß, und beträgt bey manchen, wie z. B. bey der Quelle von Püllna, über 100 Gran in 16 Unzen Waſſer.

8) Kochſalzwaſſer oder Soolen. Der vorwaltende Beſtandtheil in denſelben iſt das Chlornatrium (Kochſalz). Jod und Brom kommen in dieſen Waſſern als begleitende Beſtandtheile vor. Dieſe beyden Subſtanzen ertheilen den Waſſern einen eigenthümlichen Charakter der Wirkung. Auch das Meerwaſſer muß zu dieſer Klaſſe gezählt werden, da es als eine verdünnte Salzſoole zu betrachten iſt. Der Verf. giebt bey dieſer Gelegenheit an, daß die Seeluft nach Hermſtädt mancherley flüchtige animaliſche und vegetabiliſche Beſtandtheile enthalte, ſo wie auch freye Salzſäure, weniger Oxygen, aber mehr Kohlenſäure, als die Landluft. Der letztere Punkt iſt indeſſen ſchon längſt als unrichtig erwieſen, da nach des Rec. eigener Erfahrung an der Oſtſee gerade der umgekehrte Fall ſtatt findet.

Die zweyte Abtheilung behandelt die Mineralquellen der öſterreichiſchen Monarchie.

So wie die Gebirge Oeſtreichs drey abgeſonderte Züge bilden, ſo laſſen ſich auch die Mineralquellen, die aus dieſen Gebirgen entſpringen, in drey Gruppen abtheilen. Unter dieſen bilden die Alpen das Hauptgebirg. In der Schweiz und Savoyen ihre Rieſenhäupter erhebend, betreten ſie unter dem Namen der Rhätiſchen Alpen Oeſtreichs Gränzen, durchziehen Tyrol, Oeſtreich, Steyermark, Illyrien und das lombardiſch venetianiſche Königreich. Die in dieſen Ländern entſpringenden Mineralquellen bilden die erſte Gruppe, nämlich die Mineralquellen des Alpengebietes.

Einen zweyten abgeſchloſſenen Gebirgszug bildet das im Norden der Donau ſich erhebende böh-

Digitized by Google

miſch-mähriſche Gebirge, welches Böhmen und Mähren unter dem Namen des Böhmerwaldes, des Erz- und Rieſengebirges und der Sudeten einſchließt, begränzt und durchzieht. Die hier entſpringenden Quellen bilden die zweyte Gruppe, nämlich die Mineralquellen der böhmiſch-mähriſchen Gebirge.

Ein drittes für ſich beſtehendes Gebirge, das Karpathengebirge, erhebt ſich an den Gränzen Ungarns und Galliziens, zieht, eine natürliche Scheidewand zwiſchen dieſen Ländern bildend, oſtwärts und ſchließt das Land Siebenbürgen ein. Die Mineralquellen, die in den von dieſem Gebirge durchzogenen Ländern Gallizien, Ungarn, ſammt den Nebenländern Siebenbürgen und der Militärgränze entſpringen, bilden die dritte Gruppe, nämlich die Mineralquellen des Karpathengebirges.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

§ 9. Einſetzung neuer königlicher Landesſtellen. Angabe der am 3. December im Namen des Königs durch Graf von Solms inſtallirten Vorſtände der Landesregierung des Herzogthums Franken, ſo wie der Regimentsräthe und des Kriegsraths-Collegium. Wenn es S. 59 heißt: Guſtav Adolph habe in ſeiner kurz vor dem Abmarſch nach dem Rhein erlaſſenen Proklamation die Gründe angeführt, warum er im verfloſſenen Jahre mit einer Armee auf der Inſel Rügen gelandet, ſo iſt dieß ein Verſehen; des Königs Landung geſchah auf der Inſel Uſedom, und zwar im nordweſtlichen Theil dieſer Inſel, an der Penemündung, nicht gar ſehr ferne von der alten im 12. Jahrhunderte untergegangenen Handelsſtadt Wineta, in deſſen Gaſſen man bey ruhiger See noch hinabſchauen kann.

§ 10. Exceſſe des ſchwediſchen Militairs. Eine allgemeine Verfügung der Landesregierung vom 15. November 1631 (Beylage VII.) ſuchte den Exactionen der ſchwediſchen Soldaten Einhalt zu thun, allein nicht allerwärts mit Erfolg. Guſtav Horn erließ einen ſcharfen Befehl gegen Verſchleuderung der Getreid- und Weinvorräthe (Beylage VIII.). Des Schwedenkönigs „Ordreninſtruction“ d. d. Höchſt 27. November 1631 (Beylage IX.) war gegen die vielen ſchreienden Unordnungen gerichtet, welche bald nach dem Abzuge des ſchwediſchen Heeres im Rücken desſelben in Bezug auf Einquartirungs- und Verpflegungsweſen, Salva guardia, ſogenannte „Preßreiter oder Tribulirſoldaten“, Muſterplätze u. a. m. eingeriſſen waren.

§ 11. Beſchlagnahme der Güter des entwichenen katholiſchen Klerus. Reclamationen proteſtantiſcher Gemeinden und ihrer vertriebenen Prediger.

§ 12 und 13. Fortſetzung dieſer Reclamationen.

Bey weitem die anziehendſten §§ der ganzen Darſtellung! Hier ſind die Details jener ſchon oben beſprochenen Reaction, welche nun in Folge des königl. Mandates vom 17. October gegen die früheren gewaltſamen Maßnahmen der Würzburger Fürſtbiſchöfe eintrat. Von den Gemeinden, die mit ihren oft in ſehr energiſchen Ausdrücken gegen die Katholiken abgefaßten Reclamationen an die Landesregierung ſich wandten, ſind hier aufgezählt: Marktherrnheim und Hüttenheim, Herbolzheim und Krautoſtheim, Burgpreppach, Wilanzheim, Uettingen, Mainſtockheim und Albertshofen, Peichſenſtadt, Kitzingen, Rödelſee, Biebergau, Halburg bey Volkach, Hirſchfeld, Etwashauſen, Oberndorf, Neuſes am Berg; ſämmtliche Berichte ſind vom 4. bis 24. December d. J. 1631. Hr. Sch. hat aus ihnen das Wiſſenswürdigſte mitgetheilt.

§. 14. Guſtav Adolph wird Herr des Mittelrheins. Verleihung einer Schenkungsurkunde an Schweinfurt. Abſtellung der Unordnung in der fränkiſchen Zolladminiſtration. Blick auf den Fürſtbiſchof Franz.

Der Fürſtbiſchof Franz hatte ſich von Frankfurt nach Mainz und Köln geflüchtet und auf Maximilian's von Bayern Rath an den Hof des franzöſiſchen Königs nach Metz ſich begeben (1632, 25. Januar), woſelbſt er etwa 14 Tage verweilte. Das Zerſchlagen der Neutralitäts-Unterhandlungen zwiſchen Schweden und der Liga macht den Schluß dieſes Paragraphen, ſowie dieſes erſten Abſchnittes.

Es folgen hierauf die Beylagen von I—XI.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Ueber die Mineralquellen in allgemein wiſſenſchaftlicher Beziehung und Beſchreibung aller in der öſtreichiſchen Monarchie bekannten Bäder und Geſundbrunnen ꝛc.

(Fortſetzung.)

Erſter Abſchnitt. Mineralquellen des Alpengebietes. A. Die Mineralquellen des Erzherzogthums Oeſterreich. Unter den Mineralquellen des Erzherzogthums Oeſterreich giebt es zwey ſehr berühmte und ſehr beſuchte Thermen, nämlich die erdig-ſaliniſchen Schwefelquellen zu Baden bey Wien mit einer Temperatur von 29° R. und das Wildbad Gaſtein mit einer Temperatur von 37° bis 38° R. Außer dieſen findet man noch mehrere kalte Schwefelquellen, einige Eiſenwaſſer von geringem Eiſengehalt und eine kleine Anzahl ſchwacher, an Kohlenſäure armer Säuerlinge. Unter den Salzſoolen, zu deren Bildung die mächtigen Salzlager von Hall, Hallſtadt, Hallein und Salzburg weſentlich beytragen, iſt vor allen das in neuerer Zeit ſtark beſuchte Iſchl zu nennen. Der Markt Iſchl liegt an beyden Ufern der Traun in einem ſchönen Thale faſt in der Mitte des k. k. Salzkammergutes 1588 P. Fuß über der Meeresfläche. Die Badanſtalt, um die ſich Dr. Wirer von Rettenbach ſehr verdient gemacht hat, trat erſt im Jahre 1822 ins Leben und erlangte bald einen großen Ruf. Die in Iſchl zum Baden gebrauchte Soole wird durch Hineinleiten von ſüßem Waſſer in die an Kochſalz reichen Thonlager und Mergelſchichten gewonnen. Die dadurch erhaltene Soole iſt ziemlich ſtark und enthält in 16 Unzen:

Chlornatrium	223,00	Gran.
Chlormagneſium	7,11	„
Chlorcalcium	0,78	„
Schwefelſaures Natron	7,85	„
Schwefelſaure Magneſia	1,82	„

Daß in der Soole Chlorcalcium enthalten ſey, müſſen wir bezweifeln, denn dieſes Salz würde durch das ſchwefelſaure Natron, wenigſtens beym Abdampfen der Soole zerſetzt werden. Es iſt auch nicht angegeben, von welchem Chemiker dieſe Analyſe ausgeführt wurde.

Außer den genannten Quellen entſpringt eine warme Mineralquelle von 25° R. zu Vöslau, eine Stunde von Baden; ferner befinden ſich kalte Quellen zu Möbling, Meidling, Heiligenſtadt, Oberdöbling bey Wien, zu Mannersdorf 2 Meilen von der ungariſchen Stadt Eiſenſtadt ꝛc.

Die jodhaltige Salzquelle im Markt Hall, in der Nähe des Salzbaches, wurde ſchon ſeit langer Zeit von den Bewohnern der ſalzburgiſchen Umgegend gegen die daſelbſt häufig vorkommenden Kröpfe empiriſch angewandt und auch in Flaſchen als kropfheilendes Waſſer verſendet, ohne den darin enthaltenen auf das Lymphſyſtem wirkenden Beſtandtheil zu kennen. Nach einer Angabe des Ritter von Holger ſoll dieſes Waſſer außer einer großen Menge von Kochſalz begleitet von Chlorcalcium und Chloraluminium, in 16 Unzen noch folgende Subſtanzen enthalten: Chlorlithium 6,86 Gran, ſchwefelſaures Lithium 0,53 Gran und Jodnatrium 5,53 Gran. Ein an Jod ſo reich ſeyn ſollendes Waſſer hat wohl ſeines Gleichen auf Erden nicht und wir können Hrn. Ritter von Holger nur Glück wün-

Digitized by Google

ſchen, ein an Lithium und Jod ſo reiches Waſſer aufgefunden zu haben. Unſer Heilbrunner Waſſer in Bayern bey Benediktbayern, in welchem der Unterzeichnete vor 20 Jahren etwa nur den zehnten Theil ſo viel Jod entdeckte, ſeit welcher Zeit dieſes Waſſer wegen ſeiner Heilkräfte bedeutend in Aufnahme gekommen iſt, würde vor dieſem Waſſer in Hall, wenn die Analyſe des Hrn. Ritter von Holger auf Genauigkeit Anſprüche machen könnte, ſehr in Hintergrund zu treten haben.

Die Mineralquelle von Wolfsegg im Hausruckkreiſe beſitzt ſeit 1825 eine treffliche Heilbadanſtalt, welche in kurzer Zeit einen ſolchen Ruf erlangt hat, daß jetzt im Verlauf des Sommers mehr als tauſend Bäder bereitet werden. Nach der Analyſe von Vielguth enthalten 16 Unzen des Waſſers 8,544 Gran feſte Beſtandtheile, unter welchen ſich 7,360 kohlenſaures Natron befinden.

Das Wildbad Gaſtein, in einem von der Acha durchſchnittenen Thale gelegen, wurde ſchon im 16. Jahrhundert von Paracelſus gegen verſchiedene Krankheiten empfohlen. Gegenwärtig wird dieſer berühmt gewordene Kurort jährlich von mehr als 1000 Kurgäſten beſucht. Die einzelnen warmen Quellen, deren vier vorzüglich genannt zu werden verdienen, ſind: 1) die Prinzen- oder Fürſtenquelle, 2) die Doctorsquelle, 3) die Franzens- oder Kaiſerquelle, 4) die Spital- oder Hauptquelle. Die hohe Temperatur von 36° bis 38° R. und der große Waſſerreichthum machen es möglich, daß auch in dem angenehmer gelegenen Markte Hof-Gaſtein eine Filial-Badeanſtalt gegründet werden konnte, wohin das Waſſer durch Röhren geleitet zum Baden noch hinreichend warm gelangt. Das Waſſer enthält nach Soltmann's neueſter Analyſe in einem Pfunde von 16 Unzen nur 2½ Gran feſte Subſtanzen, weßhalb dieſe Thermen zu den chemiſch indifferenten Quellen zu zählen ſind. Der Verf. theilt die Meinung nicht, daß die große Wirkſamkeit des Gaſteiner Waſſer einer beſonderen ſpecifiſchen Wärme zuzuſchreiben ſey, oder daß ſie auf magnetiſchen, elektriſchen und überhaupt geheimen Kräften beruhe.

B. Unter den Mineralquellen des Herzogthums Steyermark iſt vor anderen zu bemerken die Conſtantin-Quelle 7 Meilen von Grätz zu Gleichenberg, dem Landſitz des Grafen Conſtantin von Wickenburg, Gouverneur von Steyermark. Das Waſſer enthält nach Profeſſor Schrötter in 16 Unzen:

Kohlenſaures Natron	18,400	Gran.
Schwefelſaures Natron	0,685	„
Chlornatrium	14,230	„
Kohlenſauren Kalk	2,726	„
Kohlenſaure Magneſia	3,205	„
Kieſelerde	0,407	„
	39,653	„
Kohlenſaures Gas	20,68	Cub. Zoll.

Dieſer Analyſe zufolge hat das Waſſer große Aehnlichkeit mit dem Selterſerwaſſer. Die jährliche Verſendung desſelben iſt ſehr bedeutend.

Die Reſultate, welche nach einer Analyſe von Sueß über die Beſtandtheile der Mineralquelle zu Rohitſch angegeben werden, ſcheinen uns kein volles Vertrauen zu verdienen; 58 Cub. Zoll Kohlenſäure auf 16 Unzen Waſſer iſt jedenfalls eine mehr als glaubliche Quantität.

C. Königreich Illyrien. Das Land beſitzt zahlreiche Quellen, darunter auch einige warme. Am häufigſten beſucht ſind die Mineralquelle zu Monfalcone, die laue Quelle zu Villach, der Preblauer Sauerbrunnen und die Mineralquellen des Fellathales.

Die heißen Quellen von Monfalcone entſpringen 4 Meilen nordweſtlich von Trieſt. Schon die Römer kannten und gebrauchten ſie. Das Waſſer hat einen hepatiſchen Geruch und eine Temperatur von 29° — 30° R. In 16 Unzen Waſſer ſollen 112 Gran feſter Beſtandtheile enthalten ſeyn. Die von Vidali 1804 angeſtellte Unterſuchung verdient kein Vertrauen, was auch von der Analyſe der Quelle im Fellathale, des Lienzmühler Sauerbrunnen und der Mineralquelle von Ebriach geſagt werden muß.

Der Preblauer Sauerbrunnen im Lavaothale weſtlich von St. Leonhardt gehört zu den berühmteſten des Landes und iſt ſehr beſucht. In 16 Unzen Waſſer ſollen 66 Cub. Zoll Kohlenſäure und 21 Gran kohlenſaures Natron enthalten ſeyn, welche übermäßige Menge wohl übertrieben iſt.

Digitized by Google

D. Tyrol. Nach G. Biſchoff zählt Tyrol gegen hundert und fünfzig Mineralquellen, worunter ſich 50 Eiſenſäuerlinge und 30 Schwefelquellen befinden. Eigentliche Thermen giebt es in Tyrol nicht. Die wärmſten, die Quellen auf dem Brenner 4500 Fuß über der Meeresfläche, haben nur eine Temperatur von 18° R. Die meiſten der Tyroler Quellen haben noch keine zweckmäßige Einrichtung und ſind auch größtentheils noch nicht chemiſch unterſucht, weßhalb ſie nur von Eingebornen beſucht werden.

In der Nähe von Meran, zu Verdins, befindet ſich ein Säuerling, deſſen Waſſer nach Ragazini in 16 Unzen folgende Beſtandtheile enthält:

Doppelt kohlenſaures Natron	6,458	Gran.
Schwefelſaures Natron	0,067	„
Chlornatrium	17,650	„
Doppelt kohlenſaure Magneſia	0,384	„
Doppelt kohlenſaurer Kalk	2,319	„
Doppelt kohlenſaures Eiſenoxydul	0,913	„
Kieſelerde	0,138	„
Organiſche Materie	0,023	„
	27,952	„

Kohlenſaures Gas 18,10 Cub. Zoll.

E. Lombardiſch venetianiſches Königreich. Unter den Mineralquellen dieſes Landes ſind die heißen Quellen von Abano die beſuchteſten. Außerdem giebt es im Venetianiſchen bey Bataglia und Caldiero, im Lombardiſchen bey Maſino im Valtelin, zu St. Martino und mehreren Orten warme Quellen. Unter den kalten iſt der Eiſenſäuerling von Recoaro am bekannteſten. Nach Melandri enthält er in 16 Unzen Waſſer 10,82 Gran freye Kohlenſäure und 0,18 kohlenſaures Eiſenoxydul.

F. Im Königreich Dalmatien giebt es nur eine geringe Zahl von Quellen, welche chemiſch unterſucht ſind. Die Schwefelquelle zu Spalato, welche zur Klaſſe der kalten Schwefelquellen gehört, iſt die beſuchteſte.

Zweyter Abſchnitt. Mineralquellen der böhmiſch-mähriſchen Gebirge.

A. Quellen im Königreich Böhmen.

Dieſes von der Natur mit den verſchiedenſten Gaben ſo reich geſegnete Land birgt in ſeinem Schooße einen Schatz der wirkſamſten Mineralquellen. Vorzüglich reich daran iſt der ſüdliche Abhang des Fichtel- und Erzgebirges, aus welchem die heißen Quellen von Carlsbad und Teplitz, die kalten von Marienbad und Franzensbrunnen entſpringen. Vorzüglich reich iſt Böhmen an Säuerlingen, deren es gegen 100 zählt; auch beſitzt es mehrere der kräftigſten Bitterſalz- und Glauberſalzquellen. An Schwefelquellen und Salzquellen leidet Böhmen Mangel und wegen der Abweſenheit größerer Salzlager enthalten die meiſten böhmiſchen Waſſer nur unbedeutende Spuren von Kochſalz.

Carlsbad. Der Ruf, welchen ſich die heißen Quellen von Carlsbad erworben haben, iſt weit über Europa hinausgegangen. Seit 1335 iſt das Waſſer von Dr. Payer, Leibarzt Kaiſer Carl IV., für eine kräftige Heilquelle erklärt. Die Zahl der Curgäſte beläuft ſich jährlich im Durchſchnitt auf 4500. Es entſpringen um Carlsbad 16 bis 18 heiße Quellen, welche ſich nur durch geringe quantitative Differenzen ihrer feſten und flüchtigen Beſtandtheile von einander unterſcheiden. Sie gehören ſämmtlich zur Klaſſe der Glauberſalzthermen und haben, nach der großen Uebereinſtimmung in ihren Beſtandtheilen zu ſchließen, wahrſcheinlich eine gemeinſchaftliche Urſprungsſtätte. Der ſogenannte Sprudel iſt die ergiebigſte unter den heißen Quellen. An der Bohröffnung iſt die Temperatur 59° bis 60° R. und die Waſſermenge 25,74 Eimer in der Minute. Die neueſten Analyſen der heißen Quellen ſind von Berzelius, Steinmann, Reuß, Pleiſchl und Wolf. In allen Quellen iſt Glauberſalz, aber auch kohlenſaures Natron in bedeutender Menge enthalten.

Franzensbrunnen iſt durch eine ſchöne Allee mit der Stadt Eger verbunden. Fünf kalte Quellen enthalten nach der Analyſe von Berzelius und Trommsdorf als Hauptbeſtandtheile Glauberſalz, Kochſalz und kohlenſaures Natron.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

II.

Zwieſpalt der Domkapitel zu Bamberg und Würzburg mit ihrem Fürſtbiſchofe Peter Philipp von Dernbach.

Vom k. Legationsrath Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Streitigkeiten zwiſchen den Fürſtbiſchöfen und ihren Kapiteln haben die Geſchichten faſt aller Bisthümer zu berichten; ſie wurden größtentheils hervorgerufen durch die eigenthümliche Stellung des Biſchofs zu ſeinem Kapitel und umgekehrt. Der hier umſtändlich dargelegte Zwieſpalt iſt weder von den Wirzburgiſchen noch von den bambergiſchen Hiſtorikern erwähnt worden. Peter Philipp von Dernbach, zum Fürſtbiſchof von Bamberg am 21. März 1672, und zu jenem von Wirzburg am 27. Mai 1675 erwählt, iſt am 22. April 1683 geſtorben. Die Zeit, in welcher die hier mitgetheilten Streitigkeiten vorgefallen ſind, iſt das Jahr 1680 und zwar vom Januar bis in den Auguſt und October desſelben Jahres. Schon vor dieſer Periode jedoch waren die Differenzen ſo lebhaft, daß die beyden Kapitel von Wirzburg und Bamberg die Vermittelung des römiſchen Hofes nachſuchten und erlangten, wodurch ein Vergleich zwiſchen beyden Partenen zu Stande kam, welcher die Beſchwerden der Kapitel gegen ihren Biſchof heben ſollte, aber in der That nicht alle hob. Die Kapitel ſtrebten dahin, ihren Fürſtbiſchof zur vollſtändigen Erfüllung des eingegangenen Vergleiches, ſomit zur Erleichterung des auf den beyden Hochſtiftern liegenden Druckes und zur Herſtellung der zwiſchen Haupt und Gliedern geſtörten Harmonie zu bewegen. Die ihrem Neujahrswunſche angehängten 4 Beſchwerdepunkte betrafen die Befreyung von den bisher getragenen, höchſtbeſchwerlichen „außerordentlichen Anlagen“, die Entlaſſung der Kriegsvölker, wie dieß von andern Reichsfürſten bey nun eingetretenem Frieden auch geſchehen ſey; in wichtigen Reichs-, Kreis- und andern Stiftsangelegenheiten ſolle man der Kapitel Gutachten erholen, das mit dem Kaiſer beſtehende Bündniß ſollte aufgehoben und der koſtſpielige Feſtungsbau zu Wirzburg eingeſtellt werden. In Bezug auf dieſen letztern Punkt antwortete der Fürſtbiſchof von Bamberg aus unter dem 24. April 1680 an ſeinen Vicekanzler Papius zu Wirzburg, daß die Befeſtigungen vorzüglich des Marienberges beſchleunigt werden möchten: Papius ſolle die Herrn vom Kapitel erinnern, daß das Fortifikationsweſen von ihnen ſelbſt begutachtet und beſchloſſen worden ſey, ſelbes mittelſt einer Anleihe von 100,000 Rthlr. mit größerem Eifer und Ernſt anzugreifen. Der tiefer blickende, politiſche Fürſtbiſchof hatte nämlich gar wohl erkannt, daß der zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer und Reiche am 5. Februar 1679 abgeſchloſſene Friede (von Nimwegen) nur von ſehr kurzer Dauer ſeyn würde. Und wirklich wurden in demſelben Jahre, in welchem Peter Philipp mit ſeinen Kapiteln die Streitigkeiten hatte, von Ludwig XIV. von Frankreich die berüchtigten Reunionskammern errichtet. Der Fürſtbiſchof wies hin auf den unſichern Frieden, auf eine nahe, gefährliche Zukunft, gegen welche er das Land und die Nachkommenſchaft durch den Fortifikationsbau ſicher ſtellen wollte.

Beyde Kapitel verabredeten eine gründliche Erörterung der Angelegenheiten in ihren nächſten Hauptperemtorien Kiliani und Henrici und die wechſelſeitige Mittheilung der gefaßten Beſchlüſſe. In einer gemeinſamen Vorſtellung vom 17. Auguſt 1680 äußerten ſie mit Berufung auf ihr Gewiſſen und ſchweres Pflichtgefühl: wie ſie vom Biſchofe ganz gegen die alte Obſervanz der vorigen Regenten, gegen die allgemeinen geiſtlichen Rechte und gegen die von ihm ſelbſt beſchworene Wahlkapitulation, ſo wie gegen den neuerlichen Vergleich in allen Hochſtiftsangelegenheiten umgangen und gleich als ob ſie gar nicht auf der Welt wären, für Nichts geachtet würden. Seine Regierungsweiſe falle den beyden Hochſtiften zu unerträglicher Beſchwerde und ließe deswegen, die ſonſt ſo reichen und heilvollen Fundationen, welche nicht bloß dem zeitlichen Regenten, ſondern auch den Domkapiteln und dem ganzen Clerus gewidmet ſeyen, würden in labyrinthiſche Unordnung und ungeheure Schuldenmaſſe gerathen, aus denen weder ſie noch ihre Nachkommen ſich winden könnten. Seine Hofhaltung überſteige jene der Vorzeit um mehrere 1000 fl.; er begünſtige ſeine Nepotes, überhaupt ſeine Freunde und Verwandte, für welche Letzteren er in beyden Hochſtiften die Aemter vermehre; unerträgliche Ausgaben auf unnöthige Gebäude und auf die Unterhaltung von Chemikern ſeyen bisher geſchehen ꝛc. Zum Schluſſe äußerten beyde Kapitel, noch mehr andere ihnen höchſt angelegene Beſchwerden wollten ſie für dießmal nicht erwähnen. Sie, „auf denen die Nachfolge der beyden Hochſtifte beruhe“, bäten den Fürſtbiſchof dringend, er möge den drückenden Zuſtand ſeiner Hochſtifte beherzigen. Vor Allem thue Noth die Abdankung der theuren Reiter und Dragoner und die Herabſetzung der zweyfachen Contribution auf das Einfache.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Ueber die Mineralquellen in allgemein wiſſenſchaftlicher Beziehung und Beſchreibung aller in der öſterreichiſchen Monarchie bekannten Bäder und Geſundbrunnen ꝛc.

(Schluß.)

Püllnaer Bitterwaſſer. Das Dorf Püllna, welches die Bitterſalzquellen beſitzt, liegt bey Brix auf der Straſſe von Carlsbad nach Teplitz. Nach den Unterſuchungen von Pleiſchl und Struve iſt das Waſſer ſehr reich an Bitterſalz und Glauberſalz. Dieſem reiht ſich die in der Nähe von Püllna entſpringende Seidlitzerquelle an, welche in 16 Unzen 104 Gran Bitterſalz, aber kein Glauberſalz enthält.

Thermalquellen in Teplitz. Die Stadt hat den Namen von dem böhmiſchen Worte tepli (warm) erhalten und verdankt ihre Entſtehung den warmen Quellen, deren Entdeckung in das Jahr 762 geſetzt wird. Die vielen in und um Teplitz entſpringenden Quellen gehören ſämmtlich in die Klaſſe der alkaliſch-ſaliniſchen Thermen, enthalten kohlenſaures Natron als vorwaltenden Beſtandtheil und haben eine Temperatur von 20° bis 39° R. In 16 Unzen Waſſer wnrden nach Analyſe von Prof. A. Wolf aus Prag nur 4,854 Gran feſte Beſtandtheile gefunden.

Sauerbrunnen zu Bilin. Die Stadt Bilin, 3 Meilen von Leitmeritz am linken Ufer der Bila, hat zwey Quellen, welche gebraucht werden, nämlich die Josephs- und Carolinenquelle. Erſtere enthält nach Steinmann in 16 Unzen 39 Gran feſte Beſtandtheile, unter welchen ſich 23,9 Gran kohlenſaures Natron befinden und außerdem 33,5 Cub. Zoll kohlenſaures Gas. Das Waſſer wird theils an Ort und Stelle getrunken, theils und zwar in ſehr großer Menge durch ganz Europa verſendet. Die jährliche Ausfuhr beträgt im Durchſchnitt hundert tauſend Krüge.

Das Dorf Saidſchütz, 2½ Meile von Bilin gelegen, beſitzt eine Quelle von Bitterwaſſer, welche nach Steinmann in 16 Unzen 78 Gran Bitterſalz, außerdem 26 Gran ſalpeterſaure Bittererde und 22 Gran ſchwefelſaures Kali enthalten ſoll. Der Gehalt der beyden letzteren Beſtandtheile iſt, in der angegebenen Quantität wenigſtens, ſehr zu bezweifeln. Das Waſſer wird jährlich in vielen tauſend Krügen verſendet und in Bilin zur Darſtellung der kohlenſauren Magneſia verwendet.

Die Mineralquellen von Liebwerda enthalten nach Reuß in 16 Unhen 21 Cub. Zoll kohlenſaures Gas und 0,7 Gran kohlenſaures Eiſenoxydul.

Marienbad. Der Kurort, 5 Meilen von Carlsbad entfernt, liegt in einem ringsum von Bergen eingeſchloſſenen Thale. Die vorzüglichſte Quelle iſt der Kreuzbrunnen. Sie liefert in 24 Stunden 1439 Wiener Cub. Fuß Waſſer, deſſen Temperatur 9,5° R. iſt. Nach Berzelius ſind in 16 Unzen Waſſer enthalten:

Digitized by Google

Schwefelſaures Natron	38,1158	Gran.
Chlornatrium	13,5636	„
Kohlenſaures Natron	7,1332	„
Kohlenſaure Kalkerde	3,9345	„
Kohlenſaure Magneſia	2,7187	„
Kohlenſaures Lithion	0,1144	„
Kohlenſaures Eiſenoxydul	0,1759	„
Kohlenſaures Manganoxydul	0,0384	„
Kohlenſaures Strontian	0,0038	„
Kieſelerde	0,3878	„
Phosphorſaure Thonerde	0,0031	„
	66,1892	„

Reuß fand in 16 Unzen Waſſer 8 Cub. Zoll kohlenſaures Gas.

Der Ambroſiusbrunnen, der Carolinenbrunnen, die Marienquelle und der Waldbrunnen enthalten weniger feſte Beſtandtheile, als der Kreuzbrunnen, ſind aber ſtatt deſſen mit etwas mehr kohlenſaurem Gas verſehen. Der Ferdinandsbrunnen nähert ſich hinſichtlich ſeiner feſten Beſtandtheile dem Kreuzbrunnen, iſt aber ſchwächer als letzterer, und enthält außerdem nach Berzelius Spuren von Jodnatrium. Unter allen Quellen von Marienbad iſt der Kreuzbrunnen am ſtärkſten. Hinſichtlich ſeiner chemiſchen Beſtandtheile iſt er den Carlsbader Thermen ähnlich, weßhalb er auch das kalte Carlsbad genannt wird.

Die Mineralquellen von Königswarth, einem fürſtlich Metternich'ſchen Marktflecken, ſind ſehr arm an feſten Beſtandtheilen, enthalten aber viel kohlenſaures Gas.

B. Mineralquellen der Markgrafſchaft Mähren. Das Land beſitzt nur eine einzige Therme, das Schwefelwaſſer bey Ullersdorf mit einer Temperatur von 25° R. Nach Schrötter enthält dieſes Waſſer in 16 Unzen nur 1,208 Gran feſte Beſtandtheile, aber 2'6 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas. Im Säuerling zu Andersdorf, zwey Meilen von Sternberg entfernt, ſind 3,11 Gran feſte Beſtandtheile, u. 22,5 Cub. Zoll kohlenſaures Gas enthalten. Zu Olmütz entſpringt eine kalte Schwefelquelle, welche nach Schrötter in 16 Unzen 2,2 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas enthält. Die Quellen von Luchatſchowitz, im Beſitz des Grafen Sereny, ſind ſehr reich an feſten Beſtandtheilen, enthalten auch Spuren von Jod und Brom. Der Verf. erwähnt hier der Waſſerheilanſtalt Gräfenberg, welche durch ihren Beſitzer, den bekannten Vincenz Prießnitz, eine große Berühmtheit erlangt hat. Da dieſes Waſſer aber kein Mineralwaſſer iſt und auch nicht als ſolches angewendet wird, ſo kann es auch hier nicht abgehandelt werden.

Dritter Abſchnitt. Mineralquellen des Karpathengebietes.

A. Königreich Galizien. Unter den Mineralquellen Galiziens befindet ſich keine Therme. Die berühmteſten und am meiſten beſuchten ſind: die Schwefelquellen zu Lubien, Sklo, Konopkowka und die Säuerlinge zu Szczawnica, Krynica und Dorna. Das Schwefelbad Lubien, 3 Meilen von Lemberg, gehört zu den beſuchteſten. Toroſiewicz fand in 16 Unzen des Waſſers 19,5 Gran feſte Beſtandtheile und 2,4 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas. Die Säuerlinge ſind alle ſehr arm an feſten Beſtandtheilen; der Säuerling von Dorna Kandreny ſoll in 16 Unzen 49 Cub. Zoll kohlenſaures Gas enthalten. In der Mineralquelle von Iwonicz, 2 Meilen von Krosno, hat Toroſiewicz Bromnatrium und Jodnatrium gefunden nebſt Kochſalz und kohlenſaurem Natron in größerer Menge, weßhalb er glaubt, das Waſſer mit der Adelheidsquelle in Bayern vergleichen zu dürfen.

B. Mineralquellen des Königreichs Ungarn und der damit vereinigten Königreiche Slavonien und Croatien.

Das mit allen Gaben der Natur ſo verſchwenderiſch geſegnete Ungarn iſt auch an Mineralquellen ſehr reich. Die meiſten finden ſich in den Geſpannſchaften am ſüdlichen Abhange der Karpathen. Beſonders reich iſt Ungarn an Thermen der verſchiedenſten Art; die bedeutendſten ſind: die chemiſch indifferenten Thermen Davuvar, Lippik; die Schwefelthermen von Harkany, Ofen, Trenchin, Toplika, ſo wie die ſo ſeltenen Eiſenthermen von Szliacs, Topuszko und Vichnye. Unter den kalten ſind zu bemerken die Schwefelquellen Balff, Szobranz und die jodhaltigen Salzquellen von Kis-Sarmas, Czignelka ꝛc.

Digitized by Google

Die warmen Quellen von Pöſteny, 9 Meilen von Preßburg, haben einen hepatiſchen Geruch und eine zwiſchen 46° und 51° R. wechſelnde Temperatur. Nach Jacquin und Scholz ſind in 16 Unzen Waſſer 9,75 Gran feſte Subſtanzen enthalten, wovon Glauberſalz den Hauptbeſtandtheil ausmacht. Der ſchwarze Badeſchlamm enthält nach Scholz 11 Proc. Eiſenoxydul. Es iſt zu bedauern, daß der Verf. es hat über ſich gewinnen können, von einigen ungariſchen Mineralwaſſern Analyſen anzuführen, die nicht allein kein Vertrauen verdienen, ſondern deren Reſultate rein unmöglich ſind. So wird unter andern von der Schwefelquelle zu Büdöskö geſagt, daß eine halbe Maaß Quellwaſſer 176 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas, 10 Gran Schwefelkalium, 2,5 Gran ſchwefelſaures Eiſen, 6 Gran kohlenſaures Kali, 4 Gran Schwefel, 1 Gran wenig oxydirten Schwefel und 3 Gran Thonerde enthalte. Ein ſolcher Unſinn hätte höchſtens als hiſtoriſche Merkwürdigkeit angeführt werden können.

Die Trentſchiner Bäder befinden ſich im Dorfe Teplis, eine Meile von der königlichen Freyſtadt Trenchin und ſind Eigenthum des Freyherrn von Sina. Sie werden am häufigſten von Ruſſen, Polen und Türken beſucht. Die Temperatur des Waſſers beträgt 27° bis 30° R. und dasſelbe enthält nach Aloys Carl in 16 Unzen 1,6 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas.

Die Mineralquellen von Neuſohl gehören zur Klaſſe der Säuerlinge und werden häufig mit Wein gemiſcht getrunken.

Die Mineralquellen zu Ofen nämlich das Blocksbad, das Bruckbad, das Neun- oder Raizenbad, das Königsbad und das Kaiſerbad ſind ſämmtlich Thermen. Die drey erſten haben eine Temperatur von 35° bis 39° R., die Temperatur der beyden letztern iſt aber 46° bis 48° R. Die Menge der feſten Beſtandtheile in 16 Unzen variirt zwiſchen 5 und 11 Gran. Alle enthalten nach Oeſtreicher und Schrötter eine geringe Menge von kohlenſaurem Gas und Spuren von Schwefelwaſſerſtoffgas. Als Ofen im Jahre 1540 in die Hände der Türken fiel, wurde es der Sitz türkiſcher Paſcha's, welche die meiſten der zum Theil noch jetzt in der urſprünglichen Form beſtehenden Badanſtalten erbauten. Nach der im Jahre 1686 erfolgten Wiedereroberung fielen ſie dem Staate und auch Privaten anheim. Die meiſten dieſer Bäder werden zahlreich beſucht.

In der Gömerer Geſpannſchaft finden ſich mehrere von Marikowsky unterſuchte Säuerlinge. Die Analyſen ſcheinen aber kein Vertrauen zu verdienen.

Die Schwefel- und Stahlquellen von Parad bey Erlau ſind an Ort und Stelle von Prof. Meisner in Wien, welcher als ausgezeichneter Chemiker bekannt iſt, unterſucht worden. Er fand in 16 Unzen einer der Schwefelquellen 2 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas und 31 Cub. Zoll kohlenſaures Gas; die feſten Beſtandtheile ſind vorzüglich kohlenſaures und ſchwefelſaures Natron. In einer der ſtärkſten Parader Stahlquellen giebt Meisner an, in 16 Unzen 4,8 Gran kohlenſaures Eiſenoxydul gefunden zu haben. Die Schwefelthermen von Harkany, welche nach Patkowich in 16 Unzen die faſt unglaubliche Menge von 15 Cub. Zoll Schwefelwaſſerſtoffgas enthält, hat eine Temperatur von 47° R.

In Croatien kömmt nur eine warme Quelle vor, welche den Namen Toplika (Töplitz) führt. Sie entſpringt mitten im Markte Toplika, ſüdlich gelegen von Warasdin. Die Bäder waren ſchon den Römern bekannt und führten den Namen der conſtantiniſchen Thermen. Das Waſſer hat einen hepatiſchen Geruch und ſalzigen Geſchmack. Die Temperatur beträgt im Baſſin 45° bis 47° R. Nach Halter ſollen in 16 Unzen 13,6 Gran feſte Beſtandtheile, hauptſächlich Glauberſalz, und Schwefelwaſſerſtoffgas in großer Menge enthalten ſeyn.

Das Sztubiczer oder Droslauerbad liegt 6 Stunden von Agram, und hat eine Temperatur von 43½° R. Es enthält nur ſehr geringe Quantitäten feſter und flüchtiger Beſtandtheile, weßhalb es den indifferenten Thermen zuzuzählen iſt.

Der Sauerbrunnen von Jamnicza entſpringt am linken Ufer des Kulpafluſſes. Nach Auguſtin ſollen in einer halben Wiener Maaß Waſſer 23 Gran kohlenſaures Natron und nur 1,16 Cub. Zoll kohlenſaures Gas enthalten ſeyn. Wenn dieſe Angabe richtig iſt, ſo kann dieſes Waſſer kaum zu den Säuerlingen gerechnet werden.

Die warmen Quellen von Daruvar im Königreich Slavonien haben eine Temperatur von 34°

Digitized by Google

bis 37° R. Der Zufluß des Waſſers iſt bedeutend; einige dieſer Quellen liefern in der Stunde 837 Cub. Fuß Waſſer. Sie enthalten in 16 Unzen 4 Gran feſte Beſtandtheile und nur 1,5 Cub. Zoll kohlenſaures Gas.

Die Termalquellen von Lippik entſpringen weſtlich von Pakraz; ſie haben eine Temperatur von 35° bis 37° R. In 16 Unzen Waſſer ſind 19,9 Gran feſte Beſtandtheile enthalten, unter welchen ſich nach Dr. Wagner 0,3 Gran Jodcalcium und 10 Gran kohlenſaures Natron befinden.

Die Eiſenthermen von Topusko haben eine Temperatur von 45° bis 49° R. Das Waſſer enthält nach Müller in 16 Unzen 27 Gran feſte Beſtandtheile, worunter ſich 1 Gran kohlenſaures Eiſenoxydul befindet.

Siebenbürgen iſt ſehr reich an Mineralquellen, vorzügich an Sauerbrunnen, unter welchen der Borſzeker Säuerling der bekannteſte und berühmteſte iſt. Thermalquellen befinden ſich zu Gyogy und Kiskalany; Bitterſalzquellen zu Kis-Czey und Delves. Es ſind bis jetzt nur noch wenige Quellen dieſes Landes mit hinreichender Genauigkeit chemiſch unterſucht worden.

Es iſt nicht zu verkennen, daß der Verf. ein ſehr verdienſtvolles Werk unternommen hat, alle Mineralquellen der öſterreichiſchen Monarchie, ſo weit dieß möglich war, zu beſchreiben, eine Arbeit, welche gewiß mit Dank aufgenommen wird. Man erſieht aus dem vorliegenden Werke, daß viele der öſterreichiſchen Quellen noch nicht mit der gehörigen Umſicht unterſucht ſind, weßhalb der Verf. bey Anführung der chemiſchen Analyſen leider öfters zu ſolchen ſeine Zuflucht nehmen mußte, welche keine Aufklärung über die Natur des Waſſers und überhaupt keine Belehrung gewähren. Wenn die öſterreichiſche Regierung durch dieſe Schrift veranlaßt würde, die vorzüglichſten Quellen durch Männer von Fach unterſuchen zu laſſen, ſo wird es für den Verf. erfreulich und eine wohlverdiente Anerkennung ſeiner Bemühungen ſeyn, ein eben ſo wichtiges als intereſſantes Unternehmen angeregt zu haben.

A. Vogel.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Von Bamberg aus d. d. 30. Auguſt 1680 ſchickte ihnen Peter Phillpp ihr Schreiben wieder zurück, weil er ſchon früher erklärt, kein gemeinſchaftliches Schreiben der beyden Kapitel mehr anzunehmen. Wollten ſie mit dem Fürſtbiſchofe handeln, ſo habe ſolches durch die gewöhnlichen Relationes ben den Peremtoriis zu geſchehen.

Darauf beſchloſſen beyde Kapitel: Jedes für ſich wolle ein außerordentliches Peremtorium halten, und nach den darin gefaßten Beſchlüſſen ſeine Beſchwerden und Wünſche auf dem vorgezeichneten Weg abermals an den Fürſten gelangen laſſen, um die ihnen zuſtehende Befugniß, des Fürſtbiſchofs Regierungshandlungen zu beleuchten, feſt zu behaupten. Alles, was man auf dem Herzen habe, ſollte dießmal vorgebracht werden. Die Erinnerungen des Wirzburger Domkapitels liegen in beynahe 16 Punkten vor, die dem Weſen nach mit denjenigen gleich lautend ſind, welche bereits oben angeführt wurden. Die Deputirten (Mensuales) und der Syndicus des Domkapitels laſen ſie dem Fürſtbiſchofe in Gegenwart ſeines Vicekanzlers Papius, des Lic. Mayſtetter und des Dr. Ganzhorn in einer Audienz vor. Peter Phillpp hörte ſie zwar mit Ruhe, aber zu wiederholtenmalen den Kopf ſchüttelnd an und vertheidigte ſich ſofort nach folgendem kurzen Exordium: „Es gehe mir zu Herzen, daß man mich ſolcher Dinge beſchuldigen will“ ꝛc. in einer Rede, nach welcher er die kapiteliſche Deputation mit den Worten entließ: „da ich bald wieder nach Bamberg reiſe, ſo wünſche ich vorher noch eine Conferenz mit meinem Wirzburger Domkapitel, wobey ich dann alle und jede Erläuterungen geben werde.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern. Von Ludwig Steub. München, literar.-artiſtiſche Anſtalt. 1843.

Der Verfaſſer dieſes Buches hat ein kühnes Wagſtück unternommen, er will die Tyroler mit völliger Hintanſetzung der im Lande altherkömmlichen Begriffe auf neuem und gleichſam revolutionärem Wege und in einer noch nicht verſuchten Methode über ihre uranfängliche Vergangenheit belehren. Dem Tyroler flößt aber die Grammatikal-Weisheit der deutſchen Philologen beynahe unheimliche Empfindungen ein, es iſt ihm, als würde ſelbſt in den ernſthafteſten Angelegenheiten des Menſchen längſt Entſchiedenes von neuem in Frage geſtellt und als zöge man ihm gleichſam den feſten Boden unter dem Fuße weg. In der Landeskunde wie in der Analyſis der Eigennamen und der Dialekte hat es der Verf. freylich zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Kennt er aber auch den Geiſt, der die derb geprägten Geſichtszüge und die hart geſchmiedeten Leiber dieſer Gebirgsleute belebt? Fremde Sitten und ausländiſches Wiſſen ſind ihnen in gleichem Maße unwillkommen und widerlich. Was ſie ſelbſt nicht wiſſen und ergründen, ſoll ihrem Wunſche nach auch von Andern unberührt gelaſſen werden, beſonders wenn es Dinge betrifft, welche Tyrol allein angehen. Daß es unter ſolchen Umſtänden an Anſichten eigener und oft ſogar etwas ſonderbarer Art nicht fehle, wird man begreiflich finden. Wer immer in Tyrol von der Orthodoxie der alten Zucht nicht abgefallen iſt, glaubt bis zu dieſer Stunde die drey ſprachverſchiedenen Stämme unſerer Berge, der deutſche, der italiſche und der romanſche (vulgo „Krautwälſche") ſeyen unmittelbar nach der Sündfluth von der Ebene Schinear und dem Thurmbau zu Babel gemeinſchaftlich und in regelmäßigen Etapen in ihre Quartiere nach Tyrol gewandert, wo ſich der Romanſche ſogleich in Faſſa und an der Gader, der Italer um Trient, der Deutſche aber an Eiſack und Inn niedergelaſſen habe. Ja, die Oppoſition gegen das Unſtäte, Chaotiſche und Auflöſende der modernen Wiſſenſchaft iſt im Lande ſo ſchneidend und das Beſtreben, bleibende Grundlagen zu ſchaffen, ſo heiß, daß man ſich nicht von der Vorſtellung trennen kann, „es habe in der Burg zu Innsbruck von jeher einen General-Gouverneur, zu Brixen einen Fürſtbiſchof, zu Wilten einen Prälaten und zu Imſt in Oberinnthal vom Anbeginn der menſchlichen Dinge ein Hoſpitium ehrwürdiger Kapuziner gegeben. Imbecill iſt der Tyroler deßwegen nicht, aber er handelt auch nicht wie die Ruſſen, die ſich ihrer etwaigen Schattenſeiten und Privatanſichten ſchämen und ſie vor den Fremden zu verhüllen ſuchen. Glauben und Wiſſen erklärt man dorten laut für unvereinbar, für excluſiv und unverſöhnlich. Hier wäre nicht der Ort, den Tyrolern dieſe Theſis wegzudiſputiren, auch will man die Frage, ob das philologiſche Wiſſen, wie es ſich in dieſem nicht unmerkwürdigen Buche des Verf. darſtellt, die Summe öffentlicher Glückſeligkeit vermehre, lieber unerörtert laſſen. Wenn aber nebenher bemerkt wird, daß man ſelbſt dieſem Volke angehört, daß man ächter Rätier aus dem Kern des Landes iſt, aber auch zeitlich und mit aufrühreriſchem Sinn die heimiſchen Dämme durchbrochen

Digitized by Google

hat, ſo geſchieht es nicht, um eine unbedeutende Perſönlichkeit an's Licht zu ſtellen, es geſchieht nur, um dem Leſer Vertrauen einzuflößen, daß er hier nicht etwa Zerrbilder, ſondern wahre und wohlgetroffene Umriſſe einer „granitenen“, durch Sophiſtenkünſte nicht zu demolirenden Nationalität erblickt. Die Byzantiner zum römiſchen Katholicismus und die Tyroler zum progreſſiven Rationalismus zu bekehren, wären ſicherlich die hoffnungsloſeſten Probleme unſerer Zeit. Und doch hat man ſich Beydes ſo leicht gedacht! Man mag das loben oder tadeln, man mag es nach Standpunkt und Geſchmack ſelbſt lächerlich finden, ich ſage nur, daß man die Tyroler eher ausrotten als in dieſem Punkte zur Nachgiebigkeit bewegen könnte. Weit entfernt, die leiſeſte Anwandlung von Zorn und Abneigung gegen die Hüter und Lenker des unerbittlich-ſchroffen Tyrolerthums zu empfinden, kann man im Gegentheil dem Landes-Clerus, auf welchem hier natürlich alles beruht, ſeine beſondere Achtung nicht verſagen, und wer dieſer ehrwürdigen Körperſchaft an Unbeſcholtenheit und ſittlicher Vollendung einen vorzüglich hohen Rang in der katholiſchen Hierarchie zuerkennt, erweiſt ihr nur Gerechtigkeit.

Ganz und gar konnte man ſich indeſſen den Forderungen der Umſtände und der Macht der Zeiten nicht entziehen. Es geſchahen ſogar verſchiedene — freylich nur mäßig geniale Verſuche, das Fremdklingende der Tyroler Nomenclatur zu deuten; aber natürlich wagte ſich bey dieſem Geſchäft Niemand über das orthodoxe Latein hinaus und man glaubte ungemein witzig zu ſeyn, wenn man z. B. die Dorfnamen Kollman und Elvas aus Collis manans und Elevatio erklärte. Doch wird in der neueſten Zeit, wie verlautet, auch dieſer kurz gemeſſene Seitenſprung der Tyroler Sprachphiloſophie ſchon als revolutionäre Neuerung und als bedenkliches Treiben unzufriedener Gemüther betrachtet, dem man ſich mit Weisheit und feinem Takt prophylaktiſch widerſetzen müſſe. Die Theſis, daß in Tyrol je ein vom gegenwärtigen Deutſchen verſchiedenes Element einheimiſch geweſen ſey, wird nicht mehr geduldet, und Leute von gutem Ton und probater Geſinnung erklären heute alles Fremdartige unbedingt aus dem Germanenthum, was z. B. in Bliſadona, Schännis, Genaun, Tſchirgant und Gargazon ungemein ſinnreich und erquickend klingt.

So ungefähr iſt das Volk beſchaffen, für welches Hr. Steub ſein neues Buch geſchrieben hat. Was ſagt nun aber Hr. Steub in ſeinem neuen Buche? Obgleich manierlich und warmer Freund des Tyrolerlandes, beweiſt der Verf. gleichſam bis zur Evidenz, daß einſt, i. e. vor dem Einzug der deutſchen Barone, ja vor der Ankunft der Legionen, von Ober-Wallis bis ins Noriſche Gebirge um Salzburg, und vom bayeriſchen Karwendel bis tief ins Pothal hinab das Volk und die Sprache der Räter (oder Raſener) alles Land beherrſcht nnd beſeſſen habe. Dieſes Volk habe weder deutſch, noch ladin (krautwälſch), noch italieniſch, ſondern ein von dieſen dreyen verſchiedenes Idiom — „das Raſeniſche“ — geſprochen, was eines und daſſelbe mit der von den Romanen etruskiſch genannten Sprache ſey. Ja die Rätier ſeyen mit den Etruskern, die ſich ſelbſt „Raſener“ nannten, und in der italiſchen Urzeit eine ſo bedeutende Rolle ſpielten, ein und daſſelbe Volk und letztere offenbar aus dem rätiſchen Alpenlande erobernd und bildend gegen den Apenninus hinabgeſtiegen. Auf hiſtoriſchem Wege, d. h. durch Citate aus dem Alterthum iſt man zum Theil ſchon früher auf dieſe Meinungen verfallen und in ſo weit hat dieſes Buch der gelehrten Welt noch nichts abſolut Neues verkündet, nur hat man vor Hrn. Steub die beſagten Theſen aus dem Materiale, das der Boden ſelbſt liefert, zu beweiſen und zu befeſtigen noch gar keine oder doch nur ſchwache und übel verſtandene Verſuche gemacht. Hr. Steub hat nun die für Tyrol und für die Geſchichte der italiſchen Vorzeit überhaupt nicht gleichgültige Frage ernſthaft und wie uns ſcheint von der rechten und allein erſprießlichen Seite, der grammatikaliſchen Analyſis, in Angriff genommen. Hr. St. zergliedert die Ueberbleibſel der rätiſchen Sprache, wie ſie ſich in einigen Tauſend Localnamen von Tyrol und der ſüdöſtlichen Schweiz bis auf unſere Zeiten erhalten haben, mit der vollen Schärfe der neuern Philologie und in einer Weiſe, die nicht nur ſein Argument zu voller Klarheit erhebt, ſondern auch einen weſentlichen Zuwachs hiſtoriſch-philologi-

Digitized by Google

ſchen Wiſſens in Ausſicht ſtellt. Beym Mangel ſchriftlicher Denkmale der alten Räter iſt dieſe Art Beweisführung der einzige Weg, zur Erkenntniß hiſtoriſcher Wahrheit zu gelangen, weil der Satz: „Wo die Berge, Alpen, Orte, Bäche, Einödhöfe ꝛc. rätiſche Namen haben, dort muß auch das Volk, welches dieſe Eigennamen urſprünglich ſchöpfte, rätiſch geweſen ſeyn“, nicht wohl anzufechten iſt. Man hat in der neuern Zeit um ein bey den Deutſchen noch immer nur wenig beliebtes Thema durchzufechten, ungefähr denſelben Weg eingeſchlagen und in ſeiner Art auch dieſelben Reſultate erzielt, zu welchen Hr. St. freylich mit Beſiegung größerer Hinderniſſe gekommen iſt. Im Gegenſatze mit den faſhionablen Adepten des heutigen Tyrols laſſen ſich die vorbezeichneten alträtiſchen Lokalnamen, nach Steubs Behauptung, aus dem Germaniſchen durchaus nicht, aber auch eben ſo wenig aus dem Lateiniſchen oder Romaniſchen erklären, finden aber ihre vollſtändige Löſung im Etruskiſchen, ergo haben Räter und Etrusker dieſelbe Sprache — das räto-raſeniſche — geredet und waren daſſelbe Volk und daſſelbe Blut.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

Dieſe Conferenz wurde den 5. October 1680 im Kapitelsſaale zu Wirzburg gehalten. Von Seite des Kapitels wohnten demſelben der Domdechant, die Kapitularen von Wernau und von Bechtolsheim nebſt dem Syndikus, biſchöflicher Seits der Vicekanzler Papius, Dr. Karg und Lic. Mayſtetter bey. In dem vom Letztern gehaltenen Vortrage wurden alle obigen Erinnerungen und Wünſche des Kapitels Punkt für Punkt vorgebracht und, nicht ohne Einwand des Domdechants, des Biſchofs zeitheriges Verfahren vollkommen gerechtfertigt.

Mit dieſen von Peter Philipp gegebenen Erläuterungen endigte die Conferenz, und ſeitdem hat, ſo viel bekannt, das wirzburger Domkapitel weiter keine „Erinnerungen“ über dieſes Fürſtbiſchofs Regentenhandlungen von ſich gegeben.

III.

Beyträge zu einer kritiſchen Geſchichte der Salzburg.

Vom Hrn. Dr. Gutenäcker, Profeſſor am k. Gymnaſium zu Münnerſtadt, o. V. M.

Die 11te Säcularfeyer des Beſtandes des Bisthums Wirzburgs, bekanntlich am 12. Julius 1841 auf der alten Salzburg begangen, hat einige auf dieſe Feyerlichkeit bezügliche Schriften ins Leben gerufen, die ſich in ihrer Darſtellung im Punkte des Reingeſchichtlichen zunächſt an v. Eckhart's Abhandlung: „gründliche Nachricht von der ꝛc. alten Salzburg,“ und des Freyherrn Auguſt Voit von Salzburg Schrift: „die uralte Kaiſerburg Salzburg a/S“ gehalten haben. Daß das letztere Werk auch von Schriftſtellern zu Grund gelegt wurde, welche über die Salzburg vor der Säcularfeyer geſchrieben, z. B. Gottſchalk, Schneider, und G. Krieg von Hochfelden (in ſeiner erſten Abtheilung), behauptet Hr. G., der dieſe Beyträge ſelbſt als einen ſchwachen Beweis inniger Theilnahme an Ereigniß und Feſt betrachtet wiſſen will, und ſie deßhalb, manches Irrige in den hiſtoriſchen Darſtellungen ſeiner Vorgänger berichtigend, der Publicität übergeben hat.

In einem Vorworte beſprichte der gelehrte Hr. Verfaſſer kurz die Anfänge des Chriſtenthums in Unterfranken. Bey dieſer Gelegenheit macht er auf einen Aufſatz des verdienten Oberthür aufmerkſam, in welchem dieſer unter dem Titel: „14. October 741“ (in ſeinem Taſchenbuch für die Geſchichte ꝛc. Frankenlands, 1798) die Bedeutung dieſes Ereigniſſes hervorgehoben. „Daß die Stimme dieſes Patrioten,“ ſagt Hr. G., „damals unter dem Getöſe feindlicher Waffen verhallen mußte, iſt wohl leicht begreiflich, daß aber Oberthür's Name bey der 11. Säcularfeyer nicht genannt wurde, möchte doch einiges Befremden erregen.“ —

In 6 §en faßt Hr. G. zuſammen, was er über die Salzburg ſeit ihrem erſten urkundlichen Vorkommen bis zu den Jahren 895 und 897 in den hierher gehörigen Schriften zu berichtigen und zu ergänzen fand. Gleich der 1. §. „Name der Burg“ nimmt den urkundlichen Ausdruck: castrum Salz, Castellum Salz, palatium, curtis Salce gegen die gezierte Neuerung „Salisburg“ kräftig in Schutz. Der 2. §. iſt dem Beweiſe gewidmet: „König Pipin hat 768 das Oſterfeſt auf unſrer Salzburg nicht gefeyert.“ Hier zeigt Hr. G. die gänzliche Unmöglichkeit einer ſolchen Feyer auf der fränkiſchen Salzburg. Natürlich! Wie ſollte auch Pipin von den Ufern der Garumna, wohin er mit dem Frühlinge,

Digitized by Google

als der zum Kriege gegen Waifar von Aquitanien geeigneten Zeit —, den Winter (Weihnachten) hatte er zu Bouegeſ gefeyert —, vorgedrungen war, ſchon zur Oſterzeit d. i. den 10. April auf der fränkiſchen Salzburg angekommen, wie oon dieſer immer im ſelben Jahre und kurz nach Oſtern wieder nach Saintes gelangt, dann nach Peeigueux gegen Waiſae (durch Waratto's Liſt den 2. Junius 768 an einem Donnerſtag Nachts getödtet) gezogen und im Junius wieder in Saintes eingetroffen ſeyn? Man begreiſt, daß das Castrum Sels anf ſüdfranzöſiſchem Boden gelegen ſeyn müſſe, und daß es weder das an der Gränze von Elſaß befindliche Seis, noch oiel weniger die fränkiſche Salzburg ſeyn könne. Es dürfte am wahrſcheinlichſten Selles en Berry hier angenommen werden, „weichee Ort auf der geraden Linie oon Bourges nach Tours faſt genau in der Mitte dieſer beyden Städte und oon jeder derſelben etwa 9 geogr. Meilen entfernt liegt.“

§. III. Pipin, König oon Longobardien, und Ludwig, König von Aquitanien, weeden im J. 793 oon ihrem Vater, Karl dem Großen, auf unſrer Salzburg auf das freundlichſte empfangen.

Mit Ausnahme Eckhart's in ſeiner Salzburg und in ſeinen Commentarien haben alle Neuern dieſe Zuſammenkunft der dreh Könige auf dee Salzbueg mit Stillſchweigen übergangen. Die Quellen, nach welchen Hr. G. dieß Ereigniß oorträgt, iſt des Anonymus Vita Ludovici Imperatoris bey Pertz II. 609, 610, woſelbſt es heißt: Concite ergo pergentes in partibus Baioariae ad patrem venerunt in loco cujus est vocabulum Salz (Saltz) et ab eo gratissime sunt recepti. Quicquid autem superfuit aestatis, autumni et hiemis cum patre rege rex Hludowicus exegit.“ Wenn man aus andern Quellenſtellen z. B. den Annales Laurissenses (Pertz I. 35) den Zug der beyden königlichen Brüder nach Benevento und zwae im Winter 792/93 erfährt, ſo ſollte des obigen Biographen Ausſage oon der Rückkehr zum Vater nach Bajoarien allen Glauben veedienen (Salz iſt oielleicht ungenaue Schreibung für das allerdings in partibus Baioariae liegende Salzpurc oder Salzburc). Ueber den Aufenthalt Karls des Großen oon dem Jahre 791 an ſind wir ziemlich genau unterrichtet. Oſtern des Jahres 793 (7. April) feyerte er, ebenſo wie Weihnachten des abgelaufenen Jahres (25. December 792) in Bajoarien; er rüſtete zue gewöhnlichen Zeit zum avariſchen Zug; alſo wohl um und nach Oſtern; als er mitten unter dieſen Vorbereitungen (cum rex bellum a se inchoatum conficere cuperet, et Pannoniam iterum petere disposuisset) die Nachricht von des Grafen Theodorichs Niederlage erhielt (der pagus hriusti odee Riustri iſt an der weſtlichen Seite der Weſermündung). Um dieſe Zeit kehrten, wie Hr. G. nach dem Anonymus bemerkt, die beyden königlichen Brüder aus Italien zum Vater zurück. Iſt nun Salz die fränkiſche Salzburg, ſo hat Hr. G. ganz recht wenn er ſagt, daß Karls Söhne, da ſie den Vater nicht mehr in Regensburg trafen, wohl aber dort ſeinen Aufenthalt erfuhren, nach der Salzburg ſich begeben. Nehmen wir das Einſtellen des hunniſchen Kriegszuges für die zweyte Hälfte des Aprils odee den Beginn des Maimonats an, ſo bleibt ein beſtimmter Nachweis des Aufenthalts Karls des Großen durch Urkunden und Chroniſten von beſagter Zeit an kaum möglich; man müßte denn ſtatuieen, er habe an die Oſtgränze Baivariens Reiſen unternommen, was jedoch kaum mehr als eine Vermuthung iſt. Was aber nebſt der Stelle des Anonymus des Hrn. G. Behauptung von Karls Reiſe nach dee Salzburg ſehr unterſtützt, iſt, daß Karl auf die Nachricht von der Niederlage Theodorichs unverweilt ſich dorthin begeben habe. Hier war er der ſächſiſchen Gränze näher und konnte, obwohl die Entfernung der Gegend, in welcher die Sachſen Theodorichs Heerhauſen vernichtet, auch von der Salzburg aus noch ſehr bedeutend war, doch eher Etwas über dieß Unglück erfahren, als zu Regensburg oder Salzburg. Daß Karl der Große im Herbſte das Fossatum graben ließ, daß ihm dort duo valde displicentia (dee Sachſen- und Saracenen-Einfall) gemeldet worden, deßgleichen ſeine Reiſe zum hl. Kilian (wo ee Weihnachten zugebracht) und nach Frankfurt a/M., wo er den Winter übee ſtill lag, iſt hinlänglich bekannt. Hr. G. hat Recht, wenn er v. Eckhart's Folge der Begebenheiten tadelt; die Ereigniſſe können, wenn man nicht nachzuweiſen im Stande iſt, daß Kael der Große auch den Sommer über in Bajoaeien durch unaufſchiebliche Geſchäfte zurückgehalten worden ſey, kaum anders, als in der oon Hrn. G. angegebenen Weiſe ſich aneinander gereihet haben. Nach dem Anonymus wäre Ludwig die ganze übrige Zeit des Sommers, Herbſtes und Wintees um des Vaters Perſon geblieben, d. h. ihm nach Regensburg, zum Foſſatum, nach Wiceeburg und Franconofuet gefolgt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern.

(Schluß.)

Der Leſer fühlt wohl ſelbſt, daß es einer langen und ſorglich gegliederten Kette leider nur wenig amüſanter Unterſuchungen bedarf, um in einer ſolchen Sache feſte Reſultate zu gewinnen. Hr. St. unterwarf ſich mit Ausdauer und Muth der läſtigen Vorbedingung und ſtellte vorerſt mit Beyſtand der etruskiſchen Epigraphik (Grab- und Vaſen-Inſchriften) ein Grammatical-Schema der raſeniſchen Eigennamen auf und ſucht dann die mit der aufgeſtellten etruskiſchen Grundnorm nach den Regeln ſtreng geometriſcher Congruenz zuſammenfallende Structur der bisher für unerklärbar gehaltenen rätiſchen Eigennamen klar und faßlich auseinander zu legen. Sogar raſeniſche Namensformen primitiver und ſecundärer Geſtaltung glaubt Hr. St. erkannt und überdieß noch die Priorität der alpenrätiſchen Gebilde vor den tuſciſchen entdeckt zu haben. Ohne in die Beweisführung des gelehrten Verf. näher einzugehen oder eines ſeiner Argumente kritiſch zu prüfen und anzugreifen, will man hier nur Hauptinhalt und Ideengang des Buches angedeutet haben. Wer neue Wege geht und ungewohnte Wendungen erfindet, darf über eigenes Irren und über fremden Widerſpruch nicht verdrießlich ſeyn. Hr. Steub indeſſen gehört nicht in die Claſſe jener unerquicklichen Sylbenmeiſter, die mit algebraiſcher Trockenheit und Ruhe leere Formen hinter einander ſtellen und die Entdeckung einer Variante, die meiſtens nichts erklärt und auch an ſich nichts bedeutet, für den Triumph menſchlichen Wiſſens halten. Hr. St. würzt ſein trockenes Thema mit dem Reichthum vielſeitiger und mehr als gewöhnlicher Beleſenheit, bringt Notizen aus vergeſſenen Zeiten und unbegriffenen Verwandlungen, für jeden Leſer anziehend und belehrend zugleich. Sogar attiſch Salz und urbanes Spiel tritt zuweilen leiſe und fein hervor. Von Kultur, von politiſchen Einrichtungen, von Hiſtorien und Geſetzen der alten Räter meldet Hr. St. freylich nichts, weil Hr. St. klug iſt und nur von Dingen redet, die man wiſſen kann. Die Romaniſirung des Landes durch die Legionen, das ſucceſſive Erlöſchen der einheimiſchen Redeweiſe, die Zerſetzung rätiſcher Localnamen zuerſt durch die Lateiner und nach ihrer Vertreibung durch die vordringenden Kolonien der Deutſchen, neue Formen mit rätiſchem Kern veranlaſſen eine Fülle überraſchender Bemerkungen und entwickeln nicht ſelten ganz unerwartete Combinationen zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, deren Geſetz und Typus mit logiſcher Conſequenz nachgewieſen ſind. Daß ſich z. B. die Gothen-Kolonie, welche König Theodorich unter die Breunen ſchickte, zu Goſſenſaß am Brenner niederließ; daß man in den Schluchten dieſes tyroliſchen Pyrenus wenigſtens bis ins IX. Jahrhundert herab und lange nach der Ueberſchwemmung Rätiens durch die Germanen ſogar in den Seitenthälern des Innſtromes noch Romaniſch geredet habe, iſt gewiß ſelbſt in Tyrol nicht allgemein bekannt. Begierig bin ich nur, welche Aufnahme St's. Behauptung, daß unſern rätiſchen Urvätern mehrere Laute des lateiniſchen Alphabets, namentlich o, b, g, und d gänzlich mangelten, bey den Tyroler Gelehrten findet,

Digitized by Google

und was man in **Brixen**, in **Gufidaun**, in **Gargiz** und zu **Ladurns** zu ſolchen Theorien ſagen wird? Noch mehr aber muß es verzagte Gemüther verwirren, wenn ihnen Hr. St. vordemonſtrirt, die heutigen Localnamen **Tſchöfs**, **Tſchölis** und **Tſchötſch** haben auf rätiſch **Cafusa**, **Calusa** und **Cacusa**; **Gſchlis** aber gar **Cacalúsa** geheißen und heißen **müſſen**; ferner daß ein und dasſelbe **Calurusa** nach Maßgabe rätiſcher Betonung bey den Deutſchen in **Schalders** oder in **Gleirſch**, **Vularusa** in Blars und Volders, **Vulacatura** bey den Romanſchen in Blatſchadura, bey den Deutſchen in Vilgader, **Vuluturusa** in Pfluders und **Vuluturnusa** in Velthurns übergingen. Und doch beruhen dieſe Metamorphoſen auf unumſtößlichen Geſetzen des menſchlichen Sprachorgans, deſſen mehr oder weniger vollſtändige Action auf die rätiſche Nomenclatur ſowohl durch Romanen als Germanen Hr. St., wie uns deucht, nicht ohne Gewandtheit und Schärfe ausgemittelt hat. Bequemer wäre es freylich, Serfaus auf den gothiſchen Landpfleger Servatius und Velthurns auf das germaniſche Feld-Thurm zurückzuführen, als das alt-rätiſche **Saravusa** und **Vulaturnusa** herauszufinden. Die Tyroler Zweifler ſollen aber gefälligſt bedenken, daß ſich in Dingen der Wiſſenſchaft die Erklärungsweiſe löblicher Handwerker und Küſter in mehreren und in weſentlichen Punkten von der Methode freyer Forſcher unterſcheidet. Sicher wird man auch fragen, — denn wer in Tyrol kennt des ſcharfſinnigen Diez romaniſche Grammatik? — wie man etwa wiſſen könne, daß die rätiſche Sylbe Ca im Munde der Romanen in die Ziſchlaute tſcha, tſche oder tſchö übergehe und wie man auf die ſcharfſinnige Bemerkung verfallen ſey, daß die **verſchiedene** Lage des rätiſchen Accentes im nämlichen Worte auch **verſchieden** lautende deutſche Wortformen, z. B. Ems und **Matſch** aus dem urkundlichen Amates, Vels und Fließ aus Velusa erzeugen konnte?*)

Das eben iſt die wundervolle Frucht des beſſern Wiſſens, der in Tyrol ſo gefürchteten Gedanken-Arena und als häretiſch verſchrieenen Disciplin! Statt die oft genialen, oft aber auch etwas gewagten Combinationen dieſer Unterſuchung muthlos und erſchrocken ohne nähere Prüfung zu verurtheilen und zu verwerfen, wird man bey gewiſſenhafter und bedächtiger Leſung der ohnehin kaum 185 Seiten zählenden Broſchüre den geiſtigen Gehalt und den innern Zuſammenhang der neuen Anſichten leicht entdecken, zugleich aber auch die ſtarken und gründlichen Stellen von den ſchwankenden und bloß ſyſtematiſchen unterſcheiden lernen. Bedenken muß die Sache bey den Tyrolern jedenfalls erregen, und mancher ärgert ſich vielleicht gleich eingangs des Buches über das Argument, daß die Urväter der Tyroler und die Etrusker deßwegen eines und desſelben Stammes waren, weil ſich die erſtern **Rätier**, die letztern aber „Raſener" nannten, als wenn dieſe beyden Namen gemeinſame Wurzel und Bedeutung hätten!

So iſt es aber in der That, beyde gehen auf den Stamm Ra zurück und ſind davon — nach Hrn. Steub — eben ſo ſprachrichtig abgeleitet wie Caieta, Ca-eta und Cae-sena von Ca, Velete und Velsuna von Vel, Caluta und Calusuna, Caruta und Carusuna von Cal und Car. Ja ſelbſt die Form *Ῥασίνα* kommen als Rasuna und Rasana, als Ras, Raſen, Roſein, Roſanna, Roſenna und Raſchein unter den rätiſchen Namen jetzt noch vor.

Dieſes Zurückführen zweyer Wortfamilien auf eine gemeinſchaftliche Wurzel iſt etwa nicht bloß ein mögliches und auf Hypotheſen geſtütztes, ſondern ein unbeſtreitbares und zwingendes, denn das bewegliche ingenium des Hrn. St. demonſtrirt uns unbarmherzig, es **müſſe** ſo ſeyn, es ſey unentfliehbare Nothwendigkeit und logiſche Conſequenz. Wahrhaft, die Wiſſenſchaft hat zu Zeiten etwas Impertinentes. Ungleich mehr Hoffnung auf Erfolg hätte das Buch, wenn der Verfaſſer die formell ſo ſchön ſecirten Localnamen der alten Rätier auch in Sinn und Bedeutung zu erklären wüßte. Das liegt aber

*) Das Proparoxytonon Ámates giebt Ems, das Paroxytonon Amátes aber Matſch, wie aus Vélusa Vels und aus Velúsa Fließ, aus Cáfusa Tſchöfes, aus Cafúsa Gſeiß, aus Cálusa Tſchöts, aus Calúsa Schleiß entſtand.

bis jetzt nicht im Umfang unſers Wiſſens, denn es giebt keinen Anhaltspunkt, die appellative Bedeutung der raſeniſchen Wurzeln zu beſtimmen, und ſo vermag es auch Hr. St. nicht, oder doch nur in wenigen Stellen und da nur unvollkommen. Daß z. B. Car auf rätiſch Berg und Vul oder Vel Waſſer bedeute, hat Hr. St. herausgebracht und dadurch allerdings den Schlüſſel zu vielen von Car und Vul abgeleiteten Namen gefunden. Nach dieſer Vorlage begreift man freylich, wie die Rätier ihre Einödhöfe auf der waldigen Bergſeite oberhalb Brixen Caruta (Gareit) nennen konnten.

Wäre Hr. St. mit den Hauptreſultaten ſeiner Forſchung und ihrem nächſten Corollar nur auch zufrieden! Aber nein, in der Löſung einer Frage liegt ihm ſchon der Keim zu einer zweyten und des Fragens und Antwortens iſt kein Ende abzuſehen. Geben wir Hrn. St. auch in ſo weit nach und laſſen uns überzeugen, daß vom Adula und dem Berner Oberlande bis an die Pinzgauer Tauern und vom Karwendel bis Verona ein und daſſelbe Volk ſeßhaft war und daß dieſes Volk mit den Etruskern am Arno die gleiche Sprache redete, ſo iſt ihm dieſe Nachgiebigkeit und dieſer Glauben noch viel zu wenig, Hr. St. will auch ſogar vermuthen, daß nicht nur keltiſches Blut in Rätien niemals eingedrungen und folglich keltiſcher Schnitt und keltiſche Färbung in Rätien nirgend zu entdecken ſey, ſondern daß ſogar die ehmaligen Carner und Noriker, die Helvetier, Rauraker und Ligurer urſprünglich „raſeniſcher Sippſchaft“ angehören, was ihm die Keltomanen auch niemals verzeihen werden.

Nachdem uns Hr. St. eine eben ſo zahlreiche als reſpektable Verwandtſchaft zuſammen demonſtrirt, unterſucht der Vermeſſene am Ende des Buches auch noch die Frage, ob die „Räto-Raſener“ einen eigenen, zwiſchen Kelten und Pelasgern eingeſchobenen, von beyden unabhängigen Hauptſtamm bildeten, oder ob ſie einer dieſer beyden Racen beyzuzählen ſeyen? Die Ehre, ein Hauptvolksſtamm zu ſeyn, wird den Rätern zwar abgeſprochen, dagegen auf ihre Descendenz von den Pelasgern nicht ohne Zuverſicht hingedeutet. Die Pelasger aber, wie bekannt, waren die unmittelbaren Vorgänger, Ahnen und Vettern der Hellenen zu beyden Seiten des ägäiſchen Meeres und füllten einſt die ganze illyriſche Halbinſel bis herauf zu den Carniſchen Alpen mit ihren Colonien und ihren rohen Monumenten. Auf dieſem neuen, noch undurchforſchten Boden tritt Hr. St. allerdings etwas leiſe und behutſam auf. Nur ein Problem, eine Anſicht legt er vor und erwartet erſt von der Zeit vollſtändigere Löſung, wozu er indeſſen proviſoriſch und ganz im Geiſte der etruskiſchen Argumentation (pag. 150 — 156) einige Präludien giebt. Schon die Neugierde, wie es Hr. Steub anſtelle, um zu beweiſen, daß der Tyroliſche Bach Pflum und der griechiſche Berg Olympus auf pelasgiſch gleichmäßig Vuluva, Flains oberhalb Brixen und Olynth im macedoniſchen Erzdiſtrikt aber Vulunisa heißen, ſoll wißbegierige Leute allein ſchon bewegen, den kurzen Anhang zur Diatribe ganz und aufmerkſam durchzuleſen. Wie die Romanen und Germanen ihrerſeits die räto-pelasgiſchen, ſo zerſetzten und verwandelten andererſeits die Hellenen die thrako-pelasgiſchen Namen, und vielleicht ließe ſich aus dieſem gemeinſchaftlich geführten Verwandlungsproceß die in der neueſten Zeit noch, wie man weiß und täglich ſieht, zwiſchen Griechen und Deutſchen ſo warm und innig hervortretende Bruderliebe erklären.

Fallmerayer.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Fortſetzung.)

§. IV. Kaiſer Ludwig der Fromme beſucht im J. 840 kurz vor ſeinem Tode zweymal unſere Salzburg.

Auch dieſes Ereigniſſes gedenkt nur Eckhart, und zwar nicht in ſeiner Salzburg, ſondern in ſeinen Commentarien, während die Neuern es übergehen. Das erſtemal berührte Kaiſer Ludwig die Feſte Salzburg auf ſeinem Zuge nach Thüringen, ſeinen gleichnamigen Sohn Ludwig verfolgend, im April 840. Nachdem er dieſen zur Flucht in die ſlawiſchen Länder gezwungen, aus denen er nur mit großer Beſchwerde nach Baivarien ge-

langte, kehrte der Vater Ludwig nach der königlichen Villa Salz zurück, woſelbſt er die Bittage und Chriſti Himmelfahrt feyerte (im Mai 840).

§. V. König Arnolf empfängt 895 eine feindliche Geſandtſchaft der Obodriten auf der Salzburg.

Von allen Neuern, Böhmer ausgenommen, ſelbſt von Eckhart iſt dieſe Anweſenheit König Arnulfs auf der Salzburg mit Stillſchweigen übergangen. Die Zeit ſeines Aufenthaltes fällt zwiſchen den 25. Mai und die Mitte des Julius, und die Pars V. Annalium Fuldensium (Pertz I. 411) berichtet ſeine Anweſenheit nicht nur in dieſem, ſondern auch im J. 897, was Hr. G. ſchon S. 156 mit Berufung auf Böhmer erwähnte. Vom Kloſter Fulda, woſelbſt er ſeine Andacht verrichtet, kam er zur Curtis Salz; dort fanden ſich ſorabiſche Geſandte mit Geſchenken ein, die er, nachdem er ſie angehört und beſchieden, zur Heimath entließ. (Pertz I. 413.) Den 14. Julius war Arnulf zu Tribur, den 7. Auguſt zu Frankfurt; nach dieſer Zeit wird ſeine Reiſe nach Fulda, und von da nach der Salzburg zu ſetzen ſeyn; im Herbſte war er zu Regensburg und Umgegend.

§. VI. Die Münze auf der Salzburg. Im Munde des Volkes wird das ſtattliche, mit Spitzbogenfenſtern gezierte Gebäude gleich beym Eintritt in das Innere der Burg mit dem Namen der Münze belegt; ja, die Sage will ſogar Thaler, in dieſer Münzſtätte geprägt, kennen! Allerdings liegt hierbey Geſchichtliches zu Grunde. Es iſt nämlich aus dem Capitulare vom December d. J. 805, cap. 18 (Pertz III, 134) bekannt, daß Karl der Große verordnete: „ut nullo alio loco moneta sit, nisi in palatio nostro." Mithin iſt dieß Regale auf unſrer Salzburg, die gewiß zu den bedeutenderen königlichen Burgen gehörte, ausgeübt worden, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der von der Sage noch heute als Münze bezeichnete Bau auch zu dieſem Zwecke beſtimmt war. Nur dürfte es unmöglich ſeyn, zu ermitteln, welche Gepräge aus dieſer Münzſtätte hervorgegangen und wie lange dieſelbe benutzt wurde. Sicher wünſchen mit dem Referenten die Sachkundigen eine Fortſetzung dieſer Beyträge! —

IV.

Manuſcriptenkatalog der vormaligen Dombibliothek zu Würzburg.

Mitgetheilt vom k. Profeſſor Hrn. Dr. Reuß.

Schon im VI. Bande Heft III. Nro. IX. dieſer Zeitſchrift wurde vom Hrn. Legationsrathe Dr. Scharold die Wiederauffindung der alten, vor den meuteriſchen Bauern und vor den Schweden auf den Dachſtuhl der Cathedrale verſteckten Dombibliothek erwähnt, über welche der damalige Univerſitätsbibliothekar Gg. Conrad Sigler einen Catalog verfertigte, der indeſſen nicht gedruckt ward. Hier iſt uns nun vom Hrn. R. dieß Verzeichniß geboten, beſtehend aus 183 Handſchriften, welche, mit Ausnahme der mit einem * bezeichneten 51 Nummern, gegenwärtig auf der k. Univerſitätsbibliothek zu Würzburg aufbewahrt werden. Hr. R. wünſcht (und wir mit ihm) eine genaue diplomatiſche Beſchreibung dieſer durch Alter und Inhalt ausgezeichneten Handſchriften in dem Archiv von Unterfranken zu veröffentlichen. Wir erſehen aus vorliegendem Verzeichniß, daß Nro. 93. Codex Theodosianus membr. vetustissimus, fol. minori forma quadrata literis semiuncialibus leider! nicht mehr auf der Wirzburger Univerſität ſich befindet. Welchem Jahrhunderte gehört die unter Nro. 106 verzeichnete Vita B. Emmerani, 4. membr. an? — Iſt wohl Nro. 123 Homelia B. Gregorii, 4. membr. jener Codex aus dem achten Jahrhundert mit ſeiner halben Zeile angelſächſiſcher Runenſchrift? Vom vorzüglichſten Intereſſe wären nähere Beſchreibungen (auch nach Eckhart's und Oegg's Arbeit nicht überflüßig) der Nummern 180 — Liber Evangeliorum, quo usus S. Chilianus. membr. 4. —, und 181 Quatuor Evangelia totidem voluminibus, fol., qui tempore S. Burckardi scripti creduntur. Einer recht baldigen Kundmachung der diplomatiſchen Beſchreibung der Manuſcripte im Vereinsarchive ſehen wir begierig entgegen.

V.

Mannigfaltiges.

a) Vom k. Legationsrathe Hr. Dr. Scharold.

Zug der Stadt Würzburg gegen die Huſſiten im J. 1431.

Vom Mittwoch nach St. Johannstag Baptiſte (Ende Juni) zogen die Wirzburger gegen die Ungläubigen zu Beheim und blieben 8 Wochen aus. Die 47 Mann, wobey 2 Hauptleute, der Spitalmeiſter, der Koch, der Schmied, Zimmermann und 2 Knechte mit eingerechnet werden müſſen, koſteten in der angegebenen Zeit 202 fl.! —

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Michael Beheim's Buch von den Wienern 1462 — 1465. Zum erſtenmale nach der Heidelberger und Wiener Handſchrift herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Mit Facſimile und Notenbeylage. Wien XC und 477 Seiten gr. 8.

Es iſt mitunter geklagt worden, daß ſich in der deutſchen hiſtoriſchen Literatur Weniges der Art finde, was die Franzoſen mémoires nennen, Aufzeichnungen Einzelner über das, was ſie ſelber erlebt, handelnd oder leidend mit angeſehen haben. In Michel Beham's Buch von den Wienern iſt uns über eine verhängnißvolle Epoche der Hauptſtadt des deutſchen Reiches ein Ueberbleibſel ſolcher Art geboten, welches durch die Eigenheit, daß es in Reimen verfaßt iſt, eben ſo wenig einen Anſpruch auf poetiſches Verdienſt gewonnen als den Werth nackter proſaiſcher Erzählung verloren hat. Letzteres ſcheint früherhin bezweifelt worden zu ſeyn, weil Reim und Dichtung (Fiction) in der Regel als unzertrennlich gedacht werden. Auch möchte bey ſolcher vorgefaßten Meinung die Beſchaffenheit der Handſchriften, in denen nach und nach dieſes Werk gefunden wurde, beſonders der zu Wien und der erſt 1814 aus Rom wieder nach Heidelberg gekommenen, nicht ſehr geeignet ſeyn, zu genauerer Durchgehung des Ganzen beſondere Luſt zu machen. Und wenn ſelbſt ein Hormayr nur Auszüge der Mühe des Abdruckens (im hiſtoriſchen Taſchenbuch für 1825 — 26) werth gehalten, ſo iſt um ſo verdienſtlicher die Unverdroſſenheit, mit welcher der Herausgeber nun das Ganze in einer Geſtalt darbietet, die zu jedermans bequemem Gebrauch und Genuß nicht einladender ſeyn könnte. Dieſes Verdienſt wird recht anſchaulich, wenn man das vorangegebene Facſimile der Handſchrift, die als älteſte, vom Verfaſſer ſelbſt herrührende der Ausgabe zu Grunde liegt, mit den geräumigen Blattſeiten vergleicht, auf welchen uns Beham's aus 13105 Reimzeilen beſtehende Arbeit in 2169 Strophen von je ſechs Verſen und in 196 mit eignen Ueberſchriften verſehene Kapitel reinlich abgetheilt, gehörig beziffert und interpungirt, in netter lateiniſcher Schrift entgegentritt. Auf dieſen 417 Blattſeiten ſieht ſich der Leſer mit allen Nöthen des Kritikers verſchont, denn die abweichenden Lesarten der beyden vom Herausgeber benutzten Handſchriften ſind auf S. 418 — 454 verwieſen, worauf S. 455 — 477 ein für ein Buch ſolcher Art höchſt weſentliches Verzeichniß der Namen von Perſonen und Orten folgt, die im Verlaufe der Erzählung erwähnt werden.

In der Einleitung aber wird reichliche Auskunft gegeben über die Beſchaffenheit und den Werth von dieſer Arbeit Behams im Allgemeinen, ſodann über deſſen Leben und bisher bekannt gewordene Werke und die davon vorkommenden Handſchriften, endlich inſonderheit über die Handſchriften dieſes Buches von den Wienern, ihr Verhältniß unter ſich und zur vorliegenden Ausgabe. Wirklich benutzt hat übrigens der Herausgeber unter dieſen nur die Heidelberger (ehedem Vaticaniſche) Nro. 386 als Beham's Autographon, das er durch A bezeichnet, und die wohl ein Jahrhundert jüngere erſt ſeit dem J. 1816 (durch J. M. Schottky) öffentlich bekannt

Digitized by Google

gewordene des Archivs der niederöſterreichiſchen Landſtände zu Wien, die er durch B andeutet. Die nach der Heidelbergiſchen älteſte zu Gotha (eh. B. nr. 50) liegende und ſchon in Cypriani's Catalog von 1714 erwähnte Handſchrift aber und die wahrſcheinlich durch Gottſched's Frau von derſelben genommene Abſchrift zu Dresden ſind nicht förmlich zu Rathe gezogen worden. Durch den Beſitz des Autographons war der Herausgeber wohl gerechtfertigt, wenn er Späteres für weniger weſentlich anſah; dennoch möchte die beynahe gleichzeitige Gothaiſche Handſchrift, ſchon wegen ihrer Orthographie, die derjenigen, welche Beham ſelbſt zur Schau ſtellt, vorzuziehen ſcheint, zur Beſtätigung oder Berichtigung manches ſeltnern, jetzt zweifelhaft daſtehenden Wortes und Namens dienlich geweſen ſeyn.

Michel Beham ſchildert, wie der Herausgeber ſeine Einleitung anhebt, einen traurigen Abſchnitt der öſterreichiſchen (und ſomit auch deutſchen) Geſchichte. „Zwey Brüder im Kampfe um ein Reich, das keiner von beyden wahrhaft zu beglücken die Befähigung beſaß, beyde vereint aber in unheilvollem Streite nur doppelt zerfleiſchten. Ein Reich, das an ererbten, zum Theil durch fremde Schuld herbeygeführten Uebeln ſiechend, der kräftigen Hand eines weiſen Lenkers bedurfte, hier aber nur die traurige Wahl zwiſchen einem rohen Deſpoten und einem zwar gutmüthigen, aber ſchwachen Regenten hatte, der, eingeſchüchtert durch die moraliſchen Gebrechen ſeiner Zeit, ſtörriſch ſich zurückzog, überhaupt aber nicht jenen gewaltigen Geiſt beſaß, der unerſchrocken eingreift in ſeine Zeit und ſiegt oder — untergeht." Es ſind die fürſtlichen Brüder Friedrich (als Kaiſer der vierte, von M. Beham der dritte genannt) und Herzog Albrecht, die auch für Oeſterreich den Beweis geliefert, daß der frühere Gebrauch fürſtlicher Kinder, wie gemeines Erbe an Hab und Gut, ſo auch Volk und Land unter ſich zu theilen, für Volk und Land und für ſie ſelber Segen zu bringen, ſelten geeignet war. Man findet das Nähere über den mit allen Gräueln eines innern Krieges befleckten Streit der Brüder in Kurz' Oeſterreich unter Friedrich IV. und in Chmel's Geſchichte Friedrichs IV.

Am übelſten fuhr dabey die Hauptſtadt ſelbſt, deren Bürger von Albrecht bearbeitet, ſich gegen Friedrich auflehnten, ihn mit den Seinigen zwey Monate lang in ihrer Mitte, in der kaiſerlichen Burg, ſtrenge belagert hielten und ſich, wie Beham treffend darſtellt, am Ende eben kein beſſer Loos als das der Fröſche der Fabel, ſtatt des Königs Klotz einen König Storch, errangen.

Für M. Beham, den ſchwäbiſchen Meiſterſinger (geboren 1416 und zu ſeines Vaters Nahrungszweig, dem Webeſtuhl, erzogen zu Sulzbach bey Weinsberg), der ſich um dieſe Zeit unter des Kaiſers Hofgeſinde befindet, und, die Bedrängniſſe der Belagerung theilend, ſeinem Dienſteifer durch Wachtſtehen und durch Feuerpfeile, die er auf der „falſchen Wiener" Dachungen ſendet, noch mehr aber durch ſcharfe Reime Luft macht, gilt natürlich die altbewährte Regel: Des Brod ich iſs, des Lied ich ſing. Er läßt an Keinem, der es mit dem Widerpart hält, auch nur ein gutes Haar. Daß dabey Wolfgang Holzer, Burgermeiſter und das Haupt der Aufſtändiſchen, am ſchlimmſten wegkommt, iſt ganz in der Ordnung. Dennoch heißt es S. 255 von dieſem, da ihn Herzog Albrecht, vor dem er zuletzt als Gefangener ſteht, einen Böswicht geſcholten:

Der Holczer ſprach: Herzog, ſag mir,
welcher iſt under mir und dir
der allergröſseſt böswicht hie,
des ſolt du mich beſchaiden; wie
du biſt von vater und muder
des kaiſers rechter bruder,
ſo bin ich nur ſein undertan,
ſchau, wer die gröſten ſchuld mög han!
wann allz daz, daz ich han erdacht
und tun, darzu haſt du mich bracht,
mir den rucken gehebet!
ich torſt nicht han erlebet,
daz ich ſolch groſs ding het volent,
het ich dein hilff nit hie erkent!
Der herzog ſprach aus zornes trub:
du loter, ſchalk und leichter bub,
wie tarſt mit ſolchen türſten
reden zu ainem fürſten?
Diſer Holczer für ſein bruſt ſlug,
er antwurt im und ſprach: Herczog,

Digitized by Google

hie han ich da ich mit bezal!
des wil ich hie uf diſer wal
mir genug darumb reden
und nit vorchten kain ſcheden.
Der herzog ſprach: red dir genug
nach allem deinem ſinn und fug,
wann dein reden ſol han ain end!
er lebt nit, der das widerwend!
Die herezoger in lieſsen
in die gevanknus flieſsen,
darnach lieſs man in martern, und
des beſten vragen das man kund
und auch verdammen in den tot,
des mocht nit anders werden rât,
das was das man in ſailet
und im den leib vertailet.

(Er wurde lebendig geviertheilt.)

Es liegen in dieſen Reden Züge hochtragiſchen Gehaltes.

S. 250 wird das Verfahren Albrechts gegen einen andern Gefangenen, einen Böhmen, auf folgende Weiſe erzählt:

Do derſelbig Behame
für den herzogen kame,
do fiel er nider auf die knie,
den herczog er anrufft und ſchrie
umb gnad und auch barmherzikait,
das er die ankert und lait
durch den, der an dem kreuze
laid des todes geſcheuze,
der dann durch uns vollbracht den ſtreit,
und durch willen der hailgen zeit!
[wann diſes rumoren und das
gleich in der marterwochen was,
als ſie dann da zuſamen
in die gevanknis kamen].
Der herzog ſah an diſe lait,
und erzaigt ſein barmherzikait
an dem armen gevangen man!
Ain ſcharpfen ſabel er da an
ſeiner ſeiten het hangen
ainen braiten und langen,
den rucket er bald auff der ſtat,
gen diſem Behem er da trat
und ſlug im das haubet von ain
dss es hin hing mit ſtucken zwain . .

Gerade in dieſer befangenen und nur die Anſicht ſehr Untergeordneter ausſprechenden Unmittelbarkeit der Erzählung liegt mit eine Art Gewähr für ihre Wahrheit, wie ſie denn ſo manche Einzelheit der geſchilderten Vorgänge ſowohl, als der damaligen Gebräuche in Krieg und Frieden, durch die lebendigſten Bilder vergegenwärtigt.

Als es den in dem „Gſloſs" hart Bdrängten darum zu thun ſeyn mußte, jedes Mittel der Vertheidigung aufzubieten, legte Alles Hand an,

ich ſah, daz der kaiſer ſelb
ain buchſen half in ain gewelb
ziehen auf ainen turen bauch.
Dar zu ſtund ich aines tages auch
und half pulver zerſtoſsen
mit ainem morſer groſsen.
Do gieng er her und ſprach alſo:
Michel Beham, was tuſtu do?
Ich ſprach: durchleuchtigeſter fürſt,
hie ſtan ich, daz ich ſtoſs und mürſt
köler, ſweſel, ſalter,
wann graven, hern und riter
ſich alſament greifen an,
warumb ſolt ich denn müſsig gan?
Da kam er und nam ſelber mir
den ſtoſsel aus den henden ſchir,
und ſtieſs das pulver klainer
recht als der andern ainer.
Der kaiſer und die kaiſerein
muſten ſelber in mangel ſein . . .
Auch mocht der jung fürſt (Maximilian) an dem ort
nit haben was im zugehort,
er het gerſt und arwaiſs die zwai,
und aſs nit ger der kainerlei . . .
Ains tages bracht man im arwaiss,
und e daz er ir ye enbaiſs,
ſprach er, „er het ir ain genug,
das man ſie wider dannen trug,
die ſpeiſs wär im nie eben,
man ſolts den veinden geben" . . .
Ains mals gieng der fürſt hochgenant
in der veſt und trug an der hant

Digitized by Google

ain ſtueklin brots und aſs davun
als dann die jungen kinder tun . . .

Ein Knecht, der ohne Zweifel noch ernſtern Hunger hatte, als der künftige römiſche Kaiſer, erſah den Augenblick, in welchem nur eine alte Frau in der Nähe war,

der knecht dis brot zucken began
und lief vil ſchnelliglich von dann,
und lobet got von himel ja,
das im das brot was worden da,
„lob hab ain ſolcher junger,
der mich troſtet in hunger!“
Des was aber dem jungen hern
nit mit willen, in diſen maern
er ain wenig erzurnet wart
und ſprach nanch ſeinr kindiſchen art:
„ai! brot nehmen, brot neme!“

Den „valſchen Wiener Tauben“ (Wütenden) wird unter anderm nachgeſagt, wie ſie in der Stillmeſs das Gebet für Pabſt und Kaiſer ketzerlich wollten abgeſchafft haben, ſie hätten geſprochen:

„wes wolt wir biten für den babſt?
ſein weſen iſt doch auf das grobſt,
und der kaiser damite
er hat nit unſer bite,
wann er uns all zeit ſetzet nach“ . . .
Der babſt wolt ſie haben getan
in den verdampten ſweren ban,
unſer herr kaiſer tetſ in d' eeht.
Daz wart allez von in verſmecht,
ſie ſprachen: „was iſts danne
ob wir ſein in dem banne?
Wann wir der banen nimer han
ſo well wir in die arwaiſs gan!
Wie tun die Venediger, die
ſein lang im bann geweſen hie?
wie tun dan die von Behen,
den auch ſolchs iſt beſchehen?
Nem wir den Rakendon (Rokycan) zu hof
für unſern obriſten biſchof
und den Waczla zu official,
ſo wirt denn unſer ding zu mal
gar alles recht beſtellet,
niemant wir fürchten wellet.“

Der ban gab in zu ſchaffen klain
ſie triben nur irn ſpot dagain,
desgleich war in die echt verſmecht,
ſie ſprachen: „echt und aber echt,
die bringen wol ſechczehen!“

Solcher Frevel wegen ſind ſie aber auch nirgends ſo gut als bey „herrn Lucifer“ angeſchrieben, wie ein gemeiner aus einer „Frawen in Sibenbürgen“ getriebener Teufel dem Beſchwörer offenbart, indem er bittet:

Günn mir nur, daz ich var in jen
verdampten, verfluchten ſtat Wien.
Auf aller diſer erden kraiſs
ich kainen flecken nirgen waiſs,
da ich gerner welt ſeine
bei den geſellen meine,
wann in derſelben Wienerſtat
ist es mit teufeln baſs erſat
wann ſuſt auf aller erden nirn..

Da am Ende der Kaiſer Gnade für Recht ergehen läßt, ſo weiß ſich auch „unſers hern kaiſer tichter“ darein zu fügen, denn, ſagt er,

kain ſünder auf erden
mocht nie ſo übel werden,
rents in, got der vergeits im alls;
ſo teten die Wiener des mals.
Das ich ſie vor geſcholten han, ſetzt er bey,
das iſt mich auch not gangen an,
wann ich was auch beſeſſen
on trinken und auch eſſen
bei andern leuten in der veſt,
darumb bin ich zornig geweſt.
Vil ich des ſelb geſehen han
und warhaft leut gehort davon,
als ich dan han getichtet
und in dem buch berichtet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Tomo V. Firenze 1843. XLI. 505 S. **Storia arcana** ed altri scritti inediti di **Marco Foscarini** aggiuntovi un catalogo dei manoscritti storici della sua collezione. Volume unico.

„Ich habe, was nicht immer leicht war, des Foscarini storia arcana bis auf das letzte Stückchen geleſen, ſchrieb im Jahre 1803 Johann von Müller an den Abbate Morelli. Ich geſtehe, daß ich für ihn eine große Ehrfurcht und eine wahre Vorliebe für dieſen Mann hege, deſſen Genie und Geſchmack ſeinem Wiſſen gleich kommt. Ich wage es, Sie, der ihn kannte, zu bitten, mir mit wenigen Worten zu ſagen, was ich in ſeinen Papieren nicht finden konnte: wie ſeine Geſtalt war, ob ſeine Gravität dem Adel ſeiner Ideen und ſeines Styles entſprach? welche Achtung man vor ſeinem Charakter hatte, denn die erleuchtetſten Menſchen haben manchmal Schwächen, die ſich den unſern nähern und Gott verhüte, daß ich ſie bekannt machen wollte, aber ich wünſchte ſehr, ſie gründlich zu kennen. Endlich wie iſt er geſtorben? Denn der Tod drückt oft dem Leben das Siegel auf. Giebt es ein Porträt von ihm?" —

Die storia arcana, der eigentlich dieſes Lob gilt, iſt die Darſtellung des Zuſtandes von Oeſtreich vor dem Ausbruche jenes verhängnißvollen Krieges des Jahres 1735, der Oeſtreich mit einem Male von jener Höhe herabzuſtürzen ſchien, welche ihm durch das Ausſterben des habsburgiſchen Zweiges in Spanien zugefallen war. Foscarini deckt die geheimen Gründe des urplötzlichen Umſchwunges der Dinge zum Nachtheil Carls VI. auf, der nicht bloß ſein Vertrauen, ſondern auch ſeine Macht ſpaniſchen Günſtlingen vergabt hatte, die nun die Provinzen nach Willkühr beherrſchten und ausſogen. Wer die Uebel kennen lernen will, welche ſich im Innern eines Staates, ins Geheim und von der Regierung ſelbſt nicht einmal bemerkt, zu bilden vermögen, der leſe dieſe Geſchichte, welche für Herrſcher wie für Beherrſchte gleich lehrreich iſt. Das Platenſche Wort

es iſt an manchem hohen Stamme
die Wurzel faul,

hat hier eine merkwürdige Bethätigung gefunden, und man begreift, daß ſpäter eine ganze Reformirungswuth eintreten konnte, um die Uebelſtände zu heben, die man dann freylich meiſt auf einem anderen Gebiete ſuchte, als wo ſie wirklich vorhanden waren. Man macht ſich nur ſchwer eine Vorſtellung, bis zu welchem Grade eine kleine Anzahl von Perſonen mit dem Kaiſer und Habe und Gut der Unterthaneu zu ſpielen vermochten. Der Schluß des erſten Buchs insbeſondere, wo Foscarini auf die Handelsunternehmungen der Oeſtreicher zu ſprechen kommt, gehört zu dem intereſſanteſten und lehrreichſten, was man in dieſer Beziehung leſen kann. Welche Summen von dem Kaiſer in der beſten Abſicht verſchwendet wurden, die nachher alle den Weg in den Säckel ſeiner Günſtlinge fanden! und alle Erfahrung, die zu machen geweſen wäre, wie nicht vorhanden. Foscarini durchgeht die Urſachen, welche den einſt ſo

Digitized by Google

blühenden Handel der Deutſchen den Holländern zuführten und ſchildert hierauf die Bemühungen der Oeſtreicher, an dem Seehandel activen Antheil zu nehmen. Das zweyte Buch enthält eine Schilderung der vorzüglichſten Perſonen des kaiſerlichen Hofes, der Unterhandlungen wegen der pragmatiſchen Sanction, der Bemühungen, die Wahl des Polenkönigs Stanislaus zu vereiteln und der Unfähigkeit der Miniſter, welche der Kaiſer an den verſchiedenen Höfen accreditirt hatte. Viele Hoffnungen ſetzte Foscarini auf die Kaiſerin. Ihr allein wäre es möglich geweſen, ihren Gemahl aus der Unempfindlichkeit zu reißen, in welcher ſein Gemüth erſtarrte. Wäre dieſes gelungen, ſo hätte das ganze politiſche Syſtem eine Aenderung erlangt, indem es in der deutſchen Natur liege, daß das Beyſpiel des Herrſchers genüge, auch noch ſo eingewurzelte und zur zweyten Natur gewordene Uebel zu verbeſſern. Allein die Vorſehung habe es anders gewollt und es habe, um den kranken Körper der öſtreichiſchen Herrſchaft zu Grunde zu richten, genügt, daß ein zufälliges Ereigniß ſeine Weisheit und ſeine Stärke auf die Probe ſetzte! „Und wer die Zwietracht in der Regierung, die Miſchungen einander entgegengeſetzter Völker, den heilloſen Zuſtand des Aerars, das ſchlaftrunkene Benehmen der Miniſter, die Verzögerung in den Geſchäften, den Haß, den die anderen Höfe hatten, die ganze Lebensweiſe, den Verfall der Miliz, die Raubſucht von ſo vielen, die faſt allgemeine Heucheley (dissimulazione, eigentlich das Nichtſehen wollen) und die Verſchwendung des Kaiſers durchgieng, welcher Gold an Verdienſtloſe, Anſehen an Müſſiggänger vergeudete, nicht mehr zu ſtrafen und keinen Entſchluß zu faſſen vermochte; der wird geſtehen müſſen, daß ein auch noch ſo großes Reich, ſobald es von ſeinen Feinden angegriffen wurde, von der Höhe ſeines mißbrauchten Glückes herabfallen mußte.“

Wenn das frühere Leben und die Schickſale eines Reiches in den Stand ſetzen, die Gegenwart zu erkennen, die Richtung, die Bedürfniſſe, die Aufgabe derſelben klar zu machen, ſo dürfte von allen Geſchichtſchreibern des öſtreichiſchen Staates keiner lehrreicher ſeyn als Foscarini. Die Zeiten und die Männer haben ſich geändert, die Völker ſind geblieben und es iſt in dieſen etwas unvergängliches, was auch den verſchiedenſten Zeiten und Umſtänden zur geheimen Richtſchnur dienen kann. Dieſes darzuſtellen iſt eine der lehrreichſten Seiten der Geſchichte; es aufzufaſſen bewährt den Staatsmann. Das eine wie das andere iſt Sache des Talentes, der Reife des Geiſtes, der Durchdringung der Verhältniſſe. Das Vorhandenſeyn dieſes Talentes iſt es auch, was die Lektüre dieſer storia arcana ſo überaus lehrreich, wie der Mangel deſſelben das Förſterſche Buch über dieſelben Männer und Zeiten ſo ſchaal und unerquicklich macht.

Außer mehreren Briefen Foscarini's wird von dem Herausgeber dieſes Bandes auch noch ein räſonnirender Catalog der herrlichen Sammlung von Handſchriften mitgetheilt, die Foscarini veranſtaltete und welche gegenwärtig eine Zierde der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien ſind. Hr. Gar hat ſich durch Mittheilung des Catalogs alle Literaten zu hohem Danke verpflichtet; wir lernen dadurch eine Bibliothek kennen, welche für venetianiſche Geſchichte einzig, für Geſchichte der drey letzten Jahrhunderte von der größten Bedeutung iſt.

Wir wollen nur Einiges hervorheben, ohne von der reichen, in ihrer Art wohl einzigen Sammlung von Relazionen über europäiſche Höfe und Staaten, der großen Sammlung von Inſtructionen an päpſtliche und andere Geſandte mehr als vorübergehende Erwähnung zu machen. Nur als für die Reformationsgeſchichte von Bedeutung heben wir cod. CLXII n. 6259 Carduins Relazion von dem politiſchen und religiöſen Zuſtande von Genf hervor. Cod. CCLXI n. 6443 enthält eine Liſte des Einkommens der verſchiedenen italieniſchen Mächte im Anfange des 16. Jahrhunderts. Es bezog K. Ferdinand von Neapel 450000 Duc.

Das Herzogthum Mailand trug	330000	„
Die Republik Florenz	260000	„
Die Republik Siena	120000	„
Die Republik Bologna	60000	„
Die Republik Lucca	25000	„
Das Herzogthum Savoyen	77000	„
Die Markgrafſchaft Monferrato	35000	„
Die Markgrafſchaft Saluzzo	17000	„
Die Markgrafſchaft Mantua	60000	„

Das Herzogthum Modena und Ferrara	120000 Duc.
Die Herrſchaft Forli	10000 „
Die Herrſchaft Imola	6000 „
Die Herrſchaft Rimini	8000 „
Die Herrſchaft Peſaro	7000 „
Die Graffſchaft Urbino	25000 „
Total	1620000 Duc.

Unter den Manuſcripten befinden ſich auch mehrere Portefeuilles mit beſonders werthvollen Papieren; z. B. enthält cod. CLXX n. 6620 Inſtructionen des Königs Ferdinand von Neapel an ſeine Geſandten und Miniſter, ſo wie viele Inſtructionen P. Julius III. an ſeine Geſandten. Ein Coder (CXLVII n. 6164) iſt überſchrieben dello stato di Roma presente, (1626); cod. CLXXIII n. 6625, discorso del Cardinal Commendone circa l'andar a servir alla corte di Roma, al Sgr. Gerol. Savorgnano. Cod. CL n. 6189 enthält unter Anderem Anmerkungen zu der Lebensbeſchreibung Fra Paolo Sarpi's von dem in den Briefen du Pleſſy's Mornais ſo oft erwähnten Fra Fulgenzio. Man erfährt hiebey, daß dieſer Mönch, welcher durch ſeine ſclaviſche Hingebung an Sarpi und eine bis zur Wuth geſteigerte Oppoſition gegen Rom bekannt iſt, „ein ſo ſkandalöſes Leben führte, daß er eine zahlreiche Nachkommenſchaft hinterließ und ſeine Kinder auf ſeinen Namen im Angeſichte der ganzen Stadt Venedig verheyrathete.“ Cod. CLXXXVIII n. 6820 iſt ein discorso sopra la lega fatta tra li Francesi, Inglesi, Heretici d'Alemagna, Venetiani, Duca di Fiorenza, duca di Mantova et il Turco contra la potenza del Re di Spagna, la quale lega è stata scoperta col mezzo delle differenze seguite tra il Papa Paolo V. et li Signori Venetiani l'anno 1606. Port. X. 83 N. 6656 enthält auch für Bayern und die kirchlichen Zuſtände Deutſchlands im J. 1740 mehreres Wichtige, nebſt einer Relazion über Spanien v. J. 1730. Unter den Codici, welche von der mailändiſchen Bibliothek di Brera im J. 1837 nach Wien geſchickt wurden und deren Verzeichniß gleichfalls hier beygegeben iſt, befindet ſich ein Mſ. (134), avvisi di Germania dal 1619 al 1621 betitelt. Dem Herausgeber zufolge enthalten ſie Documente della massima importanza, an 500 Originalbriefe. Eine zweyte höchſt werthvolle Lieferung italieniſcher Codices aus der Brera nach Wien erfolgte im Jahre 1842. Sie ſind beſonders für das 17. Jahrhundert von großer Bedeutung, für welches ſie auch eine fortlaufende Reihe von venetianiſchen Annalen in ſich ſchließen. Cod. 99 iſt folgendermaſſen bezeichnet. Raccolta di leggi, senza frontispizio, col titolo in fuori: libro gotico antico di leggi del 1252. In pergamena, quasi tutto scritto coi cosi detti caratteri gotici, legato in assicella.

(Schluß folgt.)

Michael Beheim's Buch von den Wienern 1462 — 1465.

(Schluß.)

Unter den vielen Namen öſterreichiſcher und böhmiſcher Hohen und Niedern, die der Erzähler, je nachdem ſie zu einer Partey gehörten, lobend oder ſchmähend vorführt, mögen mehrere ſeyn, die ſich als bayeriſche auch in Hunds Stammbuch werden finden laſſen. So kommt als des Kaiſers Hofmeiſter ein Hans von **Preiſingen** nebſt einem Laurenz von Preiſingen, ein Ritter Hans von **Rorbach**, als des Kaiſers Rath ein Maiſter Ulrich **Riederer** Tumprobſt von **Freiſingen** vor. Herzog **Ludweig** in **Bairlant** (zu Landshut), welcher bekanntlich eine Zeitlang ein Helfer Herzog Albrechts geweſen, verſagt dieſem endlich (July 1463) ſeinen Beyſtand, indem er ihm auf ein deßhalb empfangenes Schreiben entbietet:

er (Ludwig) welt ganz unbekumert ſein,
und ſunder mit der ſach allain
die dann antreff die Wiener;
auch vermöcht der noch jener
durch kain ſach nummer mer, das er
wider ſein hern den Kaiser wär.
Er wär vaſt wider in geweſt,
das in gerawet het zu leſt.

Digitized by Google

Von Behams Styl und Verſificirung haben wir hiemit hinlängliche Proben gegeben, die da zeigen, daß er ſichs in dieſen Aufzeichnungen, bey denen es ihm zunächſt um die Sache zu thun war, mit der Sprache und dem Reime ſo bequem als möglich gemacht habe. Wenig verlegen, auf den ſeltſamſten Eigennamen einen Reim zu finden (was er nicht findet, ſchafft er gleich ſelber) iſt ers noch weniger im Gebrauch, Aendern, Anflicken, Weglaſſen grammatiſcher Momente. Auf Cuneze macht er ſich einen struneze, auf Holczer einen grolczer, auf Schneberger einen materger, auf Sweiczer einen weiczer, auf Winkler einen quinkler und zwinkler. Auf Kürbes reimt fürbes (ſtatt fürbaß), ſo iſt fraiser ein gewöhnlicher Reim auf kaiſer, wiederspiener auf Wiener. In andern Fällen helfen Conjunctionen, Präpoſitionen und Fürwörter aus. Im Abgeſang, wo zweyſylbiger Reim vonnöthen, legen ſich weſentlich einſylbige Wörter ohne Anſtand ein e zu, aus da oder dau wird dawe, aus bei beie, aus aus ause, aus das, was, wir, dir wird dase, wase, wire, dire, aus iſt iſte, aus spricht sprichte, aus den Participien ermort, bedeut, gemacht wird ermorte, pedeute, gemachte, aus den Präteriten gedaih, laih, belaib, ſchraib wird gedaihe, laihe, belaibe, ſchraibe, ja offenbares Präſens wird, als wäre es ein ablautendes Präteritum, hingeſtellt z. B. 146, 29 bis in die ſtat zu Prauge der rais in nit betrauge (v. betrågen verdrießen), 297, 3 ain grofs gruben ſie wielen (wol v. wüelen) darein ſie ſelber vielen.

Viele ſeiner Reime verdankt Beham lediglich ſeinem eigenen, dem ſchwäbiſchen, Dialekte (echt für acht, ell, els für all, alles, aubet, wellet für åbend, wellen; bestaune für beſtån; maul für mål; beganbet für begåbet; brauchen, stauchen für bråchen, ſtåchen), aber außerdem greift er nach Bedürfniß ohne weiters auch zu Formen und Ausdrücken des Dialektes, in deſſen Bereiche er ſich zur Zeit eben bewegt. Wenn dieſe ſeine Arbeit dem Sammler zu einem oberdeutſchen Sprachſchatz allerdings manche Ausbeute liefert, ſo wird doch manches mit kritiſcher Vorſicht zu behandeln ſeyn.

Daß aber M. Beham, wo es darauf ankam, in der edeln Kunſt der deutſchen Poeterey auch weit beſſeres zu leiſten fähig war, und in der That geleiſtet hat, zeigt ſich in ſeinen übrigen Werken, welche, noch größtentheils ungedruckt zu Nürnberg „im Stadtarchiv“, dann in den Bibliotheken zu Dresden, zu Heidelberg und (was dem Herausgeber unbekannt geblieben war) zu München aufbewahrt werden.

Auch auf letzterer nämlich befindet ſich eine HS. aus der 2. Hälfte des XV. Jahrhund. von 420 Blättern in Folio, welche 370 Gedichte Beham's enthält und in der Hauptſache ohne Zweifel mit der Heidelbergiſchen Nr. 312 und mit der als M. Behams Geſangbuch angegebenen Nürnbergiſchen übereinſtimmt. Sie beginnt mit der Rubrik: Hie hebt ſich an ein geſangpuch ſo Michel Peham gemacht hat und die geticht in dem anuang ſten in ſeiner zugweis und ſagt das erſt nachgeſchriben vom heiligen geiſt. Die Gedichte ſind wie in der genannten Heidelberger nach den verſchiedenen Tönen des Meiſters geordnet, und zum erſten Stück jedes Tones iſt in Noten die Sangweiſe gegeben. Das auf einem eigenen Blatt voranſtehende Wappen, augenſcheinlich ein colorirter Holzabdruck, mit eingeſchriebenem Namen Michel peham, zeigt ſich von dem, welches, aus dem Heidelberger Cod. 386 entlehnt, der gegenwärtigen Ausgabe vorgeſetzt iſt, weſentlich verſchieden, und ſcheint, ſo weit aus der auf S. LXXVIII. gegebenen Beſchreibung geurtheilt werden kann, auch mit der des Heidelberger Cod. 312 nicht ganz überein zu kommen.

Was die Sirene, welche die Helmzierde bildet, in den Händen hält, iſt eine Scala von drey gelben Linien im ſchwarzen Felde, an welchen ſechs weiße Punkte als Noten auf-, und eben ſo viele, mit jenen einen rechten Winkel bildend, abſteigen, eine Figur, welche ohne Wiederholung der Sirene auch den Hauptſchild ausmacht.

Auch von M. Behams Reimchronik des Churfürſten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, Heidelberger HS. Nr. 335, beſitzt die Münchner Bibliothek eine im J. 1759 zu Rom genommene Abſchrift.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1) **Chartes et Manuscrits** sur papyrus, de la bibliothèque royale. Collection de facsimile, accompagnés de notices historiques et paléographiques et publiés pour l'école royale des chartes etc. par M. **Champollion-Figeac.** Livr. 2. Paris, Firmin Didot. 1842. gr. fol. (27 Platten.)

2) **Paléographie universelle** ou Collection de facsimiles d'écriture de tous les peuples et de tous les temps etc. par J. B. **Silvestre.** Paris, 1841. Theil 2. gr. fol.

3) **Libellus aurarius sive Tabulae ceratae** et antiquissimae et unicae romanae etc. Lipsiae, T. O. Weigel. 1840. gr. 4.

Obige drey mit älterer Schriftkunde und vorzugsweiſe lateiniſchen Urkunden ſich beſchäftigenden Werke brachten, ohne von einander zu ahnen (beſonders 1. u. 3), ziemlich gleichzeitig Papyrusbruchſtücke mit eigenthümlichen lateiniſchen Schriftzügen zu Tage, die in ihrer Miſchung mit griechiſchen Buchſtaben (beſonders μ und ν) nur während römiſcher Herrſchaft auf ägyptiſchem Boden entſtanden ſeyn konnten; wie denn Champollion auch in Nr. 1. (S. 14.) beſtimmt ausſagt, daß die von ihm bekannt gemachten Bruchſtücke im Anfange dieſes Jahrhunderts aus **Aegypten** gekommen ſeyen und das in Nr. 3. als Anhang mitgetheilte ziemlich große dreyſpaltige Papyrusbruchſtück im ägyptiſchen Muſeum zu Leyden thatſächlich aus **Phila** ſtammt.

Im ſelben Herbſte 1839, als Referent an Ort und Stelle die Leydener Papyrus auflöſte, waren von **Champollion-Figeac** in der oben unter 1. aufgeführten Sammlung von Abbildungen (Tafel XIV, Nr. 27) **zwey**, vielmehr drey **ganz gleichartige, von Ein und derſelben Hand geſchriebene, ohne allen Zweifel zur Leydener Urkunde gehörige Papyrusbruchſtücke** aus Paris bekannt gemacht worden. Der verehrte Herausgeber forderte damals alle Schriftkundige zur Löſung derſelben auf, die ſich ihm entzogen hatte. Inzwiſchen erſchien des Referenten Libellus anrarius (3) und richtig muthmaßt Champollion in ſeinem Texte zu **Silveſtre's** Facſimile von dem einen der Pariſer Bruchſtücke (in 2), daß, da Ref. in ſeinem Libellus auf Champollion's Werk (1) noch nicht Rückſicht genommen, Ref. dasſelbe noch nicht gekannt haben möchte: er lernte dasſelbe wirklich erſt aus **Silveſtre's** Schriftwerke (2) kennen und es blieb ihm wirklich bis heute und hier unerreicht, wo ihm dasſelbe nur die Privatbibliothek des Herrn Geheimen Rathes Dr. **Pertz** darbot.

Champollion ſpricht im **Silveſtreſchen** Werke, wo er, nach des Referenten Entzifferung, Z. 1. u. 4. des dort wieder gegebenen Einen Pariſer Bruchſtückes auflöſt, den Wunſch aus, daß die Pariſer Bruchſtücke richtig an das Leydener Hauptſtück angereiht werden und dadurch der Sinnzuſammenhang der ganzen Urkunde vervollſtändigt werden möchte. Schon das eine, von Silveſtre in Kupferſtich wiederholte Blatt, welches zweifelsohne nach

vorn hingehört, trägt weſentlich zur Aufhellung der Urkunde bey. Schwieriger wird die Frage darüber, ob das zweyte größere Bruchſtück bey Champollion (1) vorn oder hinten an das längere Leydener Stück anzureihen ſeyn möchte, während das ſchmalere dritte ſich mit feinen Zeilen, Schriftzügen und Ausbrüchen auf das Allergenaueſte an die Schlußſpalte des Leydener Hauptſtückes anlegt und ſo deſſen Sinn ergänzt. Indem ich hiernach die Urkunde erneut zuſammenzuſtellen beabſichtige, kann ich nicht umhin vorher noch zu bemerken, daß ſich in Stück 1. bey Champollion und in Silveſtre's Kupferſtiche deſſelben gegenſeitig Manches zwar erfreulich ergänzt, des letztern Nachbildung jedoch auch Manches außer Acht gelaſſen hat, was jener ſchärfer in's Auge faßte und mit in den Kauf gab. Zwar fehlt bey Ch. Z. 1. dem erſten *t* in *detentatoribvs* der Querſtrich, wie Z. 4. dem *r* in *pertinentibus* und bey beyden in Z. 2. dem *a* in *etiam*, und wie in *praefatvm* (Z. 2.) bey beyden nicht nur das erſte a fehlt, ſondern das ganze Wort faſt unerkennbar iſt; dennoch tritt daſſelbe bey Ch. in deutbareren Zügen entgegen und Z. 3. hat Ch's Abbildung ohne Zweifel das *r* in per richtiger wiedergegeben, während S. dem *p*, aus dem Oberſchwunge des *r* einen falſchen Hacken anſetzte. Vom gleich darauf folgenden *vim*, das S. ganz übergieng, ſind die Spuren aller ſeiner drey Buchſtaben bey Ch. noch ganz wohl angedeutet; eben ſo erſcheint bey Ch. noch ganz deutlich das bey S. in Z. 3. fehlende Schluß *m* von inimicam, ſo wie in Z. 4. der Ausgang in confe*ce*(rint), was S. nur bis zum *f* nachbildete *). In Z. 6. zeigt Ch. noch das *t* von dat(vm), in Z. 1. das *d* von debilis, welche Buchſtaben S. wegläßt; eben ſo ſieht man bey Ch. noch *bus* vor frvct(i)bvs, und Z. 6. vor qvod noch (p)retio, was S. wie jene Züge wohl nur wegließ, weil ſein Auge keinen graphiſch klaren Zuſammenhang der Züge mehr erkannte. Auch in Z. 2. iſt in ſibi bey Champollion noch recht gut jeder Buchſtabe zu erkennen, bey S. faſt nur ſ. b.; die Aneinanderſchleifung von instrvment(v)mqvo . . . in Z. 3. tritt bey S. auch nicht klar heraus: vom Schluß v im erſten Worte und vom *d* in qvod iſt bey Ch. noch recht gut eine Zugſpur vorhanden. — In Bl. 2. bey Champollion bleiben dagegen die Anfangsbuchſtaben der Z. 4. vor . . . rea frater, in Z. 7. die nächſten Wörter nach -ſiones und vor *extorsisse* unklar, in welchen ich, wenn es nicht quas timor heißt, den Namen des Beſitzers der (poſſes)ſiones zu vermuthen geneigt wäre, der ägyptiſch zu ſeyn ſcheint, wie der in Bl. 1, 2 beginnende weibliche Name *Thermuth*, der mehrfach im Alterthum vorkommt, wie auch *Isidorus* (in L. II, 2 = P. 3, 2) ein in Aegypten entſprungener Name iſt; durch welche Namen wie durch ihre griechiſche und römiſche Buchſtaben miſchende landeseigenthümliche Schriftzüge ſich unſre Urkunde als eine wirklich auf ägyptiſchem Boden zur Zeit römiſcher Herrſchaft entſtandene beurkundet.

*) Champollion löſt bey S. bloß *cons* auf; ſein eigener Steindruck hätte ihm ſicher confece(rint) ergeben.

Die beyden größeren von Champollion bekannt gemachten Pariſer Bruchſtücke gewähren, während die Leydener Spalten acht, nur ſieben Zeilen, ja das dritte, ſchmalere, das ſich an Leyden. III. eng anſchließt, gar nur ſechs. Doch endete die achte Zeile in L. III. ſicherlich ſchon mit dem an ihrem Schluſſe ausgebrochenen Worte ivd(icio), und nach der bey Ch. mit abgebildeten Umgränzung der beyden größeren Papyrusbruchſtücke könne unten keine Zeile weiter weggefallen oder geſtanden ſeyn, vielmehr zeigt Bl. 2. wirklich oben zweymal noch nach unten gehende Züge (eines *g* oder *h* ꝛc.) von einer weggefallenen erſten Zeile.

Was endlich die Anreihung der Pariſer Bruchſtücke an die unter ſich zuſammenhängenden drey Leydener Spalten, und ſomit die Anordnung des urkundlichen Textes überhaupt betrifft, ſo fügt ſich, wie ſchon geſagt, das ſchmalere Stück 3 bey Champollion unmittelbar an den (Schluß Sp. III.) des Leydener Papyrus; das größere Blatt 1 aber bey Ch. ſtellt ſich durch ſeinen Inhalt weiter nach vorn gegen den Anfang der Urkunde; denn es enthält offenbar einen Theil des, nach dem verlornen (Regierung und Zeit enthaltenden) Eingange der Urkunde und der darnach ohne Zweifel gefolgten Erzählung

Digitized by Google

des zur Beſchwerde veranlaſſenden Thatbeſtandes (der memorata narratio nach L. II. 4) ganz angemeſſen ſich anreihenden **Bittgeſuches** (A) des Klägers um Wiedererſtattung des ihm vom uſurpator (L. I. 2) **Iſidorus** (L. III. 7) ungeſetzlich abgedrungenen Eigenthumes, wie zurückgehaltenen Sklaven (L. II, 1. P. 1, 2). Er bittet, ſein Antheil an dieſen (portionem ei debitam L. II, 2) und Eigenthum (poſſeſſiones ad ſe pertinentes: vgl. L. II, 4) ab iniquis eorum (d. i. mancipiorum L. II, 1) detentatoribus ſibi reſtitui (= L. 1, 2, II, 5); inſuper etiam praefatum (vgl. L. II, 4) emptionale inſtrumentum (= L. II, 3), quod per vim (= L. II, 4) ac neceſſitatem legibus inimicam, vili pretio (vgl. L. II, 5) dato ſuper poſſeſſionibus ad ſe pertinentibus (= L. II, 4) confecerint (= L. II, 3), nullum ſibi praejudicium (= L. II, 3) generare, ſed ſ(uo p)retio, quod re vera datum eſt (vgl. L. II, 5) cum legitimis uſuris (= L. II, 6), rebus o(mnibus).... debitis fructibus (= L. II 4) ſuperare....

Nach dieſem Geſuche iſt der **Beſcheid** des kaiſerlichen (?) Richters (B) zu gewärtigen, deſſen weſentliche Trümmer wir denn auch wohl in den drey Spalten des Leydener Hauptſtückes aufbewahrt finden. Hier wendet ſich der Beſcheidende an die **experientia** tua (L. I, 4) des Richters oder Prätors, den Befehl zu vollziehen. Dasſelbe geſchieht noch klarer in Br. 2 bey Ch., wo er nicht nur die **auctoritas** tua (P. 2, 5) anredet, ſondern den Angeredeten ſogar **frater amantiſſime** (Z. 4) nennt, wonach in L. II, 3, vielleicht auch in L. I, 3 (frater amantiſſi)me ac jucundiſſime zu ergänzen und jener jedenfalls eine hochgeſtellte Perſon ſeyn dürfte. Nach allem dieſem werden wir ſomit, ſo viel auch im Einzelnen unklar bleibt, nicht Unrecht thun, wenn wir das Ganze ſo ordnen, daß P. 1, nach vorausgedachter Lücke, beginnt, ſodann, nach abermals gedachter Spaltenlücke, P. 2, darauf (wahrſcheinlich fiel wieder wenigſtens Eine Spalte aus) L. I, II, III, endlich (als die Ergänzung von L. III.) P. 3 folgt*):

A. (P. 1.)

1\. . . . .
2\. |ab iniqviſ eorvm *d*etentatoribvſ ſ*ibi* reſtituj|
3\. |inſvp(e)r etiam pr(a)efatvm
4\. |empti(on)ale inſtrvmentvm qvo*d* per vim ac neceſſitatem legibvſ inimicam|
5\. |vili p(r)etio dato ſvper poſſeſſionib(v)ſ ad ſe pertinentibvſ con*fece*[rint] . .|
6\. |nvll(vm) ſibi praeivdici*v*(m) gen(er)*are*|
7\. |ſed ſ(*vb* ?)(p)retio qvod re vera dat(vm) eſt cvm legitimiſ vſvriſ rebvſ o[mnibvſ]|
8\. |. . . . . . *d*ebitiſ frvct(i)*bvſ* (re)cvperare|**)

B. a. (P. 2.)

1\. . . . .
2\. |thermvth iam *i*(n l)ibertate *de*[gentem?]|
3\. |*qva*mqvam ingratam ad priſtinvm *ſt*(a)tvm ſervitvtiſ retrahere|
4\. | . . rea frater amantiſſime|
5\. |[il]l(v)ſtriſ itaqve avctoritaſ tva|
6\. |[. . . . . a]d ſvam ivriſdictionem pertin(er)e cognoverit|

---

*) Die in runde Klammern geſchloſſenen Buchſtaben ſind erloſchen oder abgelöst, die eckig eingeklammerten als ganz weggefallen ergänzt, curſive Buchſtaben waren noch halb ſichtbar, punktirte Stellen ſind weggebrochen.

**) Superare iſt weniger gut und füllt die vorausgehende Lücke nicht.

7. |[poſſeſ]ſioneſ (*qvaſ ti*)mor *ex*torſiſſe detegitvr antiqvari|
8. |[. . . . . q]vae svb certa ea(vſa?) dv*b*(ie?) deteſtatur||

b. (L. I.)

1. | . . . . . . de]ſiderat ſolacia ex militia ſv*a* debita|
2. | . . . . . . v]ſvrpatore ſibi reſtitvi|
3. |frater amantiſſi]me ae ivevndiſſime|
4. | . . . . . . e]xperentia tva|
5. | . . . . . .]ſ ineſt|
6. | . . . ad ivriſdi]ctionem ſvam pertineret|
7. | . . . . . . a]d ſolvtionem debiti vix tandem ſine vlla vana dilatione|
8. | . . . . . . i]vxta legvm tenorem constringi||

(L. II.)

1. |iniqvoſ detentatoreſ mancipiorvm ad evm pertinentivm|
2. |portionem ipſi debitam reſarcire|
3. |nec vllvm preeatorem ex inſtrvmento emptionali|
4. |pro memorata narratione per vim confecto praeivdicivm pati|
5. |ſed hoc viribvſ vacvato|
6. |poſſeſſioneſ ad ipſvm pertinenteſ cvm debitiſ frvetibvſ|
7. |minimo pretio qvod re vera aeeepiſſe probatvr|
8. |cvm legittimiſ vſvriſ reddito ab iniqviſ detentatoribvſ|

(L. III. P. 3.)

1. |cvm recipere praecipiat[vr . . . . . . |
2. |praeſato ſcilicet iſidoro| *)
3. |ſolacia ſive emolvmenta e*x militia ſvpr*[. . . . . |
4. |qvae perperam in ſvvm l*vcrvm dicitvr* [vertiſſe?|
5. |reſtitvere compelle*ndo*|
6. |ita tamen vt perſonae *ad ivſ ſpeclabili trib*[. . . . |
7. |ceſſante militari appa*ritioniſ ſ.ae r.ath*[. . . . . |
8. |in provineiali ivd[icio|

Möge nun ein Juriſt die Urkunde in die Hand nehmen; Champollion aber ſich zur Darſtellung des Ganzen von ſeiner Seite, nach ſeiner Leſung und Anſicht, oder doch zur Mittheilung des vierten im Louvre aufbewahrten**), ſo wie des kleineren ihm ſelbſt gehörigen Bruchſtückes angeregt fühlen.

Berlin, am 18. Februar 1844.

H. F. Maßmann.

*) Die von hier an durch Z. 2 — 7 laufende Curſiv-Schrift am Ausgange der Zeilen drückt die Ergänzung durch P. 3. aus.

**) Oder iſt dieſes das in Stück 3 ſeiner XIV. Tafel abgebildete ſchmalere Bruchſtück?

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Rußlands Geſammt=Bevölkerung im Jahre 1838, von P. v. Köppen. In den Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. VIième Série. Sciences politiques, histoire, philologie. Tome VI. Livraison 1 — 3. Saint-Pétersbourg 1843.

Es giebt auch in der Wiſſenſchaft viele Lehrſätze, welche keineswegs Ergebniſſe äußerlicher oder innerlicher Wahrnehmungen ſind, ſondern auf dem Grunde willkührlicher Vorausſetzungen hervorwuchſen und deſſen ungeachtet, gleich wie die mühſamſten Eroberungen des menſchlichen Geiſtes, von Geſchlecht auf Geſchlecht als koſtbare Vermächtniſſe fortgeerbt werden. Kein Zweig der menſchlichen Kenntniſſe iſt wohl ſo reich an ſolchen windigen Ueberlieferungen als die verhältnißmäßig ſo junge Staatenkunde. Nicht nur daß es auf dieſem Felde eine Menge Gegenſtände giebt, die, weil ſie moraliſcher Natur ſind, ſich weder wiegen, zählen noch meſſen laſſen; nicht nur daß viele Staaten ein großes Intereſſe dabey haben, die wichtigſten Angelegenheiten, die eigentlichen Hebel dieſer Wiſſenſchaft, mit dem Schleyer des Geheimniſſes oder der Täuſchung zu verhüllen: ſo liegt es überdieß bey vielen für ſie gleichgültigen Fragen gar nicht in der Macht der Regierungen, dieſe auch nur einigermaſſen mit Sicherheit und Schärfe zu entſcheiden. Für den Kundigen bedarf es der Bemerkung nicht, daß die in allen unſern geographiſchen und ſtatiſtiſchen Werken enthaltenen Angaben über die Bevölkerung der verſchiedenen Staaten des Morgenlandes, das chineſiſche und das japaniſche Reich allein ausgenommen, nicht bloß auf mehr oder weniger verſtändigen Berechnungen, ſondern auf Heiſcheſätzen, hie und da ſogar auch wohl auf Erdichtungen beruhen. Aber nicht bloß die Statiſtik der außereuropäiſchen Reiche leidet an dieſen Gebrechen; auch die Bevölkerungsliſten einiger der größten europäiſchen Staaten, wie Rußlands, ſind hievon nicht freyzuſprechen. Man muß zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß die wiſſenſchaftlichen ruſſiſchen Statiſtiker an den Täuſchungen, die unſere geographiſchen Handbücher über die Bevölkerung des großen Slavenreiches enthalten, unſchuldig ſind. Sie ließen es nicht an Warnungen fehlen, daß man doch den Angaben, und kämen ſie auch von den oberſten Behörden des Reiches, nicht unbedingt vertrauen möchte. „Es herrſcht bey uns," ſagt der ruſſiſche Akademiker Herrmann, „durchgängig eine Ungewißheit über die Anzahl der Frauen, und noch mehr über die Anzahl der Rasnotſchinzi, der Juden, Tataren, Türken und Nomaden, geſchweige denn über die Bevölkerung der neuerworbenen Länder in Aſien. Daher die Verſchiedenheit in der Beſtimmung der ganzen Bevölkerung des Reiches, welche bald achtundvierzig, bald achtundfünfzig Millionen betragen ſoll. Es iſt aber eben ſo unnütz ſich hierüber zu ſtreiten, wie über die Chronologie der Zeiten vor Cyrus." (Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VIième Série. Sciences politiques. 1834. II. 288). Man wird dieſe Schwankungen ganz natürlich finden, ſobald man weiß, zu welchem Zwecke Zählungen unternommen werden und auf welchem Wege man zu dem ſcheinbaren Ergebniß

Digitized by Google

der Bevölkerung des ganzen Reiches gelangt. Vor Peter dem Großen ward in Rußland, ſo viel ich weiß, keine Zählung irgend einer Volksklaſſe vorgenommen. Die erſte Zählung oder Reviſion, wie ſie genannt wird, vom Jahre 1723 ward durch die Kopfſteuer hervorgerufen, zu der jeder männliche, zum Bürger- oder Bauernſtande gehörige Einwohner des Reiches verpflichtet iſt. Sie erſtreckte ſich alſo weder über alle Stände noch über alle Völkerſchaften des Reiches; der Adel, die Geiſtlichkeit, der ganze Militär- und Civilſtand, der Hofſtaat, die Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten, die meiſten nomadiſchen Völker ſo wie das ganze weibliche Geſchlecht ſind hievon ausgenommen. Bey dieſer erſten Zählung fielen überdieß die liévländiſchen und kleinruſſiſchen Lande weg, welche damals noch keine Kopfſteuer bezahlten. Dieſe Volkszählungen wurden ſeitdem von zwanzig zu zwanzig Jahren erneuert und in der letztern Zeit zum Behuf des Steuerkataſters ſelbſt jährlich revidirt. Die erſte Zählung ergab 5,794,928 kopfſteuerpflichtige Perſonen männlichen Geſchlechtes; die zweyte (1743) 6,643,335; die dritte (1763) 7,363,348, wornach dann Schlözer und Storch die geſammte Bevölkerung des Reiches zu der Zeit auf ungefähr zwanzig Millionen berechneten.

Die vierte Zählung, die in einem halben Jahre (vom Ende 1781 bis Juli 1782) vollendet wurde, war nach beſſeren Grundſätzen und mit größerer Genauigkeit vollzogen worden. Die Kopfſteuer blieb zwar auch hiebey die Grundlage; die Zählung ward aber über alle dem ruſſiſchen Scepter damals unterworfenen Länder ausgedehnt, ſo wie über mehrere bisher übergangene Stände, Völkerſchaften und über das weibliche Geſchlecht, deſſen Anzahl aber nur von einigen Gouvernements bekannt geworden iſt. Nach dieſer Zählung fanden ſich damals in Rußland:

Kaufleute	107,408
Bürger	293,793
Freye Bauern	773,656
Steuerfreye Perſonen	310,830
Kronbauern	4,674,603
Privatbauern	6,678,239
Im Ganzen	12,838,529

Verdoppelt man wegen des weiblichen Geſchlechtes dieſe Summen, ſo erhält man eine Bevölkerung von ungefähr ſechsundzwanzig Millionen — eine Annahme, die ſicherlich eher zu klein iſt als zu groß. Rußland ſchritt, wie jeder weiß, ſeit der Zeit mit Rieſenſchritten ſowohl auf der Bahn der Verbeſſerungen nach Innen wie der Erweiterungen nach Außen in der Art vorwärts, daß der kundige Storch bereits im Jahre 1796 die Bevölkerung des Reiches auf wenigſtens ſechsunddreyßig Millionen berechnen konnte. Man erſieht jedoch aus dem Allen zur Genüge, wie unſicher alle dieſe Angaben über die Bevölkerungsverhältniſſe des ruſſiſchen Staates ſind. Es hätte ſich wohl geziemt, daß Herr Berghaus hierauf aufmerkſam gemacht hätte; denn lieſt man in ſeiner bändereichen Länder- und Völkerkunde (V. 509) die Worte: „Als die Kaiſerin Katharina den Thron beſtieg, betrug die Bevölkerung fünfundzwanzig Millionen Seelen, beym Tode dieſer Fürſtin dreyunddreyßig und nach den im Finanzminiſterium geſammelten Nachrichten vom Jahre 1836 nahe an neunundfünfzig Millionen;“ ſo iſt jeder verſucht zu wähnen, dieſe Angaben wären ſo zuverläßig wie etwa die Bevölkerungsliſten von Frankreich. Ganz unrichtig iſt es aber, wenn Hr. Berghaus hinzufügt: „Die Zählung des weiblichen Geſchlechtes werde nicht mit der gehörigen Sorgfalt betrieben.“ Es ward bis jetzt auch noch kein Verſuch gemacht, das weibliche Geſchlecht in allen Gouvernements des Reiches zu zählen. Man höre nur den Hrn. Staatsrath v. Köppen, welchem wir die neueſten und genaueſten Forſchungen über die Geſammt-Bevölkerung des ruſſiſchen Reiches verdanken, die in den letzten vorliegenden Lieferungen der Denkſchriften der Petersburger Akademie mitgetheilt wurden. Die Quellen des Hrn. von K. waren die ſummariſchen Ueberſichten der Bevölkerung und Abgaben, welche jährlich von den Cameralhöfen der einzelnen Provinzen der oberſten Steuerbehörde zugeſandt werden, um hiernach das Steuerbuch des Reiches auszuarbeiten. Dieſe Ueberſichten enthalten jedoch, heutigen Tags wie ehemals, in der Regel bloß die männliche Bevölkerung, und auch dieſe nicht vollſtändig. Es fehlen gewöhnlich die Individuen, welche aus dieſem oder jenem Grunde keine Abgaben zu entrich-

Digitized by Google

ten haben. Um die Geſammtbevölkerung zu erlangen, muß dann die weibliche Bevölkerung in einem gewiſſen Verhältniß zu der männlichen angenommen und hinzugefügt werden. Zu wünſchen iſt, daß die Perſonen, welche jetzt die Aufnahme der ſteuerbaren Bevölkerung beſorgen, ehrlicher ſeyen als ihre Vorgänger vor einem Jahrhundert waren, ſonſt würde ſelbſt auch die Zuverläßigkeit der Angaben über die männlichen ſteuerbaren Individuen verſchwinden. Man höre nur den in dieſen Dingen ſo erfahrenen Büſching. „Die Kopfſteuer, um welcher willen dieſe Zählung geſchieht, wird für die kleinſten Kinder männlichen Geſchlechts eben ſo wohl als für die erwachſenen Mannsperſonen entrichtet. Man kann aber auch für gewiß annehmen, daß allzeit eine große Anzahl Leute nicht angeſchrieben, ſondern verſchwiegen werde. Die Perſonen, welche die Zählung verrichten, haben Gelegenheit, wenn ſie wollen, ſich für dieſe Verſchweigung anſehnlich bezahlen zu laſſen. Ein Hauptmann von einem gewiſſen Dragonerregiment, welcher bey der 1745 geendigten Zählung in der Jeniſeiskiſchen Provinz in Sibirien gebraucht wurde, erwarb ſich bey dieſem Geſchäft 90,000 Rubel. Er ward verrathen und beym Kopf genommen; er rettete ſich aber dadurch, daß er die Hälfte der erworbenen unrechtmäßigen Summen verſchenkte.“ (Büſching, Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie. II. 468). Den Ergebniſſen dieſer Zählungen und Berechnungen werden dann die unter der Domänen-Verwaltung ſtehenden Bauern hinzugefügt, deren Zahl der Herr Staatsrath aus den amtlichen Berichten entnommen hat. Die Angaben in dem Journal des Miniſteriums der Reichsdomänen ſeyen aber ſelbſt, wie bemerkt wird, bloß als annähernde Data zu betrachten; ganz genaue Nachrichten könnten erſt nach Jahren erzielt werden. Mit dieſen beyden Quellen verglich v. K. die Ueberſichten der Branntweinpachten von 1835 — 1839; die Bevölkerung der Militäranſiedlungen ward nach den Angaben der betreffenden Behörde hinzugefügt.

(Fortſetzung folgt.)

Archivio storico italiano etc.

(Schluß.)

Der vierte Band des Archivs, deſſen Druck hinter dem fünften zurückgeblieben iſt, wird demnächſt erſcheinen, ſteht aber, den allgemeinen Titel ausgenommen, in keinem inneren Zuſammenhange mit dieſem.

Wir können jedoch dieſe Anzeige nicht ſchließen, ohne einer höchſt erfreulichen Thatſache zu erwähnen. Dieſe iſt die Bildung einer hiſtoriſchen Geſellſchaft im Königreiche Neapel zum Behufe der Herausgabe von Quellenſchriften und anderen hiſtoriſchen Werken. Das Programm, welches vor uns liegt und deſſen ernſte, würdige Haltung einen feinen Tact und tüchtige Kenntniſſe neben der ehrenwertheſten Geſinnung verräth, ſpricht das Vorhaben aus, ungeſäumt zur Herausgabe von Documenten und Elaboraten der Geſchichte des Herzogthums Benevent bis zur Thronbeſteigung der Bourbonen zu ſchreiten. Während die Forſchungen in Mittelitalien meiſt erſt mit dem 15. oder 16. Jahrhunderte beginnen, in Unteritalien bisher die Herrſchaft der Normannen als der Anfang der Geſchichte galt, ſo greifen die Neapolitaner tiefer und erklären geradezu, ihnen ſey es um eine recostruzione der Geſchichte zu thun. Sie wollen durch die umfaſſendſte Benützung von Urkunden der Geſchichte „breitere Baſen“ geben und beginnen deßhalb mit der ſo ſehr vernachläßigten longobardiſchen Epoche. Zu dieſem Behuf hat H. Carlo Troja, deſſen italieniſche Geſchichte von einem höchſt anerkennenswerthen Studium Zeugniß giebt, einen großen codice diplomatico longobardo zum Drucke vorbereitet. Viele Documente ſind zwar ſchon bekannt, aber auch neue, beſonders von dem alten Kloſter Farfa ſind dazu gekommen und die einen wie die andern werden nun chronologiſch geordnet und mit Anmerkungen verſehen herausgegeben. Dadurch ſoll dem Streite über den Zuſtand der Römer unter den Longobarden und das Verhältniß der letztern zu den übrigen deutſchen Völkern, wie man hofft, ein

Ende gemacht werden. Allein dadurch ſoll die Forſchung noch nicht begränzt ſeyn, ſondern vielmehr noch ein neues Gebiet eröffnet werden, durch welches der „Zuſammenhang des Orients mit dem Occidente, die Ausbreitung des philoſophiſchen Studiums während des Mittelalters“ ins Licht geſetzt wird. Es iſt dieß eine richtige Darſtellung der Herrſchaft, welche die griechiſchen Kaiſer in Unteritalien beſeſſen haben. Daran ſoll ſich die Geſchichte der Völkerſchaften in den Herzogthümern Amalfi und Gaeta anſchließen und ſomit die vornormanniſche Geſchichte von Unteritalien der Nacht der Vergeſſenheit entriſſen werden. Alle diejenigen, welche longobardiſche Documente bis zur Zeit Carls des Großen in Händen haben, werden gebeten, ſie Hrn. Troja zuzuſenden. Nicht minder intereſſant iſt zu erfahren, daß die Benedictiner-Mönche zu Monte Caſſino jetzt in ihrem uralten Kloſter eine eigene Druckerey organiſirt haben, in welcher zwey Bände der Geſchichte dieſes Kloſters bereits gedruckt wurden *), und eine Reihe von Werken iſt für den weiteren Druck beſtimmt. So die vollſtändige Ausgabe der storia degli Ipati di Gaeta von P. Friderici, der storia della badia della Pomposa v. P. Placido Federici, i Commentari della guerra di Cipro di Fra Bartolomeo Sereno, erſt Ritter und dann Mönch von Monte Caſſino, Lettere risguardanti il negoziato di pace dopo la guerra pel marchesato di Saluzzo e l'acquisto di Ferrara fatta dalla Santa Sede; i discorsi di mons. Ciampoli. In Ravenna wie in Venedig iſt eine Anzahl älterer Reiſebeſchreibungen im Drucke erſchienen; die annali d'Italia von Coppi (Muratori's Fortſetzer) haben den VII. Band (1820 — 1829) erreicht; in Florenz endlich iſt der zweyte Band der vollſtändigen Ausgabe aller Werke des Galileo Galilei von Alberi erſchienen. Das Werk iſt dem regierenden Großherzog Leopold gewidmet und beſonders durch Manuſcripte der großherzoglichen Bibliothek, die authentiſchen Handſchriften Galilei's, vervollſtändigt worden.

Faßt man aber dieſe literariſche Thätigkeit in Italien zuſammen, ſo darf man nicht vergeſſen, daß dieß eine im eminenten Sinne nationale Entwicklung, eine höchſt bemerkenswerthe Aeußerung der Kraft und des Strebens der Nation iſt, jenen Rang wieder zu erlangen, den die Italiener früher unter den andern Völkern Europa's behaupteten. Für's zweyte, daß die Regierungen, mit Ausnahme der in Turin, welche die Herausgabe der monumenta historiae patriae auf das glänzendſte begünſtigte, und der römiſchen, welche, ſo viel bekannt iſt, nicht nur dem Card. Mai die Vaticana erſchloß, ſondern ihn auch mit Vorſchüſſen unterſtützte, nichts dafür thaten. Ja im Gegentheil es iſt ſelbſt zu fürchten, daß die neapolitaniſche ſchon deßhalb dagegen ſeyn werde, weil durch dieſe kernhafte literariſche Entwicklung dem flachſten Liberalismus entgegengetreten wird, der bisher in Neapel das gehätſchelte Schooßkind war. Es ſind dieß alles Zeichen der Zeit, für Verſtändige nichts weniger als unverſtändlich; für den großen Haufen vielleicht nicht einmal der Beachtung werth. Was die Frucht ſeyn wird, läßt ſich jedoch ſchon aus dem Keime ſchließen. Von einer Treibhauspflanze ſcheint jedenfalls hier keine Rede zu ſeyn; wohl aber wiſſen wir, daß die Gegenwart die Kraft hat, ſchneller zur Reife zu bringen, als irgend eine frühere Periode. Wie ſchön, wenn in dem Wettſtreite der Nationen bald auch Italien ſein Gewicht einzulegen vermöchte und der Schwerpunkt von Europa, der an die äußerſten Kreiſe gerückt worden iſt, dem Centrum wieder zurückgegeben werden ſollte!

Höfler.

*) Seitdem der Verf. dieſer Anzeige Obiges geſchrieben, iſt ihm auch der dritte und letzte Band dieſer Geſchichte von M. Caſſino zugekommen und es werden die gel. Anzeigen noch im Laufe dieſes Sommers von dieſer gründlichen Arbeit des trefflichen P. Toſti Kunde geben.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	7. Juny.
Nro. 114.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

Rußlands Geſammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Fortſetzung.)

Auch hat Hr. v. K. mehrere Privatmittheilungen und die Nachrichten in verſchiedenen gedruckten Beſchreibungen einzelner Gouvernements zu Rathe gezogen. Nach allen dieſen Daten und Berechnungen hätte Rußland im Jahre 1838, in welchem die letzte allgemeine Reviſion vorgenommen wurde, eine Bevölkerung von $62\frac{1}{2}$ Millionen Seelen gehabt, die in folgender Weiſe über die verſchiedenen Gouvernements des Reiches vertheilt geweſen wären:

Amerikaniſche Beſitzungen	61,100	Individ. b. G.
Archangelsk	230,000	"
Aſtrachan	258,000	"
Beſſarabien	720,000	"
Bjeloſtok	251,000	"
Char'kow	1,334,000	"
Cherſon	696,800	"
Cis-Kaukaſien	365,700	"
Land der doniſchen Koſaken	640,300	"
Eſtland	282,200	"
Grodno	791,700	"
Jakutsk	162,400	"
Jaroſſlaw	916,500	"
Jekaterinoſſlaw	721,100	"
Jeniſſejsk	205,800	"
Irkutsk	507,300	"
Kaluga	914,900	"
Kamtſchatka	4,500	"
Kaſan	1,220,800	Individ. b. G.
Kertſch	2,800	"
Kijew	1,459,800	"
Koſtroma	958,700	"
Kurland	503,000	"
Kursk	1,527,300	"
Livland	740,100	"
Minsk	1,034,800	"
Mohilew	846,600	"
Moskau	1,249,700	"
Niſchnij-Nowgorod	1,071,100	"
Nowgorod	825,400	"
Ochotsk	7,700	"
Odeſſa *)	69,000	"
Olonez	239,200	"
Omsk	599,300	"
Orel	1,366,300	"
Orenburg	1,771,400	"
Penſa	988,400	"
Perm	1,488,800	"
Podolien	1,548,200	"
Poltawa	1,621,600	"
Pskow	705,300	"
Rjaſan	1,241,700	"
St. Petersburg **)	585,200	"

*) Der Herr Graf Serriſtori berechnet die ganze Bevölkerung des ſüdlichen Rußlands in den Notes statistiques sur le littoral de la mer noire. (Vienne 1832) auf 1,993,000 Seelen, wovon ungefähr die Hälfte aus Türken, Bulgaren, Griechen, Deutſchen, Juden und Zigeunern beſtünde. Hammer in den Wiener Jahrbüchern LXV, 21.

**) Hier iſt ſonderbar genug die Bevölkerung der Reſidenz nicht mitgerechnet, welche ſich, wie Hr. Staats-

Sſaratow	1,562,400	Individ. b. G.
Sſimbirsk	1,199,000	„
Sſmolensk	1,064,200	„
Taganrog	69,900	„
Tambow	1,591,700	„
Taurien	517,400	„
Tobol'sk	684,900	„
Tomsk	478,400	„
Trans-Kaukaſien	2,000,000	„
Tſchernigaw	1,300,000	„
Land der Tſchernomorſchen Koſaken	112,800	„
Tula	1,115,500	„
Twer	1,297,900	„
Wilna	1,315,800	„
Witebsk	717,700	„
Wjatka	1,511,600	„
Wladimir	1,133,200	„
Wologda	747,500	„
Wolynien	1,314,100	„
Woroneſch	1,507,200	„
Ueberhaupt	53,977,200	Individ. b. G.

Rechnet man zu dieſer faſt 54 Millionen ſtarken Bevölkerung noch:

Das ſtehende Heer und die Seemacht, nebſt den Cantoniſten und alle unmittelbar oder nur mittelbar zum Kriegsweſen gehörenden Individuen ſammt den Familien derſelben, etwa $1\frac{1}{3}$ Mill.
Die innerhalb der Gränzen des ruſſiſchen Reiches befindlichen Bergvölker des Kaukaſus, gegen $1\frac{1}{2}$ „
Das Königreich Polen, mit $4\frac{1}{3}$ „
Das Großfürſtenthum Finnland, mit $1\frac{1}{3}$ „
ſo würde die Geſammtbevölkerung des ruſſiſchen Reiches im Jahre 1838 ungefähr $62\frac{1}{2}$ Millionen Individuen beyderley Geſchlechts betragen haben.

rath v. K. ſagt (120), im Jahre 1838 auf 469,720 Seelen belaufen haben ſoll; man müßte alſo die Bevölkerung des ganzen Gouvernements auf wenigſtens 900,000 Seelen rechnen. Herrſcht nun in dem Kreiſe, wo die Centralregierung ihren Sitz hat, eine ſolche Unſicherheit, in welchem Grade wird dieß erſt in den entfernten Gegenden des Reiches der Fall ſeyn?

Aus dieſer Summe der Geſammtbevölkerung kommen, nach Hrn. v. K., gegen $56\frac{1}{4}$ Millionen auf die europäiſchen, die übrigen $4\frac{1}{4}$ Millionen auf die außereuropäiſchen Beſitzungen.

Die 42 Bezirke der Militäranſiedlungen, von welchen in den zwanziger Jahren ſo viel die Rede war, enthalten jetzt, nach einer amtlichen Angabe, die uns ebenfalls hier mitgetheilt wird, eine Bevölkerung von 692,000 Seelen.

Man glaube aber nicht, daß der Verfaſſer ſelbſt dieſe Angaben als genügende Ergebniſſe betrachtet; er verhüllt uns den wankenden Boden nicht, auf welchem ſie emporwuchſen, und ſucht deßhalb durch wiederholte Nachträge und Ergänzungen feſtere Stützen zu gewinnen. Auch werden wir hie und da über die gänzliche Unzuverläßigkeit einzelner Nachrichten beſonders belehrt. Herr K. erzählt (S. 144), daß die Bevölkerungsliſte der im Jahre 1834 zu St. Petersburg lithographirt erſchienenen Karte des Kaukaſus darauf beruhen ſolle, daß die approximativ ermittelte Zahl der Wohnungen oder Feuerſtellen mit fünf multiplicirt wurden; wir erfahren, daß die amtlichen Angaben über die Tſchuwaſchen im Gouvernement Sſimbirsk zwiſchen 1835 und 30,000 Seelen wechſelten; jetzt habe man aber aus dem Verzeichniſſe des Miniſters der Apanagengüter, welche hier an der untern Wolga ſehr zahlreich ſind, erſehen, daß bloß die männliche Bevölkerung über 45,000 Seelen hinausreiche. Alle Apanage-Bauern im ganzen Reiche beliefen ſich aber auf ungefähr 1,600,000, wovon die finniſchen Mordwinen, die türkiſirten Tſchuwaſchen und die eigentlichen Türken, gemeinhin fälſchlich Tataren genannt, 340,000 Seelen ausmachen (S. 227). Die Bevölkerung der ſibiriſchen Gouvernements iſt natürlich, im Verhältniß zu ihrem Umfange, ſehr unbedeutend. Sie vermehrt ſich aber durch die große Anzahl der Miſſethäter aller Art, welche jährlich dahin geſandt werden, in einem größern Maaßſtabe als die in den andern Theilen des Reiches. Es werden im Durchſchnitt jährlich acht bis neun tauſend Perſonen dahin geſandt. Nach einer amtlichen Angabe (Köppen 83) belief ſich die Anzahl dieſer Gebannten in den Jahren 1822 — 1833 auf 83,699 Perſonen, wovon 72,904 dem

männlichen und 10,795 dem weiblichen Geſchlechte angehörten. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß viele Völkerſchaften, welche in dieſen Liſten als die Unterthanen Rußlands aufgeführt ſind, ſich bis jetzt noch der ruſſiſchen Oberherrlichkeit mit mehr oder weniger Glück widerſetzen. So namentlich beynahe ſämmtliche Bewohner des Kaukaſus, dann die Tſchuktſchen im äußerſten Nordoſten Aſiens, welche es ebenfalls verſtehen, hinter ihren Bergen der ganzen Macht des Slavenreiches zu trotzen. Man kennt deßhalb, genau genommen, weder die Größe dieſer Länder noch die Anzahl ihrer Bewohner. Ich bemerke, daß bey den verwandten Völkern der Tſchuktſchen und Korjäken, deren Sprachen bloß dialektiſch verſchieden ſind, ein Verhältniß ſtatt findet, aus welchem wohl in den Urzeiten bey den Hindu das Kaſtenweſen hervorgegangen iſt. Tſchuktſchen und Korjäken — der erſte Name bedeutet *kleine Leute* *) und der andere *Rennthiere* (Steller's Beſchreibung von Kamtſchatka. Frankfurt 1774, 8.) — ſind nämlich aus den ſüdweſtlichen Gegenden nach Nordoſten gewandert und haben die dort einheimiſchen Völkerſchaften, welche, wie die Ale-uten, zur amerikaniſchen Race der Eskimos gehören, — ſich ſelbſt nennen ſie, nach dem ruſſiſchen Journal des Miniſteriums des Innern, *Namollo*, was wohl mit der koräkiſchen Benennung der Kamtſchadalen, *Namalan*, *Höhlenbewohner* gleichbedeutend iſt — unterworfen und ſie gezwungen, ihnen Sklavendienſte zu leiſten. Das herrſchende Volk, von ſeinen Knechten *ſtarke wilde Leute* genannt, führt die Benennung *Rennthier-* oder *nomadiſirende Tſchuktſchen* und *Korjäken*; die Unterworfenen erhalten, aus demſelben Grunde wie ehemals die Slaven, nach den herrſchenden Normannen und Finnen, *Ruſſen* und *Bulgaren* genannt wurden, nach ihren Gebietern ebenfalls die Namen Tſchuktſchen und Korjäken, ſind jedoch durch den Zuſatz: *anſäſſige Tſchuktſchen*, *anſäſſige Korjäken* von ihnen unterſchieden *). Dieſe Leute ſtehen in demſelben Verhältniſſe wie die Tadſchik in Mittelaſien zu den herrſchenden Turkmanen und Usbeken.

Rußland und England werden mit Recht Weltſtaaten genannt; denn ſie umfaſſen ſolch einen großen Theil der Erde und ſind in völkerkundlicher und religiöſer Beziehung von ſolcher Wichtigkeit wie kein anderer Staat in dem ganzen Verlaufe der Weltgeſchichte, — das römiſche Reich allein ausgenommen. Eine genaue Erforſchung und Beſchreibung aller Länder und Bewohner des Slavenreiches in Europa, Aſien und Amerika wäre die größte Bereicherung, welche auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde nur erzielt werden könnte.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. II. Heft. Würzburg 1842. 8.

(Schluß.)

b) Vom k. Profeſſor Hrn. Dr. Ruß.

Würzburgiſche Handſchriften in der Bibliothek zu Gotha.

Dahin kamen ſie während der ſchwediſchen Occupation (1631 — 1634) und einige derſelben führen auf dem Einband das Inſcript: Liber Ernesti Ducis Saxoniae, huc missus e Franconia, 1632. Es ſind im

*) Die Menſchen, welche die Normänner in Weinland oder dem nördlichen Amerika fanden — es waren wohl Tſchuktſchi oder Eskimo — nannten ſie *Skrällinger* d. i. *Zwerge*. Dahlmann Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte. Altona 1822 I. 472.

*) Berghaus rechnet die Tſchuktſchen ganz irrig zu den Tunguſen; er ſcheint überhaupt dieſe nordaſiatiſchen Verhältniſſe gar nicht zu kennen, ſonſt hätte er doch (Länder- und Völkerkunde V. 637) nicht bloß ſagen können: „Das Land der Tſchuktſchen gehört zum Seediſtrikt Ochotsk.“ Die Verhältniſſe der Nomaden wechſeln natürlich ſehr. So wird jetzt beſtimmt verſichert, die Küſte des Eismeeres und namentlich das Mündungsgebiet der Piäſſida und Chatanga ſey ganz unbewohnt, während früher ziemlich zahlreiche Haufen hier herumzogen. Bähr und Helmerſen, Beyträge. St. Petersburg 1841. IV. 287.

Digitized by Google

Ganzen 6 Papier-Codices, darunter des Laurenz Frieſſ Hiſtoria der Biſchofen zu Würzburg, 2 Bände, Fol. In einer Note theilt Hr. R. das officielle Urtheil über Fries Chronik mit, welches ſich in den Actis in Sachen Würtzburg contra Brandenburg, die Auslöſung der Pfandſchaft Kitzingen betreffend, 1629, befindet. Da heißt es unter andern: „Die fürſtlich würtzburgiſchen Abgeordneten wiſſen und erkennen ihes theils keinen Historicum, welcher Frisius genennet, und ein Würtzburgiſcher Secretarius geweſen ſeyn ſolle; ohn iſt es nicht, daß etliche Scartecken in dem Franckenland herumb und vor Lorentz Frieſen Chronik angegeben werden ꝛc. — kein verſtändiger man werde aber demſelbigen Convolut einen mehreren glauben, dan eines jedwedern privat-ſchreib-Calenders beyzulegen bedacht ſeyn"! —

c) (Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.)

1) Ehrenbezeugungen der Vorzeit.

Bey ſeiner Reiſe zur Einnahme der Erbhuldigung (30. Mai 1618) im Hochſtifte Wirzburg wurden dem Füeſtbiſchof Gottfried von Aſchhauſen herkömmlicher Weiſe Geſchenke dargebracht, die er je nach der Seelenzahl der Amtsuntergebenen gewöhnlich mit einigen Fudern Wein und mehreren Maltern Getreide erwiederte. Hier ſind nun von etlichen Städten, als Dettelbach, Sulzfeld, Karlſtadt, Volkach, Untereiſenheim, Königshofen, Haßfurt die Geſchenke angeführt. Auch iſt der bey Gelegenheit des Einzugs des Fürſtbiſchofs veranſtalteten Feſtlichkeiten gedacht, wie z. B. zu Karlſtadt, woſelbſt „32 Schützen in der Stadtfarben gewöhnlichen Libeeey mit Partiſanen" die Ehrenwache hatten, denen der Biſchof 8 Goldgulden reichen und einen Schild fertigen ließ, in welchem das Bild des hl. Sebaſtian mit dem fürſtlichen Wappen eingeſtochen war. Wer den beſten Schuß thut, der darf den Schild am Hals hangend alle Sonntag ein und austragen. Bey der Erbhuldigung zu Mellerichſtadt hatte der dortige Amtmann „bey Leibesſtrafe verbotten, das kein Weibsperſon uff der Gaſſen ſich ſollte betreten . . . laſſen: das ware die Urſach, daß Ihre füeſtliche Gnaden von den Jungfrauen mit Keentzen und Schneckhen (Blumenſträußen, wie ich denke), wie andern Orts, nicht empfangen worden."

2) Selbſtkenntniß.

Die Glieder der im fränkiſchen Kreis- zuſammengerotteten „Diebs- und Raubsbande" (1645) naunten ſich untereinander ſelbſt die „Maus-Buben." —

d) Vom k. Gymnaſ. Profeſſor, Hrn. Dr. Joſeph Gutenäcker.

1) Derndach's Thaler.

Vom Jahr 1680, der, nach des Hrn. G. Verſicherung, bisher völlig unbekannt war. Die Randſchrift: „candide, cordate, constanter" enthält des Fürſtbiſchofs Wahlſpruch.

2) Das wandernde Steinbild.

Hr. G. rügt hier das vandaliſche Verfahren mit den Monumenten in der Pfarrkirche zu Münnerſtadt, von welchen Denkmälern viele theils zertrümmert, theils fortgeſchleppt wurden. Unter die erſteren gehört der Grabſtein des Gegenbiſchofs Berthold von Henneberg † 29. September 1282, von welchem uns Salver zum Glücke noch eine Abbildung erhalten hat; unter die letzteren zählt ein vor dem Crucifixe knieender und betender Ritter, der nach Lebenhahn gebracht wurde. Da der Winterfroſt den ſehr erhaben gehauenen Ritter von der Platte abgeſprengt hatte, wurde er mittelſt Bindnägeln wieder darauf befeſtigt. Von Lebenhahn ward der alſo Befeſtigte nach der Salzburg gebracht und im Raum der Burgkapelle an der weſtlichen Wand derſelben aufgeſtellt. Das ritterliche Steinbild wurde in ſeinem neuen Locale bald zum kaiſerlichen promovirt, indem der ehemalige Amtmann von Münnerſtadt, — einen ſolchen mochte das Bild ſehr wahrſcheinlich vorſtellen —, zu Karl dem Großen umgeſtempelt und als ſolcher den neugierigen Beſuchern der Salzburg mit dem Beyſatze gezeigt wurde: Man habe dieß Monument, Karln den Großen darſtellend, in der Burgkapelle ausgegraben. Hr. G. wünſcht durch die Veröffentlichung ſolcher Thatſachen ähnlichen Verunglimpfungen vorzubeugen, ſo wie daß das Steinbild an ſeinen urſprünglichen Platz in der Münnerſtadter Pfarrkirche zurückkehre.

3) Die Glasmalereyen in der Pfarrkirche zu Münnerſtadt.

Das ſtädtiſche Archiv, die vielen alten Waffen, die vielen Monumente in der Pfarrkirche ſind in ganz neuer Zeit verſchwunden und meiſt zu Grunde gegangen. Vor einem ähnlichen Schickſale den koſtbaren Schatz zu bewahren, welchen dieſe Pfarrkirche noch beſitzt, nämlich die Glasmalereyen der 7 Fuß hohen Fenſter des einfach gothiſchen Chores durch fenſterartige Drahtgitter gegen weitere Beſchädigungen zu ſchützen, und die neu entſtandenen Lücken durch Münchener Künſtler wieder zu ergänzen, iſt die Bitte des Hrn. G.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Rußlands Geſammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Fortſetzung.)

Solch eine Arbeit iſt freylich ſehr ſchwierig; ſie wird aber mit jedem Tage nothwendiger, damit auch die Nachkommen erfahren mögen, wie ehemals der Norden unſerer Erde beſchaffen war. Es iſt ja bekannt, daß man aus ſtaatlichen Rückſichten ſucht, nach und nach alle die Verſchiedenheiten innerhalb des Reiches abzuſtreifen und die mannigfachen Völker und Völklein zu einer großen einzigen Nation zu verſchmelzen. Dieſe Miſchung geht aber jetzt raſcher denn jemals von Statten, und es wird bald die Zeit kommen, wo die Nachkommen bloß durch unverſtändliche oder dunkle Namen von längſt verſchollenen Völkerſchaften Kunde erhalten. Sind doch jetzt bereits ganze Horden und Völklein in dem großen Slavenreiche untergegangen oder wenigſtens nahe daran, ihre angeſtammte Sprache, ihre Religion und eigenthümlichen Culturzuſtände zu verlieren! So wird der Name **Bulgar**, obgleich ſich die Zare ehemals Fürſten von Bulgarien nannten, jetzt nicht mehr gehört längs der Ufer der Wolga; nur in Mittelaſien und bey den Osmanen hat ſich eine Erinnerung an die ehemaligen Zuſtände um das uraliſche Völkerthor erhalten. Es wird der Türke aus Kaſan von ihnen heutigen Tags noch Bulgar genannt. Der bulgariſch-finniſche Stamm der **Chwaliſſen**, welcher an den Mündungen der Wolga hauſte, — die Chalisci des Cinnamus (Stritter Mem. pop. III. 640. 676) — iſt längſt verſchwunden, aber heutigen Tags noch wird der kaſpiſche See von den Ruſſen nicht ſelten **Chwaliſſiſches Meer** genannt. Zu dieſen Bulgaren gehören auch die in den ruſſiſchen Chroniken mehrmals erwähnten **Biſſermeni**, über deren Namen Herr v. K. in Zweifel iſt (204. 205). Biſſermeni iſt nämlich aus einer Verderbung von **Moslimin**, wie bereits Sprengel (Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen 281) und Schlözer (Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen 187) nachgewieſen haben, hervorgegangen. Sie ſind ja heutigen Tags noch eifrige Muſelman, das einzige, was ſie mit den umwohnenden Türken gemein haben *). Die rohen finniſchen Völklein, welche ehemals den ganzen Norden Europas durchzogen, ſcheinen durchaus geneigt, ihre Sprache wie ihre ſonſtigen Eigenthümlichkeiten aufzugeben und ſich mit dem herſchenden Volke zu verſchmelzen. Die Baſchkiren, die Vorväter der Ungarn, ſprechen jetzt türkiſch; ſo auch, wie geſagt, die Tſchuwaſchen. Von der andern Seite haben mehrere Mordwinenhäuflein, ringsum von Ruſſen umgeben, ihre Sprache ganz vergeſſen und ſind vollkommene Slaven geworden. Bey Neu- und Alt-

*) Auch die Biſſermeni des Johannes von Plano Carpin in Mittelaſien ſind türkiſche Muſelman. J. E. Fiſcher ſagt bereits (Quaestiones Petropolitanae. Gottingae 1770, 34.): **Musulmani**, quos vulgus quoque Russonum depravata pronunciatione **Busurmanos**, et uero si recte memini convicii causa, appellare consuevit. Der Miſſionäe hörte dieſen Namen von den gemeinen Ruſſen und bezeichnete damit die Völker Mittelaſiens. Wieder ein Beyſpiel, aus welchen wunderlichen Uesachen Völkernamen entſtehen können.

Digitized by Google

Salis in Livland ſollen jetzt nur noch 17 Perſonen leben, welche liviſch verſtehen, und die Kreewingen in Kurland, ein anderes finniſches Völklein, das noch vor ungefähr ſiebzig Jahren ſeine eigene Sprache redete [Schlözers Nachrichten von den Liven in Haigold's Beylagen zum Neuveränderten Rußland II. 357), hat ſie jetzt vergeſſen und iſt bis auf einige Individuen zuſammengeſchmolzen (Köppen 93. 218). Die Bewohner Livlands und Kurlands ſind nun bey weitem zum größten Theil — $\frac{9}{10}$ der ganzen Bevölkerung — Letten oder Eſthen. Am Schluſſe des Jahres 1842 befanden ſich in Livland, nach der Angabe des Civilgouverneurs, 762,729 Individuen beyderley Geſchlechts. Kurland wird auf 503,000 und Eſthland auf 282,000 angegeben, wovon $\frac{3}{4}$ aus Eſthen beſtehen ſollen. Die ganze deutſche Bevölkerung in den drey Oſtſee-Provinzen würde ſich nach dieſer Darſtellung doch auf 100,000 Seelen belaufen. Schafarik's Schätzung iſt geringer; er rechnet die deutſche Bevölkerung dieſer Länder bloß auf 80,000 Seelen. Es iſt der Slave, das muß man bey ſeinen Angaben immer bedenken, dem Deutſchen nicht gewogen und immer geneigt, ſeine Anzahl und Macht zu verkleinern. Ueberdieß muß man ſich erinnern, daß die Deutſchen den herrſchenden Adel bilden, welchem beynahe das ganze Land gehört. Auch die Ingermanländer, die urſprünglich Karelier ſind, und andere finniſche Völklein waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts im St. Petersburger Gouvernement ſehr zahlreich; ſie haben ſich aber jetzt bedeutend vermindert und verſchwinden mehr mit jedem Tage. Georgi beſchreibt ſie uns noch, wenigſtens zum Theil, als Lutheraner (Beſchreibung des ruſſiſchen Reiches II. 69), während ſie ſich jetzt ſämmtlich zur griechiſchen Kirche bekennen. In derſelben Weiſe wie die finniſche Bevölkerung im Weſten, vermindert ſich auch die aſiatiſche im Oſten, die Kurilen, die Kamtſchadalen u. ſ. w. Freylich müſſen auch die amtlichen Angaben, wie v. K. an einem denkwürdigen Beyſpiele zeigt, von der Auflöſung der einzelnen Völkerſchaften in dem herrſchenden ſlaviſchen Stamme mit mißtrauiſcher Vorſicht betrachtet werden; denn man iſt aus politiſchen Gründen gar ſehr geneigt, die fremdartige Bevölkerung zu verkleinern oder, was häufig der Fall iſt, ganz zu verſchweigen und ſie alsbald zu den Ruſſen zu zählen. So heißt es in den offiziellen Quellen, die Mordwinen, welche öſtlich nicht weiter als bis zur Oka gehen, ſeyen im Niſchegorodiſchen Kreiſe in Glauben und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten Ruſſen geworden. Hr. v. Köppen zeigt aber im Gegentheil, daß jetzt noch wenigſtens 13,000 Seelen dieſes finniſchen Völkleins hier wohnen. Der fleißige gewiſſenhafte Forſcher mußte nicht ſelten, weil ihn die amtlichen Quellen hierin gewöhnlich verließen, um die nicht ruſſiſche Bevölkerung zu erfahren, eigene Nachforſchungen anſtellen und ſich zu dieſem Endzwecke mit verſchiedenen Perſonen auf Privatwegen in Verbindung ſetzen.

Eine Ausſcheidung der Bevölkerung dieſes ungeheuren Reiches nach Abſtammung und Sprache, nach Farbe und Geſtalt, nach Religionen und Beſchäftigungen, nach Ständen, Freyen und Hörigen in größerem oder minderem Grade, wozu uns zum Theil Hoffnung gemacht wird, würde nicht nur unſere Kenntniß, ſondern auch unſere Einſicht in die Zuſtände und Kräfte des ruſſiſchen Reiches außerordentlich fördern. Es könnten dann wohl dieſe mannigfachen Verhältniſſe und Zuſtände, der leichteren Ueberſicht wegen, nach der Weiſe Schafarik's auch kartographiſch dargeſtellt werden. Soll aber ſolch eine Arbeit nur einigermaſſen genügend ausfallen, ſo muß ſie von einem Manne unternommen und durchgeführt werden, welcher entweder ſelbſt, was freylich das Beſte wäre, in den verſchiedenſten hiſtoriſchen und ethnographiſchen Wiſſenſchaften bewandert wäre oder dem wenigſtens mehrere Kundige als Gehülfen zur Seite ſtünden. Es giebt in Rußland eine große Anzahl kunſtgerechter Ausdrücke, womit die ſtändiſchen und Eigenthumsverhältniſſe bezeichnet werden. Dieſe müßten natürlich zuvor in ihrem Urſprunge wie nach ihrer hiſtoriſchen Entwicklung nachgewieſen werden *). Hr. v. K. hat ſie bloß verzeichnet, ohne ſich auf eine Erklärung einzulaſſen, die freylich auf ſtaatsrechtliche und ſtaatsgeſchichtliche

*) So nennt man z. B. die Freybauern, welche adeliger Herkunft und Beſitzer eines einzelnen Gehöftes ſind, Einhöfer oder Einhöfler.

Digitized by Google

Unterſuchungen und Ergebniſſe führen möchte, welche nicht allenthalben genehm ſeyn könnten. Solche Unterſuchungen dürfen aber, wenn wir in der Folgezeit eine wahrhafte Staatskunde Rußlands erhalten ſollen, nicht vermieden werden; denn man weiß ja, daß ſich die Bevölkerungsliſten zur wiſſenſchaftlichen Statiſtik wie die Zahlen zur Mathematik oder die Buchſtaben zur Algebra verhalten.

(Fartſetzung folgt.)

Das römiſche Bayern, in antiquariſcher Hinſicht. Zweyte, gänzlich umgearbeitete, vermehrte und verbeſſerte Auflage, von Dr. Joſ. v. Hefner, Prof. am k. alten Gymnaſium zu München. München, 1842. 8. S. XII. u. 116.

Es iſt hinſichtlich der römiſchen Alterthümer, welche ſich in dem Boden Aitbayerns dibher gefunden haben, bereits manche gedlegene Arbeit einheimiſcher Gelehrten erſchienen. Seit Aventin, welcher die Reihe der Forſcher in dieſem Zweige der Wiſſenſchaft eröffnet, ſind Inſchriften geſammelt, Kunſtdenkmale aufgezeichnet, Römer-Straßen aufgeſucht, Feld- und Standlager nachgewieſen, die Richtungen und Züge der „Teufelsmauer“ verfalgt, Antiquarien angelegt und überhaupt nichts unteelaſſen worden, was dieſes Studium fördern und die gewonnenen Ergebniſſe vor der Vergeſſenheit aber dem Zahne der Zeit ſchützen kannte.

Die varliegende Schrift, bey ihrem erſten Erſcheinen (1841) ein Schulprogramm, doch ſchan im folgenden Jahre in ſehr vervollkommneter Geſtalt erſchienen, reiht ſich nicht nur in Hinſiche auf unverdraſſenen Fleiß der Bearbeitung ihren Vargängerinnen würdig an, ſondern ſie hilft auch einem wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe ab und muß darum Jedem willkammen ſeyn. Denn da die bisherigen Farſchungen und ihre Reſultate in verſchiedenen Geſchichtwerken, Monagraphieen und Zeitſchriften niedergelegt waren, ſo daß ein Ueberblick des geſammten bisher Gewonnenen ſchwer aber nicht zu erzielen war: ſa mußte wahl in Vielen der Wunſch rege werden, daß in einer eigens dieſem Zwecke gewidmeten Schrift die bisherigen Ergebniſſe antiquariſcher Forſchungen zuſammengeſtellt und ſo eine leichte Ueberſicht wenigſtens des Wichtigſten gebaten werden möchte. Dieſem Bedürfniſſe iſt nun durch obenangezeigte Schrift abgeholfen, indem ſie die längſt wünſchenswerthe Zuſammenſtellung enthält.

Im erſten § (S. 1 — 5) ſind die bayeriſchen Gelehrten, ſowie die der nächſten Nachbarſtaaten aufgeführt, welche ſich um bayeriſche Geſchichts- und Alterthumsforſchung verdient gemacht haben. Es iſt dieſes kein trockenes Namen- und Schriftenverzeichniß, ſondern die Leiſtungen und Verdienſte Einzelner ſo wie des Staates um dieſe Wiſſenſchaft ſind in geeigneter Weiſe gewürdigt. Nur möchten wir dem Verfaſſer bemerken, daß der ſalzburgiſche Gelehrte, welchee die werthvolle Juvavia geſchrieben, nicht „Kleinmayer“ hieß, wie S. 4. ſteht, ſondern „van Kleinmayrn“; auch S. 58 iſt daher dieſer Name nicht ganz richtig angegeben.

Der zweyte § (S. 5 — 12) handelt von den militäriſchen Schutzanſtalten, Verſchanzungen, Thürmen, Straßenzügen, Meilenſteinen, Straßenhermeſſen und Brücken, und bietet ein Gemälde dar, welches zwar, namentlich hinſichtlich der Straßenzüge, allerdings vallſtändigee und ausführlicher ſeyn kännte, aber immerhin Leben genug beſitzt, um einen klaren Ueberblick der römiſchen Herrſchaft und ihrer Behauptungsmittel in den Gauen unſers Vateelandes zu gewäbeen. Wo der Verf. von den Verſchanzungslinien der Römer längs der Donau ſpricht (S. 7), wurde der ſchan lang gehegte Wunſch in uns wieder rege, daß dach der jenſeits der Donau in der Richtung van Roding nach Viechtach lauſende ſogenannte „Pfahl“ (vallum) einmal ſeinen Erforſcher und Erklärer finden möchte, wie ihn die Teufelsmauer in Buchner und Mayer gefunden. Seine Spuren ſollen längs dem Donau-Strome bis über Wien hinunter ſichtbar ſeyn, und der Gedanke liegt nicht ferne, daß er zu den mächtigen Bollwerken gehörte, durch welche Trajan und Hadrian die Barbaren im Narden der Danau in Reſpect halten und die Beſitzungen an der Donau ſichern wallten. — Mit beſonderm Fleiße finden ſich die bis jetzt auf bayeriſchem Boden aufgefundenen Meilenſteine aufgezählt, und in den zahlreichen angehängten Noten ſind viele Inſchriften wörtlich mitgetheilt, was der Schrift einen beſondern Werth giebt.

Die Colaniſation, der Anbau des Landes und der Handel ſind der Gegenſtand des § 3 (S. 12 — 27), nebſt einem eigenen Abſchnitte übee Götterverehrung und was darauf Bezug hat. Jener erſtere Abſchnitt (S. 12 — 16) entwirſt ein gelungenes Bild des römiſchen Treibens und Lebens auf unſerm Boden, beſonders hinſichtlich dee Colanieen und des Handels; ſpärlicher iſt die Agrirultur bedacht, wo es gewiß jedem Leſer angenehm geweſen wäre, die Anlegung einer römiſchen Calonie, das kunſtgemäße, geſetzlich be-

Digitized by Google

ſtimmte Verfahren der Agrimenſoren bey der Vermeſſung und Vertheilung der Grundſtücke, die ſorgfältige, durch eigene porcitores jedesmal vorgenommene Bereitung der Ackerbeeten (porcae) nach des verewigten Schlett intereſſanter Beſchreibung in ſeinen „Römern in München“ dargeſtellt zu finden. Wir tadeln darum den Verf. nicht, ſondern erlauben uns nur den Wunſch auszuſprechen, für den Fall einer ferneren Auflage ſeiner ſchätzbaren Schrift dieſen Punkt etwas ausführlicher berührt zu ſehen. Der Hauptzweck dieſes Buches iſt allerdings die Aufzählung der in Bayern gefundenen römiſchen Alterthümer; aber auch die impoſanten „Hochäcker,“ eben jene Ackerbeeten gehören, ſowie auch die Straßenzüge, zu den Alterthümern, nur freylich leider nicht zu denen, welche man ihrem Fundorte entheben und in Antiquarien gegen die Injurien der Zeit und der Menſchenhand ſichern kann. — In dem Abſchnitte über die Götterverehrung ꝛc. wird der Leſer alle auf bayeriſchem Grunde und Boden aufgefundenen Gelübde-Tafeln, welche bey Gelegenheit der Erbauung oder Wiederherſtellung von Tempeln und Kapellen errichtet wurden, ferner ſämmtliche Aren oder altarförmigen Monumente (es ſind dieſer allein 93) einzeln aufgeführt finden.

Der folgende § enthält (27 — 39) die ſämmtlichen in Bayern gefundenen römiſchen Denk- und Grabſteine, und zwar 159 an der Zahl. Dieſen folgen im nächſten § (S. 39 — 44) Basreliefs, größere und kleinere Statuen. In den letzten vier §§ (S. 44 — 52) ſind noch die römiſchen Gebäude, Moſaikböden, Bäder, Antiqualien, Erzeugniſſe der Töpfereyen und Ziegelbrennereyen, ſo wie die Münzen abgehandelt, und ſchließlich die Verdienſte bayeriſcher Fürſten, beſonders König Ludwigs, um römiſch-bayeriſche Geſchichts- und Alterthumsforſchung in gebührender Weiſe gewürdigt.

Hiemit ſchließt eigentlich die Schrift. Es folgt nun als Anhang die bey Bearbeitung derſelben benützte Literatur, welche, beyläufig geſagt, wohl ſo ziemlich Alles umfaßt, was von einzelnen Gelehrten ſowohl als von Vereinen über hieher Einſchlägiges in Bezug auf Bayern bis auf unſere Tage erſchienen iſt, und daher ſchon als bloßes Verzeichniß dieſer Schriften jedem Freunde vaterländiſcher Alterthümer ſehr willkommen ſeyn muß. An dieſe Literatur ſchließen ſich nicht weniger als 513 Noten zum vorangegangenen Texte, welche hinſichtlich der Hinweiſungen auf die Quellen und der wörtlichen Anführung der wichtigeren Inſchriften an Vollſtändigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Den Schluß bilden endlich nebſt dem Inhaltsverzeichniſſe der Schrift ſelbſt ein Verzeichniß ſämmtlicher Fundorte römiſcher Denkmäler und Alterthümer, ein index über die anni Consulum, d. h. über die Jahreszahlen derjenigen Conſuln, deren Namen auf den früher aufgeführten Alterthümern vorkommen; dann ein index geographicus, index nominum, index rerum und einige Nachträge bis zu S. 117.

Werfen wir nun einen Blick auf das Ganze, ſo ſtellt ſich dieſe Schrift als eine Arbeit dar, welche ihre Aufgabe gelöst hat. Wer das römiſche Bayern kennen lernen will, findet hinlängliche Belehrung; wer namentlich das Detail der Inſchriften und Denkmale aller Art kennen will, dem bietet dieſe Schrift in gedrängter Kürze, was er ſonſt aus vielen Bänden zuſammenſuchen müßte. Unſere Deſiderien hinſichtlich dieſer wackeren Arbeit in Bezug auf die Straßenzüge und die Anlegung von Kolonieen haben wir bereits ausgeſprochen; das Werk könnte bey einer neuen Auflage durch dieſe Beygabe nur gewinnen.

Schließlich noch ein Wort über eine Meinung, welche man bezüglich der Bemühungen unſerer Alterthums-Freunde oft genug ausſprechen hört. „Was gewinnt denn die Menſchheit durch aufgefundene Meilenſteine, Penaten, Münzen u. dgl.?“ Die Antwort iſt nicht ſchwer: die früheſte Vaterlandsgeſchichte gewinnt eben dabey. Nicht als ob ſo beſonders viel daran läge, ob eine Münze von Trajan oder Caracalla am Lech oder am Inn gefunden wurde, oder ob man hier oder dort auf eine einzelne Statue oder ein Gebäude ſtieß, da ja das ganze Land, ſo weit es die Römer beſaßen, nothwendig auch die Spuren ihres Daſeyns darbieten muß: aber liegt denn wirklich nichts daran, ob wir z. B. durch aufgefundene Denkmale mit den Göttern unſerer Altvordern bekannt werden, wie wir auf dieſe Art bereits mehrere kennen gelernt haben? ob uns alte Straßen, Meilenſteine, bedeutende Ruinen, intereſſante Inſchriften, Hochäcker u. dgl. jenes geographiſche Bild unſeres Landes in jener frühen Zeit entwerfen helfen, welches noch ſo ſehr der Vervollſtändigung bedarf? Werden wir je eine genaue Kenntniß unſeres Bodens unter den erſten Agilolfingern erzielen, ohne jene früheren Zuſtände zu kennen, aus welchen, wenigſtens zum Theile, die ſpäteren hervorgehen mußten? Danken wir alſo jenen Alterthumsfreunden, wenn ſie mit ſorgſamer Mühe die Reſte längſt entſchwundener Jahre aus Schutt und Moder zu Tage fördern, beſchreiben, ordnen, aufbewahren. Sie ſammeln das Material, deſſen die Geſchichte bedarf.

Mutzl.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1841.

Rußlands Geſammt-Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Fortſetzung.)

Erſt dann, wenn alle geiſtigen und moraliſchen Elemente hinzukommen, vermag man dieſen an ſich todten Maſſen Sinn und Bedeutung abzugewinnen. Es iſt auch nothwendig, ein völkerkundliches Syſtem aufzuſtellen, nach welchem die verſchiedenen Nationen des Reiches am füglichſten aufgezählt und dargeſtellt werden könnten. Man vermißt dieß ungerne in der vorliegenden Abhandlung, die bloß mit einem alphabetiſch-ethnographiſchen Regiſter verſehen wurde. Den Zug werden natürlich die entwickeltern Völker und Sprachen des ariſchen Stammes eröffnen; der ſlaviſchen Familie wird, weil ſie die herrſchende iſt, der Vorrang geſtattet, an welcher ſich dann, nach dem Grade der Verwandtſchaft, die Letten und andere Arier anſchließen. Hierauf folgen die finniſchen Völklein, welche, wie die Völkertafel Neſtor's zeigt, ſeit Menſchengedenken mit den Slaven zuſammen wohnten. Beyde, Tſchuden und Slaven, ſandten ja auch den normanniſchen Ruſſen die bekannte Botſchaft von welthiſtoriſchen Folgen, welche folgendermaſſen lautete: Unſer Land iſt groß und geſegnet, nur Ordnung mangelt darin; kommt denn, ſeyd unſere Fürſten und herrſcht über uns. Deutſche waren es, das möge man niemals vergeſſen, welche die wilden oder verwilderten ſlaviſchen Stämme zu einem Staate ordneten und Deutſche waren es, welche den Samen der Cultur, der aufgegangen iſt und Früchte getragen hat, in ſlaviſche Erde verſenkten. Man kann im Allgemeinen als Grundſatz annehmen, daß die geographiſche Verbindung der Länder die Völker- und Sprachverwandtſchaft bedingt; die Ausnahmen von dieſer Regel beruhen auf Naturverhältniſſen oder geſchichtlichen Ereigniſſen, die ſich nachweiſen laſſen. Man vermuthete deßhalb ſchon früher, daß die kaukaſiſchen Sprachen, namentlich die tſcherkeſſiſchen und lesghiſchen Idiome mit den finniſchen zuſammenhängen, — eine Vermuthung, welche durch die genauere Bekanntſchaft mit dem Kaukaſus zur Wahrheit erhoben wird. Auf die finniſche Familie folgen deßhalb die kaukaſiſchen Sprachen. Türken, Mongolen und Tunguſen ſind ſowohl ſprachlich wie geſchichtlich innig befreundete Völker; ſie haben ſich auch im Laufe der Jahrhunderte wiederholt und mannigfach gemiſcht. Selbſt die Mythe zeugt von dieſer Verwandtſchaft; ſie läßt Oghuz, den allgemeinen Vater der zahlreichen türkiſchen Stämme von Mogulchan abſtammen. Die Mongolen greifen zuerſt folgenreich in die Weltbegebenheiten ein; denn Hunnen ſind Mongolen, weßhalb dieſe auch den tatariſchen Sprachſtamm eröffnen mögen; ihnen folgen Türken und Tunguſen, wobey aber die urſprünglich türkiſchen Völkerſchaften von den finniſchen Miſchlingen, welche im Laufe der Zeit ſelbſt ihre Sprache verloren haben, genau unterſchieden werden ſollten. Von den Mongolen und Tunguſen zu den Samojeden findet ſich in ſprachlicher, phyſikaliſcher *) und geographiſcher Beziehung

*) Die Samojeden haben nach Keſtinin (Buſſe, Journal von Rußland. St. Petersburg 1794. I. 378)

Digitized by Google

ein natürlicher Uebergang; daſſelbe gilt von den Samojeden zu den Ainos und von dieſen zu den Eskimos. Vorzügliche Sorgfalt möge man überdieß auf die Erklärung der Völker- und Hordennamen verwenden; man weiſe nach, wie ſich Leute ſelber nennen und wie ſie ringsum bey ihren Nachbarn heißen. Es wird ſich dann wohl nicht ſelten herausſtellen, daß manche Völker bloß in der Einbildung vorhanden ſind, weil nämlich eine und dieſelbe Maſſe bloß nach örtlichen Verhältniſſen, Zuſtänden oder Umſtänden in verſchiedene Völkerſchaften zerlegt wird. So machen Ruſſen und Polen heutigen Tags einen Unterſchied zwiſchen Deutſchen und Schwaben, und verſtehen unter dem letztern Namen alle Anſiedler germaniſchen Stammes, ſie mögen von der Donau oder der Elbe herkommen (Kohl, Reiſen in Südrußland II. 2). Bey weitem die meiſten Völkernamen können auf Berg und Thal, auf Meer und Land, Wald und Sand, Sumpf und Moor, dann auf die Bezeichnungen und Titel der Anführer, auf hoch und nieder und die vier Weltgegenden zurückgeleitet werden. Leute und Menſchen, Männer, Bewohner und Redende, ſo nannten und nennen ſich gewöhnlich bloß die verſchiedenen Völkerſchaften auf Erden; die Namen anderer Bedeutung ſind beynahe durchgängig in den Nachbarlanden entſtanden und beſtehen nicht ſelten in Spitz- und Spottnamen. Ich erinnere bloß an die Kiſilbaſch oder Rothköpfe, an die Karakalpak oder Schwarzmützen, und an die Oſtjaken, welcher Name einen Fremden oder Wilden bedeutet (Fiſcher, ſibiriſche Geſchichte I. 140), und den verſchiedenſten Völkern, Finnen, Samojeden und Ainos gegeben wurde und gegeben wird (Lehrberg, Unterſuchungen zur Erläuterung der älteren Geſchichte Rußlands 7). So ſind die Woguln und die obiſchen Oſtjaken ein und daſſelbe Volk und beyde nennen ſich auch mit dem gemeinſchaftlichen Namen Manſi. Die Korjäken heißen eine Abtheilung der Jukagiren nach ihren Rennthieren, die Geſprenkelten (Fiſcher, ſibir. Geſchichte I. 297), ein Name, den Klaproth (Asia Polyglotta 315) irrthümlich auf alle Jukagiren überträgt. Dieſe und eine Menge anderer Fehler wird eine ſorgfältige Forſchung zu vermeiden und zu verbeſſern wiſſen. Höchſt beachtungswerth für die Culturgeſchichte eines Volkes iſt auch der Uebergang ſeines Eigennamens zu einer allgemeinen Bezeichnung. So heißt der Lügner bey den Slowaken Zigan, Zigeuner und der Krämer bey den Serben Gak, Grieche (Schafarik Slaviſche Alterthümer I. 49). Endlich möge man auch auf die Rechtſchreibung dieſer Namen eine große Sorgfalt verwenden, damit nicht dem einen eine ſlaviſche, dem andern eine deutſche Endung hinzugefügt werde. Man ſchreibe Karaim, was der ſemitiſche Plural iſt, und nicht Karaimen, nicht einmal Kaſi-Kumyk, dann wieder Kaſi-Kumyken u. ſ. w.

ein flachrundes Geſicht von gelbbrauner Farbe, ſchmale ſchwarze Augen, ſchwarze Haare und Augenbraunen, ſehr dünne und öfters auch gar keine Bärte.

Verzeichniß der Völker und Stämme, welche jetzt ganz oder theilweiſe innerhalb der Gränzen des ruſſiſchen Kaiſerſtaates leben.

I. Slaven.

1) Großruſſen *).
2) Kleinruſſen.
3) Lechen.
4) Bulgaren.
5) Serben.
6) Koſaken **).

*) Der Name Ruſſen iſt bekanntlich erſt nach 862 von den ſkandinaviſchen Ruſſen oder den gebietenden Warägern auf ihre Unterthanen, eine Menge ſlaviſcher Stämme, die Schafarik einzeln aufzählt, übergegangen.

**) Man muß freylich bedenken, daß der Name Koſak einen Räuber bedeutet; „Koſak werden" heißt heutigen Tags noch in Mittelaſien den Banden des geſetzlichen Lebens entſagen und ein Freybeuterleben führen; die Koſaken ſind deßhalb im ſtrengen Sinne des Wortes kein ſlaviſcher Stamm, ſondern beſtehen größtentheils aus Kleinruſſen und aus Freybeutern aller umwohnenden Völker, aus Finnen und Türken. Sie erhalten jetzt nach den

Digitized by Google

II. Letten.

1) Litauer.
2) Letten.

Schafarik (Slaviſche Alterthümer I. 448) verbindet beyde Völker unter dem Namen des windiſchen Stammes.

III. Andere Arier.

1) Deutſche.
2) Schweden und andere Germanen.
3) Griechen.
4) Oſſeten (Alanen, Jaſſen oder Aſen).
5) Kurden.
6) Bucharen (Sarti) und Perſer.
7) Armenier.
8) Zigeuner.
9) Walachen und andere Romanen.
10) Hindu (Agrdſchan'ſche Tataren).

Die Oſſeten oder Alan im Kaukaſus, d. h. Gebirgsbewohner, ſind Nachkommen der deutſchen Alanen, nennen ſich heutigen Tags noch, wie ehemals alle Germanen (Tacit. German. c. 43), Ir oder Arier und zählen ungefähr 36,000 Seelen.

IV. Finnen.

1) Finnen (Tſchuden).
2) Karelier.
3) Eſthen.
4) Permier.
5) Syrjänen.
6) Mordwinen (Mokſcha).
7) Tſcheremiſſen *).
8) Wotjäken.
9) Wogulen.
10) Oſtjaken (von Ob, vergl. weiter oben).
11) Beſſermeni.
12) Lappen.
13) Tepteren.

Der Name Finne iſt deutſchen Urſprungs und bedeutet einen Bewohner moraſtiger Gegenden, in welchem Sinne das Wort noch von Shakeſpeare (Macbeth IV. I. v. 12) gebraucht wird. Die Finnen und Lappen — ein Name, der höchſt wahrſcheinlich, wie Lehrberg zeigt, der Aeußerſte, der Letzte bedeutet und ebenfalls deutſchen Urſprungs iſt — bedienen ſich dafür eines Wortes ihrer Sprache, Same oder Suomi, welches denſelben Sinn hat. Karjelaſe, wie die Karelen ſich ſelber nennen, bedeutet wohl einen Heerdenbeſitzer; die Pferdezucht wird nämlich mit großer Sorgfalt von dieſem finniſchen Stamme betrieben (Lehrberg Unterſuchungen 148, 220). Tſchud, eine allgemeine Bezeichnung der Finnen bey den Slaven, hieß urſprünglich ein jeder Fremde, in welchem Sinne dieß Wort noch jetzt im Polniſchen vorhanden iſt. Sonderbar iſt, daß daſſelbe Tſchud gleichwie Obr oder Avar in den Sprechweiſen der nordöſtlichen Slaven einen Rieſen bedeutet (J. Grimm, deutſche Mythologie. Göttingen 1843 I. 493), da doch die Finnen im Durchſchnitt keine große Leute ſind. Bey den Avaren iſt dieß ganz natürlich, da ſie Neſtor als groß von Körper und ſtolzen Sinnes (Neſtor II. 117 Schlözer) beſchreibt. Die Tepteren ſind Miſchlinge aus finniſchen und türkiſchen Völkerſchaften und belaufen ſich in den Gouvernements Orenburg, Wjatka und Perm auf ungefähr 130,000 Seelen. Der Name iſt türkiſchen Urſprunges und bedeutet einen Steuerfreyen. Viele dieſer finniſchen Völkernamen kommen bereits bey Jordanis gegen die Mitte des ſechſten Jahrhunderts vor, wenn auch in kaum kennbarer Geſtalt, wie Thuid für Tſchud, Sremniſcans für Tſcheremiſſen, und Mordens für Mordwinen. In Others Reiſebericht heißen die Permier, Beormas.

V. Kaukaſier.

1) Georgier (Gruſier).
2) Lesghier.
3) Mizdſchegier (Tſchetſchenzen, Inguſchen).
4) Tſcherkeſſen } Adige.
5) Abchaſen }

Ländern und Flüſſen, wo ſie angeſiedelt wurden, verſchiedene Zunamen, wie Koſaken vom ſchwarzen Meere, vom Don u. ſ. w.

*) Die Tſcheremiſſen nennen heutigen Tags noch die Wolga Rhau oder Rha, ein Name, der ſich zuerſt bey Ptolemäus findet und ſicherlich mit den andern Flußnamen Rhin, Rhone, Rhodanus u. ſ. w. zuſammenhängt.

Digitized by Google

Jede dieſer Familien bildet einen geſonderten Sprachſtamm. Der Name Kaukaſier iſt bloß geographiſch und deutet auf keine ſprachliche Verwandtſchaft.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

Manuſcripte.

Breve compendio del Escorial, medidas, y coste de sus principales trozos de Arguitectura y adornos, con una muy sucinta razon de sus pinturas y autores, y otras varias noticias curiosas. Codex chartaceus in 8.

Biſchoffdorf im Weilhart, Gericht im Innviertel. Urkunden und Acten von 1365 an bis 1468, dieſe Pfarre und die Zukiechen Helfau, Uttendorf und Auerbach betreffend, zuſammengeſchrieben von Fr. Peterlehner, Chirchherren daſelbſt circa 1391 — 1450. Codex chartaceus.

Druckwerke.

Litterariſche Monatsſchrift. Revue der Literatur der Gegenwart, herausgegeben von Dr. Steinmann. Jahrgang 1844.

Bent, First Appendix to the London Catalogue of books. 1814 — 1839. Lond. 1840.

L. M. Minciotti, Catalogo dei codici manoscritti esistenti nella biblioteca di Sant' Antonio di Padova. Padova 1842.

Guil. del Rio, Monumentos literarios del Peru. Lima 1812.

A. Mauritius, Polens Literatur und Kulturepoche ſeit dem Jahre 1831. Poſen 1843.

Encyclopédie du dix-neuvième siècle. T. V. 1. 2. Paris 1843.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. 9. année. Bruxelles 1843.

Annuaire historique pour l'année 1844. Paris 1843.

Verhandlungen der k. k. Geſellſchaft der Aerzte zu Wien. Bd. 1. 2. Wien 1843.

B. G. Niebuhr, kleine hiſtoriſche und philologiſche Schriften. Zweyte Sammlung. Bonn 1843.

Opere scelte di Ugo Foscolo. Malta 1839.

The works of Jonathan Swift; containing interesting and valuable papers not hitherto published. With memoir of the author by Th. Roscoe. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

The works of Charles Lamb. Lond. 1842.

Fr. Creuzer, Deutſche Schriften. Symbolik und Mythologie. Bd. 4. Leipzig 1843.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. VI. Zur vergleichenden Politik. 1) Die engliſche Verfaſſung und ihr „it works well!“ Berlin 1843.

Percy Byshe Shelley, Essays, letters from abroad, translations and fragments. Vol. 1. 2. London 1840.

Ch. Magnin, Causeries et méditations historiques et littéraires. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Samuel B. Wylie, An introduction to the knowledge of greek grammar. Philad. 1838.

Ramon Cabrera, Diccionario de etimologias de la lengua Castellana. Vol. 1. 2. Madrid. 1837.

Fr. Noël, Dictionarium latino - gallicum. Paris 1839.

Dr. K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutſchland. Kaſſel 1844.

Jak. Grimm, Grammatik der hochdeutſchen Sprache unſerer Zeit, bearbeitet von Eiſelein. Belle-Vue 1843.

J. E. Smolerja, Njemsko-Serski Slownik, Z wulozenjom powsitkomneho Serskeho prawjepisanja. W Budesini 1843. (Deutſch-Wendiſches Wörterbuch.)

J. Lempriere, Bibliotheca classica, or a dictionary of all the principal names and terms relating to the geography, topography, history, literature and mythology of antiquity and of the ancients, with a chronological table. New-York 1840.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Rußlands Geſammt = Bevölkerung im Jahre 1838 ꝛc.

(Schluß.)

VI. Semiten.

1) Hebräer.
2) Karaiten.
3) Araber.

Die Karaiten oder Karaim ſprechen unter ſich bloß türkiſch und gleichen ſowohl in ihrem Ausſehen wie in ihrer Handlungsweiſe den Türken (Kohl, Reiſen in Südrußland II. 260. 262). Wahrſcheinlich ſind ſie Reſte der Chaſaren, die ſich im neunten Jahrhundert zum Judenthume bekannten.

VII. Mongolen.

1) Kalmüken.
2) Dſongaren (Dirat oder Delet).
3) Buräten.

Die mongoliſche Bevölkerung Rußlands wird ſich auf kaum 230 — 250,000 Seelen belauſen, wovon man nur die Anzahl der Kalmüken etwas genauer angeben kann; ſie bekennen ſich entweder zum Buddhaismus oder noch zur alten Naturreligion ihrer Ahnen, dem ſogenannten Schamanismus, wie namentlich die Kalmüken am Altai, welche zum Gouvernement Tomsk gehören *). Die Mongolen hauſen in folgenden Gouvernements:

Kalmüken	in Aſtrachan	88,000
„	in Cis-Kaukaſien	13,000
„	im Lande der doniſchen Koſaken	17,000
„	in Jeniſejsk	25
„	in Sſaratow	168
„	in Sſimbirsk	500
„	in Tobolsk	300
„	in Tomsk	150
„	in Perm	38
Burjäten	in Jakutsk	—
„	in Irkutsk	—
Dſongaren	in Tomsk (ruſſiſche Unterthanen	8000
„	Doppelzinspflichtige, d. h. ſolche, welche auf der Gränze der beyden Weltreiche wohnend, den Chineſen und den Ruſſen Zins entrichten	3000

Alle andern Mongolen ſtehen unter der chineſiſchen Herrſchaft und werden nach ihren Lagern, dieſſeits und jenſeits der Gobi, in innere und äußere, die Chalka-Mongolen, dann in Mongolen vom blauen See (Kökonor) und ſolche, die in verſchiedenen Strichen Mittelaſiens wohnen, eingetheilt.

VIII. Türken.

1) Die fälſchlich ſogenanten Tataren (d. h. Türken) in den verſchiedenen Gouvernments des Reiches.

*) Ein lehrreicher Aufſatz über ſie und ihren Schamanismus, der von Unkundigen nicht ſelten mit dem Buddhaismus verwechſelt wird, findet ſich in dem Magazin für die Literatur des Auslands, 1841. No. 114.

Digitized by Google

2) Kirgis-Kaiſaken.
3) Buruten.
4) Nogaien.
5) Baſchkiren. *)
6) Meſchtſcheren (Magyaren). *)
7) Tſchuwaſchen. *)
8) Teleuten (Telenguten). *)
9) Baſianen.
10) Kumüken.
11) Jakuten.
12) Kara-Kalpak (Schwarzmützen).
13) Truchmenen (Turkmanen).
14) Usbeken (Freiherren, Chiwajer).

Die Türken innerhalb des ruſſiſchen Reiches beginnen öſtlich von St. Petersburg dicht bey Koſtroma an der Wolga **) und erſtreckten ſich über das ganze nordöſtliche Aſien bis jenſeits des Mündungsgebietes der Lena, von wo aber die Jakuten in den neueſten Zeiten durch die Buräten wieder weiter hinab gen Südweſten zum Jeniſſei gejagt wurden. Sie ſind erſt in verhältnißmäßig ſpäter Zeit, von Mongolen und Ruſſen gedrängt, dem Ob und der Lena, dem Amur und dem Eismeer zugewandert. Im Südoſten erſtreckt ſich der Turkſtamm über die Gobi nach den nordweſtlichen Kreiſen des chineſiſchen Reiches. Die aufrühreriſch geſinnten Muhammedaner dieſer Gegenden ſind ſicherlich türkiſch-uiguriſcher Abſtammung. Sie ſind in ihrem Ausſehen, wovon ich mich durch den Augenſchein überzeugte, ganz verſchieden von den mongoliſchen Chineſen.

IX. Tunguſen.

1) Rennthiertunguſen.
2) Hundetunguſen.
3) Viehtunguſen.
4) Pferdetunguſen.
5) Waldtunguſen.
6) Lamuten oder Meertunguſen; Pomorjanen.

Dieſe Benennungen hängen mit den verſchiedenen Zuſtänden der Civiliſation dieſes Volkes zuſammen und haben alſo mehr eine culturgeſchichtliche als völkerkundliche Bedeutung. Die Tunguſen, ein Name, der höchſt wahrſcheinlich aus den chineſiſchen Wörtern Tong hu, öſtliche Barbaren, entſtanden iſt, ziehen in den weiten Ländergebieten des Ob bis zum öſtlichen Meere herum; weſtlich vom Ob giebt es keine Leute dieſes Volkes. Sie zerfallen in folgende Stämme: Dauren, Sſolonen, Karagaſſen, Natken, Gilaken, Tſchuwanen, Koräken, wozu einige ſelbſt alle Jukagiren rechnen, und Lamuten, — ſämmtlich ſehr gering an Anzahl. Jakuten und Buräten ſind, wie geſagt, neue Ankömmlinge in dem nordöſtlichen Aſien, welchen die ſchwachen Tunguſen vor Ankunft der Ruſſen Tribut entrichten mußten. Nach einer unverbürgten Angabe nennen ſich die Tunguſen Ewenki, — ein Wort, über deſſen Bedeutung wir keine Aufſchlüſſe erhalten.

X. Samojeden.

XI. Ainos oder Kurilen.

XII. Eskimos.

Die Samojeden werden von ihren Nachbarn, den Syrjänen und Permiern, Jaran genannt und erhielten dieſen ihren jetzigen Namen von den Ruſſen, wo ſie ſchon im eilften Jahrhundert vorkommen, in deren Sprache das Wort einen Lachseſſer oder Verzehrer rohen Fleiſches bedeutet. Der

*) Dieſe vier Völkerſchaften müſſen jetzt vermöge ihrer Sprache zu den Türken gerechnet werden; die drey erſtern ſind aber nach ihrer Abſtammung Finnen und ich glaube, in den Meſchtſcheren die Magyaren wieder zu finden. Die letztere gehört ihrem Urſprung nach zu den Kalmüken, weßhalb die Teleuten auch jetzt noch von den Ruſſen weiße Kalmüken genannt werden. Sie ſind in der That etwas weißer als die gewöhnlichen Kalmüken. Müller's Sammlung ruſſiſcher Geſchichte VI. 136. 530. Johann Eberhard Fiſcher, ein großer Kenner der nordaſiatiſchen Völkerzuſtände, fällt folgendes Urtheil über die Sprache der Tſchuwaſchen und Baſchkiren: Tschuwaschis, sermo inter Scythicum Tataricumque (Fennicum Turcicumque) medius; Baschkirorum contra hodie totus est Tataricus (Turcicus). Quaestiones Patropolitanae 18. Ueber die Tſchuwaſchen findet man lehrreiche Bemerkungen in dem Journal für die Kunde Rußlands 1843.

**) Sie ſind in Schafarik's ethnographiſcher Karte nicht angegeben.

Digitized by Google

Ob iſt nämlich reich an Lachſen; ſie wurden auch Robbeneſſer genannt (Lehrberg Unterſuchungen 64). Der bekannte Sendbote Johannes de Plano Carpin nennt ſie ebenfalls bereits Samojed. Sie ſelbſt nennen ſich bloß Männer, Chaſſowo in ihrer Sprache *), und erſtreckten ſich von der Halbinſel Kanin im Weſten über Archangel nach dem Gouvernement Wolgoda, wo jetzt aber deren keine mehr gefunden werden; nur Namen der Flüſſe und Städte zeugen von ihrem ehemaligen Daſeyn. Von hier aus ziehen ſie ſich über Wjatka und Perm nach Tobolsk und Jeniſſejsk bis unſern des nördlichen Eismeeres. Dieſes Volk ſaß urſprünglich weiter gen Süden noch jenſeits des Baikal- und Upſaſees bis herab zum neunundvierzigſten Grad der Breite, wo auch heutigen Tags noch ſchwache, ihrem Erlöſchen entgegeneilende Reſte, die Sojoten — Urianghai von den Chineſen genannt — vorhanden ſind. Sie belaufen ſich, nach dem Staatshandbuche des Mittelreiches, auf 1880 Familien, alſo ungefähr 9000 Seelen und ſtehen unter den chineſiſchen Markgrafſchaften Ulijaſutai und Chobdo, wohin dieſe Samojeden ihren jährlichen Tribut an allerley Pelzwaaren, mit dem mongoliſchen Worte Jaſſak genannt, entrichten. Die ſüdlichſten Samojeden im ruſſiſchen Reiche ſind die Sojoten um Tunkinsk an der Südweſtſpitze des Baikal zwiſchen dem fünfzigſten und einundfünfzigſten Grad der Breite. Es wäre voreilig, dieſe Völker und Stämme jetzt ſchon nach ihrer phyſikaliſchen oder ſprachlichen Verwandtſchaft einreihen zu wollen; man wird ſich vor der Hand mit einer bloßen geographiſchen Anordnung begnügen müſſen. Es heißt, die ruſſiſche Regierung, welcher wir in den letzten Jahrzehnten ſo große Erweiterungen der Erd- und Völkerkunde verdanken, gedenke jetzt eine ethnographiſche Miſſion nach dem Nordoſten der Erde zu ſenden, an deren Spitze ein gelehrter Finne, Prof. Caſtren, geſtellt werde. Ein Finne iſt hiezu ſicherlich am beſten geeignet; denn die Sprachen der Samojeden, Ainos und Eskimos ſtehen den finniſchen Idiomen am nächſten. Auf die Gefahr hin, Irrthümer zu begeben, wobey mehrere hunderttauſend Seelen betheiligt ſind, wagt man es, am Ende eine völkerkundliche Schätzung der Bevölkerung des ruſſiſchen Reiches mitzutheilen, welche von den vorhandenen Annahmen in weſentlichen Punkten abweicht.

*) Kreſtinin, Nachrichten über die Samojeden in Buſſe's Journal von Rußland I. 375.

1)	Slaven	52,000,000 *)
2)	Türken	3,000,000
3)	Finnen	1,800,000
4)	Littauer und Letten	1,740,000
5)	Kaukaſier	1,500,000 **)
6)	Juden, Karaiten und Araber	1,072,000
7)	Deutſche im ganzen ruſſiſchen Reiche	450,000 ***)
8)	Gruſier	370,000
9)	Armenier	330,000
10)	Tungusen, Eskimos, Ainos und andere Völklein	250,000
11)	Mongolen	230,000
12)	Samojeden, Jukagiren, Itälmen und Tſchuktſchi	152,000
13)	Griechen und Romani	42,000
14)	Kurden und Perſer	40,000
15)	Zigeuner	24,000
	Summa	63,000,000

Die ganze Bevölkerung des ruſſiſchen Kaiſerſtaates, innerhalb der durch Friedensſchlüſſe feſtgeſetzten Gränzen, hätte demnach am Ende des Jahres 1843 die Anzahl von dreyundſechzig Millionen Seelen erreicht.

*) Schafarik, immer geneigt, die Slaven auch durch ihre Anzahl zu verherrlichen, rechnet im ruſſiſchen Reiche 53,502,000; Berghaus hingegen ſagt, die Slaven Rußlands betragen mehr als ſechsundvierzig Millionen.

**) In der ſogenannten Unabhängigkeitserklärung der Tſcherkeſſen wird ihre Bevölkerung allein auf vier Millionen angegeben, was ſicherlich bedeutend übertrieben iſt. Neumann, Rußland und die Tſcherkeſſen 67.

***) Alle deutſche Ackerbau treibenden Koloniſten in Rußland berechnet Herr Kohl (Reiſen im ſüdlichen Rußland I. 150) auf 250,000 Seelen, welche dem Staat ungefähr zwey Millionen Rubel eintragen ſollen. Die reichſten ſind am aſowiſchen Meere; es giebt an der Molotſchna Bauern, die Heerden von 20,000 Schafen beſitzen.

Digitized by Google

Die Anzahl der Georgier und Armenier ſcheint zu gering angenommen; doch iſt die Bevölkerung ſicherlich nicht ſo bedeutend, wie die übertreibenden Nationalen behaupten. So ſagen die Armenier gewöhnlich, ihre Nation belaufe ſich auf **neun Millionen**, was auch Schafarik (Slaviſche Alterthümer I. 31) ihnen nachſchreibt. Ich habe gute Gründe anzunehmen, daß das über die ganze Erde zerſtreute Volk der Haik ſich kaum auf zwey Millionen Seelen belauft. Der Herr Graf Serriſtori giebt in ſeinen Notes sur les provinces russes au-delà du Caucase, écrites dans les années 1823 et 1824, (Odessa 1829) folgende Bevölkerungsliſten: Imiretien 125,000; Kartalinien, Kachetien und Somchetien 300,000; Scheki 100,000; Schirwan 125,000; Abſcheron 5000; Kuba 46,000; Eliſabethpol (Gendſche) 12,000; das Chanat Eriwan 120,000. Die Bevölkerung Abchaſiens, wird hinzugefügt, ſey unbekannt; in Mingrelien, Imiretien, Kachetien und Somchetien wohnten bloß Georgier. Hammer in den Wiener Jahrbüchern LXV. 21. Einer meiner Freunde, der ſich längere Zeit in Conſtantinopel aufhielt, vortrefflich armeniſch verſteht und mit vielen Armeniern verkehrte, ſchätzt die ganze Anzahl der Armenier im türkiſchen Reiche nicht höher als auf ungefähr 90,000 Seelen, wovon 75,000 ſich zur Nationalkirche und 15,000 zum Katholicismus bekennen mögen.

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

J. A. Cramer, Anecdota graeca e codd. Manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium. Vol. 4. Oxonii 1837.

Aben Mohamed Ben Ahmed Ebn El Awam Abu Zacaria Jahia Libro de agricultura, traducido al castellano y anotado por Don Josef Ant. Banqueri. T. 1. 2. Madrid 1802.

W. Colton, Visit to Constantinople and Athens. New York 1836.

Reiſe eines Norddeutſchen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1811 und 1812. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Baron de Reiffenberg, Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Vol. 1. 2. Bruxelles 1843.

J. Perkins, A residence of eight years in Persia among the Nestorians christians, with notices of the Muhammedans. Andover 1843.

E. Norder, Janus oder Erinnerungen einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien. Th. 1 — 5. Hamburg 1836 — 1841.

Dr. J. F. Kniewel, Reiſeſkizzen, vornämlich aus dem Heerlager der Kirche, geſammelt auf einer Reiſe in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutſchland im Jahre 1842. Th. 1. Leipzig 1843.

Journals of the Mission. Isenberg and Krapf, Missionaries of the church missionary society, detailing their proceedings in the Kingdom of Shoa, and journeys in other parts of Abyssinia, in the years 1839, 1840, 1841 and 1842. London 1843.

Fred. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide et en Crimée. Vol. 6. Schluß des Textes. Paris 1843.

J. G. L. Dorſt, Württembergiſches Wappenbuch oder die Wappen des immatriculirten Adels im Königreiche Württemberg. Heft 1. 2. Halle 1843.

— —, Schleſiſches Wappenbuch. Heft 1. 2. Görlitz 1843.

F. D. Gerlach, Die römiſche Cenſur in ihrem Verhältniß zur Verfaſſung. Baſel 1843.

Dr. C. E. Geppert, Die altgriechiſche Bühne. Leipzig 1843.

G. E. Burkhardt, Handbuch der klaſſiſchen Mythologie nach genetiſchen Grundſätzen. Abth. 1. Griechiſche Mythologie. Bd. 1. Die Mythologie des Homer und Heſiod. Leipzig 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Plantarum imagines et descriptiones Floram rossicam illustrantes. Confecit Dr. E. R. Trautvetter, Botanices P. p. o. in Univers. St. Vladimiri Kioviensi etc. etc., Fasc. I et II. Monachii 1844. Impensis auctoris. 4°. Cum tab. X lapid. incisis.

Wenn von der Flora des ruſſiſchen Reiches als von einer ſelbſtſtändigen Provinz in dem Gebiete der Pflanzenkunde geſprochen wird, ſo ſchließt man dabey gleichſam von ſelbſt das große ebene oder hügelige Land aus, welches gegen Weſten von Preußen und der Oſtſee, gegen Norden von Lappland, dem weißen und dem Eismeere, gegen Oſten vom Uralgebirge umgränzt, in ſeiner Pflanzenproduktion ſich von der Flora Norddeutſchlands und Scandinaviens kaum anders als nur durch noch verminderte Artenzahl unterſcheidet und erſt in ſeinem ſüdlichen Theile, in den unteren Flußgebieten des Dnieſter, Dniepr, Dons und der Wolga einen geſteigerten Reichthum und differente Formen zeigt. Das europäiſche Rußland mit Ausnahme ſeiner ſüdlichſten Provinzen erſcheint in Beziehung auf ſeine Vegetation lediglich als eine homogene Fortſetzung der nordweſtlichen europäiſchen Länder und die vielen ſchätzbaren Specialfloren, welche wir ſeit faſt zwey Jahrhunderten nach und nach über einzelne Diſtrikte jenes Reiches erhielten, haben uns vielmehr Aufſchlüſſe über die Verbreitung der europäiſchen Pflanzenarten geliefert als ihre Anzahl vermehrt. Erſt jenſeits der Wolga und des Urals in dem unermeßlichen Gebiete Nordaſiens, das gegen Norden vom Eismeere, gegen Oſten von den Meeren von Kamtſchatka und Ochozk umſpült, gegen Süden endlich von der mächtigen Gebirgskette des Altai und ſeiner weſtlichen und öſtlichen Fortſätze umgürtet wird, tritt eine eben ſo eigenthümliche als reiche, wenn gleich noch an vielen Orten mit europäiſchen Arten gemiſchte Vegetation auf, deren ſüdlicher Fortſetzung nachzugehen die bisherige feindſelige Abgeſchiedenheit des angränzenden chineſiſchen Reiches noch nicht geſtattet hat. Dieſe nordaſiatiſche Vegetation war denn auch gemeint, wenn früher von dem Reichthum der ruſſiſchen Flora geſprochen ward, bis in neuerer Zeit auch die blühenden Länder um das ſchwarze und kaspiſche Meer mit den öſtlich anſtoßenden Steppenſtrecken als wieder differente Beſtandtheile noch hinzu traten. Zwar verſtrich noch mehr als ein Jahrhundert bis nach der erſten Entdeckung und Eroberung Sibiriens durch den Koſaken-Hetman Jermak Timopheyew i. J. 1584 Naturforſchern geſtattet war, die durch Kriegs-, Jagd- und Handelszüge eröffneten Pfade nach ihrer Weiſe zu begehen und weiter zu verfolgen, aber ſchon unter Peter dem Großen und ſeitdem unausgeſetzt durch das ganze 18. und 19. Jahrhundert war die ruſſiſche Regierung eifrig darauf bedacht, jene Gegenden auf das Sorgfältigſte unterſuchen zu laſſen. Die zahlreichen zu dieſem Behufe auf einander folgenden Expeditionen gaben ehrenvolles Zeugniß für die hiebey vorwaltende Tendenz des Gouvernements, welches neben der Erweiterung ſeines Bergbaues, Fiſchfanges und Pelzhandels die wiſſenſchaftliche Bedeutung ſolcher Ausrüſtungen in naturhiſtoriſcher, geographiſcher und ethnographiſcher Hinſicht nie aus den Augen ließ und in allen ſeinen Inſtructionen

Digitized by Google

hervorhob. Die Reihe der hiezu verwendeten Männer, die zum Theil Märtyrer ihres Forſchungseifers wurden, begann, was Pflanzenkunde betrifft, noch unter Peter dem Großen mit Daniel Meſſerſchmidt aus Danzig, der vom Jahre 1719 bis 1726 Sibirien durchzog. Gleichzeitig war Gottl. Schober ſüdlich an die Ufer der Wolga, an das kaspiſche Meer und nach dem Nordweſten von Perſien geſendet worden, während Joh. Chriſt. Buxbaum die Küſten des ſchwarzen Meeres und Klein-Aſien bereiſte. Auf ſie folgten in Sibirien und den angränzenden Ländern Gerber und Heinzelmann, (deren Nachlaß mit dem von Meſſerſchmidt und Schober J. Amann herausgab,) Bering, Steller, Kraſcheninnikow, J. G. Gmelin, J. Jak. Lerche, Sam. Gottl. Gmelin, Laxmann, Lepechin, Güldenſtädt, Falk, Georgi, Sievers, Hablizl und als der wichtigſte unter Allen Sim. Pallas. Die erſte umfaſſende Arbeit über die Flora von Sibirien lieferte J. G. Gmelin, der nicht abgeſchreckt durch die Feuersbrunſt, die i. J. 1738 ihm in Jakuzk alle ſeine ſeit dem J. 1733 erworbenen Herbarien und Manuſcripte verzehrte, ſeine Sammlungen wieder erſetzte und bis zum Jahre 1743 bereicherte, dann aber von 1747—69 in 4 Quartbänden ſeine Flora sibirica (die letzten 3 Bände von ſeinem Neffen S. G. Gmelin beſorgt) herausgab. Aber der erſte Verſuch zu dem großen Unternehmen, eine Flora des ganzen ungeheuren ruſſiſchen Reiches mit Abbildungen herauszugeben, war Pallas vorbehalten, deſſen Reiſen faſt alle Provinzen desſelben umfaßt hatten. Leider erſchienen nur 2 Bände dieſer ausgezeichneten Arbeit. Der größte Theil der Pallas'ſchen Entdeckungen blieb auf dieſe Weiſe der gelehrten Welt verborgen und mußte im 19. Jahrhundert von den Männern erſt wieder aufgefunden werden, welche nun die von ihren Vorläufern begonnenen Arbeiten fortſetzten und erweiterten. Es würde zu weit führen, hier die Namen aller derer aufzuführen, welche ſeither theils auf eigenen Reiſen, theils durch die wiſſenſchaftliche Bearbeitung von Sammlungen Anderer ſich Verdienſte um die Flora des außereuropäiſchen Rußlands oder der ſüdlichſten europäiſchen Provinzen des Reiches erworben haben.*) Wir übergehen deßhalb ſelbſt die in den letzten Decennien gelieferten großen monographiſchen Arbeiten über die Flora des Kaukaſus, des Altai, der Baikal-Region, Dauuriens u. ſ. w., um zu bemerken, daß ſeit Pallas erſt v. Ledebour im Jahre 1841 es wieder unternahm, eine Flora rossica sive Enumeratio plantarum in **totius** imperii rossici Provinciis europaeis, asiaticis et americanis hucusque observatarum, eine möglichſt vollſtändige Flora der ganzen Monarchie aus dieſen Materialien zuſammenzuſtellen und durch ſeine eigenen reichen Beobachtungen und Entdeckungen zu ergänzen. Die Schwierigkeiten, eine ſolche Aufgabe für ein Reich zu löſen, welches lediglich als politiſche Einheit die differenteſten Zonen und Klimate umfaßt und deſſen Marken in drey Welttheilen ſtehen, ſind an und für ſich groß genug, aber bey Rußland ſteigern ſie ſich noch theils durch die immer fortſchreitende Erweiterung der Gränzen, theils durch die fortwährende Ausbeutung des bereits erworbenen Gebietes, die noch weit von ihrer Vollendung ſteht. Aber eben deßhalb verpflichtet ſich der hochverdiente Hr. Verf. das naturforſchende Publikum auch zu doppeltem Danke, daß er ſo raſch und rüſtig in ſeiner großen Arbeit fortfährt und uns mit Zuverſicht hoffen läßt, in wenig Jahren eine Ueberſicht des Pflanzenſchatzes der ganzen ruſſiſchen Monarchie zu beſitzen, ſo vollſtändig als dieſelbe am Schluſſe der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erlangen war. Mögen dann reiche Nachträge die Zahl der Arten immerhin noch ſo beträchtlich erweitern, ihm bleibt für alle Zeiten das Verdienſt, die Maſſe der bis zu ſeiner Zeit aufgehäuften Materialien zum Erſtenmale in eine Einheit gebracht, und damit zugleich auf die noch vorhandenen Lücken aufmerkſam gemacht und deren Ausfüllung angebahnt zu haben.

Zu letzterem Zwecke liefern die oben angeführten Imagines et Descriptiones des Herrn Profeſ-

---

*) Wie Adams, Beſſer, Marſchall v. Bieberſtein, Bongard, v. Bunge, v. Chamiſſo, Eichwald, Erdmann, Eſchſcholz, F. Fiſcher, Gebler, Hoffmann, Hohenacker, Karelin, v. Ledebour, Leſſing, Mertens, C. A. Meyer, v. Nordmann, Parrot, Poſtels, Rupprecht, Schrenk, Steven, Trautvettee, Trinius, Turczaninow u. A.

ſor Trautvetter in Kiew einen ſehr ſchätzbaren Beytrag. Der Herr Verfaſſer beabſichtiget, in derſelben diejenigen ruſſiſchen Pflanzen, welche noch gar nicht oder nicht genügend abgebildet ſind, in Original-Umriſſen mitzutheilen und durch Beſchreibungen zu erläutern. Er ſteckt ſeinem Unternehmen, welches demnach eine Iconographia florae rossicae beabſichtiget, vorläufig keine Gränzen weder in Beziehung auf den Umfang, noch durch eine bindende ſyſtematiſche Reihenfolge und ſucht das Werk durch die Wohlfeilheit des Preiſes ſo viel möglich allen Freunden der Pflanzenkunde zugänglich zu machen. Indem wir aber alles dieſes mit dem größten Danke anerkennen, können wir doch auch den Wunſch nicht verhehlen, daß auf die Ausführung der Tafeln, beſonders der Analyſen mehr Sorgfalt in Rückſicht auf die Darſtellung der Details verwendet ſeyn möchte. Wir ſind mit dem verehrten Herrn Verf. darin ganz einverſtanden, daß das Koloriren von Pflanzenabbildungen eigentlich nur Luxusſache und oft ſogar bey nicht ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit der Wiſſenſchaft eher nachtheilig als nützlich ſey; aber andererſeits glauben wir auch, daß lediglich ſchwarze Umriſſe beſonders in den Analyſen wenigſtens für ſchwierige oder artenreiche Gattungen nicht mehr zu ſicherer Unterſcheidung ausreichen. Unter den vorliegenden Tafeln iſt uns dieſes beſonders bey Tab. 6, 7 und 8 fühlbar geworden. Indem wir aber dieſes Bedenken äußern, verkennen wir auch die großen Schwierigkeiten nicht, welche der Hr. Verfaſſer bey der iſolirten Lage und Entfernung ſeines Wohnortes in Herausgabe eines Kupferwerkes zu überwinden hat und die ſolche Gebrechen faſt unvermeidbar machen. Im Uebrigen iſt die Ausſtattung des Werkes in jeder Weiſe genügend und wir ſehen der Fortſetzung mit Verlangen entgegen.

Die vorliegenden beyden Hefte enthalten 10 Tafeln (5 Tafeln bilden jedesmal ein Heft) und ſtellen dar: Tab. 1. **Fritillaria Dagana Turcz.** aus Transbaikalien. 2. **Plecostigma pauciflorum Turcz.** (Tulipa ornithogaloides Fisch.) von Baikal und der Angara. 3. **Allosurus minutus Turcz.** Eben daher. 4. **Corylus heterophylla Fisch.** vom Argun. Die Pflanze iſt in Beziehung auf ihre Verbreitung intereſſant, da ſie auch im v. Siebold'ſchen Herbarium aus Japan vorliegt. 5. **Betula Gmelini Bunge** aus Daurien. 6. **Thujaecarpns juniperinns Trautv.** aus den kaukaſiſchen Gebirgen (Junip. oblonga M. Bieb.). Der Herr Verfaſſer trennt die Pflanze von Juniperus, weil die Schuppen des weiblichen Zäpfchens nicht wie bey letzteren zur Reife in eine Scheinbeere verwachſen, ſondern zwar fleiſchig werden, aber bis zur Hälfte ihrer Höhe hinab von einander getrennt bleiben und die Samen deshalb frey ſtehen. Dieſe Abweichung von den übrigen Juniperns-Arten rechtfertigt allerdings die Aufſtellung einer künſtlichen Gattung, die aber dadurch noch ſehr merkwürdig würde, wenn, wie der Text es angiebt, die Samen mit den Fruchtſchuppen alterniren, ſtatt wie bey allen übrigen Coniferen ihnen gegenüber zu ſtehen. 7. **Cupressus americana Trautv.** Von der Inſel Sitcha an der Nordweſtküſte von Amerika und früher von Bongard als Thuja excelsa aufgeführt. Der Herr Verfaſſer weißt aus der ſchildförmigen Geſtalt der Fruchtſchuppen nach, daß die Pflanze eher zu Cupressus als zu Thuja gezählt werden müſſe. Doch weicht ſie auch von erſterer Gattung durch nur zwey breitgeflügelte Samen in der Achſel jeder Schuppe ab und ſcheint ſo zu dem von uns aufgeſtellten genus Retinispora (Flora japon. II. p. 36. Tab. 121—23) zu gehören, welches demnach von Japan nach der amerikaniſchen Küſte überſetzte. Nur fehlen die Harzſtreifen auf der Samenſchale, die den japaniſchen Arten zukommen. 8. **Ribes pulchellum Turcz.** aus der chineſiſchen Mongolei. 9. **Statice graminifolia Ait.** aus den Wolga-Steppen. 10. **Orithya nutans Trautv.** (Ornithogalum uniflorum Bess.) von der Angara.

Dieſes der Inhalt der erſten beyden Hefte. Möge ein der Wichtigkeit ſo wie dem billigen Preiſe des Werkes entſprechender Abſatz den Herrn Verfaſſer ermuntern, ſo raſch als möglich in ſeinem verdienſtlichen Unternehmen fortzufahren!

Z.

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Dr. Ed. Burckhardt, Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit von drr Stiftung der heiligen Allanz bis zum Tode Feiedrich Wilhelm III. 1815 — 1840. Abth. II. Llef. 7—9. Schluß des Weikes. Leipzig 1843.

Alb. Forbiger, Handbuch der aicen Geographie aus den Quellen brarbritrt. Br. 2. Schluß. Lripzig 1844.

Ad. Ferguson, The history of the progress and termination of the roman republic. Philad. 1838.

Dr. A. Wittlch, Erinnerungen an Liſſabon. Berlin 1843.

Juan de Echevorria, Paseos por Granada y sus contornos o descripcion de sus antiguedades. Vol. 1. 2. Granada 1814.

Bernardo Desclot, Relacion historica de la famosa invasion del exercito y armada de Francia en Cataluña en 1285. Madr. 1793. 4.

Censo de poblacion de las provincias y partidos de la corona de Castilla en el siglo XVI. Madr. 1829. fol.

Melch. Delfico, Memorie storiche della republica die San Marino. Capolago 1842.

Carlo Cuneo, Memorie sopra l'antico debito publico, mutui e banca di S. Georgio in Genova. Genua 1842.

Louis Blanc, Histoire de dix ans. 1830 — 1840. Vol. 4. Paris 1843.

Thomas Carlyle, The French Revolution. Vol. 1 — 3. London 1842.

M. Tournois, Histoire de Louis-Philippe-Joseph, duc d'Orléans et du parti d'Orléans dans ses rapports avec la révolution française. Vol. 1. 2. Paris 1840 — 43.

Ph. Jaffé, Geſchichte des deutſchen Reiches untrr Lothar dem Sachſen. Gekrönte Preisſchrift. Berlin 1843.

D. E. Willkomm, Sagen und Mährchrn aus der Obrrlauſitz. Th. 1. 2. Hannover 1843.

Lübeckiſches Urkundenbuch. Mit 1 Facſimile und 4 Siegeltafeln. Lübeck 1843. 4.

Dr. Joſ. Aſchbach, Geſchichte der Graſen von Wertheim von den ältrſten Zeiten bis zu ihrem Erlöſchrn im Mannsſtammr im Jahrr 1556. Aus den urkundlichen Qnellen vearbeitet. Th. 1. 2. Frankf. 1843.

Tombleson, Upper Rhine. London 1840.

Dr. Steiner, Ludewig I. Großherzog von Hrſſen und bey Rheln, nach ſeinrm Leben und Wirken. Offenbach 1842.

G. W. Leibnitz, Grſammelte Werkr aus den Handſchriſten der k. Bibliothek zu Hannover, herausgegeben von G. H. Pertz. . Folge. Geſchichte. Bd. 1. Hannover 1843.

L. Graf von Thun, Die Stellung der Slowaken ln Ungarn beleuchtrt: Peag 1843.

Chr. A. Peſcheck, Geſchichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und ſeltenen gleichzeitigen Quellen brarbrltet. Bd. 1. Vorgeſchichte bls 1621. Leipzlg 1844.

Oeſteerelch im Jahre 1843. Hamburg 1843.

F. W. Barthold, Geſchichtr von Rügen und Pommern. Th. 4. Bd. 1. vom Auftrrten der Hohenzollern in der Mark Brandruburg (1411) bis zur Rückkehr Boglslaws X. vom heil. Grabr (1498). Hamburg 1843.

J. G. Hoffmann, Sammlung kleinrr Schriften ſtaatswirthſchaftlichrn Inhalts. Berlin 1843.

Dr. J. N. Buchingrr, Julius Echter von Meſpelbrunn, Biſchof von Würzburg und Hrrzog von Franken. Llef. 1. 2. Würzbueg 1843.

Dr. F. C. Kist, De levens-geschiedenis van Orland de Lassus. S Gravenhage 1841.

Chr. Mor. Engelhardt, Naturſchilderungrn, Sittenzüge und wiſſenſchaftliche Bemerkungen aus den höchſten Schweizeralpen in Süd-Walis und Graubündten. Baſrl 1840.

Collection de Chroniques Belges inédites. Les gestes des Ducs de Brabant, en vers Flamands du quinzième siècle, publiés par J. F. Willems. T. II. Bruxelles 1843. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Organismus der philoſophiſchen Idee in wiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Hinſicht. Von Dr. Joſeph Hillebrand. (*Ὁ μὲν φιλόσοφος περὶ τὰς ἰδίας σπουδάζει.* Aristotel. Problem. XXX. 9.) Dresden und Leipzig. 1842.

Philoſophiſche Syſteme ſind Verſuche, die Einheit zu denken, in der Alles beſchloſſen und begriffen iſt. Eine ſolche allumfaſſende Einheit, alles Seyns und Denkens Princípium kann in Wahrheit nur ein Weſen ſeyn, was, in ſich ſelber vollkommen, ſich ſelbſt denkend und wollend, um ſeiner Liebe genug zu thun, eine Welt erſchafft zu ſeiner ſelbſt Darſtellung. Denn nur ein ſolches Weſen kann als urſprünglich und ewig, als ſelbſtſtändig beſtehend und ſich ſelbſt beſtimmend, als ſich ſelbſt mittheilend und ſich ſelbſt verherrlichend gedacht werden. Nur die allumfaſſende Fülle erklärt die Mannigfaltigkeit der einzelnen Weſen, Thatſachen und Erſcheinungen; nur in der Idee der göttlichen Vollkommenheit ſind die Thathandlungen des Geiſtes und die Harmonie der ſittlichen Welt beſchloſſen und begriffen.

Indeſſen da jeder Allgemeinbegriff, jede Kategorie der Natur und des Geiſtes als in dieſer Einheit begriffen, dieſer Univerſalität in mittelbarer Weiſe theilhaftig wird und von jedem Einzelnen aus die Zuſammengehörigkeit aller Einzelnen angeſchaut werden kann, iſt eine unendliche Mannigfaltigkeit von Anſchauungsweiſen und Denkprincipien möglich, die ebenſo relativ wahr, als ſie einſeitig und beſchränkt ſind. Die Geſchichte der Philoſophie iſt die Entwicklung und Darſtellung dieſer Mannichfaltigkeit, welche unter einem höheren Geſetze ſteht, unter einem Geſetze, das allen in der geſchichtlichen Bewegung begriffenen mehr oder weniger verborgen bleibt.

Die herrſchende Kategorie der neuern Philoſophie war bis jetzt der Gegenſatz von Denken und Seyn. So gewiß dieſer Gegenſatz relativ wahr iſt und ſo gewiß das Bewußtſeyn über dieſen Gegenſatz in der kritiſchen Philoſophie und in der Philoſophie der Identität zu den wichtigſten Entdeckungen geführt und uns zur Selbſterkenntniß gebracht hat, ſo iſt er doch ein beſchränkter und, für ſich feſt gehalten, ein beſchränkender Geſichtspunkt. Den Gedanken oder das Seyn einerſeits zu iſoliren und ſie andererſeits zum Princípe der Welt zu machen, iſt der vollſtändigſte Widerſpruch: das Seyn als abſtractes Object iſt vollkommen unfähig, Freyheit und Wahrheit zu erzeugen, und der abſtracte Gedanke ebenſo unfähig, Leben hervorzubringen und Seligkeit.

Aber auch die Einheit von Denken und Seyn iſt noch nicht der höhere Geſichtspunkt, den wir ſuchen, — wir ſuchen die ſelbſtſtändige Einheit, in welcher die Identität von Seyn und Denken begründet iſt, die Idee ſelbſtſtändiger Genugſamkeit. Die Identität von Denken und Seyn, der Gegenſatz von Freyheit und Nothwendigkeit ſind Kategorien und Probleme, deren Löſung vorzugsweiſe der Vergangenheit angehört; wir ſuchen die Einheit der Freyheit und der Liebe, die Einheit der Wahrheit und des Friedens.

Digitized by Google

J. G. Fichte und Hegel haben das Ich, die abſolute Thätigkeit, die Subjectivität, den reinen Gedanken — das eine Moment jenes Gegenſatzes — zum Principe gemacht. Wir erkennen den Gedanken an als Urheber und Geſetzgeber der Welt, als ſelbſtſtändigen Endzweck der Freyheit — aber nicht dem Gedanken im Sinne jenes Gegenſatzes, nicht dem Gedanken als actus purissimus, nicht dem abſtracten Gedanken können wir die Prädikate der Urſprünglichkeit, der Selbſtſtändigkeit und Selbſtbeſtimmung beylegen, ſondern, daß der Gedanke Urheber der Welt ſey, dazu iſt erforderlich, daß er in ſeiner ewigen Einheit mit der Liebe gedacht, daß er im unendlichen Geiſte begriffen werde. Der Gedanke iſt Princip der Welt als Gedanke der göttlichen Liebesvernunft, als der Geiſt der göttlichen Wahrheit.

Der Verf. aber folgt Fichte und Hegel. Er macht, wie er ſagt, den Verſuch „das philoſophiſche Denken nach ſeiner ſelbſtinnerlichen und nothwendigen Entwicklung und Beſtimmung, ſowohl in wiſſenſchaftlicher, als auch und zwar vornämlich in geſchichtlicher Beziehung vorzuführen.“ Die philoſophiſche Idee iſt ihm „das abſolute Denken, der Geiſt, in ſo fern er als freye Subjectivität den reinen Begriff des Seyns ſucht.“ Der Ausgangspunkt iſt ihm der Gedanke der abſolut thätigen Subjectivität, wie er auch in früheren Schriften (S. Philoſophie des Geiſtes p. 65) den Geiſt als das „ſubjective Seyn, in ſo fern es ſich ſelbſt als Objectivität hat und ſeine eigenen Beſtimmungen an ſich ſetzt,“ beſtimmt. Für den Verf. iſt die „abſolute Thatſache, d. h. diejenige, welche keine Vorausſetzung hat, als ſich ſelbſt, der reine Gedanke, denn alle andere Thatſächlichkeit, innerliche wie äußerliche, wird von ihm erſt als ſolche geſetzt und beſtimmt, während er urſprünglich nur ſich ſelber ſetzt.“ „Er bildet die höchſte und letzte Inſtanz, von welcher jede gegebene Wirklichkeit das Recht der Wahrheit zu erwarten und zu nehmen hat. Als abſolute Thatſache enthält derſelbe aber auch weſentlich die abſolute Poſition, oder, indem er ſich ſchlechthin ſetzt, ſetzt er auch das Seyn. Er iſt hiemit zugleich auch ſein abſoluter Anfang, und in dieſem eben ſo ſehr ſeine Unmittelbarkeit, als Mittelbarkeit, denn in ſeiner ſchlechthinigen Selbſtbejahung liegt die Nothwendigkeit, auch ſchlechthin ſich auf ſich ſelbſt zu beziehen.“

Es iſt eine grundfalſche Vorſtellung, daß der „reine Gedanke“ einer Vorausſetzung, eines prius nicht bedürfe. An ſich ſelbſt und für ſich iſolirt kann der reine Gedanke nicht gedacht werden, — ein ſolcher abſtracter Gedanke als für ſich beſtehend iſt ganz undenkbar: er iſt nur denkbar als die Thätigkeit, als die Selbſtbeſtimmung, als die Selbſtbethätigung eines Weſens, das in ſich ſelbſt befriedigt iſt, das Gedanke iſt, indem es Friede iſt, das denkt, indem es liebt. Dieſe urſprüngliche Einheit des Gedankens und des Gefühls, der Freyheit und der Liebe, welche das prius und die Vorausſetzung für den Gedanken iſt, wird durch jede pſychologiſche Erfahrung beſtätiget, durch jedes ethiſche Poſtulat bewieſen: der große, der gute, der hochgeſinnte Menſch iſt die ebenbildliche Darſtellung jener urſprünglichen Einheit. Nur die Liebe macht uns frey, die Hingebung, die Selbſtvergeſſenheit, die Selbſtaufopferung. — Platon erfüllt dieſe höheren Forderungen an ein wahres Principium in der Idee des Guten. Die Idee des Guten (Republ. VI. und VII. Phileb.) ſey der Gedanke, auf den Alles bezogen werden müſſe, alles Rechten und Schönen Grund, in der ſichtbaren Welt das Licht, in der überſinnlichen Welt Wahrheit und Vernunft hervorbringend. Wie die Sonne dem, was wir ſehen, nicht nur die Fähigkeit, geſehen zu werden, mittheilt, ſondern auch Leben, Wachsthum und Gedeihen, ſo ſey die Idee des Guten für das Erkannte nicht nur der Grund der Erkennbarkeit, ſondern auch ſeines Seyns und Weſens Grund; das Weſen aber iſt nicht ſelbſt das Gute, ſondern das Gute iſt erhabener, ehrwürdiger und mächtiger, als das Weſen.

Bey dieſer dialektiſch unrichtigen Vorſtellung und Vorausſetzung iſt „das Abſolute“ nach dem Verf. „die in der Univerſalität der Wirklichkeit vermittelte Identität der Allgemeinheit und Beſonderheit des Seyns, oder die in ihrer vollen Concretion ſich ſelbſt adäquate abſolute Thätigkeit, die in der Wirklichkeit ſchlechthin vollkommene Thätigkeit.“ Wenn auch der Verf. fortfährt, das Abſolute könne

Digitized by Google

weder eine reine Abſtraction, noch eine iſolirte Concentration ſeyn, ſo reicht, bey jenen Vorausſetzungen, dieſe Beſtimmung nicht hin, den Begriff des Abſoluten wahrhaft und wirklich d. h. dem Gehalte nach zu erweitern. Der gehaltvolle Begriff des Abſoluten iſt der Begriff der Vollkommenheit; der Begriff der Vollkommenheit aber wird durch die Dialektik des Verf. auf den Begriff der Realität reducirt. Das „Abſolute" iſt nicht dadurch das Vollkommene, daß es Alles, was zu ihm gehört, was von ihm ausgehen kann, ſeine ganze Möglichkeit als Wirklichkeit affirmirend von ſich aus ſetzt und zu ſeiner Beſtimmung hat, u. ſ. ſ. — ſondern vollkommen iſt Gott, ſo fern er die Wahrheit iſt, die Heiligkeit, die Liebe, die Seligkeit. Auf dieſe gehaltvollen Beſtimmungen kommt es an.

Nach den Principien des Verf. beginnt der „wiſſenſchaftliche Organiſationsproceß" mit der „abſtracten Selbſtbeſtimmung der Idee oder mit dem reinen Selbſtanfange und der allgemeinen Selbſterfaſſung des Denkens, gewiſſermaſſen (!) mit dem Denken des Denkens." „Der nächſte Fortſchritt iſt ſodann dieſer, daß ſich die Idee zur objectiven Beſtimmtheit bringt, d. h. die Natur als Moment ihrer Selbſtbeſtimmung nimmt und an derſelben ihre abſtracten Kategorien realiſirt findet." „Die dritte Richtung erweiſt ſie darin, daß ſie ſich in ihrer eigenen Subjectivität beſtimmt, d. h. ſich ſelbſt als freye Wirklichkeit faßt, ſomit eben ſo ſehr ihre abſtracte Allgemeinheit als ihre objective Naturbeſtimmtheit an ſich aufhebt und ſich als Einheit beyder, damit aber als die poſitive Exiſtenz der Freyheit, als das ſich ſelbſt ſetzende und ſelbſt bewußte Seyn begreift." „Die Wiſſenſchaft der Idee zertheilt ſich alſo in drey Wiſſenſchaften: I. Dialektik, II. Naturgeſchichte, III. Geiſtesphiloſophie."

Iſt dieſe Syſtematiſation eine reale, im Weſen der Natur und des Geiſtes begründete? Sie iſt vielmehr nur die Darſtellung und Entfaltung der Idee in dem abſtracten Sinne, in welchem der Verfaſſer die Idee faßt. Die Idee iſt in Wahrheit nicht bloß formelle Selbſtbejahung, ſondern Act des Geiſtes, der ſein Weſen ſelbſt bezeugt, — der Act, in welchem der Geiſt ſich ſeines Weſens bewußt wird. Des Geiſtes Weſen aber iſt Einigkeit ſeiner mit ſich ſelbſt, gehaltvolle, friedensvolle Einigkeit, Einheit der Freyheit und der Liebe. In dieſem Sinne iſt die Idee des Geiſtes Selbſtbewußtſeyn, — nicht ein abſtractes Weſen ohne Leben und Productionskraft, ſondern der Grund und die Macht der Wirklichkeit.

Der Verf. ſagt: „Der Begriff der Dialektik hat die Bedeutung des ſich ſelbſt zu ſeinem reinen Selbſtbewußtſeyn vermittelnden und ſo ſich in ſeinen eigenen Beſtimmungen begreifenden Denkens." Die Dialektik umfaßt zwey beſondere Seiten, als die ſpeculative Dialektik das allgemeine Princip der Wahrheit, als die methodiſche Dialektik die allgemeine Form derſelben. Die methodiſche Dialektik umfaßt den logiſchen Proceß, die logiſchen Geſetze und die logiſchen Formen; die ſpeculative die Begriffe Seyn, Werden und Wirklichkeit.

Nun ſind zwar Seyn, Werden und Wirklichkeit, wie alle Kategorien der objectiven Welt, indem ſie dieß ſind, zugleich Formen des Gedankens; wie Carteſius geſagt hat: „Verum existimo etiam rebus inesse necessario illud omne, quod in illarum ideis reperitur" — und Spinoza: „Ordo et connexio idearum idem est, ac (atque) ordo et connexio rerum." Dieſe Einheit der Idee und der Dinge beruht auf einem ſelbſtſtändigen Grunde, ſie iſt im Weſen des Geiſtes begründet, des concreten, Seyn und Denken umfaſſenden Geiſtes. Wie aber Seyn, Werden und Wirklichkeit Beſtimmungen des reinen Gedankens, wie der Verf. ihn faßt, ohne ihn aus einem ſelbſtſtändigen Princip abzuleiten oder als ſelbſtſtändig nachzuweiſen, wie jene Kategorien Beſtimmungen des reinen Gedankens ſeyen, aus dem reinen Gedanken hervorgehen ſollen, hat der Verf. nicht gezeigt. Denn die allgemeine Beſtimmung, daß im reinen Gedanken das Denken ſich als Seyn beſtimme (ſich alſo beſtimme als das, von dem abſtrahirend er geworden iſt, was er iſt) — iſt nur eine ſcheinbare Löſung dieſes Problems.

Wie in der ſpeculativen Dialektik die philoſophiſche Idee als der Gedanke der ontologiſchen Weſenheit aufgezeigt wird, ſo beſtimmt ſie ſich

Digitized by Google

nach dem Verf. in der methodiſchen Dialektik als allgemeine Form der Wahrheit, als ihre eigene Regel in der Vermittlung der Wahrheit. Der Begriff iſt demnach „das Reſultat der abſoluten Selbſtthätigkeit des Denkens.“ In dieſer Sphäre unterſcheidet des Verf. dialektiſcher Scharfſinn 1) die Selbſtbewegung des Denkens oder den logiſchen Proceß, 2) die Selbſtgewähr des Denkens oder die logiſche Geſetzmäßigkeit, 3) die Einheit des Gedankens mit ſich ſelbſt oder die Form. Der logiſche Proceß beginnt in der logiſchen Theſis, im Entſchluß zum Gedanken, in der logiſchen Abſicht, — ſetzt ſich fort in der logiſchen Antitheſis, in der Auflöſung der reinen Theſis in der Reflexion, in der dialektiſchen Beziehung der Subjectivität des Denkens auf ihre objective Beſtimmtheit, — und findet ſeinen Abſchluß in der logiſchen Syntheſis, in der Selbſteinigung des Denkens als nothwendiges Reſultat ſeiner Selbſtvermittlung. „Die logiſche Syntheſis iſt deßhalb auch die eigentliche Abſtraetion, indem das Denken in ihr die Vereinzelung der Beſtimmungen, die reflexive Gegenüberſtellung als ſolche aufgiebt und ſomit von ſeiner Beſtimmtheit im Einzelnen abſieht, um ſich als immanente Totalität zu haben.“

Als ein Beyſpiel, wie ſich der „logiſche Proeeß“ im concreten Geiſte darſtellt, diene die Lehre von der Kunſt. „Die dritte Richtung der pſychiſchen Subjectivität betrifft die Weſenbedeutung der Form und iſt als Phantaſie bezeichnet worden. Die objective Conſtruction der ſubjeetiven Phantaſie vollzieht ſich in der Kunſt.“ „Dee wahre Endzweck der Kunſt beſteht demnach darin, die Idee als den ſubſtantiellen Endzweck aller natürlich-exiſtentiellen Unmittelbarkeit in dieſer ſelbſt zur Erſcheinung zu bringen. Die Kunſt iſt mithin die Idee oder die Freyheit in ihrer Selbſtverwirklichung. Die weſentlichen Factoren der Kunſt ſind die ideale Subſtanz und die Individualiſirung derſelben in concreter Form oder die Geſtaltung. In der organiſchen Einheit beyder beruht die wahre Kunſthandlung — die Poeſie.“ — „Die Wiſſenſchaft der Kunſt hat, nachdem ſie den Begriff derſelben im Allgemeinen beſtimmt hat, noch die weitere Aufgabe, jenen Proceß auch an ihr als weſentlich aufzuweiſen.“ Die künſtleriſche Theſis, der ideale Anfang und Ausgang der Kunſt iſt nun dieß, „daß die Idee rein mit ſich ſelbſt anfange oder von ſich aus die Hineinbildung in die ſinnliche Exiſtenz motivire, mit andern Worten, ſich als das Princip ihrer objectiven Verſinnlichung oder ſinnlichen Conſtruction bejahe,“ — „damit die Idee ſich als ihre eigene ſinnliche conerete Gegenwart habe, und ſomit ihre Allgemeinheit als das Weſen der formellen Unmittelbarkeit wahrhaft ſetze.“ „Die Kunſttheſis hat nun ihre weſentliche Beſtimmung in der Coneeption,“ die „mit der Erfindung zuſammenfällt.“ „Aus dieſem Selbſtanfange drängt ſich die Kunſtidee aber von ſelbſt fort zur Entwicklung ihrer beſondern objeetiven Momente, zur eoncreten Gliederung ihrer Allgemeinheit. Hierin liegt die Bedeutung der künſtleriſchen Antitheſis. Da nun dieſelbe ganz eigentlich (?) die Vermittlung der wirklichen Kunſtgeſtalt enthält, ſo fallen in ihren Kreis alle diejenigen Beziehungen, welche als weſentliche Beſtimmungen der idealen Wirklichkeit gelten müſſen, der Kunſtſtoff, die Specification, die Technik, die künſtleriſche Syntheſis aber iſt die immanente Totaliſirung der geſammten Kunſthandlung in der Exiſtenz des Werkes.“

Zur hauptſächlichen Aufgabe ſeiner Darſtellung macht der Verf. den „hiſtoriſchen Organismus der philoſophiſchen Idee.“ „Die Geſchichte der Philoſophie iſt aber weſentlich ſyſtematiſche Entwicklung, als die Philoſophie an ſich ſelbſt. Die Idee bleibt ſich ſelbſt Princip und Subſtanz in dem zeitlichen Fortſchritt ihrer Selbſtbeſtimmung, ſie iſt hiemit ihre eigene Immanenz in dieſem Proceſſe und ſo auch ihr eigener Organismus.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Organismus der philoſophiſchen Idee in wiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Hinſicht.

(Schluß.)

Nachdem eine ſolche Conſtruction der Geſchichte der Philoſophie von Mehreren war gefordert und verſucht worden, — begann eine neue Epoche für die Geſchichte und Philoſophie durch *Hegel*, der nicht nur die Geſchichte der Philoſophie in ſich ſelbſt als eine ſyſtematiſche Entwicklung faßte, ſondern auch in der Aufeinanderfolge der Syſteme die Entwicklung der logiſchen und metaphyſiſchen Kategorien darzuſtellen unternahm. Gewiß! die Principien der philoſophiſchen Syſteme entſprechen in ihrer geſchichtlichen Aufeinanderfolge und ihrer innern Entwicklung den Kategorien der Metaphyſik und der Logik, — ſie ſind die Momente einer Totalität, die in ſich ſelbſt ebenſo eine Einheit iſt, als ſie einen unendlich reichen Gehalt aus ſich entwickelt: und Hegels Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie verdient durch die kühne Conſequenz, mit welcher dieſe innere Einheit der Geſchichte der Philoſophie feſtgehalten iſt, jedem ähnlichen Conſtructionsverſuche vorgezogen zu werden. Aber derſelbe Grundirrthum, der andern conſtructiven Darſtellungen zu Grunde liegt, iſt auch in Hegels Geſchichte der Philoſophie die herrſchende Vorausſetzung, — ein Princip, welches gerade das, was es hervorgebracht, ſelbſt wieder aufhebt. Der Widerſpruch zwiſchen der Unendlichkeit des Gegenſtandes und der Beſchränktheit jedes geſchichtlich beſondern Geſichtspunktes macht alle dieſe Darſtellungen ſo ſich in ſich ſelbſt widerſprechend: von einem beſchränkten Geſichtspunkte aus wollen ſie die Totalität der Geſchichte überſchauen und zwar jedes Einzelne in der Ordnung und Stellung erblicken, die es an ſich hat. Die Totalität der Geſchichte in ihrer harmoniſchen Vollendung zu ſchauen, iſt nur des allwiſſenden Gottes. Uns iſt gegeben, die göttliche Wahrheit zu lieben, an ſie zu glauben, nach ihr zu ſtreben, ſie zu erkennen; wir erkennen ſie aber jeder in einer beſchränkten Form, aus einem beſondern Geſichtspunkte. — Die Principien der philoſophiſchen Syſteme ſind die beſondern Kategorien, durch welche wir die Wahrheit denken, uns anſchaulich machen und darſtellen. Den vollſtändigen Zuſammenhang und die innerlich vollkommene Einheit aller dieſer Principien zu erkennen, war Hegel unmöglich, weil er ſelbſt nur ein beſchränktes Princip zu Grunde legte, das ganz unfähig iſt, die Mannigfachheit der phyſiſchen und metaphyſiſchen, der logiſchen und ethiſchen Kategorien zu umfaſſen. Die Idee der hegeliſchen Logik, welche auch in der Geſchichte der Philoſophie ſich ſelbſt gewinnen und hervorbringen, ſich ſelbſt darſtellen und beweiſen ſoll, — wie ſollte dieß Princip der abſoluten Formthätigkeit, der abſoluten Negativität, in lebendiger Entwicklung den Stoicismus in ſich begreifen, und überhaupt *ethiſche Syſteme* erklären, wie ſollte dieß Princip die Forderungen einer *lebendigen Wiſſenſchaft der Wahrheit* in ſich aufnehmen, wie ſollte es ſelbſt eine *Zukunft* verheißen, Gewähr leiſten für eine geſchichtliche Fortbildung der Wiſſenſchaft? Die Geſchichte der Philoſophie, aus dem Geſichtspunkte der hegeliſchen Logik, dem Geſetze der hegeliſchen Logik unterworfen, kann uns nicht befriedigen, weil ſie nur eine einſeitige, beſchränkte

Digitized by Google

Anſicht der Geſchichte gewähet. „So lange die Geſchichte der Philoſophie nicht abgelaufen (ſagt Brandis, Handb. der Geſch. der griechiſch-römiſchen Philoſophie S. 13), vermag eines ihrer Syſteme weder die Geſammtheit der Reſultate philoſophiſcher Forſchung als vereinzelte Momente vollſtändig in ſich zu vereinigen und jedem die ihm zukommende Stelle anzuweiſen, noch uns in den Stand zu ſetzen, auch nur die hauptſächlichen Theorien in ihrer Beſtimmtheit hinlänglich zu begreifen und zu beurtheilen. Gerade darum iſt Geſchichte der Philoſophie eine nothwendige Ergänzung aller Speculation, weil ſie den Kreis der zu behandelnden Probleme erweitert, uns veranlaßt ſolche, die der gegenwärtigen Philoſophie abhanden gekommen oder zu ſehr in den Hintergrund getreten ſind, wiederum ans Licht zu ziehen, ſelbſt veraltete Methoden hie und da von neuem zu verſuchen, und zu umſichtig unbefangener Beurtheilung ſowohl eigener als fremder Gedankenreihen uns anleitet.“

Der Verf. aber läßt ſich genügen an abſtracten Principien, an der *νόησις νοήσεως*. „Der Geiſt, als die Subjectivität des Seyns und damit die Freyheit, ſucht eben in der Philoſophie ſich als dieſe Subjectivität des Seyns, nicht bloß an, ſondern auch für ſich d. h. ſich als das freye Seyn ſelbſt zu begreifen, oder das reine Wiſſen, die ſubjectio-objective Selbſterkenntniß des Geiſtes, die *νόησις τῆς νοήσεως*, iſt das nothwendige Ziel aller Philoſophie.“ Wie das Princip, ſo die Eintheilung. „Es ergiebt ſich hieraus (hieraus?), daß der Geiſt in ſeinem hiſtoriſchen Proceſſe ſich zuerſt als die unmittelbare Einheit mit der Realität hat, ſich gleichſam als ſeine reine Theſis des Seyns ſelbſt geltend macht, daß er ſodann zu der abſtractiven Selbſtbeſtimmung übergeht, d. h. ſich mehr oder minder in abſtracter Subjectivität und reflexiver Antitheſe ſetzt, und daß er endlich die Einheit ſeiner und des Seyns in der Weiſe ſelbſtbewußter Beſtimmtheit zu erfaſſen ſtrebt oder ſich zur freyen Syntheſis des Denkens und Seyns erhebt.“ Dieſer „allgemein typiſche Curſus“ iſt, ſo wie man ſich von ſelbſt vorſtellt, durchlaufen, und der „philoſophiſche Beruf der Gegenwart ſcheint der zu ſeyn,“ — „die mannichfaltigen Beſtimmungen, welche ſich der freye Gedanke in der Conſequenz ſeines Fortſchrittes gegeben hat, unter verſchiedenen Geſichtspunkten auf einander zu beziehen“ u. ſ. f.

Warum ſollte das reine Wiſſen, die *νόησις τῆς νοήσεως* das Ziel der Philoſophie ſeyn? Indem wie erkennen, wollen wir nicht die *νόησις* allein erkennen, ſondern auch das Weſen der Liebe, des Friedens, der Seligkeit, und um die Kategorien dieſer entgegengeſetzten Ordnungen, des ſelbſtthätigen und des im eignen Frieden ruhenden Geiſtes zu begreifen, müſſen wir den Geiſt denken in ſeiner perſönlichen Einheit und lebendigen Wahrheit. Der Philoſophie Ziel, das Ziel der Geſchichte der Philoſophie iſt nicht jenes reine Wiſſen des Wiſſens, ſondern Erkenntniß und Gefühl Gottes, ſeiner Freyheit und Liebe, ſeiner Seligkeit und Genugſamkeit, und Erkenntniß der Welt als ſeines Geiſtes Schöpfung.

In ſolchem abſtracten Sinne ſtellt der Verf. die Geſchichte dar; und wenn er auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit, die im Weſen der Geſchichte liegt, das die innere Geſchichte durch eine äußere zu ergänzen iſt, zugiebt, wenn er auch ſagt, daß die wahre conſtructive Methode der Geſchichte der Philoſophie nothwendig dieſe zwey Momente enthalte, das ſpeculative wahrhafter Erfaſſung der Immanenz der Idee in ihrer Entwicklung, und das empiriſche richtiger Erkenntniß der hiſtoriſch concreten Beſtimmtheit derſelben, — ſo hat dieſes Zugeſtändniß doch keinen weſentlichen Einfluß auf ſeine Darſtellung. Er ſagt, daß „die pſychologiſche Eigenthümlichkeit der individuellen Repräſentanten der Philoſophie mitſtimmt,“ dürfe nicht unbeobachtet bleiben. In Wahrheit aber hat die „pſychologiſche Eigenthümlichkeit,“ und die ſittliche Geſinnung und der ſittliche Charakter der Philoſophen für die Geſchichte der Philoſophie nicht nur dieſe untergeordnete Bedeutung, ſondern dieſe ſittlichen Perſönlichkeiten ſind ein weſentlicher Theil dieſer Geſchichte. Der charaktervolle, der geſinnungsvolle Menſch ſtellt in ſich ſelbſt, im lebendig perſönlichen Bilde vor, was er denkt, was ihm Wahrheit iſt. Anaxagoras, Heraklit und Sokrates, Jakobi und Fichte ſind Ebenbilder der Tugend, wie ein Jeder von ihnen ſie begriff und erkannte. Philoſophiſche

Digitized by Google

Ueberzeugungen müſſen ſich in ſittlichen Charakteren darſtellen und bewähren; wenn Sokrates ſagt, daß er lieber ſterben wolle, als ſeinen Beruf zur Wahrheitsforſchung verläugnen, ſo iſt dieſer Muth des Todes ein ſpecifiſch anderer Todesmuth, als der des Achilleus, der ſterben will, um Patroklos zu rächen, als der des Mucius, der zum Tode entſchloſſen iſt, um Rom zu befreyen. Der Muth des Weiſen iſt ein anderer, nicht ein leidenſchaftsloſer, denn auch in ihm wirkt ein Affect, die uneigennützigſte, die mächtigſte und beglückendſte Leidenſchaft, die Liebe der Wahrheit.

Von des Verfaſſers Princip aus iſt es eine Inconſequenz, daß er, wie Andere nach ihren Principien mit Fug und Recht gethan haben, die antike Philoſophie nach den aus dem Geſichtspunkt des Verfaſſers unweſentlichen Geſichtspunkt der Nationalität in die Periode der rein nationalen griechiſchen Philoſophie und in die Periode der griechiſchen Philoſophie in ihrer Auflöſung eintheilt. In der erſten Periode unterſcheidet er drey Epochen: 1) die ontologiſch-kosmologiſche Stellung der philoſophiſchen Idee bey den Griechen und zwar a) den Standpunkt der materiellen Objectivität in Thales, Anarimander und Anarimenes, b) den Standpunkt der abſtract ideellen Ontologie bey den Pythagoräern und den Eleaten, c) den Standpunkt der ontologiſch-objectiven Vermittlung bey Heraklit, den Atomiſtikern, Empedokles und Anaxagoras. — 2) Die Epoche der theologiſch-anthropologiſchen Stellung der Idee: a) den Standpunkt des anthropologiſchen Subjects bey den Sophiſten, b) den Standpunkt der anthropologiſchen Subjectivität als ſolcher in Sokrates und den Sokratikern, — 3) die Epoche der ideologiſch-theologiſchen Stellung der Philoſophie und zwar a) den tranſcendent-theologiſchen Idealismus Platons, und b) den immanent-theologiſchen Idealismus der ariſtoteliſchen Philoſophie. In der Periode der Auflöſung der griechiſchen Philoſophie unterſcheidet der Verf. 1) die Epoche der abſtracten Subjectivität bey den Stoikern, bey Epikur und im ſyſtematiſchen Skepticismus, — 2) die Epoche des reproductiven Eklekticismus in der römiſch-griechiſchen Philoſophie, — 3) die Epoche des ſpeculativen Synkretismus im Neuplatonismus.

Die moderne, die chriſtlich germaniſche Philoſophie umfaßt nach dem Verf. die Periode des theologiſchen Idealismus und die Periode des tranſcendentalen Idealismus. Der theologiſche Idealismus umfaßt die Philoſophie des Mittelalters, die Scholaſtik mit dem Ariſtotelismus und die Antiſcholaſtik. Der tranſcendentale Idealismus aber ſoll umfaſſen 1) die Epoche des logiſch-ſubjectiven Tranſcendentalismus in Carteſius, Spinoza und Leibnitz — 2) die Epoche des pſychologiſchen Tranſcendentalismus in Locke und Berkeley, in Hume und in der franzöſiſchen Philoſophie. — Die dritte Epoche des abſoluten Tranſcendentalismus: a) den pſychologiſchen Tranſcendentalismus in Kant und Fichte, b) den ideologiſchen Tranſcendentalismus in Schelling und Hegel.

Dieſe Ueberſicht über den Entwicklungsgang der Geſchichte der Philoſophie wird unſer Urtheil vollkommen beſtätigen, daß der Geſichtspunkt, aus dem der Verf. die Geſchichte überblickt, eben ſo beſchränkt als täuſchend iſt. Es iſt uns nicht der Raum geſtattet, dieſe Verkehrung des wahren Verhältniſſes der philoſophiſchen Syſteme unter einander in allen einzelnen Punkten nachzuweiſen. Ein Beyſpiel möge zeigen, wie wenig dieſe Betrachtung der Geſchichte aus dem Standpunkte Hegels, dem „ideologiſchen Tranſcendental-Abſolutismus des abſoluten Begriffs," diejenigen Syſteme zu erklären und zu beleuchten im Stande iſt, die nicht der Logik als ſolcher angehören: — daß dieſe Betrachtung unfähig iſt, ethiſche Syſteme zu erkennen und zu würdigen.

Von Sokrates ſagt der Verf., er ſtelle dar den Standpunkt der anthropologiſchen Sub-

Digitized by Google

jectivität als ſolcher — im Unterſchied von den Sophiſten, welche den Standpunkt des anthropologiſchen Subjectes vertreten. Und doch führt er ſelbſt aus Ariſtoteles die bekannte Stelle an über des Sokrates ethiſchen Standpunkt, doch ſagt er ſelbſt: „in der That war Sokrates der Erſte, welcher den ſubſtantiellen Inhalt der Idee in dem Sittlichen als ſolchem oder in der ſittlichen Weſenheit fand.“ „Sokrates erhob das Sittliche zum ſelbſtändigen philoſophiſchen Grundgedanken und zwar in der Form des Begriffes; denn er ſuchte das Was deſſelben zu beſtimmen oder ſeine Allgemeinheit zugleich als ein Beſtimmtes zu erkennen.“ „Obwohl Sokrates auf dieſe Weiſe die Idee des wiſſenſchaftlichen Wiſſens zuerſt in ihrer Wahrheit beſtimmt hat, ſo darf doch nicht behauptet werden, daß hierin, wie überhaupt in der dialektiſchen Thätigkeit ſeine vorzüglichſte und weſentlichſte Bedeutung für die Philoſophie zu ſuchen ſey. — Das Ethiſche bildet ſomit den Kern der ſokratiſchen Philoſophie.“ Wenn nun Sokrates Urheber der Ethik iſt, — wie mag der Verf. ſeinen Standpunkt als den der „anthropologiſchen Subjectivität als ſolcher“ bezeichnen? Der ſittliche Geiſt iſt nicht in der Sphäre anthropologiſcher Subjectivität beſchloſſen, — die Idee des Guten iſt ſo univerſell, ſo erhaben, ſo göttlichen Weſens, als der Wahrheit Idee. — Dem Verfaſſer war es möglich, des Sokrates Verhältniß zu den früheren und ſpäteren Syſtemen ſo aufzufaſſen, weil er den ſinnlichen Geiſt, die Idee des Guten nur als Moment ſeines „reinen Gedankens“ begreift, weil er die Ethik der Logik unterordnet, weil er den „ideologiſchen Tranſcendental-Abſolutismus der Naturphiloſophie und des Hegelianismus nicht nur, wie es recht iſt, als weſentliche Entwicklungsmomente des Geiſtes ſich denkt, ſondern ſie als wirkliche Zielpunkte des „hiſtoriſchen Organismus“ der Philoſophie vorſtellt.

Die Syſteme der Naturphiloſophie und der hegeliſchen Logik laſſen uns gerade auch deßhalb unbefriedigt, weil ſie in ſich ſelbſt kein Princip der Sittlichkeit haben, weil das Abſolute dieſes Abſolutismus nicht gedacht und erkannt iſt als der heilige Gott. Die Sittlichkeit und die Tugend galten zu der Zeit, als dieſe Syſteme die Geiſter beherrſchten, als Bedürfniß einer beſchränkten, kleinlichen, perſönlichen Weltanſchauung und Geſinnung: — das Princip der Tugend und Sittlichkeit im göttlichen Geiſte zu denken, war jener Richtung nicht gegeben. Wir aber bedürfen einer ethiſchen Philoſophie zugleich mit der logiſchen Wiſſenſchaft — als einander coordinirte Wiſſenſchaften von gleicher Würde, Berechtigung und Bedeutſamkeit, die ihren gemeinſchaftlichen Grund in der Wiſſenſchaft des unendlichen Geiſtes, ihre gemeinſchaftliche Quelle in der Metaphyſik des perſönlichen Geiſtes haben. Kant und Fichte haben das Sittengeſetz und das ſittlich reine Selbſtbewußtſeyn gedacht, — wir müſſen, um den wahren Begriff des ſittlichen Geiſtes, um die wahre Idee des perſönlichen Geiſtes zu gewinnen, das Reſultat der ſittlichen Freyheit durch das Gebot der Liebe ergänzen, und die Lehre von den Poſtulaten der praktiſchen Vernunft berichtigend, ergänzend, erweiternd auch die theoretiſche Vernunft als Organ evidenter Wahrheit erkennen.

K. Bayer.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Nachgelaſſene Schriften B. G. Niebuhr's, nicht philologiſchen Inhalts. Hamburg 1842. X. und 526 S. 8.

Die größere Hälfte dieſer Sammlung, welche den ganzen literariſchen Nachlaß des berühmten Niebuhr, mit Ausnahme der philologiſchen Arbeiten, (deren zweyte und letzte Lieferung im vorigen Jahre erſchienen iſt,) begreift, nehmen die Briefe aus Holland ein, wo N. im Jahre 1808 bedeutende Aufträge der preußiſchen Regierung zu beſorgen hatte. In dieſen an Verwandte und Freunde gerichteten Briefen iſt natürlich vieles nicht eben Denkwürdige, dem jetzt der Reiz der Neuheit fehlt, womit es gleichwohl früher anziehen konnte; allein das haben dieſe Briefe mit allen andern, die man geſammelt hat, von Cicero und Plinius bis Voltaire und Leſſing, kraft der Natur der Sache, gemein. Dagegen findet ſich darin auch vieles von bleibendem Werthe. Bey aller Entſchiedenheit der Grundſätze und bey aller Stärke in Zuneigung und Abneigung war Niebuhr ein unbefangener Beobachter; ſo begierig als geſchäftig und geſchickt, das Land gründlich kennen zu lernen, in welchem er faſt ein volles Jahr zubringen mußte. Von dieſem Lande erhält man daher durch ſeine Mittheilung eine Vorſtellung wie ſie kaum aus einem andern Buche zu ſchöpfen ſeyn möchte; nicht eingeſchränkt auf den augenblicklichen Zuſtand, ſondern großentheils auch die frühere Zeit umfaſſend und beſondees das innerſte Weſen aufdeckend, das unter allem äußern Wechſel fortdauert. Zum Belege mag folgende Stelle dienen, die einen Bürger aus Haarlem redend einführt und mit einer furchtbar anmuthigen Betrachtung ſchließt.

„Seie 1793, ſagte er, habe er in ſeinem gewöhnlichen Erwerb, ein Jahr ins andere gerechnet, ein Minus von jährlich über 2000 fl. gehabt, ohne die Laſten zu erchnen, die ſeit 1793 bloß an Vermögens-Steuern circa 35 pCt. vom Capital betragen haben, wovon zwae etwas mehr als die Hälfte gezwungenes Anleihen verzinst worden iſt, aber ſo niedrig, daß die Obligationen nur etwa den dritten Theil des Capitals werth ſind. Je nun, ſagte er, ich mußte darauf ſinnen, meinen Verluſt durch einen anderen Erwerb zu decken, und das muß dem fleißigen Manne nicht fehlſchlagen. Jede neue Belaſtung von Vermögens-Steuer konnte ich kommen ſehen; ich war darauf bedacht, wenn es möglich war, es wie wieder zu verdienen. Und ſo haben es die Meiſten allenthalben bey uns in Holland gemacht, und dadurch haben wir uns erhalten, und werden uns, will's Gott, auch einmal wieder erholen. Ehemals war es bey uns ein Grundſatz, daß, wer feſte Einkünfte hatte, die reichlich waren, ſo haushälteriſch lebte, daß er ein Drittel ſeiner Revenuen auflegte, (und ich, Schreiber dieſes, muß hinzufügen, daß dieß nicht auf Koſten dee Menſchlichkeit geſchah;) kam nun ein Unglück, ſo ſcheänkte er ſich ein, aber das Capital griff man nicht an. — O hätte doch unſee Landmann in den reichen Jahren ſo gedacht! denn jetzt werden ihm die magern Kühe wohl alles verſchlingen. Aber hier, wo die freye Verwaltung, die immer noch in einem gewiſſen Grade beſteht, den Municipalbehöeden büegelich moraliſche Verpflichtungen auflegt, die man in der abſoluten Monarchie nicht kennt; hiee, wo ein Oberbeamtee, wenn er in einer kleinen Stadt Luxus und Leichtſinn einführen und begünſtigen wollte, ſtatt ihn mit Strenge niederzuſchlagen, nicht allein verachtet, ſondern auf immer ineligibel geworden ſeyn wüede; hier, wo die föderative Theilung der Adminiſtra-

Digitized by Google

tion jedem Ort, jedem Diſtrict eine allgemeine gemeinſchaftliche Thätigkeit und Intereſſe anwies; hier fand der gute Same guten Boden und Pflege. Ich bleibe und werde immer feſter in meiner alten Ueberzeugung, daß es nicht Leſen und Schreiben und ſogenannte Kenntniſſe ſind, die dem Volk und den Menſchen im Allgemeinen wohl thun, ſondern alte ererbte Maximen; darunter die, daß Verſchuldung Schande und ehrliche Vermehrung ſeines Vermögens für den, der Zeit hat, dafür zu ſorgen, ehrenvoll iſt; daß jeder für ſeinen Beruf geſchaffen iſt und ganz für ihn leben muß, wodurch ſich Verſtand und Urtheil von ſelbſt entwickeln, wenn es da iſt; beſonders wenn die Regierungen die freye gemeinſchaftliche Behandlung aller Communal-Angelegenheiten den Gemeinen ſelbſt überlaſſen, deren Begriff dieß nicht überſteigt. Denn jedes Geſchäft, welches man völlig verſteht, iſt wohlthätig, und wer unverdorben iſt und Intereſſe dabey hat, wird es gut machen; jedes Geſchäft, was man nicht vom Kern aus kennen lernt, geräth nicht allein ſchlecht, ſondern man verdirbt auch dabey; und daher ſind die Gelehrten, wenn ſie ſich ſpäter in die Direction der allgemeinen Staatsgeſchäfte miſchen, nicht allein traurige Pfuſcher, ſondern ſie verderben auch moraliſch dabey.“ S. 88. 89.

Unter den übrigen Beſtandtheilen dieſes Bandes ſind mehrere zuvor nicht gedruckte Aufſätze, zum Theil nur Bruchſtücke. Von Gedrucktem iſt, was aus dem in Oberdeutſchland wenig bekannt gewordenen Preußiſchen Correſpondenten von 1813 und 1814 wiedergegeben wird, das gehaltreichſte. Ref. kann ſich nicht verſagen, auch daraus eine Stelle über den jüngern Pitt auszuheben, in der ſich Niebuhr's ächt conſervative Geſinnung vielleicht klarer und ſtärker als ſonſt irgendwo äußert.

„Pitt lenkte den Staat unter ſo außerordentlichen Umſtänden, daß er Jahre lang das allgemeine Heil als höchſtes Geſetz geltend machen mußte: und daher konnten ſeine Feinde die meiſten Zeitgenoſſen, die immer nur die Oberfläche des Augenblicks ſehen, überreden, er ſey Tory, und es ſey Heucheley, wenn er für Erweiterung der Freyheit auftrete. Er war aber ein reiner Whig, und der Plan zur Parlaments-Reform, welchen er im J. 1785 vortrug, eben ſo gewiß wie ſeine Reden für die Aufhebung des Sklavenhandels, und nicht weniger ſeine Beſtrebungen für die irländiſchen Katholiken innigſter Ernſt. Weil er aber ſo weiſe war und ſein ſtürmiſches Leben in jene entſetzliche Zeit fiel, wo ein epidemiſcher Wahnſinn die Gemüther ergriffen hatte, ſo durchſchaute er früher als faſt alle andern die Unangemeſſenheit der Zeit für eine ſonſt heilſame Veränderung und gab ſie auf. Er war überzeugt, daß der theoretiſchen Projectmacherey der Jacobiner nur durch eiſernes Feſthalten an dem Hiſtoriſchen Einhalt geſchehen könne, bis die Zeit des Wahnſinns ausgetobt haben werde. — Pitt hat nie ein anderes Urtheil geachtet als den Ausſpruch ſeiner Vernunft und ſeines Gewiſſens. Nichts iſt einer revolutionären Faction unerträglicher, als wenn ſie auf dieſe Weiſe ganz unfähig iſt, ihren Widerſacher irre zu machen. Bey großer Tiefe gehen ſcheinbare Widerſprüche aus einer Wurzel empor, die aber auch nur für den ſeichten Beurtheiler ſo erſcheinen, deſſen Meinung von Worten abhängt, ohne Fähigkeit der Anſchauung. Pitt verabſcheute, wie Burke, den Jacobinismus; ſchon den der erſten Nationalverſammlung; weil dieſe hiſtoriſch und anſchaulich gebildeten Staatsmänner vom Anbeginn in ihm die Eröffnung der Pforten der Hölle zur Zerſtörung und zu willkührlichen Einrichtungen ohne allen Beſtand, und den geraden Weg zum Deſpotismus erblickten. Denn das iſt der Geiſt des Jacobinismus: der Traum von einer objectiven Vernunftmäßigkeit in Staats-Einrichtungen, die gegen alle beſtehende Rechte, gegen die Neigungen beynahe der geſammten Nation, gegen ihre Gewohnheiten, ihr aufgedrungen werden ſoll; was ſich dagegen empört, iſt der wahre Geiſt der Freyheit: in einer herkömmlich durch Neigung, Liebe und Gewohnheit beſtehenden ſtrengen Monarchie iſt es der Geiſt der Freyheit, der einem Verfaſſungskünſtler auf Tod und Leben für ihre Erhaltung zu begegnen bereit iſt. Die Vendeer waren die ächten Söhne der Freyheit in Frankreich.“

Digitized by Google

Geſchichte der engliſchen Revolution von F. C. Dahlmann. Leipzig Weidmann. Buchhandl. 1844. 8. 393 S.

Napoleon ſoll einmal geſagt haben: „eine gute Geſchichte Frankreichs müßte vier Bände füllen oder hundert.“ Auf den erſten Blick mag der Umfang, welchen er dem kleinen Werke anwies, zu beſchränkt und der dem großen zugedachte zu gedehnt erſcheinen; wenn man aber bedenkt, wie gar verſchieden die Beſtimmung beyder wäre, ſo wird man in dem geſetzten Unterſchiede des Umfanges kaum noch ein Mißverhältniß finden. Die meiſten Geſchichtswerke ſind für den Zweck der Ueberſicht und des Behaltens zu ausführlich, aber bey weitem nicht reichhaltig genug für den, der ſich über Einzelnes gründlich belehren will.*) Ein Buch zum Leſen ſollte kurz, ein Buch zum Nachſchlagen weitläufig ſeyn.

Vorliegendes iſt ein Buch zum Leſen und Wiederleſen. Nach dieſem Maßſtabe bearbeitet würde die ganze engliſche Geſchichte nicht mehr als vier mäßige Bände geben. Gegenſtand iſt nicht bloß die engliſche Revolution in dem engeren, hergebrachten Sinne, (in welchem damit nur der Sturz Jacob's II. und die Erhebung Wilhelms III. verſtanden wird), ſondern auch die Regierungszeit Carl's I., (welche man von 1642 an die Rebellion nennt,) und ſeiner Söhne (die Reſtauration, 1660—1688) und dazwiſchen die Republik (commonwealth 1649—1660). Voran geht eine Einleitung, die mehr als ein Drittel des Buches einnimmt; Abriß der engliſchen Geſchichte von Wilhelm dem Eroberer an. Zum Verſtändniſſe der Revolutionszeit iſt dieß eine unentbehrliche Vorkenntniß, die der Verf. wohl gethan hat ſelbſt zu geben. Kein Werk iſt vollſtändig und ſelbſtändig zu nennen, das auf andere verweiſt. Aber freylich iſt der Raum für die Hauptſache durch die Aufnahme dieſer Vorbereitung geſchmälert.

Wirklich iſt das ſchöne Buch etwas zu klein. Zwar dürfte auch bey ſcharfer Prüfung kaum etwas Weſentliches ganz vermißt werden. Aber zu vieles zeigt ſich ſo zu ſagen nur augenblicklich und macht, eben da man wünſcht, es recht betrachten zu können, ſchon einem andern Platz. Das ad eventum festinare, ſonſt namentlich bey deutſchen Schriftſtellern ſelten, ſcheint hier etwas übertrieben. Dem Verf. lag, wie er im Vorworte ſagt, am Herzen, Alles, was nicht geradezu zur Sache gehörte, zurückzudrängen, ſich durch keine reizenden Abwege verlocken zu laſſen. Er hätte aber auf dem geraden Wege bleibend nur ſeiner Eile etwas Einhalt thun dürfen, um ſeine allerdings vortreffliche Auswahl der Sachen noch durch manche bedeutende Züge zu bereichern. So wäre z. B. Lord Falkland's Tod ein ſchönes Gegenſtück zu Hampden's S. 210; und S. 358 würde die Weigerung des Herzogs von Somerſet mehr hervortreten, wenn die Antwort, die er auf die Zumuthung Jacob's II. gab, angeführt wäre. Der König fragte ihn nämlich: Bin ich nicht über dem Geſetze? Ja wohl, antwortete der Herzog, aber ich nicht.

Eine andere Ausſtellung, die Ref. zu machen hat, betrifft die Schreibart, eigentlich nur einige Auswüchſe derſelben. Der Vortrag iſt, wie in den früheren Arbeiten des Verf., einfach, klar, gedrängt, lebendig. Ein Mann von ſo verdientem Anſehen, wie der Verf., ſollte aber, wie Ref. bedünkt, Alles

*) Um ein Beyſpiel zu geben, findet ſich in Smollets Geſchichte Englands keine Erwähnung des Geſetzes aus dem 6. Jahre der Königin Anna, kraft deſſen als Hochverräther beſtraft werden ſollte, wer in Schrift oder Druck behauptete, daß irgend jemand ſonſt, als die durch die geſetzliche Erbfolge-Ordnung berufenen, ein Recht auf die engliſche Krone habe; noch der Vollziehung dieſes Geſetzes an einem Buchdrucker zu London, der 1719 zum Tode verurtheilt wurde, weil er eine Schrift vox populi vox Dei gedruckt hatte, worin jene Behauptung aufgeſtellt war.

Digitized by Google

was an das Unedle oder an das Rohe ſtreift, deſto ſorgfältiger vermeiden, weil die Neigung zu ſolcher Unzier in der Literatur des Tages überhand nimmt. Ref. meint Stellen wie die folgenden. S. 297 „da niſteten ſich nun vollends die *Schmeißfliegen ein, die in jedes Vertrauen ſo gern ihr Ey legen.*“ S. 364. „Wer von den engliſchen Katholiken etwas zu verlieren hatte, ſah die Sache in demſelben Lichte, hätte gern die *raſſelnde Eile gemäßigt, mit welcher Jacob's Roſſe vorwärts wollten.*“ S. 355. „Die Hauptbevölkerung (Irlands) wünſchte ſich nichts beſſeres als jene Fülle der Gaben, welche Jakob brachte, allein *man band damit dem Volke die Flügel los, nur ſollte es ja nicht davon fliegen.*“ Solcher, gegen die Würde der Geſchichtſchreibung verſtoßenden Stellen ſind jedoch nicht viele. Dagegen könnten viele ausgehoben werden, in welchen dem Gehalte der Gedanken die Angemeſſenheit des Ausdruckes entſpricht. Eine der treffendſten iſt folgende Charakteriſtik der Regierung der Königin Eliſabeth S. 136.

„Philipp war durch die Eroberung von Portugal der Herr von beyden Indien geworden, und ſtarb ſo zu ſagen als Bettler, ließ ein durch Acciſe, gezwungene Anleihen und Donative ausgeſogenes Land zurück; Eliſabeth beſaß keine Gold- und Gewürzländer, gab auch nicht, wie ihr Großvater, viel auf eine volle Schatzkammer; ſie liebte das Geld, um es zu brauchen, ſah es ſonſt, wie ſie ſich ausdrückte, am liebſten im Kaſten ihrer Unterthanen, muthete dieſen wenig außerordentliche Laſten zu. Darum aber trat der allgemeine Wohlſtand auch in Blüthe und es ward die Luſt des Engländers, ferne Meere halb handelnd halb freybeutend zu durchſchweifen. Schon auch rühmte ſich England der ſchönen Erfindung des Strumpfwirkerſtuhls. Einen ſchweren Mißbrauch verſchuldete Eliſabeths Regierung, die häufige Ertheilung von Monopolen an Günſtlinge, die dadurch das Recht erhielten für eine Anzahl Jahre ausſchließlich z. B. mit Weinen aus dem Süden, mit Eſſig, Oel, Salz und dergleichen mehr zu handeln, ſo daß alle Kleinhändler dieſe Artikel von ihnen beziehen mußten. Als aber das Parlament nicht ruhte mit Beſchwerden, vorſtellte, daß dadurch die Preiſe bis auf das Doppelte hinaufgiengen, gab die Königin nach, widerrief, wie es ſich traf, oder ſuspendirte die Monopole. Und ſo kommen ihre Geſchichtſchreiber halb wider Willen doch immer auf ihr Lob zurück. Dem achten Heinrich war es eigen, ſtets das Staatswohl ſeinen Leidenſchaften zum Opfer zu bringen, und das ſtempelt ihn zum ſchlechten Herrſcher, welcher ohne ſein Verdienſt im Machtgewinne ſtarb. Eliſabeth hatte alle Leidenſchaften ihres Vaters, ſeinen Hochmuth, ſeine Sinnlichkeit geerbt, dazu ein reichliches Maaß von der Unliebenswürdigkeit ihres Großvaters, allein nach den wildeſten inneren Kämpfen trug bey ihr mit wenig Ausnahmen der Staat den Sieg davon. Darum wird ſie als große Regentin geprieſen.“

Dazu gehört auch folgender ſchöner Spruch, der von Allen, die ſich mit hiſtoriſchen Arbeiten befaſſen, wohl beherzigt zu werden verdient:

„Man ſoll ſich den freyen Blick auf das wenige Große, das in der Welt gedeiht, nicht trüben laſſen durch die einzelnen Flecken und Seltſamkeiten, welche daran haften.“

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzog von Burgund, und ſeiner Erben. Mit beſonderem Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denſelben. Von Emanuel von Rodt. Erſter Band mit Karten und Planen. Schaffhauſen, Hurterſche Buchhandlung. 1843. VIII. und 602 S. in 8.

Hr. von Rodt, Patricier des vormaligen ſouveränen Standes Bern, iſt durch eine Geſchichte des Kriegsweſens ſeiner Vaterſtadt als fleißiger und gründlicher Forſcher ſchon ſeit längerer Zeit rühmlich bekannt. Mit Recht begrüßen wir dieſes neue Erzeugniß ſeiner gelehrten Thätigkeit als eine höchſt dankenswerthe Gabe, als ein Werk, welches in der Geſchichtſchreibung eine längſt bemerkte Lücke in erfreulicher Weiſe ausfüllt, indem es die Kriegsthaten eines Fürſten behandelt, deſſen weitausſehende Plane, wären ſie durch glückliche Erfolge gekrönt worden, den europäiſchen Staaten ganz andere Beziehungen und Stellungen zu einander angewieſen hätten, als dieſelben durch den Untergang des burgundiſchen Hauſes nachmals gewonnen haben. Wäre Karls Macht nicht an Ludwigs XI. Schlauheit und an der Herzhaftigkeit der Eidgenoſſen zerſchellt, ſo würde er zwiſchen Frankreich und Deutſchland ein Reich gegründet haben, von den Ufern der Nordſee bis hinauf zu den Hochgebirgen über den geſegneteſten Landſtrich ſich ziehend, gewaltig durch die Kraft und den Muth ſeiner Bewohner, ſtark durch deſſen natürliche Beſchaffenheit, reich, wie durch die Erzeugniſſe ſeines Bodens, ſo durch die Betriebſamkeit und den regen Verkehr der Menſchen, jene beyden Hauptländer Europa's trennend, alſo daß willens- und thatkräftige Regenten desſelben, die Hegemonie über unſern Erdtheil leichter an ſich reißen und ſicherer hätten behaupten mögen, als erſt das habsburgiſche Haus und nach dieſem das bourboniſche Königsgeſchlecht; ja wer weiß, ob dann jenes je zu anderer Bedeutung gelangt wäre, als z. B. das ſächſiſche Haus, ob nicht „der erſte Herzog des heiligen Reiches", oder einer ſeiner nächſten Nachfolger deſſen Krone ebenſo an das Haus Burgund gebracht hätte, wie die Habsburger dieſelbe an das ihrige brachten, ob dieſe Regenten Frankreich gegenüber einſt in diejenige Stellung getreten wären, welche dieſes ſeit Richelieus Tagen in Beziehung zu Deutſchland durch ſo mancherley Mittel angeſtrebt?

Ueber Karls Kriegen mit den Schweizern, in denen er Macht, Heer und zuletzt ſelbſt das Leben verlor, ſind — wie der Verf. richtig bemerkt — ſeine übrigen Waffenunternehmungen in den Hintergrund getreten und iſt auf den innern Zuſammenhang zwiſchen jenen und dieſen weniger Rückſicht genommen, Karls Stellung zu den damaligen europäiſchen Verhältniſſen weniger erwogen, das Ziel, nach welchem er geſtrebt, minder ſcharf ins Auge gefaßt worden, als dieſes alles es verdient hätte. Dieſes Ziel war (das vorliegende Geſchichtswerk giebt die Belege hiefür an die Hand) kein anderes, als *Frankreich zu demüthigen und*, durch *Begründung einer anſehnlichen Macht auf deſſen Koſten, es darniederzuhalten*. Dieſe Entwürfe ſind eben ſo ſehr an der kalten Berechnung und an der unergründlichen Verſchmitztheit

Digitized by Google

Ludwigs XI. als an der ſchnell aufkommenden Kriegsluſt der Schweizer geſcheitert; dieſe waren mehr das Werkzeug, jene die bewegende Kraft; denn es haben doch Ludwigs Beſtechungskünſte in dieſe den Zunder geworfen, und, ohne ſelbſt allzu viel aufs Spiel zu ſetzen, hiedurch des ungeſtümen und kecken Gegners ſich entledigt.

Der Verfaſſer theilt ſein Werk in drey Zeiträume: I. der Kampf zwiſchen Frankreich und Burgund bis zur Eroberung von Lothringen — 1476; II. von da bis zum Tage von Nancy (Karls Kriege mit den Schweizern) — 1477; III. die Kriege zwiſchen Frankreich und Karls Erben bis zum Friedensſchluße von Senlis, 1494. Daß Hr. v. Rodt neben den allgemein zugänglichen Quellen bis auf die neueſten, wie Gingins Lettres sur les guerres des Suisses contre les Bourguignons, und ſelbſt weniger allgemein bekannte, wie Duvernoy Ephémérides du Comté de Montbeliard, auch viele handſchriftliche und archivaliſche Nachrichten in und außer ſeinem Heimathlande benützte, ſehen wir aus den in den Anmerkungen mitgetheilten Belegen.

Einem Ueberblick über Burgunds Urſprung und frühere Staatsverhältniſſe folgt eine kurze Darſtellung der Ausbildung der ſpätern burgundiſchen Macht ſeit der Belehnung Philipps des Kühnen, Johanns von Frankreich vierten Sohnes. Dieſem ſchließt ſich an ein Blick auf den Zuſtand der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft in der Mitte des XV. Jahrhunderts, auf deren Kriegsweſen und auf ihre auswärtigen politiſchen Verhältniſſe, die ſeit dem Tractat von Enſisheim (vom 28. Oct. 1444) mit dem damaligen Dauphin immer mehr zu Frankreich hinüber gezogen wurden. Anziehend und lebendig iſt die darauf folgende Schilderung von Karls Perſönlichkeit, ſeiner Lebensweiſe, ſeines Hofſtaats, vornämlich des durch ihn geordneten Kriegsweſens, worüber vielleicht kein Fürſt ſo genaue Verordnungen erlaſſen, welchem kein anderer Regent jener Zeit eine ſo durchdachte innere Gliederung gegeben.

Die beyden Meuchelmorde, der erſte (1407) durch Anſtiften Johanns von Burgund an dem Herzog von Orleans, der andere (1419) durch des Dauphins Betreiben auf der Brücke zu Monterau an jenem verübt, legten zur Feindſchaft zwiſchen beyden ſtammesverwandten Fürſtenhäuſern und (durch Verbindung mit den Engländern) zu Vergrößerung des burgundiſchen Hauſes und zu deſſen gänzlicher Trennung von Frankreich den erſten Keim. Noch als Graf von Charolois drängte Karl, im Bunde mit andern großen Kronvaſallen, Ludwig anſehnlichere Abtretungen ab, als ſein Vater bereits erworben. Kaum war Philipp der Gute geſtorben, ſo hetzte Ludwig XI. die Lütticher wider Karl auf, nachdem er ihm, ſeiner bekannten Politik gemäß, dieſelben kurz zuvor Preis geben zu wollen verſprochen hatte, ſofern er dem Herzog von Bretagne keine Hülfe leiſten werde. Als Karl dieſes verſchmähte, erklärte ſich Ludwig offen zum Bundesgenoſſen der Lütticher, ließ aber dieſelben im Stich und Karls Rache bloß geſtellt. Hierauf folgte eine Zuſammenkunft beyder Fürſten, der Vertrag von Peronne, ein gemeinſchaftlicher Zug gegen die inzwiſchen wieder aufgeſtandenen Lütticher, endlich Trennung in beydſeitiger Mißſtimmung.

An dieſen Kriegszug reihte ſich wenige Monate ſpäter, in Folge des Waldshuter Friedens mit den Schweizern, Herzog Sigmunds Verpfändung der öſterreichiſchen Beſitzungen im Elſaß und am Oberrhein, die weſentlichſte Veranlaſſung aller nochmaligen Verwickelungen Karls mit den Eidgenoſſen und des Wendepunkts ſeiner Macht. Daß Ludwig ſelbſt Sigmunden mit dem Antrag zu dieſer Verpfändung und voraus „wohlberechneter Abſicht“ an ſeinen Vetter von Burgund gewieſen habe, mag wohl etwa von einem Schriftſteller als consilium ab eventu behauptet worden ſeyn; uns iſt es nicht wahrſcheinlich, daß jener die bedenkliche Vergrößerung eines ſolchen gefährlichen Nachbars ſo zuvorkommend werde gefördert haben, unmöglich aber, das, was erſt ſieben Jahre ſpäter beharrlichem Bemühen gelang, als endliche Folge ſo frühe ſchon vorauszuſehen; wiewohl ſich zu jener Zeit mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen ließ, daß die Nachbarſchaft eines ſo unternehmenden, mächtigen und perſönlich ſo ausgezeichneten Fürſten, wie Karl war, den Eidgenoſſen weniger zuſagen werde, als diejenige des machtloſen und durch ſie vollends geſchwächten Herzogs von Oeſterreich; was denn auch den Vertrag der Eidgenoſſen mit Frankreich (13. Aug.

1470) für den Fall eines Bruches mit Burgund befördert haben mag.

Während Frankreichs Beherrſcher, mißmuthig über den Vertrag von Peronne, bald wieder beygelegte Feindſeligkeiten gegen den Herzog von neuem anhob, ſuchte Herzog Sigmund durch denſelben an den Schweizern ſich zu rächen, ohne bey Karl, der jeden Bruch mit ihnen ſtets zu vermeiden ſich befliß, ſeinen Zweck zu erreichen. Mochte er damals ſchon eine Verbindung derſelben mit Frankreich fürchten, gegen welches ſeine Entwürfe vorzüglich gerichtet waren? Denn nach Ablauf des Waffenſtillſtandes mit Ludwig (May 1472) fiel er neuerdings in deſſen Land ein, fand aber an dem wohl befeſtigten und muthvoll vertheidigten Beauvais (die Kriegsthaten um daſſelbe ſind S. 131 — 144 anſchaulich geſchildert) das unüberſteigliche Hinderniß gegen weiteres Vorrücken. Längere Waffenſtillſtände, die nach dergleichen Feldzügen geſchloſſen wurden, dienten beydſeitig nur als Friſten, um entweder neue Bundesgenoſſen zu ſuchen, oder dem Feinde Gegner auf einer andern Seite zu erwecken, zu Anzettlung neuer Machinationen Zeit zu gewinnen.

Pilgrims von Höwdorf (des bitterſten Feindes der Eidgenoſſen) Gefangennehmung von eilf Basler Kaufleuten in der Nähe der burgundiſchen Pfandherrſchaften, das Benehmen des ſtolzen, gewaltthätigen und ſarkaſtiſchen Peters von Hagenbach, Karls Statthalters in denſelben, weckten zu allererſt bey den Schweizern Mißtrauen wider den Herzog. Doch wurde jetzt noch gegenſeitig viel unterhandelt, zugleich aber durch den Einfluß der franzöſiſchen Partey in Bern zu Ende des Jahres 1473 mit Ludwig abermals ein Bundesvertrag gegen jenen abgeſchloſſen, der Herzog von Lothringen in denſelben inbegriffen, bald darauf mit Herzog Sigmund die ewige Richtung eingegangen, von den elſäſſiſchen Städten unter Frankreichs Gewährleiſtung die Summe zur Löſung der verpfändeten habsburgiſchen Herrſchaften zuſammengebracht, zu Baſel hinterlegt und Karl aufgefordert, ſie dort in Empfang zu nehmen. Seiner Weigerung, dieſes in Baſel ſtatt in Beſançon zu thun, und der Werbung an die Eidgenoſſen, Burgunds Freundſchaft nicht der Zuneigung zu Oeſterreich, als ihrem alten Feinde, zu opfern, folgte der Aufſtand im Elſaß, dann Hagenbachs Verurtheilung und Hinrichtung, gegen deren Rechtsgültigkeit Zweifel nicht unterdrückt werden können.

Karls Entwürfe zur Machtvergrößerung traten unverhüllter hervor durch einen Anſchlag auf die ihrer Lage wegen für ihn wichtige Grafſchaft Mömpelgard, worüber er jedoch den Blick von Frankreich nicht abwendete, ſondern ſich angelegen ſeyn ließ, mit dem ſchwachen König von England, Eduard IV., ein neues Bündniß gegen Ludwig zu ſchließen, zugleich auch dem vertriebenen Erzbiſchof Ruprecht von Cöln gegen Zuſicherung der Schirmvogtey über das Erzſtift, Wiedereinſetzung durch ſeine Waffenmacht, mit der er ſofort das feſte Neuß belagerte, zu verſprechen. Dieß alles wußte Ludwig gewandt zu benützen, um durch Niklaus von Diesbach, Haupt der franzöſiſchen Partey in Bern und in der Eidgenoſſenſchaft, entgegen dem würdigen Alt-Schultheiß Adrian von Bubenberg, der einem Bruch mit Burgund abgeneigt war, die Schweizer erfolgreich wider den Herzog aufzuſtacheln. Dazu wurde noch mit Herzog Sigmund eine Verbindung eingegangen und Karln die Abſagebriefe beyder in das Lager vor Neuß gebracht, zugleich von dem Kaiſer, der hiezu ebenfalls mit Frankreich ſich verbündete, der Reichskrieg ihm angeſagt. Dafür ſuchte Carl Lothringen an ſich zu reißen und gewann eine Verbündete an der Herzogin Jolanta von Savoyen, Ludwigs Schweſter, die hiedurch das altbeſtandene gute Vernehmen mit den Eidgenoſſen zerriß und ſomit zum Verluſt der waatländiſchen Herrſchaften ihres Hauſes den erſten Anſtoß gab.

Schon zwey Tage nach Abgang der Abſagebriefe (28. Oct. 1474) brach das Banner der Berner auf, nahm im Vorübergehen Erlach, ſavoyſches Lehen, und ſammelte ſich alsbald die Geſammtmacht der Eidgenoſſen, der Fürſten und Städte des niedern Bundes und Herzog Sigmunds vor Hericourt, vor welchem am 13. Nov. der erſte Sieg derſelben über die Burgunder erfochten, Stadt und Schloß dem Herzog von Oeſterreich übergeben wurde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

K. Hof= und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof= und Staats=Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

The letters of Junius. London 1843.

Ireland and its Rulers since 1829. Part. I. London 1843.

Henri Jouffroy, Constitution de l'Angleterre. Leips. 1843.

Aug. von Oldekop, Geographie des Ruſſiſchen Reichs. Leipzig 1842.

Cyprien Robert, Les slaves de Turquie, Serbes, Monténégrins, Bosniaques, Albanais et Bulgares. Leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques. Vol. 1. 2. Paris 1844.

The history of modern Greece. Boston 1827.

E. Mühlenpfordt, Verſuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico beſonders in Beziehung auf Geographie und Statiſtik. Bd. 1. Hannover 1843.

Dr. K. Ch. G. Schmidt, Richard Baxter. Sein Leben und Wirken nebſt einigen ausgewählten Stellen ſeiner Schriften. Leipzig 1843.

Dr. G. F. Pohl, Das Leben der unorganiſchen Natur. Breslau 1843.

A. Hercolani, Biografie e ritratti di uomini illustri di tutto lo stato pontificio. Serie Picena. Fasc. 1 — 22. Serie Romagnuola. Fasc. 1 — 42. Serie Bolognese. Fasc. 1. 2. Forli 1843.

Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart. VI. 6te Publication. Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe 1676 — 1722. Herausgegeben von Wolf. Menzel. Stuttg. 1843.

W. Lohmeyer, Theorie der Kreisgewölbe. Berlin 1843.

El. H. Burrit, The geography of the heavens and class book of astronomy, accompanied by a celestial atlas. New-York 1840.

K. Kreil, Ueber die Natur und Bewegung der Kometen. Prag 1843.

L. Fr. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie. Bd. I. 1. 2. Halle 1843.

Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les Professeurs-Administrateurs de cet établissement. Vol. III. 1 — 3. Paris 1843.

Oliv. Goldsmith, History of Man and Quadrupeds, with interesting original notes by Bellchambers. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Suites à Buffon. Histoire naturelle des Zoophytes. Acalèphes, par René-Primevère Lesson. Paris 1843.

Dr. Rud. Wagner, Lehrbuch der Zootomie. Anatomiſche Charakteriſtik der Thierklaſſen als Einleitung in das Studium der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Phyſiologie mit Hinweiſung auf die Icones zootomicae. Lief. 1. Leipzig 1843.

E. J. Pictet, Histoire naturelle générale et particulière des insectes nevroptères. Première monogr. Famille des Perlides. Paris 1841.

M. Schäfer, Moſelfauna oder Handbuch der Zoologie u. ſ. w. Th. 1. Wirbelthiere: Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fiſche. Trier 1844.

Dr. W. F. Erichſon, Bericht über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1841. Berlin 1843.

Dr. R. Blum, Die Pſeudomorphoſen des Mineralreiches. Stuttgart 1843.

J. Ph. E. L. Jaeger, Die Land= und Forſtwirthſchaft des Odenwaldes. Eine gekrönte Preisſchrift. Darmſtadt 1843.

F. L. M. Maupied, Prodrome d'éthnographie. Paris 1843.

S. R. Bosanquet, Principia: a series of essays on the principels of Evil manifesting themselves in these last times in religion, philosophy and politics. Lond. 1843.

Dr. R. H. Lotze, Logik, Leipzig 1843.

Dr. Leop. George, Syſtem der Metaphyſik. Berlin 1844.

G. Campbell, The philosophy of rhetoric. New-York 1841.

Nicasio Alvarez Cienfuegos, Obras poeticas. Vol. 1. 2. Madr. 1816.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, und ſeiner Erben.

(Schluß.)

Niemand zog aus dieſem Erfolg größern Vortheil als der König von Frankreich. Er fand jetzt die Eidgenoſſen zu ſeinen Abſichten lenkſamer, deren Häupter mittelſt reichlicher Jahrgehalte geſchmeidig. Nun erfolgten unausgeſetzte Einbrüche in die burgundiſchen Herrſchaften; die Eroberung von Illingen, der Zug gegen Pontarlier, die Einnahme von Grandſon, Orbe, Echallens, Joigne, alles Herrſchaften burgundiſcher Großen, wobey unſtreitig viel Mannhaftigkeit, aber nicht geringere Raubluſt und noch größere Zerſtörungsſucht ſich hervorthat; anneben dieſ Spannung mit der Herzogin von Savoyen, wegen geſtatteten Durchzug lombardiſcher Hülfsvölker für den Herzog von Burgund, dem Punkt des offenen Bruches immer mehr ſich näherte.

Inzwiſchen lag Carl immer noch vor Neuß, war der Kaiſer mit dem Reichsheere im Anzug gegen ihn und wurde endlich nach unentſcheidenden Waffenthaten am 28. May ein Waffenſtillſtand, darauf nach mancherley Unterhandlungen zwey Monate ſpäter ein neuer auf neun Monate geſchloſſen, weil ein Einfall der Franzoſen in ſein Land das Augenmerk und die Streitkräfte des Herzogs nach dieſem zog, auch Renat von Lothringen ſich mit jenem verbündete, die luxenburgiſchen Plätze angriff, endlich Bern durch Boten von Straßburg zu einem neuen Einfall in die burgundiſchen Herrſchaften leicht ſich bereden ließ. Da ward manch Städtchen in Aſche gelegt, wie des ſtattlichen Blamont auch feſtes Schloß gebrochen. Alles dieſes wird mit vielen eingeflochtenen Partikularitäten umſtändlich beſchrieben, das Anziehende der Erzählung dadurch erhöht, daß der Verfaſſer ſich in den Fall geſetzt ſieht, den Leſer bald wieder auf andere Kampfplätze, unter andere Umgebungen zu verſetzen, wie unmittelbar nach dieſem Einbruch der Schweizer in die Freygraſſchaft auf den Landungsplatz von Calais zu dem engliſchen Heer, von deſſen Einrichtung er uns umſtändliche Nachricht ertheilt. Dieſe Landung der Engländer war Folge des früher erwähnten Bundes Eduards IV. mit dem Herzog von Burgund, aber ohne Nutzen für dieſen, weil nach unbedeutenden Zügen in dem betretenen Lande beyde Könige ſchon am 13. Auguſt (die Landung war im Juli erfolgt) die Bedingniſſe eines Friedensvertrages verabredeten, welcher am 29. des gleichen Monats zu Prequigny an der Somme geſchloſſen wurde, dem 14 Tage ſpäter ein neunjähriger Waffenſtillſtand zwiſchen Ludwig und Carl folgte, durch welchen dieſer ſowohl gegen den obern (die Eidgenoſſen) als gegen den niedern Bund, ſo wie gegen den Herzog Sigmund freye Hand behielt, ſo daß die Wiedereroberung der öſterreichiſchen Pfandſchaften durch den König nicht gehindert, ſogar der Herzog von Lothringen hülflos gelaſſen wurde.

Gegen dieſen nun wendete Carl ſich zuerſt, ſo daß die meiſten Städte des Landes ihre Thore ihm öffneten und er ſchon am 25. Oct. 1475 vor der Hauptſtadt Nancy ſtand, in die er am 30. Nov. nach langer Belagerung und muthiger Vertheidigung einzog. Was Ludwig bewog, dieſen Nachbar Preis

Digitized by Google

zu geben, um den anderen weit mächtigern, unternehmendern und gefährlichern auf deſſen Koſten doppelt, durch Zuwachs an Land und die wichtigen ſtrategiſchen Vortheile, welche dieſe Eroberung darbot, ſich verſtärken zu laſſen, wird nirgends angedeutet.

Die andauernden Durchzüge lombardiſcher Söldner durch Savoyen führten endlich zum Bruch der Eidgenoſſen auch mit dieſem. Zuvörderſt wollte Bern jenen Bewaffneten den Paß über den Bernhardsberg entziehen, darum wurde unverweilt die Burg von Aelen, ſavoyſches Lehen, beſetzt; darauf mit Wallis ein Bündniß geſchloſſen. Als dann gleichzeitig der Graf von Romont, Herr der Waat und Carls Statthalter in Burgund, feindſelig gegen die Berner und ihre Verbündeten ſich erwies, kam die Veranlaſſung, gegen ihn losbrechen zu können, ſehr erwünſcht; am 14. Oct. gieng ihm der Abſagebrief zu, ſetzte ein anſehnlicher Kriegshaufe gegen ſeine Herrſchaften ſich in Bewegung und wurde ſchon am folgenden Tage Murten eingenommen, ſodann Peterlingen beſetzt, dann abermals einen Tag ſpäter das feſte, wohl vertheidigte Stäffis erſtürmt, wobey Mordluſt und Raubſucht wetteiferten; nur 20 Perſonen, die Prieſter mit inbegriffen, ſollen mit dem Leben davon gekommen ſeyn, alſo, daß „der böſe Tag von Stäffis" lange im Munde des Volkes blieb. Doch dürfen wir nicht übergehen, daß ein ernſtliches Mißfallen über „die mancherley Grobheiten," die da, der Weiſe „Unſer löblich Vorderen" entgegen, geübt worden, von Bern aus bey der Mannſchaft eintraf. Eben ſo raſch wurden noch andere Burgen eingenommen, Yverdon beſetzt, die beynahe unbezwinglich ſcheinende Feſte des Clees eingenommen, und von den 70 übrig gebliebenen Vertheidigern, die ſich ergeben hatten, am folgenden Tage 39 kalten Blutes enthauptet, 31 anderen, da man endlich des Blutwerkes müde geworden, das Leben geſchenkt. Hierauf wurde die Burg Caſſarez erſtürmt und in Brand geſteckt; Lauſanne ſandte 2000 Gulden, um ſich von Brandſchatzung loszukaufen; Morſee ſah ſich von ſeiner Beſatzung verlaſſen, in ſeinen Mauern die Heerhaufen aller Cantone vereinigt. Da kam von Bern die Weiſung, „auch Genf nicht unbeſucht zu laſſen." Eine unberichtigte Geldforderung ſollte jetzt durch Waffenübermacht beygetrieben werden. Umſonſt ſträubte ſich Freyburg gegen den Angriff einer nicht mitſchuldigen Stadt. In dieſer wurden kräftige Vertheidigungsanſtalten getroffen, mehr noch auf Unterhandlungen gebaut. Uebermüthig forderten die eidgenöſſiſchen Heerführer 100,000 Gulden Brandſchatzung. Aber von den Hauptleuten, die Stimmung der Mannſchaft kennend, wohl erwägend die Folgen eines Sturmes, bemerkten manche: ob die Unſchuldigen für die Schuldigen büſſen müßten? „Man ſolle bedenken, wie große Heiligthümer, wie koſtbare Zierden die Kirchen Genfs bewahrten! Bedenken den empfindlichen Schaden, den die nürnbergiſchen und andere Kaufleute befreundeter deutſcher Städte durch den Verluſt ihrer anſehnlichen Waarenlager, denjenigen, den ſelbſt Bern leiden würde an Zöllen und Geleiten, durch eine Verwüſtung Genfs." Das, daneben ein Geſchenk an die Gewalthaber des Heeres, wirkte; gegen das Verſprechen einer Brandſchatzung von 28,000 Thalern und vier Geiſeln bis zu deren Tilgung erſparte man ſich eine Schmach, welche wahrſcheinlich die Jahrbücher der Eidgenoſſenſchaft auf ewige Zeiten würde befleckt haben. Nach der Plünderung von Morſee trat man unter den lodernden Flammen des dortigen ſtattlichen Schloſſes die Heimkehr an, ließ in den bedeutendern Plätzen Beſatzung, und nahm das eroberte Land unter Verwaltung der Sieger.

Obwohl die Regentin von Savoyen ihrem Vetter, dem Grafen von Romont, keine Hülfe geleiſtet hatte, fielen ihr die Walliſer dennoch in das Land, und als die Truppen der Herzogin durch einen Zug gegen Sitten dieſen Friedbruch vergelten wollten, glaubten die Stände Bern, Freiburg und Solothurn den casus foederis mit Wallis eingetreten, ſandten eilends Hülfe, und brachten in der Nähe jener Stadt den Savoyern eine blutige Niederlage bey. Darauf wurden Friedensunterhandlungen angebahnt.

Noch ehe das Heer von ſeinem Zuge in die Waat zurückgekehrt war, wurde den Eidgenoſſen der zu Soleuve zwiſchen Frankreich und Burgund geſchloſſene Waffenſtillſtand kund gemacht, für den Fall ſie demſelben beytreten wollten. Ihnen fiel aber die Ausſchließung des Herzogs Sigmund, des

Digitized by Google

Herzogs von Lothringen und des niedern Bundes ſchwer. Sie verlangten deren Aufnahme, worüber Unterhandlung eröffnet, und Geneigtheit zu einem Friedensſchluſſe gezeigt wurde. Dieß aber lag nicht in Karls Sinn. Seine Abſicht gieng nicht allein auf Eroberung von Lothringen, ſondern auf Wiedererwerbung der öſterreichiſchen Pfandherrſchaften und auf (verdiente) Züchtigung der Eidgenoſſen, die ihm ſeine Lande ohne alle zureichende Veranlaſſung verwüſtet. Durch Verträge gegen ſeine frühern Gegner ſicher geſtellt, durch ein wohlgerüſtetes Heer in ſeiner Kampfluſt geſtärkt, ſtellte er an die Unterhändler (der Markgraf Rudolf von Hochberg, Graf von Neuchatel, ſtand an deren Spitze) Forderungen, worüber nachher die Eidgenoſſen erkannten, „daß es fürohin das Beſte ſeyn werde, ſo zu handeln, wie es zur Behauptung eidgenöſſiſcher Ehre, Leibes und Gutes erforderlich.“ Selbſt von einer Verlängerung des Waffenſtillſtandes wollten ſie abſtehen, zuletzt bloß bis 2. Febr. 1476 eine ſolche ſich gefallen laſſen, wahrſcheinlich ohne daß Karl hiezu ſich verſtand; denn noch vor jenem Tage wurden von ſeiner Seite Anſchläge in's Werk geſetzt, welche Yverdon und Grandſon den Eidgenoſſen beynahe entriſſen hätten. Da ſah in Karls Rüſtungen der Markgraf Rudolf, zwar unter den burgundiſchen Vaſallen einer der Erſten, zugleich aber für ſeine Grafſchaft Neuchatel mit Bern und Solothurn im Burgrecht, den nahen Sturm ſich bereiten, ſchlug dem Herzog, zu deſſen geoßem Verdruß, den Durchzug durch die Grafſchaft ab, gieng nach Bern und übergab den Bundesgenoſſen ſeine Herrſchaften, „bis zu Ende des Krieges damit zu ſchalten und zu walten nach Gutfinden.“ Wie der Herzog zur Heerfahrt alles bereitete, ſo dachten auch die Schweizer in Wehrverfaſſung ſich zu ſetzen. — Hiemit ſchließt dieſer erſte Band.

Blicken wir nochmals zurück auf die Anfänge dieſer Kriege, deren Ausgang der nachmaligen Geſtaltung Europas wenigſtens für lange die Richtung gab, einem ſelbſtſtändigen burgundiſchen Hauſe ein Ende machte, die Eidgenoſſen mit ſtrahlendem Waffenglanze umzog, zugleich aber die einigende Kraft aus der innern Geſinnung hinaus trieb in die äußeren Formen, und, durch vergiftende Beſtrebungen hervorgerufen, dieſe ſelbſt zum durchdachten und nachhaltig angewendeten Syſtem ſich geſtalten ließen, ſo müſſen wir in unbefangenem Urtheil bekennen, daß der Krieg derſelben gegen Karl den Kühnen in ſeinem Urſprung weder zum Schutz bedeohter Freyheit, noch zur Rettung gefährdeter Rechte, noch zur Sicherſtellung der angegriffenen Landmarchen, ſondern bloß für Frankreichs Geldſendungen und durch das Betreiben gewonnener Häuptlinge unternommen worden ſey, und daß aller Ruhm, welchen die Bundesgenoſſenſchaft aus demſelben davongetragen, nicht an die mannhafte Vertheidigung einer gerechten Sache, ſondern bloß an den Erfolg und den ungeſtümen Muth, womit die Siege errungen worden, ſich knüpfe.

Was nun die Behandlung des gewählten Stoffes betrifft, ſo haben wir der treuen Forſchung, der ſorgfältigen Benützung des reichlich aufgefundenen Materials bereits Erwähnung gethan. Hie und da, beſonders da wo er den Zügen der Heerhaufen folgte, hätte der Verfaſſer, aller Deutlichkeit, Vollſtändigkeit und Lebendigkeit unbeſchadet, etwas kürzer ſich faſſen können. Der Periodenbau, der im Anfang Sonderbarkeiten bemerken läßt, wird im Fortſchreiten des Werkes fließender und gelenkiger. Auch enthält ſich der Verfaſſer — was nicht zu überſehen — alles unnöthigen Pragmatiſirens, aller ſubjectiven Urtheile, und beſchränkt ſich einfach auf Berichterſtattung über Rath und That, des im Felde Vollführten, und unter den Staatslenkern Verhandelten. — Wir freuen uns zu vernehmen, daß der zweyte Band bereits unter der Preſſe ſich befindet.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Alberto Liata, Lecciones de literatura dramatica española. Madr. 1839.

F. A. Piſchon, Denkmäler der deutſchen Sprache von den früheſten Zeiten bis jetzt. Th. 1 — 3. Berlin 1838 — 1843.

Guſtav Pfizer, Der Welſche und der Deutſche Aeneas Sylvius Piccolomini (Pius II.) und Gregor von Heimburg. Stuttgart 1844.

Chr. Oeſer, Geſchichte der deutſchen Poeſie. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

L. J. Rheſa, Dainos oder Litthauiſche Volkslieder. Berlin 1843.

Locke, Original letters; Algernon Sidney and Anth. Lord Shaftesbury, by T. Forster. Lond. 1840.

Dr. J. Helferich, Von den periodiſchen Schwankungen im Werth der edeln Metalle von der Entdeckung Amerikas bis 1830. Nürnberg 1843.

Dr. C. W. Ch. Schütz, Grundſätze der Nationalökonomie. Tübingen 1843.

Frhr. Carl du Jarrys de La Roche, Geſchichte der Kriegskunſt ſeit dem 19. Jahrhundert, die Periode von 1800 — 1815. Mannheim 1844.

Neues Archiv für die homöopathiſche Heilkunſt. Herausgegeben von Dr. E. Stapf und Dr. G. W. Groß. Bd. 1. Leipzig 1844.

Dr. M. Troſchel, Lehrbuch der Chirurgie. Th. 1 — 3. Berlin 1840.

Dr. J. Weiß, Handbuch der Waſſerheilkunde. Leipzig 1844.

M. A. N. Grubrin, Vorleſungen über die Herzkrankheiten. Leipzig 1843.

Bibliothèque du médecine-praticien, ou résumé général de tous les ouvrages de clinique medicale et chirurgicale de toutes les monographies. T. I. Maladies des femmes. Paris 1842.

M. Jacobi, die Hauptformen der Seelenſtörungen in ihren Beziehungen zur Heilkunde nach der Beobachtung geſchildert. Bd. 1. Leipzig 1841.

Dr. W. Hübbe, Das Hammerbröker Recht, aus den Findungen des Landgerichts von 1486 bis 1645 zuſammengeſtellt und erläutert. Hamburg 1843.

Dr. W. L. Volz, Entwurf eines Geſetzes über die Benützung der Gewäſſer für Landwirthſchaft und Gewerbe. Tübingen 1843.

Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft. Unter Mitwirkung von Boeckh, J. und W. Grimm, Pertz und Ranke, redigirt von A. Schmidt. Berlin 1844.

Dr. Ant. Bauer, Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafproceſſe. Bd. 3. Theorie des Anzeigenbeweiſes. Göttingen 1843.

F. G. Bunge und C. O. von Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Eſth- und Curlands. Abth. 1. Quellen des Revaler Stadtrechts. Lief. 1. Das alte und neuere Lübiſche Recht. Dorpat 1842.

C. G. Wilke, Die Hermeneutik des neuen Teſtaments ſyſtematiſch dargeſtellt. Th. 1. Leipzig 1843.

Rud. Anger, Beyträge zur hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in das Alte und Neue Teſtament. Bd. 1. Ueber den Laodicener Brief. Leipzig 1843.

Dr. H. J. Royaards, Geschiedenis der Invoering en Vestiging van het Christendom in Nederland. Gekrönte Preisſchrift. Utrecht 1842.

A. Vinet, Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église et de l'état etc. Paris 1842.

Hispanorum orationes in concilio Tridentino habitae. Vol. 1. 2. Matriti 1768.

F. R. Haſſe, Anſelm von Canterbury. Th. 1. Das Leben Anſelms. Leipzig 1843.

Aponi scriptoris vetustissimi in Canticum Canticorum explanationis libri duodecim, curantibus D. Hieronymo Bottino — D. Jos. Martini. Romae 1843. 4.

E. G. Förstemann, Monumenta rerum Ilfeldensium. Nordhaus. 1843.

Werner Hahn, Das Leben Jeſu. Eine pragmatiſche Geſchichtsdarſtellung. Berlin 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre Manuel Godinho. Publicada pela sociedade propagadora dos conhecimentos uteis. Lisboa 1842. 8. Seiten IX und 234.

Die Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, welche ſeit wenigen Jahren in Liſſabon beſteht, hat ſich unter Andrem auch die Aufgabe geſtellt, werthvolle jetzt ſelten gewordene Werke der portugieſiſchen Litteratur zu äußerſt wohlfeilen Preiſen wieder abdrucken zu laſſen, um ſie dadurch gemeinnützig zu machen. Ihre Wahl fiel mit vollem Rechte auf die Beſchreibung der Reiſe, welche der Jeſuit Manoel Godinho aus portugieſiſch Indien auf dem Landwege nach Liſſabon machte, ein Buch, das reich an hiſtoriſchen Notizen iſt, und ſich auch in ſprachlicher Beziehung an die beſſeren Erzeugniſſe der portugieſiſchen Litteratur anreiht.

Manoel Godinho wurde im Jahre 1630 zu Montalvão, im jetzigen Bezirke von Portalegre geboren, und trat mit fünfzehn Jahren in das Noviziat der Jeſuiten zu Coimbra (3. Juni 1645), von wo er nach Indien als Miſſionär geſendet wurde. Bey den wenigen Nachrichten, die wir über ſeine Lebensgeſchichte beſitzen, läßt ſich nicht ermitteln, wann er dahin abgieng und wie lange ſein Aufenthalt in Indien dauerte. Der Vicekönig Antonio de Mello e Caſtro ſandte ihn gegen das Ende des Jahres 1662 nach ſeinem Vaterlande mit dem geheimen Auftrage zurück, Alphons dem Sechſten die Zunahme des Verfalles der portugieſiſchen Macht in Aſien und die Nachtheile vorzuſtellen, die ihr von Holländern und Engländern zugefügt würden. Godinho langte im October des Jahres 1663 in Liſſabon an, und verließ Portugal nicht wieder.

Er erhielt, was zu den ſeltenen Fällen gehört, die päpſtliche Erlaubniß, aus dem Orden treten zu dürfen, bekleidete hierauf mehrere Stellen in der Seelſorge, und ſtarb als Pfarrer von Santa Maria de Loures in der Nähe von Liſſabon im Jahre 1712.

Godinho hat mehrere Werke, größtentheils aſcetiſchen Inhaltes, geſchrieben, unter denen die Beſchreibung der von ihm gemachten Reiſe nach Inhalt und Form den erſten Platz einnimmt. Sie umfaßt in dreyßig Capiteln die Schilderung des Zuſtandes von portugieſiſch Indien, wie er war, als Godinho es am 15. December 1662 verließ, beſchreibt die Begebenheiten auf der Reiſe, und ſchließt mit ſeiner Landung zu Cascaes am 25. October 1663.

Wie Lucius Florus die Geſchichte Roms, ſo theilt auch Godinho die des portugieſiſchen Indiens, denn nur von dieſem iſt hier die Rede, nach den vier Stufen der menſchlichen Lebensdauer ein. Indiens Kindheit ſetzt er in die Regierungszeit Don Manoels, da im zweyten Jahre ſeiner Regierung Vasco de Gama den Seeweg dahin entdeckte. Sie umfaßt nach ſeiner Annahme die vierundzwanzig Jahre von dieſer Entdeckung bis zum Tode des Königes, eine Zeit, von welcher er unter näherer Ausführung dieſes Bildes bemerkt, ſie könne nur

Digitized by Google

dem Namen und der Dauer nach das Kindesalter heißen, denn unter Don Manoel wurden Goa und Malacca erobert, zu Ormuz, Cochim, Calecut, Maldiva, Socotorá, Angediva, Cananor, Coulam, Colombo, Chaul, Pacem, Ternate, Cranganor und Sofala Feſtungen angelegt, und die Könige von Ormuz, Tidore, Ceylon, der Malediven, von Coulam, Melinde, Zangibar, Quiloa, Batecala, Pacem tributpflichtig gemacht. Es war die Zeit der Siege, in der alle Stämme Indiens den Triumph Portugals verherrlichten, ſo männlich war die Kindheit von Indien.

Die fünfunddreyßig Regierungsjahre Johann des Dritten nimmt der Verfaſſer als Jünglingsalter Indiens an, ſeine Macht wuchs und dehnte ſich nach allen Seiten aus, Städte und Flecken wurden in abgetretenen oder eroberten Landſtrichen erbaut. Damals wurden Meliapor, Negapatnam, Jafnapatam, Baçaim und Daman Städte, Gale, Negumbo, Baticaloa, Triquimale, Diu und Macao Feſtungen, die Könige Indiens beſiegt und viele tributpflichtig gemacht, die türkiſche Macht an der Küſte von Indien, die ſpaniſche an den Molukken geſchlagen, und die geiſtige Bildung drang zugleich mit dem Fortſchritte der Waffen vor, denn die Könige von Butuano, Caſimino, Pimilarano, Ternate, Travancor, Tutucory, Tanor und Bungo empfiengen die heilige Taufe.

Das Mannesalter Indiens umfaßt nach Godinho die Periode von 1561 bis 1600, in welcher Don Sebaſtian, der Cardinal Heinrich und der ſpaniſche Philipp II. regierten, es war ſchon mehr die Zeit, das Erworbene zu ſichern, als Neues zu erobern, doch wurden noch an der zum Staate von Indien gehörigen Küſte von Oſtafrika die Feſtung Mombaça und die Forts Sena und Tete, in dem indiſchen Reiche Canara die Feſtungen Mangalor, Barcelor und Onor, in Pegu die zu Sirião angelegt, und in Bengalen die Stadt Golim gegründet, alle Beſitzungen wurden gegen die wiederholten Anfälle kräftig vertheidigt, noch war die Seemacht bedeutend und der Handel blühend.

Mit 1600 beginnt der Verfall des Staates von Indien, von da an verlor er ſeine Kräfte und nahm ſo ab, daß man, wie Godinho ſagt, nur aus den Chroniken ſeine bewunderungswürdige Stärke kennen lernen, nur aus den Ruinen auf die ehemalige Größe ſchließen kann. Es begann das Greiſenalter, Indien ſah ſich plötzlich ohne die Flotten, welche einſt die Meere beherrſchten, ohne den Muth ſeiner Truppen, ohne Klugheit ſeiner Heerführer, ohne Glück in ſeinen Unternehmungen, ohne Erfolg ſeiner Waffen, ohne Eifer ſeiner Diener. Von Allem blieb nur Goa, Macao, Chaul, Baçaim, Daman, Diu, Moçambique und Mombaça mit einigen kleinen Feſtungen und unbedeutenden Ländern, der greiſe Staat hörte nicht ganz auf, weil ſich kein Grab fand, das eine ſolche Größe hätte aufnehmen können. Das Wenige hatten ihm ſeine Feinde gelaſſen entweder zur Erinnerung an den großen früheren Beſitz, oder aus Geringſchätzung des Unbedeutenden.

Der Verfaſſer giebt die Verluſte an, welche die Portugieſen zuerſt durch die Engländer bey der Einnahme von Ormuz, dann durch die Holländer und die verſchiedenen Könige Indiens, beſonders aber durch die Erſteren erlitten hatten; und beſchließt das erſte ſehr lehrreiche Capitel über den Zuſtand Indiens zu ſeiner Zeit mit der Hoffnung, es werde Portugal wieder dahin gelangen, den Holländern Widerſtand leiſten zu können, denn alle Eingebornen würden ſich gegen die mehr gefürchteten als geliebten Holländer erheben, wenn ſie auf die Unterſtützung der Portugieſen rechnen könnten.

Mit dem zweyten Capitel beginnt die Beſchreibung der vom Verfaſſer gemachten Reiſe; er trat ſie von Baçaim (Baſſein) aus an, das ſpäter theilweiſe durch Brand zerſtört, damals eine anſehnliche wohl befeſtigte Stadt war, in welcher die Zahl der Feuerſtätten der Portugieſen 300, die der eingebornen Chriſten 400 betrug, die der heidniſchen und muſelmänniſchen Bevölkerung wird vom Verfaſſer nicht angegeben. Es befanden ſich in ihr ein Capitain, ein Richter und ein Faktor, vier Klöſter der Auguſtiner, Franziskaner, Dominikaner und Jeſuiten, und der Diſtrikt von Baçaim zählte 2000 Ortſchaften, bewohnt von Chriſten, Muſelmännern und Heiden.

Godinho begab ſich über die portugieſiſchen

Digitized by Google

Beſitzungen Trapor, Maim und Danu nach der Feſtung Daman, von da als Muſelmann verkleidet nach dem mongoliſchen Surate, um nach Perſien überzuſchiffen. Er giebt von Daman (Damão), noch jetzt einer Beſitzung der Portugieſen, und Surate weitläufige, aber werthvolle Beſchreibungen, und ſchildert das damalige Surate als den größten Handelsplatz Indiens, von welchem aus nach Vorder- und Hinterindien, China, Oſtafrika, Perſien und England ein lebhafter Verkehr ſtatt fand (cap. II — VIII).

Von der Beſchreibung Surates geht er auf die des ganzen mongoliſchen Reiches und der Hauptſtadt Agra über, in welcher die Jeſuiten damals ein Ordenshaus beſaſſen.

Fünfundſechzig Königreiche begriff das Reich des Großmoguls, es gränzte gegen Norden an Perſien und die Tartarey, gegen Süden an den indiſchen Ocean, das Reich Melique, das des Hidalkan in Dekan, an Arracan und Pegu, gegen Oſten an ein heidniſches Reich sanalaca probata, was Godinho mit 120,000 Gebirge überſetzt; ſeine Breite betrug von Cambaya gegen Norden 400, von Bengala bis zum Sind 600 Meilen.

Am 5. Februar 1663 ſchiffte ſich Godinho in Surate ein, und langte nach einer mühevollen Reiſe an der Einfahrt von Mascate an, wo er nur um hohen Preis es durchſetzen konnte, daß der muſelmänniſche Schiffseigenthümer nicht in den Hafen von Mascate einfuhr, welches Portugieſen in jener Zeit nur mit Lebensgefahr betreten konnten, denn Mascate war früher das Haupt der portugieſiſchen Beſitzungen in Arabien, die von dem letzten Könige von Ormuz an Portugal überlaſſen, ſich auf 86 Meilen hin an der Küſte ausgedehnt hatten, Sitz eines Generalcapitains, unter welchem die Capitaine der zehn portugieſiſchen Feſtungen in Arabien: Curiate, Matara, Libo, Borca, Soar, Quelba, Corfacão, Libidia, Mada und Doba ſtanden.

Melchior Calaça hatte die Feſtung Mascate im Jahre 1588 auf Befehl des Generalſtatthalters von Indien, Don Manoel de Souſa Coutinho gebaut. Nach Godinhos ins Einzelne gehendem Bericht war ſie mit trefflichen Vertheidigungsmitteln verſehen, dennoch gieng ſie, und mit ihr alle portugieſiſchen Beſitzungen in Arabien im Jahre 1648 an den Imam von Baila verloren (cap. VIII — XI).

Am 1. März landete das Schiff zu Comorão (Gomron, Bender-Abaſſi), früher gleichfalls Eigenthum der portugieſiſchen Krone.

Traurige Erinnerungen erweckte dieſe Fahrt in der Bruſt unſres Reiſenden, er befand ſich am 1. März zwiſchen den Inſeln Ormuz und Larec; wandte er ſeine Blicke von Ormuz ab, ſo fielen ſie auf Queirome und Angen, alle einſt im Beſitze ſeines Vaterlandes. Affonſo de Albuquerque hatte im J. 1514 den König von Ormuz tributpflichtig gemacht, und eine Feſtung auf der Inſel angelegt. Von da an blieb ſie bis zum Jahre 1622, wo Schach Abbas von Perſien, von den Engländern unterſtützt, ſie eroberte, im Beſitze der Portugieſen; mit ihr giengen auch die Nachbarinſeln verloren (cap. XI — XIII).

Veranlaßt durch den Verluſt dieſes früheren Beſitzes erſtattet der Verfaſſer (cap. XIII) Bericht über die Macht und Ausdehnung des perſiſchen Reiches. Es erſtreckte ſich damals vom Indus bis zum Euphrat, gränzte im Norden an die Länder des großen Chan der Tartarey, im Süden an den perſiſchen Meerbuſen.

Die vorzüglichſten Provinzen dieſes Reiches giebt Godinho mit folgenden Namen an: Hierach, Parc, Aderbajon, Gueylon einſt Hyrcanien, Mazandaron, Strabat, Boſtan, Sazabah, Nirabur, Charaſon, Chermon, Sagiſtan, Tabariſtan, Chableſtan, Nimekuz, Stahar, Siſtan, Curdeſtan, Loreſtan und Candahar. Die Bevölkerung der damaligen Hauptſtadt Ispahan berechnet er zu 250,000 Einwohnern. Für die Miſſionen befanden ſich drey Klöſter in Ispahan; eines der Auguſtiner aus der portugieſiſchen Provinz Indien, eines der Jeſuiten und ein drittes der franzöſiſchen Capuziner.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

The English Hexapla, exhibiting the six important translations of the new testament scriptures, Wiclif 1380. Tyndale 1534. Cramner 1539. Genevan 1557. Anglo-Rhemish 1582. Authorised 1611. The original greek text after Scholz. Lond. 1841. 4.

Het instituut of verslagen en mededeelingen, uitgegeven door de vier Klassen van het K. nederland. instituut van wetenschappen, letterkunde in schoene kunsten over den Jare 1842. Nr. 1. Amsterd. 1843.

Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. 1—6 enthält zugleich: Beyträge zur Landeskunde von Oeſterreich ob der Enns und Salzburg. Lief. 1—3. Linz 1840—42.

Mittheilungen der Zürcheriſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer. Bd. 1. Zürich 1841.

Dr. H. A. Oppermann, Die Göttinger gelehrten Anzeigen u. ſ. w. Hannover 1844.

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Benédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par les membres de l'institut (acad. roy. d. inscript. d. belles lettres). T. 20. Suite du treizième siècle depuis l'année 1286. Par. 1842. 4.

Obraz bibliograficzno historyczny literatury i Nauk w Polsce, od wprowadzenia de nieji druku po rok 1830 Wlacznie. T. III. 12. Wilno 1843.

J. Möſer, ſämmtliche Werke. Neu geordnet durch B. R. Abeken. Th. 7. 8. Osnabrückiſche Geſchichte. Th. 4. Urkunden. Berl. 1843.

Dr. F. L. O. Roehrig, Spécimen des Idiotismes de la langue turque, recueillis, classés par ordre de matières et expliqués. Breslau 1843.

K. Jacobitz, Handwörterbuch der griechiſchen Sprache. Bd. 1. 2. Leipz. 1843.

Fl. Lecluse, Grammaire basque. Toulouse 1826.

M. Wocher, Die Entwickelung der deutſchen Sprache vom 4. Jahrhundert her bis auf unſere Zeit. Ein Beytrag zur deutſchen Phonologie. Ulm 1843.

Eras. Rask, A grammar of the Icelandic or old norse tongue. Translated from the swedish by G. Webbe Dasent. Lond. 1843.

J. C. Klemm, Die magyariſche Sprache und die etymologiſche Sprachvergleichung. Preßburg 1843.

M. F. Blácel, Počatky wědecké Mluwnictwi ceskeho. W. Brně 1843.

L'Abbé Jean Eiben, Nouvelle grammaire hongroise. Lemb. 1843.

Lor. Klanco, Saggio della semiografia dei volumi Ercolanensi. Napoli 1842.

Fr. Vater, Unterſuchungen über die dramatiſche Poeſie der Griechen. Heft 1. Berlin 1843.

Mohammed Beha-eddin ben Alhossain aus Amul, Eſſenz der Rechenkunſt, arabiſch und deutſch herausg. von Dr. G. H. F. Neſſelmann. Berl. 1843.

Gregorii Bar Hebraei (Abulpharag) Grammatica linguae syriacae in metro ephraemeo. Textum e cod. bibl. Gottingensis edidit, vertit, annotatione instruxit Ern. Bertheau.

J. J. Schmidt, Der Weiſe und der Thor. Aus dem Tibetiſchen überſetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben. St. Petersb. 1843. 4.

C. Rieu, De Abul-Alae poetae Arabici vita et carminibus secundum Codices Leidenos et Parisiensem commentatio. Bonn 1843.

W. v. Meyer, Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841. Hamb. 1843.

J. G. Kohl, Reiſen in England und Wales. Th. 1. Birmingham, Liverpool und Wales. Leipz. 1844.

H. F. Mannſtein, Ober- und niederſächſiſches Adels-Lexikon. Heft 1. Leipzig 1843.

Juan Felix Franc. Rivarola y Pineda, Monarquia Española. Vol. 1. 2. Madr. 1736. Fol.

Th. Panofka, Bilder antiken Lebens. Heft 4. Schluß. Berl. 1843.

Dr. F. Hofmann. De aedilibus Romanorum. Berl. 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre Manuel Godinho.

(Fortſetzung.)

Von Comorão ſetzte Godinho ſeine Reiſe nach dem perſiſchen Congo zu Lande fort, um dort Portugieſen zu treffen, und von den Mühen der Reiſe auszuruhen. Congo, früher ein armſeliges Fiſcherdorf, war durch den portugieſiſchen Generalſtatthalter von Mascate, Ruy Freire de Andrade, der dort einen Hafen anlegen ließ, ein Handelsplatz geworden, der dreyhundert Einwohner arabiſcher Bevölkerung, und einige Baneanen und Portugieſen zählte. Schiffe aus dem Sind, von Daman, Diu, Surate und andern Theilen Indiens beſuchten ſeinen Hafen. Der ganze Ertrag der Perlenfiſcherey an der Inſel Baharem (Bahrein) wurde in Congo verkauft. Statthalter in Congo war ein Sohn des Khans von Lara; doch die Hälfte der Zolleinnahme gehörte noch dem Könige von Portugal, denn nach dem Verluſte von Ormuz hatte Ruy Freire an den Küſten des perſiſchen Meerbuſens einen Verwüſtungskrieg geführt, und den Schach zu einem Friedensſchluſſe genöthigt, in welchem er einen jährlichen Tribut von fünf Pferden und die Hälfte der Zollgefälle an Portugal bewilligen mußte, ſo lange, als Ruy Freire mit ſeinem Geſchwader die Schiffe, die von Indien kamen, nöthigte, in den Hafen von Congo einzulaufen.

Portugal hatte dort eine Faktorey, mehrere Beamte und einen Pfarrer aus dem Orden der Auguſtiner; ſpäter gieng der Handel an die Holländer über, denn Valentyn erwähnt in ſeinem alten und neuen Oſtindien (Th. V. S. 221) einer holländiſchen Faktorey in Congo. Von Congo ſchiffte er an der Oſtküſte des perſiſchen Meerbuſens, an welcher er die Caps Rabão und Verdeſtan, die Küſte Doleſtão, und die Städte Chilão, Verdeſtan und Reyret angiebt, hin nach Baſſora *).

Die Zahl der Einwohner Baſſoras, Araber, Türken, Perſer, Armenier, Jakobiten, Johanneschriſten, Hindus giebt Godinho zu hunderttauſend an. Früher von eingebornen Königen regiert, die von den Portugieſen gegen die Türken unterſtützt wurden, befand ſich die Stadt erſt ſeit 1547 in der Gewalt der Türken, welche ſie erobert hatten, die Einwohner aber bewahrten, eingedenk der früher geleiſteten Hülfe, noch immer eine freundliche Geſinnung gegen die Portugieſen und duldeten die Miſſion der unbeſchuhten Carmeliten, deren Gaſtfreundſchaft der Verfaſſer in Anſpruch nahm, in der Stadt. Die Zahl der Johanneschriſten in Baſſora und den Nachbarländern wird von ihm zu 30,000 Familien angegeben.

Während er ſich in Baſſora aufhielt, kamen von Comorão aus Briefe an die Generalſtaaten Hollands, um ihnen die Einnahme Cochims anzuzeigen. Dieſe Briefe gelangten an die Miſſion der Carmeliten, die von den Holländern bezahlt wurden, um ſie nach Aleppo an den holländiſchen

*) Rabam, Verdeſtan, Chilão und Reyrel finden ſich auf dem Atlas des Vaz Dourado angegeben.

Conſul zu befördern. Cochim war am 10. Januar 1663 für Portugal verloren gegangen, und Godinho ſah wohl ein, wie ſehr es im Intereſſe ſeines Vaterlandes gelegen ſey, dieſe Nachricht noch vor dem bevorſtehenden Friedensſchluſſe mit Holland zu erhalten; deßhalb entſchloß er ſich, aller Gegenvorſtellungen ohngeachtet, zu der eben ſo beſchwerlichen als gefahrvollen Reiſe durch die Wüſte nach Bagdad (cap. XIV — XVIII).

Er verließ Baſſora am 9. April 1663 mit drey Begleitern, und langte am 19. in Bagdad an. Nach einer allgemeinen Schilderung des wüſten Arabiens giebt er ein vollſtändiges Tagebuch über dieſe mühevolle Reiſe und ihre Gefahren, eine Beſchreibung Bagdads und einen genauen Bericht über die einzelnen Provinzen der ganzen türkiſchen Monarchie (cap. XVIII — XXII).

Schon am 21. April unternahm er die eben ſo gefahrvolle Weiterreiſe nach Aleppo, von demſelben Araber, der ihm von Baſſora aus als Führer gedient hatte, geleitet, und traf am 3. May in dieſer Stadt ein (cap. XXII — XXIV).

Im vierundzwanzigſten Capitel beſchäftigt er ſich mit den verſchiedenen Routen, die man auf dem Landwege von Indien nach Europa nehmen könne.

Verſchieden, ſagt Godinho, ſind die Routen, um auf dem Landwege von Indien nach Europa zu kommen, hinſichtlich der Leichtigkeit, Sicherheit und Dauer der Reiſe; ich will ſie alle angeben, und die Wahl dem Reiſenden überlaſſen. Der kürzeſte, aber unſicherſte Weg iſt von Indien nach Mekka und von da nach Suez zu ſchiffen, um über Cairo nach Alexandrien zu gehen, wo ſtets franzöſiſche, holländiſche und engliſche Schiffe für die Ueberfahrt nach Europa bereit ſind.

Länger, aber ſicherer iſt der Weg durch Perſien; man ſchifft von Indien nach Comorão oder Congo, reiſt von da zu Lande nach Lara und Schiras, von Schiras nach Iſpahan oder Romus, von Romus in 3 Meilen an den Fluß Gopal, der Perſien von Arabien ſcheidet, von da in 5 Tagen an den Fluß Charom und in einer Tagreiſe an den Fluß Carca, auf deſſen jenſeitigem Ufer die Stadt Cuthu liegt, von wo man nach $1\frac{1}{2}$ Meilen an den Fluß Cocam, nach $\frac{1}{2}$ Meile nach Laſa, und in 18 Tagen nach Bagdad kömmt; oder man kann von Schiras nach Iſpahan, Tauris, Erzerum, Smyrna gehen, um ſich dort einzuſchiffen, oder von Tauris den Weg über Diarbekr nach Bagdad und Aleppo einſchlagen.

Die gewöhnlichſte Art zu Godinhos Zeit, von Indien auf dem Landwege nach Europa zu gelangen, war die, ſich nach Baſſora ohne Aufenthalt, oder über Comorão und Congo einzuſchiffen, um von Baſſora auf dem Euphrat bis nach Hait zu ſchiffen, und von dort zu Lande Damascus oder Aleppo zu erreichen; nach Damascus giengen keine Carawanen, aber man konnte ſich unter dem Schutze des Topſchi von Bagdad und Damascus, der damals ein griechiſcher Chriſt war, und jährlich einmal die Zeughäuſer von Bagdad unterſuchte, zur Faſtenzeit aber unter ſtarker Bedeckung nach Damascus zurückkehrte, ſicher dahin begeben, und von Damascus in vier Tagen die Reiſe nach Sidon oder Beirut fortſetzen, wo es nicht an franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Schiffen fehlte, welche den Levante Handel trieben. Von Bagdad nach Aleppo aber giengen jährlich 2 Carawanen, eine große von 1000 Kameelen, Pferden und Maulthieren, und eine kleinere, welchen der Reiſende ſich anſchließen konnte.

Ein vierter Weg, auf welchem man aber nach Godinhos Angabe mit Empfehlungen des Königs von England verſehen ſeyn mußte, war, ſich von Liſſabon nach Hamburg einzuſchiffen, von Hamburg über Riga nach Moskau zu reiſen, die Fahrt auf der Moskwa bis Kolomna zu unternehmen, auf der Oka bis Niſchnei-Novogorod und von da auf der Wolga bis Aſtrachan fortzuſetzen, um von Aſtrachan nach Reſcht in Perſien zu ſchiffen, zu Lande über Tauris und Iſpahan nach Congo oder Comorão zu kommen, und ſich dort eines Schiffes nach Surate, Baſſein oder Daman zu bedienen.

Ohne Empfehlungen des Königes von England, bemerkt der Verfaſſer, könne man auf dieſer Route nicht fortkommen, da der Eintritt in das ruſſiſche Reich den Fremden geſetzlich verboten ſey; auch räth er, ſich die Begleitung eines oder zweyer

Digitized by Google

griechiſcher Mönche aus dem Orden des heiligen Baſilius zu verſchaffen, welche bey den Moskowitern ſehr angeſehen ſeyen, um in ihrer Geſellſchaft ungehindert reiſen zu können.

Wolle man aber von Aſtrachan aus über China nach Indien reiſen, ſo gehe der Weg zu Lande von Aſtrachan in das Nachbarland Ablai, von wo 1656 ein ruſſiſcher Geſandter mit voller Sicherheit in drey Monaten nach Pecking gereiſt ſey, oder man könne aus einem Hafen des Reiches Aſtrachan ſich nach dem Meerbuſen Aniano (freto Aniano ?) einſchifften und auf ihm immer gegen Oſten an einen waſſerreichen und ſchiffbaren Fluß gelangen, der aus den chineſiſchen Reichen Corea und Leamtum komme, und ſich in den Meerbuſen Aniano münde. Dieſe Reiſe hätten im Jahre 1649 zwey moskowitiſche Schiffe mit 500 Soldaten gemacht, von denen am Ufer dieſes Fluſſes eine hölzerne Feſtung angelegt, und von ihr aus drey tartariſche Reiche, Vaſallenländer des Kaiſers von China: Ula, Barka und Solom erobert worden ſeyen.

Der fünfte Weg, den Godinho angiebt, iſt der von Angola aus zu Lande nach Indien. Er bemerkt von ihm, er ſey noch nicht bekannt, aber man werde ihn noch kennen lernen, und er werde leicht zu bereiſen ſeyn, denn von Angola bis zum kleinen See (lagoa Zachaf), der ſich in der Wüſte von Aethiopien befinde, 15 Meilen in der Breite habe, deſſen Länge man aber noch nicht kenne, ſeyen weniger als 250 Meilen.

„Dieſen See, ſagt Godinho, ſetzen die Cosmographen unter 15° 50′ und nach einer Karte, welche ich ſah, verfaßt von einem Portugieſen, der ſich viele Jahre hindurch in den Reichen Monomotapa, Manica und Butua aufhielt, befindet ſich dieſer See nicht weit von Zimbavé d. h. der Reſidenz von Meſura oder Marabia. Aus ihm kommt der Fluß Anoi, der oberhalb unſres Forts Tete ſich in den Zambeze ergießt, und der Fluß Chire, der, nachdem er viele Länder, zuletzt Rondo, durchſchnitten hat, ſich oberhalb Sena mit dem Cuama vereinigt.

Nach dieſen Vorausſetzungen ſage ich alſo, wer von Angola nach Mocambique, von da nach Indien reiſen, und die Wüſte des Kafferlandes durchſchneiden will, muß vor Allem nach dem See Zachaf ſich richten; wenn er ihn gefunden hat, dem Laufe der Flüſſe nach zu unſren Forts Tete und Sena herabſteigen, von da nach Quilimane, von Quilimane nach Moçambique gehen, von Moçambique kann er in einem Monate nach Goa kommen. Daß dieſer See exiſtirt, ſagen nicht nur die Kaffern, ſondern auch die Portugieſen, welche ſich bereits dort befanden, indem ſie gegen den Lauf der Flüſſe ſchifften; nur aus Mangel einer Belohnung hat man dieſen Weg bisher nicht entdeckt. Die Eigenſchaften, die bey einem ſolchen Entdecker zuſammentreffen müſſen, die Macht, die er mit ſich nehmen, die Art, wie er ſich in den Ländern, die zu durchreiſen ſind, benehmen ſoll, habe ich in einer andren Schrift ſchon erwähnt, welche man mir zu Gunſten dieſer Entdeckung abverlangt hat.“

Leider iſt die hier von dem Verfaſſer citirte Schrift bisher nicht aufgefunden worden, ſie würde einen nicht unwichtigen Beytrag zu der Geſchichte der Verſuche bilden, welche die Portugieſen unternahmen, um von der Weſtküſte Afrikas durch das Innere zur Oſtküſte, und von dieſer zu jener zu gelangen.

Schon König Don Manoel hatte den Plan gefaßt, von Congo aus einen Weg nach Habeſch zu finden, um mit dem Kaiſer von Abyſſinien in Verkehr treten zu können; er ſandte deßhalb im Jahre 1520 den Gregorio de Quadra nach Congo, der auch hierüber Unterhandlungen eröffnete; aber die Räthe des Königes, größtentheils Portugieſen, ſahen in dieſem Plane Gefahr für Congo, und Quadra kehrte unverrichteter Dinge wieder nach Liſſabon zurück, wo Don Manoel indeſſen geſtorben war *).

(Schluß folgt.)

*) Damião de Goes chronica del rey D. Manoel p. IV p. 54.

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Gio. Pietro Campana, Antiche opere in plastica discoperte raccolte e dichiarate. Distribuzione 1—4. Roma 1842. fol.

Antike Marmorwerke. Zum Erſtenmale bekannt gemacht von Emil Braun. 1. und 2. Decade. Leipz. 1843. fol.

J. H. Stack, Das altgriechiſche Theater-Gebäude. Potsdam 1843.

Fr. Perez Bayer, De numnis Hebraeo-Samaritanis. Valent. 1781. fol.

L. Saez, Demostracion historica del verdadero valor de todas las monedas, que corrian en Castilla durante el Reynado del Señor Don Henrique IV. Madr. 1805. fol.

L. Cibrario, Della economia politica del medio evo. 2. edizione emendata ed accresciuta. Vol. 1 — 3. Torino 1841 — 42.

K. H. Hermes, Geſchichte der letzten 25 Jahre. Th. 1. 2. Braunſchweig 1843.

G. La Farina, Studi sul secolo XIII. Fasc. 1 — 15. Florenz 1842.

Diego Barbosa Machado, Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del rey D. Sebastiaõ. T. 1 — 4. Lisb. 1736 — 41.

Aph. Viollet, Histoire des Bourbons d'Espagne. Par. 1843.

Juan Franc. de Masdeu, Historia critica de España y de la cultura Española. T. 1 — 20. Madr. 1783 — 1805.

Mariana, Historia general de España. Vol. 1 — 3. Valencia 1794. fol.

Pablo de Espinosa de los Monteros, Primera y segunda parte de la historia de Sevilla. Vol. 1. 2. Sevilla 1627. fol.

Juan Dameto, La historia general del reyno Balearico. Vol. 1. 2. Mallorca 1654. fol.

Gius. del Re, Cronisti e scrittori sincroni Napoletani, dalla fondazione della Monarchia fino alla venuta di Carlo III. Dispensa 1 — 10. Neap. 1842 — 1843.

Jac. Nardi, Istorie della città di Firenze. Per cura e opera di Lelio Arbib. Vol. 1. 2. Firenze 1842.

G. v. Martens, Italien. Lief. 1. Stuttgart 1844.

Fr. Guicciardini, Storia d'Italia. Vol. 1. 2. Milano 1843.

Ad. Michel, L'ancienne Auvergne et le Velay; histoire, archéologie, moeurs, topographie. Vol. I. livr. 3 — 6. Moulins 1843. fol.

Comte Maxime de Choiseul-Daillecourt, 1688 — 1830, ou paralléle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Par. 1844.

de Rostaing, Origine des institutions et conditions sociales en France, dans les temps anciens et modernes. Par. 1843.

Fr. Backhaus, Die Sagen der Stadt Leipzig. Nach geſchichtlichen Ueberlieferungen mitgetheilt. Leipzig 1844.

Dr. Joſ. Bader, Markgraf Rudolph I. von Baden. Nach den Quellen bearbeitet. Karlsruhe 1843.

Dr. W. Zimmermann, Allgemeine Geſchichte des großen Bauernkrieges. Nach handſchriftlichen und gedruckten Quellen. Bd. 1 — 3. Stuttg. 1841 bis 1843.

Neue Croquis aus Ungarn. Bd. 1. Peſth 1843.

Briefe aus Wien. Von einem Eingebornen. Bd. 1. Hamburg 1844.

C. Beda, Vertheidigung der Deutſchen und Slaven in Ungarn. Leipz. 1843.

Die Beſchwerden und Klagen der Ungarn über die geſetzwidrigen Uebergriffe der Magnaren. Leipzig 1843.

L. Fr. von Auguſtin, Das Pinzgau. Peſth 1844.

von Minutoli, Beyträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III., ſo wie einiger Staatsdiener und Beamten ſeiner nächſten Umgebung. Berl. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre Manuel Godinho.

(Schluß.)

Referent hat in der collectio Vaticana in der Bibliothek zu Ajuda zwey Aktenſtücke gefunden, welche beweiſen, daß man auch unter der ſpaniſchen Herrſchaft geſtrebt habe, dieſen Plan zu erneuern.

Das erſte enthält einen Bericht ohne Datum an den päpſtlichen Nuntius Octavio Accorambono in Liſſabon, deſſen Verfaſſer nicht genannt iſt, der aber in die Jahre 1611 bis 1620 fallen muß, weil Accorambono in dieſer Zeit Collektor der Kreuzbulle für Portugal mit den Vollmachten eines päpſtlichen Nuntius war *).

Der Bericht beginnt ohne Einleitung mit der Angabe der Route: Dalla città chiamata del Salvadore dove risiede il re di Congo, sino al regno di Baba posseduto da un Vassallo suo ponno essere da 70 a 80 leghe.

Dalla città di Baba fino al regno di Ocanga posseduto da un suddito del detto rè di Baba ponno essere da 80 a 90 leghe.

Dalla città d'Ocanga fin dove risiede il prete Giani saranno da 300 leghe secondo dicevano gli antichi.

Però à Tempi nostri il padre Licenziato Raffaello di Castro naturale di Tucuman nella nuova Spagna, huomo curioso e di grande sperienza andò al detto regno di Ocanga e passò molto piu oltre per haver notizia della gente che portavano croce di legno al collo, et erano del paese del preste Giani, et arrivo piu dentro.

Der Verlauf dieſes Berichtes zeigt, daß der Verfaſſer deſſelben ohne Zweifel ein italiäniſcher Miſſionär am Hofe des Königs von Congo war. Gli domandarno di dove veniva e dove andava et esso li rispose, che veniva da regni di Manicongo, il cui re era christiano et andava per convertire e far cristiani, e loro gli dissero che havrebono da esser fatti cristiani per mano sua. Ma como già non intendeuva la lingua di quei paesi, ne haveva interprete se retorno a Congo e fece la relazione al ré di quanto haveva veduto, et io mi ci trovai presente, et affermava, che dal regno di Ocanga sin dove lui era arrivato ci potevano essere da 200 leghe in circa.

Der Bericht ſchließt mit der Anſicht des Verfaſſers, daß der König von Congo gewiß den Verkehr mit Abyſſinien öffnen, und Alles hiefür thun würde, wenn der Papſt ihn ſchriftlich, oder durch einen Geſandten hiezu ermuntern wollte, denn der König habe große Ehrfurcht vor den päpſtlichen

*) Relazione data a Monsignore Accorambono collectore di Portogallo circa la strada, che si pretende del regno di Congo a quello del Prete Giani.

Digitized by Google

Schreiben, trage nach der Gnade des Papſtes Verlangen, und hege den ſehnlichen Wunſch, den Kaiſer von Abyſſinien in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen.

Dem erſten Actenſtücke entſpricht das zweyte, ein Schreiben des päpſtlichen Protonotars Johannes Baptiſta Vives, ſeit dem Jahre 1613 Orators des Königs von Congo an den Kaiſer von Abyſſinien vom 18. April 1617, in welchem er ihm den Wunſch vorträgt, es möchte der Zugang zu ſeinen Staaten durch die des Königes von Congo eröffnet werden, wodurch der Kaiſer mancherley Vortheile erlangen würde; er würde ſeine Geſandten leichter nach Rom ſchicken können, um das ihm Nöthige zu erhalten, und der Papſt würde eine weit ſicherere Gelegenheit erlangen, für den Zuwachs des chriſtlichen Glaubens zu ſorgen, auch könnte er weit ſchneller die chriſtlichen Fürſten Europa's von den Beunruhigungen der Türken und ſeiner übrigen Feinde in Kenntniß ſetzen und ſchneller ihrer Hülfe theilhaftig werden; leicht laſſe ſich ein gegenſeitiger Verkehr zu Stande bringen, wenn der Kaiſer hierüber ernſtlich mit dem Könige unterhandeln wolle, um alle Schwierigkeiten durch gemeinſame Uebereinſtimmung zu heben, deßhalb wolle er auch ſeinem Herrn ſchreiben, und ihn auf das dringendſte um die Eingehung dieſer Unterhandlungen bitten, damit zur ſelben Zeit von beyden geleiſtet werde, was beyden Reichen fromme. *)

Von Angola aus ſandte im Jahre 1606 der Statthalter Manoel Pereira Forjaz einen entſchloſſenen Offizier, Baltazar Rebello, mit dem Auftrage ab, den Weg an die Oſtküſte zu erforſchen, aber Rebello mußte wegen eines Aufruhrs der Neger aus der Provinz Moſſeque wieder zurückkehren.

Im Jahre 1648 erbot ſich der Capitain Salvador Corréa de Sá gegen den König Don Pedro II. den Verkehr vom Fluße Cuama und von Monomotapa aus bis Angola zu eröffnen, aber Mißgunſt verweigerte ihm die Mittel zur Ausführung.

Zwiſchen 1676 und 1680 verſuchte Ayres de Saldanha de Menezes e Souſa daſſelbe von Angola bis Benguela und von da bis Sena zu thun, aber der von ihm abgeſandte Capitain Jozé da Roſa kehrte der Schwierigkeiten wegen, welche ihm die Negerhäuptlinge (Sovas) entgegenſtellten, wieder unverrichteter Dinge zurück.

Im Jahre 1798 ernannte der Marineminiſter D. Rodrigo da Souſa Coutinho den Doctor Franciſco Joſé de Lacerda e Almeida einen Mathematiker mit demſelben Auftrage zum Gouverneur am Fluße Sena, Lacerda verſah ſich mit den nöthigen Mitteln und Inſtrumenten und gelangte bis in die Länder des Königes Cazembe, wo er ſtarb; er empfahl ſterbend ſeinen Begleitern die Fortſetzung der Reiſe, aber dieſe kehrten wieder nach Sena zurück, und ſelbſt Lacerdas nachgelaſſene Papiere wurden nie gehörig benützt.

Antonio de Saldanha da Gama, Gouverneur von Angola, jetzt Graf von Porto Santo ernannte den Obriſt der Milizen Franciſco Honorato da Coſta im Jahre 1806 zum Director des Marktes von Caſſange im Nordoſten Angolas, um von dem Inneren Afrikas nähere Kenntniß zu erlangen, er kam mit einer Geſandtſchaft der Molluas zurück, durch die man einige Nachrichten über den König Cazembe

*) Joannis Baptistae Vives protonotarii apostolici et utriusque juris referendarii oratoris regis Congo apud sanctam sedem epistola ad magnum Ethiopiae imperatorem de aperienda via ad regnum Habessynicum per regna et dominium regis Congi deque foedere adversus infideles cum principibus christianis ineundo. Datnm Romae die 18. Aprilis 1617. Cum serenissimi regis Congi in hac romana et ecclesiastica curia negotia geram et tractem, constitutus utpote et electus ab ejus majestate apud sedem apostolicam et sanctissimum dominum papam orator et continuus assistens legatus, saepe concupivi dari mihi occasionem, qualis in praesentia opportune ex discessu harum litterarum latoris oblata est, debitam reverentiam et obsequium majestati vestrae tanquam regi christiano magno et potentissimo praestandi et eadem opera exponendi quod animo jampridem conceperam votum et desiderium, ut via et aditus per regna et regis longi dominia ad majestatis vestrae ditiones et imperium aperiretur etc.

und die Gewißheit erhielt, daß ſie mit der Oſtküſte in Verbindung ſtehen.

Saldanhas Nachfolger, José de Oliveira Barboſa, ſandte hierauf einen Neger Henriques ab, der auch wirklich nach Moçambique gelangte, und Briefe des dortigen Gouverneurs zurückbrachte, aber, da er aller Bildung entbehrte, nicht im Stande war, die gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben.

Wirft man den Portugieſen des fünfzehnten Jahrhundertes, ſagt der gelehrte Patriarch von Liſſabon Frey Franciſco de San Luiz, Unwiſſenheit und Unfähigkeit vor, und rügt man den Mangel an Fortſchritten in der Kenntniß der Völkerſtämme und der Geographie Afrikas an ihnen, ſo möchten wir dagegen fragen, worin die übrigen Nationen, die ſich unſerer Colonien bemächtigten, und die Früchte unſerer Arbeiten benützten, glücklicher geweſen, worin ſie weiter fortgeſchritten ſeyen.

Doch kehren wir zum Reiſeberichte unſres Verfaſſers zurück, ſo finden wir ihn in Aleppo; ſeinem Aufenthalte daſelbſt widmet er 2 Capitel, die Beſchreibung der Stadt (Cap. 25) und eine Erörterung über die Verzögerung ſeiner Reiſe (Cap. 26), da ihn die Geldgier türkiſcher Beamten dort gewaltſam zurückhielt, von welcher er ſich loskaufen mußte, die Miſſion der Jeſuiten veranlaßt ihn, im folgenden Capitel (Cap. 27) eine vollſtändige Aufzählung aller Miſſionen zu geben, welche ſein Orden damals in Aſien und Afrika verſah.

Am erſten Juny verließ er Aleppo und kehrte über Alexandrien und Marſeille in ſein Vaterland zurück (Cap. 28 — 30).

Godinhos Schilderungen ſind anziehend und belehrend zugleich, er weiß das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; vergleicht man aber den jetzigen Zuſtand des portugieſiſchen Indiens mit dem damaligen, den Godinho geſchildert, ſo bleibt auch jetzt noch der Wunſch des Verf. übrig, es möchte von Indiens Zukunft geſagt werden können, was Florus von Rom unter Trajans Regierung ſagte: Sub Trajano principe praeter spem omnium senectus imperii quasi reddita juventute revirescit.

Friedrich Kunſtmann.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Materialien zur Regierungs-Geſchichte Friedrich Wilhelms IV. vom 7. Juni 1840 bis zum 18. Octbr. 1842. Königsberg 1843.

Ludw. Steub, Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern. München 1843.

Luciliburgensia sive Luxemburgum Romanum. etc. Ill. a Al. Willhemio. Luxemb. 1842. 4.

F. Derſchau, Finnland und die Finnländer. Leipzig 1843.

Feldzug der Kaiſerl. Ruſſiſchen Armee von Polen in den Jahren 1813 und 1814. Von einem Augenzeugen beſchrieben. Hamburg 1843.

Dr. J. E. Wappäus, Die Republiken von Süd-Amerika, geographiſch-ſtatiſtiſch, mit beſ. Berückſichtigung ihrer Produktion und ihres Handelsverkehres. Abth. 1. Götting. 1843.

Fr. Hurter, Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts. Schaffhauſen 1840.

Dr. J. B. Bandlin, Peſtalozzi, ſeine Zeit, ſeine Schickſale und ſein Wirken. Schaffhauſen 1843.

J. J. Herzog, Das Leben Johannes Oekolampad's und die Reformation der Kirche zu Baſel. Bd. 1. Baſel 1843.

A. Fabretti, Biografie dei capitani venturieri dell' Umbria. Vol. 1. fasc. 1 — 9. Montepulciano 1842.

Guil. Libri, Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance des lettres jusqu'a la fin du 18ieme siècle. Vol. 1 — 4. Par. 1841.

Dr. J. Ph. Kulik, Lehrbuch der höheren Analyſis. 2. Aufl. Bd. 1. 2. Prag 1843.

Dr. L. Puttrich, Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. Abth. I. Lief. 3 — 9. II. Lief. 11 — 14. Leipz. 1843. fol.

Fr. di Giorgio Martini, Trattato di architettura civile e militare. P. I. et II. Torino 1842. Atlas in Fol.

Dr. G. A. Jahn, Geſchichte der Aſtronomie vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1842. Bd. 1. Leipz. 1844.

P. A. Hanſen, Ermittelung der abſoluten Störungen in Ellipſen von beliebiger Excentricität und Neigung. Th. 1. Gotha 1843.

Dr. H. Buff, Grundzüge der Experimentalphyſik mit Rückſicht auf Chemie und Pharmacie. Lief. 1. Heidelberg 1843.

Dr. A. Bertrand, Die Revolution des Erdballs. Kiel 1844.

C. Duchemin, Experimentaluntersuchungen über die Geſetze des Widerſtandes der Flüſſigkeiten. Deutſch herausg. von Dr. H. C. Schnuſe. Braunſchweig 1844.

Natural history of New York. Part V. Geology of New York. P. III. comprising the survey of the third geological district by Lardner Vanuxem. Albany 1842.

v. Th. Kotſchy, Abbildungen und Beſchreibungen neuer und ſeltener Thiere und Pflanzen in Syrien und im weſtaſiatiſchen Taurus. Text. Lief. 1. Atlas Lief. 1. Stuttg. 1843.

C. Dejean, Catalogue des Coléoptères. Par. 1837.

Dr. H. Burmeiſter, Zoologiſcher Handatlas. Lief. 1 — 7. Berl. 1843.

A. J. C. Corda, Anleitung zum Studium der Mycologie. Prag 1842.

Fr. L. v. Babo, Der Weinſtock und ſeine Varietäten. Lief. 1. Frankf. 1843.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wiſſenſchaftlichen Botanik, nebſt einer methodologiſchen Einleitung als Anleitung zum Studium der Pflanze. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

F. A. Guil. Miquel, Systema piperacearum. Fasc. I. Roterod. 1843.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomiſch-technologiſche Encyklopädie. Th. 183. Thee — Thier. Berl. 1844.

J. Grimm, Deutſche Mythologie. 2. verb. Auflage. Abth. 1. Göttingen 1843.

K. F. Wiborg, Fremstilling of Nordens Mythologi for dannede Laesere. Kjöbenhavn 1843.

Dr. Strümpell, Die Pädagogik der Philoſophen Kant, Fichte, Herbart. Braunſchweig 1843.

Theod. Heinſius, Zeitgemäße Pädagogik der Schule. Berlin 1844.

Conſt. Frantz, Speculative Studien. Heft 1. Ueber die Freyheit. Berlin 1843.

Chr. Aug. Brandis, Handbuch der Geſchichte der griechiſch-römiſchen Philoſophie. Th. II. Abth. 1. Berl. 1844.

J. G. von Quandt, Vorträge über Aeſthetik für bildende Künſtler. Leipz. 1843.

G. Caſti, Die redenden Thiere, ein epiſches Gedicht. A. d. Ital. überſ. von J. A. Stiegler. Bd. 1. 2. Aachen 1843.

Die Sagen von den Abentheuern Carls des Großen und ſeiner Paladine, den Ritter von der Tafelrunde. Aus den älteſten ſpaniſchen Romanzen im Versmaaße der Originale überſetzt. Leipz. 1843.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, with an English translation and notes by Ch. Guest. P. V. Containing the Dream of Rhonabwy and the tale of Pwyll Prince of Dyved. Lond. 1843.

M. Beheim's Buch von den Wienern. 1462—1465. Zum erſtenmale herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Wien 1843.

Allemannia. Gedichte in allemaniſcher Mundart von Dorn, Schneider und Dr. Hagenbach, nebſt einer Correſpondenz zwiſchen Hebel und Gyſſer. Lörrach 1843.

J. Rank, Vier Brüder aus dem Volke. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

K. Gödeke, Deutſchlands Dichter von 1813 bis 1843. Hannover 1844.

Bibliotheek van Nederlandsche Dichters. Bijdragen tot de kennis van de XVIIe Eeuw. Verzameld door J. Tideman. Deel I. Gedichten van Simon van Beaumont. Utrecht 1843.

Trattato dell' epigrafia latina ed italiana del P. D. Raffaele Notari, Barnabita. Parma 1842.

Iſid. Tänber, Entwurf einer Geſchichte der zeichnenden Künſte im Erzherzogthume Oeſterreich. Wien 1844.

A. R. Mengs ſämmtliche hinterlaſſene Schriften. Herausgegeben von Dr. G. Schilling. Bd. 1. Bonn 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Prometheusmythus von Prof. Dr. von Laſaulx. Würzburg, 1843. S. 32. gr. 4.

Es freut uns um ſo mehr, daß Hr. Prof. Dr. v. Laſaulx den Stoff zu den Abhandlungen, welche er dem Lections-Verzeichniſſe der Univerſität zu Würzburg vorausſchickt, aus dem großen, im Verhältniſſe zu anderen Zweigen der Alterthums-Wiſſenſchaft, immer noch zu wenig angebauten Gebiete der griechiſchen Mythologie wählt, als er ſeine allſeitige Tüchtigkeit auf demſelben bereits durch viele ausgezeichnete Abhandlungen bewährt hat. Der Mythus, deſſen Aufhellung er ſich in der bezeichneten Schrift zum Ziele ſetzte, gehört zu den wichtigſten und ſchönſten, welche ſich aus der griechiſchen Urzeit erhalten haben, und der Weg, den er zur Erklärung desſelben einſchlägt, iſt nach unſerer Ueberzeugung der einzig richtige. Er beſchränkt ſich nämlich nicht darauf, die Angaben desjenigen Dichters in Erwägung zu ziehen, welcher dieſen Mythus am ausführlichſten behandelte, ſondern ſtellt alle wichtigen Zeugniſſe, welche ſich über denſelben erhalten haben, nach der chronologiſchen Reihenfolge der Schriftſteller mit den eigenen Worten derſelben zuſammen, und liefert auf dieſe Weiſe einen ſprechenden Beweis, daß trotz der großen Zerſtörungen, welche die alte Litteratur im Schiffbruche der Zeiten erlitten hat, des Erhaltenen doch ſo viel ſey, daß wir, wie anderes Wiſſenswürdige aus dem Leben der alten Völker, ſo auch dieſen Mythus in genügender Vollſtändigkeit erfaſſen und durch einen Zeitraum von anderthalb Jahrtauſenden verfolgen können.

Der älteſte uns erhaltene Dichter, bey welchem der Prometheusmythus erſcheint, iſt Heſiodus. Die Nachrichten dieſes ſo ehrwürdigen Sängers ſcheinen uns um ſo bedeutungsvoller zu ſeyn, als der Name ſeines Vaters mit der äoliſchen Colonie Kyme in ſehr naher Beziehung ſteht. Es möchte wohl eben ſo wenig einem gegründeten Zweifel unterliegen, daß die Einwohner von Kyme bey ihrem lebhaften Verkehre mit vielen Anſichten und Ueberlieferungen des Orients bekannt wurden, als daß mancher Aeolier aus der neuen Heimath nach Böotien zurückkehrte, und daß, abgeſehen von dieſem Umſtande, durch die Verbindung, in welcher Böotien mit Kyme ſtand, manche alte Ueberlieferung aus dem Morgenlande nach Böotien gelangte, ſo daß es uns nicht befremden kann, wenn bey zwey Dichtern dieſes Volkes, bey Heſiodus und Pindarus, Mythen ſich finden, welche uns die großen Wahrheiten, die ſie enthalten, in einer viel einfachern, der urſprünglichen Bedeutung natürlichern Form veranſchaulichen, als dieß bey vielen andern Sängern der Fall iſt, bey denen der Sinn einer Sage oft durch die Entſtellungen, welche ſie durch irrige Auffaſſung im Laufe der Zeit erhielt, kaum mehr zu erkennen iſt.

Bey Heſiodus nun erſcheint (S. 7 ffg.) Prometheus als Gott und Menſch zugleich. Gott und eine dem Zeus coäterne Perſönlichkeit iſt er ſeiner Abſtammung nach, indem beyde Geſchwiſter-Kinder ſind, und in Uranos und Gaia ihre gemeinſamen Großältern haben. Als Menſch aber oder vielmehr als Repräſentant der Menſchheit erſcheint er in Allem, was er ſinnt und thut, in der ſchlauen Liſtigkeit des Geiſtes, welche im Alterthume,

Digitized by Google

wie noch heute den Bauern, Ausdruck menſchlicher Klugheit war, in dem Feuerdiebſtahl, in Erleidung der darauf folgenden Strafe und in ſeiner endlichen Erlöſung durch Herakles. Neben ihm erſcheint ſein Bruder Epimetheus, wie die andere Hälfte ſeiner ſelbſt, und wenn die Jungfrau Pandora als erſtes Weib geſchildert und berichtet wird, daß durch ſie Krankheiten und Tod in die Welt gekommen ſeyen, ſo bemerkte ſchon Tertullianus (de corona milit. c. 7.), daß uns in ihr die griechiſche Eva begegne. Wenn dagegen Herodotus erzählt, daß des Prometheus Weib Aſia geheißen und von ihr der Erdtheil ſeinen Namen erhalten habe, ja wenn nach Anderen Aſia auch die Mutter des Prometheus geweſen ſeyn ſoll, ſo iſt hierin nur die geographiſche Wahrheit ausgedrückt, daß Aſien die Urheimath der Menſchen ſey.

Unter den ſpäteren Darſtellungen des Prometheusmythus iſt keine großartiger ausgebildet, als die, welche der Vater der griechiſchen Tragödie gegeben hat. Die Abweichungen ſeiner Behandlung dieſes Mythus von der Heſiodiſchen ſind, wie der Herr Verfaſſer (S. 9 — 14) zeigt, in den Hauptpunkten, auf welche Alles ankommt, nicht groß; aber der ganze Mythus erſcheint bey Aeſchylus geiſtiger aufgefaßt und ſtärker ausgeprägt. Der Umſtand, daß er dem Prometheus ſtatt der Klymene die ſchickſalskundige Gaia-Themis zur Mutter, ſtatt der Pandora die Okeanide Heſione zur Gemahlin giebt, ändert das Weſen des Mythus nicht, ſondern hat ſeinen Grund bloß darin, daß die einzelnen Orte den Prometheus in verſchiedene genealogiſche Verbindungen brachten, von denen wir ſpäter ſprechen wollen. Wichtig für die Bedeutung des Ganzen iſt es aber, daß Aeſchylus den Opferbetrug, deſſen ſich Prometheus nach Heſiodus ſchuldig machte, nicht ausdrücklich erwähnt, vielleicht auf denſelben gar nicht anſpielt, ſondern alles Gewicht darauf legt, daß Prometheus die Menſchen, welche Zeus vertilgen wollte, gerettet, und indem er das Feuer ihnen liſtig zugewendet, mit demſelben ihnen jede Kunſt und Wiſſenſchaft, alſo eine Erkenntniß mitgetheilt habe, welche Zeus ihnen vorenthalten wollte. Daß unter dem Feuer geiſtige Erkenntniß, Gnosis, zu verſtehen ſey, haben ſchon die Alten ausgeſprochen. Als Ort, wo Prometheus gefeſſelt iſt, nennt Aeſchylus ſtatt der Heſiodiſchen Säule den Kaukaſus. Wie tief er aber den Kern des Mythus erfaßte, zeigte er darin, daß er alle Menſchen, die Lebendigen wie die Todten, ja ſelbſt die ganze Natur die Strafleiden ihres Wohlthäters mitempfinden läßt, ferner darin, daß Herakles, welcher den Prometheus durch Erlegung des Adlers, der an ſeiner Leber nagt, von ſeinen langen Leiden erlöſt, der Gerechtigkeit des Zeus in der Perſon des Cheiron erſt einen Stellvertreter geben muß. Was das Mitleiden der Natur anbelangt, ſo läßt ſich daſſelbe keineswegs als Erfindung des Aeſchylus betrachten, ſondern es bildet einen weſentlichen Beſtandtheil der Sage. Bey Apollonius dem Rhodier (Argon. III. 845 ffg.) und ſeinem Nachahmer Valerius Flaccus (VII. 356 ffg.) leſen wir, daß aus den Blutstropfen des Prometheus, welche auf den Kaukaſus herabfloſſen, ein Zauberkraut erwachſen ſey, das nicht bloß gegen Schwert und Feuer ſchütze, ſondern auch die Eigenthümlichkeit habe, daß, wenn man es ausreiße, die Erde in ihrer innerſten Tiefe erdröhne, und Prometheus in Schmerzen erſeufze (S. 24), eine Angabe, durch welche das Strafleiden des Prometheus als ein fortdauerndes bezeichnet iſt. Ueberdieß erzählen die Tſcherkeſſen am Kaukaſus noch gegenwärtig von einem Rieſen, deſſen Wiſſen Alles umfaſſe, was die Erde und der Himmel biete, und der die Kühnheit dieſes ſeines Strebens ſeit Jahrtauſenden in einem tiefen Felſenthale büße, das kein Sterblicher betreten könne, weil jedem, der ſich nahet, ein plötzlicher Sturmwind, wie aus der Bruſt eines Titanen gehaucht, entgegen brauſe.

Wenn man früher, ſagt der Herr Verfaſſer (S. 15 fg.), nur den gefeſſelten Prometheus im Auge habend, glaubte, die höchſte Bedeutung dieſer Tragödie ſey der Triumph des Unterliegens, indem der Tyrannis des Zeus gegenüber der freye Titan nur äußerlich bezwungen, innerlich ungebrochen, wie ein fallender Held beſiegt ſiege, ſo wurde dabey überſehen, daß dann Aeſchylus, weit entfernt, ein theologiſcher, Pythagoriſcher Dichter zu ſeyn, vielmehr ſelbſt ein anderer Titan geweſen wäre, während doch derſelbe Dichter als Schluß des gefeſſelten

Digitized by Google

Prometheus einen befreyten, mit Zeus verſöhnten Prometheus gedichtet hat. Gerade darin, daß Aeſchylus den gefeſſelten Prometheus alle Wildheit ſeiner titaniſchen Natur und ſeines von Zorn ſtroßenden Gemüthes austoben läßt, bewies er die bewunderungswürdige Ueberlegenheit ſeines Dichtergeiſtes, und zeigte, wie ſehr er ſich einer höhern Löſung und Verſöhnung dieſer feindlichen Gegenſätze bewußt war; denn nur wer des Sieges gewiß iſt, kann alle Kraft des Gegners, ohne ſie zu fürchten, ruhig ſich entwickeln laſſen.

Die dritte Hauptform des Prometheusmythus (S. 17 ffg.) findet ſich zwar in den uns erhaltenen Denkmalen der alten Litteratur ſchon vor Aeſchylus, läßt ſich jedoch nicht mit Sicherheit bis in das Zeitalter des Heſiodus zurückverfolgen. Während in der Heſiodiſchen Erzählung Prometheus als Schwager, ja als Gemahl der Pandora, ganz wie ein griechiſcher Adam erſcheint, bey Aeſchylus aber als geiſtiger Vater der Menſchen, der das dem Untergange beſtimmte Geſchlecht gerettet und ihm mit dem Feuer alles wahrhaft Menſchliche, Kunſt und Wiſſenſchaft, mitgetheilt hat, legt jene dritte Hauptform des Mythus ihm die ganze Schöpfung des Menſchen nach Leib und Seele bey. Die merkwürdigſte Darſtellung dieſer Seite des Mythus findet ſich bey Fulgentius (Mythol. II, 9.), einem der Zeit nach allerdings ſpäten Schriftſteller; allein ſie iſt, wie der Verfaſſer richtig bemerkt, ſicherlich nicht von ihm erfunden, ſondern aus ältern Quellen geſchöpft worden, und lautet alſo: Prometheus habe den Menſchen aus Lehm gebildet, ſeelenlos und unempfindlich. Da ſey Minerva gekommen, habe ſein Werk bewundert, und ihm, wenn er davon für die Sterblichen Gebrauch machen wollte, ſolche Gaben verheißen, wie die Unſterblichen beſäßen, worauf Prometheus erwiedert habe, ihm ſey unbekannt, welche Gaben die Unſterblichen beſitzen; ſie möge ihm dieſe zeigen, damit er die, welche ihm die beßten ſchienen, wählen könne. Minerva habe ihn dann auf dem Rande ihres ſiebenfältigen Schildes in den Himmel emporgehoben, und als er hier geſehen, daß von der lodernden Flamme des Feuers Alles zum Leben beſeelt werde, habe er das Feuer in der Ferula, die er an den Rädern des Sonnenwagens angezündet, zur Erde herabgebracht, auf die Bruſt der von ihm gebildeten Menſchen gelegt, und alſo das Leben in ſie eingeſtrömt.

Wir treten ohne Bedenken der Vermuthung des Herrn Verfaſſers bey, daß Fulgentius, wie andere ſeiner Erzählungen, ſo auch dieſen Mythus aus dem Pythagoriſchen Dichter Epicharmus, vielleicht aus deſſen Pyrrha und Prometheus, entlehnt habe, welcher bekanntlich lehrte, des Menſchen Vernunft ſtamme aus der göttlichen Vernunft, der Leib ſey Erde, der Geiſt Feuer, aus der Sonne genommen, und im Tode kehrten beyde dahin zurück, woher ſie genommen, der Leib zur Erde, der Geiſt aber aufwärts.

Beſonders findet ſich Prometheus ſehr häufig auf antiken Bildwerken als Menſchenbildner vorgeſtellt, gewöhnlich ſo, daß er auf einem Felſen ſitzend, ein Lehmgebilde vor ſich hat, und Athene dieſes entweder durch Berührung mit der Rechten oder dadurch beſeelt, daß]ſie demſelben einen Schmetterling als Symbol der Seele auf das Haupt ſetzt. Auf einer altgriechiſchen Gemme hält er in der einen Hand einen Menſchenfinger, in der andern einen Feuerſtab, hinter ihm ſchlägt, ſeine Beſtrafung andeutend, ein Blitzſtrahl herab. Die übrigen Sagen und Gebräuche, welche zum Verſtändniß des urſprünglichen Sinnes des Prometheusmythus nicht nothwendig ſind, wollen wir hier übergehen, und die Erklärung, welche der gelehrte Herr Verfaſſer giebt, ſo weit anführen, als wir mit ihm übereinſtimmen; jene Punkte aber, in welchen wir von ihm abweichen, ſpäter berühren, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

L. J. Guenebault, Dictionnaire iconographique des monuments de l'antiquité chrétienne et du moyen âge depuis le bas empire jusqu'à la fin du 16 siècle. T. I. Livr. 1. Par. 1843.

Dr. Ph. v. Holger, Die Staatswirthſchafts-Chemie. Heft 1 — 3. Wien 1843.

W. Roſcher, Grundriß zu Vorleſungen über die Staatswirthſchaft. Nach geſchichtlicher Methode. Göttingen 1843.

Dr. E. A. Platner, Grundzüge einer allgemeinen Phyſiologie. Jena 1844.

Dr. Lud. Fick, Lehrbuch der Anatomie des Menſchen. Heft 1. 2. Leipz. 1843.

Dr. Lud. Türck, Abhandlung über Spinal-Irritation. Wien 1843.

Dr. Fr. Pauli, Unterſuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie. Leipz. 1844.

Dr. W. Hennemann, Ueber eine neue Reihe ſubcutaner Operationen. Roſtock 1843.

L. Arndt's Grundriß der juriſtiſchen Encyklopädie und Methodologie. München 1843.

Dr. G. Beſeler, Volksrecht und Juriſtenrecht. Leipz. 1843.

Dr. Rob. Oſterloh, Der ordentliche bürgerliche Proceß nach königlich ſächſiſchem Rechte, ſyſtematiſch dargeſtellt. Bd. 1. Leipzig 1843.

J. D. H. Temme, Kritik des Entwurfs des Strafgeſetzbuches für die Preußiſchen Staaten. Th. 1. 2. Berlin 1843.

J. K. J. Maucher, Syſtematiſches Handbuch des öſterreichiſchen Strafgeſetzes über Verbrechen und die auf daſſelbe ſich unmittelbar beziehenden Geſetze und Anordnungen. Lief. 1. 2. Wien 1843.

Fred. Murhard. Nouveau recueil général de traités, conventions et autres transactions remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états dans leurs rapports mutuels. T. I. Götting. 1843.

Dr. H. L. Schier, Handbuch des k. ſächſiſchen Civilprozeßrechts. Bd. 1. Der ordinariſche Civilprozeß nach k. ſächſiſchem Rechte. Arnold 1843.

Dr. J. A. Möhler, Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus, dargeſtellt im Geiſte der Kirchenväter der drey erſten Jahrhunderte. Tübingen 1843.

K. Fr. Gaupp, Die Union der deutſchen Kirchen. Breslau 1843.

E. Perthel, Pabſt Leo's I. Leben und Lehren. Ein Beytrag zur Kirchen- und Dogmengeſchichte. Jena 1843.

Dr. J. T. Beck, Umriß der bibliſchen Seelenlehre. Stuttgart 1843.

Louis de Leon, Obras reconocidas y cotejadas, con varios manuscritos por el Fr. Ant. Merino. T. 1 — 5. Madr. 1804 — 6.

Dr. H. Hupfeld, Ueber Begriff und Methode der ſogenannten bibliſchen Einleitung nebſt einer Ueberſicht ihrer Geſchichte und Literatur. Marburg 1844.

K. B. Moll, Die gegenwärtige Noth der evangeliſchen Kirche Preußens, deren Urſachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Paſewalk 1843.

Dr. J. H. Möller, Urkundliche Geſchichte des Kloſters Reinhardsbrunn. Gotha 1843.

Dr. Ant. Joſ. Binterim, Pragmatiſche Geſchichte der deutſchen National-, Provincial- und vorzüglichſten Diöceſanconcilien vom vierten Jahrhundert bis auf das Concilium zu Trient. Bd. 4. Mainz 1840.

Dr. J. A. G. Hoffmann, Verſuch einer Darſtellung des in den ſächſiſchen Herzogthümern geltenden Kirchenrechts. Hildburghauſen 1843.

Dr. Fr. Lübker, Die Organiſation der Gelehrtenſchule, mit beſonderer Rückſicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Leipzig 1843.

Bart. José Gallardo, El Criticon, papel volante de literatura y bellas artes. Madr. 1835.

Hedendaagsche vaderlandsche Bibliotheek van wetenschap, kunst en Smaak, voor het jaar 1805 — 1811. Amsterd. 1805 — 11.

Nieuwe vaderlandsche Bibliotheek van Wetenschap, Kunst en Smaak. Deel 1 — 8. Amstel. 1797 — 1804.

Dr. J. W. Schäfer, Handbuch der deutſchen Literatur. Th. 2. Von Opitz bis auf die neueſte Zeit. Bremen 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Der Prometheusmythus von Prof. Dr. von Laſaulx.

(Fortſetzung.)

In der Heſiodiſchen Erzählung bedeuten Prometheus und Epimetheus ihren Namen, wie ihren Thaten nach nur die beyden Seiten des Urmenſchen und der Menſchen überhaupt als denkender Weſen (S. 27 ffg.): Prometheus heißt der Vorweiſe, Vorbedenker, Vorausdenkende, auch der Vorwitzige; Epimetheus der Nachweiſe, Nachbedenker, erſt nach der That, wenn es zu ſpät iſt, Gewitzigte. Beyde Brüder zuſammen ſtellen den Menſchen dar, wie er von jeher aus Weisheit und Thorheit gemiſcht iſt. Ihr Weib Pandora iſt die griechiſche Eva, deren Natur niemals poetiſcher geſchildert wurde, als es Heſiodus gethan hat. Der Feuerdiebſtahl iſt ein ſinnliches Bild der geſtohlenen Erkenntniß des Guten und Böſen, und wenn in Folge dieſer That ein Adler, der Sohn des Typhon und der Schlange Echidna, beſtändig die Bruſt des Prometheus ſo lange zernagt, bis einſt in der Fülle der Zeiten nach dem Rathſchluſſe des Zeus, der ſeinen geliebten Sohn darin verherrlichen wollte, Herakles des Prometheus Erlöſer wurde, ſo ſehen wir auf der einen Seite die Unruhe und das namenloſe Elend des von Gott abgefallenen Menſchen in der Lage des Prometheus, auf der andern Seite aber die ewige Erbarmung in Herakles und Cheiron, welcher ſich freywillig in den Tod hingiebt, um die Gerechtigkeit des Zeus zu verſöhnen, klar bezeichnet, oder, um mit Bacon und Görres zu reden, die weltgeſchichtliche Wahrheit der Erlöſung der durch die Sünde in Elend und Unglück geſtürzten Menſchen durch Chriſtus angedeutet.

Wenn die Argiver die Erfindung des Feuers dem Phoroneus beylegten (S. 27 Not. 112), ſo zeigt ſich indirekt auch in dieſer Angabe, daß Prometheus und ſein Feuerdiebſtahl urſprünglich nichts anderes ausdrückten, als den Sündenfall unſerer Stammältern. Wenn ferner in der dritten Hauptform des Mythus einige Dichter den Menſchenbildner Prometheus die menſchliche Natur aus Theilen aller Art, auch der Thierwelt, miſchen laſſen, ſo iſt in dieſer Ausdrucksweiſe die Wahrheit enthalten, daß der Menſch als letztes Glied der Schöpfung alle vorhergehenden Stufen des Lebens, wie in einem Mikrokosmus, in ſich beſchloſſen habe.

Wir wollen nun diejenigen Punkte in Kürze bezeichnen, in welchen wir von der Anſicht des geehrten Herrn Verfaſſers abweichen, und zum Schluſſe einige Theile des Prometheusmythus anführen, welche vielleicht als Zuſätze zu betrachten ſind, die er durch irrige Auffaſſung erhielt. Hr. Profeſſor von Laſaulx legt der Sage vom Opferbetruge, welchen ſich Prometheus erlaubt haben ſoll, eine Bedeutung bey, welche ſie nach unſerer Vermuthung nicht zu haben ſcheint. Unter der Herrſchaft des Zeus entſtand jener Erzählung zu Folge (S. 5) einſt in der Stadt Mekone, welches nach Strabo das ſpätere Sicyon iſt, und von Callimachus (fragm. 195) Sitz der Religion genannt wird, zwiſchen Göttern und Menſchen darüber ein Rechtsſtreit, welcher Theil von den Opfern den Göttern gegeben werden, welcher den Menſchen verbleiben ſolle. Bey dieſer

Digitized by Google

Gelegenheit ſoll Prometheus einen großen Stier geſchlachtet, und, um den Sinn des Zeus zu täuſchen, einerſeits das Fleiſch und Fett in die Haut eng verhüllt und den Magen des Stieres darauf gelegt, gegenüber aber die Knochen mit etwas glänzendem Fette bedeckt, künſtlich aufgehäuft haben. Zeus habe über die ungleichen Theile geſcholten, Prometheus aber lächelnd ihn wählen heißen. Da ſey Zeus, der den Trug wohl durchſchaut, beym Anblick der enthüllten Knochen gegen die Menſchen in Zorn ergrimmt, und habe ihnen ſeitdem zur Strafe für den Betrug die Kraft des raſtloſen Feuers nicht mehr gegeben, ſondern das Leben ſo ſchwer gemacht, daß ſie im Schweiße des Antlitzes ihr Brod eſſen mußten, bis Prometheus den Zeus abermals täuſchte, und ihm des Feuers fernſtrahlende Flamme in einem hohlen Narthex heimlich entwendete.

Der Herr Verfaſſer bringt auch dieſe Erzählung, wie jene vom Feuerdiebſtahl, mit dem großen Fall der erſten Menſchen in Verbindung. Der Betrug beym Opfer, ſagt er (S. 28 fg.) und der darauf folgende Feuerdiebſtahl ſind ſehr bezeichnende Bilder für jene unvordenkliche Schuld, die in den Sagen der Völker am Anfange der Geſchichte ſteht. Der Menſch, der als Geſchöpf ſeinem Schöpfer mit ſeinem ganzen Seyn verpflichtet war, hat, als er in die Schiedlichkeit des Willens getreten, ſtatt dieſen zu opfern, ihn vielmehr ſich eigen zu machen geſucht, und da er das geforderte Opfer ſeines ſelbſtiſchen Willens nicht brachte, allerdings Gott um das, was Ihm gehörte, betrogen, Ihm ſtatt des Fleiſches nur die Knochen mit etwas Fett umwickelt dargebracht.

Wenn dieſer Sinn der Sage von dem Opferbetruge, deſſen ſich Prometheus ſchuldig machte, zu Grunde liegt, ſo iſt, wie uns ſcheint, der große Fall unſerer Stammältern durch zwey verſchiedene Bilder ausgedrückt. Wir können uns dann dieſe Erſcheinung nur durch die Annahme erklären, daß, was man an einigen Orten durch den Feuerdiebſtahl bezeichnete, in Mekone durch jenen Betrug ausgedrückt ward, und daß man ſpäter dieſe beyden Sagen in der Art mit einander verknüpfte, daß man den Zeus erſt in Folge jenes großen Verbrechens den Menſchen das Feuer entziehen ließ. Es iſt aber auch ſehr wohl möglich, daß jene Erzählung von dem Opferbetruge anfänglich eine ſehr untergeordnete Bedeutung hatte und bloß erfunden wurde, um zu erklären, wodurch Prometheus zu dem Feuerdiebſtahl veranlaßt wurde, und dieß dürfte dann geſchehen ſeyn, als man die urſprüngliche Bedeutung des Mythus nicht mehr erkannte. Der Umſtand, daß die Griechen ihren Göttern ſeit der früheſten Zeit bloß die Knochen, in Fett gehüllt, verbrannten, bot ein vortreffliches Mittel zur Erklärung der von Zeus über die Menſchen verhängten harten Strafe, indem man jenen Opfergebrauch, welcher in das tiefſte Alterthum hinausreichte, auf den Repräſentanten der Menſchen, auf Prometheus ſelbſt zurückführte. Die Theile, welche die Menſchen ſchon in der Urzeit den Göttern von dem geſchlachteten Thiere darbrachten, ſtanden allerdings mit jenen, welche ſie für ſich behielten, in keinem Verhältniſſe, und deßhalb lag die Vermuthung ſehr nahe, daß Prometheus, dieſer Repräſentant der Menſchheit, den Zorn des Zeus durch die Art und Weiſe, wie er ihm beym Opfern bedachte, auf ſich geladen, dadurch die Entziehung des Feuers veranlaßt, und nun ein neues Verbrechen verübt, nämlich jetzt erſt das Feuer geſtohlen habe.

Ferner drängt ſich uns die Frage auf, wie es wohl gekommen ſeyn möge, daß Prometheus, der urſprünglich doch nur den erſten Menſchen bezeichnet, als Gott und als Menſchenbildner angeſehen wurde. Wir wollen zuerſt die Erklärung des Herrn Verfaſſers anführen, und dieſer unſre Vermuthung beyfügen. In den Darſtellungen des Ovidius, Lucianus, Fulgentius und in den Werken der bildenden Kunſt ſcheint nach des Herrn Verfaſſers Anſicht Prometheus mit Athene allerdings ſo aufzutreten, wie Tertullian ihn gefaßt hat, als altteſtamentlicher Schöpfer, d. h. als der Zweyte unter den kosmogoniſchen Potenzen, der, wie die alten Theologen ihn nennen, als zweytrr Gott und großer Mitberather im Rathe der Elohim der eigentliche Demiurg und Vater aller Creatur iſt. Allein genauer betrachtet, iſt doch auch hier Prometheus nach des Herrn Verf. Anſicht nicht der wirkliche Schöpfer des Menſchen. Wenn es heißt, er

habe den Menſchen nach dem Ebenbilde der Götter gebildet, ſo iſt damit nach ſeiner Annahme im Grunde nicht mehr geſagt, als daß der prometheiſche Menſch das Ebenbild Gottes ſey; der Menſchenbildner Prometheus iſt ſelbſt der Menſch, ohne den die Schönheit des Weltalls ohne Zeugen wäre. Großes Gewicht legt er auch darauf, daß die eigentliche Beſeelung der Menſchen nicht ihm, ſondern der ſchöpferiſchen Weisheit der Athene zugeſchrieben wird; denn während bey Heſiodus und Aeſchylus das Feuer gleich Kunſt, Wiſſenſchaft, Erkenntniß genommen iſt, wird hier durch das Feuer Leben, Seele, Geiſt überhaupt bezeichnet, Begriffe, die freylich in allen Sprachen in einander übergehen. Ueber die Göttlichkeit des Prometheus bemerkt der Herr Verfaſſer (S. 29 fg.) noch insbeſondere: „Wenn gleich in der erſten Geſtalt des Mythus Prometheus als eine dem Zeus coäterne Perſönlichkeit bezeichnet wird, ſo iſt das ganz im Geiſte des philoſophiſchen Heroismus der Hellenen, wie er ſich ſchon bey Heſiodus ausſpricht, daß aus derſelben Wurzel Götter und ſterbliche Menſchen geworden ſind, und bey Pindarus, daß Ein Geſchlecht iſt der Götter und der Menſchen, und aus Einer Mutter Beyde das Leben haben. Wenn auch Aeſchylus (S. 30) den Prometheus einen Gott nennt, und dieſer ſich rühmt, daß durch ſeine Rathſchläge Zeus über die Titanen geſiegt, und daß er den neuen Göttern die Ehrenämter ausgetheilt habe: ſo ſpricht ſich darin unter anderer Form derſelbe Stolz der griechiſchen Heroenwelt aus, die, auf der feſt gegründeten Erde ſtehend, ihren Göttern ebenbürtig ſich fühlte, wie ja dieſe auch in Wahrheit nur durch und in dem Menſchen, der an ſie glaubte, Realität hatten.“

So gerne wir die Tiefe des Geiſtes und den Scharfſinn anerkennen, welchen der Herr Verfaſſer bey der Erklärung dieſes nach unſerer Anſicht ſchwierigſten Punktes des Prometheusmythus bewies, ſo können wir doch nicht verhehlen, daß uns hier das Reſultat ſeiner Erörterungen nicht ganz befriedigt. **Es iſt ſehr wohl möglich, daß der Umſtand, daß man das Feuer, dieſes ſchöne Bild der Erkenntniß, bald vorzugsweiſe als Symbol des Geiſtes oder der Seele gebrauchte, welche nicht dieſer Erde, ſondern dem Himmel angehört, alſo die Entwendung des Feuers auf die Verpflanzung der Seele in einen irdiſchen Körper bezog, Veranlaſſung gab, daß man den Prometheus als Menſchenbildner und als Gott betrachtete.** Für dieſe Vermuthung ſpricht jene Feyer, welche dem Prometheus zu Athen veranſtaltet wurde. In der Nähe des Ortes Colonus und der Akademie, innerhalb des geweihten Gebietes der Athene (S. 25), ſtand ein Altar des Prometheus. Auf dem alterthümlichen Sockel desſelben waren er und Hephäſtus abgebildet; Prometheus als der erſte und ältere mit einem Scepter in der Rechten, Hephäſtus als der jüngere und zweyte. Auch ſtand dort, von Piſiſtratus errichtet, eine Bildſäule des Eros. Vor dem Altar des Prometheus nun hielten ſie, nachdem zuvor die Fackeln bey der Bildſäule des Eros angezündet worden waren, im Hochſommer jedes Jahres einen Fackelwettlauf in die atheniſche Töpfervorſtadt Keramikos in der Art, daß ſtationenweiſe die brennende Fackel von einem Läufer dem andern überliefert wurde, bis der letzte ſie lodernd ans Ziel brachte. Um den Sinn dieſes Gebrauches zu erſchließen, verweiſt der Herr Verfaſſer ſehr paſſend auf eine Stelle des Plato (legg. VI. p. 455 — 459), welcher äußert, es ſey Pflicht eines jeden guten Bürgers, ſich zu verheirathen, um an ſeiner Statt in ſeinen Kindern Diener Gottes zu hinterlaſſen, und damit (ſetzt er hinzu) nach dem Geſetze der ewigen Natur das Leben, wie eine brennende Fackel einer dem andern überliefere. Zugleich erinnert er an die Erklärung Creuzers (Symb. III, 546), der in dieſem Fackellaufe ein Bild des bald lodernden, bald erlöſchenden Lebensfunkens erkennt, und erklärt ſich gegen die Annahme (S. 26) einiger Gelehrten, welche aus der Oertlichkeit dieſes Fackellaufes vom Altar des Prometheus in den Keramikos ſchließen, daß die ganze Feſtfeyer von den Töpfern, die man, da ſie Prometheus als ihren Schutzpatron verehrt, ſcherzweiſe auch Prometheuſe genannt, ausgegangen, alſo nichts anders, als ein Töpferfeſt geweſen ſey.

Uns ſcheint der Umſtand, daß die Fackel bey der Bildſäule des Eros angezündet wurde, beſondere Berückſichtigung zu verdienen. Es iſt bekannt, welch' eine große Bedeutung Eros in den ſamothraciſchen Weihen hatte, wo er beſonders als ſchaffendes We-

Digitized by Google

ſen, als Urheber der Dinge erſcheint. Die ganze Feyer möchte alſo urſprünglich die Verſetzung der menſchlichen Seele, welche man als geiſtiges Lebensprincip unter dem Bilde des Feuers veranſchaulichte, in dieſes zeitliche Leben verſinnlicht haben. Wie die Fackel, das Symbol des geiſtigen Lebens, bey der Bildſäule des nach den Vorſtellungen der Griechen alles Leben begründenden Eros angezündet und eine lange Strecke getragen wird, bis ſie unausgelöſcht ihr Ziel erreicht, ſo durchwandert auch die Seele, das Ebenbild des Alles ſchaffenden Gottes, bey ihrer Verſetzung auf die Erde eine faſt unermeßliche Strecke, bis ſie mit ungeſchwächter Kraft ihr Ziel, d. h. den Körper, welchen ſie beleben ſoll, erreicht. Durch jene Feyer wurde auf der einen Seite die Länge des Weges, den die Seele zurücklegt, bis ſie auf die Erde gelangt, und die Schnelligkeit, womit ſie dieſelbe troz der weiten Entfernung erreicht, auf der andern aber durch die ſtets lodernde Fackel ihre unvertilgbare Natur verſinnlicht. Sobald man nun den Prometheus wegen dieſer Auffaſſung des Feuerdiebſtahles für den *geiſtigen* Vater der Menſchen anſah, war es wohl ſehr natürlich, daß man ihn auch als *Bildner ſeines Leibes* erklärte, in ſo ferne ein Geiſt auf dieſer Erde ohne irdiſche Hülle nicht beſtehen kann. Zur Veranſchaulichung des Urſprunges und der Hinfälligkeit unſers Körpers ließ man ihn, wie einen Künſtler, denſelben aus Lehm oder Erde geſtalten.

Indeß iſt es auch ſehr wohl möglich, daß eine andere Auffaſſung des Feuers, welches man bald für gewöhnliches Feuer hielt, zur Entſtehung der Sage, daß Prometheus den Menſchen gebildet habe, Veranlaſſung gab. Es iſt bekannt (S. 30), daß ſelbſt der tiefdenkende Pythagoreer Aeſchylus der Erzählung folgt, nach welcher Prometheus das Feuer aus dem *lemniſchen* Krater Moſychlos entwendete; ebenſo bekannt iſt, daß eine Menge griechiſcher Mythen ſchon zur Zeit des Homerus durch irrige Auffaſſung ſo ſehr entſtellt wurde, daß man ihre frühere Bedeutung kaum mehr errathen kann. Sobald man nun *das Feuer*, welches Prometheus entwendete, vom *gewöhnlichem* Feuer nicht mehr unterſchied, mußte er eine von ſeiner früheren Natur ſehr verſchiedene Bedeutung erhalten. Es wurden ihm Eigenthümlichkeiten beygelegt, welche die Griechen ſonſt nur dem Sonnengott, deſſen Kugel ſie für lauteres Feuer hielten, zuſchrieben. Wie ſie dieſen zur Verſinnlichung der ſchaffenden Kraft des Sonnenlichtes als Ordner, Baumeiſter und Künſtler überhaupt darſtellten, ſo reihten ſie auch an die durch Prometheus bewerkſtelligte Verpflanzung des Feuers auf die Erde nicht bloß die Erfindung und Uebung aller Künſte, ſondern ſie trugen auf ihn auch Vorzüge und Kunſtfertigkeiten über, welche in andern Mythen von Hephäſtus geübt werden. Hieher gehört die bey Euripides und Apollodor erwähnte attiſche Sage (S. 23 fg.), daß Prometheus den Zeus bey der Geburt der Athene das Haupt geöffnet habe, in welcher er als Feuerkünſtler erſcheint, wie Hephäſtus, der Meiſter in allen Künſten iſt, und überall, wo die Götter eines in den Geſchäftskreis eines Feuerkünſtlers einſchlägigen Dienſtes bedürfen, ſeine Geſchicklichkeit erprobt. Wenn der Herr Verfaſſer (S. 24) glaubt, in der Erzählung des Duris von Samos, nach welchem Prometheus die Athene liebte, und wegen ſeines Verſuches, ihr Gewalt anzuthun, an den Kaukaſus geſchmiedet wurde, ſey nichts anders ausgedrückt, als in dem Feuerdiebſtahle, *nämlich* der titaniſche Verſuch des Menſchen, die adulterirte göttliche Weisheit an ſich zu reißen, ſo können wir ihm ſchon deßhalb nicht beyſtimmen, weil von Hephäſtus derſelbe Verſuch erzählt wird, dieſer aber urſprünglich vom Prometheus weſentlich verſchieden war. Wir vermuthen vielmehr, daß ſeine Liebe zu Pallas, wie jene des Hephäſtus, nur das nahe Verhältniß, in welchem ſie als Künſtler zu jener kunſtgeübten Göttin ſtanden, bezeichnet oder ſich auf die innige Verbindung bezogen habe, in welche man die Lichtgötter zur Verſinnlichung der nahen Beziehung, in der Sonne und Mond am Himmel ſtehen, zu einander brachte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Prometheusmythus von Prof. Dr. von Laſaulx.

(Schluß.)

Die Kunſtfertigkeit, welche man ihm als Feuerbringer zuſchrieb, möchte vielleicht auch Veranlaſſung gegeben haben, daß er in die Reihe der Kabiren (S. 25) geſetzt ward, und wenn vielleicht das ihm von Demeter nach einer Sage anvertraute Kiſtchen, über deſſen Inhalt Pauſanias ſchweigt, den Phallus des erſchlagenen Kabirenbruders oder des Dionyſius enthielt, ſo möchte dieſer Phallus, in deſſen Beſitze Prometheus iſt, urſprünglich wohl nichts anders als die ſchöpferiſche Kraft des Feuers, namentlich des Sonnenlichtes, veranſchaulicht haben. Die höchſte Kunſtfertigkeit bezeichnet in dem durch irrige Auffaſſung des Feuers weſentlich veränderten Prometheusmythus die Bildung des Menſchen, welcher unter allen lebendigen Weſen auch in körperlicher Beziehung das Vollendetſte, das Meiſterſtück der Schöpfung iſt. Nach dieſer Anſicht dürfte alſo die Erzählung von der Menſchenbildung durch Prometheus nichts anderes bedeutet haben, als den höchſten Grad oder den Gipfel aller jener Kunſtfertigkeiten, deren Uebung durch den Gebrauch des Feuers bedingt iſt, eine Vermuthung, zu welcher beſonders die innige Verbindung, in der Pallas mit dem mit der Bildung des Menſchen beſchäftigten Prometheus ſteht, hinführt. Da man aber wohl einſah, daß der Geiſt einen ganz andern Urſprung habe, als der hinfällige Körper, ſo ſetzte man zur Hindeutung auf die unſterbliche Natur der menſchlichen Seele und zur Bezeichnung der Heimath, welcher ſie angehört, einen Schmetterling, dieſes ſinnreiche Symbol der ψυχή bey den Griechen, auf das von Prometheus aus Erde oder Lehm geformte Gebilde. Hätte man dem Prometheus ſpäter nicht in vieler Beziehung gleiche Geſchicklichkeit mit Hephäſtus eingeräumt, ſo ließe ſich nicht leicht erklären, warum man ihm, wie dem Hephäſtus, Hera (S. 24) zur Mutter gegeben habe.

Auf eine irrige Auffaſſung der urſprünglichen Bedeutung des Prometheusmythus beziehen wir auch jene Angaben, die ihn als Erfinder der Weisheit und der Vorſehung bezeichnen, und die Iſis ihm zur Tochter geben (S. 24). Wir vermuthen, daß man ihn deßhalb Erfinder der Weisheit genannt habe, weil man das Feuer oder Licht, dieſes alte Symbol der Erkenntniß, als das Mittel betrachtete, welches die Finſterniß des Geiſtes zerſtreut und dieſem das Weſen und die Bedeutung aller Dinge erſchließt. Die Angabe aber, daß er Erfinder der Vorſehung geweſen ſey, dürfte zunächſt die verkehrte Auffaſſung ſeines Namens veranlaßt haben. Auch möchte er wohl bloß aus dieſem Grunde Vater des Zeus genannt worden ſeyn.

Sobald man den Prometheus wegen der Bedeutung, in welcher man das Feuer ſpäter gewöhnlich auffaßte, als Künſtler und Erfinder der Weisheit darſtellte, und ihn aus dieſem Grunde, wie den Hephäſtus, als Gott betrachtete, mußte er natürlich in die Genealogie der griechiſchen Götterwelt verflochten werden, wozu, abgeſehen von andern Umſtänden, ſchon ſeine Verbindung mit Hera beytrug; dieſe genealogiſche Verknüpfung aber mußte die Meinung, daß er ſchon urſprünglich Gott gewe-

ſen ſey, um ſo feſter begründen. Allein in jener Genealogie, welche ihn Vater des Deukalion und ſelbſt des Hellen nennt, tritt er noch recht deutlich als das auf, was er urſprünglich war, nämlich als Repräſentant der Menſchheit, als der griechiſche Adam. Wenn die Sage den Deukalion zu ſeinem Sohne macht, ſo überſpringt ſie, wie man leicht einſieht, eine Reihe von Geſchlechtern, und knüpft dieſen zweyten Stammvater der Menſchen, den griechiſchen Noah, ſofort an den erſten, an Adam, an. Den Namen Deukalion leitet der Herr Verfaſſer (S. 8 Nr. 23) von δεῦκος = γλεῦκος (ſüßer Moſt) ab, und glaubt, daß Deukalion vielleicht den Griechen, wie Noah den Hebräern, als erſter Weinpflanzer galt (Genesis 9, 20). Wir können uns an keine unter den über Deukalion erhaltenen Sagen erinnern, durch welche ſich dieſe Anſicht erweiſen ließe, und treten deßhalb der Vermuthung Welckers (Nachtrag zur Aeſchyl. Trilog. S. 317 not.) bey, nach welchem Δεύκαλος einen bezeichnet, der in die See geht. Dieſer Gelehrte erinnert zugleich, daß, wenn Odyſſeus ſeinen Großvater Deukalion nennt, (Odyss. XIX, 183), dieſes ſehr bedeutſam ſey, in ſo ferne dieſer Name auf ſein eigenes langes Schifffahren hinweiſe. Welckers Erklärung ſcheint uns ſowohl durch die Ableitung des Namens Deukalion, als auch durch die Stelle, welche dieſer als Noah bey den Griechen einnimmt, vollkommen gerechtfertigt zu ſeyn. Wenn endlich Hellen als Sohn des Prometheus bezeichnet wird, ſo hat die Sage abermals eine Reihe von Geſchlechtern überſprungen, indem ſie den Stammvater der Hellenen unmittelbar an den erſten Menſchen anreiht, ſtatt ihn mit dem griechiſchen Noah in Verbindung zu ſetzen.

Zu dieſen Erörterungen fügen wir einige über zwey Anſichten des Herrn Verfaſſers, deren Inhalt ſich nicht auf dieſe Abhandlung über den Prometheusmythus beſchränkt, ſondern auf das ganze Gebiet der griechiſchen Mythologie ausdehnt. Zuvörderſt tritt er nämlich (S. 27 not. 112) der Behauptung entſchieden entgegen, daß die heidniſchen Sagen aus Verunſtaltungen unſers alten Teſtamentes entſtanden ſeyen, und erklärt die auf dieſe Vorausſetzung gegründeten Syſteme von G. J. Voſſius und P. D. Huet für hiſtoriſch unerweislich und im Principe verfehlt. Sodann glaubt er (S. 4), daß ſich aus der Geſchichte und den Religionen des Heidenthums ein zweytes apokryphiſches altes Teſtament herſtellen laſſe, deren beyder Fortſetzung und Erfüllung das neue Teſtament enthalte. Mit dieſer letztern Anſicht hängt eine Bemerkung auf das innigſte zuſammen, welche der Verfaſſer an einer andern Stelle (S. 27) ausſpricht. Er glaubt nämlich, daß, wie das, was im Knaben verborgen iſt, der Jüngling zeigt, was in dieſem liegt, im Manne offenbar wird, ſo auch in jeder der nachfolgenden Hauptgeſtalten des Prometheusmythus der Inhalt der vorhergehenden ſich verklärt zeige, und dieſer Proceß ſich ſo lange wiederholt habe, bis das dem Mythus eingeborne Feuer, nachdem es jeden fremdartigen Stoff verzehrt hatte, zuletzt wie ein Blitz der Wahrheit durchgeſchlagen habe.

Mit dieſen Anſichten des Herrn Verf. können wir nicht ganz einverſtanden ſeyn. Allerdings wäre es ſonderbar, wenn man in allen griechiſchen Sagen nichts als Verunſtaltungen von Lehren und Wahrheiten des alten Teſtamentes erkennen wollte, da dieſelben größtentheils dem Geſtirndienſte der Griechen und den Eigenthümlichkeiten ihres Cultus, ſo wie ihrer Anſchauungsweiſe ihre Entſtehung zu verdanken hatten. Auf der andern Seite läßt ſich aber ſchwerlich verkennen, daß ſich in ihnen auch viele Ueberreſte alter Offenbarung vorfinden, und in ſo ferne dieſe nicht in ihrer urſprünglichen Einfachheit dargeſtellt, ſondern durch verſchiedene Bilder ausgedrückt, und ſpäter durch eine Menge fremdartiger Zuſätze verzerrt wurden, kann man allerdings ſagen, der urſprüngliche Sinn derſelben ſey entſtellt worden. Für dieſe Anſicht ſpricht nicht bloß die Auctorität der Kirchenväter, ſondern auch jene der größten Forſcher und Theologen neuerer Zeit, unter denen wir ſtatt vieler nur zwey nennen, Stolberg und Möhler, deſſen Abhandlung über das Heidenthum (Hiſt.-polit. Blätter v. 1838 Th. 2 S. 185 ffg.) die beſten Aufſchlüſſe giebt. Möhler ſagt unter Anderm eben ſo ſchön, als wahr: „Mit der erſten Sünde war der Keim alles Irrthums gegeben. Der Ungehorſam des Willens hatte ſogleich Verdunklung der Vernunft im Gefolge, die

wieder rückwärts auf den Willen wirkte, der hinwiederum die Vernunft verſchlimmerte, und ſo gieng es in gegenſeitiger Wechſelwirkung fort, bis das Gebäude des Heidenthums in ſeiner furchtbar gräßlichen Geſtalt ſich darſtellte. Welche Geſtalt das Heidenthum urſprünglich gehabt, iſt für uns hier gleichgültig, ob es zuerſt den Menſchen oder dem Menſchen göttliche Verehrung gezollt; das aber iſt wichtig, daß wir den nun von Gott abgefallenen Menſchen ſo betrachten, daß er anſtatt Gott die Natur verherrlichte, anſtatt den Schöpfer das Geſchöpf als Gottheit anbetete." Wir ſind von der Wahrheit der Anſicht des ſeligen Möhler ſo feſt überzeugt, daß wir es für unmöglich halten, daß ſich aus der Geſchichte und den Religionen des heidniſchen Alterthums ein zweytes apokryphiſches altes Teſtament herſtellen laſſe. Vielmehr glauben wir, daß die Geſchichte der griechiſchen Mythen von der Zeit ihrer Entſtehung bis zu ihrer Auflöſung ein großes Drama genannt werden könne, in welchem wir den von Gott losgeriſſenen Menſchen in beſtändigem Kampfe mit dem Irrthum und einem mächtigen Ringen nach Wahrheit erblicken, ohne daß er, obſchon er auch alle Kräfte aufbietet, das Ziel ſeiner raſtloſen Anſtrengung eher erreicht, als bis die ewige Liebe ihren Sohn auf die Erde herabſendet, welcher den furchtbaren, durch keine menſchliche Kraft zu entwirrenden, Knoten eben ſo ſchnell, als vollſtändig löst, und das Drama auf das glücklichſte endet.

Endlich können wir uns, wir mögen den Prometheusmythus allein, oder das geſammte Gebiet der griechiſchen Mythologie betrachten, nicht überzeugen, daß ein Mythus im Laufe der Zeit eine ſolche Fortbildung erhalten habe, daß ſein Kern am Ende von der Schale ſich trennte, und in ſeiner ganzen Vortrefflichkeit hervortrat. Wahr iſt es, daß uns oft bey einem ganz ſpäten Schriftſteller eine Sage in einer Vollſtändigkeit, Einfachheit und Klarheit entgegentritt, welche wir bey frühern vergeblich ſuchen. Dieſe Erſcheinung hat, wie der Herr Verfaſſer bey der aus Fulgentius angeführten Erzählung von der Beſeelung des von Prometheus gebildeten Menſchen ſelbſt bemerkt, ihren Grund darin, daß ſolche Schriftſteller aus Quellen ſchöpften, welche für uns verloren gegangen ſind. Allein aus dem Umſtande, daß einige Dichter oder Philoſophen den urſprünglichen Sinn einer oder der andern Sage tiefer erfaßten oder klarer ausprägten, als dieß viele ihrer Vorgänger thaten, können wir nicht ſchließen, daß alle Mythen nicht bloß von Seiten einzelner Schriftſteller, ſondern von Seite der geſammten griechiſchen Nation mit jedem Jahrhunderte vollſtändiger erfaßt wurden. Wir glauben, daß, wenn dieſe Annahme gegründet wäre, das Heidenthum im Laufe der Zeit ſich ſo von allen ihm anklebenden Schlacken gereinigt hätte, daß bey der Erſcheinung des Chriſtenthums nur noch ſeine letzte Verklärung, nicht aber eine neue Herſtellung der im Heidenthume am Ende faſt ganz verlorenen Wahrheit, nothwendig geweſen ſeyn würde.

Allerdings iſt auch in den Heiden das Bewußtſeyn des tiefen Falles in Folge der erſten Sünde nie ganz erloſchen, und deßhalb begegnen wir auch ſo vielen Sagen und Angaben, welche theils auf dieſe Thatſache hinweiſen, theils zeigen, wie lebhaft ſie die Nothwendigkeit einer Erlöſung aus Irrthum und Sünde fühlten. Allein jenes Bewußtſeyn und dieſe Sehnſucht treten weder mit jener Stärke, noch auch bey allen Gliedern des griechiſchen Volkes in der Art hervor, wie dieß bey den Hebräern der Fall war. Ließe ſich aber aus den griechiſchen Mythen ein zweytes apokryphiſches altes Teſtament herſtellen, hätte ſich der Inhalt derſelben mit jedem Jahrhunderte verklärt, ſo müßte nach unſerer Anſicht jene Sehnſucht nach dem Erlöſer ſich nicht bloß mit jedem Jahrhunderte ſteigern, ſondern auch allmählig in dem ganzen Volke hervorbrechen, eine Erſcheinung, welche wir zwar in der Geſchichte der Hebräer ſehen, in jener der Griechen aber nicht auf gleiche Weiſe wahrnehmen.

Wir ſchließen unſere Anzeige dieſer Abhandlung, welche einen der ſinnreichſten und ſchönſten Mythen des Alterthums aufſchließt und in ſeiner hohen Bedeutung darſtellt, mit dem innigen Wunſche, daß der Herr Verfaſſer auch ferner ſeine herrlichen Talente und gründlichen Kenntniſſe einem Theile der Alterthumswiſſenſchaft zuwenden möge, deſſen Aufhellung ihm bereits ſehr viel verdankt. Ungemein würde es uns aber im Intereſſe der Wiſ-

ſenſchaft freuen, wenn er ſeine Anſicht über Inhalt und Bedeutung der geſammten griechiſchen Mythologie und ihr Verhältniß zur erſten Offenbarung recht bald ausführlich entwickelte.

Uſchold.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Blik op den toetstand der Nederlandsche letterkunde. s. l. 1842.

Satire di Lodovico Ariosto. Ediziono critica riveduta da Gio. Gasp. Orelli. Zurigo 1842. 4.

Tho annual register or a view of the history and politics of the year 1842. Lond. 1843.

Sab. Berthelot, Extrait du rapport fait à la société do géographio de Paris pour l'année 1839. Paris 1840. 8.

Address to tho royal geographical society of London, delivered at the aniversary meeting on the 22. May 1843. by W. R. Hamilton. London 1843.

Fr. Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen. Dritter und letzter Theil. Bonn 1843.

Dr. Th. H. Jacobi, Beyträge zur deutſchen Grammatik. Berlin 1843.

Lor. Blanco, Epitome de volumi Ercoianesi. Napoli 1841.

A. Alexander, Quaestionum naturalium et moralium ad Aristotelis philosophiam illustrandam, ex rec. L. Spengel. Monachii 1842.

Emendationes Theocriteae. Scripsit H. Lud. Ahrens. Gotting. 1841.

Comédies d'Aristophane, traduites du grec par M. Artaud. Paris 1841.

Averrois, Commentarius in Aristotelis de arte rhetorica libros tres. Hebraice versus a Todroso Todrosi Arelatensi. Nunc primum ex codice biblioth. senat. Lipsiensis cum prolegomenis copiosiss. ed. Dr. J. Goldenthal. Lipsiae 1842.

Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre lithographié d'après le Manuscrit Zend de la bibliothéque du Roi et publié par M. E. Burnouf. Livr. 10 et dern. Paris 1843. fol.

Ed. Sileſius, Spaziergang durch die Alpen von Traunſtein zum Montblanc. Th. 1 — 3. Wien 1844.

W. Cornwallis Harris, The Highlands of Aethiopia described during eigtheen month's residence of a british Embassy at the christian court of Shoa. Vol. 1 — 3. London 1844.

Viaggi di Amerigo Vespuci con la vita, l'elogio e la dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore di Stanislao Canovai. Vol. 1 — 4. Firenze 1832.

James Albot, Narrative of a journey from Heraut to Khiva, Moscow and St. Petersburgh, during the late Russian invasion of Khiva and the Kingdom of Khaurism. Vol. 1. 2. London 1843.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours. Publié par M. le Marquis de Fortia. Vol. 17. Paris 1842.

Rud. Frhr. v. Stillfried, Monumenta Zollerana. Quellenſammlung zur Geſchichte des Erlauchten Hauſes der Grafen von Zollern und Burggrafen von Nürnberg. Th. I. Monumenta Zollerana. I. Documenta. Vol. I. Saec. XI — XIII. Halle 1843.

Ueber den niederen Adel und deſſen politiſche Stellung in Deutſchland. Stuttgart 1842.

J. Voigt, Namen-Codex der deutſchen Ordens-Beamten, Hochmeiſter, Landmeiſter, Großgebietiger, Komthure, Vögte, Pfleger ꝛc. in Preußen. Königsberg 1843.

P. Gauger, Der Ritterorden des heiligen Johannes von Jeruſalem oder die Malteſer. 1. Abth. Geſchichte des Ordens. Karlsruhe 1841.

Dr. H. Büttner, Geſchichte der politiſchen Hetärien in Athen von der Zeit der kyloniſchen Verſchwörung bis zum Ausgange der Dreyßig. Leipzig 1840.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Prolegomena et annotationem in Theaetetum, Platonis dialogum, scripsit D. Burger junior etc. Lugduni Batavorum. H. W. Hazenberg et Soc. 1843.

Als eine Stimme aus dem gelehrten Nachbarlande bringen wir vorliegende Schrift zur Kenntniß der Leſer dieſes Blattes. Ihr Gegenſtand fällt in das Gebiet philologiſch-philoſophiſcher Forſchungen, als deren Vertreter in jenem Lande zuletzt van Heusde einen wohl verdienten Ruhm und auch in Deutſchland geachteten Namen beſaß. Bekannt iſt das Beſtreben dieſes Mannes, die Sokratiſch-Platoniſche Philoſophie nicht etwa bloß als eine Quelle philoſophiſcher Bildung für alle Zeiten darzuſtellen, ſondern in dem Sinne zu reproduciren, um dieſelbe als die allein rechte und heilſame Form der philoſophiſchen Betrachtung in's Leben einzuführen und als Präſervativ zu gebrauchen gegen die Speculationen der neueren Metaphyſik, die ſammt und ſonders als unnütz und verderblich bezeichnet werden. Bedarf es nur einiger Unbefangenheit des Urtheils, um ſofort den inneren Widerſpruch dieſes Beſtrebens zu erkennen und einzuſehen, daß die Ausführung dieſes Gedankens nicht nur auf Beſeitigung der neueren, ſondern aller und jeder Philoſophie, vornehmlich aber der Sokratiſch-Platoniſchen im Sinne ihrer Urheber hinausliefe: ſo verſteht es ſich auch von ſelbſt, daß eine Nation, in der eine ſolche Anſicht zur Geltung einer allgemeinen Ueberzeugung gelangen könnte, ſich eben dadurch jedes Antheils an philoſophiſchem Geiſte entäußern würde. Daß dieß nicht der Fall, und daß ſich in jenem Lande ſelbſt mehrfache Stimmen gegen dieſen Verſuch van Heusde's ausgeſprochen, erſehen wir aus einem Berichte von dort „über den dermaligen Zuſtand der Philoſophie in den Niederlanden,“ welcher unlängſt in einer bekannten philoſophiſchen Zeitſchrift Deutſchlands *) mitgetheilt wurde. Auch der Verfaſſer vorliegender Schrift gehört in dieſem Sinne nicht zu den Anhängern van Heusde's, wie ſich gleich aus den erſten Worten der Introductio entnehmen läßt, die mit deutlicher Beziehung auf van Heusde's Anſichten geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Andere Aeußerungen des Verf., ſo wie der eigentliche Grundgedanke ſeiner Schrift, bezeugen, daß er dem Studium der neuern Philoſophie nicht fremd geblieben. Dieſer Grundgedanke, den der Verf. in der ausdrücklich als Kern der Schrift bezeichneten Analysis Argumentationis ausſpricht, iſt der des dialektiſchen Proceſſes. Dieſer bietet den einzig richtigen Aufſchluß für manche bis jetzt ungenügend erklärte Schwierigkeiten im Verſtändniß des Theätetus, der dem Verf. mit Recht als ein vorzügliches Muſter der dialektiſchen Methode Platons gilt. Daraus ergiebt ſich, daß die Unterſuchung in dieſem Dialoge nicht etwa bloß in polemiſcher Abſicht ſofort auf eine Darſtellung und Widerlegung der Protagoriſchen Lehre eingeht, ſondern dieſes Moment der Entwickelung des geſuchten Begriffes von Wiſſenſchaft, auch wenn es in der Geſchichte nicht in der falſchen Stellung eines ſelbſtändigen Princips hervorgetreten

*) Fichte's Zeitſchrift für Philoſophie und ſpeculative Theologie.

Digitized by Google

wäre, nicht übergehen konnte. Die objektive Wahrheit dieſes Gedankens, in dem Bewußtſeyn der Gegenwart durch den Einfluß der neueren Philoſophie mannigfach angeregt, iſt auch für die Geſchichte der Philoſophie nicht unfruchtbar geblieben, indem ſelbſt diejenigen, welche ihn, wie Brandis, in der beſtimmten Faſſung des Hegel'ſchen Syſtems bekämpfen, denſelben in ſeiner Geltung mehr beſchränkt als verläugnet wiſſen wollen. Weniger iſt er allerdings bisher als Maaßſtab der Erklärung und Beurtheilung einer beſonderen Schrift angewendet worden, wie dieß hier von dem Verf. geſchieht.

Was die Art der Durchführung betrifft, ſo iſt freylich der Knoten oft leicht geſchürzt, für den die Auflöſung bereit gehalten wird. So bemerkt der Verf., die Widerlegung der Protagoriſchen Lehre werde ſo geführt, als ſey ſie die Hauptſache; allein in dem letzten Theile des Dialogs würden auch andere Anſichten bekämpft. Er ſchließt daraus: Consilia igitur multiplicia in hocce opere edendo fuisse videntur. Doch iſt dieß nur ſcheinbar. Haec omnia, fährt er fort, ut uno libro, sic una notione comprehendi posse credo. Allein ſelbſt der Schein iſt nur ein erkünſtelter; denn abgeſehen von der auch zum Zwecke des Ganzen mitwirkenden Epiſode, wird die Einheit der Unterſuchung in der Frage nach dem Begriffe der Wiſſenſchaft vielmehr eher zur Schau geſtellt, als irgend verhüllt und unkenntlich gemacht. Aehnliches gilt von anderen Bemerkungen des Verf., wie S. 37, wo er in den Worten Platons (187 A) τοσοῦτόν γε προβεβήκαμεν eine ausdrückliche Beſtätigung der Richtigkeit ſeiner Erklärung finden will. —

Ueberhaupt wäre der Verf. im Irrthum, wenn er damit den Begriff der Platoniſchen Dialektik erſchöpfend dargeſtellt zu haben glaubte; vielmehr iſt dieß nur eine, obgleich wahre und wirkliche Seite derſelben, die ſie mit dem Geſetze jeder wahren Entwickelung theilt — ja, man könnte glauben, unbewußt theilt; da Platon, ſo oft er von ſeiner Methode und dem Weſen der Dialektik ſpricht, gerade dieſen Zug nicht erwähnt. Auch beſteht das Bedeutende der gewonnenen Erkenntniß vorzüglich in der erkannten Allgemeingültigkeit des Geſetzes, wodurch für das Begreifen von Natur und Geſchichte ſowohl im großen Ganzen als im Einzelnen ein wichtiges Erklärungsprincip gefunden iſt. So wäre es alſo wohl denkbar, daß auch in einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung dieſes Princip fortſchreitender Entwickelung durch ſeine natürliche Wahrheit eher ſich in der Anwendung geltend machte, als es ſelbſt wiſſenſchaftlich erkannt worden, um ſo mehr, als dem Alterthum ſeiner ganzen Stellung nach die Einſicht in eine ſolche umfaſſende Analogie nothwendig ferner liegen mußte als der neueren Zeit, die eine größere Reihe von Entwickelungsmomenten vor ſich hat und zu überblicken vermag. —

In ſo fern die philoſophiſche Analyſe nicht bloß ein Conſpectus des Inhalts, ſondern zugleich eine Prüfung der Beweisführung ſeyn will, hätte der Verf. allerdings gründlicher auf die Frage eingehen müſſen, ob und wie die Behauptung des Protagoras, daß der Menſch das Maaß aller Dinge, in der Meinung des Urhebers wirklich den Sinn habe, der in dem von Theätetus ausgeſprochenen Satze enthalten iſt, daß Wiſſenſchaft ſinnliche Wahrnehmung ſey. Wenigſtens war die Möglichkeit einer anderen Auffaſſung zu erwähnen, wenn auch in Ermangelung genügender Quellen der Geiſt ſophiſtiſcher Denkweiſe und des Ariſtoteles übereinſtimmende Beurtheilung als eine hinreichende Autorität gelten darf. Auf Anderes, was einer Berichtigung und näheren Beſtimmung wohl bedürfte, gehen wir hier, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht ein, und erwähnen nur noch eine Bemerkung, in der uns der Verf. ein ſehr richtiges Urtheil zu bewähren ſcheint. Sie betrifft die zu unbeſchränkte Bedeutung und Ausdehnung, die man in der neueſten Zeit der Ironie und Perſiflage in den Schriften Platons eingeräumt hat, wodurch leicht eine willkührliche, nach dem Maaßſtab eigener Billigung oder Mißbilligung berechnete, Miſchung von Scherz und Ernſt entſteht, und der richtige Begriff der philoſophiſchen Ironie, wie er einmal gefunden worden, als der perſönlich ſubjectiven Form der Dialektik, verkannt wird. Insbeſondere erklärt ſich der Verf. gegen Stallbaums Auffaſſung jener ſcherzhaften Vergleichung gewiſſer Seelenkräfte mit einem die Eindrücke aufnehmenden und beſſer oder ſchlechter be-

Digitized by Google

wahrenden Wachſe, und dann mit einem Vogelbauer oder Taubenſchlag, der die Begriffe, jedoch als unbegriffen — in potentia — in ſich enthält, ſo daß es zum wirklichen Wiſſen und Begreifen noch erſt des Ergreifens und Feſthaltens bedarf; — in ſo fern gewiß mit Recht, als man darin eine Verſpottung anderer erkennen wollte, von denen dieſe Vergleichungen als lächerliche und abgeſchmackte entlehnt ſeyen. Abgeſehen davon, daß man den Urheber nicht kennt und es alſo eine reine Hypotheſe iſt, die durch den Ton der Stelle gar nicht unterſtützt wird, wäre es vielmehr das Richtige, ſie als ironiſche Vergleichungen in dem oben bezeichneten Sinne zu nehmen, durch welche der Schriftſteller eine Anſicht, die ſich in dem dialektiſchen Fortgange ſogleich als ungenügend erweiſt, anſchaulich machen will. Der Verf. thut in ſo fern auch nicht ganz unrecht, ſich auf den Gebrauch der μῦθοι zu berufen, wenn er auch darin zu weit geht, dieſe παραβολαὶ ſelbſt μῦθοι zu nennen, da ihnen ein weſentliches Element der letzteren abgeht.

Vorausgeſchickt ſind die Abſchnitte: De tempore, De personis, und ein Argumentum, die wir uns zu nennen begnügen, da ſie nicht nur in Inhalt und Reſultat mit den Stallbaum'ſchen Prolegomenis übereinſtimmen, ſondern auch in der Form auf den Charakter einer gründlich und ſelbſtändig geführten Unterſuchung keinen Anſpruch zu machen ſcheinen. Von philologiſcher Seite zeigt ſich der Verf. in der Annotatio, einer Reihe Bemerkungen zu einzelnen Stellen, die ſich in theils ergänzender, theils berichtigender Abſicht an den erläuternden Commentar Stallbaums anſchließen, ohne jedoch von grammatiſchen und ſonſtigen Irrthümern frey zu ſeyn. So behauptet Hr. B., in der Stelle 148 C. εἶτα διαθίων τοῦ ἀκμάζοντος καὶ ταχίστου ἡττηθῇς ſey τοῦ nicht als Artikel, ſondern als pron. indef. zu faſſen und ſchlägt deßhalb eine Umſtellung vor, während die richtige Erklärung des Artikels, den ſchon der Superlativ ταχίστου fordert, ſowohl bey Stallbaum als in den curſirenden grammatiſchen Lehrbüchern zu finden war. Dennoch iſt die Stelle belehrend in lexikaliſcher Hinſicht für die Bedeutung des ἀκμάζειν, die durch: validum esse nicht erreicht wird.

Eben ſo unbegründet iſt es, wenn der Verf. in der Stelle 153 C. τὸν κολοφῶνα ἀναγκάζω προςβιβάζων κτὲ gegen die von van Heusde und Heindorf geltend gemachte und auch von Stallbaum anerkannte richtige Erklärung des ἀναγκάζειν, evincere, die unnöthige Conjectur des Dobraeus: ἀναγαγὼν oder ἀνάγων wieder zu Ehren bringen will. Das Absurdum, welches der Verf. nachzuweiſen ſucht, entſteht nur dadurch, daß er, die Eigenthümlichkeit der griechiſchen Wortſtellung verkennend, irrthümlich κολοφῶνα mit ἀναγκάζω verbindet ſtatt des folgenden von τὴν χρυσῆν σειρὰν an.

Richtig dagegen und wohl begründet iſt des Verf. Widerſpruch gegen ein ähnliches Verſehen Stallbaums, der, um eine vermeintliche Abſurdität zu beſeitigen, in der Stelle 161 A: ὅτι με οἴει λόγων τινὰ εἶναι θύλακον καὶ ῥᾳδίως ἐξελόντα ἐρεῖν κτέ. — μὲ in μοὶ verwandeln will, wogegen Hr. B. auf die Nothwendigkeit hinweiſt, das μὲ um des ἐξελόντα willen zu bewahren, und mit Recht bemerkt, daß es der Natur einer ſolchen ſcherzhaften Vergleichung entgegen ſey, ſie eine ſo ſtrenge Nagelprobe beſtehen zu laſſen, ſtatt dasjenige, was durch dieſelbe anſchaulich gemacht werden ſoll, in's Auge zu faſſen. Sokrates vergleicht ſich nicht mit einem Sacke, in ſo fern er die Reden herausnimmt, ſondern in ſo fern er ſie in ſich hat und nur aus ſich herauszunehmen braucht.

Die beyden angehängten Observationes übergehen wir als unwichtig.

Der Preis der Schrift ſcheint übrigens dafür zu ſprechen, daß bey den holländiſchen Sofiern die Gelehrſamkeit noch in höherem Werthe ſteht als bey unſern Landsleuten.

E.

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

C. Duteil, Notice archéologique sur le Dolmen de Montguyon. Bordeaux 1840.

C. Braun, Vaso Apulo del real Museo Borbonico in Napoli con dipinture di subbietti nuziali. Roma 1836.

Musei Etrusci quod Gregorius XVI. Pont. Max. in aedibus Vaticanis constituit monimenta, pars I. II. Romae 1842. fol.

C. Leemans, Papyri graeci musei antiquarii publici Lugduni - Batavi. Tom. I. Lugd. Bat. 1843. 4.

Fr. Carrara, Teodora Ducaina Paleologhina, piombo unico inedito. Vienna 1840.

Jos. Arneth, Synopsis numorum Romanorum qui in museo caesareo Vindobonensi adservantur. Vindob. 1842.

Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. Herausg. von Dr. G. Bacherer. Geſchichte des Jahres 1842. Darmſtadt 1843.

Fr. de Moncada, Espedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos. Barcelona 1623. 4. (1ſte ſeltene Ausgabe.)

E. M. Arndt, Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte. Leipzig 1843.

D. do Couto, Observaçoes sobre as principaes causas da decadencia dos Portuguezes na Asia. Lisb. 1790.

Joaq. Maria Bovér de Rossello, Del origen, progreso y actual estado de la agricultura, artes y comercio en la isla de Mallorca. Palma 1841.

Eug. de Tapia, Historia de la civilizacion española desde la invasion de los Arabes hasta la epoca presente. Vol. 1 — 4. Madr. 1840.

Pasqual Salmeron, La antigua Carteia, ó Carcesa hoy cieza villa del reyno de Murcia. Madr. 1777. 4.

P. Gab. Henao, Averiguaciones de las antiguedades de cantabria enderezadas principalmente á descubrir las de Guipuzcoa, Vizcaya y Alaba. Salamanca 1689.

Gasp. Escolano, Decada primera de la historia de la insigne y coronada ciudad y Reyno de Valencia. P. 1. 2. Valencia 1610. fol.

F. Moise, Due Cronache Catalane intorno a fatti importantissimi sulla storia d'Italia del secolo XIII. e XIV. una di Raimondo Muntaner l'altra di Bernardo d'Esclot. Fasc. 1 — 10. Florenz 1843.

Morichini, Des institutions de bien faisance publique et d'instruction primaire à Rome, traduit par Bozelaire. Paris 1841.

Compte definitif des dépenses de l'éxercice 1840. Paris 1842. 4.

Compte rendu par le ministre de l'agriculture et du commerce. Paris 1841.

Georges Duval, Souvenirs Thermidoriens. Vol. 1. 2. Paris 1844.

Budget des recettes et dépenses de l'exercice 1842. Paris 1841. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wiſſenſchaften.

Neunzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1844.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit **Ernestus Fridericus Poppo**. Vol. 1. Sect. I. et II. Gothae, sumtibus Fridericae Hennings. MDCCCXLIII. (Londini apud Alexandr. Black.)

Unter denjenigen Schriftſtellern Griechenlands, welche auch außer dem Bereiche unſerer gelehrten Schulen füe das reifere Alter und das öffentliche Leben eine vorzügliche Beachtung verdienen und auch wirklich genießen, ſteht dee Geſchichtſchreiber des peloponneſiſchen Krieges mit in der vorderſten Reihe. Ebendeßwegen iſt es aber auch eine gerechte Forderung der Zeit an die Vertreter der claſſiſchen Philologie, nach gewiſſen Perioden des Fortſchritts und der Entwicklung in derſelben die gewonnenen wiſſenſchaftlichen Reſultate und feſtgeſtellten Anſichten zu ſammeln, zu ordnen und dem Verehrer des Alterthums zur Kunde und Prüſung vorzulegen, ſey es in belehrenden Ueberſichten und wohlbeeechneten Zuſammenſtellungen, oder in neuen jenen Anforderungen entſprechenden Ausgaben einzelner Claſſiker.

Zu dieſem Endzweck übernahm es Herr Poppo, dem wir den umfaſſendſten Apparat zu Thukydides in ſeiner geoßen Ausgabe dieſes Autors verdanken, den Meiſter der hiſtoriſchen Kunſt für die Gothaer Bibliothek zu bearbeiten; bis jetzt liegen uns die beyden erſten Bücher vor, denen das Leben des Thukydides von Marcellinus und eine Ueberſicht der diplomatiſchen, exegetiſchen und anderweitigen Hülfsmittel, die bis jetzt geboten ſind, vorausgeſchickt iſt. Im Allgemeinen billigt Ref. ſowohl die kritiſche Behandlung als das Maß und den Umfang der eeklärenden Noten; denn wozu in ſolchen Ausgaben eine Auſzählung aller Varianten? wozu weitläufige grammatiſche Erörterungen oder Vergleichungen? Dennoch geſteht er beym Gebrauche des Buches auf einzelne Uebelſtände geſtoßen zu ſeyn. Erſtlich fand ich die ſtatt der grammatiſchen Noten eingeſchalteten Citate aus den Grammatiken von Matthiä oder Roſt zum Theil ebenſo überflüſſig, als es jene geweſen wären; überflüſſig, ſage ich, weil der Schüler ſie doch nicht nachſchlägt oder oft nicht nachſchlagen kann; auch, wenn er an die Lectüre des Thukydides kommt, mit den ausreichenden Kenntniſſen der griechiſchen Syntax verſehen ſeyn muß; überflüſſig, weil der Lehree die etwaigen Belege ſelbſt zu finden im Stande ſeyn ſoll und überflüſſig, weil jeder andere, der ſich mit Thukydides beſchäftigt, auf dieſe freylich an ſich wichtigen Erſcheinungen wenig oder keine Rückſicht nehmen kann; ſolchen iſt es um etwas anderes zu thun, wie Herr P. ſelbſt richtig bemerkt (Vorrede ab in.): alii sc. in legendis scriptoribus veteribus id unum spectant, ut et verba quam maxime emendata et s e n t e n t i a s r e c t e i n t e l l i g a n t. Man vergleiche in dieſer Beziehung z. B. cap. 89 § 3. In minderem Grade iſt dieß an den Hinweiſungen auf antiquariſche Hülfswerke zu tadeln, wiewohl auch hiebey eher zu viel als zu wenig gethan ſcheint. So, um auch hier bloß eine Stelle anzuführen, cap. 135 § 3, in den Citaten wegen des Oſtrakismus. Anderwärts, wie cap. 56 § 2, wäre vielleicht ſtatt der Anſührung von Büchern eine kurze Begriffserklärung vorzuziehen ge-

Digitized by Google

weſen, oder letztere wenigſtens nicht wegzulaſſen. Ferner glaube ich die Bemerkung gemacht zu haben, daß Herr P. manchmal ſowohl in der Erörterung einzelner bedeutungsvoller, aber dunkler oder eigenthümlich gebrauchter Wörter zu kurz oder unbeſtimmt geweſen, als auch bey Beleuchtung ganzer Sätze weniger genau das Weſen und den inneren Zuſammenhang hervorgehoben habe. Dieß zu thun und recht zu thun, iſt freylich eine ſchwierige Aufgabe; dazu kommt, daß der Eine Anſtoß findet und Halt macht, wo der Andere leichten Fußes wegſchreitet. Bey ſolchen Schriftſtellern, wie Thukydides, iſt es immer ſchon ein lobenswerthes Verdienſt, auf manche unter den vielen Dunkelheiten einen neuen Lichtſtrahl geworfen zu haben. Dieſes Verdienſt dem gelehrten und umſichtigen Herausgeber ſtreitig zu machen, wäre Undank. Deßhalb können auch folgende Bemerkungen über einige Stellen des erſten Buches dem Her. nicht zum Vorwurf ausgelegt werden, vielmehr mögen ſie ihm dazu dienen, durch abermaliges Ueberlegen derſelben oder auch Widerlegen meiner Anſichten ſeine Verdienſte zu ſteigern.

Ich wähle zuerſt mehrere Stellen aus den Reden der Korkyräer und Korinther. Cap. 32 § 3. *τετύχηκε δὲ τὸ αὐτὸ ἐπιτήδευμα πρός τε ὑμᾶς ἐς τὴν χρείαν ἡμῖν ἄλογον, καὶ ἐς τὰ ἡμέτερα αὐτῶν ἐν τῷ παρόντι ἀξύμφορον.* Die Worte *ἐς τὴν χρείαν* ſollten erklärt ſeyn; Dukas hat: *ἐν τῇ παρούσῃ ἡμῶν χρείᾳ*, Herr P. in der größeren Ausgabe fügt bey: potius *πρὸς τὴν παροῦσαν χρείαν* ad praesens negotium auxilii petendi bene perficiendum. Vergleicht man die Beziehung der Korinther auf dieſe Stelle cap. 37, 1: *τὴν τῶνδε χρείαν κ. τ. λ.* (hier erklärt es Herr P. mit: necessitas, h. e. preces, ad quas hos necessitas cogit), ſo ergiebt ſich für beydemale die Bedeutung: „Verlangen". Daß es auch an unſerer Stelle ſo zu faſſen iſt, lehrt das ſogleich Folgende: *ξύμμαχοί τε γάρ..... νῦν ἄλλων τοῦτο δεησόμενοι ἥκομεν.* Natürlich iſt *χρεία* immer ein „Verlangen aus Noth", wie denn dieſer zweyte Begriff zu Anfang des 33. Cap. in den Worten *ἡ ξυντυχία τῆς ἡμετέρας χρείας* vorherrſcht.

Cap. 33 § 1. *δεξάμενοι ὡς ἂν μάλιστα μετὰ ἀειμνήστου μαρτυρίου τὴν χάριν καταθῆσθε.* Die Aenderung *καταθήσεσθε* ſcheint mir die einfachſte und, um den Sinn der Stelle ſogleich ſichtbar zu machen, kann man *ὡς ἂν μάλιστα* in Kommata einſchließen. Die Ausdrucksweiſe ſcheint keineswegs ungriechiſch (vergl. Hermann. de partic. *ἄν*. Opusc. IV. p. 33), ſelbſt wenn man keine Ellipſe ſtatuirt, wie Herr P. Es iſt, ich möchte ſagen, eine feine Umſchreibung ſtatt der geraden Negation.

Cap. 35 § 4. *ἀλλὰ καὶ ἀπὸ τῆς ὑμετέρας ἀρχῆς δύναμιν προσλαβεῖν περιόψεσθε, ἣν οὐ δίκαιον, ἀλλ' ἢ κἀκείνων κωλύειν..... μάλιστα δὲ ἀπὸ τοῦ προφανοῦς δεξαμένους βοηθεῖν.* Ich führe dieſe Stelle an, weil ich glaube, ſie hätte eine weitere Erklärung verdient, als ſie vom Herausg. erfahren hat. Dieſer verweiſt bloß wegen *προσλαβεῖν περιόψεσθε* und *ἀπὸ τοῦ προφανοῦς* auf Matthiä und Roſt. Allein eher erwartet man Aufſchluß über *ἀπὸ τῆς ὑμετέρας ἀρχῆς*, über die Verbindung *ἣν οὐ δίκαιον — ἀλλ' ἢ..... κωλύειν..... ἢ πέμπειν* und das den Satz ſchließende *δεξαμένους βοηθεῖν*, indem die hier waltende Kürze zu irrigen Ergänzungen verführen könnte. Ebenſo befriedigt keineswegs die bloße Note des Dukas im folgenden § zu *οὐχ ὁμοία ἡ ἀλλοτρίωσις: οὐ ταὐτόν ἐστιν ὑμῖν εἰς ζημίαν ναυτικοῦ τε καὶ πεζικοῦ στέρεσθαι*, worin beſonders das *εἰς ζημίαν* ſtört, wörtlich heißt es: auxilio maritimo et non terrestri prodito non par est deminutio i. e. societatem repudiare civitatis classe multum valentis et quae non est in continenti, haud pari est momento. Ob zum folgenden: *ἀλλὰ μάλιστα μὲν, εἰ δύνασθε, μηδένα ἄλλον ἐᾶν κεκτῆσθαι ναῦς κ. τ. ἑ.* ein Verbum, wie *διαφέρει* oder *ξυμφέρει* zu ergänzen oder mit Burges durch Conjectur *δεῖ* einzuſchalten ſey, möchte ich bezweifeln; denn ich halte es nach Thukydides Schreibart nicht für zu kühn, aus dem vorausgehenden *οὐχ ὁμοία ἡ ἀλλ.* den in *ὅμοιος* liegenden Begriff für dieſen Satz mit herüber zu nehmen, und die Infinitive davon abhängen zu laſſen.

Ingleichen vermiſſe ich zu cap. 39 § 3 eine das Verſtändniß erleichternde Auseinanderſetzung.

Digitized by Google

Cap. 41 § 1. *Δικαιώματα μὲν οὖν τάδε πρὸς ὑμᾶς ἔχομεν — παραίνεσιν δὲ καὶ ἀξίωσιν χάριτος τοιάνδε, ἣν οὐκ ἐχθροὶ ὄντες, ὥστε βλάπτειν. οὐδ' αὖ φίλοι, ὥστε ἐπιχρῆσθαι, ἀντιδοθῆναι ἡμῖν ἐν τῷ παρόντι φαμὲν χρῆναι.* Die Korinther zeigen hier den Athenern, daß ſie nicht nur rechtliche geſetzmäßige Anſprüche auf ihre Unterſtützung gegen die Korkyräer haben, ſondern auch Gründe der Billigkeit und dankbarer Erkenntlichkeit vorbringen können. Die *δικαιώματα* hatten ſie im 40. Cap. auseinandergeſetzt, als *παραίνεσις καὶ ἀξίωσις χάριτος* dient ihnen die nachher erwähnte Unterſtützung gegen die Aegineten; dieß iſt alles klar, nur die nähere Motivirung in den Worten: — *οὐκ ἐχθροὶ ὄντες ὥστε βλάπτειν οὐδ' αὖ φίλοι ὥστε ἐπιχρῆσθαι* — erſcheint dunkel, zumeiſt wegen des *ἐπιχρῆσθαι*, welches faſt von jedem Ausleger anders gedeutet wird. Hr. P. begnügt ſich mit bloßer Aufzählung der differirenden Deutungen, nachdem er ſelbſt erklärt hat: *ἐπιχρῆσθαι* quid significet obscurum est. Daß nun *χρῆσθαι* und *ἐπιχρῆσθαι* ungefähr ſo verſchieden ſind, wie etwa cap. 71 § 3 *ἐπιτέχνησις* von *τέχνησις* iſt leicht annehmbar; nicht minder, glaube ich, daß *ἐπιχρῆσθαι* das conträre Gegentheil von *βλάπτειν* iſt, wie *φίλοι* von *ἐχθροί* —; Feinde haben die Abſicht zu ſchaden, Freunde ſollen nützen, ſich gegenſeitig benützen. Da aber die Korinther in keinem der beyden Verhältniſſe zu den Athenern ſtehen, allein dennoch Athens Anſchluß an ihren Staat fordern, ſo ſtützen ſie ſich rechtens bloß auf einen früheren analogen Fall. So ergiebt ſich folgende Deutung: wir verlangen dieſen Dienſt, weder in der feindlichen Abſicht zu ſchaden, noch nach dem Rechte freundſchaftlicher Aushülfe, ſondern als billigen Erſatz früherer Leiſtungen. In *ἐπιχρῆσθαι* liegt alſo ungefähr unſer „einen beſondern Dienſt haben wollen.“

Unter anderen Stellen, welche ich der Beſprechung werth gehalten habe, mögen folgende genügen. Cap. 1 § 2 *ἐκ δὲ τεκμηρίων, ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίνει.* Das Relativum *ὧν* erklären einige mit *ἐξ ὧν*, andere beziehen es auf *ἐπὶ μακρότατον*, Herr P. iſt geneigt, nach Krüger eine Attraction auf das folgende *σκοποῦντι* anzunehmen. Für die erſte und dritte Weiſe finden ſich allerdings Analogien, die zweyte iſt an ſich grammatiſch einfach, aber ſcheint gegen den Sprachgebrauch und ſtört den Sinn, wie Herr P. richtig bemerkt; daß *ὧν* ſtatt *οἷς*, was man erwartet, geſetzt ſey, iſt gleichfalls ſchwer zu rechtfertigen. Wie aber, wenn wir die obigen Wege verlaſſen wollen, ſollte das Wörtchen nicht aus ſich vertheidigt werden können? Ich denke, der Genitiv ſagt etwa folgendes: aus den Zeugniſſen, denen man theilweiſe nach genauer Prüfung Glauben ſchenken darf, ſchließe ich u. ſ. w.

Cap. 6 § 1: *Πᾶσα γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἐσιδηροφόρει..... καὶ ξυνήθη τὴν δίαιταν μεθ' ὅπλων ἐποιήσαντο.* Zu letzterem bemerkt Hr. P.: haec videntur sic jungenda esse, *τὴν δίαιταν (τὴν) μ. ὅπλ. ἐπ. ξυνήθη (δίαιταν)*, nam vix bene copules verba *ξυνήθη μεθ' ὅπλων* = *ὡπλισμένην ἀεί*. Eine eben ſo ſonderbare Note, wie die von Bauer: pro *ξυνήθως* vel pro *ἡ ξυνήθης δίαιτα, ἣν ἐποιήσαντο, ἣν μεθ' ὅπλων.* Das heißt doch nodum in scirpo quaerere.

Cap. 15 § 3: *οὐ γὰρ ξυνειστήκεσαν πρὸς τὰς μεγίστας πόλεις ὑπήκοοι, οὐδ' αὖ αὐτοὶ ἀπὸ τῆς ἴσης κοινὰς στρατείας ἐποιοῦντο.* Thukydides giebt hier die Gründe an, weßhalb die Griechen vor den Perſerkriegen keine bedeutenden Expeditionen nach außen unternehmen konnten, erſtlich hatten ſich an die mächtigſten Städte noch keine Hörigen angeſchloſſen, zweytens war ihnen ſelbſt ein gemeinſchaftlicher Zug unter gleichen Bedingungen ungewöhnlich; nur Fehden der Nachbarn beſchäftigten die kriegsluſtigen Männer. Wenn nun Hr. P. nach dem Vorgang Anderer *ὑπήκοοι* für *ὥστε ὑπηκόοι εἶναι* nimmt und zu *ξυνειστήκεσαν* ſupplirt *οἱ Ἕλληνες*, ſo ſehe ich nicht ein, warum im zweyten Satzglied letztere noch durch *αὐτοὶ* beſonders hervorgehoben werden; daher nehme ich den erſten Satz allgemeiner, ſo daß *ὑπήκοοι* etwa ſo viel iſt als *ὑπήκοοί τινες*, und als Subjectsnomen zu *ξυνειστ.* gehört; hierauf werden dieſen Hörigen die Hel-

lenen als ſolche, an ſich frey, aber als verbundene Mächte gleichen Fußes entgegengeſtellt. So haben wir doppelte Gegenſätze: ὑπήκοοι — αὐτοὶ und ξυνεστήκεσαν πρὸς τ. u. πόλεις — ἀπὸ τῆς ἴσης κοινὰς στρατείας ἐπ.

Cap. 68 § 1. Die Korinther tadeln hier die Lakedämonier wegen ihres politiſchen Verfahrens: τὸ πιστὸν ὑμᾶς, ὦ Λακεδαιμόνιοι, τῆς καθ' ὑμᾶς αὐτοὺς πολιτείας καὶ ὁμιλίας ἀπιστοτέρους, ἐς τοὺς ἄλλους ἤν τι λέγωμεν, καθίστησι. So interpungirt Hr. P.; andere hinter ἄλλους, und mit Recht; denn zuvörderſt müßte zugleich eine Aenderung eintreten, wie Hr. P. ἐς ἄλλους oder ἐς τοὺς Ἀθηναίους vorſchlägt; zweytens hat Haacke ganz natürlich geurtheilt, wenn er behauptet, der eigene Sinn für Rechtlichkeit mache auch geneigt, Andere für weniger ſchlecht zu halten; wo nicht eine reiche Erfahrung leider! das Gegentheil ſich bewährt — und dieß war bey den Spartanern in der Politik nicht der Fall — iſt dieß in der Natur der Treuherzigkeit begründet; ferner iſt ἄπιστος ἔς τινα „ungläubig gegen Einen, mißtrauiſch" wohl nicht ungriechiſch, und endlich ἤν τι λέγωμεν im Munde der Korinther ſtatt des allgemeinen ἤν τι λέγωσι oder λέγηται recht gut zu halten, wenn man die Schlußworte des nächſten § herbeyzieht.

Cap. 69 § 2. οἱ γὰρ δρῶντες βεβουλευμένοι πρὸς οὐ διεγνωκότας ἤδη καὶ οὐ μέλλοντες ἐπέρχονται. Zu den manchfaltigen Ueberſetzungen dieſer Worte giebt Hr. P. dieſe: ii enim, qui (iniqua) agunt, (qui sunt Athenienses), re deliberata in incertos sententiae, jam nunc, non postea demum invadunt (jam invadunt, non postea demum invasuri sunt.) Das Läſtige darin fühlt Herr P. ſelbſt. Um kurz zu ſeyn, ich interpungire der Anſchaulichkeit halber nach διεγνωκότας und überſetze: nam, qui agunt consulto in ambiguos, ii jam aggrediuntur et non sunt aggressuri: i. e. Athenienses semper ad agendum et ad prudenter agendum parati jam adsunt. Das Vorhergehende und Folgende beſtätigt dieſe Auffaſſung. Wegen δρᾶν vergl. cap. 73 § 3.

§ 4. ἡσυχάζετε γὰρ μόνοι Ἑλλήνων, ὦ Λακεδαιμόνιοι, οὐ τῇ δυνάμει τινά, ἀλλὰ τῇ

μελλήσει ἀμυνόμενοι. Herr P. bemerkt: non vi armata, sed minando aliquem ulciscentes, vel nos ab aliquo defendentes. Der Gegenſatz von δύναμις „aperta vis" giebt für μέλλησις die gewöhnliche Bedeutung: cunctatio (βραδύτης), inertia, desidia, quae semper expectat, quid sit futurum. Vergl. auch cap. 84 in. Der Begriff des Drohens, wie auch Arnold: by threatening demonstrations, iſt hier zur Charakteriſirung der Lakedämonier nicht gerade erforderlich; deßhalb ſtehen ſie cap. 70 § 4 als μελληταί den ἀόκνοις, die Zauderer den Unverdroßnen gegenüber. Letztangezogener Stelle geht folgendes vorher § 3. οἱ μὲν καὶ παρὰ δύναμιν τολμηταὶ καὶ παρὰ γνώμην κινδυνευταὶ καὶ ἐπὶ τοῖς δεινοῖς εὐέλπιδες. Im Allgemeinen werden hier die Athener als tollkühne, weder Kraft noch Rath berückſichtigende, im Unglück ſtets das Beſte hoffende Menſchen gezeichnet, gegenüber den läſſigen, bedenklichen, alles berechnenden Lakedämoniern. Im Einzelnen handelt es ſich nur um ſichere Deutung von παρὰ γνώμην. „Horum minus certa est sententia. Praeter consilium, i. e. ultra id quod initum consilium suadet, interpretatur Steph. praeter rationem Haas. ihrer Einſicht zuwider. Heilm. Plerumque aut contra animi sententiam aut praeter opinionem valent, quae notiones hic non sunt aptae." So Herr P. Allein damit iſt nichts gewonnen. Ich würde folgende Note dafür ſetzen: Παρὰ δύναμιν τολμηταὶ καὶ παρὰ γνώμην κινδυνευταί „supra vires audentes ac supra rationem periclitantes," illud est audacis, hoc celeriter agentis, illud ejus qui non respicit vires, hoc ejus qui non respicit finem nec in longum deliberat. Utrumque in Atheniensibus, contrarium in Lacedaemoniis invenimus.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski. Volumen II. primae decadis partem alteram continens. Berolini sumptibus Ferdinandi Dümmleri. 1843. XVI. 773 p. 8.
2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski. Pars I. p. 220. Pars II. p. 184. Berolini sumptibus Ferd. Dümmleri. 1843. 8.

Wenn ein großes, nach umfaſſendem Plane angelegtes Werk ſeinem vorgeſteckten Ziele mit ununterbrochener, ausdauernder Thätigkeit entgegengeführt wird, ſo ergiebt ſich daraus, abgeſehen von der günſtigen Meinung, welche man über des Verfaſſers ernſten Willen und deſſen Liebe zu ſeinem Unternehmen zu hegen berechtigt wird, auch für die Sache ſelbſt ein unbeſtreitbarer Vortheil. Denn gleichwie wir im Umgange mit den Menſchen uns da am freyeſten bewegen und den richtigen Takt zu finden wiſſen, wo wir durch einen längeren Aufenthalt heimiſch geworden ſind und die Umgebung für uns Leben bekommen hat; ſo gewährt auch in der Wiſſenſchaft nue ein ſtetiger Verkehr und ein möglichſt ohne Lücke fortgeſetztes Studium diejenige Sicherheit, welche bey der Erforſchung der Wahrheit mit richtigem Blicke über das Ganze Weſentliches und Unweſentliches, Abſichtliches und Zufälliges, ſcheinbar Unbedeutendes und wirklich Unbedeutendes in dem einzelnen Falle zu erkennen und zu unterſcheiden vermag. Von dieſem Geſichtspunkte aus mußte die Erſcheinung des oben unter Numer 1. verzeichneten Werkes ſchon im Voraus jedem Freunde der römiſchen Literatur eine höchſt dankenswerthe und erfreuliche ſeyn; denn daß der zweyte Band dieſer kritiſchen Ausgabe des Livius, an Bogenzahl und Inhalt dem erſten noch überlegen, dieſem bereits nach wenig mehr als Jahresfriſt nachfolgte, giebt einen Beweis von dem eiſernen, unermüdlichen Fleiße, mit welchem der gelehrte Herr Verfaſſer bemüht geweſen iſt, auch den fünf letzten Büchern der erſten Dekade bezüglich ihres Textes diejenige Geſtaltung zu geben, welche der urſprünglichen, in ſo weit dieß nach den vorhandenen Hülfsmitteln möglich iſt, am nächſten kommen dürfte. Mit welchem Ernſte, zugleich aber auch mit welcher Wärme der Hr. Verfaſſer hiebey zu Werke gegangen, erhellet unter Anderem aus einer Stelle der Vorrede zu dieſem Bande p. VIII, welche hier wiederzugeben wir uns nicht verſagen können. Nachdem er nämlich zuvor ſich über die Grundſätze der von ihm geübten Kritik ausgeſprochen und dieſelben an mehreren beygezogenen Stellen zu rechtfertigen verſucht hat, fährt er alſo fort: „si quis tamen opinaretur persuasum mihi esse, nullos inveniri posse mutatos a me locos, quibus aliorum bonorum codicum scripturae nec veriores quam quae a me receptae essent nec fide digniores haberi possent, is sane de his meis laboriosissimis studiis pessime mereretur, quippe quibus

nihil magis assequi voluerim quam ut id unum quod vere integrum haberi posset reperiretur, ut dilectissimo mihi gravissimisque rebus sententiisque uberrimo scriptori ne quid ejus elegantiae venustatisque detraheretur qua videri posset dignissimus qui nocturna diurnaque manu — ut poëtae verbis utar — ab studiosis optimarum rerum adolescentibus versaretur.“ Wir nehmen dieſe Worte ihrem vollſtändigen Sinne nach auch für uns in Anſpruch, wenn wir bey der nunmehr folgenden näheren Beſprechung des Werkes hin und wieder einer dem Hrn. Verfaſſer entgegengeſetzten Anſicht folgen zu müſſen geglaubt haben, und wenden uns ſofort zur Sache ſelbſt.

Obwohl die beſonderen handſchriftlichen Mittel, deren ſich Hr. A. bey der Bearbeitung dieſer fünf Bücher des Livius bedient hat, nach Zahl und Namen genau dieſelben ſind, welche er bey der Herausgabe der erſten Hälfte der erſten Dekade zu Grunde gelegt hat, nämlich die von ihm eigenhändig gefertigten Collationen des Mediceus (M) und eines Parisiensis (P), ſo iſt doch nicht zu überſehen, daß der Gewinn, welchen die genauere Kenntniß dieſer beyden wichtigen mss. gebracht hat, gerade für dieſe letzten Bücher der erſten Decade in zwiefacher Beziehung beſonders hoch anzuſchlagen iſt. Fürs Erſte nämlich ſehen wir uns hier von zwey Hauptſtützen des Drakenborch'ſchen Apparates ſehr bald gänzlich verlaſſen, indem die Excerpte des Rhenanus aus dem vortrefflichen Wormſer Codex nur bis VI, 28, 7 reichen und der Harlejanus 1. mit dem achten Buche abſchließt. Zweytens aber zeigt ſich, daß in demſelben Maaße, in welchem der Leidensis 1., nächſt den beyden eben genannten der beſte Codex bey Drkb., gegen die Mitte der Dekade hin nachläſſiger und fehlerhafter geſchrieben iſt (vgl. die ſich drängenden Schreibfehler z. B. bey VI, c. 20, § 8, 15, 16; c. 23, 8 und c. 24, § 2, 4, 7, 8 ꝛc.), der Mediceus und Parisiensis im Gegentheil correcter werden und weit weniger durch Verbeſſerungsverſuche ſpäterer Hände entſtellt ſind, als dieß in den früheren Büchern der Fall iſt. Ergiebt ſich hiedurch die große Bedeutſamkeit, welche M P für die kritiſche Herſtellung dieſes Theils der Livianiſchen Bücher haben, von ſelbſt, ſo fühlt man ſich um ſo mehr aufgefordert, Hrn. A. für die Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er die Vergleichungen angeſtellt hat, ſehr dankbar zu ſeyn. Drakenborch hatte für ſeine Arbeit eine Collation des M, welche von Salvinius beſorgt war, aus England erhalten; wie mangelhaft und unzuverläſſig dieſe geweſen, ſieht man jetzt zur Genüge, indem ſie faſt in jedem Capitel durch Hrn. A. berichtigt und ergänzt wird. Von welcher Bedeutung mitunter dieſe Berichtigungen ſind, mögen einige Beyſpiele zeigen. Zu VI, 7, 2 hatte Salvinius notirt: „aciem mul instruenti a m. 1. pro quo emendatum aciem multam.“ Alſch. dagegen: „M m. 1.: acie mī † instruenti Camillo. m. 2.: aciē multā instruenti.“ Gleich darauf § 5 bemerkt Drkb.: „voeula ut deerat in Flor. a principio, quam a lasciva manu additam judicabat Salvinius.“ Alſch.: M m. 1.: „ut ne exilium m. 2: at ne eet.“ c. 14, 13 Drkb.: „differentaque et tempore suo se indicaturum dicente Flor. a m. 1. pro quo differenti itaque et tempore suo a m. 2. emendatum est.“ Alſch.: M m. 1.: „different † aque et tempore suo se indicaturum dicenti. m. 2.: differentiaque, et supra scriptum it, ut fieret, „differenti itaque.“ — c. 24, 9 hatte Drkb. angenommen, daß in M neben sentiam omnium noch optimum ſtehe und hierauf eine Conjektur begründet; durch Hrn. A. erfahren wir, daß jene Annahme falſch und in M omnium einfach ſtatt optimum verſchrieben iſt u. ſ. w. Während auf dieſe Weiſe durch Hrn. A. an unzähligen Stellen das von Salvinius Uebergangene nachgetragen, das falſch Geleſene verbeſſert und namentlich durch die Unterſcheidung der vier verſchiedenen Hände, die an dieſem Codex thätig geweſen ſind, eine klarere Anſicht von deſſen urſprünglicher Geſtalt möglich geworden iſt, ſind andrerſeits der Stellen, in denen man annoch über M Aufſchluß wünſcht, nur wenige und minder bedeutende. Drkb. erwähnt z. B. zu VI, 2, 8 der Vorname A. vor Manlius ſey in M ausgekratzt; c. 3, 6 ſtehe von m. 2. a bono; c. 6, 7. detractatum; c. 11, 7 m. 2. mallet; c. 12, 8. ſey vos nach obnixos getilgt und c. 22, 2 fehle et vor caussa; c. 33, 1 ſtehe cohorta; c. 34, 11

Digitized by Google

sternuo u. A., worüber uns Herr A. ungewiß läßt. So möchte man auch c. 35, 2 gerne wiſſen, ob in M und namentlich auch in P ad summa ſich vorfindet, und wenn man auch Letzteres aus dem Stillſchweigen des Verfaſſers wohl ſchließen darf, ſo wäre doch die ausdrückliche Erwähnung hier ganz am Platze geweſen. Indeſſen verſchwinden natürlich dergleichen Einzelnheiten im Vergleich mit dem, was im Ganzen geleiſtet iſt und nur der Unbillige wird verkennen, wie leicht bey dem ermüdenden Geſchäfte des Varianten-Auszeichnens ſich Ein und das Andre dem Blicke ſelbſt des ſorgfältigſten Arbeiters entzieht.

Nachdem nun, wie bereits oben bemerkt worden iſt, als ausgemacht anzuſehen iſt, daß den beyden mss. M und P. vor allen übrigen, von denen wir Kenntniß haben, Leid. 1. und Harl. 1. nicht ausgeſchloſſen, ein entſchiedener Vorzug gebührt, (m. vgl. die zahlreichen Stellen, in welchen M P bald dem Leid. 1. u. Harl. 1. bald der ganzen Maſſe der übrigen mss. gegenüber allein das Richtige haben, z. B. VI, 11, 4. eminere und pro ministris; c. 12, 10. alio pavore; c. 19, 1. vociferantur, ebendaſ. § 6. diem dicere ei; c. 25, 7. commeatus exercitui; c. 26, 1. vestra tutaremini; c. 32, 8. eques immissus ohne sed; ebendaſ. § 9. ab equite u. ſ. w.) — folglich auch kein Zweifel darüber entſtehen kann, daß jene beyden Handſchriften die Grundlage bey der Conſtituirung des Textes auch für die zweyte Hälfte der erſten Dekade bilden müſſen; ſo entſteht die Frage, auf welche Weiſe Hr. A., dem bezüglich der Bearbeitung des erſten Bandes eine etwas zu einſeitige Vorliebe für einzelne Leſearten ſeiner mss. wohl nicht ganz mit Unrecht zur Laſt gelegt wird, dießmal bey der Herſtellung des Textes verfahren ſey. Wir geſtehen unverholen, daß uns in dieſer Beziehung der zweyte Band im Vergleich mit dem erſten außerordentlich an innerer Einheit und Conſequenz gewonnen zu haben ſcheint; ſo daß man im Ganzen und Großen gewiß das von dem Hrn. Verfaſſer eingeſchlagene Verfahren vollkommen gut heißen muß. Im Einzelnen muß der Natur der Sache nach Manches der individuellen Anſicht und Auffaſſung anheim gegeben bleiben und wir verſuchen es deßhalb auch unſrerſeits, über einige Stellen, in welchen uns Hrn A's. Verfahren, ſo weit ſich daſſelbe auf M und P gründet, minder gelungen ſcheint, ein Urtheil auszuſprechen.

VI, 8, 7. Iam inclinata res erat sed turba hostium et fuga impediebat. So ſchreibt Hr. A. nach M P, während Harl. 1. Leid. 1. impediebatur bieten, was Drkb. aufgenommen hat. Will man bey der activen Form ſtehen bleiben, ſo ſcheint es nothwendig, wenigſtens fugam nach Gronov's Vorſchlag mit einigen alten Ausgaben zu leſen. Hr. A. bemerkt: impediebat sc. Romanos, allein es iſt nicht erſichtlich, wie dadurch die Schwierigkeit gehoben werden ſoll. Turba und fuga ſind an unſrer Stelle zwey unvereinbare Begriffe; denn wenn die Flucht die Römer an der Vertilgung ihrer Feinde verhinderte, was ſoll man alsdann unter turba verſtehen? — Inzwiſchen ſchildern uns die weiter folgenden Worte: „et longa caede conficienda multitudo tanta fesso militi erat“ die Lage der Feinde ſo, daß man anzunehmen hat, ihre Glieder hatten ſich in einander verwickelt und ihre eigene Verwirrung hinderte ihre Flucht. Obwohl nun die Aenderung fugam kaum als eine ſolche zu betrachten iſt, ſo möchte es doch ſicherer ſeyn, bey der Leſeart des Leid. 1. Harl. 1. ſtehen zu bleiben, indem in M P, wie ſo häufig in den mss. (cf. Drkb. zu X, 10, 1. Kreyssig zu lib. XXXIII, p. 24) an impediebat das die Endung ur bedeutende Zeichen (impediebat˜) aus Verſehen weggeblieben zu ſeyn ſcheint. — e. 18, 3 hat Hr. A. aus M jam in propineum aufgenommen, übrigens die von Drkb. eingeführte Interpunktion, nach welcher hinter et Manlins ein Punkt geſetzt wird, beybehalten. Früher, z. B. in Gronov's Ausgabe wurde ſo interpungirt, daß nach aderat ein Kolon eintrat, mit den Worten et Manlius aber ein friſcher Satz begann; und zwar, wie wir glauben, vollkommen richtig. Denn daß Manlius bey der Hand war, als es zum Parteyenkampfe kam, verſteht ſich aus dem Geſagten (recrudescente Manlium seditione, dum tam potentem haberet ducem cet.) ſo ſehr von ſelbſt, daß die Worte aderat et Manlius zu ihrem Vorderſatze, der etwas ganz Andres erwarten läßt, in kein rechtes Verhältniß treten. Da nun, ſo viel wir wiſſen, nur M jam in prop. hat, alle übrigen mss. in prop., ſo haben wir anzunehmen, daß in M ſich zwey

Leſearten neben einander befinden, von welchen nur die eine richtig iſt und dieſe iſt zuverſichtlich jam. So erhalten wir den Nachſatz: jam propinquum certamen aderat, der ſich dem Vorangehenden ſehr paſſend anfügt: „da beyde Parteyen ſich mit geſteigerter Heftigkeit erhoben, ſtand der Kampf ſchon ganz nahe bevor.“

(Fortſetzung folgt.)

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo.

(Schluß.)

Cap. 75 § 2. *παραμεῖναι πρὸς τὰ ὑπόλοιπα τοῦ βαρβάρου.* Herr P. verweiſt auf die Parallele II. 10. Was *τὰ ὑπόλοιπα* bedeute, ſollte angegeben ſeyn; ich glaube sustinere, perseverare in iis, contra ea, quae in futurum ab hostibus immineant.

Cap. 77 § 4. *τὸ μὲν γὰρ ἀπὸ τοῦ ἴσου δοκεῖ πλεονεκτεῖσθαι, τὸ δ' ἀπὸ τοῦ κρείσσονος καταναγκάζεσθαι.* Betrachtet man das zunächſt Vorhergehende, ſo kann auch hier eine beſtimmte Erklärung gegeben werden: *τὸ μὲν ἀπὸ τοῦ ἴσου* i. e. *τὸ ἀδικεῖσθαι δοκεῖ πλεονεκτεῖσθαι, τὸ δ' ἀπὸ τοῦ κρείσσονος* i. e. *τὸ βιάζεσθαι δοκεῖ καταναγκάζεσθαι.* Die *ἀνάγκη* aber erträgt der Menſch gelaſſener, als die *πλεονεξία.*

Cap. 81 § 6. *μήτε τῇ γῇ δουλεῦσαι.* Hr. P. beharrt hier auf ſeiner früheren Deutung: adeo verisimile est Athenienses pro animi magnitudine neque agro servituros (Sclaven von ihrem Lande werden) — allein zwey Gründe beſtimmen mich zur Abweichung, erſtlich will Archidamas ganz beſonders hervorheben, daß ein Verwüſtungskrieg ins atheniſche Gebiet ohne den erwarteten Erfolg ſeyn werde, *μή..... ἐκείνῃ γε τῇ ἐλπίδι ἐπαιρώμεθα,* ſagt er, *ὡς ταχὺ παυθήσεται ὁ πόλεμος, ἢν τὴν γῆν αὐτῶν τάμωμεν,* daran ſchließt ſich unmittelbar: *οὕτως εἰκὸς Ἀθηναίους φρονήματι μήτε τῇ γῇ δουλεῦσαι μήτε ὥσπερ ἀπείρους καταπλαγῆναι τῷ πολέμῳ.* Zweytens ſehe ich nicht, wozu bey der Erklärung des Herausgebers gerade der Zuſatz *τῇ γῇ;* genügt nicht ſchon *δουλεῦσαι*-? Nein, mit Recht verweiſen andere auf die hochherzige Mahnung des Perikles zu Ende des 143. Cap. und *τῇ γῇ δουλεῦσαι* heißt hier: dem Land zu Liebe die Freyheit opfern.

Cap. 90 § 2. *τὸ μὲν βουλόμενον — οὐ δηλοῦντες — ὡς δὲ τοῦ βαρβάρου — οὐκ ἂν ἔχοντος κ. τ. λ.* Die Auflöſung dieſer ſchönen Redeweiſe giebt Hr. P. im Ganzen richtig, wo nicht zu weit; nur hätte angedeutet werden können, daß in dem *ὡς* zugleich der Gegenſatz von *δηλοῦντες* verborgen liegt: veram animi voluntatem ac suspicionem haud declarantes coram Atheniensibus, sed praetexentes barbarum non esse habiturum etc. Die ſchlichte Ausdrucksweiſe finden wir cap. 102 § 3. *τὴν μὲν ὑποψίαν οὐ δηλοῦντες, εἰπόντες δέ, ὅτι οὐδὲν προσδέονται αὐτῶν ἔτι.*

Cap. 122 § 3. *ὃ καὶ λόγῳ ἐνδοιασθῆναι αἰσχρὸν τῇ Πελοποννήσῳ καὶ πόλεις τοσάσδε ὑπὸ μιᾶς κακοπαθεῖν.* Herr P. führt hier Haackes Note an, der folgenden Sinn annimmt: turpe est Peloponnesiis de servitute tanquam de re, quae possit ex clade ipsis accidere, vel oratione ambigere, i. e. dubitanter loqui, und die Weiſung Arnolds: tecte opponuntur haec: nedum *ἔργῳ γενέσθαι.* So ſcheinbar dieß iſt, ſo kann ich bey mehrfacher Ueberlegung des Zuſammenhangs nicht vollkommen beyſtimmen. Die Korinther warnen die Lakedämonier, bey ihrem bisherigen Verfahren drey Hauptübel von ſich fern zu halten: die *ἀξυνεσία, μαλακία, ἀμέλεια.* Alle drey deuten ſie in ihrer Rede an; allein wo fände ſich die *ἀξυνεσία*, wenn wir nicht die Worte *ὃ..... ἐνδοιασθῆναι* alſo erklären: quod sc. num cladem illico (*ἄντικρυς*) sequatur servitus vel mente ambigere turpe est Peloponnesiis, i. e. haud intelligere sive prospicere huncce rerum eventum nobis opprobrio *ἀξυνεσίας* cum ignominia nostra verteretur.

Th.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Fortſetzung.)

Dieſe Anordnung wird auch durch ähnliche Stellen gerechtfertigt, z. B. III, 10, 7 ingensque aderat certamen; VI, 15, 2; XXX. 32, 3. Carthagini — adesse videbatur praesens excidium, wo praesens dem Sinne nach daſſelbe nur noch viel ſtärker ausdrückt, wie an unſrer Stelle propinquum. Mit Et Manlius beginnt ſodann die nähere Ausführung deſſen, was von Seite der Plebejer geſchah, während von den Worten an: At in parte altera am Anfange des nächſten Cap. die Maaßregeln der Patricier geſchildert werden. — c. 20, 16 ſchreibt Hr. A. nach M m. 1. und P. erepta manibus hostium ohne die Präpoſition e. Indeſſen ſcheint es angemeſſener, dieſe beyzubehalten; denn obwohl im Allgemeinen Beydes geſagt werden kann, eripere manibus und eripere e manibus, ſo iſt doch Letzteres ſtärker und nachdrücklicher, da es darauf hindeutet, daß die Feinde gewiſſermaſſen ſchon im Beſitze geweſen ſind. Da überdieß nach Drkb. Harl. 1. die Präpoſition wirklich hat und aus der Leſeart des Leid. 1. ereptae der Weg ſich nachweiſen läßt, wie dieſelbe aus den andern mss. verſchwand, ſo tragen wir kein Bedenken, dieſelbe hier zu vindiziren. Unſre Anſicht wird übrigens durch Stellen, wie V, 51, 3. XLI, 14, 3 eben ſo ſehr beſtätigt, als die von Hrn. A. angeführten I, 14. XXIX, 32. mit der unſrigen gar Nichts gemein haben, indem eripere se hosti in dem Sinne „ſich dem Feinde durch eilige Flucht entziehen“ die Präpoſ. gar nicht zulaſſen würde. So iſt wohl auch VI, 5, 3 infestiorem agrum ab nobilitate esse, quam a Vulscis fuerit die Präp. a vor Vulscis mit Unrecht von Hrn. A. nach M P getilgt. Denn an der Stelle I, 58, (6) auf welche wir verwieſen werden, iſt die Aenderung des Hrn. Verfaſſers, welcher die Präpoſ. cum vor L. Junio geſtrichen hat *), nicht minder bedenklich. Daß dagegen die Präpoſition von den Abſchreibern an der zweyten Stelle häufig ausgelaſſen wurde, iſt bekannt, vgl. Drkb. zu III, 6, 8. — c. 31, 8, wo Hr. A. aus P. allein omnique quae aufgenommen hat, ſcheint uns die Leſeart dieſer einzigen Handſchrift eben ſo wenig Rückſicht zu verdienen, als VI, 3, 3 vulneribusque nach Lov. 2 Gaertu. Das Aſyndeton iſt an unſrer Stelle abſichtlich und in P iſt ſehr wahrſcheinlich (wie c. 28. 8 cladis dedecoris) nur die doppelte Leſeart neben einander geſetzt. In ähnlicher Weiſe befremdet es, daß Hr. A. c. 23, 12 im Widerſpruch mit den übrigen beſſern mss. nach P allein, in welchem noch dazu urſprünglich ad diis ſtand, ab diis aufnimmt; was wohl nicht beſſer begründet iſt, als wenn wir zwey Zeilen vorher mit Harl. 2. Port. Hav. ab diis ſchreiben wollten.

*) In der Schulausgabe hat Hr. A. die Präp. cum wieder in den Text aufgenommen.

Digitized by Google

Im Gegenſatz zu den bis jetzt beſprochenen Stellen ſcheint uns Hr. A. in mehreren andern ohne hinreichenden Grund von M P abgewichen zu ſeyn. VI, 18, 1 hat Hr. A. zwar in Bezug auf den Servius Cornelius Maluginensis ſeine frühere Anſicht (cf. V, 36, 12) ſtillſchweigend zurückgenommen und in Uebereinſtimmung mit M P iterum geſchrieben. Denn eigentlich mußte er, wenn die Gründe, welche ihn V, 36, 12 bewogen, mit Sigonius (gegen M P) Ser. Cornelius Mal. ſtatt P. Servilius Mal. aufzunehmen *), ihre Richtigkeit hatten, conſequent ſowohl an unſrer Stelle tertium, als VI, 22 quartum ſchreiben. Iſt aber hier der Hr. Verfaſſer, und wie es ſcheint mit Recht, nunmehr ſeinen Handſchriften treu geblieben, ſo befremdet es, daß er nicht ein Gleiches rückſichtlich des Camillus gethan. Nachdem er freylich V, 14, 5 trotz der Uebereinſtimmung der beſten mss. ſich nicht hatte entſchließen können, iterum aufzunehmen, ſchrieb er oder mußte er vielmehr auch VI, 18, 1 und c. 22, 5 sextum und reſpective septimum ſchreiben, obwohl die mss., deren Auctorität ihm ſonſt vorzugsweiſe Geltung hat, quintum und sextum geben. Gleichwohl ſcheint es uns folgerichtiger, auch hier bey dem, was M P bieten, ſtehen zu bleiben und bey V, 10, 1 die Hinzuſetzung von iterum entweder einem vorwitzigen Abſchreiber, oder wahrſcheinlicher noch einem Irrthum des Livius ſelbſt zuzuſchreiben, welcher, nachdem er V, 1 Camillus mit unter den Tribunen erwähnt hatte, obwohl er, wie Perizonius nachgewieſen hat, gleich dem M. Postumius Albinus Cenſor war, bey V, 14 das erſte Tribunat des Camillus irrthümlich als zweytes betrachtete, an den ſpäteren Stellen aber die richtige Zählung gab, wie er ſie wahrſcheinlich in ſeinen Quellen fand, vgl. Lachmann de fontibus Livii I. p. 60. — c. 23, 12 geben M P und mit dieſen alle mss. bey Drkb., den ſehr verderbten Gaertn. ausgenommen, in eventu. Deſſen ungeachtet hat ſich Hr. A. für die Leſeart des letzteren in eventum entſchieden. Daß der den Buchſtaben m bezeichnende Strich unzähligemal auch in den beſten mss. weggeblieben oder falſch hinzugefügt worden iſt, iſt bekannt (vgl. Kreyſſig zu Liv. XXXIII, p. 21 und 104; beſonders häufig iſt dieſer Fehler in Leid. 1. cf. Drkb. zu II, 3, 1; c. 11, 7. c. 20, 1 u. ſ. w.); allein an unſrer Stelle iſt die Uebereinſtimmung der mss. ſo conſtant und die Auctorität des Gaertn. dagegen ſo gering, daß wir dadurch zu einer genaueren Prüfung der Stelle aufgefordert werden. Hr. A. legt beſonderes Gewicht darauf, daß Camillus, wenn er für das Wohl des Staates bedacht war, auf den Ausgang der Sache geſpannt ſeyn mußte, und folgert daraus, daß in eventu nothwendig ſowohl dem Sinne nach, als grammatiſch mit intentus in Verbindung zu ſetzen ſey. Die Prämiſſe iſt gewiß wahr, ja es könnte, wenn auch die Worte in eventu alieni consilii gar nicht daſtehen würden, der Sinn dennoch kein andrer ſeyn. Aber eben deßhalb ſcheint uns die gezogene Folgerung nicht ganz richtig und wir vermuthen, daß die Worte in eventu al. c. noch Etwas mehr enthalten, als was ſich ohne ſie von ſelbſt verſtünde. Der Sinn der Stelle iſt aber offenbar folgender: Camillus nahm auf einer Anhöhe ſeinen Standpunkt, als ein geſpannter Beobachter, da es den Ausgang eines fremden Planes galt (über dieſen Gebrauch von in vgl. Zumpt Gr. §. 317, Weiſſenborn Gr. §. 274 A. 4) d. h. bey einem Plane, der ſeine Zuſtimmung nicht hatte, beſchränkte Camillus ſeine Thätigkeit auf die eines aufmerkſamen Beobachters; cf. XXX, 30, 9 in meliore vestra fortuna de pace agitur; ibid. c. 44, 5 cujus quum Hasdrubal risum increparet in publico fletu etc.; XXIII, 12, 7 veta in tam prosperis rebus grates diis immortalibus agi. In gleicher Weiſe iſt vielleicht der ſchwierigen Stelle VI, 24, 10 beyzukommen und in fluctuante acie zu leſen; acie hat wenigſtens M von erſter Hand. — Vorliebe für die älteren Formen iſt es wohl, die Hrn. A. beſtimmt c. 27, 10 profectos hostis nach Harl. 1. Leid. 1. zu ſchreiben *)

*) In der Schulausgabe iſt nunmehr P. Cornelius Maluginensis abgedruckt.

*) So ſchreibt Hr. A. auch in der ganz ähnlichen Stelle VIII, 26, 7 domitos hostis, obwohl M P hostes haben und er ſelbſt die Entſtehung der Leſeart hostis ganz richtig erläutert. An an-

Digitized by Google

(ebenſo c. 15, 7 nach P allein), während M P einſtimmig profectos hostes haben, noch befremdlicher aber der Beyſatz, profectos hostis könne auch Nominativ Sing. ſeyn, da die Nominativ-Form profectos wohl noch weit unſichrer iſt, als equos, Romanos u. A., was Hr. A. im erſten Bande aufgenommen hat. Als eine gewagte Neuerung muß es gelten, daß er c. 35, 6 cupido als Maſculinum bey Livius einführt; da der Gebrauch wohl nur für den dichteriſchen Ausdruck bey dieſem Worte das genus masc. zuließ (vgl. Reiſig Vorl. §. 99.), jedenfalls für Livius erſt anderweitige Beyſpiele beygebracht werden müßten *). Nach Drkb. ſteht immodicus cupido nur im Leid. 1. und Harl. 1. m. 1., im M P dagegen ſtand anfänglich immodicas, das s iſt aber wieder ausgekratzt.

Was nun hiernächſt die große Zahl der übrigen von Drkb. angeführten Handſchriften anlangt, ſo hat Hr. A. bey der Bearbeitung dieſes zweyten Bandes, wie es ſcheint, mehr Rückſicht darauf genommen; Pal. 1. 3. Voss. 2 werden im Ganzen häufiger erwähnt, hin und wieder auch Voss. 1 und Leid. 2; dagegen wird vom ſiebenten Buche an den Lov. 2 und 4 eine größere Aufmerkſamkeit gewidmet, indem, wie der Herr Verfaſſer zu VII. 36 (p. 259) bemerkt hat, vorzugsweiſe Lov. 4 aus einer ſehr alten Quelle gefloſſen zu ſeyn ſcheine, die nur durch die willkührliche Behandlung des Abſchreibers häufig getrübt werde. Wir benützen dieſe Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über die Claſſifikation der Drkb.'ſchen mss., hauptſächlich in der Abſicht, dadurch einen Beytrag zu liefern, wie die große Maſſe des kritiſchen Materials, was man ſich trotz der neuen Ausgabe von Hrn. A. immer noch aus Drkb. mühſam zuſammenleſen muß, vielleicht unter eine beſſere Ueberſicht zu bringen ſeyn dürfte. Nach unſerer Anſicht zerfallen nämlich die Drkb.'ſchen mss. in vier Claſſen, von denen je zwey einander näher ſtehen und bald mehr, bald weniger zuſammenkommen. In erſter Reihe ſtehen natürlich Harl. 1 Leid. 1, zugleich aber mit dieſen der zwar viel jüngere, aber aus ähnlicher Quelle (cf. VI, 4, 1. c. 25, 6) hervorgegangene Lov. 2. Die zweyte Reihe bilden Pal. 1. 3. Voss. 2. Lov. 3 (vergl. Drkb. zu VI, 14, 13) und neben dieſen, aber mit geringerer Uebereinſtimmung Fragm. Hav. m. 1, Gaertn. u. Lov. 4, wobey jedoch rückſichtlich der beyden letztern zu bemerken iſt, daß ſie durch eine Unzahl von Interpolationen, Gloſſen und willkührlichen Veränderungen bereits den Uebergang zu den folgenden beyden Claſſen bilden und insbeſondere mit den weiter zu bezeichnenden mss. der vierten Claſſe ſehr Vieles gemein haben. In dritter Linie ſtehen Voss. 1. Leid. 2. Lov. 1., Handſchriften, welche namentlich auch durch eine öfters abweichende Wortſtellung von den ebengenannten codd. ſich unterſcheiden. Die vierte und auch bezüglich ihres Werthes letzte Claſſe bilden ms. Sigonii, Pal. 2. Harl. 2. Hav. Port. und mit dieſen Lov. 5, der von Stroth benützte Veith. und manus altera des fragm. Hav. Die beyden erſten Claſſen ſtehen offenbar in ſehr nahem Verhältniß zu einander, wie dieß aus der Uebereinſtimmung der Gloſſen (cf. VI, 8, 9. c. 14, 12) und der ſehr zahlreichen Lücken (cf. VI, 9, 3 und 8. c. 11, 9 *); c. 14, 8; c. 18, 4. c. 26, 3. VIII, 30, 3. c. 33, 4 und 19; IX, 6, 12; c. 14, 4; c. 22, 9; c. 32, 8; c. 36, 11 u. a.) erſichtlich iſt. Auch zwiſchen der dritten und vierten Claſſe zeigt ſich bey etwas genauerer Vergleichung der Leſearten eine nicht zu verkennende Verwandtſchaft (vgl. die Gloſſe bey VI. 22, 9), die aber natürlich bey der Art und Weiſe

dern Stellen iſt die Form hostes wieder beybehalten.

*) In der Schulausgabe iſt immodica cupido abgedruckt.

*) Schon aus dieſer Zuſammenſtellung mag ſich ergeben, mit wie viel Recht Hr. A. an dieſer Stelle annehmen zu können glaubte, es möchten die in den übrigen mss. ſich vorfindenden Worte zu ſtreichen ſeyn. Die Lücke iſt einfach dadurch entſtanden, daß in dem Urexemplar, aus welchem jene mss. gefloſſen ſind, der Abſchreiber von jacta t u m auf sena t u m abgeſprungen war. Uebrigens begreift man auch nicht wohl, wie nach Tilgung jener Worte ad dictatorem creandum mit in speciem caussae verbunden werden ſoll.

der Ueberarbeitung, welche jene codd. erfahren haben, bald mehr, bald weniger hervor tritt. Intereſſant iſt es, an einigen Stellen zu beobachten, wie ſich öfter aus einem ganz einfachen Fehler durch dieſe Claſſen herab das Verderbniß ganz genetiſch entwickelt; ſo hat z. B. VI, 4, 12 Leid. 1. (in welchem ſehr häufig die einzelnen Buchſtaben mehrerer Wörter in eines zuſammengezogen oder auch falſch vertheilt ſind, cf. I, 18, 4; II, 18, 11; VI, 23, 6; c. 25, 11) saxo quadratos obstructum est. Daraus iſt in den mss. der zweyten Claſſe s. quadrato obstr. est geworden, in denen der vierten Claſſe bereits s. q. constructum est. VI, 5, 4 ſteht ſtatt praecipiant im Harl. 1. praecipitant. Die mss. der dritten Claſſe machen daraus praecipitarent (vgl. auch c. 22, 6). c. 24, 7 hat Leid. 1. etiam acta venerabilis (M. aeta), Lov. 2. etiam acta aetas venerabilis, woraus in den mss. der zweyten Claſſe etiam et exacta aetate v. entſtanden iſt. Wir glauben, daß Hr. A., ohne daß er ſich darüber ausdrücklich erklärt hat, dennoch bey der Angabe Drkb.'ſcher Leſearten einem der von uns ſo eben gegebenen Eintheilung nicht weſentlich widerſprechenden Plane gefolgt iſt, indem er von den drey erſteren Claſſen in der Regel nur die Repräſentanten (Harl. 1. Leid. 1. Voss. 2. Voss. 1) citirt *), die letzte Claſſe aber meiſt mit dem allgemeinen Ausdrucke recentiores codices bezeichnet.

In der Conjectural-Kritik hat Hr. A. ſeinen bereits in der Vorrede zum erſten Bande p. XVIII sq. ausgeſprochenen Grundſätzen getreu, genau diejenigen Schranken beobachtet, welche uns eben ſo ſehr die Erfahrung, als die Ehrfurcht für die großen Werke des Alterthums einzuhalten gebietet. So iſt VI, 30, 6. die höchſt geiſtreiche, von Becker mit unweſentlicher Abänderung in den Text genommene Conjectur J. Fr. Gronov's zwar gewürdigt, aber dennoch die Vulgate beybehalten, mit Recht, wie wir glauben, da die mss. conſtant dasſelbe geben und die Stelle einer paſſenden Interpretation zugänglich iſt. Die letztere betreffend möchte es aber vorzuziehen ſeyn, fortunae mit Heuſinger für den Dativ zu nehmen, zu quidquid aber nicht, wie gewöhnlich, militum oder exercitus zu ergänzen, ſondern vielmehr rerum. Nach Livianiſcher Anſchauungsweiſe erſcheint jeder Erfolg im Kriege als Ergebniß zweyer Factoren, nämlich der Thatkraft der Handelnden auf der einen Seite, und des Glückes bald des ganzen römiſchen Volkes bald des Einzelnen auf der andern Seite. Im vorliegenden Falle hatten die beyden Tribunen, was an ihnen lag, die Sache verdorben; der Antheil, der dem Glücke des römiſchen Volkes noch übrig blieb, wurde durch die brave Haltung der auch ohne Führer ihre Schuldigkeit thuenden Soldaten gewahrt (fortes fortuna juvat VIII, 29. IV, 37. V, 19). — An einigen andern Stellen konnten wir die Anſicht des Hrn. Verfaſſers weniger theilen. VI, 23, 6 ſchreibt Hr. A. nach eigener Conjectur: „quem insidiis instruendis quaerentem locum“?; M P Harl. 1. Leid. 1. haben quem ins. instruentem l., wornach J. Fr. Gronov vermuthete quem ins. instruendis l. Es iſt nicht zu läugnen, daß die von Hrn. A. in den Text genommene Conjectur ſehr ſcharfſinnig iſt und aus ähnlichen Fällen, wo in den mss. nach Ausfall einzelner Sylben zwey nicht zuſammengehörige Wörter von den Abſchreibern in eines verbunden worden ſind, Wahrſcheinlichkeit erhält. Indeſſen ſcheint uns dennoch Gronov's Verbeſſerung weniger umſtändlich und dem Sinne der Stelle vollkommen angemeſſen. Da die beſten mss. ohne Abweichung instruentem haben, ſo iſt die Leſeart ingruentem bey Sig. und Hav. ganz ohne diplomatiſche Bedeutung und lediglich als ein in dieſen mss. ſo häufig vorkommender Verbeſſerungs-Verſuch des interpolirenden Abſchreibers zu betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Es läßt ſich mit ziemlicher Evidenz nachweiſen, daß Voss. 1 der urſprünglichen Quelle näher ſtehe, als Leid. 2. und Lov. 1.; und ebenſo dürfte Voss. 2. unter den mss. der zweyten Claſſe die meiſte Bedeutung haben.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Fortſetzung.)

Die Aenderung instruendis iſt keineswegs ſo gewaltſam, als man auf den erſten Blick denkt; man vgl. VI, 20, 9, wo die mss. zwiſchen protegenti, protegendi (Leid. 1) und protegentem (Port. Hav.) ſchwanken. Nimmt man demgemäß an, es habe in einer älteren Handſchrift irrthümlich instruentis locum geſtanden, ſo lag die Aendrung instruentem locum ſehr nahe, da die Abſchreiber ſo oft willkührlich zwey nebeneinander ſtehende Wörter in Bezug auf Caſus, Numerus, Genus ſich einander gleich machten (ſo gleich darauf § 9. aetatem praestantem Lov. 2; vergl. Drkb. zu II, 60, 5). Daß ferner quaerentem nicht unmittelbar nothwendig iſt, ſondern aus dem Vorhergehenden ſehr leicht sperantem herübergezogen werden kann, bedarf wohl keines Beweiſes; dagegen glauben wir, daß quaerentem, wenn es ſtünde, Livianiſcher Wortſtellung gemäß, nach den Worten quod tempus geſetzt ſeyn würde. — Ueberflüſſig erſcheint gleich darauf § 7. die Conjectur Hrn. A's. ecquid attinere, die bloß auf den Umſtand gegründet wird, daß in M kurz zuvor esset ſt. esse geſchrieben ſteht, ein Fehler, der auch in den beſten mss. nicht ſelten iſt. Hr. A. überſetzt: „Sey es wohl aber recht“ und bemerkt ecquid müſſe hergeſtellt werden, „cum interrogatio negativa esset.“ Indeſſen heißt wohl attinet nicht es iſt Recht (vgl. Fabri zu XXIII, 3, 13), ſondern es gehört zur Sache, es hat einen Zweck; und die Frage bleibt nach wie vor negativ, auch wenn quid ſteht, wobey wir übergehen, daß ecquid eben ſowohl poſitiv als negativ fragt, vergl. Weiſſenborn Gr. §. 192. A. 4. Zumpt Gr. §. 351. A. Die Redensart quid attinet kommt ziemlich häufig bey Livius vor; vergl. die Stellen, welche Gronov zu X, 13, 10 geſammelt hat, in welchen wir einen Unterſchied von der unſrigen nicht zu erkennen vermögen. — c. 18, 6 hat Hr. A. die Conjectur von Conr. Heuſinger etsi si aufgenommen, welche, wie wir glauben, ſowohl wegen der Kakophonie etsi si singuli singulos anſtößig iſt, als auch die obwaltenden Schwierigkeiten nicht vollkommen beſeitigt. Denn obwohl die Worte etsi si — certaturos durch dieſe Aendrung dem vorangehenden Satze untergeordnet werden, ſo wird man dennoch immer verſucht ſeyn, den mit quot enim folgenden Grund auf das zunächſt Vorhergehende zu beziehen, und nicht mit Ueberſpringung desſelben auf numerate saltem. Die mss. geben weder für etsi, noch für eine Umſtellung der Gedanken, welche Crevier in Vorſchlag brachte, den geringſten Anhaltspunkt. Die Lücke in Harl. 1. Leid. 1. entſtand offenbar dadurch, daß zwey Zeilen hintereinander mit der Sylbe tis anfiengen (habea-tis, esse-tis), wovon im Leid. 1. his vor tamen noch Zeugniß giebt; hat ſomit auf die Entſcheidung unſrer Frage keinen

Einfluß. Wollte man auch wirklich auf eine Umſtellung eingehen und die Worte quot enim — eritis nach habeatis eintreten laſſen, ſo würde man dennoch vor si singuli etc. eine Partikel vermiſſen, welche die Steigerung andeutete, etwa verum enimvero. Da indeß die Stelle, wie ſie gewöhnlich geleſen wird, kaum für richtig angenommen werden kann, ſo wollen wir behufs ihrer Erledigung ebenfalls wenigſtens einen Verſuch machen, der freylich nur als ſolcher und Nichts mehr gelten ſoll. Enim findet ſich in den mss. zuweilen mit autem verwechſelt, vergl. Kreyſſig zu Liv. XXXIII, p. 264. Hand Tursell. I. p. 588. Würden wir nun quot autem leſen, ſo würden die Sätze in eine Beziehung zu einander treten, die ſich griechiſch etwa ſo würde ausdrücken laſſen: εἰ μὲν καθ' ἑκάστους — ὅσοι δὲ δή, und zugleich den beyden vorangehenden Sätzen quo usque tandem ignorabitis vires vestras und numerate saltem gut entſprechen. — c. 14, 10 vermuthet Hr. A., weil P praeconii hat, möge in einem ältern Codex praeconio geſchrieben geweſen ſeyn. Indeſſen iſt dieſe Leſeart wahrſcheinlicher dadurch entſtanden, daß der Abſchreiber die Endung des kurz vorhergehenden patrimonii auch auf praeconi übertrug. Auch c. 22, 9 hat die Annahme, daß in einer alten Handſchrift c. 23 mit den Worten Et idem ardor begonnen habe, weil in P c. 22 mit profuturas esset ſchließt, wenig für ſich, da dieſer Schreibfehler nicht ſelten iſt, et aber an jener Stelle ganz müßig ſtehen würde. c. 29, 2 zweifelt Hr. A., ob nicht ſtatt der Vulgate armis animisque zu leſen ſey armisque et animis, weil in M armisque animis ſich findet. Bey II, 57, 3 hat er aus ähnlichen Gründen tribunique et consules in den Text aufgenommen und bey V, 30, 4 senesque et juvenes vermuthet. Indem wir die Zulänglichkeit ſolcher Aenderungen dahin geſtellt ſeyn laſſen, ſcheint uns dagegen aus den eben angeführten Stellen (VI, 29, 2. II, 57, 3. V, 30, 4, wozu man noch VI, 33, 11 molientes obicesque nach Leid. 2. Lov. 1. vergleiche) ziemlich ſicher hervorzugehen, daß man I, 43, 13 von der Leſeart regionibusque collibus (M P), deren Vertheidigung Hr. A. in der Vorrede zu dieſem Bande p. XIII noch einmal verſucht hat, unbedenklich zu Gunſten der Vulgate abzugehen berechtigt ſey.

An mehreren Stellen iſt Hr. A. bey der Leſeart der mss. ſtehen geblieben, ohne die daran haftenden Schwierigkeiten genügend beſeitigt zu haben. VI, 30, 7 ſteht in faſt allen mss. otiumque quantum a Vulscis fuisset. id modo cet. Die Herausgeber hatten bis jetzt mit Frob. 2 fuit geſchrieben; Hr. A. bemerkt zur Vertheidigung der von ihm aufgenommenen handſchriftlichen Leſeart, Livius ſchließe oft einen hypothetiſch begonnenen Gedanken anders ab, als man nach der gewöhnlichen Sprachweiſe erwarten ſollte; wenn er daher hier nach fuisset fortgefahren hätte „nisi a Praenestinis rebellatum esset," ſo würde man Nichts vermiſſen. Dieſer letzteren Behauptung müſſen wir jedoch widerſprechen, da der Sinn der Stelle die hypothetiſche Einkleidung geradezu ausſchließt: Präneſte war eine latiniſche Stadt und empörte ſich mit den Latinern, wir verſtehen alſo nicht, wie dadurch der Satz otium quantum a Vulscis fuit bedingt werden kann. Uns erſcheint in dieſer Stelle die Corruptel im Harl. 1., der fuit Seti id hat, von großer Bedeutung. Vor fuit ſind in derſelben Handſchrift mehrere Zeilen ausgelaſſen, ein Beweis, daß der Abſchreiber die Wörter: fuit. Seti id aus ſeinem Exempler gewiß ſo abſchrieb, wie er ſie fand, ohne daß er zu emendiren verſuchte. Haben wir demnach anzunehmen, daß Harl. 1. hier dem Urſprünglichen näher ſteht, als die übrigen mss., ſo dürfte vielleicht deſſen Corruptel aus „fuit. Semel modo" entſtanden ſeyn. So wurde XXXIII, 36 med. in den alten Drucken ne moti se inde pellerent ſtatt des im cod. Bamb. erhaltenen moti semel pellerentur geleſen, bis Gelenius das Richtige hergeſtellt hat. Uebrigens iſt bekannt, wie oft el und d (vgl. Drkb. zu II, 2, 8. VI, 8, 9) und ebenſo m, tñ (tamen) und iñ (inde) in den mss. verwechſelt werden (vergl. Drkb. II, 32, 1. c. 11, 7. c. 45, 13 u. ſ. w.). — c. 9, 9 hat Hr. A. die Vulgate non tanta spe beybehalten, obwohl M montana hat, welches unſrer Anſicht nach unbezweifelt auf non tam a spe führt, vgl. Drkb. zu XXVI, 1, 3. Hr. A. vermuthete Anfangs non tam spe, weiſt dieß

Digitized by Google

aber dann mit der Bemerkung zurück, dieß gebe den Sinn, als ob Camillus an der Einnahme der Stadt vermittelſt Leitern von dieſer Seite aus verzweifelt hätte. Es iſt uns nicht recht klar, wie dieß gefolgert werden kann; im Gegentheil würde non tam ebenſo erläutert werden können, wie Hr. A. non tanta erläutert, nämlich: „non quod illo potissimum impetu urbem capi vellet,“ wodurch inzwiſchen gerade die Bedeutung von tanta keineswegs klar gemacht wird, obwohl dieſes Wort allein Schwierigkeit hat und vielleicht auch in ſprachlicher Beziehung anſtößig iſt.

Doch wir wenden uns, um den dieſen Bemerkungen verſtatteten Raum nicht allzuſehr zu überſchreiten, zu einer andern Seite des bisher von uns beſprochenen Werkes. Gleichwie nämlich der Hr. Verfaſſer bereits im erſten Bande neben der vorherrſchenden kritiſchen Richtung Grammatik und Interpretation beſonders in den ſpätern Büchern nicht ſelten in ſein Bereich hinübergezogen hat; ſo finden wir den beyden genannten Gegenſtänden in dieſem zweyten Bande noch weit häufiger Rückſicht gewidmet. Bemerkungen zur Beleuchtung des Livianiſchen Sprachgebrauchs, geſchichtliche Citate, Erläuterungen des Gedanken-Zuſammenhanges, Widerlegungen früherer Erklärer und Ueberſetzungen einzelner Stellen ſind im Ganzen zahlreicher beygebracht, als man dieß von einer kritiſchen Ausgabe erwarten kann; und es verdient daher dieſer Zuwachs jedenfalls dankbare Anerkennung, wenn wir auch nicht gerade behaupten wollen, daß Hrn. A. dieſer Theil der Bearbeitung in gleichem Grade gelungen ſey, wie der kritiſche. Faſſen wir zunächſt einige grammatiſche und ſprachliche Bemerkungen des Hrn. Verfaſſers näher ins Auge. VI, 23, 11 bemerkt Hr. A., die Leſeart einiger mss. aetatis suae ſey grammatiſch eben ſo gut, als der Dativ. Daß Livius veniam petere (dare) mit Genitiv und Dativ verbindet, iſt allerdings bekannt; daß aber der Genitiv nie etwas Anderes bezeichnen könne, als den Gegenſtand, die Handlung, die Eigenſchaft, welche an einem Individuum einer Nachſicht oder Verzeihung bedarf, iſt in der Natur dieſes Caſus, der in dieſer Redensart nur als von veniam abhängig gedacht werden kann, wohl nicht minder begründet; gleichwie andrerſeits der Dativ der Caſus für die Perſon iſt, die einer Verzeihung bedarf. Nun beweiſen aber die von Hrn. A. angeführten Beyſpiele nur ſo viel, daß ſtatt des Dativs der Perſon nicht ſelten metonymiſch der Dativ des Gegenſtandes eintrete; ſo ſteht z. B. III, 12, 8 errori atque adolescentiae offenbar ſtatt erranti atque adolescenti und an unſrer Stelle aetati suae für seni sibi (vgl. Fabri zu XXIV, 22, 13). Demgemäß wird ſich allerdings in den meiſten Stellen, in welchen ſich der Genitiv mit veniam petere (dare) verbunden findet, mit einer leichten Schattirung des Ausdrucks der Dativ ſubſtituiren laſſen, aber nicht umgekehrt für den Dativ der Genitiv, an unſrer Stelle um ſo weniger, weil der Gegenſtand der Verzeihung in den Worten ne in prima acie esset enthalten iſt. — Bey der weitläuftigen Digreſſion (VI, 11, 4) über cum interim ſcheint Hr. A. zu ängſtlich an der zu Grunde gelegten Bedeutung der continuirlichen Gleichzeitigkeit zu haften, welche doch ſelbſt in den von ihm angeführten Beyſpielen nicht durchweg anwendbar iſt. So iſt z. B. IV, 51, 4 cum interim ſchwerlich mit dem Hrn. Verfaſſer zu überſetzen „während zu derſelben Zeit,“ indem hier der ſchnelle Vollzug der ganz kürzlich erlaſſenen lex über die Verfolgung der Urheber des Poſtumiſchen Mordes zuſammengeſtellt wird mit der langen Zeit, die verſtrichen war, ohne daß es die Plebejer in ihren Bemühungen um die Ackervertheilung vorwärts gebracht hatten. Interim deutet gemäß ſeiner dem Accuſatio entſprechenden Bildung (vergl. Weiſſenborn Gr. §. 332, 5) auf den Zeitpunkt hin, bis zu welchem eine Handlung gediehen iſt, keineswegs auf ihre Zeitdauer.

(Fortſetzung.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

J. A. C. Buchon, Choix de chroniques et mémoires sur l'histoire de France. Oeuvres historiques inédites de Sir G. Chastellain. Paris 1837.

Compte de l'emploi du crédit affecté pour l'année 1839 à l'inscription des pensions militaires au trésor public. Paris 1840. 4.

Caisse d'épargne et de prevoyance de Paris fondée en Novembre 1818. Paris 1842.

Histoire général du Languedoc, par Dom Claude de Vic et Dom Vaissete, réligieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur, commentée et continuée jusqu'en 1830 et augmentée par M. Al. Du Mége. T. I — V. Toulouse 1840 — 43.

Ch. Dupin, Tableau des intérêts de la France. Paris 1841.

Dr. Ad. Brönenberg, Urkundliche Beyträge zur Staats- und Rechtsgeſchichte der Stadt Hannover. Hannover 1842.

Dr. R. Dietſch, Das Leben Herzog Albrecht's des Beherzten. Grimma 1843.

Ch. v. Rommel, Geſchichte von Heſſen. Bd. 8. Neue Folge Bd. 4. Caſſel 1843.

Lud. Bechſtein, Deutſches Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung. Bd. 1. 2. Jena 1843.

Böhmens Zukunft und Oeſterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. Bd. 1. 2. Leipzig 1843.

J. v. Cſaplovics, Ungarn's Induſtrie und Cultur. Leipzig 1843.

Dr. J. P. Jordan, Böhmen. Geſchichte des Landes und ſeines Volkes von der früheſten bis auf die neueſte Zeit. Bd. 1. 2. Leipzig 1843.

J. Haeufler, Hiſtoriſch-geographiſches Tableau des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Wien 1840. F.

Bülow-Cummerow, Ueber Preußens landwirthſchaftliche Creditvereine, die Reformen, deren ſie bedürfen und über ein richtiges Syſtem der Bodennutzung und Schätzung. Berlin 1843.

H. J. Jäck, Zweytes Pantheon der Literaten und Künſtler Bambergs vom 11. Jahrhundert bis 1844. Bamberg 1844.

E. Deſor, Die Beſteigung des Jungfrauhorns durch Agaſſiz und ſeine Gefährten. Solothurn 1842.

Die Kommuniſten in der Schweiz nach den bey Weitling vorgefundenen Papieren. Zürich 1843.

Compte rendu des travaux de l'administration des mines pend. l'année 1840. Bruxelles 1841.

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten und Aktenſtücke aus dem Leben und über den Proceß der Königin Caroline von England. Heft 1 — 4. Leipzig 1821.

F. C. Dahlmann, Geſchichte der engliſchen Revolution. Leipzig 1844.

Rapin de Thoyras, The history of England, written in French, translated into English with additional notes by N. Tindal. The third edition, illustr. with Maps, genealogical tables and the Heads and Monuments of the Kings, engraven on seventy copper plates. Vol. 1 — 4. 1. 2. Lond. 1743 — 45. fol.

The annals of King James I. and Charles I. Lond. 1681. fol.

Dr. Ph. A. Dethierus, Epistola inedita, Mathildis Suevae, dato anno 1027 aut 1028 ad Misegonem II. Poloniae regem et commentarius critico-historico-exegeticus in eam epistolam. Berl. 1842.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed, udgivne af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab. 1840 — 1843. Kjöbenhavn.

C. Adlersparre, Historiska Samlingar. D. 1—5. Stockh. 1793—1822.

E. A. Kuch, Moldauiſch-Walachiſche Zuſtände in den Jahren 1828 — 1843. Leipzig 1844.

Jos. Martinez de la Puente, Compedio de las historias de los descubrimientos, conquistas y guerras de la India oriental. Madr. 1681. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.
2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Fortſetzung.)

Daher kommt es, daß dieſes Wort häufig dazu dient, die Erzählung über einen einſtweilen abgebrochenen Gegenſtand wieder aufzunehmen, cf. I, 8, 4. c. 17, 1. V, 37, 4. c. 40, 7. c. 46 1 und 4 etc.; wobey häufig weit weniger der Begriff einer Zeitbeſtimmung, als die rhetoriſche Gegenüberſtellung in Betracht genommen werden muß. So vermittelt denn auch an unſrer Stelle interim den Sprung, welchen die Rede des Manlius von Camillus auf deſſen eigene Perſon macht (ähnlich c. 27, 11 den Sprung von patres auf tribuni), ohne daß jedoch das zeitliche Moment deßwegen ganz verſchwindet, indem durch interim die Vergleichung mit Camillus lediglich auf den Kreis ſeiner bis dahin vollbrachten Thaten beſchränkt wird. — c. 34, 4 findet Hr. A. in den Worten capessendos petendosque ein Hysteron-proteron und bemerkt dabey, Livius habe ſich ſolcher Redeweiſe nur dann bedient, „eum cavendum esset, ne minus libera constructione oratio frigida esset.“ Der hier angegebene Grund für eine Hyſterologie ſcheint uns ſehr ſchwankend und unbeſtimmt, die Annahme einer ſolchen aber an unſrer Stelle deßwegen unſtatthaft, weil es ſich hier nicht um den Fortſchritt in der Zeit, ſondern um die Steigerung der Begriffe handelt. Nun iſt aber klar, daß bey demjenigen, der nicht den Muth hat, ſich um ein Amt zu bewerben, an eine Bekleidung deſſelben nicht mehr gedacht werden kann, daß demnach Livius, wenn er petendos voranſtellte, füglich capessendos weglaſſen konnte, da ſich dieß ſchon von ſelbſt verſtand. Folglich tritt hier ganz paſſend und keineswegs deßwegen, ne oratio frigida esset, der ſtärkere Begriff petendos nach. Ganz ähnlich ſagt Livius XXXVII, 54, 16. Quae parare et quaerere arduum fuit, nescio an tueri difficilius sit. — c. 2, 11 findet Hr. A. in den Worten: ut minor moles superantibus vallum — Romanis fuerit, quam transcendentibus saepem — fuerat eine Attraction, ohne daß es recht klar wird, worin ſelbige beſtehen ſoll, da quam einfach ſtatt quam quanta ſteht. Paſſender wäre eine ſolche Bemerkung geweſen zu c. 14, 2 non enim jam orationes modo M. Manli sed facta, popularia in speciem, tumultuosa eadem, qua mente fierent, intuenda erant, welche Stelle offenbar nach Analogie des bekannten Beyſpiels οἶδα γῆν, ὁπόση ἐστὶ zu erläutern iſt. Unſtreitig iſt mithin folgendermaſſen zu verbinden: non orationes modo — sed facta (popularia in sp., tumultuosa eadem als Appoſition) intuenda erant, qua mente fierent, ſo daß alſo intuenda keineswegs, wie Hr. A. will, auch auf tumultuosa bezogen werden darf, qua mente fierent aber ebenſowohl zu orationes als zu facta gehört. — c. 4, 1 werden wir wegen der Wortſtellung trium simul bellorum victor auf praef. §. 2. dum novi semper scriptores

Digitized by Google

verwieſen, ohne daß es recht klar wird, was wir dadurch gewinnen, indem an beyden Stellen die Wortfolge kaum eine andere ſeyn konnte und dennoch beyde Beyſpiele verſchieden ſind. Wenn ein Citat nöthig ſchien, lag VI, 35, 6 näher. Dagegen wäre es c. 17, 1 nicht unſtatthaft geweſen, nachzuweiſen, warum die Wortſtellung, wie ſie ſich in einigen mss. findet, in praecipitem s e m p e r locum nicht Platz greifen darf. Auch c. 25, 11 wäre es nicht überflüſſig geweſen, die Wortſtellung sed ita omnia constanti t r a n q u i l l a pace mit einigen Beyſpielen zu belegen oder wenigſtens auf Fabri zu XXI, 17, 9 zu verweiſen. Ueberhaupt nimmt es Wunder, daß Hr. A. ſich nirgends auf die gründlichen Bemerkungen dieſes genauen Kenners der livianiſchen Sprache bezieht. Sehr oft hätte durch eine einfache Verweiſung auf deſſen Bearbeitung der vier erſten Bücher der dritten Dekade bedeutend an Raum erſpart werden können, ohne daß deßwegen Hr. A. befürchten durfte, der Selbſtſtändigkeit der eigenen Leiſtungen dadurch Eintrag zu thun; ſo z. B. VI, 26, 2 precibus eventum vestris senatus, quem videbitur, dabit über die Conſtruction Fabri zu XXI, 62, 7, welches Citat auch bey IV, 39, 9 wohl angebracht geweſen wäre; c. 27, 10 über nuntiatur mit Acc. c. Inf. ſtatt des wenig geeigneten Beyſpiels III, 10, (6) Fabri zu XXII, 54, 9 oder Weiſſenborn Gr. §. 321. Anm.; c. 30, 5 über restare Fabri zu XXIII, 45, 9. Kreyſſig zu XXXIII, p. 199; c. 33, 2 nihil per alteros stare ſtatt der unzureichenden Erklärung nihil alteros prohibituros und der dem Gloſſarium entnommenen Beyſpiele Fabri zu XXIV, 17, 7; c. 30, 8 id modo extremo anno tumultuatum ſtatt der ungenauen Ueberſetzung: „Nur das veranlaßte gegen das Ende des Jahres zu G e g e n v o r k e h r u n g e n“ Fabri XXII, 28, 13; c. 34, 8 ſtatt der gleichfalls entbehrlichen Ueberſetzung: „er brachte ſie — durch freundliches Eingehen auf ihren Zuſtand (?) allmählig dahin, daß ſie geſtand, das ſey die Urſache ihres Schmerzes“ lieber Fabri zu XXIII, 10, 3 oder Weiſſenb. Gr. §. 312. Anm. 1. Ebenſo hätte c. 20, 8 über aequare genügt, auf Zumpt Gr. §. 388. Anm. zu verweiſen; c. 34, 10 ſtatt der langen Bemerkung über die Tempus-Folgè auf Weiſſenborn Gr. §. 478,

2, woſelbſt der Sprachgebrauch vortrefflich beleuchtet wird; c. 27, 3 ſtatt der längern Erläuterung über invidia auf Walch emendatt. Liv. p. 226. An andern Stellen ſcheinen uns die citirten Beyſpiele nicht ſtringent genug zu ſeyn; c. 32, 8 wird über gradu demoti neben den übrigen bereits von Drkb. allegirten Beyſpielen auch IX, 29 beybehalten, obwohl dort Hr. A. d i m o v e n d i s lieſt; c. 35, 8 wird neben der bereits von Ruperti angeführten Stelle IV, 58, 14 auch II, 42, (8) erwähnt, ohne daß es klar iſt, was dadurch eigentlich erläutert werden ſoll; c. 28, 2 könnte über die Bedeutung von agmine facto ſtatt der Stelle aus Virgil (Aen. I, 82) paſſender Liv. V, 30, 4 und XXXVIII, 33, 6 citirt werden.

Auch in Betreff der geſchichtlichen Citate iſt uns Aehnliches aufgefallen. So wird VI, 29, 8 Cic. Verr. IV, 58, 129 beygezogen, obwohl unter den drey von Cicero namhaft gemachten Statuen des Juppiter Imperator gerade die unſrige nicht enthalten iſt. Wenigſtens hätte bemerkt werden müſſen, daß Niebuhr (R. G. II, Anm. 1298) mit Lipſius annimmt, es finde eine Verwechſelung Statt und dieſe von Livius erwähnte Statue ſey nicht durch T. Quinctius Cincinnatus aus Präneſte, ſondern durch den ebenſo genannten (T. Quinctius) Flamininus aus Macedonien nach Rom auf das Capitol gebracht worden. — c. 4, 5 wird wegen des Inhalts auf V, 38, 39 verwieſen; richtiger wohl auf V, 50 extr.; denn daß die Soldaten, welche aus der Schlacht am Alliafluſſe nach Veji geflohen waren, gleich dort ſich angeſiedelt haben ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich, da ja das Heer von Veji (c. 48) von Valerius, dem magister equitum, abgeführt wird; daß aber viele ſich durch die Lockungen der Tribunen verleiten ließen, auszuwandern, iſt klar. — c. 16, 4 ſcheint uns die Anführung von V, 41, um Livius eines Widerſpruchs zu bezüchtigen, überflüſſig. Schon der Umſtand, daß hier und II, 23, 4 die capilli miterwähnt werden, beweiſt zur Genüge, daß es ſich um etwas Andres handelt, als bey V, 41. Ueberdieß hat Drkb. zu II, 23, 4 die angeregten Zweifel hinreichend beſeitigt. — Auch c. 14, 12 thut Hr. A., wie es ſcheint, dem Livius Unrecht, wenn er behauptet,

Digitized by Google

die Worte tributo conlationem factam cet. ſeyen nur um den Haß gegen die Patricier zu erhöhen geſagt; das Gold ſey ja von den Frauen zuſammengeſchoſſen und dieſen auch bereits wieder erſetzt geweſen. Indeſſen beſagt doch die Stelle V, 50, 7 (quum in publico deesset aurum, ex quo summa pactae mercedis Gallis conficeret) wohl nicht mehr, als daß im Schatz zur Befriedigung der Gallier das Gold nicht vollſtändig vorhanden war; daß übrigens eine Collation Statt gefunden, iſt nach Niebuhr (R. G. II, p. 679) nicht zu bezweifeln, wenn auch die näheren Umſtände, unter welchen ſie geſchah, dem Felde der Vermuthung angehören. Nach der Annahme des Hrn. A. würde ſich Livius einer wahren Entſtellung der Thatſachen ſchuldig machen, welche nicht einmal vom rhetoriſchen Geſichtspunkt aus zu rechtfertigen wäre.

Für die Erläuterung des Sinnes und Zuſammenhangs hat Hr. A. in dieſem zweyten Bande manchen ſchätzbaren Beytrag geliefert, indem er frühere Erklärungsverſuche theils widerlegt, theils mit Glück berichtigt und vervollſtändigt. So wird VI, 6, 8 Dukers Bemerkung, creasset ſtehe für creaturus fuisset mit Recht zurückgewieſen und darauf hingedeutet, wie Camillus mit dieſen Worten nur ausſpricht, daß das unbedingte Vertrauen des Volkes zu ihm ebenſo verpflichtend für ihn ſey, wie eine wirklich übertragene Dictatur. c. 10, 8 verbindet Hr. A. richtig gegen Drkb. bellis als Ablat. instrumenti mit exhauriri; doch möchten wir ſtatt der beygegebenen Ueberſetzung folgende in Vorſchlag bringen: „denn dieſe ihnen an der Seite lagernde Peſt habe ſich durch (trotz) Kriege über Kriege (welche ſie, nämlich die Vulsker, geführt) bis jetzt nicht erſchöpfen können.“ c. 14, 11 wird die Vulgate gegen Gronov's und Drkb.'s Aendrungen durch richtige Darlegung der Conſtruction geſchützt (vergl. Fittbogen observatt. Liv. p. 47, der ſehr treffend Liv. II, 54, 7 citirt). c. 15, 10 wird die im Weſentlichen ſchon von Stroth gegebene Erklärung durch Ergänzung von acceptam zu ferre gut vervollſtändigt u. A. m. Dagegen iſt Hr. A. bey Anführung der Anſichten früherer Erklärer hie und da nicht genau genug geweſen, ſo daß man, um ganz ſicher zu gehen, an Ort und Stelle ſelbſt nachſehen muß. So ſagt Duker zu VI, 24, 7 nur: „suppleri potest erat — si hoc non placet, tollendum videtur quod. Hr. A.: Dukerus aut quod delendum aut erat addendum censuit, wonach man meinen ſollte, Duker habe erat in den Text nehmen wollen. Auch c. 27, 3 ſagt Duker nur: si dixisset (Livius): „adgravantibus summam etiam invidiose tr. pl.,“ nihil haererem, während Hr. A. ſagt Dukerus scribi voluit. c. 12, 8 wird die Leſeart ratesque mit Unrecht dem Rhenanus zugeſchrieben, da deſſen Bemerkung zu der Stelle ſich bloß auf si quid Dii bezieht. In demſelben cap. §. 9. dachte Gronov, als er jecerint ſtatt injecerint zu leſen vorſchlug, gewiß nicht an die Möglichkeit, daß man dieß ſo auslegen könne: Camillus hätte die Zuverſicht gehabt, die Feinde würden die Geſchoße nur wegwerfen und gleich an die Flucht denken. Wenn die codd. wirklich das einfache jecerint enthielten, wäre die Supplirung in Romanos gewiß unbedenklich, da noch dazu effusi — se intulerint darauf folgt. Auch c. 17, 3 hat Hr. A., wie es ſcheint, Dukers Bedenken gegen populares suos mißverſtanden, indem er II, 27, (2) civibus suis citirt, was gar keine Anwendung auf unſre Stelle hat. Popularis iſt hier derjenige, der die Intereſſen der Plebs vertritt (vgl. Beier zu Cic. off. I, 25, 85 und II, 12, 43) und alſo suos allerdings anſtößig (vgl. Bauer excerptt. Liv. p. 177.). c. 29, 3 war die Vermuthung des Sigonius „perlati,“ (die überdieß als erſt nach deſſen Tode veröffentlicht geringe Auctorität hat vgl. Drkb. tom. XV. p. LXXVI) füglich wegzulaſſen oder wenigſtens vollſtändig anzuführen; Sigonius nahm nicht an praelati an ſich Anſtoß, wie man nach Hrn. A. zu glauben berechtigt wird, ſondern bloß an der Verbindung mit praeter castra, weßhalb nach ſeiner Anſicht entweder praeter castra perlati oder castra praelati zu ſchreiben wäre, für welches Letztere er V. 26, 7 citirt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Real Compañia Guipuzcoana de Caracas: Noticias historiales practicas de los sucessos y adelantamientos de esta Compania desde 1728 hasta el de 1764. Madr. 1765. 4.

Dr. Ed. Blaschke, Topographia medica portus novi-archangelscensis, sedis principalis Coloniarum Rossicarum in Septentrionali America. Petropoli 1842.

Balth. Tellez, Historia geral de Ethiopia. Coimbra 1660. fol.

Leonardo de Argensola, Conquista de las islas Malucas al Rey Felipe III. s. l. s. a.

Jul Ursin. Niemcewicz, Notes sur ma captivité à Saint-Petersbourg en 1794 — 1796. Paris 1843.

Dr. M. Caſtle, Phrenologiſche Analyſe des Charakters des Herrn Dr. Juſtinus Kerner zu Weinsberg. Heidelberg 1844.

Benj. H. Coates, A biographical sketch of the late Thomas Say. Philad. 1835.

M. Capefigue, Les diplomates Européens. Paris 1843.

Wilh. Danzel, Ueber Göthe's Spinozismus. Hamb. 1843.

George Croly, A memoir of the political life of the right honourable Edmund Burke, with extracts from his writings. Vol. 1. 2. London 1840.

Aantekeninge van eenige merkwaardige voorvallen, in het leeven van de Kluyzenaar Joannes Genuwit. Amst. 1701.

Gr. G. von Buquoy, Prodromus zu einer neuen verbeſſerten Darſtellungsweiſe der höhern, analytiſchen Dynamik. Prag 1842. 4.

Dr. B. Bolzano, Verſuch einer objectiven Begründung der Lehre von der Zuſammenſetzung der Kräfte. Prag 1842.

Dr. E. F. August, Zur Kenntniß der geometriſchen Methode der Alten. In beſonderer Beziehung auf die Platoniſche Stelle im Meno 22. d. Berlin 1843.

C. H. A. Kayſer, Handbuch der Mechanik. Karlsruhe 1842.

W. Faerdelp, Der electriſche Telegraph. Mit erläuternden Zeichnungen. Mannh. 1844.

G. W. Bannaſch, Der Stand der Nautik zu Zeiten des Columbus im Vergleich mit unſerer heutigen Schiffahrtskunde. Königsberg 1843.

Chriſt. Doppler, Ueber das farbige Licht der Doppelſterne u. ſ. w. Prag 1842.

Nuova cometa di breve periodo ossia memoria intorno alle perturbazioni cagionate dall' azione di Giove nell' orbita d'una delle comete comparse il 1819 creduta, identica coll' osservata il 1743 e di cui si attende probabilmente il ritorno verso la fine del presente anno 1836. Roma 1836. 4.

Arsberättelse om technologiens framsteg till kongl. Vetenskaps-academien afgieven den 31. Mars 1838, af G. C. Pasch. Stockholm 1839.

Arsberättelse om framstegen i fysik och kemi, afgieven den 31. Mars 1838, af Jak. Berzelius. Stockholm 1838.

Arsberättelser om nyare Zoologiska *Arbeten och* upptäckler till kongl. Vedenskaps-Academien afgifne for aren 1837 — 1840. af C. J. Sundewall. Stockh. 1841.

H. W. Dove, Ueber die nicht periodiſchen Aenderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde in dem Zeitraume von 1789 — 1838. Berl. 1840. 4.

H. Burmeiſter, Geſchichte der Schöpfung. Leipzig 1843.

Dr. B. Bolzano, Verſuch einer objectiven Begründung der Lehre von den drey Dimenſionen des Raumes. Prag 1843.

H. Schröder, Die Moleculrvolume der chemiſchen Verbindungen im feſten und flüſſigen Zuſtande. Mannheim 1843.

B. C. Dumortier, Recherches sur la structure comparée et le développement des animaux et des végétaux. Bruxelles 1832.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

1. **Titi Livi** rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu ſcriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. **Alschefski.**

2. **Titi Livi** rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. **Alschefski.**

(Fortſetzung.)

Hiernächſt müſſen wir noch eine Reihe von Stellen zur Sprache bringen, in welchen uns Hrn. A.'s Erklärungsverſuche minder glücklich, ja oft gezwungen und unnatürlich vorgekommen ſind, wobey wir bedauern, das harte Urtheil, welches Madvig in der Vorrede zu dem zweyten Bande ſeiner opusc. acad. p. IV. V. mit einem Seitenblick auf den erſten Band dieſer Bearbeitung des Livius ausgeſprochen hat, in Beziehung auf dieſen zweyten Band nicht entkräften zu können. VI, 2, 3 verbindet Hr. A. fide mit in amicitiam, indem nach Drkb.'s Auffaſſung „nunquam ambigua fide. esse“ und „in amicitia p. r. esse“ ſich in Nichts unterſcheide. Inzwiſchen erledigt ſich die Bedenklichkeit wegen einer Tautologie einfach dadurch, daß in einem andern Falle ja recht gut geſagt werden konnte ambigua fide in amicitia p. r. fuerant, warum alſo beym Gegentheil nicht nunquam ambigua f.? Uebrigens faßt Hr. A. amicitia r. p. als „freundſchaftliche Geſinnung der Römer f ü r die Latiner und Herniker“ offenbar zu einſeitig, da amicitia das wechſelſeitige Verhältniß andeutet, vgl. X, 45, 6. XLIII, 21, 2. quae in amicitia c u m f i d e permanserant. — c. 6, 4 ſoll summisisse ſeyn clam misisse, wobey Hr. A. bemerkt, die Latiner hätten ja Niemand überreden können, daß nicht publico consilio ihre junge Mannſchaft zu dieſem Kriege ausgezogen ſey, wenn man ſie mit Wahrheit beſchuldigen konnte, daß ſie dieſelbe geſchickt hatten. Allein summisisse iſt ja der Ausdruck nicht der Latiner ſelbſt, ſondern der Flüchtlinge, welche die Nachricht von dem Antiatiſchen Ueberfall bringen und daher keinen Grund haben, den Latinern eine Entſchuldigung gleichſam in die Taſche zu ſchieben. Ueberdieß macht es für die Latiner und ihre Strafbarkeit gar keinen Unterſchied, ob ſie heimlich oder offen die Hülfe ſchickten, ſobald das Schicken ſelbſt factiſch feſt ſtand. c. 7, 2 wird der Leſeart resistentes vor der Conjectur Gronov's restitantes der Vorzug gegeben aus dem unverſtändlichen Grunde, „cum milites quamquam cunctabundi tamen imperio obtemperasse castrisque egressi dicantur, r e s i s t e n t e s rationi hujus loci aptius videtur.“ Nun iſt aber restitantes, wie Gronov richtig erklärt, identidem subsistentes, ſolglich ſchwächer, als resistentes und paßt alſo zu dem von Hrn. A. angegebenen Grunde viel eher, als resistentes. Auch das citirte V, 29 erläutert Nichts. Fände ſich restitantes in den guten mss., ſo müßte es aufgenommen werden; da dieß nicht der Fall iſt, ſo erſcheint die richtige Auffaſſung von resistentes durch das vorangehende cunctabundi vorbereitet und vermittelt. — c. 9, 4 trägt Hr. A. offenbar zu viel in die Worte des Livius hinein, wenn er bemerkt: verba **o p p o s i t a E t r u r i a e** spectant ad Romanos, atque **i n d e** ad Etruscos etc. Es bedeutet aber opposita lediglich die natürliche Lage

Digitized by Google

der genannten Städte (cf. V, 34, 6 Alpes inde oppositae crant), welche in ihrer ſtrategiſchen Wichtigkeit noch weiterhin durch die Wörter claustra und portae bezeichnet wird. Daß aber dieſe beyden Wörter die wechſelſeitige Beziehung involviren und keineswegs bloß auf die Etrusker gehen, erhellet von ſelbſt; denn der Schlüſſel dient ja, je nach der Intention des Beſitzers, eben ſowohl dazu, den Eingang zu verſperren, als ſich denſelben zu öffnen, cf XLV, 11, 5 apparebat claustra Aegypti teneri, ut quum vellet rursus exercitum induceret. — c. 14, 9 wird ſtatt der einfachen und durch Beyſpiele gerechtfertigten Erklärung Erneſti's eine neue verſucht, die hauptſächlich dahin geht, daß die Worte ad omnia turbanda nicht mit commotionis zu verbinden, commotum consilium aber als „cons. perturbatum et ab justa rerum ratione prorsus aberraus“ zu faſſen ſey. Uns ſcheint es ſehr bedenklich, die Abſichtlichkeit der Wortſtellung commotionis ad omn. t. consilii läugnen zu wollen; da überdieß das Participium hier (gleichwie Cic. off. I, 17, 56 copulatius) ohne Zweifel im activen Sinne gefaßt werden kann und der Comparativ nicht, wie Hr. A. ſagt „ad vim rei describendae augendam,“ ſondern in ſeiner eigentlichſten Bedeutung geſetzt erſcheint, indem der Sinn einfach der iſt: „hatte ſchon die Geſchichte des alten Centurio Aufſehen gemacht, ſo erregte der Verkauf des Landgutes noch mehr die Gemüther;“ — ſo möchte es wohl gerathener ſeyn, bey Erneſti's Erklärung ſtehen zu bleiben. — c. 15, 1 ſagt A., Livius habe den Ausdruck periclitatus gewählt, „ut timidiorem vel minus audacem hominis (Cossi dictatoris) animum exprimeret.“ Wie dieß in dem Worte liegen ſoll, begreifen wir nicht, indem nach Döderlein (Synonyme V, p. 263) periclitari gerade von einem Verſuch geſagt wird, der mit Muth und Verachtung der Gefahr unternommen wird. Uebrigens iſt an unſrer Stelle periclitatus vol. gewiß ganz gleichbedeutend mit tentatis vol., und höchſtens von einer ſehr vernünftigen Vorſicht, keineswegs aber von Mangel an Entſchloſſenheit oder von Zaghaftigkeit zu deuten. — c. 23, 11. Hr. A. will an dieſer Stelle etiam mit ne in prima acie esset verbunden wiſſen und überſetzt: „für ſein Alter bitte er auch inſoferne um Entſchuldigung, daß u. ſ. w.,“ was unpaſſend ſcheint, da ſich Camillus noch wegen keiner andern Sache entſchuldigt hat, worauf dieſes auch bezogen werden könnte und überdieß, wenn Livius jenen Gedanken ausſprechen wollte, etiam vor ne geſtellt ſeyn würde (cf. XXIV, 1, 2). Deßhalb ziehen wir vor, etiam mit veniam zuſammen zu nehmen (vgl. Fabri zu XXI, 1, 5). Camillus ſagt: „Weit entfernt, dich hindern, oder durch meine Einmiſchung deine Thätigkeit beengen zu wollen, erbitte ich mir für mein Alter ſogar die Erlaubniß, daß ich nicht im Vordertreffen zu ſeyn brauche.“ — c. 23, 12 ſcheint die zu den Worten subsidia Camillus firmat gegebene Erklärung in subsidiis locat validiores milites minder richtig. Firmare subsidia iſt nach Analogie von firmare aciem (cf. II, 31, 2 und daſelbſt Gronov, XXIII, 29, 4), cornua (XXI, 46, 5) portarum stationes (IV, 27, 7) nichts Anderes, als der Nachhut Feſtigkeit geben, nämlich durch die Maſſe der Truppen, insbeſondere aber durch die Art der Aufſtellung, wie dieß ſchon durch das vorangehende instruit angedeutet wird. — c. 24, 4. Die neue von Hrn. A. gegebene Erklärung der Worte jam non recipiebat se Romanus miles („nicht vermochte der Römer ſich von dem plötzlichen Schrecken wieder zu erholen“) iſt, wenn auch von Seite der Sprache zuläſſig, dennoch für den Zuſammenhang dieſer Stelle gewiß nicht natürlich. Wie war in dem Augenblick, wo von allen Seiten Feinde hervorbrachen, daran zu denken, daß ſich der römiſche Soldat von ſeinem Schrecken faſſen ſollte; die Bemerkung, daß er es nicht that, wäre, wenn nichts Anderes, mindeſtens ſehr überflüſſig. Was se recipere bedeute, iſt durch das vorausgehende terror inclinavit aciem genugſam angedeutet; es iſt das einfache Zurückgehen, wobey noch Reihe und Glied eingehalten wird; daß alsdann mit terga passim dabat und effuso cursu castra repetebat die eilige, alle Ordnung auflöſende Flucht geſchildert wird, bedarf keiner weiteren Ausführung. Ein ähnlicher Fortſchritt in der Erzählung findet ſich XXXIII, 15, 12 (Macedones) re inclinata, primo retulere pedem (daſſelbe, was an unſrer Stelle se recipiebant) deinde impulsi terga vertunt. — c. 34, 1 verſucht Hr. A. eine neue, aber, wie es ſcheint, unhaltbare Er-

Digitized by Google

klärung der Worte: eum eo ipso quod necesse erat solvi facultas solvendi impediretur. Indem er quod nicht, wie bisher die Ausleger, als Cauſſalpartikel, ſondern als Neutrum des Pronomens nimmt, verſteht er unter eo ipso, quod n. e. solvi, die Zinſen, durch deren nothwendige Bezahlung die Abtragung des Capitals (facultas solvendi) für die Plebejer unmöglich geworden ſey. Wir begreifen nicht, wie man dieſe Scheidung von Capital und Zinſen wird in die Stelle hinein bringen können; da ſelbſt, wenn man quod als Relativum faßt, nicht abzuſehen iſt, warum id quod n. e. solvi nur die Zinſen und nicht auch das Capital bedeuten ſoll. Und ſelbſt angenommen, dem wäre alſo, wie konnte Livius, wenn die Plebejer doch die Zinſen wirklich bezahlten, fortfahren itaque cum jam ex re nibil dari posset? — Es iſt offenbar, daß facultas solvendi nichts Andres iſt, als Zahlungsfähigkeit gleichviel in Bezug auf Zinſen, wie auf Capital. Steht dieß feſt, ſo kann quod nur Cauſſalpartikel ſeyn und der Sinn iſt: weil man zahlen d. h. augenblicklich zahlen ſollte, war dem Schuldner die Möglichkeit ſeinen Gläubiger zu befriedigen überhaupt benommen. Denn gerade darin lag die Härte der Patricier, daß ſie ſich auf keinen Vergleich, auf keine Friſten einlaſſen wollten. Die Plebejer konnten damals weder Zinſen noch Capital bezahlen, und weil ſie alſo ex re ihre Schuld nicht tilgen konnten, verfielen ſie mit Leib und Ehre ihren Gläubigern.

Zuweilen hat Hr. A. bey Erläuterung des Zuſammenhangs einzelnen Partikeln, wie et, que, nec eine Bedeutung unterlegt, welche ſie nach den Geſetzen der Sprache nicht haben können. So wird bey VI, 4, 10 laborque continuus, c. 16, 5 invidiaeque, c. 21, 9 arguentibusque bemerkt, que bedeute „aber." Daß man bey der Ueberſetzung die Partikel „aber" gebrauchen könne, geben wir gerne zu; doch wäre es vielleicht nicht überflüſſig geweſen, darauf hinzudeuten, daß in derartigen Stellen theils der Gedanke eben ſowohl die copulative, wie die adverſative Auffaſſung zuläßt (z. B. wenn que nach einem negativen Satze eine nähere Erläuterung einführt vgl. Fabri zu XXI, 6, 7. XXIII, 7, 11), theils eine Zuſammenziehung der

Sätze angenommen werden muß, welche in dem erſten der angeführten Beyſpiele (VI, 4, 10) leicht in folgender Weiſe veranſchaulicht werden kann: Contenebra hielt ſich einige Tage und die Belagerten hatten Tag und Nacht unausgeſetzt die Mühſeligkeiten der Vertheidigung zu ertragen. Allein eben dieß führte die Einnahme herbey. Eine ähnliche Zuſammenziehung der Gedanken iſt c. 22, 7 comitiisque von Hrn. A. richtig erkannt worden; auch hier wollte Livius ſagen: comitiisque jurare paratus erat, sed consensus populi restiterat. Nach restiterat würden wir übrigens lieber die alte Interpunction, Kolon, beybehalten, als mit Hrn. A. Komma ſetzen; indem durch das folgende sed nicht das zunächſt Vorhergehende, ſondern vielmehr der Ausdruck exactae aetatis eine Beſchränkung erhalten ſoll. — c. 10, 8 wird nec quemquam ex his reducem esse erläutert cum neminem ex his reducem viderent, richtig dem Sinne nach, aber ohne daß man deßwegen anzunehmen braucht, nec ſtehe ſtatt einer Cauſſal-Conjunction. Es iſt ja auch im Deutſchen nicht durchgehends nothwendig, Sätze, die in cauſſalem Verhältniß ſtehen, gerade nur mit cauſſalen Conjunctionen zu verbinden, vgl. Weiſſenb. Gr. §. 345. — c. 19, 4. Die Erklärung von nam et quia durch et quidem ob hanc casusam iſt ebenſo unzuläſſig, (vgl. die Stellen, wo et in dem Sinne von et quidem ſteht, VI, 11, 9. XXXII, 34, 3. XXXVIII, 29, 5. c. 17, 9. XXXIX, 15, 9. Fabri zu XXII, 1, 19), als Heuſingers und Klaibers Ueberſetzungen nicht mit den Worten des Textes übereinſtimmen. Denn ſobald man überſetzt: denn auch dieſe u. ſ. w., muß Livius geſchrieben haben nam et hi oder nam et ipsi, was allerdings, wenn es ſtünde, dem Sinne der Stelle am angemeſſenſten ſeyn würde. So lange man indeſſen keine Aenderung in den Worten für gut findet, iſt nur Eines möglich, nämlich et mit dem ganzen Cauſſalſatze zu verbinden, „denn (neben andern Gründen) hatten ſie auch deßhalb ſich an den Senat angeſchloſſen, weil ſie bey der Gefahr für die allgemeine Freyheit auch das Ende ihrer eigenen Macht vorausſahen." — Auch c. 15, 7 nec se fefellisse iſt die Erklärung von nec durch ne se quidem unſtatthaft, da keine Steigerung Statt findet und die Beyſpiele

Digitized by Google

(wie V, 33), in welchen nec mit is oder ipse verbunden iſt, auf unſre Stelle gar nicht angewendet werden können. Der Sinn iſt: Der Dictator und die Väter wiſſen wohl, und auch mir iſt es nicht entgangen, daß u. ſ. w. — c. 19, 1 wird nec durch nec enim erläutert, während doch nec illis Di — dederint einfach den Wunſch enthält: „und mögen ihnen die Götter keine gewiſſere Zuverſicht eingeben.“ Daß nec ſtatt neve ſteht, kann doch wohl Niemand an dieſer Faſſung hindern, vgl. Fabri zu XXII, 10, 5. Die Vermuthung des Hrn. A., in der Leſeart des Leid. 1. Voss. 2. nec in illis liege nec enim illis wird dadurch unwahrſcheinlich, weil die Anführung eines ſo problematiſch ausgeſprochenen Cauſſalſatzes die ganze Wirkung der vorangehenden an den A. Sempronius gerichteten Frage vollſtändig vernichten würde.

Die Ueberſetzungen, welche Hr. A. faſt häufiger, als es nothwendig ſchien, den einzelnen Stellen beygegeben hat, ſind mitunter ſehr weitſchweifig und ſchwerfällig, bisweilen ſogar ungenau und unrichtig und füllen eben deßwegen weder als Ueberſetzungen noch als Erklärungen ihre Stelle aus. So wird z. B. zu VI, 17, 6 die wenig concinne Ueberſetzung gegeben: „als — nachdem das, was ſie im Begriff waren, ſich mit Gewalt zu verſchaffen, nachgegeben worden — Manlius nach einem Senatsbeſchluſſe aus ſeiner Haft entlaſſen wird; deßgleichen c. 24, 3 „die Römer den weichenden Feind mit ſtürmiſcher Gewalt (effuse) verfolgend, als ſie ſich an jene gefährlichen Stellen hatten verlocken laſſen, ſtanden gegen den nun hervorbrechenden Feind in großem Nachtheile.“ Ungenau iſt die Ueberſetzung c. 17, 3 „habe ein Mann, der das Conſulat bekleidet, eine ſo harte Strafe verdient“ ſtatt: „hätte man ſich das gefallen laſſen ſollen, (nämlich: daß ein Conſular in das Gefängniß geführt werde) wenn er auf den Wink des Dictators nicht geantwortet u. ſ. w. c. 19, 1 überſetzt Hr. A.: (der Senat berieth ſich) „über die geheimen Zuſammenkünfte des Volks in einem Privathauſe, was noch dazu (forte) ſogar auf der Burg gelegen wäre und über die furchtbare der Freyheit drohende Gefahr.“ Indeß ſind die Worte forte etiam in arce positam nicht als Gedanke der Senatoren, ſondern als Beyſatz des Livius zu faſſen. Die Plebejer verſammelten ſich in dem Hauſe des Manlius deßwegen, weil er der Führer ihrer Beſtrebungen war, nicht weil ſein Haus auf der Burg lag. Das Letztere war daher zufällig, wenn es auch vielleicht von den Patriciern in anderem Sinne gedeutet werden mochte. Moles libertatis iſt übrigens im objectiven Sinne wohl ſchwerlich nachzuweiſen und nach der Analogie von moles belli, invidiae u. a. als der drohende Andrang der Freyheit d. h. der ihre Freyheit verlangenden Plebejer zu verſtehen. — Ob ſich die Ueberſetzung (c. 24, 10) in fluctuantem aciem „für die noch nicht abzuſehende, für die noch nicht zu berechnende Entſcheidung der Schlacht“ rechtfertigen läßt, möchten wir ſehr bezweifeln. Sehr auffällig iſt die Ueberſetzung c. 26, 7 etsi revicta rebus verbis confutare nihil attinet „abgeſehen davon, daß das, was durch die That bewieſen iſt, durch Worte entkräften zu wollen zu Nichts führt.“ Den Tusculanern konnte es doch wohl nicht in den Sinn kommen, das, was ſie durch die That bewieſen hatten — nämlich ihre friedliche Geſinnung — durch Worte entkräften zu wollen. Auch der weiter folgende Theil der Periode iſt ungenau überſetzt: „daß dennoch, auch wenn ſie (die Beſchuldigungen) gegründet ſind, ſchon das offene Geſtändniß uns ſchützen werde, da u. ſ. w.“ und dürfte wohl ſo zu ändern ſeyn: „auch wenn dieſe Beſchuldigungen wahr ſeyn ſollten, halten wir ſogar das Eingeſtändniß derſelben für ſicher, da u. ſ. w.“ —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Schluß.)

Ungenügend iſt c. 28, 8 „daß es irgend ein Land gebe, wo ihrer Tapferkeit der Sieg nicht beſchieden ſeyn ſolle.“ Bey dieſer Ueberſetzung verſchwindet gerade die Hauptſache, welche in der Verbindung von terra mit nefasta liegt, nämlich daß ſich an ein Land ſelbſt vom Schickſale aus die Beſtimmung knüpfe, die Römer nicht ſiegen zu laſſen; treffender daher Klaiber: „es möchte irgend eine Stätte für ihre Waffen ein Unglücksboden ſeyn.“ Wie c. 31, 8 non satis in spem frugum relictis überſetzt werden könne „ohne die zur Ausſaat nöthigen Feldfrüchte zu verſchonen“ u. c. 14, 7 restituentem eversos penates „in Folge des Wiederaufbaues ſeines zerſtörten Grundſtückes,“ möchte wohl gleichfalls ſchwer nachzuweiſen ſeyn.

Ueberzeugt, daß Hr. A. bey einer erneuten Durchſicht ſeines Werkes gewiß ſelbſt manche ſeiner Erläuterungen ſtreichen oder anders geſtalten würde, unterlaſſen wir eine weitere Anführung des etwa noch hieher Gehörigen, indem ohnedieß, wie wir glauben, die ſtärkere Seite dieſes im Ganzen ſo bedeutenden Werkes nicht ſowohl in dem exegetiſchen Theile, als in dem kritiſchen zu ſuchen iſt. Keinesfalls wünſchten wir die von uns eben gemachten Ausſtellungen in dem Sinne gedeutet zu ſehen, als ob dieſelben dem von uns lebendig anerkannten Verdienſte des Hrn. Verfaſſers irgendwie Eintrag zu thun beſtimmt wären.

In der Orthographie hat Hr. A. in dieſem zweyten Bande eine größere Gleichförmigkeit beobachtet, wie er ſelbſt in der Vorrede p. XVI bemerkt, woſelbſt wir zugleich in Bezug auf die dabey befolgte Richtſchnur auf die Ergebniſſe des Puteaneus und der Lorſcher Handſchrift hingewieſen werden, deren Veröffentlichung bey Hrn. A.'s großem Fleiße wohl demnächſt erwartet werden darf. Daher ſchreibt jetzt Hr. A., ohne ſich wie im erſten Bande an den einzelnen Stellen genau an M P anzuſchließen, conſtant Alia (V, 37 Alliam, V, 39 Aliam), Vulsci, Cerceji, Horatius (im erſten Bande öfter Oratius), opportunus (IV, 31, 15 oportunus), adulescens, summittere, venundare (IV. 29 venumdati), belua, paene, fenus, obtinere (I, 16 optinuit), nequiquam u. A.; dagegen noch abwechſelnd vinclum und vinculum, volgus und vulgus, percontari und perconctari und A.

Was die Interpunction anlangt, ſo hat Hr. A. abgehend von der alten, das richtige Verſtändniß ſehr oft mehr ſtörenden als vermittelnden Methode, ſich nur auf die allernothwendigſten Andeutungen beſchränkt. Es iſt freylich mitunter ſchwierig, die richtige Mitte zwiſchen dem zu Viel und zu Wenig einzuhalten; inzwiſchen müſſen wir dennoch

Digitized by Google

im Weſentlichen dem Hrn. Verfaſſer ganz beypflichten. An einigen Stellen möchten wir eine andre Anordnung in Vorſchlag bringen, z. B. VI, 14, 12 würden wir nach fieri Kolon ſetzen; zu den darauf folgenden Infinitivſätzen aber aus dem Zuſamenhange fremebant oder etwas Aehnliches ergänzen. Auf dieſe Weiſe treten alsdann die Gegenſätze tributo collationem factam und in paucorum praedam cessisse beſtimmter einander gegenüber. Auch c. 34, 7 würden wir es vorziehen, ſtatt mit Becker nach subdidit Komma und nach vellet Punct zu ſetzen, bey subdidit den Satz durch Punct zu ſchließen, das Folgende aber von frequentia an bis paenituisse als ein Ganzes zu nehmen. Frequentia gehört nach unſrer Anſicht als Ablativ des Grundes (vergl. Fabri zu XXI, 10, 2) zu credo fortunatum matrimonium — visum; das Lachen ihrer Schweſter hatte die jüngere Fabia verletzt, als Spott über ihre Unwiſſenheit; Kenntniß des menſchlichen Herzens läßt indeſſen den Livius vermuthen, daß bey dem Anblick des zahlreichen Cortege des Conſulartribuns in ihrer Bruſt noch ein andres Gefühl rege wird, nämlich der Neid. So ſtehen alſo die Begriffe frequentia und credo in einer nothwendigen Beziehung auf einander und dürfen alſo durch die Interpunction nicht getrennt werden.

Druck und Papier ſind vortrefflich; Druckfehler ſind von uns nur folgende bemerkt worden: p. 5 n. 5 l. er ita ſt. erita; p. 20 n. 4 gehört „cod. Rhenan." hinauf hinter Leid. 1.; p. 34 Z. 1 v. u. l. solutis ſt. resolutis; p. 37 n. 1 iſt Leid. 1. entweder in Leid. 2. zu verändern, oder wahrſcheinlicher ganz zu ſtreichen; p. 39, 9 l. 5, 34 ſt. 4, 35; p. 52, 17 iſt bey der Leſeart des Harl. 1. nach obversatam das Theilungszeichen zu tilgen; p. 53 n. 11 ſind die Worte „et sic scriptum est m. 2 in Harl. 1." wahrſcheinlich zu ſtreichen, da nach Drkb. im Harl. 1. turba aliena ſteht; p. 61 n. 13 iſt entweder Leid. 2. zu leſen oder Leid. 1. ganz zu ſtreichen; p. 68 n. 2 ſcheint bey der Leſeart von M P. nach ne quis das Wort patricius vergeſſen zu ſeyn; p. 74 n. 15 ſteht nach et qui adveniens: „cod. Rhenanus.," wohl irrthümlich, denn Rhenanus hat in ſeinen Excerpten Nichts angemerkt; p. 89 n. 5 iſt entweder Lov. 1. zu leſen, oder wahrſcheinlicher Leid. 1. ganz zu ſtreichen; p. 90 n. 9 l. jusserunt; p. 96 n. 9 l. „usque ad Frob. 2.," denn in Frob. 1. ſteht noch resistentes; p. 104 n. 1 iſt nach „Harl. 1." einzuſchalten „qua;" p. 110, 6 fehlt bey Harl. 1. der Zuſatz „a man. 1."

Die unter Numer 2. von uns aufgeführte Ausgabe der erſten Dekade des Livius, welche nur den Text der hieher gehörigen Bücher enthält, iſt von Hrn. A. offenbar für den Schulgebrauch ausgearbeitet worden; iſt aber auch abgeſehen von dem eben genannten Zweck für diejenigen, denen unſer Hiſtoriker theuer und werth geworden, ohne daß ſie deßwegen Luſt und Beruf fühlten, ſich über die Fortſchritte der Livianiſchen Kritik durch das Studium eines weitſchichtigen kritiſchen Commentars zu belehren, gewiß eine höchſt willkommene Gabe. Indeſſen würde man ſich ſehr irren, wenn man annehmen wollte, Hr. A. habe hiemit lediglich einen Textesabdruck ſeiner größeren Ausgabe geben wollen; im Gegentheil bildet dieſe Ausgabe eine ſelbſtſtändige, in mehr als einer Beziehung von jener größeren verſchiedene Arbeit. Nicht unerwünſcht wäre es daher geweſen, wenn Hr. A. nur mit wenigen Worten hätte andeuten wollen, welche Grundſätze ihn bey der Anfertigung vorliegender Handausgabe geleitet haben. Denn wenn ſich auch auf den erſten Blick ergiebt, daß gewiſſe Abweichungen von der kritiſchen Ausgabe namentlich in Bezug auf einzelne Singularitäten der Etymologie und Orthographie im Intereſſe derer Platz greifen mußten, für welche dieſe Handausgabe urſprünglich beſtimmt iſt; ſo ſind doch auch im Texte ſelbſt hin und wieder nicht unweſentliche Aendrungen eingetreten, welche als Berichtigungen des Hrn. Verfaſſers bezüglich der in ſeiner kritiſchen Ausgabe ausgeſprochenen Anſicht müſſen betrachtet werden. Ein Theil dieſer Aenderungen iſt nun zwar in einer am Schluſſe des ſechſten und zehnten Buches angehängten brevis adnotatio critica näher motivirt; allein eine nicht unbeträchtliche Zahl Stellen (beſonders in den erſten fünf Büchern) findet ſich anders abgedruckt, als in der größeren Ausgabe, ohne weitere Rechtfertigung, als daß Hr. A. am Schluſſe be-

Digitized by Google

merkt: „quae praeter haec cum in nominibus propriis tum in reliqua oratione Liviana emendavimus, ea meliorum codd. mss. anctoritate scribere jussi sumus.“ Hiedurch gewinnt dieſer Textesabdruck auch vom Standpunkte der Kritik aus betrachtet Intereſſe, um ſo mehr, als man nicht umhin kann, dem größten Theil der getroffenen Abänderungen volle Zuſtimmung zu ertheilen; ſo iſt z. B. I, 9, 10 rapiendas (gr. A. capiendas nach P); c. 12. 6 monumentum (gr. A. monumento nach P); c. 13, 5 equum Curtius; c. 19, 5 praeficere (gr. A. perficere nach M); c. 22, 5 res acta (gr. A. res actae); c. 33, 6 in Tiberi (gr. A. in Tiberim nach M); c. 39, 1 visum, §. 4. despondet (gr. A. despondit nach P) gewiß mit allem Rechte hergeſtellt und ebenſo ſind mehrere früher (vgl. Gelehrte Anz. 1843 p. 652 ff.) von uns beſprochene Stellen (z. B. II, 30, 11; c. 36, 4; c. 47, 10; III, 2, 12) nunmehr abgeändert und erledigt. Andres freylich, wogegen ſich nicht minder noch Bedenken erheben laſſen dürften, iſt geblieben z. B. I, 7, 12 ibidam; c. 11, 9 de recto; c. 14, 9 equites erant; c. 19, 6 intercalares mensibus interponendo; c. 21, 2 violare (cf. I, 17, 3 u. VI, 26, 1 regnare) und Aehnliches. Indeß verſteht es ſich wohl aus der Natur des Gegenſtandes von ſelbſt, daß auch nach der gewiſſenhafteſten Bearbeitung eines Schriftſtellers immer noch Zweifel zu löſen und Fragen zu erörtern ſeyn werden. Indem wir es daher vermeiden, dieſe Anzeige noch durch Beſprechung mehrerer in Frage kommender Stellen zu überbürden, möge es uns nur noch geſtattet ſeyn, um nicht gänzlich ohne eigenen Beytrag hier abzuſchließen, eine einzige Stelle auszuheben, in welcher, obwohl ſie bereits vielfach beſprochen worden iſt, dennoch, wie wir glauben, Schwierigkeiten obwalten, die noch nicht erledigt ſind. Wir meinen V, 39, 4: Romani, cum pars major ex acie Vejos petisset quam Romam, nemo superesse quemquam praeter eos qui Romam refugerant crederent, complorati omnes pariter vivi mortuique totam prope urbem lamentis impleverunt. Hr. A. hat zwar die mit Unrecht von Sigonius und Gronov verworſenen Worte quam Romam zuerſt wieder richtig in den Text genommen und nach der Auctorität der beſten mss. crederent hergeſtellt, allein dadurch keineswegs die Schwierigkeiten beſeitigt. Dieſe beſtehen aber, wie bekannt, in Folgendem. Romani, was als Subject der ganzen Periode an der Spitze ſteht, kann, nachdem im Vorhergehenden von dem, was bey den Galliern vorgieng, die Rede war, dem ganzen Zuſammenhange gemäß nur die Römer im Ganzen und vorzugsweiſe die in der Stadt bezeichnen, keineswegs aber nur die, welche in dem Treffen gekämpft hatten. Nun paßt aber complorati omnes — impleverunt gerade nur auf die Letzteren und ſelbſt auf dieſe nicht vollſtändig, weil ja ein Theil derſelben nach Rom geflohen war. Ein zweyter Uebelſtand iſt das Aſyndeton der beyden Nebenſätze: cunm pars major — petisset und nemo crederent. Die von Gronov hieher bezogene Stelle XXXIV, 13, 8 paßt um deßwillen nicht, weil dort der Gegenſatz von Romani und Carthaginiensium ein Verbindungspartikel überflüſſig macht. An unſrer Stelle kommt aber noch der Umſtand hinzu, daß die beyden Nebenſätze nicht einmal coordinirt ſind, ſondern im Gegentheil ſich wie Grund und Folge zu einander verhalten. Nach unſrer Anſicht bedarf es nur einer ſehr einfachen Aenderung, um die eben hervor gehobenen Schwierigkeiten zu löſen. Crederent ſcheint uns entſtanden aus credere et, gleichwie VI, 23, 4 in Voss. 2. Lov. 3. vigerent ſteht ſt. vigere et. Ueber Romani — nemo ſtatt Romanorum nemo vgl. Fabri zu XXI, 15, 5. XXIV, 7, 7. Perizon. ad Ael. X, 16 (οἱ δὲ οὐδεὶς αὐτῷ προσεῖχον). Der Infinitivus historicus credere iſt dem Sinn der Stelle angemeſſen; und daß bald darauf das tempus finitum impleverunt folgt, ſtört nicht, wie bereits Drkb. zu II, 23, 11; Fabri zu XXII, 47, 6 und Weiſſenborn lectt. Liv. I. p. 15 gezeigt haben.

Was die Interpunction anlangt, ſo ſcheinen die bey der Handausgabe beobachteten Grundſätze von den in der großen Ausgabe befolgten ebenfalls verſchieden zu ſeyn. Wir vermuthen, daß es Hrn. A.'s Abſicht geweſen iſt, die Schüler ſchon durch dieſes äußere Hülfsmittel zu gewöhnen, bereits im Leſen ſich den Ueberblick über ein größeres Ganze zu verſchaffen. Deßhalb findet ſich vielfältig da, wo die größere Ausgabe Punct hat, in der Schul-

Digitized by Google

ausgabe ein ſchwächeres Zeichen geſetzt. Bey der Aufzählung einzelner Namen, auch bey der Anaphora iſt das Komma, welches in der größern Ausgabe noch ſteht, ganz getilgt, bezüglich der Anaphora freylich nicht gleichförmig, ſo ſteht es noch I, c. 15 bey non; c. 26 bey oblita; c. 35 bey Romanos. Dagegen findet ſich im Gegenſatz zur größern Ausgabe das Komma vor si, cum, qui, ut u. ſ. w. An einigen Stellen iſt die Interpunction der größeren Ausgabe wirklich verbeſſert, z. B. am Schluſſe der praefatio, wo nach poëtis das Komma getilgt iſt; I, c. 25, 8, wo nach rediit ſtatt des Puncts nun Komma geſetzt iſt u. A. Das von Hrn. A. häufig zur Andeutung eines Parentheſe-Satzes benützte Zeichen, der Gedankenſtrich, hätte vielleicht auch I, 19, 2 rückſichtlich der Worte quippe efferari militia animos Anwendung finden können; wenigſtens halten wir dieſe Art der Auffaſſung, nach welcher jene Worte als Gedanke des Numa erſcheinen (vgl. VI, 11, 8 acriores quippe stimulos esse; XXXV, 28, 4 plurimum enim interesse) und mit mitigandum der Nachſatz beginnt, für natürlicher, als wenn man zu dem Infinitiv efferari aus dem Folgenden ratus ergänzt.

Die äußere Ausſtattung des Buches läßt Nichts zu wünſchen übrig; nur hätten wir zur leichteren Handhabung desſelben gewünſcht, daß an den einzelnen Capiteln ſtatt der Zeilenzahl der ganzen Pagina lieber mit Beybehaltung der einmal hergebrachten Eintheilung die Paragraphen wären angezeigt worden; denn es iſt nicht zu läugnen, daß durch jene Art der Zählung, wie ſie auch in der größern Ausgabe angewendet worden iſt, das Suchen einzelner Stellen nicht nur nicht erleichtert, ſondern ſogar erſchwert wird. Druckfehler ſind uns nur ſehr wenige bemerklich geworden: p. 8 Z. 38 l. suscepit; p. 29 Z. 4 l. nuntiari; p. 30 Z. 44 l. concursusque; p. 31 Z. 11 l. „sequere;" p. 38, 2 l. colonis, da nicht anzunehmen, daß Hr. A. mit dem einzigen Leid. 2. coloniis leſen wollte; p. 41 Z. 2. l. ingenii.

Dr. Heerwagen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Dr. H. G. Bronn, Handbuch einer Geſchichte der Natur. Th. 1. 2. Stuttgart 1842.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Decas 1 — 4. Lugd. Bat. 1842. fol.

Revue zoologique par la société Cuviérienne. Publié sous la direction de M. F. C. Guerin-Méneville. T. VII. Année 1844. Paris 1844.

W. v. Rapp, Anatomiſche Unterſuchungen über die Edentaten. Tübingen 1843.

Dr. Ferd. Krauß, Die ſüdafrikaniſchen Cruſtaceen. Stuttgart 1843.

Zeitſchrift für Malakozoologie, herausgegeben von K. Th. Menke. Hannover 1844.

Ad. Brongniart, Considerations sur la nature des végétaux qui ont couvert la surface de la terre aux diverses époques de sa formation. Paris 1838.

Dr. J. G. Kurr, Grundzüge der ökonomiſch-techniſchen Mineralogie. Leipzig 1844.

Leop. v. Buch, Ueber Productus oder Leptaena. Berlin 1842. 4.

M. J. Desnoyers, Sur les cavernes et les brèches à ossements des environs de Paris. Paris 1842.

Dr. A. v. Klipſtein, Beyträge zur geologiſchen Kenntniß der öſtlichen Alpen. Mit geognoſtiſchen und petrefaktologiſchen Tafeln. Gießen 1843. 4.

C. Hartmann, Grundzüge der Geologie. Leipzig 1843.

L. v. Groß, Geologie, Geognoſie und Petrefaktenkunde. Weimar 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Dr. Georgius Bippart, Societatis Graecae Lipsiensis sodalis. Commentatio de sententia Amplissimi Ordinis Philosophorum Jenensis primario praemio ornata est III Septbr. MDCCCXXXVIII. Lipsiae, MDCCCXLIII. Sumptibus C. Fr. Koehleri. 8. XII. u. 98.

Der Verfaſſer dieſer, wie der Titel meldet, gekrönten Preisſchrift hat ſich an ein Thema gewagt, welches zu den dunkelſten Parthien der griechiſchen Litteratur gehört. Die Beurtheilung der Dithyrambendichter wird beſonders dadurch ſehr ſchwierig, daß bey ihnen mehr als ſonſt in den Schöpfungen lyriſcher Poeſie die Muſik vorwaltete; dieſe iſt aber, wie bekannt, unter den Künſten, welche die Griechen pflegten, am wenigſten zu klarer Anſchauung zu bringen, da mit den Inſtrumenten und den ihnen entlockten Tönen auch die Möglichkeit, ſich einen Begriff von dem wahren Eindruck derſelben zu bilden, verſchwunden iſt. Zerſtreute Notizen von mehr oder weniger muſikaliſchen Zeitgenoſſen uns mitgetheilt vermögen nur eine ganz allgemeine und vage Idee zu geben, durch die man ſich über die Dunkelheit des Gegenſtandes nicht täuſchen laſſen möge. Wir wiſſen zwar, daß der Dithyrambus durch ſeine mimiſche Haltung das große Publikum eben ſo ſehr anzog, wie in unſern Tagen die Oper, und dadurch hier wie dort weniger Prunkendes, aber Geiſtigeres und Gediegeneres zurückſtehen mußte; wir wiſſen ferner, daß den beſſern Dichtern dieſer Gattung die Anmaßung der Muſiker, die ſich zum Nachtheile des poetiſchen Gehaltes vordrängten und breit machten, zuwider war — man erinnere ſich der mächtigen Worte des Pratinas, womit er die übermüthigen Flötenſpieler in ihre Schranken verweiſt — wir bemerken endlich in den über Laſus, Melanippides, Philoxenus, Thimotheus und Teleſtes gegebenen Nachrichten eine ſteigende Entartung ihrer Kunſt, aber es fehlt viel darin, daß wir von dem Charakter der genannten Dichter und ihren Werken eine Schilderung wagen könnten, die in klaren und feſten Umriſſen das Verdienſt und auch die Schattenſeite dieſer Männer vor Augen ſtellte. Die Fragmente ſind nicht zahlreich, die Urtheile alter Schriftſteller aber, abgeſehen von der Schwierigkeit, in ſolchen Abbildern das Urbild zu erkennen, meiſtrns nur auf Einzelnheiten beſchränkt oder auch zu unbeſtimmt und allgemein, um dieſen Theil der griechiſchen Poeſie ſo zu verſtehen, als es bey ſeiner großen Wichtigkeit zu wünſchen wäre. Denn aus dem Dithyrambus erwuchs bekanntlich die Tragödie, er iſt überdieß die Gattung der Lyrik, welche am längſten cultivirt wurde, ſo daß Ariſtoteles, wenn er von der lyriſchen Dichtkunſt ſpricht, gewöhnlich nur Dithyramben und die ſehr verwandte Gattung der Nomen anführt; in dem Dithyrambus hat ferner die Muſik der Alten, was Technik und ſelbſtſtändige Geſtaltung betrifft, ihre höchſte Stufe erreicht. Vom Ueberhandnehmen der Muſik im Dithyrambus datirt ſich aber auch der Verfall der Poeſie in Gehalt und Form her, der poetiſche Rhythmus unterwarf ſich

Digitized by Google

dem muſikaliſchen, und die Feinheiten des Ausdrucks durch den Wechſel der Sylben hervorgebracht giengen in dem Brauſen der Inſtrumentalmuſik verloren, durch die künſtlichen Productionen, die der Dithyrambus erforderte, wurde der Stand der Virtuoſen nöthig, die alten Chöre waren auf müſſige Kräfte berechnet; jetzt wurden bedeutendere Leiſtungen verlangt, welche Fähigkeit und Geſchick der Choriſten überſtiegen. Das hatte den Nachtheil, daß die Kunſt im Volk weniger geübt wurde, und das Intereſſe für das Claſſiſche abnahm.

Ueber die Geſchichte dieſer Gattung handelt der Verfaſſer in einer fleißig gearbeiteten Einleitung p. 1 — 19. Einzelnes bleibt zu berichtigen und nachzutragen. So ſcheint ihm Schneidewin's wichtige Abhandlung über Laſus (Index Scholar. Univ. Gotting. 1842 — 43) unbekannt geblieben zu ſeyn, woraus er unter andern die richtige Deutung der dem Dithyramb ganz fremden ἐριστικοὶ λόγοι entnehmen konnte. Er meint p. 8 „Fortasse ad actionem dithyrambis il atam referri possunt. Quae sententia stabiliri videtur loco Aristotelis, quo dithyrambum dicit antistrophas non amplius habuisse, ubi μιμητικός factus sit. Die Ariſtoteliſche Stelle Probl. XIX, 15 iſt allerdings eins der bedeutendſten Zeugniſſe über den Charakter des Dithyramben, aber zu den angeführten Worten ſteht ſie durchaus in keiner Beziehung. Auf p. 12 iſt die Erklärung von den ἀναβολαί nicht deutlich, wenn Hr. Bippart angiebt, es ſeyen plures metricae partes geweſen, die über den Umfang der Strophen hinausgiengen und ſich nach einem andern Geſetz als die Strophen von einander unterſchieden; vielmehr ſcheint ἀναβολή das muſikaliſche Vorſpiel geweſen zu ſeyn, welches vor jeder neuen Strophe eintrat; da es die Abtheilung machte, gieng der Name auf die dadurch aus einander gehaltenen Strophen ſelbſt über, vgl. Aristot. Rhet. III, 9. Auch die in der Note dazu aufgeſtellte Definition vom Unterſchied der Anabolen und Antiſtrophen, daß dort plures easque diversas deinceps positas par numerus ejusdem metri exciperet, hier binae strophae sibi responderent ermangelt der nöthigen Klarheit; was ſoll par numerus ejusdem metri bedeuten? Uebrigens mögen manche Stellen in den neuern Monodieen des Euripides, z. B. die im Oreſtes vs. 982. sqq. (μόλοιμι τὰν οὐρανοῦ) eine Vorſtellung von den ἀναβολαί in den Dithyramben zu geben, geeignet ſeyn. Euripides, der vertraute Freund des Timotheus, hat zuerſt unter den Tragikern die muſikaliſchen und poetiſchen Neuerungen der Dithyrambiker auf die Bühne verpflanzt. Das Aufgeben der antiſtrophiſchen Form, welche Laſus und Pindar noch beybehielten, zeigt, daß der Sinn für Symmetrie, Harmonie und Strenge der Ausführung ſich bereits verlor, und unkünſtleriſche Willkühr, ungebundenes Spiel der Phantaſie, eitles Gepränge mit glänzenden Einzelnheiten den geſunden Geſchmack beſſerer Zeiten mehr und mehr verdrängten.

So viel über die Einleitung. In den darauf folgenden drey Capiteln über Philoxenus, Thimotheus und Teleſtes handelt der Verfaſſer zuerſt vom Leben des Dichters, dann von ſeinen poetiſchen und muſikaliſchen Verdienſten, zuletzt führt er die Fragmente auf und begleitet ſie mit kritiſchen und exegetiſchen Anmerkungen. Das längſte Fragment, welches indeß ſchwerlich aus einem Dithyramben genommen iſt, wenigſtens ſich in der Darſtellung dieſer Gattung kaum denken läßt, iſt das δεῖπνον des Philoxenus. Bergk nimmt in den Reliquiae Comoediae Atticae antiquae p. 211 keinen Anſtand, dieſes Stück dem berühmten Philoxenus aus Cythere zuzuſchreiben, indem er ſagt: Scripserat Philoxenus carmen lyricum, in quo lautissimas epulas magna cum festivitate ingeniique ubertate descripsit, in qua quidem descriptione Siculas dapes, quibus apud Dionysium Syracusarum tyrannum perfructus erat, ante oculos habuisse videtur; Hr. Bippart hat keine ſo glänzende Meinung von dieſem Product, er möchte daher gerne es dem ſonſt unbekannten Leukadier gleiches Namens vindiciren, von welchem es bey Athen. I, 5 heißt τοῦ Φιλοξένου δὲ τοῦ Λευκαδίου Δείπνου Πλάτων ὁ κωμῳδιοποιὸς μέμνηται. Indeß die Beſtimmtheit, mit der Athenäus ſich weiterhin, IV, 146 f. erklärt, wahrſcheinlich nachdem er etwas Zuverläſſigeres darüber vernommen hatte: Φιλόξενος δ' ὁ Κυθήριος ἐν τῷ ἐπιγραφομένῳ Δείπνῳ, εἴπερ τούτου καὶ κωμῳδιοποιὸς Πλάτων ἐν τῷ Φάωνι ἐμνήσθη καὶ μὴ τοῦ Λευκα-

δίου Φιλοξίνου entzieht der Annahme von dem Leukadier, der ſonſt nirgends als in dieſen beyden Stellen der Deipnoſophiſten vorkömmt, jede Stütze. Auch ſpäterhin nennt Athen. (XI, 487, a) den Dithyrambendichter als Verfaſſer des δεῖπνον. Sollten etwa gar zwey Leute gleiches Namens in demſelben genere ſich hervorgethan haben? Das würde gewiß von den Alten bemerkt und der Leukadiſche Dithyrambiker vom Chytheriſchen ausdrücklich jedesmal unterſchieden worden ſeyn. Wie aber, wenn der ganze Streit darüber unnütz, und die Bezeichnung „der Leukadier“ nur eine minder gebräuchliche für dieſelbe Perſon, die des Cytheriſchen Philoxenus, geweſen wäre, wie mit großer Wahrſcheinlichkeit Wyttenbach (Opusc. II, 294 sqq.) vermuthet? Die Vertheilung der Anekdoten auf den Dichter und den atheniſchen Wüſtling Philoxenus, den Sohn des Eryxis, kann man, als für die Litteratur minder weſentlich, ſchon eher bey Seite laſſen.

Das zehnte Fragment, angeblich aus Aristoph. Nub. 334, wie der Scholiaſt daſelbſt meint, entnommen verträgt ſich mit der Chronologie des Philoxenus nicht; Ariſtophanes konnte weder in der erſten noch in der zweyten um 418 vorgenommenen Bearbeitung der Wolken den Dithyrambiker parodiren, der noch nicht das 18. Jahr erreicht hatte.

Unter den zahlreichen Werken des Timotheus werden auch νόμων κιθαρῳδικῶν βίβλοι ὀκτωκαίδεκα εἰς ἐπῶν ὀκτακισχιλίων τὸν ἀριθμὸν καὶ προνόμια ἄλλων χίλια angeführt. Hier iſt weder mit Salmaſius ἄλλων εἰς χίλια ἔπη zu leſen, noch aus dem Vorhergehenden ἔπη zu ſuppliren, ſondern ἄλλων iſt verdorben, vielleicht aus μελῶν. Die Mimik ſoll dieſer Künſtler ſo weit getrieben haben, daß er ſogar die Wehen der Semele darzuſtellen ſuchte. Freylich wiſſen wir dieß nur aus dem übel fingirten Decret der Spartaner gegen den Timotheus. Es käme hier darauf an, die Art der Nachahmung zu kennen, um zu beurtheilen, ob Thimotheus einen Verſtoß gegen die Kunſt begieng oder ob die Behandlung des Gegenſtandes einen Beweis von ſeiner Gewandtheit und ſeinem Geſchmack gab.

Rechnet man das δεῖπνον des Philoxenus ab, ſo iſt uns am meiſten von Teleſtes erhalten, über deſſen Lebensgeſchichte uns ſehr wenig Nachrichten vorliegen. Das bedeutendſte Fragment von ihm hat Athenaeus XIV, 617. Teleſtes nimmt ſich hierin des Flötenſpiels gegen Melanippides an und bekämpſt den Mythus, welcher berichtete, daß Athene das Inſtrument, welches ihre Geſichtszüge entſtellte, mit Entrüſtung weggeworfen hätte. Die Schlußworte dieſes Bruchſtückes ſind ſehr verdorben; bey Bergk Poetae lyrici graeci, p. 865 lauten ſie ſo: τὰν οὐ μεριθοτάταν Βρομίῳ παρίδωκε σεμνᾶς δαίμονος ἀερθὲν πνεῦμ' αἰολοπτερύγων σὺν ἀγλαᾶν ὠκύτατι χειρῶν, mit dem Zuſatz τὰν οὐ μεριθοτάταν corruptum reliqui.“ Herr Bippart, der ſich ſonſt von Bergk ſelten entfernt, hat in dieſem und dem folgenden Fragment einen eigenen Weg eingeſchlagen, er ſchreibt τὰν οὖν ἐριβρομωτάταν ſtatt des Caſauboniſchen περιθειοτάταν oder der Schweighäuſeriſchen Correctur ἐριθειοτάταν — vocabulum, wie er glaubt, non modo satis usitatum, sed etiam solitum tibiarum epitheton atque ceteris illis Telestis verbis convenientissimum. Er bedachte nicht, daß bey einem ſo bekannten Worte die ſtarke Verderbniß kaum denkbar iſt und außerdem, da ſogleich Βρομίῳ folgt, ein unwillkührlicher lusus verborum entſteht. Auch οὖν kann Teleſtes nicht geſetzt haben, das wäre eine zu proſaiſche Verbindung. Wir vermuthen eher τὰν θυμαρεστάταν (sc. τέχναν), oder wenn die Compoſition durch die Analogie von αὐτάρεστος ſich halten ließe, τὰν θυμαρεστοτάταν. In dem unerklärlichen ἀερθὲν πνεῦμ', was mit elatus spiritus zu überſetzen, weder der Sprachgebrauch noch der Sinn der Stelle erlaubt, fand Bergk ἀερόεν πνεῦμ'. Wir bekennen, das nicht recht zu verſtehen. Offenbar muß hier das Subject des Satzes enthalten ſeyn, woraus ſchon erhellt, daß der Dichter etwas ganz Anderes geſagt habe; etwa παρθένευμ', (vgl. Eur. Jon. 1425, Phoeniss. 1280), womit ausgedrückt würde, daß die Jungfrauſchaft der hehren Göttin ſich nicht recht vertragen habe mit dem üppigen Spiel des Inſtrumentes, welches ſie daher lieber dem Bacchus überläßt.

Kayſer.

Digitized by Google

K. Hof= und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof= und Staats=Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Ch. Dupin, Observotions exposées au conseil général d'agriculture. Paris 1842.

Dr. C. Hartmann, Grundeiß der Eiſenhüttenkunde. Berlin 1843.

Fr. Che. Buſchbeck, Ueber Böhmens Schoſwollhandel und Induſtrie. Prag 1843.

Dr. W. Hoffmann, Die Geſchichte des Handels, der Erdkunde und Schifffahrt aller Völker und Staaten. Lief. 1. 2. Leipzig 1843.

J. Cheyne, Essoys on partial derongement of the mind in supposed connexion with religion. Dublin 1843.

Dr. G. W. Fink, Geſchichte und Weſenheit der Religionen. Heft 1 — 5. Leipzig 1844.

C. A. Lille, Die Emoncipation der Schule von der Kirche in ihrer geſchichtlichen Entwicklung betrachtet. Kiel 1843.

Dr. H. C. W. Siegwart, Geſchichte der Philoſophie vom allgemeinen wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Standpunkt. Bd. 1. Stuttgart 1844.

D. B. Bolzano, Abhandlung zur Aeſthetik. Lief. 1. Prag 1843.

Ant. de Compmany, Filosofia de la eloquencia. Madr. 1842. 4.

Romon Valvidoces y Longo, Lo Iberiada. T. 1. 2. Cadiz 1843.

Luis de Camoës, Obras. T. 1 — 4. Lisboa 1782.

Fern. Alvia de Casteo, Panegirico genealogico y moral del excelent. duque de Boicelos. Lisboo 1628.

Christob. de Virues, El Monserrote. Made. 1805.

Jos. de Valdivielso, Sogrario de Toledo. Barcelona 1618.

Eug. de Topia, Poesias. Vol. 1. 2. Madr. 1832.

Thom. Sebastian y Latre, Ensayo sobre el teatro español. Madr. 1773. 4.

M. Breton de la Herreros, Poesias. Madr. 1831. 4.

Fr. Mosqneca de Barnnevo, La Numantina. Sevilla 1612. 4.

D. G. Gomez de Avellaneda, Poesias. Made. 1841.

Don Ramon Feenandez, Coleccion de poetas Castellanos. Vol. 1 — 20. Madr. 1789 — 1804.

M. Raynouard, Lexique coman, on dictionnaire de la langue des Troubodours, comparée avec les autres langues de l'Europe latine. Vol. 5. Schluß des Werkes. Paris 1843.

W. Wackeenagel, Zeitgedichte. Baſel 1843.

Fr. Rückert, Herodes der Große. Stück 1. Herodes und Mariamme. Stuttg. 1844.

Detmold, Randzeichnungen. Braunſchweig 1844.

Fr. Baader, Die Sagen der Pfalz. Stuttgart 1842.

Fel. Bogaerts, Esquisse d'une histoire des orts en Belgique depuis 1640 jusqu'à 1840. T. I. Anvers 1841.

C. J. Milde, Denkmälee bildender Kunſt in Lübeck, begleitet mit erläut. hiſtoriſchem Text von Dr. E. Deecke. Heft 1. Lübeck 1843.

F. C. Dahlmann, Erſter Vortrag an der rheiniſchen Hochſchule den 28. Novembre 1842. Bonn 1842.

Fr. Bülau, Die Behörden im Staat und Gemeinde. Leipzig 1836.

Nic. Steph. de Comnène, Résurrection de la liberté grécque etc. Paris 1843.

E. Wippeemann, Beyträge zum Staatsrechte. Erſter Beytrag. Ueber die Natur des Staats. Göttingen 1844.

Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft. Herausgegeben von den Profeſſoren Mohl, Knaus, Volz, Schüz, Fallati und Hoffmann. Jahrgang 1844. Tübingen 1844.

Dr. G. Bernoulli, Neuere Ergebniſſe der Bevölkerungsſtatiſtik. Ulm 1843.

M. Borgialli, Risposta alla rivisto ecitica del Med. Coll. A. C. Maffoni sulla Patogenia dell Ideope. Ivrea 1839.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. April 1844.

1. Hr. Geheime Rath Dr. v. Walther las: Ueber die Ernährung des menſchlichen Körpers, zumal durch Waſſer und Luft, mit Bezugnahme auf den Krankheitsfall der A. M. Furtner im allgemeinen Krankenhauſe zu München.

Schon ſeit längerer Zeit erregte die Aufmerkſamkeit der Aerzte und Naturforſcher ein jetzt 20jähriges Bauernmädchen, Anna Maria Furtner aus Weizenreuth in dem Landgerichte Roſenheim, von welcher behauptet wird, daß ſie ſeit 11 Jahren nur Waſſer, und bloß im Frühjahr kurze Zeit lang friſch ausfließenden Birkenſaft, außerdem aber keine Speiſe genieße, und eben ſo lange ſchon keine Stuhlentleerung gehabt habe, jedoch Urin laſſe und regelmäßig, obgleich etwas ſparſam menſtruirt ſey. Zeugniſſe von Aerzten, Geiſtlichen und Beamten beſtätigen die Richtigkeit der Thatſache. Zur näheren Beobachtung und Unterſuchung wurde ſie 1843 in das allgemeine ſtädtiſche Krankenhaus in München aufgenommen, und in demſelben 6 Wochen lang in einem abgeſonderten wohl verwahrten Zimmer genau beobachtet: worauf der Herr Krankenhausdirector ihr das Zeugniß ertheilte, „daß ſie dieſe 6 Wochen lang bloß von Waſſer gelebt und keine Fäcalausleerungen gehabt habe."

Glücklicher Weiſe iſt bisher dieſer Fall von Oſtentation, und von miraculoſer Zuthat rein gehalten worden, und es beſteht kein näherer Grund, Betrug und Täuſchung aus Gewinnſucht rc. anzunehmen.

Wird die Richtigkeit des Thatbeſtandes vorausgeſetzt, ſo entſteht die Frage, ob und auf welche Weiſe die Ernährung der A. M. Furtner bloß aus Waſſer und Luft möglich ſey?

Ueber dieſen ſchwierigen Gegenſtand erlaube ich mir folgende vorläufige Andeutungen, welche weit davon entfernt ſind, als eine erſchöpfende und vollſtändige Löſung des Problems ſich geltend machen zu wollen.

Der menſchliche Körper bedarf zu ſeiner Ernährung und Erhaltung bey dem beſtändigen Stoffwechſel beſonders der äußern Zufuhr des Sauerſtoffes, Waſſerſtoffes, Kohlenſtoffes und Stickſtoffes. Dieſe machen die Hauptmaſſe aller Säfte und Weichgebilde aus. Calcium iſt zur erſtmaligen Bildung der Knochen in beträchtlicher Menge erforderlich. Später mindert ſich dieſes Bedürfniß bey der ſehr langſamen Subſtanzerneuerung im Knochengewebe. Woher das Calcium zur erſten Knochenerzeugung komme, iſt noch etwas dunkel. In dem Käſeſtoff der Muttermilch und in den Nahrungsmitteln der früheſten Kindheit iſt daſſelbe kaum in der hiezu erforderlichen Quantität enthalten.

Phosphor und Schwefel ſind Beſtandtheile vieler flüſſiger und feſter Theile, aber doch ſchon in geringen Gewichtsmengen, — in noch geringern Chlor und Fluor. Endlich ſind außer dem Calcium

andere Metalloide, Kalium, Natrium, Magnium, Silicium, Aluminium, und Metalle, Eiſen, Mangan und Titan nur in äußerſt geringen Quantitäten darin enthalten, zum Theil iſt ihr Vorkommen noch zweifelhaft und nicht genügend dargethan.

Bey der Erklärung des Ernährungsprozeſſes der M. A. Furtner bloß aus Luft und Waſſer iſt auf dieſe Metalloide und Metalle weniger Rückſicht zu nehmen, und von ihnen könnte keine beſondere Schwierigkeit dieſer Erklärung hergenommen werden. — Gleiches gilt in noch höherem Grade von dem Fluor.

Kohlenſaure, phosphorſaure, ſchwefelſaure und ſalzſaure Salze, ſowohl Kali= und Natrum=, als auch Kalkſalze finden ſich in vielen Trinkwaſſern, nicht allein in den ſogenannten Mineralwäſſern, und man kann annehmen, daß die A. M. Furtner die erforderliche geringe Quantität dieſer Salze, ihrer Baſen und Säuren, und der Radicalen dieſer letzten, ſomit auch des Phosphors und Schwefels in hinreichender Quantität aus dem Trinkwaſſer beziehe. Sauerſtoff und Waſſerſtoff erhält ſie aus Luft und Waſſer.

Es beſteht daher die vielleicht einzige Schwierigkeit der Erklärung ihres Nutritionsprozeſſes in der Art und Weiſe, wie ſie ſich den Kohlenſtoff und den Stickſtoff verſchafft, welche Hauptbeſtandtheile organiſcher, beſonders thieriſcher Körper in präponderirendem Verhältniſſe bilden.

Was zuerſt den Kohlenſtoff betrifft, ſo iſt kein anderer Weg bekannt, auf welchem M. A. Furtner denſelben beziehen könnte, als der Gehalt an Kohlenſäure, ſowohl der eingeathmeten Luft, als des Trinkwaſſers. Hiezu aber wäre eine Reduction der Kohlenſäure durch Desoxydation ihres Radicales erforderlich, welche zwar erwieſener Maſſen im vegetabiliſchen, aber keineswegs im animaliſchen Lebensprozeſſe ſtatt findet, indem in dieſem vielmehr der umgekehrte Prozeß, nämlich Verbrennung des Kohlenſtoffes im venöſen Blut durch das Sauerſtoffgas der eingeathmeten athmoſphäriſchen Luft, und ſeine Verwandlung in kohlenſaures Gas nothwendig und immerwährend vor ſich geht. Es iſt auch eine Umkehrung dieſes Prozeſſes auf den Typus des vegetabiliſchen Lebens bey A. M. Furtner darum nicht anzunehmen, weil ſie kohlenſaures Gas ebenſo, wie jeder andere Menſch (ob aber in gleichem quantitativem Verhältniſſe?) ausathmet. Als Reſpirationsmittel bedarf vielleicht A. M. Furtner des Kohlenſtoffes weniger, weil in ihrem Körper muthmaßlich ein Ueberſchuß von Waſſerſtoff iſt, welcher im Athmungsprozeſſe den athmoſphäriſchen Sauerſtoff hinreichend zu ſättigen vermag; da überhaupt nach Liebig nur relativer Waſſerſtoffmangel die Urſache iſt, warum ſich bey demſelben Kohlenſaure bildet, und da bey der Temperatur des menſchlichen Körpers die Verwandtſchaft des Waſſerſtoffes zum Sauerſtoff jene des Kohlenſtoffes weit übertrifft. — Jedenfalls wird der Hungertod auch in andern gewöhnlichen Fällen durch den reichlichen Waſſergenuß ſehr verſpätet.

Ein anderes, als das oben Geſagte, möchte bezüglich auf die im Trinkwaſſer enthaltene Kohlenſäure gelten; und eine Reduction derſelben durch den Verdauungsproceß, die Aneignung des Kohlenſtoffes, das Freywerden und die Ausſcheidung des Sauerſtoffes, wohl ſtatt finden können.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß bey derſelben das ganze Quantum der im genoſſenen Trinkwaſſer in ſo großer Menge enthaltenen Kohlenſäure, als ſolche, oder daß, nach ihrer Reduction der Kohlenſtoff vollſtändig durch die drey einzig bey ihr offenen Excretionswege, Lungen, äußeres Haut= und Harnſyſtem ausgeſchieden werden, und ſolches wäre durch eine Reihe dahin abzweckender und ſpeciell darauf gerichteter Verſuche und quantitativer Analyſen der ein= und ausgeathmeten Luft, des Productes der Hautausdünſtung und des Urins zu ermitteln.

Wichtig iſt hiebey, daß bey der permanenten Stuhlverhaltung die in dem thieriſchen Körper wichtigſte und reichhaltigſte Kohlenſtoffausſcheidung durch die Abſonderung und Entleerung der Galle fehlt. Durch die Gallenabſonderung wird nicht nur der durch den organiſchen Stoffwechſel und den Umſatz der Gebilde gewonnene, ſondern auch der aus den Nahrungsmitteln etwa in zu großer Menge extrahirte, im Pfortaderblut vorherrſchende Kohlenſtoff ausgeſchieden. Wo keine Galle entleert wird, iſt

Digitized by Google

zuverläßig das Bedürfniß der Aufnahme des Kohlenſtoffes aus den Nahrungsmitteln viel geringer, und auch der Umſatz der Gebilde muß unter dieſen Verhältniſſen verlangſamt und folglich der Bedarf des Erſatzes gemindert ſeyn. Unter die wichtigſten veranlaſſenden Urſachen des Hungers gehört die Anhäufung der Galle, und bey träger oder ganz unterdrückter Gallenabſonderung tritt jedesmal ſogleich Verluſt des Appetites und Widerwillen gegen die Speiſe, wie dieſer bey A. M. Furtner habituel iſt, ein. Die bisher unterlaſſene Ausdehnung der Unterſuchungen auf die Leber und Gallenblaſe iſt bey derſelben vor allem nöthig. Die Leber der A. M. Furtner muß nothwendig krank ſeyn.

Um nun auf ihren Stickſtoffbezug aus der Außenwelt überzugehen, erlaube ich mir folgende Andeutungen.

Vor noch nicht langer Zeit hielten die Chemiker und Phyſiologen dafür, daß ein Theil des mit der atmoſphäriſchen Luft eingeathmeten Stickgaſes in den Lungen zurückbleibe, in das Blut übergehe und dort zur Bildung ſeiner azothaltigen Beſtandtheile verwendet werde. Gegen dieſe Annahme ſind in neuerer Zeit wichtige Gegengründe erhoben worden, und ſie hat gegenwärtig keine Anhänger mehr. Liebig ſucht darzuthun, daß der Stickſtoff aus der atmoſphäriſchen Luft in dem Lebensprozeß nicht verwendet werde, daß vielmehr umgekehrt Stickgas, welches, wie immer im Magen und Darmkanal, z. B. mit den Bläschen des ſchaumigen Speichels verſchluckt, ſich vorfindet, aus dieſen vermöge der Permeabilität thieriſcher Häute, nicht bloß für Dünſte, ſondern auch für gasförmige Flüſſigkeiten, in die Lungen übergehe, und durch dieſelben ausgeathmet werde.

Wenn gleich dieſe Lehre viele und wichtige Wahrſcheinlichkeitsgründe für ſich hat, ſo iſt ſie doch noch keineswegs zur Evidenz geführt, und die alte Lehre von der Aufnahme von Stickſtoff aus der atmoſphäriſchen Luft in das Blut in den Lungen kann gerade bey vorkommenden Fällen, wie jener der M. A. Furtner iſt, einigermaſſen wieder in Erinnerung gebracht, und einer nochmaligen Prüfung und Erörterung unterworfen werden.

Ebenſo verhält es ſich mit der freylich noch ſehr problematiſchen, aber keineswegs widerlegten, vielmehr ſehr wahrſcheinlichen Aufnahme von atmoſphäriſchen Gasarten durch die äußere allgemeine Bedeckungshaut in das Innere thieriſcher und menſchlicher Organismen.

Daß Sauerſtoffgas auch durch die äußere Bedeckungshaut in das Blut aufgenommen werde, wird von allen Chemikern behauptet. Warum ſollte nicht auch eine Aufnahme von Stickgas auf demſelben Wege ſtattfinden?

Liebig nimmt eine ſolche an, lehrt aber ſeine Ausſcheidung durch die Lungen.

Ein wichtiger Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen an M. A. Furtner wird jedenfalls die Aufnahme und Ausſtoſſung von Gasarten und Dünſten durch ihre Haut und Lungen ſeyn, wozu bereits ein guter und beyfallswürdiger Anfang gemacht worden iſt.

Eine ſichere Thatſache iſt es, daß bey jedem Menſchen eine bedeutende Quantität von atmoſphäriſcher Luft und daher auch von Stickgas mit dem Speichel verſchluckt werde. Welche Veränderungen dieſes Gas im Magen und im obern Theile des Darmkanales erleidet, und welche Verwendung es erfährt, iſt noch ganz unbekannt. Liebig behauptet, daß es auf die oben bemerkte Weiſe wieder ausgeathmet werde, indeß das Sauerſtoffgas der mit dem Speichel verſchluckten atmoſphäriſchen Luft mit den Speiſen bey der Digeſtion eine Verbindung eingeht. Abgeſehen davon, daß dieſe Behauptung, obgleich von ihm mit den wichtigſten Gründen unterſtützt, doch noch der Controverſe unterworfen iſt, ſo könen, wenn auch zugeſtanden wird, daß dieß in der Regel und im normalen Zuſtande alſo geſchehe, bey M. A. Furtner und in analogen Fällen ausnahmsweiſe andere Verhältniſſe und Verwendungen ſtatt finden, um ſo mehr, als der ganze Ernährungs- und Verdauungsprozeß zuverläßig bey derſelben ein abnormer iſt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Abbeville (Département de la Somme). Société d'émulation, gegründet 1797, zur Hebung des Studiums der Wiſſenſchaften, Künſte und Belletriſtik; ſie beſitzt ein archäologiſches Muſeum und giebt Rechenſchaftsberichte und Memoiren heraus. Präſident: Boucher de Perthes.

Agen (Dép. de Lot-et-Garonne). Société d'Agriculture, sciences et arts d'Agen, vornämlich für Landwirthſchaft und Induſtrie, gegründet 1776, aufgelöst 1791, wieder hergeſtellt 1799.

Aix (Dép. Bouches-du-Rhône). 1) Académie des sciences, arts et belles-lettres, ſeit 1808, vor der Revolution als Société d'Agriculture beſtehend. Die Akademie hat Comptes-rendus ihrer öffentlichen Sitzungen publicirt und läßt Mémoires ſeit 1819 drucken; bis 1840 ſind 4 Bände erſchienen, die wichtige hiſtoriſche Arbeiten enthalten.

2) Société de statistique provençale, gegründet 1823, beſtätiget 1825. Präſident: Bouchon Guigues.

3) L'institut religieux et littéraire, giebt Annales religieuses, philosophiques et littéraires heraus. Bis jetzt ſind zwey Bände erſchienen.

Alby (Dep. du Tarn). Société d'agriculture, sciences et arts.

Alençon (Dép. de l'Orne). Société d'agriculture, beſtand noch 1786, wurde 1793 aufgelöst, im Jahre 1800 wieder hergeſtellt; iſt ſchon ſeit langem gänzlich unthätig.

Eingegangen iſt: Lycée, ſpäter Société d'émulation, geſtiftet 1797.

Amiens, (Dép. de la Somme). 1) Académie des sciences, belles lettres et arts, geſtiftet 1746, in der Revolution aufgelöst, 1799 als Société libre d'Agriculture wieder hergeſtellt und endlich im Jahre 1802 unter dem alten Namen erneuert, nachdem die 1800 gebildete Société d'émulation ſich damit vereinigt hatte. Sie läßt von Zeit zu Zeit einen Band Mémoires drucken. Präſident: Barbier.

2) Société des Antiquaires de Picardie, gegründet 1836, publicirt Mémoires; drey Bände ſind erſchienen.

Angers (Dép. de Maine et Loire). 1) Société d'Agriculture, sciences et arts, gegründet 1828, giebt ein monatliches Bulletin heraus. Präſident: Boreau.

2) Société industrielle, gegründet 1830. Alle zwey Monate erſcheint ein Bulletin; die bereits erſchienenen bilden eine Sammlung von 9 Bänden.

Eingegangen iſt die: Académie royale, gegründet 1685, wurde 1793 aufgelöst und nicht wieder erneuert.

Arcueil (Dép. de la Seine). Société d'Arcueil, gegründet 1807 von Berthollet, für Phyſik und Chemie. Von 1807 bis 1817 ſind drey Bände Mémoires mit trefflichen Abhandlungen erſchienen.

Arles (Dép. des Bouches du Rhône). 1) Société de statistique.

1) Commission archéologique, begründet 1827, veröffentlicht gar nichts. Präſident: Jean Boulouvard.

Eingegangen ſind: 1) Académie royale, geſtiftet 1666, nach dem Muſter der Académie française; ſie beſtand vornämlich aus dem Provinzialadel und nur kurze Zeit.

2) Die Société d'agriculture.

Arras (Dép. du Pas de Calais). Société royale pour l'encouragement des sciences, des lettres et des arts; geſtiftet 1738 als Société littéraire, 1773 in eine Académie royale des belles lettres umgewandelt, während der Revolution mit allen übrigen gelehrten Geſellſchaften vom Convent aufgehoben, und 1817 unter obigem Titel wieder hergeſtellt. Sie publicirt jährlich einen Band Mémoires. Von 1822 — 1830 5 Bde. in 8.

Société des amis des arts, gegründet 1833.

Auch (Dép. du Gers). Société d'agriculture, gegründet 1761, erneuert 1800, hat im J. VIII. die Herausgabe eines Bulletins begonnen, deſſen Fortſetzung aber unterbrochen worden iſt.

Aurillac (Dép. du Cantal). Académie centrale d'agriculture, arts et commerce, gegründet vor 1810, erneuert 1819, hat im J. 1820 einen Band Mémoires herausgegeben, beſchäftigt ſich aber wenig mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. April 1844.

1. Hr. Geheime Rath Dr. v. Walther las:

Ueber die Ernährung des menſchlichen Körpers, zumal durch Waſſer und Luft, mit Bezugnahme auf den Krankheitsfall der A. M. Furtner im allgemeinen Krankenhauſe zu München.

(Schluß.)

Außer der mit dem Speichel verſchluckten Luft iſt nun auch bey jedem Menſchen, ſeit ſeinem erſten Eintritte in die Atmoſphäre bey der Geburt, beſtändig atmoſphäriſche Luft und darin Stickgas in dem Magen und in dem obern Theile des Darmkanals enthalten; die Verwendung dieſes Stickgaſes aber iſt noch ganz unbekannt, und hat die Aufmerkſamkeit und nähere Erforſchung der Chemiker und Phyſiologen noch in keiner Art auf ſich gezogen.

Die ſicher conſtatirte Thatſache, daß die vorherrſchende Gasart im Magen und im obern Theile des Darmkanales in der Regel kohlenſaures Gas, im untern Darme Waſſerſtoffgas (im gekohlten, geſchwefelten ꝛc. Zuſtande) iſt, ſcheint darauf hinzudeuten, daß von den drey Beſtandtheilen der beſtändig durch die Rachenhöhle, den Pharynx und Oeſophagus eindringenden atmoſphäriſchen Luft das Sauerſtoff- und das Stickgas eine Verwendung im Verdauungsproceß erleiden, das kohlenſaure Gas aber unverändert dort zurückbleibt.

Wenn ſchon aus den bisherigen Andeutungen mehrere Arten und Weiſen, wie bey M. A. Furtner möglicher, ja muthmaßlicher Weiſe Azot in den Körper aufgenommen werden kann, ſich ergeben, ſo liegt doch die Wirklichkeit einer ſolchen Aufnahme desſelben in der Beſchaffenheit des Trinkwaſſers ſelbſt klar am Tage. Jedes Waſſer enthält durch Abſorption bey dem gewöhnlichen Luftdrucke eine ſehr bedeutende Quantität atmoſphäriſcher Luft, und zwar dieſe nicht als ſolche, ſondern ihre drey Hauptbeſtandtheile ſind darin geſondert in verſchiedenen quantitativen Verhältniſſen der Raumtheile enthalten. Stickſtoff kömmt im Waſſer zu 4½ Procent des Volums vor — was bey 3 bis 4 Pfund täglich genoſſenen Trinkwaſſers ein nicht unbedeutendes Quantum ausmacht. Ueberhaupt muß man ſehr in Anſchlag bringen, daß A. M. Furtner kein chemiſch reines, ſondern ein Trinkwaſſer genießt, in welchem außer den oben genannten Gasarten auch Salze aufgelöſt, ein organiſcher Beſtandtheil und Extractivſtoff enthalten ſind, und in welchem Myriaden von lebenden Infuſorien vorkommen.

Abgeſehen von dieſen letzten, welche freylich eine im Gewichtsbetrag ſehr unbedeutende, aber darum doch nicht in Nichts verſchwindende und ganz außer Rechnung zu laſſende Maſſe ausmachen, kann nun aber nach den gegenwärtig geltenden organiſch-chemiſchen Lehrſätzen über die Ernährung, die Kohlenſtoff- und Stickſtoffaufnahme, auch wenn ſie wirklich ſtatt findet, nichts helfen, denn es handelt ſich

Digitized by Google

bezüglich auf Ernährung vorerſt von der Bildung und beſtändigen Wiedererzeugung der Protein-Verbindungen im Blute; — und dieſe weſentlichen Blutbeſtandtheile, welche zur Ernährung der einzelnen organiſchen Gewebe dienen, ſoll der thieriſche Körper nicht ſelbſt aus ihren Grundſtoffen durch deren Zuſammenſetzung hervorbringen, ſondern nur aus den Nahrungsmitteln, als darin ſchon enthaltene extrahiren und ſich aneignen können.

Pflanzenfreſſende Thiere bilden gemäß dieſer Theorie ihr Blut aus dem Pflanzenfibrin, Albumin und Caſein, welches dem in ihrem Blut enthaltenen Faſer- und Eyweißſtoff identiſch iſt; und Fleiſchfreſſer aus dem Faſer- und Eyweißſtoff der animaliſchen Subſtanzen, welche ſie verzehren. Die ſtickſtofffreyen Materien, welche in den Nahrungsmitteln vorkommen, wie Zucker, Gummi, Amylum, Fett u. a. ſind wenigſtens ſchon organiſche (zum mindeſten ternäre) Verbindungen, nicht Elementarſtoffe oder einfache, binäre, unorganiſche Verbindungen derſelben. Um von dieſen letzten, den ſogenannten Reſpirationsmitteln, d. h. den zur Unterhaltung der Reſpiration dienenden Beſtandtheilen der Nahrungsmittel, Umgang zu nehmen und uns bloß auf die ſtickſtoffhaltigen, welche zur beſtändigen Wiedererzeugung der Proteinverbindungen im Blut verwendet werden, zu beſchränken, iſt anzuerkennen, daß A. M. Furtner aus Waſſer und Luft keine ſolchen Proteinverbindungen beziehen könne, außer den in jenen lebenden Infuſorien, und den in dieſen ſchwebenden ſogenannten Sonnenſtäubchen. Gemäß der von Hrn. Dr. A. Buchner vorgenommenen Analyſe des Trinkwaſſers aus Weizenreuth ſind in 1 Pf. desſelben nur gr. $\frac{8}{100}$ — $\frac{9}{100}$ einer organiſchen Subſtanz enthalten, was bey täglich genoſſenen drey Pf. Trinkwaſſers kaum gr. $\frac{1}{4}$, alſo erſt in 4 Tagen gr. 1 ausmacht. Davon kann freylich ein junges, doch ziemlich friſches Bauernmädchen nicht leben; ſie konnte dabey nicht wachſen und gedeihen, und ſie kann bey dieſer Zufuhr, ohne ſich materiell zu conſumiren, nicht durch die periodiſch eintretende Menſtruation und durch die täglich ſich wiederholende Harnentleerung (wodurch der ſo ſehr azotreiche Harnſtoff ausgeſchieden wird) — nicht ſo viele Proteinverbindungen im Menſtrualblut und ſo viel Stickſtoff im Harnſtoff abgeben.

Gemäß jener Theorie des animaliſchen Nutritionsprozeſſes würde daher die fortdauernde Ernährung, das Wachsthum ꝛc. der M. A. Furtner als unmöglich erſcheinen. Wenn aber die Thatſache derſelben als conſtatirt angenommen wird, ſo würde umgekehrt jene Theorie als neu in Frage geſtellt zu betrachten ſeyn. Ehemals glaubte man, daß durch den Lebensprozeß Stoffe, welche unzerlegbar ſind und daher für elementare gehalten werden, neu hervorgebracht, oder daß ein ſolcher einfacher Stoff in einen andern umgewandelt werden könne. Wenn auch dieſe Annahme unſtatthaft iſt, ſo bleibt doch die Frage: ob der organiſche Körper nicht wenigſtens ſeine nächſten Beſtandtheile, z. B. die Proteinverbindungen im Blute, aus jenen ihm von außen dargebotenen einfachen Stoffen zuſammenſetzen könne.

Zuverläſſig vermag er eine Proteinverbindung in die andere z. B. Albumin in Fibrin überzuführen, und aus Proteinverbindungen ſolche Subſtanzen zu erzeugen, welche aus Proteinverbindungen entſtehen, aber keine ſolche mehr ſind, z. B. Gallerte, Harnſtoff.

Wenn er nun Proteinverbindungen zu zerſetzen vermag, ſo beſteht die Wahrſcheinlichkeit, daß er ſie auch aus Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, Phosphor und Schwefel erzeugen könne. Mit dieſem Zugeſtändniſſe und der oben angedeuteten Zufuhr von Kohlenſtoff und Stickſtoff aus dem Trinkwaſſer ließ ſich die Möglichkeit der Ernährung bey A. M. Furtner wohl begreifen.

Es iſt außerdem noch zu bemerken, daß die gegenwärtig von den Chemikern angenommene Theorie des Ernährungsprozeſſes vielleicht für den geſunden Zuſtand wohl begründet und giltig ſey, aber doch die Sache in krankhaften Zuſtänden ſich anders verhalten könne.

Daß aber der Zuſtand der A. M. Furtner ein krankhafter ſey, kann nicht bezweifelt, und müßte ſelbſt dann, wenn ſie eine Betrügerin wäre, angenommen werden, da er als Folge einer voraus-

Digitized by Google

gegangenen fieberhaften Krankheit zurückgeblieben iſt, und ſich auch gegenwärtig manche auffallende Krankheits-Symptome, Muskelſchwäche, verminderte Blutwärme, größeres Schlafbedürfniß bey ihr äußern.

---

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemiſchen Laboratorium:

Ueber die Verſchiedenheit der Aſchen aus den einzelnen Theilen der Pflanzen.

Das Verhältniß der animaliſchen und vegetabiliſchen Stoffe zu ihren Aſchen, ein Verhältniß, welches Prof. Liebig zuerſt in den Kreis chemiſcher Unterſuchung gezogen, iſt unter ſeiner Hand ſchon jetzt zu einer bedeutenden Erklärung der wichtigſten Naturprozeſſe geworden; die Analyſe der Aſche des Blutes, in welcher Liebig die Abweſenheit aller kohlenſauren Salze nachwies, die Analyſen der meiſten zur Nahrung dienenden Pflanzen, haben zum Verſtändniß der Ernährung, des Wachsthums der Pflanzen, der Organiſation überhaupt den wichtigſten Beytrag geliefert. Die Geſetzmäßigkeit, die in der ganzen Natur herrſcht, macht es mehr als wahrſcheinlich, daß die unorganiſchen Beſtandtheile in der Pflanze nach beſtimmten chemiſchen Geſetzen geordnet ſind. Wenn wir die Pflanzenaſchen auch nicht als chemiſche Verbindungen betrachten können, ſondern als Gemenge, ſo dürfen wir doch annehmen, daß dieſe ſcheinbar willkührlich an einander gereihten Beſtandtheile aus einer chemiſchen Verbindung entſtanden ſind, welche durch die Operation der Einäſcherung aufgehoben wurde.

Da die Analyſe der Aſchen uns die Quantität der einzelnen Beſtandtheile kennen lehrt, ſo ſcheint es nicht undenkbar, aus ihren Mengenverhältniſſen Schlüße auf ihre Verbindung in der lebenden Pflanze zu ziehen und ſie vielleicht in beſtimmte Ausdrücke oder chemiſche Formeln zu bringen. Zur Erreichung dieſes Zweckes wäre es indeß nothwendig, eine große Menge genauer Beſtimmungen von Pflanzenaſchen vorliegen zu haben, um zuletzt daraus ein Schema zu bilden.

Die unorganiſchen Beſtandtheile ſind nicht durch die ganze Pflanze gleichmäßig vertheilt, ſondern in ihren verſchiedenen Organen ſehr verſchieden gruppirt. Die Aſche der Wurzel, des Stammes unterſcheidet ſich qualitativ nnd quantitativ von der Aſche der Blätter, Blüthen und Früchte. Hartwig hat auf Liebig's Veranlaſſung dieß ſchon an einigen Pflanzen nachgewieſen; ſo z. B. iſt die Aſche der Kartoffelknollen weſentlich verſchieden von der Aſche des Kartoffelkrautes.

Ueber die Aſchen einzelner Pflanzenorgane habe ich mehrere Verſuche angeſtellt in der Hoffnung, zu einer dereinſt aufzufindenden geſetzmäßigen Vertheilung der feuerbeſtändigen Subſtanzen nach den einzelnen Organen einer Pflanze einen Beytrag zu liefern. Da es ſich bey dieſen Verſuchen eigentlich nicht um die Aſche ſelbſt, ſondern nur um ihre vergleichende Betrachtung handelt, ſo war es natürlich ganz gleichgiltig, mit welcher Pflanze die Unterſuchung vorgenommen wurde. Ich wählte daher ſolche Pflanzen, welche leicht und vollſtändig eingeäſchert werden können. Denn die Analyſe von Aſchen, welche auch nach anhaltendem Glühen noch 4 bis 5 Procent Kohle enthalten, iſt ſtets großen Irrthümern ausgeſetzt.

Durch die Güte des Herrn Hofrath von Martius erhielt ich aus dem botaniſchen Garten mehrere Bündel von Pflanzen, welche, nachdem ihre einzelnen Organe ſorgfältig von einander getrennt und ausgeſucht waren, eingeäſchert wurden. Zu dem erſten Verſuche wählte ich die Aſche von Pyrus spectabilis und analyſirte die Aſche des Stammes, der Blätter und Früchte einzeln.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Auzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Autun (Dép. de Saôna et Loire). 1) Société éduenne des lettres, sciences et arts, beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Erforſchung der Alterthümer.

2) Société d'agriculture, publicirt Notes agricoles.

Auxerre (Dép. de l'Yonne). Die im Jahre 1749 geſtiftete Société des sciences, arts et belles lettres, die ſich hauptſächlich mit Welt- und Kirchengeſchichte befaßte, exiſtirt gegenwärtig nicht mehr.

Avesnes (Dép. du Nord). 1) Société d'agriculture, geſtiftet 1809, ausſchließend für landwirthſchaftliche Zwecke.

2) Société d'archéologie. Präſident: Lebrau.

Avranches (Dép. de la Manche). 1) Société d'archéologie de l'arrondissement d'Avranches, ſeit 1834.

2) Société d'agriculture, ſeit 1836; ſie giebt Notices heraus.

Avignon (Dép. Vancluse). Académie de Vaucluse, geſtiftet 1801, früher unter dem Namen Athénée d'agriculture, sciences et arts, hat 2 Bände Mémoires publicirt. Präſident: Mahul.

Die 1658 gegründete Académie des émulateurs beſtand nur kurze Zeit.

Bavay (Dép. du Nord). 1) Société des fouilles de Bavay, zur Erfvrſchung der Ruinen von römiſchen Niederlaſſungen in der Umgegend.

2) Société archéologique, ſeit 1831, publicirt nichts.

Bayeux (Dép. du Calvados). 1) Société d'émulation de Bayeux.

2) Société vétérinaire des départements du Calvados et de la Manche, beſtätigt 1830, hat 4 Bände Mémoires herausgegeben.

Beauvais (Dép. de l'Oise). Société d'agriculture, beſtand ſchon vor der Revolution und wurde im Jahre 1800 wieder hergeſtellt. Zweck der Geſellſchaft iſt alleinig Hebung der Landwirthſchaft. Alle Monate erſcheint ein Bulletin.

Besancon (Dép. du Doubs). 1) Académie des sciences, belles lettres et arts, gegründet 1752, wieder hergeſtellt 1802, publicirt Comptes rendus und beſchäftigt ſich mit der Erforſchung der unedirten Monumente der Geſchichte der Franche Comté; 1 Band iſt bereits erſchienen.

2) Société d'agriculture, sciences naturelles et arts du départament du Doubs, ſeit 1819, publicirt Mémoires.

Béziers (Dép. du Hérault). Société archéologique, ſeit 1834, giebt Mémoires heraus; bis jetzt ſind zwey Octavbände erſchienen. Präſident: Azais.

Die 1723 geſtiftete Académie de Béziers beſteht nicht mehr; ſie hat Mémoires in 4. publicirt, die erſten im Jahre 1736.

Blois (Dép. Loire et Cher). 1) Société des sciences et des lettres, ſeit 1832, publicirt Mémoires; zwey Bände ſind erſchienen. Präſident: du Pleſſis.

2) Société d'agriculture du département, um das Jahr 1800 gegründet, giebt ein Recueil périodique heraus.

1) Bordeaux (Dép. de la Gironde). 1) Académie royale des sciences, belles lettres et arts, geſtiftet 1712, 1793 aufgelöst und 1795 wieder hergeſtellt. Sie hat von 1715 bis 1735 in fünf Duodezbänden eine Sammlung der von der Academie mit Preiſen gekrönten Abhandlungen erſcheinen laſſen; ſeitdem publicirt ſie alle Jahre Actes de l'Académie, einen Bericht über die öffentlichen Sitzungen.

2) Société Linéenne, geſtiftet 1818, hat ſeit 1826, in regelmäßiger Aufeinanderfolge, ſehr geſchätzte naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen herausgegeben; ſie erſchienen anfangs als Bulletin, ſpäter unter dem Titel Actes, in zehn Bänden, jeder von ſechs Lieferungen. Auch publicirt die Geſellſchaft ein Annuaire. Secretär iſt der geſchätzte Zoologe Bazin.

3) Société de médecine ou d'instruction médicale, geſtiftet 1796.

4) Société médicale d'émulation, um die nämliche Zeit gegründet.

Dieſe beyden Geſellſchaften haben in den Jahren 1797 und 1798 unter dem Titel Journal de santé et d'histoire naturelle eine Sammlung ihrer Arbeiten drucken laſſen; es erſchienen drey Bände davon.

5) Société medico-chirurgicale, publicirt von Zeit zu Zeit Einiges.

(Fortſetzung.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.
Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. April 1844.

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemiſchen Laboratorium:

Ueber die Verſchiedenheit der Aſchen aus den einzelnen Theilen der Pflanzen.

(Schluß.)

Der in kleine Stücke zerſchnittene Stamm verbrennt leicht und giebt zuletzt über der Weingeiſtlampe geglüht eine weiße Aſche, welche kaum $\frac{1}{10}$ Procent Kohle enthält. Um die durch die Hitze entwichene Kohlenſäure zu erſetzen, mußte ſie nach dem Glühen mit kohlenſaurem Ammoniak benetzt werden. Waſſer löſt aus der Aſche nur wenig auf; in der wäßrigen Löſung, welche ſchwach alkaliſch reagirt, ſind keine phosphorſauren Alkalien, ſondern nur kohlenſaure enthalten. Die in Waſſer löslichen Beſtandtheile betragen 4 Procent. Der Hauptbeſtandtheil dieſer Aſche iſt kohlenſaurer Kalk, welcher 82 Procente ausmacht. Magneſia iſt nur als geringe Beymengung von wenigen Procenten zugegen. Im Waſſer unlösliche phosphorſaure Salze, nämlich phosphorſauren Kalk mit phosphorſaurer Magneſia enthält die Aſche 8 Procente.

Die Aſche der Blätter iſt vollkommen weiß, in Waſſer wenig löslich, welches daraus 6 Procente kohlenſaure Alkalien mit Spuren von ſchwefelſaurem Kali und Chlornatrium aufnimmt. Die in Waſſer löslichen Beſtandtheile betragen 7 Procente. Der Hauptbeſtandtheil iſt auch hier noch, wie in der Aſche des Stammes, der kohlenſaure Kalk. Die phosphorſaure Kalk- und Bittererde machen in dieſer Aſche ſchon 10 Procente aus. Die Magneſia hat ſich beynahe um das Doppelte von 4,9 bis 9,7 Procente vermehrt.

Ganz verſchieden von den Aſchen des Stammes und der Blätter iſt die der Früchte. Während die beyden beſchriebenen Aſchen 4 und 7 Procente in Waſſer löslicher Beſtandtheile enthielten, enthält dieſe 33 Procente, alſo ein Dritttheil der ganzen Menge. Die 33 Procente beſtehen aus kohlenſauren und phosphorſauren Alkalien zu gleichen Theilen. Die Quantität des kohlenſauren Kalkes hat ſich auf 37 Procente vermindert, während die phosphorſaure Kalk- und Bittererde auf 18 Procente geſtiegen iſt. Die phosphorſauren Verbindungen machen alſo über ein Dritttheil, nämlich 36 Procent aus. Auffallend iſt es, daß nur in dieſer Aſche Kieſelerde in einigen Procenten ſich findet.

Die Menge des Eiſens vermindert ſich vom Stamm bis zur Frucht. Der Gehalt an Eiſen iſt aber in den Aſchen dieſer Pflanzen ein ganz unweſentlicher, und beträgt im Stamm kaum $\frac{1}{2}$ Procent.

Vergleicht man die Zuſammenſetzung dieſer 3 Aſchen, ſo laſſen ſich folgende Schlüſſe daraus ziehen:

1) Die Menge der in Waſſer löslichen Salze mehrt ſich vom Stamm bis zur Frucht, und zwar faſt genau um das 8fache. Die in

Digitized by Google

Waſſer löslichen Salze des Stammes, der Blätter, der Frucht verhalten ſich in der unterſuchten Pflanze wie 1: 2: 8. Es fehlt hier offenbar eine Uebergangsſtufe von 2 zu 8, welche vielleicht durch die Blüthen gebildet wird.

2) Die phosphorſauren Salze nehmen vom Stamm bis zur Frucht um das 4fache zu und zwar auf Koſten der kohlenſauren Verbindungen, welche von 86 Procenten im Stamm bis auf 45 Procente in der Frucht ſich vermindern.

Um die Zunahme der Phosphorſäure vom Stamme bis zur Frucht noch in einem andern Beyſpiele zu beweiſen, unterſuchte ich die drey Aſchen von Sambucus niger ſpeciell auf Phosphorſäure. Die Phosphorſäure wurde nach einer mir durch Prof. Liebig mitgetheilten Methode beſtimmt, einer Methode, welche ihrer leichten Ausführbarkeit und Genauigkeit wegen vor andern den Vorzug verdient. Die auf Phosphorſäure zu unterſuchende Aſche wird in Salpeterſäure gelöst und die Löſung mit Bleyeſſig im Ueberſchuß gefällt. Der Niederſchlag enthält phosphorſaures Bleyoxyd, ſchwefelſaures, wenn Schwefelſäure zugegen war, und baſiſch ſalpeterſaures Bleyoxyd. Er wird geglüht und gewogen. Nunmehr beſteht er aus:

ſchwefelſaurem Bleyoxyd,
phosphorſaurem Bleyoxyd und
reinem Bleyoxyd.

Man löst ihn jetzt in Salpeterſäure wieder auf, verſetzt mit Schwefelſäure, dann mit Alkohol und wägt das erhaltene ſchwefelſaure Bleyoxyd wieder. Aus demſelben berechnet man das Bleyoxyd und zieht dieſes ſammt der Schwefelſäure, welche man durch Baryt zuvor in einem Theil der Aſche beſtimmt haben muß, von dem erſt gefundenen Gewicht des phosphorſauren, ſchwefelſauren und reinen Bleyoxyd's ab. Der Reſt iſt die Phosphorſäure.

Die Aſche des Stammes von Sambucus niger enthielt 13,5 Procente Phosphorſäure, die der Blätter 17,1 und die der Frucht 20 Procente.

Es iſt natürlich nicht möglich, aus einigen wenigen Analyſen von Pflanzenaſchen ein allgemeines Geſetz abzuleiten, denn das Verhältniß der feuerbeſtändigen Beſtandtheile der einzelnen Pflanzenorgane unter ſich iſt offenbar in den verſchiedenen Pflanzengattungen ein verſchiedenes. So enthalten z. B. die Cerealien in der Fruchtaſche gar keine in Waſſer lösliche Theile, während in der Strohaſche dieſe ſich nicht in unbedeutender Menge finden.

Leider nehmen die Aſchenanalyſen, wenn ſie mit Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt werden, einen großen Zeitaufwand in Anſpruch. Dieß mag auch der Grund ſeyn, daß bis jetzt noch keine hinreichende Zahl von Analyſen geliefert wurde, um aus ihnen ſichere Schlüſſe zu ziehen. Dieſer Mangel wird indeſſen gewiß mit der Zeit, da einmal durch Prof. Liebig die erſte Anregung gegeben iſt, gehoben werden.

3. Hr. Conſervator Dr. Steinheil:

Ueber die Aenderung der Dichtigkeit des Waſſers durch Abſorption der Luft.

Man hat Bedenken erhoben, ob es überhaupt möglich ſey, das ſpecifiſche Gewicht der Körper mit großer Schärfe zu beſtimmen. Denn aus den Unterſuchungen von Sauſſure d. J. iſt bekannt, daß das Waſſer etwas über 5 Volumprocente Luft abſorbirt, die nothwendig ſeine Dichtigkeit ändern müſſen und da die Abſorption allmählig erfolgt, ſo muß ſie die Dichtigkeit des Waſſers zu einer variablen Größe machen und folglich eben ſo die Dichtigkeit der andern damit verglichenen Körper.

Auf dieſe Bedenken kann ich nun mit Zahlen antworten, indem ich, im Beſitze einer überaus genauen und conſtanten Waage ſo wie eines Gewichtseinſatzes, bey welchem alle Theile auf 0. 01 Milligr. gegen einander abgewogen und ihrem ſpecifiſchen Gewichte nach genau bekannt ſind, eine dieſem Zwecke eigens gewidmete Unterſuchung in Verbindung mit Herrn Seidel, einem ganz ausgezeichneten Schüler Beſſels und Enkes, vorgenommen habe.

Die Herſtellung des bayeriſchen Normalpfundes nach der Verordnung vom 28. Februar 1809 als

Digitized by Google

Cylinder von Bergkryſtall bot hiezu paſſende Gelegenheit. Ich hatte das ſpec. Gewicht der Copie des Archivkilogrammes in Bergkryſtall, was gegenwärtig im Beſitze der k. neapolitaniſchen Regierung iſt, nach Beſſels Methode und mit ſeiner Tafel über die Ausdehnung des Waſſers gefunden

2. 6509622
$\pm$ 30

Der Kryſtall des bayeriſchen Normalpfundes ergab in derſelben Weiſe reducirt und unter Annahme derſelben Längenausdehnung für

$1^{\circ} = 0.00001085$

in Waſſer, was ſich nach der Tropfenprobe als rein gezeigt hatte, und jedesmal vor der Abwägung 10 Minuten lang mit Luft geſchüttelt wurde, alſo gewiß das Maximum davon aufgenommen hatte

	2. 6509676
	783
	588
	688
	775
	412
	329
	732
im Mittel	2. 6509623
mit dem mittlern Fehler von	$\pm$ 48

alſo auf 7 Zifferſtellen genau dasſelbe ſpecifiſche Gewicht, was das Bergkryſtallkilogramm gegeben hatte. Dieſe Uebereinſtimmung bey zwey Körpern, die in abſolutem Gewichte und in Form ganz verſchieden ſind, von welchen der eine Kryſtall aus Madagaskar, der andere aus Braſilien ſtammt, wird gewiß alle überraſchen, die ſich mit ähnlichen Beſtimmungen beſchäftigt haben. Sie ließ vermuthen, daß dem Bergkryſtall überhaupt dieſes ſpecifiſche Gewicht zukomme und daß die Unterſchiede, welche man bisher an verſchiedenen Individuen beobachtet hatte, nur aus der Beobachtung oder ihrer unrichtigen Reduction hervorgegangen ſind. Dieß hat ſich nun auch in Wirklichkeit ergeben, indem das ſpecifiſche Gewicht von noch drey Bergkryſtallen — eines natürlichen Bergkryſtalles, einer Kugel von Bergkryſtall und eines ſogenannten Rheinkieſels ebenfalls auf eine Einheit der 6. Zifferſtelle denſelben Werth gaben. Da nun 5 verſchiedene Bergkryſtalle wenigſtens auf eine Einheit der 6. Zifferſtelle, die im mittlern Fehler der Beſtimmung ſelbſt liegt, dasſelbe ſpecifiſche Gewicht beſitzen, ſo iſt es ſo gut als gewiß, daß dieſe Eigenſchaft der ganzen Species zukömmt und daß daher Gewichte aus Bergkryſtall wegen der gleichen ſpec. Schwere einen ganz beſondern Vortheil bieten. —

Mit dem nach ſeinem ſpecifiſchen Gewichte genau bekannten Normalpfunde konnte nun auch unterſucht werden, wie weit ſich die Dichtigkeit des Waſſers durch Entfernen der atmoſphäriſchen Luft ändere.

Es wurde daher deſtillirtes Waſſer in ſilbernem Becken ſo lange gekocht, bis keine Luftblaſen mehr entwichen. Man erkennt dieß ſehr leicht durch Entfernen der Weingeiſtflamme, worauf jede Blaſe am Boden des Gefäſſes verſchwinden muß, wenn alle Luft entfernt iſt. Läßt man jedoch das ausgekochte Waſſer allmählig und ruhig erkalten, wozu wenigſtens 2 Stunden Zeit erforderlich ſind, bis es die Zimmertemperatur angenommen hat, ſo iſt auch ſchon wieder faſt alle Luft davon aufgeſaugt. Denn die Entwickelung der Luftblaſen zeigt keinen Unterſchied beym abermaligen Sieden gegen Waſſer, was lange mit Luft geſchüttelt wurde; ſchon bey 30° Wärme bedeckt ſich der Boden des Gefäſſes mit Luftblaſen. — Nur durch künſtliche Abkühlung in Eis, welche ſchon nach 10 Minuten bewirkt war, konnte ich dazu gelangen, daß ſich bey abermaligem Sieden nur ganz kurz vor dem Siedepunkte einige wenige Luftbläschen entwickelten.

In Waſſer, was auf ſolche Weiſe wenigſtens möglichſt luftfrey gemacht war, wurden nun unmittelbar darauf Abwägungen des Berkryſtallpfundes vorgenommen und dieſe gaben, reducirt wie die obigen, für das ſpec. Gewicht:

Digitized by Google

	2. 6509316
	737
	082
	073
	466
	258
im Mittel	2. 6509322 mit dem mittlern Feh-
ler	$\pm$ 74

alſo eine etwas größere Dichtigkeit für das luftfreye Waſſer. Der Unterſchied beträgt

$$0.000030 \pm 9$$

d. i. circa $\frac{1}{88000}$ der Dichtigkeit

und iſt folglich ſo klein, daß er nur in ſeltenen Fällen durch einmalige Wägung erkannt werden kann, in keinem vorkommenden Falle aber auf die Ableitung der abſoluten Gewichte einen irgend bemerkbaren Einfluß übt.

Da wir nun wiſſen, daß das Waſſer 5 Volumprocente Luft aufnimmt, ſo muß dieſe Luft im Waſſer in höchſt comprimirtem Zuſtande enthalten ſeyn. Die Rechnung zeigt, daß die Compreſſion, welche hier das Waſſer auf die Luft ausübt,

650 Atmosſphären $\pm$ 33

beträgt, daß alſo die Luft im Waſſer beynahe eben ſo dicht iſt als das Waſſer ſelbſt, welches bekanntlich 770mal dichter als Luft iſt.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortſetzung.)

6) Société philomatique, vor 1800 gegründet und im Jahre 1808 erneuert, hat die Verbreitung des Geſchmackes an Wiſſenſchaft und Kunſt zum Zwecke, und veranſtaltet auch Induſtrieausſtellungen. Die Protokolle der Sitzungen der Geſellſchaft wurden in einer alle Monate ausgegebenen Zeitſchrift abgedruckt; ſie führte von 1802 bis 1818 den Titel Bulletin polymathique

du muséum d'instruction publique de Bordeaux und iſt zu 16 Bänden angewachſen.

7) Société d'agriculture, publicirt ein Bulletin.

Boulogne sur mer (Dép. Pas de Calais). Société d'agriculture, du commerce, des sciences et des arts, giebt ſeit 1797 faſt jedes Jahr einen Band Protokolle über die jährliche öffentliche Sitzung heraus.

Bourg (Dép. de l'Ain). Société d'émulation de Bourgen-Bresse, gegründet 1783, erneuert 1801, beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Fragen aus dem Gebiete der Landwirthſchaft, des Handels, der Induſtrie und Statiſtik. Seit 1810 erſcheint alle Monate ein Heft, unter dem Titel: Journal d'agriculture, sciences, lettres et arts in Octav.

Bourges (Dép. du Cher). Société d'antiquités, d'histoire et de statistique du département du Cher, ſeit 1834, hat nichts publicirt. Präſident iſt der Präfect Cochon de Lapparent.

Brest (Dép. Finistère). 1) Société d'émulation, ſeit 1833, publicirt jährlich ein Annuaire und ein Bulletin de ses travaux.

2) Die 1752 gegründete Académie royale de la marine iſt eingegangen.

Caen (Dép. du Calvados). 1) Académie royale des sciences, arts et belles lettres, gegründet 1705, wieder hergeſtellt gegen Ende des Jahres 1800. Die alte Akademie hat, von 1754 — 1758, *fünf* Bände Mémoires in Octav publicirt, und ſo viele bis jetzt auch die neue Akademie, nämlich von 1800 — 1805 zwey, und von 1829 — 1840 drey Bände in 8. Beſtändiger Secretär der literariſchen Claſſe: M. Travers.

2) Société royale d'agriculture et de commerce, gegründet auf Antrieb der Regierung 1761, unter dem Titel Société d'agriculture de la généralité de Caen, in der Revolution vernichtet und im Jahre 1801 wieder hergeſtellt. Die Geſellſchaft hat ſeit 1803 eine Maſſe Berichte über die von ihr veranlaßten Concurſe und öffentlichen Induſtrieausſtellungen, und von 1827 — 1836 vier Bände Mémoires publicirt. Beſtändiger Secretär: M. Lair.

3) Société de Médecine, geſtiftet 1798 und damals Conseil de santé genannt, giebt ſeit 1825 Berichte über ihre Arbeiten und über die gekrönten Preisſchriften heraus.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.
Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 20. April 1844.

Hr. Profeſſor Dr. von Kobell:

a) Ueber einen als Hochofenſchlacke gebildeten Diopſid.

Die unterſuchte Schlacke erhielt ich von Jenbach in Tyrol. Die Erze ſind Spatheiſenſtein in Thonſchiefer und werden angeblich mit Zuſatz von Kalk mit Holzkohlen niedergeſchmolzen. Die Schlacke wird bey gutem Gange des Ofens erzeugt. Sie iſt von blaß grünlicher Farbe, kryſtalliniſch und ſehr homogen.

Die Kryſtalle bilden dünne rhombiſche Tafeln, deren ſtumpfer Winkel ungefähr 130½° mißt. Sie zeigen Spaltbarkeit nach einem Prisma von 86° und 94°, wie beym Augit, hinlänglich deutlich, um die Winkel beym Kerzenlicht unter der Loupe mit dem Reflexionsgoniometer meſſen zu können. Der klinodiagonale Blätterdurchgang geht nach den breiten Seiten der Tafeln und der Winkel von 130° iſt die Neigung der Kante eines Klinodoma's mit der vordern Seitenkante, welches Klinodoma wegen der dünnen Kryſtalle nicht zu beſtimmen iſt. Es ſind beym Augit zwey Klinodomen bekannt, deren Kante unter dieſem Winkel zur vordern Seitenkante geneigt iſt. Spec. G. = 3,2.

Vor dem Löthrohre ſchmelzbar = 3, mit geringem Blaſenwerfen zu einem weißlichen Glaſe, wie Diopſid. Von Salzſäure und Schwefelſäure nur ſehr wenig angegriffen.

Die Analyſe beſtätigte, was die Spaltungswinkel, das ſpec. Gewicht rc. vermuthen ließen, daß dieſe Schlacke ein Diopſid ſey. Es wurden nämlich in 100 Theilen erhalten:

			Sauerſtoff
Kieſelerde	57,26	„	29,73
Thonerde	2,33	„	1,08
Kalkerde	23,66	„	6,62
Talkerde	13,23	„	5,12
Eiſenoxydul	1,66	„	0,37
Manganoxydul	1,73	„	0,39
Spuren von Kali			
	99,87		

Die Formel iſt C Si² + Mg Si² und der Ueberſchuß an Kieſelerde von Quarz herrührend, welcher zuweilen in freyen Körnern in der Schlacke ſichtbar iſt.

Die von Trolle-Wachtmeiſter und H. Roſe analyſirten Malakolithe von Tjötten in Norwegen (1) und von Langbanshyttan in Wärmland (2), wie überhaupt die meiſten Diopſide haben dieſelbe Zuſammenſetzung.

	1.		2.
Kieſelerde	57,49	„	55,32
Kalkerde	23,10	„	23,01
Talkerde	16,70	„	16,99
Eiſenoxydul	0,20	„	1,94
Manganoxydul	—	„	1,43
Thonerde	0,43		
	97,92	„	98,69

Bekanntlich haben Berthier und Mitſcherlich ſchon vor längerer Zeit einen ſolchen Diopſid durch Zuſammenſchmelzen der geeigneten Mengen von Kieſelerde, Kalkerde und Talkerde in vollkommen kryſtalliſirtem Zuſtande dargeſtellt.

---

b) Ueber die Kryſtalliſation des ſauern phosphorſauern Ammoniaks $\dot{N}\,H^4\,\dot{H}^2\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{P}$.

Mitſcherlich hat ſchon vor längerer Zeit die Kryſtalle des ſogenannten ſauern phosphorſauern Ammoniaks $\dot{N}\,H^4\,\dot{H}^2\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{P}$ unterſucht und quadratiſche Pyramiden von $90^0\ 25'$ Randkantenwinkel angegeben. Ich habe zufällig ſchöne Kryſtalle dieſes Salzes erhalten, die ſich in einer Auflöſung von Phosphorſäure gebildet hatten. Meine Meſſung ſtimmt vollkommen mit der von Mitſcherlich überein; da aber die Hälfte der Pyramidenflächen öfters zu einer Art von Prisma ausgedehnt war, woran dann die andere Hälfte als Doma erſchien, ſo ſuchte ich mich durch das Verhalten dieſer Kryſtalle zum polariſirten Lichte von der Richtigkeit der Kryſtallbeſtimmung zu überzeugen. Es gelang dieſes mit einem Kryſtall von ungefähr 4 Linien Durchmeſſer, an welchem ich die Scheitelecken mit einer naſſen Feile wegnahm und dann die Flächen mit Eiſenroth auf Glas polirte. Ich erkannte das Ringſyſtem mit dem ſchwarzen Kreuze ſo deutlich, daß über die Meſſungen und das quadratiſche Kryſtallſyſtem kein Zweifel mehr ſeyn kann.

---

c) Ueber eine Anwendung chemiſcher Metallniederſchläge zu farbigen Zeichnungen auf Kupfer.

Man hat von galvaniſchen Niederſchlägen Anwendung zu dergleichen Zeichnungen gemacht, indem man die Stellen, welche nicht belegt werden ſollen, mit einem geeigneten Firniſſe deckt, welcher nach der Fällung wieder weggenommen wird. Ich will hier auf eine Art aufmerkſam machen, welche, die Bildung der Kupferplatte ausgenommen, worauf die Zeichnung anzubringen, keine chemiſchen Apparate erfordert.

Die verſchiedenen Farben von Kupfer, Silber, Gold, Platin rc. haben nur dann gehörigen Effect neben einander, wenn ſie durch vertiefte ſtarke Linien getrennt ſind. Um ſich alſo farbige Platten dieſer Art zu verſchaffen, wird die Zeichnung auf eine Kupferplatte radirt, die Platte dann in einer Auflöſung von Chlorſilber in Kochſalzauflöſung verſilbert, das Relief galvaniſch gefertigt, und dieſes, welches ebenfalls verſilbert wird, nun beliebig oft in dünnen Platten copirt, welche natürlich die Zeichnung, wie das Original, in vertieften Linien tragen. Will man nun Stellen mit Silber belegen, ſo wird der übrige Theil der Platte mit Dammarfirniß gedeckt, welchen man hinlänglich trocknen läßt, daß er ſich in der Flüſſigkeit nicht zuſammen zieht. Man legt dann die Platte 15 Minuten in eine Auflöſung von Chlorſilber in geſättigter Kochſalzlöſung. Nach der Fällung wird ſie abgewaſchen, mit Fließpapier ſchnell getrocknet, mit reinem Terpentinöl*) der Firniß weggenommen und weiter die Platte durch Reiben mit fein pulveriſirtem gebranntem Kalk und weichem Leder gereinigt. Um Platin zu fällen, verfährt man ebenſo und legt die Platte in eine geſättigte Kochſalzauflöſung, welcher etwas Platinauflöſung zugeſetzt wird, ſo daß ſie eine weingelbe Farbe erhält. Je nachdem man die Platte eine halbe oder ganze Stunde, oder länger darin liegen läßt, kann man verſchiedene Farbennüaneen hervorbringen, welche ſich immer mehr der Stahlfarbe nähern. Um eine ſchwarze Zeichnung zu geben, taucht man das Kupfer in eine mit 2 bis 3 Theilen Waſſer verdünnte Platinauflöſung ohne Kochſalz, wobey ſie ſogleich an den freyen Stellen ſchwarz wird. Sobald die Farbe erſchienen, waſcht man ſie mit Waſſer und dann mit Terpentinöl ab. Um

*) Man kann ſich ſtatt deſſen nicht des Aethers bedienen, weil ſich damit der Niederſchlag ſtellenweiſe abreiben läßt.

Gold zu fällen, wendet man eine friſche Auflöſung von Cyankalium an, in welche man etwas Goldauflöſung gießt, nur $\frac{1}{50}$ dem Volumen nach oder noch weniger. Eine hineingelegte Platte vergoldet ſich in Zeit von einer Stunde ſehr ſchön. Um aber die Stellen zu decken, welche nicht vergoldet werden ſollen, kann man ſich nicht des Dammarfirniſſes bedienen, weil dieſer und ähnliche Firniſſe von der Flüſſigkeit angegriffen werden. Ich habe an dem Paraffin von vielen die einzige Subſtanz erkannt, welche dabey angewendet werden kann. Man löſt Paraffin in wenig reinem Terpentinöl auf und deckt mit dieſem Firniß, welchen man an einem kühlen Ort gut trocknen läßt. Es iſt am beſten, ihn mit einem feinen Pinſel ganz dünn aufzutragen. Das Paraffin ſchützt dann die gedeckten Stellen ſehr gut gegen die alkaliſche Flüſſigkeit und es kann dieſes Deckmittel noch beſſer für die galvaniſche Vergoldung benützt werden, da bey letzterer der Niederſchlag viel ſchneller geſchieht.

Es wird am zweckmäßigſten die Vergoldung zuerſt vorgenommen, dann die Platinirung, dann die Verſilberung. Dann legt man die Platte, um nachheriges Anlaufen zu verhüten, 12 Stunden in eine Auflöſung von Kupfervitriol, und bringt zuletzt die ſchwarze Zeichnung an, worauf die Platte mit einem farbloſen Firniß durch Uebergießen oder Eintauchen überzogen wird *).

Wenn wir ſchon durch die galvaniſche Präcipitation wiſſen, daß eine vollkommen ſpiegelnde Fläche gleichwohl nur eine Anhäufung unendlich kleiner Kryſtalle ſeyn kann und ein Continuum des Niederſchlages nicht beſteht, wie das Roſten von ſchwach vergoldetem Eiſen, die Angreifbarkeit durch Säuren ꝛc. beweiſt, ſo erkennt man Aehnliches bey dieſer Art von Niederſchlägen. Man kann nämlich eine auf die angegebene Weiſe mit Platin belegte Fläche durch Erhitzen ebenſo anlaufen machen, wie das Kupfer für ſich allein anläuft, und es geſchieht dieſes ziemlich gleichmäßig in einem erhitzten Sandbade. Dabey kommt ein Moment, wo die Platte ſchön laſurblau anlauft. Dieſe Eigenſchaft läßt ſich zu neuen Zeichnungen benützen. Um nämlich ſolche blaue Farbe auf ſtahlgrauem oder ſilberweißem Grunde zu erhalten, deckt man die Stellen, welche blau erſcheinen ſollen, mit Dammarfirniß und taucht dann die Platte in verdünnte Salzſäure, welche die Platinfarbe ſogleich wieder herſtellt. Man trocknet dann mit Fließpapier und entfernt den Firniß mit reinem Terpentinöl und gelindem Reiben mit feinem Pulver von ungelöſchtem Kalk und Leder. Wenn das Kalkpulver in gehöriger Menge genommen und gerieben wird, ſo erhalten ſich die angelaufenen Stellen vollkommen und ſolche Zeichnungen ſehen beſonders ſchön aus.

*) Auf Meſſing, Argentan oder dergleichen kann man auch an beliebigen Stellen galvaniſches Kupfer fällen und dieſes dann gegen Gold, Platin ꝛc. auf die angegebene Weiſe austauſchen.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortſetzung.)

4) Société Linnéenne de Normandie, geſtiftet 1823, publicirt Mémoires; die erſte Serie derſelben, in den Jahren 1821 — 1828 erſchienen, beſteht aus 4 Bänden in Octav, mit einem Atlas in Quart, und einem nur den Arbeiten der ausländiſchen Geſellſchaftsglieder gewidmeten Quartbande. 1835 begann eine zweyte Serie in Quart, bis jetzt 2 Bände ſtark. Außerdem publicirt die Geſellſchaft Berichte über ihre öffentlichen Jahresſitzungen, die ſeit 1835 in verſchiedenen Städten des Departements abgehalten werden. Präſident: M. Renon. Viceprăſident: M. Chauvin. Secretär: M. Deslongchamps.

5) Société des antiquaires de Normandie, gegründet 1821, hat 11 Bände Mémoires publicirt, die zehn erſten in Octav; der eilfte, mit dem eine neue Serie in Quart beginnt, iſt 1840 erſchienen.

6) Société francaise pour la conservation et la description des monumens historiques de France, ſeit 1834 beſtehend, mit Filialvereinen in den übrigen Departements, publicirt jährlich einen Octavband, unter dem Titel: Bulletin monumental. Alle Jahre einmal

Digitized by Google

halten die Mitglieder eine Zuſammenkunft, abwechſelnd in den bedeutendſten Städten Frankreichs. Director: Herr v. Caumont.

7) Association normande, gegründet 1835 zur Hebung von Ackerbau und Gewerbfleiß und zur Herſtellung einer vollſtändigen Statiſtik der Normandie, publicirt ein Annuaire in Octav und hält alle Jahre eine Generalverſammlung in einer der bedeutendern Städte der Provinz. Vorſtand: Mr. de Caumont.

8) Société d'horticulture, geſtiftet 1837, veröffentlicht Berichte, hat eine jährliche Ausſtellung begründet und vertheilt Medaillen.

9) Die Société d'émulation des sciences et belles lettres, 1819 gegründet, löſte ſich nach kaum zweyjährigem Beſtehen wieder auf.

Cahors (Dép. du Lot). Société d'agriculture, sciences, belles lettres et arts, hat vorübergehend, in Gemeinſchaft mit zwey andern Ackerbaugeſellſchaften des Lot-Departements, nämlich denen zu Figeac und zu Gourdon, eine Sammlung Abhandlungen herausgegeben.

Cambray (Dép. du Nord). Société d'émulation, ſeit 1801, giebt alle zwey Jahre einen Band in Octav heraus.

Carcassonne (Dép. de l'Aude). 1) Société d'agriculture, gegründet 1800 und im Jahre 1821 erneuert, giebt eine Ackerbauzeitung heraus, die bereits ihren einundzwanzigſten Jahrgang (1840) erlebt hat.

2) Commission des sciences et des arts de Carcassonne, ſeit 1836, publicirt nichts.

Carpentras (Dép. de Vaucluse). Société agricole, commerciale et littéraire, wurde im Jahr VI. gegründet.

Castelnaudary (Dép. de l'Aude). Société philotechnique.

Chalons sur Merne (Dép. de la Marne). 1) Société d'agriculture, commerce, sciences et arts du département de la Marne, beſteht ſeit 1798 und publicirt alle Jahre einen Band Mémoires. Präſident: Caquot.

2) Die 1766 gegründete Academie wurde 1793 vernichtet und ſpäter nicht mehr hergeſtellt; ſie beſchäftigte ſich mit der Volks-, Rechts- u. Kirchengeſchichte der Champagne.

Chateauroux (Dép. de l'Indre). Société d'agriculture du département de l'Indre, 1801 geſtiftet, publicirt ihre Forſchungen unter dem Titel Ephémerides.

Chatellerault (Dép. de la Vienne). Société d'émulation, ſeit 1828, hat noch nichts publicirt.

Charbourg (Dép. de la Manche). Société académique, 1755 gegründet, wurde 1793 aufgehoben, 1807 wieder hergeſtellt und erhielt 1818 die Genehmigung der Regierung; ſie hat ſeit 1833 mehrere Bände Mémoires publicirt. Präſident: Aſſelin.

Clermont-Ferrand (Dép. Puy de Dôme). 1) Académie des sciences, belles lettres et arts, 1747 gegründet, wurde 1818 unter dem Namen Société d'encouragement des sciences, lettres et arts hergeſtellt, hat jedoch 1824 die Benennung Academie wieder angenommen. Die alte Academie hat Einiges über die Particulargeſchichte der Auvergne herausgegeben; die neue publicirt ſeit 1828 ein Journal unter dem Titel Annales scientifiques, littéraires et industrielles de l'Auvergne.

Eingegangen iſt: Société académique de géologie, minéralogie et botanique d'Auvergne; ſie war einige Jahre lang eine Nebenbuhlerin der „neuen Academie.“

(Dieppe (Dép. de la Seine Inférieure). Société pour la recherche des antiquité de l'arrondissement et surtout pour l'exploration de la cité de Limes, ſeit 1825, hat Nachgrabungen veranſtaltet und darüber einige Berichte veröffentlicht.

Dijon (Dép. de la Côte d'Or). 1) Académie des sciences, arts et belles lettres, gegründet 1725, wurde 1798 als société libre des sciences, arts et agriculture erneuert, nahm jedoch 1802 wieder den alten Namen an. Die alte Academie hat, von 1769 an, mehrere Bände Mémoires herausgegeben; die neue publicirt Comptes rendus über ihre Arbeiten. Von 1754 — 1786: Recueil de Mémoires ou collection des pièces académiques, 13 Vol. in 4.

2) Commission départementale d'antiquités de la Côte d'or, ſeit 1831, giebt Mémoires heraus und läßt Nachgrabungen anſtellen.

3) Société médicale, geſtiftet 1831, publicirt jedes Jahr einen Band Mémoires. Präſident: Vallée.

4) Société d'agriculture et d'industrie agricole de la Côte d'or, ſeit 1831 beſtehend, giebt eine Zeitſchrift heraus.

Dinan (Dép. des Côtes-du-Nord). Société d'agriculture, wurde 1803 unter dem Namen Société libre d'agriculture, arts et commerce gegründet.

Douai (Dép. du Nord). Société royale et centrale d'agriculture, sciences et arts du département du Nord, gegründet 1799, beſtätigt 1829, publicirt alle zwey Jahre einen Band in Octav. Präſident: Lagarde.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 11. May 1844.

1. Auszüge aus Briefen an den Hrn. Claſſenſecretär Dr. v. Martius:

a) Von Hrn. Dr. Med. Guyon, Chirurgien en Chef de l'Armée d'Afrique, d. d. Algier den 15. März 1844.

Wir beſitzen in Algerien eine Art von Opuntia, welche eine Höhe von 10 bis 12 Fuß erreicht. Sie iſt voll Stacheln, welche ſich im Verlaufe der Cultur theilweiſe verlieren. Die Eingebornen benützen ſie zu Umzäunungen, zum Schutze ihrer Liegenſchaften und ganzer Dörfer und genießen die Frucht ſehr gerne. Bisweilen bringt der übermäßige Genuß dieſer Früchte ſchwere Krankheitszufälle ganz beſonderer Art. Die Samen nämlich, welche der Verdauung widerſtehen und gemeiniglich unzerſtört abgeführt werden, lagern ſich bey manchen Individuen im Rectum ſo ab, daß ſie, wie ein Stöpſel eine vollſtändige Obſtruction veranlaſſen, gegen die man ausſchließlich durch mechaniſche Hülfe etwas ausrichten kann. Die Frucht enthält, wie dieß vor einigen Jahren ein ſicilianiſcher Chemiker gezeigt hat, eine große Menge kryſtalliſirbaren Zuckers. Wenn ſie ſich in einer angemeſſenen Temperatur ſelbſt überlaſſen bleibt, ſo erſcheint dieſer Zucker unter der Form einer Efflorescenz auf der Oberfläche. Ich zweifle nicht, daß dieſe Art urſprünglich amerikaniſch ſey, und über das ſüdliche Spanien, wo ihr Gebrauch ebenfalls ſehr vervielfältigt worden, nach Nordafrika eingeführt ſey.

Ich ſende Ihnen hier auch Exemplare von dem Hanf, welchen die Araber zu rauchen pflegen, um ſich in eine Art von Trunkenheit zu verſetzen. Eben ſo ſende ich das Haschis, eine mit pulveriſirtem Hanf und Honig gemachte Latwerge, die man, wenn nicht daran gewöhnt, in der Doſis von der Größe einer Haſel- bis zu der einer welſchen Nuß zu nehmen pflegt. Die Araber machen noch einige andre Präparate von ähnlicher intoxicirender Wirkung, deren jedes einen beſonderen Namen hat. Das Haschis iſt jedoch die einfachſte und häufigſt benützte Zubereitung. Die kleinen thönernen Pfeifenköpfe, aus welchen die Araber den Hanf zu rauchen pflegen, lege ich ebenfalls bey.

Außerdem erhalten Sie eine Probe von der Rinde des Guajacbaumes (Guajacum officinarum), mit Ausſchwitzungen des Guajac-Harzes. Ich habe dieſelbe à la Petite Ferre, einer kleinen Inſel zwiſchen Guadeloupe und der Isle Désirade, ſelbſt geſammelt. Auf la Petite Ferre de la Désirade wird der Gujacbaum in großer Menge gezogen. Man macht dort aus ſeinem Holze häufig Flaſchen und Becher für den täglichen Gebrauch der Ausſätzigen, welche aus allen franzöſiſchen Antillen nach Désirade abgegeben werden. Auch eine ſehr geſchätzte, äußerſt compacte Kohle brennt man aus dem Holze. Das Harz quillt niemals in großer Menge aus der Rinde hervor. Die beträchtlichſten Anſammlungen, welche ich von ihm geſehen habe, waren kaum größer als eine welſche Nuß.

Digitized by Google

In der franzöſiſchen Guiane wird eine filzige Materie, welche die Neſter der Formica bispinosa Oliv. Latr. ibid. p. 133 planche 4. fig. 20. (Formica fungosa Fabr.) ausmacht, häufig als Zunder gebraucht. Dieſe Subſtanz iſt wegen ihrer außerordentlichen Feinheit das beſte mechaniſche Haemostaticum, was ſich denken läßt; und ſie verdient in dieſer Beziehung zu weiteren kliniſchen Verſuchen empfohlen zu werden.

b) Vom Hrn. Dr. Griffith, Superintendenten des botaniſchen Gartens zu Calcutta, d. d. 22. Januar 1844.

Vor einem Jahre habe ich eine ausführliche Abhandlung über einige Erſcheinungen bey der Föcundation von Pflanzen, begleitet von 17 oder 18 Zeichnungen, an die Linnäiſche Societät nach London geſendet; ich weiß aber nicht, ob ſie bereits gedruckt ſeyn wird. Alle meine Beobachtungen waren offenbar den Anſichten Schleidens günſtig, und zwar nicht ſowohl in Beziehung auf die Einſtülpung des Embryoſackes vermittelſt des eindringenden Pollenſchlauches, als in Rückſicht auf die unmittelbare Entſtehung des Embryo aus dem Pollenſchlauch. Dagegen reden ſie der Anſicht der Franzoſen von der urſprünglichen Gegenwart eines Utriculus das Wort nicht. Keine Erſcheinung kann, wie ich denke, entſchiedener hierüber Auskunft geben, als der Vorgang bey Santalum. Hier iſt ſchlechterdings kein Schlauch oder Bläschen in dem Embryoſack vorhanden, ehe der Pollenſchlauch auch in ihn penetrirt, und das nachher ſichtbar werdende Bläschen iſt nichts anders als das Ende des Pollenſchlauches. Im Verlaufe des Entwicklungsganges aber ſtellen ſich Schwierigkeiten heraus, um mit Beſtimmtheit anzugeben, was dieſes Bläschen werde: ob es im Ganzen oder theilweiſe den Embryo bilde? In den Blüthen von Loranthus treten die Pollenſchläuche nicht bloß in die Embryoſäcke ein, ſondern ſtreichen ohne Zweifel durch die ganze Länge derſelben durch.

Ueber den Hergang bey Befruchtung der Palmen habe ich zur Zeit noch keine Beobachtungen angeſtellt, indem ich es mir für den letzten Theil meines Memoires über die indiſchen Palmen vorbehalte.

Dr. Wight iſt noch in Coimbatore mit ſeinen großen Acclimationsverſuchen amerikaniſcher Baumwollenarten beſchäftigt.

Ich habe neuerlich mehrere Pflanzen aus Malacca erhalten, welche ein hohes botaniſches Intereſſe erregen, wie ich denn überhaupt die Flora jenes Landes einer jeden andern vorziehen möchte. Es befindet ſich darunter eine Bixacea, welche an den Zweigen ſtatt Wickelranken krumme Hacken entwickelt, ein neues, vielleicht mit Paropsia Thouars. zu vereinigendes Genus aus der Gruppe der Paſſionsblumen, — ein neuer Durio, D. Oxleyanus Griff., — Heteropyxis, eine neue Gattung aus der Familie der Bombaceen u. ſ. w. Ich habe dieſe Neuigkeiten noch nicht bekannt gemacht, weil ich dieß in einem gegenſeitigen Zuſammenhange zu thun wünſchte.

Hoffentlich kommt Ihnen mit dieſem Briefe der Wiederabdruck von Dr. Will. Roxburghs Cryptogamia und von Dr. Jäks Miscellanea zur Hand. Dr. Mac Clelland hat gegenwärtig eine intereſſante Arbeit über die indiſchen Aale im Druck. In der That, dieß Land iſt das rechte für Forſcher, wenn ſie nur ſo glücklich ſind, ihre Geſundheit zu erhalten. Ich bekomme in meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten jegliche Beyhülfe von der Regierung; das läßt mit Freuden arbeiten u. ſ. w.

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemiſchen Laboratorium:

a) Chemiſche Unterſuchungen einer Melanoſe des Gehirns und der Leber.

Bey der Section eines männlichen Individuums fanden ſich in der Leber- und Hirnſubſtanz, wie auch noch in andern Körpertheilen, ſchwarze com-

Digitized by Google

pacte Stücke, welche ſich leicht aus der ſie umgebenden Maſſe auslöſen ließen. Durch Hrn. Prof. Jörg erhielt ich mehrere dieſer Stücke zur Unterſuchung.

Zwey an verſchiedenen Stellen des großen Gehirns vorgefundene Melanoſen wurden bey 100° C. getrocknet und zu feinem Pulver zerrieben. Das Pulver war weich und fettig anzufühlen, ohne Geruch und Geſchmack, von tief dunkelſchwarzer Farbe, ſchwimmt auf dem Waſſer, ohne ſich darin zu löſen, auch wenn es zum Kochen gebracht wird. Das Gewicht der zur Unterſuchung beſtimmten Subſtanz betrug nach dem Trocknen 1,2 Gramm. Um das Fett zu entfernen, wurde das Pulver mehrmals mit kochendem Aether ausgezogen, welcher nach dem Verdampfen eine unbedeutende Menge eines gelblichen Fettes zurückließ. Auf einem Platinblech erhitzt verbrannte das Pulver mit heller ſtark rußender Flamme; es war jedoch nicht möglich, die organiſche Subſtanz vollſtändig zu verbrennen, ſondern es blieb ſtets ein ſchwarzer verglaſter Rückſtand. Dieß rührt von einem nicht geringen Gehalte erdiger Salze, beſonders phosphorſaurer her, welche durch die Glühhitze in Fluß verſetzt die Verbrennung der organiſchen Subſtanz theilweiſe verhinderten. Um dieſe Beymiſchung zu trennen, wurde das feingeriebene Pulver wiederholt mit ſehr verdünnter Salzſäure digerirt. Es fand ſich in der abgegoſſenen Säure phosphorſaure Kalkerde mit Magneſia. Nach dieſer Behandlung mit Säuren hinterläßt die Melanoſe beym Verbrennen auf dem Platinblech einen Aſchenrückſtand, welcher 1,7 Proc. beträgt.

Zwey mit dieſer Subſtanz vorgenommene Verbrennungen durch Kupferoxyd geben folgende Reſultate:

I. 0,373 Gramm gaben 0,240 Waſſer und 0,673 Kohlenſäure.

II. 0,245 Gramm gaben 0,158 Waſſer und 0,442 Kohlenſäure.

	I.	II.
Waſſerſtoff	7,148	7,165
Kohlenſtoff	49,888	49,883

Die Melanoſe enthält nach dieſen beyden Verſuchen 7,156 Waſſerſtoff und 49,885 Kohlenſtoff.

Durch Erhitzen eines Theils der melanotiſchen Subſtanz mit Kalihydrat entwickelte ſich eine bedeutende Menge Ammoniak, was auf einen reichen Gehalt an Stickſtoff ſchließen ließ. Zur quantitativen Beſtimmung des Stickſtoffs bediente ich mich der Methode durch Platinſalmiak. 0,362 Gramm der Subſtanz mit etwas Zucker verbrannt gaben 1,357 Platinſalmiak, welche 23,784 Proc. Stickſtoff entſprechen. Die Melanoſe hat daher folgende procentiſche Zuſammenſetzung:

Waſſerſtoff	7,156
Kohlenſtoff	49,885
Stickſtoff	23,784
Sauerſtoff	19,175
	100,000

Die im Gehirn vorgefundenen ſchwarzen Stellen waren ohne beſonderen Ueberzug unmittelbar in der Hirnſubſtanz als eine compacte Maſſe eingeſchloſſen. Die in der Leber dagegen wurden von einer knorplig fibröſen Hülle von weißlicher Farbe umgeben. Dieſes Gewebe war von dem Parenchym der Leber nicht ſcharf abgegränzt, ſondern mit demſelben in ſeinen Verzweigungen verwachſen. Durch längeres Kochen mit Waſſer wurde aus der knorpligen Umhüllung eine gallertartige Subſtanz aufgenommen, welche nach dem Verdampfen des Waſſers in durchſichtigen feinen Blättern zurückblieb. Die nähere Unterſuchung ergab, daß dieſe Blätter Knorpelleim oder Chondrin waren. Die Hülle der in der Leber vorgefundenen Melanoſe gehört demnach zu den Gallerte gebenden Geweben.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Dourdan (Dép. de Seine et Oise). Die 1785 gebildete Société littéraire iſt wieder eingegangen.

Digitized by Google

Draguignan (Dép. du Var). Société d'agriculture et de commerce, 1819 gebildet, giebt eine Zeitſchrift heraus.

Eingegangen ſind: 1) die 1812 geſtiftete Académie du Var.

2) Die Société d'émulation, von 1810.

Dunkerque (Dép. du Nord). Société d'agriculture, ſeit 1819, iſt ausſchließlich der Landwirthſchaft gewidmet.

Epinal (Dép. des Vosges) Société d'émulation des Vosges, 1825 geſtiftet, publicirt alle Jahre ihre Annales. Präſident: Maublon d'Arbaumont.

Saint Etienne (Dép. de la Loire). Société industrielle ou d'agriculture, arts et commerce de l'arrondissement, gegründet 1822, publicirt ſeit 1823 alle Vierteljahre ein Bulletin, von dem je vier Hefte oder ein Jahrgang einen Band bilden.

Evreux (Dép. de l'Eure). 1. Société de médicine et de chirurgie, gegründet 1806, hat von dieſem Zeitpunkte bis zum Jahre 1823 achtzehn Bände Mémoires in Octav publicirt. Von 1823 an erſchienen die Protokolle der Geſellſchaft in einer, gemeinſchaftlich mit dem landwirthſchaftlichen Vereine des Departements herausgegebenen Vierteljahrsſchrift, die erſt Bulletin, dann Journal d'agriculture, de médecine, de sciences et arts hieß und ſechs Jahrgänge (1823 — 1829) erlebte. Seit 1830 geſchah die Herausgabe äußerſt unregelmäßig, bis endlich 1832 das Journal de la société libre an die Stelle trat.

2) Société libre d'agriculture, sciences, arts et belles lettres du Dép. de l'Eure, gegründet 1807 unter dem Namen Société d'agriculture et de commerce, erhielt erſt 1814, dann 1822 eine neue Geſtaltung, gab in Gemeinſchaft mit der Société de médecine eine periodiſche Zeitſchrift heraus (bis 1829) und wurde im Jahre 1832 vom damaligen Präfecten Paſſy, nach faſt dreyjähriger Unterbrechung aller Arbeiten, unter obiger Benennung ganz neu organiſirt. Seitdem herrſcht ein reges Leben in dieſer Geſellſchaft; ſie publicirt ihre Arbeiten in einer Vierteljahrsſchrift, welche bis zum 12. Bande gediehen iſt, hat öffentliche Vorleſungen, ein Muſeum, einen botaniſchen Garten eingerichtet, veranſtaltet Concurſe und Induſtrieausſtellungen und hat Filialvereine zu Pont-Audemer und in Louviers. Präſident iſt der Präfect.

3) Académie ebroïcienne, geſtiftet 1832 von einigen Mitgliedern der alten Société d'agriculture, welche mit der neuen Organiſation unzufrieden waren. Dieſer Verein löſte ſich aber bereits im Jahre 1837 wieder auf; er hatte ein Bulletin périodique herausgegeben, von dem ungefähr zwey Bände erſchienen ſind.

4) Commission des antiquités du département de l'Eure, gegründet 1832.

4) Die Commission des archives entſtand um die nämliche Zeit.

Falaise (Dép. du Calvados). Société académique, agricole, industrielle et d'instruction de l'arrondissement de Falaise, entſtand 1837 aus der Vereinigung dreyer literariſchen Geſellſchaften, nämlich:

a) der Société académique des sciences, arts et belles lettres, gegen Ende 1834 gegründet (hat 1836 einen erſten Band Mémoires publicirt).

b) Der Société d'agriculture de l'arrondissement de Falaise, gegründet 1835 (hat einen erſten Band Mémoires und von einem zweyten mehr als die Hälfte unter der Form eines periodiſchen Blattes publicirt).

c) Der Association Falaisienne pour le progrès de l'agriculture, de l'industrie et de l'instruction dans l'arrondissement, gegründet 1834 (hat den erſten und einen Theil des zweyten Bandes ihrer Mémoires, und überdieß zwey Annuaires, für 1836 und 1837 publicirt).

Die Geſellſchaft iſt in vier Sectionen getheilt, publicirt Mémoires — der erſte Band erſchien 1838 — und ein Annuaire in 18.

Foix (Dép. de l'Ariège). Société d'agriculture et des arts de l'Ariège, um das Jahr 1803 gegründet und 1817 neu conſtituirt, beſchäftigt ſich ſpeciell mit Landwirthſchaft und den dahin einſchlägigen Wiſſenſchaften und gibt eine Vierteljahrsſchrift heraus, unter dem Titel: Annales agricoles, littéraires et industrielles. Präſident: der Chevalier de Saubeiac.

Gap (Dép. des Hautes Alpes). Société d'émulation de Gap, gegründet 1804, hat Mélanges littéraires (1 Bd.) und eine landwirthſchaftliche Monatsſchrift publicirt; es erſchienen davon bis zum Jahre 1814, wo ſie einging, zehn Bände. Nach ziemlich langer Unterbrechung ihrer Arbeiten hat ſich die Geſellſchaft als Société de belles lettres, sciences et arts, neu conſtituirt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.
Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 11. May 1844.

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemiſchen Laboratorium:

b) Unterſuchung eines diabetiſchen Harns.

Außer dem Diabetes mellitus, in welcher Krankheit der Harn bekanntlich Zucker enthält, giebt es eine andere Art des Diabetes, Diabetes insipidus, ſo genannt, weil der Harn nicht ſüß ſchmeckt und auch keinen Zucker enthält. Ein Hauptcharakter dieſer Krankheitsform beſteht darin, daß die Harnſecretion unnatürlich vermehrt iſt, ſo daß die Menge des Urins in keinem Verhältniß ſteht mit der täglich genoſſenen Quantität Flüſſigkeit.

Hr. Geh. Rath v. Breslau hatte die Güte, mir den Harn eines an Diabetes insipidus leidenden Individuums zur Unterſuchung zu übergeben.

Die Unterſuchung wurde mit mit zwey bayeriſchen Maaß Urin angeſtellt, welche große Quantität in einer Nacht gelaſſen worden war. Der Urin war wenig gefärbt, vollkommen geruchlos und ohne ſüßen Geſchmack. Lacmustinctur wurde davon gar nicht geröthet, was mit normalem Urin ſtets der Fall iſt. Das ſpecif. Gewicht beträgt 1,007, er iſt daher viel leichter, als der Urin eines Geſunden. Beym Aufkochen trübte ſich der Urin, indem ſich weiße Flocken abſetzten. Er enthält daher Eyweiß, welches aber in zu geringer Menge vorhanden iſt, um in dem nicht abgedampften Urin durch die gewöhnlichen Reagentien erkannt werden zu können. 100 Theile Urin ſetzten beym Aufkochen 0,06 dieſes weißen Niederſchlages ab. Beym Erhitzen der Flocken verbrannte das Eyweiß und nach längerem Glühen blieb phosphorſaurer Kalk allein zurück.

Ein ſehr auffallender Charakter dieſes Urins war, daß bey weiterem Abrauchen bis zur Trockne nicht der unangenehme Geruch, welcher ſtets beym Abrauchen eines gewöhnlichen Urins entſteht, ſondern ein eigenthümlicher, dem kochender Fleiſchbrühe ähnlicher Geruch wahrgenommen wurde.

Der Urin hinterließ beym Abdampfen nur 1,3 Proc. feſten Rückſtand, welcher ſchwach erwärmt deutlich Ammoniakdämpfe entwickelte.

Der feſte Rückſtand von einer geringen Quantität des Urins mit ein Paar Tropfen ſehr verdünnter Schwefelſäure ſchwach erwärmt, zeigte keine ſchwarzen Punkte; der Urin enthält daher keinen Zucker.

Um den Harnſtoff quantitativ zu beſtimmen, wurden 100 Gramm des Urins bis zum achten Theil abgedampft und auf die gewöhnliche Weiſe mit Salpeterſäure behandelt. Es ergab ſich, daß der Urin nur $\frac{1}{10}$ Proc. Harnſtoff enthält. Dieſe ſehr bedeutende Verminderung des Harnſtoffs hat auch Bouchardat bey Unterſuchung eines Harns von Diabetes insipidus beobachtet.

Statt des Harnſtoffes hatte ſich in dieſem Urin ein neuer Körper gebildet, welcher beym Verdunſten

Digitized by Google

als ein gelblicher Syrup zurückbleibt. Er reagirt ſchwach ſauer und iſt in Alkohol faſt ganz löslich. Durch mehrmaliges Auflöſen in Alkohol bleibt endlich nach dem Verdunſten ein gelber zäher Rückſtand, welcher an der Luft ſchnell zerfließt und viele Aehnlichkeit mit Fleiſchextract hat. In Aether iſt dieſer Stoff nicht ganz unlöslich. Die vollkommene Iſolirung des neu gebildeten Körpers, beſonders ſeine Trennung von dem in jedem Urin vorkommenden Extractiv- und Farbſtoff, iſt wegen ſeiner Löslichkeit in Waſſer, Alkohol und Aether nicht wohl möglich.

Durch die Güte des Hrn. Geh. Raths von Breslau hatte ich Gelegenheit, nach acht Wochen, während welcher Zeit durch eine ſtrenge Fleiſchdiät der Krankheitszuſtand ſich ſehr gebeſſert hatte, den Urin deſſelben Individuums wieder zu unterſuchen. Der Urin reagirte jetzt ſchwach ſauer, und trübte ſich beym Aufkochen nicht mehr; der Eyweißgehalt war daher verſchwunden. Der Harnſtoff betrug 0,38 Procent, hatte ſich demnach beynahe um das vierfache ſeit der Zeit der erſten Unterſuchung vermehrt.

c) Analyſe eines ſchwarzen ſächſiſchen Serpentin.

Daß der Serpentin ſeine Farbe dem Chrom verdanke und nicht dem Vanadin, wie in neuerer Zeit behauptet wurde, geht mit Beſtimmtheit aus folgendem Verſuche hervor, welchen Hr. Prof. H. Roſe zur Ausführung mir vorzuſchlagen die Güte hatte. Der Serpentin wird mit Salpeter und kohlenſaurem Natron geglüht und die geſchmolzene Maſſe mit Waſſer ausgelaugt. Die Löſung enthält nun chromſaures, und wenn Vanadin zugegen war, auch vanadinſaures Natron. Durch ſalpeterſaures Queckſilberoxydul werden beyde als rothe Niederſchläge, nämlich als chromſaures und vanadinſaures Queckſilberoxydul abgeſchieden. Dieſe Niederſchläge werden geglüht und es bleibt ein grünes Pulver als Rückſtand, welches ſich ganz wie Chromoxyd verhält. Um nun zu entſcheiden, ob dem Chromoxyd Spuren von Vanadinoxyd beygemiſcht ſind, erhitzt man den grünen Rückſtand mit Zucker in einem Platintiegel. Die verkohlte Maſſe wird noch warm in einem Verbrennungsrohr in einen Liebig'ſchen Ofen gebracht und ſobald ſie glüht, ein Strom trocknen Chlorgaſes darüber geleitet. Hat man reines Chromoxyd, ſo bildet ſich Chromchlorür von prächtiger Lilafarbe in reguliniſchen Schuppen, welches ſo ſchwer flüchtig iſt, daß es nur in einem kleinen Abſtande von der kohligen Maſſe ſublimirt. Iſt dem Chrom aber Vanadin beygemengt, ſo entſteht durch Einwirkung des Chlors Vanadinchlorid, (VCl_3) welches als eine gelbliche rauchende Flüſſigkeit abdeſtillirt. Dieſen Verſuch habe ich mit Chromoxyd aus dem Serpentin angeſtellt und kryſtalliniſche Schuppen von Chromchlorür erhalten, ohne daß die geringſte Spur von Vanadinchlorid abdeſtillirte.

Die Quantität des Chromoxyds wurde aus dem Niederſchlag durch ſalpeterſaures Queckſilberoxydul beſtimmt.

Die Beſtimmung der Kohle geſchah durch Glühen des fein gepulverten Serpentins mit Kupferoxyd in einem Verbrennungsrohre, welchem ein Liebig'ſcher Kaliapparat vorgelegt war. Aus der Menge der entſtandenen Kohlenſäure wurde die Kohle berechnet.

	I.	II.
Kieſelſäure	44,7	43,1
Magneſia	28,5	26,2
Eiſenoxydul	13,2	15,6
Thonerde	1,24	1,94
Chromoxyd	0,145	0,171
Kohle	0,192	0,2
Waſſer	11,2	12,4
	99,277	99,611

Dieſe Zuſammenſetzung zeigt die normale Miſchung des Serpentins in der Art modificirt, daß in dem unterſuchten ſächſiſchen Serpentin ein Theil der Magneſia durch Eiſenoxydul vertreten iſt.

Digitized by Google

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Grenoble (Dép. de l'Isère). 1) Société des sciences et arts de Grenoble, gegründet 1780, wiederhergeſtellt 1796, hat hiſtoriſche Preisfragen geſtellt und einen Theil ihrer Arbeiten in periodiſchen Blättern abgedruckt.

2) Société de statistique et du progrès industriel, gegründet 1838, gibt ein Bulletin de statistique et des arts industriels.

3) Société pour l'instruction élémentaire.

Guéret (Dép. de la Creuse). Société des sciences naturelles et d'antiquités de la Creuse, gegründet 1832, publicirt ein Compte rendu de ses travaux. Präſident: Turgaud.

Havre de Grace. (Dép. de la Seine-Inférieure). Société Havraise d'études diverses, gegründet 1833, hat über ihre Arbeiten alle Jahre ein Compte rendu erſcheinen laſſen. Präſident: Pique.

Langres (Dép. de la Haute-Marne). Société d'archéologie langroise, geſtiftet 1836, hat eine Antiquitätenſammlung angelegt, aber bis jetzt noch nichts publicirt.

Lille (Dép. du Nord). 1) Société royale des sciences, agriculture et arts de Lille, 1817 neu organiſirt (ſie hieß früher Société d'amateurs des sciences), publicirt ſeit 1819 faſt jedes Jahr einen Band Mémoires über alle Zweige der Wiſſenſchaft in Octav. Präſident: Davaine.

2) Société d'horticulture du département du Nord, ſeit 1828, gibt Annalen in zweymonatlichen Lieferungen heraus, die jährlich einen Octavband bilden.

3) Association Lilloise pour l'encouragement des lettres et des arts dans le département du Nord, gegründet 1836.

4) Comité historique du département pour la conservation des monuments, gegründet 1839.

Limoges (Dép. de la Haute-Vienne). Société d'agriculture, gegründet 1759, 1792 aufgelöst, wurde 1800 unter dem Titel: Société d'agriculture, sciences et arts du département de la Haute-Vienne wieder hergeſtellt; ſie publicirt vierteljährlich ein Bulletin.

Lisieux (Dép. du Calvados). Société d'émulation, gegründet 1836, beſchäftigt ſich mit Landwirthſchaft und der Geſchichte der Stadt und Umgegend.

Saint Lo (Dép. de la Manche). Société d'agriculture, d'archéologie et d'histoire naturelle du département de la Manche, gegründet 1831. Mit ihr hat ſich die früher zu Saint-Lo beſtandene Société d'agriculture et de commerce vereinigt. Präſident: Feuillet.

Lons le Saulnier. (Dép. du Jura). Société d'émulation du Jura, gegründet 1818, publicirt einen Jahresbericht über ihre Arbeiten, in dem immer einige hiſtoriſche Notizen ſich befinden. Präſident: Heury.

Louviers (Dép. de l'Eure). Société d'agriculture et d'industrie, wurde 1832 als Section der Hauptgeſellſchaft zu Evreux gegründet.

Lyon (Dép. du Rhône). 1) Académie royale des sciences, belles lettres et arts, 1724 geſtiftet und 1760 mit der im Jahre 1750 gegründeten Académie des beaux arts vereinigt. Vor der Revolution ſtellte die Akademie alle Jahre wiſſenſchaftliche Preisaufgaben; ſie war im Beſitz von Sammlungen und einer reichen Bibliothek. Gegenwärtig publicirt ſie jährlich ein Compte rendu. Präſident: Dumas.

2) Société royale d'agriculture, histoire naturelle et arts utiles, entſtand 1798 aus einer Vereinigung der Société d'agriculture (geſtiftet 1761) und der société philosophique des sciences et arts, die beyde im Jahre 1793 aufgehoben worden waren. Von 1805 — 1821 hat ſie über ihre Leiſtungen jährlich ein Compte rendu veröffentlicht; von da bis zum Jahre 1835 drey Bände Mémoires. 1838 traten in dem innern Organismus der Geſellſchaft wichtige Veränderungen ein; ſeitdem publicirt ſie, zu ſechs Lieferungen jährlich, in Octav: Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie, wovon (bis 1843) fünf Bände erſchienen ſind.

3) Société Linnéenne, gegründet 1820, hat verſchiedene Denkſchriften über Naturgeſchichte und im J. 1836 einen Band Annales veröffentlicht.

4) Société de médecine, gibt alle Jahre ein Compte rendu.

5) Société littéraire, gegründet 1807, hat ſich 1832 neu conſtituirt; ihr Motto iſt: Amicitiae et litteris.

Macon (Dép. Saône et Loire). Société d'agriculture, sciences et belles lettres, publicirt alle

Digitized by Google

zwey oder drey Jahre ein Compte rendu de ses travaux. Präſident: Lacretelle.

Le Mans (Départ. de la Sarthe). 1) Société royale d'agriculture, sciences et arts du Mans, erhielt bey ihrer Gründung im Jahre 1777 den Namen Société d'agriculture; nach ihrer Wiederherſtellung, 1794, hieß ſie Société libre des arts, und nahm endlich 1825 obigen Titel an. Sie publicirt faſt alle Jahre ein Bulletin; ein 1830 von der Geſellſchaft herausgegebener Octavband enthält eine Aufzählung und Würdigung ihrer ſämmtlichen Arbeiten, von der Gründung an bis gegen Ende 1829. Präſident: Mallet.

2) Société de médecine, gegründet 1829.

3) Société départementale pour la conservation des anciens monuments.

Merseille (Dép. des Bouches-du-Rhone). 1) Académie royale des sciences, belles lettres et arts, gegründet 1720, wurde 1793 aufgelöſt, 1799 aber wieder hergeſtellt, erſt als Lycée, 1803 unter dem Titel Académie de Marseille. Die alte Akademie hat eine große Anzahl Denkſchriften publicirt; ſeit ihrer Wiederherſtellung bis zum Jahre 1815 erſchienen deren fünfzehn Bände; ſpäter hat der Eifer ſehr nachgelaſſen. Doch vertheilt ſie noch immer Preiſe, gleichwie die alte Akademie. Hiſtoriſche Forſchungen werden ziemlich vernachläſſigt.

2) Société de statistique, gegründet 1830, publicirt ein Répertoire des travaux de la société de statistique, und Berichte über die öffentlichen Sitzungen.

3) Société des belles lettres, sciences et arts, vor 1810 entſtanden, hat noch nichts publicirt.

4) Société royale de médecine, im Jahre 1800 von Mitgliedern des ehemaligen Collége de médecine gegründet, hat ſeit 1806 jährlich ein Compte rendu publicirt. Seit 1813 beſitzt die Geſellſchaft ein anatomiſch-pathologiſches Cabinet.

5) Athénée, ſeit 1828 von der Regierung genehmigt, hat öffentliche Vorleſungen eingerichtet.

6) Cercle académique, beſtand 1820 und ſtellte Preisfragen auf.

Meaux (Dép. de la Seine et Marne). Société d'agriculture, sciences et arts de l'arrondissement de Meaux, gegründet 1798, publicirt ein Journal.

Mende (Dép. de la Lozère). 1) Société d'agriculture, commerce, sciences et arts, gegründet 1801, neu organiſirt 1819, giebt ein Bulletin über die Leiſtungen der Geſellſchaft heraus. Präſident: Buyon.

2) Société d'agriculture de l'arrondissement de Mende, gegründet 1820, publicirt ſeit ihrer Gründung regelmäßig ein Bulletin.

Metz (Dép. de la Moselle). 1) Académie royale des sciences, lettres, arts et agriculture, geſtiftet 1760, wieder hergeſtellt 1817, publicirt alle Jahre einen Band Mémoires. Präſident: Villaume.

2) Société des sciences naturelles, gegründet 1835. Präſident: Simon.

3) Société des sciences médicales, publicirt ein Compte rendu. Präſident: Begin.

Moissac (Dép. du Tarn et Garonne). Société du cloître de Moissac, gegründet 1836, für Erforſchung und Studium der Alterthümer in Stadt und Umgegend.

Montauban (Dép. du Tarn-et-Garonne). 1) Académie des belles lettres, gegründet 1730, wurde 1792 aufgelöſt, 1796 als Société des sciences et des arts de Montauban wieder hergeſtellt, und 1809 unter dem Namen Société des sciences, agriculture et belles lettres du département de Tarn et Garonne neu organiſirt; 1839 ward endlich die alte Benennung, Académie des belles lettres, wiederum angenommen. Sie hat zwiſchen 1751 — 55 mehrere Bände geſchichtlicher und ſchönwiſſenſchaftlicher Abhandlungen herausgegeben. Seit einundzwanzig Jahren publicirt ſie eine Monatſchrift für Landwirtſchaft und Induſtrie; je zwölf Hefte bilden einen Band. Präſident: Mallet.

2) Commission archéologique du département.

Montbrison (Dép. de la Loire). Société d'agriculture et de commerce, gegründet 1801, wieder hergeſtellt 1820, giebt eine Zeitſchrift, den Cultivateur forézien, heraus.

Mont de Marsan (Dép. des Landes). Société économique d'agriculture, commerce, arts et manufactures du département des Landes, geſtiftet 1798, publicirt Annales.

Montpellier (Dép. du Hérault). 1) Société archéologique, gegründet 1833, giebt heftweiſe in Quart Abhandlungen und bisher nicht abgedruckte Urkunden von geſchichtlichem Werth; zwey Bände ſind bereits erſchienen. Präſident: Renouvrier.

2) Société de médecine pratique, führte vor 1810 den Titel Académie; ſie giebt eine Zeitſchrift heraus.

3) Société d'agricultura du département, gegründet 1800, publicirt ſeit 1814 alle Monate ein Bulletin, das nun bereits aus 27 Bänden beſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Historical Sketches of Statesmen who flourished in the time of George III.; to which are added remarks on the French revolution. Third Series. By Henry, Lord Brougham, F. R. S., member of the national Institute of France and of the royal Academy of Naples. London, 1843. S. IX und 406. gr. 8.

Der dritte und letzte Band von Lord Brougham's Skizzen iſt nicht minder gehaltreich als die zwey vorhergehenden, die in dieſen Blättern, Band IX. S. 89 und 921, angezeigt worden ſind. Er beginnt mit einer geiſtvollen, aber nichts weniger als erſchöpfenden Abhandlung über die franzöſiſche Revolution, wozu der Verf. rühmt, wichtige Beyträge aus perſönlichem Umgange mit noch lebenden Theilnehmern, namentlich dem Akademiker Lakanal, geſchöpft zu haben. Im Eingange wird gezeigt, (was heutzutage wohl nur von Wenigen noch bezweifelt wird,) daß die Revolution eben ſo wenig das Erzeugniß einer neuerungsſüchtigen Litteratur, als daß ſie von dieſer unabhängig geweſen ſey. Letztere Meynung wird, ihres achtbaren Vertreters (Mounier) wegen, umſtändlicher als die erſtere widerlegt, die freylich abenteuerlicher, gewiß aber nicht ſo handgreiflich unwahr iſt als jene. Mit Recht legt der Verf. das größte Gewicht auf die ungeheuren Gebrechen und Auswüchſe der alten Ordnung; allein damit iſt doch ihr Untergang, beſonders aber die Art desſelben, weit nicht hinreichend erklärt. Daß aber nicht nur alle Anführer und alle Werkzeuge der Umwälzung mittelbar oder unmittelbar Zöglinge einer gegen die alte Ordnung feindſeligen Litteratur waren, ſondern auch eine Hälfte, und zwar die begabtere, von denen, welchen oblag der Neuerungsſucht entgegen zu treten, dem verderblichen Zauber jener Litteratur nicht widerſtanden hatte, das verurſachte zwar nicht die Umkehrung, beſtimmte aber die Richtung, welche ſie nahm; daher ſowohl die Stärke des Angriffs als die Schwäche der Abwehr. Die franzöſiſche Republik iſt das Werk einer irreligiöſen Schwärmerey geweſen, wie im 17. Jahrhundert die engliſche das Werk einer religiöſen; darin ſind ſie einander ähnlich und darin verſchieden.

Mit befremdlicher Eile geht der Verf. an dem leichtſinnigen Abbrechen und Aufbauen vorüber, wodurch die conſtituirende Verſammlung eine neue Ordnung zu ſtiften meynte, bezeichnet aber den einmüthigen Beſchluß dieſer Verſammlung, daß keines ihrer Mitglieder in die folgende ſollte gewählt werden können, als „beyſpiellos in der Geſchichte der menſchlichen Thorheit.“ Die folgende (legiſlative) Verſammlung, noch viel ärmer an tüchtigen, ſelbſtändigen Männern, gerieth in eine ſchmähliche Abhängigkeit von dem Jacobinerclub.

„In England hat das Parlament, zur Behauptung ſeines Anſehens, ja vielleicht ſeines Daſeyns, immer nöthig gefunden, mit ſtarker Hand jeden Verein, der ſich ihm zur Seite erheben wollte, niederzudrücken. So, als im J. 1817 ein Convention von Delegirten zu London über Staatsſachen berathſchlagte und im Begriffe ſtand, ihre Berathungen bekannt zu machen, erkläete das Parlament ſolch einen Verein für geſetz-

Digitized by Google

widrig, wie dieß früher auch in Irland durch das dortige Parlament geſchehen war.“ S. 19.

Die Jacobiner wollten eine Republik, wußten aber gar wohl, daß der großen Mehrheit dieſes Verlangen nicht nur fremd ſodern zuwider war. Damit dieſe Mehrheit nicht widerſtände, mußte ſie durch Gewaltthaten in Furcht geſetzt und darin erhalten werden; daher die Gräuel der Schreckensherrſchaft. Der Verf. eröffnet die Beſchreibung derſelben mit einer Betrachtung, von der folgendes das Weſentliche iſt.

„Wir ſehen hier, wie gefahrvoll es iſt, wenn man heftigen Partheymenſchen gleichgültig oder mit Verachtung zuſieht, wie ſie auf die Stimmung des Volkes wirken; wenn man die nöthigen Maßregeln wider ihre Anſchläge verabſäumt, indem man ſich darauf verläßt, daß ſie gegen die weit größere Zahl der ruhigen und rechtſchaffenen Leute nicht aufkommen werden. Immerhin mag die Zahl der Uebelwollenden Anfangs unbeträchtlich ſeyn; es liegt aber in der Natur umreißender Meynungen, daß ſie ſich immer weiter ausbreiten, weil ſie mit dem Feuer verkündigt werden, das ihre Boten in ihrem Buſen nähren. Die Richtung der Neuerer iſt vorwärts; die Neigung der ruhigen Leute, Stillſtand. Indeſſen würde, bey aller Ueberlegenheit an Geſchick und Regſamkeit, der Aufruhr doch nicht die Oberhand gewinnen, lähmte er nicht durch Schrecken die große Mehrheit. Eine Handvoll Leute macht ſich zu Anführern des Pariſer Pöbels, ſtürzt mit ihm den Thron und errichtet dafür eine Oligarchie, deſpotiſcher als je eine war. Das that allein der Schrecken. Zehn bis zwölftauſend Meuterer vermochten die zehnmal größere Menge ruhiger Bürger niederzuhalten; aber jene waren in Wuth und hatten nichts zu verlieren, dieſe zitterten für Leib und Gut. Bey einem Auflaufe wird gewöhnlich die Zahl der Theilnehmer nicht nur durch Angaben der Anführer ſondern auch und noch mehr durch die Furcht der ſeitwärts bleibenden übertrieben; und die Vorſtellung von dem Unheile, das die Aufrührer anrichten können, wenn ſie gereizt und nicht durch Waffengewalt zurückgewieſen werden, hält alle fern, die nicht zu ihnen gehören. Hat nun Furcht den einen und größten Theil übermannt und zur Unthätigkeit gezwungen, ſo wirkt auf einen andern der Schein, als hätten die Meuterer keine Gegner mehr; und viele ſchließen ſich ihnen, als den nunmehr herrſchenden, an.“ S. 21.

Auf einen Ueberblick der Schreckensherrſchaft folgt die Charakteriſtik einiger Hauptperſonen der

Revolution, zuerſt und am ausführlichſten, Robespierre's. Dieſer ſtand weder an Geiſtesgaben noch an Muth den Gegnern gleich, die er nacheinander aus dem Wege räumte; er übertraf ſie aber an Einheit der Beſtrebung. In ihm waren alle Leidenſchaften durch eine, die Herrſchſucht, nicht nur überwogen ſondern erſtickt; mit ungetheilter Thätigkeit verfolgte er den einen Vorſatz und brachte ihm alle Neigungen und Abneigungen, Grundſätze und Rückſichten zum Opfer. Die Ergebenheit der wilden Menge, mit der er ſich gleichwohl nicht gemein machte, gewann und erhielt er durch eine Lockung, die er bald als die wirkſamſte erkannte: durch Entfeſſelung ihrer Lüſte. Bey der gar nicht hohen Meynung, welche der Verf. von den Talenten Robespierre's hegt und bey dem Abſcheu, mit welchem er den Menſchen betrachtet, iſt es auffallend, daß er ihm eine bedeutende Rednergabe zuerkennt. Nicht nur nach dem alten Spruche: Orator est vir bonus dicendi peritus, kann dieſe Gabe ſolch einem Böſewichte nicht beygewohnt haben; war er überhaupt ſo wenig begabt, als der Verf. annimmt, ſo fehlte ihm zum Redner alle Ausſtattung. In der That iſt auch das, was hier aus ſeinen Reden angeführt wird, nicht ſtark und tief, nur hitzig. Ref. übergeht die weniger ausgeführten Schilderungen Danton's, Camille Desmoulins, St. Juſt's und Fouché's, und will nur aus dem kurzen Artikel über den berühmten Theoretiker der Revolution, Sieyes, einen höchſt charakteriſtiſchen Zug ausheben. Der Verf. lernte ihn 1817 zu Brüſſel, wo er in der Verbannung lebte, kennen und war begierig ihn über die franzöſiſche Revolution ſprechen zu hören.

„Statt deſſen bekam ich ſehr ausführlich ſeine Gedanken über eine Sache zu vernehmen, von der ein Fremder ſich keinen Begriff machen und die ſelbſt ein Engländer, der nicht eingeweiht iſt, kaum beurtheilen kann, nämlich über das zweckmäßigſte Verfahren, das unter den gegebenen Umſtänden von der Oppoſition im Unterhauſe, die ich damals anführte, zu beobachten wäre. Ich war nicht weniger erſtaunt über die Kühnheit und Zuverſicht des Mannes, der ſich ſo herausnahm, über einen mir nothwendig wohl bekannten Gegenſtand, von dem er nicht das Mindeſte wiſſen konnte, mich zu belehren, als ich über die verlorene Gelegenheit, merkwürdige Aufſchlüſſe zu erhalten, un-

Digitized by Google

nöthig war. Zurückgekehrt nach England, wo eben das Parlament ſich verſammelte, ließ ich mir nicht einfallen, mit den Albernheiten, die er mir angerathen hatte, einen Verſuch anzuſtellen; hätte ich es gewagt, auch nur mit den erträglichſten darunter, ſo wäre ſelbſt dem Unerfahrenſten von meiner Parthey ein Zweifel aufgeſtiegen, ob es mir Ernſt, ja, ob ich bey Sinnen ſey.“ S. 116.

Der Verf. beſchließt ſeine Ueberſicht mit einer guten Probe hiſtoriſcher Gerechtigkeit. Das Entſetzen über die Gräuel der Revolution habe, ſagt er, über alle ihre Vordermänner den gleichen Fluch geſprochen. Sey das maßloſe Urtheil an den Zeitgenoſſen, und ſo lange das Andenken des Unheils friſch blieb, zu entſchuldigen geweſen, ſo könne doch einem Späteren, bey der ruhigeren Betrachtung, die ihm obliege und frey ſtehe, derſelbe Irrthum nicht nachgeſehen werden. Eine genauere Prüfung zeige, daß die Art der Schuld ſo verſchieden als ihre Größe ungleich ſey.

„Berückſichtigt muß auch die Ueberſpannung werden, die in dieſer ſchrecklichen Zeit die Partheyhäupter und ihre Anhänger beherrſchte. Zum Beweiſe dient, daß es ſogar jetzt noch, da die lange Zeit alle Hitze der Revolutionstage gelöſcht und Nachdenken zur Einſicht der großen Verirrungen geführt haben ſollte, Männer von unſtreitig redlicher Geſinnung giebt, die nicht vermögen, die Gefährten ihrer früheren Jahre gebührend zu verurtheilen. Es wunderte mich, ſolche Leute von Collot d'Herbois, der noch bösartiger als Robespierre war, als von einem gutmüthigen, nur geiſtesſchwachen Manne, (bon homme, mauvaise tête) ſprechen zu hören, und zu ſehen, wie ſie an dem Glauben hielten, an Allem ſeyen die Royaliſten und die Alliirten Schuld geweſen; wie ſie mit dem alles gut machenden Namen Patriot die Menge der Sünden ihrer ehemaligen Genoſſen zu bedecken meynten und vorgaben, nur das Vaterland habe damals jeder zum Handeln berufene vor Augen gehabt. Wir thäten allerdings ſehr Unrecht, ließen wir durch ſolche Vorurtheile unſere Meynung beſtimmen oder das Urtheil hemmen, das wir nach Wahrheit und Recht fällen müſſen. Gegen beydes würden wir uns jedoch nicht weniger verfehlen, zögen wir dabey nicht in Betrachtung, daß zu jener Zeit alle Menſchen unter dem Einfluſſe des augenblicklichen Wahnſinnes ſtanden, welchen die große Veränderung erzeugt hatte; eines Wahnſinnes, der ſie gleich unempfindlich für eigne Leiden, blind gegen eigne Gefahr, unbekümmert um ihre Pflichten, rückſichtslos für die Rechte Anderer machte.“ S. 130.

Die übrigen Artikel betreffen meiſt nur ſpecialhiſtoriſche Namen (Johann Herzog von Bedford, Lord Camden, Wilkes, Lord Ellenborough (der Vater), Buſhe, Lord Holland, Allen, und in einem Anhange Walpole und Bolingbroke. Nur zwey der hier aufgeführten Männer, Thomas Jefferſon, dritter Präſident der vereinigten Staaten, und Richard Marquis Welleſley, der zweyte Stifter des brittiſchen Reiches in Oſtindien, haben tiefe Spuren ihrer Laufbahn hinterlaſſen.

Ueber Jefferſon iſt der Verf. ſehr kurz. Er ſtellt ihn Waſhington nicht gleich, mißt ihm aber dennoch große Verdienſte bey und übergeht oder berührt nur leiſe, was ihn von ſeinem großen Vorgänger nicht nur unterſcheidet ſondern dieſem entgegenſetzt. Mit Ausnahme der durch den Krieg erlangten Selbſtändigkeit ſcheint Waſhington durchaus nichts Neues gewollt zu haben, ſondern lediglich auf Erhaltung des alten, ehrbaren und geſunden Zuſtandes bedacht geweſen zu ſeyn. Jefferſon war ein Liebhaber der franzöſiſchen Freyheit und Gleichheit, und benützte das Anſehen, das er in ſeiner Heimath Virginien genoß, und noch mehr die Macht, die er acht Jahre lang als Präſident des Geſammtſtaates ausübte, zur gründlichſten Ausrottung alles deſſen, was noch von ariſtokratiſchem Weſen übrig war; und deſſen war nicht wenig. Er iſt der eigentliche Urheber der Uebermacht und Zuchtloſigkeit der Demokratie in Nordamerika.

Der Marquis Welleſley (älterer Bruder des Herzogs von Wellington) hatte ſich auf der Schule zu Eton ſo ausgezeichnet, daß er ſelbſt dem in der Folge ſo berühmt gewordenen Porſon war vorgezogen worden. Dort und nachher zu Oxford that er ſich beſonders durch lateiniſche Gedichte hervor; dieſe Neigung pflegte er auch ſpäter und ließ kurz vor ſeinem Ende unter dem Titel: Primitiae et reliquiae, eine Sammlung für Freunde drucken, in welcher die erſte Ode aus ſeinem ſechzehnten, die letzte aus ſeinem achtzigſten Jahre iſt. Unter den Aemtern, die er nach einander bekleidete, war das wichtigſte die Statthalterſchaft in Oſtindien, wo er die ſchwierigſten Verhältniſſe nicht weniger durch ſeinen hohen Sinn und Edelmuth als durch ſeinen

Digitized by Google

Scharfblick und ſeine Entſchloſſenheit beſiegte und eine feſte Ordnung nicht bloß auf Gehorſam ſondern auf eine Anhänglichkeit gründete, die er durch die anhaltendſte Fürſorge und durch das Beyſpiel ſeiner eigenen Hingebung zu erwecken wußte; wie er denn z. B. zum Beſten des Heeres auf ſeinen ganzen Antheil an der Beute von Myſore, der ſich auf 100,000 Pf. St. belief, verzichtete, obgleich ſeine Vermögensumſtände, weil er die große Schuldenlaſt ſeines Vaters auf ſich genommen hatte, gar nicht glänzend waren. Ref. hebt nur noch aus, was von ſeinen claſſiſchen Studien geſagt iſt.

„Er war ganz vertraut mit der Beredtſamkeie Griechenlands und Roms, jedoch zog ſein reiner Geſchmack die erſtere vor. Hauptſächlich hatte er die vier großen Reden (über die Geſandtſchaft und über den Kranz) ſtudirt. Noch in ſpäten Jabeen hatte er die vornehmſten Stellen dieſer Meiſterſtücke vollkommen lune, und zwar ſchon vor 1839, wo ee die homeeiſchen Gedichte und die Reden des Demoſthenes von Neuem und mehrmals übeelas. Ich brachte manchen Tag mit ihm zu, wo wir die verſchiedenen Theile dieſer unvergleichlichen Werke prüften und verglichen.“ S. 271.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

N. Chervin, De l'identité de nature des fièvres d'origine paludéenne de différens types. Paris 1843.

Fr. Cramer, Der Abdominal-Typhus. Caſſel 1840.

Dr. M. Borgialli, Lente epatopatie curabili col mercurio. Ivrea 1843.

Liebig's Thierchemie und ihre Gegnee. Nach dem Engliſchen des Dr. H. Ancell von Dr. A. W. Krug. Peſth 1844.

Dr. M. Borgialli, Sulle emorragie interne dell utero indipendenti dalla gravidanza, cenno teorico-pratico. Torino 1839.

Dr. W. A. Kampfmüller, Materia chirurgira. Heft 1 — 6. Caſſel 1842.

Dr. Biedermann, Ueber Katarrh der Reſpirationsorgane. Prag 1843.

G. Cruſell, Ueber den Galvanismus als chemiſches Heilmittel gegen örtliche Keankheiten. St. Petersdueg 1841.

Dr. J. W. H. Conradi, Hiſtoriſch medicielſche Beobachtungen über angebliche Varioliden-Epidemien. Göttingen 1842.

Dr. M. J. Chelius, Handbuch der Augenheilkunde. Bd. 1. 2. Stuttgart 1843.

M. A. Bernard, Procés-verbaux des Etats généraux de 1593. Paris 1842. 4.

K. J. Clemene, Die Lex Salica und die Text-Gloſſen in der ſaliſchen Geſetzſammung, germaniſch niche keltiſch. Mannheim 1843.

Fr. Chr. Aenold, Beyträge zum deutſchen Privatrechte. Th. 1. 2. Ansbach 1842.

Zeitſcheift für volksthümliches Recht und nationale Geſetzſetzgebung. Herausgegeben von G. Ebertv. Jahegang 1844. Halle.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France pendant l'année 1840. Paris 1842.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1840. Paris 1842.

Dr. J. Chriſtianſen, Inſtitutionen des römiſchen Rechts oder erſte Einleitung in das Studium des römiſchen Privatrechts. Altona 1843.

Dr. J. J. Bachofen, Das Nexum, die Nexi und die lex Petillia. Eine rechtsgeſchichtliche Abhandlung. Baſel 1843.

Ol. Berg, Nordamerikas Stellung zum Quintupel-Tractat vom 20. December 1841. Eine Beleuchtung der Sklaven- und Handelsverhältniſſe der vereinigten Staaten. Königsberg 1842.

Fr. Blume, Die Geeichtsordnung für das Oberappellationsgericht der vier freyen Städte Deutſchlands. Hamburg 1843.

W. J. L. Bode, Beytrag zu der Geſchichte der Feudalſtände im Herzogthume Braunſchweig und ihres Verhältniſſes zu den Fürſten und dem Volke. Braunſchweig 1843.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

1) **Paroemiographi Graeci** quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit **Thomas Gaisford.** Oxonii e typographeo academico 1836. S. XXIV u. 432 gr. 8.

2) **Corpus Paroemiographorum Graecorum.** Ediderunt **E. L. a Leutsch** et **F. G. Schneidewin** Professores Gottingenses. Gottingae apud Vandenhoeck et Ruprecht 1839. S. XXXIX u. 541 gr. 8.

3) **In Zenobii proverbia annotationes** ed. **Christoph. Eberh. Finckh** Philos. Dr. litt. antt. Professor. Heilbronnae ap. A. F. Ruoff 1843. — Feſtſchrift auf den Geburtstag S. M. des Königs von Würtemberg. S. 21 kl. 4.

4) **Das Volksleben der Neugriechen,** dargeſtellt und erklärt aus Liedern, Kunſtgedichten, nebſt einem Anhange von Muſikbeylagen und zwey kritiſchen Abhandlungen von **Dr. D. H. Sanders.** Mannheim. Verlag von Friedr. Baſſermann 1844. S. XII und 362 8.

Es geſchieht nur, um die große Förderung dieſer Literatur durch die Sammlungen Nr. 1 und 2 in Erinnerung zu bringen, und weil ich im Verfolg ſehr oft darauf verweiſen muß, daß ich die Titel derſelben voranſtelle; denn Werth und Inhalt dieſer Ausgaben ſind ſeit den 8 und 5 Jahren ihrer Erſcheinung in vielen gelehrten Blättern hinlänglich beſprochen worden. Hier will Referent nur im Allgemeinen bemerken, daß Herr Gaisford die Sammlungen griechiſcher Sprichwörter nicht nur im Ganzen aus Handſchriften anſehnlich bereichert, ſondern auch viele einzelne Artikel kritiſch verbeſſert hat, die Herren v. Leutſch und Schneidewin aber ſich nicht damit begnügt haben, das vom britiſchen Bearbeiter Dargebotene auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ſondern auch ihrerſeits zu vervollſtändigen, zu berichtigen und zu erläutern. Denn zuvörderſt haben ſie von Kramer, Schubart, Finckh u. A. Mittheilungen benutzen können, ſodann aus dem Schatz einer ungemein reichen Beleſenheit die Wort- und Sach-Erklärung nach der heutigen Forderung an die Alterthumswiſſenſchaft feſtgeſtellt, Einleitungen und Regiſter beygefügt, oder berichtigt und mit Einem Wort Alles gethan, um ihre Geſammtausgabe zu einer unentbehrlichen zu machen.

Auch das kleine kritiſche Schriftchen von Hrn. **Finckh** (Nr. 3), ſo verdienſtlich es iſt, wird mir nur zu ganz wenigen Bemerkungen Anlaß geben.

Meine Abſicht iſt bloß auf folgende drey Punkte gerichtet, erſtens zu dem, was in der Symbolik (IV. S. 542 — 552. dritt. Ausg.) über die ganze Sippſchaft von Lehr- und Sprech-Arten, wozu das **Sprichwort** gehört, abgehandelt worden, hinſichtlich des letzteren Einiges nachzutragen, und über

Digitized by Google

deſſen Urſprung, Geiſt und Charakter, Form, Ausbreitung, Nationalität, wie auch zu ſeiner Literatur Einiges nachzutragen, zweytens aus einigen handſchriftlichen Bruchſtücken griechiſcher Sprichwörter Proben zu geben, und drittens über die ſo eben erſchienene Sammlung neugriechiſcher Sprüchwörter einen ganz kurzen Bericht abzuſtatten.

Die hohe Achtung, welche die größeſten Philoſophen Griechenlands gegen die Spruchweisheit der Altvorderen hatten, wird ſchon durch den häufigen Gebrauch, den Plato von dem Sprichworte machte, beurkundet, ſo daß ein eigner Sammler ſeiner Sprichwörter angeführt wird, und ſeine griechiſchen Erklärer voll von Hinweiſungen auf die Parömiographen ſind. In dieſer Sitte ſind ihm denn auch die Platoniker meiſtens gefolgt, bis auf Proklos, Olympiodoros und die Späteren herab (ſ. Schneidewin praefat. p. XIV — XXI. vergl. den Index zu meinen Initia Philosoph. ac Theolog. Platon. pag. 383.) Es war dieß gewiſſermaßen ein Anſchließen an die Sprüche oder Apophthegmen der ſogenannten Sieben Weiſen, ſo wie an die bildlichen Ausdrücke und Zeichenſprache der Pythagoräer (ſ. Olympiodor. in Platon. Alcib. pr. p. 31 und p. 94 ed. Francof.) Jedoch war das *ἀπόφθεγμα* von der *παροιμία*, obſchon dem Weſen nach verwandt, doch dem Urſprung nach verſchieden, wie ſchon Zinkgref *) richtig bemerkt:

„Ich will mich wieder zu meinen Apophthegmatibus wenden, als unter denen und den Sprichwörtern dieſer Unterſchied zu merken und zu halten iſt, daß dieſe gleichſam durchgehende Reguln, männiglich gemein, und gleichſam jedermanns Wort, jene aber nur einer gewiſſen Perſon, von der ſie etwa geſagt worden, eigen ſeyn, welche jedoch, dafern ſie hernach wie leicht geſchiehet, unter das Volk kommen, auch als Sprichwörter gebraucht zu werden pflegen. Geſtalt ich darvor halten will, daß alle Sprichwörter faſt alſo entſproſſen, und anfangs Apophtegmata geweſen *).“

*) In ſeiner Sammlung: Teutſcher Nation klug — ausgeſprochene Weisheit in der Vorrede S. 9. Dieſer Jul. Wilhelm Zinkgref, geboren in Heidelberg 1591, geſtorben zu St. Goar 1635, iſt bis zu ſeinem frühen Tod nicht allein vom Schickſal verfolgt worden, ſondern auch nachher von mehreren Geſchichtſchreibern vernachläſſigt. Und doch war er unter den Zeitgenoſſen von Martin Opitz geachtet und geliebt, wie deſſen Gedicht aus Paris 1630 an ihn ſchon allein beweiſet, und unter den Neuern von G. E. Leſſing ſehr werth gehalten. S. J. W. Zinkgref's ſcharfſinnige Sprüche der Teutſchen, Apophthegmata genannt. In einer umfaſſenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenſtein, Mannheim 1835; (nämlich nach der Straßburger Ausgabe von Lehmann 1639) der S. XXI unrichtig ſagt, ſeit 1651 ſey keine Ausgabe des Originals mehr erſchienen, da ich eine viel ſpätere, die freylich auch Wachler nicht kennt, vor mir liegen habe: „Franckfurt und Leipzig, in Verlag Mauritz Georg Weidmanns, Hanau, druckts Johann Burkhard Quantz, Factor in der Aubriſchen Officin. MDCLXXXIII.“ — Uebrigens hat Hr. Guttenſtein in einem Anhang die Gedichte von Opitz und Andern an Zinkgref mitgetheilt.

*) Ich hoffe, außer der Sammlung neugriechiſcher Sprichwörter (Nr. 4) wird Leſſings Vorgang mich rechtfertigen, wenn ich von einem univerſellen Standpunkt auch an die Sprichwörter anderer Völker erinnere und zunächſt mit Zinkgref S. 6 fortfahre: Nachdem er nämlich von Erasmus an die Sammler griechiſcher und lateiniſcher Sprichwörter wie auch derer in neuern Sprachen aufgezählt, fügt er hinzu: „Gerhardus Tuningius ein Rechtsgelehrter hat aber, der Griechen ihre griechiſch, der Römer lateiniſch, der Italiener italieniſch, der Franzoſen franzöſiſch und der Spanier ſpaniſch ausgehen laſſen.“ — Weil Fabricius und Harleß (in der Biblioth. graec. V. 21.) dieſe für Charakteriſtik der Nationalitäten ſo intereſſante Sammlung nicht anführen, ſo will ich den Titel genauer angeben: Gerardi Tuningii Leidensis J. C. Apophthegmata graeca, latina, italica, gallica, hispanica. Ex officina Plantiniana Raphelengii 1609. 8. Leſſing geht noch einen Schritt weiter, und ſagt in den Collectaneen zur Litteratur II. S. 307. „Die deutſche Sprache hat einen großen Reichthum an Sprichwörtern. Gleichwohl dürfte es nicht übel ſeyn, auch die Sprichwörter aus andern Sprachen zu borgen, die ſich kurz und nachdrücklich überſetzen laſſen. Zu London ſind im Jahre 1640 Outlandish Proverbs selected by M. G. H. in 8. herausgekommen, an der Zahl 1032.“ Darauf giebt er einige Proben nach ſeiner Ueberſetzung, wozu Eſchenburg mit Recht be-

Digitized by Google

Ich kehre zu den Griechen zurück. In dieſer Hochſchätzung des Sprichworts ſchloß Ariſtoteles ſich an ſeinen Meiſter Plato ſo ſehr an, daß er es als ein Erbſtück aus einer göttlicheren und weiſeren Vorwelt betrachtete. Dieß beurkunden die Worte des Syneſius (Encom. calv. 22. p. 29. 66. 247/4 ed. Krabinger.): „Wenn auch das Sprichwort etwas Weiſes iſt, — und warum nicht, da Ariſtoteles von den Sprichwörtern ſagt, ſie ſeyen Ueberreſte einer alten in den größten Stürmen der Menſchheit untergegangenen Philoſophie, die ſich ihrer Kürze und Trefflichkeit wegen erhielten? gut. Ein Sprichwort nämlich iſt auch dieß, und ein Spruch, dem das Alterthum der Philoſophie, aus der es floß, Achtung gewährt, daher man es gar aufmerkſam erwägen muß; denn die Alten trafen die Wahrheit bey weitem beſſer, als die Jetzigen“ *). Derſelbe Grundgedanke findet ſich wieder bey Zinkgref, nur in näherer Beziehung auf die Sprichwörter der Deutſchen; wie er denn unter Anderm (Vorrede S. 7) ſagt: „dieſes giebt auch der überflüßige Vorrath unſerer teutſchen Sprichwörter genugſam an den Tag, als in denen gleichſam der Kern nicht allein teutſcher, ſondern aller himmliſchen und irdiſchen Philoſophie und Wiſſenſchaft begriffen iſt; denn es hat ſolche Sprichwörter nicht allein die Natur und Vernunft ſelber gleichſam in der Vorfahren Herz und Mund geſchrieben und eingelegt, ſondern es hat ſie auch die langwierige Prob und Erfahrung unſerer ganzen Nation von Geſchlecht zu Geſchlecht gelehret, und alſo beſtätiget, daß unter allen Menſchenurtheilen und Sprüchen nichts Wahrhaftigeres noch Gewiſſeres ſeyn kann, als eben dieſe Sprichwörter, alſo daß dieſesfalls billig vox populi voci Dei: des Volkes Rede Gottes Reden verglichen wird. — Dann dieweil, wie Hippokrates ſagt, das menſchliche Leben kurz, hingegen Kunſt und Erfahrung weitläufig iſt, wie hätten unſere Voraltern uns einen beſſeren Schatz, ein herrlicheres Erbe, eine leichtere bequemere Philoſophie hinterlaſſen können, als eben dieſe kurze, durch langwierige Erfahrung der Alten beſtätigte Lebensregeln und Geſetz.“

(Fortſetzung folgt.)

merkt: „Ungeachtet des allerdings großen Reichthums der Deutſchen an Sprichwörtern und ſprüchwörtlichen Redensarten — ließe ſich doch die hier von Leſſing vorgeſchlagene Bereicherung wünſchen, wenn ſie ſo weiſe, wie hier, verſucht, und der Ausdruck in unſre Sprache ſo körnig, wie hier, übertragen würde.“ Eine ſolche comparative Parömiographie wäre noch immer ein Bedürfniß, und darum ſoll man einen jeden Beytrag dazu, wie oben Nr. 1., willkommen heißen.

*) Ueber dieſen Glauben der Alten hat Krabinger die Hauptſtelle des Ariſtoteles, ich ſelbſt mehrere des Plato und ſeiner Nachahmer, Varro, Cicero u. A. nachgewieſen zu den Tuſculanen I. 12. p. 90 sq. ed. Moser, und ausführlicher davon gehandelt in der Symbolik I. S. 5 — 8 dritte Ausg. Hier bemerke ich, daß Schneidewin praefat. I. sq., wo er eine treffliche Ueberſicht der Parömiographen, worunter Ariſtoteles der erſte war, mittheilt, auch von dieſen Worten des Syneſius ausgegangen iſt.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Erſtes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Ig. Jord. de Asso y del Rio y Miguel, El fuero viejo de Castilla. Madr. 1771. fol.

Revue de legislation et de jurisprudence, publiée sous la direction de M. L. Wolowski. Année 1844. Paris 1844.

Geſetzſammlung für die Mecklenburg-Schweriniſchen Lande. Redigirt von Raabe. Zweyte Folge, umfaſſend den Zeitraum vom Anfange dieſes Jahrhunderts bis zum Jahre 1843. Lief. 1. 2. Parchim 1843.

Diario de las discusiones y actas de las Cortes. 1810 — 1813. Vol. 1 — 23. Cadiz 1811 — 1813. 4.

Diario de las discusiones y actas de las Cortes. Diputacion general de los años 1822 y 1823. Legislatura de 1822. Tom. 1 — 11. Madr. 1822. 4.

Diario de las sesiones de las Cortes. Legislatura del año 1836. T. 1 — 3. Madr. 1836. 4.

Colleçcão da legislaçao Portugueza desde 1821 de 1841 redigada pelo desembargador Ant. Delgado da Silva. Lisboa 1821 — 1841.

Will. Bilderdijk, Opstellen van godgeleerden en zedekundigen inhoud. Deel. 1. 2. Amsterd. 1823.

Aug. Theiner, Geſchichte der Rückkehr der regierenden Häuſer von Braunſchweig und von Sachſen in den Schooß der katholiſchen Kirche im 18. Jahrhundert. Einſiedeln 1843.

Dr. Theod. Scherer, Papſt Leo der Zwölfte. Schaffhauſen 1844.

Ir. Affo, Memorie di Alberto e di Obizzo Sanvitali Vescovi di Parma nel secolo XIII. Vinezia 1784.

A. Ascher, De afval der christelijke kerk in onze dagen. Leyd. 1822.

H. Brandt, Historie der Reformatie in de Nederlanden. Vol. 1 — 4. Amsterd. 1677 — 1704. 4.

John Hartland, Speculum Ecclesiae Anglicanae, or some account of the principles and results of the reformation of the church of England. London 1813.

M. Petri, Beyträge zur beſſeren Würdigung des Weſens und der Bedeutung des Puſeyismus. Götting. 1843.

J. K. Seidemann, Die Leipziger Diſputation im Jahre 1519. Dresden 1843.

Dr. J. P. Truſen, Darſtellung der bibliſchen Krankheiten und der auf die Medizin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift.

Fr. W. C. Umbreit, Grundtöne des alten Teſtaments. Heidelberg. 1843.

Dr. H. Gelzer, Sehnie und Erfahrung. Zürich 1844.

Dr. Ad. Drechsler, Kirchenlehre und Ketzerglaube. Leipzig 1844.

G. J. F. Cramer von Baumgarten, Brieven over het werkje: Christendom en hervorming. Groning 1816. 8.

Her. Bruining en Petr. Hofstede, Het recht der Rotterdamsche kerk. Rotterd. 1756.

H. Brinck, Toet-steen der waarheid en der meyningen. Utrecht 1691.

Jan Jacob Brahe, Aanmerkingen over de vyf Walchersche artikelen. Vol. 1 — 4. Middelburg 1758.

Enige Bijzenderheden uit het leven van zekeren oeffening-houder. Leeuwarden 1801.

Beschouwing van de Belijdenis des geloofs der gereformeerde kerken in Nederland. Groning. 1834.

G. J. G. Bacot, Hetvrije en algemeene in de inrichting van recht christelijke kerk-maatschappijen. Duinkerken 1791.

Abrah. Booth, De verloochening van eigen-gerechtigheid. Amstel. 1791.

J. P. E. Broecker, Der evangeliſche chriſtliche Gemeindegottesdienſt aus der Schrift entwickelt. Hamburg 1843.

Fr. Luys de Apresentação, Vida e morte do padre Fr. Estevao da purificação, religioso do Ordem de N. Senhora do Carmo da Provincia de Portugal. Lisboa 1621.

W. Chlebus, Ueber das Verhältniß der biſchöflichen Kirche von England zu der urſprünglichen apoſtoliſchen. Berlin 1842.

Ant. de la Calancha, Coronica moralizada del orden de San Augustin en el Peru. Barcelona 1639. fol.

Hernando de Castillo, Historia general de Santo Domingo y de su orden de predicadores. Vol. 1. 2. Valladolid 1612. fol.

Jo. Lopez, Tercera y quarta parte de la historia general de sancto Domingo y de su orden de predicadores. Valladolid 1613. fol.

Ant. Fr. Cardim, Fasciculus e japponicis floribus, suo adhuc madentibus sanguine. Romae 1646. 4.

Constitutiones sacrorum conciliorum Tarraconensium. Barcinone 1557. fol.

Acta Synodalia van Zeelandt van de Jaren 1591, 1620 en 1638. Middelb. 1755. 4.

M. Bach, Die Jeſuiten und ihre Miſſion Chiquitos in Südamerika. Leipzig 1843.

Coleccion general de documentos tocantes a la persecucion, que los regulares de la Compañia suscitaron y siguieron . . . 1644 — 1660 contra Bernardino de Cardenas. Vol. 1. 2. Madr. 1768. 4.

Vetus canonum codex Lusitanae ecclesiae notis illustratus a D. Thoma ab incarnatione. Colimbriae 1764.

Georg. de Cabedo, De patronatibus ecclesiarum regiae coronae regni Lusitaniae. Olispone 1603.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1841.

1) Paroemiographi Graeci etc.

2) Corpus Paroemiographorum Graecorum etc.

3) In Zenobii proverbia annotationes etc.

4) Das Volksleben der Neugriechen ꝛc.

(Fortſetzung.)

In neuerer Zeit haben ſich um die Erklärung deutſcher Sprichwörter Mehrere bemüht, und namentlich aus den Naturwiſſenſchaften Erklärungen zu geben geſucht *). — Ganz neuerlich hat ein anderer pfälziſcher Humaniſt **) über die Sprichwörter der Griechen und Römer zwey intereſſante Abhandlungen verfaßt. Ich hebe aus ihnen Einiges aus, und, weil der Verf. ſeiner erſten Betrachtung nur eine populäre Richtung gegeben und die Originalſtellen daher bey Seite laſſen konnte, trage ich beyſpielsweiſe Einiges dahin Gehörige hier ſelbſt nach: „Die Volkslieder ***), beginnt der Verf., enthalten die poetiſchen Elemente, welche in einem Volke vorhanden ſind; die Sprichwörter dagegen die philoſophiſchen Elemente, inſofern Ueberlegung, Nachdenken, Urtheil, überhaupt Thätigkeit der Intelligenz den Grund aller Philoſophie ausmacht.“ Nachdem der Verf. dieſen Satz weiter ausgeführt und auch an die Sprüche der ſieben Weiſen erinnert hat, fährt er fort: „Aber auch ganz abgeſehen von dem Nutzen für praktiſche Lebensweisheit haben Sprichwörter einen großen Reiz in hiſtoriſcher Hinſicht für Kenntniß des Charakters und des Grades der jedesmaligen Volksbildung.“ — Es werden darauf die Sprichwörter der alten Griechen unter zwey Geſichtspunkten betrachtet, nämlich nach ihrem Inhalt und ihrer Form. In dieſer letzteren Betrachtung wird (S. 108) bemerkt: „Außer der Mythologie, welche eine Maſſe von typiſchen Charakteren und allgemein bekannten Geſchichten, und eben dadurch vielfältigen Stoff zu ſprichwörtlichen Redensarten darbot, laſſen ſich die Sprichwörter, wie oben angedeutet, auf folgende Hauptquellen zurückführen. Sie ſind hergenommen aus der Natur, aus Volksſagen und wirklichen Geſchichten, aus Sitten und Gebräuchen, und letztlich aus der Beſchäftigung einzelner Stände.“ Auch in der Einleitung zu den Sprichwörtern der Römer ſind einige allgemeine Bemerkungen über die Natur des Sprichworts enthalten; woraus ich nur noch Folgendes ausheben will (II. S. 4): „In dem oben angedeuteten Weſen der Sprichwörter liegt zugleich der größte Theil ihrer Bedeutſamkeit und ihres Reizes. Denn gerade dadurch ſind ſie gleichſam Ausſprüche des Geſammtverſtandes, und dienen auf dieſe Weiſe zur Charakteriſirung der Geſammtheit oder eines großen Theiles desjenigen Volkes, dem ſie angehören.“ — Hierzu bemerke ich nun

---

*) J. B. J. J. H. Bücking mediciniſche und phyſikaliſche Erklärung deutſcher Sprichwörter und ſprichwörtlicher Redensarten. Stendal 1797.

**) Mein ehemaliger Zuhörer und jetziger Freund Hr. Karl Zell in ſeinen Ferienſchriften I. S. 93 — 124 und II. S. 3 — 96.

***) Ueber die Volkslieder der alten Griechen hatte Zell eine Abhandlung vorausgeſendet, wie H. Sanders (in Nr. 4) ebenfalls gethan.

Digitized by Google

vorerſt im Allgemeinen; — Daher die Periegeten Vorgänger der Parömiographen waren, ſo wie heut zu Tag die Reiſebeſchreiber für die Sammler der Sprichwörter neuerer Nationen; wovon ſich (bey Nr. 4) Beyſpiele zeigen werden. „Locus de Proverbiis, bemerkt Preller (De historia atque arte Periegetarum, im Anhang zu Polemonis fragm. §. 23. p. 194) demgemäß ganz richtig, cum arte periegetica coniunctus fuit, quia Paroemiographi plurimum materiae ab iis repetebant, qui singulas gentes civitatesque obeundo τὰ τῶν ἐπιχωρίων sectarentur.“ Aus demſelben Grunde ſind auch die Werke der griechiſchen Logographen und der Hiſtoriker, von Herodotus an bis auf die ſpäteren Compilatoren herab, wahre Fundgruben für die Sprichwörterkunde; wie denn neuerlich aus den jüngſt bekannt gemachten Fragmenten des Diodorus (in der Nova Collect. Vaticana von Ang. Mai) die Parömiographie eine ſchöne Nachleſe von neuen Beyſpielen gewonnen hat. Bey der Erörterung über die Form der griechiſchen Sprichwörter wäre Mehreres nachzutragen. So wäre z. B. über die dem Sprichwort ſo eigene Alliteration Manches zu ſagen geweſen. Man zieht hierher: μέλιτος μύελος (bey Diogenian. VI. 51) von ſehr ſüßen Dingen gebräuchlich. Um bey dieſem Worte ſtehen zu bleiben, bietet ein Vers der Sappho ein Beyſpiel einer völlig durchgeführten Alliteration:

Μήτε μοι μέλι μήτε μέλισσα *).

wozu der unten genannte Kritiker mit Recht die Anmerkung macht: „In versu, qui ad proverbii similitudinem accedit, in quod maxime cadit alliteratio.“ — Die Poeſie war bey den Griechen dem Sprichworte überhaupt ſehr befreundet, ſey es, daß Sprichwörter aus berühmten Dichterverſen gebildet wurden, oder daß die Poeten hergebrachte Sprüche gerne benutzten. Unſer Verf. erinnert hiebey an Homerus. „Da heißt es, ſagt er (S. 98): Glück iſt Gottes Gabe; und von etwas Zukünftigen noch Ungewiſſen: Das liegt im Schooße der Götter *), nach einem homeriſchen ſprichwörtlich gewordenen Verſe, den vielleicht aber auch ſchon der alte Sänger als ſprichwörtlich vorfand.“ Wenn unſer Verf. auf der folgenden Seite weiter ſagt: „kein griechiſches Sprichwort mag vielleicht häufiger als: Nichts zu viel; Maaß zu halten iſt gut; die Mittelſtraße iſt die beſte, gefunden werden, keines ſcheint aber auch mehr aus dem innerſten Leben des Volkes hervorzugehen, und ſo bezeichnend für den helleniſchen Charakter zu ſeyn als dieſes;“ — ſo haben wir daran ein Beyſpiel, wie ein Apophthegma oder ein ſinnvoller Denkſpruch, eben weil er der Denkart der Nation angemeſſen war, die allgemeine Giltigkeit eines Sprichworts erhalten hatte; woraus auch erklärbar wird, warum dieſer Spruch ſo vielen Perſonen verſchiedener Zeitalter zugeſchrieben wurde **); obwohl er bey den eigentlichen Parömiographen nicht vorkommt. Aber bey dieſen kommen auch manche Sprüche nicht vor, die doch beſtimmt als Parömien aufgeführt werden ***). — Aber überhaupt iſt das Sprichwort als ein Erzeugniß des allgemeinen freyen Menſchengeiſtes unerſchöpflich, und es hat niemals eine Sammlung gegeben, noch wird es jemals eine geben, welche als eine vollſtändige zu bezeichnen wäre.

In der Aufzählung der Parömiographen, von Ariſtoteles und ſeinen Schülern an (S. 96), habe ich die Erwähnung des Lucillus Tarrhaeus ungern vermißt, der alle früheren Sammler verdunkelt hat, und dem alle ſpäteren gefolgt ſind ****).

Ich will nun aus der Sammlung von Leutſch und Schneidewin (Nr. 2) vorerſt noch einige Pro-

*) Sapph. Fragg. nr. 119. Vgl. Th. Bergk Commentationum critt. Specimen. Marburg 1844. p. 23; welcher nämlich *Μήτε μοι* ſchreibt, ſtatt *μήτ' ἐμοί*.

*) Zenob. III. 64 sq. *Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.*

**) *Μηδὲν ἄγαν.* Vid. Diog. Laert. I. 41 mit Menage und Schol. in Euripid. Hippolyt. vs. 263.

***) Z. B. *Μίτι βοῦς κατ' ἐν βατάνῳ* und *'Α[illegible] μετ' 'Ανθεστήρια*, Beydes von dem Langſamen und ſich Verſpätenden. S. Ammonius pag. 8 mit Valckenaer; vergl. Symbolik IV. S. 546 dritte A. Eine andere Auslaſſung habe ich in den Init. Philos. Platon. I. 131 nachgewieſen.

****) Genau hat von ihm Schneidewin gehandelt in der Praefatio p. XII. sqq.; vergl. auch Symbolik III. S. 186 dritte A.

Digitized by Google

ben ausheben, hauptſächlich mit Hinſicht auf Zell, Finckh (Nr. 3) und auf Bruchſtücke in unſern Handſchriften, und ſodann auf dieſe letzteren ſelbſt einen Blick werfen.

Zenob. I. 52 *Ἀκεσίας ἰάσατο.* Zell (S. 116): „Akeſias iſt ſein Arzt, hieß es von einem Kranken, mit dem es immer ſchlechter gieng, weil ein Arzt dieſes Namens, über den Ariſtophanes irgendwo ſpottet, ſich nur durch ſchlechte Kuren bekannt gemacht hatte.“ — Hiebey erinnern die Herausgeber (p. 21 mit Coraes) an die von *ἀκεῖσθαι* abgeleiteten Namen von Aerzten, Akeſias, Akiſtes, Akeſtinos und Akumenos. (Wozu man noch zählen kann Akeſſamenos (*Ἀκεσσαμενός*, Philemon p. 13 Osann) und pflichten dem Herrn Zell bey, daß er in obiger Stelle weder auf Archilochos verfallen wie Gaisford, noch an den Grammatiker Ariſtophanes, wie Bernhardy, gedacht, ſondern den komiſchen Dichter dieſes Namens verſteht.

Zenob. IV. 35, *Θᾶττον ὁ τόκος Ἡρακλείτῳ Περιναίῳ τρίχει.* Ein ſprechendes Sprichwort von dem ſchnellen Anlaufen der Zinſen, aber durch Abſchreiber auch ſehr verderbt. (Man ſ. Schottus p. 90, vergl. p. 94 ed. Leutsch et Schn.) Hr. Finckh bemerkt dazu (p. 17): „Versus hic esse videtur tetrameter trochaicus, ex comici alicuius Siculi fabula deperdita petitus, et hunc in modum restituendus: „*Θᾶττον ὁ τόκος Ἡρακλείτῳ τῷ Τιρινοίῳ τρίχει* Terinam (*Τίρινον*, *Τέρειναν*) urbem esse Italiae inferioris, Crotoniensium coloniam, Plinius auctor est hist. nat. 3, 5. Eius incolas Crotoniensium exemplo athleticae operam dedisse, et in curriculo se exercuisse, haud improbabile est.“ Dieſe Verbeſſerung und Erklärung wird erſt durch eine nachträgliche Bemerkung Schneidewins (Gött. gel. Anz. 1844 p. 79 f.) vervollſtändigt. Er zeigt, daß jenes Sprichwort aus dem Apollonides von Nicäa *περὶ παροιμιῶν* entlehnt war (ſ. Fabric. B. G. V. 106 Harles), verweiſet auf Scymn. Chius vs. 305 und Heyne's opuscull. acadd. II. p. 203, und vermuthet, jener Vers ſey aus einem Tarentiner Komiker Skiras, Bläſos oder Rhinton entlehnt und müſſe ſo geleſen werden:

Θᾶσσον ὁ τόκος Ἡρακλήτῳ τῷ Τεριναίῳ τράχει.

Ich bemerke dazu, daß die Münzen dieſer Stadt das geſchmückte Haupt der in dieſer Gegend verehrten Juno Lacinia oder der Sirene Ligea auf der einen und eine geflügelte Siegesgöttin auf der andern zeigen (ſ. Liebe Gotha numaria p. 199 sq. Mionnet I. p. 204 sqq. und Millingen Recueil d. Médaill. grr. ineditt. p. 23 — 25). Dieſe Siegesgöttin ruft die Spiele ins Gedächtniß, die hier zu Ehren mehrerer Gottheiten gefeyert wurden; worunter denn ohne Zweifel auch Wettläufe waren. — Panofka, von dem Einfluß der Gottheiten auf die Ortsnamen S. 30, hat eine ähnliche Münze von Terina mitgetheilt, ſieht auf der Hauptſeite den Kopf der Venus und giebt der Kehrſeite eine ganz andere Deutung als Millingen.

Zenob. IV. 79. *Κοινὰ τὰ φίλων: Τίμαιος φησιν ὅτι προσιόντας Πυθαγόρᾳ μαθητὰς περὶ τὴν Ἰταλίαν ἔπεισεν ὁ φιλόσοφος κοινὰς τὰς οὐσίας ποιεῖσθαι.* (S. jetzt Timaei Fragg. nr. 77 in Müllerr. Fragmm. historicor. graecorr. p. 211.) Finckh p. 18 bemerkt hierzu: „Rectius cum articulo Suidas: *ὅτι τοὺς προσιόντας.*“ Zell (S. 105): — „Eben ſo löblich und ehrenvoll für die Geſinnung, aus welcher es hervorgieng, iſt das ſo gebrauchte Sprichwort über die Freundſchaft: Freundes Gut Gemeingut (*κοινὰ τὰ τῶν φίλων.*), welches als Probe einer körnigen Ueberſetzung gelten kann.“

Zenob. V. 20. *Μέγα φρονεῖ μᾶλλον, ἢ Πηλεὺς ἐπὶ τῇ μαχαίρᾳ.* Ein Beyſpiel von Sprichwörtern, aus der Heroen-Sage entſtanden, und neulich auf Kunſterklärung angewendet. ſ. Roulez ad Ptolem. Hephaest. p. 128 sq. und deſſen: L'education d'Achille p. 463. Ich erinnere dabey an das aus Heroen-Namen gebildete griechiſche Räthſel (*ἐξ ἡρωικῶν προσώπων ἀστεῖον αἴνιγμα*), womit man einem ungeſchickten Mundſchenken bedeutete: er ſolle aus dem Oeneus keinen Peleus machen (*μὴ δεῖν τὸν Οἰνέα Πηλέα ποιεῖν*) mit Anſpielung auf *οἶνος* und *πηλός* (ſ. Eustath. in Odyss. p. 37 und vergl. meine homer. Briefe an Gottfr. Hermann S. 217 f.).

Zenob. V. 76. *Πεύκης τρόπον.* Hier haben p. 151 die gelehrten zwey Göttinger Herausgeber unter Anderm auch auf meine Erörterung zu

Digitized by Google

den Historr. grr. antiquiss. fragg. p. 108 verwieſen. Man vergl. jetzt Herodot. VI. 37 mit der Anmerk. p. 110 ed. Baehr, wo ich die Drohung des Kröſos an die Bewohner von Lampſakos, welche Stadt, nach dem Logographen Charon, ehemals Pityouſa hieß, mit Anſpielung auf dieſen alten Namen ſo gefaßt habe: *Πιτυοῦσσαν πίτυος τρόπον ἐκτρίψω.* Dieſes wäre dann wieder ein Beyſpiel der in Sprichwörtern beliebten Alliteration. Damit wäre aber der Glaube der Alten von der ſo leichten Vertilgbarkeit der Fichte nicht ausgeſchloſſen. Zell S. 110: „Wenn eine Familie ganz ausgeſtorben und ausgerottet war, hieß es: Ausgerottet wie eine Fichte mit der Wurzel."

Vor den Parömien des Diogenianus erſcheint nun die von Baſt aus einer Handſchrift zu Paris abgeſchriebene wichtige Vorrede, von Gaisford in einer Note (pag. V) zuerſt mitgetheilt; hier aber p. 177 — 180 ed. Leutsch et Schn.) mit kritiſchen und exegetiſchen Anmerkungen begleitet; woraus wir nur die Bemerkung ausheben, daß das Werk des Lucillius Tarrhaeus die Hauptquelle der Sammlung des Diogenianus geweſen.

Zu Diogenian. II. 25. bemerke ich nur, daß im Artikel *Ἀχνυμένη σκυτάλη* die Lesart unſrer Heidelb. Handſchrift, die auch Wyttenb. ad Plutarch. Sept. Sap. conviv. p. 952 noch beybehielt: *ἀπειλοῦντας* in *ἀφειλοῦντας* (p. 218) verbeſſert worden. Zur Erklärung konnte noch auf Jacobs ad Anthol. gr. VI. p. 174 sq. verwieſen werden.

Diogen. III. 60. *Βοῦς ὁ Μολοττῶν.* S. die annot. crit. p. 225 sq. — Zell (S. 123): „Ein moloſſiſcher Stier wurde derjenige genannt, der ſich mit vielerley Geſchäften abgab und gleichſam zerſtückelte. Denn die Moloſſer, ein Volk in der Landſchaft Epirus, wenn ſie ein Bündniß ſchloſſen, hatten die Sitte, die dabey geſchlachteten Opferſtiere in viele kleine Stücke zu zerſchneiden." S. jetzt Laſaulx, Ueber den Eid bey den Griechen S. 11.

Diog. III. 92. *Γάλα ὀρνίθων.* Vergl. jetzt Sinner ad Lucian. de merc. conductt. 13 und denſelben ad Novum S. S. Patrum Delectum p. 478.

Diog. IV. 18. *Δὶς παῖδες οἱ γέροντες.* Vergl. die Annot. p. 235. Das hier angeführte Scholion zum Plato p. 465 giebt Baſt in Böttigers kl. Schriften III. S. 197 f. viel vollſtändiger. Man vergl. auch Chriſt. Walz in den Heidelb. Jahrbüchern der Lit. 1842. S. 194.

Referent wendet ſich nun zu den Proben aus Handſchriften. Herr Schneidewin ſagt nämlich (Praefat. p. XXXIV): „Nulla fere bibliotheca librorum manuscriptorum copia paullo instructior exstat, quin Proverbiorum collectiones servet, posteriore aetate ab hominibus litteratis varie congestas, digestas, contractas, amplificatas" —; worauf er dann Proben aus zwey Wiener Handſchriften mittheilt.

Ich will aus zwey Heidelberger und aus einer Münchner Beyſpiele ſolcher Bruchſtücke geben, und die nöthigſten Nachweiſungen beyfügen.

Zuerſt giebt unſer Cod. Palat. nr. 129 (deſſen Inhalt ich in den Meletemata I. p. 98 sq. näher angegeben habe) unter vielen andern auch Sprichwörter eines chriſtlichen Sammlers, wie die Aufſchrift zeigt; denn das Lemma hat fol. 108 vs.: *Παροιμία τῶν ἔξω σοφῶν* (vergl. Marcellus bey Schneidewin p. XX und XXIII, wo dafür *τῶν ἔξωθεν* ſteht). Das Excerpt beginnt mit dem Orakel an die Lakedämonier wegen Arkadien (Herodot I. 66.). Es folgt aber nur der erſte Vers, da doch die *βαλανηφάγοι ἄνδρες* des zweyten eigentlich erſt an das unmittelbar folgende Sprichwort erinnern konnten; denn nach *οὔ τοι δώσω* fährt das Excerpt unmittelbar fort: *ἐμαυτῷ βαλαντώσω, ἤγουν ἐμαυτῷ διακονήσω* (ſ. Zenobius III. 58 p. 70 Leutsch et Schn.; wie denn die meiſten Sprichwörter dieſes Auszugs mit denen beym Zenobius übereinkommen).

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	25. July.
Nro. 148.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

1) Paroemiographi Graeci etc.
3) Corpus Paroemiographorum Graecorum etc.
3) In Zenobii proverbia annotationes etc.
4) Das Volksleben der Neugriechen ꝛc.

(Fortſetzung.)

Es folgt: εἰς πῦρ ξαίνει mit der Erklärung bey Zenob. V. 27. — Darauf ἐλέφαντος διαφέρεις οὐδέν· ἐπὶ τῶν ἀναισθήτων (ſ. Diogenian. IV. 43) mit dem Zuſatz: καὶ γάρ τοῦτο τὸ Ζῶον ἀναίσθητον. — Weiter: ἐν ἅλῳ δρασκάζεις (ſ. Zenob. III. 74, hier aber ohne die Worte: ἐν ἅλῳ κρύπτῃ. — Endlich: ἡ κύων ἐν τῇ φάτνῃ. ἐπὶ τῶν μήτε τὸ δί τι (ſ. Aristotel. Metaphys. IV. 100 u. 106. 242. ed. Brandis) ποιούντων, μήτε ἄλλους ἐώντων. παρόσον ἡ κύων οὔτε αὐτὴ κριθὰς ἐσθίει, οὔτε τὸν ἵππον ἐᾷ. (ſ. Gregor Cypr. II. 61 mit der Annot. p. 363 sq.). Zell S. 109: „Einen Neidiſchen verglich man einem Hund beym Troge.“ — So viel von dieſer Handſchrift. Ich übergehe einen zweyten Coder unſerer Bibliothek Nr. 292, weil er, wie ich ſchon im Catalog des ſel. Wilken p. 284 bemerkt habe, faſt lauter Sprichwörter enthält, die ſich beym Stobaeus und Diogenes Laertius finden. Jetzt will ich nur noch bemerken, daß ſeitdem in verſchiedenen Brüſſeler Handſchriften theils ganz unedirte, theils in den Schreibarten von den gedruckten Texten ſehr abweichende Sprichwörter und Apophthegmen ſich vorgefunden haben, und zwar in nicht geringer Anzahl. (ſ. Remarques critiques sur quelques passages de l'Anthologie de Stobée, par Ch. A. Beving. Bruxelles 1833.)

Die dritte Heidelberger Handſchrift Nr. 893 iſt auf Papier geſchrieben, ſehr neu, und oft fehlerhaft; ſie enthält die Sammlung des Diogenianus, und aus dieſer und einer andern Handſchrift des Pantinus hat A. Schottus dieſen Parömiographen, aber ohne Vorrede, die alſo auch in der Pantiniſchen Handſchrift gefehlt haben muß, zuerſt herausgegeben (ſ. Schotti Praefat. p. VIII und Schneidew. p. XXX.). Hier nur einige Proben aus dieſem Pfälzer Coder: I. 3. im Artikel Ἀγορὰ κερκώπων hat dieſer Coder fälſchlich Κρομύλου ζεῦγος ſtatt Ἱεροβύλου ζ. (ſ. annotat. crit. p. 181 Leutsch et Schn.); im folgenden I. 4. Ἀγαθὴ καὶ μᾶζα μετ' ἄρτον hat er: τὰ ὕστερα ſtatt τὰ δεύτερα (ſ. annot crit. ebendaſelbſt.) — I. 6: Ἀγαμέμνων γάρ τὴν αὐτοῦ ἐθυσίασε θυγατέρα, ſtatt ἐβούλετο θυσίασαι θυγατέρα (ſ. annot. crit. ebendaſelbſt.) — II. 95. Ἀρχίλοχον πατεῖς: ἐπὶ τῶν λοιδορούντων. Τοιοῦτος γάρ ὁ Ἀρχίλοχος. So haben die Gött. Herausgeber mit Apostolius, Arsenius, Eustathius, Suidas und Liebel ad Archiloch p. 39 mit Recht drucken laſſen, wogegen Gaisford die andere Lesart, nämlich die falſche unſrer Handſchrift: Ἀρχιλόχου πατρίς, obwohl als unrichtig erkannt, noch im Texte geduldet hatte. Der Sinn war: Archilochum calcas, du haſteſt immer auf dem Archilochos, du führſt ihn immer im Mund, d. h. du ſchmäheſt (wie er). Mehrere hierher gehörige Stel-

Digitized by Google

len der griechiſchen Dichter und Grammatiker hat ſo eben Herr Bergk bekannt gemacht und verbeſſert im Specimen Commentationum Criticarum XI p. 15 sq. — Uebrigens auf das Vaterland (πατρίς) des Archilochus bezieht ſich ein anderes Sprichwort bey den Parömiographen (ſ. Zenobius II. 21. Diogenian. II. 35. Apostol. III. 62. Arsen. 51. u. A.) Ἀνεπαριάσαν: ἐπὶ τῶν μεταγινωσκόντων καὶ μετατρεπομένων εἴρηται ἡ παροιμία, wo Gaisford (p. 259) und die Göttinger Editoren (p. 38) mit Recht die Lesart Ἀθηναίων ſtatt Θηβαίων aufgenommen haben *) woraus denn auch Marxens Bemerkung (ad Ephori Fragg. nr. 107 p. 212 fin.) ſich nunmehr von ſelbſt erledigt. Ephorus hatte nämlich im zehnten Buche ſeiner Geſchichte erzählt **): die Bewohner der Inſel Paros hätten, vom Miltiades aufs Aeußerſte bedrängt, ſich zu ergeben verſprochen, als ein Waldbrand in einiger Ferne ſie glauben gemacht, Datis gebe ihnen Feuer-Signale, daß er ihre Stadt entſetzen wolle, und ſie ſollten ſie nicht übergeben. Dieß habe ſie umgeſtimmt, ſie hätten die Capitulation gebrochen, und dieſe Untreue habe zu dem Sprichwort ἀναπαριάζειν Veranlaſſung gegeben. — Und ſo gehört alſo dieſes Sprichwort in die Claſſe derer, von denen Zell (S. 113) ſagt: „Unter den auf hiſtoriſcher Wirklichkeit beruhenden Sprichwörtern ſind nicht wenige belehrend und intereſſant, weil ſie charakteriſtiſche Züge und Eigenſchaften von einzelnen Perſonen oder ganzen Gegenden aufbewahren, weil ſie zeigen, welches Intereſſe die Griechen an ſich ſelbſt und jeder Aeußerung des öffentlichen Lebens genommen haben, endlich auch darum, weil ſie öfters Zeugniß geben von der Art, wie dieß oder jenes Factum von den Zeitgenoſſen und Nationalen aufgenommen und angeſehen worden iſt.“

*) Wenn Hr. Finck p. 7 am Ende des Artikels beym Zenobius dagegen das ἔλυσαν τὰ ὁμολογούμενα in i. τ. ὡμολογημένα ändern möchte, ſo hat ein Kritiker in der Caſſeler Zeitſchrift f. d. Alterth. Wiſſenſch. 1844 Nr. 34 S. 272 das Präſens durch beygebrachte Stellen in Schutz genommen.

**) Apud Stephan. Byzant. in Πάρος p. 629 sq. ed. Berkel.

Aus einer Handſchrift der königl. bayer. Bibliothek in München hatte mir vor vielen Jahren Hr. Döderlein, jetzt Profeſſor in Erlangen, ein Excerpt von ἄβολις bis γραῶν ὕθλοι, gütigſt mitgetheilt, woraus ich die Hauptworte einiger Artikel im Anfang mit kurzen Hinweiſungen ebenfalls mittheilen will. Es iſt Cod. 263 (S. Ign. Hardtii Catalog. Tom. III. p. 112,) wo die Ueberſchrift gegeben wird: Λέξεις, und in der That ſind, wie man gleich ſehen wird, zum Theil bloße Wörter darunter.

Ἄβολις· πῶλος ὁ μήπω ἐκβεβληκὼς τοὺς ὀδόντας κ. τ. λ. S. Schol. in Platon. Legg. VII. p. 231 Ruhnken. Bast. Append. ad Gregor. Corinth. p. 800. Suidas p. 15 — 17 Gaisford und jetzt Stephan. Thesaur. Paris p. 70.

Ἀβυδηνὸν ἐπιφόρημα. S. Zenobius I. 1. mit Leutſch. und Schneidewin; woraus in der Mitte des Artikels zu beſſern iſt: τοὺς παῖδας μετὰ τῶν τιτθῶν. Die Citate aus Eudoxus und Ariſtophanes fehlen im Münchner Excerpt.

Ἀγαθῶν θάλασσα. S. Zenob. I. — 9, 10, 11 p. 3 sq. mit den Noten; vergl. Diogenian. I. 10. p. 182. Suidas. p. 35. Den Artikel hat auch das Wiener Excerpt bey Schneidew. p. XXXIV. Uebrigens vergleiche man Philochori fragg. p. 75 ed. Siebel. Marx ad Ephor. p. 186 sq. und Wichers ad Theopomp. p. 150 — 152. Endlich vergl. man noch Zenob. III. 11 p. 60 sq. Δάτος ἀγαθῶν. πόλεως ὄνομα ἣν ἀπῴκησαν Θάσιοι· ἐφ' ᾗ καὶ παροιμία ἐλέχθη, Δάτος ἀγαθῶν, ὡς οὔσης καλλίστης. wozu jetzt Finckh p. 14 bemerkt: „Satis opinor, apparet, apud Zenobium legendum esse: ἀφ' ἧς κ. η. π. ἐλ. — Praeterea pro ἀπῴκησαν malim scriptum ἀπῴκισαν.“

Ἀγαθώνειος αὔλησις· ἡ μήτε χαρὰ μήτε πικρὰ κ. τ. λ. S. Zenob. I. 2. p. 2. Diogenian. I. 7. p. 181. Auch das Wiener Excerpt p. XXXIV. hat Ἀγαθώνιος, aber Diogen. wie das Münchner ἀγαθώνειος, und fährt fort: ἡ μαλθακὴ καὶ μήτε χλιαρὰ μ. π. Döderlein ſchlug vor: ἡ μήτε χαρτά. Zenobius hat: ἡ μαλακή. καὶ μήτε πικρὰ μήτε χαλαρά.

Ἀγαθοῦ δαίμονος. ἔθος εἶχον οἱ παλαιοὶ μετὰ τὸ δεῖπνον πίνειν Ἀγαθοῦ Δαίμονος ἐπι-

Digitized by Google

φορουντος καὶ τοῦτο δὲ τρίτον κτλ. Man beſſere aus Suidas p. 35 Gaisf. ἐπιῤῥοφοῦντες ἄκρατον, καὶ τοῦτο λέγειν Ἀγαθοῦ δαίμονος κτλ. Das Uebrige iſt zum Theil aus Athenaeas XV. p. 693 C. zu verbeſſern. Man vergleiche jetzt überhaupt den Artikel in Stephan. Thesaur. Paris I. p. 131 sq.

Ἀγέραστος πέτρα. Man leſe *Ἀγέλαστος π.* und vergleiche Zenob. I. 7 mit den Anmerk. der Göttinger Herausgeber p. 3 und das Wiener Excerpt p. XXXIV ebendaſelbſt.

Ἀγνότερος πηδαλίου, ἐπὶ τῶν ἁγνῶς βεβιωκότων. Muß aus Diogen. I. 11. p. 182 und aus Apostolius ergänzt werden: *παρόσον ἐν θαλάσσῃ ἐστὶν ἀεὶ τὸ πηδάλιον.*

Ἀγορὴ Κερκόπων. Man ſchreibe *Κερκώπων* und vergl. Zenob. I. 5. p. 2 und Diogenian. p 3. Dieſen Artikel hat auch das Wiener Excerpt.

Ἀγραπτότατος βάτος αὖος. Man ſchreibe: *ἀγναμπτότατος β. α.* und vergl. Zenob. I. 16. Apostol. I. 30. Diogen. I. 13 mit der Note der Göttinger Editoren.

Ἄγριπος. ἀγριέλαιον· ἀγρίπου ἀκαρπότερος. δ. Zenob. I. 60. p. 23, und ſchreibe: *ἄγριππος — ἀγρίππου.*

Ἀγροίκου μὴ καταφρόνει ῥήτορος. ὑποθετική, (ὅτι) μηδὲ τῶν εὐτελῶν χρὴ καταφρονεῖν. So muß aus Apostolius I. 28 ergänzt werden. Vergl. übrigens Zenob. I. 15 p. 4 sq. mit Leutſch und Schn.

Ἀδεὲς δέος δέδοικας. ἐπὶ τῶν μὴ τὰ φοβερὰ φοβουμένουν; L. *ἐπὶ τῶν τὰ μὴ φοβ. φοβ.* und vergl. Platon. Sympos. p. 198. A. und Diogenian. I. 16 p. 183 mit L. und Schn.

Ἀδράστεια νέμεσις. ἐπὶ τῶν πρώτερον (lies *πρότερον*) *μὲν εὐδαιμονησάντων, ὕστερον δὲ δυστυχησάντων κ. τ. λ.* Dieſer Artikel iſt ganz übereinſtimmend mit Apoſtolius, aber ſehr abgekürzt, ſ. Apost. I. 40, und vergl. Zenob. I. 30 mit den Anmerkungen von L. et Schn.

Ἀδώνιδος κῆποι. ἐπὶ τῶν ἐπιπολαίων, κουφῶν.

S. Zenob. I. 49 p. 19 und daſelbſt die Annott. vergl. die Addenda p. 536 unten; ingleichen Diogenian. I. 14. p. 183, woraus in dem cod. Heidelberg. zu verbeſſern iſt: *καὶ μὴ ἐῤῥιζωμένων.*

Ἀεὶ γὰρ ἐμπίπτουσιν οἱ Διὸς κύβοι.

Im Diogenian. I. 58 giebt die Heidelberger Handſchrift: *πίπτουσιν*. Keines iſt richtig. Es muß heißen *εὖ πίπτουσιν.* Eben ſo muß in dieſem Münchner Excerpt ſtatt *οἱ δὲ, ἐπὶ τῶν ὀξέως τιμωρουμένων* corrigirt werden: *ἐ. τ. ἀξίως τιμωμένων.* Vergl. Zenob. II. 44. p. 43 sq. mit der Anmerk. der neueſten Herausgeber.

Dieß wird hinreichen, um dergleichen unedirte parömiographiſche Fragmente zu charakteriſiren. — Und überhaupt werden die Leſer aus dem ganzen Ueberblick, den wir gegeben, wohl erſehen haben, wie tüchtig die beyden deutſchen Herausgeber von Nr. 2 auf der Grundlage des Britiſchen (Nr. 1): fortgebaut, und wie ſie in faſt allen Artikeln eben ſo ſehr kritiſchen Geiſt als umfaſſende Beleſenheit beurkundet haben; endlich wie auch der Verfaſſer von Nr. 3. im kritiſchen Gebiet ihnen fleißig und meiſtens erfolgreich nachgearbeitet hat.

Zum Schluß will ich nur noch an eine Bemerkung des Herrn Zell erinnern, und ſie durch ein Beyſpiel erläutern. Er ſagt nämlich (S. 110 f.) Eine zweyte nicht minder reiche Quelle von Sprichwörtern floß in der Menge von **Volksſagen**, deren es außer den bekannteren, durch Dichter, Künſtler und Geſchichtſchreiber verherrlichten, noch eine bedeutende Anzahl gegeben haben muß, welche am längſten bloß in der mündlichen Tradition des Volks fortlebten. In dem oben angeführten Aufſatze über die griechiſchen Volkslieder ſind mehrere aus derſelben Wurzel entſproſſene Lieder beygebracht worden, die man mit der modernen Gattung der hiſtoriſchen Romanze vergleichen kann.“ — An eine, von Dichtern, Geſchichtſchreibern und Künſtlern behandelte, an die Romanze anſtreifende Volksſage erinnert das Sprichwort: „**Nicht ſo lange, als die Nachtigallen ſchlafen.** *)

*) *Οὐδ' ὅσον ἀηδόνες ὕπνοι (ὑπνώσσουσιν)* Apostol. XV. 23. vergl. Aqpendix IV. 41. p. 443 mit

Und hiermit gehen wir zu Nr. 4, oder zum **Volksleben der Neugriechen — in Liedern, Sprichwörtern, Kunſtgedichten u. ſ. w.** über. Hier gehen uns nur die **Sprichwörter** an.

Der kundige Herausgeber hat ſinnig das Göthiſche Vers-Paar zum Motto gewählt:

„Sprichwort bezeichnet Nationen,
Mußt aber erſt unter ihnen wohnen,“

und ſagt darüber einleitend ſehr treffend (S. 238): „Dieſe Göthiſchen Worte ſchwebten mir vor, als ich dieſem Buche den folgenden, für das Weſen und den Charakter einer Nation höchſt bedeutungsvollen Anhang, zum Theil nach Leake, einverleibte. — Fordert ſchon das ganze Buch zur rechten Würdigung einen Leſer, der es verſteht, ſich in fremde Nationalität recht lebhaft zu verſetzen, ſo iſt das noch beſonders bey dieſem Abſchnitt der Fall; man muß „unter dem Volke wohnen,“ deſſen Sprichwörter man von Grund aus verſtehen will; bey keinem andern Abſchnitt bin ich daher auch auf ſo große Schwierigkeiten der Ueberſetzung geſtoſſen, wie bey dieſem. Es iſt ein altes Wort, daß „Sprichwörter in einer wörtlichen Uebertragung nur zu oft Unſinn werden,“ und doch glaubte ich, genüge es nicht vollſtändig, wenn auch die Ueberſetzung die bezeichnende **fremde** Nationalität nicht verwiſchen will, bloß den **Sinn** der Sprichwörter wiederzugeben; auch auf die Form und Faſſung derſelben durfte nicht verzichtet werden. Billige Richter ſollen, hoff' ich, finden, daß meine Uebertragung dieſe wiedergiebt, ohne jenem zu nahe zu treten. Hätte ich nicht dieſes bezweckt, ſo hätte ich theils manche Sprichwörter durch entſprechende deutſche wiedergegeben, theils andere in ein Deutſchen gefälligeres Gewand gekleidet, damit aber das **Bezeichnende** verwiſcht.“

(Schluß folgt.)

Leutsch et Schn. S. ferner von der Nachtigall und Schwalbe Aelian. V. H. XII. 20 mit den Auslegern und mit den Anführungen aus Heſiodus, Sophokles und der Volksſage von Tereus, Prokne, Philomela und Itys Thucyd. II. 29, ingleichen von den Variationen dieſer Sage ben Griechen und Römeen und der phyſiſchen Grundlage nach dee mythologiſchen Ornithologie (Voß zu Virgils Eklogen VI. 78 — 81), womit man jetzt das Volcentiſche Vaſenbild mit der Frühlings-Schwalbe und den beygeſchriebenen Sprüchen noch verbinden kann. — Lauter Andeutungen, auf die ich mich hier beſchränken muß; wobey ich aber den Wunſch ausſpreche, daß **Mythologie und Archäologie mehr und mehr mit der Parömiographie** verknüpft werden möchten, wozu neuerlich Hr. Panofka in verſchiedenen Abhandlungen Anklänge gegeben. Das obige Sprichwort hatte ſeinen natürlichen Grund in dem ganze Nächte hindurch fortdauernden Geſang der Nachtigall (vergl. Erasmi Adagia p. 201) ſo wie jene attiſche Volksſage vom Tereus ihren Grund hatte in den Klagetönen dieſes Sangvogels, in dem abgeſtoſſenen Gezirpe der Schwalbe, in ihrem Wegziehen und Wiederkommen, in den blutfarbigen Flecken auf ihrer Bruſt u. ſ. w. — Aber eben weil ſolche Volksſagen in den Naturanſchauungen des Volkes wurzeln, erhalten ſie ſich im Andenken desſelben Jahrtauſende hindurch lebendig. Ein Beyſpiel liefern die Meleagriden oder Meleagriſchen Vögel, von denen Nicander (ap. Antonin. Liber II, p. 203 ed. Westermann) bemerkt, daß Volk ſage noch jetzt, ſie beklagten noch immer in der Jahreszeit, wo er geſtorben, den Meleager. Ja in den neuern Volksliedern der Aetolee und Akarnanen ben Fauriel kommt noch heut zu Tag der Zug vor, daß Vögel auf Bäumen oder Felſen ſitzend, den Klagegeſang (μοιρολόγι) um einen gefallenen Helden anſtimmen (ſ. L. Roß Reiſen in die griechiſchen Inſeln II. S. 121.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus, membre de l'Institut. Paris, imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 1843. 4.

(Zweyter Artikel.)

Wir haben in dem erſten dieſes Werk betreffenden Artikel (Nro. 29 — 33) unſre Leſer mit der ganzen Bedeutung und dem Werthe dieſer neuen Ausgabe der Lex Salica bekannt gemacht; von dem Inhalte der dieſelben begleitenden Diſſertationen iſt ebenfalls bereits mehreres erörtert worden und es bleibt nunmehr nur noch übrig, die zehn letzten Abhandlungen, die ſich auf viele wichtige Rechtsinſtitute der Franken beziehen, zu beurtheilen. Wir beginnen daher mit der fünften Abhandlung (de la vassalité et de son influence sur l'état des hommes libres. p. 487 — 506), in welcher hauptſächlich zwey Fragen zur Sprache gebracht werden: 1) ob die Antruſtionen im fränkiſchen Reiche einen Erbadel gebildet hätten? und 2) ob die Lehen denſelben willkührlich hätten entzogen werden können? Ueber den erſten Punkt haben wir bereits zuvor unſere Meinung abgegeben, und wollen hier nur noch einiges Wenige, zunächſt eine Bemerkung über das Wort Antrustio hinzufügen. Pardeſſus leitet daſſelbe (p. 487) von trustis in der Bedeutung von Treue her; Grimm ſtellt es, jedoch nicht mit Beſtimmtheit, (d. R. A. S. 275) zu dem engliſchen truth und weiſt (Anhang S. 943) auf eine nahe Verwandtſchaft mit Troſt, ſo daß trustis ſo viel als protectio, mundium ſey. Wir ſtellen die Bedeutung fidelitas nicht in Abrede, glauben aber, daß dieſe eine abgeleitete ſey; ſchon früher haben wir (Bd. 6. S. 12. Bd. 12. S. 208) Gelegenheit genommen, von dem Worte trustis in dieſen Blättern zu reden und haben darauf hingewieſen, daß es gewiß zu dracht, drecht, druhte zu ſtellen ſey; dieſes bedeutet Schaar, daher drusta (Droſte, Truchſeß) im Frieſiſchen der einer Schaar Vorgeſetzte. Sollten wir das Wort trustis nicht auch noch jetzt in dieſer Bedeutung haben? wir glauben es in: Troß, welches eine nachfolgende Schaar bezeichnet, zu finden. In truste dominica heißt alſo: im Gefolge, in der Schaar des Königs; derjenige, der in dieß Gefolge eintritt, ſchwört trustis und fidelitas, wo trustis allerdings auch Treue, eigentlich aber doch ſo viel als: „Folge" bedeutet. Inſofern iſt es auch richtig, daß Conviva Regis ungefähr, aber doch nicht wörtlich, daſſelbe ſagen will. Dieſe Antruſtionen werden öfters auch mit dem Namen Vassi bezeichnet und Pardeſſus macht bey dieſer Gelegenheit mit Beziehung auf ein früher gegebenes Citat (Marculf. Form. II. 17) die Bemerkung, wie auffallend es doch ſey, daß Ausdrücke, die für ganz gewöhnliche häusliche Verhältniſſe gebraucht wurden, wofür er denn auch (p. 488) dominus anführt, bey den Franken allmählig in die höhere Sphäre des öffentlichen Lebens übertragen worden ſeyen. An dieſer Bemerkung iſt manches Wahre und beſonders merkwürdig möchte in dieſer Beziehung die Geſchichte des Ausdruckes Major domus ſeyn, der urſprünglich den Aufſeher

Digitized by Google

über die einzelne königliche Villa, zuletzt den höchſten Beamten des Reiches bezeichnet, wie denn überhaupt dieſe Beyſpiele ſich vervielfachen ließen. Ob aber gerade die von Pardeſſus gewählten ganz paſſend dafür ſind, iſt eine andere Frage; daß der König ſchlechthin Dominus genannt wird, iſt gerade nicht ſo ſehr zu verwundern, da mit dem nämlichen Ausdrucke Gott bezeichnet wird. Was aber die oben angeführte 17te Formel des zweyten Buches bey Marculf anbetrifft, ſo iſt darin ein gegenſeitiges Teſtament zweyer Ehegatten enthalten, die bey dieſer Gelegenheit auch ihrer vassi erwähnen; unter dieſen vassi können aber ohne alle Schwierigkeit ganz eigentliche Vaſallen verſtanden werden, denn gedachtes Ehepaar muß zum reichſten Adel gehört haben, da in eben dieſem Teſtamente von einer Menge von Villen, von den auf ihren Grundſtücken ſich befindenden Klöſtern u. ſ. w. die Rede iſt. An einer andern Stelle, die Pardeſſus aber nicht anführt, nämlich Lex Alaman. Tit. 79. c. 3. möchte ich meinen ſchon früher gemachten Vorſchlag (deutſche Geſch. Bd. 1. S. 510) wiederholen, ſtatt vassos lieber vaccas zu leſen, da dieſe ſich viel beſſer als vassi zwiſchen die Schafe und Pferde ſchicken, von denen hier die Rede iſt. — Der Ausdruck Vaſallen giebt aber in Vergleichung mit einem andern, ebenfalls dem Ritterweſen vorzüglich angehörenden Worte, nämlich Knecht, zu einer andern Bemerkung Veranlaſſung. Knecht bedeutet eigentlich den jungen im Kreiſe ſeiner Familie wehrhaft gemachten Mann (— es iſt das Maſcul. von (K) Nichte; meine deutſche Geſchichte Bd. 1. S. 110), nachmals bleibt davon beſonders die Bedeutung famulus, armiger beſtehen, die ſich im Engl. Knigth bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Jetzt aber iſt bey uns in dem Worte Knecht alles Ehrenvolle verſchwunden, ja es kann als Schmähwort gebraucht werden, wie dieß namentlich das Adj. knechtiſch zeigt; gerade ſo iſt es dem Worte Vaſall im Engliſchen gegangen; vasal iſt ein Schmähwort für einen ſervilen Menſchen. — Zur näheren Begründung der Stellung der Antruſtionen zieht Pardeſſus (p. 488) eine ſehr richtige Unterſcheidung zwiſchen dem in truste und in sermone oder in mundeburdo regis esse. Daß wir dieſen Unterſchied nach der von uns oben gegebenen Erklärung des Wortes trustis vollkommen anerkennen, verſteht ſich von ſelbſt. Dagegen können wir einer andern Auffaſſungsweiſe des gelehrten Autors nicht beytreten. Er iſt nämlich der Meinung (p. 499), die Antruſtionen hätten für ihre Kinder bey dem Könige öfters um das Antruſtionat angehalten, und dieß ſey ſelbſt für ſolche geſchehen, welche, wie der heil. Licinius, ex regali prosapia entſproſſen ſeyen. Was zunächſt den Letzteren anbetrifft, ſo wird in deſſen bey Bouquet Tom. III. abgedruckter Lebensbeſchreibung in dieſer Beziehung (Nr. 6. p. 486) nur geſagt, daß nachdem er pleniter edoctus ad roboratam aetatem gelangt ſey, ſein Vater ihn dem Könige Chlothar, deſſen Verwandter er geweſen ſey, empfohlen habe (commendavit). Daß hiermit die Aufnahme in den Hofdienſt gemeint ſey, wollen wir keinen Augenblick in Zweifel ziehen, aber eine beſondere Ertheilung des Antruſtionats können wir darin noch nicht erkennen. Ganz ähnlich wird von dem h. Arnulf, dem Stammvater der Karolinger erzählt, er ſey Gundulf, dem Rector Palatii exercitandus in bonis artibus anvertraut worden, und dieſer habe ihn denn im unmittelbaren Dienſt Königs Theodebert angeſtellt (jam regis ministerio dignum aptavit). Nun beſitzen wir aber außer dieſen Angaben, die ſich auf ſchon mehr herangewachſene Jünglinge beziehen, eine Menge Nachrichten von der Aufnahme von Kindern des Adels an den Hof des Königs, z. B. heißt es vom heil. Leodegar: ex progenie celsa Francorum ac nobilissima exortus, a primaevae aetatis infantia a parentibus in palatio Hlotario Francorum regi traditus. (Vita. N. 3. p. 412.) So wurde der heil. Aridius dem Könige Theodebert übergeben: ut eum instrueret eruditione Palatina. Auſtregiſil, der nachmalige Biſchof von Bourges, war von ſeinem Vater dem Könige Guntram übergeben worden, und diente mit Geſchicklichkeit (prudenter militavit) lange Zeit sub saeculari disciplina (Vita. p. 467). Wir könnten noch eine ganze Reihefolge von Stellen gleichen Inhalts aus den Geſchichten fränkiſcher Heiligen anführen, allein (mit Beziehung auf: deutſche Geſch. Bd. 1. S. 450) es werden dieſe wohl hinlänglich genügen, um zu beweiſen, was mit der Uebergabe der Kinder des Adels an die königlichen Hofbeamten oder an den

Digitized by Google

König ſelbſt gemeint geweſen ſey; es war die Erziehung in Hof- und Kriegsdienſten, oder auch ſonſt in nützlichem Wiſſen und Können, ſo daß die nachmals unter Karl dem Großen öfters erwähnte Schola palatina (ſ. deutſche Geſch. Band 2. S. 104) wohl wie die meiſten karolingiſchen Einrichtungen, als eine Fortſetzung und Ausbildung der ſchon früher vorhandenen merowingiſchen anzuſehen iſt. — Alle jene, den Biographien der Heiligen zu entnehmenden Stellen, die von der Erziehung an dem fränkiſchen Königshofe handeln, ſind aber auch zu gleicher Zeit eben ſo viele Beweiſe gegen die von Pardeſſus aufgeſtellte Anſicht: die Franken hätten keinen Erbadel gehabt. Der gelehrte Autor iſt aber nicht abgeneigt, den Germanen überhaupt (p. 498. p. 499) für die ältere Zeit den Erbadel abzuſprechen. Dagegen muß ſich Ref. aber noch entſchiedener erklären, glaubt jedoch nicht benöthigt zu ſeyn, auf dieſen Punkt näher eingehen zu dürfen, da er in ſeiner deutſchen Geſchichte Bd. 1. S. 111 u. ff. S. 392 u. ff. S. 437 u. ff. S. 462 u. ff. die Verhältniſſe ausführlich dargeſtellt und namentlich auch gezeigt hat, wie der geiſtliche Adel in den chriſtlich germaniſchen Reichen ſeine Stellung dem Umſtande verdankt, daß der heidniſche Adel ſelbſt eine prieſterliche Bedeutung gehabt hat. —

Die zweyte Frage, welche Pardeſſus in dieſer Abhandlung beſpricht, iſt die: ob die Lehen, welche die Könige vergabten, von dieſen ad libitum hätten eingezogen werden können. Die Verneinung dieſer Frage iſt mit vielem Scharfſinn und Gelehrſamkeit durchgeführt und wir erkennen dieß mit Warnkönig (a. a. O. S. 994) an. Wenn dieſer aber ſagt, daß die Lehenverhältniſſe der merowingiſchen Zeit von deutſchen Schriftſtellern gewöhnlich übergangen würden, namentlich aber daß Eichhorn erſt bey Karl dem Großen von den Beneficien handle, ſo iſt dieß nicht richtig. Eichhorn beſpricht dieſen Gegenſtand bereits in § 26. und kommt an mehreren andern Stellen auf denſelben zurück, auch iſt in meiner deutſchen Geſchichte Bd. 1. S. 506 u. ff. ausführlich davon die Rede. Um aber auf die hier angeregte Frage ſelbſt einzugehen, ſo ſcheint es doch nicht, als ob man ſo ganz unbedingt ſagen dürfte, die Könige hätten ihren Vaſallen die Lehen nicht ad libitum nehmen können. Wir wollen dieß nicht allein aus dem Argument ex contrario entnehmen, daß in ſpäteren Zeiten die Könige ſo oft erklären, ſie wollten ihren Vaſallen die Lehen nicht entziehen, ſondern vielmehr aus der Natur des Verhältniſſes ſelbſt. Der König leiht ein Grundſtück, welches ſein iſt, er erweiſt eine Gnade, daher die verliehene Sache ſelbſt beneficium genannt wird. So wie eine ſolche Verleihung nach Hof- und Dienſtrecht als durchaus revocabel zu erkennen, ſo iſt auch bey der ſonſt ohnehin ſo großen Analogie des Lehenrechts mit den angeführten Rechtsverhältniſſen gar kein Grund dafür da, hier das Gegentheil anzunehmen. Das Streben der Beſitzer wird natürlich nach der Stabilität des Verhältniſſes gerichtet ſeyn, und doch hat ſelbſt bis in die ſpäteſte Zeit, durch alle Entwicklungsperioden hindurch, das Lehenrecht nie die Stabilität erreicht, daß nicht bey jedem „Thron- oder Lehensfall" um die Renovation gebeten werden müßte; dieſe Bitte alſo, die ſich trotz der Erblichkeit der Lehen erhalten hat, iſt ein Beweis dafür, wie die Sache vor der Ausbildung der Erblichkeit geſtanden hat.

(Fortſetzung folgt.)

1) Paroemiographi Graeci etc.

3) Corpus Paroemiographorum Graecorum etc.

3) In Zenobii proverbia annotationes etc.

4) Das Volksleben der Neugriechen ꝛc.

(Schluß.)

Daß wir dieſe Grundſätze ſehr verſtändig finden werden, wird der Leſer ſchon aus dem ſchließen können, was oben von Leſſing und über ihn bezüglich auf ſeine Ueberſetzungsproben aus dem Engliſchen geſagt worden iſt. — Daß aber auch die Anwendung derſelben hier in meiſtens ſehr gelungenen Ueberſetzungen ſich kund giebt, werden die ſofort mitzutheilenden Proben zeigen. Auch hat der

Digitized by Google

Ueberſetzer ſich mit Erfolg bemüht, die gereimten Originalſprüche in deutſchen Reimen wiederzugeben. Es ſind im Ganzen 146 Sprichwörter. Referent wird zuerſt aus dem Anfang einige anführen, ſodann noch einige andere ausheben, und hie und da kurze Bemerkungen einſtreuen:

1) *Ὁ Θεὸς ἀργεῖ, ἀλλὰ δὲν λησμονεῖ.*
Das was Gott aufſchiebt, er ſpäter einmal giebt.

Dieſes Sprichwort möchte nach des Ref. Anſicht als eines der vielen Beyſpiele gelten können, daß Sprüche der neuern Griechen dem Weſen nach ſchon bey den alten im Bewußtſeyn und im Munde des Volkes waren, indem es an den Satz von der ſpäten Ahndung oder Rache der Gottheit erinnert, worüber Plutarch die gehaltreiche Abhandlung

De his qui sero a numine puniuntur

bekanntlich geſchrieben hat.

2) *Ἡ καλὴ ἡμέρα ἀπὸ τὴν αὐγὴν δείχνει.*
Was ein heitrer Tag wird, das zeigt ſich ſchon am Morgen.

3) *Τὰ φέρει ἡ ὥρα, χρόνος δὲν τὰ φέρει.*
Oft bringt 'ne Stunde, was ein Jahr nicht bringt. —

8) *Οἱ πολλοὶ καραβοκυραῖοι πνίγουν τὸ καράβι.*
Die vielen Steuerleute bringen das Schiff zum Sinken.

Der Verf. bemerkt hierzu, wie zu einigen andern Sprichwörtern, er hätte dafür ein deutſches Sprichwort ſetzen können, nämlich: „Viele Köche verſalzen den Brey."

15) *Τὰ κερνᾶς, τὰ χάνεις καὶ τὰ χρεωστὰς πληρώσεις.*
Das Geſchenkte iſt verloren und die Schulden zu bezahlen.

Dieß erinnert an einen Spruch in einer Brüſſeler Handſchrift bey Beving sur l'Anthologie de Stobée p. 15:

Ἐνδαπανώμενος καὶ ἐφ' ἃ μὴ δεῖ, ὀλίγος ἔση ἐφ' ἃ δεῖ.

19) *Ὁποῦ φτεῖ τὸν οὐρανὸν, φτεῖ τὰ μοῦτρά του.*
Wer gegen den Himmel ſpuckt, ſpuckt ſich in's Geſicht.

Man vergleiche *Zenobius* III. 46: *Εἰς οὐρανὸν τοξεύεις*, wobey Schottus an Sirach XXII. 28 und an Pſalm VII. 16 erinnert, und am Schluß ſelbſt das in coelum spuere beybringt. — Auch Zell S. 107 hat das Sprichwort: in den Himmel ſchießen unter den Ausdrücken des Gedankens von vergeblichen oder unmöglichen Handlungen aufgenommen. — Wir wollen durch dieſe wenigen Nachweiſungen dem Verfaſſer, der in den Anmerkungen und in den Zuſätzen und Verbeſſerungen in der alten und neuen Literatur eine ſo reiche Beleſenheit zeigt, nur unſere Aufmerkſamkeit beweiſen. Von Nr. 131 an ſind die Sprichwörter geographiſch, d. h. ſie beziehen ſich auf einzelne Oertlichkeiten und deren Bewohner. Mehrere davon ſind ſehr glücklich überſetzt oder vielmehr umgeſetzt, wie z. B. Nr. 144:

Δὲν εἶν' ἀπὸ τὰ Φέρσαλα, ἀλλ' εἶν' ἀπὸ τὸ Πάρος.
Er ſtammet nicht aus Schenkendorf, *er ſtammet* her aus Greifswald.

Zu den aus Geſchichten entſtandenen Sprichwörtern, wie z. B. das von einem Zigeuner (Nr. 130, vergl. die Anmerkungen S. 241 unten) will ich zum Schluß aus R. Chandlers Reiſen in Griechenland S. 309 einen Beytrag geben, nämlich das in der Gegend des alten Trözen heut zu Tage gangbare Sprichwort: Der Biſchof von Damala (*Πίσκοπος τοῦ Δαμαλᾶ*), verbunden mit einem kleinen Volkslied auf das Abentheuer eines dortigen Biſchofs, der, um recht große Fiſche zu fangen, ſich in's Meer hinausgewagt und, von Barbaresken gefangen, in der Sklaverey Weizen mahlen und zugleich ein Kind wiegen mußte. — Verſe, die einſt Göthe ſehr ergötzten, als Referent ſie ihm vorſagte. — Und ſo wollen wir denn mit demſelben Namen ſchließen, den unſer Herausgeber auch an die Spitze dieſer Sprichwörter geſetzt hat.

Friedr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſehr natürlich, daß der Herr dem Vaſallen, der ihm treu diente, das Lehen nicht entzog, ferner, daß der neue Lehensherr dem treuen Vaſallen ſeines Vaters das Lehen nicht nahm, aber darin, daß er dieß factiſch nicht that, liegt noch kein Grund zu der Annahme, daß er es rechtlich nicht gekonnt habe. Gerade in dieſem Umſtande liegt auch eine Erklärung für die Macht des Major Domus und für die Ausbildung der Erblichkeit dieſes Amts. Der Major Domus hatte die Verleihung der königlichen Lehen (deutſche Geſch. Bd. 1. S. 517 u. f.) und feſſelte eben dadurch das Intereſſe des geſammten Adels an ſeine Perſon und ſeine Familie. Der König mußte daher nur durch ein ausdrückliches Verſprechen oder nachmals durch feſtſtehende Gewohnheit gebunden ſeyn, wenn er von dem Rechte, ein Lehen, auch ohne Felonie des Vaſallen, einzuziehen Gebrauch machte. Pardeſſus findet nun in dem Vertrage von Andelau (587) und in dem Edicte Chlotars II. v. J. 615 ſolche ausdrückliche Anerkenntniſſe, daß die Könige ſich jedweder Willkührlichkeit in dieſer Beziehung begeben hätten. Der Vertrag von Andlau wurde zwiſchen König Guntram und ſeinem Neffen Childebert I. geſchloſſen, um die durch Chilperich I. völlig verwirrten Verhältniſſe des Reiches zu ordnen und Childebert die Succeſſion in Orleans und Burgund zu ſichern. Hier kommt nun allerdings eine Stelle vor, die da ſagt, es ſollten den fideles ihre Lehen gelaſſen und die verlornen Lehen zurückgegeben werden, allein dieß hieng eben damit zuſammen, daß in den vorhergehenden Wirrungen, wo bald Chilperich ſich Auſtraſiens, bald Siegbert ſich Neuſtriens bemächtigte, alle Ordnung aufgehört hatte; hier waren Anerkennung und Reſtitution das geeignetſte Mittel, um die Ordnung wieder herzuſtellen, aber daß damit für alle Zukunft das Princip aufgeſtellt worden ſey, der König dürfe kein Lehen entziehen, ſcheint nicht darin zu liegen. Eben ſo wenig ſpricht dieſes die betreffende Stelle in dem Edict Chlotars II. aus; es iſt bekannt, unter welchen Umſtänden dieſer im Jahre 613 das ganze weſtfränkiſche Reich vereinigte: jeder der Vaſallen ſollte nun das, was er im Interregnum verloren hatte, zurückerhalten. Dieß war das einzige Mittel, Ordnung zu begründen und einem den Auſtraſiern und Burgundern fremden Könige die Krone zu erhalten. Wir möchten daher den Satz Pardeſſus's faſt umkehren, nämlich dahin: der König hatte das Recht, ad lubitum die Lehen einzuziehen, factiſch aber wurden die Lehen in der Regel den Vaſallen gelaſſen und ſomit bildete ſich allmählig ein Gewohnheitsrecht für den Beſtand aus; während der Entwicklungsperiode einer ſolchen Gewohnheit kann daher eine Entziehung der Lehen von dem einen Standpunkte aus leicht als eine Rechtsverletzung angeſehen werden, was ſie, von dem andern aus betrachtet, nicht war.

Die Verhältniſſe der Römer nach dem ſaliſchen

Volksrechte (l'état des Romains d'après la loi salique) bilden den Gegenſtand der ſechſten Diſſertation. Indem wir in der ganzen Ausführung dem Herrn Verfaſſer beyſtimmen, haben wir aus dieſer Abhandlung nur eine Controverſe zwiſchen ihm und von Savigny hervorzuheben, die ſich darauf bezieht, daß Pardeſſus gegen deſſen Meinung dafür hält: daß in den Gegenden, welche die Franken den Römern unmittelbar und nicht erſt den Weſtgothen abgenommen haben, die römiſchen Curien die ſtreitige Gerichtsbarkeit eingebüßt und nur die freywillige behauptet hätten. Auch uns ſcheinen die von Pardeſſus angeführten Gründe ſehr viel für ſich zu haben.

Die ſiebente Diſſertation beſchäftigt ſich mit dem Stande der Unfreyen (de l'esclavage d'après la loi salique); in ihr iſt das eigentliche Princip und die Bedeutung der Unfreyheit, die in ihrer urſprünglichen aus Kampf und Krieg hervorgegangenen Strenge den gefangenen Menſchen und ſeine Deſcendenz der Sache völlig gleich ſtellte, wohl nicht genug berückſichtigt. Wie in der Schlacht der mit den Waffen ſtreitende Feind, ſo konnte nach derſelben der gefangene, der Waffen beraubte Feind getödtet werden und ſo warfen auch nach des Sidonius Apollinaris Bericht (Lib. 3. ep. 6) die Sachſen über ihre Kriegsgefangenen das Loos, um den zehnten Mann aus ihnen den Göttern zu opfern (superstitioso ritu necare). Es fällt daher unſtreitig der Unterſchied zwiſchen Freyen und Unfreyen urſprünglich mit der Stammesverſchiedenheit zuſammen; der Unfreye unterſchied ſich von dem Freyen nicht bloß dadurch, daß er keine Waffen tragen durfte, nicht bloß durch die Kleidung, ſondern auch durch die Geſichtsbildung, wie wir ja noch in den Bildern der codices picturati des Sachſenſpiegels die Unfreyen im Gegenſatze zu den Freyen mit ganz beſonders häßlichen Geſichtern dargeſtellt finden. Iſt ja doch auch ſpäterhin ein Stammesname, Slave, in unſrer Sprache zur Bezeichnung der Unfreyen geworden! — Pardeſſus, welcher die Unfreyheit bey den Franken in vielen einzelnen ihrer Aeußerungen ſchildert, hebt insbeſondere aber auch hervor, welch einen mildernden Einfluß die Kirche auf dieſe Verhältniſſe geäußert habe. Es iſt bekannt, in welchem Umfange der Menſchenhandel damals getrieben, und wer erinnert ſich nicht der angelſächſiſchen Gefangenen, von denen Beda erzählt (Hist. eccles. Angl.), daß ſie zur Zeit des heil. Gregorius auf dem Markte zu Rom feil geboten wurden, die als Angli aus Deira dem Papſte nicht bloß die Veranlaſſung zu den Wortſpielen Angeli und Dei Ira, ſondern dazu gaben, den heil. Auguſtinus als Glaubensboten nach England abzuſenden. In vielen Concilienſchlüßen wurden ſcharfe Verordnungen gegen jenen Handel erlaſſen und demſelben, wenn auch nicht ganz geſteuert, ſo doch großer Einhalt gethan (vergl. auch Unger, die altdeutſche Gerichtsverf. S. 377 u. ff.). In gleicher Weiſe milderte auch die Kirche das Loos der Unfreyen, die auf ihren Gütern ſaßen, woher noch das bekannte Sprüchwort: „Unterm Krummſtab iſt gut wohnen.“ Ueberall lehrte ſie auch in den Unfreyen die von Chriſtus Erlöſten zu lieben, ſtellte ſie daher auch in der Ehe wenigſtens in ſo weit den Freyen gleich, als die Verbindung unter zweyen Unfreyen ebenfalls zu einer rechtmäßigen erhoben wurde, wenn ſie auch die Gleichheit der Ehe unter allen Ständen durchzuführen nicht vermochte. Nur in Einem Punkte, den auch Pardeſſus (p. 524) hervorhebt, war die *Kirche auch* gegen die Unfreyen ſtrenge, darin nämlich, daß ſie keinen Unfreyen zu den Weihen zuließ. Damit dieß ja nicht geſchehe, war ſogar in einigen Diöceſen der Gebrauch, daß dem Biſchofe bey ſeiner Conſecration ausdrücklich geſagt wurde: Vide, ne quemquam servilis conditionis ad ordines promovere praesumas (Cap. 5. X. d. serv. non ordin.). Der Grund lag theils darin, daß nicht gerade Perſonen der allerunterſten, damals ſehr ungebildeten Claſſen zum geiſtlichen Stande gelangten (Can. 6. u. 31. D. 54; Cap. 3. tit. cit.), theils darin, auf daß kein Herr ſich beſchweren könne, daß die Kirche ihn um ſeine Unfreyen gebracht habe. Es war alſo immer die Manumiſſion erforderlich, bey welcher der Herr mancherley Bedingungen, namentlich auch die auferlegen konnte, in den Nachlaß ſeines ehemaligen Unfreyen zu ſuccediren (Can. 8. 10. D. 54). War ohne Freylaſſung die Ordination erfolgt, ſo mußte in Frankreich (Pardeſſus p. 528) dem Herrn der doppelte Werth erſetzt (Can. 19. D. 54), doch konnte nach einigen Capitularien die Reſtitution ge-

Digitized by Google

fordert werden; in Italien hatte ſich ſeit Papſt Gelaſius I. der Gebrauch dahin entſchieden, daß der zum Diacon geweihte Unfreye ſeinem Herrn zurückgegeben werden mußte, wenn ſich kein Stellvertreter für ihn fand; von einem Prieſter der Art erhielt der Herr aber nur deſſen Peculium zurück. — Beſondere Aufmerkſamkeit verwendet der Verfaſſer auf das Inſtitut der Freylaſſung und er hat unſtreitig die Lindenbr. Formel (Nr. 103), welche die Ueberſchrift führt: Ingenuitas quam potest servus ad alium servum facere ganz richtig dahin verſtanden (p. 523), daß hier der Freylaſſende unmöglich ſelbſt ein Unfreyer ſeyn könne. Derjenige, welcher die angeführte Rubrik machte, hat ſich unſtreitig durch die Worte der Formel, in welcher ſich der Manumiſſor als omnium servorum Dei famulus bezeichnet, irre leiten laſſen; wäre dieſer Ausdruck im weltlich juriſtiſchen Sinne zu nehmen, ſo gehörte ſelbſt der Papſt als Servus Servorum Dei in die Claſſe der Leibeignen; eben ſo wenig gilt dieß auch von dem Geiſtlichen, der in der fraglichen Urkunde die Freylaſſung vornimmt. Eine andere Manumiſſionsformel aus derſelben Sammlung (Form. Lindenbr. 88) unter der Ueberſchrift: Formula triscabina bietet dem Verfaſſer (p. 519) ebenfalls Stoff zu einer intereſſanten Unterſuchung in Betreff der rechtlichen Beurtheilung des Falles, wo ein Unfreyer eine Freye geraubt hatte, um ſich mit ihr zu verheirathen. Mehrere mächtige und angeſehene Perſonen hatten ſich bey dem Herrn des Unfreyen verwendet, er möchte dieſen freylaſſen, um auf ſolche Weiſe eine eheliche Verbindung zwiſchen dieſem und der Entführten möglich zu machen. Der Herr willigt ein, bezieht ſich dabey auf dieſe Fürſprache für ſeinen Unfreyen, der eigentlich den Tod verdient hätte, giebt aber als vorzüglichen Grund ſeiner Handlungsweiſe, ſich an die Entführte wendend, den an: quia tu infra noctes quadraginta secundum legem Salicam visa es reclamasse. Der Verfaſſer glaubt, dieß beziehe ſich auf eine für uns verloren gegangene Beſtimmung des ſaliſchen Geſetzes, allein die Urkunde hat hier unſtreitig nur das allgemeine Princip im Auge, daß binnen 40 Nächten die Klage geſtellt werden müſſe (vergl. z. B. Tit. 49. ſ. auch Pard. p. 599). Was bedeutet aber wohl der Ausdruck Charta triscabina, der in der Ueberſchrift und im Texte (Chartula triscabina seu ingenuitatis — epistola triscabina) vorkommt? Iſt dabey etwa an Schöffen zu denken, die bey der Freylaſſung zugegen waren oder die Urkunde mit unterzeichneten? ich glaube nicht, vielmehr möchten ſich auf die Unterzeichnung die Worte: haec epistola triscabina tam a me quam ab heredibus meis *defensata* beziehen, ſo daß eben dadurch die Urkunde gleichſam zu einer gewährleiſteten, guarantirten (documentum guarentigiatum) wurde, wo denn die Bezeichnung defensata als Ueberſetzung des deutſchen „gewehrt“ erſchiene. Vielleicht hat folgende Erklärung etwas für ſich: Charta triscabina mag ſich wohl mehr auf die äußere Beſchaffenheit der Urkunde beziehen. Es war nämlich eine oft vorkommende Sitte, daß man die nämliche Urkunde mehrmals auf daſſelbe Papier oder Pergament ſchrieb, dann aber nach den vorher zu dieſem Zwecke darin gemachten Furchen das Papier zerſchnitt und auf dieſe Weiſe mehrere Exemplare derſelben Urkunde erhielt, deren Aechtheit man daran erkannte, daß die abgeſchnittenen Stücke wieder zu einander paßten; zu noch größerer Sicherheit ſchrieb man dann wohl in dieſe Zwiſchenräume das Wort: Chirographum mit großen Buchſtaben, ſo daß dieſes ebenfalls zerſchnitten wurde und nun die einzelnen Buchſtaben an einander paſſen mußten (vergl. meine Angelſ. R.Geſch. Note 384). Nun findet ſich aber das Wort scaba in der Bedeutung von Graben, Furche, und davon könnte triscabina eben ſo wohl abzuleiten ſeyn, als von scabinus.

Einen ſehr wichtigen Gegenſtand behandelt (p. 533 — 564) die *achte* Diſſertation, welche die Rechtsverhältniſſe an Grund und Boden darſtellt (de la propriété foncière chez les Francs). So ausführlich auch der Verfaſſer ſich über dieſe Materie verbreitet, ſo vermiſſen wir dennoch diejenige juriſtiſche Klarheit, welche gerade ſie erfordert. Die germaniſchen auf der Gewehre beruhenden Verhältniſſe ſind ſämmtlich nicht ſcharf genug aufgefaßt, wie dieß namentlich von der Veräußerung vor Gericht (p. 549), überhaupt von den durch die Theilung der Gewehre entſtehenden Rechtsinſtituten gilt. Eben ſo iſt auch der eigentliche Sinn der Verjährung von Jahr und Tag nicht getroffen und in

Digitized by Google

andern Verhältniſſen z. B. bey den Beneficien öfters eine Anwendung des römiſchen Rechts angenommen, die wenigſtens in den dafür angeführten Stellen (Capit. ann. 819. c. 3. 4. Capit. ann. 829. c. 1) nicht ausgeſprochen iſt, auch ſcheint es ſehr gewagt, in dem Cap. 7. u. 8. des Capit. extrav. bey der Anordnung der Güterverhältniſſe zwiſchen zweyen Ehegatten eine wirkliche Beziehung auf den römiſchen Usufructus anzunehmen. Andererſeits enthält aber auch dieſer Abſchnitt eine Menge ſehr guter Zuſammenſtellungen, ſehr paſſender vergleichender Blicke in ſpätere Zeiten und ſo manche intereſſante Conjectur. So ſcheint uns inſonderheit die Interpretation einzelner Stellen Gregors von Tours ganz richtig zu ſeyn, die Pardeſſus dahin deutet, daß die Franken, wenn ſie in den Beſitz römiſcher tributpflichtiger Güter kamen, ſich weigerten, den Tribut zu zahlen und daß dieß die Veranlaſſung zu manchen unruhigen Bewegungen im fränkiſchen Reiche gegeben habe. — Begreiflicherweiſe konnte bey einer Unterſuchung über das Grundeigenthum das Wort alodis nicht unberückſichtigt bleiben. Unter den verſchiedenen Ableitungen giebt der Verfaſſer (p. 538 u. p. 691 et ss.) der von al (ganz) und od (Gut) den Vorzug und will darunter das geſammte Vermögen einer Perſon, namentlich dasjenige, was ſie als Erbſchaft hinterläßt, verſtanden wiſſen. Obſchon für jene Ableitung Pardeſſus bedeutende Gewährsmänner, wie Grimm und Schmeller für ſich hat, ſo möchte ich doch meinen früher gemachten Vorſchlag, es für eine Compoſition von a und hlod (sors legitima) anzuſehen, noch nicht ganz aufgeben. Das dahin gehörige Hluz kommt bey Meichelb. hist. Fris. N. 311. 493. 500. 508. in der Bedeutung von Grundſtück vor und die Zuſammenſetzung mit A iſt gerade ſo zuläſſig, wie die mit E in E-haft, E-Mühle, E-Tafern u. ſ. w. Daß auch Lud-Eigen hieher gehöre, weiſt Schmeller (Wörterbuch Bd. 2. S. 442) zwar zurück, aber nur aus dem Grunde, weil er es nicht für wahrſcheinlich hält, daß dieſes t (resp. d) ſtatt z (resp. sz) fortgedauert habe, die Möglichkeit wird alſo von dieſem bewährten Sprachkenner nicht in Abrede geſtellt; eine Belehrung würde ich aber mit wahrem Vergnügen entgegen nehmen. —

Die drey nachfolgenden Diſſertationen beziehen ſich auf die fränkiſche Gerichtsverfaſſung und zwar hat es die neunte mit der Organiſation der Gerichte zu thun (De l'organisation judiciaire chez les Francs p. 565 — 596); ſie zerfällt in ſechs Abſchnitte, unter welchen der erſte von der durch die Reichsverſammlungen ausgeübten Juriſdiction handelt, der zweyte von der Gerichtsbarkeit des Königs. Dieſer Abſchnitt iſt ſehr mager ausgefallen und hätte doch bey der Reichhaltigkeit des Stoffes Gelegenheit zu einer intereſſanten Schilderung geboten. Inſonderheit ſind nicht ſcharf genug die verſchiedenen Juriſdictionen, die ſich in der Perſon des Königs vereinigen, von einander geſondert, nämlich ſeine Juriſdiction als Reichsoberhaupt d. h. Haupt des Adels und der Freyen, ſeine Gerichtsbarkeit als Immunitätsherr und diejenige, welche er in ſeiner Qualität als oberſter Lehensherr ausübt (vergl. m. deutſche Geſch. Bd. 1. S. 528 u. ff.). Dieſe Unterſcheidung iſt weſentlich nothwendig und trägt auch vorzüglich zu einer richtigen Auffaſſung der hiſtoriſchen Ausbildung und der Bedeutung des Inſtitutes der Majores Domus bey. Hält man jene Unterſcheidung feſt, ſo kann man auch nicht ſo unbedingt die Juriſdiction des Königs als eine bloß exceptionelle bezeichnen; überhaupt galt in der Merowingiſchen Zeit das Princip, daß man ſich in allen Rechtsſtreitigkeiten ohne Unterſchied an den König wenden dürfe. Die königliche Curie war daher außerordentlich in Anſpruch genommen und ſelbſt die gerichtlichen Zweykämpfe ſcheinen hier häufig geweſen zu ſeyn, indem uns in dem Leben des heil. Auſtregiſil ausdrücklich erzählt wird, derſelbe habe, um einen Rechtsſtreit auszufechten, Schild und Speer durch ſeine Leute in campum geſendet, ubi Rex agonistas expectare solitus erat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Schluß.)

Indem Pardeſſus (p. 569) bey dieſer Gelegenheit einiger Marculfiniſcher und andrer Formeln gedenkt, taucht hier wiederum das nur dreymal in der Lex Salica vorkommende räthſelhafte Wort Mittio auf. In den Noten 701 und 764 hat der Verfaſſer ſich bemüht, eine Erklärung dieſes Wortes zu geben und glaubt dasſelbe dem engliſchen: meet (womit gemote zuſammenhängt), an die Seite ſtellen zu können. Grimm iſt in ſeinen Rechtsalterthümern nicht auf dieſes Wort zu ſprechen gekommen, vielleicht haben wir bey einer andern Gelegenheit eine Erklärung zu gewärtigen. Obſchon wir geneigt ſeyn möchten, bey dieſem Worte doch noch eher an eine Ableitung von dem lat. mittere zu denken, ſo geſtehen wir doch offen, daß es uns nicht hat gelingen wollen, die verſchiedenen Stellen, in welchen das Wort vorkommt, zu einem allgemein brauchbaren Sinne des Wortes zu vereinigen. Die betreffenden Stellen ſind: Cap. extrav. c. 1. Rubr. (Pard. p. 329). c. 18 (p. 338. p. 339), Marc. Form. I. 23 (Form. Lindenbr. 36) 24 (ibid. 3), wo die Vergleichung mit Form. Lindenbr. 38 einiges Licht verheißt; du Cange citirt außerdem noch Form. Lindenbr. 123. s. v. Mitium, in welcher aber nichts hieher Gehöriges enthalten iſt.

Der dritte Abſchnitt enthält das Nähere über die Zuſammenſetzung des Grafengerichts; hier wird alſo inſonderheit von denjenigen Perſonen gehandelt, derer die Lex Salica für dieſe Verhältniſſe gedenkt, vom grafio, von den sagibarones, in Betreff deren das erwähnte Volksrecht beſtimmt, daß ihrer nicht mehr als drey bey jedem Grafengerichte ſeyn ſollen und von den rachimburgi. Ueber die Stellung des Grafen als des oberſten Gaurichters walten keine Zweifel ob, wohl aber in Betreff des Wortes Graf ſelbſt; da dieſe bereits an einer andern Stelle (ſ. o. Bd. 12. S. 197) berückſichtigt worden ſind, ſo können wir darauf verweiſen. Hinſichtlich der Sagibarones iſt Pardeſſus (p. 572. et ss.) der Meinung, ſie ſeyen Stellvertreter des Grafen für den Fall der Verhinderung desſelben geweſen, allein dann würden ſie doch wohl in irgend einer Art als ſolche bezeichnet worden ſeyn, während ſie jetzt einen Namen tragen, der in gar keiner Beziehung zu ſolcher Vicarie ſteht, mag man nun die eine oder andre der verſchiedenen Lesarten vorziehen. Unter dieſen iſt nämlich 1) die am häufigſten vorkommende: Sagibaro, was wörtlich „einen Mann, der da ſagt,“ bedeutet; das kann alſo hier doch nur ein Solcher ſeyn, der da Recht ſagt oder ſpricht und es würde dann der fränkiſche Sagibaro dem frieſiſchen Asega entſprechen, deſſen wahre Bedeutung Richthofen in ſeinem altfrieſiſchen Wörterbuche feſtgeſtellt hat. 2) Wäre die Lesart Sachibaro die richtige, ſo wäre, da Sacha einen Rechtsſtreit bedeutet (vergl. Gasachio, Widerſacher), Sachibaro ein Sach-Mann, wenn nicht Sachwalter, ſo vielleicht Einer, der eine Sache ſchiedsrichterlich zu Ende bringt. 3) Hieße der Beamte Salebaro, ſo würde dieſe Bezeichnung auf die

Digitized by Google

Salmannen führen, die es als Treuhänder mit der Veräußerung von Grundſtücken zu thun hatten (vgl. m. deutſche Geſch. Bd. 1. S. 538. Note 23). Durch die neue Ausgabe der Lex Salica kommen aber in dem Titel, welcher von den Sagibaronen handelt, manche ganz neue Varianten zum Vorſchein. In dem erſten Texte heißt es § 2.: Si qui ssacebarone aut obgrafionem occiderit; dann findet ſich in dem § 4. in mehreren Texten, wie bisher nur im Münchner Codex, ein solvere, namentlich heißt es, nach der Bemerkung, es ſollen in jedem Malberg nur drey Sagibaronen ſeyn:

Erſter Text.

et de causas aliquid de quod eis solvuntur factum dixerint . . .

Zweyter Text.

et si de causa aliquid de quod ei solvetur factum dixerit . . .

Dritter Text.

et de causa unde eis aliquid solvitur et sanum dixerint . . .

Da gerade in dieſem § 4. überall die eigentliche Thätigkeit dieſer Beamten durch ein dicere bezeichnet wird, ſo iſt dieß ein Grund mehr, unter den verſchiedenen Bezeichnungen desſelben die durch Sagibaro allen andern vorzuziehen.

In Betreff der Rachimburgen tritt Pardeſſus (p. 577) gegen die Meinung v. Savigny's auf, welcher annimmt, dieſe Bezeichnung bedeute die freyen Männer überhaupt und habe keine beſondere Beziehung auf die Thätigkeit des Urtheilsfindens. Da der Ausdruck Rachimburgi beſonders bevorzugte, ausgezeichnete Männer bedeutet (vergl. Grimm deutſche Grammatik. Bd. 2. S. 473), ſo möchte wohl gerade die Auszeichnung in ihrer Erwählung zum Schöffenamte beſtehen (ſ. auch deutſche Geſchichte Bd. 1. S. 230) und ſomit die Meinung Pardeſſus', der ohne die Benutzung der Einwendungen Rogge's gegen die v. Savigny'ſche Anſicht zu dem nämlichen Reſultate gelangt iſt, wohl die richtige ſeyn. Eben ſo pflichten wir dem vollkommen bey, was Pardeſſus in dem vierten Abſchnitte von der Jurisdiction des Centenarius ausführt, indem er deſſen Gericht für competent in allen Rechtsſtreitigkeiten freyer Leute unter einander erklärt (d. G. S. I. 530). Auch in der intereſſanten und anziehenden Erörterung über die Immunitäten hat Pardeſſus (p. 509, womit auch ſeine Abhandlung in der Bibliothèque de l'école des chartes zu vergleichen; ſ. oben Bd. 15. S. 124) unſtreitig darin das richtige Princip getroffen, als er das Eigenthum an dem Grundſtücke als eine Quelle der Jurisdiction erklärt; das Recht, welches hier galt, war das Recht des Beſitzers, welches ſich als ein beſonderes von dem allgemeinen Landrechte unterſchied (d. G. S. 495 u. ff.) und kann in ſo fern auch als ein Privilegium bezeichnet werden, in welcher Beziehung wir auf die Gloſſe: Suntar euna, privilegium (Docen, Miscellaneen. Bd. 1. S. 209) aufmerkſam machen. Daher glauben wir aber auch, daß die Immunitätsprivilegien, welche von den Merowingiſchen Königen ertheilt wurden, nichts weiter waren als die Anerkennung eines in dem fränkiſchen Rechte tief wurzelnden Princips.

Das gerichtliche Verfahren (la procédure devant les tribunaux chez les Francs) bildet den Gegenſtand der zehnten Diſſertation und zwar unterſcheidet Pardeſſus das Verfahren vor dem Grafen und Centenarius und das in der Curia Regis, indem er dabey ferner die Civil- von der Criminaljurisdiction abſondert. Der ganze Abſchnitt iſt mit großem Fleiße, namentlich mit ſehr ſorgfältiger Benutzung der Formeln gearbeitet; er gewährt ein deutliches Bild des gerichtlichen Verfahrens jener Zeit. Wir können bey dieſer Gelegenheit nicht umhin den Wunſch auszuſprechen, daß ſich einmal ein tüchtiger Kenner des germaniſchen Rechtes über die verſchiedenen Formelſammlungen hermachen möchte. Dieſe enthalten noch außerordentlich viele Schätze und ſind wegen der unſern Ausgaben fehlenden Indices auch noch immer ſchwer zugänglich, ſo daß, wenn man ſie nicht der Reihe nach durchleſen kann, das Gloſſarium von du Cange faſt das einzige Hülfsmittel bleibt, welches den Zugang zu ihnen erleichtert. Gerade in dieſer Beziehung hat die Arbeit Pardeſſus ihren beſondern Werth, indem wir überall einem gründlichen Studium der Formeln begegnen. Dieß muß nun aber vorzüglich in dem Beſtandtheile ſeines Werkes hervortreten, der ſich auf denjenigen Gegenſtand bezieht, mit welchem das ganze Formelweſen im nächſten Zuſammenhange ſteht, nämlich in der eilften Abhandlung, worin

Digitized by Google

das Beweisverfahren (des différents modes de preuves en usage chez les Francs) dargeſtellt wird und zwar nach folgenden Geſichtspunkten: 1) Thatſachen und Uebereinkünfte, die einen Beweis erfordern; 2) Geſtändniß der Partheyen; 3) Zeugenbeweis im eigentlichen Sinne; 4) Eidhelfer; 5) Ordalien; 6) Urkunden. Mit Uebergehung der beyden erſten Abſchnitte, wo der Verfaſſer manches Treffliche über adrhamire ſo wie über affattomire beybringt, können wir uns mit der Anordnung der übrigen Beweismittel nicht ganz einverſtanden erklären. Zeugen und Urkunden ſind, wie ſchon die altdeutſche Bezeichnung der erſteren durch Urchundo hinlänglich andeutet, zwey durchaus zuſammenhängende Inſtitute; eben wegen des Zeugniſſes, wegen der Ur-Kunde, die ſie geben, heißen die papiernen oder pergamentenen die Menſchen überlebenden Surrogate: Urkunden. Der Verfaſſer hat dieſe Inſtitute wohl nur darum von einander getrennt, um die Zeugen und Conjuratoren neben einander zu ſtellen und dadurch den zwiſchen ihnen beſtehenden Gegenſatz hervor zu heben; daher auch die Ueberſchrift, die er dem dritten Abſchnitte giebt, indem er ſagt: de la preuve testimoniale proprement dite. Allein dieſer Gegenſatz iſt ſo auffallend groß, da die Eidhelfer aus den Kampfgehülfen hervorgegangen und ſammt den Ordalien erſt durch das Chriſtenthum zu einem Beweismittel geworden ſind (vergl. meine Engl. R. u. RGeſch. Bd. 2. S. 251 u. ff. Deutſche Geſch. Bd. 1. S. 246 u. ff.), daß eine Verwechslung beyder nicht gut möglich iſt. Ueberhaupt aber glauben wir, daß die Darſtellung des gerichtlichen Verfahrens nicht ganz befriedigend ausfallen kann, ohne daß das Rechtsverfahren durch die Rache ihm in ſeiner ganzen Bedeutung gegenüber geſtellt wird; erſt dadurch erhalten mehrere in jenem geltende Principien und darin vorkommende Inſtitute ihre Deutung. Allerdings hat der Verf. dem außergerichtlichen Verfahren eine beſondere, aber erſt die nachfolgende Abhandlung gewidmet; allein wir glauben, daß die Principien des Racheſyſtems, für welches ohnehin die Lex Salica ſo viele intereſſante Andeutungen enthält, nothwendig hätte vorangeſtellt werden müſſen, denn es iſt das hiſtoriſch Aeltere.

Was nun insbeſondere die Eidhelfer anbetrifft, ſo iſt deren Bedeutung als Beweismittel ſehr richtig dargeſtellt; die Streitfragen, ob ſie nur dem Adel oder auch andern Freyen geſtattet geweſen ſeyen, berrührt der Verfaſſer als ſolche nicht, er bekennt ſich alſo zu der unſeres Erachtens richtigen Anſicht, daß in dieſer Beziehung kein Unterſchied ſtatt gefunden habe. Um das Inſtitut in ein helleres Licht zu ſetzen, nimmt er auch vielfältig auf andere germaniſche Rechtsquellen Rückſicht und dieß führt ihn auch darauf, den Unterſchied der Conjurationes electi und nominati aus einander zu ſetzen. Er hätte hieher noch den angelſächſiſchen Cyre-ath und ungecorenne ath ziehen können (vergl. engl. R. und RGſch. Bd. 2. S. 269). Etwas zu kurz, mit faſt alleiniger Beſchränkung auf die Lex Salica, und ohne ein tieferes Eingehen auf die Bedeutung des Inſtitutes, iſt aber der Abſchnitt (zwey und eine halbe Seite) über die Ordalien ausgefallen, namentlich hätte hier wohl die Streitfrage eine nähere Erörterung verdient: ob die Franken auch den Zweykampf als Ordale gehabt haben? So wenig wir daran zweifeln, daß dieſes der Fall war (deutſche Geſch. Bd. 1. S. 261. Note 31), ſo wäre es doch ſehr intereſſant geweſen, wenn der gelehrte Verfaſſer aus ſeiner Beleſenheit auch irgend eine dieſe Anſicht beſtätigende Stelle beygebracht hätte.

Die Abhandlung über die Urkunden war zum Theil bereits bekannt, namentlich die intereſſante Ausführung über die häufig den Documenten beygefügte Formel: cum stipnlatione subnixa, die ſich in der Bibliothèque de l'école des chartes findet und auch hier in dieſen Blättern (Bd. 15. Sp. 126 u. f.) beſprochen worden iſt.

Der zwölften Abhandlung über das außergerichtliche Verfahren und Compoſitionenſyſtem (sur les compositions pour les crimes et les délits d'après la loi salique) iſt ſchon oben (S. 173) gedacht worden. Wir können den hier aufgeſtellten Principien nur beypflichten, und hätten nur gewünſcht, einige Materien mehr ausgeführt zu ſehen, namentlich die Frage: wie viel bey der Beurtheilung der Friedensbrüche auf die Abſicht des Thäters angekommen ſey? dann wäre auch eine nähere Begründung des altgermaniſchen Unterſchiedes zwiſchen Mord und Todſchlag hier ganz an ſeiner

Digitized by Google

Stelle geweſen, während der Verfaſſer nur einmal ganz kurz berührt, daß das Verbrechen gravirt geweſen ſey, wenn man die Leiche des Erſchlagenen verſteckt habe (p. 658); eine ſolche Unterſcheidung wäre um ſo inſtructiver geweſen, als die vielfältig gebrauchten jetzt in der franzöſiſchen Sprache üblichen Ausdrücke: meurtrier und assashin gar nicht das eigentliche urſprüngliche Verhältniß zwiſchen Mord und Todſchlag erkennen laſſen.

Im Gegenſatze zu dieſen blutigen Scenen führt uns die dreyzehnte Diſſertation wieder in das häusliche Leben der Franken ein, indem ſie das Eherecht beſpricht (de la législation du mariage chez les Francs). Es geſchieht dieß wieder mit Benützung des geſammten Quellenapparates. Beſondere Aufmerkſamkeit verwendet der Verfaſſer auf die Erörterung der Frage, die er bejaht, ob bereits zur Zeit des Lex Salica eine Gemeinſchaft der Errungenſchaft unter den Franken beſtanden habe? Eben ſo giebt ihm auch der bekannte Titel der Lex Salica, der die Ueberſchrift: de Reipus führt und von der Wiederverheirathung der Wittwen handelt, zu intereſſanten Unterſuchungen Veranlaſſung. Wir haben uns jedoch gewundert, daß er auf Grimm's glückliche Deutung des Wortes Reipus (Rechtsalterth. S. 425 u. ff.) gar keine Rückſicht genommen hat. Merkwürdig ſind auch die Beſtimmungen des Cap. extrav. 7. über den achasius, den die Wittwe an die Verwandten ihres verſtorbenen Mannes zur Auslöſung ihrer Dos zahlen muß, ſo wie auch die Anordnung des Cap. 8. über das Verhältniß des Wittwers zu der Dos ſeiner verſtorbenen Frau. Wir haben dieſe Stellen bereits einmal in dieſen Blättern beſprochen (Bd. 6. S. 13 u. 14).

Aus dem fränkiſchen Erbrechte, welches den Inhalt der vierzehnten und letzten Diſſertation (sur la legislation des successions chez les Francs) bildet, iſt ganz beſonders die Erörterung über die Terra Salica hervorzuheben. Der Verf. iſt der Meynung, daß dieſer Ausdruck jedes Grundſtück ohne Unterſchied bedeute, eine Annahme, welche die gleiche Bedeutung, in welcher in der Lex Rip. die terra aviatica erkannt, widerſpricht, was der Verfaſſer auch ſelbſt anerkennen muß, indem er zugiebt, daß man beyde Ausdrücke gleichbedeutend — er ſagt freylich: ſpäterhin — verſtanden habe.

Es hat ſich die Ausſchließung der Töchter bey den Franken wohl nicht auf alle, ſondern wohl nur auf die ererbten Grundſtücke bezogen. Allerdings da man von der Vorausſetzung ausgehen darf, daß die Veräußerung der Grundſtücke an Extranei nur die Ausnahme von der Regel war und ſomit dieſelben auch eine wahrhaft juriſtiſche Unbeweglichkeit hatten, ſo können für die ältere Zeit die Begriffe: „Grundſtück“ und „ererbtes Grundſtück“ leicht zuſammenfallen. Daß ſchon die Töchter um ſo mehr von der Succeſſion auf den Königsthron ausgeſchloſſen blieben, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Der Verfaſſer hat dieſen gerade auch für die neueſte Geſchichte Spaniens ſo intereſſant gewordenen Gegenſtand mit entſchiedener Vertheidigung des Princips der Ausſchließung durchgeführt. Auch Guerard behandelte in ſeiner oben (Bd. 18. S. 245) angeführten Recenſion des Werkes von Pardeſſus dieſen Gegenſtand, indem er einleitend zu ſeiner Beurtheilung das Publikum darauf hinführt, daß, indem Pardeſſus das Saliſche Geſetz herausgegeben habe, man nicht gleich an jene Ausſchließung der Töchter vom Throne denken ſolle; er benützt aber dieſe Gelegenheit, um mehreres die Geſchichte dieſer Ausſchließung Betreffende zuſammen zu ſtellen. —

Wir beendigen hiemit unſere Anzeige der gediegenen und vortrefflichen Arbeit des Hrn. Pardeſſus. Haben wir uns hin und wieder mit derſelben nicht einverſtanden erklärt und haben wir gerade bey dieſen Punkten ausführlicher verweilt, ſo haben wir doch keinen Augenblick vergeſſen, wie dankbar die Wiſſenſchaft dem Verfaſſer dieſes Werkes zu ſeyn hat. Indem auch wir unſers Theils dieſen Dank aufrichtig zollen, wünſchen wir dem gelehrten und gewiß wohlwollenden Manne, — denn eine edle Geſinnung ſpricht ſich in ſeinem Werke aus —, der ſchon ſeinen Enkel bey ſeiner Arbeit zu beſchäftigen wußte, noch eine lange Dauer ſeines Lebens, damit die Wiſſenſchaft auch fernerhin ſich ſeiner Thätigkeit erfreue. —

G. Phillips.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Beyträge zur Geſchichte Europa's im ſechszehnten Jahrhunderte aus den Archiven der Hanſeſtädte von Fr. Burmeiſter. Roſtock 1843. Verlag von J. M. Oeberg. 8. 194 S. mit 10 Documenten.

Der Verfaſſer, Mitglied der k. Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde in Kopenhagen, und des Vereins für meklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde in Schwerin, hat aus dem Archive der Stadt Wismar, und zum minderen Theile auch aus den Cölner, Lübecker, Braunſchweiger Archiven die vorliegenden Materialien geſammelt, welche zwar kein vollſtändiges Bild des Verfalls der Hanſe gewähren, aber doch ſo viel Treffendes liefern, daß Ref. alle Freunde der Geſchichte deutſcher Handels-Unternehmungen darauf aufmerkſam zu machen ſich verpflichtet fühlt. Wenn er es aber unternimmt, in Kürze die Hauptreſultate der Forſchungen des Verfaſſers zuſammen zu ſtellen, ſo glaubt er hiezu um ſo mehr berechtigt zu ſeyn, als dieſelben weſentlich mit den Anſichten übereinſtimmen, zu welchen ihn die eigene Forſchung brachte und die er gelegentlich in den Betrachtungen über die Urſachen, welche den Verfall des deutſchen Handels im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte herbeyführten, niedergelegt hat. Dieſe akademiſche Rede, welche eigenthümlicher Verhältniſſe wegen in der kürzeſten Friſt verfaßt werden mußte, hat bekanntlich ſchnell ihre eigene Geſchichte gefunden, deren Einzelnheiten nicht vor das größere Publikum gehören. Denn wenn auch das Erſcheinen einer eigenen Gegenſchrift „das geographiſche Element im Welthandel, mit beſonderer Rückſicht auf die Donau" Referenten berechtigen könnte, den Schleier der Anonymität zu lüſten und den Verfaſſer mit der Note voll Selbſtlob zu confrontiren, ſo enthebt er ſich doch gerne dieſes undankbaren Geſchäftes, der glücklichen Entdeckung wegen, die der Verfaſſer von 2 Reichen im Oriente, dem Reiche von Nipon und dem von Japan machte (S. 15). Wer die Wiſſenſchaft mit einer ſo großartigen Entdeckung bereicherte, hat doch gewiß das Recht gegen unſere anſpruchsloſe Abhandlung aufzutreten, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſich die Theſis, gegen welche das grobe Geſchütz gerichtet war, in der erwähnten akademiſchen Rede gar nicht vorfände, und der Verfaſſer in leidenſchaftlichem Eifer das Schauſpiel des berühmten Windmühlenkampfes vor unſern Augen zum Beſten gegeben hätte.

Ihrer ganzen Anlage nach ſollten jene Betrachtungen nur die gewöhnliche Auffaſſungsweiſe berichtigen und die Aufmerkſamkeit der Gebildeten auf einige Punkte hinlenken, welchen man die Wirkſamkeit auf den deutſchen Handel bisher nicht einzuräumen pflegte, die ſie verdienen. Daß ſich über einen ſo reichhaltigen Gegenſtand mehr ſagen läßt, als was den Raum von 18 Seiten füllt, ſieht jedermann ein; auch die 26 Seiten der Gegenſchrift nebſt der charakteriſtiſchen Note erſchöpfen die Sache nicht. Nachforſchungen aber anſtellen zu wollen über die Geneſis der Abhandlung und auf welche Weiſe ihr Verfaſſer zu dem leitenden Gedanken gekommen ſey, war jedenfalls eine ſo lächerliche und zweckloſe Arbeit, daß die Gegenfrage,

Digitized by Google

ob den Verf. das wiſſenſchaftliche Intereſſe oder ein rein perſönlicher Grund zu dieſer literariſchen Inquiſition vermocht habe, ſich dadurch von ſelbſt beantwortet. Wer zu ſolchen Waffen ſeine Zuflucht zu nehmen gezwungen iſt, mag freylich ein leichtes Spiel haben, die Geneſis ſeiner Ideen gerichtlich zu conſtatiren und ich glaube ſelbſt, daß er ſchnell damit fertig weeden kann; dieſe Procedur aber im Intereſſe der Wiſſenſchaft von andern zu verlangen, heißt doch gar zu ſehr die Dürftigkeit der eigenen Natur Anderen aufdringen wollen, welche ſich damit weder geſchmeichelt fühlen, noch zufrieden geben können.

Was nun die Wismariſchen Beyträge betrifft, ſo wollen wir zuerſt die Methode des Hrn. Burmeiſter aus einander ſetzen, um dadurch von ſelbſt auf die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen zu kommen. Die allgemeine Ueberſicht beſtreitet die Richtigkeit der Anſicht, daß die Auflöſung der Hanſe größtentheils daraus entſtanden ſey, daß das Stadtregiment in der Hand ariſtokratiſcher Familien ruhte. Während der Verf. nachweiſt, daß die Maſſe der Bürger immer einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Regierung hatte, dürfte dem Vorwalten des democratiſchen Elementes eher das zugeſchrieben werden, was der ariſtokratiſchen Verfaſſung, die herkömmliche Grundſätze und Politik ſtets treuer zu bewahren wußte, zur Laſt gelegt wird. Die allgemeine Wendung der europäiſchen Angelegenheiten im ſechszehnten Jahrhunderte wird als eine weſentliche Urſache des Verfalles der Hanſe mit guten Gründen bezeichnet, und Ref. verzichtet hiebey gerne auf das Recht, welches ihm nach der Argumentation ſeines anonymen Gegners zukäme, Hrn. Burmeiſter zu fragen, wie er zu dieſer Idee komme, welche ſich als der Grundgedanke durch jene „Betrachtungen“ zieht. Allein von einer ſolchen Abſurdität ferne, freut ſich Ref. vielmehr, durch Hrn. Burmeiſter eine Beſtätigung deſſen zu finden, was ſeine eigenen Forſchungen als wahr erhärteten. Um aber dieſe Veränderung gehörig zu begründen, ſchildert der Verfaſſer zunächſt die Handelspolitik der Hanſe, deren Hauptziel Erhaltung des Landfriedens und Beſtrafung etwaiger Uebertreter desſelben, Sicherheit der Schiffahrt in der Nord- und Oſtſee geweſen ſey. Der diplomatiſche Verkehr wird mittels neuer Urkunden ausführlich dargeſtellt. Schon hiebey gewahrt man, was ſpäter noch ſtärker hervortritt, daß das Syſtem des Handelsmonopols von den hanſeatiſchen Städten nicht minder eiferſüchtig betrieben wurde, als etwa in gleich früher Zeit von Seiten der Venetianer, und die gegen ſie gerichteten Maßregeln der Königin Eliſabeth, welche das Vorſpiel deſſen waren, was Cromwell gegen die Holländer verfügte, erſcheinen im Ganzen doch nur als die natürliche Reaction gegen das, was die Hanſe ſelbſt zum eigenen Vortheile ſo lange behauptet hatte.

(Schluß folgt.)

Geſchichte der Bildung des helleniſchen Staatenſyſtems von Joh. Guſt. Droyſen (auch unter dem Titel: Geſchichte des Hellenismus, zweyter Theil). Mit einem Anhang über die helleniſtiſchen Städtegründungen. Hamburg 1843. 784 S. gr. 8.

Die merkwürdigen Entwicklungen, die Alexanders des Großen Eroberungen veranlaßten, haben für die Geſchichte der Menſchheit eine hohe Bedeutung. Die Vermiſchung des abend- und morgenländiſchen Lebens rief einen unendlichen Reichthum neuer Erſcheinungen hervor, vermittelte durch die Zerſtörung der altnationalen, mit dem heimiſchen Boden verwachſenen Zuſtände den Untergang des Heidenthums, und brachte in das Leben der meiſten Völker der alten Welt überhaupt einen gewaltigen Bruch. Nach Jahrhunderten eines traurigen Siechthums erliegen ſie theils den Römern, theils den Barbaren des Oſtens, in denen das Heimiſche und Wildnatürliche der aſiatiſchen Welt wieder erwachte, und gegen das Fremde ankämpfte. Indeß war das von den Macedoniern und Griechen vermittelte neue Weſen ſo tief in das Leben der Völker hineingewachſen, daß es ihre politiſche Exiſtenz lange überlebte, bis es endlich in der neuen Zeit des Morgenlandes und des Muhamedanismus ganz ver-

Digitized by Google

ſchwand. Dieſen geſchichtlichen Verlauf bezeichnet man mit dem Namen des Hellenismus. Die Geſchichte dieſer Jahrhunderte, welche man das Mittelalter der griechiſch-aſiatiſchen Welt nennen kann, wurden vor Hrn. Droyſen von keinem Forſcher von dem Standpunkte des Hellenismus aus behandelt. Zwar haben manche Kenner des klaſſiſchen Alterthums auch dieſer Periode ihre Aufmerkſamkeit zugewendet, und vieles Einzelne geſichtet und aufgeklärt. Die Geſchichte derſelben erhielt auch wegen der politiſchen Verbindung, in welcher die helleniſtiſchen Reiche und Völker mit den Römern ſtanden, durch die Geſchichtſchreiber dieſes welterobernden Volkes manche Erläuterung; viele Aufklärung gaben ihr ferner die Geſchichtſchreiber der chriſtlichen Kirche. Aber alle dieſe Aufſchlüſſe reichen nicht hin, uns ein vollſtändiges Bild zu gewähren. Erſt die neueſte Zeit lieferte uns ein Geſchichtswerk, welches dieſe Aufgabe ſich zum Ziele ſetzte, nämlich die Geſchichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedoniſchen Königen beherrſcht wurden, von Flathe, welcher die politiſche Geſchichte dieſer Jahrhunderte mit Geiſt und großer Gelehrſamkeit behandelte. Allein Hr. Flathe machte das macedoniſche Weſen zum Kern und Mittelpunkt ſeiner Darſtellung und nahm ſonach keineswegs den Geſichtskreis, innerhalb deſſen ſich die Geſchichte der helleniſtiſchen Staaten bewegt. In dieſem iſt Macedonien nichts anders, als ein Name und ein kleiner Kreis von Formen des Hoflebens, während alle Einrichtungen, Sitte, Mode und Bildung, alle Verhältniſſe der neuen Staaten und der alten Bevölkerung, der Unterthanen zu ihren Herrſchern und der Reiche zu einander durchaus helleniſtiſch ſind. Zudem kann die Darſtellung der politiſchen Geſchichte, wenn dieſe auch von einer Meiſterhand geſchrieben wird, jene Periode nicht vollſtändig aufhellen, ſondern es müſſen die religiöſen Zuſtände des Hellenismus, die Verſchmelzung der Religionen und Culte, ſeine Theokratie und Theoſophie, ſein Unglaube und Aberglaube bis zum letzten Verſchwinden des helleniſtiſchen Heidenthums in den Kreis der Darſtellung gezogen werden, wie ſich dieß Hr. Prof. Droyſen zur Aufgabe ſeines Lebens ſetzte.

Um eine feſte Grundlage zu dieſem umfaſſenden Werke zu gewinnen, ſtellte er ſchon früher (1833) die Geſchichte Alexanders des Großen in der Art dar, daß ſie eine paſſende Einleitung zu dem vorliegenden Werke bildet. Alexanders Plan, die Völker des Oſtens und Weſtens zu einem Reiche vereinigt zuſammenzuhalten, ließ ſich nicht verwirklichen. Dagegen erhielt ſich die andere Hälfte von dem, was der macedoniſche Held erſtrebte, nämlich die Verpflanzung des Griechenthums in alle anderen Volksthümlichkeiten, ſo daß ſich der Hellenismus, deſſen Gründer er iſt, freylich anders entwickelte, als er ſelbſt ahnte und bezweckte. Die Kämpfe während der fünfzig Jahre nach ſeinem Tode ſtumpften das einſeitig macedoniſche Weſen, welches die Herrſchaft an ſich zu reißen drohte, ab und beſchränkten es auf die Heimath oder verwandelten es dergeſtalt, daß es in Aſien mit dem Griechenthume unter gleichem Namen gelten kann, während ſie dem helleniſchen Weſen Zeit gönnten, ſich in die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Länder einzubilden, und zu den vielen Formen den Grund zu legen, auf welchem die nächſten Jahrhunderte weiter bauten.

Der erſte Band des Werkes, welches uns mit dieſen eigenthümlichen Verhältniſſen bekannt machen ſoll, enthält die Geſchichte der Nachfolger Alexanders (der Diadochen), der zweyte aber, von welchem wir zunächſt ſprechen, führt den Faden der Geſchichte bis zum Jahre 220 vor Chr. fort. Die innern Verhältniſſe ſind hier nur ſo weit berückſichtigt, als es das Verſtändniß des Ganzen nothwendig machte; eine ausführliche Erörterung derſelben wird der Hr. Verf. erſt nach Beendigung der politiſchen Geſchichte liefern.

Dieſe Geſchichte der Bildung des helleniſtiſchen Staatenſyſtems hat dieſelben Vorzüge, welche die Geſchichte Alexanders des Großen und jene ſeiner Nachfolger auszeichnen, iſt aber auch nicht von allen Fehlern frey, welche an jenen Werken gerügt wurden. Die guten Quellen, die wir für die frühere Geſchichte Griechenlands haben, fehlen für dieſe Periode, und derjenige, welcher ein klares Bild von derſelben entwerfen will, hat nicht bloß über die Unzuverläßigkeit ſeiner Gewährsmänner, ſondern oft

Digitized by Google

auch über Mangel an ausführlichen und zuſammenhängenden Nachrichten zu klagen. Da die einzelnen Angaben großen Theils mit vieler Mühe aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammen geſucht werden müſſen, iſt es ſehr natürlich, daß man faſt jede Notiz, welche zur Ergänzung irgend eines Gemäldes dient, mit großer Freude ergreift, ohne die Quelle, aus welcher dieſelbe floß, und die Glaubwürdigkeit des Schriftſtellers, welcher ſie liefert, oder die Abſicht, in welcher er ſie vielleicht gebrauchte, und die Färbung, die er ihr vielleicht gab, immer mit beſonderer Strenge zu prüfen. Auch iſt es ſehr ſchwer, da, wo alle Nachrichten ſchweigen, ſich jeder ſubjectiven Anſicht zu entſchlagen und Vermuthungen abzuweiſen, die beſonders dann, wenn man ſich von irgend einer Erſcheinung ſchon vor einer näheren Prüfung der über dieſelbe erhaltenen Nachrichten eine beſtimmte Vorſtellung gebildet hat, einen um ſo größeren Einfluß auf die Darſtellung ausüben. In dieſem Falle geſchieht es auch leicht, daß man in mancher Angabe mehr findet, als ſie eigentlich enthält, oder aus ihr unrichtige Folgerungen zieht. Wenn wir auch weit entfernt ſind, den ungewöhnlichen Fleiß, welchen Hr. Prof. Droyſen auf die Ausarbeitung dieſes Bandes verwendete, und ſein redliches Streben nach Gründlichleit zu verkennen, ſo läßt ſich auf der andern Seite doch nicht in Abrede ſtellen, daß er in Folge ſeines Ringens nach Vollſtändigkeit bisweilen auf Angaben ein Gewicht legt, das ſie nicht verdienen, daß er andere, welche mit ſeinen Anſichten nicht übereinſtimmen, vielleicht ohne Grund verwirft und Vermuthungen Raum giebt, welche keinen feſten Halt haben. Gerne würden wir auf eine nähere Beleuchtung dieſer Punkte eingehen, wenn wir die Gränzen dieſer Anzeige in dieſem Falle nicht überſchreiten müßten. Doch den Wunſch können wir nicht unterdrücken, daß der gelehrte Hr. Verf. bey der Fortſetzung ſeines vortrefflichen Werkes ſo ſelten als möglich in das Gebiet der Hypotheſen ſich verirren und die Angaben der alten Schriftſteller ſtets mit größter Unbefangenheit abwägen möge. Ferner dürfte es ſehr gut ſeyn, wenn er den Stoff anders vertheilte und anordnete. Wir können es nicht gut heißen, daß er die ethnographiſche und ſynchroniſtiſche Methode mit einander zu verſchmelzen ſucht, und auf dieſe Weiſe die Ueberſicht, wie uns ſcheint, nicht erleichtert, ſondern ſolchen Leſern, welche nicht ſchon mit einer ziemlich genauen Kenntniß der politiſchen Geſchichte der einzelnen Reiche ausgerüſtet ſind, eher erſchwert. Wenn dieſer Uebelſtand auf dem Wege, welchen er wählte, auch nicht mehr ganz zu beſeitigen iſt, ſo läßt ſich bey den folgenden Bänden vielleicht doch manches thun, um die Nachtheile desſelben minder fühlbar zu machen. Endlich könnte der Hr. Verf. auch die Darſtellungsweiſe bisweilen vereinfachen, manche philoſophiſche und rhetoriſche Floskel entfernen, die einzelnen Sätze mehr abrunden, und viele Ausdrücke mit beſſern, dem hiſtoriſchen Style angemeſſenern vertauſchen. Wir dürfen dieſe *ſcheinbar kleinliche* Bemerkung um ſo weniger unterdrücken, je inniger wir wünſchen, daß die Geſchichte des Alterthums einen möglichſt weiten Kreis von Leſern gewinnen möge, was aber nur dann der Fall ſeyn dürfte, wenn diejenigen Männer, welche derſelben ihr Talent und ihre Zeit widmen, nicht bloß nach dem Ruhme der Gründlichkeit und Gelehrſamkeit ſtreben, ſondern auch formelle Abrundung und Vollendung im Auge haben, welche mancher deutſche Gelehrte noch immer viel zu wenig beachtet. Wir ſind überzeugt, daß, wrnn Hr. Prof. Droyſen dem Stoff des vorliegenden Bandes eine zweckmäßigere Anordnung gegeben, bloß die Reſultate ſeiner Forſchungen in die Erzählung aufgenommen, *alle* Combinationen und Hypotheſen in die Anmerkungen verwieſen, die nöthigen Ruhepunkte in der Erzählung angebracht, die Darſtellung mehr vereinfacht und alle unnöthigen Floskeln vermieden hätte, ſein Werk ein noch größeres Publikum finden und alle Leſer ſo anziehen dürfte, daß ſie demſelben vom Anfange bis zum Schluße jene ungetheilte Aufmerkſamkeit zuwendeten, die es bey der Wichtigkeit der Reſultate, zu welchen den Hrn. Verf. ſeine anhaltenden Quellenſtudien führten, in ſo hohem Grade verdient.

Uſchold.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Auguſt.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1814.

Beyträge zur Geſchichte Europa's im ſechszehnten Jahrhunderte aus den Archiven der Hanſeſtädte von Dr. Burmeiſter.

(Schluß.)

Dem in der allgemeinen Ueberſicht ausgeſprochenen Plane nach durchgeht der Verf. die einzelnen Länder, um die in wenigen Jahrzehenten veränderte Stellung der Hanſe zu denſelben zu ermitteln. Der Austritt von Breslau und Krakau 1474, von Göttingen und Goslar 1579, die Trennung der niederländiſchen Städte, von denen 1482 Harlem, Delft, Leiden, Amſterdam und Gouda ſich von der Hanſe losgeſagt hatten, brachten Verſuche hervor, ſich mit den oberdeutſchen Städten in Verbindung zu ſetzen. Allein zur Realiſirung dieſes bereits im Jahre 1450 gefaßten Planes fehlte ein gehöriger Mittelpunkt, der zwiſchen Erfurt und Frankfurt am Mayn geſchwankt zu haben ſcheint. Wer kann ſagen, wohin die beabſichtigte Erweiterung dieſer Verbindungen noch geführt haben würde, wäre nicht der 30jährige Krieg dazwiſchen getreten? Dieſer, ſo heillos in Bezug auf den Wohlſtand und den Handel Deutſchlands, hat vielleicht doch eine Seite gehabt, welche mit Manchem ausſöhnt, was er ſonſt in ſeinem Gefolge mit ſich führte, obwohl Ref. nicht läugnen will, es hätte auch dieſes auf einem minder koſtſpieligen und unblutigen Wege errungen werden können. Was wir meinen, iſt Folgendes, das jedoch wegen unzureichenden Materials nur lückenhaft mitgetheilt werden kann.

Schon im Jahre 1607 hatte K. Rudolf von den Hanſeſtädten unvermuthet die Edition ihrer Privilegien und Statuten verlangt. In der Antwort auf dieſe Anforderung, die eine künftige Beſchränkung der Privilegien befürchten ließ, kommt der, die Stellung der Hanſe zum Reiche bezeichnende Paſſus vor: daß ſie „im H. R. Reiche keine ſonderliche oder wohl gar keine privilegia ratione sui collegii, ſondern die mehrentheils in frembden Königreichen und Provinzen erlangt habe." Um dieſelbe Zeit findet ſich, daß die Hanſe ſich um einen Beſchützer umſieht und der Verfaſſer hält es für wahrſcheinlich, daß man von Seiten der Hanſeſtädte nicht abgeneigt war, den Statthalter der Generalſtaaten als ſolchen zu gewinnen. Ein natürliches Intereſſe zog ohnehin die Hanſeſtädte an die Generalſtaaten. Dieſe Verbindung war aber im Jahre 1609 ſchon ſo innig, daß K. Rudolf deßhalb den Hanſeaten den Vorwurf einer Conſpiration machte. Deſſen ungeachtet wurden die Unterhandlungen fortgeſetzt und zwar mit ſolchem Geheimniſſe, daß die Wismariſchen Geſandten alle mit dem Tode beſtraft wiſſen wollten, die dieſelben verriethen. Vergeblich verbot K. Mathias gleich im Anfange ſeiner Regierung den Hanſeaten jedes Bündniß mit den Niederlanden. Es kam dennoch zu Stande (Oct. 1615) und bezog ſich ſicher nicht bloß auf „die freye Handhabung und Schirmung der freyen Schiffahrt und Handlung." Auf der Tagefahrt zu Roſtock war bereits die Rede „wegen Verſtärkung gegen unziemliche Gewalt durch Bündniß mit den Generalſtaaten." Dieſe ſelbſt leiſteten der Stadt Braunſchweig Hülfe gegen den Herzog,

und wenn wir nun zu dieſen Thatſachen die Umtriebe der anhaltiſchen und pfälziſchen Partey, wie ſie aus der anhaltiſchen geheimen Kanzley ſich ergeben, dazu rechnen, ſo möchte die Behauptung wenig Widerſpruch finden dürfen, daß Deutſchland im zweyten Jahrzehent des 17. Jahrhunderts auf dem Punkte ſtand, aus einander zu fallen. Wie früher die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft Süddeutſchland bis Ulm in ihr Syſtem zu verwickeln ſtrebte, ſo war die neue Conföderation im Weſten bemüht, die Handelsſtädte Deutſchlands von dem Reiche weg in ihren Bereich und ihr politiſches Syſtem zu ziehen. Allein der Preis, um welchen die Hanſeſtädte den Bund mit den Generalſtaaten erlangten, welcher in Bezug auf die Integrität Deutſchlands ſo ungemein folgenreich hätte werden können, war kein geringerer als Freygebung der Schiffahrt mit Schweden oder vielmehr des Handels mit Dänemark, Schweden und Rußland. Von welcher Wichtigkeit dieſes war, erhellt aus der von Kampen angeführten Thatſache, daß die Holländer ihre bereits ſeebeherrſchenden Flotten von norwegiſchem Holze bauten, mit norwegiſchen Matroſen bemannten. Schon früher hatten die Engländer das Monopol des Handels mit Rußland geſprengt und ſich durch den Handel nach dem weiſſen Meere einen Weg eröffnet, auf welchem ſie kein Zuſammentreffen mit hanſeatiſchen Schiffen befürchten mußten. Seit den Tagen der K. Eliſabeth ſank ohnehin ein Vorrecht nach dem andern und da die Hanſeaten an der Ausrüſtung der ſogenannten unüberwindlichen Flotte Philipp's II. großen Antheil genommen, führte die Vernichtung derſelben auch eine Kataſtrophe für den hanſeatiſchen Handel in England herbey. Schon ein Jahr ſpäter, am 4. Aug. des Jahres 1589 mußte das hanſeatiſche Komtor in London geräumt werden. Von nun an war eigentlich nur mehr der Handel mit Spanien noch in einer gewiſſen Blüthe. Dieſes ſelbſt machte noch 1598 die glänzendſten Anerbietungen, bot die freye Schiffahrt nach Indien, die Errichtung eines Komtors in Sevilla an, wenn den Feinden Spaniens der Hafen von Lübeck verſchloſſen würde. Nach Beſiegung des länderſüchtigen Chriſtian IV. von Dänemark wurde das Project, die Marine der Hanſe

mit der ſpaniſchen in Verbindung zu bringen, aufs Neue und zwar von K. Ferdinand II. aufgegriffen. Der Verfaſſer theilt ſelbſt den ſchriftlichen Vertrag des kaiſerlichen Geſandten zu Lübeck (8. Nov. 1627) wegen Wiederherſtellung der Schiffahrt nach Spanien mit. Eine Flotte ſollte in der Oſtſee aufgeſtellt und dadurch der Präponderanz des Nordens ein Ziel geſetzt werden; der Welthandel, mit den aſiatiſchen, afrikaniſchen, amerikaniſchen Colonien der großen weſtlichen Monarchie ſollte ſich in die deutſchen Häfen münden. Die Vortheile, die der Kaiſer bot, konnten die Anerbietungen der Niederländer in den Hintergrund weiſen. Es kam nur darauf an, daß ſich die Hanſe ohne Rückhalt an die kaiſerlichen Generale anſchloß, aller undeutſchen, reichswidrigen Verbindung entſagte. „Schon war man nach Beſiegung des Königs von Dänemark eines ſicheren Erfolges gewiß, der Graf de Roy ſammelte zu Lübeck, der Herzog von Friedland in Wismar Schiffe und Matroſen;“ der Canal von der Oſtſee in die Elbe, — ſchon früher durch Wismar und die Herzoge von Meklenburg unternommen, ward von Wallenſtein beſonders gefördert. Gelang es Stralſund zu gewinnen, ſo konnte man ſich eine neue Aera für den Handel Deutſchlands verſprechen. Da leiſtete dieſes dem kaiſerlichen Feldherrn beharrlichen Widerſtand. Waldſtein, Freund und Feind verhaßt, mußte dem Dringen der Reichsfürſten weichen. Der Schwedenkönig, am meiſten betheiligt, daß Deutſchlands Handel den alten Aufſchwung nicht wieder nähme, wandte ſich von Polen nach Deutſchland. Der Bürgerkrieg begann hier aufs Neue und bis die Deutſchen ſich der im Innern feſtgeniſteten Gäſte erwehrten, war auch der Handel mit Spanien — an die Holländer verloren gegangen.

Höfler.

Römiſche Geſchichte vom Verfalle der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Conſtantin. Mit vorzüglicher Rückſicht auf Verfaſſung und Verwaltung des Reichs von Dr. Carl Höck, Profeſſor der Univerſität Göttingen. Erſter Band. Erſte Abtheilung. Braunſchweig 1841. X und 426, zweyte Abtheilung, 1843. X und 426 S. 8.

Die Bearbeitung der Römiſchen Kaiſergeſchichte, deren Wichtigkeit jeder Freund des klaſſiſchen Alterthums kennt, wurde in den letzten Decennien im Vergleich zu andern Abſchnitten der alten Geſchichte auffallend vernachläſſiget. Erſt in der jüngſten Zeit traten zwey Werke ans Licht, welche dem tief gefühlten Bedürfniſſe abhalfen; die mit einer ausgezeichneten Einleitung ausgeſtattete Ueberſetzung der Römiſchen Geſchichte von Garzetti und das oben genannte Werk von Höck, welches in fünf bis ſechs Theilen von ähnlicher Ausdehnung, wie ſie der erſte hat, nicht bloß die äußere Geſchichte, ſondern auch eine Darſtellung der innern Zuſtände des Römiſchen Imperatorenreichs von ſeinem Urſprunge bis auf den Tod Conſtantins des Großen umfaſſen, und ſonach eine große Lücke in der hiſtoriſchen Litteratur der Deutſchen ausfüllen wird.

Wir wollen hier den erſten Band des vielverſprechenden Werkes in Kürze betrachten, um die Freunde der Geſchichte mit der Beſchaffenheit und Bedeutung desſelben bekannt zu machen, und dieſes Geſchäft mit einer Angabe des Inhaltes beginnen. Der vorliegende Band enthält außer einer ganz vortrefflichen Einleitung fünf Bücher. Die Einleitung gewährt eine ſehr gute Ueberſicht der Entwicklung und Umbildung der römiſchen Verfaſſung von Servius Tullius bis zu Sulla's Tode, und zeigt uns alle wichtigen Veränderungen derſelben in deutlichen Umriſſen. Im erſten Buche erzählt der Hr. Verf. die Geſchichte von Sulla's Tode bis zu Cäſars Tod (676 — 710), im zweyten führt er ſie von Cäſars Tode bis auf die Schlacht von Actium fort (710 — 723), im dritten aber von dieſem für Rom ſo verhängnißvollen Ereigniſſe bis zur Vollendung der Gewaltfülle Octavians (723 — 742), endlich im vierten von der Vollendung der Gewaltfülle Auguſt's bis zu deſſen Tode im Jahre Roms 767. Im fünften Buche ſchildert er uns die innern Zuſtände und die Verwaltung des Reiches. Den Schluß bilden zwey Excurſe a) über die Bevölkerung Roms und b) über die Reichsvermeſſungen und den Cenſus unter Auguſtus. Jedes Buch zerfällt wieder in mehrere Capitel. Die Eintheilung des Stoffes iſt ſo zweckmäßig, daß ſie zur Erleichterung der Ueberſicht und der Auffaſſung des Einzelnen weſentlich beyträgt, dieſelbe aber nirgends erſchwert und hindert, wie dieß in vielen hiſtoriſchen Werken der neuern Zeit der Fall iſt.

Von dem richtigen Takte des Hrn. Verf. zeugt auch der Umſtand, daß er die annaliſtiſche Form, welche wir bey Dio Caſſius finden, und die von Tillemont und von andern eben ſo gehaltene Vertheilung des Materials aufgab, und ſich nach einem höheren Geſetze der Einheit richtete. Nur bey der äußeren Geſchichte bildet die Chronologie den Faden der Erzählung; die einzelnen Einrichtungen und Geſetze aber können nicht immer da erörtert werden, wo ſie zuerſt in's Leben traten. Eben ſo wenig kann man bey jedem einzelnen Kaiſer ſogleich alles berichten, was ſich unter ihm Denkwürdiges ereignete, oder wohl gar ſtets von neuem in eine Schilderung von Zuſtänden abſchweifen, da eine ſolche Zerſtückelung des Stoffes mehr Verwirrung als Aufhellung zur Folge haben würde. Wir finden es ſehr zweckmäßig, daß der Hr. Verf. nur da, wo die bedeutenden Kriſen der römiſchen Welt liegen, ein umfaſſendes Bild der Zuſtände des Reiches giebt,

Digitized by Google

wie dieß in dem erſten Bande bey Auguſtus geſchieht, und in den folgenden bey den Antoninen und bey Conſtantin geſchehen wird. Auch darin können wir ſein Verfahren nur billigen, daß er keine hiſtoriſch bedeutſame Erſcheinung in der römiſchen Welt von ſeiner Darſtellung ausſchließt, vorzugsweiſe aber die Verfaſſung und Verwaltung in's Auge faßt, da die äußere Geſchichte eines jeden Volkes, insbeſondere die römiſche, ohne Verſtändniß der innern ein Räthſel iſt, und die Römer gerade durch ihre Staatskunſt und Geſetzgebung ſich vor allen Völkern des Alterthums eben ſo ſehr auszeichneten, wie die Griechen durch ihre mannigfaltigen und vollendeten Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft. Zu dieſem Zwecke hat der Hr. Verf. nicht bloß alle Quellen der römiſchen Geſchichte ſorgfältig ſtudirt, die einzelnen Angaben mit Umſicht geprüft, ſondern auch die Reſultate der neueſten Forſchungen auf dieſem Gebiete gewiſſenhaft benützt. Um aber den Umfang des Werkes nicht über Gebühr auszudehnen und das Studium desſelben nicht bloß für Gelehrte, ſondern für jeden gebildeten Leſer anziehend zu machen, hat er ſtets, ſo weit es ihm möglich war, vermieden, das Detail der Forſchung in die Erzählung aufzunehmen, und ſelbſt die Noten enthalten außer der Angabe der Beweisſtellen meiſtens nur Andeutungen, welche den Leſer auf die Gründe hinweiſen, die den Verfaſſer zu ſeiner jedesmaligen Anſicht beſtimmten. Durch dieſes kluge Verfahren gewann ſein Buch einen großen Vorzug vor vielen ähnlichen, und der Vorwurf, welchen man den deutſchen Hiſtorikern ſo häufig macht, daß ſie zwar gründliche Forſcher ſeyen, aber die Reſultate ihrer Unterſuchungen von den Schlacken nicht zu reinigen und in eine ſchöne Form zu bringen verſtünden, wird ihn nicht treffen. Seine Darſtellung iſt ſo einfach und lichtvoll, daß man von der Dunkelheit, welche der Stoff an vielen Orten darbietet, und von der Mühſeligkeit der Quellenforſchung und Sichtung der verſchiedenen Angaben faſt nichts bemerkt, ſondern glaubt, er erzähle Dinge, über welche nie ein Zweifel waltete. Durch die Andeutungen, welche er in den Anmerkungen giebt, wird es dem Leſer leicht, ſich von der Richtigkeit der Erzählung zu überzeugen, ſo wie ihm durch die Anführung entgegengeſetzter Anſichten die Möglichkeit gegeben iſt, durch ſelbſtſtändiges Urtheil in dunklen Parthien ſich eine beſtimmte Anſicht zu bilden. Allerdings finden ſich manche Punkte, in welchen wir mit den Anſichten des Hrn. Verf. nicht übereinſtimmen können. Dieß kann indeß bey einem Werke von ſolchem Umfange und bey der Schwierigkeit, welche viele Stellen der alten Schriftſteller darbieten, nicht befremden. Da ſich aber in ſeinem Werke des Vorzüglichen und Gelungenen ungleich mehr findet, als deſſen, was einer Berichtigung bedarf, ſo wollen wir auf eine nähere Beleuchtung der Punkte, in welchen wir von ihm abweichen, nicht eingehen, ſondern zum Schluſſe dieſer Anzeige nur bemerken, daß auch die Sprache ſehr einfach und im Allgemeinen der Würde des hiſtoriſchen Styles ganz angemeſſen iſt. Nur wünſchen wir, daß der Hr. Verf. bey der großen Reichhaltigkeit unſerer Mutterſprache keine Lieblingsausdrücke der modernen Politiker, wie Debatte (I, S. 5), politiſche Cabale (S. 15), Oppoſitionsmänner (S. 16), Element der Stabilität (19) und ähnliche mehr gebrauche, welche der beſſere hiſtoriſche Styl mit Recht verſchmäht und daß er nicht jeder Note, da manche nur einige Wörter, oft nur einige Buchſtaben enthält, eine beſondere Zeile anweiſen laſſe, damit der Umfang der Bände beſchränkt und der hohe Preis vielleicht etwas billiger geſtellt werden kann, was auf die weitere Verbreitung nicht ohne Einfluß ſeyn dürfte. Die äußere Ausſtattung gleicht der Vortrefflichkeit des Inhalts.

Uſchold.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Auguſt.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Memorie intorno alla vita del Card. Lorenzo Caleppi e ad alcuni avvenimenti che lo riguardano, scritte dal commendatore Camillo Luigi de Rossi. Roma. Tipografia della S. Congregazione di propaganda fide. 1843. VIII. 206 S. (34 Doc. von S. 131 — 206). 8.

Der Graf Lorenz Caleppi, von P. Pius VI. zu den ſchwierigſten Unterhandlungen mit den franzöſiſchen Republikanern verwendet, dann deſignirter Secretär des Conclave, in welchem Pius VII. erwählt wurde, hierauf Erzbiſchof von Niſibis in part. und apoſtoliſcher Nuntius in Liſſabon und Rio Janeiro, endlich Cardinal, war eine der trefflichſten Stützen des römiſchen Stuhles ſowohl in der Zeit der Verfolgung desſelben durch das Directorium, als durch den franzöſiſchen Kaiſer, ein Diplomat von ſolcher Bedeutung, daß Napoleon ihn ſorgſam von allem Einfluſſe zu entfernen trachtete, durch Klugheit und Frömmigkeit, Kenntniſſe, Glaubenstreue und aufopfernde, thätige Menſchenliebe einer der ausgezeichnetſten Kirchenfürſten ſeiner Zeit. Jetzt, in unſeren ruhigen und friedlichen Tagen, wo alles auf Begründung eines Rechtszuſtandes hinarbeitet, willig oder unwillig jedes Ereigniß, jede That dieſem dienen muß und eine Gewaltmaßregel den allgemeinen Abſcheu gegen ſich aufruft, klingen bereits Berichte von Scenen, wie ſie der Anfang des Jahrhunderts geſehen, der jüngeren Generation wie grauſenhafte Mährchen in dem Ohre. Gräuliche bluterfüllte Thaten weiſt die Mitte Europa's immer mehr von ſich ab und der Geſchichte zu, deren Blätter hierüber zu befragen um ſo nothwendiger wird, weil ſonſt leicht die Lehre vergeſſen werden könnte, wie die Wiederkehr ſolcher Scenen gründlich verhütet werden mag.

Monſ. Caleppi unterhandelte den erſten Vertrag des Directoriums mit P. Pius VI., der durch die beſtimmte Erklärung des Oberhauptes der Kirche, auch mit Gefahr ſeines Lebens auf Verwerfung der ihm vorgelegten 64 Artikel zu beſtehen, eine beſondere Berühmtheit erlangte. Würden alle Monarchen, welche ſich im Jahre 1793 zur Bekämpfung der Revolution vereinigt hatten, eine ähnliche Feſtigkeit gezeigt haben, ſo würde ſicher unendlich viel Uebles von Europa abgewendet worden ſeyn und der Umſturz der Throne wie die Erſchütterungen und Schwingungen der Gegenwart wären unbekannt. Welche Klugheit, Nachgiebigkeit und Feſtigkeit zugleich in jenen Tagen nothwendig war, haben neuerdings die von Aliſon geſammelten und zuſammengeſtellten Anweiſungen des Directoriums an den in Italien commandirenden Oberfeldherrn wie an die im Kirchenſtaate befindlichen Agenten dargethan. „Ihre eigene Ueberlegung, ſchrieb damals das Directorium an den Oberfeldherrn, wird Sie überzeugt haben, daß die römiſch katholiſche Religion die unverſöhnliche Feindin der Republik iſt. Das Directorium fordert Sie deßhalb auf, alles zu thun, was in ihren Kräften ſteht, die päpſtliche Regierung zu vernichten, ohne das Schickſal Ihrer Armee bloß zu ſtellen; entweder indem Rom einer andern Macht (Spanien) unterworfen wird, oder indem im Innern eine ſolche Regierung aufgeſtellt wird, welche die

Digitized by Google

Herrſchaft der Prieſter verhaßt und verächtlich macht und das große Ziel ſichert, daß der Papſt und die Cardinäle alle Hoffnung verlieren, in Rom zu bleiben und ſie in der Fremde ein Aſyl ſuchen müſſen, wodurch ſie zugleich um ihre weltliche Macht gebracht werden.“ Es brauchte dieſe Weiſung nicht, um Napoleon Bonaparte zu Schritten zu vermögen, welche die Erreichung dieſes Planes unfehlbar herbeyführen mußten. Sein Bruder Joſeph erhielt von ihm den Auftrag, wenn P. Pius VI., deſſen Tod erwartet wurde, ſterben ſollte, alles aufzubieten, die Wahl eines Nachfolgers zu hintertreiben. Dem Könige von Neapel ſollte dann erklärt werden, das römiſche Volk befände ſich unter dem Schutze der franzöſiſchen Nation, und ein eigenes Syſtem war vorgezeichnet, um dieſen hinzuhalten und zu täuſchen. Sollte keine revolutionäre Bewegung in Rom erfolgen, ſo daß der Vorwand, eine Papſtwahl zu verhindern, wegfiele, ſo ſolle wenigſtens Sorge getragen werden, daß der Card. Albani nicht Papſt würde. Geſchehe dieſes dennoch, ſo müſſe Joſeph erklären, daß ſein Bruder ſogleich gegen Rom ziehen werde. Dieſe Inſtructionen wurden von dem Directorium „cordialement“ gut geheißen. „Wir müſſen von den gegenwärtigen günſtigen Umſtänden Gebrauch machen, ſchrieb der Präſident des Directoriums am 21. Oct. 1797 an Bonaparte, um Europa von der behaupteten päpſtlichen Suprematie zu befreyen. Toscana wird dann zunächſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Sobald der Krieg wieder aufgenommen iſt, geben Sie dem Großherzoge den Abſchied.“

Niemand wird nach dieſem den Ueberfall von Rom, die Wegſchleppung des Papſtes, die Errichtung einer römiſchen Republik, die Vernichtung aller centralen Anſtalten für die katholiſche Welt, die gefängliche Verwahrung des Papſtes bis zu ſeinem Tode unbegreiflich finden. Die letzteren Ereigniſſe werden zwar in dem vorliegenden Buche nur berührt. Nachdem das unerſchrockene und umſichtige Benehmen Caleppi's bey dem Abſchluſſe des Vertrages von Tolentino geſchildert und Artauds Darſtellung als unrichtig zurecht gewieſen worden, beſchreibt der Verf. den Zuſtand der Dinge nach der Abführung und dem Tode des Papſtes. Seiner Thätigkeit war es vorzüglich zuzuſchreiben, daß die zerſtreuten Cardinäle nicht, wie der neapolitaniſche Hof wünſchte, in Sicilien, ſondern ſich in dem die Freyheit der Wahl mehr ſichernden Venedig ſammelten und, nachdem Pius VI. am 29. Auguſt 1799 in Valence geſtorben, am 14. März 1801 einen neuen Papſt, Pius VII., erwählten. Dieſe Wahl, bey welcher Caleppi die auf ihn gefallene Ernennung zum Secretär des Conclave auf den nachher ſo berühmten Monſ. Gonſalvi zu lenken wußte, ward für ihn ſelbſt Anlaß zu neuen diplomatiſchen Verrichtungen und nach deren ruhmvoller Führung zu Erlangung der höchſten kirchlichen Würden. So ward ihm eine Sendung an Murat, an den Hof von Toscana, endlich die Nuntiatur zu Liſſabon anvertraut; und nachdem ihn bereits Pius VI. zum Cardinale beſtimmt hatte, ſchien ihm dieſe Würde um ſo weniger entgehen zu können, als der General Junot ſelbſt aus beſonderer Hochachtung gegen Caleppi Pius VII. bitten wollte, dieſen zum Cardinale zu ernennen. Allein Caleppi hatte Seelenſtärke genug, zu erklären, wie dieſes ſtatt finden würde, zöge er ſich für immer in ein Kloſter zurück.

Die Berichte über die Verwaltung der Nuntiatur, wenn auch nicht ſo ausführlich als die in dieſen Blättern angezeigten Denkwürdigkeiten des nunmehr verewigten Cardinals Pacca, geben dennoch auch über die Lage von Portugal und die großartigen Ereigniſſe der Zeit manchen wichtigen Aufſchluß und reihen ſich ſomit nicht nur der Zeit, ſondern auch dem Inhalte nach würdig an die erſtern an. Das Syſtem treuloſer Hinhaltung bis der günſtige Moment zur Vernichtung des auserleſenen Opfers gekommen war, ward von Napoleon Bonaparte, nunmehr Kaiſer, auch gegen Portugal mit ſolcher Virtuoſität geübt, daß bekanntlich nur eilige Flucht die königliche Familie von dem Untergange retten konnte. Die Verwirrung war ſo groß, daß nicht nur die zur Begleitung beſtimmten Soldaten zurück blieben, ſondern auch eine Maſſe von Koſtbarkeiten aus den königlichen Gemächern, und der päpſtliche Nuntius ſelbſt die Ankunft der Franzoſen und die Errichtung einer neuen Regierung in Liſſabon mit anſehen mußte. Allein die Würde ſeines Amtes unerſchrocken behauptend, verlangte er wiederholt ſeine Päſſe und als ihm dieſe

Digitized by Google

verweigert wurden und eine heimliche Abfahrt eine Unmöglichkeit ſchien, gelang es ihm dennoch, die Wachſamkeit der Franzoſen mit Lebensgefahr zu täuſchen und auf einem elenden Fahrzeuge in die See zu ſtechen. Dem Ertrinken nahe rettete er ſich und die übrigen Reiſenden auf ein engliſches Schiff, kam ſelbſt, der erſte apoſtoliſche Nuntius ſeit den Tagen des gelehrten und trefflichen Polus, nach London, und ſegelte von da auf einem Linienſchiffe, das ihm die brittiſche Regierung zur Verfügung geſtellt hatte, nach Rio Janeiro ab. Die Verdienſte, welche er ſich in der neuen Welt ſowohl während der Gefangenſchaft P. Pius VII. als überhaupt in ſeiner Eigenſchaft als erſter päpſtlicher Geſandter, den die neue Welt geſehen, erwarb, mag der Leſer in den Denkſchriften nachleſen. Sie wetteifern mit den Vorzügen ſeines Charakters, ſeiner ſeltenen Uneigennützigkeit, die die glänzendſten Früchte in der Nachgiebigkeit des Königs Johann VI. ärndtete, als die Prätenſionen einer ſogenannten luſitaniſchen Kirche, des königlichen Placets und dergl. auch auf dem braſilianiſchen Boden ſich erneuten. Es war ein großartiger Moment in der Weltgeſchichte, als während der Tyranney Napoleons, wie der Papſt in franzöſiſchem Gewahrſam ſchmachtete, in Aſien, Afrika und Amerika durch die Thätigkeit Caleppi's und des Nuntius zu Madrid, Gravina, die kirchlichen Bande ſich enger zogen und in der Nähe der Urwälder Braſiliens, an den großen Strömen Nordamerika's, unter der glühenden Zone Afrika's wie in Hindoſtan und China der Zertreter aller kirchlichen und politiſchen Freyheit von Tauſenden und abermal Tauſenden von Gläubigen der verſchiedenſten Zungen und Raçen vor das Gericht Gottes gefordert wurde, — nach den in der Jubiläumsbulle angeführten Worten der Apoſtelgeſchichte das Gebet ſtatt fand: Petrus quidem servabatur in carcere; oratio autem fiebat sine intermissione ab ecclesia ad Deum pro eo.

Wir müſſen das Weitere der Kirchengeſchichte überlaſſen, deren Freunde dieſe Denkwürdigkeiten nicht übergehen werden und begnügen uns noch eine Thatſache anzuführen, welche in den Context mitaufgenommen, bisher wohl den meiſten bey Beurtheilung der Zuſtände Portugals unbekannt blieb. Als die engl. Regierung die Vertheidigung dieſes Landes übernommen, verlangte ſie von der portugieſiſchen Regierung Verkauf eines großen Theiles der Kirchengüter zur Beſtreitung eines Theiles der ſo ſehr beträchtlichen Kriegskoſten. Schon hatte die portugieſiſche Regentſchaft hiezu von dem Könige die nöthigen Vollmachten erhalten, als Monſ. Macchi, den Caleppi als apoſtoliſchen Delegaten in Liſſabon zurückgelaſſen hatte, dem engl. Geſandten Lord Stuart vorſtellte, wie die Kirchengüter die am beſten bebauten ſeyen, von welchen das Heer bereits einen großen Theil ſeines Unterhaltes ziehe. Gelangten dieſe in die Hände von Laven, ſo würden ſie brach liegen und nur geringen Nutzen gewähren, da der Handel, beſonders der Seehandel, bey weitem dem Landbaue von den Portugieſen vorgezogen würde. Hiemit iſt auch der Grund der theilweiſen Verödung Portugals, welcher gewöhnlich kirchlichen Urſachen zugeſchrieben wird, angegeben und der Leſer wird bemerken, wie Unrecht diejenigen haben, welche, weil z. B. der Landbau in Italien gleichfalls aus localen, in dem Grundbeſitze ruhenden Urſachen hinter anderen Ländern zurückſteht, ſolche Erſcheinungen aus religiöſen Gründen hervor gehen laſſen. Freylich, ließe ſich jede unverſtändige Behauptung auf wiſſenſchaftlichem Wege zum Schweigen bringen, ſo hätte der Umſtand längſt ſchon als Widerlegung dienen können, daß in Europa die Cultur des Bodens und die geiſtige Cultur durch das Chriſtenthum ſich gleichzeitig verbreiteten. Führte Monſ. Macchi noch einen anderen Grund für die Unveräußerlichkeit der Kirchengüter an, indem ſonſt die Begeiſterung der portugieſiſchen Truppen, welchen Wellington ſo manchen Sieg zuſchrieb, durch die Entfremdung des Clerus nachlaſſen würde, ſo möchte Ref. ſchließlich noch den von einer politiſchen Autorität erſter Größe, von Edmund Burke ausgeſprochenen erwähnen, daß ſo lange in den neuern Staaten keine ächte politiſche Freyheit, keine wahre Vertretung des Volkes, keine wirkliche Standſchaft vorhanden ſey, bis nicht die Kirchengüter ihren urſprünglichen und rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben würden.

Höfler.

Digitized by Google

Q. Horatius Flaccus. Recensuit atque interpretatus est Jo. Caspar Orellius. Addita varietate lectionis codd. Bernensium III. Sangallensis et Turicensis. Editio secunda emendata et aucta. Volumen primum. Turici sumptibus Orellii Fuesslini et sociorum. MDCCCXLIII. VIII. et 732 S.

Die Kürze der Zeit, in welcher eine zweyte Auflage des Orelli'ſchen Horaz nöthig wurde, beweist einerſeits, daß, wie ſich der Verfaſſer in der Vorrede ausdrückt, ſelbſt in unſerer eiſernen Zeit dieſer Dichter immer noch eine nicht unbedeutende Zahl von Leſern findet, und andererſeits, daß dieſe Ausgabe die Bedürfniſſe der Leſer in ganz beſonderer Weiſe befriedigt. Man hat derſelben zwar den Vorwurf gemacht, ſie würdige den Dichter zu wenig als ſolchen; doch ſieht ſich Ref. durchaus nicht veranlaßt, von dem anerkennenden Urtheile, welches er über die erſte Auflage (Gel. Anz. 1840. Nr. 33. ff.) ausgeſprochen hat, irgend etwas zurück zu nehmen; er fühlt ſich vielmehr gedrungen zu erklären, daß dieſe zweyte Auflage gegen die frühere in mancher Hinſicht bedeutend gewonnen hat, obſchon er ſeiner oben erwähnten Anzeige davon auch nicht das Geringſte beymeſſen kann, indem es faſt ſcheinen möchte, als ſey ſie Herrn v. Orelli gar nicht zu Geſicht gekommen. Es findet ſich nämlich nur an einer Stelle eine, und zwar mißbilligende, Aeußerung über eine dort vorgebrachte Erklärung, und auch dieſe iſt in einer ſo ganz unbeſtimmten Weiſe gehalten, daß ſich vermuthen läßt, ſie beruhe auf einer Anführung derſelben an irgend einem andern Orte; im Uebrigen iſt hier und da die dort verfochtene Anſicht an die Stelle der anderen getreten, ohne daß, wie ſonſt gewöhnlich, die Veranlaſſung dazu angegeben iſt, und in nicht wenigen Fällen iſt die dort beſtrittene Anſicht feſtgehalten, ohne daß der dagegen gemachten Einwendungen, die dem Ref. großentheils immer noch gegründet erſcheinen, und zum Theil von andern Seiten her Billigung erfahren haben, auch nur mit einer Silbe Erwähnung gethan wäre. Daß der Fortſchritt in der Erklärung weit größer iſt, als in der Kritik, dieß findet zum Theil in der Haupttendenz der Ausgabe ſeinen Grund, zum Theil aber auch darin, daß ſich die inzwiſchen über Horaz erſchienenen Werke mehr auf jene Seite hin gewendet haben.

In kritiſcher Hinſicht wäre etwa Folgendes zu erwähnen. Die Ueberſchriften ſtehen nicht mehr, wie früher, den einzelnen Gedichten voran, ſondern ſie werden nur unter den Lesarten angeführt, welche nicht mehr auf die ziemlich vielen Raum in Anſpruch nehmende Weiſe in vier Abtheilungen getrennt, ſondern in fortlaufender Reihe zuſammen geſtellt ſind. Abgeändert iſt außer der Ergänzung des durch ein Verſehen in der erſten Ausgabe weggebliebenen que in Urbesque, I, 35, v. 10. dicit in dicet I, 7, v. 9. haeduleae in Haediliae I, 17, v. 9, was durch die meiſten Handſchriften beſtätigt, und durch eine Gloſſe in dem ſehr alten Berner Codex als Name eines Berges bezeichnet wird; ferner mit Regel II, 3. v 9 ff. Quo pinus ingens albaque populus Umbram hospitalem consociare amant Ramis? Quid obliquo laborat Lympha fugax trepidare rivo? ſtatt ramis, quo et laborat . . . rivo. Für die hier aufgenommene Lesart hat ſich Ref. ſchon früher ausgeſprochen, und was Obbarius kürzlich dagegen eingewendet hat, nämlich daß die Frage in den ruhigen Gang des Gedichtes nicht recht paſſe, möchte kaum als Gegengrund gelten können. Man vergleiche auch die ähnlichen Fragen II, 7 v. 23 ff. und II, 11 v. 18 ff. Für citharae iſt II, 10. v. 18 mit Recht cithara aufgenommen; für Gyges II, 17 v. 14 und III, 4, v. 69 Gyas; ferner Epod. 9, 17. At hoc frementes, wo Regel At hunc geſchrieben hat.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Auguſt.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Q. Horatius Flaccus etc.

(Fortſetzung.)

Letzteres hat Referent früher gebilligt; jetzt möchte er aber faſt dem handſchriftlich mehr beglaubigten Adhuc den Vorzug geben, was, mit frementes und equos verbunden, den Sinn geben würde, „im Kampfe ſelbſt wandten ſie ihre Roſſe,“ nämlich „die noch ſchnaubenden,“ kampfbegierigen. Man vergl. IV, 14, v. 24 et frementem Mittere equum medios per ignes. Hier und da findet ſich eine etwas eigene Häufung der Interpunctionen, ſo IV, 5, v. 38. Praestes Hesperiae!: und IV. 14, v. 6. maxime principum! —:

Von der Vorrede der erſten Ausgabe iſt nur der Theil übrig, welcher die Beſchreibung der Handſchriften enthält; außerdem iſt auch die Zuſammenſtellung der bey Horaz vorkommenden lyriſchen Metra weggeblieben, was Ref. nicht billigen kann, da die Ausgabe, wenn ſie auch nicht für Schüler berechnet iſt, doch gewiß nicht ſelten von ſolchen Männern gebraucht wird, denen die Metra nicht mehr geläufig ſind, ohne daß ſie jedoch ſich gar nicht mehr um dieſelben kümmerten. Vielleicht ſoll die Zuſammenſtellung dem zweyten Theile einverleibt werden, was jedoch deßwegen nicht recht zu glauben iſt, weil ſich hier und da Verweiſungen auf G. Hermanns Elementa doctrinae metricae und Auszüge aus dieſem Werke finden, welche in dieſer Auflage erſt neu hinzugekommen ſind.

Am meiſten Zuſätze hat, wie ſchon bemerkt, die Erklärung erhalten, indem die inzwiſchen erſchienenen Commentare gewiſſenhaft benutzt und die wichtigeren Reſultate bey jeder Stelle in möglichſter Kürze mitgetheilt ſind. Vorzügliche Beachtung hat die Chronologie der einzelnen Gedichte erfahren. Von vielen, welche früher beſtimmt einem Jahre zugewieſen waren, iſt in Folge der neueren Unterſuchungen jetzt angegeben, daß ſich die Zeit, welcher ſie angehörten, nicht genau beſtimmen ließe; bey andern iſt das Umgekehrte der Fall; bey noch andern ſind der von dem Verfaſſer angenommenen Zeitbeſtimmung noch andere in Parentheſe beygegeben.

Die Bereicherung des Commentars ergiebt ſich ſchon aus der Vermehrung der Seitenzahl (von 640 auf 732); übrigens iſt dabey noch in Anſchlag zu bringen, daß außer der oben erwähnten Zuſammenziehung der Lesarten noch dadurch nicht wenig Platz gewonnen worden iſt, daß weit häufiger, als in der erſten Ausgabe ausgedehntere Bemerkungen in Excurſe verwieſen ſind, in welchen namentlich oft die von des Herausgebers abweichenden Anſichten zuſammen geſtellt ſind, zum Theil in ironiſcher Weiſe, wie bey der dritten Ode des erſten Buches, wo er die Hofman Peerlkampiſche Geſtaltung derſelben mit den Worten einleitet:

Operae pretium cum videatur, ut, qui cura Hofman Peerlkampiana adhuc caret, unum subtilissimae eius κρίσεως specimen capiat, quamque ingeniose ac perite vel huic carmini varices secuerit atque poëtam antea molestissima pinguedine incredibilem in modum

Digitized by Google

laborantem ad macram sanitatem reduxerit, lector habito hoc carmen, ut *αὐτὸς ἔφα*.

und dann hinzufügt:

Quodsi hunc Horatium, verum scilicet, edere liceret quot quantisque laboribus in posterum supersedere possemus! Etenim in uno hoc carmine (migrata licet lege Meineckia de quaternorum versuum strophis) XVIII. versiculos ab ineptis Grammaticis inculcatos securo silentio transiremus.

Aehnlich gehalten iſt der Excurs zu der fünften Ode über Teuffels „doctoris Tubingensis, festivum opusculum De amoribus Horatii.“

Wir gehen nun zu einigen einzelnen Stellen über, wobey wir uns nicht allein auf das in dieſer Auflage Abgeänderte beſchränken, ſondern auch manches Andere beſprechen wollen, was nach unſerer Anſicht beſſer abgeändert worden wäre.

In den Worten: Et superiecto pavidae natarunt Aequore damae (I, 2, v. 11) iſt superiecto, wie in der erſten Auflage erklärt: „omnia iam tegente.“ Indeſſen möchte es hier wohl beſſer ſeyn, montes und ulmo aus dem Vorhergehenden zu ergänzen, damit super eine genauere Beziehung erhält und die Vorſtellung von der ungeheueren Waſſerfluth noch dadurch erhöht wird, daß es heißt, das Waſſer ſey noch über die hohen Berge und die Bäume hinausgegangen. Man vrgl. Virg. Aen. XI. 625 scopulosque superiacit undam.

Lucida sidera (I, 3, v. 2) wird auch hier von dem St. Elmsfeuer verſtanden; allein da I, 12, v. 27 und IV, 8, v. 31 nochmals die Worte stella und sidera vorkommen, dagegen an keiner Stelle etwas, was beſtimmt auf jene Erſcheinung hindeutete, ſo liegt es doch näher, es auf das Zwillingsgeſtirn zu beziehen.

Zu mancherley Bedenken giebt die ſiebente Ode des erſten Buches Veranlaſſung. Es fragt ſich nämlich vor allem, wie der letzte Theil der Ode, die Erzählung von Teucer, mit dem erſten zuſammenhängt? Faßt man, wie es hier geſchieht, die erſte Hälfte ſo, daß Horaz den Munatius Plancus, der nach Griechenland auswandern wollte, ermunterte, ruhig in Tibur zu leben, ſo ſteht dieß mit der zweyten Hälfte eben ſo wenig in Zuſammenhang, als wenn man mit Düntzer annimmt, Horaz habe ihn ermuntert, ſich aus dem geräuſchvollen Rom nach Tibur zurückzuziehen. Es wird uns in Teucer ein Mann vor die Augen geſtellt, der da, wo er gerne bleiben möchte, in ſeinem Vaterlande, nicht bleiben kann; aber muthvoll ſeinem Geſchicke entgegen geht. Damit ſcheinen die Worte: seu te fulgentia signis Castra t e n e n t seu densa t e n e b i t Tiburis umbra tui, wenn man auf das verſchiedene Tempus achtet, „magſt du, wie j e t z t, im Kriege ſeyn, oder k ü n f t i g einmal ruhig in deinem Tibur,“ gut zuſammen zu ſtimmen, in ſo fern ſich daraus abnehmen läßt, daß Munatius ſich nach Tibur ſehnte, durch die Verhältniſſe aber ferne gehalten wurde. Auf den erſten Blick läßt ſich freylich damit der erſte Theil des Gedichtes nicht recht zuſammen reimen, in welchem der Sinn liegt: „Mögen andere die Städte und Gegenden Griechenlands loben; mich zieht vor allem Tibur an.“ Doch konnte Horaz nicht in der erſten Hälfte des Gedichtes auf die Anſicht des Munatius, ſeine Vorliebe für Tibur eingehen, und dieſe Anſicht, gleichſam als gäbe er ihm in ſeiner Sehnſucht vollkommen Recht, zu der ſeinigen machen, und dann mit einer raſchen Wendung darauf übergehen, daß, wenn ſeine Sehnſucht auch vollkommen begründet ſey, er doch ſich deßhalb nicht der Traurigkeit hingeben dürfe, ſondern durch das Beyſpiel des Teucer ſich aufmuntern laſſen müßte, auch in der Entfernung von ſeinem liebſten Aufenthaltsorte heiteren Sinnes zu ſeyn? Jedenfalls gewinnt durch dieſe Erklärung das Gedicht eine Einheit, die bey den andern vermißt wird, denn niemand wird die Lage des Teucer, in welcher er ausruft: Quo nos cunque feret melior fortuna parente, Ibimus, o socii comitesque, mit der Lage deſſen paralleliſiren wollen, dem man den Rath giebt ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, oder ſich nicht aus dem Vaterlande zu entfernen; und in den Worten seu densa tenebit Tiburis umbra tui neben seu te fulgentia signis Castra tenent liegt gewiß eher die Sehnſucht nach Tibur ausgeſprochen, als eine Aufmunterung, Tibur zu ſeinem Aufenthaltsorte zu

wählen. — Was das Einzelne betrifft, ſo freut ſich Ref., in der zweyten Auflage die von ihm in der Anzeige der erſten verfochtene Anſicht ausgeſprochen zu finden, daß man ſich Teucer nicht auf irgend einer Inſel landend, ſondern von Salamis wieder abfahrend denken müſſe. — Schwierig iſt außerdem die Erklärung der Worte v. 5 ff. Sunt, quibus unum opus est intactae Palladis urbem Carmine perpetuo celebrare et Undique decerptam fronti praeponere olivam. Hier findet ſich die von Bentley ausgehende Erklärung, nach welcher der Sinn dieſer Worte ſeyn ſoll: „ſie bekränzen ihr Haupt mit einem aus den verſchiedenen Orten Attica's entnommenen Olivenkranze,“ oder ohne Bild: „ſie erwerben ſich Ruhm dadurch, daß ſie die Mythen und die Geſchichte Attica's nach allen Seiten hin beleuchten.“ Mit Recht wendet dagegen Düntzer ein, daß der Olivenzweig zum Dichterkranz nicht paſſen wolle. Ganz anders lauten die Worte des Lucrez, auf welche Bentley ſeine Erklärung gegründet hat: (I, 927) iuvatque novos decerpere flores, Insignemque meo capiti petere inde coronam und (IV, 3) Unde prius nulli velarunt tempora Musae, und ſeine Erklärung des Olivenkranzes gleicht mehr einem Nothbehelf als einer aus der Sache ſelbſt geſchöpften Erklärung. Andrerſeits hat aber die Erklärung Düntzers: „und indem ſie das Lob aller übrigen Städte zuſammen nehmen und Athen zuſchreiben, geben ſie ihm den Siegeskranz,“ wenn man ſie in das Einzelne verfolgt, doch auch manches Mißliche, wie es wenigſtens dem Ref. bedünken will; namentlich hat die Erklärung des Wortes fronti von der Stadt ſo eine nicht unbedeutende Schwierigkeit. Soll man ſich dieſe perſonificirt denken, oder wie ſonſt? — Eine Stelle Ovids Trist. I, 7, 33. Hos quoque sex versus in prima fronte libelli Si praeponendos esse putabis, habe, könnte auf einen andern Erklärungsverſuch führen, nach welchem fronti den Anfang des Gedichtes im Gegenſatze zu carmine perpetuo bedeutete, und olivam mit der Erzählung von dem Streite des Poſeidon und der Pallas um Athen in unmittelbare Verbindung gebracht würde, ſo daß etwa der Sinn wäre: „und ſie von vorne herein als das Vaterland des Oelbaums zu preißen, von dem er überall hin, wo er ſich auch finden mag, gekommen ſey, worüber ſich bey Herodot (Buch V. Kap. 82.) vergleichen ließe: λέγεται δὲ καὶ ὡς ἐλαῖαι ἦσαν ἄλλοθι γῆς οὐδαμοῦ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον ἢ Ἀθήνῃσι. Doch möchte ſich auch dagegen wohl Manches nicht ohne Grund einwenden laſſen, Ref. möchte daher fronti doch lieber auf die Stadt beziehen, aber ſo, daß es die Außenſeite derſelben bezeichnete, wie man ſagt frons aedium, frons castrorum, ja Plinius N. H. XII. 7. s. 14. frons Caucasi solibus opposita, im Gegenſatze zu den hier mit undique bezeichneten übrigen Theilen der Stadt; oliva würde dann, wie Epod. 2. 55. lecta de pinguissimis oliva ramis, von der Frucht verſtanden, als ein bildlicher Ausdruck für die Vorzüge der Stadt betrachtet werden müſſen, das Ganze aber den Sinn geben: „und alle Vorzüge, die ſie nur irgend in derſelben entdecken können, zur Schau zu ſtellen.“ Im erſten Verſe der neunten Ode iſt zwar ſtet in der Note noch, wie früher erklärt, in den S. 728 — 732 hinzugefügten Analekten aber, die in dem Sinne, in welchem ſich Ref. in der frühern Anzeige darüber ausgeſprochen hat, abgefaßte Erklärung Regels aufgenommen.

Die Worte an superbos Tarquini fasces (I, 12, v. 34) werden immer noch auf Tarquinius Priscus bezogen. Wäre aus Macrobius (Sat. II. 4.) ſtatt der bloß allgemeinen Angabe: Quid quod Augustus ipse Catonem serio laudavit? der Ausſpruch des Auguſtus ſelbſt angeführt: „Quisquis praesentem statum civitatis commutari non volet, et civis et vir bonus est,“ ſo ließe ſich ſchon daraus eine Empfehlung für die Anſicht des Referenten entnehmen, nach welcher der Dichter, nach dem Gründer des kriegeriſchen Roms und dem Ordner der friedlichen Verhältniſſe, den letzten und übermüthigſten König, neben dem letzten und eifrigſten Republikaner erwähnt.

Wegen der Zuſammenſtellung mit dem Vorhergehenden: Non tibi sunt integra lintea, möchte Ref. Non di, quos iterum pressa voces malo (I, 14. v. 10.) lieber mit der erſten Auflage auf die tutela navium, als mit der zweyten auf die

Digitized by Google

Götter überhaupt beziehen, welche der Schiffer um Hülfe rufen konnte, und in dem unmittelbar Folgenden ſtatt der gewöhnlichen auch hier ſich findenden Interpunction lieber nach inutile (v. 13), ſo wie nach fidit (v. 15), ein Kolon ſetzen, ſo daß zu Quamvis — iactes der Nachſatz wäre: tu — cave, und die Worte: Nil pictis timidus navita puppibus fidit, zur Begründung des Nachſatzes, in dem allgemeinen Sinne: „auf Aeußerlichkeiten kommt es in ſolchen Fällen nicht an,“ dazwiſchen geſtellt erſcheine.

Die Worte grataque feminis Imbelli cithara carmina divides (I, 15 8. 14 f.) ſind hier eben ſo wie in der erſten Ausgabe erklärt; derſelbe Fall iſt es mit: rixa super mero debellata (I, 18, 8), wo es von der vom Ref. vertretenen Anſicht heißt: „post ebrietatem“ explicare per Latinitatem haud quaquam licet. Wenn Ref. einerſeits allerdings bekennen muß, daß er jetzt das Virgiliſche nocte super media (Aen. IX. 61.) nicht mehr mit dieſer Stelle paralleliſiren möchte, und etwas anderes zur Begründung ſeiner früheren Anſicht nicht gefunden hat: ſo kann er ſich doch durchaus damit nicht befreunden, daß ſich, wie H. v. D. will, nach der Darſtellung des Dichters die Centauren und Lapithen um den Wein geſtritten haben ſollen, während in dem Vorausgehenden: At, ne quis modici transiliat munera Liberi, Centaurea monet cum Lapithis rixa deutlich genug enthalten iſt, daß ein Beyſpiel der ſchlimmen Folgen der Unmäßigkeit angeführt werden ſoll. Vielmehr möchte er jetzt die Strophe (IV. 2. v. 41 ff.)

> Concines laetosque dies et Urbis
> Publicum ludum super impetrato
> Fortis Augusti reditu forumque
> Litibus orbum

mit rixa super mero debellata zuſammenſtellen, und dieſes erklären „in Folge des Genuſſes des ungemiſchten Weines.“

Die in der erſten Auflage ausgeſprochene Behauptung, das Beyfallklatſchen, mit dem Mäcenas nach I, 20, v. 3 f. im Theater empfangen worden ſey, dürfe durchaus nicht als eins mit dem anderwärts (II, 17, v. 25.) erwähnten betrachtet werden, iſt hier mit Recht zurückgenommen. Dagegen iſt Puer quis ex aula capillis Ad cyathum statuetur unctis, (I, 29, 7 f.) immer noch erläutert: „quem exhaustum repleat ac porrigat domino,“ während es ſich hier doch wohl um einen Mundſchenk handelt, der das Schöpfgefäß, cyathus, führt (vergl. Becker's Gallus Th. II. S. 160). Dieſe Bedeutung des Wortes cyathus, welche Hr. v. D. in der Note zu III, 8. v. 13 mit Unrecht abläugnet, ergiebt ſich auch aus tribus aut novem Miscentur cyathis pocula commodis, (III, 19, v. 11 f.) wenn ſchon dort zugleich von einem beſtimmten Maße die Rede iſt. In der Erklärung dieſer Stelle iſt Ref. zwar nicht mehr ganz der in ſeiner Anzeige der erſten Auflage ausgeſprochenen Anſicht, doch kann er ſich auch nicht in allen Stücken zu der hier verfochtenen bekennen, ſie ſoll daher mit einigen Worten beſprochen werden. Für's Erſte ſcheint die Erklärung: Commodi autem cyathi h. l. sunt „plenum modum habentes, integri, ut ne propter nescio quam nimiam temperantiam minus vini hauriatur, quam mensura ipsa continet,“ nicht recht in den Zuſammenhang zu paſſen. Dieſer ſcheint vielmehr zu erfordern, daß man es erklärt: „ſo daß man weder mehr noch weniger nimmt,“ d. h. das eine oder das andere iſt gerade das Maß, das man bey dem Miſchen der Becher einzuhalten hat.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Auguſt.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Q. Horatius Flaccus etc.

(Schluß.)

Warum gerade dieſe beyden Zahlen gewählt ſeyen, ſagt das Folgende: „9 nach der Zahl der Muſen, 3 nach der Zahl der Gratien;“ die geringere Zahl wollen die Gratien eingehalten wiſſen, die jede Unanſtändigkeit verabſcheuen, welche eine zu große Aufregung herbeyführen könnte, weßhalb der Dichter ſagt: rixarum metuens Gratia; nicht ſo genau nehmen es, wenn man ſo ſagen ſoll, die Muſen, die ihre Anhänger in heftige Aufregung zu verſetzen pflegen, daher attonitus Vates, ein Attribut, das ſonſt (Virg. Aen. VII. 580. Stat. Silv. V. 1. 116) den Bacchantinnen beygelegt wird. Das Erſtere ſcheint der Dichter (nach dem Präſens prohibet zu ſchließen) zunächſt einhalten zu wollen; ſich der ſtürmiſchen Begeiſterung zu ergeben, will er andern überlaſſen; (daher das Futurum, wie in I. 20. 10 und den dort angeführten Stellen, zu denen unſre hier noch hinzuzufügen iſt). Er ſteht alſo noch in der Wahl, und ſcheint ſich auf die Seite der Gratien hinzuneigen; allein ſeine Begeiſterung reißt ihn plötzlich nach der andern Seite hin, daher ruft er aus: Insanire juvat; cur Berecyntiae cessant flamina tibiae? Cur pendet tacita fistula cum lyra? Parcentes ego dexteras odi. — Mehr Leben bringt dieſe Erklärung, bey der, wie leicht zu ſehen iſt, tres supra für plus quam tres gefaßt wird, gewiß in die Stelle, als wenn man mit Hrn. v. O. tres supra für tres supra novem nimmt, und erklärt: „9 Cyathi darf der Dichter trinken, aber noch 3 dazu zu thun, ſo daß die ganze Zahl der Cyathi, die auf einen Sextarius geht, voll würde, das wäre zu ſtark, das geben die Gratien nicht zu;“ auch ſteht bey dieſer letzteren Erklärungsart das tribus aut novem ganz außer Zuſammenhang mit dem Folgenden. Uebrigens dürfte vor tribus v. 11. ſtatt des Kolon ein Punkt zu ſetzen und zu beachten ſeyn, daß die Ode von Vers 1 — 11 einen ganz ruhigen Gang nimmt, nach dem bezeichneten Uebergang (v. 11 — 17) aber erſt in die aufgeregtere Weiſe übergeht. Der Excurs zu dieſer Stelle, in welchem die Erklärung supra tres angegriffen wird, weil Niemand mehr als der Dichter den Gratien huldigen müſſe, möchte aber ſchwerlich die obige Darſtellungsweiſe umzuſtürzen vermögen.

Doch wir kehren zu dem erſten Buche zurück, aus welchem wir noch eine Stelle zu beſprechen haben, bey welcher wir den bisherigen Erklärungen und namentlich der hier, wie in der erſten Auflage, angenommenen nicht beyſtimmen können. Es iſt dieß die 6. Strophe der 35. Ode:

Te Spes et albo rara Fides colit
Velata panno nec comitem abnegat,
Utcunque mutata potentes
Veste domos inimica linquis.

Sie iſt, wie in der erſten Auflage, alſo erklärt: „Miserrimo cuique aliqua tamen remanet spes; aliquot saltem sinceri amici ei fidem servant.“ Allein es fragt ſich, ob dieſes wirklich in den Worten des Dichters liegt, und ob es dem Zuſammenhange entſprechend iſt? In der weiteren Erklärung heißt es: Fortuna, quae antea prospera fuerat, . . . adversa cum sit, ipsa quoque squalorem sumit atque una cum eo, qui exul miser-

que factus est, egreditur e domo olim potente, simul tamen comites illi deae haerent Spes et Fides.“ Hier iſt etwas eingeſetzt, wofür ſich im Texte kein Anhaltspunkt findet, denn wo ſteht etwas von dem Mitgehen des Unglücklichen und der Verbannung? Man müßte annehmen, daß Fortuna für olim fortunati ſtände, wie Ep. I, 2. 191, Mox trahitur manibus regum fortuna retortis, wo übrigens fortuna abſtract, nicht als Glücksgöttin zu faſſen iſt. — Die Worte des Dichters lauten, wenn wir zunächſt die Attribute der Fides unberückſichtigt laſſen: „Dich verehrt die Hoffnung und die Treue, ſie ſchlagen es nicht aus, dich zu begleiten, wenn du mit verändertem Gewande mächtige Häuſer verläßeſt.“ D. h. „wenn du, nicht mehr, wie früher, günſtig, mächtigen Häuſern den Rücken kehrſt, ſo entweicht mit dir aus denſelben die Hoffnung und die Treue.“ So gefaßt enthalten dieſe Worte keinen Troſt, ſondern einen neuen Beweis der furchtbaren Macht der Glücksgöttin. Daß ein ſolcher dem Vorhergehenden mit der fortlaufenden Anaphora Te angereiht, an ſich beſſer zu jenem paßt, als der Uebergang von der furchtbaren Macht des Glückes auf den Troſt im Unglücke, iſt klar. Eine nicht geringe Schwierigkeit ſcheint ſich aber zu ergeben, wenn wir die folgende Strophe betrachten:

At volgus infidum et meretrix retro
Periura cedit; diffugiunt cadis
Cum faece siccatis amici
Ferre iugum pariter dolosi.

In Beziehung hierauf ſagt Bentley in ſeiner, hier dieſer Ode als Excurs beygegebenen, Note: Difficilis quidem hic locus est multosque non parum torsit. Spes, inquit, et bona Fides Fortunam colit et comitatur: at volgus et meretrices et fucati amici eam derelinquunt. Contra autem dicunt alii infideles amicos Fortunae comites esse; veram autem Fidem minime Fortunam sequi,“ wofür er dann eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen anführt. In dem, was Bentley hier den Horaz ſagen läßt, haben wir zweyerley zu beanſtanden. 1) Wo ſagt er: bona Fides Fortunam colit et comitatur? und 2) wo ſagt er: volgus et meretrices et fucati amici eam (i. e. Fortunam) derelinquunt? Der erſte Punkt führt uns auf den Hauptirrthum in der bisherigen Erklärung der Stelle, wenn anders die unſere die richtige iſt. Es fragt ſich nämlich, heißt denn albo rara Fides velata panno nichts andres als bona Fides? Gewöhnlich erklärt man es ſo: „die in ein weißes Gewand gehüllte, d. h. aufrichtige Treue, welche ſo ſelten iſt.“ Wir aber, wenn man es umſtellt: „die Treue, welche als eine aufrichtige ſo ſelten,“ oder: „ſo ſelten aufrichtig iſt?“ Dann erhält man denſelben Gedanken, der in den von Bentley geſammelten Dichterſtellen verſchieden geſtaltet ſich findet: et cum Fortuna statque caditque Fides. Daß die Hoffnung die Menſchen mit dem Glücke verläßt, ſagt Horaz ſelbſt (IV, 4 v. 70 f.): Occidit, occidit Spes omnis et Fortuna nostri Nominis Hannibale interempto, und man wird dabey an Schillers Glocke erinnert, wo es, nach den Worten: „doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück ſchreitet ſchnell“ (wofür eben ſo gut ſtehen könnte: „und das Glück verläßt die Menſchen ſchnell“), weiter unten heißt: „Hoffnungslos weicht der Menſch der Götterſtärke.“ So wäre alſo der Sinn der Strophe: „Wenn das Glück einem Hauſe, das es vorher mächtig gemacht hatte, mißgünſtig den Rücken wendet, ſo zieht mit ihm die Hoffnung und die Treue weg, welche ſo ſelten die Probe beſteht,“ d. h. dann zeigt es ſich gewöhnlich, wie wenig aufrichtig die Treue der Freunde iſt. Hier iſt nun der durch die Worte albo rara velata panno angedeutete Gedanke zu ergänzen: „Nur ſelten bleibt ein treuer Freund in dem ſo vom Glücke verlaſſenen Hauſe,“ und den Gegenſatz dazu bildet das Folgende: At volgus infidum et meretrix retro periura cedit; dazu iſt aber, wie zu dem folgenden diffugiunt, nicht, wie Bentley will, zu ergänzen: a Fortuna, ſondern: a domo, quam liquit Fortuna. Der zweyte Irrthum bey der gewöhnlichen Erklärung liegt alſo darin, daß man nicht einſieht, daß comitem abnegat ſich auf das auswandernde Glück, retro cedit und diffugiunt aber auf das vom Glücke verlaſſene Haus

Digitized by Google

und den darin zurückgebliebenen Unglücklichen bezieht; alſo kein gerader Gegenſatz in nec comitem abnegat und retro cedit liegt. Uebrigens bedarf das At, wenn man ſich an dem Gegenſatze zu dem ausgelaſſenen Gedanken ſtoſſen ſollte, eines ſolchen gar nicht. Es kann vielmehr auch dazu dienen, die plötzliche Veränderung der Verhältniſſe hervorzuheben (vgl. Hand Turſell. I. S. 423. 4). — Werfen wir zum Schluſſe noch einen Blick auf Düntzer's Erklärung der Stelle, welcher glaubt, Bentley habe ſie allein richtig verſtanden, aber nur darin geirrt, daß er linqnis zu ſtreng nähme, und dann hinzu ſetzt: „Die Fortuna verläßt eigentlich die Häuſer nur in ſo fern, als ſie ihr voriges Kleid nicht mehr trägt, ſie bleibt, aber unter anderem Kleide;“ ſo iſt es unbegreiflich, wie ſich dieß mit den Ausdrücken linquis und comitem vereinigen laſſen ſoll. Man vergl. nur II, 14. s. 21. linquenda tellus et domus, III, 16. v. 24. divitum Partes linquere gestis, III, 27. v. 49. Impudens liqui patrios Penates, und II, 17. v. 10 f. Ibimus, ibimus, Utcunque praecedes, supremum Carpere iter comites parati, und I, 7. v. 25 f. Quo nos cunque feret melior fortuna parente, Ibimns, o socii comitesque. Vom Glücke ſelbſt heißt es III, 29. v. 33 ff. Lando manentem; si celeres quatit Pennas, resigno, quae dedit u. ſ. w.

In gleicher Weiſe auch die übrigen Bücher durchzugehen geſtattet der Raum nicht, Ref. verweiſt deßhalb in Betreff dieſer auf ſeine Bemerkungen in der Anzeige der erſten Auflage, welche mit wenigen Ausnahmen auch auf dieſe zweyte ihre Anwendung finden.

Die Worte duce fraudulento (III, 3, v. 24) werden nämlich nicht mehr, wie früher, auf Priamus, ſondern auf Laomedon bezogen. — Die Bemerkung des Ref. über die Lesart trahentis (III, 5, v. 15) beruht zum Theil auf einem Irrthum in Betreff der von Hrn. v. D. verfochtenen Anſicht; indeſſen iſt die Lesart trahentis keineswegs leichter zu verſtehen, wie es in der neuern Auflage heißt, als die andere trahenti; vielmehr iſt die Erklärung Jahn's, welcher Hr. v. D. folgt, offenbar eine ziemlich gekünſtelte.

Im Carm. secul. v. 31 f. ſteht auch in dieſer Auflage Nutriant fetus et aquae, salubres et Jovis aurae, indem salubres nicht zu aquae gezogen werden ſoll, weil aquae salubres für nicht zu heftigen Regen ſonderbar „(mire dictum),“ und ſonſt et Jovis aurae zu ſchwach (nimis tenue) wäre. Letzteres giebt Ref. gerne zu, wenn man salubres allein auf aquae bezieht, behauptet es aber in noch weit höherem Grade von dem ganz allein ſtehenden aquae. Uebrigens iſt es eine allgemein bekannte Sache, daß es auch aquae insalubres, z. B. ſogenannte Giftregen, giebt, und Ref. hat dafür ſchon Plin. Nat. Hist. XXXIII. s. 29. ut salsi deciderent (imbres) necarentque frumenta angeführt; bey dieſer Auslegung muß aber Jovis auch zu aquae hinauf gezogen werden. Daß eine ſolche Zuſammenfaſſung: et salubres Jovis aquae et aurae in der Ausdrucksweiſe des Dichters begründet iſt, der gerne ſolche gemeinſame Beſtimmungen unter die verſchiedenen Satzglieder vertheilt, iſt aus folgenden Beyſpielen zu entnehmen: I, 20. v. 10 ff. mea nec Falernae Temperant vites neque Formiani Pocula colles. II, 6. 21 ff. Ille te mecum locus et beatae postulant arces, II, 7. v. 24 f. Quis udo Deproperare apio coronas Curatve myrto. II, 19. v. 31 f. et recedentis trilingui Ore pedes tetigitque crura. III, 2. v. 5 f. Vitamque sub divo et trepidis agat In rebus. III, 23. v. 3 f. Si ture placaris et horna Fruge Lares, IV, 4. v. 25 ff. Sensere, quid mens rite, quid indoles Nutrita faustis sub penetralibus Posset. Endlich iſt noch III, 4. v. 7. amoenae Quos et aquae subeunt et aurae zu vergleichen, wo eigentlich amoenae zu aurae und subeunt zu aquae gehört, offenbar aber Beydes zu Beydem zu beziehen iſt.

Die äußere Ausſtattung dieſer zweyten Auflage

Digitized by Google

iſt der erſten faſt ganz gleich. Die Druckfehler in jener ſind größtentheils verbeſſert, und wenige andere eingefloſſen, welche alle von der Art ſind, daß ſie jeder Leſer leicht verbeſſern wird. Nur in einem Punkte wäre etwas mehr Sorgfalt zu wünſchen geweſen, nämlich in Betreff der unrichtigen Citate der erſten Auflage. Von denen, welche Ref. in ſeinem Handexemplare berichtigt hat, iſt in der neuen Auflage nur eines verbeſſert, nämlich zu II, 20. 19, wo Od. 2, 20, 19 in 2, 9, 23 verändert iſt. Zu berichtigen iſt aber außerdem zu II, 6, 1: Od. I, 2, 11. in II, 2, 11; zu II, 18, 10: A. P. 499 in 409; zu II, 20, 5: Od. III, 3, 45 in III, 4, 45; zu III, 9 Einleit.: Andr. 4, 3, 20 in 3, 3, 23; zu III, 16, 29. 30. Epp. I, 18, 12 in I, 16, 12 und 18, 104; zu III, 21, 11: Sat. I, 7, 2 in II, 1, 72; zu III, 25, 5 — 7: Od. III, 15, 17 in III, 3. 17 *).

Dem zweyten Bande, der noch nicht erſchienen iſt, ſoll ein Verzeichniß aller Eigennamen beygegeben werden; außerdem wird von dem Hrn. Herausgeber in der Vorrede noch ein die Kritik berückſichtigendes Verzeichniß aller bey Horaz vorkommenden Wörter für ſpätere Zeit in Ausſicht geſtellt, welches gewiß auf den Dank Aller, die ſich mit Horaz genauer beſchäftigen, Anſpruch zu machen hat.

Zugleich mit dem erſten Bande der größeren Ausgabe iſt auch der erſte Band der kleineren Ausgabe neu aufgelegt worden, und zwar unter dem Titel:

Q. Horatius Flaccus. Recensuit et interpretatus est Jo. Caspar Orellius. Editio minor secunda emendata et aucta. Volumen primum. Turici etc. MDCCCXLIII.

Es iſt alſo auch hier die auf dem Titel der erſten Auflage beyder Ausgaben vorkommende, etwas eigene Bezeichnung des Commentars „familiaris interpretatio“ verſchwunden. Daß dieſe Auflage wirklich bedeutend vermehrt iſt, ergiebt ſich auch hier ſchon aus der von 391 bis zu 503 angewachſenen Seitenzahl, wobey noch zu bemerken iſt, daß die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Anmerkungen in der zweyten Auflage viel kleiner ſind, als in der erſten. Es iſt nämlich der Plan dieſer zweyten Auflage gegen die frühere nicht unbedeutend erweitert, und außer den Vermehrungen, welche die größere Ausgabe erhalten hat, noch Manches, wie Citate, kurze kritiſche Erörterungen und Excurſe, aufgenommen, was in der früheren als unnöthig weggelaſſen war. Deßhalb iſt dieſe Ausgabe auch für denjenigen, welcher den Horaz, ohne Philolog von Fach zu ſeyn, in ſpäteren Jahren leſen will, mehr zu empfehlen, als in ihrer früheren Geſtalt, und dieß iſt vielleicht der Grund, warum in der größeren, wie oben bemerkt worden iſt, die Zuſammenſtellung der Metra weggelaſſen worden iſt, welche ſich in der kleinern Ausgabe, wie ſich bey dem Zwecke derſelben von ſelbſt verſteht, auch in der kleineren Ausgabe wieder findet.

In Betreff des Einzelnen verweiſt Ref. auf die obigen Bemerkungen, welche alle, die unrichtigen Citate mit eingeſchloſſen, auf die kleinere, wie auf die größere Ausgabe ihre Anwendung finden.

L. v. Jan.

*) Einige ſind ſtehen geblieben, wie in den in der Einleitungsbemerkung zu III, 5 von Mitſcherlich entlehnten Worten, ut . . duxit.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Auguſt.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae a Laurentio Lersch. VIII u. 280 S. Bonnae. H. B. König. 1843.

Hr. Lerſch, der bereits vor mehreren Jahren eine Dissertatio de morum in Virgilii Aeneide habitu herausgegeben und ſpäter in der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſch. zwey Aufſätze antiquariſchen Inhalts über Virgil hat erſcheinen laſſen, hat ſich durch ſeine jetzt veröffentlichten Antiquitates Virgilianae ein unläugbares Verdienſt um den Dichter erworben. Jedermann kennt den Reichthum Virgil's an antiquariſchem Stoffe, ſo daß eine Sammlung nnd Zuſammenſtellung desſelben gewiß dankbar anerkannt werden muß; um ſo mehr, je ſchwieriger das Unternehmen iſt, wenn es nicht auf einen form- und ſarbloſen Antiquitätenkram hinauslauſen ſoll. Faſſen wir den Zweck, auf welchen ein derartiges Werk hinzuarbeiten hat, im Allgemeinen in's Auge, ſo ſcheint er uns kein andeer, als die Zeit, welche ein Schriftſteller ſchildert, oder in der er ſich bewegt, ihre politiſchen und religiöſen Inſtitute, ihre Sitten und Gebräuche ſo zuſammen zu faſſen und in ein anſchauliches Bild zu vereinigen, daß dadurch theils das ganze Weſen des Schriftſtellers klarer hervor trete, theils das Verſtändniß einzelner Parthieen und Stellen gefördert werde, theils aber auch die Kunde des geſammten Alterthums mehr oder weniger neues Licht erhalte. Von Werth ſcheint die Aufſtellung eines ſolchen Bildes hauptſächlich nur dann zn ſeyn, wenn es den Charakter der Wahrheit an ſich trägt, d. h. wenn man ſich ſagen kann, daß die geſchilderten Zuſtände in der betreffenden Zeit wirklich geweſen ſind. Einheit und Harmonie kann es nur dadurch ertangen, daß nicht verſchiedene Zeiten vermengt, oder die Gränzen des in Betracht kommenden Zeitabſchnittes zu weit hinausgeſteckt werden. Die Mögtichkeit, dieſen Forderungen zu genügen, hängt natürtich zu allererſt von dem behandelten Schriftſteller ſelbſt ab; und hier liegen nun die Schwierigkeiten, die ſich dem Bearbeiter virgiliſcher Antiquitäten entgegen ſtellen, Schwierigkeiten, die um ſo ſchwerer zu überwinden ſind, weil ſie eben in der Natur des Dichters ſelbſt liegen. Als erſte Bedingung, um bey der verſchiedenartigen Tendenz der virgiliſchen Gedichte eine Einheit zu erzielen, könnte erſcheinen, daß die Aeneis von den übrigen Werken abgeſondert betrachtet würde. Allein während ſich aus Homee recht wohl ein trenes und einheitliches Bild des heroiſchen Zeitalters zuſammen ſtellen läßt, wäre es, wie leicht einzuſehen, die größte Thorheit, ein Aehnliches mit der Aeneis zu unternehmen. Virgil konnte weder, noch wollte ee die Zeit des Aeneas in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen laſſen; er wollte ein Nationalepos ſchreiben, und zu dem Zweck miſchte er ſeine Farben theils aus altitaliſchen und antikrömiſchen, theils vorzüglich aus modern römiſchen Elementen, wobey jedoch auch das griechiſche noch nicht ganz in den Hintergrund tritt, ſowohl wegen der Abſtammung des Helden und der wenigſtens theilweiſen Entlehnung des Stoffes aus griechiſchen Quellen, als auch in Folge des großen Einfluſſes, den Homee und die übrigen griechiſchen Epiker auf die dichteriſche Ausbildung Virgils hatten. Rechnet man dazu die vielfachen Weiſſagungen, durch welche auch die ſpä-

Digitized by Google

tere Zeit bis auf Auguſtus unmittelbar in den Kreis der Dichtung gezogen iſt, die mancherley Anſpielungen und Bilder, die auf die Lebensperiode des Dichters hindeuten; ſo ergiebt ſich als unmöglich, auch nur aus der Aeneis allein ein wahres und einheitliches Bild einer beſtimmten Zeit hinzuzeichnen. Es kann daher kaum getadelt werden, wenn, wie es von Hrn. L. geſchehen iſt, die Aeneis von den übrigen Werken Virgil's nicht weiter geſondert wird. Sehen wir nun, wie Hr. L. unter den vorliegenden Umſtänden ſeine Aufgabe gelöſt hat.

Was er beabſichtigte, leſen wir Praef. p. I sq. Operam dedi ut cuncti mores; instituta cuncta per omnia Virgilii carmina diffusa in unum quasi corpus confluerent, ad unam mentem, indolem vitamque Romanam revocarentur, Graeca quae insunt pauca indicarentur. Erſteres, Sitten und Einrichtungen bey Virgil gleichſam in e i n e n Körper zu verſchmelzen, konnte natürlich nach dem eben Geſagten nur ſehr äußerlich gelingen. Leben und organiſche Gliederung fehlt dieſem Körper, der nach der gewöhnlichen Eintheilung eines Antiquitätenhandbuchs in vier Hauptmaſſen zerfällt: I. de republica, II. de re militari, III. de sacris, IV. de vita privata. Indeß gewinnt doch das Ganze wieder einen größeren Halt durch die gleich darauf ausgeſprochene Tendenz, überall nachzuweiſen, wie die von Virgil geſchilderten Zuſtände faſt ausſchließlich dem römiſchen Leben und nur in ſehr geringem Maaße den griechiſchen Vorbildern entlehnt ſeyen. Dieß iſt die eigentlich leitende Idee des Werkes, und hauptſächlich durch die conſequente Durchführung derſelben wird es trotz aller ſeiner Mängel zu einem dankenswerthen. Denn es heißt den Dichter in ſeiner Stellung zur Nation ganz verkennen, wenn man noch allzuoft geneigt iſt, Nachahmung der griechiſchen Muſter bey ihm zu finden, wo man eben ſo leicht auf römiſches Leben und Sitte zurückgehen kann. Daß aber Virgil in allen ſeinen Dichtungen bey weitem römiſcher iſt, als man gewöhnlich annimmt, wird hoffentlich noch deutlicher hervortreten, wenn Hr. L. ſein Werk über die Quellen der virgiliſchen Gedichte, welches er am Schluß der Vorrede in Ausſicht ſtellt, veröffentlicht haben wird. Jedoch läßt ſich nicht läugnen, daß auch in dieſer Aufſuchung römiſcher Elemente leicht zu weit gegangen werden kann, wenn man dergleichen auch da zu finden und aus den Worten des Dichters herausdeuten zu können glaubt, wo er ſich in der That freyer bewegt und von aller Abſichtlichkeit fern hält. Auch Hr. L., obgleich er in der Vorrede verſpricht, ſich vor dieſem Fehler zu hüten, und wirklich an mehreren Orten allzugroße Spitzfindigkeiten des S e r v i u s zurückweiſt, hat ſich doch ſelbſt nicht ganz davon frey zu halten vermocht, wie nachher gezeigt werden ſoll.

Indeß iſt das nicht das einzige, was man in der Ausführung des Werkes anders wünſchen möchte. Wir vermiſſen die dem Zwecke der Schrift angemeſſene Kürze und Gedrängtheit in der Behandlung des Stoffes. Denn da kein Antiquitätenhandbuch gegeben werden ſollte, ſo mußten allbekannte Gegenſtände nur ſo kurz als möglich berührt werden, ohne einen Ballaſt von Beweisſtellen, die nöthigenfalls Lexica und Handbücher bieten, und die hier oft mit großer Raumverſchwendung angeführt ſind. Ganz auffallend iſt dieſe Breite in dem ſehr umfangreichen Abſchnitte über das Kriegsweſen, der bey dem vielen Unnöthigen, was über Abtheilung des Heeres, Waffen, Belagerung und Belagerungswerkzeuge beygebracht wird, auf einen viel geringern Umfang eingeſchränkt werden konnte. Denn da nach dem eignen Geſtändniß des Hrn. L. Virgil im Gebrauch der dahin einſchlagenden Ausdrücke, wie cohors, manipulus, phalanx, turma, desgleichen der einzelnen Schild- und Panzernamen keineswegs immer genau unterſcheidet, ſo gewinnen wir hier weder für die Erklärung des Dichters noch für die Antiquitäten im Allgemeinen. Wenig im Verhältniß findet man dagegen über die Schifferausdrücke, von denen ſich aus Virgil eine ziemlich reiche und intereſſante Sammlung geben ließe. Das ſchwierige pedem facere V, 830. Z. B. und das ganze dort beſchriebene Manöver iſt mit keiner Sylbe erwähnt. Eine unnütze Weitſchweifigkeit herrſcht auch bey Aufführung der königlichen Abzeichen, in § 13. de quaesitore et judice, wo das über den judex Geſagte unklar iſt, und in dem Capitel über die Prodigien, wo eine Maſſe von Beweisſtellen aus andern Schriftſtellern ausgeſchrieben ſind.

Digitized by Google

Ueber dieſen Ueberfluß iſt oft vergeſſen worden, den Dichter ſelbſt gehörig auszubeuten, und tratz der breiten Manier iſt dach keineswegs die Vallſtändigkeit erreicht, welche man wünſchen möchte. Vorzüglich vermiſſen wir letztere in dem Abſchnitt de sacris und namentlich in dem Capitel über die Gottheiten. Dort mußte, wenn auch nur ganz kurz, mit Citirung der Stellen Alles zuſammengeſtellt werden, was der Dichter als Gottheit auftreten läßt — denn dieß zu erfahren iſt gerade wichtig — alſa auch die niederen, die perſaniſicirten Abſtracta, die Naturgottheiten, Nymphen, Meergötter u. ſ. w. Satt deſſen werden dieſe alle nur am Schluß ganz in Bauſch und Bogen erwähnt; und ſogar von den wichtigeren Göttern und ſolchen, die Virgil ausführlicher beſchreibt, fehlen mehrere gänzlich, Sa Hecate, die Eumeniden, Charon, die Harpyien, Circe, Iris, Aurora (wo die merkwürdige Stelle A. VI. 535. zu beachten war). Von der Unterwelt iſt gar nichts geſagt; von Pluto und Proſerpina ſieht es aus, als kämen ſie bloß unter den Namen Stygius Jupiter und Stygia Juna vor. Bey den wirklich aufgeführten Gottheiten ſucht man vergebens eine vollſtändige und genaue Aufzählung der Epitheta, obgleich nur ſa die Vorſtellung, die ſich der Dichter von ihnen machte, richtig erkannt werden kann. Ebenſo ſind die Heiligthümer der Götter, ihre charakteriſtiſchen Merkmale und Thätigkeiten nur ſehr unvollkommen aufgeführt, am mangelhafteſten bey Venus, Apollo, Bachus. In dem Capitel über die Opfer ſteht nichts von den Holokauſten, die wegen A. VI, 253 bemerkt werden mußten; p. 176 war die Sitte, das Haupt beym Opfer zu umhüllen, aus A. III, 405 zu erklären:

> Ne qua inter sanctos ignes in honore Deorum
> Hostilis facies occurrat et omina turbet.

Ebenſo iſt der limus (A. XII, 120. velati limo) unbeachtet geblieben; desgl. die liba, welche A. VII, 109. den Speiſen untergelegt werden, und die Spiele und Wettkämpfe, namentlich das Spiel Troja, wie ausführlich auch Virgil darüber handelt. Die Behandlung des Ackerbauweſens lag außer dem Plane des Buches, das allerdings durch ausführliche Beſprechung dieſes Thema's leicht zum doppelten Umfang angewachſen wäre. Nach unſrer Anſicht hätte Hr. L. für die Bereicherung der Alterthumskunde beſſer ſargen können, wenn er, was zwar in mehreren Fällen, aber im Ganzen dach zu ſelten geſchehen iſt, die mannichfaltigen Ausdrücke und Redensarten, deren ſich der Dichter im Kriegs-, See-, Religionsweſen und dergl. bedient, ſorgfältiger zuſammengeſtellt und erläutert, und einzelnen Punkten, die noch im Dunkeln liegen, größere Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte.

Noch unangenehmer jedoch als durch die eben gerügten Mängel wird der Leſer durch eine nicht unbedeutende Anzahl grober Verſeben, Widerſprüche und Irrthümer berührt, die ihren Grund wohl nur in einer gewiſſen Flüchtigkeit bey der Ausarbeitung des Werkes haben können. Dieß ſtimmt freylich übel mit der Verſicherung des Verf., daß er nach der Horaziſchen Regel neun Jahre damit beſchäftigt geweſen ſey, iſt aber bey den vielen anderweitigen literariſchen Beſchäftigungen desſelben recht wohl erklärlich. Trotz dem wird ſich das Publicum immer berechtigt halten dürfen, für jedes einzelne Werk die nöthige Sorgfalt zu farderen und non multa sed multum zu verlangen.

P. 3 lieſt man: Ab Homero Virgilius jam eo dissentit, quod reges minime per primores prohibeantur. Gleichwohl wird p. 8 zugegeben, daß König Latinus A. VII. 617. von ſeinem Senat zur Kriegserklärung gezwungen wird; und p. 21 wird nicht nur bey der Dida und bey Evauder, ſondern auch bey Aeneas ſelbſt ein Senat (senatus, patres, primi, proceres) nachgewieſen. Ueberhaupt iſt Hr. L. mehrmals unglücklich, wo er Virgil und Homer einander gegenüber ſtellt, da ihm letzterer nicht mehr recht gegenwärtig geweſen zu ſeyn ſcheint. So wird p. 8 behauptet: apud Homerum ea tantum sacrificia a rege peragi, quae ad publicum commodum spectent. Wir erinnern dagegen nur an das Opfer des Neſtor in Gegenwart des Telemach der Athene dargebracht Od. III. 418, des Alkinoos bey Anweſenheit des Odyſſeus, des Menelaos am Aegyptos; des Odyſſeus in der Unterwelt. — P. 32 können die Worte: Quemadmodum arces ita praesertim portus a simplici

Homericae aetatis sensu alieni sunt, in ihrem Zuſammenhange ſchwerlich anders verſtanden werden, als daß bey Homer weder Burgen noch Häfen erwähnt würden, obgleich es kaum glaublich iſt, daß Hr. L. die Burg von Ilium und die beyden Häfen in Ithaka, an der Stadt Od. II, 391 und des Phorkys XIII, 96; bey der Inſel Syria XV 472 und zu Chryſa Il. I, 432 vergeſſen haben ſollte. — Wenn p. 165 geläugnet wird, daß das homeriſche Alterthum Augurn kenne, ſo mag dieß zwar gelten, wenn man die römiſchen Augurn meint. Niemand aber wird Bedenken tragen mit den dort genannten: Rhamnes, Tolumnius, Iapis die homeriſchen: Kalchas, Halitherſes, Amphiaraos, Polypheides, Theoklymenos in Parallele zu ſtellen; denn dieſe wie jene erklären hauptſächlich aus Anzeichen verſchiedener Art die Zukunft und den Willen der Götter. — Die auffallende Flüchtigkeit verrathen p. 20 die Worte: Neque vero Minos graviores poenas in eos qui amore caeco peracti manum sibi intulerunt, videtur exercuisse. Hr. L. glaubt demnach, Minos ſitze A. VI, 431 über die zu Gericht, die ſich aus unglücklicher Liebe getödtet haben. Von dieſen iſt aber dort noch gar keine Rede, ſondern erſt ſpäter v. 440. Minos richtet die unſchuldig zum Tode Verurtheilten. — P. 31 ſoll aus A. III, 136. Connubiis arvisque novis operata juventus hervorgehen, daß der Anführer nach römiſcher Sitte die Aecker vertheilt habe. Vermuthlich hatte Hr. L. das gleich darauf folgende juva domosque dabam im Sinne. — P. 47 wird gezweifelt, ob A. XI, 453. clamor der Schlachtruf oder das Angſtgeſchrey ſey. Keines von beyden. Man ſchreyt vielmehr und ſtreitet, ob zu kämpfen, ob Friede zu ſchließen ſey. Dieß zeigen ſowohl die Worte dissensu vario, als die Rede des Turnus v. 459. — P. 70. Die equites tercentum scutati A. IX, 370. bringen Hrn. L. in Verlegenheit, da nach ſeiner Meinung das scutum bloß dem Fußvolke zukommt. Er nimmt alſo an: poëtam legatis regi Turno responsa ferentibus rarum aliquid et singulare tribuere voluisse. Quae enim exinde exoritur fortitudo equitum atque habilitas magnis illis tegumentis sese tuentium! Dennoch erwähnt Liv. XLIII, 6. ausdrücklich scuta equestria, deren Exiſtenz durch den Gegenſatz scutum pedestre ib. VI, 8. VII, 10. noch unbezweifelter wird. Ferner ſind jene 300 Reiter nichts weniger als Geſandte, ſondern nur ein Detachement, welches dem Turnus einen Rapport abzuſtatten hat. Wie verkehrt alſo, wenn ihnen der Dichter eine Waffe beygelegt hätte, die für ſie untauglich und hinderlich geweſen wäre. — Kaum begreiflich iſt, wie Hr. L. p. 96 das A. VIII. 603 erwähnte Lager für ein und daſſelbe mit dem des Aeneas bey Laurentum halten konnte, wenn er ſich nur irgend an den Inhalt jenes Buches erinnerte. Aeneas kommt dort vom Evander in das tyrrheniſche Lager unter Tarchon; unter omnis legio kann kein anderes als das tyrrheniſche Heer verſtanden werden. — Gleich unbegreiflich iſt der Widerſpruch p. 107. Hr. L. ſagt ſelbſt, daß A. XI. 5 Aeneas die Spolien von Mezentius dem Mars (Bellipotens) weihe; nichts deſto weniger hat er eben nur zu derſelben Stelle bemerkt: man habe ſie an einem Eichpfahl aufgehängt, um anzuzeigen, daß ſie dem Jupiter heilig ſeyn ſollten. — Auf derſelben Seite hält Hr. L. arma Troia, welche A. I, 248 Antenor in der von ihm gegründeten Stadt aufhängt für Spolien. Antenor iſt aber bekanntlich ſelbſt Trojaner, und es heißt von ihm armaque fixit Troia zum Zeichen, daß er ſich derſelben nicht mehr bedienen wolle. —

(Fortſetzung folgt.)

Druckfehler in der Anzeige des Prometheus-Mythus.

Bd. 18 Nr. 126 S. 1022 Col. 2 Z. 12 v. u. l. eine Menſchenfigur ſt. Menſchenfinger.
Nr. 128 S. 1026 Z. 4 v. u. l. Sitz der Seligen ſt. Sitz der Religion.
„ „ S. 1028 Z. 23 v. o. l. ihn ſt. ihm.
„ „ S. 1032 Z. 14 v. o. l. dem Zeus ſt. den Zeus.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Auguſt.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae etc.

(Fortſetzung.)

P. 108 werden arma tertia, die Marcellus A. VI. 860 dem Quirnius weiht, und die erſt p. 106 richtig als spolia opima angeführt worden ſiud, aufs Neue unter den geringern Spolien aufgeführt. — P. 111 ſteht folgende wunderliche Erklärung: Deinde in pace petenda manus tendebant. Manuum elevatio proprie ad religionem pertinebat, sed quum cuncti qui supplicabantur, in Deorum tutela esse crederentur, in omni tantae demissionis caerimonia reverentiae aliquid divinae inesse voluerunt antiqui. Als ob nicht Erhebung oder Ausſtrecken der Hände der natürliche Geſtus der Flehenden wäre. — Der Abſchnitt über die Schiffe des Aeneas p. 121 — 123 wimmelt ſo zu ſagen von Unrichtigkeiten. Zuerſt iſt das Schiff des Orontes überſehen, welches A. I, 113 vor den Augen des Aeneas mit Mann und Maus von den Wogen verſchlungen wird. Zur Beſtätigung deſſen dient, daß Aeneas A. VI. 330 dem Orontes und ſeinen Genoſſen in der Unterwelt begegnet. Demnach konnten nicht alle 20 Schiffe wohl behalten in den Hafen von Karthago einlaufen, ſondern nur 19, wonach das übrige zu berichtigen iſt. Dann glaubt Hr. L., Aeneas durchſchneide A. X. 147 mit den Schiffen das Meer, um vom Tarchon Hülfe zu holen, obgleich er ſich bereits laut A. VIII. 606 mit Tarchon vereinigt hat und jetzt mit dem geſammten tyrrheniſchen Heere das Meer durchſchifft. Hr. L. wähnt freylich, daß das Bündniß mit Tarchon erſt nach der Meerfahrt gemacht worden ſey; er hat alſo gar nicht bemerkt, daß der Dichter, der uns durch die Worte media Aeneas freta nocte secabat vom Schlachtfeld bey Laurentum unmittelbar in die gleichzeitige Lage des Aeneas verſetzt hat, von v. 148. an die der Meerfahrt vorhergegangenen Ereigniſſe nachholt. Ferner wird gefragt, wie doch Aeneas zu dieſen Schiffen komme, da ja nach A. IX. 128 die Flotte desſelben, vom Turnus angezündet, ſich in Nymphen verwandelt habe. Einige zwar, meynt Hr. L., führten den Aeneas zum Evander, und erſt dann wurden die übrigen verwandelt. Aber leider hatte Aeneas, als er ſelbſt nach Etrurien aufbrach, nach A. VIII. 548 jene zwey Schiffe (denn ſo viel waren es, A. VIII, 79) wieder die Tiber hinab zum Ascanius geſchickt. Auf ihnen konnte er alſo nicht ſchiffen. Hr. L. ſieht auch ſelbſt, daß die Flotte aus 30 Segeln beſteht, und hilft ſich daher durch die Bemerkung: Hi versus fortasse eo tempore scripti sunt, quo mutatio navium Idaearum vel nondum animo erat concepta, vel deleta jam (!). Alſo lieber dem Virgil eine ſo grobe Vergeßlichkeit Schuld geben, als zu der einfachſten und natürlichſten Aushülfe greifen, daß es die Flotte der Tyrrhener ſey, auf welcher ſich Aeneas befindet. — P. 125 wird aus einigen Stellen, wo die Ruder an den Felſen zerbrechen, jedenfalls zu voreilig geſchloſſen, daß ſie dort ohne das gewöhnliche Metallbeſchläge geweſen ſeyen. — Ein Widerſpruch iſt es ferner, wenn Hr. L. p. 127 als wahrſcheinlich annimmt, daß die Schiffe vom insigne an der prora ihren Namen hatten, wenn p. 124 Schiffsnamen wie Concordia, Liber Pater, Mars, Min-

Digitized by Google

cius aufgeführt werden, und doch p. 126 behauptet wird, daß das insigne nicht Bilder von Gottheiten, ſondern nur von fabelhaften Ungeheuern gezeigt habe. — Beym Abſegeln ſoll nach p. 128 das Tau, mit welchem das Schiff angebunden war, ſtets gekappt worden ſeyn. Dieß geſchah natürlich nur da, wo ſich eine ſchleunige Abfahrt nöthig machte, wie A. III, 667 auf der Flucht vor dem Cyclopen, und A. IV, 580, 775 bey der heimlichen Entfernung von Carthago. A. V, 773 dagegen, wo die Flotte vom gaſtfreundlichen Sicilien abſegelt, heißt es s o l v i q u e ex ordine funem. — P. 142. wird Eclog. IV, 10. Lucina für Juno genommen, da doch die Worte: Casta fave Lucina: tuus jam regnat Apollo klar genug zeigen, daß Diana gemeynt ſey. — Leichtfertig und ganz aus der Luft gegriffen iſt p. 149 die Annahme, daß die A. III, 12. neben den Penates genannten Magni Dî dieſelben Gottheiten ſeyen, welche A II, 610. Troja zerſtören, Neptun, Juno, Minerva, Jupiter. Man höre die Begründung; weil jene Gottheiten A. II, 623 numina magna Deûm genannt werden, desgl. Juno A. III, 437 magna! Zwar kann auch ich mich nicht überreden, daß et magnis Dis A. III, 12 und VIII, 679 nur zur Erklärung von Penatibus dienen ſolle; ich würde vielmehr, wenn wirklich ein und dieſelben Weſen bezeichnet ſind, vorziehen zu conſtruiren et magnis Dis Penatibus, wie auch bereits Heyne am Schluß ſeiner Note vorſchlägt, und recht wohl geſagt werden konnte, da ſich andern Orts Di Penates und magni Penates findet. Aber die Stelle A. III, 148 Effigies sacrae divom Phrygiique Penates ſcheint mir zu augenſcheinlich für die Nichtidentität der Penates und Magni Dî zu ſprechen, obgleich man auch hier Penates für bloße Explication der vorſtehenden halten will. Wenn es erlaubt iſt in einer ſo dunkeln Sache eine Vermuthung aufzuſtellen, ſo ſcheinen mir durch Magni Dî Veſta und das Palladium bezeichnet zu ſeyn, die, von den Penalen verſchieden, der Sage nach auch aus Troja nach Rom übergetragen waren. Denn wenn auch der Dichter nirgends ausdrücklich ſagt, daß Aeneas jene beyden aus Troja mit fortgenommen habe, ſo war dieß doch im Volksglauben begründet, und von erſterer ſcheint es ſelbſt Virgil durch A. II, 296 anzudeuten. S. Heyne's IX. Exc. zum II. Buch. — P. 160 kann, wer die Stelle A. VI, 177 nur irgend genau anſieht, nicht einen Augenblick zweifeln, daß ara sepulchri der Scheiterhaufen ſeyn müſſe. — Ohne alle Begründung wird p. 165 die Vermuthung ausgeſprochen, der A. VII, 750 erwähnte Umbro ſey ein Prieſter der Minerva. Daß er mit dem Oelzweige bekränzt iſt, durfte Hrn. L. nicht beſtimmen, da dieß nach ſeiner eigenen Bemerkung, p. 190, wo ſogar unſere Stelle wiederholt wird, ein gewöhnliches Abzeichen der Prieſter war. Umbro iſt vielmehr ein Marſiſcher Zauberer, wie aus der ganzen Stelle deutlich hervorgeht. — P. 175 bezieht Hr. L. idem A. VI, 229 auf Aeneas, während es auf Corynäus geht. — P. 176 ſind die Worte A. VI. 665 Omnibus his nivea cinguntur tempora vitta ſo angeführt, als wenn ſie allein auf pii vates et Phoebo digna locuti zu beziehen wären. Es erſcheinen aber dort a l l e Schatten im Elyſium mit Binden gſchmückt. — Der Traum des Palinurus, welcher nach p. 208 in A. V, 830 — 856 enthalten ſeyn ſoll, exiſtirt nur in der Vorſtellung des Hrn. L. Der Dichter läßt dort den Gott des Schlafes ſelbſt über Palinurus kommen und ihn gewaltſam einſchläfern, und es wäre ganz widerſinnig, dieß alles für einen Traum zu halten. Wenn es von dem Gotte v. 840 heißt: tibi somnia tristia portans, ſo ſieht man aus der ganzen Stelle, daß somnia hier nicht Traumbilder bedeuten, ſondern den Zuſtand des Träumens; den leiſeren, unruhigeren Schlaf, in welchem wir zu träumen pflegen, und wie er dem am Steuer entſchlummernden ganz angemeſſen iſt. Zu eigentlichen Traumbildern bleibt gar keine Zeit, da ihn der Gott, als er kaum eingeſchlafen iſt, hinabſtürzt. — P. 266 werden die aus A. VI, 378 angeführten Verſe nicht wie Hr. L. glaubt, vom Aeneas, ſondern von der Sibylla geſprochen.

Dieſes ſchlimme Regiſter, durch das wir faſt fürchten müſſen die Geduld des Leſers ermüdet zu haben, iſt freylich wenig geeignet, Vertrauen zu der Sorgfalt zu erwecken, mit welcher Hr. L. gearbeitet hat. Das ſchlimmſte iſt, daß man daraus ſieht, daß er in ſeinem Dichter keineswegs ſo zu Hauſe iſt, wie man es zu verlangen pflegt, wenn Jemand

Digitized by Google

eine ſolche Arbeit unternimmt. Und in der That findet dieß auch außerdem noch vielfache Beſtätigung. Denn wenn ſchon nicht geleugnet werden ſoll, daß das Verſtändniß des Virgil an mehreren Orten in befriedigender Weiſe durch ihn gefördert erſcheint; wohin wir z. B. rechnen p. 25 die Deutung von potentum munera A. XII, 510 auf die Geſchenke, durch welche die Vornehmen ſich die Volksgunſt zu gewinnen ſuchten; p. 234 die Rechtfertigung der Lesart Spondeo digna tuis ingentibus omnia coeptis. A. IX, 296 durch Annahme einer Synizeſis in spondeo u. a. ſo iſt es doch eben ſo gewiß, daß er viele Stellen des Dichters falſch oder oberflächlich aufgefaßt und ungenügend erklärt hat. Zum Beweis mögen noch einige ſolche Stellen folgen, wobey wir diejenigen an die Spitze ſtellen, in denen ohne Grund Beziehung auf das römiſche Alterthum oder römiſche Zuſtände geſucht wird.

Zu weit gegangen iſt er, wenn p. 9. der hundertſäulige Palaſt des Picus zu Laurentum A. VII, 170 nach Servius eine Anſpielung auf den Palatiniſchen des Auguſtus ſeyn ſoll, da von letzterem nicht einmal bekannt iſt, daß er hundert Säulen gehabt habe. Eben ſo wenig mag ich in der Benennung augustum tectum eine Beziehung auf den Namen Auguſtus finden. Anders iſt es bey Ov. Trist. I, 1, 70, wo vom Palaſt des Auguſtus ſelbſt die Rede iſt. — P. 15 ſoll die patera unter den königlichen Ehrengeſchenken die prieſterliche Würde des Königs andeuten. Aber die patera diente nicht bloß als Opfer — ſondern auch als Trinkſchale, was übrigens auch bey Privatleuten zu finden (Hor. Sat. I, 6, 118); ſo daß eine ſolche Beziehung eben ſo fern liegt, als wenn wir durch einen einem Prieſter geſchenkten Pocal deſſen Amt als Verwalter des Sacramentes bezeichnen wollten. Auch dachten die Römer ſchwerlich an dergleichen, wenn ſie nach Liv. XXVII, 4 und XLIV, 14 dem Syphax und dem galliſchen König Balanos paterae ſandten. — Grundlos iſt die Vermuthung p. 21, daß Virgil bey der Geißelung im Tartarus durch Tiſiphone an die Sclavengeißelung bey den Römern gedacht habe. — P. 27 werden die zwölf Schwäne, welche A. I, 393 dem Aeneas erſcheinen eine Nachahmung der zwölf Geier des Romulus genannt, was auch p. 200 wiederholt wird, obgleich die Anläſſe zu beyden Erſcheinungen durchaus nichts verwandtes haben. Offenbar werden durch jene Schwäne die zwölf Schiffe bezeichnet, welche Aeneas verloren glaubte, und die glücklich in den Hafen von Karthago einliefen. — Ganz verfehlt iſt p. 43 der Verſuch, die 20 Reiter, mit welchen Turnus A. IX. 52 auf das feindliche Lager einſprengt, als Fetialen hinzuſtellen. Wer die von Hrn. L. ſelbſt aus verſchiedenen Schriftſtellern beygebrachten Stellen über die Fetialen vergleicht, wird geſtehen müſſen, daß jenen Reitern zu Fetialen nichts als geradezu Alles fehlt. Daß Turnus den Speer in die Luft ſchleudert, wird durch die aus Varro citirte Stelle hinlänglich erklärt. — Als fruchtlos muß die Mühe bezeichnet werden, welche ſich p.51 Hr. L. giebt, die A. X, 166 aufgezählte Mannſchaft auf die Zahl einer römiſchen Legion zurückzuführen; fruchtlos ſchon deßhalb, weil Virgil nur Anfangs die Zahl der Soldaten angiebt, dann aber von v. 185 an nur die Führer nennt. Schwerlich iſt auch zu glauben, daß mit den erſten Tauſend die ſogenannten Principes gemeynt ſeyen, weil es v. 166 heiße:

Massicus aerata princeps secat aequora tigri:
Sub quo mille manus juvenum.

Dagegen iſt richtig bemerkt, daß die häufig vorkommende Zahl von 300 Reitern der römiſchen Sitte entnommen iſt, eine Legion von 300 Reitern begleiten zu laſſen. — Gewagt iſt es auch, wenn Hr. L. p. 122 in den 30 Schiffen A. X, 123 eine von der römiſchen Sitte ſanctionirte Zahl von Fahrzeugen finden will. Die vier oder fünf Stellen aus Livius dürften ein zu ſchwacher Beweis ſeyn.

Nicht beyſtimmen können wir ferner Hrn. L. über A. IV, 471, wo er p. 34 die Worte scaenis agitatus Orestes erklärt: spectris, visionibus agitatus; da dieſe Bedeutung dem Worte scaena fremd iſt. In den beyden erſten der beygebrachten Stellen, aus Virgil und Auſon., heißt es die Scenerie, in der letzten, aus Sueton. der Schauapparat. Das Citat aus Statius giebt die Bipont., die mir allein zur Hand iſt, ganz anders,

Digitized by Google

ſo daß ich darüber nicht urtheilen kann. Die einfachſte Erklärung wird immer bleiben: der auf der Bühne umhergejagte Oreſtes. Daß ſowohl Pentheus als Oreſtes hier ſo geſchildert ſind, wie ſie zu Rom auf der Bühne erſchienen, darauf deuten die Praesentia videt, fugit, sedent genugſam hin. — Die eigenthümliche Rüſtung der roh bewaffneten Schaaren von Präneſte, Gabii u. ſ. w. A. VII, 689, welche nur am rechten Beine den Beinharniſch pero trugen, das linke entblößt hatten, während man bey ihnen gerade das Gegentheil erwarten ſollte; ſucht Hr. L. p. 77, indem er auf den Anzug der Dido bey ihrem Zauberopfer hinweiſt: unum exuta pedem vinclis A. IV, 518 als einen *magiſchen* Ritus zu erklären! Eine Ideenaſſociation, der ſchwerlich Jemand ſeinen Beyfall ſchenken wird. — Die Zahl *hundert* iſt unſtreitig oft nur eine runde Summe, wie mehrere p. 115 aufgeführte Beyſpiele beweiſen. Doch möchte ich dahin nicht rechnen die 100 Geſandten des Aeneas an Latinus A. VII, 152; denn hier läßt ſich die Sendung einer *beſtimmten* Anzahl vorausſetzen, und gewiß nicht ohne Bezug darauf will Latinus A. XI, 330 die gleiche Anzahl Friedensboten an Aeneas ſchicken. Daß Aeneas eine ſo ungewöhnliche Menge von Geſandten abordnet, geſchieht wohl nur, um dadurch zu imponiren. Eben ſo wenig ſcheinen die 100 Schweine und Schafe hierher zu gehören, welche Dido A. I, 634 zu den Schiffen der Trojaner bringen läßt, weil daneben die beſtimmte Zahl von 20 Stieren genannt wird. Auch die 100 Jahre, welche die Seelen der Unbeerdigten am Acheron umherirren, ohne übergefahren zu werden, ſind ſchwerlich eine runde Summe, ſondern beruhen ohne Zweifel auf dem Volksglauben. — Mißbilligung verdient p. 127 die Erklärung von Ida A. X, 158 als Göttin Cybele. Man kann nur an den Berg Ida denken, deſſen Bild nicht auf dem Hintertheil, ſondern am Vortheil angebracht war als insigne, das dem Schiff wahrſcheinlich den Namen gab. Denn die Worte lauten:

> Aeneia puppis
> Prima tenet, *rostro* Phrygios subjuncta leones;
> Imminet Ida super.

Das folgende hic geht auf das ganze Schiff ohne Bezeichnung eines beſondern Theiles. — Ein Irrthum iſt es, wenn Hr. L. p. 167 in der eben berührten Stelle A. I, 633, wo Dido zu den Schiffen des Aeneas 20 Rinder, 100 Schweine und eben ſo viel Schafe als *Proviant* (munera laetitiamque dii) ſendet, Suovetaurilien erkennen will. An eine lustratio, welche er ſowohl hier, als in allen Fällen, wo jenes Opfer gebracht wurde, ſtatuirt, iſt vollends gar nicht zu denken. Dagegen erſcheint das Opfer am Grabe des Anchiſes A. V, 96 allerdings in der Geſtalt von Suovetaurilien, keinesfalls aber zugleich als lustratio; wiewohl Hr. L. eine ſolche durch das vorhergegangene Wunder zu motiviren ſucht. Jenem Wunder wurde aber keineswegs eine ſchlimme Vorbedeutung untergelegt, und dann erſieht man auch aus den Worten:

> Hoc magis *inceptos* genitori instaurat honores,
> Incertus, Geniumne loci famulumne parentis
> Esse putet; caedit binas de more bidentis
> Totque sues, totidem nigrantis terga juvencos —

daß dieß Opfer nur die Fortſetzung der mit Wein- Milch- und Blutſpenden begonnenen Feyerlichkeit iſt, alſo auch ſchon vorbereitet war, ehe das Wunder geſchah. Zwar *nach* dem Wunder, aber nicht *in Folge* des Wunders wurde es veranſtaltet. Daß Hr. L. das Bundesopfer A. XII, 169 nicht mit in den Kreis der Suovetaurilien zieht, können wir nur billigen. Dort wird in der That nur ein Schwein und ein Schaf geopfert, letzteres nach dem trojaniſch-griechiſchen Ritus bey Homer Il. III, 246, erſteres nach italiſcher Sitte, ſo daß vom Dichter der Ritus der beyden contrahirenden Theile verſchmolzen iſt. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Auguſt.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie von Chriſt. Aug. Brandis. Zweyter Theil, erſte Abtheilung. Berl. 1844. Reimer S. 570.

Nach längerer Unterbrechung iſt endlich die Fortſetzung dieſes gründlichen Werks erſchienen; — die Vollendung desſelben ſoll nach dem Verſprechen des Hrn. Verf. nicht mehr ſo lange auf ſich warten laſſen. Der erſte ſchon im Jahre 1836 erſchienene Theil wurde noch im Verlauf eben desſelben Jahres in dieſen Blättern beſprochen *) und nach Gebühr ausgezeichnet. Auch wurden in jener Anzeige Form und Anlage des Werks und die darin befolgte Weiſe der Behandlung des Gegenſtandes im Allgemeinen ſo treffend beurtheilt, daß wir uns mit Berufung auf dieſelbe hier darauf beſchränken können, über den beſondern Inhalt der vorliegenden Abtheilung und die in ihr niedergelegten hauptſächlichſten Ergebniſſe überſichtlichen Bericht zu erſtatten.

Es wird hier im erſten Abſchnitt gehandelt von „Sokrates und ſeiner Lehre“ (p. 1 — 67), dann von den „einſeitigen Sokratikern“ (p. 67 — 133); im zweyten von Plato (p. 134 — 570). Dieſer Abſchnitt iſt jedoch noch nicht abgeſchloſſen, indem die Darſtellung der ältern Akademie, welche die Ueberſchrift desſelben verſpricht, der nächſten Abtheilung des zweyten Bandes vorbehalten wird.

Ueber des Sokrates Lehre hat der Hr. Verf. ſchon früher gründliche Unterſuchungen in zwey Aufſätzen des von ihm und Niebuhr herausgegebenen Rheiniſchen Muſeums *) veröffentlicht. Er glaubte darin, geſtützt auf Ariſtoteliſche, bis dahin noch wenig berückſichtigte Ausſprüche, die Richtigkeit derjenigen Auffaſſung Sokratiſcher Lehre ihren weſentlichen Grundzügen nach beſtätigen zu müſſen, welche Schleiermacher in einer Bahn brechenden Abhandlung niedergelegt hat **), wonach das Eigenthümliche dieſer Lehre darin beſteht, daß ſie zuerſt die Idee und Form des Wiſſens beſtimmter hervortreten ließ, und ein Zuſammenwachſen aller Zweige des Wiſſens einleitete.

Die berührten Unterſuchungen dienen denn auch der vorliegenden Darſtellung zur Grundlage und trotz manchen Widerſpruchs, der ſich ſeit dem Erſcheinen des erſten jener beyden Aufſätze erhoben und öfter wiederholt hat, hält der Hr. V. an den Hauptergebniſſen derſelben feſt. Von zwey Seiten her nämlich iſt die Bedeutung des Sokrates als Philoſophen, wie ſie Schleiermacher feſt zu ſtellen ſuchte, einer ſie beeinträchtigenden Kritik unterworfen worden. Man glaubte der Sophiſtik den Werth einer die Sokratiſche Lehre poſitiv vorbereitenden Erſcheinung zuſprechen zu müſſen. Nicht nur Hegel und

*) Nr. 110 ff. vom ſel. Profeſſor J. Kopp zu Erlangen.

*) vgl. Erſt. Jahrg. 1827 zweytes Heft p. 118 ff. „Grundlinien der Lehre des Sokrates.“ Zweyter Jahrg. 1828 erſtes Heft p. 85 ff. „Ueber die vorgebliche Subjectivität der Sokratiſchen Lehre.“

**) „Ueber den Werth des Sokrates als Philoſophen“ Abhandl. der K. Preuß. Ak. d. W. 1814. 15. S. 50 ff.

Digitized by Google

ſeine Schule haben in dieſem Sinne gegen die Sophiſten eine ſehr charakteriſtiſche Zärtlichkeit verrathen, ſondern auch namhafte Philologen haben in ihnen Aufklärungsorgane der damaligen Zeit verehrt. In demſelben Maaß aber, als man die Sophiſtik erhebt, muß des Sokrates ächte Größe der Verkennung ausgeſetzt ſeyn. Ferner hat man von Seiten einer allzu nüchternen hiſtoriſchen Kritik den Sokrates von allem jenen idealen Schimmer entblößen zu müſſen geglaubt, den der Reiz und die Lebendigkeit Platoniſcher Darſtellung um ihn verbreitet habe. Die Xenophontiſchen Berichte allein ſollten den wahren Maaßſtab der Beurtheilung dafür hergeben, was an dem idealiſirten Sokrates der Platoniſchen Dialogen der geſchichtlichen Wirklichkeit entſprochen.

Was nun zuerſt jene Ueberſchätzung der Sophiſtik anlangt, welche allgemach Mode zu werden droht, ſo gründet ſie ſich hauptſächlich auf die Behauptung, daß dieſelbe zuerſt ein Princip in die griechiſche Philoſophie eingeführt habe, welches auch Princip der Sokratiſchen Lehre geworden ſey, das der Subjectivität nämlich, wie es auf moderne Weiſe ausgedrückt wird. Vielleicht hätte ſich unſer Hr. V. in dem zweyten der angeführten Aufſätze (gegen Rötſcher: Ariſtophanes und ſein Zeitalter 1827) und in dem vorliegenden Handbuch weniger abgeneigt zeigen ſollen, jenes Princip als das der attiſchen Neuzeit überhaupt und ſo auch der Sokratiſchen Lehre anzuerkennen. Denn nicht die Wirkſamkeit dieſes Princips an ſich ſchon iſt das Bedenkliche, ſondern nur eine falſche Richtung dieſer Wirkſamkeit, eine widergeſchichtliche Anwendung, die es erfährt. Wird es als Princip der Sokratiſchen Lehre betrachtet, ſo darf man es nur nicht, wie es von den Freunden der Sophiſtik geſchieht, vergeſſen zu machen ſuchen, daß es eine diametral entgegengeſetzte Ausbildung in der Sophiſtik und bey Sokrates erhalten *). Denn während es in jener zum Motiv ſubjectiver Willkühr verkehrt wurde, welche nicht nur das Ueberlieferte, ſondern auch die allgemein menſchliche Wahrheit und Sittlichkeit in ihren Grundlagen zu untergraben ſucht, ſtellt es ſich bey Sokrates als die Grundlage wahrer Freyheit des Individuums dar, welche zugleich willige Unterordnung desſelben unter den göttlichen Inhalt des poſitiv Gegebenen und Ueberlieferten, unter alle göttliche und menſchliche Ordnung in ſich ſchließt. Während die Sophiſtik den intellectuellen und ſittlichen Gefahren unterlegen war, welche die fermentirende Kraft jenes Princips überall, wo es hervortritt, im Gefolge hat, hatte ſie Sokrates überwunden, und geht daraus mit einer Weihe ſeines ganzen perſönlichen Weſens hervor, die uns an ihm eben dieſes Princip in einer Verklärung, wie nur ſelten außerdem im Alterthum, erblicken läßt.

Genau zugeſehen liegt dem Urtheile unſeres Hrn. Verf. über Sokrates auch die Anſchauung zu Grunde, daß die wahre Anerkennung des Princips der Subjectivität für ihn zugleich zu einer bewußten Verſöhnung desſelben geworden war, nicht nur mit den allgemeinen und ewigen objectiven Geſetzen alles Wahren und Guten, ſondern auch mit der Objectivität des in Sitte und Glauben poſitiv Ueberlieferten. Dieß beſtätigt ſich uns gerade aus den am meiſten zuſammenfaſſenden Urtheilen des Hrn. Verf. über Sokrates. So wenn er den Unterſchied des Sokrates von allen frühern Philoſophen darin findet, daß er den „Anfangspunkt für ein neues feſtbegründetes Wiſſen im *Selbſtbewußtſeyn* geſucht, und zwar zunächſt im Selbſtbewußtſeyn um die unbedingten ſittlichen Anforderungen" (p. 3), wenn er anerkennt: daß ihm „der *Zweifel* an dem, was ſich *unberechtigt* als Erkenntniß feſtgeſtellt, als *nothwendiger* Durchgangspunkt," „ſelbſtthätiges Suchen im Gegenſatz gegen *bloße* Ueberlieferung als die *nothwendige* Bedingung der Entwicklung wahrer Erkenntniß" erſchien (p. 53. 54). Auch nach ſeiner Auffaſſung dringt Sokrates auf ein ſei-

*) Auch Fr. Hermann ſcheint dem Ref. (Geſch. und Syſt. der plat. Philoſ. 39. S. 225 ff.), obſchon er den ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen der Wirkſamkeit des Sokrates und der Sophiſten nicht verkennen will (p. 232. 236), doch den diametraten Gegenſatz der ihr zu Grunde liegenden Richtung nicht genug hervorgehoben, und manche Aehnlichkeit zwiſchen beyden in der äußern Erſcheinung zu ſtark betont zu haben.

ner Gründe und ſeiner Uebereinſtimmung mit den ewigen Geſetzen des Denkens bewußtes Wiſſen gegenüber einer bloß richtigen Meinung (p. 60), ſo wie auf ein ſeiner Wahrheit bewußtes ſittliches Streben (p. 43).

Aber gerade die geforderte „Vertiefung des Selbſtbewußtſeyns“ und die ihm dabey gewordene Einſicht in das wahre Ziel alles Handelns und Wiſſens (p. 43. 44), „dem wir uns nur mehr und mehr anzunähern vermögen:“ führt nach ihm den Sokrates zu jener Selbſterkenntniß, die ihn zum „Apoſtel des menſchlichen Nichtwiſſens“ machte, über alle ſophiſtiſche Trug- und Scheinweisheit erhob und von der Nothwendigkeit eines Beyſtandes der Gottheit überzeugte, „den ſie der unzulänglichen Kraft des ſittlich ſtrebenden Menſchen gewähre, ſo wie von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, einer äußern ſowohl durch Orakel, als einer innern durch Eingebung, die dem ſittlichen Bewußtſeyn zur Ergänzung und zur Stütze diente.“ Es unterläßt dem entſprechend Hr. Br. auch nicht auszuführen, daß Sokrates mit den Vorfechtern des Alten gegen eine falſche Aufklärung auf gleichem Standpunkt ſich befunden und darnach auch nicht ſowohl über das Ziel, als über die Mittel, es zu erreichen, verſchiedener Ueberzeugung geweſen, indem Ariſtophanes und die ihm gleich Geſinnten in der Philoſophie ſchlechthin die Wurzel alles Uebels geſehen, Sokrates dagegen von dem „Glauben durchdrungen geweſen ſey, daß die Wunde nur heilen könne, was ſie geſchlagen zu haben beſchuldigt ward, und ſittlich religiöſe Wiedergeburt nur von der Wiedergeburt der Philoſophie zu erwarten ſey.“ (p. 2. 3).

Mit dem ſehr dankenswerthen Beſtreben des Hrn. Verf., den Gegenſatz der Sokratik und der falſchen Aufklärung mit ihrer Wortführerin der Sophiſtik in keiner Weiſe abſchwächen zu laſſen, wie es in ſeiner urkundlich treuen und nicht ohne Wärme geſchriebenen Darſtellung Sokratiſcher Lehre und Perſönlichkeit überall hindurch blickt, verbindet ſich ein anderes zwar nicht vermöge eines nothwendigen aber doch leicht ſich geltend machenden Zuſammenhangs, nämlich das vorhin ſchon bemerkte, einer Ueberſchätzung der Xenophontiſchen Mittheilungen über Sokrates entgegenzuarbeiten. Nachdem die unbedingte Bevorzugung Xenophons vor Plato als Quelle Sokratiſcher Lehre im Alterthum nur einzelne Vertheidiger gefunden, iſt ſie in neuerer Zeit ſeit Brucker das üblichere geworden. Wiggers, Delbrück, Rötſcher ſind für dieſelbe in die Schranken getreten gegen die von unſerm Hrn Verf. und Heinr. Ritter geltend gemachte Schleiermacherſche Anſicht. In neueſter Zeit hat ſich den Gegnern der letztern auch Fr. Hermann angeſchloſſen (Geſch. und Syſt. ꝛc. p. 249 ff.). Seine Einwendungen dürften von unſerm Hrn. Verf. mehr zu berückſichtigen geweſen ſeyn. Hr. Br. findet in Xenophon „bey unverkennbarer Wahrheitsliebe einen eben ſo unverkennbaren Mangel an tieferer Einſicht in Endzweck und Mittelpunkt der Sokratiſchen Weisheit.“ Er vermißt ſogar bey ihm „das rechte Verſtändniß der von ihm ſelber angedeuteten Grundgedanken Sokratiſcher Lehre“ ſo wie auch „Entwicklung derſelben für Wohlbegabte“ wie Hippias, Ariſtipp und Euthydemus (mem. III, 8. IV, 2). Er weiſt darauf hin, daß Xenophon wahrſcheinlich „ohne völlig deutliche Erinnerung aller Einzelnheiten geſchrieben, die er erſt nach Verlauf mehrerer durch ſeine eigenen Schickſale im glorreichen aſiatiſchen Feldzug in Anſpruch genommener Jahre aufzeichnete“ (p. 20. 21). Ref. iſt mit Hrn. Br. darüber einverſtanden, daß Xenophon unmöglich als einzig wahre Quelle für richtige Auffaſſung Sokratiſcher Perſönlichkeit und Denkweiſe betrachtet werden kann. Die rechte Empfänglichkeit für die Feinheit Sokratiſcher Dialektik und die darin hervortretende Ironie, ſo wie andrerſeits für das magiſch Poetiſche in der Erſcheinung des Sokrates geht ihm ſichtlich ab — denn was das Letztere betrifft, ſo hat es gewiß Plato nicht erſt um Sokrates zu verbreiten gewußt, ſondern erkannte es nur an ihm vermöge geiſtiger Verwandtſchaft als einen der mächtigen Anziehungspunkte, welche ihn an dieſen dämoniſchen Mann feſſelten.

(Fortſetzung folgt.)

Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae etc.

(Schluß.)

Nicht ſpitzfindig, wie Herrn L. pag. 177, ſondern ſehr richtig erſcheint uns die Bemerkung des Macrobius, der die A. II, 118 und V, 483 erwähnten Opfer zu denen rechnet, welche Trebatius hostiae animales, quarum sola anima deo sacretur nennt. Denn weder in der erſteren Stelle, wo es ſich um ein Menſchenopfer handelt (animaque litandum Argolica), iſt an das Extiſpicium und an eine Verbrennung der Opferſtücke zu denken, noch auch in letzterer, wo Entellus, dem Stier mit der Fauſt das Hirn zerſchmetternd, ausruft:

> Hanc tibi, Eryx, meliorem animam pro
> morte Daretis
> Persolvo. —

Für unrichtig halten wir die p. 180 gebilligte Bemerkung des Servius zu A. XII, 173. Et tempora ferro summa notant pecudum — „Obliquum castrum e fronte usque ad caudam ante immolationem ducere consueverunt.“ Denn warum hieße dieß tempora summa notare? Weit richtiger iſt es von den Interpreten auf den gewöhnlichen Gebrauch die Stirnhaare vor dem Opfer abzuſchneiden bezogen worden; und ſo iſt auch jedenfalls Stat. Theb. IV, 461 jamque ardua ferro signati capita zu verſtehen. Iſt dieß richtig, ſo ergiebt es ſich auch als falſch, wenn Hr. L. gleich nachher den Gebrauch die Stirnhaare der Opfer-Thiere abzuſchneiden bey den Römern allein auf die den unterirdiſchen Göttern dargebrachten Opfer beſchränkt. — P. 245 weicht Hr. L. bey Erklärung von A. V, 250 darin von den übrigen Interpreten ab, daß er glaubt, auf der dort beſchriebenen Chlamys ſey nur der jagende Ganymed dargeſtellt geweſen, ſo daß das übrige vom Dichter zur Erläuterung hinzugefügt ſey; während Heyne und Wagner gerade umgekehrt die Jagd als eine ſolche Zuthat, den Raub als eigentlichen Gegenſtand des Bildes betrachten.} Beydes iſt falſch. Denn daß der Knabe wirklich jagend dargeſtellt war, drücken ganz unwiderleglich die eigenen Worte des Dichters aus:

> Intextusque puer frondosa regius Ida
> Velocis jacula cervos cursuque fatigat,
> Acer, anhelanti similis.

Wird doch die Naturtreue des Bildes, daß er einem keuchenden ähnlich ſah, ausdrücklich hervorgehoben. Wiederum aber die in den Verſen:

> Longaevi palmas nequidquam ad sidera
> tendunt
> Custodes, saevitque canum latratus in au-
> ras —

enthaltenen Züge laſſen gar keinen Zweifel, daß auch ſie uns ein wirkliches Bild ſchildern ſollen. Wagner weiſt der ganzen Stelle ihren Platz in Quäſt. XXXX an: Virgilius dormitans aliquando; doch lag es meines Erachtens näher ſich die Chlamys in zwey Felder abgetheilt zu denken und ein doppeltes Bild anzunehmen, ſo daß auf dem einen der jagende Ganymed, auf dem andern der geraubte zu ſehen war. Daß Virgil die beyden Bilder nicht ausdrücklich ſcheidet, darf um ſo weniger befremden, da er bey ähnlichen Beſchreibungen nicht viel genauer verfährt. Vrgl. die Bilder im Tempel zu Carthago, auf den Thüren des Tempels von Cumä, auf dem Schilde des Aeneas.

Papier und Druck des Buches ſind ſchön, aber in der Menge der Druckfehler ſpiegelt ſich gleichſam die Flüchtigkeit der Arbeit. Auffallend iſt, daß in §. 34. pellis beydemale als Masculinum ſteht. Schließlich wünſchen wir, daß Hr. L. die rechte Muße gewinnen möge, um ſein verſprochenes Werk: De fontibus carminum Virgilianorum auszuarbeiten, und daß er dabey das nonum prematur in annum weniger wörtlich als dießmal, aber mehr ſeinem wahren Sinne nach nehmen möge.

Dr. Joh. Siebelis.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Auguſt.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie.

(Fortſetzung.)

Hat auch Plato vielfach idealiſirt, ſo blickt doch durch ſeine ideale Darſtellung eine hiſtoriſche Wirklichkeit durch, für welche dem Xenophon Sinn und Ausdruck fehlte, die geradezu als ein Mehr über die von Xenophon gefaßte und wiedergegebene zu betrachten iſt, und dieſe kann deßhalb auch nicht nach einem von Xenophon entnommenen Maaß gemeſſen und ausgeſchieden, ſondern muß durch allſeitige Vergleichung Xenophontiſcher und Platoniſcher Darſtellung mit beſonderer Berückſichtigung der wichtigen ariſtoteliſchen Zeugniſſe ermittelt werden. Nur das hätten wir gewünſcht, daß Hr. Br. hinſichtlich der Behauptung poſitiver Mißverſtändniſſe und Widerſprüche in der Xenophontiſchen Darſtellung noch behutſamer geworden ſeyn möchte. Die Milderung ſeines Urtheils über dieſelbe, welche im vorliegenden Handbuch im Vergleich mit ſeinen Aeußerungen in den öfter berührten Aufſätzen bemerklich wird *), dürfte kaum hinreichend ſeyn. Hr. Br. ſieht den Widerſpruch in den Berichten des Xenophon hauptſächlich darin, daß, während Sokrates bey Xen. ſelbſt die Unbedingtheit des ſittlichen Wiſſens erhebe, und deßhalb zwiſchen εὐτυχία (Wohlergehen) und εὐπραξία (Wohlverhalten), als dem allein zu erſtrebenden, unterſcheide (Mem. III, 9, 14), er dann doch wieder die Rückſicht auf das Nützliche oder Angenehme als Antrieb zum Guten gelten laſſe, ja es den Schein gewinne, als gehe das Gute ins Nützliche auf (vgl. beſonders III, 8, 3 u. 7; IV, 6, 8 u. 9). Allein in der Unterredung mit Ariſtipp (III, 8) iſt nicht vom unbedingt ſittlichen Wiſſen (dem abſolut Guten), ſondern von relativen einzelnen Gütern die Rede, nur um ſolche handelt es ſich im ganzen Capitel. Wenn Sokrates von dieſen behauptete (wiewohl es überhaupt zweifelhaft bleiben wird, in wie fern dort Sokrates etwas behaupten, und nicht bloß die läſtige Sophiſtik des Ariſtipp abweiſen will), daß ſie ſich als Güter durch ihre Nützlichkeit auswieſen, oder ihr wahrer (nicht bloß ſcheinbarer) Nutzen ein Maaßſtab dafür ſey, daß ſie wirklich Güter ſeyen, ſo wird man darin ſchwerlich einen Widerſpruch des Sokrates mit ſich ſelbſt entdecken können *). Ja, ſo gut als Sokrates, wie Hr. Br. (p. 48) mit Recht bemerkt (Mem. II, 1, 17 ff. IV, 8, 6), „in Tugend und wahrer Glückſeligkeit nur verſchiedene Auffaſſungsweiſen einer und derſelben vollendeten Vernunftthätigkeit, mithin des höchſten Gutes erkannte, konnte er gewiß auch das letztere als das dem Menſchen wahrhaft Vortheilbringende, Zuträgliche, ſein wahres Heil wie

*) vergl. Rhein. Muſ. II. p. 87 wie p. 40 — 42 des Handbuchs.

*) Auch in Platon's Meno p. 87 u. 88 werden alle ἀγαθὰ als ὠφέλιμα und die Tugend ἀρετὴ als ὠφέλιμον ſchlechthin bezeichnet, ganz in Uebereinſtimmung mit Xen. Mem. IV, 5, 9, wo die Identität des ἀγαθὸν und ὠφέλιμον, des letztern aber gewiß nur im Sinne des wahrhaft, objectiv Nützlichen, behauptet wird cf. Hermann l. c. p. 334.

das des Staats begründende — als das wahrhaft Zweckgemäße darſtellen, ohne ſich damit zu widerſprechen. Es wäre demnach nur dann dem Xenophontiſchen Sokrates mit Grund innerer Widerſpruch oder eine niederere Anſchauung der Natur des Sittlichen vorzuwerfen, wenn er das Heilbringende, Zweckgemäße und Nützliche, ſo wie das Angenehme und Wohlbefinden fördernde in ſo fern zum Maaßſtab des Guten gemacht hätte, als es zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke, zur Befriedigung falſcher Luſt und unreiner Begierden dienen ſollte. Solche Stellen hat man aber unſres Wiſſens noch nicht beygebracht. Denn diejenigen, welche auf ſo etwas zu führen ſcheinen, erinnern entweder zu ſehr an die Gränzen antiker Sittlichkeit überhaupt, als daß ſie über den Xenophontiſchen Sokrates inſonderheit abzuurtheilen erlaubten (ſo Mem. IV, 2, 14 ff.), oder beſagen genau beſehen nichts, was dem Weſen des Sittlichen widerſtreitet *). Daß der Xenophontiſche Sokrates es beſonders liebt, an alles Gute den Maaßſtab des Heilbringenden und wahrhaft Förderlichen zu legen, iſt allerdings Thatſache, beruht aber nicht auf falſcher Auffaſſung des Sittlichen, ſondern auf dem Bedürfniß, es in ſeiner vollen concreten Geſtalt zu vergegenwärtigen. Es hat noch jede geſunde Ethik anerkannt, daß mit dem ſittlichen Wohlverhalten als unmittelbarer Ausfluß und Wirkung deſſelben wahres Heil und Wohlbefinden verbunden gedacht werden müſſe, und demnach auch an dem Vorhandenſeyn der Wirkung das der bewirkenden Urſache gemeſſen und erkannt werden könne.

Wir bemerken nur noch, daß der Hr. Verf. in ſeiner wohlgelungenen Zuſammenſtellung Sokratiſcher Lehre, gewiß mit Recht, die Grundlinien der Beweisführung Plato's für die Unſterblichkeit der Seele, wie auch ſeiner Lehre von der Liebe und vom Staate auf Sokrates zurück führt, und gehen, ohne bey der leſenswerthen Darſtellung der einſeitigen Sokratiſchen Richtungen zu verweilen, ſogleich zu ſeiner Behandlung der Platoniſchen Philoſophie über.

Die einleitenden Unterſuchungen, welche der Darſtellung des **Platoniſchen Syſtems** vorausgehen müſſen, ſtellen beſonders ſeit Schleiermachers bedeutſamer Anregung auf dieſem Gebiet das Bild einer ziemlich verwickelten Controverſe dar. Mannigfach kreuzen ſich die Fragen nach Aechtheit, Entſtehungszeit der Dialogen, nach der Anordnung derſelben und dem Princip der Anordnung. Was die Frage nach der Aechtheit der einzelnen Dialogen betrifft, ſo findet ſie auf erfreuliche Weiſe von den Kennern Platoniſcher Philoſophie eine immer mehr überein-

---

*) In den Stellen IV, 4, 20 ff. 24 wird der göttliche Urſprung der Geſetze daraus erwieſen, daß ihre Uebertretung nach weiſer göttlicher Anordnung immer eine angemeſſene Strafe von ſelbſt im Gefolge hae. Darin liegt aber noch nicht, daß man aus ſelbſtſüchtiger Scheu vor der Strafe ſich der Sittlichkeit befleißigen ſolle. Eben ſo iſt IV, 3, 17, nicht ausgedrückt, daß wir die Götter in der ſelbſtſüchtigen Abſicht verehren ſollen, um von ihnen mit Gütern belohnt zu werden. Es ſchließt nur nach dieſer Stelle die rechte Verehrung der Götter das lebendige Vertrauen und die Hoffnung auf ihre Segnungen unmittelbar in ſich. Die Stelle II, 1, 28 ſucht nur durchzuführen, daß nichts Gutes erlangt werde, ohne daß man ſich ernſtlich darum bemühe, ſo der Götter Huld nicht, ohne Eifer in ihrem Dienſt. IV, 5, 9 beſagt bloß, daß die Mäßigkeit zugleich w a h r h a f t genußfähig macht, ein Satz. der nur für die Sphäre der relativen Güter daſſelbe ausdrückt, als der andre in Beziehung auf die Tugend als höchſtes Gut, daß dieß nämlich die höchſte Glückſeligkeit und Luſt in ſich ſchließt. In den gedrungenen zuſammenfaſſenden Schlußworten der Memorabilien wird es ausdrücklich an Sokrates geprieſen, daß er niemals das Angenehmere dem Beſſern vorgezogen; dann aber hat er nach Xenophons Meinung über ihn gewiß auch nicht das bloß dem einzelnen Subjecte nach ſeinen beliebigen Intereſſen und Zwecken Nützliche dem Guten vorangeſtellt. Daß das ὠφέλιμον bey Xenophon als ein bloß dem ſubjectiven Intereſſe dienendes nirgends empfohlen wird, hätte vom Hrn. Verf., beſonders nach den Bemerkungen Hermann's über dieſen Punkt (a. a. O. S. 332), nicht unberückſichtigt bleiben ſollen. Schwerlich würde er dann auch das Nützliche mit dem Angenehmen, ſo wie es von ihm geſchieht, zuſammengeſtellt haben, als die hauptſächlichſten Maaßſtäbe, nach denen das ethiſche Urtheil des Xenophontiſchen Sokrates ſich richte.

ſtimmende Beantwortung, beſonders in Folge eines gleichzeitigen Ablenkens von jener hyperkritiſchen Richtung, die von Schleiermacher ſchon nicht vermieden, von Aſt und Socher auf die Spitze getrieben ward. Auch Hr. W. ſchließt ſich den Reſultaten dieſer beſonneneren Kritik an, und zeigt ſich mit unbedeutenden Modificationen mit den kritiſchen Reſultaten namentlich Hermanns einverſtanden. Nicht ſo nahe ſcheint eine allgemeinere Uebereinſtimmung über die Anordnung der Dialogen, das Princip dieſer Anordnung und die Entſtehungszeit der einzelnen zu ſeyn. Beſonders müſſen hier die Hermann'ſchen Forſchungen neue Schwankungen herbeyführen. Der Widerſpruch, den er gegen die Schleiermacher'ſchen und alle verwandten Anſichten erhoben hat, berührt Fragen, welche auf ähnliche Weiſe bey der Behandlung auch andrer Producte eines vergangenen geiſtigen Lebens uns entgegentreten.

Wenn wir nämlich ein geiſtiges Product der Vergangenheit als ein abgeſchloſſenes Ganzes vor uns ſtehen ſehen, ſo fragt es ſich, ſind die Quellen, aus denen wir die Kenntniß desſelben ſchöpfen, zugleich Denkmale des Weges, auf welchem es geworden und allmählig ſich entfaltet hat. Ferner aber entſteht, wenn dieß der Fall iſt, die Frage: wie haben wir uns die ſucceſſive Entfaltung des Ganzen zu denken? ob ſo, daß dasſelbe, um den rechten Abſchluß und die rechte Vollendung zu gewinnen, eine Reihe von Um- und Weiterbildungen, von Metamorphoſen der Entwicklung erfahren, eine Folge des im Anfang noch nicht gleich ſich bewußten und beherrſchenden Dranges, — oder ſo, daß das Ganze gleich Anfangs im Geiſte des Erzeugers in einer gewiſſen Vollendung concipirt iſt, und ſein Werden ſich als eine mit der Abſichtlichkeit künſtleriſchen Thuns und ſeiner bewußten Beherrſchung des Stoffes verbundene Entfaltung und Gliederung ſeiner Theile darſtellt. Im erſteren Falle ſind die Quellen mehr die Denkmale einer natürlichen Entwicklung, im

letztern die einer darſtellenden Kunſt, welche dem Ganzen ſchon in ſeinem Werden den Stempel des vollendeten Organismus aufdrückt. Während ſich nun, um das Geſagte auf die Quellen platoniſcher Lehre anzuwenden, kaum eine Anſicht denken läßt, welche es ganz abweiſen könnte, daß dieſelben geſchichtliche Zeugniſſe einer ſucceſſiven Entfaltung des platoniſchen Syſtems enthalten, ſo treten die Hermannſche und Schleiermacherſche Anſicht in ſchroffen Gegenſatz in Beziehung auf die Art, wie jene Entfaltung zu denken. Hermann glaubt aus den Platoniſchen Dialogen einen allmähligen Bildungsgang Platoniſcher Ueberzeugungen reconſtruiren zu können, der beſonders durch den Einfluß anderer Syſteme mannigfache Modificationen erfahren, und im Verlauf der Zeit manch neuen Anſatz gemacht, manch neuen Keim getrieben. Nach dieſer Anſicht beſtimmt denn Herm. auch die Zeitfolge und die Anordnung der Dialogen. Schleierm. hatte dagegen in den Dialogen mehr die Glieder eines künſtleriſchen Organismus zu finden geglaubt, in dem Plato ſein Syſtem niedergelegt habe. Es kam ihm darauf an, jedem Dialog die Stelle anzuweiſen, die er nach Plato's muthmaßlicher Abſicht in dem künſtleriſchen Ganzen des Syſtems einnehmen ſollte. Dieß war das Princip der Schleierm. Anordnung der Dialogen, wobey es unentſchieden gelaſſen werden konnte, ob Plato ſie in der Zeitfolge ausgeführt habe, in der er ſie ihrem Inhalt nach auf einander folgen laſſen wollte. Am ſchärfſten ſpricht ſich die Anſicht Schl's. in dem Satz aus (hinſichtlich deſſen H. Br. Hermann zugiebt, daß er zu allgemein gefaßt und zu ſehr auf die Spitze geſtellt ſey p. 160):

„Plato habe überhaupt nicht in einem andern Geſpräche weiter fortfahren können, ohne die in einem frühern beabſichtigte Wirkung als erreicht vorauszuſetzen, ſo daß dasſelbe, was als das Ende des einen ergänzt werde, auch als Anfang und Grund des andern gelte."

Digitized by Google

Im Allgemeinen nun ſchließt ſich Hr. Br. dem Schleiermacherſchen Grundgedanken an. Auch er geht zur Begründung ſeiner Anſicht, wie Schleierm., von der Erklärung Plato's (Phaedr. p. 275 ed. St.) über die Mängel ſchriftlicher Mittheilung der lebendigen Wechſelrede gegenüber aus, und glaubt die Richtigkeit des Schluſſes, den Schl. daraus gezogen, gegen Herm. (Geſch. und Syſt. u. ſ. w. p. 353) aufrecht halten zu müſſen, daß wenn Plato nun doch einen ſo bedeutenden Theil ſeiner Lebenszeit auf Abfaſſung ſchriftlicher Werke verwendete, er wohl dafür halten mußte, ihnen mindeſtens bis zu einem gewiſſen Grade die Vortheile der wahren Dialektik mittheilen zu können (p. 159). Auch nach der Anſicht des Ref. kann aus jener Stelle mit Recht gefolgert werden, daß Plato ſich der dialogiſchen Form mit vollem Bewußtſeyn ihrer bedeutenden Vorzüge vor jeder andern Form philoſophiſcher Belehrung bedient habe, und daß ihm der Dialog mehr war, als (nach Hermanns ſchwer begreiflicher Aeußerung a. a. O. p. 354) „eine beliebte und hergebrachte Einkleidungsweiſe." Aber wenn freylich der Schluß aus jener Stelle dahin ausgedehnt wird, daß ſich in der Reihenfolge platoniſcher Schriften ein ähnlicher künſtleriſcher dialektiſcher Zuſammenhang müſſe nachweiſen laſſen, als innerhalb eines einzelnen Dialoges oder einer gewiſſen Gruppe von Dialogen, daß ſie ſich wechſelſeitig fordern wie Begründendes und Begründetes, wie Schürzung eines Knotens und Löſung deſſelben, und daß ſie „von der erſten Aufregung der urſprünglichen und leitenden Ideen bis zu einer wenn auch nicht vollendeten Darſtellung der beſondern Wiſſenſchaften" methodiſch fortſchreiten ſollen (Schleierm. I, 1. p. 21): — ſo ſcheint für eine ſolche Erweiterung des Schluſſes jene Stelle keine genügende Grundlage mehr zu bieten. Man kann höchſtens nach derſelben in Plato die allgemeine Neigung vorausſetzen, das Belebende und Nöthigende des dialogiſchen Gedankenfortſchrittes auch dem Gang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit mitzutheilen, ob aber dieſe Neigung zum durchgreifenden Princip ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit geworden iſt, kann doch nur aus der Beſchaffenheit ſeiner Schriften ſelbſt a posteriori beurtheilt werden. Da möchte es nun aber nach der Anſicht des Ref. eine unbefangene Forſchung immer mehr zur Gewißheit bringen, daß die platoniſchen Dialogen nur zum kleinſten Theile (in den von Plato ſelbſt deutlich genug bezeichneten Trilogieen: Theätet, Sophiſt, Politikus, ſo wie Republik, Timäus, Kritias) auf völlig unzweifelhafte Weiſe, außerdem aber nur nach Beziehungen auf einander, die mehr oder minder immer problematiſch bleiben werden, jenen engen dialektiſchen Zuſammenhang zeigen, den die Schleierm. Anſicht vorausſetzt. Auch Hr. Br. erkennt an, daß Schl. in ſeinem Beſtreben, die Dialogen „zu einer ununterbrochen fortſchreitenden Reihenfolge" zu verknüpfen, zu weit gegangen ſey, und ſo nicht bloß in der Ausſcheidung vermuthlich unächter, ſondern auch in der Auffaſſung der als unzweifelhaft ächt anerkannten Dialogen zu gewagten und unſichern Combinationen ſich hin und wieder habe verleiten laſſen (p. 175). Er verzichtet Schl. gegenüber darauf: die Entwicklung der platoniſchen Lehre in einer continuirlichen Reihe darzuſtellen, mithin die Beziehungen der jedesmal ſpäteren Dialogen auf die Reihe der frühern im Einzelnen vollſtändig auszumitteln.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	13. Auguſt.
Nro. 161.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie.

(Fortſetzung.)

Nur die leitenden Ideen der Schl. Annahme will der Hr. Verf. feſthalten und bezeichnet dieſe mit Rückſicht auf die Schleierm. Anordnung und Theilung der Dialogen in elementariſche, dialekliſche und conſtruirende in folgender Weiſe:

„Frühzeitig ſeyen aus ſokratiſcher Lehre die Grundlinien des durch ihn daraus zu bildenden Syſtems in Plato's ſchöpferiſchem Geiſt mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit heroorgetreten, und hätten durch die ihnen rinwohnendr Kraft ſich allmählig in naturgemäßer Weiſe entwickelt; zuerſt in einer Reihe von Dialogen, in der die Keime der Dialektik und Ideenlehre in aller Friſche erſter jugendlicher Begeiſterung, mit allem Zauber phantaſiereicher, dramatiſch mimiſcher Darſtellung ſich zu entfalten beginnen; *) dann in einer Abfolgr von Geſprächen, in denen jene Keime durch dialrktiſche Unterſuchungen über den Unterſchied grmeiner und philoſophiſcher Erkenntniß, Vorſtellung und Wiſſen, als Grundlage für Phnſik und Ethik weiter entwickelt werden, **) unt endlich in Werken objectiv-wiſſenſchaftlicher Darſtellung (in der letzten Trilogie) ihre letzte Ausbildung zu erhalten.“

In ſeinem Anſchluß an die Schleierm. Grundideen über die Anordnung der Dialogen iſt dem Hrn. Verf. zugleich Veranlaſſung gegeben, ſich mit Hermann in Widerſpruch zu ſetzen. Hier hälte Ref. es als ein Verdienſt Hermanns anerkannt gewünſcht, daß er die Einſeitigkeit des Schleierm. Princips bey der Anordnung der Dialogen in ein helles Licht geſetzt und die Forderung entſchieden geltend gemacht

*) Hierzu gehören nach dem Hrn. V.: Phädrus, Protagoras und die kleineren Dialogen: Lyſis, Laches, Charmides und Eutyphro; nicht aber, wie Schleiermacher will, Parmenides, den er gewiß mit Recht, in Uebereinſtimmung mit Zeller in ſeinen Studien, dem Sophiſten folgen läßt.

**) Die Grundlagr dieſer Abtheilung bildet die Trilogie des Theät., Soph. und Polit. Die andern zu dieſer Abtheilung gerechneten Geſpräche ſollen ſich „an die einzelnen von den drey genannten die Unterſuchung entweder vorbereitend oder weiter führend anſchließen.“ Ob Gorgias dem Theätet, mit dem er nach Schleirrmachers richtiger Einſicht zuſammen gehörr — vor oder nach zu ſtellen ſey, läßt er unentſchieden. Meno ſcheint ihm recht eigentlich dazu beſtimmt zu ſeyn, die Unterſuchungen des Gorgias und Theätet zuſammen zu faſſen und auf ſpätere Geſpräche wie den Sophiſt und Philebus vorzubereiten. Im Enthydemus und Kratylus findet Hr. Br. einen parallel laufendrn Gegenſatz, dort der wahren Wiſſenſchaft gegen die mit gehaltloſen Formen ſpielende Sophiſtik, hier drr wahren Dialektik, welche die Speache als nothwendiges Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes erkennt und geſtaltet, gegenübrr bloſſer Sprachkünſteley. Er will beyde nicht wie Schl. unmittelbar vor, ſondern nach den Sophiſten geſtellt wiſſen. Phädo, Sympoſ. und Philebus beläßt Hr. Br. in der von Schl. ihnen angewieſenrn Stellung zwiſchen dem Polit. und den Dialogen der dritten Reihe; ohne aber Schl. darin zu folgen, daß der Phädo und das Sympoſ. eine Darſtellung des Philoſophen enthalte, als Ergänzung der Darſtellung des Sophiſten und des Staatsmannes.

Digitized by Google

hat: ſich Entſtehung und Ausbildung der platoniſchen Lehre und darnach auch den Fortſchritt ihrer Entwicklung in den einzelnen Dialogen naturgemäßer zu denken. Die Nachbeſſerungen, welche die Schleierm. Auffaſſung von Heinr. Ritter und nun von unſerm Hrn. Verf. erhalten hat, gehen auch weſentlich nach dieſer Seite hin, und ſuchen mit dem Princip eines methodiſch künſtleriſchen Fortſchritts in den Dialogen das eines naturgemäßen Werdens zu combiniren, wie denn auch die Entwicklung alles geiſtigen Lebens beydes in der Wirklichkeit als combinirt und mit einander gehend wird erkennen laſſen. Um ſo unbefangener würde dann die Polemik des Hrn. Verf's. gegen die Art erſchienen ſey, wie Hermann ſich näher die Entwicklung Platoniſchen Geiſtes vorſtellt, darnach die Entſtehungszeit der Dialogen beurtheilt, und ihre Anordnung vornimmt, — eine Polemik, in der der Hr. Verf. Heinr. Ritter theilweiſe zum Vorgänger hat, und mit der Ref. ſich vollkommen einverſtanden erklären muß. Hr. Br. ſtellt der Hermannſchen Entwicklungstheorie (p. 167) ſieben gewichtige Gründe entgegen, die er an einem andern Ort weiter auszuführen verſpricht. Die ſchlagendſten unter ihnen ſind die, welche zeigen, daß Hermann die Entwicklung eines ſo ſchöpferiſchen Geiſtes, wie Plato war, mit einem zu kleinen Maßſtab gemeſſen und ſie ſich zu ſehr von außen bedingt vorgeſtellt hat. Mit Recht hebt Hr. Br. die Unwahrſcheinlichkeit hervor, daß Plato von ſeinem zwanzigſten Jahre, wo er mit Socrates bekannt wurde, bis zu deſſen Tode, alſo ungefähr bis zu ſeinem dreyßigſten Lebensjahre ſo ganz von dem Einfluß des Sokrates (und zwar nach Hermann des Xenophontiſchen) beherrſcht geweſen ſey, daß ſich bis dahin nichts von ſeiner Ideenlehre bey ihm zeige, weßhalb auch, ſo wie wegen deutlicher Anſpielungen auf pythagoräiſche Lehren der Phädrus nicht als eine Jugendſchrift Plato's betrachtet werden dürfe. *) Treffend weiſt Hr. Br. darauf hin, daß dem Plato wohl eine eben ſo frühzeitige Entwicklung ſeiner Lehre, wie ſie in neuerer Zeit bey Schelling z. B. ſtatt gefunden habe, zuzutrauen ſey, und daß der Einfluß Eleatiſcher und Pythagoräiſcher Philoſophie auf die Entwicklung der eigenen Ueberzeugung Plato's, daß ſein Eingehen auf dieſe früheren Formen helleniſcher Philoſophie, von dem Hermann nach einer ziemlich äußerlichen Anſicht das Hervortreten der wichtigſten Seiten an Plato's Lehre abhängig macht, gewiß nicht erſt nach ſeinem Zuſammenleben mit Sokrates zu ſetzen, daß es vielmehr ſchon während jenes Zuſammenlebens — wie Hermann ſelbſt zugeſtehe (p. 48 ſeines Werkes) — möglich, daß es aber bey Plato's großer Empfänglichkeit und der Verbreitung jener Philoſopheme im gebildeten Athen ſogar höchſt wahrſcheinlich in jener Zeit ſchon anzunehmen ſey.

Nachdem der Hr. Verf. auf dieſe Weiſe ſeine Reihenfolge der Dialogen auch mit polemiſcher Rückſicht auf entgegenſtehende Meynung zu ſichern geſucht hat, ſchreitet er in der Darſtellung des Syſtems an der Hand derſelben fort. Durch eine gedrängte und präciſe Darlegung des Gedankengangs der hauptſächlichſten Dialogen ſucht er eine Seite desſelben nach der andern genauer zu entwickeln, und unſtreitig iſt dieſer Weg, um in die Platoniſche Philoſophie einzuleiten, der lebendigſte und fruchtbarſte. Indeſſen iſt derſelbe doch von einer großen Schwierigkeit begleitet. Denn da der Inhalt der einzelnen Geſpräche keineswegs darin aufgeht, einen beſtimmten Begriff des Syſtems nach dem andern genau zu beſtimmen, einen Stein nach dem andern dem Ganzen einzufügen, ſondern der freyern Fortbewegung des Geſprächs gemäß bald darin etwas beygebracht wird, was man, wird der Maaßſtab ſtrenger Syſtematik angelegt, hier noch nicht erwartet, oder etwas übergangen wird, was man gerade hier finden zu müſſen glaubt, bald dieſelbe Sache früher und ſpäter nur unter verſchiedenen Formen in verſchiedenen Dialogen wiedergebracht wird, ſo entſteht der Uebelſtand, daß man die ſtrenge Deko-

*) Ref. würde die Anſpielungen auf pythagoräiſche Lehre allerdings für die ſpätere Entſtehungszeit des Phädrus für beweiſend halten, wenn ſie ſich auf das verwickelte Detail der pythag. Philoſophie bezögen. Das iſt offenbar nicht der Fall, ſie ſetzen nicht mehr Bekanntſchaft mit dieſer Philoſophie voraus, als für Plato durch das Mittelglied ſeiner Bekanntſchaft mit Simmias und Kebes wohl erreichbar war.

nomie des Gedankengangs im Intereſſe des Syſtems nicht einhalten kann, bald etwas aus ſpäteren Geſprächen herbeyzuziehen genöthigt iſt, um den ſyſtematiſchen Gehalt von früheren zu ergänzen, bald aus früheren, um ihn in ſpäteren zu vervollſtändigen, und daß man dann doch, wenn man die Entwicklung der Gedankenfolge des einzelnen Dialogs im Zuſammenhange und an ſeiner Stelle nicht vernachläſſigen will, das anderwärts ſchon angezogene wieder aufnehmen muß und alſo mannigfache Wiederholung nicht ſcheuen darf. Oefter wird es ſogar zur Herſtellung des ſtrengeren ſyſtematiſchen Zuſammenhangs unumgänglich nothwendig werden, den Faden der Darſtellung der einzelnen Geſpräche ganz zu verlaſſen, und dieſes oder jenes Hauptſtück der Lehre aus den zerſtreuten Aeußerungen in allen Dialogen zuſammen genommen zu gewinnen, wie denn unſer Hr. Verf. ſich ebenfalls dazu gezwungen ſieht, z. B. bey der Darlegung der platoniſchen Ideenlehre und Theologie. Ferner iſt der Hr. Verf. auch dadurch genöthigt von der Reihenfolge der Dialogen abzuweichen, als auch er (nach p. 177) die Dialektik Plato's von den beyden realen Wiſſenſchaften Phyſik und Ethik zu ſondern ſucht, indem er ſich überzeugt hält, „daß eine ſolche Sonderung von Plato mindeſtens bereits beabſichtigt, und mehr durchgeführt iſt, als Schleiermacher“ von dem ſich der Hr. Verfaſſer auch hier entfernt, „zuzugeben geneigt iſt.“ Man ſieht, Hr. Br. geht darauf aus, ſeiner Darſtellung den doppelten Vortheil zuzuwenden, welcher einmal darin liegt, die lebendigen Geſtalten, die Individualitäten der einzelnen Dialogen für ſich ſprechen zu laſſen, dann aber darin, das durch ſie alle hindurch ſich verbreitende Gedankenſyſtem aus ihnen heraus treten zu laſſen und ihm das Wort zu leihen. Zu einem ſolchen Verſuch fordert allerdings die Platoniſche Philoſophie wegen der Beſchaffenheit ihrer Quellen vor andern auf. Es iſt kaum räthlich, bey ihrer Darſtellung das Intereſſe an der Individualität der Dialogen dem am Syſteme, welches ſie enthalten, völlig aufzuopfern, noch auch umgekehrt. Der Verſuch iſt auch, wenn man bey der Schwierigkeit der Aufgabe nur billig urtheilen will, ein ſehr wohl gelungener zu nennen. Mit großer Beſonnenheit und

vielem Tacte ſucht der Hr. Verf. den beyden ſchwer zu vereinigenden Intereſſen ein Genüge zu thun, und ſeiner Darſtellung iſt gerade deßwegen ein eigenthümlicher Vorzug vor vielen andern zuzuerkennen.

Als eine Art von Einleitung in das platoniſche Syſtem behandelt Hr. Br. die erſte Reihe von Dialogen, deren einzelne Glieder oben bezeichnet werden. In ihnen „zeige ſich Plato beſtrebt, den Sinn für Philoſophie zu wecken und ſein Lehrgebäude einzuleiten“ (p. 189). Theils wird in ihnen „die Liebe als begeiſternder Trieb zur Philoſophie“ geſchildert (ſo in Phädrus, an deſſen Ausſprüche hierüber der Hr. Verf. in geeigneter Weiſe die parallelen aus andern Dialogen anreiht) und „der göttliche Urſprung der Seele, ihre Empfindlichkeit für Wahrheit und Gewißheit in Folge deſſelben“ hervorgehoben — theils finden wir in ihnen „eine mythiſch-polemiſche Grundlegung ſeiner Lehre von Form und Inhalt eines unbedingten Wiſſens“ (ebenfalls in Phädrus) — theils iſt darin „die nothwendige Zuſammengehörigkeit von Wiſſen und Handeln und damit der Sokr. Grund ſeiner Lehre vorläufig ins Licht geſtellt.“ (So im Protag. und den ſich anſchließenden Sokratiſchen Geſprächen der erſten Reihe, deren Inhalt jedoch hier nur erſt kurz angedeutet wird).

Eine zweyte Reihe von Dialogen enthält dann eine dialektiſche Entwicklung des Begriffs vom Wiſſen. Er wird durch dieſelben „der Form und dem Inhalt nach an ſich und in Beziehung auf das ſittliche Handeln durch poſitive Beſtimmungen feſtgeſtellt.“ In ſubjectiver Hinſicht geſchieht dieß zuerſt im Theätet, der die Annahme, das Wiſſen beſchränke ſich nach Heraklitiſch-Protagoräiſcher Lehre auf Empfindung oder beſtehe in richtiger Vorſtellung oder in dieſer mit Begründung (letztere beyde Anſichten, wahrſcheinlich den Antiſtheneern angehörig, cf. Theaet. p. 201, c; 205, c mit den Aeußerungen des Antiſthenes §. 93. 1 des Handbuchs) als unzureichend nachweiſt, und das Unwandelbare an ſich ſeyende und Gewiſſe als Object des Wiſſens vorläufig bezeichnet.

Die objective Seite des Begriffs oder den Be-

griff des Seyns als des wahren Objects der Wiſſenſchaft auszuführen, iſt nach Hr. Br. der Sophiſtes beſtimmt. Die Unterſuchungen über das Nichtſeyn ſind nur das ſcheinbare Ziel dieſes Dialoges; ſie ſollen nur als „Vorhalle zu den Unterſuchungen über das Seyn ſelbſt“ (p. 209) zu betrachten ſeyn — eine Aeußerung, die uns in ſo fern bedenklich ſcheint, als im Sophiſten Seyn und Nichtſeyn als an einander wechſelſeitig theilnehmend und in ſo enger Verknüpfung dargeſtellt werden, daß man kaum ſagen kann, die Erörterung gelte einem dieſer Begriffe vor dem andern. Sie zeigt ſich auch von keinem ferneren Einfluß auf das Verſtändniß dieſes Dialogs, deſſen Inhalt vielmehr von Hr. Br. auf eine ſehr ſinngetreue Weiſe exponirt wird.

In der Darſtellung des Begriffs vom Wiſſen von ſubjectiver und objectiver Seite hat ſich der Hr. Verf. erſt den Weg zur Ideenlehre gebahnt (p. 220 — 232). In den platoniſchen Ideen erkennt er nämlich eben ſo ſehr „die an ſich gewiſſen ſubjectiven Principien des Wiſſens als auch die objectiven Principien der Erſcheinungen und ihrer Veränderungen.“ In erſterer Beziehung erſcheinen die Ideen bey Plato „als einheitliche Zuſammenfaſſungen des Mannigfaltigen von Beſtandtheilen und Merkmalen, als die ſich immer gleich bleibenden Begriffe (τὸ αὐτὸ ἕκαστον, τὸ αὐτὸ καϑ' αὑτό) im Unterſchied vom Wandelbaren, als Gegenſtände eines reinen Denkens (εἰλικρινὴς διάνοια Phaedo 66, a), auch eines Schauens (καϑορᾶν, ϑεᾶσϑαι, ϑεωρεῖν Phaedr. p. 247) im Unterſchiede von den Begriffen, welche durch Abſtraction von ſinnlichen Wahrnehmungen gewonnen werden. Sie ſind „angeborne Regulative unſerer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, nur nicht im Sinne ſpäterer Philoſophie, als wenn ſie fertig und vollendet, wie Pallas dem Haupt des Jupiters, dem reinen Denken entſtiegen oder ſich gar als ein ruhender wirkungsloſer Schatz vorfänden.“ Der Geiſt entwickelt ſie vielmehr nur kraft der ihm eigenthümlichen ſelbſthätigen Bewegung des Denkens aus ſich, wendet ſie in der Erfahrung nur an, findet ſie nicht in ihr — und dieß zwar kraft ſeiner höhern ewigen Natur, und ſeiner durchgängigen Wechſelbeziehung mit der Welt des ewigen Seyns (p. 226). Dieß iſt denn auch nach Hrn. Br. der Kern der Lehre von einer Präexiſtenz der Seele im Sinne der Annahme einer Seelenwanderung und der Lehre von der Wiedererinnerung des dort geſchauten. Er hält dieſe Lehre für ſchwerlich mehr als „mythiſche Einkleidung und Mittel der Veranſchaulichung“, eine Anſicht, zu der wir uns wegen des engen Zuſammenhangs dieſer Lehre mit Plato's phyſikaliſchen Anſchauungen von den Weltſphären, die gewiß nicht als bloß mythiſche Einkleidungen aufzufaſſen ſind, ſchwer verſtehen können.

In objectiver Hinſicht bezeichnet Plato die Ideen „als die unkörperlichen, unräumlichen, unveränderlichen, einfachen, einander nicht entgegen geſetzten Einheiten, die nur ſtatt finden von dem, was ſich irgend wie als ſelbſtſtändig ſetzen läßt, die als Art und Gattungsbegriffe den Einzeldingen ihre Beſtimmtheit verleihen, als Geſetze ihre Verhältniſſe bedingen.“ Die Nachweiſe, die Hr. Br. zu der Erörterung über die Ideenlehre giebt, ſind durch fleißiges Herbeyziehen des Ariſtoteles und ſeiner Ausleger, die hier ſonſt weniger berückſichtigt werden, beſonders reichhaltig. Der Vollſtändigkeit wegen hätten wir gewünſcht, daß der Hr. Verf. auch hier ſchon angedeutet hätte, was er ſpäter genauer ausführt, wie die Ideen nämlich von Plato auf mehr Pythagoräiſche Art als das Begränzende und Maaßhaltende (πέρας und μέτρων) — dann auch als ideelle Zahlen ſeyen behandelt worden; bey einer überſichtlichen Behandlung der Ideenlehre müſſen unſerer Anſicht nach die verſchiedenen Faſſungen derſelben nothwendig zuſammen geſtellt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Auguſt.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie.

(Fortſetzung.)

Nach der allgemeinen Erörterung über die Ideen ſchreitet Hr. Br. zu weiterer Entwicklung der ſie betreffenden Lehre fort, indem er durch eine Darlegung des Inhalts und Gangs des Parmenides die Verſchiedenheit zeigt, welche Plato zwiſchen den Ideen und abſtracten Denkbeſtimmungen feſtgeſtellt habe, und die Art, wie er ihre Cauſalität näher zu beſtimmen geſucht. Die poſitive Bedeutung und große Wichtigkeit des Parmenides für die eigene Lehre Plato's ſcheint immer allgemeinere Anerkennung finden zu wollen. Beſonders hat ſich Stallbaum durch ſeine Erklärung dieſes ſchweren Dialogs (1839) viel Verdienſt um das Verſtändniß desſelben erworben. Unſers Hrn. Vfs. kurze Expoſition desſelben (p. 234 — 259) liefert nun auch gewiß einen weiteren ſchätzbaren Beytrag zur Feſtſtellung des Urtheils über ſeine Bedeutung. Einen ſichern Leitfaden zum Verſtändniß des Zwecks und der Gliederung des Geſprächs findet der Hr. Verf. in der Verbindung ſeiner dem erſten Blick nach einander fremden zwey Theile. Der erſte kürzere nämlich enthält die erſten Grundlinien der Ideenlehre zugleich mit den beſtimmteſten Erklärungen über die derſelben ſich entgegenſtellenden Schwierigkeiten. Wenn dieſer erſte Theil dem im zweyten größeren auftretenden dialektiſchen Uebungsſtücke, und ſo auch aller Dialektik die wahren Objekte bezeichnen ſoll, nämlich in den allgemeinſten Begriffen des Seyns und des Eins, ſo ſoll andererſeits die dialektiſche Uebung des zweyten Theils eine gründliche umfaſſende Löſung jener im erſten berührten Schwierigkeiten einleiten. Uebrigens äußert unſer Hr. Verf. gegründete Zweifel daran, daß es Plato jene Schwierigkeiten eben ſo zu löſen gelungen ſey, als ſie aufzudecken, und weiſt darauf hin, daß mehrere derſelben noch bey Aristot. Metaph. I, 9 bey Sext. Emp. Hypot. II, 20 als unwiderlegte Einwendungen gegen die platoniſche Lehre auftreten. Als die Abſicht der entgegengeſetzten dialektiſchen Schlußfolgerungen, welche im Parmenides unter Vorausſetzung des ſeyenden, dann des nicht ſeyenden Eins für dieſes ſowohl wie für das andere ſich ergeben, wird vom Hrn. Verf. je nach dem Charakter der Schlußreihe mit Recht eine doppelte angegeben. Einmal nämlich ſoll gezeigt werden, wie der Begriff des Eins, werde er als ſeyend oder als nicht ſeyend gedacht, als völlig abſtracter, ſich in ein nicht auszuſprechendes, nicht vorſtellbares, nicht denkbares auflöſe und alle widerſprechenden Beſtimmungen an ſich aufhebe. Treffend wird bemerkt, daß bey Plato die Begriffe des Seyns und des Eins in ihrer abſtracten Sonderung nur den dunkeln, beſtimmungsloſen Grund oder Ungrund, wie es ein großer neuerer Philoſoph bezeichne, die bloße Vorausſetzung alles beſtimmten, wirklichen, weſenhaften Seyns, nicht dieſes ſelbſt, zu Tage fördere. Dieſem Reſultate entſprechend wird auch vom Andern des ſeyenden wie des nichtſeyenden Eins (dem Stoffartigen und ſinnlich Wahrnehmbaren) nachgewieſen, daß es in ſchlechthiniger Sonderung vom Eins zu einem völlig undenkbaren werde. Die andere Abſicht aber dieſer antinomiſchen Schlußreihen iſt, zu zeigen, daß das Eins, werde es als

Digitized by Google

ſeyend oder nicht ſeyend geſetzt, unter der Vorausſetzung, daß es denkbar und durch Bezeichnung mittheilbar ſey, zum Träger der entgegen geſetzten Beſtimmungen werde, deren eine Reihe den ſeyenden Einheiten (den Ideen) zukommt, ſo fern ſie abſolut in ihrem Fürſichſeyn geſetzt werden, die entgegengeſetzte aber eben dieſen zwar, jedoch ſo fern ſie auf einander und das Andere d. h. auf Zeitlichkeit und Räumlichkeit und damit auf ſinnlich wahrnehmbare Dinge bezogen werden. (p. 247 — 248) In Beziehung aufs Andere entſpricht dann dem jetzt bezeichneten Reſultat hinſichtlich des Eins, der Beweis, daß es am Eins Theil habend auch ein Erkennbares werde, oder durch das concrete, reale Eins aus der ihm urſprünglich eigenthümlichen Unbeſtimmtheit zur Beſtimmtheit, aus der Unendlichkeit zur Endlichkeit und damit zur Vorſtellbarkeit und Denkbarkeit gelange, dabey aber auch entgegengeſetzte Beſtimmungen erhalte, je nachdem es in ſeinem Fürſichſeyn oder in ſeiner Abhängigkeit von der Einheit aufgefaßt werde.

Hr. Br. glaubt zuletzt (p. 258) auch nachweiſen zu können, wie durch die Reſultate des Parmenides (nämlich durch die Unterſcheidung der Ideen von bloß abſtracten Vorſtellungen — des realen, ſeyenden und denkbaren Eins vom abſtracten nicht ſeyenden noch denkbaren — ſo wie durch den Nachweis ihres Verhältniſſes zu einander und zu dem durch ſie bedingten, ihrer Cauſalität an ſich ſowohl wie in Beziehung auf ihr Anderes, den Stoff) eine Auflöſung der im Anfang des Geſprächs gegen die Ideenlehre erhobenen Schwierigkeiten gegeben ſeyn möchte. Ref. geſteht indeß, nicht einzuſehen, wie die im Platoniſchen Dualismus von Ideenwelt und Sinnenwelt liegenden Widerſprüche durch die Reſultate des Parmenides einer *wirklichen* Ausgleichung näher gebracht worden, als es ſchon dem Weſen nach durch die des Sophiſtes geſchehen, zu dem ſich allerdings, wie Ref. mit Hrn. Br. vollkommen einverſtanden, der Parmenides als weitere Entwicklung verhält. Aber eben weil er mehr nur vollſtändige Entwicklung des dort gegebenen iſt, können wir in ihm keinen höher liegenden Anſatz zur wirklichen Auflöſung jener Widerſprüche finden, die Plato gerade über ſein eigenes Syſtem

hinaus geführt haben würde, als welches mit dieſen Widerſprüchen zu ſehr in allen ſeinen Theilen verwachſen iſt.

Nach höchſt ſchätzbaren Unterſuchungen über die Methoden der dialektiſchen Begriffsentwicklung und ihre leitenden Grundſätze ſo wie über die Stufenfolge des Erkennens vom ſinnlichen Wahrnehmen bis zum reinen Wiſſen — (p. 259 — 284) von denen wir die über die antinomiſche Methode und die Stellung der mathematiſchen Wiſſenſchaften zur Philoſophie auszeichnen — nachdem ferner auf paſſende Weiſe als Anhang zur Ideenlehre die im Cratylus enthaltenen Grundzüge einer Philoſophie der Sprache kurz und treffend beſprochen worden (p. 284 — 293), geht der Hr. Verf. zum Beſchluß ſeiner Darſtellung Platoniſcher Dialektik auf eine genauere Betrachtung der letzten Urſachen und Gründe der Sinnen- und Ideenwelt ein, wie ſie uns bey Plato in der Materie einer- und in der Gottheit anderſeits entgegentreten. Was die erſtere betrifft, ſo tritt der Hr. Verf. eben ſo ſehr der Vorſtellung entgegen, welche einen mit den Ideen gleich ewigen an ſich ſeyenden Urſtoff annimmt, als jeder idealiſtiſchen, welche die Materie etwa in der Weiſe Leibnitz's auf verworrene Auffaſſung und Vorſtellung der Ideen zurückführt. Seine Behauptung, daß eine ſolche Anſchauungsweiſe ſchlechterdings außerhalb der Gränzen der Philoſophie des Alterthums liege, ſcheint uns im Allgemeinen vollkommen begründet, und beſonders im Gegenſatz gegen Böckh's Anſicht von der Materie (Studien von Daub und Creuzer III. S. 26 ff. cf. auch Ritters Geſch. d. Ph. II, 321 ff.) im Vortheil zu ſeyn. Nur hätte der Hr. Verf. nach des Ref. Meynung, um jene Gränzen griechiſch-römiſcher Anſchauung zu erklären, wenn auch nur kurz auf den Einfluß und die Macht religiöſer Ueberlieferung hinzuweiſen gehabt, welche für die Platoniſche Philoſophie einen Schwerpunkt abgiebt, von dem ſie, beſonders wo der Faden der Dialektik abzureißen droht, unwiderſtehlich und vielfach unbewußt angezogen wird. In der Kosmogenie der religiöſen Ueberlieferung, wie ſie uns namentlich bey den Orphikern, aber auch bey Heſiod entgegentritt, finden wir vor allem eine *Doppelheit* der Urgründe der Welt geltend ge-

Digitized by Google

macht, welch dem Platoniſchen Dualismus von Materie und Gottheit (Geiſt) augenſcheinlich entſpricht, und welche in der helleniſchen Auffaſſung göttlicher und natürlicher Dinge die tiefſten, hier nur nicht weiter bloß zu legenden Wurzeln hat (cf. unter andern Lob. Aglaoph. p. 473 f. Damasc. de prr. ed. Kopp p. 380. Hesiod. theog. V. 116 ff.). Wenn ſich übrigens hiernach eine moderne idealiſtiſche Auffaſſung der Materie bey Plato nicht wird nachweiſen laſſen, ſo wird andrerſeits nach des Ref. Anſicht nicht geläugnet werden können, daß er ſich in dieſem Punkt wie in manchen anderen einer idealiſtiſchen Betrachtungsweiſe bis zu einer äußerſten Gränze wenigſtens *nähert*, von deren Ueberſchreitung er wohl am meiſten durch die Macht hergebrachter Anſchauungen abgehalten worden. Der Hr. Verf. möchte Plato zu weit davon entfernt denken, daß er das Sinnliche aus den unklaren, verworrenen Beziehungen der Idee zu einander ſowohl als zum wahrnehmenden erklärte, und die Fragen, die er (p. 296) der Behauptung einer ſolchen idealiſtiſchen Lehre bey Plato entgegenſtellt, möchten ſich mit Benützung beſonders der Stellen Rep. V p. 476, a. VII, 524, cf. Aristot. Metaph. I, 6; Phaedo p. 102. Soph. p. 259 und mit Rückſicht darauf, daß die Vielheit der Ideen ſchon als ſolche der Conſequenz des Syſtems nach ihre ſinnliche Erſcheinung involviren muß, daß die Materie von Plato unſinnlich gedacht wird (Tim. p. 51), was auch der Hr. Verf. nicht läugnet, daß ſie mit dem ἄπειρον des Philebus mit dem μὴ ὄν (Tim. p. 27), ja mit dem vollkommen abſtracten Eins des Parmenides zuſammenfällt — wohl ſo beantworten laſſen, daß eine größtmögliche Annäherung in idealiſtiſcher Auffaſſungsweiſe zur Gewißheit würde.

Iſt nun aber die Materie kein ewiger an ſich ſeyender Urſtoff — und auch nicht der bloße Schein, der ſich um die Idee verbreitet, ſo wie ſie in einer Vielheit der Ideen zur Erſcheinung kommt, was, müſſen wir fragen und fragt der Hr. Verf., iſt ſie dann? Hr. Br. glaubt zwiſchen den beyden Klippen am glücklichſten durchzuſchiffen, wenn er ſie als „das unter dem Einfluß der Ideen ſich verwirklichende, jedoch aus ihrer (der Ideen) und des göttlichen Geiſtes Wirkſamkeit nicht abzuleitende, als objective Erſcheinungsform für die Ideen“ ferner „als das der Wirkſamkeit der Ideen mit Nothwendigkeit ſich Darbietende, die auf Naturnothwendigkeit zurückzuführende Miturſächlichkeit mit der freyen Urſächlichkeit der Ideen“ bezeichnet. Dieſe ſubtileren Bezeichnungen ſind allerdings nicht gegen den Geiſt Platoniſcher Lehre, entfernen aber die Schwierigkeiten des Widerſpruchs nicht, wie denn auch Hr. Br. gleich darauf anerkennt: „Plato ſey in einem fruchtloſen Ringen gegen die Widerſprüche begriffen, in die ſich der Dualismus verwickeln müſſe“ (p. 306). Ref. möchte wünſchen, der Hr. Verf. wäre mit dieſem Zugeſtändniß nicht ſo zurückhaltend geweſen, und hätte auch ſchon innerhalb der vorangehenden Darſtellung der Ideenlehre, beſonders auch mit Rückſicht auf die Reſultate des Sophiſtes und Parmenides, die Widerſprüche nachgewieſen, welche ſich aus jenem Dualismus auch für dieſe ergeben. Es würde ſich daraus eine noch vielſeitigere Behandlung der Platoniſchen Ideen- und Erkenntnißlehre, und dabey auch jene Frage ergeben haben, in wie fern die Platoniſchen Ideen (die höchſten des Eins, des Guten an der Spitze) mehr bedeuten als das, was man als abſtracten Begriff der Idee gegenüber zu ſtellen pflegt — wie ſie denn nach Plato's Abſicht gewiß mehr ſeyn ſollten —; und in wie fern ſie ſich vielleicht doch, gegen den urſprünglichen Geiſt und die urſprüngliche Tendenz Platoniſcher Lehre, unter der Hand gleichſam, in abſtracte Beſtimmungen auflöſen. Es iſt nämlich nicht zu verkennen, daß der überall im Geheimen mitwirkende Widerſpruch des Dualismus eben die letztere Folge haben mußte. Man bedenke, um dieſe Behauptung richtig zu finden, daß Plato einerſeits die höhere Natur der Idee darein ſetzt, daß ſie ſich als vollkommene Realität und ſchöpferiſche Cauſalität in der Welt des Sinnlichen und Werden an der Materie bewährt — durch dieſe an der Sinnenwelt zur Erſcheinung kommende Realität und Cauſalität unterſcheidet ſie ſich eben vom abſtracten Begriff; daß er aber andrerſeits jene höhere Natur der Idee darin ſucht, daß ſie dem Gebiet des Werdenden, Erſcheinenden entrückt, ein von der Materie abgetrenntes, ewiges Seyn in völliger Reinheit und Unvermiſchtheit mit ihr darſtellt. Während nach der erſteren

Digitized by Google

Auffaſſung die höhere Natur der Idee darauf beruht, daß ſie die Welt der Erſcheinung lebendig bedingt, iſt ſie nach der letztern darauf gegründet, daß die Idee der ganzen Erſcheinungswelt abgekehrt iſt, und alſo auch nur durch beharrliche Abſtraction von ihr und allen ihr zukommenden Merkmalen gedacht werden kann. Hatte der Platoniſche Dualismus in der Materie einen unverſöhnlichen Gegenſatz den Ideen gegenüber geſtellt, ſo war es eine natürliche Folge, daß Plato die Idee ihr eigenthümliches Leben dadurch retten und erhalten läßt, daß ſie von dem Gegenſatz ſchlechthin abſtrahirt.

Der Hr. Verf. beſchließt ſeine Erörterungen über die Materie mit der eindringenden Unterſuchung einer ſpätern Ausbildung dieſes Lehrſtücks (p. 306 — 322), welche aus ſparſamen Andeutungen beſonders des Ariſtoteles über den Inhalt der mündlichen Vorträge des Plato nur mühſam noch zu entziffern iſt, nachdem die Aufzeichnungen des Ariſtoteles und anderer von den mündlichen Vorträgen Plato's, die vom Guten handelten, verloren gegangen ſind. Vermöge jener Weiterbildung verſuchte Plato nach der vorliegenden Darſtellung, in der der Hr. Verf. vielfach auf ſeinen hieher gehörigen Aufſatz im Rheiniſchen Muſeum *) zurückgeht, „eine Einigung ſeiner Ideenlehre mit der Pythagoräiſchen Zahlenlehre beabſichtigend, aus dem Grund der Mannigfaltigkeit, den er in dieſem Zuſammenhang als zwiefaches Unendliches, als das Große und Kleine darſtellt, die Ideen in der Form von Idealzahlen durch Wirkſamkeit des abſoluten Eins abzuleiten" (p. 307). Letzteres, das unbedingte Eins, im Sinn der Pythagoräer gefaßt, iſt dann auch zugleich mit der Idee des Guten, nach Hrn. Br. die Plat. Bezeichnung für die Idee der Gottheit, zu deren Behandlung er nach ſeinen Erörterungen über die Materie übergeht (p. 322 — 350).

Hr. Br. faßt Plato's Lehre von der Gottheit § 109 in folgende kurze Worte zuſammen, die bey einem im weſentlichen richtigen Sinn doch der Platoniſchen Weiſe philoſophiſcher Bezeichnung etwas zu fern ſtehen und hier und da die rechte Einfachheit und Ungeſuchtheit des Ausdrucks vermiſſen laſſen möchten, mit der ja doch die Anforderung an Kürze, Präciſion und Objectivität der Darſtellung ſehr wohl verträglich ſind. Sie lauten:

„Unbedingter Grund der Ideen und ihrer Verwirklichung in der Welt der Erſcheinung iſt die Gottheit, ſo fern die ewigen Beſtimmtheiten jener und ihre Erkennbarkeit nur kraft der unbedingten d. h. göttlichen Vernunftthätigkeit ſich zu bethätigen und damit den an ſich wirkungs- und beſtimmungsloſen Stoff zu verwirklichen vermögen. Als unbedingt denkende, oder freye Urſächlichkeit wird ſie das ſchlechthin Gute, als letzter Grund der durch die intelligibeln Zahlen ſchematiſirten Ideen das unbedingte Eins genannt."

Der Hr. Verf. vermeidet, wie man ſieht, zwey andere Platoniſche Begriffe als Bezeichnungen des höchſten Weſens mit der des Guten auf gleiche Linie zu ſtellen, nämlich den der Weſenheit (οὐσία) und den des Geiſtes oder der Vernunft (νοῦς). Er läßt ſich durch die Hauptſtelle für die Platoniſche Gottesidee beſtimmen (Republ. VI. am Ende beſonders 509 b. 517 c.), wornach allerdings das Gute nicht nur als über Seyn und Weſenheit erhaben (τῆς οὐσίας πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχον), ſondern auch als Grund des Geiſtes ſo wie aller wahren Erkenntniß und Vernunftthätigkeit (φρόνησις) bezeichnet wird, „welche letztere ihre poſitive Beſtimmtheit erſt durch den Begriff des Guten erhalte, nicht umgekehrt dieſem ſie mittheile" (ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα . . . ἔν τε ὁρατῷ φῶς καὶ τὸν τούτου κύριον τεκοῦσα ἔν τε νοητῷ αὐτὴ κυρία ἀλήθειαν καὶ νοῦν παρασχομένη). Auch findet der Hr. Verf. es wahrſcheinlich, daß Plato in ſeinen Vorträgen über das Gute dieſe erhabene Stellung der Idee des Guten, welche ſie zum Grund der Denkbarkeit der Ideen nicht minder als ihrer Wirklichkeit macht, noch weiter darzuthun geſucht habe.

(Fortſetzung folgt.)

*) Jahrgang II. Heft 2. „Ueber die Zahlenlehre der Pythagoräer und Platoniker."

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Auguſt.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie.

(Fortſetzung.)

Ref., der die Evidenz der Stelle Republ. VI. keineswegs zu läugnen geſonnen iſt, und die Vermuthung theilt, daß die mündlichen Vorträge Plato's über die Idee des Guten dieſer die höchſte Stelle zu ſichern ſuchten, zweifelt doch daran, ob die darin ausgeſprochene Rangordnung der Bezeichnungen für das Abſolute mehr zu urgiren ſey als die, welche wir in Beziehung auf die verſchiedenen Arten von Gütern am Schluß des Philebus leſen. Wenigſtens fehlt es nicht an Stellen, wo *οὐσία* und *νοῦς* als höchſte Bezeichnungen des Abſoluten gebraucht werden. Oder ſollten die *ἀληθὴς οὐσία*, das *ὄντως ὄν* des Phädrus*), ſo wie der *νοῦς βασιλικός* des Philebus nicht als eben ſo berechtigte Ausdrücke für das Weſen des Abſoluten zu betrachten ſeyn, als der des abſolut Guten? zumal da, was das Seyn betrifft, Plato gerade in der Hauptſtelle Republ. (518. c.) die Abkehr der Seele vom Werdenden hinweg zum Seyenden mit der zum Guten ſelbſt ziemlich ſynonym braucht. Sollte Plato wirklich das wahre Seyn ſo wie die reine Geiſtigkeit ſo ſehr nur als untergeordnete Momente des Abſoluten gedacht haben, daß er ſie auch nach ihrer Scheidung von allem endlichen Sinnlichen doch nicht als Bezeichnungen des Abſoluten mit der des Guten gleich zu ſtellen wagte? In Beziehung auf den *νοῦς* des Philebus möchte ſich die Nothwendigkeit einer ſolchen Gleichſtellung beſonders klar darthun laſſen, da der *νοῦς* dort (cf. pag. 28. 30) auch über die Natur der Gränze (der Ideen *) hinausgerückt wird, als Urſache der Miſchung ſowohl des Unbegränzten wie der Gränze (mithin auch als Urſache der Ideen wie ihrer Wirklichkeit). Der Hr. Verf. kann deßhalb auch nicht umhin, hinſichtlich des Verhältniſſes von *νοῦς* und der Idee des Guten folgendes Zugeſtändniß zu machen:

> „Obgleich die Idee des Guten als letzter Grund der Erkenntniß und ihrer Wahrheit, des Geiſtes und der von ihm ergriffenen Weſenheiten, erhabener als Geiſt und Weſenheit ſeyn ſoll, — doch vermögen wir nur als Geiſt ſie zu denken, nur die Wirkſamkeit des Geiſtes ihr beyzulegen, da wir nur unter dieſer Form der höchſten Kraftthätigkeit ſie auffaſſend, ihre Urſächlichkeit von der nothwendigen Urſächlichkeit des Stoffs zu unterſcheiden im Stande ſind“ (p. 326).

Zwey Bemerkungen zu dieſer Stelle kann Ref. nicht zurückhalten. Erſtens ſcheint Hr. Br. hier die Begriffe Geiſt und unbedingte Kraftthätigkeit ziemlich zu identificiren, da doch bey Plato der *νοῦς* nicht als bloße Thätigkeit ſondern auch als Subject der Thätigkeit und als die ihr zu Grunde lie-

*) vergl. auch Soph. p. 248 Ende 249, wo vom Seyn Vernunft, Seele, Leben prädicirt wird.

*) cf. p. 332 des vorliegenden Handbuchs, wo mit Recht gegen Zeller bemerkt wird, daß unter *πέρας* im Philebus nicht ausſchließlich die Weltſeele zu verſtehen ſey, die die Geſetze des Weltalls in Zahlenverhältniſſen darſtelle, ſondern auch die übrigen Beſtimmtheiten der Idee.

Digitized by Google

gende abſolute Weſenheit gedacht wird; denn das ſagt die vorhin berührte Stelle des Philebus, welche dem νοῦς auch ψυχή beylegt, unzweydeutig aus. Ferner kommt es uns ſehr bedenklich und mit der Darſtellung der Objectivität, die ſonſt vom Hrn. Verf. angeſtrebt, aber freylich durch Einmiſchung moderner Begriffsbezeichnung auch von ihm nicht ganz rein gehalten wird, ſchwer vereinbar vor, daß dem Begriff der Kraftthätigkeit eine ſolche Stelle im Platoniſchen Syſtem übertragen wird, die er doch erſt im Ariſtoteliſchen gewinnt.

Daß Plato übrigens die Idee des Guten nach des Hrn. Verf. Anſicht, wenn auch nicht als frey ſchöpferiſche Gottheit, doch als perſönlich und im Sinn eines theiſtiſchen Syſtems gedacht, wiewohl der Hr. Verf., wahrſcheinlich um die Objectivität der Darſtellung nicht zu trüben, der letzten beyden Bezeichnungen, als einem neueren Gedankenkreis angehörig, ſich nicht bedient, geht aus den gleich folgenden Worten hervor (p. 326):

„Denn dieſee (nämlich der Ueſächlichkeit des Stoffs) die Urſächlichkeit der Ideen ausdrücklich und beſtimmt entgegenſetzend, muß Plato letztere als frey, mithin als ſchlechthin frey den Geund gedacht haben, von dem wiedeeum die Geſammtheit dee übrigen Ideen abhängig ſeyn ſollte; und ſetzte ee dieſe d. h. die Idee des Guten als ſchlechthin frey, ſo mußte ee ihe eine ſelbſtbeſtimmende, denkende uno geiſtige Keaftthätigkeit zueignen, mag auch der Begriff abſolutee Selbſtbeſtimmung noch nicht zu deutlicher, begrifflicher Entwicklung bey ihm gelangt ſeyn.“

In Beziehung auf die weitere Frage, welche kaum jemals zu einer letzten Entſcheidung wird geführt werden können, in welcher Weiſe Plato die Bedingtheit aller übrigen Ideen durch die des Guten gefaßt, und wie die Wickſamkeit der freyen Vernunftthätigkeit der letzteren, erklärt ſich Hr. Br. (p. 327) zunächſt gegen die allerdings ungenügende Ritter'ſche Auffaſſung, wonach die Idee des Guten als höchſter Begriff zu betrachten ſey, der die Geſammtheit der Ideen in ſich einſchließe oder in ſeinem Umfang enthalte, mithin allen als gemeinſames Merkmal zukomme. Plato, bemerkt Hr. Br. dagegen, habe gewiß die Ideen nicht bloß als Begriffe, „ſondern auch in ihrer concreten Beſtimmtheit von der des Guten abhängig ſeyn laſſen.“ Nicht bloß denkend auffaſſen ſolle die göttliche Vernunft, die von ihr unabhängigen Beſtimmtheiten der Ideen, oder „das ſie in ſich abſpiegelnde Subject“ ſeyn. Andrerſeits nun aber kann nach dem Hrn. Verf. die Platoniſche Idee des Guten doch auch nicht als ſchöpferiſche Urſache der Ideenwelt angeſeben werden; denn nicht geſchaffen, ſondern zeitlos ewig ſollten die Ideen ſeyn. Und dieſelbe Schwierigkeit, ſich die Cauſalität der höchſten Idee im Verhältniß zur Ideenwelt zu denken, kehrt auch bey dem Verhältniß des unbedingten Eins zu den Idealzahlen wieder. „Der Schlüſſel nun des Räthſels,“ daß nämlich die Idee des Guten und des Eins Grund der Weſenheiten ſeyn ſoll, und dieſe doch als Ideen ewig ſeyen, meint Hr. Be. (p. 328) „könne wohl nur in der Vorausſetzung ſich finden: die Ideen, beſondere Beſtimmtheiten der ewigen Natur des Guten oder der Gottheit, vermöchten wirkſam und damit als Weſenheiten ſich zu erweiſen lediglich dnrch die dieſer eigenthümliche vernünftige Kraftthätigkeit, wenn nicht durch dieſe belebt oder beſeelt würden ſie wirkungsloſe und damit weſenloſe Denkbeſtimmungen ſeyn.“ Die überwiegende Wahrſcheinlichkeit aber dieſer Annahme findet er darin gegeben, daß „einerſeits, wie die Weſenheit der Ideen ſo ihre Urſächlichkeit für die Welt der Erſcheinungen auf die Idee des Guten zurückgeführt, andrerſeits die Vernunft als von ihr gezeugt bezeichnet wird; letzteres in Bezug auf die Behauptung, die Idee des Guten als ſolchen, weil Grund alles Denkens und aller denkbaren Weſenheiten, ſey über beydes erhaben“ ꝛc. Dieſem Gedanken entſpreche es einmal, wenn in der mythiſch umkleideten Kosmologie des Timäus der Weltbau des Vergänglichen nicht durch die Gottheit ſelbſt, ſondern durch untergeordnete göttliche Weſen „d. h. wohl durch den von jener mit Kraftthätigkeit ausgerüſteten Inbegriff der Ideen, zunächſt ſo fern ſie ſich in den Weltkörpern bereits verwirklicht haben“ ausgeführt wird; — entſpreche ferner die ſymboliſche Zahlenlehre Plato's, „indem hier durch unmittelbare Wirkſamkeit des göttlichen Eins die Ideen aus dem Großen und Kleinen entwickelt d. h. zur Kraftthätigkeit erweckt würden, auf daß durch ſie die Welt der Erſcheinung aus demſelben ſtoffartigen Grunde ſich geſtalte.“ Ref. kann folgendes Bedenken gegen dieſen Verſuch die Schwierigkeit zu

löſen nicht unterdrücken. Bey der feſten Ueberzeugung Plato's von dem ewig ſich gleich bleibenden Weſen der Ideen müſſen ſie auch immer ſchon nicht bloß als abſtracte Denkbeſtimmungen, ſondern auch als mit Kraftthätigkeit ausgerüſtet und wirkſam gedacht werden. Dann aber kehrt die Frage wieder, wie die Ideen ewig, zugleich aber die höchſte Idee ihr Grund ſeyn ſall. Nur wenn ſich Plato die Belebung und Beſeelung der abſtracten Denkbeſtimmungen als in der Zeit vergehend gedacht hätte, wo dann übrigens eine andere nicht minder ſchwierige Frage ſich herbeydrängen würde, in welches Verhältniß nämlich man nach Plato die abſtracten, ewigen Denkbeſtimmungen zum Abſoluten ſelbſt zu ſetzen habe, würde in des Hrn. Verf. Anſicht ein glücklicher Verſuch zur Löſung der Schwierigkeit gegeben ſeyn. Daß aber Plato eine ſalche Ausrüſtung der Welt der Ideen mit Kraftthätigkeit — eine Belebung, Beſeelung derſelben als abſtracter Denkbeſtimmungen — lauter Begriffe, die ſich überdieß nicht unmittelbar auf Platoniſche Aeußerungen zurückführen laſſen, — als etwas zeitlich geſchehendes dargeſtellt habe, wird wohl Niemand hoffen überzeugend darthun zu können. Ref. hätte hier auch gern die weitere Schwierigkeit näher berückſichtigt geſehen, welche darin liegt, daß die Ideen doch nicht bloß „Beſtimmtheiten der Idee des Guten und Gottes," ſondern auch der Welt ſind, daß ſie die Welt in ihrem wahren Anſichſeyn darſtellen, mithin die Frage entſteht, wie die gleichzeitige Annahme einer freythätigen perſönlichen Welturſache und einer Welt, die in ihren ewigen Urbildern ſelbſt ewig und abſolut ſelbſtſtändig iſt, zurecht zu legen ſey. Hauptſächlich hat ſich an dieſen Punkt von jeher der Vorwurf angeſchloſſen, Plato's Ueberzeugung von dem Daſeyn einer freyen perſönlichen Welturſache ſey etwas problematiſches, wo nicht geradezu bloß ſcheinbares. Und in der That, wenn auch der Geiſt der Plat. Lehre unzweifelhaft ein theiſtiſch-theokratiſcher iſt, wie es auch ſchon der Geiſt Sokratiſcher Lehre geweſen war, ſo iſt doch in ſeiner Lehre von einer völlig an ſich ſeyenden Ideenwelt ein damit keineswegs ausgeſähntes Element vorhanden. — Der Hr. Verf. führt im weitern Verlauf (p. 331 ff.) den ſchönen Nachweis, wie Plato die Urſächlichkeit der höchſten Idee des Guten näher ſich gedacht, indem ſie ihm ſowohl Wirk- als Endurſache alles Bedingten geweſen, wie ſich ferner in den Plat. Ausſprüchen über jene Urſächlichkeit ſchon die Grundlinien des ſpäter ausgeführten ontologiſchen, kosmologiſchen und phyſikatheologiſchen Beweiſes finden. Auch Plato's Gedanken von der göttlichen Weltregierung, ſo wie die Vereinbarkeit göttlicher Weltregierung mit der freyen Selbſtbeſtimmung des Menſchen und mit dem Vorhandenſeyn des Böſen und des Uebels nach Plat. Anſchauung werden hier beſprochen. Nach Hrn. Br. betrachtet Plato das Böſe als den verneinenden Gegenſatz gegen das Gute (Theaetet p. 176, a), der durch die göttliche Urſächlichkeit nur *zugelaſſen* werde. Letzteres wird aus Tim. 29, e im Vergleich mit Theaet. l. c. in ſo fern etwas raſch gefolgert, als es im Tim. nur heißt, daß Gott alles ſa viel als *möglich* gut will, nicht aber geſagt wird, wie der Wille Gottes ſich zu der Beygabe des Schlechten, auf die durch das „ſo viel als möglich" hingedeutet und die in der Stelle des Theaetet als nathwendig dargeſtellt wird, verhält. Der Begriff der Zulaſſung ſetzt ein klareres Bewußtſeyn über das Verhältniß des göttlichen Willens und der menſchlichen Freyheit als alleiniger Urſache des Böſen voraus, als wir es in der Sokratiſch-Plataniſchen Lehre finden. Es wäre nach des Ref. Anſicht überhaupt darauf hinzuweiſen geweſen, daß dieſe Lehre durch den religiöſen ſittlichen Standpunkt des Alterthums nicht minder bedingt war, als die vom göttlichen Weſen als ſchöpferiſcher Urſache der Welt. Am meiſten Erkenntniß van der freyen Selbſtbeſtimmung des Menſchen als Grund des Böſen in der Welt zeigt ſie zwar immerhin gerade nach der Seite, wo ſie ſich an die religiöſe Ueberlieferung anſchließt und im Sinne der Lehre von der Seelenwanderung einen von ſittlicher Entſcheidung abhängigen Zuſtand der Seele auf den verſchiedenen Stufen ihres Daſeyns anerkennt. Indeß möchte es theils noch nicht gelungen ſeyn, dieſe Seite der Lehre mit der andern, wonach das Böſe als etwas durch die Endlichkeit des Sinnenweſens und äußere übermächtige Einflüſſe nothwendig gegebenes erſcheint (cf. Tim. p. 86 u. a. auch Polit. p. 269), in Einklang zu bringen,

theils wird jene Entſcheidung zum Guten und Böſen noch nicht ſchon ſo als freyes Eingehen in den göttlichen Willen oder poſitives Widerſtreben gegen denſelben gedacht, wie dieß von chriſtlich ſittlichen Principien aus anerkannt werden muß und von der Philoſophie der chriſtlichen Zeit zum Theil auch tiefer erfaßt worden iſt. Wir erinnern nur an Kant's Anſicht von einem radicalen Böſen und an Schelling's Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freyheit. Auf die Platoniſche Anſicht von der menſchiichen Freyheit kommt der Hr. Verf. ſpäter noch einmal beſonders zu ſprechen; in der Darſtellung der Plat. Pſychologie nämlich (p. 431 — 452), bezeichnet er ſie „als das der Vernunft eigenthümliche Vermögen, ſich für das Gute durch Seibſtbeſtimmung zu entſcheiden, wenn gleich innerhalb der durch ihre Verkörperung und ihre Zuſammengehörigkeit mit der Natur der Dinge bedingten Gränzen,“ und glaubt ſich nach Abwägung aller hierher gehörigen Ausſprüche Plato's, die freylich kein abſchließendes, poſitives Reſultat gewinnen laſſen, doch wenigſtens das negative zu ziehen berechtigt, „daß Plato ſich eben ſo wenig für die Theorie des Indeterminismus wie für die des Determinismus oder des Prädeterminismus unbedingt entſchieden haben würde.“

Hr. Br. beſchließt ſeine Darſtellung der Plat. Theologie mit einer kurzen Erörterung des Verhältniſſes, in welches ſich Plato zum Polytheismus des Volksglaubens ſetzte. Mit Recht hebt er die „ſchonende Behandlung“ hervor, die ſie von Plato erfuhr, indem ſein Beſtreben darauf gerichtet geweſen ſey: „den Volksglauben von entſittlichenden Anſätzen zu reinigen, gegen materiale Deutungen zu ſichern und als Leiter zu lebendigem Glauben an den ewigen Gott zu benutzen.“

Es folgt auf die Darſtellung der Theologie Plato's, welche den Schlußſtein der Platoniſchen Dialektik bildet, die Darſtellung auch des phyſiſchen und ethiſchen Theils des Syſtems (p. 350 — 452 und 452 — 552). Wir beſchränken uns hier auf eine kurze Angabe des Ganges, den ſie nimmt.

In der Auseinanderſetzung der phyſikaliſchen Lehren Plato's nach Anleitung des Timäus ſchließt ſich Hr. Br. an Böckh's Reſultate hinſichtlich dieſes Dialogs an, berückſichtigt aber auch fleißig Henri Martin's Werk über denſelben (études sur le Timée de Platon Paris 1841. 2 vol.). Wegen der durchgängigen Wechſelbeziehungen des Leibes und der Seele verknüpft er mit den phyſikaliſchen auch zugleich die pſychologiſchen Lehren Plato's, und als Epiſode ſchaltet er innerhalb Platoniſcher Pſychologie die Grundlinien Platoniſcher Aeſthetik ein (409 — 431). Das Bedürfniß nämlich, welches Plato empfinden mußte, Vermittlungen zwiſchen dem unſterblichen Seelenweſen und dem ſterbiichen aufzuſuchen, welches ihn auf das Eiferartige führt als höhere ſinnliche Kraft, entſprechend der Mittelſtufe der richtigen Vorſtellung zwiſchen Empfindung und Wiſſenſchaft — ließ ihn auch zwiſchen „der höhern geiſtigen Liebe als dem der Vernunft eigenthümlichen Bildungs- und Entwicklungstrieb und der niedern ſinnlichen ein dieſen beyden Richtungen der Liebe Gemeinſames“ auffinden. Es iſt ihm dieß [illegible]

„der Trieb, das Ewige einerſeits durch Vernunftthätigkeit zu ergreifen, andrerſeits durch Fortpflanzung dem Vergänglichen einzubilden. Das Schöne, als entſprechende Abbildung des Ewigen, der Ideen im Veränderlichen, war ihm das Mittel, durch welches es uns gelingen ſollte, unter der Form der Ewigkeit geiſtig und leiblich zu zeugen; die Kunſt, Darſtellung des Schönen, und nur ſo weit ihrer Beſtimmung entſprechend, in wie weit ſie vom Bewußtſeyn der Ideen geleitet werde (p. 399 f.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Auguſt.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Julius Echter von Meſpelbrunn, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken. Von Dr. Joh. Nep. Buchinger, k. b. Rathe, vormaligem Archivar zu Würzburg und dermaligem erſten Adjuncten im k. Reichsarchive ꝛc. Nebſt des Biſchofs Porträt und Facſimile in Stahlſtich und 4 radirten Steinzeichnungen. Würzburg 1843. Verlag von Voigt und Mocker. 8. VI. 395 S.

Die Geſchichte der deutſchen Hochſtifter ſeit der Glaubensſpaltung iſt eigentlich nur die Geſchichte des glücklich oder unglücklich geführten Kampfes gegen die früher oder ſpäter eingetretene Säculariſation. Nur ganz ſelten treten ſolche Lichtmomente ein, in welchen der Kampf gegen Außen auch eine innere Entwickelung geſtattet, der geiſtliche Fürſt auch als Biſchof ſegensreich aufzutreten vermag. So nothwendig mit dem Beſtande des deutſchen Reiches die Aufrechthaltung der geiſtlichen Herrſchaften war, ſollte nicht dieſes ſeinen Grundcharakter und damit auch den Endzweck ſeines Daſeyns verlieren, ſo unnöthig erſcheinen daher dieſe in einer ſpäteren Epoche, die freylich gerade durch die Säculariſation Pflichten auf ſich genommen hat, deren man ſich eben ſo wenig entſchlagen darf, als man den Gewinn der Säculariſation einzuärndten bemüht geweſen iſt. Das Hochſtift Würzburg, nach deſſen Beſitz anfänglich ſo mancher deutſche Ritter ſich ſehnte, das im ſiebenzehnten Jahrhunderte Weimar, wie im neunzehnten Oranien, Habsburg und Wittelsbach begehrten, hat an der allgemeinen Calamität deutſcher Biſthümer nicht nur redlich mitgetragen, ſondern auch beſonders in der Epoche Julius von Meſpelbrunn ſo mannhaft ſich erwieſen, daß es den Zagenden zum Vorbilde, den Furchtſamen zur Schutzwehr, den Fliehenden zum ſichern Porte diente. Julius ſelbſt ſteht ſo achtbar in der Geſchichte da, errang ſich die Bewunderung ſeiner Freunde wie ſeiner Feinde in ſolchem Maaße und hat ſein Andenken ſo tief in die Herzen des fränkiſchen Volksſtammes eingegraben, daß eine Wiederbelebung ſeines Gedächtniſſes zu den dankenswertheſten Bemühungen gehört. Die umſichtige und quellenmäßige Behandlung dieſes Gegenſtandes durch Hrn. Buchinger verleiht aber dieſer Biographie einen doppelten Werth und macht ſie zu einem wichtigen und nicht zu übergehenden Beytrag ſowohl für die Geſchichte des Reformationszeitalters, wie für die der Vorbereitungen zum 30jährigen Kriege, und der Stadt und des Fürſtenthums Würzburg noch insbeſondere.

Durchgehen wir die erſte Abtheilung des Buches, ſo ſchildert uns der Verf. zuerſt die vier Epochen der Geſchichte von Würzburg, von welchen die dritte, die unglücklichſte, von 1518 — 1648, zum größeren Theile den Inhalt des vorliegenden Buches bildet. Alle nun folgenden Paragraphe des erſten Capitels ſind von allgemeinem Intereſſe. Die Ausbreitung der lutheriſchen Lehre im Hochſtifte Würzburg und der rege Antheil, den die fränkiſche Ritterſchaft daran nahm, „alle nicht ohne die Ausſicht, durch den Abfall von der Kirche die lang gewünſchte Unabhängigkeit von den fränkiſchen Bi-

Digitized by Google

ſchöſen und ihrer beſchwerlichen Landeshoheit zu gewinnen;“ der Bauernkrieg in Franken und die Gefahr eines heſſiſchen Krieges durch den Landgrafen Philipp, der die Hochſtifter Würzburg und Bamberg brandſchatzte; dann der heilloſe markgräfliche Krieg, aus dem ſich die ſchändlichen Attentate Wilhelms von Grumbach entwickelten; die Ermordung des Biſchofs Melchior am 15. April 1558, die Plünderung von Würzburg durch Wilhelm ſind Ereigniſſe, die begreiflich machen, daß, als einmal ein gewaltiger Mann zum Biſchofe erwählt wurde, derſelbe die Glaubensſpaltung auch nur im Lichte jener Scenen erblickte, die in ihrem Gefolge über das Herzogthum Franken gekommen waren. Der Verf. ſchildert hierauf die Verluſte, welche die Stifter durch die Declaration zu Gunſten der Ritterſchaften und Städte in dem Religionsfrieden 1555 erlitten, die ſtete Bekämpfung des katholiſchen Theiles der Bevölkerung durch die vom Siege berauſchten Gegner, die Hilfloſigkeit des Biſchofs Friedrich, der die Tage in fruchtloſer Abwehr, die Nächte in Weinen und dem Gebete zubrachte, es möge ihm, dem ſchwachen Greiſe, ein Nachfolger zu Theil werden, „der kräftig, muthig und erleuchtet genug wäre, die verirrten Diöcesanen der alten Kirche wieder zu gewinnen und das erſchütterte Haus Gottes wieder aufzurichten.“ Er entſchlief den 12. Nov. 1573. Was er ſo ſehnlich gewünſcht hatte, gieng in Erfüllung — durch Julius von Meſpelbrunn.

Das zweyte Capitel beſpricht die Wahl und den Regierungsanfang des Biſchofs Julius. Wie wenig die Bedürfniſſe des Augenblicks von der Seite erkannt wurden, von welcher es am meiſten erwartet werden mußte, zeigt der Verf. an der Beſchränkung, welche das Domkapitel dem neu erwählten Biſchof Julius in der Wahlcapitulation anlegte. „Es ſchien, als wäre das Capitel zu ſteter Vormundſchaft über ihn berechtigt.“ Nicht minder charakteriſtiſch iſt das Erſtaunen der Würzburger über die auf Julius gefallene Wahl, der als geborner Mainzer Unterthan bisher als Fremder angeſehen worden war und deſſen außergewöhnliche Eigenſchaften wohl nur von dem Domkapitel erkannt wurden, das ihn wählte und ihm dann die Hände band.

Nachdem der Verf. die Abſtammung und frühere Laufbahn des B. Julius geſchildert, die Huldigung von Würzburg, ſeine Conſecrirung und kaiſerliche Beſtätigung erzählt, geht er auf die Theilnahme des Biſchofs an dem Reichstage d. J. 1576, an dem Landsberger Bunde, an dem Cölner Friedenscongreſſe zur Schlichtung der Niederländer Unruhen, an dem Augsburger Reichstage 1582, an den Cölner Unruhen wegen der Säculariſationsverſuche des bekannten Gebhard Truchſeß von Waldburg, an der Abwendung der Gefahr eines franzöſiſchen Krieges, an den Beſchwerden über Verletzung des Religionsfriedens 1594 und 1598 über. Er ſchildert den Abſchluß der calviniſtiſchen Union im Jahre 1599, die daraus hervorgegangenen Keime zu einem allgemeinen Religionskriege, die Abſicht, die Biſthümer durch häufige Durchzüge von Truppen zu ruiniren, die Drohungen der Union, wie die Nothwendigkeit des Abſchluſſes der Liga, endlich den Regensburger Reichstag im Jahre 1613. Der Inhalt des vierten Capitels iſt mehr particularer Natur; es beſchäftigt ſich mit den „Verhältniſſen und Verhandlungen des Biſchofs mit andern Reichsſtänden.“ Von dieſen nehmen wie billig die Streitigkeiten mit Abt Balthaſar von Fulda den erſten Rang ein. Die mit Bamberg ſcheinen Ref. nicht ausführlich genug dargeſtellt zu ſeyn, da nach handſchriftlichen Quellen Bamberg damals auf dem Punkte ſtand, proteſtantiſch zu werden und insbeſondere nur durch die Thätigkeit des B. Julius davon abgehalten wurde.

(Schluß folgt.)

Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie.

(Schluß.)

Dieſe Ueberzeugungen vom Weſen der Liebe ſind im Phädrus „in mythiſcher Hülle angedeutet.“ Der Lyſis „ſoll ihnen durch eine mehr dialektiſche Begriffsentwicklung entgegenführen.“ Das Gaſtmahl iſt beſtimmt „das Gebiet der Liebe in ſeinem ganzen Umfang zu verzeichnen,“ wie Schleiermacher die Abſicht desſelben richtig bezeichnet habe. In der

Digitized by Google

Auffaſſung der den Sokratiſchen vorangehenden Reden tritt Hr. Br. denen bey, welche in ihnen nicht Verſpottung vorhandener Richtungen, ſondern Vorbereitungen auf die Sokratiſche Rede finden. Während ſie mehr nur rhetoriſch poetiſcher Art der tiefern wiſſenſchaftlichen Begründung entbehren, iſt des Sokrates Rede dazu beſtimmt, dieſen Mangel zu ergänzen.

Die Platoniſchen Lehren von der Unſterblichkeit der Seele und ihrem verſchiedenartigen Zuſtand nach dem Tode, der von ihrer Selbſtbeſtimmung abhängig, führen den Hrn. Verf. auf die Entwicklung der Plat. Ethik hinüber, den andern „Haupt- und Wurzelzweig des gemeinſamen Stammes der Dialektik, aber ungleich enger mit dieſem verwachſen und zu vollendeterer Entwicklung gediehen“ (p. 452 — 552). Hier wird nur von ihm vorerſt der Inhalt der Sokratiſchen ethiſchen Geſpräche entwickelt (des Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphro, Gorgias und Mena), an die eine Erörterung des Inhaltes des erſten Buchs der Republik angeſchloſſen wird. Die nicht leicht erkennbare Abſicht des Protagoras wir dahin beſtimmt: „den ſchwankenden geſinnungsloſen Annahmen über Lehrbarkeit der Tugend und ihre verſchiedenen Richtungen, wie ſie ſich bey den Sophiſten vorfanden, die innern Widerſprüche nachzuweiſen, in die ſie ſich verwickeln mußten und im Gegenſatz dazu die Entwicklung der Sokratiſchen Lehre von der Einheit der Tugend und ihrem Zuſammenfallen mit dem Wiſſen einzuleiten.“ Wenn Sokrates ſich von Protagoras zugeben läßt, das Gute gehe auf in Luſt, das Böſe in Unluſt, ſo geſchieht es theils um zu zeigen, „daß die Sophiſtiſchen Prunkreden von der Tugend und ihrer Lehrbarkeit in jener Annahme wurzelten und ſie ſich zu ihr bekennen müßten, ſobald ſie genöthigt würden, ihre Behauptungen zu begründen; theils um hervorzuheben, daß ſelbſt die Sophiſten in Folge ihrer Grundvorausſetzung die Sokratiſchen Behauptungen, die Tugend ſey Wiſſenſchaft und alle unſittliche Handlung Mangel an Wiſſen und unfreywillig, als wahr anerkennen mußten, wie entfernt auch vom richtigen Verſtändniß derſelben.“ Wird in allen dieſen Geſprächen, die überhaupt mehr nur grundlegender Natur ſind und durch die Polemik gegen Sophiſten und Hedoniker auf die poſitiven Reſultate vorbereiten, die Platoniſche Lehre vom Endziel unſrer Beſtrebungen, vom höchſten Gut nur eingeleitet, ſo iſt der Philebus der nähern Darlegung derſelben gewidmet. Der Gegenſatz, der ſich in ihm gegen die Einſeitigkeit der übrigen Sokratiker, gegen Cyrenaiker, gegen Antiſtheneer, vielleicht auch Megariker findet, wird ſcharfſinnig nachgewieſen. Was den Schluß dieſes Geſprächs betrifft, der bekanntlich ganz beſondere Schwierigkeiten bietet (p. 61 ff.), ſo iſt der Hr. Verf. der Anſicht, daß unter dem Guten, welches in der dreyfachen Form der Schönheit, Verhältnißmäßigkeit und Wahrheit dargeſtellt werde, das unbedingt Gute zu verſtehen ſey, dagegen der „in unverkennbarer Eilfertigkeit mitgetheilte Entwurf zu einer Tafel der Güter“ alles „von uns zu verwirklichende Gute“ umfaſſen ſoll; die erſte Stelle auf derſelben nehme dann diejenige Form des an ſich Guten an, vermittelſt deren es ſich im Bewußtſeyn zunächſt darſtelle (nämlich die ewige Natur des Maaßes ſelbſt — die Ideen), die zweyte das davon durchdrungene Leben (das Gleichmäßige, Schöne und Vollendete); die dritte der wirkende Beſtandtheil eines ſolchen vom Maaß durchdrungenen Lebens, Vernunft und Einſicht. Dieſe ſetzen nämlich als Bedingung ihrer Wirkſamkeit das an den beyden erſten Stellen Genannte voraus, ſo wie dann andrerſeits aus dieſer Wirkſamkeit Künſte, Wiſſenſchaften (das der vierten Ordnung zugewieſene) und die begleitenden höheren Luſtempfindungen (das der fünften Stelle) ſich entwickeln ſollen (p. 489 — 495).

Mit der Lehre vom höchſten Gut hängt nach des Hrn. Verf. richtiger Bemerkung die Plat. Lehre von der Tugend in ſo fern zuſammen, als das höchſte Gut auch als Verähnlichung mit Gott, das Gute als Inbegriff der Tugenden bezeichnet werde, doch habe die Tugendlehre ihren eigenthümlichen Anfangspunkt mehr in der Platoniſchen Seelenlehre, indem ſie als die Tauglichkeit der Seele zu den ihr eigenthümlichen Werken, als die innere Harmonie, die Schönheit und das Wohlſeyn derſelben gedacht werde (p. 493 ff.). Unter den vier Tugenden, in welche getheilt ſich dem Plato die Eine Tugend darſtellt, ſofern ſie als bekämpfende in eine Mehr-

Digitized by Google

heit von Richtungen auseinander geht, entſprechen Mäßigkeit, Tapferkeit, Weisheit den drey Seelenthätigkeiten, die Gerechtigkeit als vierte iſt die in That ausbrechende Harmonie der innern Thätigkeiten, der zufolge jede, ohne ihre Schranken zu übertreten, das ihrige thut.“ Sie iſt es, welche die untrennbare Verbindung von Tugend und Glückſeligkeit gewährleiſtet; denn glücklich iſt der in ſich völlig Einige. Ihre vollkommene Verwirklichung findet ſie in Plato's Idealſtaat. Die „Eigenthümlichkeiten des letzteren, ſeine Vorzüge wie Gebrechen“ führt Hr. Br. auf das „Beſtreben Plato's zurück, ihn als durchgängiges Gegenbild des ſittlichen Einzellebens darzuſtellen.“ Mit Recht macht er aber auch darauf aufmerkſam, daß wenn auf dieſe Weiſe der geſetzlichen Anerkennung der individuellen Freyheit kein Raum gelaſſen wird, dieß nicht etwas dem Plat. Staatsideal ausſchließlich Eigenthümliches iſt, vielmehr auch aus der Idee des griechiſchen Staats folgte,

> „ſofern derſelbe in ſeinem Unterſchiede von den Staaten der neueren, chriſtlichen Zeit keine von ihm irgend wie unabhängige geſetzliche Wirkungsſphäre weder den einzelnen Bürgern noch einer Gemeinſchaft derſelben zugeſtand. Nur wenn in ausgearteten Demokratien zügelloſe Willkühr alle Schranken des Geſetzes durchbrach, wurde jene Gebundenheit aller perſönlichen Freyheit gelöſt, und weil an ihre Stelle geſetzloſe Willkühr trat, der Staat der Auflöſung oder dem Untergange in unbeſchränkter Gewaltherrſchaft entgegengeführt.“

Jene Entzügelung aller eigenliebig willkührlichen Beſtrebungen, die er um ſich her erblickte, habe Plato wohl am meiſten veranlaßt, „die Idee eines Aufgehens des Einzellebens im Staatsleben mit ſolcher Schärfe auszubilden“ (p. 522). Dem Plat. Muſterſtaat gegenüber, als einem in ſich gegliederten Organismus, ſieht Hr. Br. im Staat der Geſetze „ein auf hiſtoriſch-kritiſchem Weg gewonnenes Aggregat, hervorgegangen aus dem Innehalten der richtigen Mitte zwiſchen zügelloſer Demokratie und der Zwang- und Willkührherrſchaft des Tyrannen.“ Daher der öfter populäre Ton der Bücher der Geſetze. „Daher, wenigſtens zum Theil, das ſcheinbar Unplatoniſche in Form und Darſtellung derſelben;“ wiewohl Hr. Br. nicht in Abrede ſtellen will, „daß in ihnen der hohe künſtleriſche Geiſt der Bücher vom Staate und anderer Meiſterwerke nicht waltet, ſey dieß nun Folge einer durch Alter ſchon geſchwächten Geiſteskraft geweſen, oder davon, daß Plato ſich auf ein der freyen Entfaltung der Flügelkraft ſeines Geiſtes nachtheiliges Gebiet gewagt hatte“ (p. 552). Wenn Plato in den Geſetzen an die ihm zunächſt liegenden Verhältniſſe ſeiner auch im Untergang noch großen Vaterſtadt nicht anknüpfte, die Athenienſiſche Demokratie vielmehr als hoffnungslos aufgab — ſo „begreift ſich dieß einerſeits aus den Grundvorausſetzungen ſeines Muſterſtaats, andrerſeits aus einem in ſeiner Geſetzgebung kaum verkennbaren Mangel an den Eigenſchaften des praktiſchen Staatsmanns.“ „Wie ſehr wir aber dieſen Mangel auch beklagen, ſo beſchließt Hr. Br. ſein eben ſo mildes als ſachgemäßes Urtheil über die politiſche Seite der Plat. Ueberzeugungen —

> „wie gern wir unſern Blick abwenden mögen von einer Schattenſeite des hell leuchtenden Genius, — die unumwundene Anerkennung des Mangels iſt mit der fleckenloſen Reinheit ſeiner Geſinnung vereinbar, und dieſe Ueberzeugung hat auch der große Staatsmann und Geſchichtſchreiber nicht auflockern wollen, der ihn — verglichen mit Demoſthenes — einen nicht guten Bürger nannte“ (Niebuhr kl. hiſt. u. philol. Schriften I, 467. 471 ff.) (p. 570).

Die ſehr gelungene zuſammenfaſſende Ueberſicht der Plat. Lehre, welche der Hr. Verf. zum Schluß (S. 553 — 570) bietet, der wir auch die eben angeführte Stelle entnommen, läßt uns dringend wünſchen, daß Hr. Br. ſeinem im Vorwort ausgedrückten Wunſche nicht entſagen wolle, nach Abſchluß des Lehrbuchs an der Zuſammenſtellung der Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen in freyeren Umriſſen ſich zu ergehen. Es würde ſich dann zeigen, daß ihm zu „künſtleriſcher Darſtellung“ philoſophiſcher Syſteme die Kraft, welche er ſich nach ſeiner beſcheidenen Weiſe im Vorwort abſprechen zu müſſen glaubt, keineswegs mangele.

Möge das Werk immer mehr den Weg beſonders auch zur akademiſchen Jugend finden und ſo manche unfruchtbare philoſophiſche Lektüre verdrängen, von der die gegenwärtige Generation auf gefährliche Weiſe umwuchert wird.

C. H.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Auguſt.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Eid bey den Griechen und Römern von Dr. Ernſt Laſaulx. Würzburg 1844. S. 34, gr. 8.

Dieſe Abhandlung über einen der wichtigſten Gegenſtände der alten Religions- und Culturgeſchichte ſchließt ſich genau den früheren Schriften des verehrten Hrn. Verf. über die Gebete und den Fluch bey den Griechen und Römern an, und zeichnet ſich durch die nämlichen Vorzüge aus, welche wir bey der Anzeige derſelben hervorhoben. Der Hr. Verf. hat ſeinen Stoff auch dießmal mit einer ſolchen Gründlichkeit und Umſicht behandelt, daß wir uns auf eine kurze Darlegung des Inhaltes beſchränken können. Wahrhaftig zu ſeyn im Denken und Handeln galt den Griechen als erſtes Gebot aller ächten Sittlichkeit, Wahrheit als die Grundlage jeder großen Tugend. Die Wahrheit prieſen ihre Dichter und Denker als die Mitgenoſſin der Götter, Tochter des Zeus und Königin des Lebens; ſie führe bey Göttern und Menſchen den Reigen aller Güter an, und mit Bogen und Pfeil müſſe man gegen die Böſen angehen; denn wo doppelſinnig das Herz, ſey auf die Zunge kein Verlaß. Auf den Willen des Menſchen, wahrhaftig zu ſeyn in Wort und That und auf den Glauben an die Macht der göttlichen Gerechtigkeit iſt, wie das bürgerliche Leben überhaupt, ſo zu ſeiner Befeſtigung auch der Eid gegründet, welcher das gegebene Wort dadurch feyerlich betheuert und zur Wahrhaftigkeit bekräftigt, daß er ſich auf Gott als Zeugen der Wahrheit und Treue und als Rächer der Lüge und des Treubruches beruft. Der Eid iſt demnach ein Gebet und Fluch zugleich; der Wille zur Wahrheit und der Unwille gegen die Lüge, die Anrufung des als gegenwärtig geglaubten Gottes, daß er dem Schwörenden beyſtehe, wenn er wahr, ihm widerſtehe, wenn er falſch ſchwöre. Wer demnach dem Eidſchwörenden keinen Glauben ſchenkte, von dem ſagten die Alten, er mißachte die Götter und verdiene ſelber keinen Glauben.

Angerufen wurden von ihnen beym Schwören entweder alle Götter überhaupt oder die beſondere Gottheit, welche die Verſicherung zunächſt angieng, oder mehrere Götter vereint, wo dann häufig drey in heiliger Zahl zuſammen genannt werden. Auch ſchwur man nicht nur bey den Göttern, ſondern bey allem, was einem lieb und heilig war. Der Hauptgott aber, bey dem geſchworen wurde, des Eides Herr und Hort, war zu allen Zeiten Zeus Horkios, in beyden Händen Blitze tragend, um die Meineidigen zu zerſchmettern, und neben ihm ſeine Beyſitzerin Themis-Dike, die Göttin der Gerechtigkeit. Auch von den Göttern nahm man an, daß ſie einander ſchwören, entweder beym Haupte des Zeus oder nach deſſen Anordnung den größten und furchtbarſten Eid bey dem unterirdiſchen Waſſer des Styx: wer dieſen bräche, ſollte, ſeiner Gottheit beraubt, ein volles Götterjahr aus der Geſellſchaft der Himmliſchen ausgeſchloſſen ſeyn.

Was die charakteriſtiſchen Gebräuche beym Schwören in der Heroenzeit anbelangt, ſo iſt zu erinnern, daß der ſchwörende Fürſt aufrecht ſtand, ſein Scepter emporhob, auch die Hände und Blicke, wie beym Gebet, gen Himmel richtete, und daß

Digitized by Google

feyerlichen Eiden immer vollſtändige Opfer vorangiengen, welche die Schwörenden berührten, um anzudeuten, es ſolle im Falle des Meineides ihnen ergehen, wie dem Opferthier. Die übrigen Gebräuche, welche mit dem Eidſchwur verbunden waren (S. 9 — 12), deuten auch ſämmtlich entweder auf die bindende Kraft des Eides oder auf die furchtbare Strafe hin, welcher derjenige anheim fallen ſoll, der ſeinen Eid verletzt. Um die Seele des Schwörenden tiefer zu ergreifen und feſter an ihr Wort zu binden (S. 23), wurden an vielen Orten große Eide in den Tempeln ſelbſt oder an einer durch den Volksglauben beſonders geheiligten Stelle unter mancherley erſchütternden Gebräuchen abgelegt. Alle Fälle, in welchen der Eid gewöhnlich angewendet wurde, beſonders aufzuzählen, würde uns zu weit führen; wir wollen nur im Allgemeinen bemerken, daß alle wichtigen Verhältniſſe und Handlungen ſowohl im öffentlichen als auch im Privatleben in der Regel durch Opfer und eidliche Verſicherung bekräftigt wurden. Bündniſſe, Freundſchaftsverträge und Friedenstractate wurden beym Abſchluſſe und ſo oft man ſie erneuerte, von den Vortragenden durch gegenſeitige Abgeordnete über vollſtändigen Opfern beſchworen, und dem Eide gewöhnlich ein Fluch gegen die Eidbrüchigen beygefügt. Bündniſſe zwiſchen Völkern verſchiedenen Stammes wurden bey den Hauptgöttern eines jeden beſchworen, und ängſtliche Sorgfalt angewendet, keinen Gott zu übergehen (S. 12. 13). Auch in jenen entſetzlichen Momenten äußerſter Verzweiflung, wie ſie uns in dem Kriegsleben der Völker des Alterthums öfters begegnen, wo man, die innerſten Gewalten des Gemüthes aufbietend, ſelbſtmörderiſchen Tod der drohenden Knechtſchaft vorzog, verband man ſich durch Eid und Fluch (S. 14 fg.). Der Eid war ferner das den Staat zuſammenhaltende Band. Jede neue Verfaſſung, jede Veränderung der beſtehenden, jede Ausſöhnung nach innerem Parteykampfe wurde vom Volk und Rath beſchworen (S. 16). Wenn in Athen ein Vater ſeine Kinder, leibliche wie adoptirte, unter ſeine Phratoren einführte, mußte er über Opfern ſchwören, daß die eingeführten in rechtmäßiger Ehe mit einer Bürgerin erzeugt ſeyen. Jeder frey geborne Bürgersſohn mußte beym Antritt des achtzehnten Lebensjahres, wenn er in die Zahl der Jünglinge aufgenommen, in das Gemeindebuch eingetragen, und in der Volksverſammlung wehrhaft gemacht wurde, im Heiligthum der Agraulos den Ephebeneid leiſten (S. 17 — 18). Am häufigſten waren in Athen, wie überall, die Eide vor Gericht (S. 18 — 22). Wie die Richter, ſo mußten alle Obrigkeiten beym Antritt ihrer Würde einen Amtseid, die Könige, wo ſie rechtmäßig herrſchten, nicht ausgenommen, leiſten, und überhaupt galt im öffentlichen Leben der Eid überall als nothwendige Gewähr der Treue (S. 22 — 23).

Die Beſtrafung des Meineidigen und Eidesbrüchigen war den Göttern überlaſſen; im bürgerlichen Leben traf ſie Atimie. Uebrigens war es anerkannte Lehre der Volksreligion, durch den Gott in Delphi ausdrücklich beſtätigt, daß der ſeinem Eide Getreue in Kindern und Enkeln noch geſegnet werde, der Meineidige aber niemals dem göttlichen Strafgericht entgehe, ſondern früher oder ſpäter entweder ſelbſt oder in ſeinen Kindern und Kindeskindern unausweichlich büße; ja auch im künftigen Leben werde, glaubte man, der Eidestreue belohnt, der Meineidige beſtraft. Die an Eidestreue ſich erfreuen, ſingt Pindar (O. II, 71), führen bey den Götterfreunden ein thränenloſes Leben, während die anderen ſchreckliche Qual erdulden (S. 25 — 27). Dem Mißbrauche des leichtſinnigen Schwörens im täglichen Leben ſuchten die Weiſen des Volkes, Geſetzgeber, Philoſophen, Redner und Dichter zu allen Zeiten nach Kräften entgegen zu wirken, wie der Hr. Verf. (S. 27 — 30) durch mehrere Zeugniſſe nachweiſt.

(Schluß folgt.)

Julius Echter von Meſpelbrunn, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken.

(Schluß.)

Nach dieſem folgt die Schilderung jener bekannten großen Unternehmungen, welche dem Namen des B. Julius für Franken und die geſammte katholiſche Welt ein unvergängliches Gedächtniß bereiteten: die Errichtung der neuen Univerſität von

Digitized by Google

Würzburg mit den dazu gehörigen Collegien, auf daß die Jugend nicht bloß Unterricht, ſondern auch Erziehung erlange. In welchem Geiſte dieſes geſchah, geht am beſten aus den Worten hervor, die Julius bey Uebernahme des erſten Rectorates ausſprach: „er habe dieſe Univerſität zur Ehre des ewigen Gottes und zum Nutzen des ihm anvertrauten gemeinen Weſens errichtet, und es liege ihm nichts ſo ſehr am Herzen, als daß für jenen Zweck die Jugend mit Wiſſenſchaften und Kenntniſſen ausgeſchmückt werde. Er ſey von Jugend auf durch Gottes Gnade ſo erzogen worden, daß er zur Vertheidigung der hl. katholiſchen Kirche und des Glaubens alles das Seinige, wie es der große Gegenſtand verdiene, beyzutragen ſich verpflichtet halte und das fordere auch von ihm die biſchöfliche Würde, womit er von Gott geziert worden ſey. Er werde, ſo lange er lebe, ſich eifrigſt bemühen, alles das zu leiſten, was von ſeinen Kräften nur erwartet werden könne.“ Von den Vorleſungen aber meinte er, vor Allem diejenigen fördern zu müſſen, welche „zu dem von Uns geſetzten Zweck, das iſt, zum Heile der Seelen das meiſte beytragen, nämlich die Vorleſungen der Theologie und die mit derſelben nothwendig verbundenen der Philoſophie.“

An dieſe Beförderung der Unterrichtsanſtalten ſchloß ſich auf das Innigſte eine umfaſſende kirchliche Reformation an. Dieſe wird nach ihren beyden Richtungen geſchildert, in Bezug auf die katholiſchen, wie auf die proteſtantiſchen Unterthanen, von deren Standpunkt aus ſie als Gegenreformation erſcheinen mußte, wie ſie denn auch eben ſo richtig als ſolche z. B. von Ranke bezeichnet wird, als dieſe Benennung von dem entgegen geſetzten Standpuncte aus unrichtig iſt. Der Verf. durchgeht zuerſt die Maßregeln, um „die lutheriſchen Prediger und Beamten zu entfernen,“ dann, um „die Bekehrung des Volkes zu bewirken“ und welche Wirkſamkeit hierbey die Miſſionen entwickelten. Das politiſche Recht, welches der Biſchof zu dieſen Maßnahmen hatte, iſt von dem Verf. ſchon in den vorhergehenden Kapiteln dargelegt worden; es beruhte in dem auf der Gegenſeite zuerſt geltend gemachten Grundſatze, cujus regio, talis sit religio. Kaum mindere Mühe bereitete dem Biſchof die Reformation des eigenen Clerus, ohne welche jedweder Verſuch, auf die Andersgläubigen zu wirken von ſelbſt fruchtlos geweſen wäre. Die Art und Weiſe wie dieſes geſchah, verdient in allen Zeiten beherzigt zu werden. B. Julius verſtand es, als er die verfallenen Klöſter wieder herſtellte, ihnen dadurch Geiſt einzuhauchen, daß er ihnen nie einen anderen Zweck unterſchob, als den ihre Ordensregel ihnen vorſtellte und jedwedem die Wirkſamkeit anwies, welche ihm dieſer zufolge zukam. Da ſomit nichts Fremdartiges in ſie kam, erlangten ſie die nothwendige Freyheit innerhalb der natürlichen Sphäre und konnten heilſam wirken, während ſie ſonſt gehemmt eine kümmerliche Exiſtenz zu führen gezwungen geweſen wären und doch Jedermann ſie für dasjenige verantwortlich gemacht hätte, was ſie ihren Ordenszwecken nach hätten leiſten ſollen und nun durch Aufdringung eines fremden Zweckes nicht leiſten konnten. Glaube aber Niemand, daß es dem umſichtigen Manne nur etwa darum zu thun geweſen wäre, durch Herbeyführung von Ordensleuten eine Muſterkarte von Ordensregeln um ſich zu bilden. Strenge drang er darauf, daß jeder Orden ſeine Pflichten erfülle, wie er andererſeits die Zahl der Pfarreyen vermehrte und es ſich zur angelegentlichſten Pflicht machte, den Zuſtand der Weltgeiſtlichen zu verbeſſern und die Kirchen in gehörigen Stand zu ſetzen. „Es läßt ſich kaum beſchreiben, was B. Julius alles für Kirchen, Kirchengeräthe und Pfarrwohnungen geleiſtet hat. Man zählte, als er ſtarb, mehr als 300 Kirchen, welche er erbaut oder ausgebeſſert hatte.“ So ſetzte er dem zerſtörenden Eifer der Zeit das erhaltende Princip entgegen; ohne ſich in einen Principienſtreit einzulaſſen, ſorgte er für die That. Noch jetzt zehrt das Frankenland von den Wohlthaten, die er ſpendete, und wenn auch das Elend der Zeit ſo vieles zerſtörte, was ſeine ſchaffende Hand errichtet, ſo hat ſich doch daran ein Segen geknüpft, der von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgehend ihn den größten Wohlthätern Deutſchlands würdig zur Seite ſtellt.

Der umſichtige Fleiß des Verf. führt im ſiebenten Kapitel auch die Juſtiz und Polizey dem Leſer vor Augen, die Hofordnung, die Stadt-

Digitized by Google

und Dorfordnungen. Wie ſonderbar tönt nicht in unſere Zeiten, die alles von Hand zu Hand zu bringen ſtrebt, das weiſe Gebot herein: „Häuſer, Höfe und andere Güter dürften, ohne von den Vorgeſetzten geprüfte erhebliche Urſache, nie in mehr als 2 Theile zerſchlagen oder abgetheilt werden.“ Aeltere Zeiten haben mit den großartigen Fragen der Gegenwart, mit Pauperismus und Proletariat ſchon aus dem Grunde nichts zu thun gehabt, weil ſie, den Urſachen ſolcher Erſcheinungen entgegentretend, es zu den Folgen nicht kommen ließen. Je mehr von nun an, wie anerkannt in England, ſeit Aufhebung der Klöſter und milden Stiftungen der Pauperismus ausbrach, deſto mehr verdient die Weisheit desjenigen Anerkennung, der da aufbaute, wo andere niederzureiſſen bemüht waren. Es folgt die Landwehrordnung, die Centordnung, das Stadt- und Brückengericht zu Würzburg, das Landgericht des Herzogthums Franken, Hexenproceſſe. Das achte Kapitel bringt die Geſchichte der Gründung des Julius-Hoſpitals zu Würzburg und anderer Hoſpitäler. Der von den meiſten Fürſten verſchmähte Titel eines Vaters der Armen und Hülfloſen gebührt in der That dem trefflichen Julius, durch deſſen menſchenfreundliche Anſtalten bis zum gegenwärtigen Augenblicke, ja hoffentlich bis zum Ende der Zeiten, Hunderttauſende nicht bloß die Pflege, ſondern auch ein verhältnißmäßig reichliches Unterkommen erhielten, erhalten und empfangen werden. Gleich ſo vielen Stiftern der ältern Zeit hat B. Julius nicht nur einen Fluch auf denjenigen geſetzt, der die Krone ſeiner Stiftungen, das Juliushoſpital, verletze oder beraube. Er citirt ihn auch vor den Richterſtuhl des allmächtigen Gottes. Glücklicher als Andere hat unſers Wiſſens B. Julius noch Niemanden gefunden, der dieſe Probe beſtehen wollte.

Das neunte, zehnte und eilfte Kapitel beſchäftigt ſich mit dem Bau des Marienberges und anderer Schlöſſer, mit den Streitigkeiten mit der fränkiſchen Ritterſchaft, mit der Finanzverwaltung und den Landtagen.

In dem zwölften Kapitel werden wir noch näher mit der Perſönlichkeit des Biſchofs bekannt. Noch einmal führt der Verf. den Abfall des Erzb. Gebhard von Cöln vor Augen, um eine Parallele zwiſchen dieſem und Julius — ſeinem Freunde — zu ziehen. Welch unermeßliche Folgen hätte es gehabt, wenn Julius in Gebhards Fußſtapfen eingetreten wäre! — Wie aber einſt bey dem Volke der Angelſachſen vor der furchtbaren Kataſtrophe, die die Normannen über ſie brachten, die Anordnungen des hl. Dunſtan Sitte und Nationalität ſo tief begründeten, daß, wie Lappenberg bemerkt, auch die Eroberung ſie nicht zu vertilgen vermochte, ſo hat, was B. Julius aufgerichtet, das Herzogthum Franken in der Art befeſtiget, daß es die gräßliche Kataſtrophe des Schwedenkrieges zu überſtehen und aus der Aſche ſich wieder zu erheben vermochte. Was der rechte Mann, auf die rechte Höhe geſtellt, in der Spanne Zeit des irdiſchen Lebens mit geringen Mitteln Großes zu leiſten vermöge, hat Julius gezeigt. Da er nicht ſeinen Ruhm ſuchte, ſondern die Ehre Gottes und die Wohlfahrt ſeines Volkes, iſt ihm der wahre Ruhm im reichlichſten Maße zu Theil geworden.

Was Ref. bedauert, iſt daß der Verf. nichts Näheres über den Tod dieſes ausgezeichneten Kirchenfürſten berichtet. Der Tod iſt die Probe des Lebens und kein Moment daher lehrreicher als dieſer. Gerade bey Julius, von dem der Verf. aus einer Urkunde die Worte anführt: non memini me legisse, mala morte mortuum, qui libenter opera charitatis exercuit. Habet enim multos intercessores et impossibile est, multorum preces non exaudiri, wäre ein ausführlicher Bericht von Intereſſe geweſen.

Es folgen noch 3 literariſche und 5 artiſtiſche Beylagen. Druck und Ausſtattung machen der Verlagshandlung alle Ehre. Und ſo wird wohl Niemand ohne große Befriedigung dieſe lehrreiche Monographie aus der Hand legen.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Auguſt.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Die Mythologie der Griechen für Gebildete und die ſtudirende Jugend, dargeſtellt von Konrad Schwenck. Mit zwölf lithographirten Tafeln. Frankfurt am Mayn 1843 VIII. und 614 S. gr. 8.

Herr Prof. Schwenck hat nicht bloß durch ſeine etymologiſch-mythologiſchen Andeutungen und ſeine mythologiſchen Skizzen, ſondern auch durch ſchätzbare Aufſätze in der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft viele Beweiſe von ſeiner gründlichen Kenntniß der griechiſchen Mythologie gegeben. Sein neueſtes Werk auf dieſem Gebiete iſt zunächſt für Gebildete, unter denen er in dieſem beſonderen Falle die der alten Litteratur nicht ganz Fremden verſteht, und für die ſtudirende Jugend, und zwar nicht zur Unterhaltung, ſondern zur Belehrung derſelben beſtimmt, und die Darſtellung ſo gehalten, wie es dieſer Zweck erfordert. Wegen dieſer Beſtimmung des in Frage ſtehenden Werkes können wir auf eine ſpecielle Prüfung der Anſichten, welche der Hr. Verf. bey der Behandlung der einzelnen Mythen aufſtellt, nicht eingehen, ſondern müſſen uns auf eine nähere Betrachtung der Einrichtung und Anordnung des Ganzen beſchränken.

Ungern vermiſſen wir eine aus mehreren Capiteln oder Abſchnitten beſtehende Einleitung, welche einem ſolchen Buche, wenn es ſeinem Zwecke vollkommen entſprechen ſoll, nach unſerer Ueberzeugung nicht fehlen darf. In dem erſten Capitel iſt die Entſtehung des Polytheismus und ſein Verhältniß zu dem ihm vorausgehenden Monotheismus zu erörtern, was der Hr. Verf. nicht thut. Indeß hoffen wir, er werde, da der vorliegende Band nur ein Theil eines umfaſſenden Werkes über die Mythologie der aſiatiſchen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer und Slaven iſt, dieſen wichtigen Gegenſtand in dem Theile in Erwägung ziehen, welcher die Mythologie der aſiatiſchen Völkerſchaften enthalten wird. Daß derſelbe nicht mit Stillſchweigen übergangen werden kann, wenn ein mythologiſches Werk einen Anfang haben ſoll, wird jeder Sachverſtändige einräumen. Im zweyten Capitel muß die Annahme, daß die griechiſchen Götter aus Aſien und Aegypten ſtammen, geprüft, es müſſen die Umſtände hervorgehoben werden, welche die Entſtehung derſelben veranlaßten. Zwar erſehen wir aus kurzen Bemerkungen, welche der Hr. Verf. an verſchiedenen Stellen macht, daß er jener Anſicht nicht beſonders zugethan iſt; allein bey dem hohen Anſehen, deſſen ſich dieſelbe erfreut, iſt es nothwendig, daß ihr ein beſonderes Capitel gewidmet und genau nachgewieſen werde, was die Griechen bey ihrem Verkehre mit dem Morgenlande aus dem fernen Oſten annahmen, und was auf heimathlichem Boden entſtand. In dem dritten ſind die vorzüglichſten Objecte zu bezeichnen, welche die Griechen als Götter betrachteten, und die Urſachen darzulegen, welche ſie beſtimmten, denſelben göttliche Verehrung zu erzeigen. Der Hr. Verf. nennt zwar in den Ueberſchriften der einzelnen Abtheilungen ſeines Werkes, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden, die Objecte der Verehrung; allein die bloße Anführung der Namen genügt nach unſerm Dafürhalten nicht. Hier würden wir auch

Digitized by Google

den ausgedehnten Wirkungskreis, welche die Griechen den Lichtgöttern gaben, bezeichnet und angeführt haben, warum man ihnen dieſe oder jene Kraft beylegte. Im vierten würden wir die Thiere, Bäume und Pflanzen, welche den einzelnen Göttern heilig waren, anführen, die Urſachen dieſer auffallenden Erſcheinung angeben und den Sinn der Sagen über die Verwandlungen der Götter in Thiere, ſo wie über ihr Auftreten in Geſtalten, die aus Beſtandtheilen von Menſchen und Thieren beſtehen, zu erforſchen ſuchen, im fünften aber die vorzüglichſten Symbole und Attribute, welche die Götter haben, in Kürze bezeichnen, weil dieſelben zur Aufhellung ihrer Natur weſentlich beytragen, im ſechſten ihre vorzüglichſten körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften, zum Theil auch ihre Kleidung betrachten, in ſo ferne alle dieſe Dinge mit ihrem Charakter in der innigſten Verbindung ſtehen. Im ſiebenten aber würden wir die Entſtehung ihrer vorzüglichſten Namen erklären, im achten auf die Bedeutung der Anzahl ihrer Kinder und ihrer Diener hinweiſen, im neunten von ihrer Beſchäftigung, ihren Thaten und Schickſalen im Allgemeinen ſprechen, im zehnten die vorzüglichſten Orte namhaft machen, an welchen ſie ſich aufhalten, und die Gründe darlegen, warum ſie an denſelben verweilen; dann würden wir die Urſachen zuſammen ſtellen, welche dazu beytrugen, daß man ihnen den Olympos zum gemeinſamen Aufenthaltsorte oder zum Verſammlungsplatze anwies. Im eilften Capitel würden wir die Veranlaſſungen berühren, durch welche ſie in verſchiedene genealogiſche Verbindungen gebracht wurden, und an dieſe Erörterungen unſere Anſicht über die Entſtehung der Theogonien und den Werth derjenigen anreihen, welche ſich unter dem Namen des Heſiodus erhalten hat. Der Hr. Verf. ſah ſehr wohl ein, daß, wenn ein Gott in verſchiedenen genealogiſchen Beziehungen erſcheint, man deßhalb nicht berechtigt ſey, verſchiedene Götter ein und deſſelben Namens anzunehmen, und daß man daraus, daß ſich die Charaktere der Götter, welche ein und denſelben Namen führen, durch den Einfluß verſchiedener Umſtände und Verhältniſſe verſchieden geſtalteten, nicht folgern könne, ſie ſeyen ſchon urſprünglich ihrem Weſen nach von einander verſchieden geweſen. Im zwölften Capitel würden wir endlich die vorzüglichſten Eigenthümlichkeiten des Cultus, in ſo ferne ſie für das Verſtändniß der Sagen von beſonderer Wichtigkeit ſind, angeführt, und dieſelben nicht erſt bey den an die verſchiedenen Götter geknüpften Mythen berührt haben. Der Hr. Verf. hat zwar die meiſten dieſer Gegenſtände bey den über die einzelnen Götter erhaltenen Sagen berührt, und hier viele ſehr lehrreiche Bemerkungen eingeſtreut, allein der Sinn derſelben würde ſich viel leichter und vollſtändiger erfaſſen laſſen, wenn ſie nicht an verſchiedenen Stellen erſchienen, ſondern in einer zweckmäßigen Verbindung vorgetragen wären, und ſpäter auf ſie nur mit wenigen Worten hingewieſen würde.

Mit der Eintheilung des Stoffes ſind wir im Allgemeinen einverſtanden, können aber nicht verſchweigen, daß vieles einen beſſeren Platz hätte erhalten können. Der Verf. theilte ſein Werk in drey große Abtheilungen, von denen die erſte die Aufſchrift führt: Himmel, Feuer, Licht und Nacht, Sonne, Mond, Geſtirne, Winde und Zeugung; die zweyte: Waſſer, Erde und Gewächſeſegen; endlich die dritte: Perſonificationen, Mährchen und Heroënſagen. In der erſten Abtheilung würden wir Sonne, Mond und Geſtirne an die Spitze ſtellen, und auf dieſe Licht und Feuer folgen laſſen. Daß die Griechen das Himmelsgewölbe als ſolches ohne Rückſicht auf die Lichtkörper, welche ſich an demſelben befinden, verehrten, können wir nicht glauben, und ſehen keinen Grund, warum wir in Zeus, den der Hr. Verf. früher als Sonnengott betrachtete, eine Bezeichnung des Himmelsgewölbes erblicken ſollen. Eben ſo wenig können wir uns von der Richtigkeit der Behauptung überzeugen, daß die Griechen der Nacht an ſich ohne Rückſicht auf Mond und Sterne, welche dieſelbe erhellen, göttliche Verehrung erwieſen. Den Ausdruck **Zeugung**, welcher leicht Mißverſtändniſſe veranlaſſen dürfte, halten wir nicht bloß für unpaſſend, ſondern auch jeden andern, der ihn erſetzen könnte, für unnöthig, da die Götter, deren Macht und Wirkungskreis den Hrn. Verf. zur Wahl deſſelben beſtimmt haben, ohne Zweifel aus Prädicaten her-

vorgingen, welche urſprünglich die Lichtgötter trugen. Endlich dürften die Winde in der zweyten Abtheilung, in welcher von den Gottheiten des Meeres und der Erde geſprochen wird, einen paſſendern Platz gefunden haben; dort hätten wir auch von den Harpyien geſprochen, die Sirene aber, welche der Verf. in dieſe Abtheilung verſetzt, in die dritte zu den übrigen Perſonificationen verwieſen.

Mit der Ordnung, in welcher die einzelnen Götter in der erſten Abtheilung auf einander folgen, können wir nicht ganz zufrieden ſeyn. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn der Hr. Verf. zuerſt alle Sonnen= und Lichtgötter, dann aber alle Mondgöttinen angeführt und an dieſe die übrigen Weſen und Genien angereiht hätte, welche mit ihnen in Verbindung ſtehen und ſich zum Theil aus Prädicaten gebildet haben, die jene urſprünglich trugen. In der zweyten Abtheilung erſcheint uns der Ausdruck Erdeſegen ungeeignet, da wir keine Gottheit kennen, in welcher derſelbe im ſtrengſten Sinne perſonificirt wäre. Dionyſos hatte eine ganz andere Bedeutung. Demeter aber als ſolchen zu betrachten, iſt nach den über ſie erhaltenen Angaben nicht wohl zuläſſig, und die mit ihr in Verbindung ſtehenden Göttinnen Damia und Auxeſia waren früher wohl nur Prädicate, welche die Wirkſamkeit dieſer Göttin bezeichneten, und erſt im Laufe der Zeit von ihr getrennt wurden. Pandroſos und Herſe endlich entſtanden aus Prädicaten, welche man dem Monde wegen ſeines Einfluſſes auf die Erde gab. Bacchus, Kybele, die Giganten, die idäiſchen Daktylen, die Satyren und die Kentauren gehören nicht in dieſe, ſondern in die erſte Abtheilung, den Göttern der Unterwelt aber würden wir einen beſondern Abſchnitt beſtimmt, endlich Orpheus, Melampus und Cheiron zu den übrigen Heroën geſetzt und hier auch von Midas und Marſyas geſprochen oder die auf ſie bezüglichen Mythen in der erſten Abtheilung berührt haben.

In der dritten Abtheilung erſcheinen auch die Muſen und Charitinnen unter den Perſonificationen, zu denen dieſelben nach ihrer urſprünglichen Bedeutung nicht gehören; ſie würden in der zweyten oder erſten eine ungleich paſſendere Stelle erhalten haben. Der Ausdruck „Mährchen," welcher ſich hier findet, könnte füglich fehlen, oder doch durch einen andern erſetzt ſeyn, welcher bezeichnender wäre, als dieſer. Der Heroënſage hätten wir einen beſondern Abſchnitt beſtimmt, und dieſelbe nicht an die Perſonificationen angeſchloſſen, mit welchen ſie in keiner ſo nahen Verbindung ſteht, daß man ſie als eine Fortſetzung derſelben betrachten könnte. Ferner wäre es ſehr gut geweſen, wenn der Hr. Verf. alle Heroën in dieſem Abſchnitte, und nicht viele derſelben ſchon in der erſten und zweyten Abtheilung aufgeführt hätte, wozu er ſich theils durch irrige Auffaſſung ihres Weſens, theils durch die Verbindung, in welcher ſie mit einzelnen Göttern erſcheinen, beſtimmen ließ. Wollte man auf dieſe ſo großes Gewicht legen, ſo könnte man alle in den Kreis der Göttergeſchichte ziehen, und dieß mit um ſo größerem Rechte thun, als die meiſten von ihnen urſprünglich der Götterwelt angehörten.

Dieſen Bemerkungen über die Eintheilung und Anordnung des Stoffes, welche in keinem Werke, am wenigſten in einem ſolchen, als eine geringfügige Sache angeſehen werden kann, wollen wir noch einige andere über die Behandlung der einzelnen Mythen folgen laſſen. Der Hr. Verf. hat ſich glücklicher Weiſe von der Einſeitigkeit frey erhalten, welcher ſich Geppert hingab, der bey jedem Mythus nur einen Schriftſteller beſonders im Auge hatte.

(Schluß folgt.)

Der Eid bey den Griechen und Römern von Dr. Ernſt Laſaulx.

(Schluß.)

Der Ausſpruch Solons, Rechtſchaffenheit ſey glaubwürdiger, als Eidſchwur, ſo wie jener des Aeſchylus, nicht der Eid mache den Mann, ſondern der Mann den Eid glaubwürdig, enthalten nicht ſowohl eine Geringſchätzung des Eides, als vielmehr

die Forderung, daß jedes Wort ein Eid ſeyn ſolle. Dennoch hatten, im Ganzen geſchätzt, die Griechen niemals den Ruhm beſonderer Eidestreue; und die Klagen über Meineid und Eidesbruch ſind faſt eben ſo alt, als der Eid ſelbſt (S. 30). Namentlich wird den Spartanern von attiſchen Schriftſtellern Geringſchätzung der Eide und Verträge vorgeworfen. Wenn auch dieſe Vorwürfe zunächſt von politiſchem Haſſe eingegeben ſind, ſo werden ſie doch durch manche Züge aus dem Leben beſtätigt (S. 31 fg.). Gewiſſenhafter in Beobachtung geſchworener Eide waren die Athener; indeſſen hat man ſich in Staatsangelegenheiten freylich auch bey ihnen eben ſo wenig, als an anderen Orten, ſtets durch beſchworene Verträge binden laſſen. Selbſt von Ariſtides dem Gerechten, welcher nach Platons Urtheil in ſeinem politiſchen Leben von der Tugend allein ſich leiten ließ, wird erzählt, daß er einſt im Namen Athens einen Bundeseid feyerlich beſchworen, ſpäter aber, als die Umſtände ſich verändert, den Athenern gerathen habe, zu verfahren, wie ihr Vortheil erheiſche, und die Schuld des Wortbruches auf ſein Haupt zu wälzen (S. 33). Daß der Eid in den letzten Zeiten der Selbſtſtändigkeit Griechenlands nach dem Verfalle der öffentlichen Zucht und Sittlichkeit häufig verletzt wurde und die Aeußerungen der Römer über die griechiſche Treue beſonders auf dieſe Periode ſich beziehen, bedarf keines näheren Beweiſes, und wenn Cicero (Pro Flacco 4, 9) ſagt, daß die Griechen niemals Treue und Glauben bewahrt hätten, ſo iſt dieſe Behauptung übertrieben, wenn man ſie auch auf die frühere Zeit beziehen will. Zum Schluſſe der vortrefflichen Abhandlung theilt der Hr. Verf. (S. 33 — 34) den Eid des Hippokrates, welchen jeder in die Heilkunſt Eingeweihte ſeinem Lehrer ſchwur, als ein ſchönes Denkmal helleniſcher Sinnesart in der frühern Zeit mit. Die Anmerkungen, womit dieſe Abhandlung, wie die früheren, ausgeſtattet iſt, geben von der ausgebreiteten Gelehrſamkeit und Beleſenheit des Hrn. Verf. ein höchſt ehrenvolles Zeugniß. Zwey derſelben, welche ſich zunächſt auf Mythologie beziehen, wollen wir anführen, weil wir mit der von ihm ausgeſprochenen Anſicht nicht einverſtanden ſind. Der Verf. (S. 10 Not. 38) glaubt, es ſey nicht unwahrſcheinlich, daß, wie die homeriſchen Scholien bemerken, bey der (eidlichen) Anrufung des Zeus, Helios, der Flüſſe und der Gaia an die vier Elemente, Luft, Feuer, Waſſer und Erde gedacht worden ſey. Dieſer Annahme widerſpricht nach unſerer Ueberzeugung ſchon der Umſtand, daß Zeus nach den über ihn vorhandenen Sagen und nach ſeinen Thaten und Eigenſchaften nie als Gott der Luft oder des Aethers betrachtet werden kann, was zum Theil ſchon aus der Angabe des Homerus erhellt, daß er im Aether wohne. Der im Aether Wohnende kann wohl ſchwerlich als Aether angeſehen worden ſeyn, wohl aber kann dem Sonnengotte der Aether als Wohnung angewieſen werden, in ſo ferne ſich die Sonne in dem vom Aether umgebenen Raume zu bewegen ſcheint. Die Chaldäer (S. 11. 12 Not. 47) pflegten bey feyerlichen Bundeseiden das Opferthier in zwey Theile zu zerſchneiden, dieſe dann zu verbrennen, und durch die beyden Opferflammen hindurch zu gehen, um anzudeuten, daß es dem Eidbrüchigen ergehen ſolle, wie dem Opferthiere. Der Hr. Verf. ſagt in Bezug auf dieſen Gebrauch: „dieſelbe Sitte ſcheint auch dem von Sophokles (Antigone, v. 265) erwähnten Gottesurtheile zu Grunde zu liegen.“ Nach unſerer Anſicht hängen die vom Sophokles erwähnten Gottesurtheile mit dem Licht- und Feuercultus der heidniſchen Völkerſchaften zuſammen, und dürften ſich viel leichter erklären laſſen, wenn ſie mit dieſem in Verbindung gebracht werden, als wenn man ſie auf die bey den Eiden der Chaldäer üblichen Opfergebräuche bezieht. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem aufrichtigen Wunſche, daß der gelehrte und geiſtreiche Hr. Verf. der angezeigten Abhandlung ſeine Forſchungen auf dem Gebiete der alten Culturgeſchichte auch ferner mit dem ihr bisher gewidmeten Eifer und Erfolge fortſetzen möge.

Uſchold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Auguſt.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Hegels Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie. 3 Bde. Herausgegeben von Dr. K. L. Michelet. Zweyte Ausgabe 1840, 1842 und 1843.

Sofern jedes neue Syſtem als beſondre Form der allgemeinen Entwicklung der Philoſophie im beſtimmten Verhältniſſe zu den ihm vorausgegangenen Syſtemen ſich geſtaltet oder hervorbildet, ſo iſt die Geſchichte der Philoſophie die Vorausſetzung und Vermittlung ſeiner ſpeciellen Entwicklung, ohne daß ſie deßhalb in der neueſten Philoſophie ihre Vollendung feyerte, zu welcher ſich die vorhergehenden Syſteme nur als Durchgangspunkte oder Uebergangsmomente verhielten.

Erklärt nun aber ein Denker die der Zeit nach letzte oder vielmehr neueſte Philoſophie ausdrücklich für das „Reſultat aller vorhergehenden *) und beſtimmt er das Princip wahrhafter Philoſophie dahin, daß ſie „alle beſonderen Principien in ſich enthalte," ſo bezeichnet er eben damit ſein Syſtem als die allgemeine Einheit und Wahrheit der übrigen. Daher ſagt Hegel ausdrücklich **): „Dieſelbe Entwicklung des Denkens, welche in der Geſchichte der Philoſophie dargeſtellt wird, wird in der Philoſophie ſelbſt dargeſtellt, aber befreyt von jener geſchichtlichen Aeußerlichkeit rein im Elemente des Denkens."

Von dieſem Verhältniſſe ſeines Syſtems als abſoluter Wiſſenſchaft zu den vorhergehenden Syſtemen als relativen der Idee der Philoſophie inadäquaten Stufen ihrer Entwicklung zeigt ſich Hegel ſo ſehr überzeugt, daß er die Geſchichte der Philoſophie nur im Sinne einer ſtufenweiſen Entwicklung ſeines Syſtems darſtellt. Verfolgen wir mithin ſeine Geſchichte der Philoſophie in ihren Hauptſphären und Stufen, ſo werden wir daraus nicht nur ſeine Auffaſſung der Geſchichte der Philoſophie ſelbſt, ſondern eben ſo ſehr die Art und Weiſe kennen lernen, in welcher er durch die Darſtellung und Kritik aller weſentlichen Formen der Philoſophie den Begriff ſeines Syſtems von Stufe zu Stufe zu entwickeln und zu beweiſen ſucht. Es fragt ſich mithin, ob er im Verſuch, ſein Syſtem als Reſultat und Wahrheit der Geſchichte der Philoſophie zu erweiſen, dieſer keine Gewalt anthut und jedem Syſteme volle Gerechtigkeit in der Erfaſſung und der Entwicklung ſeines Princips widerfahren läßt, oder ob er nicht, ſowohl den allgemeinen Entwicklungsgang der Philoſophie, wie den Charakter der einzelnen Syſteme ſubjectiv und parteylich darſtellt und deutet?

I. Der Begriff der Philoſophie.

Erklärt Hegel ſein Syſtem als das Reſultat aller vorhergehenden, ſo muß er auch ſeinen Begriff der Philoſophie für das Princip ihrer Geſchichte halten, da jenes (das Reſultat) an ſich oder der Möglichkeit nach in dieſem (dem Princip) wie die Frucht in dem Keime (nach ſeiner eigenen Denkweiſe) vorausgeſetzt iſt. Nun definirt er in der erſten Ausgabe der Encyclopädie S. 6 § 5. die Philoſophie als „die Wiſſenſchaft der Vernunft, in ſo ferne

*) Hegels Encykl. § 13.

**) § 14. der Encykl.

Digitized by Google

dieſe ſich ihrer ſelbſt als alles Seyns bewußt wird" und aus dieſem Drange der Vernunft, die Wirklichkeit als ein durch ſie geſetztes und von ihr durchdrungenes Seyn ſich zu vindiciren, erklärt er die ganze Geſchichte der Philoſophie. Daher ſind ihm die philoſophiſchen Syſteme eben ſo viele Bildungsſtufen der Vernunft, durch welche ſie ſich als das Weſen und die Wahrheit der Wirklichkeit erfaßt und durch dieſe Aufhebung oder Idealiſirung der Objectivität ſich ihrer Abſolutheit bewußt wird oder ſich als unendliche über die Objectivität übergreifende Subjectivität und mithin als abſoluten Geiſt begreift. Daher ſagt er am Schluſſe ſeiner Geſchichte der Philoſophie III. Bd. 685: „Die Geſchichte der Philoſophie iſt das Innerſte der Weltgeſchichte. Ihre Begriffe ſind die einfachſte Offenbarung des Geiſtes der Welt. Die Gegenwart iſt das Höchſte. Die beſtimmten Philoſophieen ſind Eine Philoſophie in der Entwicklung, die Enthüllung Gottes, wie er ſich weiß." Dieſes Ziel der Realiſirung der Vernunft (durch die vollendete Zurücknahme der Objectivität in die Subjectivität) zum abſoluten Geiſte bezeichnet er alſo als Vollendung der Weltgeſchichte, indem er in der jetzigen Zeit den Triumph dieſer Eroberung und abſoluten Beſitznahme alles Seyns gefeyert zu ſehen glaubt. „Es ſcheint," ſagt er in dem III. Bande des erwähnten Werkes S. 680 und 690, „dem Weltgeiſte gelungen zu ſeyn, alles fremde gegenſtändliche Weſen ſich abzuthun und endlich ſich als abſoluten Geiſt zu erfaſſen, und was ihm gegenſtändlich wird, aus ſich zu erzeugen, und es, mit Ruhe dagegen, in ſeiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbſtbewußtſeyns mit dem abſoluten Selbſtbewußtſeyn, das jenem außer ihm erſchien, hört auf. Das endliche Selbſtbewußtſeyn hat aufgehört, endliches zu ſeyn; und dadurch anderer Seits das abſolute Selbſtbewußtſeyn die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es iſt die ganze bisherige Weltgeſchichte überhaupt und die Geſchichte der Philoſophie insbeſondere, welche nur dieſen Kampf darſtellt, und da an ihrem Ziele zu ſeyn ſcheint, wo dieß abſolute Selbſtbewußtſeyn, deſſen Vorſtellung ſie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu ſeyn, wo alſo der Geiſt als Geiſt wirklich iſt. Denn er iſt dieß nur, indem er ſich ſelbſt als abſoluten Geiſt weiß; und dieß weiß er in der Wiſſenſchaft. Der Geiſt producirt ſich als Natur, als Staat; dieß ſind, jenes ſein bewußtloſes Thun, worin er ſich ein Anderes, nicht als Geiſt iſt; in den Thaten und im Leben der Geſchichte, wie auch der Kunſt, bringt er ſich auf bewußte Weiſe hervor, weiß von mancherley Arten ſeiner Wirklichkeit, aber auch nur Arten derſelben; aber nur in der Wiſſenſchaft weiß er von ſich als abſolutem Geiſt, und dieß Wiſſen allein, der Geiſt, iſt ſeine wahre Exiſtenz. Dieß iſt nun der Standpunkt der jetzigen Zeit, und die Reihe der geiſtigen Geſtaltungen iſt für jetzt damit geſchloſſen." Wie ſubjectiv die erwähnte idealiſtiſche Begriffsbeſtimmung der Philoſophie ſey, ſcheint Hegel ſpäter ſelbſt eingeſehen zu haben, daher er ſie in den folgenden Ausgaben der Encyclopädie im Gegenſatze zu der erſteren Definition § 2. im allgemeinen „als denkende Betrachtung der Gegenſtände" definirt, und um das Reſultat der Philoſophie nicht wiederholt in einer unbegründeten Definition vorauszuſetzen, ſo daß die petitio principii der Kreisbewegung des immanenten Denkens paſſend vorſtehe, eine vorläufige Begriffsbeſtimmung der Philoſophie für unmöglich erklärt, da ſich ihr beſtimmter Begriff erſt aus der methodiſchen Entwicklung des Inhalts der Vernunft ergebe. Noch beſtimmter widerſpricht er jenem idealiſtiſchen Principe und Reſultate, wenn er § 6. die Uebereinſtimmung der Philoſophie mit der Wirklichkeit und der Erfahrung für nothwendig ausgiebt, da ſie von anderem Bewußtſeyn dieſes Einen und deſſelben Gehaltes nur der Form nach unterſchieden ſey und es als höchſten Zweck der Wiſſenſchaft beſtimmt: durch die Erkenntniß dieſer Uebereinſtimmung die Verſöhnung der ſelbſtbewußten (philoſophirenden) Vernunft mit der ſeyenden Vernunft, mit der Wirklichkeit hervorzubringen. Dieſe „Einheit" der Philoſophie als des ſeine ſubſtanzielle Wahrheit begreifenden Geiſtes „mit dem Weſen der Religion und des Staates und mit einer ſinnigen Erfahrungserkenntniß" behauptete Hegel in vielen Erklärungen *) darüber ſo emphatiſch, daß ſeine Schüler von der ſogenannten rechten Seite ſich über

*) z. B. in der Vorrede zur zweyten und dritten Ausgabe der Encyklopädie.

nichts mehr als über ſeine conſervative Richtung freuten.

II. Das Verhältniß der Philoſophie zur Geſchichte des Geiſtes und zu den beſtimmten Sphären ſeines Lebens und Reiches.

Indem Hegel die Einheit aller Geſtaltungen oder Sphären des Geiſtes als die weſentliche Kategorie ihres Verhältniſſes bezeichnet, beſtimmt er die Philoſophie als den Gedanken ihrer Zeit, womit er eben ſo ſehr ihren formellen Unterſchied als begreifender Vernunftwiſſenſchaft wie ihre weſentliche Identität mit den übrigen Manifeſtationen des Geiſtes ausdrückt. So conſervativ jedoch dieſe Beſtimmung des Begriffes der Philoſophie und ihres Verhältniſſes zur Wirklichkeit erſcheint, ſo ſehr verkennt Hegel in ſeiner nähern Erklärung darüber eben die weſentliche Kategorie der Einheit.

Dieß zeigt ſich ſchon in ſeiner Beſtimmung des geſchichtlichen Eintritts der Philoſophie, indem er ihre Hervorbildung durch die Negation der ſubſtanziellen Exiſtenz des Geiſtes ſich geltend machen läßt, und daher von ihr behauptet, ſie ſey auch (nicht etwa Aufhebung im poſitiven Sinne, ſondern) Vernichtung. Die Folge davon ſey, daß der ſeine Zeit begreifende Geiſt „die beſtehende Religion und Sittlichkeit und Staatsverfaſſung angreife und wankend mache, womit die Periode des Verderbens eintrete. Der Fortgang ſey nun, daß der Gedanke ſich in ſich ſammle, und ſich gegen die wirkliche Welt ein Reich des Gedankens bilde, wodurch ſie eine Verſöhnung nicht in der Wirklichkeit, ſondern in der ideellen Welt hervorbringe.“ I. Bd. S. 66.

Dieſe geſchichtliche Erklärung der Philoſophie widerſpricht ihrem von Hegel ſelbſt beſtimmten Begriffe, indem ſie als die das Weſen oder die Wahrheit des geſchichtlichen Daſeyns begreifende Vernunftwiſſenſchaft „die ſubſtanzielle Weiſe der geiſtigen Exiſtenz“ oder das Weſen der Religion, der Sittlichkeit und des Staates nicht in dem von Hegel beſtimmten Sinne negirt, ſondern vielmehr in der ſeiner Idee adäquaten Form begreift, ſo daß der philoſophiſche Geiſt nur die inadäquate Form der begriffloſen Vorſtellung negirt, um die dem Weſen oder der Idee des Geiſtes und den Sphären ſeines Reiches entſprechende Organiſation deſto beſtimmter zu affirmiren. Eben deßhalb wird die Einheit der Philoſophie mit dem Weſen oder der Wahrheit der Zeit verkannt, wenn man ihre angeblich verſöhnende Thätigkeit darein ſetzt, daß ſie gegen die wirkliche Welt ein Reich des Gedankens bilde.“ Dieſe letzte Erklärung Hegels bildet das andre Extrem zu ſeinen eigenen nur zwey Seiten ſpäter ausgeſprochenen Behauptungen, die Philoſophie ſey „ganz identiſch mit der Zeit, ſie ſtehe nur in ſo fern über der Zeit, als ſie ſich den ſubſtanziellen Geiſt im Denken zum Gegenſtande mache, denn ſie habe keinen andern Gegenſtand.“ Ja er erklärt ſich ſogar und zwar namentlich in der geharniſchten Vorrede zur Rechtsphiloſophie nach dem Princip: Was wirklich iſt, iſt vernünftig — ſo entſchieden realiſtiſch, daß er der Philoſophie alle Fähigkeit und Berechtigung über die Wirklichkeit hinauszugehen, um ihr Weſen in einer ihrer Idee entſprechenderen Form und mithin in dieſem Sinne poſitiv idealiſtiſch zu begreifen, abſpricht, und ſie auf das bloße Begreifen der Zeit und des wirklichen und eben dadurch vernünftigen Staates beſchränkt. Ob er nun gleich ſchon den formellen Unterſchied des Wiſſens ſelbſt für einen realen erklärt, indem durch das Wiſſen eine neue Epoche des geiſtigen Daſeyns hervorgebracht werde, ſo kann die Philoſophie doch nur in dem Falle als „Reſultat einer Entzweyung des Geiſtes mit ſeiner weſentlichen Exiſtenz“ betrachtet werden, wenn man den Unterſchied als ſolchen für Widerſpruch hält, da ſich doch der Unterſchied ſeinem Begriff nach an der Einheit beſtimmt und ſie vermittelt. Der ſeine beſtimmte Idee begreifende Geiſt unterſcheidet ſich demnach zu dem Zwecke von ſeiner weſentlichen Exiſtenz oder von ſeinem religiöſen und ſittlichen und politiſchen Leben, um ſich auf der Stufe des wiſſenſchaftlichen Denkens der innern Wahrheit dieſer Sphären bewußt zu werden.

Iſt es Ein und derſelbe Geiſt, welcher ſich im

Digitized by Google

Verhältniſſe zur Gottheit ſeine Religion theoretiſch und praktiſch begründet und ſich in der Einheit mit derſelben ſein Staatsleben organiſirt, ſo hat die Philoſophie keinen andern Inhalt als die **weſentliche Exiſtenz** oder **wahrhafte Wirklichkeit** des Geiſtes zu begreifen. Demnach wird ſie, ſo weit ſie dieſe Aufgabe im Fortgange der Weltgeſchichte in der Beſtimmtheit beſonderer Stufen des Vernunftwiſſens realiſirt, nicht aus der Entzweyung des Geiſtes mit ſeinem Weſen nnd ſeinem Daſeyn reſultiren und das dadurch entſtehende Verderben nicht durch Abſtractionen, in denen „ſie Grau in Grau malt“ *) und ſich **gegen** die wirkliche Welt in ein ideelles Reich flüchtet, zu verſöhnen verſuchen. Vielmehr tragen Philoſopheme oder ſogenannte Syſteme, welche aus dem Ruin des geiſtigen Lebens entſtehen und ihn vollenden wie z. B. die Sophiſtik, der Skepticismus und Materialismus z. B. der franzöſiſchen Encyklopädiſten, den Charakter des innern Widerſpruchs nnd des Verfalls der Völker und der Zeiten, deren Reflexe ſie ſind, in ſich ſelbſt, indem ſie die **Wahrheit** des religiös-ſittlichen und des geiſtigen Lebens überhaupt durch eine rein negative Dialektik in der Methode des reflectirenden und abſtrahirenden Verſtandes zerſtören.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mythologie der Griechen ꝛc.

(Schluß.)

Herr Schwenck hat durch Benützung der wichtigſten Angaben der einzelnen Schriftſteller die verſchiedenen Sagen in der Art vervollſtändigt, daß ſich der urſprüngliche Sinn derſelben viel leichter auffinden läßt. Nur hat er die minder bedeutenden Sagen von den wichtigern nicht immer ſorgfältig genug geſchieden, und ſie nicht überall in der Ordnung an einander gereiht, in welcher ſich die Bedeutung und der Wirkungskreis der einzelnen Götter am deutlichſten erkennen läßt. Doch wollen wir ihn deßhalb um ſo weniger tadeln, als in dieſer Beziehung ſehr viel von den ſubjectiven Anſichten abhängt, welche ſich ein Mythenforſcher über die verſchiedenen Götter gebildet hat. Einen großen Vorzug gab er ſeinem Buche dadurch, daß er die Beynamen der Götter, welche ſo viele Aufſchlüſſe über ihr Weſen gewähren, in einer großentheils gelungenen Ueberſetzung anführt. Daß manche unrichtig aufgefaßt ſind, hat ſeinen Grund in der großen Schwierigkeit der Sache. Ein weiteres Verdienſt um Förderung der Kenntniß der griechiſchen Mythologie erwarb ſich der Hr. Verf. dadurch, daß er auf die Darſtellung der Götter durch die bildende Kunſt Rückſicht nahm. Wir wünſchten, daß er auch **alle** charakteriſtiſchen Symbole, welche an den bedeutendſten Kunſtwerken angebracht waren, angeführt, und auf ihre Bedeutung aufmerkſam gemacht hätte. Der Hauptvorzug aber, den das in Frage ſtehende Handbuch vor den früher erſchienenen hat, beſteht darin, daß Hr. Schwenck an die Erzählung der einzelnen Sagen eine Erklärung derſelben anknüpfte, welche das richtigere Verſtändniß vieler Mythen weſentlich fördern dürfte. Wenn wir auch mit einem großen Theile ſeiner Anſichten nicht einverſtanden ſeyn können, ſo ſind wir doch weit entfernt, die vielen ſchätzbaren Winke und Bemerkungen, welche er giebt, zu verkennen, oder in Abrede zu ſtellen, daß ſein Werk unter allen Handbüchern das vollſtändigſte, lehrreichſte und zweckmäßigſte ſey. Die äußere Ausſtattung iſt ganz vorzüglich zu nennen, und die lithographirten Tafeln bilden eine höchſt ſchätzbare Zugabe.

Uſchold.

*) Vergl. Hegels Aeußerung am Schluſſe der Vorrede ſeiner Rechtsphiloſophie!

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	28. Auguſt.
Nro. 168.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften	1844.

Hegels Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie.

(Fortſetzung.)

Auch der von Hegel als Ziel und Vollendung der Wiſſenſchaft bezeichnete Pantheismus, welcher den menſchlichen und göttlichen Geiſt identificirt und der von ihm nicht weniger geprieſene logiſche Idealismus, welcher „alles gegenſtändliche Weſen ſich abthut und was ihm gegenſtändlich wird, aus ſich erzeugt,“ entwickelt ſich nicht in der „Einheit mit der Religion und einer ſinnigen Erfahrungserkenntniß,“ indem durch den Pantheismus eben ſo ſehr das Weſen der erſtern wie durch den Idealismus der objective Gehalt der letztern negirt wird. Dagegen folgt es aus dem Begriffe der Sache, daß Philoſophieen, in welchen ſich wirklich der Geiſt ihrer Zeit in ſeiner Wahrheit erfaßte, eben ſo ſehr die weſentliche Einheit des religiöſen und ſittlichen Bewußtſeyns in ſich reflectirten, *) wie ſie durch die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Wahrheit eine neue Wiſſensſtufe begründeten, und idealiſirend auf das geſammte geiſtige Daſeyn zurückwirkten. Daß die Akme der antiken Bildung mit dem einbrechenden Verderben des Alterthums zuſammenfällt, iſt in der Endlichkeit ſeines Princips begründet. Aber wie das negative Princip und der Verfall des helleniſchen Lebens in ſolchen Geſtaltungen der Kunſt, der Poeſie und der Wiſſenſchaft ſich ausdrückte, welche den Charakter desſelben in ſich tragen, ſo folgt es aus dem Geiſte der Sophokleiſchen Poeſie und der ihr verwandten Platoniſchen Philoſophie, daß ſie, da ſie nicht ohne eine beſtimmte Grundlage oder nicht weſenlos ſich entwickelten, die esoteriſche Religion *) und die höhere Lebens- und Weltanſchauung der Hellenen in ihren Productionen, welche das Ideal oder die Wahrheit des helleniſchen Lebens und Geiſtes verewigten, manifeſtirten. Selbſt Ariſtoteles war ächter Grieche, ſo fern er in ſeinen politiſchen und ethiſchen Schriften das Weſen des Staates und der Sittlichkeit mit Rückſicht auf ſeine hiſtoriſchen Geſtaltungen entwickelte und in ſeiner Logik und ſeiner Naturforſchung den claſſiſchen ächt helleniſchen Charakter der griechiſchen Philoſophie vollendete. Dagegen entſpricht der excentriſche Charakter der neuplatoniſchen Philoſophie, welche Hegel für die höchſte Ausbildung der alten Philoſophie erklärt, ganz derjenigen Periode des ſich überlebenden Heidenthums, in welcher es durch Myſtik, Magie und Theurgie das durch ſeine göttliche innere Wahrheit ſiegreiche Chriſtenthum zu verdrängen und zu überbieten ſuchte. Wie conſtructiv die

*) Vrgl. Hegels Bemerkung I. S. 69. „Es iſt Ein beſtimmtes Weſen, welches in den verſchiedenen Elementen ſich darſtellt, indem er überall die weſentliche Einheit der Philoſophie mit der Religion behauptet.“

*) Man erinnere ſich, daß Sophocles die „dreymal ſelig preiſt, die durch die Weihungen hindurchgegangen in den Hades wandeln, um dort wahrhaft zu leben,“ und daß Plato die Erfahrungen der durch dieſelben Myſterien Geweihten mit der Anſchauung der Ideen vergleicht.

mittelalterliche Philoſophie in der Ausbildung der kirchlichen Lehre gewirkt habe, iſt am Tage und die neuere Philoſophie hat ſo wenig wie die Reformation ſelbſt ein negatives Princip zu ihrem Grunde und Weſen. Dieß beweiſen, wie wir in der Folge ſehen werden, ſchon Carteſius und noch entſchiedener Leibnitz, der Anfangs- und Centralpunkt der deutſchen Philoſophie. Wird aber die Richtung der Philoſophie in jene negativ idealiſtiſche, die Objectivität in die Subjectivität zurücknehmende Methode geſetzt, ſo kann jene in keiner angemeſſeneren Weiſe ausgeführt werden, als wenn der Inhalt auf die Form reducirt, aller Fortſchritt als ein nur formeller bezeichnet und „das Denken des Denkens oder die logiſche Idee" als höchſtes Reſultat der philoſophiſchen Entwicklung bezeichnet wird.

III. Die begriffmäßige Entwicklung der Geſchichte der Philoſophie.

Um die Geſchichte der Philoſophie als ſtufenweiſe Entwicklung ſeines Syſtems betrachten zu können, behauptet Hegel: *) „Wenn man die Grundbegriffe der in der Geſchichte der Philoſophie erſchienenen Syſteme rein deſſen entkleidet, was ihre äußerliche Geſtaltung, ihre Anwendung auf das Beſondere, und dergleichen betrifft: ſo erhält man die verſchiedenen Stufen der Beſtimmung der Idee ſelbſt in ihrem logiſchen Begriffe. Umgekehrt, den logiſchen Fortgang für ſich genommen, ſo hat man darin nach ſeinen Hauptmomenten den Fortgang der geſchichtlichen Erſcheinungen; — aber man muß freylich dieſe reinen Begriffe in dem zu erkennen wiſſen, was die geſchichtliche Geſtalt enthält."

Je mehr nun von dem beſtimmten Inhalte der Syſteme abſtrahirt und nur auf ihre Form reflectirt wird, deſto eher läßt ſich dieſe Erfaſſung der Geſchichte der Philoſophie durchführen. Denn, ſchreitet der Geiſt, wie Hegel behauptet, überhaupt nur dadurch fort, daß er den Begriff, in welchem er ſich auf einer frühern Stufe erfaßt hat, von neuem zum Object ſeiner Thätigkeit macht *), iſt

*) Geſchichte der Philoſophie I. S. 43.

**) Rechtsphiloſ. §. 343.

mithin der Fortſchritt ein nur formeller, ſo daß eben dieſes Wiſſen ſeiner ſelbſt ſeine Wirklichkeit bildet *), ſo laſſen ſich alle vorhergehenden Syſteme am leichteſten als bloße Vorſtufen zu dem neueſten: „den Begriff, dieſe Subſtanz oder Wurzel ſeines Daſeyns" **), in ſeiner abſoluten Wahrheit als logiſche Idee erfaſſenden Syſteme erklären. Exiſtirt jedoch der Geiſt eines Volkes oder einer Zeit nicht nur in jenem Sichwiſſen, ſondern weſentlich in dem ſich ihm durch ſein beſtimmtes Verhältniß zur Gottheit entwickelnden Syſteme ſeines religiöſen Bewußtſeyns und Lebens und ſeines politiſchen Daſeyns, ſo wie ſeines äſthetiſchen und natürlichen Bewußtſeyns, ſo iſt ihm der Inhalt eben ſo weſentlich, wie die Form, und dieſe begründet, weil ſie nicht ſelbſt der Inhalt iſt, keinen realen Unterſchied oder keine neue Wirklichkeit. Und wenn es ſchon aus dem Begriffe der durch das Weſen ſelbſt gebildeten oder organiſirten Form folgt, daß ſie, wenn ſie eine wahrhaft neue iſt, einen neuen Inhalt vorausſetzt, ſo dürfen wir, um dieſer Einheit der Form mit dem Inhalte willen, nur erwägen, daß neue Syſteme neue Weltepochen vorausſetzen, um uns zu überzeugen, daß der Fortſchritt des philoſophirenden Geiſtes eben ſo ſehr ein materieller wie ein formeller iſt.

Wäre dagegen der Inhalt in allen Syſtemen derſelbe und würde jedes vorhergehende Syſtem durch das folgende aufgehoben, ſo daß die „in ſich gegangene zum Stoff gewordene Geiſtesgeſtalt" den Inhalt einer andern Sphäre oder Stufe ausmachte, der nur in einer andern Form zu erfaſſen wäre, ſo wäre nach dem Principe dieſes formellen Fortſchreitens allerdings das „Denken des Denkens" die höchſte und letzte Wiſſenſchaft, in welche alle concreten Geſtaltungen zurückgingen, und wirklich ſagt Hegel am Schluſſe ſeiner Encyclopädie: „Der abſolute Gehalt, der in ſich concrete Geiſt iſt eben dieß, ſeine Form, das Denken ſelbſt zu ſeinem Inhalte zu haben." Allein iſt es nicht

*) Geſch. der Philoſ. I. S. 70.

**) A. a. O. S. 60.

Digitized by Google

der qualitative Unterſchied des geiſtigen Producirens oder Reproducirens, ob ein ſeinem ganzen Gehalte nach neues Syſtem z. B. von Leibnitz entworfen oder ob es nur in anderer Form z. B. von Wolf erfaßt und dargeſtellt wird? Daher läßt es ſich geſchichtlich nachweiſen, daß ſich die Denker folgender Zeiten durch ein nicht nur formell, ſondern weſentlich eigenthümliches Princip die frühern Syſteme überwinden konnten, und aus innerſter Geiſtestiefe eine neue Weltanſicht ſich bilden. — Ein durchaus neues Princip iſt es, durch welches Carteſius ſich über die Scholaſtik erhob und ſie antiquirte, und nicht bloß durch einen formellen, ſondern einen weſentlichen Fortſchritt ging Spinoza über Carteſius hinaus, indem ſeine durch des letztern Philoſophie nur vermittelte ſubſtantiell pantheiſtiſche Denkweiſe ein weſentlich verſchiedenes orientaliſches Princip vorausſetzt. Leibnitz aber überwand Spinoza's ſubſtantiellen Standpunkt durch ſein Princip der Individuation, wodurch er mit eben der Nothwendigkeit zu der Beſtimmung des Abſoluten als des die Objectivität begreifenden und beſtimmenden in ſich unendlichen Urindividuums, wie zur Conception des Syſtems der relativen Individuen oder Monaden als der Manifeſtation des abſoluten Princips übergieng.

Wenn ſich demnach die philoſophiſchen Syſteme nicht nur als Vorſtufen zu dem den Begriff der Philoſophie in der Form der abſoluten logiſchen Idee erfaſſenden Syſteme verhalten, ſo ſind ſie aus der vollſtändigen Entwicklung der allgemeinen Idee der Philoſophie zu begreifen.

Aus der Entwicklung des Vernunftwiſſens ergiebt ſich erſtens ſeine Unterſcheidung in beſtimmte Gegenſätze, welche ſich entweder als poſitive ſich integrirende Bildungsmomente der Philoſophie oder als negative (z. B. die ſkeptiſchen Denkverſuche) zu überwindende Formen erweiſen. Durch die Vereinigung oder Vermittlung der erſtern und die Negation oder Widerlegung der letztern iſt die Hervorbildung beſonderer Bildungs- oder Entwicklungs*ſtufen* der Philoſophie bedingt. Dieſe letzteren ſind die Vorausſetzungen relativer Schlußpunkte des philoſophiſchen Wiſſens, welche entweder die Principien eines ganzen Cyclus der Philoſophie in ſich concentriren und mithin eine Periode poſitiv abſchließen oder nur die Kriſis derſelben und eben damit den Uebergang zu einer neuen Epoche bilden. Die Syſteme aber, welche neue Perioden begründen, unterſcheiden ſich von den bloßen Bildungsmomenten oder Entwicklungsſtufen eines philoſophiſchen Cyclus durch ihre innere Univerſalität, in welcher ſie den Keim einer vielſeitigen Entwicklung des philoſophiſchen Wiſſens in ſich enthalten. In keinem Falle aber iſt der Fortſchritt ſo ſtetig, daß jedes folgende Syſtem die Wahrheit aller vorhergehenden iſt und das der Zeit nach letzte alle Principien in ſich enthält, vielmehr bildet jedes wahrhafte Syſtem ein in ſich geſchloſſenes ſelbſtändiges Ganzes und iſt mithin nicht nur Uebergangsmoment oder Durchgangspunkt zum angeblich oder vermeyntlich letzten; und zweytens ſind die folgenden Syſteme, wenn ſie gleich durch die vorhergehenden vermittelt ſind, durch ihren beſondern Charakter — es giebt nach einem Hegelſchen Vergleich ſo wenig ein allgemeines Syſtem als es allgemeines Obſt giebt — mehr oder weniger einſeitig und excluſiv, ſo daß ſelbſt relative Rückſchritte in der Geſchichte der Philoſophie möglich ſind und vorkommen. Dieſe relativen Rückſchritte vermitteln aber dadurch, daß ſie widerlegt oder überwunden werden, den allgemeinen Fortſchritt der Philoſophie durch eine vielſeitigere Erkenntniß der Wahrheit, die aus ihrer Ueberwindung ſich ergiebt.

Wenn endlich Hegel die Geſchichte der Philoſophie aus dem Begriff des Vernunftwiſſens zu entwickeln und den *Verlauf* derſelben als einen nothwendigen, d. h. geſetzmäßigen zu erweiſen bezweckt, ſo wird die Wahrheit ſeiner Methode durch den ſubjectiven Verſuch, den Begriff *ſeines beſondern* Syſtems als das immanent bewegende Princip der geſammten Philoſophie überhaupt zu betrachten, und die Hauptmomente des Fortganges der Geſchichte der Philoſophie mit den Formen und Stufen ſeiner immanenten Dialektik zu identificiren, mehr als problematiſch. Denn dieſe Methode erregt den oben erwähnten Verdacht, daß Hegel die geſchichtlichen Syſteme aus dem Geſichtspunkte ſeines abſolut fertigen Syſtemes reconſtruire und beurtheile, eine Parteylichkeit ihrer Darſtellung und Kritik, welche

Digitized by Google

nur dadurch überwunden wird, daß man den Begriff der Philoſophie in höchſter Allgemeinheit erfaßt, um alle Formen, in welchen ſich das Vernunftwiſſen realiſirt, in der Geſtalt und Ordnung denkend zu reproduciren, in welcher ſie ſich ſelbſt entwickeln und zu Organen eines Ganzen vermitteln. Dieſe allſeitige Receptivität oder ungetheilte objective Theilnahme an den Syſtemen der Vergangenheit iſt jedoch auf dem Standpunkte eines Denkers unmöglich, der im Beſitze eines abſolut wahren, vollkommen fertigen Syſtemes zu ſeyn glaubt.

Um nun jene Frage, ob und wie weit Hegel die Geſchichte der Philoſophie ſubjectiv conſtruirt oder objectiv oder immanent entwickelt habe, zu unterſuchen, beleuchten wir vorerſt ſeine allgemeine Charakteriſtik und Eintheilung der Geſchichte der Philoſophie, um von dieſer zu der Prüfung ſeiner Auffaſſung und Beurtheilung der Hauptſyſteme fortzuſchreiten.

IV. Die allgemeine Eintheilung und Charakteriſtik der Geſchichte der Philoſophie und ihrer Hauptſyſteme.

Entſprechend dem negativ idealiſtiſchen formellen Fortſchritte und dem pantheiſtiſchen Principe und Reſultate von Hegels Philoſophie beſtimmt ſich ihm die Geſchichte der Philoſophie nach den beſondern Stufen des Wiſſens der Idee, die im Syſteme des ſich als das Abſolute wiſſenden Begriffs in ihrer abſoluten Wahrheit erkannt werde.

Daher beſtimmt er den Anfang des Philoſophirens als „die Verwandlung des Seyns oder der Objectivität in die Idee und ihre Vollendung als das abſolute Wiſſen der Idee oder des Geiſtes.“ Sonach bezeichnet er „die Entwicklung der Einen Philoſophie als die Enthüllung Gottes, wie er ſich weiß.“ *)

Die Bildungsſtufen der alten Philoſophie ſeyen

„Erſtens die Verwandlung des Gegenſtändlichen in die Idee,

*) III. S. 686.

Zweytens die Beſtimmung des abſtracten an und für ſich ſeyenden Gedankens als allgemeinen Weſens durch Plato,

Drittens die Durchdringung des Univerſums durch den Begriff (Ariſtoteles) und endlich

Viertens die Erfaſſung der Idee als Totalität, wodurch die intellegible Welt als Gedankenwelt begriffen wurde (der Neuplatonismus).“

„Aber das Werk der modernen Zeit ſey, dieſe concrete Idee zu faſſen als Geiſt, als ſich wiſſende Idee. Um dazu fortzugehen, von der wiſſenden Idee zum Sichwiſſen der Idee, gehört“ fährt Hegel fort, „der unendliche Gegenſatz, daß die Idee zum Bewußtſeyn ihrer abſoluten Entzweyung gekommen iſt. Die Philoſophie vollendete ſo, indem der Geiſt das gegenſtändliche Weſen dachte, die Intellectualität der Welt, und erzeugte dieſe geiſtige Welt als einen jenſeits der Gegenwart und Wirklichkeit vorhandenen Gegenſtand, wie eine Natur, — die erſte Schöpfung des Geiſtes. Die Arbeit des Geiſtes beſtand nun darin, dieß Jenſeits zurück zur Wirklichkeit und ins Selbſtbewußtſeyn zu führen. Dieß iſt darin geleiſtet, daß das Selbſtbewußtſeyn ſich ſelbſt denkt, und das abſolute Weſen als das ſich ſelbſt denkende Selbſtbewußtſeyn erkennt.“ *) Dieſes Werk ſey durch die neuern Syſteme vollbracht worden, indem ſchon im Carteſius das reine Denken über dieſe Entzweyung ſich aufgethan habe.

*) Eine Conſequenz dieſer Anſicht iſt die Behauptung: daß das Gottesbewußtſeyn das vollendete Selbſtbewußtſeyn der Menſchheit ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Auguſt.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Hegels Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie ꝛc.

(Fortſetzung.)

Wenn nun nach den oben erwähnten Worten des ſich als abſoluten oder göttlichen Geiſt wiſſenden Weltgeiſtes die abſolute Verſöhnung dieſer Entzweyung und der Zweck der Geſchichte der Philoſophie „die Enthüllung Gottes wie er ſich weiß,“ iſt, ſo erhellt daraus, welche Meynung Hegel von ſich als dem Begründer und Vollender der „Philoſophie“ hatte, in welcher ſich der abſolute Geiſt in der Form des abſoluten Begriffes erfaßte! —

Um nun auf die bezeichnete Begriffsbeſtimmung und Eintheilung der Geſchichte der Philoſophie überzugehen, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nur unter Vorausſetzung, die Sphären und Stufen derſelben ſeyen nur Uebergänge und Durchgänge zum abſoluten Idealismus des Begriffs der Hegelſchen Philoſophie möglich iſt.

Denn nur nach dieſer Annahme kann die Erkenntniß des Seyns oder des Gegenſtändlichen, von welcher die griechiſche Philoſophie begann, als eine Verwandlung desſelben in der Idee beſtimmt werden. So eifrig die erſten Philoſophen beſtrebt waren, die Erſcheinungen und Vorgänge oder in höherem Sinne die Harmonien des Univerſums vernünftig zu erforſchen oder, wie die Pythagoräer ſagten, die Harmonie des Alls durch die ihr analoge Harmonie der Seele zu erkennen, ſo wenig dachten dieſe Vorgänger Platos daran, das Seyn oder die Objectivität, zu welcher ſie ſich eben ſo receptiv wie ſelbſtthätig im Erkennen verhielten, und welches ſie als ein der Gottheit verwandtes und mithin relativ ſelbſtändiges All betrachteten, in die Idee zu verwandeln. Nur die Eleaten verwandelten das Seyn in den abſtracten Gedanken, indem ſie es mit demſelben identifizeirten, aber in der Unbeſtimmtheit dieſer Abſtraction, in welcher ſie nicht einmal die Subjectivität von der Objectivität unterſchieden und noch weniger zur beſtimmten Erkenntniß des Verhältniſſes der erſtern zur letztern fortgiengen, kommen ſie ſo wenig zur Begriffsentwicklung und Syſtematiſirung, daß Hegel ſie zu bloßen Vorgängern Heraclits, dieſes gegenſtändlichen Forſchers, macht, welcher die Weisheit in die Auslegung der Weiſe der Anordnung (Einrichtung) des Alls ſetzt. *) Anaxagoras aber, welchen Hegel als den Vollender der vorſokratiſchen Philoſophie betrachtet, erklärte nicht das reine Denken oder die Idee, ſondern den von der Welt geſchiedenen reinen Geiſt (νοῦς) für das weltordnende Princip, während Heraclit den Naturgeiſt als im Zerſtören ſchaffenden, im Schaffen zerſtörenden Zeus pries.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf die Art und Weiſe eingehen wollten, in welcher Hegel im Abſchnitte über Sokrates das Streben nach einem ſittlichen Ideale charakteriſirt und auf welche Weiſe er die Anklage, der letztere habe die Jünglinge verderbt, zu motiviren ſuchte. Man darf nur Xenophons Memorabilien und ſeine ſo wie Plato's Apologie des Sokrates leſen, um Hegels

*) Geſchichte der Philoſ. I. Bd. S. 355.

Digitized by Google

Urtheil (II. Bd. S. 98), „Sokrates hätte, weil ihn die Athener für ſchuldig erklärten, dieſe reſpectiren und ſich ſchuldig bekennen ſollen,“ unwahr und ungerecht zu finden.

Das Extrem dieſer Anſicht hat Forchhammer in der Schrift: „Sokrates und die Athener oder der Revolutionär und die Geſetzlichen“ ausgeſprochen, eine Schrift, welche, weil ſie die Begriffe in einer zu auffallenden Weiſe verkehrt, ſelbſt Hegels Schülern keine willkommene Erſcheinung war.

Haben es doch die Athener ſelbſt, die den Sokrates nur mit geringer Stimmenmehrheit für ſchuldig erklärten, nach ſeinem Tode bereut, daß ſie ſich, ſtatt redlich zu prüfen von ſeinen nichtswürdigen Anklägern verblenden laſſen, den weiſeſten und beſten Bürger zum Tode zu verurtheilen.

Obgleich Plato als Begründer der Ideenlehre und der Dialektik, wodurch die abſolute Idee im Verhältniß zu dem Syſteme der weltlichen Idee erkannt wird, Idealiſt war, ſo war er doch weit entfernt, den Gedanken als „allgemeines an und für ſich ſeyendes Weſen“ in Hegels Sinne zu hypoſtaſiren, und mithin den logiſchen Idealismus zu anticipiren. Seine Unterſuchungen über die Principien und Ideen ſind vielmehr, ſchon weil Sokrates die Dialogen darüber führt, ſehr beſtimmt, ſo zwar, daß er ſelbſt da, wo er zu den höchſten Principien aufſteigt, dieſe nach dem Vorgange der Pythagoräer als phyſikaliſche und ethiſche Potenzen oder Mächte faßt, und ihnen den königlichen Verſtand oder Geiſt des Anaxagoras als weltſchöpferiſches und weltordnendes Princip überordnet, welcher aber ohne „die Seele“ d. h. die Subjectivität und ohne die „Natur“ d. h. das Weſen des Zeus d. h. Gottes, deſſen Geiſt er ſey, nicht begriffen werden könne. Durch dieſe Zurückführung der abſoluten Idee auf ein ſelbſtbewußtes Urweſen unterſcheidet ſich die platoniſche Faſſung derſelben weſentlich von Hegels Beſtimmung der abſoluten Idee als des „ſich als das Abſolute ſowohl Objective wie Subjective zum Gegenſtande habenden Begriffs“ und des von ihm unperſönlich gedachten abſoluten Geiſtes, den er nur als die allgemeine Einheit und Wahrheit der einzelnen Geiſter faßt.

Daß einem Plato die abſtracte Idee nicht an und für ſich ſeyendes allgemeines Weſen, oder nicht Princip und Reſultat der Welt war, ſondern daß er die Gottheit als ſelbſtbewußten freyen Urgeiſt und als ſich nach ſeiner Güte und Weisheit offenbarenden, nach beſtimmten namentlich ethiſchen Zwecken handelnden Urheber und Ordner der Welt dachte, erhellt nicht nur aus ſeiner ausdrücklichen Erklärung deſſelben als Schöpfers und Vaters des Alls (ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦ παντός), ſondern aus ſeiner ganzen ſpeculativen Theologie, die er in ſeinen letzten und genialſten Dialogen, im Timäus am ausführlichſten darſtellt. — Geſteht doch ein berühmter Kenner Platos, der ſelbſt ſo pantheiſtiſch dachte, wie Hegel, indem er im Urtheil über die platoniſche Theologie der Wahrheit die Ehre giebt: „Wenn die helleniſchen Kosmologien mythologiſch oder phyſiologiſch ſind, ſo iſt die platoniſche eigentlich theokratiſch wie die moſaiſche, voll Würde und Erhabenheit, die aus der Idee des höchſten Weltbildners entſteht und voll theologiſcher Weihe.“ Aſt, Platons Leben und Schriften S. 569.

Dieſe perſönliche Erfaſſung Gottes tritt in allen ethiſchen und kosmologiſchen Dialogen Plato's ſo entſchieden hervor, daß man ihn nicht von dem Vorwurfe des Pantheismus, ſondern des Anthropomorphismus zu rechtfertigen hat. Da nun der Theismus dem Anthropomorphismus zum Grunde liegt, und ſeine Wahrheit iſt, ſo kann Plato's Gotteslehre, wenn ihre etwas ſymboliſche und mythiſche Darſtellung idealiſirt wird, nur auf den Begriff des erſtern zurückgeführt werden, während der Pantheismus ſeiner Theologie geradezu widerſpricht. Daß der durch die Weltentwicklung ſeine ewigen Ideen und Zwecke realiſirende Gott Plato's nicht bloß Weltbildner, ſondern Weltſchöpfer iſt, hat Böckh in ſeiner Abhandlung über den platoniſchen Timäus ſchon längſt mit ſiegreicher Klarheit bewieſen.

In ſeiner Geſchichte der Philoſophie beweiſt Hegel nur, daß ihm erſt die Welt, die Gott nach Plato als ein ihm ähnliches All und in dieſem Sinne als einen zweyten Gott, als ein Abbild (εἰκών) Gottes, wie er ſich ausdrückt, geboren oder geſchaffen hat, das Wahrhafte iſt, nicht aber: daß Plato ſelbſt den erſten wahrhaften

Digitized by Google

Gott, der ihm nicht nur „das Gute,“ ſondern der Gute iſt, der die Welt ihm ſo ähnlich wie möglich machen wollte*), eine „bloße Vorausſetzung und daher weder beſtimmt noch ſich ſelbſt beſtimmend iſt.“ II. Bd. S. 225. Wem Gott bloße Vorausſetzung der Wiſſenſchaft der Welt iſt, ein ſolcher beſtimmt allerdings das Abſolute an ſich nur als das reine mit dem Nichts identiſche Seyn, aber Hegels Verſuch, Plato's Princip auf ſein Princip zu reduciren, iſt ſo gewaltſam, daß ihm jede Zeile des Timäus, dieſer objectiven und geſchichtlichen Gottes- und Schöpfungslehre widerſpricht.

Auf dieſem ſpeculativ-theologiſchen Standpunkte betrachtet Plato die Ideen vorerſt als die Urgedanken (νοήματα) und Urbilder (παραδείγματα) des göttlichen Verſtandes, welches ewige Ideenſyſtem oder welche urbildliche Welt Gott durch die Weltſchöpfung und Entwicklung verwirkliche, daher er die Ideen ontologiſch als die αἰτίαι oder Principien und Weſenheiten (οὐσίαι) der Dinge und Subjecte betrachtet; und die wahren Begriffe des menſchlichen Geiſtes ſind ihm nur die den göttlichen Ideen und den Weſenheiten ſeiner Geſchöpfe entſprechenden Gedanken. Daher iſt ihm das wahre menſchliche Wiſſen eine in der Verwandtſchaft des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen begründete und durch die Erfaſſung der Objectivität vermittelte Erinnerung oder Reproduction des göttlichen Urdenkens und des durch den göttlichen Geiſt gedachten und verwirklichten objectiven Syſtems. Schon aus dieſer gedrängten Expoſition der platoniſchen Philoſophie erhellt, mit wie wenigem Rechte Hegel ihren Grundgehalt auf die Erfaſſung des „abſtracten an und für ſich ſeyenden Gedankens“ reducirte.

Wie Plato's, ſo iſt auch Ariſtoteles' Philoſophie eher eine Inſtanz und ein Zeugniß gegen, als für Hegels logiſchen Idealismus. So objectiv und gelungen desſelben Verſuch erſcheint, Ariſtoteles als ſpeculativen Empiriker zu rechtfertigen, welcher alle Geſtaltungen des Univerſums nicht nur zu beobachten und zu beſchreiben, ſondern durch nothwendige Denkbeſtimmungen oder Kategorien zu begreifen verſuchte, ſo wenig kann er beweiſen, daß dem Ariſtoteles „das Denken objectivirendes Thun“ iſt, wornach der Begriff alle Realität aus ſich erzeuge. Durch ſeine objective Erforſchung der Wirklichkeit und ſeine Anerkennung der Weſenhaftigkeit der Einzelnheit unterſcheidet ſich Ariſtoteles eben ſo entſchieden von Hegels idealiſtiſcher Natur- und Geiſtesphiloſophie, wie ſeine formelle Logik in gewiſſem Sinne Hegels Erfaſſung der Logik als einer Wiſſenſchaft des abſoluten ſchöpferiſchen Denkens widerlegt. Mit mehr Recht vindicirt Hegel den Neuplatonismus dem Begriffe ſeiner Philoſophie.

Der Neuplatonismus iſt nämlich ein ſo reiner Intellectualismus, daß er gar nicht zum Begriffe einer realen Exiſtenz kommt, ſondern die Gottheit nur als ſelbſtloſes Grundweſen denkt, welches beſtimmungslos in ſich ſelbſt ruhe, indem durch die von ihm ewig gezeugte unendliche Intelligenz die Dinge und Weſen geſetzt werden, welche Emanationen wahrhaft betrachtet nichts anders ſeyen, als die ewigen Gedanken derſelben. Sie ſind, wie Hegel ſagt, „Momente oder Beſtimmungen des Denkens und eben dadurch des Seyns, indem ihre Exiſtenz nichts anderes ſey als ihr Gedachtwerden.“

Die Identität des Denkens und des Gedachten oder des Seyns, wird von dem Neuplatonismus ſchon als Wahrheit des ſpeculativen Wiſſens überhaupt gefaßt, in welchem der Geiſt die Welt oder die Objectivität als ſeine Manifeſtation oder Emanation wiſſe.

Daß aber die Neuplatoniker jene Identität durch Ekſtaſe oder durch das Einswerden der Seele mit dem Abſoluten und mithin durch orientaliſche Myſtik zu erkennen ſuchten, iſt bekannt. Iſt aber Seyn und Denken, Subject und Object nur im Selbſtbewußtſeyn, nicht aber im gegenſtändlichen Bewußtſeyn der Gottheit und der Welt identiſch, ſo iſt das Princip des idealiſtiſchen Intellectualismus ſo unwahr, wie ſein Syſtem inconſequent iſt, indem er nach der Vollendung der Idee in der intelligibeln Welt (dem κόσμος νόητος) oder in dem Syſteme der Logik als der abſoluten Wiſſenſchaft

*) ἀγαθὸς ὤν, ſagt Plato im Timäus von Gott, πάντα ὅτι μάλιστα ἐβουλήθη γενέσθαι παραπλήσια αὐτῷ. p. 29. E.

entweder aller Erfahrung zum Trotz die höheren Stufen des Daſeyns *vor* den niedrigern entſtehen und mithin die Weltſeele im Bilden der Erſcheinungswelt immer tiefer und endlich bis zur Materie, dem Nichtſeyenden, herabſteigen läßt, oder aber die abſolute Idee ohne Grund in einer ſolchen Stufenfolge ihrer Momente äußerlich hervortreten läßt, welche ihrer innern Dialektik widerſpricht.

War der Nenplatonismus der kühnſte aber ſich ſelbſt vernichtende Verſuch, durch orientaliſche Myſtik und occidentale Dialektik das Heidenthum, das ſich bereits überlebt hatte, durch eine ihm inadäquate Idealiſirung ſeines Geiſtes zu verjüngen, — Proclus erklärte den ächten Philoſophen für den Hierophanten aller Religionen und wollte eine philoſophiſche Weltreligion begründen, — ſo erſcheint er im Vergleich mit der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie eher als ein Rückſchritt, denn als ein Fortſchritt. Wenn nämlich Plato, der überall, wo er in das innere Heiligthum der Philoſophie zurückgeht, pythagoräiſirt, in der Einheit mit der eſoteriſchen Religion und mit der höhern Bildung ſeiner Zeit dieſelbe Wahrheit des helleniſchen Geiſtes denkend erfaßte, deren poetiſcher Verklärung ein Pindar und Sophocles ſich weihten, Ariſtoteles dagegen der Gründer der Logik und eines denkenden Empirismus wurde, ſo waren ſie die ächten Vollender der helleniſchen Wiſſenſchaft; wogegen die Neuplatoniker durch ihre orientaliſche Myſtik, ihre pantheiſtiſche Weltreligion und ihre phantaſtiſche Dialektik das Weſen und den ächten Charakter aller poſitiven Religion und aller begreifenden Wiſſenſchaft auflöſten. War mithin der Neuplatonismus nicht die weſentliche Einheit und *Wahrheit* der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie und nicht die innere Vollendung der antiken Philoſophie, ſondern die letzte aber ſubjectivſte Verklärung des in ſich ſelbſt zerfallenen Heidenthums, ſo hatte Hegel keinen objectiven im Weſen des Neuplatonismus enthaltenen Grund ſeiner Verherrlichung. Noch ſubjectiver als die Vollendung und Wahrheit der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie faßt Hegel die Idee oder die Wahrheit des Chriſtenthums und der chriſtlichen Wiſſenſchaft.

Seine Einleitung in die Philoſophie des Mittelalters iſt die eclatanteſte Darlegung, daß er nicht den geringſten Verſuch macht, ſeinen Pantheismus d. h. ſeine Lehre von der Identität des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen als immanente Idee oder als innere Wahrheit des Chriſtenthums zu beweiſen. Sondern wie er *ſeinen* Begriff der Philoſophie der Geſchichte derſelben vorausſetzt, um ihn ſtufenweiſe durch die Geſtaltungen derſelben theils aſſertoriſch, theils durch eine ſophiſtiſche Kritik, theils durch eine falſche Erfaſſung und Dentung derſelben darzulegen, ſo läuft ſeine Reduction des chriſtlichen Bewußtſeyns auf ſeine pantheiſtiſche Lehre in den unmittelbarſten unbegründetſten Behauptungen und Verſicherungen fort. Eine Beleuchtung der erſten Seiten dieſer Einleitung wird zur Beſtätigung dieſes Urtheiles dienen.

Sie beginnt mit den Worten: (S. 99) „Bisher fiel die Philoſophie innerhalb der griechiſchen (heidniſchen) Religion. Von jetzt an (in dieſer Periode) hat die Philoſophie ihre Stelle in der chriſtlichen Welt; Araber und Juden ſind nur äußerlich, geſchichtlich zu bemerken. Es iſt eine neue Religion in der Welt aufgekommen, das *Chriſtenthum*. Mit der Idee desſelben ſind wir durch die neuplatoniſche Philoſophie ganz in Bekanntſchaft getreten. Denn ſie hat zu ihrem weſentlichen Princip, daß das Abſolute, Gott der an und für ſich ſeyende Geiſt iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Auguſt.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Hegels Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie.

(Fortſetzung.)

Sind dieß mehr als bloße Behauptungen? — Wird die Erſcheinung und vollends der Begriff des Chriſtenthums durch die Bemerkung, mit der Idee desſelben ſind wir durch die neuplatoniſche Philoſophie, (welche bekanntlich in die entſchiedenſte Oppoſition zum Chriſtenthum trat,) ganz in Bekanntſchaft getreten, und durch die an ihren Pantheismus ſich anſchließenden Erklärungen wahrhaft und wirklich erkannt? Denn iſt das beſtimmte Princip des Chriſtenthums nicht der ſich perſönlich ſelbſtoffenbarende Gott? Iſt das Abſolute oder der Gott des Neuplatonismus der an und für ſich ſeyende und mithin ſelbſtändige und ſelbſtbewußte in ſeiner Unendlichkeit in ſich vollendete und in dieſem Sinne wahrhaft abſolute Gott des Chriſtenthums? Wird nicht das Weſen nicht nur der chriſtlichen, ſondern jeder Religion, die dieſen Namen verdient, verkannt, wenn das Bewußtſeyn der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur in dem Sinne als ihr Charakter beſtimmt wird, in welchem Hegel es ſogleich auf der nächſten Seite 99 — 100 in den Worten darlegt: „Die nähere Geſtalt desſelben in der chriſtlichen Religion iſt, daß den Menſchen ins Bewußtſeyn gekommen, offenbar geworden iſt, was Gott iſt, — in näherer Beſtimmung zum Bewußtſeyn gekommen iſt die Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur: *α*) Das Anſichſeyn dieſer Einheit, *β*) in der Wirklichkeit des Cultus. Die Spitze der Subjectivität iſt vertraut mit der Vorſtellung. Der Cultus, das chriſtliche Leben, iſt, daß das Individuum, das Subject ſelbſt in Anſpruch genommen wird, gewürdigt wird, für ſich zu dieſer Einheit zu gelangen, ſich ſelbſt zu würdigen, daß der Geiſt Gottes, die Gnade, wie es genannt wird, in ihm wohne. Und die Lehre von der Verſöhnung iſt, daß Gott gewußt wird als ſich verſöhnend mit der Welt;" „daß er ſich verſöhnt," heißt, wie wir bey der neuplatoniſchen Philoſophie geſehen haben, daß er ſich beſondert, nicht abſtract bleibt: und zum Beſonderen gehört nicht bloß die äußerliche Natur, ſondern die Welt, beſonders die menſchliche Individualität. Das Intereſſe des Subjects ſelbſt wird mit hineingezogen, ſpielt hier die weſentliche Rolle: daß Gott realiſirt ſey und ſich realiſire im Bewußtſeyn der Individuen, die an ſich geiſtig ſind; wozu gehört, daß dieſe, weil ſie Geiſt und frey an ſich ſind, durch den Proceß an ihnen ſelbſt dieſe Verſöhnung vollbringen, da ſie das, was ſie ſind, Geiſt, frey an ſich, zu ihrer Freyheit verwirklichen, — d. h. daß ſie zu dem Bewußtſeyn des Himmels auf Erden, der Erhebung des Menſchen gelangen. Die Intellectual-Welt iſt nicht jenſeits, ſondern das ſogenannte Endliche ein Element darin; es iſt nicht ein Hüben und Drüben. Das Concrete in Anſehung Gottes, der abſoluten Idee, iſt: das Weltliche, das Andere in Gott ſehen, es als an ſich göttlich wiſſen, göttlich machen, — auf geiſtige Weiſe, d. h. nicht auf unmittelbare Weiſe."

Wer wird in dem ſich mit Gott identiſch Wiſ-

Digitized by Google

ſen des Menſchen und mithin in dem abſoluten Selbſtbewußtſeyn des Weltgeiſtes, in welchem er ſich nach Hegels oben erwähnter Aeußerung als abſoluten göttlichen Geiſt weiß, das Weſen des Cultus erkennen, in welchem der Menſch im freyen Verhältniß zu dem ſich eben ſo ſehr von ihm als ſeinem Geſchöpfe unterſcheidenden wie ſich mit ihm einigenden göttlichen Geiſte, die Gnade d. h. die erlöſende, heiligende und erleuchtende Wirkſamkeit desſelben erfährt? Hegels Erklärung des Bewußtſeyns der Selbſtoffenbarung und Selbſtmittheilung des göttlichen Geiſtes an die Gläubigen iſt eben ſo willkührlich, wie ſeine Erklärung der chriſtlichen Lehren, der Verſöhnung Gottes mit der Welt in dem erwähnten neuplatoniſchen Sinne.

Das Intereſſe des Subjects, aber nicht als Organes der chriſtlichen Kirche, ſondern des im Cultus *ſich* wollenden und wiſſenden Subjects wird freylich in dieſer Apotheoſe des Menſchen mit hineingezogen und es ſpielt allerdings eine weſentliche, ja ſelbſt abſolute Rolle, da Gott — nach der Vorausſetzung — nur im Menſchen ſich weiß und dieſer den göttlichen Geiſt als die Allgemeinheit und Wahrheit ſeines eignen Geiſtes verehrt. Aber wird durch dieſe abſolute Negation und Umkehrung der Religion d. h. der Erkenntniß und Verehrung Gottes in Selbſt- und Weltvergötterung das Weſen und die Wahrheit des Chriſtenthums begriffen? Wahrer iſt Hegels Charakteriſtik der Reformation als der Vorausſetzung der neuern Philoſophie, in ſo ferne als er ſie auf das Princip der Subjectivität zurückführt, deſſen höchſte Bewährung darin liege, daß „nur der Glaube, nur die Ueberwindung des eigenen Herzens nöthig ſey, damit der Menſch in ein freyes wahres Verhältniß zu Gott trete.“

Aber wer möchte in dem beſtimmten Princip der Reformation: in dem rechtfertigenden Glauben an Chriſtus *) das Princip „der *reinen* Beziehung auf ſich, der Freyheit und Selbſtgewißheit“ *in dem* Sinne erkennen, in welchem darin der *neuere Idealismus* begründet ſeyn ſoll?

Das Princip des *Carteſius*: cogito (d. h. ganz allgemein conscius sum) ergo sum iſt allerdings für die Philoſophie derſelbe ſubjective Ausgangspunkt, welcher der Glaube als Princip des Proteſtantismus iſt. Aber ſo wenig Luther, deſſen chriſtliches Abhängigkeitsgefühl das innigſte war, als der Vorläufer der Freyheit des verſtändigen oder abſoluten Rationalismus der neuern Zeit betrachtet werden kann, ſo wenig anticipirt Carteſius durch ſein Princip den modernen Idealismus. Sondern wie der Proteſtantismus nicht durch die innere Entwicklung und Vollendung ſeines Princips, ſondern durch die Negation und Umkehrung des Glaubens in ſein abſtractes Gegentheil in den ſogenannten Rationalismus und in ſeinen beſtimmten Widerſpruch: die Irreligioſität gerieth, ſo ging die neuere Philoſophie nicht durch eine ſtufenweiſe Entwicklung oder einen immanenten Fortgang, ſondern erſt durch den Abfall von Carteſius, Philoſophie und ſelbſt von den Urthatſachen ſeines Bewußtſeyns, der Idee ſeiner ſelbſt, der Idee der Goltheit und der von dieſer begründeten und begriffenen Objectivität zum ſubjectiven und von dieſem zum abſoluten Idealismus über.

Wenn nämlich Carteſius gleich, im Unterſchiede von der weſentlich objectiven Richtung der antiken Philoſophie und von der in der ſubſtanziellen Einheit mit der Religion ſich ausbildenden mittelalterlichen Myſtik und Dialektik der Gründer der *ſelbſtbewußten* und ſelbſtändigen Vernunftwiſſenſchaft wurde, ſo daß er, nachdem er an allem gezweifelt hatte, nur im Selbſtbewußtſeyn die zweifelloſeſte innigſte Gewißheit fand, ſo erhielt ſeine Forſchung doch, nachdem er im Selbſtbewußtſeyn die Norm aller Gewißheit erkannt hatte, einen realiſtiſchen und dogmatiſchen Charakter. Mochte es daher immerhin als ein Mangel ſeiner Methode getadelt werden, daß er, ſobald er das Princip der Gewißheit ge-

---

*) Vergl. Schleiermachers tiefſinnige Erklärung des Proteſtantismus, wornach er das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche von ſeinem Verhältniſſe zu Chriſto abhängig mache, während der Katholicismus das Verhältniß des Einzelnen zu Chriſto von ſeinem Verhältniß zur Kirche abhängig mache, womit eben ſo ſehr die Einheit beyder Confeſſionen oder der ihnen gemeinſame chriſtliche Charakter wie ihr Gegenſatz ausgedrückt ſcheint.

funden hatte, vom Skepticismus zur unmittelbaren Erkenntniß (der begriffloſen Empirie) und zur Methode des abſtrahirenden Verſtandes überging, ſtatt in jeder Sphäre der Erkenntniß wiſſenſchaftlich zu zweifeln, um durch die ſpeculative Widerlegung des beſtimmten Zweifels zur wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung zu gelangen; ſo iſt nichts deſto weniger ſein Princip das Kriterium alles realen Wiſſens. Denn, da das ſich wiſſende Ich als Subject und Object ſeines Wiſſens eines und daſſelbe iſt, ſo enthält das cogito ergo sum die innigſte Selbſtgewißheit, und es war daher eine nothwendige Conſequenz, daß Carteſius die Gewißheit des gegenſtändlichen Bewußtſeyns durch die Gewißheit des Selbſtbewußtſeyns begründete, und den Satz: „Alles, was ich klar und deutlich vorſtelle, iſt wahr," zur Norm aller realen Erkenntniß machte.

Da nun der Idealismus das Bewußtſeyn der Objectivität und eines perſönlichen Gottes negirt, ſo iſt die Philoſophie des Carteſius, welcher die Evidenz und Realität des gegenſtändlichen und des religiöſen Bewußtſeyns *) eben ſo ſehr anerkannte, wie die Gewißheit des Selbſtbewußtſeyns, eine Inſtanz gegen Hegels Verſuch, das erſtere und das letztere auf das abſolute Selbſtbewußtſeyn zu reduciren.

So unbegründet nun Hegels Erklärung iſt, dem Carteſius ſey die Gottheit, die er als „Archetypus" oder als abſolutes Ideal und Princip der Welt dachte, nur die Wahrheit der Vorſtellung und nur das Vermittelnde ſeines bekannten Dualismus geweſen, wornach er Denken und Ausdehnung: ſelbſtbewußtes und räumliches Daſeyn als ausſchließliche Subſtanzen vorausſetzte und aus einander hielt, ſo unwahr iſt ſeine Meynung S. 376, Spinoza's Philoſophie ſey als die Objectivirung der Carteſianiſchen ihre weſentliche, nothwendige und wahre Fortbildung. Denn die weſentliche Objectivirung und Ausbildung der Carteſiſchen Philoſophie kann doch unmöglich eine Depotenzirung ihres abſoluten Ideals und Princips zur ſelbſtloſen Subſtanz und eine Degradation der ſelbſtbewußten der Gottheit ähnlichen Subjecte zu unſelbſtändigen Accidentien oder Modificationen der erſtern ſeyn, wornach ſie ſich von den ſelbſtloſen Dingen nicht weſentlich unterſcheiden. Indem mithin Spinoza den Dualismus der Carteſiſchen Philoſophie in der ſchlechteſten Weiſe durch die Verkennung des ihr immanenten Princips der Freyheit und des Selbſtbewußtſeyns negirte, rettete er die Einheit nur auf Koſten der weſentlichſten Beſtimmungen einer ſpeculativen Gottes- und Weltlehre, daher ihm Hegel ſelbſt den Vorwurf macht, er ſey ſo wenig zu einem entwickelten Syſteme der Welt gekommen — er bezeichnet ſeine Philoſophie als Akosmismos — als er die Gottheit in der ihrem Begriffe entſprechenden Form: der abſoluten Subjectivität, erfaßt habe. Statt die Welt aus der abſoluten Einheit in den beſtimmten Reihen und Stufen des natürlichen und geiſtigen Daſeyns zu begreifen, habe er alle beſtimmten Unterſchiede in den Abgrund der gemeinſchaftlichen Subſtanz verſenkt, die als dieſe neutrale Einheit ſich weder ſelbſt beſtimmt noch erfaßt.

Je weniger Spinoza ſeine Principien rechtfertigte, und je beſtimmter er ſie nur vorausſetzte, um Conſequenzen daraus abzuleiten, die des Carteſius Grundprincip cogito ergo sum ſchlechthin negiren, deſto mehr iſt man gedrungen, der Conception ſeiner Philoſophie eine eigenthümliche pantheiſtiſche Anſchauungsweiſe zu Grunde zu legen, welche wir als eine orientaliſche bezeichneten, ſo daß er ſich durch Carteſius nur bildete, um ſich ſeiner Grundanſchauung deſto beſtimmter wiſſenſchaftlich bewußt zu werden.

Unerachtet Hegel die Mängel des Spinozismus ſo entſchieden geſteht, als es auf ſeinem eigenen pantheiſtiſchen Standpunkte nur immer möglich iſt, ſo urtheilt er doch mit um ſo größerer Vorliebe und Parteylichkeit über ſeine Ethik, je beſtimmter er ſich bewußt war, den ſubſtanziellen Pantheismus zur Baſis ſeines idealiſtiſch pantheiſtiſchen Syſtems gemacht zu haben. Daher iſt es zu erklären, daß er den craſſen Determinismus Spinozas, zufolge

*) Er war ſich Gottes als allervollkommenſten, alles bedingenden und begreifenden oder mit Einem Worte als abſoluten Urweſens eben ſo gewiß, als er ſich von der Unvollkommenheit und Bedingtheit oder Relativität ſeiner ſelbſt und alles endlichen Seyns überzeugte.

Digitized by Google

deſſen ſich ihm die Ethik in eine Phyſik oder nach einem Hegelſchen Ausdrucke in „eine geiſtige Naturgeſchichte“ verwandelt, in ſeinen die ethiſchen Principien auflöſenden Conſequenzen ignorirt, und um ihn von allen Vorwürfen zu rechtfertigen, an ſein Moralprincip: die Liebe gegen Gott erinnert. Kann aber ein Gott, der an und für ſich ſo wenig liebt als denkt, ſondern wie der alte Kronos ſeine Geburten verſchlingt, nicht wieder geliebt werden, ſo ſind ſolche Principien wie z. B. die Liebe Gottes Inconſequenzen Spinozas, die ſeinem ſich zu einer gewiſſen religiöſen Myſtik hinneigenden Herzen Ehre machen, aber in der eiſernen Conſequenz ſeines Syſtems keinen Ort finden. —

Daß Leibnitz nicht etwa nur durch die Einſicht des Grundmangels der Spinoziſchen Philoſophie, ſondern durch die Originalität ſeines innern Genius zu dem Princip der Individuation und Specification fortgieng, hat Guhraner in ſeiner neulich erſchienenen Biographie dieſes herrlichen Geiſtes erwieſen. Er war es, der durch ein eben ſo lebendiges wie tiefes Denken ſich überzeugte, daß die abſolute Einheit als unendliches alle beſondern Principien begreifendes Urprincip ſich eben ſo ſehr ſelbſt individualiſirt und erfaßt, wie ſie ſich in einem Univerſum relativer Individuen oder Monaden offenbart, welche in der Beſtimmtheit beſonderer Momente, Stufen und Einheiten dieſelbe Idee repräſentiren, die das Urindividuum (monas originaria) an und für ſich in ihrer abſoluten Wahrheit realiſirt und erkennt.

Dieſes Syſtem, welches, wie Leibnitz ſelbſt fordert, in der größten Mannigfaltigkeit die größte Einheit erweiſt, erkennt das abſolute Princip als das ewige Ideal der Welt, dieſe als ſeine allſeitige Manifeſtation. Die Natur ſey als der äußere Widerſchein ſeiner ewigen Macht und Gottheit die Vorausſetzung der geiſtigen Welt, in deren Perioden ſich Gott als Vater, Erlöſer und Vollender der Menſchheit offenbare, und deßhalb bildet der Gedanke der Vollendung der Welt zu einem Gottesreiche und der Beſtimmung der einzelnen Geiſter als Gott ähnlicher Subjecte zu Zeugen und Mitwiſſern ſeiner Herrlichkeit und ſeines Weltplans den erhabenſten Abſchluß ſeiner theokratiſchen Anſchauung des Univerſums.

So ſpeculativ nun Leibnitzens Grundanſchauung der Gottheit nnd ihres Reiches iſt, ſo hat doch ſeine Philoſophie z. B. in der Lehre von der präſtabilirten Harmonie, wie jedes menſchliche Werk, ihre Unvollkommenheiten, und dieſe ſind es, die Hegel um ſo ſchärfer rügt, je mehr ſeinem Geiſt der Geiſt des Leibnitziſchen Theismus widerſpricht, daher er ihn ſo viel möglich zum Pantheismus umkehren möchte, ein Verſuch, deſſen Gewaltſamkeit Niemand entgehen kann, der Leibnitzens principia philosophiae kennt, daher ſelbſt Strauß und Feurrbach, ſo unerwünſcht ihnen der chriſtliche Charakter ſeiner Philoſophie iſt, ihn — zu ihrer Ehre ſey es geſagt! — doch nicht läugnen! —

Zufolge derſelben Partrylichkrit, mit welchre Hegel dir Lribnitziſche Philoſophie, die, in ihrer Wahrheit erfaßt, die mächtigſte Inſtanz gegen ſeine eigene Philoſophie bildet, in einem falſchen ihr ungünſtigen Lichte betrachtet, ſieht er Kants Hauptverdienſt darin, daß er der Vorgänger des neuern Idealismus wurde, deſſen Vollender er ſelbſt geworden iſt, ohne die wiſſenſchaftliche Nothwendigkeit davon zu erweiſen.

Aber mit ſo vielem Rechte er Kants unkritiſches Verfahren in der Unterſuchung des ſogenannten Erkenntnißvermögens nachwies, deſſen Gehalt und Umfang nicht vor dem Erkennen, ſondern nur in dieſem ſelbſt in der ihm weſentlichen Form geprüft werden kann, ſo iſt ſeine Polemik gegrn die negativen Reſultate des ſogenannten Kriticismus doch deßhalb nicht ſchlagrnd, weil er in das andere Ertrem von Kant verfällt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Auguſt.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Hegels Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie.

(Schluß.)

Hatte dieſer in Folge der Abſtraction oder Scheidung der Form von dem Inhalte des Denkens die Denkbeſtimmungen für nur ſubjective unreale Kategorien erklärt, ſo erklärt ſie Hegel für die abſoluten Weſenheiten und Mächte alles Seyns und Bewußtſeyns; und wenn jener das an ſich oder das Weſen der Dinge für unerkennbar hielt, da es doch, wenn die letztern, was Kant läugnet, nicht bloßer Schein, ſondern Erſcheinungen ſind, erſcheint, ſo erklärte dieſer nach der vorausgeſetzten, aber nicht bewieſenen Identität des Denkens und Seyns das an ſich der Dinge für weiter nichts, als für die abſtracte Vorſtellung derſelben. Zeigte endlich Kant die Antinomien, in welche die Vernunft im Denken der Ideen nothwendig gerathe, ohne daß er ſie zu löſen verſuchte, ſo nahm Hegel dieſe unendlich ſchwierigen Probleme ſo leicht, daß es den Anſchein hat, die Löſung derſelben verſtehe ſich von ſelbſt, was nur durch Umgehung der Hauptpunkte oder durch Zerhauung des Knotens möglich wird.

So ſcharfſinnig endlich Hegel Kants Poſtulat eines endloſen Fortſchrittes, der, weil das Ziel in eine unendliche Ferne ſich entrückt, nicht einmal eine Annäherung iſt, widerlegt, ſo wenig weiß er auf ſeinem Standpunkte Kants Poſtulat eines moraliſchen Weltordners und ſeine Sanction des Sittengeſetzes als göttlichen Gebotes zu ſchätzen. Doch muß man geſtehen, daß er ſeiner Kritik der Urtheilskraft volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Fichte's Syſtem bezeichnet Hegel nicht mit Unrecht als conſequente Fortbildung des transcendentalen Idealismus Kants. Hatte dieſer ſchon von ſich behauptet, wie in der Aſtronomie Kopernikus eine Umwälzung hervorgebracht habe, indem er den Mittelpunkt von der Erde in die Sonne verlegte, ſo wolle er in der Philoſophie ſtatt der Dinge den Geiſt zum Mittelpunkte machen, ſo daß ſich die Dinge nach dem Geiſte richten müſſen, ſo führte jener den ſubjectiven Idealismus aus, den dieſer wollte und nicht wollte.

Was nun Hegel an Fichte tadelt, iſt nicht der unkritiſche und unberechtigte Verſuch, das Ich oder die Subjectivität zum Princip und Reſultat der Philoſophie zu machen, ſondern die Beſchränktheit, wornach er das abſolute Ich oder die allgemeine unendliche Subjectivität als Princip des endlichen Selbſtbewußtſeyns faßte, und mithin die Idealiſirung oder Aufhebung des Nichtichs oder der Objectivität zur Aufgabe eines endloſen Progreſſes, eines unendlichen Sollens machte, ſtatt im „abſoluten Selbſtbewußtſeyn" die Vollendung des Idealismus zu feyern!

Dagegen erkannte er in der „abſoluten Vernunft als der Identität des Objectiven und Subjectiven," wovon Schelling ausging, ein Princip, das ſchon an ſich ſelbſt Syſtem ſey, aber während er ſeinem Vorgänger einerſeits Vorwürfe macht, er habe ſich zu viel auf die Erklärung des Ein-

Digitized by Google

zelnen eingelaſſen, erklärte er andrerſeits ſeine Philoſophie als unvollendetes Syſtem. Daß ſie aber in ſeiner Geſchichte der Philoſophie in ſolcher Form erſcheint, davon liegt zum Theil der Grund in ſeiner einſeitigen fragmentariſchen Darſtellung und Auffaſſung ſelbſt.

So iſt es z. B. eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn Hegel Schellings Unterſuchungen über das Weſen der Freyheit zwar großmüthigerweiſe tief und ſpeculativ nennt, aber ſie unter dem Vorwande, die Geſchichte der Philoſophie könne ſich mit Einzelnen nicht befaſſen, ignorirt, obwohl ſie die Epoche bezeichneten, in der Schelling mit dem tiefer erkannten Princip der Freyheit und Perſönlichkeit eine neue Welt entſtand. Je mehr Hegel ahnen mochte, daß dieſe das Princip des Theismus zwar nicht ausführenden, aber doch anticipirenden Unterſuchungen die Keime einer neuen Periode der Speculation enthalten, deſto weniger mochte er ſich darauf einlaſſen. Wäre aber wirklich die Schellingſche Philoſophie nicht tiefer, reicher und wahrer, als Hegel ſie darſtellt, und wäre das Reſultat der Geſchichte der Philoſophie die Vollendung des endlichen zum abſoluten Selbſtbewußtſeyn, das in der Philoſophie des abſoluten Begriffes ſich in adäquater Form erfaſſe, ſo wären wirklich alle bisherigen Syſteme Vorſtufen zu Hegels Syſtem. Daß aber dieſes nicht die Einheit und Wahrheit der bisherigen Syſteme und nicht die abſolute Philoſophie iſt, das lehrt die Geſchichte und die Gegenwart der Philoſophie.

Schelling iſt ſowohl der Ueberwinder und Nachfolger Hegels, — ſo weit er überwunden werden kann, denn ein unſterbliches Verdienſt hat auch er — wie ſein Vorgänger und der Begründer ſeiner Philoſophie geworden und ſelbſt die aus Schellings Schule hervorgegangenen ſogenannten Naturphiloſophen, von welchen Baader, Steffens, Görres und Schubert eben ſo ſehr Geiſtesphiloſophen genannt werden können, haben Hegeln, der ſich mehr oder weniger parteylich gegen ſie erwies, in der Wirkung auf das höher gebildete Publikum überlebt. Je größer endlich Schleiermachers **religiöſes** und **wiſſenſchaftliches** Verdienſt durch ſeine tiefe und umfaſſende Wirkung ſich erweiſt, deſto ungerechter erſcheint Hegels Urtheil über dieſen unſterblichen Begründer einer neuen Epoche und daß Hegel Denker, wie Herbart und namentlich wie Krauſe, ignorirte, iſt gleichfalls ein Beweis ſeiner Parteylichkeit.

Nachdem Hegels Syſtem ſchon lange geſichtet, und ſo weit es ſich bewährt, verdaut und in das allgemeine Bewußtſeyn übergegangen ſeyn wird, werden die Schriften eines Schleiermacher ſo wie der erwähnten Natur- und Geiſtesphiloſophen den redlich und wahrhaft Philoſophirenden noch Keime weiterer Entwicklung darbieten! — Sind doch die bedeutenderen Schüler Hegels ſelbſt, Göſchel, Roſenkranz, Gabler von dem Princip des idealiſtiſchen Pantheismus, der das Ziel der Philoſophie in der Apotheoſe des Weltgeiſtes und in der Negation der Objectivität erreicht zu ſehen glaubt, zum Princip des Theismus und einer objectiven „das göttliche Urdenken nur reproducirenden Philoſophie" *) fortgeſchritten; deren höchſte Aufgabe es iſt, in der Einheit mit der innern und äuſſern Erfahrung die Idee des freyen ſelbſtbewußten Urgeiſtes und des von ihm gedachten und verwirklichten Syſtems der Natur und des Geiſtes wiſſenſchaftlich zu entwickeln.

Fiſcher.

*) Vergl. Gablers Schrift: Die Hegelſche Philoſophie 1843 und des Referenten Abhandlung: der Uebergang des idealiſtiſchen Pantheismus zum Theismus in Fichte's Zeitſchrift für Philoſophie und ſpeculative Theologie. Zehnter Band. Zweytes Heft 1843.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Dansk Bibliographie eller fortgeneldſe over Böger, Tid-ſkrifter. Kat. 1843. Kjobenhavn.

J. C. G. Boot, Notice sur les Manuscrits trouvés à Herculanum. Amsterdam 1841.

Catalogue général de la bibliothèque publique de la ville de Lisieux. Lisieux 1840.

Bulletin de la société de l'histoire de France. I. Procès-verbaux.

Le correspondant. Revue mensuelle. Religion, philosophie, politique, sciences, littérature, beaux-arts. Ire année 1843. Par.

Casopis českého museum. Roenik 18. W Praze. 1844.

F. Palacky, Archiv cesky cili staré pjsemmé pamatky ceské i morawské. Djl III. W Prazo 1843.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1842. Paris 1843.

Dr. W. Wachsmuth, Weimar's Muſenhof in den Jahren 1772 — 1807. Berlin 1844.

Dr. H. K. Brandes, Ueber die olympiſchen Götter. Lemgo 1843.

C. G. F. Brederlow, Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Literatur. Th. 1. 2. Leipzig 1844.

Comte de Montalembert, du devoir des Catholiques dans la question de la liberté d'enseignement. Paris 1843.

Fel. Amat. Torres, Memorias para ayudar a formar un diccionario critico de los escritores Catalanes. Barcelona 1836. 4.

Constitutiones apostolicas y estatutos de la muy insigne universitad de Salamanca. Salamanca 1625. fol.

A. A. Renouard, Annales de l'imprimerie des Estienne, ou histoire de la famille des Estienne et de ses éditions. 2e édition, corrigée et augmentée. Paris 1843.

H. Neubürger, Encyklopädie der Buchdruckerkunſt. Lief. 1. 2. Leipzig 1843.

Fr. Val. Cifuentes, Opusculos Castellanos de Ambrosio de Morales. T. 1 — 3. Madr. 1793.

H. Möwe, ſämmtliche Schriften. Th. 1. 2. Magdeb. 1814.

A. Mai, Spicilegium Romanum. T. 1 — 8. Romae 1839 — 1842.

Pallas Athene. Jahrg. 1 — 3. A. u. d. Tit.: Ana. aus dem Lehrgebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft. Gitſchin 1840 — 42.

Nowočeská Bibliotéka wydáwaná nakladem českého Museum. Cjslo I. Jos. Jungmanna, Sobrané spisy wersem i prosau. WPraze 1841.

Th. Benfey, Ueber das Verhältniß der ägyptiſchen Sprache zum ſemitiſchen Sprachſtamm. Leipzig 1844.

W. Carey, A grammar of the Sungskrit language. Serampore 1804.

C. P. Caspari, Grammatica Arabica. P. I. Lips. 1844.

Dr. Fr. E. Chr. Dietrich, Altnordiſches Leſebuch. Leipzig 1844.

J. Cramer, Neues holländiſch deutſches und deutſch holländiſches Taſchenwörterbuch. 3te verb. Auflage. Bielefeld 1844.

Dr. Ch. Al. Wahl, Clavis novi testamenti philologica. Ed. III. emend. et auct. Lips. 1843.

H. Hesselberg, Lettiſche Sprachlehre. Gekrönte Preisſchrift. Mitau 1841.

Th. Blazewicz, Theoretiſch-praktiſche Grammatik der dacoromaniſchen, das iſt, der moldauiſchen oder wallachiſchen Sprache. Lemberg 1844.

Dr. Mager, Die modernen Humanitätsſtudien. Heft 1. 2. Zürich 1841.

Fr. K. Kraft, Kleine Schulſchriften. Neue Folge. Stuttgart 1843.

Diodori Siculi bibliothecae historicae quae supersunt. Ex nova recensione Lud. Dindorfii. Graece et latine. Perditorum librorum excerpta et fragmenta ad integri operis seriem accommodare studuit rerum indicem locuplet. adjecit C. Müllerus. Paris 1842 — 44.

J. A. Cramer, Anecdota graeca e codd. manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis. Vol. 3. 4. Oxonii 1841.

J. P. Cory, Ancient fragments of the Phoenician, Chaldaean, Egyptian. . Lond. 1832.

Digitized by Google

Dicaearchi Messenii quae supersunt, composita, edita et illustrata a Max. Fuhr. Darmstad. 1841.

H. Düntzer, Die Fragmente der epiſchen Poeſie der Griechen von Alexander dem Großen bis zum Ende des fünften Jahrhunderts nach Chriſtus. Th. 2. Köln 1842.

H. E. Dirkſen, Die Scriptores historiae Augustae. Andeutungen zur Textes Kritik und Auslegung derſelben. Leipzig 1842.

Dewan Kánh Ji, of Patna, Khazánat ul ilm, or the treasury of science, being a course of instruction in the various branches of Mathematics. Calcutta 1837.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, The biographical dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism. Now first edited from the collation of two Mss. at Göttingen and Leiden by F. Wüstenfeld. P. 3 — 5. Gotting. 1843.

E. Otto, Erinnerungen an Cuba, Nord- und Südamerika. 1838 — 41. Berlin 1843.

Otto Fr. Wehrhan, Umſchau in Deutſchland, Frankreich und der Schweiz. Leipzig 1840.

Ad. Schmidl, Handbuch für Reiſende im Kaiſerthume Oeſterreich. Wien 1844.

L. Rellſtab, Paris im Frühjahre 1843. Bd. 1. 2. 3. Leipzig 1843.

J. G. Kohl, Reiſen in Schottland. Th. 1. 2. Dresden 1844.

Fontanier, Voyage dans l'Inde et dans le Golfe persique par l'Egypte et la mer rouge. P. I. Par. 1844.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours, formant la continuation de la 3me partie de l'ouvrage publié sous ce nom par les religieux Benédictins et la congrégation de Saint-Maur. Publié par M. le Marquis de Fortia. Vol. 17. Par. 1842.

Stabilimenta militum sacri ordinis divi Joannis Hierosolymitani, una cum bulla ipsis concessa a Clemente VII. Salamanca 1534. fol.

M. Mar. Ribera, Centuria primera del real y militar instituto de la inclita religion de nuesta Señora de la Merced. Barcelona 1726. fol.

Dr. Ph. Wagner, Die griechiſche Tragödie und das Theater zu Athen. Leipzig 1844.

Dr. C. F. Bojeſen, Handbuch der griechiſchen Antiquitäten. Gießen 1843.

Aug. Nougarède de Fayet, Essai sur la constitution romaine et sur les révolutions qu'elle a éprouvées jusqu'à l'établissement du despotisme militaire des empereurs. Paris 1842.

Lodov. Guarini, La finanza del Popolo Romano, trattato storico-legale. Napoli 1841.

E. Gerhard, Die Heilung des Telephos. Berlin 1844.

E. Curtius, Inscriptiones Atticae nuper repertae XII. Berl. 1844.

E. Curtius, Die Akropolis von Athen. Berl. 1844.

Champollion, Grammaire Egyptienne ou principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée a la représentation de la langue parlée. P. IV. Schluß des Werkes. Par. 1844.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1842. Roma 1842.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 14. Roma 1843.

Aug. Gladiſch, Einleitung in das Verſtändniß der Weltgeſchichte. Abth. 1. 2. Poſen 1844.

J. G. Droyſen, Geſchichte des Hellenismus. Th. 2. Geſchichte der Bildung des helleniſchen Staatenſyſtems. Hamburg 1843.

Walter Savage Landor, Pericles and Aspasia. Vol. 1. 2. Lond. 1836.

Thomas Arnold, History of Rome. Vol. III. from the end of the first to the end of the second punic war. Lond. 1843.

Nunez de Lião, Primeira parte das chronicas dos reis de Portugal. Lisboa 1600. fol.

M. Fr. Pacheco, Vida de la infanta Donna Maria. Lisboa 1675. fol.

Fr. de Fonseca, Evora gloriosa epilogo dos quatro tomos da Evora illustrada, que compoz o R. P. M. Manoel Fialho da Companhia de Jesu. Roma 1728.

Chronik des edlen En Ramon Muntaner. Aus dem Catalaniſchen des 14. Jahrhunderts überſetzt von Dr. K. F. W. Lanz. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Auguſt.
Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philoſophiſch-philologiſche Claſſe.
Sitzung am 6. July d. J.

1. Zur Vorlage kam zuerſt eine ausführliche und ſehr bedeutende Schrift unſeres auswärtigen Mitgliedes Dr. Ludwig Roß, unter dem Titel: Materialien zu einer Attis.

   1. Heft: Inſchriften der Attiſchen Demen und ihre Vertheilung unter die Phylen betreffend;
   2. Heft: Demen von Attika nach Inſchriften.

Dieſes mehr als 200 eng geſchriebene Seiten umfaſſende Manuſcript ſtellt erſtlich diejenigen Inſchriften zuſammen, in welchen mehrere Demen mit Unterordnung unter ihre Phylen erwähnt werden, und erläutert dann die Inſchriften, welche einzelne Demen betreffen. Von dieſen Inſchriften beyder Arten ſind ſehr viele ganz neu oder werden mit bedeutenden Berichtigungen geliefert. Alles iſt ſorgfältig erläutert und als Reſultat ſtellt ſich ein Katalog der nach Phylen vertheilten attiſchen Gaue dar, welche an Vollſtändigkeit und Genauigkeit alles bisher über den Gegenſtand Geleiſtete bedeutend übertrifft, ſo daß dieſe Arbeit als eine Fundamentalſchrift für Attiſche Topographie kann betrachtet werden.

Die Claſſe drückt einſtimmig ihr Bedauern aus, daß bey dem bedeutenden Umfange derſelben ihr die Mittel fehlen, ſie bald möglichſt durch den Druck bekannt zu machen.

2. Hierauf kam eine Abhandlung unſeres correſpondirenden Mitgliedes des Hrn. Profeſſors v. Jan:

   „über die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien des Macrobius"

   zum Vortrage als Probe einer Bearbeitung des Schriftſtellers, mit welcher Hr. v. J. ſeit einer Reihe von Jahren unabläſſig beſchäftigt iſt.

   Es wurde beſchloſſen dieſe Abhandlung zur Aufnahme in das Bulletin der Claſſe abzugeben (ſiehe S. 339).

3. Der functionirende Sekretär Hofrath Thierſch kommt in Bezug auf eine bey ihm eingegangene Schrift:

   Mélanges de philologie, d'histoire et d'antiquités par J. G. Roulez. Fasc. IV. Bruxelles 1833

auf die in ſeiner Abhandlung über die helleniſchen Vaſen (Abhandlungen der philoſophiſchen Claſſe der k. Akademie IV. (XXI.) Bandes I. Abth.) Seite 42 u. f. gegebene Erklärung jener Vaſe zurück, auf welcher Hr. Politi einen Kampf der Götter gegen

Digitized by Google

die Giganten gebildet, angenommen hat, während an der angegebenen Stelle gezeigt wird, daß in dem Gemälde ein Kampf des Hercules und des Apollo enthalten ſey, welcher durch die Dazwiſchenkunft von ſechs Göttern gehemmt wird.

Der Verfaſſer jener Abhandlung hatte die Scene auf den Kampf der Götter und des Hercules um Pylos bezogen, dabey aber die Hirſchkuh zwiſchen Apollo und Artemis bloß als Ornament und als eine Begleitung der Artemis angeſehen, darum aber nicht weiter beachtet. Nun weiſt Hr. Roulez in der angegebenen Schrift unter der Aufſchrift: Apollon et Hercule se disputant la Biche brey Denkmäler nach, in welchen die Hirſchkuh, welche die Nymphe Taygeta der Artemis geweiht und Hercules auf Befehl des Euryſtheus gefangen hatte, durch die Dazwiſchenkunft des Apollo und ſeinen Kampf gegen Hercules befreyt wird.

Da nun auf unſerm Gemälde dieſelbe Hirſchkuh zwiſchen Apollo und Artemis erſcheint und gegen den Gott zurückgewendet blickt, ſo beſteht wohl kein Zweifel, daß ſie es iſt, um welche der Kampf zwiſchen dem Gott und dem Hermes ſich entſponnen hat.

Ueber die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien des Macrobius.

Das Urtheil über die Saturnalien des Macrobius muß, wenn wir den Maßſtab eines ſelbſtſtändigen Werkes der römiſchen Litteratur an dieſelben anlegen, nothwendiger Weiſe höchſt ungünſtig ausfallen. So ſehr ſich nämlich der Verfaſſer bemüht hat, denſelben eine Form zu geben, durch welche ſie den trefflichſten Werken der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller nahe gebracht würden, ſo daß er es ſogar wagte, in dieſer Beziehung die Dialogen Plato's zum Muſter zu nehmen, ſo wurden doch ſeine Bemühungen aus leicht begreiflichen Gründen keineswegs mit dem beabſichtigten Erfolge gekrönt. Vor allem aber vermißt man in dem Inhalte jene naturkräftige Friſche, welche bey dem Leſen der claſſiſchen Schriften des Alterthums unſer Inneres auf eine ſo wohlthuende und erhebende Weiſe durchdringt, und man glaubt dieſen gegenüber, wenn wir ſie den Früchten eines Baumes in der Fülle ſeiner Kraft vergleichen, hier kaum das Erzeugniß der letzten Anſtrengungen eines ausgehöhlten Stammes, vielmehr nur die Nachbildung einer ſolchen Frucht von unkunſtfertiger Hand zu erblicken, welche unter einer im Ganzen kraft- und ſaftloſen Maſſe einzelne Kerne verſchiedener edler Früchte birgt. Demungeachtet hat die Ungunſt des Schickſals, die uns ſo viele jener claſſiſchen Werke, aus welchen wir hier Auszüge finden, entriſſen hat, dieſer Compilation einen unbeſtreitbaren Werth verliehen, und der Sammler von Fragmenten der griechiſchen und römiſchen Litteratur, wie der Forſcher auf dem Gebiete der Mythologie und der römiſchen Antiquitäten ſieht ſich nicht ſelten genöthigt, zu derſelben ſeine Zuflucht zu nehmen. Wer irgend in dieſen Fall kommt, wird natürlich den Wunſch hegen, über das, was der Verfaſſer urſprünglich geſchrieben hat, möglichſte Gewißheit zu erlangen. Um ſo mehr müßte man ſich wundern, daß ſeit mehr als zweyhundert Jahren hierfür ſo viel als nichts geſchehen iſt, wenn nicht andrer Seits leicht erklärlich wäre, daß, wer zu kritiſchen Arbeiten Luſt und Kraft und die nöthigen Mittel beſitzt, wenn ihm die Wahl frey ſteht, ſeine Thätigkeit lieber auf andere lohnendere Gegenſtände hin wendet. Wer möchte wohl läugnen, daß zur Uebernahme einer ſolchen Arbeit eine ganz beſondere Vorliebe für die Beſchäftigung mit der diplomatiſchen Kritik gehört, welche bey beſchränkten Hülfsmitteln eine jede Gelegenheit, dieſelben nur mit einigem Nutzen für die Wiſſenſchaft zu üben, mit einer gewiſſen Reſignation ergreift? Die Vorliebe für eine ſolche Beſchäftigung war es wenigſtens bey mir allein, welche mich, nachdem ſich mir in der königlichen Bibliothek zu Bamberg einige Hülfsmittel dazu dargeboten hatten, zu dem Entſchluſſe brachten, mir mit nicht unbedeutenden Opfern aus den mir irgend zugänglichen Bibliotheken des In- und Auslandes den nöthigen Apparat zu verſchaffen, um die Verbeſſerung der lange vernachläſſigten Werke des Macrobius zu unternehmen; und, nachdem ich dieſe Arbeit der Hauptſache nach vollendet habe, erlaube ich mir hier eine kleine Probe

meiner Beſtrebungen vorzulegen, die, wie ich hoffe, nicht ganz ohne allgemeines Intereſſe iſt, wenn ſchon das Ergebniß derſelben in ſo ferne kein erfreuliches iſt, als eine Bereicherung unſrer Kenntniß des Alterthums von dieſer Seite noch von dem Auffinden anderer, vollſtändigerer Handſchriften abhängig erſcheint.

Bekanntlich läßt Macrobius in den Saturnalien eine der beyden zuerſt als redend eingeführten Perſonen der andern über die Vorträge und Geſpräche berichten, welche Statt gefunden haben ſollen, als eine Anzahl durch hohe Stellung oder durch Gelehrſamkeit ausgezeichneter Männer am gleichnamigen Feſte, welches Andere nur unter Scherz und Spiel hinzubringen pflegten, zuſammen kam, um ſich über mehr oder weniger ernſte Gegenſtände auf eine belehrende Art zu unterhalten. Als Theilnehmer an dieſen Zuſammenkünften werden genannt: 1) Vettius Prätertatus (I, 17. §. 1. sacrorum omnium praesul genannt), in deſſen Hauſe ſie ſich zuerſt verſammelten, 2) Q. Aurelius Symmachus und 3) deſſen Freund Cäcina Albinus, 4) der Grammatiker Servius, 5) Furius Albinus und 6) Avienus, welche beyde zuerſt allein mit Prätertatus im Geſpräche begriffen waren, 7) Flavianus Nicomachus, 8) der Philoſoph und Interpret Euſtathius, 9) der Rhetor Euſebius, 10) der Arzt Dyſarius 11) der Aegyptier Horus, ein Cyniker, 12) Evangelus, der durch ſeine beißenden Reden, die er hier und da einwirft, öfters gleichſam das Ferment der Unterredung bildet.

In allen Ausgaben findet ſich eine Eintheilung in ſieben Bücher, welche von der erſten Cölner Ausgabe (vom Jahre 1521) an, wieder in Kapitel zerfallen. Nicht ſo in den Handſchriften. Vielmehr findet ſich hier vorherrſchend eine Eintheilung nach den Tagen des Feſtes, welche in der Stephaniſchen Ausgabe (Paris 1585) berückſichtigt, aber nicht nach Anleitung der Handſchriften durchgeführt iſt. Dort iſt nämlich vom erſten bis zum fünften Buche ein jedes einem eigenen Tage zugewieſen, — daß das dritte auch dem zweyten Tage zugetheilt, und ſo der dritte Tag ganz ausgefallen

iſt, iſt wohl nur ein Verſehen —; das ſechſte und ſiebente Buch entbehrt der Bezeichnung der Tage ganz. Pontanus ließ in ſeiner Ausgabe (Leyden 1597) dieſe Bezeichnung auch bey dem fünften Buche weg, und ſetzte dagegen in die Ueberſchrift des ſiebenten Buches: Conviviorum supremi diei ein; und ſo blieb es bis zu der letzten Ausgabe, der Zweybrücker (vom Jahre 1788), in welcher das vierte Buch noch dem zweyten Tage zugetheilt und der Zuſatz des Pontanus in der Ueberſchrift zum ſiebenten Buche weggelaſſen iſt. Dieſer hatte nämlich, obgleich er die Ueberſchriften in der eben angegebenen Weiſe einrichtete, in ſeinen Noten zu dem Anfange und dem Schluſſe des zweyten Buches die Anſicht aufgeſtellt, in dem erſten und zweyten Buche ſeyen die Vorträge und Geſpräche des erſten Tages, in den übrigen fünf Büchern zuſammen aber nur die des zweyten Tages enthalten. Eine genauere Unterſuchung hierüber iſt aber von keiner Seite angeſtellt worden; ſonſt würde ſich leicht ergeben haben, daß die Handſchriften größtentheils darin übereinſtimmen, daß ſie das erſte und zweyte Buch dem erſten, das dritte Buch dem zweyten, das ſiebente Buch dem dritten Tage zutheilen. Bey den drey übrigen Büchern fehlt die Bezeichnung der Tage faſt durchaus. Es fragt ſich alſo nächſt dem, ob dieſe Eintheilung überhaupt Glauben verdient, ob dieſe drey Bücher, wie es von dem fünften wenigſtens eine Handſchrift angiebt, und es die Unterſchriften des dritten Buches, die dieſes als den Schluß des zweyten Tages bezeichnen, vorausſetzen laſſen, dem dritten Tage zuzutheilen ſind? [1])

1) Die Handſchriften, in denen ich Spuren von der Eintheilung der Saturnalien nach den Tagen des Feſtes gefunden habe, ſind folgende: Von den von mir ſelbſt verglichenen die Bamberger (B.) M. v. 5. membr. sec. X. und die Wolfenbütteler (G.) Gud. 312. membr. sec. XIII., welche aus einem Original gefloſſen zu ſeyn ſcheinen und nur die erſten 3 Bücher enthalten. Von den Pariſer Handſchriften, welche Hr. Dr. Preſſel für mich verglichen oder an einzelnen Stellen nachgeſehen hat, N. 6371. membr. sec. XI. (P. 1.), N. 5797 membr. sec. XIII. (P. 2.), N. 8677 membr. sec. XV. (P. 6.). Von den Floren-

Wollen wir hierüber ins Reine zu kommen ſuchen, ſo müſſen wir zuvörderſt auf eine bedeutende **Umſtellung** und mehrere **Ergänzungen** Rückſicht nehmen, welche von **Pontanus**, wie er ſagt, nach einer engliſchen, und zwar einer Cambridger, Handſchrift vorgenommen worden, und aus ſeiner Ausgabe in alle ſpäteren übergegangen ſind, und unterſuchen, mit welchem Rechte dieſes geſchehen iſt.

Jene **Umſtellung** betrifft die letzten acht Kapitel (13 — 20) des dritten Buches nach den vor 1597 erſchienenen Ausgaben, welche als Kapitel 9 — 16 an das Ende des zweyten Buches verſetzt ſind; die **Ergänzungen** finden ſich am Anfange und am Schluſſe des dritten Buches, am Anfange des vierten und am Schluſſe des ſechsten Buches.

Meine Bemühungen über das Vorhandenſeyn dieſer Handſchrift Auskunft zu erhalten, ſind bisher erfolglos geblieben. Mehrere Gründe, die im Folgenden weiter aus einander geſetzt werden, machen daſſelbe höchſt zweifelhaft. Gibt oder gab es aber wirklich eine ſolche Handſchrift, ſo iſt ſie nach meiner Anſicht als ſchmählich interpolirt zu betrachten; und verdient die Berückſichtigung, welche ſie gefunden hat, durchaus nicht.

Dieß läßt ſich am beſten dadurch erweiſen, daß wir den **Plan des ganzen Werkes** aus einander ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

---

tiner Handſchriften, deren theilweiſe Vergleichung mir Herr Bibliothekar del Furia beſorgt hat, Cod. VIII. Plut. 41. membr. sec. XII. (M. 1.) und Cod. XXV. Plut. XC. super. membr. sec. XIII. (M. 3.). Ferner eine **Berner**, N. 514. membr. sec. IX. (H.), nur das ſiebente Buch enthaltend, welche Herr Bibliothekar Alb. **Jahn** für mich verglichen hat. Endlich eine Voſſiſche in der **Leydener** Bibliothek, über welche mir Hr. Profeſſor und Bibliothekar **Geel** gütigſt Aufſchluß ertheilt hat, N. 93. membr. sec. XIII — XIV. (V.). In derſelben finden ſich folgende auf jene Eintheilung bezügliche Ueber- und Unterſchriften.

a) Zu Anfang des erſten Buches:

Macrobii Theodosii V. C. et inlustris conviviorum **primi diei** Saturnaliorum incipit feliciter. B. G. M. 3.

Ambrosii Theodosii Macrobii Viri Clarissimi et Illustrissimi **primi diei** Saturnaliorum **liber** I. incipit. P. 1.

b) Am Schluſſe des zweyten Buches (nach den neuern Ausgaben nach dem achten Kapitel des zweyten Buches):

M. Th. viri et illustris (sic) Conviviorum **primi diei** Saturnaliorum liber II explicit. M. 1.

M. Th. Conviviorum **primi diei** Saturnaliorum explicit. B. G. M. 3. P. 2. (G mit dem Zuſatz: Incipit secundus).

M. Th. V. illust. Conviviorum **primi diei** et **secundi** Saturnaliorum V. C. **liber** II. explicit. Incipit **tertius** feliciter. P. 6.

c) Am Schluſſe des dritten (nach den neuern Ausgaben des zweyten) Buches:

M. Th. V. ill. Conviviorum **secundi** diei explicit. M. 1. 3.

M. Th. conviviorum **secundi diei** explicit **liber tertius**, incipit **quartus** feliciter. P. 6.

(In B. fehlt der Schluß; in G. ſteht nur: Explicit.)

d) Am Anfange des fünften Buches:

De stilo Virgilii **liber** V. Conviviorum **tertii diei**.

e) Am Schluſſe des ſiebenten Buches:

M. Th. V. C. et Inl. Conviviorum **tertii diei liber** explicit. M. 1.

M. Th. V. C. et Inl. Conviviorum tertii **diei** explicit. M. 3. H. V.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Auguſt.
Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philoſophiſch-philologiſche Claſſe.
Sitzung am 6. July d. J.

Ueber die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien des Macrobius.

(Fortſetzung.)

Das eigentliche Geſpräch beginnt mit dem ſechsten Kapitel des erſten Buches. Das Vorhergehende iſt der Einleitung und einer kurzen Beſprechung am Vorabende des Feſtes gewidmet, welche von der Eintheilung des Tages und einigen grammatiſchen Fragen handelt. Jenes geht von der Entſtehung des Namens Prätextatus und anderer römiſcher Beynamen aus, von da auf die Saturnalien, Saturnus und Janus und die Sitte über, daß an dieſem Feſte die Sklaven vor den Herren ſpeiſten, was eine größtentheils aus Seneca entnommene Erörterung über den Menſchenwerth der Sklaven herbeyführt; ferner auf die zu verſchiedenen Zeiten verſchiedenen Eintheilungen des Jahres und das Kalenderweſen der Römer, wobey Prätextatus den Ausſpruch Virgils (Georg. I, 5.):

> Vos quoque, labentem coelo qui ducitis annum,
> Liber et alma Ceres,

ſo erklärt, daß er ſagt, der Dichter habe gewußt, daß das Jahr von den ältern Römern nach dem Mond, von den ſpätern nach der Sonne eingetheilt worden ſey, was, auf die Aeußerung des Avienus, es komme ihm ſonderbar vor, daß die Sonne bald Apollo, bald Liber, bald noch anders genannt werde, eine weitläufige Auseinanderſetzung der Anſicht, daß alle Götter auf die Sonne zurückzuführen ſeyen, von Seiten des Prätextatus veranlaßt, worauf Evangelus ſich ſpöttiſch darüber äußert, daß ſie den Virgil für ſo gelehrt hielten, während er doch ſelbſt erklärt habe, ſeine Aeneide verdiene nichts anderes, als vernichtet zu werden. Hierüber werden alle ſo entrüſtet, daß ſie die Vorzüge des Dichters nach verſchiedenen Seiten hin zu beleuchten verſprechen. 2) Dieß wird, da ſie eben zu Tiſche gerufen werden, auf den Rath des Prätextatus, dem folgenden Tage vorbehalten, und zwar beſtimmt, daß Euſtathius mit der Beſprechung des Virgil als Aſtronomen und Philoſophen den Anfang machen, und ihm Flavianus mit dem Nachweiſe ſeiner genauen Kenntniß des Auguralrechtes folgen ſoll, worauf dann Prätextatus ſeinen Vortrag über die Einſicht Virgils in das Pontificalrecht anzuſchließen verſpricht. Außerdem verheißt Symmachus die nachdruckvollſten Erfindungen der Rhetorik bey ihm nachzuweiſen, Euſebius über ſeine Redekunſt zu ſprechen, Euſtathius noch außer dem Obigen zu zeigen, was er von den Griechen entlehnt habe, Furius und Cäcina Albinus, was er in Verſen und einzelnen Worten von den alten römiſchen Dichtern in ſeine Werke aufgenommen habe. Avienus behält ſich vor, Einzelnes

2) Vgl. I, 21. §. 2. ff. (Ich gebe die Paragraphen, in welche ich die Kapitel eingetheilt habe, mit an, um anzudeuten, wie weit die Stelle etwa von dem Anfange des Kapitels entferne iſt).

Digitized by Google

einzuwerfen, und giebt den Rath, wenn irgend etwas noch dunkel ſeyn ſollte, ſich deßhalb an Ser-vius zu wenden.

Das zweyte Buch enthält die bey und nach dem Eſſen am erſten Tage geführten Geſpräche, namentlich ſcherzhafte Anekdoten von berühmten Männern der früheren Zeit und eine Beſprechung der Anſichten des Plato, Ariſtoteles, Sokrates und Hippokrates über den Sinnengenuß. Der Schluß fehlt. Pontanus reiht aber, wie erwähnt worden iſt, hier die letzten Kapitel des dritten Buches an, ſo daß das Ganze, wie es ſcheint, vollkommen paſſend, mit den Worten: Atque ita facta discessio est, abſchließt. Allein es entſteht nun die Frage, ob dieſe Worte ſo mit Recht als der Abſchluß der Beſprechungen des erſten Tages betrachtet werden, und nicht vielmehr nach den Unterſchriften, welche ſich nach demſelben in einigen Handſchriften finden, als Schluß der Verſammlung des zweyten Tages anzuſehen, und ſammt dem Vorhergehenden an dem Ende des dritten Buches zu belaſſen ſind?

Für das Letztere ſpricht die Ordnung in allen mir zu Gebote ſtehenden Handſchriften, ſelbſt in der einen Pariſer (N. 6371), welche dieſe Worte als den Schluß des zweyten Buches bezeichnet. Hier iſt nämlich an dem eigentlichen Schluſſe des zweyten Buches kein Abſchnitt gemacht, und das, was Pontanus als das dritte Buch betrachtet, in das zweyte mit eingerechnet. Es läßt ſich aber auch in den verſetzten Kapiteln ſelbſt Manches nachweiſen, was nur geſtattet, ſie zu den Beſprechungen am zweyten Tage zu rechnen.

Einmal wird, wenn ſie an das zweyte Buch angereiht werden, das Auftragen des Nachtiſches an einem und demſelben Tage zweymal erwähnt [3]). Wenn nun anders W. A. Becker [4])

die auf ein wirkliches Aufſtellen anderer Tiſche nach der Mahlzeit ſich beziehenden Worte bey Petronius mit Recht als einen ſchalen Witz betrachtet, ſo läßt ſich nicht einwenden, es könne an der einen Stelle das Aufſtellen anderer Tiſche, an der andern das wirkliche Auftragen des Nachtiſches gemeint ſeyn, zumal da an der erſteren Stelle Flavius und Albinus, ohne Zweifel, weil ſie den Nachtiſch auftragen ſehen, ſich veranlaßt finden, zu beſprechen, was Varro unter dem Worte bellaria verſtehe.

Ferner werden, wenn wir dieſes als den Schluß der Unterredungen am erſtn Tage betrachten, für den zweyten Tag zwey verſchiedene Verſammlungsorte angegeben. Hier fordert nämlich Prätextatus auf, am folgenden Tage in dem Hauſe des Symmachus zuſammen zu kommen [5]), während am Schluſſe des erſten Buches Flavius die Anwe-

3) Einmal heißt es II, 8. §. 1. His dictis excitata laetitia . . . mensaa secundas minister admovet; das andere Mal III, 18 (II, 14.) §. 1. Adhuc dicente Furio secundae mensae inlata bellaria novo sermoni principium dederunt.

4) Im Gallus Th. II. S. 141. Die Stelle des Petronius Satyr. c. 68. lautet: Interposito deinde spatio quum secundas mensas iussisset adferri sustulerunt servi omnes mensas et alias attulerunt. Eine andeee Erklärung findet ſich bey Forcellini ſ. v. mensa, wo es heißt: Videtur mensa significare parvam aliquam tabulam, vel lancem, vel quid simile, singulis convivis appositum in mensa communi ad reponendas dapes, quae divisae iis distribuebantur, und damit der bey Virgil Aen. III, 257. et 394; VII. 116 et 125 vorkommende Gebeauch, die Speiſen auf viereckige Stücken Brod zu legen, welche dort auch mensae heißen, in Verbindung gebeacht wied. Demnach wäee, nach unſerer Weiſe zu ſpeechen, das Hinſtellen dee Deſſertteller darunter zu veeſtehen. Dieſe Erkläeung ſcheint der Umſtellung des Pontanus einiger Maßen günſtig zu ſeyn; doch iſt außeedem, daß an der erſtern Stelle ſchon das Wort bellaria beſpeochen wied, noch zu beachten, daß voe dee zweyten Stelle offenbar ein eigentliches Tiſchgeſpräch vorheegeht, welches nach der Anordnung des Pontanus eeſt nach Vollendung der eigentlichen Mahlzeit hätte Statt finden müſſen.

5) III, 20 (II, 16.) §. 8. Inter haec Praetextatus: Vellem Servium nostrum diutius audire: sed hora nos quietis admonet, ut exorto iubare eloquio Symmachi domi suae fruamur, wo Pontanus eloquio Symmachi doniaque leſen will.

ſenden für den folgenden Tag zu ſich einladet [6]. Wenn Pontanus an der erſteren Stelle die Schwierigkeit durch eine Aenderung zu beſeitigen ſucht und die Behauptung aufſtellt, weder dieſe noch irgend eine andere Zuſammenkunft habe im Hauſe des Symmachus, ſondern bey Vettius Prätextatus Statt gefunden, ſo läßt ſich außer der andern Stelle, zu welcher er nichts bemerkt hat, noch geltend machen, daß die Abwechslung ſchon in der Einleitung ausgeſprochen iſt [7], und daß die Zuſammenkunft am dritten Tage doch gewiß in das Haus des Symmachus verlegt ſeyn mußte, wenn dieſer auf den Wunſch des Euſtathius, einen Virgil zur Hand zu haben, denſelben aus ſeiner Bibliothek herbeyholen läßt [8].

Endlich läßt ſich auch nicht ſo leicht, als Pontanus will, darüber hinweggehen, daß hier Symmachus als der nächſte Redner genannt iſt, während nach ſeiner Anordnung der Vortrag des Prätextatus folgt [9]. Der Vortrag des Symmachus kann nämlich vor dieſem nicht ausgefallen ſeyn, da nach der oben erwähnten Stelle [10] Prätextatus ausdrücklich verſprochen hat, nach Euſtathius und Flavianus ſprechen zu wollen, und der Vortrag des Symmachus ſich von dem verwandten des Euſebius, den wir nach Pontanus im vierten Buche haben, nicht wohl trennen läßt. Sehen wir auf den in den Handſchriften ſich findenden Anfang des fünften Buches, ſo iſt daraus abzunehmen, daß Euſebius von den beyden zuletzt ſprach [11], daß alſo mit Recht nach der vor Pontanus allgemeinen Anordnung Symmachus als der erſte Redner für den dritten Tag bezeichnet wird. Ob übrigens das, was uns im vierten Buche erhalten iſt, wirklich dem Vortrage des Euſebius angehört, wie es nach den Zuſätzen des Pontanus der Fall wäre, iſt nicht als ausgemacht zu betrachten, da ſich Symmachus und Euſebius ſo in die Betrachtung der Virgiliſchen

6) I, 24. §. 22. Et Flavianus: Ex placita iam vos lege convenio, ut sequenti die penates mei beari se tanti coetus hospitio glorientur. His cum omnes assensi essent, ad coenam . . . concesserunt.

7) I, 1, §. 1. Convivia quoque sibi mutua comitate praebentes. — I, 2. §. 5. Sed quodnam istud convivium? An vero dubitandum non est, quin id dicas, quod doctissimis procerum ceterisque nuper apud Vettium Praetextatum fuit et discurrens post inter reliquos grata vicissitudo variavit.

8) V. 3. §. 17. Cedo igitur, Eustathius ait, Virgilianum volumen, quia locos singulos eius inspiciens Homericorum versuum promptius admonebor. Cumque Symmachi iussu famulus de bibliotheca petitum librum detulisset, temere volvit Eustathius, ut versus, quos fors obtulisset, inspiceret.

9) Vgl. N. 5. Daß im dritten Buche der Vortrag des Prätextatus enthalten ſey, beſagt die Ergänzung des Pontanus am Anfange desſelben ausdrücklich; allein auch abgeſehen von dieſer ergiebt es ſich aus der Vergleichung des Inhaltes mit dem Prätextatus (I, 24. §. 14.) gegebenen Verſprechen, und aus ſeinem von Kapitel 10 beginnenden Zwiegeſpräch mit Evangelus.

10) I, 24. §. 19. His dictis et universo coetui complacitis Praetextatus cum in se conversa omnium ora vidisset: Philosophia, inquit, quod unicum est munus deorum et disciplina disciplinarum honoranda est anteloquio. Unde meminerit Eustathius primum sibi locum ad disserendum omni alia professione cedente concessum. Huic tu, mi Flaviane, succedes, ut et auditu vestro recreer et aliquanto silentio instaurem vires loquendi. — Daſ. §. 21. Sed et Eustathius et post hunc Nicomachus meminerint crastina dissertatione servari sibi anteloquii functionem. An der letzteren Stelle ſteht in der Stephaniſchen Ausgabe und den folgenden fälſchlich ſtatt Nicomachus der Name Symmachus. Schon Gronov hat bemerkt, daß jener Name nach der von Pontanus zu I, 17. mitgetheilten Inſchrift, in welcher ein Virius Nicomachus Flavianus erwähnt wird, wie nach den älteren Ausgaben und ſeiner Handſchrift hergeſtellt werden müſſe. Es iſt aber erſt in der Zweibrücker Ausgabe wirklich geſchehen. Meine Handſchriften beſtätigen dieſe Aenderung durchaus.

11) V. 1. §. 1. Post haec cum paulisper Eusebius quievisset, omnes inter se consono murmure Virgilium non minus oratorem quam poëtam habendum pronuntiabant.

Digitized by Google

Gedichte in rhetoriſcher Hinſicht getheilt haben [12]), daß es nicht recht klar iſt, wohin das Vorhandene zu rechnen ſey, wo von den Redefiguren, namentlich von dem Ausdrucke der Gemüthsbewegungen die Rede iſt. Nach meiner Anſicht iſt es wahrſcheinlicher, daß es ein Theil des Vortrages des Symmachus iſt, und alſo die größere, durch den Ausfall des Vortrages des Euſebius und eines Theiles des Vortrags des Symmachus entſtandene, Lücke nach dem uns als viertes Buch überlieferten Theile des Vortrages des Symmachus angenommen werden muß.

Faſſen wir die oben erwähnten Ergänzungen des Pontanus, da ſie mit der von ihm vorgenommenen Umſtellung zum Theil in unmittelbarer Verbindung ſtehen, in das Auge, ſo haben wir in den an der Spitze des dritten Buches ſtehenden Worten [13]) zuerſt nach dem Obigen zu beanſtanden, daß die Zuſammenkunſt nach denſelben in dem Hauſe des Prätextatus Statt finden ſoll. Die Worte, mit denen dieſes geſagt iſt, erinnern an den Anfang des Geſpräches im erſten Buche [14]). Das Folgende iſt Wort für Wort aus jenem Buche entnommen [15]), was Macrobius wohl nicht auf dieſe Weiſe gethan haben würde, da der Sprecher hier ein anderer iſt, und eine ſo wörtliche Wiederholung um ſo unnatürlicher iſt, da dieſes mit der Rede des Prätextatus, in welcher dieſe Worte das erſte Mal vorkommen, gar nicht auf einen Tag fällt.

(Fortſetzung folgt.)

---

12) I, 24. §. 12. Et ne videar (inquit Symmachus) velle omnia unus complecti, spondeo violentissima inventa vel sensa rhetoricae in Virgiliano me opere demonstraturum. Eusebio autem oratorum eloquentissimo non praeripio de oratoria apud Maronem arte tractatum.

13) Die Ergänzung am Anfange des dritten Buches lautet folgendermaßen: Congregatis in tempore constituto in domo Vettii qui venire debuerant, ante (nach den Noten dazu hat die Handſchrift inter) caenandum coepit Evangelus Vettium taliter compellare: Dixisti, inquit, mi Vetti, inter omnia quibus eminet laus Maronis hoc te lectorem assiduum admirari quia doctissime ius pontificium, tanquam hoc professus, in multa et varia operis sui parte servavit. Et si tantae dissertationis sermo non cederet, promisisti fore ut Vergilius noster Pontifex maximus videretur. Nunc igitur comple promissum, vel sermonem a memoria tua credam cessisse vel potius praesulem nostrum Vergilium Pontificem ignorasse. Tunc Praetextatus decenti rubore perfusus: Non, inquit, o Evangele, propter verba tua magis vana quam vera, sed propter totius coetus reverentiam, quem scio avide istud audire, ostendam nec me sermonis oblitum nec sacrorum Vergilium imperitum. Hoc autem reputo principialiter praemittendum quoad hoc quis diis superis rem sacram recte perficiat. prius eum rite purificari oportere. Et hoc Vergilius prius plane demonstrat, quum Aeneam Pontificem introducit patri suo sic loquentem. — Statt deſſen haben die Handſchriften und alten Ausgaben nur: violatum cum se nosset multa caede pollutum. Die darauf folgenden Verſe Virgils ſind (Aen. II, 717 ff.):

> Tu genitor cape sacra manu patriosque Penates:
> Me bello e tanto digressum et caede recenti
> Attrectare nefas, donec me flumine vivo
> Abluero.

11) I, 6. §. 1. Postero die ad aedes Vettii matutini omnes, inter quos pridie convenerat, adfuerunt.

15) Vgl. I. 24. §. 14. Et Vettius: Equidem inter omnia, quibus eminet laus Maronis, hoc adsiduus lector admiror, quia doctissime ius pontificium tamquam hoc professus in multa et varia operis sui arte servavit: et si tantae dissertationi sermo non cesserit, promitto fore, ut Virgilius noster pontifex maximus adseratur. Die Ausgaben haben dissertationis; der Interpolator ſcheint auch außerdem die Lesart parte vor ſich gehabt zu haben, welche meine Handſchriften außer der Pariſer P. 1, wie auch die ältern Ausgaben bieten.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Auguſt.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philoſophiſch-Philologiſche Claſſe.

Sitzung am 6. July d. J.

Ueber die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien des Macrobius.

(Fortſetzung.)

Der hämiſche Charakter des hier redend eingeführten Evangelus iſt durch Hinzufügung der Worte, in welchen er ausſpricht, wenn Prätextatus ſein Verſprechen nicht erfüllte, ſo müßte man entweder von Virgil oder von ihm eine nachtheilige Meinung bekommen, einigermaßen gewahrt; nicht ſo der des Prätextatus. Für ihn, als den würdevollſten unter der ganzen Verſammlung, will das Erröthen nicht recht paſſen, das ſonſt wohl auf nicht ungeeignete Weiſe dem jugendlichen Servius beygelegt wird [16]; und in ſolchen Dingen pflegt Macrobius ziemlich genau zu ſeyn. Endlich paßt der Uebergang, in dem es heißt, Virgil habe wohl gewußt, daß man ſich gehörig reinigen müſſe, um eine heilige Sache recht verrichten zu können, weit weniger als die dadurch verdrängten, freylich fragmentariſchen Worte in den Handſchriften und alten Ausgaben, in denen der Sinn liegt, „er nahm die Penaten nicht ſelbſt, da er ſich durch vielfachen Mord befleckt wußte," zu den folgenden Verſen des Virgil, in welchen Aeneas ſeinem Vater aufträgt, die Penaten zu tragen, weil er ſie nicht anrühren dürfe, bevor er ſich im Flußwaſſer gewaſchen habe. Außerdem ließe ſich hier, wie in den übrigen Zuſätzen, Manches hervorheben, was der Ausdrucksweiſe des Macrobius nicht entſprechend iſt; doch wollen wir nicht ſo ſehr in's Einzelne eingehen.

Schlagender tritt die Unächtheit in dem Zuſatze an dem Schluſſe des dritten Buches hervor [17]. Hier hätte Prätextatus die Frage des

16) Vgl. 1, 2. §. 15. Servius inter grammaticos doctorem recens professus iuxta doctrinam mirabilis et amabilis verecundiae; und VII. 9. §. 1. His dictis cum ad interrogandum ordo Servium iam vocaret, naturali pressus ille verecundia usque ad proditionem coloris erubuit.

17) Der Zuſatz an dem Schluſſe des dritten Buches nach der Anordnung des Pontanus (nach den frühern Ausgaben, am Schluſſe des zwölften Kapitels) lautet: Tunc Servius respondere rogatus, ait: Leges Ceres dicitur invenisse; nam et sacra ipsius Themisferia (in der Note verbeſſert in Thesmophoria) vocantur. Sed hoc ideo fingitur, quia ante inventum frumentum a Cerere pussim homines sine lege vagabantur: quae feritas interrupta est invento usu frumentorum: itaque ex agrorum divisione inventa sunt iura. Phoebus vero praeest auspiciis. Lyaeus vero, id est Liber, urbibus liberatis est deus, unde Marsyas eius minister in civitatibus libertatis est indicium. Communia hoc habet sensus, quod Dido sacrificabat numinibus quae urbi praesunt, quasi nuptura pro reipublicae utilitate. Demum Junoni, cui curae sunt nuptiae. Est etiam sensus altior.

Evangelus beantworten ſollen; ſtatt deſſen wird die Antwort auf eine ungeſchickte Weiſe, wie ſonſt nirgends, dem Servius zugewieſen, und was er ſpricht, iſt Wort für Wort aus dem Commentar des Servius zu Virgil entnommen [18]). Die beyden Erklärungen der Stelle paſſen aber hierher durchaus nicht. Doch am auffallendſten ſind die Schlußworte: Et sic Junonem conciliavit noster Servius. Da die Bemerkung des Servius mit den Worten: Et sic Junonem conciliat ſchließt, ſo könnte man vermuthen, es habe Jemand dieſe Bemerkung mit dem Schluſſe: Et sic Junonem conciliavit noster, und der Unterſchrift Servius in ſeinem Exemplar an den Rand geſchrieben, und ſo ſey dann der Zuſatz in jener Handſchrift entſtanden, deren Daſeyn wir nicht geradezu abläugnen wollen, da der Betrug von Seiten des Pontanus doch gar zu arg wäre, wenn er, wie es zu dieſen Ergänzungen hier und da geſchehen iſt, zu ſeinen eignen Worten Varianten anführte.

Nicht beſſer ſteht es um die dem **vierten Buche** vorgeſetzten Worte [19]). Statt daß, wie es hier das Folgende durchaus erfordert, von der heftigen Gemüthsbewegung die Rede wäre, welche ein gänzliches Erſtarren herbeyführt, werden nach einigen nichts ſagenden Einleitungsworten in einer ſonſt bey Macrobius nicht vorkommenden Weiſe einzelne mit dem Zwecke des Vortrags in keiner Verbindung ſtehende Worte aus den vorausgehenden Verſen Virgil's angeführt.

Am **Schluſſe des ſechſten Buches** iſt eine Antwort des Servius weggefallen. Was war hier natürlicher, als daß ſich der Interpolator wieder an den Commentar desſelben zu Virgil hielt. Als er zu der hier angeführten Stelle nichts bemerkt fand, wandte er ſich zu der Stelle desſelben Buches der Aeneide, wo er die aus Tannenholz geſchnittenen Rippen des trojaniſchen Pferdes erwähnt fand, und ſchrieb das dort ſtehende ab, ohne darauf zu achten, daß es zu der vorausgehenden Frage, die ſich auf die ahornenen Balken in jenem Pferde bezieht, nur zum Theil einigermaßen paßt [20]). Hierauf wird nicht, wie an dem Schluſſe der erſten Unterhaltung

---

Nam facturi aliquid ante adversos placamus deos et sic propitiis supplicamus, ut: Nigram hiemi pecudem, Zephyris felicibus albam. Igitur ante placat Cererem nuptura, quae propter raptum filiae nuptias execratur, et Apollinem, qui expers uxoris est, et Liberum, qui nisi raptam uxorem habere non potuit. Et sic Junonem conciliavit noster Servius. Cum autem his dictis omnes applausissent, placuit eis audire Eusebium, quo noster Vergilius tanquam rhetor effulsit.

18) Vgl. zu Virg. Aen. IV, 58.

19) Die Ergänzung am Anfange des vierten Buches lautet: Tunc Eusebius taliter exorsus est: Rhetores omnes orationibus patheticis studere palam est, quales multas non erit difficile in Vergilio reperire. Nam Aeneam apud inferos Didoni fugienti loquentem inducit:

Invitus regina tuo de littore cessi,
Sed me iussa deum
Imperiis egere suis.
Siste gradum teque aspectu ne subtrahe nostro

subiungit:

Nec magis incepto vultum . . .

Die Handſchriften und alten Ausgaben beginnen nämlich mitten im Verſe:

. . . sermone movetur.

20) Am Schluſſe des ſechſten Buches iſt Folgendes hinzugefügt: Tum Servius: Non sine ratione Vergilius hoc loco abietem commemorat, item acerem et pinum paulo post; nam fulminata abies interitum dominae significabat: et Troia per foeminam periit. Acer autem in tutela stuporis, et viso equo stupuere Troiani, ut pars stupet innuptae donum exitiale Minervae. Pinus quidem in tutela est Matris Deum, sed et fraudium et insidiarum, quia eius poma cadentia per fraudem interimunt et hic scilicet equus plenus insidiarum est. His a Servio peroratis statuerunt in crastino Flavianum audire, quoniam (nach der Note dazu ſoll geleſen werden quo etiam) Maro in augurali iure refulsit.

Dieß ſoll die Antwort ſeyn auf das Vorausgehende: Subiecit Avienus:

— Cum iam trabibus contextus acernis
Staret equus:

Scire vellem in equi fabrica casune an ex industria hoc genus ligni nominaverit? Dieſe

Digitized by Google

am erſten Tage, gemeldet, daß ſie ſich darauf zu Tiſche begaben, ſondern nur hinzugefügt, am folgenden Tage ſollte Flavianus ſeinen Vortrag über die Kenntniß des Virgil von dem Auguralrechte halten, der nach Pontanus ein achtes Buch ausgemacht hätte, und auf den dritten Tag des Feſtes gefallen wäre. Nach dem Obigen wird aber dieſem Vortrage von Macrobius ſelbſt ſeine Stelle vor dem des Prätertatus angewieſen und für den zweyten Tag beſtimmt; er wäre alſo, wenn er wieder aufgefunden würde, vor dem dritten Buche einzuſchalten. Der Ausdruck in den Schlußworten verräth offenbar dieſelbe Hand, als der Schluß der Ergänzug am Ende des dritten Buches, wo eben ſo ungehörig als am Anfange des vierten Euſebius als Sprecher des Folgenden eingeführt wird.

Wer möchte nach dieſer Auseinanderſetzung wohl noch daran zweifeln, daß dieſe Ergänzungen als Interpolationen zu betrachten ſind? Sind ſie aber unächt, ſo fällt mit denſelben nicht nur die einzige Stütze für die erwähnte Umſtellung, ſondern es zeigt vielmehr ihre Unächtheit mehr als alles Andre wider die Glaubwürdigkeit jener, welche ja auf derſelben Autorität beruht.

Iſt ſomit die von Pontanus vorgenommene Umſtellung beſeitigt, und andererſeits anerkannt, daß der Schiuß der verſetzten Kapitel nothwendig den Schluß der Beſprechungen an einem Tage bilden mußte: ſo kann auch über die Eintheilung des Ganzen kein Zweifel mehr Statt finden. Es ergiebt ſich nämlich, daß das erſte und zweyte Buch dem erſten Tage, das dritte dem zweyten und die vier übrigen dem dritten Tage angehören.

Dagegen möchte ſich nur die Einwendung machen laſſen, daß auf dieſe Weiſe der Stoff allzu ungleich vertheilt wäre; doch dieß ſcheint nur der Fall zu ſeyn, wenn wir, ſtatt auf den Stoff ſelbſt zu ſehen, uns durch die jetzige Eintheilung in 7 Bücher irre leiten laſſen, welche offenbar erſt gemacht wurde, als die fehlenden Theile verloren waren; was ſich daraus abnehmen läßt, daß ſie nur durch die Unterſchriften einer einzigen der von mir benützten Handſchriften [21]) beſtätigt wird, während andere eine Eintheilung in 6 oder 4 Bücher haben [22]). Wenn wir den Stoff ſelbſt betrachten, ſo iſt das dem zweyten Tage Zugewieſene keineswegs ſo unbedeutend. Es kommen nämlich auf denſelben die drey Vorträge, für welche am Schluſſe der erſtern Unterredung des erſten Tages [23]) die Ordnung beſtimmt worden iſt: 1) der Vortrag des Euſtathius über Virgil's Kenntniß von der Aſtronomie und der Philoſophie, 2) der Vortrag des Flavianus über das Auguralrecht, 3) der des

Stelle iſt aus Virg. Aen. II, 112, die Antwort aber aus der Bemerkung des Servius zu II, 16. — sectque intexunt abiete costas, entnommen.

21) Die oben ſchon (Note 1) erwähnte Pariſre Handſcheiſt N. 8677. (P. 6.) hat außer den dort angeführten Unterſchriften am Schluſſe des ſechſten Buches: Macrobii Theodosii liber sextus explicit: sequitur liber septimus feliciter; und am Schiuſſe des ſiebenten Buches: M. Th. Saturnaliorum liber septimus et ultimus explicit feliciter.

22) So hat die zwente Florentiner Handſcheift, Cod. XXXVI. Plut. LXV. membr. sec. XV. (M. 2), in welcher die Unterſchriften durchaus nur die Zahl der Bücher angeben, am Schluſſe des dritten Buches der vor Pontanus gewöhnlichen Ordnung ganz entſprechend: Saturnaliorum liber III explicit. Incipit IIII. Die drey folgenden Bücher ſind aber in eines zuſammengefaßt. Die nächſte Unterſchrift unter dem ſechſten Buche lautet: Macrobii Theodosii Saturnaliorum liber IIII explicit. Eiusdem incipit liber quintus et ultimus, und unter dem ſiebenten Buche ſteht: Macrobii Theodosii viri illustrissimi Saturnaliorum liber quintus et ultimus explicit feliciter. Deo gratias. — Aehnlich iſt die Eintheilung in der Pariſer Handſchrift N. 6371. (P. 1.). Doch da in dieſer unter dem dritten Buche ſteht: Explicit liber II Saturnaliorum. Incipit tertius in laude Virgilii, trägt das ſiebente Buch die Ueberſchrift: Incipit liber IIII de diversis quaestionibus; eine Unterſchrift hat dasſelbe nicht.

23) Vgl. Note 10.

Digitized by Google

Prätextatus über das Pontiſicalrecht; und als Gegenſtand der Unterredung bey und nach der Mahlzeit 1) die Beſprechung des Luxus der Römer bey Tiſche, und 2) die Aufzählung der verſchiedenen bey dem Nachtiſche vorkommenden Früchte. Es iſt alſo dieſem Tage urſprünglich nicht weniger zugewieſen, wohl aber von dem ihm Zugewieſenen mehr verloren, als bey den übrigen.

Von den Unterredungen am erſten Tage fehlt nämlich nichts als der Schluß. Von den beyden erſten am dritten Tage gehaltenen Vorträgen, des Symmachus und des Euſebius, iſt der eine ganz, der andere zum Theil verloren. Alles übrige aber, was in dem oben angeführten Plane enthalten iſt, findet ſich im fünften und ſechſten Buche wirklich vor; im fünften der zweyte Vortrag des Euſtathius über dasjenige, was Virgil aus griechiſchen Schriftſtellern, namentlich aus Homer entlehnt hat und über das Verhältniß, in welchem die Homeriſche und die Virgiliſche Behandlung gleicher Stoffe zu einander ſtehen; im ſechſten 1) der Vortrag des Furius Albinus über das, was Virgilius ganz oder theilweiſe aus alten lateiniſchen Dichtern entlehnt, was er ſcheinbar aus dem Homer entnommen, in Wahrheit aber von ältern lateiniſchen Dichtern überkommen habe, und 2) der Vortrag des Cäcina Albinus über die lateiniſchen und griechiſchen Wörter, welche Virgil zuerſt in die römiſche Litteratur eingeführt zu haben ſcheine, während ſie doch bey früheren Dichtern ſchon vorkämen; nach welchem 3) Servius auf des Cäcina Wunſch nachweiſt, welche Figuren Virgil von andern Dichtern entlehnt habe, und auf mehrere Fragen des Avienus antwortet, ſo daß am Schluſſe nur weniges zu fehlen ſcheint [24].

Das ſiebente Buch enthält das Tiſchgeſpräch am dritten Tage. Nach Beſprechung einiger Fragen über eine zweckmäßige Unterhaltung bey Tiſche kommen ſie überein, alle nach der Reihe dem Arzte Dyſarius Fragen aus dem Gebiete der Naturgeſchichte und der Medizin vorzulegen. Die Fragen aller Gegenwärtigen nebſt deren Beantwortung und hier und da der Beſprechung einer entgegengeſetzten Anſicht finden ſich vor [25], ſo daß am Schluſſe, wo offenbar noch etwas weggefallen iſt, nicht viel zu fehlen ſcheint, vielleicht, wie in allen Handſchriften des ältern Plinius außer der Bamberger, nur ſo viel, als gerade in der Handſchrift, aus welcher alle vorhandene gefloſſen ſind, auf dem letzten Blatte ſtand.

Hiermit könnte die Frage über die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien als vollkommen gelöſt erſcheinen, wenn nicht Caspar Barth den Commentar zu dem aus dem ſechſten Buche des Cicero vom Staate allein erhaltenen Traume des Scipio als einen Theil der Saturnalien angeſehen hätte, und nicht wirklich in den Saturnalien einige Stellen vorkämen, welche eine ſolche Anſicht zu begünſtigen ſcheinen.

(Schluß folgt.)

24) Der erſte Vortrag iſt im Kap. 1 — 3 enthalten; der zweyte im Kap. 4, 5; der dritte im Kap. 6; die Beantwortung der Fragen des Avienus im Kap. 7 — 9.

25) Die allgemeinen Fragen werden im Kap. 1 — 3 abgehandelt. Im Folgenden finden ſich die Fragen 1) des Prätextatus Kap. 4. §. 4. — 2) Des Flavianus Kap. 6. §. 14. — 3) Des Symmachus Kap. 7. §. 13. — 4) Des Furius Albinus Kap. 8. §. 1. — 5) Des Cäcina Albinus Kap. 8. §. 7. — 6) des Evangelus Kap. 9. §. 1. und Kap. 16. §. 1. — 7) Des Euſebius Kap. 10. §. 1. — 8) Des Servius Kap. 11. §. 3. — 9) Des Avienus Kap. 12. §. 1. — 10) Des Horus Kap. 13. §. 1. — 11) Des Euſtathius Kap. 14. §. 1.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 32. Auguſt.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Philoſophiſch-Philologiſche Claſſe.

Sitzung am 6. July d. J.

Ueber die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien des Macrobius.

(Schluß.)

Jener Gelehrte verſichert nämlich, in einer der ihm zu Gebot ſtehenden Handſchriften jenes Commentar's denſelben dem dritten Tage der Saturnalien zugewieſen gefunden zu haben, und er ſcheint geneigt, denſelben an die Stelle des dritten Buches der Saturnalien zu ſetzen, weil im Eingang dieſes Buches das Haus des Vettius als Verſammlungsort bezeichnet, am Schluſſe des zweyten aber das Haus des Symmachus für den folgenden Tag dazu beſtimmt würde [26]. Es iſt klar, daß er ſich hierbey durch die unrichtigen Ueberſchriften der einzelnen Bücher, ſo wie durch die Umſtellung und die Interpolationen, welche ſich in allen Ausgaben ſeit Pontanus finden, irre führen ließ; denn, wenn dieſer Commentar wirklich an die Stelle des dritten Buches geſetzt würde, ſo würde er gar nicht, wie Barth's Handſchrift angiebt, dem

26) In der Notitia literaria de Macrobio vor der Zweybrücker Ausgabe S. III. findet ſich Folgendes: Commentarios illos partem esse Saturnaliorum, perperam ab iis divulsam, notat Barthius ad Claudianum pag. 910. Idem pag. 791: Somnii commentationem partem esse Saturnaliorum, suspicari faciunt manu exaratae membranae, in quarum antiquissimis reperi: **Macrobii Theodosii Viri Consularis et illustris Commentariorum tertiae diei Saturnaliorum liber primus incipit**: ut non in libros opus illud suum, sed in dies distribuisse videatur Macrobius; singulorum autem dierum operas aliquot libris distinxisse, quorum tertium occuparint hi de somnio Scipionis Commentarii. Quae res et reliquorum tenori congruit, qui non aliter interiores Maronis sensus et doctrinam inquirunt, quam iste Marci Tullii. Potest autem, ut ante exordium tertii huius Saturnaliorum libri exciderit minutum quoddam Epistolium, quod hos Commentarios ordini operis instituti conciliaverit; tertius vero quartusque, ut hodie positi sunt, vix unum librum faciunt, ubi cum praecedentibus et sequentibus comparaveris. Nec tertius omnino secundum, talis quidem sequi debet: cum finis secundi dicat alterius diei operas apud Symmachum disceptandas esse, principium autem tertii de Vettii domo, ubi conventum fuerit, sermonem habeat. Omnino aliis libris inventis opus erit, ut is auctor concilietur ordini suo, quos inquirere adhortor, quibus talium copia est. — Man könnte vermuthen, die angeführte Uebeeſchrift ſtamme aus einer Handſchrift, in der, wie in der Münchner (früher Salzburger Sal. aul. 38.), der Commentar auf die Satuenalien foigte, und als Unterſcheift für dieſe und Ueberſchrift für jene etwa Folgendes ſtand: M. Th. viri ill. Conviviorum tertii diei Saturnaliorum explicit. Liber primus incipit in Somnium Scipionis.

Digitized by Google

364

dritten, ſondern dem zweyten Tage zufallen und den Plan des Werkes gänzlich zerſtören. Dieß bedarf alſo keiner weiteren Widerlegung, und wenn wir unterſuchen, ob die Angabe jener Handſchrift, mit welcher übrigens von den fünfzehn Handſchriften, welche ich ganz oder theilweiſe zur Verbeſſerung dieſes Werkes benützt habe, auch nicht eine übereinſtimmt, ſo zeigt ſich einmal, daß der dritte Tag ſchon an ſich ſo reichlich bedacht iſt, daß demſelben ein ſo ausführlicher Vortrag nicht mehr zugewieſen werden kann, und daß dieſer ganz und gar außerhalb des im erſten Buche entworfenen Planes liegt, daß ſich, wenn er mit den Saturnalien in Verbindung gebracht werden ſoll, nur annehmen ließe, es wäre in dem verlorenen Theile der Unterredungen des dritten Tages eine weitere Beſprechung für einen oder mehrere folgende Tage feſtgeſetzt worden.

Dieſe Annahme ſcheint dadurch eine Stütze zu erhalten, daß an der oben erwähnten Stelle, an welcher ſich Evangelus darüber aufhält, daß man den Virgil für einen Philoſophen ausgeben wolle, worauf dann die übrigen erklären, die Vorzüge des Dichters nach verſchiedenen Seiten hin beleuchten zu wollen, auch Cicero von ihm als ein ſchlechter Philoſoph erwähnt wird, worauf ihm Symmachus antwortet, über Cicero wollten ſie ſpäter ſprechen [27]. Es kommt alſo nun darauf an, ob Grund vorhanden iſt, zu glauben, daß Macrobius ſeine Saturnaliſchen Geſpräche über drey Tage hinaus ausgedehnt habe, und ob, wenn dieß der Fall ſeyn ſollte, jener Commentar von der Art iſt, daß er als ein Theil dieſer weiteren Vorträge betrachtet werden könnte.

Für das Erſtere ſcheint der Umſtand zu ſprechen, daß Macrobius in der Einleitung von dieſen Zuſammenkünften die Ausdrücke: „mehrere“ und „ſo viele Tage“ braucht [28], und ſagt, die Zuſammenkünfte hätten bey Vettius Prätextatus begonnen und ſeyen dann „bey den Uebrigen“ herumgegangen [29]. Allein faßt man die Sache näher in's Auge, ſo giebt einmal der noch dazu deminutive Ausdruck compluſculi gar keinen Ausſchlag, und wo von ſo vielen Tagen die Rede iſt, iſt ausdrücklich das Geſpräch an dem Vorabende mit einbegriffen [30], ſo daß, auch wenn wir bey dem Bekannten ſtehen bleiben, vier Tage darunter verſtanden ſind, was gewiß keinem Anſtande unterliegt. Für „die Uebrigen“ iſt aber der Ausdruck reliqui gebraucht, welcher keineswegs eine Nöthigung enthält, ihn auf alle Uebrigen zu beziehen.

Blicken wir aber auf die Feſtzeit, welche bey der Beſtimmung der Zahl der Tage, an denen die Zuſammenkünfte gehalten wurden, vorzugsweiſe entſcheidend iſt, ſo erhalten wir von dieſer Seite her, da Macrobius ſelbſt ſagt, ſie ſey von Auguſtus auf drey Tage feſtgeſetzt worden [31], geradezu die Anleitung, bey der Zahl von Tagen ſtehen zu bleiben, in welcher ſich das anerkannter Maßen zu den Saturnalien Gehörige abſchließt.

Außerdem iſt noch in Anſchlag zu bringen, daß eine jede der theilnehmenden Perſonen in den beſprochenen Vorträgen und Unterredungen der-

27) I, 24. §. 3. Nisi forte, ut Graeci omnia sua in immensum tollunt, nos quoque etiam poëtas nostros volumus philosophari, cum ipse Tullius qui non minus professus est philosophandi studium quam loquendi, quotiens aut de natura deorum aut de fato aut de divinatione disputat, gloriam, quam oratione conflavit, incondita rerum relatione minuat. Tum Symmachus: De Cicerone, Evangele, qui vitiis inpenetrabilis est, post videbimus etc.

28) I, 2, §. 2. convivio per compluſculos dies continua comitate renovato. — Daſ. §. 12. quae vel in conviviis vel maxime extra mensam ab iisdem per tot dies dicta sunt; u. daſ. §. 13. Cave aestimes diem unum referendis quae per tot dies sunt dicta, sufficere.

29) Vgl. Note 7.

30) I, 2. §. 13. Nam et quae pridie quam adessem inter eos dicta sunt, Avieno mihi insinuante comperta sunt.

31) I, 10. §. 4. Sed Mallius ait eos, qui se, ut supra diximus, Saturni nomine et religione defenderant, per triduum festos instituisse dies et Saturnalia vocavisse, unde et Augustus huius, inquit rei opinionem secutus in legibus iudiciariis triduo servari ferias iussit.

maßen ihre Beſtimmung erfüllt hat, daß keine mehr als überflüſſig erſcheint, indem ſelbſt Horus, der nach dem Bisherigen als bedeutungslos für den Gang der Unterredungen gelten könnte, 1) als Aegyptier den Cultus des Saturnus in ſeinem Vaterlande auseinanderſetzt, und dann ſich nach einigen Punkten in dem römiſchen Kalenderweſen erkundigt, zu deren Beſprechung keine Gelegenheit geweſen wäre, wenn er ſie nicht als Fremder gegeben hätte; und 2) als Cyniker durch eine Beobachtung, die er bey dem Waſchen eines einzigen Gewandes gemacht haben will, auf die Beſprechung der verſchiedenen Wirkungen des Fluß- und Seewaſſers hinführt [32]), ſo daß, wenn etwa noch am Schluſſe Decius dem Poſtumionus, welcher nach der Einleitung ihm über die bey den Zuſammenkünften vorgekommenen Vorträge und Geſpräche berichtet, mit einigen Worten ſeinen Dank dafür abſtattete, das Ganze, ſo weit man es von dieſem Verfaſſer erwarten kann, abgerundet erſcheint.

Demnach ſind die Worte des Symmachus, daß ſie ſpäter von Cicero ſprechen wollten, wohl nicht als ſo ernſtlich gemeint zu betrachten. Höchſtens könnte man daraus abnehmen, daß Macrobius vorhatte, ein ähnliches Geſpräch zu ſchreiben, in welchem Cicero den Hauptgegenſtand der Beſprechung ausmachte, daß er aber dann ſeinen Plan änderte, und ſtatt deſſen den Commentar zum Traume des Scipio ſchrieb.

Daß dieſer Commentar kein Theil der Saturnalien oder eines ähnlichen Geſpräches war, geht unbeſtreitbar daraus hervor, daß er durchaus als ein ſelbſtſtändiges Werk erſcheint, in welchem Macrobius überall in ſeinem eignen Namen ſpricht, und ſeinen Sohn, welchem dieſes Werk eben ſo wie die Saturnalien gewidmet iſt, am Anfange der beyden Bücher anredet, was bey den Saturnalien nur an der Spitze des ganzen Werkes geſchieht, und nirgends der geringſte Anlaß zu der Vermuthung gegeben wird, daß hier irgend einmal eine dialogiſche Form beſtanden habe, was Barth ſelbſt in ſeinen Adverſarien zugiebt [33]).

Wollen wir die beyden Werke in irgend eine Beziehung zu einander bringen, ſo bietet ſich dazu nur die gemeinſame Widmung derſelben an Euſtachius, den Sohn des Macrobius, dar. Beyde waren zu ſeiner Bildung beſtimmt, und zwar ſcheint es, wenn wir auf die oben gegebene Andeutung über die Abfaſſungszeit beyder Werke, wie auf ihren Inhalt und ihre ganze Haltung ſehen, daß die Saturnalien dem angehenden, der Commentar zu dem Traume des Scipio dem reiferen Jünglinge gewidmet war, wenn ſchon in dem erſtern Werke Manches enthalten iſt, was nach unſern Anſichten dieſem Zwecke durchaus nicht entſpricht. Dem zufolge könnte man in Verſuchung kommen, das grammatiſche Werk des Macrobius „über das Verſchiedene und Gemeinſame in dem griechiſchen und lateiniſchen Verbum,“ von dem wir nur einige Fragmente haben, auch dem Euſtachius, und zwar als Knaben, gewidmet zu betrachten, wenn demſelben nicht in

32) I, 7. §. 10. Cum igitur consedissent, Horus Avienum intuens, quem familiarius frequentare solitus erat: In hoc, inquit, Saturni cultu, quem deorum principem dicitis, ritus vester ab Aegyptiorum religiosissima gente dissentit. — I, 15. §. 2. At hic non a primo in ultimum mensis diem ad incrementum continuum numerus accedit, sed post Kalendas dirigitur in Nonas, inde ad quasdam Idus deflecti audio, post rursus . . . in sequentes Kalendas. Quae omnia quid sibi velint scire equidem velim. Weniger wichtig für den Plan des ganzen Werkes iſt es, daß er VII, 13. §. 9. den Ausſpruch des Dyſarins beſtätigt, das die Aegyptier zuerſt die Anſicht aufgeſtellt hätten, es gienge ein Nerve von dem Herzen nach dem Ringfinger. — Die Frage wegen des See- und Flußwaſſers findet ſich VII. 13. §. 16. Mehr zufälliger Weiſe ſcheint ihm VII. 7. §. 2. die Verfechtung des Satzes zugetheilt zu ſeyn, daß der weibliche Körper mehr Wärme in ſich habe, als der männliche.

33) In ſeinen Adverſarien XXXVII, 17. fährt C. Barth, nachdem er die Note 26 erwähnte Ueberſchrift des Commentars zu dem Traum des Scipio in ſeiner einen Handſchrift mitgetheilt hat, alſo fort: Ut videri possit (sic!) Saturnaliorum pars fuisse ii libri, cui opinioni tamen forma dialogorum contradicit, qua illi concepti sunt, licet non adeo stricte, quin conciliari res possit.

einer Wiener Handſchrift der Gruß des Macrobius an den Symmachus voran ſtünde.

In Betreff der Saturnalien aber darf als ausgemacht betrachtet werden, daß ſie nur auf drey Tage berechnet waren und nie einen über den im erſten Buche entworfenen Plan hinausgehenden Umfang gehabt haben.

Schweinfurt den 18. Mai 1844.

Dr. L. v. Jan.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortſetzung.)

Montpellier. Eingegangen ſind:

1) Die gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts gegründete Académie royale des sciences; ſie war der Pariſer Akademie nachgebildet und wurde in der Revolution vernichtet. Sie hat im Jahre 1766 einen Band Mémoires und jedes Jahr die Protokolle ihrer öffentlichen Sitzungen publicirt.

2) Die 1800 geſtiftete Société libre des sciences et belles-lettres iſt ſeit 1830 erloſchen; ſie hat regelmäßig ein Bulletin veröffentlicht.

Moulins (Dép. de l'Allier). 1) Société d'agriculture de l'Allier, um das Jahr 1820 gegründet, publicirt Annales; ſechs Bände ſind erſchienen.

2) Société centrale des amis des arts, gegründet 1836, beſchäftigt ſich mit Forſchungen über die Künſte im Mittelalter, giebt eine Monatsſchrift, l'art en province genannt, heraus und veranſtaltet alle Jahre eine Kunſtausſtellung. Präſident: der Chevalier Chartier.

Nancy (Dép. de la Meurthe). 1) Académie des lettres, sciences et arts, 1750 von König Stanislaus geſtiftet und 1803 wieder hergeſtellt, publicirt einen Jahresbericht, Mémoires von 1808—1834. Präſident: Jacquin. Secretär: Alphonſe de Haldat.

2) Commission des antiquités, ſeit 1828, publicirt nichts.

3) Société Lorraine des amis des arts.

Nantes (Dép. de la Loire-Inférieure). Société académique de la Loire-Inférieure, gegründet 1798, hat acht Bände Annales herausgegeben, 1839 erſchien ein Band. Präſident: Sallion.

Nantua (Dép. de l'Ain). Société d'émulation de l'arrondissement de Nantua; publicirt nichts.

Narbonne (Dép. de l'Aude). Commission archéologique de Narbonne, ſeit 1833, hat ein Muſeum errichtet, aber bisher noch nichts publicirt. Präſident: Jallabert.

Nevers (Dép. de la Nièvre). 1) Commission d'antiquités du département.

2) Die 1817 gegründete Société centrale d'agriculture, arts et manufactures, iſt wieder eingegangen.

Nimes (Dép. du Gard). 1) Académie du Gard, gegründet 1682 mit ſehr bedeutenden Privilegien, wurde 1806 wieder hergeſtellt; ſie publicirt Mémoires. Präſident: F. Béchard.

2) Commission des Monuments antiques et des archives départementales.

3) Société libre d'agriculture, um das Jahr 1801 gegründet und 1833 wieder hergeſtellt, publicirt ein Bulletin.

Niort (Dép. des Deux-Sèvres). 1) Société de statistique des Deux-Sèvres, gegründet 1836. In der von dieſer Geſellſchaft herausgegebenen Sammlung ihrer Arbeiten befinden ſich auch einige geſchichtliche und archäologiſche Abhandlungen.

2) Société de médecine. Präſident: Boreau.

Eingegangen iſt:

3) Die 1801 geſtiftete Société libre des sciences et arts du département des Deux-Sèvres, ſpäter Athénée genannt; ſie hat Mémoires publicirt.

Saint-Omer (Dép. du Pas-de-Calais). Société des Antiquaires de la Morinie, gegründet 1833, publicirt faſt jedes Jahr einen Octavband hiſtoriſcher und archäologiſcher Abhandlungen; der fünfte iſt 1841 ausgegeben worden. Beſtändiger Secretär Dr. Givenchy.

Orange (Dép. de Vaucluse). 1) Société académique, gegründet im Jahre 1810.

2) Commission archéologique.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.
Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. Juli 1844.

1. Vorgeleſen wurde eine Abhandlung vom Adjuncten Hrn. Dr. Vogel jun.: Ueber das Vorkommen des ſalpeterſauren Natrons in dem Waſſer der Brunnthalerquelle bey München.

Die erſte Bedingung der erſchöpfenden Analyſe eines Waſſers, d. h. einer Analyſe, welche auf alle in dem Waſſer möglicher Weiſe vorkommenden Beſtandtheile Rückſicht nehmen ſoll, iſt die Anwendung einer ſehr großen Quantität des zu unterſuchenden Waſſers. Es gelingt ſelten in einer Menge von 6 bis 10 Maaß auch nur geringe Spuren von Manganſalzen nachzuweiſen, und doch iſt es bekannt, daß unſere Waſſerleitungsröhren nach nicht langer Zeit öfters eine ſtarke Kruſte von kohlenſaurem Manganoxydul enthalten, ja ſogar durch dieſen Beſtandtheil faſt verſtopft ſind. Wenn man daher den Pfannenſtein eines Waſſers unterſucht, ſo giebt ſich bisweilen Gelegenheit, Subſtanzen nachzuweiſen, deren Gegenwart bey der Analyſe auch größerer Quantitäten Waſſers gar nicht geahnet wurde. So iſt es vor mehreren Jahren meinem Vater gelungen, in einem Münchner Waſſer, welches ſchon häufig und von verſchiedenen Chemikern unterſucht wurde, außer der ſalpeterſauren Magneſia auch Salpeter zu entdecken, welcher in deutlichen Prismen kryſtalliſirt ſich noch in der Sammlung des chemiſchen Laboratoriums aufbewahrt findet. Bey Wiederholung des Verſuchs, aus dem früher unterſuchten Waſſer Salpeter darzuſtellen, iſt es mir geglückt, einen Körper aufzufinden, welcher meines Wiſſens bisher noch nicht als Beſtandtheil irgend eines Waſſers, noch in irgend einem vegetabiliſchen oder animaliſchen Stoffe beobachtet wurde. Dieſer neue Beſtandtheil des Waſſers iſt das ſalpeterſaure Natron (Natrum cubicum oder Rhomboidalſalpeter), deſſen Vorkommen in der Natur bisher auf Peru beſchränkt gehalten wurde, wo es ein mit Alluvialerde und Thon bedecktes Lager bildet, und unter dem Namen von Chili-Salpeter in den Handel geworfen wird.

Ich benützte zu meinen Verſuchen den Deſtillationsrückſtand von 100 Maaß, alſo 200 bayeriſchen Pfunden der Brunnthaler Quelle, welche ſowohl die k. Reſidenz, als auch das chemiſche Laboratorium und den botaniſchen Garten mit Waſſer verſieht. Der völlig zur Trockne abgerauchte Rückſtand betrug 558 Gran, wovon 250 Gran in Waſſer nicht wieder lösliche und 308 Gran in Waſſer lösliche Subſtanzen waren.

Um zu beweiſen, daß ſich in dem Waſſer wirklich ſalpeterſaures Natron befinde, wurde folgender Gang der Unterſuchung eingeſchlagen. Nachdem der Deſtillationsrückſtand mehrmals mit heißem Waſſer ausgewaſchen war, verdampfte ich das Filtrat, welches nun alle im Waſſer löslichen Theile enthielt, bis zur Trockne. Um die zerfließlichen Salze zu trennen, wurde dieſe weiße Salzmaſſe in dünnen Schichten an den innern Wänden eines Glastrich-

Digitized by Google

ters mit enger Oeffnung vertheilt und in den Keller geſtellt. Nach etwa acht Tagen waren die zerfließlichen Salze, beſtehend aus ſalpeterſaurer Kalk- und Bittererde, aus Chlorcalcium und Chlormagneſium in die unter dem Trichter befindliche Flaſche abgefloſſen und die im Trichter gebliebenen Theile wieder feſt geworden. Dieſe wurden nun im Waſſer gelöſt und von dem ſich abſcheidenden Gyps durch wiederholtes Filtriren getrennt. Aus der concentrirten Flüſſigkeit ſetzten ſich nach einiger Zeit rhomboëdriſche Kryſtalle an, ſehr leicht und deutlich zu unterſcheiden von den daneben ſich bildenden undurchſichtigen geſtreiften Prismen von Salpeter, die noch von geringen Spuren von Gyps und Kochſalz begleitet waren.

Dieſe durchſichtigen rhomboëdriſchen Kryſtalle wurden aus der allmählig kryſtalliſirten Salzmaſſe hervorgehoben und, um ihre Natur zu erforſchen, einer beſondern Unterſuchung unterworfen. Die klaren Kryſtalle zeigten doppelte Strahlenbrechung, welche beſonders deutlich mit der Loupe wahrgenommen werden konnte. Sie ſchmelzen leicht auf einem erhitzten Platinblech und detonniren auf glühenden Kohlen mit gelber Flamme. In Waſſer löſen ſich die Kryſtalle leicht auf, entfärben auf Zuſatz von concentrirter Schwefelſäure die Indigotinktur, und Weinſteinſäure giebt in der wäßrigen Löſung keinen Niederſchlag. Ein Theil der Kryſtalle fein gerieben und mit Kohlenpulver vermengt wurde in kleinen Portionen in einem glühenden Platintiegel verpufft, wobey die den Natronſalzen eigenthümliche pomeranzengelbe Flamme ſehr deutlich wahrgenommen wurde. Der Rückſtand nach der Verpuffung löſte ſich in Waſſer zu einer ſtark alkaliſch reagirenden Flüſſigkeit, aus welcher ſich nach und nach anfangs durchſichtige an der Luft aber bald verwitternde Kryſtalle abſetzten, welche mit Säuren ſtark aufbrauſten und ſich wie baſiſch kohlenſaures Natron verhielten.

Zur Entfernung jeden Zweifels, daß die aus dem Waſſer erhaltenen rhomboëdriſchen Kryſtalle wirklich ſalpeterſaures Natron ſeyen, verſetzte ich die eben erwähnten durch Verpuffen des Salzes erhaltenen verwitterten Kryſtalle mit verdünnter Schwefelſäure, ſo daß ſie eine vollkommen neutrale Flüſſigkeit gaben. Nachdem die Löſung etwas abgedampft war, ſetzten ſich ſechsſeitige ſehr glänzende Kryſtalle an, welche an der trocknen Luft bald ihre Durchſichtigkeit verloren und zuletzt gänzlich in Staub zerfielen, woraus hervorgeht, daß dieſe Kryſtalle Glauberſalz ſind.

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß in dem von mir unterſuchten Waſſer außer dem ſalpeterſauren Kali ſich noch ſalpeterſaures Natron befindet. Um die deutlichen rhomboëdriſchen Kryſtalle dieſes Salzes zu erhalten, iſt es durchaus nothwendig, die zerfließlichen Salze erſt durch Ausſetzen an der feuchten Luft zu entfernen, in der Art, wie ich es oben beſchrieben habe, da aus einer concentrirten Auflöſung dieſer zerfließlichen Salze der cubiſche Salpeter nicht leicht herauskryſtalliſirt.

Es iſt faſt zu vermuthen, daß in den meiſten Waſſern ſich Spuren von ſalpeterſauren Salzen auffinden laſſen, denn, wie bekannt, erzeugt jeder Blitzſchlag bey Gewittern eine gewiſſe Quantität Salpeterſäure, die im Regenwaſſer auch nachgewieſen iſt. Außerdem aber wiſſen wir, daß beym Faulen und Verweſen ſtickſtoffhaltiger organiſcher Körper in Berührung mit atmoſphäriſcher Luft, Waſſer und Baſen der ſich ausſcheidende Stickſtoff, bevor er Gasform angenommen hat, mit dem Sauerſtoff der Luft zu Salpeterſäure vereinigt wird, und dieſe ſich mit den vorhandenen Baſen verbindet. Trifft nun die auf dieſe Weiſe entſtandene Salpeterſäure in einem Waſſer mehr Natron als Kali, ſo wird ſich vorzugsweiſe Natronſalpeter bilden. Ich habe mir vorgenommen, demnächſt das Iſarwaſſer auf ſeinen Gehalt an ſalpeterſauren Verbindungen zu unterſuchen.

---

2. Hr. Profeſſor Dr. v. Kobell theilt folgende Abhandlungen mit.

a) Ueber die Fortſchritte der Galvanographie.

Ich habe von Zeit zu Zeit der k. Akademie über die Fortſchritte der Galvanographie berichtet und die mir zugekommenen oder von mir veranlaßten

Digitized by Google

Arbeiten dieſer Kunſt vorgelegt. Das fortwährende Studium der darauf Einfluß habenden Umſtände hat zu mancherley Verbeſſerungen geführt und die Methoden der Anwendung haben ſich vielfach ausgebildet und vermehrt. Ich will in dem gegenwärtigen Aufſatze einige Bemerkungen mittheilen, welche für diejenigen von Intereſſe ſeyn dürften, die dieſem Gegenſtande ihre Aufmerkſamkeit ſchenken.

Ich habe in meiner „Galvanographie“ zuerſt gezeigt, daß für das galvaniſche Copiren einer Kupferplatte die Zwiſchenlage eines andern Metalls nothwendig ſey, wenn man jeder Zeit einer Ablöſung und Trennung der beyden Platten verſichert ſeyn will. Es ſind nämlich die Umſtände, unter welchen eine vollkommene Ablöſung ſolcher Platten ohne jene Zwiſchenlage ſtattfindet, ſo ſchwierig ſicher zu beſtimmen, daß unter vielen Fällen immer einige von Verwachſung vorkommen werden, wenn auch nur in der Art, daß die Spiegel dabey leiden und eine matte Fläche bekommen. Hat man aber das Original verſilbert oder verplatinirt, wozu ich eine ganz einfache Methode durch Austauſch angegeben habe, ſo trennen ſich die Platten jederzeit und wird im ſchlimmſten Falle nur die unendlich dünne Verſilberung des Originals zum Theil losgeriſſen, welches übrigens nicht geſchieht, wenn der galvaniſche Strom die gehörige Stärke beſitzt. Ich habe über letzteres ſchon früher mehrfache Verſuche angeſtellt und bin gegenwärtig durch zahlreiche Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein ganz allmählig zunehmender Strom am vortheilhafteſten für die Trennung der Platten iſt und daß dabey die Spiegel auf das vollkommenſte wiedergegeben werden. Es iſt aber bey Anwendung des Trommelapparates höchſt einfach, ſich eines ſolchen Stromes zu verſichern, da man auf das Zink in der Trommel nur Waſſer ohne Säure oder Salzauflöſung zu gießen hat, um dieſer Bedingung zu genügen. Die geringe Leitungsfähigkeit des Waſſers verurſacht die erſte Zerſetzung des Kupfervitriols, und da dieſe ohne Bildung von Zinkvitriol in der Trommel nicht vor ſich geht, ſo wächſt durch die Zunahme dieſes Salzes der Strom in den erſten zwölf Stunden ſo allmählig und giebt bey übrigens günſtigem Zuſtande des Apparates ein ſo vollkommenes Kupfer, als man es nur wünſchen kann. Für die weitere Bildung der Platten kann man dem Waſſer Schwefelſäure oder Salze zuſetzen, um ſie zu beſchleunigen, da natürlich das Ablöſen nur von der Qualität der erſten Schichte abhängt. Es iſt aber dieſe Art, die erſte Schichte zu bilden, für die Galvanographie insbeſondere von Wichtigkeit, denn beſchleunigt man gleich anfangs die Kupferbildung zu ſehr, ſo kann es geſchehen, daß ſich in gewiſſen Fällen die wachſenden Bleche ſtellenweiſe von der Farbe trennen, beſonders, wenn dieſe nicht hinlänglich rauh iſt, und wäre mir ein Fall dieſer Art, welcher mir ſpäter vorkam, gleich bey den erſten Verſuchen begegnet, ſo hätte ich die Anwendung des galvaniſchen Kupferniederſchlags zum Zweck des Galvanographirens wahrſcheinlich als unausführbar aufgegeben, zumal die Theorie wenig dafür verſprach.

Ich beſchleunigte aber gerade anfangs die Niederſchläge, um das Unterwachſen der Farbe zu vermeiden, welches bey der damaligen Anwendung von Oelfarben, deren gehöriges Trocknen ich nicht immer abwartete, öfters vorkam.

In Beziehung auf das Verſilbern bin ich bey der bereits beſchriebenen Art, mittelſt Anwendung einer Auflöſung von Chlorſilber in geſättigter Kochſalzlöſung, geblieben, als der einfachſten und wohlfeilſten, die es vielleicht giebt. Um aber ein nachheriges Anlaufen der Platten zu verhindern, fand ich ſehr vortheilhaft, die verſilberte Platte 10 bis 12 Stunden in eine Auflöſung von Kupfervitriol zu legen, dann abzuwaſchen, ſchnell zu trocknen und im Falle die Spiegel trüb ausſehen ſollten, was nur zuweilen geſchieht, ſie mit ſehr feinem ungelöſchtem Kalk und Leder naß und dann trocken zu reiben.

Ich habe eine verſilberte Platte, nachdem ſie aus der Verſilberungsflüßigkeit kommt, immer nach dem Trocknen mit Leder gerieben, wodurch die Politur des Originals erſt ganz zum Vorſchein kommt. Darauf wurde das Malen begonnen. Indeſſen ſchien es mir nicht unwichtig auch Verſuche anzuſtellen, auf Kupfer zu malen und dann erſt die freyen Stellen zu verſilbern, wobey natürlich ein

Digitized by Google

nachträgliches Reiben mit Leder nicht ſtattfinden konnte. Ich ließ alſo ſolche gemalte Platten ſich mit Silber mehr oder weniger belegen, allein es zeigte ſich, daß ſich die Platten nicht vollkommen trennten und die Spiegel litten.

(Schluß folgt.)

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Orleans (Dép. du Loiret). Société des sciences, belles-lettres et arts, gegründet 1809, hieß anfangs Société des sciences physiques, de médecine et d'agriculture; ihre Arbeiten erſcheinen in den Annales de la Société des sciences u. ſ. w. Präſident: Pelletier Sautelet.

Pau (Dép. des Basses-Pyrénées). Vor der Revolution beſtand hier eine Société des sciences et beaux-arts (1720 geſtiftet).

Paris (Dép. de la Seine). 1) Institut de France. Es beſteht nach ſeiner jetzigen Organiſation aus 5 Claſſen.

a) Académie française; immerwährender Secretär: Villemain.

b) Académie des inscriptions et belles-lettres.

c) Académie des sciences; immerwährende Secretäre: Arago und Flourens.

d) Académie des beaux-arts.

e) Académie des sciences morales et politiques; immerwährender Secretär: Mignet.

Jährlich erſcheint ein Annuaire, welches die organiſchen Statute und den Perſonalſtand enthält. Das Inſtitut hat publicirt: Histoire et Mémoires de l'Institut royal de France, classe d'histoire, et de littérature de France, tome I. (1815) bis tome XIV. (1840) in 4; die Académie des sciences morales et politiques: zwey Bände Mémoires. Die Académie des sciences hat von 1666 — 1797 jährlich Mémoires publicirt; eben ſo von 1720 — 1777 die Sammlung von Denkſchriften, welche von der Akademie ausgeſetzte Preiſe erhielten (9 Bde.); von 1750 — 1786 Mémoires des savants étrangers (11 Bde.); von 1735 — 1777 Recueil des machines et inventions (7 Bde.). Seit 1816 wurden von ihr 17 Bände ihrer Mémoires und 6 Bände Mémoires de savants étrangers veröffentlicht. Von 1802 bis 1830 haben die zwey immerwährenden Secretäre Rapports annuels des travaux de l'Académie herausgegeben, und ſeit 1835 Compte-rendu hebdomataire de ses s'ances, jährlich 2 Bände. Außerdem läßt das Inſtitut viele Gelegenheitsſchriften drucken, wie namentlich die Eloges verſtorbener Mitglieder.

2) Société des amis des lettres, gegründet 1832.

3) Société centrale des amis des arts et des lettres, gegründet 1833.

4) Institut central des lettres et des sciences, um das Jahr 1833 gegründet.

5) Société des amis des arts, gegründet 1789, wieder hergeſtellt 1816, veranlaßt jährliche Ausſtellungen, kauft Bilder und andere Kunſtgegenſtände an und verloſt ſie unter die Mitglieder.

6) Athénée des arts, 1792 von Gaulard Desaudray unter dem Namen Lycée des arts gegründet, hat einige Mémoires und jedes Jahr die Protokolle der öffentlichen Sitzungen publicirt; 1835 begann die Herausgabe einer Zeitſchrift, unter dem Namen Le Lycée. Die Geſellſchaft theilt Medaillen aus.

7) Société libre des beaux-arts, gegründet 1830, publicirt Annales.

8) Société philotechnique, gegründet 1795, für Wiſſenſchaft, Litteratur und Kunſt, publicirt jedes Jahr ein Compte-rendu de ses travaux.

9) Société philomathique, gegründet 1788, zählte Männer wie Monge, Bertholet, Laplace, Chaptal u. ſ. w. unter ihren Gründern. Dieſe Geſellſchaft hat, von 1791 an, in mehreren Orten ein Bulletin mensuel in 4. publicirt, welches wegen der Gediegenheit des Inhaltes allgemein geſchätzt wird; von 1827 — bis 1832 erlitt die Herausgabe des Bulletins eine Unterbrechung. Gegenwärtig veröffentlicht die Geſellſchaft ihre Acte in dem Journal „Institut.“

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.
Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. Juli 1844.

2. Herr Profeſſor Dr. v. Kobell theilt folgende Abhandlungen mit.

a) Ueber die Fortſchritte der Galvanographie.

(Schluß.)

Statt des Verſilberns oder Platinirens kann man auch eine Vergoldung anwenden, wobey ich die chemiſche durch Austauſch der galvaniſchen vorziehe, da bey jener die Oberfläche nicht mit einer neuen Metallſchichte belegt, ſondern nur gegen ein anderes Metall ausgewechſelt wird. Ich habe mich dazu folgender Miſchung mit Vortheil bedient. Ich löſe 100 Gran trocknes Cyankalium in einer Unze Waſſer auf und miſche dazu 40 — 50 Gran mäßig verdünnter Goldauflöſung. Man gießt in einem flachen Porcellan- oder Glasgefäß die Flüſſigkeit über die Kupferplatte und bedeckt das Gefäß mit einer Glasplatte. In Zeit von einer Stunde iſt die Platte ſchön vergoldet. Sie wird dann mit Waſſer abgewaſchen und mit einem Tuche abgetrocknet. Bey dieſer Art iſt ein Reiben mit Leder kaum nöthig, noch weniger mit Kalk und die Platten ſind dem Anlaufen nicht ſo ausgeſetzt, wie die verſilberten. Doch kommt dieſe Vergoldung theuerer und die Flüſſigkeit zerſetzt ſich bey längerem Aufbewahren, ſo daß ſie nur friſch bereitet den Niederſchlag in gehöriger Vollkommenheit liefert. Gefäſſe von Blech oder Holz, mit Oelfarbe oder Firniß angeſtrichen, wie ſie zum Verſilbern mit der Kochſalzlöſung gebraucht werden, ſind bey dieſem Vergolden nicht zu gebrauchen.

Was das Farbmaterial betrifft, ſo haben die enkauſtiſchen Farben entſchiedene Vorzüge vor den Oelfarben, theils wegen des matten und ſchnellen Trocknens, theils auch wegen des Haftens. Ein gutes Bindemittel liefert auch eine Auflöſung von Wachs in Copaivabalſam, womit man irgend eine Farbe gehörig anreibt. Solche Farben kann man, im Falle das Korn nicht auf die Oberfläche getreten, die Fläche alſo zu glatt und glänzend iſt, durch gelindes Erwärmen der Platte matt machen, ohne bey gehöriger Vorſicht befürchten zu dürfen, daß ein Unterwachſen oder Ablöſen der Farbe ſtatt findet.

Eine ſehr gute Farbe giebt auch die lithographiſche Kreide, welche mit deſtillirtem Waſſer angerieben, mit feinem Korn auftrocknet und ſehr gut hält*). Das Korn läßt ſich durch Einreiben irgend

*) Das Recept zu der bey den Verſuchen gebrauchten Kreide wurde mir, wie folgt, angegeben. Seife 12 Loth, weißes Wachs 18, Schellack 6, Kienruß 3½. Die Seife wird zuerſt ¼ Stunde geſchmolzen, dann nach und nach das Wachs und zuletzt der Schellack zugeſetzt und eine ganze Stunde auf raſchem Feuer erhalten. Dann wird die Maſſe angezündet und wieder gelöſcht und unter fleißigem Umrühren der Ruß (oder eine andere Farbe, die zur Galvanographie geeignet) zugeſetzt. Nach 2

Digitized by Google

einer Farbe natürlich beliebig verändern. Dieſe Farbe eignet ſich nach den von Hrn. Rottmann jun. dahier angeſtellten Verſuchen vortrefflich, um, namentlich in Strichmanier, zarte Töne, für Fleiſch und dergl. hervorzubringen. In dieſer Weiſe ſind Porträts ſehr gelungen gemalt worden. Für tiefere Töne kann eine enkauſtiſche Farbe von gröberem Korn angewendet werden.

Das geeignete Korn, auf welches ſehr viel ankommt, kann aber auch auf eine andere Art erzeugt werden. Ich habe ſchon früher von geätztem Aqua-Tinta-Korn Gebrauch gemacht, und damit ein Bild gleichſam untermalt anlegen und auf dem genommenen Relief fertig malen laſſen. Dergleichen eignet ſich beſonders zu Landſchaften und Architekturſtücken, und es ſind in dieſer Weiſe vier große Anſichten von München von Hrn. Rottmann ſehr gelungen hergeſtellt worden. Es kann aber das aufgeſchmolzene Aqua-Tinta-Korn ſelbſt dazu gebraucht werden und es geſtattet dieſes auch die Anwendung der lithographiſchen Kreide, womit ſehr weiche Zeichnungen erhalten werden können. Die Hauptlichter bringt man durch Wegſchaben des Korns von den betreffenden Stellen ſehr leicht hervor und kann auch, vor dem Anſchmelzen, der Kolophoniumſtaub an ſolchen Stellen mit dem Pinſel entfernt werden.

In ähnlicher Weiſe kann man ſich rauhe Flächen und Platten verſchaffen, welche man mit der Roulette, Linirmaſchine ꝛc. anfertigt und dann auf das Relief malt. Die Lichter werden dabey mit dem Polirſtahl hervorgebracht. Man kann auch einer fertigen Platte durch geſchickte Anwendung einer feinen Roulette ein Korn geben, welches nichts an dem Bilde verdirbt, das Wiſchen der Platte erleichtert und eine größere Anzahl von Abdrücken ſichert.

Eine Bekanntſchaft mit allen dieſen Methoden, welchen ſich noch manche andere zugeſellen werden,

Stunden wird die Maſſe angezündet, wieder gelöſcht, und ſolches öfters wiederholt, je nachdem man die Kreide hart haben will. Nach 3ſtündigem Kochen läßt man die Maſſe in einer Schaale erkalten und ſchneidet die Kreide.

und eine zweckmäßige Combination derſelben giebt die glücklichſten Reſultate und in der That ſind bereits Kunſtwerke damit geliefert worden, wie man ſie kaum erwarten konnte. Es haben ſich vorzüglich die Herren Schöninger und Freymann in München und, von verſchiedenen Künſtlern unterſtützt, die Herren Theyer und Waidele in Wien um die Anwendung und Verbeſſerung der Galvanographie verdient gemacht. Während die erſtern mit Beyhülfe der Roulette eine Manier ausgebildet haben, deren Reſultate der Schwarzkunſt, Aqua-tinta, und dem Kupferſtich ähnlich ſind, hat Herr Theyer die eigenthümliche und originelle Manier, welche die Galvanographie darbietet, die freye Tuſchmanier, verfolgt. In beyden Arten der Anwendung iſt Ausgezeichnetes geleiſtet worden und in den Kunſthandel übergegangen. Auch Hr. Rottmann jun. in München hat ſchöne Arbeiten, einige bis zur feinſten Miniatur, geliefert.

Obwohl es eine ſehr einfache Sache iſt, ſich die galvaniſchen Platten ſelbſt zu verfertigen, ſo mag doch in der Herſtellung der Apparate noch ein Hinderniß gegen die Verbreitung der Galvanographie liegen, welches aber ſchon aus dem Grunde bald verſchwinden wird, weil ſich die Vortheile des Copirens geſtochener Kupferplatten bereits ſo weſentlich herausſtellen, daß ſich die Anſtalten dazu allmählig vermehren. In ſolchen Anſtalten und Laboratorien können dann auch die Platten galvanographiſcher Bilder gefertigt werden, ſo daß ſich der Künſtler nicht einmal ſo viel darum zu bekümmern haben wird, als um die Vorbereitung eines lithographirten Steines zum Abdrucken.

Was die Fällungsflüſſigkeit betrifft, ſo habe ich an der in meiner Schrift angegebenen Miſchung keine Aenderung nöthig gefunden. Da aber die Flüſſigkeit allmählig mehr mit Zinkvitriol ſich miſcht, beſonders, weil es für die Kupferbildung vortheilhafter iſt, die Trommel nur bis zur Membrane einzutauchen, ſo daß die Flüſſigkeit in der Trommel höher ſteht, als außerhalb, ſo iſt es zweckmäßig, eine ſolche länger gebrauchte Flüſſigkeit mit friſcher Kupfervitriolauflöſung zur Hälfte oder zum dritten Theil dem Volumen nach, zu miſchen, denn, wie ich gezeigt habe, löſt eine Zinkvitriolauflöſung nur

Digitized by Google

ſehr wenig Kupfervitriol auf und eine gute Fällungsflüſſigkeit muß an dieſem möglichſt reich ſeyn.

Die mit Pergament überſpannten Trommeln oder Käſten, für größere Arbeiten, liefern beſſere Reſultate, als die mit Thierblaſen überſpannten und können ſehr lange gebraucht werden, wenn man kleine Löcher, die ſich beſonders da bilden, wo ſich zuweilen von Außen etwas Kupfer an die Membrane anſetzt, mit Damarfirniß, Oelfarbe oder Wachs zuſtreicht.

Es kann als ein gutes Zeichen für die Dichtigkeit des Pergaments gelten, wenn die Flüſſigkeit in der Trommel in 12 Stunden nicht merklich geſunken iſt. Liegt aber die Zinkplatte durch Auslaufen der Flüſſigkeit nach dieſer Zeit trocken, ſo iſt die Membrane zu dünn oder hat kleine Löcher bekommen, welche gedeckt werden müſſen.

Dem gewalzten Zink iſt gegoſſenes vorzuziehen, da bey letzterem der kohlige Schmutz, der beym Verzehrtwerden der Platte ſich bildet, an dieſem haften bleibt und nicht auf die Membrane fällt. Auch ſind dergleichen Platten leichter zu reinigen, denn es löſt ſich der Schmutz beym Bürſten in Waſſer kruſtenartig ab. Dieſes Reinigen geſchieht alle 12 Stunden. Große Gefäſſe, die viel Kupferauflöſung faſſen, ſind für die Bildung eines guten Kupfers beſonders zu empfehlen und kann man auch zum fortwährenden Sättigen Kupfervitriolkryſtalle hineinlegen. Indeſſen ſoll man immer ſo viel Auflöſung bereit haben, um nach einigen Tagen die Flüſſigkeit wechſeln, und in der gebrauchten neuen Vitriol in der Wärme auflöſen zu können.

Schließlich mache ich noch aufmerkſam, beym Abfeilen darauf zu achten, daß nicht Feilſpäne zwiſchen die beyden Platten fallen, was leicht geſchehen kann, wenn dieſe bey anfangender Trennung beym Feilen federn. Man kann dadurch die Spiegel gänzlich verderben, da die Spänchen in dieſe ſich eindrücken. Am beſten geſchieht das letzte Abfeilen der Platte bey horizontaler Lage derſelben, in welcher ſie durch eine Art von Nähkißhacken auf einem Tiſche feſtgehalten wird. Daß beym Drucken auf das Wiſchen der Platten ſehr viel ankommt, und ein ungeübter Drucker ganz mißglückte Abdrücke liefert, ohne daß die Schuld in der Platte liegt, weiß jeder, welcher den Kupferdruck kennt. Zähigkeit und Ton der Farbe ſind dabey von großem Einfluſſe.

---

b) Ueber die galvaniſche Anfertigung erhabener Typen, welche gleich den Holzſchnitten gedruckt werden können.

Schon Spencer hat die Galvanoplaſtik zur Herſtellung erhabener Typen zu benützen geſucht und die erſten Verſuche in der Art angeſtellt, daß er eine Kupferplatte mit einer Miſchung von Wachs, Harz und Indiſch-Roth überzog und in dieſe Schichte Schriftzüge gravirte, welche das Kupfer bloßlegten. Er ließ darauf galvaniſches Kupfer anſchießen, bis zur Höhe des Grundes wachſen, und ſchmolz dann dieſen von den Zügen ab. Dabey zeigte ſich, daß die gewachſenen Typen zum Theil von der Unterlage ſich ablöſten und er ſuchte dieſem Uebelſtande durch vorheriges Aetzen, endlich gar durch Graviren der Unterlage zu begegnen, um das galvaniſche Kupfer in den erhaltenen Vertiefungen haften zu machen.

Es iſt leicht einzuſehen, daß man auf dieſem Wege nicht weit kommen kann, denn, abgeſehen von der Mühſeligkeit der Anfertigung, wenn ein eigentliches Kupferſtechen dabey nöthig iſt, ſo muß die Wachsſchichte eine bedeutende Dicke haben oder die Typen müſſen ſehr hoch ſeyn, wenn der Grund beym Drucken rein kommen und nicht Farbe annehmen ſoll.

Ich habe ſchon vor drey Jahren dergleichen Typen angefertigt, wobey ich aber nicht beabſichtigte, dieſelben auf der Unterlage haften zu machen, ſondern im Gegentheil ſie von dieſer ablösbar mit einer den ganzen Grund bedeckenden galvaniſchen Platte verbunden zu erhalten.

Dabey iſt an ein Abbrechen nicht zu denken und man erhält, wenn es nöthig iſt, die Typen

Digitized by Google

von gleicher Höhe und an dem zu ſchwärzenden Theile ſo eben, als die Platte war, auf welche der Grund aufgetragen wurde. Ich habe darüber mit meinem Freunde, dem Maler Foltz, mehrere Verſuche angeſtellt, und es hat dieſer durch Auftrag von Farbe an den Stellen, welche beym Drucke weiß erſcheinen ſollen, einen Uebelſtand beſeitigt, welcher nur bey dieſer Art der Plattenbildung, nicht aber bey einer der Spencer'ſchen ähnlichen, beſeitigt werden kann.

Um die betreffende Aufgabe zu löſen, hat man natürlich die Art, wie Holzſchnitte gemacht ſind, und das Ausſehen ſolcher Stöcke zu unterſuchen, und danach die galvaniſche Anfertigung zu richten. Man bemerkt keinen beſonders tiefen Schnitt, wenn viele Linien neben einander liegen oder ſtark ſchattirte Stellen vorkommen, weil die Linien das Papier ſo halten, daß es nicht dazwiſchen eindringen kann, dagegen ſind die Stellen, welche farblos kommen ſollen, mehr oder weniger tief ausgeſchnitten. Dieſen Bedingungen kann man auf folgende Weiſe bey der galvaniſchen Anfertigung genügen.

Man überzieht eine verſilberte Kupferplatte mit einem gut zu ſchneidenden Wachsgrund, ähnlich dem von Spencer angegebenen, oder mit gewöhnlichem Aetzgrund, welcher um ſo beſſer iſt, als er möglichſt dick aufgetragen noch gut radirt und gravirt werden kann. Dieſen Grund macht man mit Graphit, der mit Kork aufgerieben wird, leitend, und radirt oder gravirt, am beſten mit elfenbeinenen Stiften und Grabſticheln, die Zeichnung. Wo ſich größere freye Stellen finden, wird hierauf der Grund durch Auftragen von geſchmolzenem Wachs mittelſt eines Pinſels erhöht und dieſes durch Graphit ebenfalls leitend gemacht. Zuletzt werden dieſe Erhöhungen an den kleinen Stellen, wo die Striche über eine Linie weit oder weiter von einander ſtehen, mittelſt einer dicken Oel-, Wachs- oder Asphaltfarbe ebenfalls mit einem Pinſel aufgetragen und die Farben mit Graphit eingeſtaubt. Dieſes Erhöhen geht ziemlich ſchnell und kann leicht eingeübt werden. Nachdem der Graphit durch Wegblaſen aus den Vertiefungen gehörig entfernt iſt, hält man zur Austreibung der Luft die Platte über Dämpfe von kochendem Waſſer und legt ſie dann, wie eine galvanographiſche Platte auf einem Kupferblech, in den Apparat. Die Trommel wird ohngefähr bis zu zwey Zoll Abſtand erhöht, und, wenn das Ganze hinreichend überwachſen, die Type abgenommen und auf eine Holzplatte gekittet oder ſonſt auf einem Stock befeſtigt.

Dieſe Anfertigung ſetzt Bekanntſchaft mit dem Radiren und Graviren voraus, welches übrigens um ſo leichter und ſchneller ausgeführt wird, als man es nicht mit Metall, ſondern nur mit Wachs zu thun hat. Stempel zu Verzierungen für Buchbinder, Notentypen und dergl. ſind ſehr leicht auf dieſe Weiſe anzufertigen.

Um einen nicht zu dicken Grund anzuwenden, kann man die Zeichnung ätzen, die Platte dann in die Verſilberungsflüſſigkeit (von Chlorſilber und Kochſalz) eine Stunde lang einlegen und darauf fertig machen. Die vorliegenden Proben ſind von Holzſchnitten nicht zu unterſcheiden *).

*) Ein ähnliches Verfahren zur Herſtellung galvaniſcher Typen iſt kürzlich von Palmer bekannt gemacht worden. Ich bemerke, daß ich auf das hier beſchriebene ſchon im Jahre 1841 ein Patent genommen habe.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.
Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. Juli 1844.

2. Hr. Profeſſor Dr. v. Kobell theilt folgende Abhandlung mit.

c) Ueber ein Nickelerz von Lichtenberg bey Steben in Bayern.

Dieſes Nickelerz bricht in anſehnlicher Quantität auf dem Friedrich-Wilhelm-Stollen bey Lichtenberg, im Bergamte Steben. Es hat große Aehnlichkeit mit dem Nickelarſenikglanz.

Zum Theil kommt es in kleinen Oktaëdern vor, mit hexaëdriſcher und oktaëdriſcher Spaltbarkeit, meiſtens findet es ſich kryſtalliniſch derb.

Die Farbe iſt lichte ſtahlgrau, die Härte ohngefähr wie Flußſpath.

Um das ſpec. Gewicht zu beſtimmen, reinigte ich eine Parthie des Pulvers mit verdünnter Salzſäure von beybrechendem Kalkſpath, beſtimmte dann mit 68,6 Gran den Gewichtsverluſt im Waſſer und zerſetzte weiter die Probe mit Salpeterſäure. Der ausgeſchiedene Quarz wog 2,4 Gr. Die 68,6 Gr. des Erzes zeigten 11,80 Gewichtsverluſt im Waſſer. 2,4 Gr. Quarz verlieren 0,92, es verlieren alſo (nach Abzug des Quarzes) 66,2 Gr. Erz 10,88 Gr., daher das ſpec. Gew. nahezu = 6,08, vielleicht, wegen noch etwas eingemengten Kalkſpaths, um weniges höher. Vor dem Löthrohre ſchmilzt das Mineral leicht mit Entwicklung von Arſenikrauch und ſchweflichter Säure zu einer ſtahlgrauen, die Magnetnadel irritirenden, Perle. Mit Flüſſen bekommt man die Reaction von Nickeloxyd.

In eine offene Glasröhre geſchoben und erhitzt, giebt es zuerſt arſenichte Säure, dann einen Ring von Schwefelarſenik und zuletzt metalliſches Arſenik. In Salpeterſäure wird es mit Ausſcheidung von Schwefel zu einer grünen Flüſſigkeit aufgelöſt. Von Kalilauge wird kein Schwefelarſenik extrahirt. Ganz daſſelbe Verhalten zeigen die bekannten Varietäten des Nickelarſenikglanzes von Lobenſtein und Schladming.

Da das Pulver in der Kälte von verdünnter Salzſäure nicht angegriffen wird (nur eine Spur von Schwefeleiſen wird aufgelöſt), ſo wurden dadurch die zur Analyſe beſtimmten Proben von dem beybrechenden überall eingemengten Kalkſpathe gereinigt, nachdem das Brauſen aufgehört hatte, ſogleich mit Waſſer gut gewaſchen und gehörig getrocknet.

Die Schwefelſäure (der Schwefel) wurde mit beſondern Quantitäten beſtimmt, indem die Probe durch Salpeterſäure oxydirt und nach Abſcheidung des Quarzes und Schwefels, die Schwefelſäure durch ſalpeterſauern Baryt gefällt wurde. Nach dem Wägen des trocknen Rückſtandes wurde der Schwefel verbrannt und die Quarzmenge beſtimmt.

Bey der Präcipitation der Schwefelſäure kann bey ähnlichen Miſchungen leicht ein Fehler in der

Digitized by Google

Beſtimmung gemacht werden, welcher den Schwefelſäuregehalt zu hoch angiebt.

Wenn man nämlich die, nicht zu ſauere, Auflöſung mit ſalpeterſauerm Baryt verſetzt und dann mit Waſſer verdünnt und den Niederſchlag ſich abſetzen läßt, ſo fällt immer eine kleine Menge von arſenikſauerm Eiſenoxyd mit nieder, und zwar um ſo mehr, als man ſtärker verdünnt und länger ſtehen läßt. Es iſt daher rathſam, den gewogenen ſchwefelſauern Baryt mit mäßig ſtarker Salzſäure aufzukochen und abermals zu wägen. Nimmt man aber einen zu großen Säureüberſchuß, um dieſem Uebelſtande zu begegnen, ſo kann es geſchehen, daß etwas ſchwefelſaurer Baryt aufgelöſt bleibt und man alſo zu wenig Schwefelſäure erhält.

Mit einer beſondern Quantität wurde die übrige Analyſe ausgeführt. Der Gang war folgender. Durch einen anhaltenden Strom von Schwefelwaſſerſtoffgas wurde der Arſenik gefällt, der gebildete Schwefelarſenik von etwas zuerſt niederfallendem Schwefelbley durch Kalilauge getrennt und das Bley als ſchwefelſaures Bleyoxyd beſtimmt.

Die vom Niederſchlag abfiltrirte, ſtark nach Schwefelwaſſerſtoff riechende Flüſſigkeit wurde in gelinder Wärme längere Zeit ſtehen gelaſſen und von dem noch niederfallenden Schwefelarſenik weiter abfiltrirt. Durch Abdampfen wurde die Flüſſigkeit eingeengt und dann das Nickeloxyd in der Wärme mit kauſtiſchem Kali gefällt, geglüht und gewogen, wieder in Salpeterſäure aufgelöſt und das Eiſenoxyd mit kohlenſauerm Baryt getrennt und, wie gewöhnlich, weiter beſtimmt.

Es zeigte ſich dabey bey zwey Proben ein weißes, Arſenikſäure haltendes Präcipitat, ohngeachtet die Sättigung mit Schwefelwaſſerſtoffgas ſehr lange fortgeſetzt worden war.

Dieſe Fällung der Arſenikſäure mit dem Eiſenoxyd, welche ganz überſehen werden kann, wenn man das Nickeloxyd durch Ammoniak in Ueberſchuß vom Eiſenoxyd trennen wollte und welche auch veranlaſſen kann, daß man zu wenig oder gar kein Eiſenoxyd findet, da eine beſtimmte Verbindung von arſenikſauerm Eiſenoxyd in Ammoniak auflöslich iſt; dieſe Fällung ſchien mir ein Mittel, die Arſenikſäure ſicher vom Nickeloxyd zu trennen und einige deßhalb angeſtellte Verſuche zeigten, daß bey gehörigem Zuſatz einer Eiſenoxydauflöſung alle Arſenikſäure mit Anwendung von kohlenſauerm Baryt gefällt wurde.

Bey einer ſolchen Probe wurden auf 30 Gran des Erzes 30 Gran Eiſenoxyd in ſalzſaurer Auflöſung der ſalpeterſauren Auflöſung des Erzes zugemiſcht und dann mit kohlenſauerm Baryt präcipitirt. Dieſe Scheidung, der von Berthier zur Beſtimmung der Arſenikſäure vorgeſchlagenen ähnlich, aber ſicherer wegen der Vermeidung des Ammoniaks, hat nur den Uebelſtand, daß man voluminöſe Präcipitate bekommt, doch geht das Filtriren ziemlich ſchnell, wenn man mehrere Trichter dazu verwendet. Der aufgelöſte Baryt wurde dann mit Schwefelſäure gefällt und weiter das Nickeloxyd mit Kalilauge. Das im Platintiegel geglühte, faſt ſammtſchwarze Nickeloxyd wurde vor dem Löthrohre auf der Kohle ſchnell grau mit metalliſchem Schimmer und dann vom Magnet gezogen. Es erwies ſich übrigens vollkommen arſenikfrey.

Eine Probe auf Kobalt nach der Methode von Phillips zeigte keine Spur von dieſem Metall, gleichwohl iſt eine ſolche in dem Erz enthalten, denn wenn man der ſalpeterſauern Auflöſung etwas Schwefelſäure und dann Aetzammoniak in Ueberſchuß zuſetzt, ſo färbt ſich die Flüſſigkeit beym allmähligen Verdunſten und Abſetzen des grünen Nickelſalzes blaß roſenroth.

Die Reſultate der Analyſe ſind folgende:

		Miſchgew.		
Schwefel	14,00 „	7,00	16,65 „ 3	
(Verluſt) Arſenik	45,34 „	9,65		
Nickel	37,34 „	10,12	10,89 „ 2	
Eiſen	2,50 „	0,77		
Bley	0,82			
Spur von Kobalt				
	100,00			

Wenn Schwefel und Arſenik als vicarirend angenommen werden, ſo giebt dieſe Analyſe ungezwungen die Formel $Ni^2 \left\{ \begin{matrix} As^3 \\ S^3 \end{matrix} \right.$ und es ſtellt ſich das Mineral als ein intereſſantes Analogon des Schwefelkobalts dar, welcher $= Co^2 S^3$. Es iſt dabey

Nickel gegen Kobalt und ein Theil Schwefel gegen Arſenik vertauſcht. Um dieſes Verhältniſſes wegen möchte ich dafür den Namen **Amoibit** (von ἀμοιβή Vertauſchung) vorſchlagen, wenn ſich nämlich die Miſchung des Nickelarſenikglanzes als anders herausſtellen ſollte. Was dieſes betrifft, ſo hatte Herr **Löwe** die Güte, mir ſeine neuern Analyſen des Nickelarſenikglanzes von Schladming mitzutheilen, welche demnächſt bekannnt gemacht werden ſollen. Sie führen zu der Formel $\begin{matrix}Ni\\F\end{matrix}\left\{\begin{matrix}S^2\\As^2\end{matrix}\right.$, auch annähernd zu $\begin{matrix}F\\Ni\end{matrix}\left\{ S^2 + Ni^2\,As^3\right.$, während die bisher angenommene Formel $Ni\,S^2 + Ni\,As^2$ war, in Uebereinſtimmung mit der des Nickelantimonglanzes $Ni\,S^2 + Ni\,Sb^2$, wenn Arſenik und Antimon vertauſcht werden.

Die Formel $\left.\begin{matrix}Ni\\F\end{matrix}\right\}\begin{matrix}S^2\\As^2\end{matrix}$ iſt zuerſt von **Frankenheim***) angenommen worden, mit Hinweiſung, daß der Schwefel As und Sb vertreten kann, jedoch wahrſcheinlich nur nach ganzen Miſchungsgewichten.

Doch hat **Breithaupt** noch früher auf den Iſomorphismus von Haarkies = Ni S, Rothnickelkies = Ni As, Antimonnickel = Ni Sb und Magnetkies, im reinſten Zuſtande wahrſcheinlich FS, aufmerkſam gemacht. Die von ihm angegebenen Scheitelkantenwinkel der hexagonalen Pyramiden dieſer Mineralien ſind:

Magnetkies = 126° 49′
Antimonnickel = 126° 56′ 6″
Haarkies = 127° 10′
Rothnickelkies = 127° 32′

(Er rechnet dahin noch den Greenokit Cd S mit 127° 25′ 58″ und das Iridosmin mit 127° 36!)

Es geht daraus wohl hervor, daß in Verbindungen Schwefel und Arſenik vicariren oder als iſomorph ſich vertreten können, wenn ſie auch iſolirt keinen Iſomorphismus zeigen. Ueber dieſe Verhältniſſe haben die intereſſanten Arbeiten **Kopp's** einen neuen vielverſprechenden Weg des Weiterkommens eröffnet. Er hat gezeigt, daß man nicht mit Sicherheit aus dem Iſomorphismus von Verbindungen auf den Iſomorphismus der entſprechenden Beſtandtheile zurückſchließen kann, und daß die Bedingung des Iſomorphismus zweyer Körper ihr gleiches oder annähernd gleiches Atom-Volum ſey. Indem er die Verſchiedenheit der Atomvolume*) durch die Differenz zweyer Atomvolume (D), bezogen auf das arithmetiſche Mittel aus beyden beſtimmt, giebt er dafür die Formel $D = \frac{V - V_{,}}{\frac{1}{2}(V + V_{,})}$, worin V das Atomvolum eines Körpers, $V_{,}$ das eines andern bedeutet. Iſomorphismus iſt um ſo eher möglich, je kleiner D, bey vollkommen iſomorphen Körpern iſt D = 0.

Der beobachtete Iſomorphismus von Ni As, Ni S und FS geht auch aus dem Atomvolum hervor.

Das Atomvolum von Ni As (ſpec. G. = 7,6) = 1,104,
" " " von Ni S (ſpec. G. = 5,27) = 1,083,
" " " von F S (ſpec. G. = 4,6) = 1,174.

Die Differenz der Atomvolume von Ni As und F S ergiebt ſich daher = 0,06, die Differenz von Ni S und F S = 0,08, die Differenz von Ni As und Ni S = 0,02.

Es geht daraus hinlänglich hervor, daß dieſe Verbindungen iſomorph ſeyen, obwohl im teſſeralen Syſtem ſtreng genommen die Differenzen der Atomvolume iſomorpher Körper immer 0 ſeyn müßten. Daß ſie dieſes bey den angeführten Fällen nicht ſind, beruht wahrſcheinlich darauf, daß man durch die Beobachtung und Analyſe mit ziemlicher Sicherheit auf das Miſchungsgeſetz einer Verbindung ſchließen, aber nicht eben ſo das normale ſpec. Gewicht der erkannten Miſchung beſtimmen kann. In manchen Fällen könnte letzteres theoretiſch abgeleitet werden, wenn es von mehreren iſomorphen Verbindungen, wenigſtens bey **einer** mit Genauigkeit bekannt wäre.

*) Syſtem der Kryſtalle p. 28.

*) Poggendorffs Ann. B. LIII. p. 448.

Digitized by Google

Was von den eben angeführten Verbindungen rR geſagt wurde, das gilt auch für die analogen rR^2 und die Differenz der Atomvolume vom teſſeralen Eiſenkies FS^2 und Weißnickelkies $Ni\,As^2$ ergiebt ſich 0,21, während ſie für Weißnickelkies $Ni\,As^2$ und Speißkobalt nur 0,09 iſt. Bey letztern iſt die Verſchiedenheit im ſpec. G., nämlich $Ni\,As^2 = 7{,}13$ und $Co\,As^2 = 6{,}4 - 6{,}6$ für die in Frage ſtehenden Verhältniſſe ſehr auffallend, da die Miſchungsgewichte der Verbindung nur unmerklich verſchieden ſind.

Es laſſen ſich nun dieſe Berechnungen auf Miſchungen wie $Co^2\,S^3$ und $Ni^2\,As^3$ zwar nicht weiter anwenden, da letztere nicht im iſolirten Zuſtande bekannt iſt, doch läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß ihre Atomvolume dieſelben ſeyn werden und die Beobachtung der Kryſtalliſation geſtattet hinlänglich für das oben analyſirte Nickelerz die Formel $\left.\begin{matrix} Ni^2 \\ F^2 \end{matrix}\right\} \begin{matrix} As^3 \\ S^3 \end{matrix}$ anzunehmen. Die Bekanntmachung der Analyſen von Löwe und Rammelsberg, welcher ebenfalls den Nickelarſenikglanz unterſucht hat, wird zeigen, in wie weit die fraglichen Mineralien zuſammengehören oder nicht.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Gel. Geſellſchaften in Paris.

10) Athenée royal, 1785 von Pilaſtre des Roziers unter der Benennung Lycée gegründet, hatte die Einrichtung der Vorleſungen über die verſchiedenen Zweige der menſchlichen Kenntniſſe zum Hauptzweck. Dieſe Vorleſungen werden auch jetzt noch alle Jahre fortgeſetzt.

11) Société des méthodes d'enseignement, gegründet 1829, publicirt ein Journal.

12) Société pour l'instruction élémentaire, gegründet 1815, publicirt ein monatliches Bulletin und den Compte rendu über die allgemeinen Sitzungen.

13) Société pour la propagation de l'enseignement universel et de l'émancipation intellectuelle, gegründet 1833.

14) Société de la morale chrétienne, gegründet 1821, publicirt ein Journal.

15) Société universelle d'utilité publique, geſtiftet 1835, bezweckt die phyſiſche und moraliſche Verbeſſerung des Zuſtandes der Völker auf dem Wege des Fortſchrittes; ſie giebt ein Journal heraus.

16) Société nationale pour l'émancipation intellectuelle, um das Jahr 1835 gegründet.

17) Institut des langues, gegründet 1835, publicirt alle Monate das Journal grammatical de la langue française. Die Geſellſchaft in drey Claſſen: für franzöſiſche Sprache, fremde lebende Sprachen und todte Sprachen.

18) Société grammaticale, publicirt ein Journal.

19) Athénée de la langue française, gegründet 1808 oder 1809.

20) Société asiatique, gegründet 1822, publicirt ſeit ihrer Entſtehung ein jeden Monat erſcheinendes Journal für Geſchichte und Literatur der Völker des Oſtens. Die erſte Serie, 1822 — 1827, bildet 11 Bände in 8; die zweyte, 1828 — 1836, 18 Bände; die dritte wird regelmäßig fortgeſetzt; jeder Jahrgang bildet 2 Bände. Außerdem läßt die aſiatiſche Geſellſchaft auf ihre Koſten Originalwerke des Oſtens, die für das Studium der Sprachen und der Geſchichte der orientaliſchen Völker von Wichtigkeit ſind, entweder im Original oder in Ueberſetzungen drucken.

21) Société des bibliophiles, gegründet 1820, hat 6 Bände zu je dreyßig Exemplaren drucken laſſen.

22) Société royale des antiquaires de France, gegründet 1806, hieß bis zum Jahre 1814 Académie celtique; unter letzterem Titel ſind 6 Bände Mémoires, unter dem erſtern 14 Bde. in 8 erſchienen. Nouvelle série, ſeit 1835 5 Bände.

23) Société de l'histoire de France, gegründet 1833 zur Aufſuchung und Herausgabe von Originalurkunden zur Geſchichte Frankreichs, hat 18 Bände mit Documenten und alten Annaliſten, und ſeit 1834 ein in mehrere Serien getheiltes Bulletin périodique herausgegeben; auch erſcheint ſeit 1837 ein Annuaire historique. Secretär: Jules Desnoyers, M. D. (Bibliothecaire du Mus. d'hist. nat.)

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.
Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. Juli 1844.

3. Hr. Conſervator Dr. Lamont: Beſtimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herſchel'ſchen vom Jahre 1789.

Zu den Gegenſtänden, welche ich gleich nach Aufſtellung des Refractors auf der k. Sternwarte mit dieſem mächtigen Werkzeuge zu beobachten unternommen habe, gehören auch die kleinen Saturns-Satelliten; ſie ſchienen beſondere Beachtung zu verdienen, theils, weil eine genaue Bahnbeſtimmung noch nicht vorhanden iſt, theils, weil eine richtige Darſtellung der Elemente, wegen der merkwürdigen durch den Ring des Saturn bedingten Verhältniſſe, eigenthümliches Intereſſe darbietet. Die Zahl der Beobachtungen iſt auch bereits ſo beträchtlich, daß ich bald hoffen kann, die elliptiſchen Elemente mit der erforderlichen Sicherheit darzuſtellen. Hiezu iſt aber eine Vorarbeit nöthig; nämlich die Berechnung der von Sir W. Herſchel im Jahre 1789 in Slough angeſtellten Beobachtungen, woraus man durch Vergleichung mit den neuen ſehr genaue Werthe der mittlern Bewegungen, zugleich auch wenigſtens einige Andeutungen, bezüglich auf die elliptiſchen Elemente, erlangen kann. Dieſe Vorarbeit habe ich nun ausgeführt, und beehre mich die Reſultate hiemit der Klaſſe vorzulegen.

Die Herſchel'ſchen Beobachtungen, in den Philosophical Transactions für 1791 enthalten, beſtehen in Schätzungen der Entfernung der Satelliten vom Rande des Planeten, oder des Ringes, ausgedrückt theils in Durchmeſſern des Planeten und des Ringes, theils in Projectionen (projections) des Ringes, wobey mit Projection die Länge der Anſe, oder die Größe bezeichnet iſt, um welche der Ring über den Rand des Planeten hinausgieng. Einzelne Beobachtungen kommen auch vor, wo der Durchmeſſer der Satelliten ſelbſt als Maaß gebraucht wird. Bezeichnet man den Durchmeſſer des Planeten mit d, den Durchmeſſer des Ringes mit R, den Durchmeſſer eines Satelliten mit δ, und die Projection $= \frac{1}{2}(R - d)$ mit p, ſo erhält man aus den Herſchel'ſchen Beobachtungen folgende Entfernungen der Satelliten vom Mittelpunkte des Planeten.

Digitized by Google

V. Satellit. (Third Satellite.)

Mittlere Zeit in Slough.					Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789 Juli	23.	11h	11′	47″	+ 2 d + ½ R	1.
	27.	11	53	55	+ 2½ d + ½ R	2.
	28.	11	3	8	+ ½ d + ½ d	3.
	28.	13	56	39	+ ⅓ d + ½ d	4.
Aug.	18.	11	11	27	+ 1½ d + ½ R	5.
	28.	13	34	42	+ 2 d + ½ R	6.
	29.	11	38	5	− ½ R	7.
		12	57	52	− ⅓ p − ½ R	8.
Sept.	11.	8	52	21	+ 1½ d + ½ d	9.
		11	2	0	+ 1 d + ½ d	10.
		12	41	44	+ p + ½ R	11.
		12	59	41	+ ¾ p + ½ R	12.
		14	22	27	+ ½ p + ½ R	13.
	13.	10	20	15	− 1¼ R − ½ R	14.
		8	41	35	+ ½ p + ½ R	15.
		10	9	21	+ 1⅓ p + ½ R	16.
		12	55	53	+ 2 p + ½ R	17.
		13	37	46	+ 2 p + ½ R	18.
	17.	7	50	55	+ 1¾ R + ½ R	19.
	18.	9	13	45	− ⅓ p − ½ R	20.
		9	43	40	− ¼ p − ½ R	21.
		10	20	34	+ ½ R	22.
	20.	11	17	33	+ 1½ p + ½ R	23.
		12	35	20	+ 1¼ p + ½ R	24.
		13	12	14	+ 1 p + ½ R	25.
	21.	9	11	57	− 2½ p − ½ R	26.
		10	30	44	− 3 p − ½ R	27.
	23.	10	29	52	+ 1 p + ½ R	28.
	24.	7	31	25	+ 1½ R + ½ R	29.
Oct.	12.	7	1	39	+ 3½ d + ½ d	30.
	15.	7	59	41	− 1½ d − ½ d	31.
		8	51	33	+ 1 d + ½ d	32.
	16.	6	25	0	+ 1¾ d + ½ d	33.
	18.	6	19	9	− 1 d − ½ d	34.
		7	51	54	− 1½ d − ½ d	35.
	20.	8	11	58	− ½ δ + ½ d	36.

Digitized by Google

V. Satellit. (Third Satellite.)

Mittlere Zeit in Slough.						Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Oct.	20.	8^h	36′	54″	$+\ \frac{3}{4}\ \delta + \frac{1}{2}\ d$	37.
		28.	6	22	47	$-\ 3\ d - \frac{1}{2}\ d$	38.
		30.	6	6	57	$+\ 3\ d + \frac{1}{2}\ d$	39.
		31.	6	24	58	$+\ \frac{3}{8}\ d + \frac{1}{2}\ d$	40.
			8	22	39	$+\ \frac{1}{4}\ d + \frac{1}{2}\ d$	41.
			9	7	31	$+\ \alpha + \frac{1}{2}\ d$	42.
	Novbr.	2.	6	8	9	$-\ 1\frac{3}{4}\ d - \frac{1}{2}\ d$	43.
			6	46	3	$-\ 1\frac{3}{4}\ d - \frac{1}{2}\ d$	44.
		3.	6	59	4	$+\ 2\frac{1}{4}\ d + \frac{1}{2}\ d$	45.
		4.	7	11	6	$+\ 2\ d + \frac{1}{2}\ d$	46.
		9.	9	36	1	$+\ \frac{1}{8}\ d + \frac{1}{2}\ d$	47.
		21.	8	40	57	$+\ 1\frac{1}{2}\ d + \frac{1}{2}\ d$	48.
	Decbr.	2.	6	39	59	$-\ \frac{3}{4}\ p - \frac{1}{2}\ d$	49.
		16.	6	7	58	$-\ 1\frac{1}{2}\ d - \frac{1}{2}\ d$	50.

(Fortſetzung folgt.)

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortſetzung.)

24) Institut historique, gegründet 1834, publicirt ein Journal in monatlichen Lieferungen und die Protokolle des Congrès européen, einer alle Jahre zuſammentretenden Gelehrtenverſammlung, die durch das Institut historique ins Leben gerufen worden iſt.

25) Société de l'école royale des chartes, gegründet 1839, publicirt alle zwey Monate eine Sammlung Diſſertationen unter dem Titel: Bibliothèque de l'école des chartes.

26) Société de statistique, gegründet 1803, publicirte ein Journal, aber nur ganz kurze Zeit.

27) Société française de statistique universelle, gegründet 1829, hat ein Bulletin in 4. publicirt.

28) Société de géographie, gegründet 1821, publicirt alle Monate ein Bulletin, die erſte Serie desſelben, von 1822 — 1833, bildet 20 Bände in 8., die zweyte, ſeit 1834, bis jetzt 18 Bde. Ferner giebt die Geſellſchaft ein Receuil de voyages et de Mémoires in Quart heraus, wovon 1840 der ſechſte Band erſchienen iſt. Alle Jahre findet eine Preisvertheilung ſtatt.

29) Académie royale de médecine, gegründet den 20. December 1820, hat 7 Bände Mémoires in 4. publicirt; ſeit 1836 erſcheint alle Monate zweymal ein Bulletin in 8.

30) Société de la faculté de médecine de Paris, gegründet 1806, hat einen Band Mémoires in 4. und bis zum Jahre 1821 ein Journal unter dem Titel Bulletin de l'Ecole (ſpäter de la Faculté) de médecine de la société établie dans son sein herausgegeben; es ſind im Ganzen 21 Bände.

31) Société de médecine, hieß bey ihrer Gründung im Jahre 1796 Société de santé.

32) Société médicale d'émulation, gegründet 1798, hat von dieſem Zeitpunkte an bis 1826 9 Bände Mémoires publicirt. Die Referate über die Sitzungen ſind ſeit 1810 dem Bulletin des sciences médicales einverleibt.

33) Société de médecine pratique, auch médico-

pratique, gegründet 1806 oder 1808, theilt Preiſe aus und publicirt alle Jahre ein Compte-rendu de ses travaux.

34) Société anatomique, gegründet 1808, aufgelöſt 1808, von neuem conſtituirt 1825, publicirt alle Monate ein Bulletin.

35) Société de phrénologie, gegründet 1830, publicirt ein Journal, läßt Vorleſungen halten und hat eine Schädelſammlung angelegt.

36) Société de pharmacie, früher Société des pharmaciens de Paris, publicirte von 1797 — 1799 ein Journal in 4.; ſeitdem erſcheinen die Berichte über die Arbeiten der Geſellſchaft in dem Bulletin mensuel de Pharmacie.

37) Société des sciences physiques, chimiques et arts agricoles et industriels de France, gegründet 1832, hat von 1832 bis 1836 ein Journal herausgegeben, im Ganzen 4 Bände in 8.

38) Société du magnetisme, gegründet 1814, hat erſt Annales, ſpäter die Bibliothèque de la société du magnétisme herausgegeben.

39) Société entomologique, publicirt ſeit ihrer Gründung im Jahre 1832 Annales in vierteljährigen Lieferungen; jeder Jahrgang bildet einen Band.

40) Société géologique de France, gegründet 1830, publicirt ein Bulletin in 8., wovon 1840 der eilfte, und Mémoires in 4., wovon der vierte Band erſchienen iſt.

41) Société royale et centrale d'agriculture, 1761 als Société d'agriculture de la généralité de Paris gegründet, gab 1781 einen erſten Band Mémoires heraus; deren regelmäßige Publication fieng aber erſt 1785 an. Von dieſem Jahre bis 1792 erſchienen, in vierteljährigen Lieferungen, 26 Bände in 8., ferner im Jahre 1799 ein Supplementband mit den ſeit 1793 vollendeten Arbeiten. Seit 1799 hat die Geſellſchaft alle Jahre einen Band Mémoires und außerdem eine Maſſe Berichte und geſonderte Notizen veröffentlicht.

42) Académie de l'industrie agricole, manufacturière et commerciale, gegründet 1830, publicirt ein Journal und theilt Preiſe aus.

43) Société des progrès agricoles, publicirt die Monatszeitung le Cultivateur.

44) Société d'horticulture, gegründet 1827, publicirt in monatlichen Heften Annales, bis jetzt 27 Bde.; alle Jahre wird eine Ausſtellung von Gartenproducten abgehalten.

45) Société d'encouragement pour l'industrie nationale, hieß früher Société libre d'émulation pour l'encouragement des arts, métiers et inventions; ſie wurde 1776 gegründet, gieng ſchon 1780 wieder ein, und wurde nach mehreren Umbildungen 1802 unter obigem Namen wieder hergeſtellt. Seitdem erſcheint regelmäßig ein zehnmonatliches Bulletin in 4., das ſchon zu 39 Bänden angewachſen iſt, und außerdem ſehr zahlreiche Berichte und Programme der Preisaufgaben. Keiner Geſellſchaft, das Inſtitut allein ausgenommen, ſtehen ſo bedeutende Kapitalien zu Gebote wie dieſer, zur Förderung und Aufmunterung der in ihr Gebiet einſchlägigen Arbeiten.

46) Société séricole, gegründet 1837, publicirt Annales.

47) Société polytechnique, gegründet 1832, hat unentgeldliche Vorleſungen für Handwerker eingerichtet und publicirt ein Receuil industriel.

Erloſchene Geſellſchaften.

1) Musée de Paris, 1789 von Court de Gebelin gegründet, gab 1780 einen Band Mémoires heraus.

2) Société littéraire du Portique, geſtiftet 1800.

3) Société des bonnes lettres, gegründet 1821, publicirte ein Journal, hielt Vorleſungen oder Conferenzen und vertheilte Preiſe, löſte ſich aber bereits 1830 auf.

4) Société d'encouragement pour les lettres et beaux arts, gegründet 1831, hat im Jahre 1835 ein Journal publicirt.

5) Société populaire et républicaine des arts, beſtand während der Jahre 1793 und 1791 und publicirte ein Journal.

6) Cercle des arts, um das Jahr 1820 gegründet, publicirte den Mémorial universel, ein monatlich dreymal erſcheinendes Journal; der neunte Band wurde Ende 1822 ausgegeben.

7) Société académique des sciences.

8) Société libre des sciences, lettres et arts.

9) Société des belles-lettres.

Dieſe drey Geſellſchaften wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet, beſtanden aber nur kurze Zeit.

10) Société des observateurs de l'homme, gegründet nach 1793.

11) Académie de législation, gegründet 1800, hielt noch im Jahre 1810 Zuſammenkünfte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. Juli 1844.

3. Hr. Conſervator Dr. Lamont: Beſtimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herſchel'ſchen vom Jahre 1789.

(Fortſetzung.)

IV. Satellit. (Second Satellite.)

Mittlere Zeit in Slough.						Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Juli	23.	11^h	11′	47″	$+\frac{3}{4}$ d $+\frac{1}{2}$ d?	1
		27.	11	55	55	$\frac{1}{4}$ d $+\frac{1}{2}$ d	2
		28.	11	3	7	$+\frac{3}{4}$ d $+\frac{1}{2}$ d	3
			13	56	39	$+1$ d $+\frac{1}{2}$ d	4
	Aug.	18.	11	11	27	$+\frac{3}{4}$ d $+\frac{1}{2}$ d	5
		28.	13	34	42	$+2$ d $+\frac{1}{2}$ d	6
		29.	11	35	5	$+1$ d $+\frac{1}{2}$ d	7
	Sept.	8.	11	7	48	$-1\frac{3}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	8
		10.	8	12	24	$+\frac{1}{2}$ R $+2$ δ	9
		11.	8	52	21	$-1\frac{3}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	10
			11	2	0	$-1\frac{3}{8}$ d $-\frac{1}{2}$ d	11
			13	59	31	$-1\frac{1}{4}$ p $-\frac{1}{2}$ R	12
			14	22	27	-1 p $-\frac{1}{2}$ R	13
		13.	10	24	14	$-\frac{1}{2}$ R $-\frac{1}{2}$ δ	14
			10	31	13	-2 δ $-\frac{1}{2}$ R	15
		14.	8	41	35	-1 p $-\frac{1}{2}$ R	16
			10	9	21	$-1\frac{1}{2}$ δ $-\frac{1}{2}$ R	17
		16.	7	45	48	$-1\frac{1}{4}$ p $-\frac{1}{2}$ R	18
			10	31	21	-1 d $-\frac{1}{2}$ R	19

Digitized by Google

IV. Satellit. (Second Satellite.)

Mittlere Zeit in Slough.					Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789 Sept.	16.	12^h	5′	5″	-1 R $-\frac{1}{2}$ R	20
		13	8	55	$-1\frac{1}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ R	21
	18.	9	13	45	$+1\frac{1}{4}$ p $+\frac{1}{2}$ R	22
		11	12	26	$+\frac{3}{4}$ p $+\frac{1}{2}$ R	23
		12	10	16	$+\frac{1}{2}$ p $+\frac{1}{2}$ R	24
		12	25	14	$+1$ δ $+\frac{1}{2}$ R	25
		12	49	10		26
		12	53	9	$+1$ δ $+\frac{1}{2}$ R	27
		12	56	9	$+\frac{3}{4}$ δ $+\frac{1}{2}$ R	28
	20.	12	35	10	$+2$ p $+\frac{1}{2}$ R	29
		13	12	4	$+2\frac{1}{2}$ p $+\frac{1}{2}$ R	30
	23.	10	29	52	$+1$ R $+\frac{1}{2}$ R	31
	24.	7	24	26	$+\frac{1}{2}$ R	32
		7	31	25	$+\frac{1}{2}$ R	33
Octob.	12.	7	1	39	$+1$ d $+\frac{1}{2}$ d	34
	15.	7	6	50	$+1\frac{1}{2}$ d $+\frac{1}{2}$ d	35
	16.	6	25	1	$-\frac{3}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	36
		6	44	58	$-\frac{3}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	37
		8	43	38	$-1\frac{1}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	38
		10	19	32	$-1\frac{1}{2}$ d $-\frac{1}{2}$ d	39
	17.	7	34	53	-1 p $-\frac{1}{2}$ d	40
	18.	6	19	9	$+2$ d $+\frac{1}{2}$ d	41
		7	51	54	$+1\frac{3}{4}$ d $+\frac{1}{2}$ d	42
	20.	7	10	8	$+1\frac{1}{4}$ δ $+\frac{1}{2}$ d	43
	29.	7	6	44	$+1\frac{3}{8}$ d $+\frac{1}{2}$ d	44
	30.	6	6	57	$+2$ d $+\frac{1}{2}$ d	45
	31.	6	22	58	$+\frac{1}{4}$ d $+\frac{1}{2}$ d	46
Novbr.	2.	6	46	3	-2 d $-\frac{1}{2}$ d	47
	3.	6	59	4	$+2$ d $+\frac{1}{2}$ d	48
	4.	8	35	52	$-\frac{1}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	49
	7.	6	10	28	-1 d $-\frac{1}{2}$ R	50
		6	35	24	$-1\frac{1}{8}$ d $-\frac{1}{2}$ d	51
	15.	7	6	49	$-\frac{3}{4}$ p $-\frac{1}{2}$ d	52
Decbr.	2.	5	54	6	$-1\frac{3}{4}$ d $-\frac{1}{2}$ d	53
	16.	6	7	58	$-1\frac{7}{16}$ d $-\frac{1}{2}$ d	54

Bemerk. Nro. 3. u. 4. ausgelaſſen, weil nicht angegeben iſt, ob die Entfernung vom Rande des Ringes oder des Planeten geſchätzt wurde.

Nro. 5. Im Original $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ R; wahrſcheinlich ein Schreib= oder Druckfehler.
Nro. 20. Entfernung entſchieden unrichtig.
Nro. 31. Almost a diameter following the Ring; als unſicher ausgelaſſen.
Nro. 50. Ganz ſicher durch einen Schreib= oder Druckfehler entſtellt. Weggelaſſen.

III. Satellit. (First Satellite.).

Mittlere Zeit in Slough.						Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Juli	27.	11^h	53′	55″	+ 1 d + $\frac{1}{2}$ d	1
		28.	11	3	7	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	2
			13	56	39	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	3
	Aug.	18.	11	11	27	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ R	4
		28.	13	49	42	{ + $1\frac{7}{24}$ p + $\frac{1}{2}$ R	5
						{ 1 d + $\frac{1}{2}$ d	6
		29.	11	35	5	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	7
		31.	10	3	29	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	8
	Sept.	11.	13	25	37	— 2 d — $\frac{1}{2}$ R	9
			13	59	31	— $\frac{1}{2}$ p — $\frac{1}{2}$ R	10
			14	22	28	— $\frac{3}{4}$ p — $\frac{1}{2}$ R	11
		13.	10	18	15	— $\frac{1}{2}$ R	12
			10	31	12	— $\frac{1}{3}$ p — $\frac{1}{2}$ R	13
		14.	10	9	20	+ $\frac{3}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	14
			12	55	53	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	15
			13	37	46	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	16
			13	59	42	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	17
		16.	7	45	52	+ $\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	18
			10	24	26	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	19
			12	5	9	+ 1 d + $\frac{1}{2}$ R	20
			13	8	59	+ $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ R	21
		17.	7	50	55	— 1 p — $\frac{1}{2}$ R	22
			8	40	47	— $1\frac{1}{5}$ p — $\frac{1}{2}$ R	23
		18.	9	13	45	— $1\frac{3}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	24
			10	33	22	+ 2 p + $\frac{1}{2}$ R	25
			12	12	16	+ $1\frac{1}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	26
		21.	9	1	59	— 2 p — $\frac{1}{2}$ R	27
			10	30	44	— $1\frac{5}{8}$ p — $\frac{1}{2}$ R	28
		23.	10	29	52	— $\frac{3}{4}$ p — $\frac{1}{2}$ R	29
			11	33	42	— $\frac{1}{2}$ R — δ	30
		24.	7	24	26	+ $1\frac{1}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	31
			8	20	17	+ 1 p + $\frac{1}{2}$ R	32
			10	21	57	+ $\frac{1}{2}$ R	33

Digitized by Google

III. Satellit. (First Satellite.)

Mittlere Zeit in Slough.						Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Sept.	25.	7^h	5′	33″	$- 1$ p $- \frac{1}{2}$ R	34
			8	12	22	$- \frac{1}{2}$ p $- \frac{1}{2}$ R	35
			10	9	3	$- \frac{2}{3}$ p $- \frac{1}{2}$ d	36
	Octob.	12.	7	1	39	$- \frac{3}{4}$ d $- \frac{1}{2}$ d	37
			7	48	31	$- \frac{1}{2}$ p $- \frac{1}{2}$ R	38
			8	48	21	$- \frac{1}{2}$ R	39
			9	50	11	$- \frac{3}{4}$ p $- \frac{1}{2}$ d	40
		15.	11	4	11	$- \frac{1}{2}$ p $- \frac{1}{2}$ d	41
		16.	10	19	22	$+ \frac{1}{2}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	42
			11	28	11	$+ \frac{1}{4}$ p $+ \frac{1}{2}$ R	43
		18.	7	13	1	$+ 1\frac{1}{2}$ δ $+ \frac{1}{2}$ d	44
			7	32	57	$+ 2\frac{1}{2}$ δ $+ \frac{1}{2}$ d	45
			7	51	54	$+ \frac{3}{8}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	46
			8	36	47	$+ \frac{1}{2}$ R	47
		20.	5	58	20	$+ \frac{1}{8}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	48
		28.	6	22	47	$+ 1$ d $+ \frac{1}{2}$ d	49
		29.	7	6	44	$- \frac{7}{8}$ d $- \frac{1}{2}$ d	50
		30.	6	6	57	$+ \frac{3}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	51
		31.	6	22	59	$- \frac{3}{4}$ d $- \frac{1}{2}$ d	52
			8	22	39	$- \frac{3}{8}$ d $- \frac{1}{2}$ d	53
	Novbr.	2.	9	9	39	$+ \frac{1}{8}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	54
			9	35	35	$+ \frac{1}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	55
		3.	8	45	47	$+ \frac{1}{2}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	56
		4.	7	8	6	$+ \frac{1}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	57
		7.	6	10	28	$- 1\frac{1}{4}$ d $- \frac{1}{2}$ d	58
			6	35	24	$+ 1\frac{1}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	59
		8.	5	24	39	$+ \frac{7}{8}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	60
		15.	6	43	53	$+ \frac{3}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	61
		21.	8	40	57	$+ \frac{3}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	62
	Decbr.	16.	6	7	58	$+ 1$ d $+ \frac{1}{2}$ d	63

Nro. 4. Ich habe corrigirt $- 1\frac{1}{2}$ d $- \frac{1}{2}$ d

Nro. 5. Weggelaſſen.

Nro. 12. Emerging.

Nro. 47. Very nearly clear of the following projection. Weggelaſſen.

Nro. 48 u. 63. Dieſe Beobachtungen wurden ausgelaſſen, weil ſie zu ſehr von den übrigen abweichen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.
Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. Juli 1844.

3. Hr. Conſervator Dr. Lamont: Beſtimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herſchel'ſchen vom Jahre 1789.

(Fortſetzung.)

Für den II. Satelliten haben bereits die Herren Beer und Mädler (in ihren „Beyträgen zur phyſiſchen Kenntniß der himmliſchen Körper") die Elemente aus Herſchel's Beobachtungen abgeleitet; ich begnüge mich, die von ihnen gefundenen Reſultate anzuführen, um ſo mehr, als aus Herſchel's Beobachtungen dieſes Satelliten wohl nur eine Beſtimmung der Epoche abgeleitet werden kann.

Um für die übrigen Satelliten aus den obigen Beobachtungen eine Bahnbeſtimmung abzuleiten, habe ich zuvörderſt mit Benützung der Sonnentafeln von Carlini, der Saturns-Tafeln von Bouvard, und der Beſſel'ſchen Elemente des Ringes, folgende Ephemeride berechnet.

Datum 1789		Pariſer Meridian: Log. der Entfernung des Saturns von der Erde.	Mitternacht Länge der Erde auf der Ringebene.	
Juli	31.	0,94689	6°.	14',2
Auguſt	15.	0,93963	5.	30,7
„	30.	0,93522	4.	35,0
Sept.	14.	0,93405	3.	33,0
„	29.	0,93617	2.	31,0
Oktob.	14.	0,94207	1.	38,5
„	29.	0,95034	1.	8,8
Nov.	13.	0,96051	0.	39,1
„	28.	0,97171	0.	38,3

Die Längen auf der Ringebene ſind von aufſteigenden Knoten des Ringes in der Ecliptik an gezählt.

Es ſey nun die Entfernung des Satelliten vom Mittelpunkte des Saturn . = x
Die halbe große Axe der Satelliten-Bahn = a
Die Excentricität derſelben . . = e
Länge des Periſaturniums . . = ω
Mittlere Bewegung für einen mittlern Sonnentag . . . . . = n
Epoche: Mittlere Länge für 1789 . = ε
Wahre Länge . . . . . = v
Radius Vector . . . . . = r

Länge der Erde vom Saturn ausgeſehen, und auf der Ringebene vom aufſteigenden Knoten des Ringes in der Ecliptik anfangend, gezählt = λ
Entfernung des Satelliten von ſeiner obern Conjunction . . . . . = u,

Digitized by Google

ſo hat man folgende Gleichungen

$r = a\ (1 - e \cos\ (nt + \varepsilon - \omega) - \ldots)$
$v = nt + \varepsilon + 2\ e \sin\ (nt + \varepsilon - \omega) +$
$u = v - \lambda - 180^0$
$x = r \sin u = a \sin\ (nt + \varepsilon - \lambda - 180^0)$
$+ \frac{1}{2}\ ae \sin\ (2\ nt + 2\ \varepsilon - \lambda - 180^0 - \omega)$
$- \frac{3}{2}\ ae \sin\ (\omega - \lambda - 180^0)$

Setzt man $nt + \varepsilon - \lambda - 180^0 = \varphi$ und $\omega - \lambda - 180^0 = \omega'$, und nimmt man an, daß die wahren Werthe der halben großen Axe, der Excentricität, der Epoche und der Länge des Periſaturniums $= a + \delta\ a,\ e + \delta\ e,$ $\varepsilon + \delta\ \varepsilon,\ \omega + \delta\ \omega$ ſeyen, ſo hat man

$$x' - x = \delta\ a \sin \varphi + a\ \delta\ \varepsilon \cos \varphi + \tfrac{1}{2}\ ae \cos \omega' \sin 2\ \varphi - (3 + \cos.\ 2.\ \varphi)\ \tfrac{1}{2}\ ae \sin \omega'.$$

Hier bedeutet x' die beobachtete, x die mit den Elementen $a, \varepsilon, n,$ unter Vorausſetzung einer Kreisbewegung berechnete Entfernung. Die Rechnung wird weſentlich vereinfacht, wenn man a als Einheit annimmt: es iſt alsdann $x = \sin \varphi$, und wenn man ferner $\frac{1}{2}\ e \cos \omega' = p$, $- \frac{1}{2}\ e \sin \omega = q$ ſetzt, ſo hat man zur Verbeſſerung der Elemente folgende Gleichung:

$$x' - \sin.\ \varphi = \delta\ a \sin\ \varphi + \delta\ \varepsilon \cos.\ \varphi + p. \sin 2\ \varphi + q\ (3 + \cos 2\ \varphi)$$

Die Entfernung x' hat Herſchel, wie bereits oben bemerkt worden iſt, theils in Durchmeſſern des Saturn, theils in Durchmeſſern des Ringes und Projectionen ausgedrückt, und es iſt nöthig ein Verhältniß des Ring-Durchmeſſers zum Durchmeſſer des Planeten herzuſtellen. Indem ich mich hier auf dasjenige beziehe, was ich in dieſer Hinſicht im XIII. Bande der Denkſchriften der Akademie in meiner Abhandlung über die Bahn des III. Saturns Satelliten geſagt habe, nehme ich Behufs der Rechnung bey ſämmtlichen Satelliten das Verhältniß der Projection p zu dem Durchmeſſer $= 0{,}510$ an, woraus für den Ringdurchmeſſer R der Werth $R = 2{,}02\ d$ folgt.

Aus den Reſultaten der Rechnung wird man beurtheilen können, ob es der Mühe ſich lohne, deßfalls die Unterſuchung weiter auszudehnen.

Nach dem bisher Geſagten wird der Gang der Rechnung ſo einzurichten ſeyn, daß man zuerſt die

nöthige Verbeſſerung wegen der Aberration anbringt, alsdann mit vorläufigen Werthen von $a, \varepsilon, n,$ die Längen der Satelliten auf der Ringebene beſtimmt, und die Entfernung berechnet, welche mit den beobachteten Entfernungen verglichen, die Werthe von $x' - \sin \varphi$ in den obigen Bedingungsgleichungen geben. Außerdem habe ich (obwohl kaum ſo große Genauigkeit erforderlich geweſen wäre) die beobachteten Entfernungen wegen der unvollſtändigen Erleuchtung der Saturnskugel corrigirt. Bey Herſtellung der Bedingungsgleichungen hielt ich es (wegen der beträchtlichen Unſicherheit der Schätzungen) für zweckmäßig, erſt diejenigen Beobachtungen, bey denen die Werthe von φ nicht weit von einander verſchieden waren, in eine einzige Gleichung zu vereinigen, eigentlich Normalörter zu bilden, und dann erſt die Auflöſung nach der Methode der kleinſten Quadrate vorzunehmen. Hier folgen die Reſultate für die einzelnen Satelliten, wobey alle Zeitbeſtimmungen ſich auf den Pariſer Meridian beziehen.

V. Satellit

Angenommen:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon = 217^0\ 35{,}41$
$n = 79^0\ 41{,}42$
$a = 1$
$d = 0{,}2623$
$R = 0{,}5298$
$p = 0{,}1338$
$\delta = 0{,}0297$

Zur Bildung der Bedingungsgleichungen leitet man aus den Beobachtungen folgende Data ab:

φ	$x' - \sin.\ \varphi$	Vereinigte Beobachtungen
15°,9	+ 0,450	36. 37. 15. 28.
31 ,2	+ 305	16. 17. 5.
40 ,9	— 825	18. 48. 45. 33.
87 ,6	— 62	39. 2. 30. 29.
121 ,0	— 1,120	6. 1. 46.
145 ,6	— 1,024	9. 23. 10.
153 ,0	— 0,443	24. 25. 11.
158 ,6	— 402	12. 13. 3. 40.
168 ,3	— 655	41. 47. 4. 42.
194 ,3	— 215	49. 7. 8.
210 ,8	+ 238	34. 35. 26.
235 ,3	+ 1,233	27. 50. 19.

φ	x′ — sin. φ	Vereinigte Beobachtungen
301°,7	— 66	38. 14. 43.
327 ,8	+ 274	44. 31. 32.
342 ,6	+ 87	20. 21. 22.

Die Auflöſung der hierausgebildeten Gleichungen giebt: $\delta\ a = -\ 0.06015$

$$\delta\ \varepsilon = +\ 0.01567 = +\ 53',87$$
$$p = +\ 0.03183$$
$$q = -\ 0.00150$$

Und hieraus:

Mittlere Länge für 1789

$$\varepsilon + \delta\ \varepsilon = 218^{\circ}.\quad 29'$$

Länge des Periſaturniums $\omega = 180^{\circ}.\quad 10'$

Excentricität $e = 0.06374$

IV. Satellit

Angenommen:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon = 143^{\circ},\quad 12'$

$$n = 131 \quad 32,1$$
$$a = 1$$
$$d = 0,4052$$
$$R = 0,8185$$
$$p = 0,2066$$
$$\delta = 0,0342$$

Die Data zur Bildung der Bedingungsgleichungen ſind:

φ	x′ — sin φ	Vereinigte Beobachtungen
16°,3	+ 0,097	4. 2. 46.
35,0	+ 353	5. 7. 34.
62,7	+ 138	48. 29. 30. 35.
114,1	— 146	41. 42. 44.
144,6	— 103	23. 24. 25.
155,5	— 141	26. 27. 28. 9.
195,2	— 1,128	52. 32. 33. 53. 49.
205,0	— 0,607	14. 36. 15. 1. 37.
220,6	— 277	38. 51. 19.
236,9	— 489	39. 20. 45.
262,9	+ 725	22. 54. 8.
283,8	— 152	6. 47. 10.
310,7	+ 680	11. 55. 12.
327,7	— 325	13. 16. 17.
339,8	— 0,645	18. 40.

Die Auflöſung der hieraus gebildeten Bedingungsgleichungen giebt:

$$\delta\ a = +\ 0.003778$$
$$\delta\ \varepsilon = +\ 0.02605 = 1^{\circ}\ 29',56$$
$$p = +\ 0.00343$$
$$q = +\ 0.005309$$

Und hieraus:

Mittlere Länge für 1789

$$\varepsilon + \delta\ \varepsilon = 144^{\circ}41'$$

Länge des Periſaturniums $\omega = 305^{\circ}42'$

Excentricität $e = 0,01265$

III. Satellit. *)

Angenommen:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon = 98^{\circ}\quad 34'$

$$n = 190 \quad 41,88$$
$$a = 1$$
$$d = 0,5088$$
$$R = 1,0278$$
$$p = 0,3053$$
$$\delta = 0,0605$$

Die Data zur Bildung der Bedingungsgleichungen ſind:

φ	x′ — sin φ	Vereinigte Beobachtungen
18°,5	+ 0,304	35. 43. 54.
22,2	+ 136	56. 44. 41.
28,4	+ 329	45. 42.
37,9	+ 554	61. 13. 17.
57,0	+ 9	59. 14. 18.
65,8	+ 311	t. 15. 16.
76,7	— 87	23. 19. 20.

*) Die Herſchel'ſchen Beobachtungen des III. Saturns-Satelliten habe ich zwar in der oben erwähnten Abhandlung im XIII. Bande der Denkſchriften bereits in Rechnung genommen, glaubte ſie aber hier wiederum vornehmen zu müſſen, theils um einen dort vorkommenden Rechnungsfehler zu verbeſſern, theils um eine neue Combination zu verſuchen. Die Verſchiedenheit der Reſultate verſchiedener Combinationen gewährt übrigens die Ueberzeugung, daß man aus Herſchels Beobachtungen dieſes Satelliten elliptiſche Elemente nicht mit Sicherheit ableiten könne.

φ	x' — $\sin\varphi$	Vereinigte Beobachtungen
90,2	— 0,579	24. 25.
121,7	— 448	48. 30
139,1	— 97	31. 50. 32.
203,1	— 773	40. 55. 11.
211,8	— 998	12. 8. 9.
223,8	— 1,055	10. 57. 58.
235,5	— 0,610	21. 6. 22.
247,0	— 978	7. 2.
277,2	— 401	3. 26.
300,9	— 736	4. 27. 33.
315,4	+ 364	36. 60. 28.
319,1	— 75	49. 37. 34.
328,6	— 759	29. 38. 51.
340,1	— 1,019	35. 39. 52.

Die Auflöſung der hieraus gebildeten Bedingungsgleichungen giebt:

$$\delta a = + \; 0.029946$$
$$\delta \varepsilon = + \; 0.041507 = 2^{\circ}.\ 0',7$$
$$p = + \; 0.0068926$$
$$q = - \; 0.012910$$

Und hieraus:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon + \delta\varepsilon = 100^{\circ}.\ 35'.$

Länge des Periſaturniums $\omega = 244.\ 30.$

Excentricität $e = 0{,}02927$

(Schluß folgt.)

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

12) Société universelle de civilisation, gegründet 1819, hat eine Monatsſchrift unter dem Titel Revue sociale herausgegeben.

13) Société hagiologique française, hatte ſich, nach dem im Jahre 1737 ausgegebenen Programme, zur Aufgabe geſetzt, das große Werk der Bollandiſten, die Vitae sanctorum, fortzuſetzen; es ſcheint aber beym bloßen Projecte geblieben zu ſeyn.

14) Société bibliophile historique, gegründet 1835, hat 3 Bände Mémoires in 8. publicirt.

15) Société de statistique, gegründet 1803, hat für eine ganz kurze Zeit ein Journal herausgegeben.

16) Société d'histoire naturelle, im Jahre 1790 von Mitgliedern der Société Linnéenne, die damals kurz nach ihrer Stiftung wieder eingegangen war, gegründet, löſte ſich 1800 von ſelbſt auf, ward 1821 erneuert, 1833 in eine Société des sciences naturelles umgewandelt, löſte ſich aber 1837 von Neuem auf. Die Geſellſchaft hat im Jahre 1792 einen Band Actes in Folio, 1799 einen Band Mémoires in Quart, von 1823 bis 1834 weitere 5 Bände Mémoires in Quart, und von da bis 1837 ein periodiſches Bulletin herausgegeben.

17) Société Linnéenne, gegründet 1788 von Brouſſonet und Millin, wurde 1792 aufgelöſt, 1797 wieder hergeſtellt, bald darauf aber von Neuem aufgehoben und erſt 1821 wieder ins Leben gerufen. Von da bis zum Jahre 1837, wo ſie ſich völlig auflöſte, erſchienen 7 Bände Mémoires und Annales in 8.

18) Société des amateurs des sciences physiques et naturelles, beſtand bloß zwey Jahre, 1807 und 1808; ſie hielt ihre Sitzungen im Oratorium und hat 2 Bände Mémoires in 8. publicirt.

19) Académie royale de chirurgie, gegründet 1731, aufgelöſt 1793, hat von 1743 bis 1774 5 Bde. Mémoires, und von 1753 bis 1783 5 Bände mit Preiſen gekrönter Abhandlungen publicirt.

20) Académie d'horticulture, gegründet 1830, hat bis zu ihrer Auflöſung im Jahre 1837 ein Journal publicirt.

21) Cercle agricole de Paris, beſtand vor 1837, und hat ſich ſeitdem mit der Société des progrès agricoles vereinigt, und giebt in Verbindung mit dieſer den Cultivateur et Journal des progrès agricoles heraus.

Pepignan (Dép. des Pyrénées Orientales). Société des sciences, belles-lettres, arts industriels et agricoles des Pyrénées Orientales, gegründet 1800, hieß bis zum Jahre 1830 Société philomatique; ſie publicirt ſeit 1834 regelmäßig ein Bulletin, bis jetzt vier Bände ſtark. Präſident: Traiſſe d. Aelt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.
Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 13. July 1844.

3. Hr. Conſervator Dr. Lamont: Beſtimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herſchel'ſchen vom Jahre 1789.

(Schluß.)

II. Satellit.

Dem oben Geſagten zufolge führe ich hier nur die von den H. H. Beer und Mädler berechneten Elemente des II. Satelliten an: nämlich

Diſtanz a = 1.60396 d
Umlaufszeit = 32^h. 53′. 2″,728
Epoche: 1789 Septemb. 14. 12^h. 4′,8 mittlere Pariſer-Zeit für 67° 56′ 25″,5 ſaturnicentriſche Länge des Satelliten in der Ring-Ebene.

Wir wollen nun die gefundenen Reſultate zur Feſtſtellung der mittlern Bewegungen anwenden. Zu dieſem Zwecke hebe ich aus den Ergebniſſen der von mir angeſtellten Beobachtungen (deren vollſtändige Bekanntmachung ſpäter erfolgen wird) die Epochen (für den pariſer Meridian geltend) heraus: Nämlich

V. Satellit.	Mittlere Länge für			1839.	318°.	38′
IV. Satellit.	Mittlere Länge für			1839.	184°.	59′
III. Satellit	„	„	„	„	154.	39
II. Satellit	„	„	„	„	317.	33

Die Vergleichung mit den oben aus Herſchel's Beobachtungen abgeleiteten Epochen giebt die Bewegung in Beziehung auf den aufſteigenden Knoten des Ringes, für ein gemeines Jahr von 365 Tagen, wie folgt:

V. Satellit	80	Rev.	+	286°.	52′,26
IV. Satellit	133	„	+	130.	16,10
III. Satellit	193	„	+	124.	43,68

Bey dieſen Satelliten konnte die vorläufige Reduction, unter Annahme der von Caßini beſtimmten Umlaufszeiten, ausgeführt werden. — Ein ähnliches Verfahren in Bezug auf den II. Satelliten mit Einführung der von den H. H. Beer und Mädler gefundenen Bewegung zeigte daß dieſe letztere zu weit von der Wahrheit ſich entferne.

Es wurde deßhalb aus den neuern Beobachtungen zuerſt ein richtigerer Werth der mittlern Bewegung abgeleitet, und damit die obige mittlere Länge für 1839, dann für 1789 mittlere Länge 285°.17′, gefunden. Darnach hat man die mittlere Bewegung in 365 Tagen.

II. Satellit 266 Rev. + 137°. 14′,66

Die täglichen mittlern Bewegungen und Umlaufszeiten ergeben ſich aus dem Bisherigen, wie folgt:

	Mittlere tägliche Bewegung.	Umlaufszeit.
V. Satellit	79°. 41′,404	4^d. 12^h. 25′. 12″,11

Mittlere tägliche Bewegung.			Umlaufszeit.			
IV. Satellit	131°.	32′,094	2^{d}.	17^{h}.	41′.	8″,26
III. „	190.	41,874	1.	21.	18.	26,14
II. „	262.	43,927	1.	8.	53.	6,76

Sämmtliche Bewegungen ſind, wie man ſieht von den bisher angenommenen Werthen mehr oder weniger verſchieden: am größten iſt die Abweichung beym II. Satelliten. Was die hier feſtgeſtellten Werthe betrifft, ſo werden ſie, in ſo ferne man nicht auf ſehr lange Zeiträume die Rechnung ausdehnt, durch weitere Beobachtung kaum eine merkliche Verbeſſerung mehr erhalten können.

---

4. Die Königl. däniſche Societät der Wiſſenſchaften ſendet die von ihr feſtgeſetzten Preisfragen für das Jahr 18$\frac{44}{45}$ ein, die hier mitgetheilt werden.

Quaestiones a Societate Regia Danica Scientiarum anno 1844 cum praemii promisso propositae.

A. a classe mathematica.

Constat observationes eclipsium Pleiadum, quae fiunt per Lunam, magnum habere momentum non solum ad longitudines geographicas determinandas, verum etiam ad errores tabularum Lunae detegendos. Patet vero ad harum observationum examen recte instituendum nunc quaedam, quae hucusque desiderabantur, comparata esse subsidia. Ut enim silentio praetereamus, quanto perfectior generalis eclipsium theoria recentissimis temporibus reddita sit, sufficit monere, maximi habendum esse, quinquaginta trium stellarum e numero Pleiadum positiones, cura illustrissimi Besselii, exacte definitas esse. Quod cum ita sit, societas regia, proposito praemio cousueto, postulat:

Ut observationes eclipsium Pleiadum tali modo, qui conditione praesente astronomiae dignus judicari possit, ad calculum revocentur, ita tamen, ut in hoc negotio non solum ad observationes recentiores respiciatur, verum etiam priorum ratio habeatur, illarum scilicet, quae erroribus ex imperfecto statu horologiorum pendentibus satis exacte liberatae existimari possint.

B. a classe physica.

Constat, acidum benzoicum, non solum propter modum, quo chemica arte generari et transmutari posset, verum etiam ob rationem, quae inter hanc vegetabilem materiem et animalem substantiam, quae acidum hippuricum dicitur, intercedat, ulteriori investigatione dignissimum esse. Ad hanc praecipue rationem illustrandam maxime intererit, experimentis rite institutis cognitum habere, quatenus, ut accepimus, et qua copia in graminibus Anthoxantho odorato et Hierochloa boreali (Holco odorato Lin.) reperiatur acidum benzoicum; nec minus intererit, quaenam in aliis pabuli generibus hujus acidi ratio sit, rite investigasse. — Societas eam itaque praemio suo ornabit dissertationem, quae hanc rem optime illustraverit.

C. a classe historica.

Inter civitates a Graecis ad septentrionem versus conditis singularem observationem meretur, quae forma et nomine regni Bosporani diu in regione freto Cimmerio adjacente viguit, cum propter ipsum situm quique ejus erant ad statum et conditionem illius civitatis pertinentes effectus, tum ob rationes, quae ei vel belli foederumve vel commercii causa cum aliis populis intercedebant.

Hujus eximie memorabilis civitatis Graecae res cum nondum ita sint tenebris erutae, ut non novis et ad hoc propositum unice conversis investigationibus plus lucis eis afferri queat, cumque hinc accuratior tractuum illorum cognitio geographica, illinc reperta recentiori aevo, quae huc faciant, varii generis monumenta studioso historiae auctiorem materiam suppeditent, societas nostra non alienum putat, doctis sub praemio hanc proponere quaestionem:

Instituta sollicita et diligenti omnium fontium, unde res peti possint, investigatione et comparatione, exhibeatur civitatis Graecae apud fretum Cimmerium sitae, quae regni Bosporani forma et nomine diu viguit, quam maxime fieri possit, accurata descriptio, cum quod ambitum ejus et fines ac viciniam, tum quod statum internum externasque ac cum aliis populis sive belli foederumque (quos politicas appellant) sive commercii causa intercedentes rationes adtinet, adhibito usu et addita recensione critica monumentorum huc facientium, quae adhuc reliqua habentur, velut nummi, inscriptiones, ruinae etc.

Addit Societas, sibi e re fore videri, ideoque a se desiderari, ut commentationi auctoris accurata et ad comparationem instituta delineatio geographica adjungatur.

D. A CLASSE PHILOSOPHICA.

Quid in Ethicis post Kantium profectum sit, concinne recenseatur et solide examinetur et dijudicetur.

PROPOSITO PRAEMIO LEGATI THOTTIANI.

(200 thalerorum argenteorum.)

Investigetur exponaturque, secundum quas leges qualitates physicae metallorum mixtorum a compositione eorum pendeant.

In quaestionibus tractandis sermone Latino, Gallico, Anglico, Germanico, Suecico, Danicove uti licebit. Commentationes notandae erunt non nomine scriptoris, sed tessera aliqua, adiiciendaque charta obsignata, eadem tessera notata, quae scriptoris nomen, ordinem domiciliumque indicet. Qui societati adscripti sunt et in imperio Danico habitant, certamine abstinebunt. Qui in una ex propositis quaestionibus solvenda satisfecerit, ei, ubi aliud praemium nominatum non est, praemii loco tribuetur numus aureus societatis, 50 ducatos Danicos pretio aequans.

Commentationes intra exitum mensis Augusti 1845 Joanni Christiano Oersted, qui societati ab epistolis est, transmissae esse debebunt.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortſetzung.)

Poitiers (Dép. de la Vienne). 1) Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres, gegründet 1818, publicirt ein Bulletin.

2) Société des antiquaires de l'Ouest, gegründet 1834, publicirt alle Jahre einen Band Mémoires in 8. Präſident: Mangon de la Lande.

Eingegangen iſt:

3) Die durch Vereinigung der Société d'émulation, der Société d'agriculture und des Athénée im Jahre 1807 entſtandene Académie des sciences et arts.

Pont-Audemer, (Dép. de l'Eure), Société d'agriculture, ſeit 1832, iſt eine Unterabtheilung des Centrallandwirthſchaftsvereines zu Evreux.

Le-Puy (Dép. de la Haute-Loire). Seciété d'agriculture, arts, sciences et commerce, gegründet 1817, hat eine Sammlung von Alterthümern angelegt und publicirt Annales, ſo wie ein Bulletin agronomique et industriel. Präſident: Bertrand.

Saint-Quentin (Dép. de l'Aisne). 1. Société des sciences, arts, belles-lettres et agricnlture, gegründet 1825 unter dem Namen Société académique, hat vor einigen Jahren mehrere hiſtoriſche und archäologiſche Abhandlungen publicirt. Die Publicationen der Geſellſchaft führen der Titel: Mémoires de la Société académique de Saint-Quentin. Im Jahr 1839 iſt ein Band erſchienen. Präſident: Mallet.

2.) Seciété industrielle.

Quimper (Dép. de Finistère). Société d'émulstien, gegründet 1823, publicirt ein Bulletin.

Rambouillet (Dép. de Seine-et-Oise). Société archéologique de l'arrondissement de Rambonillet, gegründet 1836.

Digitized by Google

Rennes (Dép. de l'Ille et Villaine). 1.) Société des scienes et des arts, gegründet 1796, ging im Jahre 1814 ein und wurde 1832 wieder hergeſtellt; ſie publicirt hie und da ein Compte-rendu da ses travaux. Präſident: Duſilhol. 2) Société d'agriculture, de commerce et des arts, 1757 von den Ständen der Bretagne gegründet, hat bis zum Jahre 1760 unter dem Titel Corps d'observations, zwei Bände Memoires publicirt. Unter dem Kaiſerreiche wurde ſie als Société d'agriculture et d'industrie wieder hergeſtellt und übte durch ihre Schule und Preisvertheilungen großen Einfluß auf die Cultur des Departements.

Rhodez (Dep. de l'Aveyron). 1.) Société des lettres, sciences et arts de l'Aveyron, gegründet 1836, wirkt für Geſchichte und Archäologie, Naturwiſſenſchaften Künſte, Handel und Gewerbe und hat bereits zwey Bände in Octav publicirt. Präſident: de Barrau.

2. Société d'agriculture, gegründet 1836, publicirt ein Bulletin.

Eingegangen ſind:

3.) Académie des jeux floraux, eine Nachahmung derer zu Toulouſe; ſie vertheilte ebenfalls Preiſe.

4.) Die 1806 gegründete Société d'agriculture; ſie publicirte anfangs das Annuaire du cultivateur, und ſeit 1806 eine Zeitſchrift, betitelt Feuille villageoise.

Rochefort (Dép. do la Charente-Inférieure). Société d'agriculture, sciences et belles-lettres, um das Jahr 1838 gegründet.

La Rochelle (Dép. de la Charente-Inférieure). 1.) Académie royale des belles-lettres, sciences et arts, gegründet 1732, wieder hergeſtellt 1803.

2. Société des sciences naturelles de la Charente-Inférieure.

Rouen (Dép. de la Seine-Inférieure). 1.) Académie royale des sciences, belles-lettres et arts de Rouen, gegründet 1744, aufgelöſt 1793, in ihrer früheren Geſtalt wieder hergeſtellt im Jahre 1803. Die alte Akademie ſtellte oftmals Preisaufgaben aus dem Gebiete der Geſchichte; die neue hat zwiſchen 1814 und 1821 ein Précis analytique der Arbeiten der alten Akademie während der Jahre 1744 bis 1793 in fünf Octavbänden drucken laſſen. Seit 1804 publicirt ſie jedes Jahr ein Précis analytiqne ihrer Arbeiten. Präſident: Lemoine Jourdain. Secretär pour la Classe des Sciences Lery.

2.) Société libre d'émulation, gegründet 1792, publicirt jedes Jahr ein Compte-rendu über die öffentliche Sitzung, ſo wie auch ein Resumé des während des Jahres Geleiſteten.

3). Société centrale d'agriculture du département de la Seine-Inférieure, gegründet 1761, wiederhergeſtellt 1819, publicirte vor der Revolution, wo ſie Société d'agriculture de la généralité de Rouen hieß, zwiſchen 1763 und 1787 drey Bände Mémoires. Gegenwärtig gibt ſie das Mémorial d'agriculture et d'industrie du département de la Seine-Inférieure heraus; bis 1832 waren davon ſechs Bände erſchienen.

Eingegangen iſt;

1.) Die Académio d'immaculée conception. Ihr Urſprung geht bis ins zwölfte Jahrhundert; damals war ſie aber bloß eine religiöſe Brüderſchaft. Erſt ſeit 1486 verband ſie mit den geiſtlichen Uebungen Beſchäftigung mit Dichtkunſt und Litteratur. Dieſe Akademie hat eine große Anzahl Schriften, die die ausgeſetzten Preiſe errungen hatten, drucken laſſen.

Soissons (Dép. de l'Aisne). Die 1674 gegründete Académie de Soissons iſt im Jahre 1817 eingegangen; ſie beſchäftigte ſich vorzüglich mit Geſchichte und Litteratur und hat eine Anzahl preisgekrönter Abhandlungen publicirt.

Strassbourg (Dép. du Bas-Rhin). 1.) Société des sciences, agriculture et arts, entſtand 1803 durch die Vereinigung der Société libre des sciences et arts, der Société d'agriculture und der Société de médecine; ſie publicirt Mémoires. Peäſident: Laust.

2.) Société du Muséum d'histoire naturelle, gegründet 1828, publicirt Mémoires. Zwei Bände und der Anfang des dritten ſind erſchienen.

3. Société des amis des arts.

Eingegangen iſt:

4.) Die Société harmonique des amis réunis, auch Société de magnétisme, gegründet 1789, hat drei Bände Annales publicirt. Sie löste ſich 1789 wieder auf.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zuſtände in Deutſchland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Im Anſchluß an Bd. XV. Nr. 173.)

Wollte man den innern Zuſtand der damaligen Welt nur nach den Stürmen beurtheilen, welche noch immer auf der Oberfläche ſich zeigten und beſonders Deutſchland zum Schauplatze ihrer Verheerungen machten, ſo würde man ſich in großem Irrthume befinden. Zwar war, was noch fortwährend daſelbſt geſchah, arg genug, um eine ſolche Meinung zu erzeugen und zu nähren. Durch die für Heinrich IV. ſo günſtigen Umſtände, der Abdankung P. Victors III., der wiederholten Erledigung des römiſchen Stuhles, wie durch ſeine eigne Thatkraft war die Wagſchale der königlichen Parthey wieder geſtiegen. Sein Gegenpapſt hielt ſich noch immer in Italien, er ſelbſt, obgleich ſeine Parthey ſich minderte, in Deutſchland.

Allein Niemand konnte ſich verhehlen, daß im Ganzen ſeit dem Tode Gregor's VII. eine Wendung der Angelegenheiten vor ſich gegangen war. Schon 1086 hatte der Kampf der Deutſchen gegen Heinrich die Geſtalt eines Kreuzzuges genommen; ein hohes Kreuz mit rother Fahne auf einem Wagen befeſtigt war der Mittelpunkt, um den das Heer ſich ſammelte. Die Fürſten wie die übrigen Krieger ſchritten zu Fuße einher; vor dem Beginne der Schlacht ſanken Alle auf die Kniee nieder und empfiengen den Segen der Biſchöfe. So war die Schlacht bey Würzburg begonnen und zum großen Nachtheile Heinrichs der Sieg erfochten worden *). Aber was in Deutſchland gewonnen worden, ward durch den Tod Victors III. in Italien wieder eingebüßt. Als der Cardinalbiſchof von Oſtia, Otto, von den Cardinälen zu Terracina zum Papſt (Urban II.) gewählt worden war und nun erklärte, er werde in die Fußſtapfen P. Gregor's treten **), ſo fielen, als die Sache Heinrichs verloren ſchien, die Sachſen von der kirchlichen Seite ab. Andererſeits ſtarben mehrere der Heinrich'ſchen Biſchöfe zum Theile in auffallender Art, oder ſöhnten ſich mit der Kirche aus; allein jetzt ſtarb auch der Gegenkönig Hermann und um das Spiel des Glückes voll zu machen, fielen die Sachſen auf's Neue von Heinrich ab, ſchlugen ihn und beraubten ihn ſelbſt der königlichen Inſignien, mordeten aber dann den Bi-

*) Bert. Const. 1086.

**) De me porro ita in omnibus confidite et credite, sicut de beatissimo patre nostro P. Gregorio, cujus ex toto sequi vestigia cupiens, omnia quae respuit, respuo, quae damnavit, damno, quae dilexit prorsus amplector, quae vero rata et catholica duxerit, confirmo et approbo et ad postremum in utramque partem, qualiter ipse sensit in omnibus omnino sentio atque consentio. Epl. Urbani P. ad Salzeb. aliosque episcopos. Ap. Mansi XX. p. 705.

Digitized by Google

ſchof Burkhard von Halberſtadt, einen der eifrigſten Anhänger der Kirche. Es war das größte Glück, daß man für Victor III. einen Nachfolger im Geiſte Gregor's VII. gefunden hatte, wie auch die ihn wählenden Cardinäle und Biſchöfe im Auftrage P. Gregor's und P. Victor's III. hiebey gehandelt zu haben erklärten. Urban vereinigte die feſte Beſonnenheit des Erſten mit der Milde des Zweyten. Seine natürlichen Anlagen, ſeine Erziehung, die Verfolgung, die er als päpſtlicher Geſandte von Heinrich IV. erlitten, wie die Würde, welche er vor der Erlangung des Papſtthumes bekleidet, vereinigten ſich, ihn zu einem der ausgezeichnetſten Männer ſeines Zeitalters, zum würdigen Nachfolger ſo großer Vorgänger zu machen. Ein Franzoſe von Geburt erhielt er ſeine Bildung an der Kirche zu Rheims durch den Canonicus Bruno, einen Deutſchen, welcher nachher ſowohl als einer der wenigen Ordensgründer dieſer Nation, als auch dadurch berühmt wurde, daß der von ihm begründete Orden am längſten einer Reformation nicht bedurfte. Nachdem er, wie ſein Lehrer, Canonicus zu Rheims geworden, legte er gleich dieſem ein Amt nieder, das der Strenge ſeiner Grundſätze zu wenig zuſagte und begab ſich nach Clugny unter die Leitung des ſo hoch gefeyerten Abtes Hugo. Von dieſem wurde er zum Prior ernannt; als aber Gregor VII. auf ihn aufmerkſam geworden, erhob ihn dieſer zum Cardinalbiſchof von Oſtia und bediente ſich des unerſchrockenen und tüchtigen Mannes zu den ſchwierigſten Geſandtſchaften. Tritt uns in Deſiderius das Wirken eines geiſtlichen Fürſten entgegen, der an die Spitze eines altersmüden Ordens geſtellt, den großen Anforderungen einer neuen Zeit ſich weniger gewachſen fühlt, ſo hatte der Cluniacenſercardinal Otto ſich gleichſam der geſammten höheren Bildung ſeiner Zeit bemeiſtert und vermochte dadurch wahrhaft an der Spitze derſelben zu ſtehen. Neigte ſich mit Gregor VII. und Victor III. die Reihe jener Männer zu Ende, welche Leo IX. und Victor II. zur Reformation der Kirche herangezogen hatten, ſo begann mit Otto ein neues Geſchlecht, das die Zeiten der Anarchie nicht mehr erblickt, ſondern in der bereits begonnenen Reformation erzogen worden war und deßhalb auch keinen höheren Beruf kannte, als die Gegner zur Annahme derſelben zu vermögen. So ſieht man denn auch Otto während ſeiner Legation in Deutſchland in einer Thätigkeit begriffen, welche nur dem Benehmen Petrus Damiani's zu vergleichen iſt, der inmitten eines bodenloſen Verderbens nicht nur davon nicht berührt ward, ſondern auch ſelbſt nicht einmal durch ſie ſich Furcht oder Schrecken abgewinnen ließ.

Noch in dem letzten Lebensjahre P. Gregor's hatte Otto als deſſen Legat an der Spitze der treugebliebenen Biſchöfe eine Unterredung mit Heinrichs Anhang gepflogen *) und die Einwürfe der Gegenparthey, Heinrich ſey nicht excommunicirt, da er, in ſeine Länder noch nicht völlig wieder eingeſetzt, nicht habe excommunicirt werden dürfen, in ihrer ganzen Unhaltbarkeit erwieſen. Größere Mühe als die Widerlegung fälſchlich angeführter Canonen machte es aber dem Legaten, die päpſtlichen Beſchlüſſe in Betreff derjenigen durchzuführen, welche mit dem Gebannten Umgang pflogen, wie überhaupt die eigenthümliche Interpretation von Concilbeſchlüſſen, wie ſie in der Zeit Gregor's VII. ſtatt gefunden hatte, bey der Maſſe des Volks zurecht zu weiſen. Da die ſimoniſtiſchen oder beweibten Prieſter gebannt worden, geſtatteten ſich die Layen die Sacramente auf eigene Fauſt zu adminiſtriren oder den von ſolchen Prieſtern vollbrachten mit äußerſtem Hohne zu begegnen **). Es war dieß unſtreitig, wo es vorkam, eine entſetzliche Sache; aber weder ſo allgemein, noch ſo tief wurzelnd als die Laſter, bey deren Ausrottung ſich dieſer übertriebene Eifer gezeigt hatte, und ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſolche Scenen vorfallen konnten, hätte Niemand von der Bekämpfung der Simonie und des Concubinates der Prieſter zurücktreten dürfen. Gerade weil ſolche arge Scenen vorgefallen waren, mußte man um ſo feſter auf Entfernung der excommunicirten Prieſter von den kirchlichen Functionen bringen, indem dann auch die Urſache und der Anlaß zu dieſen Scenen von ſelbſt wegfielen. Die Erfahrungen, die in dieſem Punkte Otto in Deutſchland zu machen Gelegenheit hatte,

*) Kunſtmann, die Synode von Gerſtungen (1085), in der Freyburger Zeitſchr. für Theologie. Bd. IV. 1840. S. 116.

**) Sigeb. chron. ad a. 1074.

Digitized by Google

ſcheinen aber zu den Verfügungen, welche er ſpäter als Papſt erließ, den hauptſächlichſten Anlaß gegeben zu haben.

Die Angelegenheiten des deutſchen Königs hatten bey Urbans Thronbeſteigung die Wendung genommen, daß das Reich beynahe allein noch im Kampfe gegen die Kirche verharrte und höchſtens England noch unter dem elenden Wilhelm II. für einige Jahre noch Guibert als Papſt anerkannte. Deutſchland hatte ſich ſomit von der allgemeinen Richtung ausgeſchieden, und während ſeiner Beſtimmung zufolge in Europa nichts Großartiges und Bedeutendes ohne dieſes Centralland vor ſich gehen ſollte, konnte es bald die Folgen ſeines unnatürlichen Benehmens fühlen. Um ſo mehr mochte Urban in ſeinem Innern aufgefordert werden, die geeigneten Mittel zu ergreifen, um ſich allgemeine Anerkennung und der Welt dadurch den Frieden zu verſchaffen. Nach allen Ländern ergiengen ſeine Schreiben, die die Völker ermahnten, in dem einen Glauben zu verharren und alle Zwietracht zu vermeiden. In den beyden Ländern aber, in welchen der Streit am feſteſten Wurzeln gefaßt, gelang es ihm, die angeſehenſten Kirchenfürſten, in England den gelehrten und tiefſinnigen Anſelm von Canterbury, in Deutſchland den entſchloſſenen und unbeſcholtenen B. Gebhard von Conſtanz nicht ſowohl auf ſeine Seite zu ziehen, als zur Entfaltung aller ihrer Kräfte für die gemeinſchaftliche Sache zu entflammen.

Unter den Umſtänden, welche hiebey dem Papſte zu Hülfe kamen, ſeiner Zeit eine beſſere Richtung zu geben und ihr wieder Sinn für höheres Leben einzupflanzen, gehört vor allem die Entfaltung des Mönchslebens, das ſtarke und unerſchrockene Charaktere bildend, in allen ſtürmiſchen Zeiten unter wechſelnder Geſtalt regelmäßig ſeinen geiſtigen Einfluß in die Wagſchale des Kampfes einzulegen pflegte. War es früher bey der Zerrüttung Italiens ein Italiener, bey der Auflöſung der karolingiſchen Reiche ein Franzoſe, von welchen ihre Zeit einen neuen Impuls erhielt, ſo war es jetzt vorzüglich ein Deutſcher, der ſich an die Spitze einer der denkwürdigſten Bewegungen ſtellte, die das Mittelalter kennt, und die zu dem chaotiſchen Treiben ſeines Vaterlandes den vollendetſten Gegenſatz bildet. Es war dieß der oben genannte Bruno, Urban's II. und ſo vieler anderer bedeutender Männer Lehrer und ſeit 1084 Gründer des nach der großen Karthauſe bey Grenoble benannten Ordens. Wenn aber die meiſten bey der Beſchreibung dieſer neuen Regel der ungeheuren Strenge des Lebens, der entſetzlichen Wildheit des Ortes erwähnen, wo die Niederlaſſung der neuen Mönche ſtatt fand und wo alle Schrecken der Natur, grimme Kälte, Bergſtürze, Lawinen, lebensgefährliche Pfade, eine unwirthbare Wildniß ſich vereinigten, um zu einer Entſagung aufzufordern, die ſelbſt damals als zu groß erſchien; ſo dürfte doch nicht darin der Nachdruck liegen, nicht in dieſem die Bedeutung für die damalige Zeit beruhen. Auch nicht einmal in der Ordensregel, welche ſich vielfältig auf die von Clugny, jedoch ſo ſtützte, daß, was der hl. Benedict beſtimmte, nach Lehre und Praxis des großen Kirchenvaters Hieronymus mehrfach verändert wurde. Selbſt nicht in dem großen Stillſchweigen, das die Leidenſchaften tödtend, den Müſſiggang erſtickend auf das ſtrengſte eingeſchärft, aber auch unverholen als die mühſeligſte geiſtliche Uebung erachtet wurde*). Sondern es dürfte vielmehr der größte Werth der neuen Ordensſtiftung, die früh und ſpät ſo viele als „die Blüthe der Welt,“ „die ächte Pforte des Himmels“ prieſen, wo allein der Menſch die innere Vollkommenheit erlangen und mit der kein anderer Orden in Vergleichung treten könne, darin liegen, daß ſie, von einem Layen in der Zeit geſtiftet wurde, als die entſchiedene Trennung des geiſtlichen Standes von dem weltlichen dieſen zur heftigſten Feindſchaft entflammte und denſelben antrieb, durch Kampf und Wuth, durch Gegenpäpſte und Verfolgungen aller Art die Gleichſtellung der beyden Stände zu erwirken. Jetzt war nicht nur der Weg gewieſen, wie die Layen zu noch leuchtenderer Höhe gelangen konnten, als die Geiſtlichen; ſondern Bruno, der das Erzbisthum von Rheims und von Reggio ausſchlug, wurde ſelbſt in den verwickelten Lagen des röm. Stuhles von Urban II. nach Rom berufen, blieb daſelbſt dem Papſte mit ſeinem Gebete wie mit ſeiner Erfahrung hülfreich zur Seite ſtehend und ſtarb end-

*) Siehe die bezeichnende Stelle bey Hurter Innoc. III. Bd. IV. p. 153 n. 29.

Digitized by Google

lich am 6. Oct. 1101 in Unteritalien, ohne Prieſter geworden zu ſeyn *).

Auch ein anderer Orden, der um dieſelbe Zeit unter dem Schutze P. Gregor's entſtanden war, trug ein ähnliches Gepräge. Gregor, der den Mönchen eines Kloſters zürnte, als ſie einen Grafen unter die Ihrigen aufgenommen, der der Kirche einen kräftigen weltlichen Schutz zu leiſten im Stande war, hatte dem jugendlichen Stephan von Auvergne, aus dem Geſchlechte der Vicegrafen dieſer Landſchaft, die Gründung eines Ordens von Einſiedlern (der Grandmontenſer) geſtattet (1073). Ihre ſtrenge Weltverachtung ſollte dienen, den Sinn einzig auf den Heiland zu richten, Beten, Arbeiten und Faſten die Hauptverrichtungen ihres Lebens ſeyn. Allein ſchon hier mochte ſich der Satz beweiſen, daß das Strengere leichter als das minder Strenge beſtehe. Und während der Karthäuſerorden, der die Pflege der Wiſſenſchaften, die Verbreitung von Schriften in ſeine Regel mit aufgenommen hatte, unverſehrt blieb, zieht ſich der Streit der Weltlichen gegen die Geiſtlichen auch in den Orden von Grammont und erzeugte in ihm ſchon im nächſten Jahrhunderte die ärgerlichſten Scenen.

Von welcher Bedeutung ſolche Richtungen in dem ſchwebenden Kampfe werden konnten, hat P. Gregor an Petrus Igneus erfahren und ſollte Urban an mehr als einem Beyſpiel erſehen.

Ein Mönch von Camaldoli, dieſer Stiftung des heil. Johannes Gualbertus, die eine ähnliche Richtung verfolgte wie jene Beſtrebungen, hatte den Florentiniſchen Biſchof durch den wunderbaren Beſtand der Feuerprobe von ſeiner Schuld, die Bürger der Stadt von der Geſetzlichkeit der Maßregeln P. Gregor's gegen die Simonie überzeugt. Der Brief, in welchem der Magiſtrat ſelbſt dem Papſte Kunde gab, wie Petrus muthvoll auf dem ſchmalen Pfade zwiſchen 2 hell auflodernden Holzſtößen unverſehrt hindurch geſchritten, der Beyname des Feurigen (ignens), den Petrus hievon erhalten, nebſt dem Cardinalate, das der Papſt hierauf dem muthigen Bekenner ertheilte, ſind Zeugniſſe genug für eine That, welche eben ſo oft in Zweifel gezogen wurde, als die Zweifler eine ähnliche Probe zu beſtehen ſich weigern würden. Wie hiedurch das moraliſche Anſehen der Kirche in den Anfängen des heftigſten kirchlichen Streites auf die leuchtendſte Weiſe erhalten wurde, zeigte ſich ein ähnlicher Einfluß auch jetzt auf der Höhe des Kampfes. Als Heinrich IV. zum dritten Male nach Italien zog, das in Deutſchland verlorne Kriegsglück wieder an ſeine Fahnen zu ketten, ſo ſchien dießmal eine Entſcheidung näher als je gerückt. Heinrich bot alle Kraft auf, da der neue Papſt gleich anfänglich ihn und Guibert mit dem Anathem belegt hatte, durch die ſiegreichen Erfolge ſeiner Waffen Rache hiefür zu nehmen. Da die Großgräfin Mathilde ſowohl an der Wahl Victor's III. als an der Erhebung Urbans II. lebhaften Antheil genommen hatte, und die weltliche Stütze der päpſtlichen Parthey nach wie vor auf ihr beruhte, ſo konnte Heinrich IV. nicht eher ſich einen beſtimmten Erfolg verſprechen, als nicht die Macht Mathildens gebrochen war. Allein eben deßhalb hatte Urban II. Sorge getragen, der Gräfin, die nach dem Tode Anſelms verlaſſen daſtand, an dem jungen Welf eine Stütze zu geben, wie ſie der Krieg bedurfte, und die Gräfin hatte auch eingewilligt, ihm ihre Hand zu reichen, obwohl ſie, viel älter als ihr Gemahl, ſich weigerte, ihm die Rechte über ſich ſelbſt einzuräumen. Als nun Heinrich ſich gegen ihre Beſitzungen wandte, leiſtete Mantua 11 Monate lang Widerſtand, und nur durch Verrath vermochte ſich der König dieſer wichtigen Stadt zu bemächtigen. Dann zog er über den Po und führte bereits im zweyten Sommer mit ſolchem Nachdrucke den Krieg, daß zuletzt Mathilde von ihren eigenen Mannen beſtürmt wurde, mit Heinrich Frieden zu ſchließen. Dieſer aber wollte ihn nur unter der Bedingung gewähren, daß Mathilde Urban aufgebe und Guibert als rechtmäßigen Papſt anerkenne.

(Fortſetzung folgt.)

*) Hurter S. 151.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.
Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zuſtände in Deutſchland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Schon hatte ſich ſelbſt der Biſchof Heribert von Reggio dafür erklärt und gemeint, man müſſe der Verfolgung weichen; ſchon war ſelbſt Mathilde geneigt, dem Dringen der Ihrigen nachzugeben, als der Eremit Johannes — vielleicht Abt des Kloſters von Canoſſa — in der Verſammlung von Carpineto das Wort ergriff, die wankenden Gemüther mit neuem Vertrauen erfüllte und die Gräfin beſtärkte, nachdem ſie ſchon ſo große Mühe auf ſich geladen, ſtatt durch Abfall von ihrer Sache ſie zu nichte zu machen, durch ein neues Aufbieten der Kräfte zu glücklichem Ende zu bringen. Sofort entſchloß ſich Mathilde, die Unterhandlungen abzubrechen und aufs Neue dem Kriege die Entſcheidung zu überlaſſen. 1091. Als aber Heinrich plötzlich Canoſſa überfiel, das vor Jahren Zeuge ſeiner Erniedrigung und ſeiner Hinterliſt geweſen war, ſo erlitt er während des Gebetes des Abtes Johann und ſeiner Mönche eine Niederlage *), verlor das königliche Panner, das ein Fußſoldat dem Sohne des Markgrafen Albert entriß und ſah ſich genöthigt, über den Po zurückzugehen, worauf bald neue und noch härtere Schläge ſeiner warteten. Sein eigener Sohn Conrad verließ ihn, der ſchmählichen Zumuthungen müde, die ihm der Vater gemacht hatte, und trat auf die Seite Welfs und der Gräfin Mathilde. Die lombardiſchen Städte Mailand, Cremona, Lodi, Piacenza ſchloſſen den erſten, nachher ſo folgenreichen Bund auf 24 Jahre und ſperrten die Alpenpäſſe, ſo daß keine Unterſtützung aus Deutſchland Heinrich zukommen konnte. Da der Erzbiſchof von Mailand den jungen Conrad zum lombardiſchen Könige krönte, Welf, Vater und Sohn, nebſt der Großgräfin ihm huldigten, und in Deutſchland der Biſchof Gebhard als päpſtlicher Legat und ſein Bruder Berhtold von Zähringen immer mehr Anſehen erlangten, ſo ſah ſich Heinrich genöthigt, ſich in ein Caſtell zu werfen, und auf das Aeußerſte bedrängt ſoll er ſich ſelbſt den Tod zu geben verſucht haben.

War ſo ſein politiſches Anſehen zerſtört, ſo erhielt ſein moraliſches einen neuen Stoß durch die Flucht der Königin Praxedis, welche nach langer Haft zu Welf und Mathilde entkam, nun ihren Klagen über die ſchmählichſte Behandlungsweiſe laut und offen Luft machte *) und auf dem Concil von

*) Donizo vita Mathildis II. c. 7. bey Mur. S. R. It. V. p. 371 — 73.

*) Bert. ad a. 1094. quae se tantas tamque inauditas fornicationum spurcitias et a tantis passam fuisse conquesta est. — ad a. 1095. Cujus querimoniam Dominus Papa cum sancta synodo satis misericorditer suscepit, eo quod ipsam tantas spurcitias non tam commisisse

Digitized by Google

Conſtanz wie auf dem von Piacenza vor dem Papſte ſelbſt das Bekenntniß der Thaten, zu denen ſie gezwungen worden war, ablegte. Obwohl die Gibertiner ſich noch immer im Beſitz feſter Plätze in Rom befanden, vermochte Urban II. doch ſchon Weihnachten 1093 in Rom zu feyern, und während der Gegenpapſt mit Heinrich noch in der Lombardey verweilte, konnte Urban ſich gleichfalls dahin verfügen und, wie er bereits in Benevent gethan, ſo auch in Piacenza ein Concil zu halten. Dadurch wurde der kirchliche Anhang des Gegenpapſtes vollends zerſprengt und Urban, der es verſchmäht hatte, gegen deſſen Anhänger in Rom weltliche Mittel zu gebrauchen, feyerte jetzt den Triumph ſeiner Mäßigung wie ſeiner Beſonnenheit. Als ſich der neue König Lombardiens zu ihm nach Cremona verfügt und den gewöhnlichen Eid der Treue geleiſtet *), nahm er ihn in den Schutz des apoſtoliſchen Stuhles auf und verhieß ihm ſeine wirkſame Unterſtützung, um die deutſche, dann die Kaiſerkrone zu erlangen **).

Stehen dieſe Ereigniſſe in einiger Verbindung mit der Ausbreitung des monaſtiſchen Elementes, das um dieſelbe Zeit in Deutſchland hinter den Kriegsſtrömen her, wie dieſe von dem einen Lande fortgezogen waren, hundertfältig emporſproßte, ſo tritt die Einwirkung desſelben bey einer neuen und allgemeinen Bewegung noch entſchiedener hervor. Es iſt bereits bemerkt worden, daß ſchon P. Sylveſter den Occident zum Kampfe gegen den Orient aufgeboten hat; daß Gregor VII. ſich ſelbſt an die Spitze der Chriſtenheit ſtellen wollte und ein Heer von 50,000 Streitern bereit hatte; Victor III. hatte Heer und Flotte zum Kreuzzuge nach Afrika abgeſendet, von wo aus die Morabethen erſt unlängſt einen Zug nach Spanien, Oct. 1086, unternommen

quam invitam pertulisse, pro certo agnoverit. Unde et de poenitentia pro hujusmodi, flagitiis injugenda, illam clementer absolvit, quae et peccatum suum sponte et publice confiteri non erubuit.

*) de vita, de membris et de papatu Romano.

**) salva quidem justitia illius (Romanae) ecclesiae et statutis Apostolicis, maxime de investituris in spiritualibus officiis a laicis non usurpandis.

und in der großen Schlacht von Salakka bey Badajoz die Caſtilianer unter Alphons VI. auf das Haupt geſchlagen hatten. So lange die italiſchen Inſeln Sardinien, Corſica und Sicilien ſich in den Händen der Saracenen befanden, war es natürlich, daß der Kampf gegen dieſe, an welchem ſchon Leo IV. und Johann X. ſo großen und ruhmvollen Antheil genommen, die Richtung dahin nahm. Schon ſeit dem Ende des zehnten Jahrhunders hatte Piſa ſich an die Spitze dieſer Züge geſtellt, ſo daß die ſteigende Größe dieſer Stadt, die Entfaltung ihrer Kräfte mit dem Kampfe gegen die Saracenen Hand in Hand gieng. Sie waren es, welche Corſica und Sardinien von den Saracenen ſäuberten; ſchon 1063 hatten ſie einen ſiegreichen Zug nach Palermo unternommen und ſo viel Beute nach Hauſe gebracht. daß ſie als Siegesdenkmal ihren herrlichen Dom zu bauen unternahmen. Auch von dem Zuge nach Afrika, den ſie auf Victor's Antrieb unternommen, waren ſie ſiegreich heimgekehrt und hatten einen ſaraceniſchen Fürſten daſelbſt dem römiſchen Stuhle Tribut zu entrichten gezwungen. Ihre Züge nach Sicilien hatten den normänniſchen Fürſten Unteritaliens den Weg gewieſen *), ſo daß bereits 1071 Palermo den Saracenen abgenommen wurde. In der erſten Hälfte des nächſt folgenden Jahrhunderts vollendeten ſodann die Piſaner die Befreyung der großen italiſch-ſpaniſchen Bucht des mitteländiſchen Meeres durch eine glückliche Expedition nach den Balearen. 1114.

Es iſt wohl kein Zweifel, ſo lange die Gefahr vor den afrikaniſchen Saracenen nicht beſeitigt, nicht der Weſten und der Süden von Europa ſicher geſtellt waren, konnte von einem Zuge nach dem Oſten keine Rede ſeyn; obwohl ein ſolcher als eine der glücklichſten Diverſionen erſcheinen und den Angriffskrieg der Saracenen in einen Vertheidigungskrieg umwandeln mußte. Dieſelbe Gefahr, welche in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts Europa bedrohte, war gegen Ende des eilſten wieder gekehrt. Abermals bedrohte der Islam nach Vernichtung des Chriſtenthums in ſeiner Heimath Aſien, nach Zerſtörung der einſt ſo blühenden chriſtlichen Länder

*) cf. Gaufr. Malaterra hist. Sicula II. c. 34.

in Afrika von zwey Seiten aus die letzte Zufluchtsſtätte chriſtlicher Civiliſation, Europa. Er ſchien dasſelbe wie mit einer Zange an den beyden Endpunkten, Conſtantinopel und Spanien erfaſſen zu wollen. Die Seldſchucken hatten ſich im Angeſichte der größten Stadt des chriſtlichen Erdkreiſes aufgepflanzt. 20,000 Köpfe erſchlagener Chriſten hatte arabiſchen Geſchichtſchreibern zufolge *) Juſuf Ben Taſchfin, der Gründer der Morabethen, auf dem Schlachtfelde von Salakka in einem Thurm aufſchichten und von ihm das Gebet des Islams ausrufen laſſen; 10,000 Köpfe wurden nach Sevilla geſandt, deſſen Fürſt die Morabethen gegen die Caſtillaner aufgeboten hatte, eben ſo viele nach Cordova, nach Valencia, nach Saragoſſa, nach Murcia. Während aber die zu Hülfe gebetenen Gäſte bald ſich als größere Feinde ihrer eigenen Glaubensgenoſſen als der nach der Niederlage noch furchtbaren Chriſten zeigten; der Kampfheld Cid den Muth der Spanier aufrecht erhielt und bald nachher als Erſtlinge einer neuen Siegeslaufbahn das eroberte Tarragona dem römiſchen Stuhle zum Geſchenke übergeben wurde, ließ der byzantiniſche Kaiſer durch ſeine Geſandte bey dem Concil von Piacenza ſowohl den Papſt als alle abendländiſchen Chriſten zur Hülfe aufbieten.

So groß oder ſo klein der in neuerer Zeit in Zweifel gezogene Einfluß des Einſiedlers Peter von Amiens, welcher von Jeruſalem zurückkehrend die Welt mit den Klagen über den Gräuel an heiliger Stätte erfüllte, ſeyn mochte, ſo viel ſteht wohl feſt, zur Veränderung der bisherigen Richtung der Kreuzzüge hat ſein Auftreten wohl das Meiſte beygetragen. War die Noth des byzantiniſchen Kaiſers Urſache, daß der erſte große Kreuzzug, an dem auch die Binnenländer Antheil nahmen, den Weg über Conſtantinopel nahm, ſo ſind es die Klagen, welche aus Jeruſalem drangen, geweſen, die den Zug nach dem hl. Grabe veranlaßten, dem 300jährigen Kampfe mit den Saracenen dieſe Richtung gaben.

Während aber die chriſtlichen Völker zum erſten Male zu einer allgemeinen Unternehmung ſich vereinigen, fällt es eben ſo ſehr auf, daß ſich keiner von den Königen daran anſchloß, als daß die Deutſchen von der ungemeinen Bewegung gar nicht ergriffen wurden, ja die Kreuzfahrer ſelbſt als Thoren verhöhnten. Es war dieſes die natürliche Folge ihrer ſchon ſo lange dauernden, inneren Zwiſtigkeiten, welche ſie für das allgemeine Wohl und Wehe abgeſtumpft hatten. Zugleich war die eigenthümliche aſcetiſche Richtung, welche in den letzten Jahren beſonders den Layenſtand ergriffen hatte *), dem Unternehmen eher hinderlich als förderlich, indem ja die via crucis bereits anderwärts eingeſchlagen worden war und das Aeußerliche, Weltliche, welches mit dem Zuge nach Aſien verbunden war, mit dem ächten Kloſtergeiſte ſich nicht zu vertragen ſchien. So nothwendig es für den Kreuzzug war, einen vorherrſchend religiöſen Charakter zu behaupten, unter geiſtliche Leitung, namentlich der päpſtlichen Legaten geſtellt zu werden, ſo mag im Ganzen die Anzahl der Mönche **), die ſich an denſelben anſchloſſen, nur gering geweſen ſeyn. Auch iſt erſt unlängſt von dem Verfaſſer der Geſchichte von Monte Caſſino hervorgehoben worden, daß zwar die Kreuzfahrer, welche ſich in den apuliſchen Häfen einſchifften, in das Erzkloſter kamen, um ſich durch Gebet am Grabe des heil. Benedict zu ſtärken; daß der Abt Oderiſius die begeiſterten Schaaren dem byzantiniſchen Kaiſer Alexius auf das dringendſte empfahl ***), aber kein Mönch von Monte Caſſino perſönlich Antheil an dem Zuge nahm.

(Fortſetzung folgt.)

*) v. Hammers Gemäldeſaal.

*) Sieh den frühern Aufſatz.

**) Trotz Wilhelm von Tyrus.

***) Tosti II. S. 18 ꝛc.

Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine.

(Vortrag des Hrn. Claſſenſecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Schluß.)

Toulouse (Dép. de la Haute-Garonne). 1.) Académie des jeux floraux, ein ehrwürdiger Ueber-

Digitized by Google

reſt des Mittelalters und das einzige Inſtitut dieſer Art in Frankreich, das die Revolution überlebt hat. Sie wurde 1323 als Société gaie des sept troubadours, auch Collège du gai savoir gegründet und erhielt am Anfang des 15. Jahrhunderts neuen Glanz durch Clemence Isaure, die Preiſe ſtiftete, Spiele anordnete und den Namen Société des jeux floraux ertheilt zu haben ſcheint. Seit 1694 heißt ſie Académie, ward 1793 aufgelöst und 1806 neu organiſiert. Seitdem publicirt ſie ununterbrochen jedes Jahr, wie im vorigen Jahrhundert, eine Sammlung, die die Aufnahmsreden der neuen Mitglieder, eine Lobrede auf Clem. Isaure und die mit Preiſen gekrönten Dichtwerke und Abhandlungen in Proſa enthält. Die feyerliche Preisvertheilung findet jährlich am 3. Mai ſtatt; die Preiſe ſind fünf Blumen in Silber oder Gold, die vorher in einer Kirche der Stadt geweiht werden; es ſind dies: das goldene Tauſendſchön (400 Francs werth) für die Oden; das ſilberne Veilchen (250 Fr. werth) für ein Gedicht von zwei bis dreihundert Verſen, eine Epiſtel, eine poetiſche Erzählung; die ſilberne Ringelblume (200 Fr. werth) als Preis einer Ekloge, Idylle oder Elegie, nach Wahl der Verfaſſer, die ſilberne Lilie (60 Fr.) für ein Sonnet oder eine Hymne zu Ehren der heiligen Jungfrau; endlich die wilde Roſe, aus Gold geformt (450 Francs werth) als Preis einer von der Academie alle Jahre geſtellten Aufgabe.

2.) Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres, gegründet 1729, ward 1793 aufgelöst, 1800 unter den Namen Lycée, der nachher in Athénée umgewandelt wurde, hergeſtellt, 1807 aber in der ganzen alten Einrichtung und Verfaſſung von neuem conſtituirt. Die alte Academie hat, jedoch erſt von 1782 an, 4 Bände Mémoires in Quart, die neue ſeit 1822 deren 5 in Octav publicirt; jeder Band enthält zwei Abtheilungen: Litteratur und Wiſſenſchaften.

3.) Société archéologique du midi de la France, gegründet 1831, publicirt heftweiſe Mémoires archéologiques in Quart (der vierte Band iſt begonnen), forſcht nach Alterthümern und legt ein Muſeum an:

4.) Société royale de médecine, chirurgie et pharmacie, publicirt alljährlich den Bericht über die öffentlichen Sitzungen. Es werden Preiſe ausgetheilt.

5.) Société d'agriculture, gegründet 1798, publicirt ſeit 1805 das Journal des propriétaires ruraux pour le midi de la France, von dem bis 1840 35 Bände erſchienen ſind.

Tours (Dép. d'Indre et Loire). 1.) Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres du département d'Indre et Loire, gegründet 1806, publicirt ein landwirthſchaftliches Repertorium.

2.) Société médicale, gegründet um das Jahr 1820, gibt über ihre Arbeiten Comptes-rendus heraus. Präſident: Godefroy.

Trevoux (Dép. de l'Ain). Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres de l'arrondissement de Trevoux, iſt einzig und allein dem Intereſſe der Landwirthſchaft und Induſtrie gewidmet und publicirt nichts. Präſident: Jouenel.

Troyes (Dép. de l'Aube). Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres du département de l'Aube, gegründet 1801, beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Landwirthſchaft, doch ſind auch Geſchichte, Archäologie und Litteratur nicht ganz ausgeſchloſſen. Die Geſellſchaft publicirt alle Jahre einen Band Mémoires in vierteljährigen Lieferungen; bereits ſind 70 Hefte erſchienen. Präſident: Thiérion.

Valence. 1.) Société de statisque, des arts utiles et des sciences naturelles de la Drôme, um das Jahr 1826 gegründet, publicirt ſeit 1827 von Zeit zu Zeit ein Bulletin périodique ihrer Arbeiten.

2.) Société d'agriculture départementale de la Drôme, gegründet 1800, publicirt ein Bulletin.

Valenciennes (Dép. du Nord). Société d'agriculture, sciences et arts de l'arrondissement de Valenciennes, gegründet 1831, hat ſeit 1833 drei Bände Mémoires herausgegeben. Präſident: Dinaux.

Vannes (Dép. du Morbihan). Société polymathique, um 1826 gegründet, läßt alle Jahre ein Compte-rendu de ses travaux drucken. Präſident: Tacié.

Versailles (Dép. de Seine et Oise). 1) Société royale d'agriculture et des arts de Seine et Oise, 1798 gegründet, gibt jedes Jahr Mémoires heraus, doch befindet ſich darunter ſehr wenig Hiſtoriſches.

2.) Société des sciences morales, des lettres et des arts, gegründet 1835.

3.) Société des sciences naturelles, gegründet 1835, hat zwei Bände Mémoires publicirt.

Eingegangen iſt:

4.) Die Société royale d'agriculture de Versailles, gegründet 1785; ſie erloſch während der Revolution.

Vesoul (Dép. de la Haute-Saône). Société d'agriculture, commerce, sciences et arts, vor 1809 bereits beſtehend, gibt ein Repertorium für Wiſſenſchaft, Landwirthſchaft und Gewerbe heraus. Präſident: Lacordaire.

Vienne (Dép. de l'Isère). Société des beaux-arts de Vienne, für Aufſuchung und Erhaltung geſchichtlicher Denkmäler; ſie hat noch nichts publicirt.

Villefranche (Dép. du Rhône.) Académie royale des belles-lettres et beaux-arts, gegründet 1695, löste ſich im Jahre 1792 auf.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zuſtände in Deutſchland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Der Theilnahmsloſigkeit der Deutſchen ungeachtet, geſtaltete ſich bey dem erſten Kreuzzuge ein Ereigniß, welches für die deutſche Geſchichte von einer, ich möchte ſagen, ſymboliſchen Bedeutung war.

Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, dem zwar nicht die Krone, aber doch das Königthum des allerheiligſten Königreiches zu Theil wurde, war ſeiner mütterlichen Abſtammung wie ſeinem Beſitzthume nach ein Deutſcher. Er hatte die Mark Antwerpen von dem deutſchen Könige zu Leben. Er hatte es ſich auf der Seite des deutſchen Königs erſtritten, deſſen Schlachten er focht. Ob gegen Rudolf von Schwaben, der von ihm die tödtliche Wunde empfangen haben ſoll, iſt mit Recht zweifelhaft gemacht worden. Mit Heinrich zog er nach Italien, war bey der Erſtürmung Rom's im Todesjahr P. Gregor's VII, ſoll ſich hier eine Krankheit erholt und in Folge deren das Gelübde gemacht haben, würde er geſund, wolle er den Zug in das gelobte Land unternehmen. Erſt nach der Rückkehr aus Italien erhielt er von Heinrich IV. das Herzogthum Niederlothringen, das einſt ſein Oheim, der jüngere Gottfried, Gemahl der Großgräfin Mathilde beſeſſen.*) Er iſt das treue Abbild der aus dem Geleiſe getretenen Zeit, die mit ihren unerhörten Schwankungen und Kämpfen auch ihn in ihrem Strudel fort riß, bis das Wort Urban's II. zu Clermont, das Kreuz auf ſich zu nehmen, auch an ſein Ohr klang, zu tiefſt in ſeine Seele ſchnitt. Der Talisman war gefunden worden, durch den ein Leben voll Kampf und Streit nicht mehr gehaltlos und eitel verklang, ſondern die Richtung zur Paradiesespforte eröffnet wurde. Das alte theuergewordene Waffenhandwerk konnte fortgetrieben und dennoch den Anforderungen des Chriſtenthums Genüge geleiſtet, mit den Waffen in der Hand der Himmel erfochten werden, der ſonſt nach einem vielbewegten Leben in dieſer Welt ſchwer oder gar nicht ſich eröffnet. Der Weg war gezeigt, wie der Rittersmann dem Mönche gleichſtand, beyde gleiche Mühen theilen, gleiche Belohnung empfangen konnten. Und ſo iſt es auch fortwährend mit Gottfried. Es iſt der einfache, wackere Rittersmann, den wir auf dem ganzen Zuge begleiten und es lag auch eine gewiſſe Gerechtigkeit darin, daß nicht an die von Geburt fürſtlichen Perſonen, welche den Zug mitgemacht hatten, die Regierung überkam, ſondern an einen aus der Mitte der Ritter, welche am meiſten Antheil genommen, den Herzog von Lothringen, der ja ſeine fürſtlichen Titel in Deutſchland, wie

*) Sybel Geſchichte des erſten Kreuzzuges. S. 210.

Digitized by Google

jetzt in Paläſtina nur ſeinem guten Schwerte verdankte.

Die Entdeckung eines neuen Welttheiles und die Eröffnung Innerasiens für europäiſchen Handel und Cultur hat 400 Jahre ſpäter zwar eine größere Bewegung der Völker hervorgebracht; allein gewiß nicht den Enthuſiasmus erzeugt, unter deſſen wohlthätigem Einfluſſe von nun an das Leben der europäiſchen Völker ſich zu geſtalten anfieng. Die chriſtliche Welt hatte jetzt eine beſtimmte Aufgabe erhalten. Das deutſche Kaiſerreich, durch ſeine Verbindung mit Italien den Continent beherrſchend, mußte jetzt ſelbſt einem höheren, das heilige römiſche Reich dem ſacroſancten Königreiche weichen. Der Vertheidigungskrieg, den die chriſtlichen Völker bis jetzt gegen die moslemiſchen führten, verwandelte ſich in einen Schutz und Angriffskrieg zugleich. *) Durch die Beſitznahme von Edeſſa, Antiochia und Jeruſalem war das moslemiſche Afrika von Aſien abgeſchnitten oder ſtand doch auf dem Punkte es zu werden. Verſtand ein Römiſcher Kaiſer ſeine Aufgabe, ſo ließ er die Frage über Inveſtitur fallen und eilte der ſchönſten Laufbahn nach, die ſich jetzt wieder erſchloß, die ſchon Karl der Große in Spanien betreten, und anſtatt wie es ſpäter geſchah auf den roncaliſchen Gefilden das römiſche Recht zu proclamiren, konnte er das römiſche Reich wieder herſtellen, wie es einſt in 3 Welttheilen beſtanden war. Eine neue Geſchichte hub an, ein neuer Abſchnitt in dem Leben der Völker begann. Alexander VI., als er durch den Vertrag von Tordeſillas einen Meridian als Gränzlinie zwiſchen den Beſitzungen der Portugieſen und der Spanier zog, konnte nicht erfreuter geweſen ſeyn, als Urban II., wie er die Kunde vernahm, der von ihm bewegte Zug habe den Boden von Paläſtina erreicht, im Kampf das hl. Grab befreyt, die Herrſchaft des chriſtlichen Namens wieder in Aſien begründet, Jeruſalem, das die Griechen verloren, ſey von den Lateinern umſchloſſen, belagert, der Eroberung nahe.

Allein weit entfernt, daß dieſe Flamme im Stande geweſen wäre, auch Deutſchland für die allgemeine Sache zu entzünden, vergeudete dieſes Land nicht nur noch lange ſeine beſte Kraft in fruchtloſem Kampfe um die Rechte kaiſerlicher oder prieſterlicher Gewalt, ſondern es erhebt ſich auch ſpäter, regelmäßig erſt dann für die Vertheidigung der gemeinſamen Eroberung, wenn die Abhülfe zu ſpät, Edeſſa oder Jeruſalem gefallen iſt, bis zuletzt das Kaiſerthum ſelbſt mit Urſache wird an dem Verderben des chriſtlichen Aſien und die Schuld des Verſäumniſſes noch früher büßt, als durch dasſelbe der gänzliche Verfall des ſchlecht gehüteten Palladiums eingetreten war.

Urban II. hatte gleich bey ſeinem Regierungsantritte dem Biſchofe Gebhard von Conſtanz aus dem Geſchlechte der Herzoge von Zähringen umfaſſende Vollmachten über die Anordnung der kirchlichen Zuſtände ertheilt. Er ſchrieb ihm, daß er nach dem Rathe der Cardinäle über Heinrich und Guibert den bereits früher verhängten Bann beſtätigt und damit auch noch beſonders alle diejenigen belegt habe, welche, mit Waffen, Geld, Rath oder Unterwerfung (obedientia) von dieſen oder ihren Anhängern geiſtliche Weihen oder Würden empfangen hätten. Alle diejenigen, welche mit den Obigen Umgang pflögen, ſollten zwar nicht dem Banne verfallen, aber doch auch nicht ohne Buſſe und Abſolution in den Schooß der Kirche aufgenommen werden. Und auch hiebey ſolle ein Unterſchied gemacht werden, je nachdem Jemand freywillig und abſichtlich oder gezwungen ſich an jene angeſchloſſen und mit ihnen Umgang gepflogen habe. In Bezug auf die Cleriker, welche von excommunicirten Biſchöfen geweiht worden, fällte der Papſt kein definitives Urtheil, indem ein ſo allgemeines Uebel auch nur durch eine allgemeine Synode geheilt werden könne. Vorläufig beſtimmte er nur, daß wenn auf keiner Seite Simonie mituntergelaufen, die Cleriker von rechtmäßigen und nur ſpäter dem Banne verfallenen Biſchöfen ordinirt worden waren, ſich durch ihre Sitten und Kenntniſſe

*) Videmus — ſchrieb P. Paſchal an das ſiegreiche chriſtliche Heer in Aſien — christianae fidei hostes, christiani populi oppressores — manu vestra partim contritos, partim — effugatos, videmus orientalem ecclesiam post longa captivitatis tempora magna ex parte ad antiquam libertatis gloriam rediisse. — Renovavit Dominus, antiqua miracula ut in uno mille et in duobus X millia persequeretur. Mansi XX p. 979.

Digitized by Google

beſonders auszeichneten, ſie in den Graden der Ordination verbleiben ſollten, die ſie empfangen hatten, es müßte nur ein ganz beſonders dringendes Bedürfniß und ihr untadelhafter Wandel eine Ausnahme geſtatten oder hervorrufen. Auch wie es in dem Falle gehalten werden ſollte, beſtimmte der Papſt, wenn ein Cleriker nach der Weihe ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hatte, ſorgfältig hinzuſetzend, daß er nur den Standpunkt der Kirche nicht den des Reiches im Auge habe. Indem er aber den Biſchof zu ſeinem Legaten in Sachſen, Bayern und den anliegenden Ländern ernannte, empfahl er ihm beſonders die Obhut über die Abteyen Reichenau und St. Gallen, über die Bisthümer Chur und Augsburg, ſoweit das Anſehen des Biſchofs von Paſſau nicht ausreichen würde. *)

Es war dieß ein Verſuch in das Chaos der Ideen und der politiſchen Verhältniſſe, wie es in Deutſchland entſtanden war, Ordnung zu bringen. Man ſieht deutlich, daß der Papſt den kirchlichen Standpunkt feſtzuhalten ſich bemüht, offenbar um die Verwirrung durch dieſe beſtimmte und ſtrenge Unterſcheidung in der Hauptſache zu löſen. Dasſelbe tritt auch in den Entſcheidungen hervor, welche er auf die Anfragen Pibo's des Biſchofs von Toul i. J. 1099 ertheilte. Mit der rückſichtsloſeſten Strenge wird an der Verdammung der Simonie feſtgehalten. Wer für geiſtliche Würden etwas gäbe oder empfange, ſolle abgeſetzt werden. Diejenigen, welche ſich vom Subdiaconate an, mit Weibern befaßt hatten, ſollten von aller geiſtl. Weihe, Würde und Pfründe entfernt, die Biſchöfe, welche ihrer Verkehrtheit beygeſtimmt, mit dem Interdicte belegt werden. Die Söhne von Prieſtern ſollten vom Dienſte des Altars ausgeſchloſſen werden, wenn ſie nicht in Klöſtern die Probe eines frommen Wandels beſtänden. Wenn ſolche nach dem Subdiaconate noch Weiber genommen, ſey ihnen Amt und Ehe zugleich unterſagt. Den Prieſterſöhnen aber, die die Sünden ihrer Väter mit den Gütern der Welt ablegten um der Religion und Wiſſenſchaft willen, ſolle der Weg zu den kirchlichen Ehren offen ſtehen. Biſchöfe oder Cleriker, die als Simoniſten bekannt

*) Harzh. III. pag. 210. 211.

ſeyen, müßten gänzlich von den hl. Aemtern und Pfründen entfernt werden. In den Kirchen, welche von ſolchen Simoniſten geweiht worden, ſollten die Altäre umgeſtürzt und ſie von katholiſchen Biſchöfen geweiht und geſalbt werden. *)

Es iſt bemerkenswerth, daß hier einerſeits die äußerſte Strenge, anderſeits aber die möglichſte Milde geübt wurde. Nicht dadurch wurde der Clerus ein politiſcher Stand, daß das Cölibat ihm auferlegt wurde; ſondern im Gegentheile würde er es erſt dadurch geworden ſeyn, wenn er ſich verheirathet und die kirchlichen Pfründen in ſein Eigenthum umgewandelt hätte, wozu er wirklich bereits im beſten Zuge war. Die Maßregeln, welche die Päpſte von Clemens II. an ergriffen, zerſtörten dieſe Anlage zum Kaſtenweſen um dem geiſtlichen Stande eine freye Wirkſamkeit zu bereiten. Jetzt aber wurde in das vorhandene Mißverhältniß eingelenkt und den Prieſterſöhnen einerſeits ein Ende gemacht, indem anderſeits dieſen ſelbſt der Weg zur Kirche wieder eröffnet wurde.

Werfen wir aber jetzt die Frage auf, in wie ferne in dem Pontificate Urbans II. eine Abweichung von dem Principe Gregor's VII. zu entdecken war, ſo iſt dieſe Frage vorzüglich durch das Verhalten Gebhards zu entſcheiden, den ja Urban II. ſelbſt das Werk ſeiner Hände nannte und der eben deßhalb auch wohl als das treueſte Abbild ſeines eigenen Strebens gilt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Harzh. III. p. 224.

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Schluß.)

Von dem Hrn. P. Flourens in Paris:

Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses. Paris 1843. 4.

Digitized by Google

Von dem Hrn. Dr. Joclix in Paris:

Revue étrangére et françoise de législation, de jurisprudence. Decbr. 1843, Jan. et Fevr. 1844. Paris. 8.

Von dem Hrn. Raffaele Gargiulo, Profeſſor in Neapel:

Osservazioni su di un quadruse creduto vero-antico da loro, mentre lo é falso-moderno. Napoli 1843. 8.

Von den Hrn. Prof. van der Hoeven en de Vriese in Leyden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en Physiologie. Thl. 10, St. 4. Leiden 1843. 8.

Von dem Hrn. Baron d'Hombres Firmas, Corresp. de l'institut à Paris:

Suite des mémoires et observetions de Physique et d'Histoire naturelle. 8.

Observations sur la Terebratula Diphya. 8.

Von dem Hrn. Dr. Giovanni Labus in Mailand:

Antica romena via del Sempione nuovamente asservata etc. Milano 1840. gr. 4.

Intorno alcuni monumenti epigrafici gentileschi e cristiani scoperti etc. Milano 1842. 8.

Epigrafe Istriana. ib.

Von Hrn. Martens, membre de l'académie roy. de Bruxelles:

Note sur la passivité des métaux. Brux. 1843. 8.

Recherches sur les causes de la mort naturelle. ib.

Von dem Hrn. Giulio Minervini in Neapel:

Il mito di Ercole di Sole illustrato etc. Napoli 1842. 4.

Durch und von dem Herrn Moreau de Jonnés in Paris:

Statistiqua de la France. Administration publique. fol.

Population de la France, comparée à celle des autres états de l'Europe. Paris 1842. 8.

Statistique des Céréales de la France. Le Blé; sa culture, sa production, sa consommation, son commerce. Paris 1843. 8.

Aperçu statiatique sur la vie civila et l'économie domestique des Romains, au commencement du quatriéme siécle de notre ére. Paris 1842. 8.

Statistique des Crimes commis en Angleterre en 1842. Paris 1843. 4.

Von dem Hrn. M. v. Ouwaroff in Petersburg:

Etudes de Philologie et de Critique. St. Petersb. 1843. gr. 4.

Durch Hrn. Baron v. Reiffenberg in Brüſſel:

Légende de Barleam et de Josephat. Bruxelles 1843. 8.

Notice sur quelques manuscrits relatifs à la Belgique. ib.

Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du Gouvernement. T. II. ib. 4.

Von dem Hrn. Edward Sabine, Lieut. Colonel in London:

Observations on days of unusual magnetic disturbance etc. Part. I. 1840 — 1841. London 1843. 4.

Vom Hrn. Friedrich Selner, k. k. Kreis-Sekretär in Elbogen:

Syſtematiſche Darſtellung aller über das Straſſenweſen und die Eiſenbahnen beſtehenden k. k. öſterreichiſchen Geſetze und Verordnungen. Karlsbad und Elbogen 1843. 8.

Vom Hrn. Dr. Wackenroder, Hofrath und Prof. in Jena:

Ausführliche Charakteriſtik der wichtigen ſtickſtoffreyen organiſchen Säuren. Jena 1841 gr. Fol.

Chemiſche Tabellen zur Analyſe der unorganiſchen und organiſchen Verbindungen. I. Thl. unorganiſche Verbindungen. Taf. I — XIV. Jena 1842. 43.

Durch Hrn. Prof. Elie Wartmann in Genf:

Expériences sur la noncaloricité propre de l'électricité. — Bulletin des séances de la société Vaudoise des sciences naturelles. No. 1 — 5. 8.

Vom Hrn. Dr. Wattmann, k. k. Reg. Rath u. Prof. in Wien:

Sicheres Heilverfahren bey dem ſchnell gefährlichen Lufteintritt in die Venen und deſſen gerichtsärztliche Wichtigkeit. Wien 1843. 8.

Vom Hrn. Franz. Zantedeſchi, Prof. in Venedig:

Relazione storico-critica sperimentale sull' Elettro-Magnetismo. Venezia 1840. 8.

Lettera al sig. Ambrogio Dott. Fusinieri, Induzione dinamica attraverso involucri e diaframmi di ferro. 4.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.
Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zuſtände in Deutſchland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Erſt machte ſich der Einfluß der neueren und beſſeren Richtung, die durch Leo IX. entſtanden war, auch hier wieder ſiegreich geltend. Denn Gebhard von Conſtanz war ein Zögling des Kloſters Hirſau, das durch das Anſehen Leo's IX. wieder hergeſtellt worden war, und deſſen Begründer Abt Wilhelm, als er im Jahre 1091 ſtarb, nicht nur den Ruhm eines ausgezeichneten Ordensſtifters, ſondern auch eines bedeutenden Gelehrten hinterließ *). Indem Gebhard mit großem Eifer die kirchliche Disciplin aufrecht erhielt, ſuchten die Anhänger der Kirche Heinrich IV. zur Ausſöhnung mit der Kirche zu bewegen. Da ſie aber als erſte Bedingung Aufgeben Guiberts und ſeines Anhanges geſtellt hatten, ſo fand dieſes bey ſeiner Parthey einen ſo entſchiedenen Widerſtand, daß die Unterhandlungen abgebrochen wurden und Heinrich noch einmal das Glück der Waffen in Italien verſuchte. Als durch die Entfernung des Kriegsſchauplatzes wieder eine freyere Bewegung entſtand, konnte man ſchnell ſehen, wie eigenthümlich der Geiſt jener Zeit ſich zu entwickeln dränge, indem gerade jetzt die früher erwähnten Genoſſenſchaften ſowohl der Geiſtlichen und Mönche zu einem gemeinſamen Leben, als auch ſelbſt der Bauernmädchen in den einzelnen Dörfern entſtanden und die allgemeine Bewegung Männer und Frauen in großer Anzahl zu den Klöſtern trieb. Iſt der Einfluß Gebhards auf dieſe Genoſſenſchaften weniger nachweisbar als wahrſcheinlich, obwohl ſie jedenfalls nicht das Werk eines Einzelnen, nicht etwas Gemachtes, ſondern durch die Einwirkung gar vieler Urſachen Entſtandenes waren, ſo iſt bei dem feſteren Anſchluß der kirchlichen Parthey unter ſich der Einfluß Gebhards unläugbar. Herzog Berthold von Zähringen, Bruder Gebhards, wurde an die Spitze geſtellt, eine Verbindung zwiſchen Alemannien und Sachſen eingeleitet, und als die Fürſtenverſammlung wegen einer Hungersnoth 1092 nicht zu Stande kam, wurde im nächſtfolgenden Jahre der Fürſtentag zu Ulm gehalten. Iſt es für die deutſche Geſchichte von Wichtigkeit, daß hier ein großer Gottesfriede beſtimmt und nicht bloß über die Kirchen, deren Güter und Unterthanen, ſondern auch über die Kaufleute ausgedehnt wurde, ſo iſt es für den Geiſt der Zeit nicht minder wichtig, daß erſt Herzog Berthold und dann auch Herzog Welf der Aeltere dem päpſtlichen Legaten und Biſchof von Conſtanz ſich durch das Handgelöbniß zu Vaſallen (des hl. Petrus) erklärten. Erſt dadurch gewinnt, was gewöhnlich von dem Plane Gregor's VII. geſagt wird, ſeinen wahren Aufſchluß. Den raſtloſen Gegnern der Kirche gegenüber ſollte eine

*) Bert. ad a. 1091.

Digitized by Google

gleiche Militia zu ihrem Schutze und Dienſte geſchaffen werden, welche, wenn auch freywillig, doch durch feſte Bande ſich hiezu verpflichtete. Welche konnten aber hiezu paſſender erſcheinen, als diejenigen, deren ſich bisher die Könige bedient hatten, um die Diener der Kirche dieſer zu entfremden und von ſich abhängig zu machen? Da König Alfons von Caſtilien, der unerſchrockene Vertheidiger des chriſtlichen Spaniens gegen die Morabethen ſich unter den Gehorſam des Abtes von Clugny geſtellt hatte, um dadurch des himmliſchen Schutzes ſicher zu ſeyn, die freywillige Unterwerfung unter einem geiſtlichen Oberen zur Erreichung der höheren Lebenszwecke eben ſo allgemein verbreitet, als den Begriffen des Chriſtenthums angemeſſen war, deſſen erhabener Begründer ja ſelbſt ſeinem himmliſchen Vater gehorſam war, bis zu dem Tode am Kreuze, ſo vermag man ſolche Thatſachen viel einfacher und dem Geiſte jener Zeiten angemeſſener zu erklären, als dieſes im Lichte einer Denkungsart geſchehen kann, die alles aus den Motiven der Politik, der Herrſchſucht und ähnlichen Triebfedern gemeiner Seelen herzuleiten ſucht.

Als jetzt Hunger und eine ungemeine Sterblichkeit ſich einſtellten, trug auch dieſes bey, das Anſehen der Kirche zu vermehren, indem die Vergänglichkeit alles irdiſchen Treibens vor die Augen gerückt ward. Tauſende ſöhnten ſich mit der Kirche aus; im Elſaß kamen haufenweiſe die Ritter und älteren Perſonen zu dem Magiſter Mangold von Lutenbach, verſprachen dem Papſte Treue und ſagten ſich von ſimoniſtiſchen und beweibten Prieſtern für alle Zeiten los. Als nun unter einem Zuſtrömen von Biſchöfen, Geiſtlichen und Layen, wie ſeit der längſten Zeit nicht mehr ſtatt gehabt hatte, P. Urban II. das berühmte Concil von Piacenza hielt und auf dieſem durch beſondere Beſchlüſſe die Gewiſſensunruhe derjenigen ſtillte, welche durch Umgang mit Excommunicirten ſelbſt der Excommunication verfallen waren; als gleiche Milde auch in Betreff derjenigen geübt wurde, die ohne ihr Wiſſen und ihre Schuld von Simoniſten ordinirt worden waren, ſo vermochte das Verbot der Simonie, des Concubinates der Prieſter und der Beywohnung bey ihren geiſtlichen Verrichtungen deſto tiefere Wurzeln

zu faſſen. Würdig ſchloß ſich Urban II. an Gregor VII. an und was dieſer begonnen, hat jener vollendet. In gerechter Würdigung des urſprünglichen Verdienſtes traf es ſich gerade in dieſem merkwürdigen Jahre, daß Lutolf, Leo's IX. geiſtlicher Sohn und Decan zu Toul, in dieſer Stadt Kirche und Kloſter zu Ehren dieſes Heiligen erbaute, der den gewaltigen Umſchwung ſeiner Zeit in ſtiller und einfacher Größe herbeygeführt hatte. Der Graf Hugo von Dachsburg hatte mit Beyſtimmung ſeiner Frau und ſeiner Erben aus Liebe zu ſeinem Verwandten, dem verklärten Papſte, die nothwendigen Güter zur Erbauung und Dotirung des Kloſters, der Biſchof Pibo für die Kirche und das Armenſpital den Altar des hl. Leo übermacht. Urban II. aber hatte das ſeltene Glück, nach Beſiegung der beyden mächtigſten Gegner der Kirche, Heinrichs und Guiberts, durch ſeine Beſtätigungsurkunde (1095) denjenigen der Schaar der Auserwählten zuzuzählen, deſſen Nachfolger er ſelbſt war und in deſſen Geiſte Gregor VII. zu wirken erklärt hatte, welcher ſelbſt ihn als den würdigſten zum dereinſtigen Papſte beſtimmt hatte.

Allein in dieſem Augenblicke trat wieder eine jener ſchnellen und außer aller Berechnung ſtehenden Veränderungen ein, die in der Geſchichte ſolcher Kämpfe ſo häufig ſich ereignen. Da die Ehe des jungen Welfs mit der viel älteren Großgräfin nicht zu eigentlichem Vollzuge gekommen war, ſo entzog ſich jener ganz ſeiner Gemahlin. Der ältere Welf nahm für ſeinen Sohn Parthey gegen Mathilde und ſchloß ſich ſelbſt an K. Heinrich an, um durch dieſen die Gräfin zu zwingen, ihre Güter ſeinem Sohne abzutreten. Allein unvermögend ihre Abſicht zu erreichen kehrten die Herzoge nach Deutſchland zurück und erhielten nun aufs Neue von Heinrich IV. ihre Beſtätigung in der herzoglichen Würde von Bayern. Italien blieb Mathilden und K. Konrad überlaſſen, welcher ſich auf die Normannen ſtützte und die Tochter des Herzogs Roger, des Eroberers von Sicilien, in Piſa als ſeine Braut empfieng. Der Ausſöhnung mit dem Welfen folgte der Streit um die Erbſchaft des alten Azzo, des Vaters des älteren Herzogs, der mit ſeinen Stiefbrüdern um die Erbſchaft kämpfte, nach und es ſah nun auch K. Heinrich

Digitized by Google

ſich genöthigt, aus Italien zu entweichen, und da P. Urban auch den Beſitz von Rom erlangt hatte, den Gegenpapſt in Ravenna ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Aber noch einmal lächelte ihm das Glück. Wohl ehe die Nachricht von der Eroberung Jeruſalems nach Rom gekommen war, 14 Tage, nachdem die Stadt in die Hände der Chriſten gefallen, ſtarb Urban II. 29. Juli 1099; der Eifer der kirchlich Geſinnten fieng an zu erkalten, ſo daß ſelbſt Mönche, die früher auf das lebhafteſte die Sache der Kirche vertheidigt, ſich auf die entgegengeſetzte Seite wandten. Ein neuer Zug der Guibertiner fand gegen Rom ſtatt und Guibert hoffte von Sutrium aus die Römer wieder für ſich zu gewinnen, als ihn nach ſo vielen und großen Verwirrungen, die er hervor gerufen, der Tod in ſeiner Sünden Blüthe überraſchte. Allein der Schlag, den Heinrich dadurch erlitten, ward aufgewogen, als K. Konrad im nächſtfolgenden Jahre 1101 durch die Tröſtungen der Kirche geſtärkt ſein Leben beſchloß und nun Mathilde allein aufs Neue Widerſtand leiſtete. Allein es war dieſes auch nur das Spiel des Glückes; denn bald zeigte ſich, zu welchen Dingen den unermüdlichen Verfolger der Kirche die ſtrafende Vorſehung aufbewahrt hatte.

Heinrich hatte, als ſein älteſter Sohn von ihm abgefallen war, die Fürſten ſeiner Parthey vermocht, theils freywillig, theils widerſtrebend in die Wahl ſeines jungen Sohnes Heinrich V. zu ſeinem Nachfolger einzugehen. Er ſelbſt aber hatte dieſem einen Eid *) abgenommen, weder nach der Herrſchaft noch nach ſeinen Gütern gegen ſeinen Willen zu ſtreben. Als aber der junge Heinrich fürchtete, er möchte bey dem Widerwillen der Deutſchen gegen ſeinen Vater zuletzt in deſſen Schickſal verwickelt werden und der Krone verluſtig gehen, ſo verließ er unvermuthet den König und ließ ſich, durch Bitten und Thränen des troſtloſen Vaters unbewegt, zum Könige der Deutſchen ausrufen. Bald zeigte ſich jedoch der Unterſchied zwiſchen dem Abfalle Konrads und der Empörung ſeines jüngeren Bruders. Während der eine aus Abſcheu gegen die Laſterhaftigkeit ſeines Vaters, deren Zeuge und Genoſſe er wider Willen hatte werden müſſen, und im Gefühle des Unrechtes der Verfolgung gegen die Kirche auf der begonnenen Laufbahn umkehrte und die Pflichten auf ſich nahm, die ſein Vater zu erfüllen verſchmähte, tritt bey Heinrich V. die weltliche Berechnung, die Furcht, die Krone zu verlieren und die Erhebung eines andern königlichen Geſchlechtes erleben zu müſſen, in den Vordergrund. Außer ſeinem Abfall, von welchem wenigſtens ſo viel anerkannt werden muß, daß die Bande des Gewiſſens noch ſtärker ſind als die Bande der Natur, iſt von Konrad keine That bekannt, die direct gegen ſeinen Vater gerichtet geweſen wäre. Heinrich V. begnügte ſich aber nicht, den Eid zu brechen, ſondern umgarnte ſeinen Vater auch ſo ſehr mit einem Truggewebe **), daß der alte Fürſt ungeachtet aller ſeiner ſchweren Unthaten das Mitleiden ſelbſt derer rege macht, welche dieſe mit gerechtem Unwillen erfüllen. Allein es liegt eine gewiſſe Sühne darin, daß Heinrich IV., nachdem er 50 Jahre lang die Welt in der furchtbarſten Zerrüttung erhalten, noch von dem rächenden Arme der Vorſehung ereilt und durch diejenigen beſtraft wurde, denen er ſelbſt im Leben am nächſten ſtand und von denen er dem Laufe der Natur zufolge nur Gutes zu erlangen berechtigt war. Die Genugthuung, welche der apoſtoliſche Stuhl hiedurch erlangte, ward aber zum vollen Triumphe, als Heinrich IV. von ſeinem Sohne umgarnt, verrathen und mißhandelt keinen anderen Ausweg mehr erblickte, als „an den römiſchen Papſt, und die heilige und allgemeine Kirche und den Stuhl von Rom" zu appelliren **). Allein, wollte Heinrich dadurch die Kaiſerkrone retten, ſo vergaß er, daß nach ſo maßloſem Aergerniß, ſo

*) A quo ne et ipse abiret in viam fratris sui jusjurandum accepit videlicet ne unquam se vel de regno vel de praediis patris eo vivente (nisi forte ex consensu ipsius) intromitteret. Historia de vita Henrici IV. Imp. ap. Urstuisium I. p. 386.

*) Siehe den Brief Heinrichs an den König Philipp von Frankreich bey Sigebert, chron. ad. a. 1106.

**) Damit ſchließt das Schreiben Heinrichs an ſeinen Sohn.

vielfältiger Excommunication und ſo geringer Buſſe *) von ſeiner Seite die Kaiſerkrone der mindeſte Preis war, um den er zum Heile ſeiner Seele die Ausſöhnung der Kirche erlangen konnte.

In wenigen Jahren ward die Welt eine andere, indem raſch nach einander alle ſtarben, die an der Spitze des Jahrhunderts geſtanden. Ein Papſt, würdig ſeinen Namen als glänzenden Ring der großen Kette ausgezeichneter Häupter der Chriſtenheit einzuverleiben; ein König Lombardiens in jugendlichſtem Alter und in den ſchwerſten Kämpfen zwiſchen Pflicht und Natur begriffen und wahrſcheinlich aufgezehrt durch das drückende einer Stellung, die ihm erſt den Kampf gegen den Vater, dann auch gegen den Bruder gebot; ein deutſcher König, der unglücklichſte Mann in vielen Jahrhunderten von Zeitgenoſſen wie von Todten, und zwar noch an der Schwelle des Grabes von Allem ausgeſchloſſen, was die Kirche den Ihrigen als Segnung, als Preis der Lebensmühen, als frohes Ende nach ſiegreichem Kampfe den Streitern eröffnet, ſelbſt Urheber der furchtbarſten Zerrüttung, die das Abendland bisher geſehen, und endlich ihre Beute; noch vor dieſem ein Gegenpapſt, das eidbrüchige Werkzeug in der Hand eines meineidigen Königs, mit den entſetzlichſten Anathemen belegt und mit dieſen noch den feſt bindend, der ihn zur Zerrüttung der Völker auf die hohe Stelle erhoben, die er ſchändete, hervorragend nur durch ſeine Erbärmlichkeit wie durch den Gegenſatz zu den großen Päpſten, die er bedrängte, und als warnendes Beyſpiel für alle, welche von dem Phantom einer Nationalkirche bethört, ſich dienſtbefliſſen dem Ehrgeize und der Herrſchſucht in maßloſer Verblendung zum Schemmel darbieten. Dagegen hatte Urban ſeine irdiſche Laufbahn beendigt, als das hohe Ziel erreicht worden, zu deſſen Erkämpfung er die Kraft des Occidents aufgeboten; als ein neues Reich, das heiligſte von allen, gegründet und dem tüchtigſten Manne anvertraut worden war; nach Bezwingung der äußern Feinde des Chriſtenthums, nach Ueberwältigung des größten einheimiſchen Gegners, vollendend in der einen wie in der anderen Beziehung, was ihm von ſeinen Vorgängern als erbliche Aufgabe hinterlaſſen worden war. Sechs Concilien hatte Urban II. in Perſon gehalten, in Piacenza, Clermont, Guaſtalla, Melfi, Rom und Troja. Verbannung und Verfolgung und durch die übergroßen Anſtrengungen ein frühzeitiger Tod waren ſein Antheil geworden. Aber ausgerüſtet mit Kraft und Unerſchrockenheit und geſchmückt mit einer Gelehrſamkeit und Beredſamkeit, die das Zeitalter bewunderte, vermochte er demſelben eine bleibende Richtung zu geben, das Schisma aufzuhalten, die unwürdigen Könige von Deutſchland und Frankreich zu demüthigen, die im Glauben wankenden Länder an den römiſchen Stuhl wieder zu ketten, den Occident gegen den Orient zu führen. Wie tief ſinkt Heinrich IV., oder Philipp von Frankreich oder Wilhelm von England vor ihm, deſſen Beredſamkeit die Völker ihrer Heimath entrückte, um ſie im heiligen Kampfe ihre Sünden abbüßen zu laſſen, und die Chriſten zur Erkenntniß der Zwecke ihres Daſeyns zu bringen. Der Stempel der Begeiſterung, den die großartigſten Schöpfungen des Mittelalters an ſich tragen, iſt ſein Werk und man muß geſtehen, nur ein ungewöhnlicher Mann war ſolches zu leiſten im Stande. Mit ihm ſchließt ſich das eilfte Jahrhundert. Wahrlich mit weiſer Fügung; denn das beſte, was dasſelbe an glänzenden und lieblichen Perſönlichkeiten hervorgebracht, fand ſich noch in ihm vereinigt, in ſtrenger Conſequenz die äußerſte Milde, mit dem feſteſten Glauben die tiefſte wiſſenſchaftliche Kenntniß, eine bewunderungswürdige Gabe, die Menſchen zu gewinnen und eine Verachtung der Eitelkeiten der Welt, wie ſie einerſeits dem Papſte und dem Leiter der Chriſtenheit, andererſeits dem beſcheidenen Mönche von Clugny ziemte.

(Schluß folgt.)

*) Man ſehe in dieſer Beziehung das Schreiben Heinrichs an P. Paſchalis (Mansi XX. p. 1202) und urtheile dann, in wie fern es ihm wirklich Ernſt ſeyn mochte mit der Unterwerfung unter die Kirche.

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 52.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September
Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zuſtände in Deutſchland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Schluß.)

Stand Urban in letzterer Beziehung ſeinen Vorgängern Leo IX. und Gregor VII. gleich, ſo muß noch in Bezug auf ihn hinzugeſetzt werden, daß nur ſelten die Tugenden eines Mannes bey denen, die ihn überlebten, einſtimmigere Anerkennung gefunden haben *), als bey Urban II. In der Erwägung ſeiner Verdienſte wird aber ein beſonnenes Urtheil nicht vergeſſen, was ſeine erlauchten Vorgänger begonnen und in ſchweren Kämpfen begründet, und was er in gleich dornenvoller Bahn zu Ende gebracht. Der höchſte Wunſch Gregor's VII. gieng unter ihm in Erfüllung und während dieſer unerſchrockene Vertheidiger der Freyheiten chriſtlicher Civiliſation vor dem Joche der Willkühr ſein Leben in der Verbannung beſchloß, ſtarb Urban II., nachdem er ſeinen Gegner in Rom zur Ruhe gebracht, in der Stadt der Apoſtel und wurde ſein Leichnam in der Nähe des Gründers der römiſchen Kirche beerdigt. Sein Grab war noch ſpät die Zufluchtsſtätte Gläubiger und Hülfe ſuchender, da durch wunderbare Heilungen die Glorie offenkundig zu werden ſchien *), die der Sohn des himmliſchen Vaters denen verhieß, die Ihn lieben.

Ferne von Allem dem, was ihm auf Erden theuer geweſen, unausgeſöhnt mit der Kirche, von ſeinem Sohne verlaſſen, von ſeinem Weibe getrennt, ohne Macht, ohne Anſehen, von der Hand des Geſchickes getroffen hatte Heinrich IV. geendigt. Ein Spielball der Partheyen in ſeiner Jugend, ausgelaſſen im reifen Alter, ein Mann erſt in der Verfolgung der Kirche, war er der Mittelpunkt eines Streites geworden, der Deutſchland um ſeine ſchönſten Blüthen brachte und zu dem ſchönen Morgen, der unter ſeinem Vater geleuchtet hatte, den garſtigſten Abend fügte. An ihm lag es nicht, wenn Deutſchland von feilen und wollüſtigen Pfaffen geleitet, um alle Möglichkeit ſeiner Entwicklung gebracht, die Beute eines Deſpoten wurde, der kein Recht kannte, als ſeine wechſelnden Launen. Der gänzliche Mangel an ſittlichem Gehalte, der beyſpielloſe Mangel an Rechts= und Sittlichkeitsgefühl weiſen, ganz abgeſehen von allen kirchlichen Streitigkeiten, Heinrich einen Rang unter jenen unglücklichſten Fürſten an, die dem Leben keine höhere Seite abgewinnen können und deren Exiſtenz zur Plage ihrer Zeit wird. Das Bübiſche, das den Beginn ſeines kirchlichen Streites bezeichnet, zieht ſich durch ſein Privatleben hindurch, und läßt ſelbſt

*) Siehe darüber Mabillon vie d'Urbain II. Ouvrages posthumes III. S. 327 etc.

*) Mabillon p. 329.

Digitized by Google

dann keine Achtung aufkommen, als an die Stelle ſeiner früheren Thaten die tiefen Leiden einer durch Erfolgloſigkeit ihres Strebens ſchwer gedrückten ſtolzen Seele treten. Während wir gerne hoffen, er werde im andern Leben die Ruhe gefunden haben, die er hier ſich und andern raubte, vermögen wir in dem Schickſale, das den Todten traf, nur die gerechte Warnung für die, die ſeine Wege wandelten, nur die natürliche Folge ſeines eigenen Treibens zu erblicken. Seine Leiche wurde auf Befehl der Fürſten aus geweihter Stätte herausgenommen und auf eine Inſel der Maas gebracht. Das Schweigen des Bannes wie des Todes umgab ihn. Kein Prieſter begieng hier das heilige Opfer; nicht Kind noch Frau weinten daſelbſt, keine Gruft wölbte ſich über ihn. Nur das goldene Geſtirn des Tages und die Himmelslichter der Nacht blickten in ihrem ruhigen Lauf auf den Sarg herab und die ſprudelnden Wogen vereinigten ihre Stimme mit dem ungeſtümen Toſen der Winde und dem lautloſen Zuge der Wolken. Ein Mönch, der aus Jeruſalem kam und zufällig das Geſtade der Inſel betrat, hielt endlich hier Wache und der Wanderer, der des Weges zog, vernahm ſeitdem bey Tage wie bey nächtlicher Weile Pſalmengeſänge für die Ruhe des Dahingeſchiedenen, welcher denen bereits ein Gegenſtand des Abſcheues geworden war, die er im Leben in Kampf und Streit geführt.

Schon früher, nachdem ſo viele ſeiner Anhänger eines elenden Todes geſtorben, war auch Guibert (Clemens III.) plötzlich geſtorben, ohne Genugthuung, in ſeiner Sünden Blüthe. Schon in den Zeiten des Cadalous die Seele der Oppoſition gegen die reformatoriſche Richtung in der Kirche, war er von Heinrich als das tauglichſte Werkzeug erachtet worden, nicht ſowohl Gregor VII. gegenüber zu treten, als die Kirche in die Ketten des Königthums zu ſchlagen. Er hatte durch Annahme einer Würde, die ihm nicht gebührte und die er nur durch das Anſehen ſeines Beſchützers und in wie weit dieſes ausreichte, behaupten konnte, ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen. Sein Pontificat beſtand in der Theilnahme an Heinrichs verheerenden Römerzügen, in ſeiner Krönung zum Pſeudokaiſer, in der blutigen Bekämpfung rechtmäßiger Päpſte und wenn wir den Berichten ſeiner Gegner Glauben ſchenken dürfen, in Wegelagerung und ſimoniſtiſchem Treiben. Beſtimmt zu einer der denkwürdigſten Bewegungen in der Kirche, Zeitgenoſſe Gregor's VII., Victor's III., Urban's II. und zum Theil Paſchal's II. zu werden, blieb er ſelbſt von den ſtaunenswerthen Fortſchritten der Zeit unberührt und ward ſo der Nachwelt ein Denkmal, wohin hochmüthige Selbſtſucht führe. Gegen das Ende ſeines Lebens verlor er ſeine äußere Macht; er mußte aus Albano, dann aus Rom entweichen, ſuchte ſich noch um Rom zu halten, aber auch von hier vertrieben, flüchtete er ſich in das feſte Civita Caſtellana *) und ſtarb daſelbſt in ſolcher Verachtung, daß Pandulf der Piſaner nicht einmal den Tag ſeines Todes aufzeichnen wollte. Nachdem ſeine Gebeine in Ravenna beſtattet worden, wurden ſie ſpäter herausgeriſſen und verbrannt.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 20. Juli verlas Hr. Legationsrath v. Koch-Sternfeld den folgenden

Beytrag zur Geſchichte der Hexenprozeſſe in Teutſchland. (Aus Originalakten gezogen.)

Im Laufe des Jahres 1843 war zu Stuttgart und Tübingen bey Cotta erſchienen: „Geſchichte der Hexenprozeſſe; aus den Quellen dargeſtellt von Dr. Wilhelm Gottlieb Soldan, Gymnaſiallehrer zu Gieſſen." gr. 8. XII

*) Das iſt wohl das castellum Pandulfs (Mur. S. R. I. III. p. 355), weßhalb auch nachher Paſchal Civita Caſtellana beſtürmte. Jedoch kann es ſchon wegen des unten folgenden Erwähnung von civitas castellana nicht mit voller Beſtimmtheit behauptet werden. Im Gegentheile verſteht Cajetani in den Noten ad vitam Gelasii II. darunter das Kaſtell St. Angelo. n. 8.

und 512 S. In dieſem gelehrten und umfaſſenden Werke, wovon hier unten noch nähere Nachricht gegeben werden ſoll, werden auch die zu ſeiner Zeit im katholiſchen Bayern und Salzburg abgeführten, und mit ſehr blutigen Hinrichtungen begleiteten Hexenproceſſe beſprochen. Dieſe Erſcheinung veranlaßte uns, den Referenten, ein mit dem vorliegenden Gegenſtand zunächſt verwandtes hiſtoriſches Material, welches wir einſt, vor 30 Jahren, noch der Vernichtung entriſſen hatten, herauszuſuchen und davon umſtändlichere Kenntniß zu nehmen. Alſobald zeigte es ſich, daß Hr. Dr. Soldan ſeine Nachricht, in Beziehung auf Salzburg, aus einer Quelle geſchöpft hatte, die einſt, wiewohl ſehr bemeſſen und ſparſam, aus unſern Originalakten gefloſſen war, die er aber zum Theil mißverſtanden hat.

Die Identität und Rettung dieſer Akten anbelangend, müſſen wir uns zu bemerken erlauben, daß ſich zu Salzburg ſeit anderthalbhundert Jahren die geheimnißvolle Erzählung von einem Hexenmeiſter und Zauberer Jäkel, deſſen Schwarzkunſt und Regiment weit verbreitet, und deſſen großer Anhang endlich, wie er ſelbſt, durch Schwert und Feuer vertilgt worden waren, fortgepflanzt hatte. Beamte und Advokaten, welche Ref. ſchon in ſeinen Studienjahren dieſen Gegenſtand öfter beſprechen hörte, achteten aber jene Criminalakten um ſo mehr für vernichtet, als ſich zugleich die Nachricht erhalten hatte, daß das darüber, und über Jäkels Aburtheilung vom Hofrathscollegium an den Landesfürſten erſtattete Hauptreferat, aus triftigen Gründen nicht mehr aus dem Cabinet zurückgelangt ſey. — Als nun, im Jahre 1812, zu Salzburg in Folge der Regierungsveränderung in dem weitläufigen Dikaſterialbau die untern Räume zu andern Zwecken verwendet werden mußten, und hiebey die Reihe auch an die hinter eiſernen Thüren und Gittern wohl verwahrte, und ſeit mehr als hundert Jahren nicht wieder geöffnete „Hexenregiſtratur“ kam; ward deſſen das Gewölb von unten bis oben füllendes, zum Theil ſchon moderndes Material raſch auf Wägen geladen, und in die eine Meile entfernte Papiermühle abgeführt. Hier war es nun, wo Ref., von dem Vorgang unterrichtet, und eben von einer Commiſſionsreiſe zurückkehrend, alſobald den noch nicht in die Verſtampfung abgegebenen Reſt in Beſchlag nahm, und, nach eiliger Durchmuſterung der in völlige Unordnung gerathenen Gebünde eine Maſſe von ungefähr einem halben Zentner als ſein Eigenthum erklärte. Die ausgewählten Findlinge, ſämmtlich mit den Jahreszahlen 1677 — 1681 bezeichnet (mit einigen ſpätern Faszikeln), begriffen in der Hauptſache wirklich die Epoche des Zauberer Jäkels und ſeiner zahlreichen Genoſſenſchaft; es waren die damit abgeführten hochnothpeinlichen Protokolle und Urgichten. Andere Fragmente von Acten gaben übrigens die Gewißheit, daß die ſalzburgiſche Hexenregiſtratur nicht über das Jahr 1600 zurückreichte; welcher Umſtand ſich auch dadurch erklärt, daß erſt der Fürſtbiſchof Wolf Dietrich zu Ende des 16. Jahrhunderts dieſen ſogenannten Neubau erhoben, und daß früher die Bauernkriege und Feuersbrünſte in den Landesregiſtraturen tüchtig aufgeräumt hatten.

Indeſſen wir nun dieſe Papiere bey Seite legten, um ſie dereinſt, bey mehr Muße, als pragmatiſche Nachweiſe über die Sitten- und Rechtsgeſchichte des 17. Jahrhunderts durchzuleſen: erſchien im Jahre 1816 der achte Band der für Bayern und Salzburg gleich wichtigen Chronik von Salzburg vom Prof. der Jurisprudenz, Corb. Gärtner, als Fortſetzung der vom Dr. J. Th. Zauner, auch einem rühmlich bekannten Literaten, bis zum ſiebenten Band herausgegebenen Chronik von Salzburg. In dieſem achten Bande findet ſich nun S. 453 folgende Nachricht: „Am Rande der ſalzburg. Chronik von Schlachtner (c. 1730) wird mit einer neuern Handſchrift bemerkt, es ſeyen in dieſem Jahre (1676) viele Hexen und Hexenmeiſter hingerichtet worden. Wahrſcheinlich — (fügt Hr. Gärtner bey) war es eine Diebesbande, deren Mitglieder nebſtdem der Zauberey beſchuldigt wurden, wozu ſie ſich oft auch ſelbſt bekannten. Eben dieſe Bemerkung kömmt in der erwähnten Chronik noch hie und da vor. Es gab nämlich viel liederliches Geſindel im Lande.“

Der Verfolg dieſer Geſchichte wird jedoch zeigen, daß die genannten Schriftſteller, und wohl auch, aus erklärbaren Gründen, das Publikum ſelbſt

Digitized by Google

von der Sache nicht näher unterrichtet waren. Schlachtner, der kaum fünfzig Jahre nach jenen Vorgängen ſchrieb, hatte ſie wohl mit Bedacht nicht berühren wollen *).

Nachdem wir aber nun die vom Hrn. Dr. Soldan herausgegebene Geſchichte der Hexenproceſſe zur Einſicht erhalten und geleſen hatten: ſäumten wir nicht länger, unſer damit verwandtes Aktenſtück hervorzuſuchen und dasſelbe mit mehr Aufmerkſamkeit durchzumuſtern. Wir überzeugten uns hiebey, daß dieſes Materiale einer ſyſtematiſchen und vollſtändigen Durchführung unter der Hand eines gründlichen Forſchers für die teutſche Cultur-, Religions-, Sitten- und Rechtsgeſchichte jenes Zeitraums wohl werth wäre.

Inzwiſchen mögen nachfolgende Notizen unſern fragmentariſchen und ſummariſchen Befund näher würdigen laſſen.

Es ſind ungefähr 80 Individuen, welche in den vorliegenden Originalakten wegen Hexerey und Zauberey verdächtigt auftreten, und größtentheils zu Salzburg, nur einige davon bey den äußern Pfleggerichten, zu Verhaft gebracht waren.

Das gerichtliche Verfahren betreffend, ſo wurden die Inquiſiten vorderſamſt am ganzen Leibe genau beſichtigt. Und wirklich entdeckte man faſt bey Allen, den Körper vom zuvor geſchornen Kopf bis zur Ferſe beſchaut, mannigfaltige Merkmale, Narben, Einſchnitte, mit Pulver und Farben vollbrachte Tatowirungen u. dergl. Hierauf ward der alſo „Beinzüchtigte“ vorerſt in das gütige Verhör genommen (extra locum torturae), was gewöhnlich keinen Erfolg hatte. Sofort zum peinlichen Verhör in die Folterkammer ſelbſt eingeführt (intra locum), und nachdem nach kurzem Sträuben einige Ruthenſtreiche ihre Wirkung nicht verfehlt hatten, bekannten die Inquiſiten alſobald, und in ihren Ausſagen völlig gleich lautend, daß jene Abzeichen vom Zauberer Jäkel herrührten, daß ſie ſeine Genoſſen wären, und daß ſie ſich ihm und dem Teufel auf Leib und Leben, auf Seele und Seligkeit ergeben hätten. Gewöhnlich habe er ſie an der linken Hand, dort dem Herzen näher, eingeſchnitten, und mit dem Blut ihre Namen in ein Buch oder auf Zetteln geſchrieben und ſo den „Pakt“ vollbracht. Faſt Zweydrittheil dieſer Verſtrickten beſtanden aus Buben und Jungen von 10 bis 16 Jahren; die Uebrigen waren Dirnen von 18 bis 24 Jahren, oder Mütter bis 40 Jahren; einige Männer darunter, kaum 3 — 4, zu 50 Jahren.

*) Er war Notarius publicus und Stadtgerichtsſchreiber zu Salzburg, und ſonſt ein viel beleſener Mann.

Die Gegenden, wo Jäkel dieſe ſeine und des Teufels Seel- und Leibeignen mittels „des Pakts“ angeworben, und meiſtens durch Kuppeley der Mütter und der Buben untereinander befangen, und wo er ſie dann „neu getauft“ und mit den häßlichſten Spitznamen belegt zum Hexentanz und in ſeine Gelage und Schlupfwinkel entführt hatte, waren Oberbayern, die Umgegend von Schrobenhauſen, Pfaffenhofen, Dachau, bis herab über Traunſtein; Salzburg, näher und ferner von der Hauptſtadt; Berchtesgaden, das Tyrolerinnthal, vorzüglich auch Pinzgau, Pongau und Lungau, und hinab bis nach Steyermark und Kärnthen.

In allerley Geſtalten und Verkleidungen, bald zu Fuß, bald zu Roß, pflegte Jäkel dem durchs Land vagirenden Geſindel, den Bettelbuben und Dirnen, im Walde, auf Kreuzwegen, auf einſamer Straße aufzupaſſen, und dann ſeine Anwerbungen und Beſtellungen zu machen. Oefter war er ſchon auf dieſen Anwerbungen von ſeinem Herrn und Meiſter, vom Teufel ſelbſt begleitet, der gewöhnlich ſauber angethan, und freundlich und wie ein „Jäger oder Juker“ *) ausgeſehen und dann bey dem Anblick der friſchen Buben ausgerufen habe: „Die ſind mir am liebſten, nur Buben, nur ſolche Buben her.“

(Fortſetzung folgt.)

*) Juker, ein im Gebirge ſehr üblicher Schmeichelname für einen jungen Menſchen oder Herrn, der ſich durch luſtige Gebärden oder Reden beliebt macht; — von Juken, und kaum von Junkher?

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 53.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.
Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 20. Juli verlas Hr. Legationsrath v. Koch-Sternfeld den folgenden

Beytrag zur Geſchichte der Hexenprozeſſe in Teutſchland. (Aus Originalakten gezogen.)

(Fortſetzung.)

Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß die vom Jäkel Angeworbenen und Entführten aus der niedrigſten und ärmſten Volksklaſſe waren; aus dem landfahrenden Geſindel, das nach dem dreyßigjährigen Krieg überall und nirgends zu Hauſe war. Die Buben wußten oft ihren Schreibnamen nicht, viel weniger ein Geburtsort anzugeben.

Nachdem Jäkel — den einhelligen Ausſagen zufolge — ſeinen Genoſſen eingebunden, Gott und allen Heiligen abzuſchwören, und ſie wie und wo immer zu läſtern; dennoch aber, ohne vorher zur Beicht, zum Abendmahl zu gehen, und die Hoſtie wohl zu bewahren; nachdem er ſie dann, da und dort, am Leibe geſalbt (offenbar mit narcotiſchen Subſtanzen), habe er ſie mit auf ſeine Gabel, oder auf ſein Roß, oder auf einen ſchwarzen Bock (ſogar „ein ſchwarzer Schimmel" habe ſie manchesmal durch die Luft dahin getragen) aufſitzen laſſen, immer zur Nachtszeit, und ſo ſey es zum Hexentanz gegangen, wöchentlich gewiß einmal. (In der Hexenregiſtratur fand man ſtinkende Salben, Kräuter, Wurzeln ꝛc. den Akten beygelegt.) Der Hexentanz, in abgelegenen Scheunen, in verrufenen Buchen- und Eichenhaynen, ſey die Hauptſache, und ſey es dabey gar luſtig geweſen.

Dem Referenten wurden auf ſeinen Wanderungen mehrmalen ſolche weiland viel beſuchte Tanzplätze in Schluchten und Waldesdunkel gewieſen.

Da ſeyen im hellen Kreiſe umher geſtanden allerley verlarvte Leute, Teufel und Teufelinnen und Hexen, übrigens ſchwarz und wohl gekleidet; der Hauptteufel als Jäger oder Juker, mit Krallen an Händen, mit Hufen an den Füſſen in des Kreiſes Mitte. Dem hätten ſie, die auf Gabeln und Beſen herbey gekommen, als ihrem Herrn und Meiſter „hofiren" und dabey die im linken Schuh mitgebrachten heiligen Hoſtien in einen Fetzen gewickelt gebrauchen müſſen. Aus den mit Meſſern und Gabeln durchſtochenen Hoſtien ſey oft das helle Blut geronnen. Der obſcöne und ſchmutzige Dienſt dieſes „Hofirens" wird von den Inquiſiten umſtändlich und ganz gleich lautend geſchildert. Der Hauptteufel habe ſich immer ſehr freundlich erzeigt. Hierauf ſey der Tanz angegangen; einige verlarvte Teufel hätten gar luſtig mit Hackbrett, Geigen und Schallmayen muſicirt, die Buben und die Dirnen mit den Hexen herum getanzt. Hierauf habe man ſich zum Mahl geſetzt; die Buben je zwiſchen den Hexen und verlarvten Teufelinnen; der Ehrenplatz ſey zwiſchen dem Oberteufel und Jäkel geweſen. Allerley Fleiſch- und Mehlſpeiſen, Gekochtes und Gebackenes, und Bier und Wein und Milch habe

Digitized by Google

man ihnen vorgeſetzt, nur nicht Salz und Brod. Unter Läſterung und Verwünſchung alles Heiligen habe man nur von Buhlſchaften und dergl. reden hören. Auf einmal ſeyen die Lichter ausgelöſcht und die Gäſte zu Boden gezogen worden. Die Erzählung beſchreibt nun abermals ganz gleich lautend die Scenen jener Orgien in ihrer ganzen Scheußlichkeit; der Jäkel und der Hauptteufel ſeyen hiebey am thätigſten geweſen. Gegen früh morgens habe ſich die Genoſſenſchaft ſehr ermattet und oft vor großer Schwachheit eingeſchlummert auf dem Heimwege, und zwar wieder mittels der Gabel, gefühlt; auch ſeyen ſie öfter aus der Luft zur Erde gefallen, wenn eben aus den Dörfern herauf die geweihten Frühglocken ertönten. Hinter einem Zaun, oder in einem Graben in der Nähe ihrer Heimath hätten ſie ſich gewöhnlich wieder gefunden.

Nebenher habe der Jäkel die Buben, wenn ſie mit einander über Land gegangen, Mäuslein und Männlein und Wetter mit furchtbaren Hagelſchlägen machen gelehrt, auch ſich in reißende Wölfe verwandeln. Er habe ſie auf der Weide und in den Stallungen angeleitet, mit dem Vieh ſich zu halten, wornach dann dieſes mit Salben geſchmiert worden, daß es verkrümpen mußte. Mit ſeinen liebſten Buben ſey der Jäkel öfter in die Bier- und Weinkeller gefahren, wo ſie ſich weidlich angezecht, und vor dem Abfahren in die Fäſſer „gehoſirt“ hätten. Dabey habe ſich mancher verſpätet, und ſey dann von der Kellnerin erwiſcht und geſchlagen worden, worüber der Jäkel ſie ausgelacht.

Von Diebſtählen kömmt nichts vor, einige „kleine Klaubereyen“ ausgenommen; vielmehr habe ihnen der Jäkel öfter Geld ausgetheilt, das aber in ihren Händen oder Taſchen wieder zu Unrath geworden. Wie geſagt, ſo habe der Jäkel und der Teufel (dieſer allenthalben wie ein Doppelgänger erſcheinend) vorzüglich auf die Zubringung von Buben gehalten; die Mütter und Schweſtern hätten ſelbſt dazu angeeifert.

In den vorliegenden Referaten ſind dieſe Vergehen, Verbrechen und Unthaten als: transfugia, lenocinia, magia, sacrilegia, idolatria, fornicationes, adulteria, incestus, sodomia, paederastia, bestialitates, veneficia und lycantrophia bezeichnet und qualificirt.

Wenn auch die Inquiſiten vor dem Inquirenten anfangs in ihren Ausſagen zögerten oder ſchwankten, ſo wurden ſie nach einigen Hieben, wie bemerkt, bald redſeliger; nur ſehr wenige erwachſene Inculpaten ließen es zur Folter kommen. Und ſofort tragen die Depoſitionen und Bekenntniſſe der Meiſten das Gepräge der vollſten innern Ueberzeugung an ſich, als wäre das, was ſie ſahen, hörten, empfanden und ſelbſt vollbrachten, nach dem einmal geſchloſſenen „Pakt“ nur die nothwendige Folge übernatürlicher Einflüſſe und der ſie beherrſchenden Zauberey und Hexerey geweſen. Die Corruption ihrer Phantaſie gieng ſo weit, daß ſie vielfältig behaupteten, noch in ihren wohl verſchloſſenen Gefängniſſen vom Jäkel und Teufel beſucht, zum Läugnen aufgemuntert, und abermals gemißbraucht worden zu ſeyn.

Als Criminalcommiſſäre und Inquirenten erſcheinen in den vorliegenden Protokollen gewöhnlich ein Hofrath oder ein Hofraths-Aſſeſſor; (ſelten zwei zugleich), mit einem Actuar; zwei gemeine Bürger figuriren als Aſſeſſoren und Zeugen. Es wird dann aber auch öfter „des erſamen Gedings“ und „der Urtelſprecher“ erwähnt, welchen, „ad baneum juris“ die Inquiſiten vorgeführt wurden. Das Referat im Hofrathscollegium ſelbſt ſcheint ein mit den Zauber- und Hexenprozeſſen faſt ausſchließlich betrauter Criminaliſt geführt zu haben. Die meiſten Constituta ad baneum juris, und ſo auch die Referate ſchlieſſen mit den Worten: „Die übrigen ſchweren und ſchrecklichen Miſſethaten, ſo Maleficant, (oder Maleficantin) noch begangen, wolle man zur Vermeidung von Aergerniß hier verſchweigen.“ — Deſto umſtändlicher und aufrichtiger lauten die vorausgegangenen ſpeciellen Constituta. Nachdem nun der jeweilige Herr Referent die weſentlich ſcheinenden Thatſachen und Umſtände aus den Akten eingetragen und aufgezählt hatte: motivirte er ſein Votum ſofort mit den einſchlagenden Artikeln aus der Carolina, und etwa mit einigen Präjudicien und gelehrten Citaten, und ſchloß faſt jederzeit, und mit denſelben Worten, mit dem Antrag „ad mortem“ — salvo meliori; das geſammte Collegium erwie-

Digitized by Google

derte gewöhnlich: „verbleibt bey des Herrn Referenten Meynung“: und ſo wurden öfter in ein- und derſelben Sitzung 7 — 10 — 15 und mehr Todesurtheile geſchöpft, und ad Celsissimum gebracht. Demnach liegen auch Nachweiſe vor, daß die Inquiſiten von ex officio aufgeſtellten Anwälten oder „Patrocinanten“ — vertreten wurden. Von ſolchen finden ſich ein paar Implorationen Behufs „der blutjungen Buben, und der Blutzeugen, die in dieſes zauberiſche Leben verwickelt worden, an den Hofrath und an den Fürſten Erzbiſchof ſelbſt gerichtet, und auch, ad referendum“ ſignirt vor: und ſie ſcheinen, wie wohl nur ausnahmsweiſe, von milderm Erfolg geweſen zu ſeyn. — Das in den damaligen Reichs- und Landesgeſetzen anerkannte Element der Zauberey und Hexerey, und die Qualification der daher rührenden Unthaten aus kirchlich- und profanlegislativen Dogmen als Capitalverbrechen, machten dieſe Gattung von hochnothpeinlichen Prozeſſen gleichſam ſtereotyp, und wieſen, aus Pflicht und Gewiſſen, das menſchliche Erbarmen zurück. Und ſo ſind nach den aus vorliegenden „Urteln und Urgichten“ zu ſchließen, von den „80 Verſtrickten“ gegen 70 wirklich hingerichtet worden. (Weitere Aufſchlüſſe weiſen eine viel größere Zahl nach.) Nach einigen Tagen wurden die Todesurtheile, nachdem die Verurtheilten noch ein Geiſtlicher beſucht, und zum Theil mit den Sterbſacramenten verſehen worden, unter Anführung eines Bannrichters vollzogen. Die meiſten dieſer Unglücklichen und Verführten wurden an einer in mitten des Scheiterhauſens aufgerichteten Säule erdroſſelt, und dann zu Staub und Aſche verbrannt. Einige wurden zuvor, wenn ſie Spuren von Reue zeigten, und die jüngern Buben: „ex speciali gratia“ theils mit dem Schwert, theils mit dem von einem Gericht zum andern geführten Fallbeil, „nova machina,“ enthauptet. Ein- und der andere vorzüglich beſchwerte und hartnäckige Verbrecher ward, nachdem man ihm einen Pulverſack angehängt, lebendig verbrannt. Alle Hinrichtungen geſchahen öffentlich: aber die öffentlich verleſenen „Urteln“ ſcheinen ſehr vorſichtig und ſummariſch verfaßt geweſen zu ſeyn. Von dem kleinen Reſt der weniger Schuldig befundenen oder Begnadigten wurden Einige nach Venedig auf die Galeeren geſchickt, andere nach geſchworner Urphede aus dem Lande verbannt; und ein- oder das andere Kind zur beſſern Erziehung ausgethan. Eben um dieſelbe Zeit, im Jahr 1679, war zu Salzburg ein Collegium medicum errichtet worden. Die im Jahr 1622 gegründete Univerſität zählte bis in die neueſte Zeit nur 3 Facultäten: Die philoſophiſche, theologiſche und juridiſche: aus jeder giengen mehrere Celebritäten hervor, deren Ruf für ihre Periode von Belang war. Die vom Dr. Zauner gelieferten Nachrichten von ſalzburgiſchen Rechtslehrern und ihren Druckſchriften: Salzburg 1789 und 1797, reichen zum Theil in die Zeit der Hexenprozeſſe zurück. Damals ſtanden aber auch die Sterndeuter noch im großen Anſehen. Als im September des Jahrs 1675 der „nobilis ac doctissimus Dominus Joannis Braneiforte, professor Astrologiae, cum famulitio suo“ durch das Erzſtift Salzburg zog: ließ der Fürſt die Landbeamten durch Circulare anweiſen, dem Reiſenden alle Unterſtützung zu gewähren.

Während nun zu Salzburg und anderwärts ſo zahlreich als ſchauderhaft, die Schlachtopfer der Zauberey und Hexerey verbluteten: — (nach einem Referat vom 12. December 1675, uns zu Anfang dieſes Jahres (1844) aus den Hofrathsprotokollen von Salzburg zur Notiz nachgetragen, belief ſich bis dahin die Zahl der wegen Hexerey hingerichteten Perſonen auf 124:) — war man des Meiſters, des Zauberer oder Schinder-Jakel, eigentlich Jacob Koller, noch immer nicht habhaft geworden. Er erſcheint in allen Verhörsprotokollen als überall gegenwärtig, und er war doch nirgends zu finden. Seinem Herkommen nach iſt er ein Fallmeiſters- oder Schinders Sohn aus Bayern geweſen. Im Jahr 1677 ſtand auf ſeinem Kopf ein Preis von 20 Reichsthalern ausgeſchrieben. Durch Hofrathsconcluſum vom 12. Juni 1678 ward Jacob Koller als „vogelfrey“ erklärt; und wurden 300 fl. für deſſen Einlieferung „als lebend“, und 150 fl. als „todt“ — ausgeſchrieben. Es war gelungen als Hauptgeſpänne des Zauberer Jakel den Georg Fiſcher, 30 Jahre alt, und den Jacob Steiner, 27 Jahre alt, zu Werfen im Pongau beyzufangen. Aber noch im Jahr 1690, während die Hexenpro

Digitized by Google

zeſſe ihren Fortgang, und noch mehrere Hinrichtungen ſtatt hatten; ward Meiſter Jakel in Tyrol und Bayern, in Salzburg und Kärnthen geſehen. Zu Salzburg wurden die Inquiſiten in dem berufenen Hexenthurm, der Geſtalt nach eine kleine runde Burg, rechts der Salzache, hinter dem Kl. St. Loretto, daſelbſt noch ſichtbar, verwahrt; und aus demſelben, ohne die Erde zu berühren, auf die Karren zur Abführung nach dem Richtplatz hernieder gelaſſen. Dergleichen Hexenthürme, von kleinerm Umfang, ſieht man noch vielfältig auf dem Lande, in den Schlöſſern der Pfleg- und Landgerichte.

Endlich halte aber auch für den Meiſter Jakel das Stündlein geſchlagen: er war ums Jahr 1695 im ſalzburgiſchen Lungau ergriffen, und in das dortige Hauptſchloß Moßheim zur ſtrengſten Haft gebracht worden. Zwar iſt jede Spur von dem über ihn abgeführten Criminalakt verſchwunden: deſto lebendiger hat ſich aber die Erzählung von ſeiner Hinrichtung fortgepflanzt. Derſelben zufolge hat man es nicht für rathſam gefunden, den ſo ſchwer Beinzüchtigten nach der fernen Hauptſtadt abführen zu laſſen: Criminalcommiſſäre wurden nach Moßheim abgeordnet. Der Zauberer und Hexenmeiſter ſoll Wunderdinge eingeſtanden und aufgeklärt, und bezüglich auf ſeine Verbindungen und auf jene Hexengelage viele Perſonen aus höhern Ständen compromittirt haben.

Die Umſtände deuten auch darauf hin, daß Jacob Koller ſelbſt nur das rührige Werkzeug einer in den höhern Stellungen obgewalteten Entartung geweſen. Nach dem im Hofrath zu Salzburg ausgeſprochenen, und vom Fürſten Erzbiſchof beſtätigten Todesurtheil zog zu deſſen Vollzug der Bannrichter mit großem Gefolge über den Tauern nach Lungau. Dort, zu Moßheim, ward Jäkel noch im Kerker in einen kupfernen Keſſel geſetzt, dann auf die Zinnen der Burg getragen, und ſo über die Mauern auf den Schinderkarren herabgelaſſen. Eine zahlloſe Volksmenge umgab das Schloß und den Richtplatz, auf welchem endlich Jakel, ohne die Erde berührt zu haben, in den Flammen untergieng.

Noch glauben wir, zur Charakteriſtik des Uebergangs unſerer Sitten- und Rechtsgeſchichte, aus dem 17. in das 18. Jahrhundert, aus den vorliegenden Originalakten, zwey kurze Nachträge beyfügen zu müſſen.

Im Jahr 1716 ward zu Mühldorf ein der Zauberey beſchuldigter Schloſſerbube zu Verhaft gebracht: er hätte ſich gerühmt Mäuslein und Wetter machen zu können; und wollte auſſen im Waldesdunkel mit dem Böſen verkehrt haben. Unter den Verdächtigen war ſelbſt der Stadtſchreiber Heiland begriffen, weil auch er öfter außer der Stadt an einſamen Orten ſpazieren gegangen, und des Buben Verwandten Abends zu Bier und Taback manchesmal bey ſich geſehen. Der Bube hatte ſich wie geſagt ſelbſt gegen ſeine Cameraden ſolcher Künſte gerühmt: und das war genug, der Inquirent ſchien daran zu glauben, aber ein Reſultat liegt nicht vor. Deſto vollſtändiger iſt der im Zeitraum von 1718—1720 mit Perger, Windt und Conſorten puncto magiae abgeführte Prozeßakt.

Das mit Hochgebirgen und dichten Wäldern bedeckte ſalzburgiſche Lungau, von Steyermark und Kärnthen begränzt, und weiland der letzte Schauplatz des Zauberer Jakel, ward im Jahr 1717, zur Zeit eines ſtrengen Winters, mehr als ſonſt von reiſſenden Wölfen heimgeſucht: Edelwild, Pferde, Rinder und Schafe waren theils bis auf die Gebeine aufgefreſſen, theils gar nicht mehr vorgefunden worden. Nach dem einhelligen Urtheil der Jäger, der Bauern, und ſelbſt der Beamten konnte das nur von Hexen und Zauberern herrühren. Und in der That wurde eine Cameradſchaft von Betteljungen und einigen ältern Burſchen und Dirnen entdeckt, welche „puncto magice, lycantrophiae, und anderer abſcheulicher Unthaten halber“ theils zu Moßheim, theils zu Salzburg peinlich prozeſſirt werden mußte. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 54.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September
Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften am 20. Juli verlas Hr. Legationsrath v. Koch-Sternfeld den folgenden

Beytrag zur Geſchichte der Hexenprozeſſe in Teutſchland. (Aus Originalakten gezogen.)

(Schluß.)

Obgleich nun die Verſtrickten oft und viel, „in negativis verharrt, und varirt und revocirt hatten“: ſo ſind ſie durch die mehrfältig angewandte Tortur, „auf der Bank und Leiter,“ endlich doch ganz oder theilweiſe zum Bekenntniß gebracht worden dahin nämlich, daß ſie ſich förmlich entweder privative oder mittels ſolenniter vollführten Pakts dem in Jägerstracht aufgetretenen Teufel und ſeinem abſcheulichen Dienſte ergeben, unter andern von ihm eine ſchwarze Salbe, um ſich in reiſſende Wölfe zu verwandeln, empfangen und als ſolche vielen Schaden angerichtet hätten. Ueber drey dieſer Inculpaten liegt das umſtändliche und gelehrt motivirte Referat, ſelbſt mit den Vollzugsbefehlen vor. Hinwieder wurden Windt und Perger von einem Procurator tüchtig vertheidigt, der ihre ohnehin ſchwankenden Bekenntniſſe nur als durch die Tortur erzwungen in Abrede geſtellt. Nichts deſto weniger ward Windt zum Scheiterhaufen verurtheilt: und nur aus Schonung ſollte er zuvor enthauptet werden. Perger wurde auf Lebenszeit ad triremes Venetiae, und ein gewiſſer Hans Pfandl oder Schwäbel auf 8 Jahre eben dahin condemnirt.

Selbſt der Zuſpruch der Geiſtlichkeit konnte den Windt nicht zur Ueberzeugung bringen, daß er den Tod verwirkt hätte. Der Bericht des zum Vollzug des Urtheils nach Lungau abgeordneten Bannrichters Rieder liegt vor: er hatte, auf der eiligen Reiſe dahin, auch zu Golling eine puncto incendii verurtheilte Eliſabet Unterholzerin juſtificiren laſſen. Windt ward enthauptet, und ſein Körper verbrannt.

Dieſer Hinrichtung erwähnt auch Profeſſor C. Gärtner, im 9. Bd. der fortgeſetzten Chronik S. 596. mit dem Beyſatz: dieſer war der letzte Zauberer, welcher hier, (zu Salzburg,) zum Tode verurtheilt worden iſt.

Er war ein Viehdieb, ſagt Gärtner, der auf freyem Felde angeblich in der Geſtalt eines Wolfes, Vieh geſtohlen hatte. Das kommt zwar in den Conſtituten nicht vor: aber die Anſicht hat Grund. Der bekanntlich reiche Wildſtand von Lungau lockte wohl auch die Wilddiebe heran. In dieſem letzten Prozeſſe ſpielte auch ein vagirender Wälſcher, deſſen man aber nicht habhaft geworden, eine Rolle. Und ſo kann man ſchließlich die Anzahl der innerhalb eines Jahrhunderts, von 1620—1720, im Fürſtenthum Salzburg wegen Zauberey und Hexerey Hingerichteten, ſicher zu einhundert fünfzig Individuen, wovon kaum die Hälfte noch nicht das 16. Jahr erreicht hatte, annehmen.

Digitized by Google

Hingegen berichtet der Verfaſſer des am Eingange erwähnten Buches, wo er Teutſchland abhandelt, S. 417: „Salzburg verbrannte im Jahr 1679 ſieben und neunzig Zauberer. Es war unter Max Gandolf (von Künnburg), der auch ſeine Proteſtanten verjagte. Die Hexerey erſcheint hier faſt nur als Caricatur des Proteſtantismus.“ Allein die hiebey von Soldan angeführte Stelle Metzgers hat einzig und allein auf das damals, mit Aufruhr, im Lande wieder aufgetauchte Lutherthum Beziehung: von Hexen und Zauberern iſt da keine Rede. Auch findet ſich in den frühern und gleichzeitigen dießfälligen Prozeßakten, — weder in den Fragen der Inquirenten, noch in den Antworten der Inquiſiten, noch auch in den Argumentationen der Referenten — die leiſeſte Spur, daß da der Proteſtantismus mit in Verdacht oder Zurechnung gekommen wäre. Ebenſowenig kann der menſchenfreundliche Landesfürſt ſelbſt, der Erzbiſchof Maximilian Gandolf — die groſſe Emigration der Salzburger hatte erſt 50 Jahre ſpäter unter dem Erzbiſchof Leopold Anton (von Firmian) ſtatt — indem er gleichwohl den reichsgeſetzmäßigen Todesurtheilen ſeiner Rechtsgelehrten ihren Lauf ließ, eines Seitenblicks auf den Proteſtantismus bezüchtiget werden.

Indeſſen enthält Metzgers historia salisburg. anderwärts, nämlich in lib. V. Cap. 49 p. 923: „aliqnot devota oreo capita etc.“ eine Stelle, welche beweiſt, daß der Verfaſſer die damaligen Gräuel, wie ſie von jener Genoſſenſchaft erzählt und eingeſtanden wurden, umſtändlich kannte, und ſo das Verfahren der Regierung ganz den Geſetzen gemäß erachtete.

Herr Dr. Soldan möge ſich aus den nun am Tage liegenden Originalakten unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung überzeugen, daß jene grauſenhafte Genoſſenſchaft einer bodenloſen Libertinage preisgegeben, und lediglich um derentwillen in den Götzendienſt, in die Buhlſchaft des Teufels, die der Verfaſſer ſelbſt im 8. Capitel mit dem Motto aus Göthe's Fauſt: Incubus, incubus — ſo lebendig zur Anſchauung bringt, verſtrickt, hier wie anderwärts, nach den Reichs- und Landesgeſetzen den Tod erleiden mußte.

Uebrigens ergiebt ſich aus dieſer Zuſammenſtellung, daß Salzburg, wo die letzte Hinrichtung eines Zauberers, wie bemerkt, im Jahre 1720 ſtatt gefunden, in der Aufklärung gegen andere Staaten doch noch voraus geweſen.

Indem Referent dem von Hrn. Soldan angeführten Advokaten Koſler weiter nachforſchte, fand er in J. Th. Zauners biographiſchen Nachrichten von den ſalzburgiſchen Rechtslehrern, Salzburg 1789, — erwünſchte Auskunft. Zauner giebt nämlich S. 136 an, daß der Großvater des ſalzburgiſchen Hofraths und Prof. der Pandekten J. C. von Koſlern (geſt. c. 1812), Joſ. von Koſlern, anfangs Advokat, nachher aber Stadtſchreiber und Bannrichter zu Salzburg, dann Pfleger zu Himmelberg in Kärnthen, und endlich ſalzburgiſcher Hofkammerrath geweſen, und nach rühmlich geleiſteten Dienſten um das Jahr 1730 verſtorben ſey. Seine Druckſchriften waren: 1) observationes magicae, theorico-practicae, omnibus in foro versantibus perutiles, non tantum legibus, et ordinationi Carolinae, sed et modernis locorum consuetudinibus accommodatae: Francofurti 1686 in 8vo. 2) Carnificina politica, sive promptuarium compendiosum, breviter exponens potiores quaestiones criminales. Clagenfurti 1703. in 8vo.

In Beziehung auf die erſte Abhandlung fügte Zauner bey: „S. 15 — 21 findet ſich ein Verhör, welches über einen Inquiſiten aus der Geſellſchaft des berüchtigten Zauberer Jakel gehalten wurde. Daraus kann die Nachricht ergänzt werden, welche ich von der Rotte dieſes verſchollenen Schwärmers (?) in meinen Beyträgen zur Literatur des ſalzburg. Rechts (in des Prof. Siebenkees Beytr. zum deutſchen Recht. Thl. III. S. 52) gelegenheitlich geliefert habe.“

In dieſen vom Ref. auch eingeſehenen Beyträgen erwähnt nun Zauner zwar unter Berufung auf die hist. salisburg. der noch immer lebendigen Volksſage, der zufolge der ſchreckbare Jakel als Zauberer und Hexenmeiſter obenan ſteht; indem er ihn aber ſelbſt nur als einen Schwärmer und verſchmitzten Kopf erklärt, geht daraus hervor, daß auch Zauner die Originalakten nie gekannt hat.

Digitized by Google

Er ſchließt ſeinen dießfälligen Beytrag mit den Worten: „Ein getreuer Auszug aus den hier einſchlagenden Prozeßakten dürfte über die damaligen Sitten und Denkungsart wahrſcheinlich viel Licht verbreiten.“

Was den Verf. der observationes magicae, den Dr. Joſ. Koſler anbelangt, ſo zeigt deſſen Traktätlein, Frankfurt 1686, unverkennbar, daß er über dieſen Gegenſtand bereits wirklich aufgeklärter, als viele ſeiner Collegen dachte, und als es die noch vorherrſchenden Anſichten in den Rathscollegien in Teutſchland waren. (Koſler war ein Zeitgenoſſe des berühmten Rechtsgelehrten und Profeſſors Chriſtian Thomaſius, geſt. zu Halle 1728, und er möchte demſelben auch als Geiſtesgenoſſe nicht unähnlich geweſen ſeyn.) Aber Koſler konnte nicht umhin, ſein Urtheil über Zauberey, Sacrilegien, Unzucht u. ſ. w. den noch beſtandenen Geſetzen im Lande und im hl. römiſchen Reiche unterzuſtellen. Darum iſt es auch merkwürdig, daß ſeine observationes, fern von Salzburg, zu Frankfurt am Mayn erſchienen. Die nun von uns (Ref.) aufgefundenen Akten hatte Koſler zuverläßig auch eingeſehen. Im Cap. VI.: „quid de concubitu Sagarum cum Daemone sentiendum,“ zeigt Koſler: lamias cum Daemone congredi, non generare posse etc.; er zeigt, daß der von beyden Geſchlechtern in Gemeinſchaft mit dem vermeintlichen Teufel häufig gepflogene „incubus und succubus“ jene Phantasmagorien herbeygeführt habe, welche den Delinquenten auch noch in den verſchloſſenen Kerkern ſo viel zu ſchaffen machten.

Im Cap. III.: „Utrum sexus vel aetas a poena mortis excuset?“ führt der Verf. aus; „infantes, ob defectum veri doli neque poena ordinaria, neque extraordinaria puniendos;“ dagegen, puberes et pubertati proximos (wenn der Schuldige das 14. Jahr erreicht hatte) a poena mortis non excusari; — si tria collective concurrant: a) mox inpletus annus decimus quartus; b) malitia delinquentis insignis; c) delictum atrocissimum et grave etc., wie es die Carolina zurechnet, — und wornach man ſich auch wohl in den vorliegenden auf den Tod lautenden Urgichten zu achten verpflichtet glaubte.

Zum Schluſſe erlauben wir uns (Ref.) die Anſicht zu äußern, daß das hier zu Grund gelegene Uebel, die Befriedigung der Wolluſt aller Art, und auf die widernatürlichſte Weiſe, in Folge des dreyßigjährigen Krieges in Teutſchland, die höhern Stände angeſteckt, und ſo von oben herab um ſich gegriffen und zu deſſen Hegung und Bergung ſich in den Nimbus der Hexerey und Zauberey gehüllt habe, was man heut zu Tage zum gleichen Zwecke in den übervölkerten Hauptſtädten der modernen Civiliſation nicht mehr nothwendig findet. Zugleich ſind uns aus der Cultur- und Sittengeſchichte des ſiebenzehnten Jahrhunderts von Südteutſchland noch Momente erinnerlich, welche, bey dem damaligen noch viel lebhaftern Verkehr mit Venedig, Genua und andern Städten Italiens, bey dem dort von teutſchen Edel- und Kaufleuten erhaltenen Bildungsgange auf derartige Corruptionen ſchließen laſſen.

Da der Inhalt der vorliegenden Akten auf jugendliche Gemüther und Temperamente den ſchädlichſten Einfluß haben könnte, ſo hat Ref. die ganze Maſſe, nachdem er dazu einen umſtändlichen Bericht entworfen und ihn beyſpielsweiſe mit einem beſonders gebildeten Faſcikel, gleichſam die Quinteſſenz dieſes prägnanten und imprägnirten Materials belegt, zum k. Reichsarchiv in München zur Verwahrung eingeſendet. Zugleich glaubte er, der hiſt. Claſſe der k. Akademie mittels dieſer ſummariſchen Relation davon Nachricht geben zu müſſen.

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

I. Vom Inlande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für die praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. VIII. Heft 1. u. 2. Jan. Febr. Landau 1844. 8.

Digitized by Google

Vom hiſtoriſchen Verein von Oberbayern in München:

Sechſter Jahresbericht auf das Jahr 1844. München 1844. 8.

Oberbayeriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. V. Bd. 3. Heft. München 1843. 8.

Vom landwirthſchaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. Januar — Juni 1844. München 1844. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von dem Koninklijk Nederlandschen Instituut van Wetenschappen Letterkunde en Schoone Kunsten in Amsterdam:

Het instituut of verslagen en mededeelingen, mitgegeven door de vier klassen, over den jare 1843. No. 2. 3. Amsterdam 1843. 44. 8.

Von der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz in Baſel:

Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte I. u. II. Bd. Zürich 1843. 44.

Von der hiſtoriſchen und antiquariſchen Geſellſchaft zu Baſel:

Beyträge zur vaterländiſchen Geſchichte I. u. II. Band. Baſel 1839. 1842. 8.

Mittheilungen. I. Die Römiſchen Inſchriften des Cantons Baſel von Dr. K. L. Roth. Baſel 1843. 4.

Antiquariſche Mittheilungen aus Baſel. Die Grabhügel in der Hardt, eröffnet und beſchrieben von Prof. Viſcher. Zürich 1842. 4.

Von der k. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Januar — März 1844. Berlin 1844. 8.

Von der Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde in Berlin:

Neues Jahrbuch. I — IV. Band. Berlin 1835 — 1843. 8.

Vom hiſtoriſchen Verein für das Großherzogthum Heſſen in Darmſtadt:

Archiv für Heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde III. Bds. 3. Heft. Darmſtadt 1844. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Proceedings. No. 19 — 22. 1841 — 1843. 8.

Transactions. Vol. XV. Part. I — III. 1841 — 1843. Edinburgh. 4.

Von der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen:

Göttingiſche gelehrte Anzeigen I. und II. Bd. auf das Jahr 1843. Göttingen 1843. 8.

Von dem Vereine für Hamburgiſche Geſchichte in Hamburg:

Zeitſchrift. Erſten Bandes 3. und 4. Heft. Hamburg 1843. 8.

Von dem Vereine für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens in Münſter:

Zeitſchrift. III. Bd. 3. u. 4. Heft. Dritter Supplementband. 1. u. 2. Heft. Kaſſel 1843. 44. 8.

Von der Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte in Kiel:

Archiv für Staats- und Kirchengeſchichte der Herzogthümer Schleswig, Holſtein, Lauenburg. 1 — 4. Bd. Altona 1833 — 1840. 8.

Urkundenbuch zur Geſchichte des Landes Dithmaeſchen. Altona 1834. 4.

Urkunden-Sammlung. I. u. II. Band. Kiel 1839. 1842. 4.

Sammlung altdithmarſcher Rechtsquellen von Michelſen. Altona 1842. 8.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Leipzig:

Schriften. I. Bd. Leipzig 1822. 4.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

Zeitſchrift für Geſchichte, Kunſt, Natur und Technologie Oeſterreichs ob der Ens und Salzburgs, auf das Jahr 1842. Redigirt von Kapp. Leipzig 1842. 4.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Vol. XIX. Part the second. London 1843. 4.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. Part. I. No. 93 — 96. 1843. London 1843. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Beyträge zur Paläontologie Württembergs, enthaltend die foſſilen Wirbelthierreſte aus den Triasgebilden mit beſonderer Rückſicht auf die Labyrinthodonten des Keupers, von Hermann von Meyer und Prof. Dr. Theodor Plieninger. Stuttg. 1844. 132 S. mit 12 lith. Tafeln in gr. 4.

Mit großem Fleiße ſind die württembergiſchen Naturforſcher bemüht, die naturhiſtoriſchen Verhältniſſe ihres Vaterlandes zu ergründen und mit ganz beſonderem Eifer haben ſie ſich mit Erforſchung der Ueberreſte urweltlicher Thiere und Pflanzen beſchäftigt. Eine Frucht dieſes unverdroſſenen und ausdauernden Strebens ſind auch die vorliegenden Beyträge zur Paläontologie Württembergs, zu deren genauer Bearbeitung Prof. Plieninger mit H. v. Meyer ſich verbunden hat. Je ſchwieriger die Deutung von Formen iſt, die nicht im zuſammenhängenden Skelete, ſondern nur in verſtreuten Fragmenten gefunden werden nnd die überdieß zu Typen gehören, denen in dem jetzigen Beſtand der Dinge kein Analogon entſpricht, um deſto höher iſt das Verdienſt anzuſchlagen, wenn, wie im vorliegenden Falle, ſolche Formen klar und ſcharf beſtimmt und zu einem lebendigen Bilde zuſammengefaßt werden. Die Kenntniß der foſſilen Wirbelthiere aus den ſogenannten Triasgebilden hat an dieſen ſehr genauen Unterſuchungen einen höchſt bedeutenden Beytrag erhalten, und das Dunkel, das bisher über dieſen Ueberreſten aus der Klaſſe der Amphibien und Fiſche geherrſcht hat, fängt in ſolcher Weiſe auf erfreuliche Art an ſich aufzuhellen.

Hermann v. Meyer's Abhandlungen machen die erſte Abtheilung dieſer Beyträge aus. Zuerſt erörtert er die foſſilen Knochenüberreſte aus dem Keuper nnd befaßt ſich zunächſt und ſehr ausführlich mit der Familie der Labyrinthodonten, welche hauptſächlich auf dem Mastodonsaurus (Labyrinthodon Owen) begründet iſt. In geognoſtiſcher Beziehung ſetzt der Verf. folgende Verhältniſſe feſt. 1) Die Labyrinthodonten gehören der Zeit der geologiſchen Trias an, welche den Keuper, Muſchelkalk und bunten Sandſtein umfaßt. 2) Am zahlreichſten werden ihre Ueberreſte von den ſandigen und thonigen Gebilden umſchloſſen, nämlich von dem Keuper und bunten Sandſtein, wobey ſie jedoch dem Muſchelkalk auch nicht fehlen. 3) Dieſe verſchiedenen Formationen unterſcheiden ſich durch differente Gattungen von Labyrinthodonten, und zwar der Schilfſandſtein im Keuper durch Capitosaurus, Metopias und vielleicht noch andere; die Lettenkohle (Alaunſchiefer) durch Mastodonsaurus; der Muſchelkalk durch Xestorrhytias und andere; der bunte Sandſtein durch Odontosaurus und vielleicht noch andere Gattungen.

Bey Vergleichung der Labyrinthodonten mit den Reptilien kommt der Verf. zu folgenden Reſultaten. Die Labyrinthodonten können wegen der Gegenwart des Thränenbeins, des Ober- und Unter-Hinterhauptbeins, des Schlafbeins, des hintern Stirnbeins und des Jochbeins keine Batrachier ſeyn, wie Owen es annimmt, da letztern alle genannten Knochen fehlen. Das Ober- und Unter-Hinterhauptbein,

Digitized by Google

Scheitelbein, Hauptſtirnbein, vordere und hintere Stirnbein, Naſenbein, der Zwiſchenkiefer und Oberkiefer und die Unterſeite überhaupt ſind wie bey den Sauriern gebildet. Das Jochbein, Schlafbein und Paukenbein, die Schläfengrube, die allgemeine Form des Kopfs, ſo wie die Lage der Naſenöffnung, Augenhöhlen und Schläfengruben auf der Oberſeite ſind entſchiedener krokodilartig; die in einem Löcherpaar beſtehende Naſenöffnung iſt lacertenartig, ihre Lage aber auf der Oberſeite wie am Krokodil und älteren foſſilen Sauriern. In Betreff der Gegend, wo die Augenhöhlen auftreten, gleicht Capitosaurus dem Krokodil, Mastodonsaurus den Lacerten und Metopias den Schildkröten und einigen ältern Sauriern. Der Gelenkfortſatz des Hinterhaupts iſt ähnlich den Batrachiern und Säugthieren. Die Gaumenbewaffnung erinnert zunächſt an Batrachier, die Struktur der Zähne an Saurier und Fiſche, und die Art ihres Erſetzens vielleicht an Saurier. Die Art der Befeſtigung der Zähne iſt wie bey letzteren und Fiſchen. Die Beſchaffenheit der Rippen und Wirbel verhält ſich wie bey Sauriern, zumal den ältern foſſilen. Auch der Körpergröße nach waren dieſe Thiere Saurier. Die Labyrinthodonten werden daher zunächſt den letzteren anzureihen ſeyn. Der Verf. ſtellt alsdann eine ausführliche Vergleichung der Labyrinthodonten mit den lebenden Sauroiden unter den Fiſchen an, und gelangt zu dem Reſultate, daß jene eben ſo ſehr Saurier, als letztere Fiſche ſind.

Hr. v. Meyer beſchreibt alsdann noch andere Ueberreſte von Sauriern aus der Keuperformation, doch ſind die meiſten zu unvollſtändig erhalten, als daß bey ihnen eine ſcharfe Deutung möglich wäre. Ein Kieferfragment aus dem Stubenſandſtein von Leonberg erinnert ſehr an Jäger's Phytosaurus, namentlich an deſſen Cylindricodon. „Es ſtimmt ſelbſt die Stärke der Alveolen in beyden Verſteinerungen miteinander überein, und das Vorkommen derſelben in Gebilden gleichen Alters macht es nur um ſo wahrſcheinlicher, daß dieſe Ueberreſte von Thieren derſelben Species herrühren werden. Zwiſchen der Anſicht, welche Jäger vom Phytosaurus hat und der Beſchaffenheit des Kieferfragmentes von Leonberg beſteht zwar große Verſchiedenheit, die indeß verſchwindet, wenn man beachtet, daß das, was Jäger für die Zähne nahm, nichts anderes iſt als die Ausfüllung oder der Steinkern ihrer Alveolen, deren Knochenwände weggebrochen oder aufgelöſt ſind. Dieſe Steinkerne beherbergen hier und da Erſatzzähne, die ſpitz koniſch ſich darſtellen, und Jäger irrt offenbar, wenn er glaubt, daß die Form der jungen Zähne ſeines Thieres ſpitz koniſch geweſen und ſich bey weiterer Entwicklung walzenförmig ausgebildet hätten. Wie geſagt, nur die koniſchen Theile ſind wirkliche Zähne, die cylindriſchen dagegen, worin ſie liegen, die Ausfüllung der Zahnwurzeln oder der getrennten Alveolen.“ Wir werden nachher nochmals auf dieſe intereſſante Gattung zurückkommen. Ich führe nur noch an, daß der Verf. auf zwey eigenthümlich geſtaltete Zähne aus dem Stubenſandſteine von Löwenſtein eine neue Gattung Belodon (Pfeilzahn) begründet.

Zuletzt kommt Hr. v. Meyer auf die *foſſilen Knochen aus dem Muſchelkalk* zu ſprechen, und giebt ausführliche Beſchreibungen vom Schädel des Simosaurus aus dem dolomitiſchen Muſchelkalk der Gegend von Ludwigsburg, dann vom Schädel des Nothosaurus angustifrons aus dem Muſchelkalk von Crailsheim, und endlich vom Unterkiefer eines großen Sauriers aus dem Muſchelkalk von Zuffenhauſen, deſſen generiſche Beſtimmung noch unſicher iſt.

Von Seite 51 an folgen die Beyträge von Dr. *Plieninger*. Zuerſt giebt er einen kurzen Ueberblick über die geognoſtiſchen Verhältniſſe Würtembergs, woran ſich die ausführliche Beſchreibung der foſſilen Vertebraten aus den ſogenannten Triasgebilden anſchließt, wobey jedoch zu bemerken iſt, daß der bunte Sandſtein, außer einigen undeutlichen Reſten von Equiſeten, ſich gänzlich verſteinerungslos gezeigt hat. Thieriſche Ueberreſte beginnen erſt im Muſchelkalk entſchieden aufzutreten; mit dieſem fängt der Verf. ſeine ſpeciellen Schilderungen an.

1) *Muſchelkalk*. Im Dolomit dieſer Formation, der plattenförmige Schichtung zeigt und reich an Verſteinerungen iſt, haben ſich mehrere Knochenfragmente von Vertebraten gefunden. Außer Zähnen von Ceratodus ſind es hauptſächlich Reſte

Digitized by Google

von Nothosaurus, welche in Wirbeln, Rippen, Zähnen und einzelnen Knochen der Extremitäten zerſtreut in dem Geſtein herum liegen. Der intereſſanteſte Fund jedoch iſt der Schädel eines Simosaurus, den H. von Meyer im Vorhergehenden beſchrieben hat. Wenn auch nicht entſchieden in dieſen, ſo doch in andern Theilen des Muſchelkalkes iſt ebenfalls die Familie der Labyrinthodonten nachgewieſen. Bey Crailsheim kommt eine, wie es ſcheint, noch dem Muſchelkalke angehörige oder vielleicht die Lettenkohle repräſentirende Knochenbreccie vor, welche zahlreiche Reſte von Nothosaurus und von Fiſchen, auch Koprolithen enthält; von Labyrinthodonten mehrere Ueberreſte, die mit Mastodonsaurus übereinſtimmen.

2) Die Lettenkohle. Mastodonsaurus, Nothosaurus. Die Lettenkohle ſcheint in Württemberg den Muſchelkalk in ziemlich großer Verbreitung zu begleiten und namentlich da, wo derſelbe vom Keuper überlagert wird, den letzteren ziemlich gleichförmig an ſeinem Ausgehenden zu unterteufen. Von einem Mastodonsaurus wurden ziemlich viele Ueberreſte gefunden, auch Nothosaurus iſt nachgewieſen.

3) Die untern Glieder des Keupers. In den untern Schichten des Keupers, welche auf die Lettenkohle folgen, iſt es zunächſt die von Alberti ſogenannte Reptilienbreccie, welche Zähne von Labyrinthodonten, Nothosaurus, Saurichthys, Acrodus Gaillardoti, Schuppen von Gyrolepis Albertii und Koprolithen enthält.

4) Der untere feinkörnige oder thonige Keuperſandſtein. Capitosaurus, Metopias, Nothosaurus. Die erſte Spur von thieriſchen Reſten fand der Verf. im untern Keuperſandſtein, dem ſogenannten Schilfſandſtein, ſchon im Jahre 1825; ſpäter zeigten ſie ſich reichlicher und ſind den Gattungen Capitosaurus, Metopias und Nothosaurus zugewieſen worden.

5) Schrittartige Reliefs im feinkörnigen Keuperſandſtein. Dieſer Sandſtein iſt reich an Reliefs der verſchiedenſten Art und Form auf ſeinen Schichtungsflächen, die theils als bloß zufällige Bildungen erſcheinen, theils „diejenigen Charaktere mit den heßberger Reliefs gemein haben, welche als erſte, wenn gleich nicht allein entſcheidende Merkmale für Fährten der Vor- und Jetztzeit anzuſehen ſind, nämlich: Uebereinſtimmung der Formen unter einander und ſchrittähnliche Wiederkehr in beſtimmter Entfernung und regelmäßigem Alterniren von nach Rechts und Links gerichteten Vorſprüngen oder Gräten.“

6) Der mittlere oder kieſelige Keuperſandſtein. Fiſchreſte; Ceratodus. Belodon. Reliefs. — Enthält nur ſehr wenige Ueberreſte von Reptilien nebſt Zähnen und Schuppen von Fiſchen.

7) Der obere oder grobkörnige Keuperſandſtein. Phytosaurus, Belodon. Dieſe Abtheilung des Keupers, welche auch den Namen des Stuben- oder Streu-Sandſteines führt, iſt im Ganzen ſehr arm an Verſteinerungen, die aber für ſie bezeichnend ſind. Hinſichtlich der organiſchen Reſte laſſen ſich überhaupt die Abtheilungen des Keupers, mit Einſchluß des Sandſteins der Lettenkohlengruppe, in zwey große Abſtufungen zerfällen. Die Saurier der Lettenkohle und des untern Keuperſandſteins, die Labyrinthodonten nämlich, welche dieſen beyden Gruppen, ſo wie dem Muſchelkalk und bunten Sandſtein gemeinſam ſind, reichen nicht bis in den kieſeligen und grobkörnigen Sandſtein des Keuper herauf, ſondern finden ihr Ende bereits in dem unteren. Ebenſo erſtrecken ſich die ſchon im bunten Sandſtein beginnenden, durch den Muſchelkalk unterbrochenen, dagegen in der Lettenkohle und dem feinkörnigen Keuperſandſtein nebſt deſſen Mergeln deſto ſtärker wiederkehrenden Pflanzenreſte, die Equiſeten, Farn und Cycadeen, nicht über die letztgenannte Gruppe des Keupers herauf. Dafür tritt in den beyden obern Keuperſandſtein-Gruppen, ſtatt den Labyrinthodonten, eine andere Gattung Belodon auf, welche dem kieſeligen und grobkörnigen Keuperſandſtein gemeinſchaftlich anzugehören ſcheint.

Mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit geht nun der Verf. zur Beſchreibung der Ueberreſte des Phytosaurus über, um eine richtige Deutung von ihnen zu gewinnen. Er ſtimmt ganz im Reſultate mit H. v. Meyer überein und geht noch um einen Schritt weiter, indem er die als Phytosaurus cubicodon und cylindricodon benannten

Digitized by Google

Abdrücke und Ausprägungen foſſiler Schädeltheile auf die Gattung Belodon zurückführt.

8) **Knochenbreccie an der Formationsgrenze des Keupers gegen den Lias.** Sie iſt eigentlich eine Zahnbreccie, indem es hauptſächlich Fiſchzähne aus den Abtheilungen der Ganoiden und Placoiden ſind, welche ſtellenweiſe in ſolcher Menge vorkommen, daß ſie an Maſſe das Bindemittel übertreffen. Die Fiſchreſte gehören den Gattungen Gyrolepis, Hybodus, Acrodus, Thectodus (einer vom Verf. errichteten Untergattung von Acrodus), Sphaerodus, Psammodus und Saurichthys an. Außerdem haben ſich aber auch Ueberreſte von Sauriern zu erkennen gegeben, nämlich von Nothosaurus und von einer neuen Gattung, die ſowohl von jenem als den Labyrinthodonten und den Sauriern des Lias verſchieden iſt und vom Verf. Termatosaurus benannt wird. Letztere kommt nicht bloß in der Knochenbreccie, ſondern auch in dem Tübinger Sandſteine vor, in welchem überdieß noch die Gattung Belodon angedeutet zu ſeyn ſcheint.

Durch 12 lithographirte und vortrefflich ausgeführte Tafeln ſind die Beſchreibungen erläutert. Die Wichtigkeit dieſer Beyträge für das Studium der Palaeontologie wird ſich aus unſerer Anzeige von ſelbſt herausſtellen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Prosp. de Bofarull y Mascaró, Las condes de Barcelono vindicados y cronologia y genealogia de los reyes de España. T. I. Abraza los siete primeros, des de el año 874 al 1035. II. Abraza del 8 al 26. Conde, des de el año 1036 el 1516. Barcel. 1836.

Representacion contra el pretendido voto de Santiago, que hace al rey nuestro sennor D. Carlos III. el duque de Arcos. Madr. 1771. fol.

Al. Fernandez, Historia y anales de la ciudad y obispado de Plasencia. Madr. 1627. fol.

Engelhard, Beſchreibung des Dogenpallaſtes zu Venedig. Berlin 1843.

Fr. L. Bertoldi, Memorie per la storia del Reno di Bologna. Ferrara 1807.

Ran. Grassi, Descrizione storica e artistica di Pisa. Vol. 1—3. Pisa 1836.

Guida per la città di Padova all'omico delle belle arti. Venezia 1817.

Guida del forestiere per la città e il contado di Lucca. Lucca 1820.

Guida del forestiere per la città di Bologna. Bologna 1820.

M. Malaspina di Sannozaro, Guida di Pavia. Pavia 1819.

C. Ribuffi, Guida di Ravenua. Ravenna 1835.

Fr. Tolomei, Guida di Pistoria. Pistorio 1821.

Fr. Guicciardini, Storia d'Italia. Vol. II. fosc. 7—9. Milano 1843.

Gius Borghi, Sulle storie italiane dall'anno primo dell'era cristiaua al 1840 discorso. Vol. 2. 3. Firenze 1843.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti lo storio d'Itolia. Vol. IV. Vite di illustri italioui inedite o rare, con illustrazione. Vol. I. Firenze 1843.

Duc de Luynes, Recherches sur les monumenta et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie meridionale. Avec Atlas. Par. 1844. fol.

A. Beugnot, Essai sur les institutions de Saint Louis. Par. 1821.

Statistique administrative et historique du département de la Meurthe. Nancy 1822.

Archives historiques et littéraires du Nord de la France et du Midi de lo Belgique. Par A. Leroy et a. Dinoux. Vol. IV. Valenc. 1842.

Emile Marco de Saint-Hilaire, Le Duc D'Enghien. Por. 1844.

Charles Duveyrier, Lattres politiques. Vol. 1. 2. Par. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Ueberſicht des Fortſchrittes und der Erfolge im Lehrfache der aſiatiſchen Sprachen an der Univerſität Kaſan. Kaſan 1842. 61. S.

Die wandelbare Natur der Steppengegenden von dem Jaik und der Wolga bis zum Dnieſter und Dnieper und die mit ihr zuſammenhängende nomadiſche Lebensweiſe ihrer Bewohner, die barbariſchen Gelüſte der verwilderten Haufen und die ehrgeizigen Beſtrebungen ihrer Großen konnten nur durch einen mächtigen civiliſirten Staat, der aus dem Innern des Erdtheiles herabdringt nach Süden, überwunden und für alle Zeiten gebändigt werden. Rußland hat ſich ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dieſe Aufgabe geſtellt und ſie mit eben ſo großer Einſicht und Glück, wie mit Kühnheit und Kraft verfolgt. Dieſer Staat ſteht jetzt als Gränzwächter und Vermittler da zwiſchen Aſien und Europa; die Slawen haben nämlich durch ihre Weltſtellung einerſeits die Beſtimmung, den Weſten vor jeder neuen Ueberſchwemmung der öſtlichen Barbaren zu ſchützen, und anderſeits die öſtlichen Horden ſelbſt zur Menſchlichkeit und Sittlichkeit, zur Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung emporzubilden. Es iſt dieß wohl die herrlichſte Aufgabe, die jemals einem Staate geworden iſt; und je mehr Rußland dieſem Ziele entgegenſtrebt, deſto mehr wird ſich ſeine moraliſche und phyſiſche Kraft im Innern, ſo wie auch ſein Ruhm und Anſehen nach Außen vermehren.

Einen neuen Beweis der großen und beſonnenen Thätigkeit auf dieſem Gebiete liefert der vorliegende Bericht über die orientaliſchen Studien an der Univerſität Kaſan, welchen ich der Güte des Curatoriums dieſer Anſtalt verdanke. Es iſt dieſes, in mancher Beziehung, ein denkwürdiges Büchlein. Kaſan iſt die letzte Stadt gegen Oſten, wo man deutſche Lettern beſitzt und in deutſcher Sprache Bücher druckt. Warum druckt man aber überhaupt in Rußland ſo viel deutſch, und warum erſcheint der Bericht der öſtlichſten Univerſität des Slawenreiches in deutſcher Sprache? Weil die Ruſſen ſeit Peter dem Großen alle höhere Bildung und Gelehrſamkeit von der deutſchen Nation erhalten haben und noch erhalten. Man kann ſich der Mühe entſchlagen die Namen zu nennen, ſie ſind dem Kundigen bekannt. Nicht wir brauchen aber den Ruſſen, wie man neulich irgendwo las, dankbar zu ſeyn, daß ſie unſern Gelehrten Brod gaben und geben, es iſt in Deutſchland noch kein Gelehrter verhungert — ſondern den Slawen geziemt es ſich immer zu erinnern, wie außerordentlich viel deutſche Männer zur Befeſtigung wie zum Ruhme ihres Reiches beygetragen haben.

Batu Chan, der Zerſtörer Rußlands und Begründer der mongoliſchen Macht im Norden des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres, erbaute im Lande der finniſchen Bulgaren zwey Städte, Groß-Serai an der Wolga, die vorzüglichſte Reſidenz der Chane der goldenen Horde, und Kaſan, welches der Sage nach von einem Keſſel, der ſich an dem Platze fand wo der Ort errichtet wurde, dieſen Namen erhalten hätte. So viel iſt ſicher, daß ſchon Joſafa Barbaro (Ramuſio II. 98. Forſter Geſchichte der Entdeckungen im Norden 213) uns lehrt, dieß ſey die Bedeutung des Wortes Kaſan. In

Digitized by Google

Folge der Züge Timurs nach Kiptſchak und des innern Zwieſpalts ward das Reich der goldenen Horde ſo geſchwächt, daß ſich in den einzelnen Provinzen ſelbſtſtändige Chane erheben und behaupten konnten. Kaſan ward nun ebenfalls im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die Hauptſtadt eines ſolchen ſelbſtſtändigen Fürſtenthums, welches durch Unruhen unaufhörlich zerrüttet und im Laufe der Zeit immer mehr geſchwächt wurde. Nur ſelten war der Krieg zwiſchen den Chanen und den ruſſiſchen Großfürſten durch einige Jahre des Waffenſtillſtandes unterbrochen. Iwan I. Waſiljewiſch eroberte Kaſan (1468), führte die mongoliſchen Fürſten in Gefangenſchaft nach Rußland und ſetzte einen neuen ein, der ſich zum Chriſtenthum bekannte und die Oberherrlichkeit des Großfürſten anerkennen mußte. Dieſe Lehnsverbindung hatte aber nur kurzen Beſtand; der Krieg begann von neuem und wurde von beiden Seiten lange Zeit mit abwechſelndem Glücke geführt. Zar Iwan II. bemächtigte ſich endlich (1553) des ganzen Landes, vereinigte das Fürſtenthum mit ſeinem Reiche und ließ es durch Statthalter verwalten. Kaſan und Aſtrachan bildeten jetzt die Vorpoſten des Reiches, von welchen aus auf die weiter öſtlich wohnenden Völker gewirkt wurde. Als ſolche werden ſie heutigen Tags noch betrachtet und erfreuen ſich deßhalb vieler Gunſtbezeigungen von Seiten der Regierung. Die erſte höhere Studienanſtalt, im europäiſchen Sinne des Wortes, ward 1758 zu Kaſan errichtet, bald hernach (1796) mit einer Dollmetſcherſchule verbunden und die Stelle eines Lehrers einem Türken (Tataren) Sahit Chalfin, in erblicher Eigenſchaft übertragen. Der letzte dieſer Lehnsprofeſſoren, Ibrahim Chalfin († 1828) hat ſich durch die Herausgabe des türkiſchen Textes der bekannten Geſchichte der Mongolen und Tataren von Abulgaſi (Kaſan, 1825 fol.), wozu ihn der erſte Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an der 1804 gegründeten Univerſität, Staatsrath Frähn anleitete, ein bedeutendes Verdienſt um die aſiatiſche Literatur erworben. Vier Jahre nach der Eröffnung der Hochſchule waren noch keine lateiniſchen Typen vorhanden; Frähn mußte ſich deßhalb entſchließen, ſeine Erklärung einiger Samaniden- und Buidenmünzen in arabiſcher Sprache abzufaſſen. Als Frähn (1818) nach Petersburg abging, ward Erdmann

an deſſen Stelle als Profeſſor der arabiſchen und perſiſchen Sprache berufen. Die Regierung ſah bald ein, von welcher großen politiſchen und commerciellen Wichtigkeit die öſtlichen Studien für Rußland ſind, und beſchloß zu Kaſan, in der Gränzſtadt zwiſchen Europa und Aſien, für alle Hauptſprachen des Morgenlandes eigene Lehrſtühle zu errichten. Hiezu mußten aber erſt, durch die Fürſorge und auf Koſten der Regierung, junge Männer erzogen werden. Zwey junge Männer, Popow und Kowalewsky, wurden alsbald in den Stand geſetzt ſich längere Zeit in Urga, dann jenſeits des Baikalſees und an der Selenga aufzuhalten, um ſich im Mongoliſchen auszubilden; der letztere hatte ſelbſt (1830) zu dieſem Endzwecke Peking beſucht. Ihnen ward (1833) der erſte Lehrſtuhl der mongoliſchen Sprache in Europa — im Dollmetſchercollegium zu Peking ſind ſchon ſeit Jahrhunderten Lehrer des Mongoliſchen angeſtellt — übertragen. Mit Ibrahim Chalfin iſt die Lehnsprofeſſur erloſchen; die Stelle als Lehrer der türkiſchen Sprache erhielt Iskander Mirza Kaſimbek, ein geborner Perſer aus Reſcht. Ein ehemaliges Mitglied der geiſtlichen Geſandtſchaft zu Peking (1820—1830), der Archimandrit Daniel, wurde (1837) zum erſten Lehrer der chineſiſchen Sprache in Kaſan und Rußland überhaupt ernannt; Petrow erhielt (1842) die Profeſſur des Sanskrit und dem Armenier Naſarianz, welcher ſeine Studien theilweiſe zu Dorpat gemacht hatte, wnrde (1842) der Lehrſtuhl der haikaniſchen Sprache und Literatur übertragen. Ein anderer junger Mann, „Magiſter der mongoliſchen Sprache,“ erlernte von einem gelehrten buddhaiſtiſchen Mönche das Tübetaniſche, iſt dann mit der Geſandtſchaft (1840) nach Peking gegangen, um dort ſich auszubilden und die Hülfsmittel für die Errichtung eines Lehrſtuhles des tübetaniſchen Sprache und Literatur zu ſammeln. Waſſiliew wird nach ſeiner glücklichen Rückkehr aus der Hauptſtadt des Mittelreiches (1850) der erſte Lehrſtuhl der tübetaniſchen Sprache in Rußland zu Theil werden. So wie nach China werden auch nach allen andern Ländern Aſiens fähige junge Leute geſandt, um ſich mit den Sprachen und Literaturen der verſchiedenen Völker des Morgenlandes vertraut zu machen, nebenbey wohl auch die innern Verhältniſſe und äußern Beziehungen der Saaten

Digitized by Google

zu erkunden. Man wird jetzt wohl einſehen, wie es kommt, daß Rußland ſo genau über die Zuſtände aller öſtlichen Gegenden unterrichtet und vielleicht bey den verſchiedenen Ereigniſſen des Erdtheiles mittelbar betheiligt iſt. Jeder dieſer reiſenden Studenten, deren vor kurzem mehrere nach Perſien, Syrien, Aegypten und der europäiſchen Türkey abgiengen, erhält eine jährliche Beſoldung von 13—1500 Rubeln in Silber.

In den letzten Jahren wurden auch eigene Curſe der orientaliſchen Sprachen am Gymnaſium zu Kaſan angeordnet. Die Regierung hat ſogar für diejenigen, welche ſich ihnen ausſchließend widmen und ſpäter in ihre Dienſte treten wollen, eine Anzahl Freyplätze errichtet, an welchen alle Unterthanen des ruſſiſchen Staates, Kalmüken wie Buräten, Türken wie Finnen Antheil nehmen können. Auf die Bitte des Taidſchi der buddhaiſtiſchen Buräten an der Selenga werden jetzt vier Jünglinge ſeines Ulus auf Kronkoſten im Gymnaſium erzogen, um dann ihre Studien an der Univerſität fortzuſetzen. Es iſt auffallend, daß man in dem orientaliſchen Kaſan (Ueberſicht u. ſ. w. 43) die Worte „der Haupttaiſcha der mongholo — burätiſchen Stämme an der Selenga“ ſchrieb und drucken laſſen konnte. Anſtatt Taiſcha muß es Taidſchi heißen, und bey jedem Ulus gibt es nur einen Taidſchi oder Häuptling; ſeine Söhne erhalten bloß den Ehrentitel Nojan, Herr. Ganz richtig ſagt Abulgaſi in ſeinem Geſchlechtsbuch der Mongolen und Türken: „Taidſchi iſt ein Wort der chataiiſchen (chineſiſchen) Sprache und bedeutet hier ſo viel als Wächter oder Aufſeher.“ (Pallas, Sammlungen über die mongoliſchen Völkerſchaften I. 186). Die Mongolen haben mit anderen Sitten und Einrichtungen des Mittelreiches auch ſeine Saatsämter und ihre Benennungen angenommen; Taitſchi (9722 und 591 nach dem toniſchen Wörterbuche des Dr. Morriſon) heißt nach einer wörtlichen Ueberſetzung, der oberſte Anordner oder Lenker.

Für alle die Sprachen und Gegenſtände, die an der Univerſität und am Gymnaſium gelehrt werden, ſind auf Befehl des Miniſteriums der Aufklärung — es iſt dieß ein unbeſtreitbares Verdienſt des Geheimenraths Uwaroff — beſondere Lehrbücher, Grammatiken, Chreſtomathien ausgearbeitet, dann auf öffentliche Koſten dem Drucke übergeben worden; ſie werden entweder ganz unentgeltlich vertheilt oder für eine Kleinigkeit den Studenten des Inlands wie den wiſſenſchaftlichen Männern des Auslands überlaſſen. Ich erwähne bloß die mongoliſche Chreſtomathie Kowalewsky's *); das mongoliſch-ruſſiſch-franzöſiſche Wörterbuch; dann die mongoliſche Chreſtomathie und die Arithmetik in mongoliſcher Sprache von Popow, und die türkiſche Grammatik des Mirza Kaſimbek.

Mit ebenſo bereitwilliger Einſicht lieferte die Regierung den wiſſenſchaftlichen Anſtalten Kaſans die Geldmittel, um alle in Europa und Aſien gedruckten Werke, die ſich auf den Orient beziehen, ankaufen zu können; man ſchickte überdieß eigene Sendboten in die mongoliſchen Steppen, nach Perſien und Mittelaſien, um Handſchriften aufzukaufen. Bey ſo kräftiger Unterſtützung war es der Univerſitätsbibliothek möglich, in wenigen Jahren reichliche Bücher- und Handſchriftenſammlungen in allen Hauptſprachen Aſiens anzulegen, Münz- und ethnographiſche Kabinette einzurichten. Jetzt bereits zeigen ſich die erfreulichen Folgen dieſer gutberechneten Vorſorge des Staates. Es hat ein Theil der Nomaden dem

*) Ich habe das Werk Kowalewsky's niemals geſehen. Aus einer Anzeige, die voe mehreren Jaheen in der Halle'ſchen Literatuezeitnng erſchien, ſcheint hervoezugehen, daß die Chreſtomathie unter andeen anch eiuen buddhaiſtiſchen Glaubensſpiegel enthäle, wobey der Herausgebee beineekt: dieſes Werk ſey ſowohi nach Inhalt als Form von meinem aus dem Chineſiſchen übeeſetzten Katechismus der Schamanen verſchieden. Aus der Art und Weiſe wie dieſe Beineekung in der Liteeaturzeitung mitgetheilt wnrde eehellt, daß dee Reeenſent nicht weiß, daß in der Lehre des Schakiamuni Buddha den Menſchen verſchiedenen Geſchiechtes, verſchiedenen Altees und Beſchäftigung verſchiedene Pflichten auferlegt werden. Der Glaubensſpiegel, den ich aus dem Chineſiſchen überſetzte, iſt für die Kloſternovizen beſtimmt; für Laien, für Nonnen, für Geiſtliche verſchiedenen Grades und Ranges, deeen es mehrere gibt, ſind auch verſchiedene Glaubensſpiegel verhanden bey den Mongolen wie bey den Chineſen, bey den Tübetanern wie bey den Japanern.

Digitized by Google

culturfeindlichen Jäger- und Hirtenleben entſagt und ſich dem Ackerbau ergeben. Dſchangir, Chan der ſogenannten innern, ungefähr 100,000 Seelen ſtarken Horde der Kirgis-Kaiſaken zwiſchen Ural und Wolga, beſucht fleißig Kaſan und hat neulich, wie die Nordiſche Biene berichtet, mit einigen Leuten ſeiner Begleitung eine literariſche Abendgeſellſchaft bey dem Akademiker Fuchs mit ſeinem Beſuche beehrt. Sein erſter Miniſter iſt ein Zögling der Univerſität. Während des Winters lebt der Chan im Diſtrikte Dſchukſus ganz auf europäiſche Weiſe; er errichtete ſelbſt eine Schule für ſeine Kirgiſen, wo muhammedaniſche Religion, die türkiſche und ruſſiſche Sprache, Arithmetik, Geographie u. ſ. w. gelehrt werden. Dſchangir geht ſeinen Unterthanen mit gutem Beyſpiele vor. Sein älteſter Sohn wird in Orenburg und ſein jüngſter im Pagencorps zu St. Petersburg erzogen. Bey ſeinem letzten Aufenthalt in Kaſan nahm er ſogar einen Engländer und deſſen Frau, eine Deutſche von Geburt, in ſeine Dienſte; der Mann ſolle der Erzieher ſeiner übrigen Söhne werden und die Frau höchſt wahrſcheinlich die Stelle einer Gouvernante bei ſeinen Töchtern bekleiden, — es iſt dieß wohl die erſte deutſche Gouvernante an einem kirgis-kaiſakiſchen Hofe. Ich ſchließe die Anzeige dieſes anziehenden in ſo vielen Beziehungen lehrreichen Büchleins mit dem Wunſche, daß die Hochſchule zu Kaſan, dieſer Heerd der menſchlichen Geſittung auf der Gränzmark zwiſchen Europa und Aſien, ſich immer mehr befeſtigen und ausbreiten möge.

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Dr. Ed. Platner, Ueber die Entwickelung der Volksindividualität mit beſ. Rückſicht auf Deutſchland. Marburg 1843.

Hanſeſtädtiſche Reformbeſtrebungen. Hanau 1844.

Cheliſtern, Hamburgiſche Geſchichte des 19. Jahrhunderts. Hamb. 1843.

Hr. Credner, Ueberſicht der geognoſtiſchen Verhältniſſe Thüringens und des Harzes. Gotha 1843.

K. Groſſe, Geſchichte der Stadt Leipzig. Th. 1. 2. Leipz. 1842.

Dr. Fr. W. Unger, Geſchichte der deutſchen Landſtände. Th. 1. von den älteſten Zeiten bis zum 14. Jahrhundert. Hannover 1844.

Fr. O. Stichert, Chronik der Stadt Werdau. Hft. 1—4. Leipz. 1841.

J. M. Schottky, Bilder aus der ſüddeutſchen Alpenwelt. Innsbruck 1834.

Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint, écrites par Guill. van Male, et publiées pour la première fois par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1843.

J. M. Lehuerou, Histoire des institutions carolingiennes et du gouvernement des carolingiens. Par. 1843.

J. G. Jahn, Urkundliche Chronik der Stadt Oelsnitz und des Schloſſes und Amtes Voigtsberg. Oelsnitz 1841.

Hr. Hoffmann, Ueberſicht der orographiſchen und geognoſtiſchen Verhältniſſe vom nordweſtlichen Deutſchland. Abth. 1. 2. Leipz. 1830.

H. Grimm, das malreriſche und romantiſche Mulden-Hochland. Lief. 1. Dresden 1844.

Erinnerungen aus Hannover und Hamburg aus den Jahren 1803—13 Hannover 1843.

Steph. v. Horvát, Ueber Croatien als eine durch Unterjochung erworbene ungariſche Provinz und des Königreichs Ungarn wirklichen Theil. Leipz. 1844.

Magnaren-Spiegel oder Schilderung der Völkerverfaſſung und Richtung des ungariſchen Reiches neueſter Zeit. Von einem Magnaren. Leipz. 1844.

Alexius von Fényes, Statiſtik des Königreiches Ungarn. Th. 1. Peſth. 1843.

E. Duller, Maria Thereſia und ihre Zeit. Hft. 2—8 Schluß. Wiesbaden 1843.

Nicol. Weſſelényi, Eine Stimme über die ungariſche und ſlawiſche Nationalität. Leipz. 1844.

K. A. Schimmer, Geſchichte von Wien von der älteſten bis auf die gegenwärtige Zeit. Wien 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Reiſen in Europa, Aſien und Afrika, mit beſonderer Rückſicht auf die naturwiſſenſchaftlichen Verhältniſſe der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841, von Joſeph Rußegger.

Ueber die eigentlichen Verdienſte dieſes reichhaltigen, trefflichen Werkes ſprachen wir uns ſchon früher (Gel. Anz. Bd. XIV. Nr. 122 u. f.) in einer Anzeige aus, welche auf das erſte Erſcheinen desſelben aufmerkſam machen ſollte. Wir begleiteten damals den Reiſenden, der, wie ſelten ein Andrer, mit ſcharfem Blick, geſundem Urtheil und tüchtigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, durch alle die Hülfsmittel begünſtigt war, welche der damals noch weit reichende Einfluß des Mehemed Ali ihm gewähren konnte, auf dem Wege ſeiner Forſchungen durch das weſtliche Gebiet von Unterägypten, und gedenken demſelben für dießmal in das nördliche Syrien und das ſüdöſtlichſte Kleinaſien zu folgen, wo ſich dem glücklichen Forſcher Fundgruben, nicht nur der verborgenen mineraliſchen Schätze der Erde, ſondern der mannichfaltigſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen aufthaten, in deren Tiefe noch kaum ein Reiſender der neueren Zeit geblickt hatte.

Beirut, durch die Schönheit und den natürlichen Reichthum ſeiner Umgebung, ſo wie durch ſeine Lage ſo hoch begünſtigt, anjetzt wieder an das türkiſche Syſtem der augenblicklichen alles erſchöpfenden Auspreſſungen und der rückſichtsloſen Vernachläßigung aller Quellen des eigenthümlichen Wohlſtandes dahin gegeben, konnte damals, als H. Rußegger im Mai 1837 ſeine engen Gaſſen betrat, noch immer einen günſtigeren Eindruck machen, als in gegenwärtiger Zeit; Mehemed Alis Verwaltung traf das Land mit Schlägen der Ruthe, nicht mit vergiftenden Hieben der Skorpionen; das Syſtem desſelben, ſo übel auch ſeine Folgen berechnet waren, entbehrte nicht der Vernunft und Ueberlegung. Dem Reiſenden, der aus Aegypten kommt, fällt ſchon der ſchöne Menſchenſchlag wohlthuend auf, welcher in Syrien allgemein verbreitet iſt. Selbſt die Kinder ſieht man hier lieblich blühend und reinlich, deren Altersgenoſſen in und vor den Hütten der ägyptiſchen Fellahs nur einen Mitleid und Eckel erregenden Eindruck machen. Die Männer, namentlich die Bewohner des Libanon, ſind groß und ſtark, freundlich und zuvorkommend, von edlem, feinem Anſtand; die Frauen der ärmeren, arbeitenden Volksklaſſen ſind zwar mehr ſtark als ſchön, unter denen der höhern aber zeigen ſich wahrhafte Schönheiten. Die Stadt befand ſich unter Mehemed Alis Herrſchaft, der das Eigenthum und die Rechte der fremden wie einheimiſchen Bewohner kräftig ſchützte, und den unzähligen Plackereyen, Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen der Paſcha's, Aga's u. A. Einhalt that, der hiebey keinem Unternehmen der Europäer, welches Gewerbe wie Handel fördern konnte, hinderlich war, in einem merklich aufblühenden Zuſtand. In dem Gaſthaus des freundlichen Genueſers Battiſta, wie in den Wohnungen der gefälligen, gebildeten Conſule von Oeſterreich und von Griechenland fühlte der Reiſende ſich bald ſo heimiſch wie im Vaterland. Die unvergleichlich ſchöne Umgegend der Stadt läßt es ohnehin jedem Fremden hier ſo wohl werden, daß

Digitized by Google

er, wie Lamartine und ſo manche andre gebildete Europäer unſrer Tage, hier gern ein Obdach für längere Zeit ſuchen würde.

Dennoch lernt man die Schönheit des nördlichen Theiles der ſyriſchen Küſte erſt jenſeits Beirut, gegen das Gebiet der Orontesmündung hin, in ihrer ganzen Fülle kennen. Hr. R. machte für dießmal den Weg zu Waſſer, auf einer wohl gebauten, dabey aber ſchlecht bedienten Corvette, deren Kapitain, mit orientaliſchem Phlegma und türkiſcher Unwiſſenheit nicht nur des ſo augenfällig, durch die Vorgebirge bezeichneten, von ihm ſchon mehrmalen befahrnen Weges nach der Bucht von Suedie verfehlte, ſondern auch das Fahrzeug bey vollkommen gutem Wind und Wetter in Gefahr des Scheiterns mitten unter den Felſenklippen brachte. Außen im Meer, vor Tripolis (Tarablus) iſt man den höchſten Punkten des Libanon gegenüber; man kann hier auch die Gegend der Cedern ſehen; doch macht jenes mit Recht geprieſene Gebirge weder durch ſeine Umriſſe noch durch ſeine Bekleidung mit Pflanzenwuchs, der am Abhang des Libanon nur ſpärlich erſcheint, den reizenden Eindruck auf das Auge, welchen die Höhen des Caſſius und Amangebirges an der Mündung des reichlich ſtrömenden Orontes gewähren, deren Abhänge mit dichten Waldungen bedeckt ſind und an deren Fuß ſich weithin grünende Auen, Felder und Gärten ausbreiten. Die vielen wohl gebauten Häuſer der Landleute, unter denen auch der engliſche Generalconſul ſeinen Landſitz aufgeſchlagen hatte, erinnerten damals, als unſer Reiſender hieher kam, an das äußere Wohlbefinden eines Volkes, das in Frieden lebt und das einer gewiſſen Sicherheit des Eigenthumes genießt. Man hört in dieſer Gegend, ſtatt der arabiſchen Volksſprache, ſchon ſehr häufig die türkiſche, denn die meiſten Bewohner von Suedie ſind Turkomanen. In den Gärten des gaſtfreundlichen engliſchen Generalconſuls Parker bezeugte das kräftige Gedeihen mehrerer chineſiſcher und japaneſiſcher Gewächſe, welche dort neben den beſten Fruchtbäumen des ſüdlichen Europa's ſtundn, die Vortrefflichkeit des Klimas der Nachbarſchaft von Antiochia. Die Rebe rankt ſich hier wild an den Granaten- und Feigenbäumen hin und erzeugt, ohne der menſchlichen Pflege zu bedürfen, den edelſten Wein.

Statt der gewöhnlichen Straße nach Antiochia, dahin unſer Reiſender ſich jetzt, um von Ibrahim Paſcha die weiteren Befehle für ſeine, zunächſt bergmänniſche Expedition einzuholen, ſich wendete, ſchlug derſelbe den durch ſeine großartige, reiche Natur für ihn weit vorzüglicheren Weg längs des Orontes ein, welcher ſich durch die engen, waldbewachſenen Schluchten des Caſſiusgebirges ſeine Bahn gebrochen hat. Er machte hier zuerſt die Bekanntſchaft der Turkomanen, unter denen er jetzt länger zu verweilen im Begriff war, und fällt bey dieſer Gelegenheit über das eigentliche türkiſche Volk ein Urtheil, das er ſpäter immer als richtig befand: „daß in ihm ein edler Stoff, ein guter Kern in rauher Schaale lebe, bey welchem es zu bedauern ſey, wenn derſelbe, durch die geſchehenen Mißgriffe ihn zu entwickeln, verdorben werden ſollte.“

Wenn Antiochia und ſeine Umgebung auch nicht durch jene mächtigen Erinnerungen, die ſie in dem Herzen des Chriſten wecken, ſo bedeutungsvoll wären, würden ſie dennoch durch ihre natürlichen Reize jedes empfängliche Gemüth zur innigſten Bewunderung aufregen. Wie ſchlanke Palmen aus zerſtreuten Felſenklippen erheben ſich die Minares der Stadt aus den Trümmern der alten römiſchen, der byzantiniſchen, der ſarazeniſchen und fränkiſch chriſtlichen Bauwerke. Das Erdbeben hat hier mit den verheerenden Kriegen gemeinſame Sache gemacht und dennoch iſt der uralten Stadt und der unverwüſtlichen Fülle der Natur ein Reiz geblieben, den nur wenige Punkte der Erde haben. Alle Thäler des Caſſiusgebirges ſind waldreich oder in fruchttragende Felder verwandelt; in der Ferne ſieht man die Vorberge des Taurus; von allen Anhöhen ergießen ſich Quellen und Bäche und verleihen dem warm gelegenen Lande ſeine Fruchtbarkeit.

Ganz anders geſtaltet ſich die Natur jenſeits des niedreren Höhenzuges Chalaka, der die Ebene von Antiochia von jener von Aleppo ſcheidet. Auf dem Boden der Kalkfelſen und zwiſchen ihren herumgeſtreut liegenden Steinmaſſen zeigt ſich nur ſelten ein und der andre vereinzelte Baum oder ein dürftiger Graswuchs, die Trümmer der vormaligen

Digitized by Google

chriſtlichen Kirchen und der kleinen Kaſtelle aus den Zeiten der Kreuzzüge können den traurigen Eindruck, den der Kontraſt dieſer Gegend mit dem paradieſiſch ſchönen Thale des Orontes macht, nicht vermindern.

Aleppo, deſſen Bevölkerung einer freylich unſichren Angabe zu Folge noch vor 60 Jahren 300,000 Seelen betragen haben ſoll, zählt noch immer 80,000 Einwohner. Die große, ſchön gebaute Stadt, welche ſelbſt bey dem Erdbeben im Jahre 1822 einen großen Theil ihrer aus Quaderſteinen errichteten Häuſer und Moſcheen unverſehrt behalten hat, während die minder feſten Gebäude ganzer Gaſſen über ihren Bewohnern zuſammen ſtürzten, liegt mitten in einer Wüſte; nur an dem Ufer des kleinen Fluſſes Nacher el Haleb hin zeigen ſich die baumreichen Gärten der begüterten Kaufleute, denen die Lage zwiſchen dem nur 15 Stunden entfernten Euphrat und der Meeresküſte noch fortwährend die Mittel zum lebhaften Verkehr mit den Ländern des Oſtens wie des Weſtens und hiedurch großen Wohlſtand verleihet. Den Bazar von Aleppo rühmt unſer Reiſender als den ſchönſten unter allen, welche er im Morgenland geſehen. Die Bewohner der Stadt, wie ihre Sprache ſind vorherrſchend arabiſch; man findet ſich hier in einem der wichtigſten Haltpunkte der alten ſarazeniſchen Macht und Größe.

Ibrahim Paſcha hatte ſich indeß, während unſer Reiſender ihm in Aleppo zu begegnen hoffte, von Aintab geraden Weges nach Antiochia gewendet, wohin auch Hr. R. eilig zurückkehrte und nun endlich die längſt erwartete Weiſung für den Beginn ſeiner bergmänniſchen Arbeiten am Taurus empfieng.

An dem Hafen des alten Seleucia zeigen ſich die unverkennbaren Spuren von einem Zurücktreten des Meeres; der Weg in die Gebirgsſchlucht, durch welche die alte Felſenſtraße von Seleucia aus ans Meer führte, iſt eines der großartigſten Werke des Alterthums; er iſt eine Stunde Weges in den Kalkfelſen an manchen Stellen bis 48, ja an der einen bis 180 Fuß tief eingebrochen und da, wo die Gebirgswand eine noch bedeutendere Höhe erreicht, iſt ein Tunnel durch dieſelbe hindurch geführt, der eine Länge von 600 Fuß, bey 24 F. Höhe und 24 F. Breite hat. Nur Pococke hat unter allen Reiſenden der neueren Zeit dieſer in ihrer Art und Ausdehnung einzigen Kunſtſtraße des Alterthums Erwähnung gethan, dieſes jedoch in einer Weiſe, welche es zweifelhaft macht, ob er ſie ſelber durchforſcht, oder bloß aus dem Berichte andrer Augenzeugen gekannt habe.

Der eben erwähnte, den Forſchungen der neueren Zeit bisher faſt ganz entgangene Weg führt in geradeſter Richtung zu den Ueberreſten des alten Seleucia, deſſen Akropolis, an und in den Felſenwänden des Dſchebbel Muſſa, noch am beſten erhalten iſt. Nur eine einſame, zwiſchen hohen Felſen, im Schatten der Aprikoſen-, Zitronen- und Feigenbäume ſtehende Hütte, bewohnt von einer an blühenden Kindern reichen Familie, erinnerte, in der Nähe der verlaſſenen Trümmer, an ein noch fortlebendes Geſchlecht der Menſchen.

Von den Ruinen von Seleucia bis zu der, allen Winden ausgeſetzten Rhede von Tarſus ſchiffte Hr. R. in 24 Stunden. Auch Tarſus, dieſe vormals ſo reiche, glanzvolle Hauptſtadt Ciliciens, macht jetzt, obgleich ſie noch kein Trümmerhaufen wie Seleucia iſt, einen ſehr niederſchlagenden Eindruck. Man könnte, wenn man in dieſer, von dem ſtauchenden Gewäſſer des Kydnos ganz verſumpften Ebene, die armſelige Stadt vor ſich liegen ſieht, welche ſtatt der vormaligen Gaſſen faſt lauter türkiſche Kirchhöfe in ſich enthält, ſchon aus Einbildung krank werden. Auch möchte man keinem Europäer einen längeren Aufenthalt in dieſem ſchmutzigen, armſeligen Wohnſitz von noch immer 20,000 durch Handel und Ackerbau ſich nährenden Menſchen, die aus Gewohnheit mit dem jährlich mehrmalen wiederkehrenden Fieber befreundet ſind, anrathen, denn ſelbſt von dem kräftigen Volk der Turkomanen erliegen Viele der gefahrvollen Seuche. Unſer Reiſende ſammt ſeinen Begleitern ſäumte ſich nicht lang an einem Orte, der für ihn ſo wenig Anziehendes haben konnte; ſchon nach einigen Stunden ſetzte er ſich zu Pferd in Bewegung nach dem dießmaligen Hauptziel ſeiner Reiſe: nach den Bleybergwerken und Schmelzhütten von Gülek, am Fuße des noch am 19. Juni mit Schnee bedeckten Bul-

Digitized by Google

gur Dagh, eines der bedeutenderen Höhenpunkte der Tauruskette, deſſen Abhänge nach unten mit Wäldern von Tannen, höher hinan aber von Cedern bedeckt ſind. Die Bergbaue, welche die Bleyerze zur Schmelzhütte von Gülek liefern, liegen hoch über der Waldregion, welche bey 5000 Fuß über dem Meer ihre Gränze erreicht. Es war von den Höhen des eigentlichen Erzberges erſt ſeit Kurzem der Schnee gewichen; die Frühlingsflora dieſes Landes: verſchiedene Arten der Tulpen und Hyacinthen, ſo wie andre Liliengewächſe zierten den Boden, an deſſen grünenden Stellen in ganzen Rudeln der kaukaſiſche Steinbock weidet. Das aber, was der erfahrne Bergmann am liebſten hier geſehen hätte: ein Naturverhältniß des Gebirges, welches einen guten, ausdauernden Erfolg des dortigen Erzbaues verſprechen konnte, das fand er nicht; vielmehr deutete Alles darauf hin, „daß man es hier nur mit ſehr kurz abſetzenden und ſehr gering ausgedehnten Erzmitteln zu thun habe,“ und daß in jedem Fall die ſehr bedeutenden Auslagen, welche man zur Etablirung einer Schmelzhütte, abgeſehen von den Mängeln derſelben, gemacht hatte, als ſehr voreilige und wahrſcheinlich nie ſich verzinſende betrachtet werden müßten.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der claſſiſchen Studien auf ſittlich-religiöſe Geſinnung, nebſt einigen Anmerkungen über Vereinfachung des Gymnaſial-Unterrichts. Caſſel 1843. S. 43. 8.

Der Dichter des Hudibras ſpricht einmal von Leuten, die vor Feuer warnen bey Waſſers-Noth. Das ganze claſſiſche Alterthum, kaum Epikur's Heerde ausgenommen, iſt dem Chriſtenthum nicht ſo fremd und feind als O. Wigand's freye Leute, die ihr Werk in den Blättern des Tages haben, von welchen es faſt unmöglich iſt die Jugend abzuhalten. Gleichwohl haben neuerlich Eiferer an mehreren Orten nicht dieſes neue Uebel zu bekämpfen, ſondern Gefahren an einem Studium aufzuzeigen geſucht, das ſeit Jahrhunderten für unbedenklich gehalten wurde. In vorliegender kleiner Schrift iſt die Nichtigkeit ſolcher Gefahren dargethan. Ref. wünſchte, der Verf. hätte ſich damit nicht begnügt, ſondern jenem Studium auch den Werth eines Schutzmittels gegen eine wirkliche Gefahr beygelegt. Wider den baren Unglauben iſt die Hülfe auch eines unrichtigen oder mangelhaften Glaubens nicht zu verſchmähen. Je vertrauter die Jugend mit dem claſſiſchen Alterthume wird, in welchem Gottesfurcht und Gottesdienſt ſo hoch ſtand als ſonſt jemals, deſto abgewandter wird ſie von der Gottloſigkeit in der neueſten Litteratur ſeyn, welche überall nichts Beſtechendes hat außer ihrem Tone, der aber in keinem nicht ungeſunden Kopfe und Gemüthe gegen den aus Homer und Heſiod, Aeſchylus und Pindar, Herodot und Xenophon ausgehenden Ton Stand halten wird.

Die andere Hälfte der Schrift giebt Bemerkungen über Vereinfachung des Gymnaſialunterrichts, welche der Verf. dadurch anknüpft, daß er zugiebt, „vielleicht liegen in der gewöhnlichen Methode manche Elemente, welche dadurch der Wärme und Energie chriſtlicher Geſinnung ſchaden, daß ſie der Entwicklung einer innerlich lebendigen, entſchiedenen Triebkraft des Geiſtes und des Gemüthes hemmend und zerſtörend entgegentreten.“ Und das nur vielleicht? Die neue Methode liefert nach dem Verf. Jünglinge, die „geiſtig gewandter“ ſind, aber deren „Wille und Gemüth ſich nicht zu einer durchgreifenden Theilnahme angeregt fühlen.“ Die alte Methode hingegen hat „wohl nicht wenig dazu beygetragen, daß die Leute in früherer Zeit mehr aus einem Guſſe waren, eine entſchiedene, unbefangene Ueberzeugung hatten, die freylich oft von einem ſehr trivialen, untergeordneten Standpuncte ausging.“ „Sollen wir uns, fährt der Verf. fort, dadurch beſtimmen laſſen, die Vortheile der neuen Methode aufzugeben und zu der alten zurückzukehren? Gewiß wird ſich kein umſichtiger Schulmann dazu entſchließen können.“ Doch; wenigſtens wenn er von ſeiner Obrigkeit dazu angehalten wird; und jenen Unterſchied der Wirkung zwiſchen der alten (praktiſchen) und der neuen (theoretiſchen) Methode als wirklich vorausgeſetzt, dürfte kaum eine Obrigkeit anſtehen, die Rückkehr zu der alten Methode zu gebieten. Die Mängel derſelben, welche der Verf. nachweiſt, laſſen ſich vermeiden, wie ſie auch ehedem in guten Schulen vermieden worden ſind. Mit Unrecht aber ſtellt der Verf. unter die Mängel, daß „die überwiegende Rückſicht auf die claſſiſche Form Leben und Geſchichte der beyden Völker zu ſehr in den Hintergrund treten ließ.“ Geſchah das mit Abſicht, ſo war daran nur pädagogiſche Beſonnenheit zu loben; richtige Schätzung des Bereiches jugendlicher Faſſungskraft; Abkehrung von dem, was an dieſen Studien verführeriſch werden konnte und von manchen gar nicht verächtlichen Leuten dafür angeſehen wurde.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Reiſen in Europa, Aſien und Afrika ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die beyden Männer, welche damals die ägyptiſche Regierung zur Beaufſichtigung des von ihr zu hoch gewürdigten Bergbaues in Gülek angeſtellt hatte, waren, der eine ein Schweizer Namens Ginsberg, der andre ein Italiener Namens Boreani. Ginsberg war es, der den berühmten Brocchi nach Sennaar begleitet hatte. Nach Brocchis Tode (in Chardum) kehrte er nach Aegypten zurück und wurde, da er einige mineralogiſche Kenntniſſe beſaß, alsbald von Mehemed Ali in Dienſte genommen und zum Chef des Bergbaues in Gülek ernannt. Boreani war ein geborner Piemonteſer, früher Artillerieoffizier in ſeinem Vaterlande, dann bey der Kanonengießerey in Kairo angeſtellt. Der Erſtere hatte zunächſt den Bergbau, der letztere die Schmelzarbeiten zu leiten. Die ägyptiſche Regierung, zunächſt Ibrahim Paſcha, welcher, nicht ganz mit Unrecht, in Boreani kein ſonderliches Vertrauen ſetzte, hatte es verſäumt, den Bergbeamten in Gülek die Ankunft der deutſchen Bergleute voraus anzuzeigen; Allen unerwartet kamen die unerbetenen Mitarbeiter und Gäſte an. Boreani konnte ſeine Empfindlichkeit darüber nicht verbergen, dem alten Schweizer Ginsberg dagegen floſſen Thränen der Rührung und Liebe über die Wangen, als er ſich hier auf den abgelegenen Höhen des Taurus in ſeiner lieben, deutſchen Mutterſprache anreden hörte. Beyde Männer, der Piemonteſer wie der Schweizer, führten, wenn ſie mit Herrn R. allein waren, die heftigſten Beſchwerden einer gegen den andren, woraus unſer verſtändiger Landsmann das entnahm, daß beyde in der bisherigen Geſchäftsführung mannichfach gefehlt, beyde Unrecht hätten.

Die Lage und Gegend von Gülek, welche unſer Reiſender anjetzt längere Zeit hindurch zu beobachten Gelegenheit fand, hatte damals für die ägyptiſche Herrſchaft des Landes eine zweyfache Wichtigkeit, welche ſchon von früheren Inhabern dieſes Küſtenſtriches anerkannt war. Gülek Boghas, der Gebirgspaß von Gülek, war ſchon von den Völkern des Alterthums als jene Stelle der Tauruskette gekannt, an welcher dieſe von der Meeresküſte her nach dem Binnenland von Cilicien ſelbſt von ganzen Heeren durchzogen werden kann. Und gerade für dieſe Gebirgskette war die Benutzung eines ſolchen Paſſes um ſo bedeutender, da derſelbe in weiter Ausdehnung des Höhenzuges der einzige war, der das Anlegen einer ordentlichen Heeresſtraße möglich machte. Denn die Tauruskette unterſcheidet ſich in ihrem Umriſſe dadurch weſentlich von unſrem europäiſchen Alpengebirge, daß ſich in ihr nirgends ſo wie in dieſem lang fortlaufende, breite, allmählig anſteigende Thäler finden, deren Ende öfters an der Seite des einen Abhanges an das Ende eines andren Thales des entgegengeſetzten Abhanges nahe anſchließt, ſondern ſtatt dieſer Thäler zeigen ſich am Taurus wie an ſeinen Nachbargebirgen nur enge Schluchten, welche da, wo ſie ſich zu einer größeren Ausdehnung erweitern, mit den zu Bergen anſteigenden Ablagerungen jüngerer Felsgebilde bedeckt und hierdurch ſo völlig unterbrochen ſind, daß ſelbſt das geübte Auge des Geognoſten Mühe hat,

Digitized by Google

ihre Fortſetzung aus dem Gewirre der jenſeitigen Schluchten herauszufinden. Jene eigenthümliche Bedeutenheit des Gülek Boghâs war es denn, welche ſchon die älteſten Beherrſcher der weſtaſiatiſchen Reiche zur Anlegung der noch jetzt gangbaren, obwohl unter der türkiſchen Herrſchaft ganz verſäumten Straße bewog, die ſich zwiſchen hohen Felswänden hinzieht, welche an der engſten Stelle des Paſſes nur wenige Klaftern von einander abſtehen, und die neben ſich das im Sommer ganz trockne Bette eines Gebirgsſtromes hat. An den ſchwierigſten Stellen war der alte Weg 3 Fuß hoch über dem Bette des Baches an der Felſenwand ausgehauen; eine Säule und zwey Tafeln, deren vormalige Inſchrift durch Verwitterung des Geſteines vertilgt iſt, haben vormals an die alten Erbauer des Heerweges erinnert, den Xenophon auf dem Rückzug mit der Schaar ſeiner Griechen, Alexander mit ſeiner Heeresmacht durchzog. Am rechten Gehänge der Bergſchlucht zeigen ſich auf hoher Felſenkuppe die Ruinen einer Burg, welche die Genueſer in der Blüthenzeit ihrer Macht zum Schutz ihres Handels an der Küſte gegen die Einfälle der Türken von Norden her erbauten. Von dem ganzen ſehr weitläufig angelegten Kaſtell ſteht anjetzt nur noch das Thor und einiges Mauerwerk; einige friedliche Wohnungen turkomaniſcher Bauern und ein ägyptiſcher Wachtpoſten waren, als unſer Reiſender die Trümmerhaufen beſuchte, das Einzige, was an die Bewohntheit dieſer Gegend erinnerte, welche durch ihre Fernausſicht über die weite Ebene von Tarſus und Adana, begränzt von dem blauen Saume des Meeres und zugleich über die beſchneite Tauruskette einen hohen Genuß gewährte.

Als nach der ſiegreichen Schlacht bey Koniah das Paſchalik von Adana von der türkiſchen Herrſchaft an die ägyptiſche übergieng, da mußte dem kriegserfahrnen Ibrahim Paſcha ſehr bald die Nothwendigkeit einleuchten, den wichtigen Paß von Gülek durch eine Gränzfeſtung gegen die türkiſchen Nachbarn zu ſichern, deren Gebiet nur wenige Stunden jenſeits Gülek beginnt. Während Hr. R. hier war, befand ſich der Bau der neuen Feſtung unter der techniſchen Leitung des Oberſten Schulz in ſehr lebhaftem Betrieb; ihre Batterien waren in ſo feſter Stellung und ſo vortrefflich angelegt, daß ſie das ganze Thal für feindliche Einfälle ſperrten, und außer der Hauptfeſtung fanden ſich auch noch im Engpaß ſelber Werke, welche denſelben aufs kräftigſte vertheidigten. Dennoch kamen alle dieſe koſtſpieligen Anlagen nicht ihren Begründern, ſondern ihren trägen, einer ſolchen Beute unwürdigen Feinden zu gute, denn als im Jahre 1841 Syrien von den Truppen der Alliirten genommen war, da verließ die ägyptiſche Beſatzung ihre kaum beſiegbare, feſte Stellung bey Gülek-Boghas ohne Schwertſtreich und die Türken zogen in die mächtige Feſtung ein, deren Bau wie deren Beſitznahme ihnen keine Bewegung der Hand gekoſtet hatte.

Der Bau der ſo wichtig erſcheinenden Feſtung nahm Ibrahim Paſchas Theilnahme ſo ſehr in Anſpruch, daß dieſer gerade in jener Zeit, als die deutſchen Bergleute in Gülek ſich aufhielten, in eigner Perſon den Fortgang der Arbeiten beſichtigte und bey dieſer Gelegenheit einige Zeit in der Gegend verweilte. Unſer Reiſender lernte damals den kräftigen Kriegsmann, den er mehrmalen beſuchte, näher kennen, und giebt uns eine ſehr unpartheyiſche, treue Schilderung deſſelben, aus welcher wir hier nur einige Züge hervorheben wollen.

Jene hohe Meynung, welche Ibrahim Paſcha von ſeiner eignen Perſon und von ſeiner, nur dem äußren Scheine nach europäiſch diſciplinirten Kriegsmacht hatte, und welche er gegen unſern Landsmann ſchon bey einer ſeiner erſten Unterredungen in Antiochia ausſprach, indem er ſich ſelber mit Napoleon und Wellington verglich, gab ſich durch keinen äußerlichen Prunk kund. Der präſumptive ägyptiſche Thronerbe und damalige Machthaber von Syrien zeigte ſich in ſeiner Lebensweiſe höchſt einfach und ſparſam: er muthete ſich ſelber da, wo es galt, alle Anſtrengungen und alle Entbehrungen eines gemeinen Soldaten zu; auch wenn er es leicht beſſer haben konnte, war ſeine Tafel nur mit wenigen Gerichten beſtellt. In Gülek Boghas wohnte derſelbe in einer ganz ſchlechten Bretterhütte: ein einfacher Teppich und ein Sattel, der ihm zum Polſter diente, waren ſeine ganze Einrichtung; hier beſorgte er ſeine Geſchäfte, erhielt Depeſchen und fertigte welche ab, oder ſpielte Schach mit einem ſeiner Of-

Digitized by Google

fiziere. Jedermann erhielt in dieſe kleine, bretterne Reſidenz, wenn er es begehrte, leichten Zutritt, der Prinz hörte ſeine Sache an und entſchied auf der Stelle darüber. Auch bey einem Beſuch, den Ibrahim Paſcha im Bergwerksrevier von Gülek machte, glich ſein Zelt faſt nur dem eines gemeinen Soldaten und ſtach durch ſeine Einfachheit nicht wenig von den prunkenden großen Zelten ſeiner Generalſtabsoffiziere ab, in deren Mitte es ſtund. Auch dießmal ſah man im Innern des Zeltes nichts als den ſchmuckloſen Teppich ſammt dem Sattel. Zum Theil mochte dieſe Einfachheit der Sitten ihren Grund in jener Vorliebe haben, welche Ibrahim gegen die Araber und ihre Lebensweiſe hegt. Denn er denkt, nach R. Ausdruck, mehr arabiſch als ſein Stiefvater Mehemed Ali, und weiß vor Allem den kriegeriſchen Sinn der Araber ſehr zu ehren. Das ceremoniöſe Weſen, ſelbſt der vornehmen Orientalen, iſt ihm läſtig und er möchte gern auch ſeinen Offizieren durch ſein Beyſpiel zeigen, daß der äußere Prunk und Aufwand einem Kriegsmanne nicht zuſage. Gegen unſren Reiſenden und ſeine Begleiter benahm ſich Ibrahim Paſcha ſehr freundlich und gefällig und dieſes gute Verhältniß wurde auch ſpäter durch die vielen Anſchwärzungen der Deutſchen, welche von Boreani ausgiengen, niemals ganz zerſtört. Allerdings meynt ein ſolcher orientaliſcher Herrſcher, ein europäiſcher Gelehrter müſſe, vornämlich in ſeinem Fache, Alles bis auf ein Haar genau wiſſen und vermag ſich das nicht zurecht zu legen, wenn ſelbſt der erfahrne Hüttenmann bey ſeinen Schmelzverſuchen zuerſt auf einen nicht ausreichenden Weg geräth, den er ſpäter mit einem andern vertauſchen muß. Auch verlangte er von Hrn. Rußegger zu wiſſen, wie viel gold- und ſilberhaltige Waſchgezeuge und Erze jährlich in Amerika gewonnen, wie viele verſchmolzen, wie viele amalgamirt würden, und etwas Aehnliches wollte er von dem Ural erfahren. Bey ſolchen Fragen indeß, welche ohne beſondere Vorbereitung ſelbſt ein ſolcher Sachverſtändiger kaum beantworten könnte, deſſen einzelnen, ſeiner Aufſicht untergebenen Diſtrikt ſie beträfen, ſchien der Paſcha mehr ſeine eignen geographiſchen Kenntniſſe, auf die er ſich ſehr viel zu gute that, ins Licht ſetzen zu wollen, als die Kenntniſſe des von ihm Befragten. Einen Beweis von großer Freundlichkeit und Rückſichtnahme gegen unſre Landsleute gab Ibrahim auch bey jener Gelegenheit, wo er einem der Rußegger'ſchen Gefährten, der krank geworden war, ſeinen eignen Leibarzt zurück ließ und ohne alle ärztliche Begleitung weiter reiſte. Indeß bedarf der abgehärtete Kriegsmann nur wenig der Aerzte und wenn er ſie auch bey einzelnen Gelegenheiten zu Rathe zieht, befolgt er dieſen Rath nur ſo weit es ihm beliebt. Wie ſich dieß zeigte, als er einſt am Fieber litt und eine Flaſche guter alter Rheinwein ihm zugeſendet war, den er, wenn die Krankheit vorüber ſey, als Arzney zu ſeiner Stärkung in kleinen Gaben genießen ſollte. Obgleich er noch keineswegs vom Fieber frey war, öffnete er dennoch ſogleich die Flaſche, wie er ſagte, um ſich an dem Geruche zu ſtärken. Der Geruch genügte ihm nicht, er trank den Wein auf einmal, zum Schrecken des Aeztes, aus, und ſeiner guten Natur ſchadete dieſe Browniſche Curart nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Lettres sur la vie intérieure de l'Empereur Charles-Quint, écrites par Guillaume van Male, Gentilhomme de sa chambre, et publiées pour la première fois par le baron de Reiffenberg. Bruxelles 1843. XLV. und 120 S. gr. 8.

Viel iſt eben nicht an dieſen Briefen, die ein niederländiſcher Edelmann, der nicht ohne gelehrte Bildung war, an ſeinen Gönner, Ludwig von Flandern, Herrn von Praet, in ziemlich fließendem, obgleich nicht reinem, Latein geſchrieben hat. Sie umfaſſen, mit Ausnahme der zwey letzten, nur drey Jahre (1550—1552), welche der Verf. ganz am Hofe oder in Feldlagern Carls V. als der am anhaltendſten beſchäftigte von deſſen Kämmerern, (ad lectum Caesaris tanquam ad palum alligatus) zubrachte. Von eigenen Angelegenheiten des Briefſtellers iſt mehr als von anderen die Rede; er beſchreibt z. B. umſtändlich eine Hungercur die er beſtanden, und die er, weil damit der Gebrauch der Guajac Rinde ver-

Digitized by Google

bunden war, ſcherzhaft navigatio ad portum Guajaci nennt. Auch klagt er oft über die Kargheit ſeines Herrn, der ihn ſehr lieb hatte aber ihn nicht beſchenkte wie die andern Kämmerer, die beſſer zu heiſchen wußten. Ueber die Begebenheiten der Zeit findet ſich überall nichts Neues; eigenes Urtheil nur einmal und ſchüchtern. (S. 61 über die Ausweiſung der lutheriſchen Prediger aus Augsburg: res magna est, et, si dicere ausim, audax). Man wird nicht in das Cabinet geführt, nur in die Schlafkammer, die von einer welthiſtoriſchen Perſönlichkeit, wie Carl V., allerdings auch eine Merkwürdigkeit iſt. Freylich das Beſte fehlt, nämlich Eröffnungen, die Carl V. einſt bey verſchloſſenen Thüren und mit Auferlegung des tiefſten Stillſchweigens dem Verf. machte, dem dabey ſchauerlich zu Muth war. S. 31. Sogleich darauf übergab ihm der Kaiſer Papiere von ſeiner Hand mit dem Auftrage, hiernach eine Ausarbeitung zu machen. Um dieſe zu prüfen und zu berichtigen, ſaß dann der Kaiſer täglich mehrere Stunden mit ihm allein, was die Eiferſucht der Hofleute erregte. Einmal ließ der Kaiſer in Gegenwart Mehrerer fallen, ihn befriedigen die Gebete ſehr, die ihm van Male in lateiniſcher Sprache, ſtatt der ſonſt gewohnten franzöſiſchen, aufgeſetzt habe. Dieſes Lob zog dem Verf. die Ungewogenheit der ſpaniſchen Geiſtlichen am Hofe, und von Hofleuten, die griechiſch verſtanden haben müſſen, (ſie nannten ihn ὠχοποιητὴν oder ὠχοπαιδευτήν) bittern Spott zu. Der Kaiſer ließ ſich von ihm, beſonders in ſchlafloſen Nächten, S. 17, die Bibel, namentlich die hiſtoriſchen Bücher, nicht nur vorleſen ſondern zuweilen auch erklären, wozu er mehrere Bücher zur Hand hatte und noch andere, z. B. Philo und Joſephus, von ſeinem Gönner begehrte. Seinen eigenen Bücher-Vorrath hatte er bey der Flucht aus Insbruck, deren nur bey dieſer Gelegenheit gedacht wird, eingebüßt, und die Hoffnung auf Erſatz aus der Beute von Metz ſchlug fehl, weil Metz nicht eingenommen wurde. Bekanntlich war Carl V. vom Podagra ſehr geplagt; hier ſieht man wie das Uebel von ihm ſelbſt genährt wurde, und wie ſein Arzt, der freylich nicht in ſonderlichem Anſehen geſtanden ſeyn mag, (S. 37 wird vor ihm der Tonsor genannt) den Muth nicht hatte ihm zu rathen wie Dr. Abernethy dem Herzoge von York. *)

„Vetus est in Caesare et altissima multiplicium malorum radix venter et damnosa invisaque nobis edacitas usque adeo, ut in afflictissima etiam valetudine ipsisque cruciatibus, non temperet a noxiarum rerum esu ac potu. Hic indignatur, clamat, insanit nobilitas tum in ipsam ingluviem tum in medici levitatem, indulgentiam et facilitatem in assentando. Vulgo jam in fabulam abiit. Caesar fastidit carnes, removeantur; appetit pisces, apponantur; sitit cerevisiam, non negetur; nauseat ad vinum, subducatur; medicus (ita enim calumniantur,) Gnatho factus. Quod ait Caesar, ait et ipse; quod negat, negat: nuper conflictatus est cum intestinorum torminibus et molestiore alvi fluxu; malum contraxit ex algido potu; is nisi gelaverit displicet. . . . . Ego cum essem illi antelucanus cyathissator, bibit enim ea hora quotidie, audii ab eo emissos gemitus et suspiria, testes dolorum; rogo quid valeat; queritur intestinos motus, πορρῖτιν, haemorrhoides, mala innumera. Respondi quod visum est facere ad correctionem tam intempestivi potus ac noxii, neminem esse ex omnibus nobis, vel Miloniana firmitate et valetudine, qui sine noxa ferret cerevisiam gelidam et eo tempore, hoc est antelucano et hiberno, ea aetate, ea valetudine, morbis, peregrinationibus, laboribus fracta. Agnoscit rem, vincitur veris atque, ut damnum acceptum resarciat, in gratiam sani consilii vetat cerevisiam sub dium exponi . . . . Nos hic saepe imprecamur Reginae sedulitati in mittendis piscibus. Quis credat? nuper in tanto periculo continuavit biduo ἰχθυοφαγίαν, vocavit ostrea cruda, assa, elixa, solnas se totam Amphitritem.“ S. 91.

*) Der Herzog fragte, wie er ſein Podagra möchte bezwingen können. Durch einen Feldzugs-Plan, wie des Lords Wellington in Spanien, war die Antwort, welche damit erläutert wurde, daß dem Feinde vor Allem die Zufuhr abgeſchnitten worden ſey.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Reiſen in Europa, Aſien und Afrika ꝛc.

(Fortſetzung.)

Der eine Grund, aus welchem die Umgegend von Gülek für die ägyptiſche Regierung eine ganz beſondre Wichtigkeit hatte, lag, wie wir vorhin erwähnten, in ſeiner natürlichen Poſition. Eine Feſtung am Paſſe von Gülek gab nicht nur die Mittel zur Sicherung des Küſtenlandes gegen die Einfälle der Türken ſondern zugleich einen Stützpunkt für weitere, gegen das nachbarliche türkiſche Reich gerichtete kriegeriſche Unternehmungen. — Noch eine andre Bedeutung erhielt aber dieſe Gebirgsgegend durch die nachbarlichen Lagerſtätten der Bleyerze, von deren Ergiebigkeit man dem ägyptiſchen Kabinet bisher freylich ſehr übertriebene Erwartungen beygebracht hatte. Dieſe Lagerſtätten am Maden-Tapeſſi mochten ſchon in älterer Zeit die Aufmerkſamkeit der Bewohner des Landes an ſich gezogen haben, da ihr Erzgehalt an mehreren Stellen des Berggehänges unverhüllt ins Auge fiel. Unter der Regierung der letzten türkiſchen Sultane hatten einzelne Unternehmer plan- und kenntnißlos in dem Geſtein herumgewühlt; das, was zunächſt am Tage blieb, hinweggenommen, auch einige Stollen angeſchlagen, dieſe aber nur ſo lange betrieben, als man auf dem Erzneſte Ausbeute zu erobern im Stande war. Für die eigentliche Aufſchließung des Gebirges hatte man noch ſo viel als Nichts gethan. Die ägyptiſche Regierung, durch Ginkberg aufmerkſam gemacht, beſchloß ſogleich den ſeit längerer Zeit ganz eingeſtellten Bau mit mehr Energie anzugreifen. Man gewältigte zuerſt zwey der unter Sultan Machmud angeſchlagenen Stollen und traf bey ihrer Weiterführung ſo wie durch einige Geſenke auf mehrere gehaltreiche Lagerſtätten. Da jedoch durch die früheren Arbeiten der ganze Bau eine höchſt unregelmäßige Geſtalt erhalten hatte und dadurch ſowohl als durch die Brüchigkeit des Geſteines ſeine Fortführung ſehr gefährlich wurde, ließ unſer deutſcher Bergmann den alten Bau verſetzen und zugleich einen ganz neuen Stollen auf den edlern Lagerzug hintreiben.

Zu dieſen ſo wie zu mehreren ähnlichen neuen, das bisher Geleiſtete ganz durchkreuzenden Unternehmungen gehörte in der That, in der Lage, in der Herr Ruſſegger ſich befand, ein wahrhaft männlicher Muth und jene Sicherheit, welche nur eine gründliche Erkenntniß und lange Erfahrung gewähren kann. Die ägyptiſche Regierung war bisher gewohnt geweſen nur von der reichen Ausbeute der Güleker Gruben zu hören und zu träumen; man hatte, mit nicht großer Mühe, ſo lange man nur durch Abräumung das hinwegnahm, was näher am Tage lag, Tauſende von Zentnern Erz gewonnen, dieſe lagen nun zwar noch unausgeſchmolzen aufgehäuft, aber Boreanis Angabe, daß in dem Bley ein ſehr bedeutender Silbergehalt ſey, erregte die höchſte Erwartung von großem Gewinn. Der redliche, wahrheitsliebende deutſche Bergmann mußte einen großen Theil dieſer Hoffnungen ſchon dadurch niederſchlagen, daß er zeigte, daß gar keine Spur von Silbergehalt in jenen Erzen ſey; ſein neuer Bau gab lange Zeit keine Gelegenheit von den vielen Zentnern des neuerdings erbeuteten Erzes zu reden. Der Flammofen, den Boreani mit großen Koſten angelegt hatte,

ſo wie die Verſuche, welche er zur Schmelzung der aus Bleyglanz, Zinkblende, Arſenikkies u. a. beſtehenden Erze ohne ſie vorher zu röſten, machte, hatten ſich als gänzlich unzweckmäßig erwieſen, aber auch Hr. Ruſſegger, weil er den einen vorhandenen Ofen nicht alſogleich aufgeben wollte, war mit ſeinen erſten Schmelzverſuchen nicht glücklicher, er ſah ſich auch hierbey genöthigt durch Anlegung eines ganz neuen (Schacht-) Ofens ſeinen eignen Weg zu gehen. Dieſes Alles gab zu Mißverhältniſſen und Verſtimmungen ſowohl von Seiten der ſo wenig ſachverſtändigen obern Behörden als noch mehr der bisher bey dem Werk beſchäftigten Nebenbehörden und Untergebenen Veranlaſſung, welche zwar durch den ſpäter erhaltenen günſtigern Erfolg der verſtändig geleiteten Unternehmung beſchämt, niemals aber in ihrer Nachwirkung ganz aufgehoben wurden. Aber ein Hauptgewinn dieſer bergmänniſchen Expedition waren die lichtvollen Blicke, welche derſelbe in die geognoſtiſchen Verhältniſſe der näher durchforſchten Gebirgsgegend gewährte, und auch von dieſer bleibenden Ausbeute für die Wiſſenſchaft entheben wir hier einige Züge.

Die Ketten des Taurus und Antitaurus, welche als Zweige von dem Hauptgebirgsſtock des Tafellandes von Armenien nach Weſten verlaufen, tragen, was das herrſchende Grundgebirge betrifft, einen von jenem Hauptgebirgsſtock verſchiedenen Karakter an ſich. Der Ararat, am Südrande der armeniſchen Hochebene beſtehet ganz aus ächt vulkaniſchem Geſtein und aus Lava und Trachyten; er iſt ein rieſenhafter Trümmerhaufe, durch Feuer aufgebaut. Aehnliche vulkaniſche Hervorragungen zeigen ſich hin und wieder auf dem großen, kleinaſiatiſchen Plateau, bis hinab zur Ebene von Sardis und zur Küſte von Smyrna. Dagegen treten in den Centralzügen des Taurus und Antitaurus nach Oſten hin als Grundgebirge die ſogenannten abnormen Geſteine: Granit, Gneus, Glimmerſchiefer, Quarzfels, Thonſchiefer, Chlorit- und Talkſchiefer, Hornblendegeſtein, Porphyr, Serpentin, Augitgeſtein u. ſ. auf. Dieſe Centralmaſſen ſind meiſt bedeckt von alten Kalken und Schiefern, die vielleicht der Grauwackenperiode angehören, und von harter unterer Kreide, welche in koloſſaler Entwicklung theils die Voralpen, theils die Centralzüge ſelber bildet, indem ſie in ſcharfen Bergformen zu 8000 bis 9000 Fuß Höhe anſteigt. Hin und wieder zeigt ſich dann die weiche, obere Kreide und den Rand der Vorberge, den Saum der Küſtenebenen ſo wie einiger Hochebenen bilden tertiäre Ablagerungen, namentlich die Braunkohlen führenden Sandſteine, auf welche endlich Diluvionen und Alluvionen, Meeresbildungen und Süßwaſſer-Ablagerungen aus verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Formen folgen, die ſich meiſt als das wellige Hügelland der Ebenen darſtellen.

Von der Küſte bey Tarſus hinanwärts nach den Höhen des Taurus begegnet man zuerſt drey hügligen Formationszügen, welche den tertiären Bildungen angehören. Der erſte dieſer Züge wird vorherrſchend aus Kalkſteinbreccie und Nagelfluear-tigen Kalkſtein-Konglomeraten gebildet, welche auf dichtem grauen Cerithienkalkſtein aufliegen, dem weiterhin Ablagerungen von Mergel und Gyps folgen. Der zweyte Zug enthält einen wellenförmig gefurchten aus Corallenmaſſen zuſammengeſetzten Kalkſtein, unter ihm Lager von Mergel. Der dritte Zug, deſſen Hügel eine Höhe von mehreren hundert Fuß erreichen, enthält zu oberſt Sandſteine, deren häufig rhomboidale Abſondrung ihren Maſſen das Anſehen eines Straßenpflaſters giebt, und welche kugliche Konkretionen zum Theil von ſehr bedeutender Größe umfaſſen, die aus einer quarzigen feſten Maſſe beſtehen und von außen meiſt mit einer ſchwarzen, eiſenhaltigen Kruſte überzogen ſind. Da dieſe merkwürdigen, durch eine Art von Kryſtalliſationsprozeß gebildeten Konkretionen von ungleich feſterer Beſchaffenheit ſind als der ſie umgebende Sandſtein, ſo geſchieht es, daß ſie, nach der Verwitterung desſelben, unzerſtöret zurückbleiben und dann die ſonderbarſten Gruppen darſtellen. Der erwähnte Sandſtein enthält Oſtreen, namentlich die Ostrea gigantea, zum Theil in 1½ Fuß langen Exemplaren; er wird nach unten hin immer ſtärker eiſenhaltig und iſt auf thonigen Kalk und Braunkohlen führenden Thon aufgelagert.

Ehe wir zu der Betrachtung eines vierten Formationszuges übergehen, welcher allem Anſchein nach zu den Bildungen der oberen Kreide gehört,

Digitized by Google

erwähnen wir einer merkwürdigen Entdeckung, welche unſer Reiſender bey Durchforſchung der tertiären Sandſteingebilde in einer andren Gegend dieſes Landes, bey Hudd machte. Er fand daſelbſt in einem lockeren, auf das Nagelfluegebilde aufgelagerten Sandſtein, der außer den Reſten von Meeresthieren auch die von Süßwaſſerthieren enthält, ein Stück talkigen Gneis, welches offenbar von Menſchenhand bearbeitet iſt. Es hat die Geſtalt eines abgebrochenen ſcharf kantigen Meißels; der grünlich blaue Schmelz, welcher daſſelbe zum Theil zu überziehen ſcheint, rührt von einer vormaligen künſtlichen Politur her. Seiner ganzen Form nach erinnert dieſes Kunſtproduct an die aus Stein verfertigten Meißel unſrer germaniſchen Vorfahren, welche man in den älteſten Hünengräbern ſo wie ſelbſt auf den Aeckern des ſkandinaviſchen Nordens von Europa findet.

Der vierte Formationszug, deſſen Berge bereits zu einer Höhe von mehr denn 2000 Fuß anſteigen, und welcher die Voralpen des Taurus bildet, muß zu den oberen Kreidebildungen gezählt werden. Zu oberſt zeigt ſich auf ihm ein meiſt dunkelfarbiger, anthrazitiſcher Kalkſtein, dann folgt ein erdig-kreideartiger, reich an Verſteinerungen. An der Gränze dieſer oberen Kreideformation, gegen die Bildungen der unteren feſten Kreide hin zeigt ſich eine Art Kalkſteinſchiefer, der zum Theil ſehr glimmerreich iſt, dennoch aber durch einen gewiſſen mergelartigen Karakter von dem Kalkthonſchiefer unſrer ſüddeutſchen Centralalpenkette ſich unterſcheidet, welcher mehr den Grauwackengebilden ſich nähert.

Die eigentliche bis zur Schneelinie und über dieſelbe anſteigende Alpenkette des Taurus, welche jenſeits jener Voralpen ſich erhebt, beſteht vorherrſchend aus Bildungen der unteren, feſten Kreide (Alpenkalkſtein). Sie wird am Anfang ihres Aufſteigens auf den Rücken der Berge ſo wie in den Thälern und Beckenausfüllungen noch immer von den tertiären Ablagerungen ſo wie von den Gliedern der oberen, feuerſteinführenden Kreidereihe bedeckt, weiter hinan aber, gegen den höchſten Rücken des Centralzuges verſchwinden jene Gebilde, die harte Kreide wird immer ärmer an Feuerſtein und zuletzt ganz von ihm verlaſſen; ſie gewinnt dagegen einen ſchieferigen Karakter, wird thonig und wechſelt mit Lagen von Thonſchiefer, dem jedoch das glimmerſchieferartige Anſehen des älteren, glimmerreichen Thonſchiefers abgehet. Auf ausgedehnten ſehr mächtigen Lagerſtätten von verſchiedenen Formen erſcheinen jetzt Rotheiſenſtein, Brauneiſenſtein, Eiſenocker; auf kurz abgeſetzten Lagerſtätten Bleyglanz, Zinkblende, Arſenikkies, Bleyſalze u. ſ. w. Die Schichtungsverhältniſſe dieſer letzteren Lagerſtätten ſind äußerſt verworren, indem die Schichten, wenn man ſie anders noch ſo nennen darf, mannichfaltig gebogen, gekrümmt, gebrochen und theils untereinander geworfen, theils concentriſch um Kerne, in weiten elliptiſchen Umriſſen angeordnet ſind. Nach dem Urtheil unſres ſachverſtändigen Reiſenden muß man ſich, bey genauerer Betrachtung dieſer Verhältniſſe, bald überzeugen, daß dieſelben keine bloße Folge mechaniſcher Störungen eines urſprünglich anders geſtalteten Schichtenſyſtemes, keine Folge z. B. von Emporhebungen ſeyn können, denn wer dieſes annehmen wollte, der müßte die jetzigen ſecundären Geſtalten auf Grundformen zurückführen können, deren weitre Entwicklung ſich nach Lehrſätzen der Mechanik und mit mathematiſcher Schärfe nachweiſen ließe, was bald als unmöglich ſich zeigen würde. Dagegen ſteht hier der Annahme eines Kryſtalliſationsprozeſſes, welcher auch im feſten Zuſtand der Körper noch als wirkſames Agens, wenn auch ſelten in der Zeit erfaßbar, vorhanden iſt, nichts entgegen, vielmehr hat dieſe Annahme als Beweis für ſich das Wirken der Natur im Kleinen bey der Bildung von Konkretionen, konzentriſch ſchaaligen und ſtrahligen Maſſen, bey vielen Süßwaſſerbildungen u. ſ. und eine ähnliche Modification des feſten Aggregatzuſtandes läßt ſich auch in den Geſteinmaſſen in den Geſtalten der hohen Oefen, als in Zeit und Raum gegeben, deutlich nachweiſen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Voyage dans l'Inde et dans le golfe persique par l'Egypte et la mer rouge, par V. Fontanier, ancien élève de l'école normale, Vice-Consul de France à Baſſora. Première partie. Paris 1844. XV. 409 S. 8.

Der Verf. reiſte im J. 1834 über Aegypten, das rothe Meer und Bombay nach Baſſora, wohin er als franzöſiſcher Viceconſul beſtimmt war. Er beklagt den Fehler, welchen er beging, indem er ſich dahin auf einem engliſchen Schiffe begab und ſeine Wohnung anfangs in einem Hauſe nahm, das ihm der engliſche Reſident zu Bagdad, welchem es gehörte, einräumen ließ. Damit ſchien er ſelbſt eine ihm höchſt peinliche Meynung zu beſtätigen, die er überall antraf.

„Ich ſage es ohne Umſchweif, weil ich es gar oft in Indien und den angeänzenden Ländern zu erfahren gehabt habe: die Engländer werden da für Menſchen höherer Art gehalten, England für das erſte Land der Welt, und die übrigen Völker nur für Trabanten dieſes großen Geſtirns, die ungefähr in derſelben Abhängigkeit von England ſtehen wie die indiſchen Rajah. Das glaubt alles Volk von dem Himalaya bis zum Cap Comorin; das iſt in dem perſiſchen Meerbuſen die herrſchende Meynung und faſt allgemein auch zu Baſſora.“ S. 181.

Er bemühte ſich vielfach dieſe Meynung zu beſtreiten, aber mit geringem Erfolg; und der Unmuth darüber und über die mancherley Freyheiten, welche die engliſchen Agenten in der Türkey ſich herausnehmen, wurde durch die Freundlichkeit, womit ihm dieſe entgegen kamen, nicht gelindert. Seine Klagen die immer wiederkehren, ſind, wenigſtens für Leſer, die nicht ſeine Landsleute ſind, etwas ermüdend. Davon abgeſehen iſt das Buch nicht ohne Werth, und vielleicht verdankt es ſeinen Erhalt zum Theil eben den beſchränkten Verhältniſſen, welche der Verf. beklagt. Wahrſcheinlich hätte er in einer freyeren und höheren Stellung nicht ſo viel Anlaß und Gelegenheit gehabt, in das Innere des Unweſens, das vor ihm lag, einzudringen. Was er giebt, iſt mehr Erzählung als Schilderung; mehr von ihm ſelbſt Geſehenes als nur Vernommenes. Die Verdorbenheit des osmaniſchen Reiches auch in Aſien iſt kaum irgendwo ſo anſchaulich gemacht wie durch die Auftritte, welche der Verf. beſchreibt; z. B. den folgenden, der auch zum Nachdenken über eine Gewiſſensfrage veranlaſſen kann.

Der Paſcha von Bagdad hatte Baſſora ſeinem Wechsler übergeben, damit er ſich durch die Einkünfte daraus für ſeine Vorſchüſſe bezahlt machte. Dieſer ſtellte einen jungen Kaufmann aus Aleppo als Mauthner und zugleich als Stadtvorſtehre auf. In der Stadt übte ein mächtiger arabiſcher Scheikh aus der Nachbarſchaft, Ben Tajib, ſehr großen Einfluß, maßte ſich insbeſondere Schirmrechte an, wodurch den Einkünften viel entzogen wurde. Auf Anſuchen des Wechslers und ſeines Stellvertrerers, der nach Bagdad gegangen war, gab der Paſcha den Befehl, Ben Tajib menchlings aus dem Wege zu räumen. Als der Stadtvorſteher, in ſeinem Amte beſtätigt, den zweyten Einzug in die Stadt gehalten hatte, begab ſich der Scheikh zu ihm in den Rathſaal, wollte aber, unzufrieden über den ihm verſagten Ehrenplatz, alsbald wieder abgehen; da ſtreckte ihn ein Schuß nieder. Sein Mörder gelangte durch dieſe That zu großem Anſehen, empfieng Glückwünſche und Geſchenke von allen Seiten. So weit iſt die Begebenheit alltäglich. Aber Hr. Fontanier geſteht, daß er durch einen Zufall Kenntniß von dem Mordanſchlage auf Ben Tajib gehabt und gleichwohl, und zwar abſichtlich, dieſen nicht gewarnt habe, ob er gleich in nicht unfreundlichem Verkehr mit ihm geſtanden. Warum das?

„Ich mußte vergeſſen, daß mir dieſer Mann nur Angenehmes erwieſen hatte; ich mußte ihn elendiglich umkommen laſſen. In dieſen fürchterlichen Ländern koſtet das Ringen um Gewalt immer Ströme Blutes. Wäre Ben Tajib gewarnt worden, er hätte nicht die Flucht ergriffen; er hätte den Stadtvorſteher und deſſen Umgebung niedergemacht, ſich der Stadt bemeiſtert und ſie durch ſein Gefolge ausplündern laſſen; darauf hätte der Paſcha ſie wieder erobern müſſen. Das wäre die ſchreckliche Folge einer Handlung gemeiner Menſchlichkeit unter Mahomedanern geweſen.“ S. 351.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Reiſen in Europa, Aſien und Afrika ꝛc.

(Fortſetzung.)

Dieſes ſind die geognoſtiſchen Verhältniſſe in der Gegend der Erzlagerſtätten, deren Anbau und Benutzung Herr Rußegger in Aufnahme bringen ſollte. Er hatte jene Verhältniſſe richtig gewürdigt und gleich von vorn herein Schlüſſe aus denſelben gezogen, die ſich vollkommen bewährten. Seiner Pflicht gemäß that er Alles, was zu thun möglich und zweckmäßig war und es gelang ihm, für einen beſſeren Betrieb des Bleybergbaues bey Gülek ſo wie zu einem paſſenderen Verfahren bey dem Ausſchmelzen der Erze wenigſtens die Grundlage zu entwerfen. Zugleich war es ihm auch gelungen, die ägyptiſche Regierung auf eine vortheilhafte Benutzung der reichen Eiſenſteinlager, die ſich öſtlich von Gülek finden, hinzuweiſen. Doch was halfen alle dieſe Unternehmungen dem Herrſcher von Aegypten, aus deſſen Hand ſo wenige Jahre nachher die Beſitzungen am Taurus wieder unter türkiſche Verwaltung und Vernachläßigung geriethen.

Während ſeines Aufenthaltes in Gülek benutzte unſer Reiſender einzelne von ſeinem Berufsgeſchäft ihm frey bleibende Zwiſchenzeiten zu Excurſionen in die weſtliche und öſtliche Nachbarſchaft des Gebirges. Die erſte derſelben erſtreckte ſich über die beyden Quellenflüſſe oder Arme des Kydnus bis zu den warmen Quellen von Eliſſoluk. Es war in dem letzten Drittel des Juli, in der Zeit der Getreideernte jener Gebirgsdörfer, deren turkomaniſche Bewohner ſich des Ackerbaues befleißigen, während ein andrer Theil der Turkomanen, deſſen Nahrungsquell die Viehzucht iſt, um jene Zeit ſeine Dörfer verlaſſen hat, um mit Weibern und Kindern bey den weidenden Heerden hoch auf den Alpen zu wohnen. Die Schönheit und Fruchtbarkeit des ſüdlichen Abhanges der Tauruskette wären es, nach der Beſchreibung, die unſer Reiſender uns giebt, werth, daß viele Freunde einer erhabenen und zugleich milden Natur ſie beſuchten. Einzelne Schluchten, durch welche der Gebirgsſtrom ſich herab ſtürzt, erinnern hier in der Nachbarſchaft des ewigen Schnees des Allah Tepeſſi, deſſen Höhen überall, wo der Wald ſich lichtet, geſehen werden, an die geprieſenſten Hochthäler von Norwegen, während zugleich der wild wachſende Wein, deſſen Reben ſich bis zu den höchſten Wipfeln der Bäume hinanranken, deſſen Trauben mitten im Wald zur eßbaren Reife gelangen, daneben die Gebüſche des blühenden Oleanders den Einfluß des aſiatiſchen Himmels verrathen. Die dichten Waldungen dieſer Gegend werden zum Theil von keiner fällenden Axt heimgeſucht; das häufig in ihnen wohnende Wildpret ſcheint faſt nur den Panthern zur Beute zu werden; die Furcht vor den Waffen des Menſchen iſt demſelben fremd; der Bewohner der Dörfer bedürfte, wenn nicht noch anderer Genuß damit ſich vereinte, kaum einer Anlage der eigenen Gärten, denn die Berge und Hügel, die Jedem gehören, tragen ihm von ſelber eine Fülle der Früchte, welche bey uns nur die fleißige Zucht der Gärten darreicht.

Eine andre Excurſion, welche unſer Reiſender in den erſten Tagen des Auguſt antrat, nahm ihre Richtung oſtwärts gegen Adana hin. Dieſer Stadt,

Digitized by Google

deren Lage am ſchnell ſtrömenden Seihun eine ungleich geſündere iſt, als die von Tarſus in der ſumpfigen Ebene, ſieht man kaum jenen Rang an, den ſie als der Sitz des vereinten Paſchaliks von Adana und Maraſch unter allen Städten ihrer Nachbarſchaft einnimmt. Sie liegt in einer nur zum Theil mit Baumwolle bepflanzten, übrigens unangebauten Ebene, ihre Gaſſen ſind ungepflaſtert, unrein und eng, ihre im hohen Grade verwahrloſten Häuſer haben mehr das Ausſehen von Ruinen als von Wohnſitzen der Menſchen. Ihr jetziger Umfang iſt viel kleiner als der von Tarſus, die Zahl ihrer Bewohner mag ſich kaum auf 5000 belaufen. Nur die Ausſicht auf die Gebirge des Taurus ſo wie auf der andern Seite nach dem Meere und dem Karabaſchgebirge hin, deſſen äußerſter Vorſprung das Cap Malo bildet, machen ihre Lage ſchön, während der Anblick der benachbarten Burgruinen, aus den Zeiten der Kreuzzüge, in der Bruſt des chriſtlichen Franken nur wehmüthige Gefühle weckt. Die Hitze ſtieg hier in den Nachmittagsſtunden des 5. Auguſt im freyen Schatten auf 32° R.

Die Reiſe von Adana nach Siß gehörte früher und gehört wieder neuerdings in unſren Tagen, unter der lethargiſchen Regierung der Pforte, zu den gefahrvollſten, welche einzelne Reiſende und ſelbſt ganze Karawanen im Orient machen konnten. Der Weg führt durch eine Ebene, die ſich zwiſchen den Flüſſen Seihun und Dſchihun nordwärts bis zum Fuße des Karmes Dagh in Kaſſan Oglu hinziehet und deren Boden während des Winters und Frühlinges von dem reichſten Graswuchs bedeckt iſt, in der regenloſen Zeit des Sommers aber das Anſehen einer dürren Steppe erhält. In dieſe Ebene ergoſſen ſich, ehe Mehemed Ali ſie in Zucht nahm, die Schwärme der räuberiſchen Kurden, ſie plünderten und mordeten die Reiſenden, verwüſteten und entvölkerten Dörfer und Städte mit Feuer und Schwert. Während der ägyptiſchen Herrſchaft konnte man auch hier in voller Sicherheit reiſen und wohnen; Ibrahim Paſcha wußte das Land von den ſtreifenden Schaaren der Kurden wie der Beduinen zu ſäubern; nur noch Hirtenfamilien von kurdiſchem Stamme weideten während der Zeit des Spätjahres und des Winters vermiſcht mit den Hirtenſtämmen der Turkomanen in der Ebene von Adana ihre Heerden, das ſtreitbare Volk des Gebirges ſchien ſein altes Gewerbe des Raubens ganz aufgegeben zu haben. Mit der Strenge ſeiner guten Polizey wußte Mehemed Ali zugleich eine Klugheit zu verbinden, welche hier gegen die Nachbarvölker des türkiſchen Reiches beſonders nöthig erſchien; er räumte dieſen Freyheiten und Rechte ein, welche keine andren Unterthanen ſeines Reiches genoſſen, und da ſie unter ſeinem Scepter zugleich gegen die Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten der früheren türkiſchen Paſcha's geſchützt waren, erhoben ſie ſich zu einem Wohlſtande, der ihnen in ſolcher Allgemeinheit bisher fremd geweſen.

Herr Rußegger und ſeine Gefährten bereiſten, wie ſchon erwähnt, die Ebene zwiſchen dem Seihun und Dſchihun (dem Pyramus der Alten) in jener dürren Zeit des Sommers, da dieſelbe von den Hirten und ihren Heerden, die jetzt im Gebirg verweilten, verlaſſen war. Statt der Heerden des zahmen Viehes ſah man die der Gazellen und ganze Rudel von Hirſchen an den vereinzelten Grasplätzen weiden. Die Reiſenden, um die Ufer des Dſchihun zu beſuchen, wendeten ſich zuerſt oſtwärts nach dem 6 Stunden von Adana auf einem Hügel an der rechten Seite des Fluſſes gelegenen türkiſchen Dorfe Meſſis. Hier ſtund vormals die Stadt Mopſuntia, von deren alterthümlicher Pracht und Bedeutenheit noch jetzt die Trümmer anſehnlicher Bauwerke, die vielen Säulen aus ägyptiſchem Granit, zum Theil mit römiſchen und griechiſchen Inſchriften, Zeugniß geben. Auch der Weg von Meſſis nach dem 13 Stunden nördlich davon gelegenen Siß führt an manchen jetzt verlaſſenen und in Trümmern liegenden Ortſchaften und Burgen vorüber. Anabaſa, das ſich in Oſten zeigt, war vor nicht langer Zeit noch bewohnt, in den letzten Zeiten aber der türkiſchen Herrſchaft wegen der häufigen räuberiſchen Einfälle der Kurden von ſeinen Bewohnern verlaſſen worden. Den Ruinen der Bergveſte Elam Kabr, die auf einem iſolirten Felſen liegen, wagt keiner der Eingebornen ſich zu nahen, aus Furcht vor den angeblich dort hauſenden großen Schlangen, von denen der Sage nach ſchon mancher Wanderer gefreſſen ſeyn ſoll. Wie überall in dieſen Ländern

Digitized by Google

kommt man auch hier an Kirchhöfen vorüber, die zu Ortſchaften gehörten, welche von der Erde verſchwunden ſind.

Auf vier pyramidal geformten Bergen erheben ſich, noch jetzt aus der Ferne betrachtet ein ſtattlicher Anblick, die Mauerwerke des zerſtörten und verfallenen Kaſtells von Siß, das einſt ſeinen Erbauern, den fränkiſchen Kreuzrittern, ein feſtes Bollwerk gegen die Einfälle der ſarazeniſchen Gebirgsvölker war. Die jetzige Stadt Siß liegt jenſeits der Felſenhöhen des alten Kaſtells in einem fruchtbaren, reich bebauten Thale, durch welches der Gebirgsbach des gleichen Namens ſtrömt. Zu oberſt, am Fuß des Kaſtellberges, ſteht das große armeniſche Kloſter, deſſen Patriarch nächſt denen von Eriwan und Tauris der vornehmſte Würdenträger der armeniſchen Kirche iſt. Eine hohe Ringmauer, innerhalb welcher die Kirche den größeſten Raum einnimmt, während neben ihr die Magazine und Wohngebäude der geiſtlichen Inhaber ſtehen, giebt dem Kloſter das Anſehen einer Feſtung. In einem Prunkſaale, deſſen mit Holz getäfelte Wände reichlich, zugleich aber geſchmacklos vergoldet und bemalt waren, empfieng der Patriarch, ein Mann von etwa 50 Jahren, in der Mitte ſeiner Mönche die fremden Gäſte. Die Aufnahme war freundlich, die Väter des Kloſters, deren Zahl ſich auf 30 belief, hatten, wie ſie dieß dankbar bekannten, alle Urſache, der ägyptiſchen Regierung und den in ihrem Dienſte Stehenden ihre Erkenntlichkeit und Dienſtfertigkeit zu bezeugen, denn während ſie früher ohne Aufhören von den Kurden bedrängt und gebrandſchatzt wurden, genoſſen ſie jetzt wie alle damaligen chriſtlichen Unterthanen des Mehemed Ali eines kräftigen Schutzes und der vollkommenſten Sicherheit. Da die Lebensweiſe dieſer Mönche höchſt einfach, ihre Nahrung faſt nur auf Früchte und andre Pflanzenkoſt beſchränkt iſt, wozu freylich als Getränk ein ſtarker, aus Weintrauben bereiteter Branntwein gefügt wird, verſorgte die Tafel der Gäſte der Bimbaſchi des Ortes mit Fleiſchſpeiſen, während der Patriarch ſie mit einem großen Vorrath von Kaffee, Branntwein und Obſt beſchenkte. Einer der Mönche führte die Fremden unter allen Sehenswürdigkeiten des Kloſters herum. Die Kirche, von byzantiniſcher Bauart, enthält in einer ihrer Seitenkapellen Gemälde aus der italieniſchen Schule, die Zellen der Mönche ſind reinlich und bequem eingerichtet. Eben jener Mönch, der den Führer machte, zeigte ſich nach ſeinem Maaße mit den Verhältniſſen des chriſtlichen Europa bekannt und ſehr lernbegierig. Er war ſo eben beſchäftigt, den Tod Abels von Geßner und das Leben Alexanders des Großen von Curtius, beyde in armeniſchen, in Venedig gedruckten Ueberſetzungen zu leſen.

Auf der Weiterreiſe von Siß nach den Gebirgsgegenden von Kaſſan Oglu mußte auch unſer kräftiger Landsmann es erfahren, daß eine Sommerreiſe durch die Ebene von Tarſus und Adana für die Geſundheit des Fremden nur ſelten ohne bedenkliche Folgen ſey. Er erkrankte in Hudh an einem heftigen Fieber mit Delirium, das ihn dem Tode nahe brachte; mit ihm zugleich lagen zwey ſeiner Begleiter krank darnieder. Der Gebrauch des Chinin, das er in Ermanglung eines Arztes ſich ſelbſt verordnete, wirkte beſſer und kräftiger als die monſtröſen Schröpfköpfe, die ein Turkoman ihm auf die an den Schultern gemachten Einſchnitte ſetzte; die Krankheit nahm den minder gefährlichen, obwohl läſtigen Karakter eines Wechſelfiebers an, mit welchem behaftet Hr. R. die Rückreiſe nach ſeinem Bergrevier in Gülek antrat.

(Schluß folgt.)

Systema Reptilium. Auctore Leopoldo Fitzinger. Fasciculus primus: Amblyglossae. Vindob. 1843. VI. u. 106 S. 8.

Es ſind nunmehr ſiebenzehn Jahre verfloſſen, ſeitdem der Verfaſſer zuerſt eine neue Klaſſifikation der Reptilien verſuchte. Seit dieſer Zeit hat er nun Gelegenheit genug gehabt, dieſelbe zu prüfen und feſter zu begründen. Wie ſie ſich ihm jetzt geſtaltet hat, davon ſoll vorliegendes Systema Reptilium Zeugniß geben, von dem er uns die erſte Abtheilung vorführt.

Digitized by Google

Der ſyſtematiſchen Eintheilung der Reptilien geht eine allgemeine Klaſſifikation des Thierreichs voraus. Die wirbelloſen Thiere theilt der Verf. in 12 Klaſſen: Infusoria, Zoophyta, Acalephae, Vermes, Radiata, Annulata, Acephala, Cephalopoda, Mollusca, Crustacea, Arachnoidea, Insecta. Jede dieſer Klaſſen bringt er wieder in 3 Reihen nach der vorherrſchenden Ausbildung des Verdauungs-, Gefäß- und Reſpirationsſyſtemes; jede Reihe theilt er wieder in 3 Ordnungen ab. Bey den 4 Klaſſen der Wirbelthiere nimmt er für jede nach den 5 Sinnesorganen 5 Reihen an; die Unterabtheilung in die 3 Ordnungen aber bleibt dieſelbe wie bey den wirbelloſen Thieren. Ueber die Prinzipien, die einer ſolchen Syſtematik zu Grunde liegen, ließe ſich freylich Vieles für und wider ſagen, wenn anders damit ein die Partheyen befriedigendes Reſultat zu erzielen wäre.

Nach dieſem Schematismus erhält die Klaſſe der Amphibien folgende Abtheilungen:

I. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Gefühlſinnes.

Rhizodonta.

1. Ordnung Cetosauri. 2. Ordnung Loricata. 3. Ordnung Ornithosauri.

II. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Geſchmakſinnes.

Dipnoa.

1. Ordnung Ichthyodea. 2. Ordnung Hemibatrachia. 3. Ordnung Batrachia.

III. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Geruchſinnes.

Testudinata.

1. Ordnung Oiacopoda. 2. Ordnung Steganopoda. 3. Ordnung Tylopoda.

IV. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Gehörſinnes.

Leptoglossae.

1. Ordnung Ophidia. 2. Ordnung Hemisauri. 3. Ordnung Sauri.

V. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Geſichtſinnes.

Amblygossae.

1. Ordnung Ascalobotae. 2. Ordnung Humivagae. 3. Ordnung Dendrobatae.

Auf die ſchematiſche Eintheilung des Thierreichs läßt der Verf. eine vollſtändige Klaſſifikation der Amphibien nach ihren Reihen, Ordnungen, Familien und Gattungen folgen, wobey er auch die foſſilen Gattungen aufführt. Alsdann wendet er ſich der beſonderen Schilderung ſeiner erſten Reihe, der Amblyglossae zu, wobey er ihre Ordnungen, Sektionen, Tribus, Familien, Gattungen und Untergattungen genau charakteriſirt, während er die Arten nur mit den Namen anführt und ihnen die hauptſächlichſten Synonyme, nebſt der Angabe des Vaterlandes und der Sammlungen, in denen ſie ſich finden, beyfügt. Es wäre allerdings wünſchenswerth, wenn die Arten mit einer Diagnoſe verſehen wären, um die Beſtimmungen in den Sammlungen zu erleichtern; es erklärt jedoch der Verf., daß er hiemit noch nicht völlig zu Stande gekommen iſt. Die Charakteriſtik der über den Arten ſtehenden Abtheilungen iſt mit großer Sorgfalt, Genauigkeit und Ueberſichtlichkeit ausgearbeitet, durchgängig auf eine reiche eigne Anſchauung begründet und daher zur Förderung der Syſtematik der Klaſſe der Amphibien von großer Bedeutung. Wir wünſchen, daß recht bald dieſer erſten Abtheilung die übrigen nachfolgen möchten, um dieſe gut angelegte Arbeit vollſtändig benützen zu können, und wir bedauern mit dem Verf., daß er durch fremdartige Berufsgeſchäfte verhindert iſt, ſeine ganze Thätigkeit einem Studium zuzuwenden, zu deſſen Förderung er weſentlich beygetragen hat.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Reiſen in Europa, Aſien und Afrika ꝛc.

(Schluß.)

Da Mehemed Ali mit dem deutſchen Bergmann noch ganz andre Plane als die der beſſeren Aufnahme der Bleygruben am Kaukaſus hatte, namentlich ihn ſchon nach einigen Monaten zu den Fundörtern des Goldes in Nubien und Oſt-Sudan ſenden wollte, mußte Hr. Rußegger die einſtweilige weitere Leitung der Arbeiten in Gülek ſeinem Adjunkten, Hrn. Prukner, überlaſſen, er ſelber aber im Auftrag des Ibrahim Paſcha zunächſt nach Beirut und in die Gegenden des Libanon ſich begeben. Auch von den höchſt ſchätzbaren Forſchungen, namentlich über die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Gebirgskette des Libanon und Antilibanon, ſuchen wir hier einige Hauptzüge mitzutheilen.

Nach der Anſicht unſres Reiſenden gehört der centrale Theil des Libanon, der ſüdliche Theil des Antilibanon und des Gebirgsſtockes des Dſchebel el Schech als ſichtbar älteſte Ablagerung der Zwillingsgebirgskette den jüngſten Gliedern der Jura-Reihe an. Darauf folgen Ablagerungen von dichter, harter, zum Theil chloritiſcher Kreide mit Grünſandſtein, welchem die Lagerſtätten von Steinkohlen und bituminöſem Holze zukommen; hieran reihen ſich weiter die Ablagerungen der oberen, weißen Kreide, reich an Feuerſtein. Alle dieſe Kalkbildungen ſind begleitet von den ihrer Stellung zukommenden Mergeln; ſie ſind hin und wieder auf ihren Höhen ſo wie in ihren Thalkeſſeln und gegen die Küſte hin von tertiären Bildungen überdeckt.

Im Ganzen giebt das Vorkommen der Kreidebildungen dem Libanon eine Verwandtſchaft mit der geognoſtiſchen Zuſammenſetzung des Taurus; denn was die Jurabildungen betrifft, durch welche der Libanon ſo wie Paläſtina ſich auszeichnen ſollen, ſo iſt es anerkannt, daß von den jüngeren Gliedern derſelben zu den älteſten Bildungen der Kreide ein ſo naher Uebergang ſey, daß es ſich kaum mit Beſtimmtheit angeben läßt, wo jene aufhören und dieſe beginnen. Daher die öfteren Verwechslungen von beyden, welche bis in die neueſte Zeit ſelbſt ziemlich geübten Geognoſten begegnet ſind. So hatte man z. B. die Kalkformation des Inneren von Sizilien, welche mächtige Gebirge bildet, lange Zeit zur Juraformation geſtellt, bis die neueſten Unterſuchungen, namentlich Hoffmann's, es erwieſen, daß ſie vorherrſchend der Kreide angehören. Wenn ſich aber auch bey fortgeſetzter, tiefer eindringender Unterſuchung für die Gebirgsbildungen des mittleren Syriens und Paläſtinas eine ähnliche Umgeſtaltung der Anſicht ergeben ſollte, wenn die vorherrſchende Maſſe des Kalkes derſelben als älteſte Kreideformation erkannt würde, dann bliebe doch noch fortwährend zwiſchen dem geognoſtiſchen Karakter des Taurusgebirges und des Libanon ein ſehr weſentlicher Unterſchied. Im Taurus nämlich, ſo wie in den mit ihm näher verbundenen Gebirgen des nördlichen Syriens werden die Ablagerungen der Kreide, beſonders der unteren, harten, öfters durchbrochen von großen und mächtigen Bergzügen abnormen Geſteins der ſogenannten plutoniſchen Art: Granit, Gneiß, Glimmerſchiefer, Serpentin, Hyperſthen u. ſ. Von dieſen Gebirgsarten finden wir in Mittelſyrien und Paläſtina keine Spur und wo hier der Kalk-

ſtein, Mergel und Sandſtein von Bildungen der abnormen Art durchbrochen werden, da ſind dieſe mehr von rein vulkaniſcher Natur, ſie gehören den Baſalten und der Wacke an und treten faſt nur als örtliche Erſcheinungen und in ſo wenig mächtiger Entwicklung hervor, daß ſie auf das Syſtem der Geſammtmaſſe kaum einen beſtimmenden Einfluß haben.

Zwiſchen den Zügen des Libanon und Antilibanon erſtreckt ſich das merkwürdige Längenthal von Baalbeck, die alte Landſchaft von Cöleſyrien. Die Ebene dieſes Thales hat ein doppeltes Gefälle, das eine (des Orontesgebietes) in Nord, das andre (des Leontes) in Süd, in Folge einer rückenartigen Erhöhung, welche ſich als Waſſerſcheide einige Stunden nördlich von Baalbeck quer durch die Thalebene hinzieht. Es iſt eine beachtenswerthe Bemerkung unſres Reiſenden, daß die Erhebung der Thalſohle, nördlich von Baalbeck, welche die beyden Flußgebiete von einander trennt, in die Nähe der höchſten Erhebung des Libanon fällt, während der tiefſte und engſte Einſchnitt des Thales an der Seite der höchſten Erhebung des Antilibanon gelegen iſt. Beyde Erhebungen ſcheinen demnach auf das ſie umgebende Terrain eine polariſch verſchiedene, entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht zu haben, und namentlich beobachten wir am Gipfelpunkt des Antilibanon: dem Dſchebel el Schech, vorherrſchend eine tiefe und enge, ſchluchtenartige Thalbildung aus Nord in Süd, die ſich beſonders klar in den beyden Flußthälern, in jenem des Leontes und in dem des Jordan ausſpricht, welcher letztere ſein Ende in einer Einſenkung ſeines Beckens endet, die in ihrer Art vielleicht einzig auf der Erdoberfläche daſtehet und noch jenſeits des todten Meeres gegen das rothe Meer hin ſich fortſetzt.

Der ganze höhere Rücken des Libanon iſt kahl und öde, ſeine Oberfläche mehr ſteinig als felſig. Sein Umriß erſcheint als eine ungleich einförmigere weniger geſonderte Maſſe denn die Gebirgszüge des Taurus, und noch mehr als jene unſrer Alpen; die Bergkuppen ſind gerundet, in ihren Formen alle einander ähnlich und bilden meiſt nur langgezogne Rücken, ſo daß man, mit Ausnahme des 8400 F. hohen Dſchebel Makmel bey Tripolis, keine ſcharfen Hörner und Spitzen an ihnen wahrnimmt. Nur jene Thäler, welche an der Weſtſeite des Gebirges unmittelbar zur Küſte führen, haben maleriſch ſchöne, großartige Felspartieen, ſind tief und eng, die höher liegenden Thäler gleichen nur kurz abbrechenden, flachen Schluchten. Der Karakter des Antilibanon iſt jedoch ſchon durch die vorherrſchende Entwicklung der oberen, weißen, feuerſteinreichen Kreide ein etwas andrer als der des Libanon. Auch der Kalkſtein, der ſeine Centralmaſſe bildet, und welcher wie der Centralkalk des Libanon der jüngeren Jurareihe angehören mag, nimmt vielleicht in Folge der häufigeren (gangartigen) Lagerſtätten von Wacke, Baſalt, Grünſtein ungleich intereſſantere, ausdrucksvollere Formen an. Statt jener tiefen, ſchluchtenartigen Engthäler, die ſich vom weſtlichen Abhange des Libanon hinab nach der Meeresküſte ziehen, hat der Antilibanon, ſowohl auf ſeinem breiten Rücken als beſonders in ſeinen öſtlichen Vorbergen große, breite, waſſer- und weidereiche Thäler.

Die bergmänniſchen Arbeiten, welche damals die ägyptiſche Regierung am Libanon unterhielt und zu deren Beſichtigung Herr Rußegger beauftragt war, bezogen ſich vornämlich auf das Gewinnen der Steinkohlen, deren Flötze an vielen Punkten zu Tage ausgehen und nächſt dieſem auf die Benutzung mehrerer Eiſenerz-Niederlagen, welche die Aufmerkſamkeit ſchon der älteren Völker auf ſich gezogen hatten. Die wichtigſten Steinkohlengruben des Libanon, in der Nähe von Soleima und Korneil, in einer Meereshöhe von faſt 4000 Fuß gelegen, waren ſeit noch nicht zwey vollen Jahren (ſeit Ende 1834 und Anfang 1835) in Betrieb gekommen. Es that unſerm Reiſenden wohl, in jenen Männern, denen die Leitung des Baues anvertraut war, endlich auch einmal, was im ägyptiſchen Dienſt ſo ſelten vorkam, zwey ſolche Europäer kennen zu lernen, welche das Brod des Mehemed Ali nicht umſonſt aßen, nicht als unwiſſende Charlatane einem Geſchäft vorſtunden, dem ſie nicht gewachſen waren, ſondern mit Sachkenntniß ausgerüſtet mit Liebe für ihren Beruf ihre Pflicht thaten. Es waren die beiden Engländer der Ingenieur Brattel und der Oberſteiger (Capitän) Hornhill. Sie hielten ihre arabiſchen Grubenarbeiter in ſo guter Zucht und Ordnung, leiteten die

Digitized by Google

Arbeiten mit ſolcher Einſicht und unverdroßner Anſtrengung, daß es eine Luſt war dem Gange des Werkes zuzuſehen. Zweyerley Umſtände jedoch ſind es, welche die Ausſicht auf einen bedeutenden Gewinn, der etwa aus dieſem Unternehmen hervorgehen könnte, ſchon damals trüben mußten. Der Grünſandſtein, in welchem ſich die Steinkohlenlager des Libanon finden, bildet nur die Ausfüllungsmaſſe von ſolchen Baſſins und Mulden in der Mitte des Kalkſteins, welche verhältnißmäßig von geringem Umfange ſind und ſie erreicht meiſt nur eine Mächtigkeit von wenig hundert Fuß. Der Kalkſtein, welcher die Becken und Mulden umgiebt und von einander trennt, muß deßhalb immer die Kohlenflötze nach kurzer Erſtreckung wieder abſchneiden, ſo daß nirgends Hoffnung auf langes Anhalten und große Ausdehnung dieſer Lagerſtätten vorhanden iſt. Ein andrer, nicht ſehr günſtiger Umſtand liegt in der Beſchaffenheit der Kohlen und in der verhältnißmäßigen Schwierigkeit des Transportes nach der Küſte. Die Kohle des Grünſandſteins am Libanon gehört der älteſten Gruppe der Braunkohlen an; ſie erſcheint vorherrſchend als Pech- und Glanzkohle, ſeltner als bituminöſes Holz. Nur an wenig Stellen iſt die Kohle rein, an den meiſten enthält ſie Schwefelkies und zwar in ſo bedeutender Menge eingeſprengt, daß ſie hiedurch zu techniſchem Gebrauche großentheils untauglich wird. Unter die ſeltneren Beymengungen gehört der Bernſtein, welcher hin und wieder der Pechkohle in beträchtlichen Stücken und in großer Reinheit beygemengt iſt. Die Kohle zerſetzt ſich in Berührung mit der Luft ſehr ſchnell, und zerfällt, indem Alaunerde ſich bildet. Selbſt zu Goar würde ein großer Theil derſelben nicht verwendbar ſeyn. Dabey kam die Fracht von der Kohlengrube Makla ain el Bed bey Solima bis Beirut der ägyptiſchen Regierung auf 30 kr. Conv.-Münze für den Zentner zu ſtehen, obgleich die Entfernung nur 9 Stunden eines freylich furchtbar ſchlechten Weges beträgt.

Was die Eiſenerze des Libanon betrifft, deren ſtockartige Lagerſtätten im Kalkſtein vorkommen, ſo beſtehen dieſe vorherrſchend aus Thoneiſenſtein mit Eiſenocher, durchſetzt nach allen Richtungen von kleinen, aus Kalkſpath und Spatheiſenſtein beſtehenden Gängen. Jene Stöcke von Eiſenerzen, deren ſehr viele an den Wänden des Kalkgebirges bemerkt werden, ſtehen zwar unter ſich in keinem bemerkbaren Zuſammenhange, ſie gehören aber dennoch einem mächtigen Zuge an, deſſen linſenförmig geſtaltete Maſſen parallellaufend mit der Schichtung des Kalkſteines aus N. W. in S. O. an einander gereihet ſind. Der Spatheiſenſtein iſt von ganz beſondrer Schönheit und Güte. Der Abbau jener Eiſenerze, den die ägyptiſche Regierung von neuem betrieb, ſoll in ſehr frühe Zeiten, angeblich bis in die der Römer hinangehen. Mag ihm ein ſolches Alter zukommen oder nicht, ſo bleibt doch das gewiß, daß er in allen Zeitperioden, deren Wirken man überblicken kann, gleich ſchlecht geführt wurde. Die Leute, welche ſich mit dem Bau abgaben, pflegten immer nur an den edelſten Punkten eines jener Erzſtöcke nach allen möglichen Richtungen, bald ſohlen- bald ſchachtmäßig einzubrechen und im Innren desſelben ſo lang bald hier bald da herumzuwühlen, bis die Gefahr des Einbruches der nach dem Ausdruck unſers deutſchen Bergmanns „ſcheußlichen Arbeit“ ein Ende machte und man an einer andren Stelle die gleichen Verſuche wiederholte. Dabey ſieht man deutlich, daß die ungeſchickten Steingräber, welche das Werk betrieben, nur jene Erze hinwegnahmen, die ſie als die leichtflüßigſten kannten; die andern ließen ſie ſtehen, oder warfen ſie auf die Halden. Aus der ſehr unbedeutenden Größe dieſer Halden kann man übrigens ſchließen, daß keine der zahlloſen Gruben, die man hier angebaut hatte, und welche meiſt ganz verbrochen und eingeſtürzt ſind, eine bedeutende Ausdehnung beſaß, obwohl der über eine Stunde lange Haldenzug mitten in dem wilden, von Vegetation entblößten, waſſerarmen Thale auf einen Fleiß der Menſchenhände hindeutet, deſſen Leiſtungen nicht das Werk weniger Jahrzehende ſeyn konnten. Den angeſtellten Proben nach beträgt der Gehalt der dortigen Eiſenſteine 50 bis 60 Proz.; die Qualität des daraus erzeugten Eiſens iſt tadellos, eine Andauer des bergmänniſchen Nachhaltes der Lagerſtätte für die Zukunft iſt um ſo ſichrer zu gewarten, da auch höher am Gebirge (des Sannin) hinan deutliche Anzeigen einer Wiederholung derſelben Erzformation gefunden werden, ſo daß mehrere ſolcher Züge von Eiſenſteinlinſen parallel hinter einander zu liegen ſcheinen, was bey

Digitized by Google

der Gleichartigkeit der ganzen Gebirgsmaſſe im voraus zu erwarten ſtund. Dennoch ſtellen ſich auch hier Hinderniſſe entgegen, welche einen ordentlichen Betrieb faſt unmöglich machen, vor allen jenes, daß es in der ganzen weiten Umgegend an den Vorräthen von Holz und ſolchen Kohlen fehlt, welche zum Betrieb einer Eiſenhütte hinreichend und brauchbar ſind, welches Letztere keineswegs von den Braunkohlen des Libanon geſagt werden kann. Der einzige Ausweg wäre der: daß man das Feuerungsmaterial aus den waldreichen Küſtengegenden des nördlichen Syriens oder des Taurusabhanges zu Schiffe bis an die Nachbarſchaft von Beirut herbeyführte und dort eine Schmelzhütte begründete, zu der man die Erze hinabführen könnte. Obgleich unter ſolchen Umſtänden die Benutzung der Eiſenerze des Libanon im Großen bey dem geringen Geldwerthe des Metalles keinen ſonderlichen finanziellen Gewinn bringen würde, ſo wäre ein ſolches Auskunftsmittel doch immerhin ungleich vernünftiger als jenes, das einige übelunterrichtete europäiſche Speculanten dem Mehmed Ali in Vorſchlag gebracht hatten: die Eiſenerze von Libanon nach Aegypten bringen und dort mit engliſchen Kohlen ausſchmelzen zu laſſen.

So war auch das, was unſer redlicher Bergmann dem vielunternehmenden Vizekönig von Aegypten über die vermuthete Ausbeute ſeines Bergbaues am Libanon berichten konnte, keineswegs ſehr aufmunternd. Eine ſichere und ſehr bedeutende Ausbeute iſt jedoch auch bey dieſer Gelegenheit der Wiſſenſchaft auf immer zu Theil geworden: das iſt die lichtvolle Erkenntniß der geognoſtiſchen ſo wie der andern Naturverhältniße des Libanon, welche aus den Forſchungen unſers Reiſenden hervorgehet.

Sein Werk über Nubien und Oſt-Sudan bildet wieder ein neues, gehaltvolles Ganze, deſſen Betrachtung uns bey einer andern Gelegenheit beſchäftigen ſoll.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

A. de Gerando, Essai historique sur l'origine des Hongrois. Par. 1844.

Holtzendorff-Vietmansdorf, Vortrag über die politiſche Stellung der Stände, ihr Verhältniß zu den Kreistags-Verſammlungen und dieſer zu den Provinzial-Landtagen. Berl. 1844.

Gropius, Chronik von Berlin. Berlin 1840.

Dr. Fr. Weidemann, Oberſchleſiſche Zuſtände. Leipz. 1843.

R. Fr. Eylert, Charakterzüge und hiſtoriſche Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm's III. Th. II. 1. Magdeburg 1844.

K. W. von Schöning, Hiſtoriſch-biographiſche Nachrichten zur Geſchichte der Brandenburgiſch-Preußiſchen Artillerie. Aus bisher unbenutzten Urkunden zuſammengeſtellt. Th. 1. Berl. 1844.

C. Heideloff, der Spitzbogen in der Architektur der Alten. Nürnb. 1843.

Zeuſſ, die freye Reichsſtadt Speyer vor ihrer Zerſtörung nach urkundlichen Quellen örtlich geſchildert. Speyer 1843.

Ph. S. Horn, Johannes Trithenius, Abt des vormaligen Kloſters St. Jakob in Würzburg. Eine biographiſche Skizze als Beitrag zur vaterländiſchen Gelehrten-Geſchichte. Würzb. 1843.

Dr. Zimmermann, Abhandlung über den Urſprung, das Weſen und die hiſtoriſche Bedeutung der pyrrhoniſchen Philoſophie. Erlang. 1843.

M. Deutinger, Ueber das Verhältniß der Kunſt zum Chriſtenthume. Freiſing 1843.

C. F. W. Braun, Beiträge zur Urgeſchichte der Pflanzen. Bayreuth 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom, e Fernando Pó. Escripta por R. J. da C. M. Porto. Typografia da Revista. 1842.

Die portugieſiſche Litteratur ermangelte bisher einer Monographie über die noch zu Portugal gehörigen Inſeln St. Thomas und die Prinzeninſel, wie über die gleichfalls von Portugieſen entdeckten, erſt in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Spanien abgetretenen Nachbarinſeln Annobon und Fernando Po.

Der Verfaſſer der hier anzuzeigenden hiſtoriſchen Chorographie dieſer Colonien, Raimundo José da Cunha Matos, kam 1797 nach St. Thomas und erhielt mit der Ernennung zum Lieutenant der Artillerie den Oberbefehl über die dortige Feſtung St. Sebaſtian; er verließ dieſe Inſel im Jahre 1804, kehrte jedoch 1805 wieder dahin zurück und verblieb bis zum Jahre 1815, wo er als Oberſtlieutenant der Artillerie auf kurze Zeit auch die Militärverwaltung der Inſel übernahm, dann aber ſich nach Rio Janeiro begab, und ſpäter im Dienſte Braſiliens verblieb. Bis zum Jahre 1815 geht auch nur der Inhalt der vorliegenden kleinen Schrift. Die Gründe, warum ſie erſt im Jahre 1842 und in Portugal gedruckt wurde, ſind Referenten unbekannt. Die äußerſt lückenhafte Beſchaffenheit des Textes läßt darauf ſchließen, daß der Verfaſſer das Manuſcript entweder nicht mehr durchgeſehen hat, oder nur eine ſehr unvollſtändige Abſchrift desſelben nach Portugal gekommen iſt.

Er behandelt zuerſt die Inſel St. Thomas S. 1 — 63, dann die Prinzeninſel S. 64 — 99, hierauf die Inſeln Annobon S. 100 — 111, und Fernando Po S. 112 — 113; am Schluſſe giebt er ein Verzeichniß der Statthalter und höheren Beamten der Thomas- und Prinzeninſel und der Biſchöfe von St. Thomas S. 114 — 133.

Die von ihm benützten Quellen hat der Verfaſſer nur im Allgemeinen mit den Worten Regiſter der provedoria (einer Finanzbehörde) und Memoiren angegeben; bey der Geſchichte von St. Thomas beruft er ſich einmal auf das Zeugniß des Domdechants Pinto. Manoel do Rozario Pinto, Domdechant von St. Thomas, ein Eingeborner dieſer Inſel, verfaßte im Jahre 1734 eine Schrift, welche den Titel führt: Bericht über die Entdeckung der Inſel St. Thomas, Reihenfolge der erlauchten Könige Portugals von der Zeit der Entdeckung der Inſel bis auf die gegenwärtige, Verzeichniß der Biſchöfe und Statthalter u. ſ. w.

Pinto's Arbeit wurde nie dem Drucke übergeben, eine Copie derſelben befindet ſich jedoch unter den Handſchriften der königlichen Bibliothek im Pallaſte Receſſidades zu Liſſabon. Schon zu ſeiner Zeit waren der Quellen für die ältere Geſchichte der Inſel nur wenige, denn er beklagt ſich in der Zueignung an den damaligen Statthalter Lopo de Souza Coutinho, daß durch die wiederholten Einfälle der Holländer und Franzoſen die älteren Quellen zu Grunde gegangen ſeyen.

Ueber die Zeit der Entdeckung der Inſel St. Thomas ſtimmt da Cunha Matos mit Manoel do Rozario Pinto überein, Beyde geben hiefür den 21.

Digitized by Google

December des Jahres 1471, den Tag des Apoſtels Thomas an, von welchem die Inſel ihren Namen erhalten habe; den Namen des Entdeckers will der Verfaſſer unſerer Chorographie nicht beſtimmen, er erwähnt nur, daß man die Entdeckung dem Fernão Gomes, dem João de Santarem und dem Pedro de Eſcobar zuſchreibe, ohne ſich für einen derſelben zu entſcheiden, während der ältere Pinto mit Beſtimmtheit verſichert, Fernão Gomes habe die Inſel entdeckt, eine Angabe, die deßhalb nicht unwahrſcheinlich iſt, weil Fernão Gomes von Alphons V. die Erträgniſſe der Guinea pachtweiſe mit der ausdrücklichen Bedingung erhalten hatte, die weitere Erforſchung der Küſte vorzunehmen.

Barros hat in ſeinen Decaden nur bemerkt, daß die Inſeln St. Thomas, Annobon und die Prinzeninſel aus Auftrag Alphons V. entdeckt worden ſeyen; über eine genauere Zeitangabe und den Namen des Entdeckers fand er Nichts.

Ein neueres Werk, die Annalen der portugieſiſchen Marine von Ignacio da Coſta Quintella, ſetzt die Entdeckung der Inſeln Fernando Po, St. Thomas, Annobon und der Prinzeninſel in das Jahr 1472 und behauptet, daß noch in demſelben oder doch in dem folgenden Jahre ein portugieſiſcher Edelmann Siqueira das Cap St. Catharina, die äußerſte Gränze der portugieſiſchen Seereiſen unter der Regierung Alphons V. († 28. Auguſt 1481) entdeckt habe *).

Unter Alphons V. wurde die Inſel St. Thomas nicht bevölkert; Johann II. erhob ſie zur Capitanie und gab ſie an einen Edelmann Johann de Paiva, indem er zugleich den neuen Coloniſten große Privilegien ertheilte (1485); indeſſen wurde ſie erſt im Jahre 1493, als Alvaro de Caminha die Capitanie erhielt, durch Neger aus Congo und durch die Kinder aus denjenigen Judenfamilien, welche Portugal nicht in der ihnen beſtimmten Friſt verlaſſen hatten, und deßhalb als Gefangene behandelt wurden, bevölkert. Zu ihnen kamen noch deportirte Portugieſen und einige vom Könige eigens abgeſandte Handwerker; um die Bevölkerung der Freyen zu vermehren, gab Johann II. auch allen mit Sklavinnen erzeugten Kindern der Coloniſten die Freyheit.

Vom Könige Emanuel erhielt Fernão de Mello am 3. Januar 1500 die Capitanie von St. Thomas. Unter ihm hob ſich die Colonie bedeutend; um 1504 findet ſich ſchon eine Pfarrkirche Nossa Senhora da Graça, Miſſionäre aus dem Auguſtinerorden kamen auf die Inſel und die noch jetzt in Portugal mit Erfolg wirkende Misericordia, eine aus Layen beſtehende Bruderſchaft der Barmherzigkeit, wurde auch hieher verpflanzt und erhielt vom Könige bedeutende Privilegien. Nach Manoel do Rozario Pinto ließ Emanuel auch außer der ſchon erwähnten Pfarrkirche in der größeren Anſiedlung, die den gleichen Namen mit der Inſel führte, eine zweyte, Nossa Senhora da Conceição, bauen und für die außerhalb dieſer Anſiedlung zerſtreuten Coloniſten noch ſechs Pfarrkirchen errichten, die alle von den Einkünften des Chriſtusordens dotirt, und mit Geiſtlichen aus dieſem Orden, welchem päpſtliche Privilegien die geiſtliche Jurisdiction über alle überſeeiſchen Länder der portugieſiſchen Krone verliehen hatten, verſehen wurden.

Von Johann III. wurde der Inſel auch ein Foral ertheilt, nach da Cunha Matos gegeben zu Evora am 19. Mai 1524, ein Datum, welches beweiſt, daß das urſprünglich nach der Inſel abgeſendete Exemplar zur Zeit des Verfaſſers ſchon nicht mehr vorhanden war, denn alle Foraes wurden in doppelter Form ausgefertigt, ein Exemplar wurde an den Ort ſeiner Beſtimmung abgeſendet, das andere aber im Torre do Tombo zu Liſſabon aufbewahrt; dieſes letztere, welches noch gegenwärtig dort vorhanden iſt und vom Referenten eingeſehen wurde, hat am Schluſſe die Bemerkung, daß der Foral ſchon am 15. März 1524 zu Evora vom Könige beſtätigt, das für das Archiv beſtimmte Exemplar aber erſt am 19. Mai deſſelben Jahres ausgefertigt wurde.

Dieſer Foral, deſſen Inhalt der Verfaſſer nicht näher angiebt, erklärt die Anlegung von Mahlmühlen (moinhos de pam), mit Ausnahme der Handmühlen, ſo wie alle Backöfen für königliches Mo-

*) Ignacio da Costa Quintella Annaes da Marinha portugueza. Lisboa 1839 T. I. p. 182.

nopol, beſteuert die Sägmühlen, verbietet den Salzhandel zu der Zeit, in der ihn die königliche Faktorey treibt, beſtätigt den bisherigen Inhabern den Beſitz ihrer Ländereyen, erklärt aber, daß alle übrigen zur Benützung nur auf fünf Jahre in widerruflicher Weiſe verliehen werden ſollen. Handel und Schifffahrt mit den eigenthümlichen Produkten der Inſel nach den Inſeln des grünen Vorgebirges, der Inſelgruppe von Madeira und den Azoren, ſo wie nach Portugal ſelbſt werden frey gegeben, wenn dieſe Gegenſtände Eigenthum der Coloniſten und von ihnen gebaut ſind, ſo wie die freye Zufuhr von Eiſen, Kupfer, Zinn, Tüchern, Seide, Leinwand, Baumwolle und andren Dingen in ſo weit geſtattet wird, als dieſe Gegenſtände nur für den häuslichen Gebrauch der Coloniſten gehören. Der Anbau von Zuckerpflanzungen wird auf jene Ländereyen beſchränkt, auf welchen derſelbe bis zum Jahre 1522 ſtatt fand, auf allen übrigen, ſie mögen bereits im Beſitze der Coloniſten ſich befinden, oder ihnen erſt verliehen werden, verbietet der Foral Zucker zu pflanzen.

Indeſſen müſſen dieſe Zuckerpflanzungen bereits vor dem Jahre 1522 beträchtlich geweſen, oder das Verbot des Forals kann nicht ſtrenge befolgt worden ſeyn, denn der Bericht eines portugieſiſchen Piloten über die Schifffahrt von Liſſabon nach St. Thomas an den Grafen Raimund della Torre, der in die zweyte Hälfte deſſelben Jahrhundertes fällt, giebt die Fabrikation des Zuckers als ſehr bedeutend und als den einzigen Handelsartikel an, mit dem ſich portugieſiſche, ſpaniſche, franzöſiſche und genueſiſche Handelsleute, die ſich auf St. Thomas niedergelaſſen hatten, beſchäftigten, er bemerkt, die weiſſen Kaufleute auf der Inſel müßten verhungern, wenn ſie nicht von den Schiffen, welche den Zucker der Inſel abholen, Mehl, Wein, Oel, Käſe und andre Lebensbedürfniſſe einhandeln könnten, fa questa isola, ſagt der Berichterſtatter, da cento cinquanta mila et piu arrobe di zuccheri et ogni arroba è libbre 31 delle nostre alla grossa. *)

Dieſer Handel, der die Colonie bereicherte, hörte auf, als von Braſilien, St. Domingo und andren amerikaniſchen Colonien aus die Märkte Europa's mit Zucker überſchwemmt wurden. *)

Noch unter Emmanuel's Regierung (1514) war das Bisthum Funchal aus den Renten des Chriſtusordens errichtet, und die ganze Jurisdiction, wie ſie bis dahin der Generalvikar des Ordens geführt hatte, dem Bisthume Fuachal übergeben worden, auch St. Thomas gehörte zum Bereiche dieſes Bisthumes, bis Johann III. von Papſte Clemens VII. die Erhebung der Anſiedlung St. Thomas, welcher der König Stadtrechte verlieh, zum Sitze eines Bisthumes erlangte, und die ältere Pfarrkirche Noſſa Senhora da Graça zur Cathedrale des neuen Biſchofes beſtimmt wurde.

Das Bisthum St. Thomas wurde zuerſt Suffragane des Erzbisthums Funchal, im Jahre 1550 von Julius III. dem Erzbisthume Liſſabon untergeordnet, endlich 1677 von Innocenz XI. der Metropole Bahia zugetheilt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Il principal fondamento degli habitanti è il far zuccheri et quelli vender alle navi che vengono ogni anno a levarlo, lequali portano farine in botte, et vini di Spagna, olio, formaggi, corami per scarpe, spade, coppe di vedro, paternostri, et alcune sorte di conchiglie, che in Italia chiamano porcellette piccoline bianche, et noi chiamiamo Buzios, che si adoperano in la Etiopia per moneta; et se non fussero queste tal navi che conducono queste vetto vaglie, li mercatanti bianchi moreriano, perche non sono usi a mangiar li cibi che mangiano li negri. Navigatione da Lisbona all' isola di San Thome, scritta per un pilotto Portoghese bey Ramusio navigationi etc. ed. Venetia 1563 Tom. I. pag. 117.

*) José Accursio das Neves consideraçoẽs politicas, e commerciaes sobre os descobrimentos, e possessoẽs dos Portuguezes na Africa e na Asia. Lisboa 1830. pag. 151.

Digitized by Google

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

C. v. Dobeneck, Syſtematiſche Zuſammenſtellung der geltenden allgemeinen Beſtimmungen für die proteſtantiſche Kirche im Königreich Bayern. Ansb. 1844.

Dr. J. R. Buchinger, Julius Echter von Meſpelbrunn, Biſchof von Würzburg und Herzog zu Franken. Lief. 1. 2. Würzb. 1843.

Edw. le Glay, Histoire des comtes de Flandre jusqu' à l'avénement de la maison de Bourgogne. Vol. 1. 2. Par. 1843.

G. Groen van Prinsterer, Handboek der geschiedenis van het Vaderland. Aflev. 3. Lyden 1843.

Collection de Chroniques Belges inédites. Publié par ordre du gouvernement et par les soins de la commission royale d'histoire.

P. F. X. de Ram, Documents relatifs aux troubles du pays de Liége, sous les princes-évêques Louis de Bourbon et Jean de Horne, 1455—1505. Bruxelles 1844.

Hr. Meidinger, England und Wales in geognoſtiſcher und hydrographiſcher Beziehung. Frankf. 1844.

J. Venedey, Irland. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Henry Lord Brougham, Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. Series III. Lond. 1843.

Samuel Laing, The Heimskringla; or Chronicles of the king of Norway. Translated from the Icelandic of Snorro Sturleson, with a preliminary dissertation. Vol. 1—3. Lond. 1844.

Archiv für die Geſchichte Liv-, Eſth- und Curlands, herausgegeben von Dr. J. G. v. Bunge. Dorpat 1843.

J. Yakovlef, La Russie en 1839 rêvée par M. de Custine, ou lettres sur cet ouvrage. Paris 1844.

Historiae Ruthenicae scriptores exteri seculi XVI. Collegit et ad veterum editionum fidem edidit A. de Starczewski. Volum. 1. 2. Berol. 1841. 4.

W. v. Grimm, Marquis v. Cuſtine und ſein Werk: Rußland im Jahre 1839. Eine kritiſche Beleuchtung. Leipzig 1841.

C. Göhring, Warſchau, eine ruſſiſche Hauptſtadt. Bd. 1. 2. Leipzig 1844.

Dr. G. Weil, Muhammed der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre. Stuttgart 1843.

J. A. Buchon, La Grèce continentale et la Morée. Voyage, séjour et études historiques en 1840 et 1841. Paris 1843.

Laboria, De la Guyane française et de ses colonisations. Paris 1843.

J. N. Allen, Diary of a march through Sinde and Afghanistan with the troops under the command of general Sir Nott. London 1842.

K. Streckfuß, Ueber das Verhältniß der Juden zu den chriſtlichen Staaten. Berlin 1843.

P. L. Wolfart, Ueber die Emancipation der Juden in Preußen. Berlin 1844.

Dr. S. Holdheim, Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Princip der jüdiſchen Ehe. Schwerin 1843.

M. G. Kletke, Organiſation des Juden-Weſens im Großherzogthum Poſen. Berlin 1843.

F. Eiſenberg, Staat und Religion mit beſonderer Rückſicht auf die Stellung der Iſraeliten in den ſogenannten chriſtlich germaniſchen Staaten. Leipzig 1844.

Zrcadlo ẑwotà na wýchodni Ewropě. Wydal K. W. Zap. Swazek 1 — 3. WPraze 1843.

Kurze Lebensbeſchreibung des M. Carl Gottfried Siebelis. Bautzen 1843.

Ch. Peterſen, Erinnerung an J. J. Winkelmanns Einfluß auf Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt. Hamburg 1842.

H. Luden Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena. Jena 1843.

C. A. Hagen, Ueber P. v. Cornelius. Königsberg 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom, e Fernando Pó.

(Fortſetzung.)

Der Verfaſſer bemerkt, daß es zuerſt Congo und Angola umfaßt habe, Referent glaubt, es dürfte für die Kirchengeſchichte nicht ohne Intereſſe ſeyn, die Gränzen dieſes Biſthumes näher zu kennen und führt deßhalb die Worte der bisher noch ungedruckten Bulle Paul's III. hierüber an.

Paul III. ließ, da Clemens VII. geſtorben war, ehe die Errichtungsbulle ausgefertigt wurde am 3 November 1534 die Bulle: aequum reputamus et rationi consonum ergehen, in welcher die Gränzen des neu errichteten Biſthums, wie ſie noch Clemens VII. beſtimmte, mit folgenden Worten angegeben ſind: en terris insulis et provinciis dictae ecclesiae Funchalensis, alias pro ejus dioecesi assignatis, partem illam terrae continens Ethiopiae seu Guineae in Africa, quae a flumine sancti Andreae nuncupato prope caput seu promontorium das Palmas nuncupatum inclusive, et procul a fine dioecesis sancti Jacobi (Caboverde), similiter tunc a dicta ecclesia Funchalensi dismembratae, usque ad promontorium de Bona Speranza et eam illius partem, quae caput das Agulas nuncupabatur, protendebatur exclusive, et in qua inter alia oppidum civitas nuncupatum S. Georgii minae auri, nec non regnum de Congo nuncupatum consistebat ac praedicti sancti Thomae nec non sancti Antonii (Prinzeninſel) ac de Fernando do Poo et de sancta Helena et do Annoboo, nec non similiter eam partem maris Oceani, quae una ab ostio fluminis sancti Andreae nuncupati prope dictum caput viride versus meridiem, et alia a capite das Agulas praedicto prope promontorium de Boa Speranza hujusmodi versus occidentem lineis per dictum mare Oceanum directis claudebatur, ac praeter supradictas alias forsan inibi adjacentes et per lineas hujusmodi interceptas tam repertas quam reperiendas insulas, quae dioecesis Funchalensis antea erant, cum omnibus et singulis illarum castris, villis, locis districtibusque, quorum omnium denominationes dictus Clemens praedecessor haberi voluit pro expressis, nec non clero et populo, personis ecclesiasticis, monasteriis, hospitalibus, et aliis piis locis ac beneficiis ecclesiasticis cum cura et sine cura saecularibus et quorumvis ordinum regularibus a praedicta dioecesi Funchalensi, ipsius Johannis regis ad id tunc accedente consensu etiam perpetuo dismembravit et separavit, nec non eidem ecclesiae sancti Thomae locum seu pagum sic in civitatem erectum pro civitate ac partes terrae et maris et insulas dismembratas hujusmodi cum omnibus juribus et pertinentiis suis pro illius districtu dioecesi, et territorio in spiritualibus et temporalibus, prout ad dictam ecclesiam Funchalensem pertinebant seu pertinere poterant, illarumque incolas et habitatores pro clero et populo concessit et assignavit.

In dieſem ausgedehnten Umfange blieben die Gränzen des Biſthums, bis Clemens VIII. im

Digitized by Google

Jahre 1596 auf Anſuchen des König's Philipp von Spanien und Portugal Congo und Angola davon trennte und für dieſe beyden Reiche das Bisthum S. Salvador de Congo durch die Bulle: super specula militantis ecclesiae (20. May 1596) errichtete.

Unter der Regierung Sebaſtian's wurde der Grund zu einer neuen Cathedrale gelegt, die Kirchenpfründen verbeſſert, die Zahl der Geiſtlichen vermehrt, und die Feſtung gebaut, welche noch ſeinen Namen trägt. Unter ſeinem Nachfolger Philipp kommt zuerſt das Amt eines Statthalters (capitão governador) vor, denn bis zum Jahre 1558 hatten Capitaine die Inſel verwaltet, welchen die Capitanie von den Königen geſchenkt worden war (capitães donatarios), ſo daß ſich dieſe Würde in ihren Familien forterbte, im Jahre 1558 kam die Capitanie durch Vertrag wieder an die Krone, und die Könige lieſſen ſie durch Beamte verſehen, welche zugleich das Amt eines Corregidor bekleideten (capitães corregedores), erſt im Jahre 1586 erſcheint Francisco de Figueiredo mit der Benennung: Governador.

Was der Verfaſſer von jener Zeit an über die Geſchichte der Inſel St. Thomas erzählt S. 12—48 enthält faſt nur eine Darſtellung der Zwiſtigkeiten der Statthalter entweder mit dem Clerus, oder mit ihren eignen Unterbehörden, und eine Schilderung des allmähligen Verfalles der einſt reichen und blühenden Colonie.

Wenn ich die Memoiren von St. Thomas leſe, ſagt er S. 19, ſo bemerke ich faſt immer das fatale Spiel des gens contra gentem, ſey es zwiſchen dem geiſtlichen oder weltlichen Stande. *)

Durch königlichen Befehl vom 15. November 1753 wurde der Sitz der Statthalterſchaft wegen des ſchädlichen Klima's auf die Prinzeninſel verlegt, und für die Militairverwaltung von St. Thomas während der Abweſenheit der Statthalter ein Oberbefehlshaber (capitão mór) aufgeſtellt, wie er bis dahin auf der Prinzeninſel beſtanden hatte.

Am 19. Februar des Jahres 1811, heißt es S. 47, erhielt die Inſel ihr Todesurtheil, denn gemäß des mit Großbritannien geſchloſſnen Allianzvertrages begannen die Befehlshaber der engliſchen Kriegsſchiffe unerhörte Feindſeligkeiten gegen die portugieſiſchen Schiffe, welche mit Sklaven handelten, und ſo endigte ſich der Handel, der Ackerbau, und in Folge deſſen hörten auch die Staatseinkünfte aus der Capitanie auf, ſo daß die Inſel, wie da Cunha Matos am Schluße ſeiner chronologiſchen Geſchichte von St. Thomas S. 48 ſagt, ſich in einem kläglicheren Zuſtande befindet, als die unwirthlichen Cantone der Oſtiaken.

Auf die chronologiſche Geſchichte der Inſel St. Thomas läßt der Verfaſſer S. 49—63 eine hydrographiſche Beſchreibung der Inſel folgen, in der nur wenige chorographiſche Notizen enthalten ſind, die Beſchreibung der Stadt St. Thomas, die nach einem andren portugieſiſchen Schriftſteller gegenwärtig aus 500 Häuſern beſteht, fehlt gänzlich, von der villa de Santa Cruz dos Angolares bemerkt er nur, daß ihre Einwohner von Sklaven aus Angola abſtammen, die im Jahre 1574 an der ſüdöſtlichen Küſte der Inſel Schiffbruch litten, ein andrer Flecken die villa de Nossa Senhora de Guadelupe wird nur im Vorübergehen erwähnt, und eine ganz kurze Beſchreibung der Lage der Feſtung St. Sebaſtian gegeben, ſo daß die Vermuthung entſtehen möchte, es ſey das Manuſkript unvollſtändig nach Porto gekommen, da der ganze chorographiſche Theil, der nothwendig zwiſchen dem chronologiſchen Abriſſe der Geſchichte der Inſel und der hydrographiſchen Beſchreibung derſelben hätte eingeſchaltet werden ſollen, gänzlich fehlt.

Mehr dem Titel ſeiner Schrift entſprechend iſt, was der Verfaſſer von S. 65—99 über die Chorographie der Prinzeninſel ſagt, nach einer kurzen Beſchreibung der Lage der Stadt Santo Antonio, der Gewäſſer, Baien und anliegenden Inſelchen folgen einige ſpärliche Bemerkungen über Terrain, Produkte, Clima, Manufakturen und Ackerbau, ſodann eine Liſte der Bevölkerung, welche im Ganzen 4875 Seelen mit 289 Feuerſtellen beträgt, und

*) Quando leio as memorias de S. Thomé, quasi sempre observo o fatal jogo de-gens contra Gentem, ou seja entre ecclesiasticos, ou entre seculares.

Digitized by Google

fernern Notizen über Kirchen, Gebäude, geiſtliche und weltliche Verwaltung, die Befeſtigungen u. ſ. w., die der Verfaſſer mit einer Liſte der Ausgaben, welche zu ſeiner Zeit 5 Contos 589,200 Reis betrugen, beſchließt, um zur Geſchichte der Inſel überzugehen, er bemerkt, daß die Capitanie von Johann II. an Antonio Carneiro verſchenkt wurde, von dieſem an die Grafen von Lumiares kam und erſt im Jahre 1753 wieder mit der Krone vereinigt wurde, die beyden Feſtungen Ponte da Mina und Santa Anna wurden erſt nach dem Jahre 1695 angelegt, die erſtere wurde 1706 durch einen Angriff der Franzoſen zerſtört. Am ausführlichſten behandelt der Verfaſſer die Uebergabe der Inſel an den Befehlshaber einer franzöſiſchen Eskader Landolphe am 29. December 1799, von welcher er auch die Aktenſtücke liefert.

Die Entdeckung der Inſel Annobon ſchreibt der Verfaſſer dem João de Santarem zu, Jorge de Mello erhielt die Capitanie zum Geſchenke, er trat ſie an Luiz de Almeida käuflich ab, bey deſſen Nachkommen ſie bis zum Jahre 1744 blieb, wo ſie mit der Krone vereinigt wurde; indeſſen war ſie ſchon früher von den Portugieſen verlaſſen worden, ſpäter hatte die portugieſiſche Regierung zweymal verſucht, dort Miſſionen zu errichten, aber die Miſſionäre wurden von den Eingebornen nach kurzem Aufenthalte gezwungen, die Inſel wieder zu verlaſſen, durch den Artikel 13 des Traktats vom 11. März 1778 wurden Annobon und Fernando Po an Spanien abgetreten; wahrſcheinlich wollte das Kabinet von Madrid beyde Inſeln zu einem Depot für den Sklavenhandel nach ſeinen amerikaniſchen Colonien benützen, da es an der Weſtküſte Afrika's keine Beſitzungen hatte und gänzlich von fremden Sklavenhändlern abhieng.

Im Jahre 1779 kam auch ein ſpaniſches Geſchwader, um von den neu erworbnen Colonien Beſitz zu nehmen, auf ihm befand ſich der Graf von Argelez, welchen der König von Spanien zum Statthalter ernannt hatte; ſie legten auch auf der Inſel Fernando Po eine Befeſtigung an, ſahen ſich aber bald genöthigt, beyde Inſeln wieder zu verlaſſen und verloren auf Fernando Po, wie auf Annobon viele Menſchen, da die Einwohner nie die ſpaniſche Herrſchaft anerkennen wollten, und beſonders die von Annobon glaubten, ſie ſeyen von Portugal an Spanien verkauft worden, um als Sklaven nach dem ſpaniſchen Amerika gebracht zu werden, die zur Beſatzung beſtimmten Truppen aber ſich nach dem Tode des Grafen von Argelez empörten und ihre Befehlshaber den Oberſtlieutenant D. Joaquim Primo de Rivera und den Schiffskapitain D. Joſé Varella e Ullôa zwangen, nach St. Thomas zurückzukehren.

Der Verfaſſer ſelbſt hat die Inſel Annobon nie betreten, die Nachrichten, die er über ſie mittheilt, hat er von Eingebornen erhalten, die an Bord eines nach Bahia beſtimmten Schiffes gekommen waren und mit ihm nach St. Thomas verſchlagen wurden, wo ſie ſich niederlieſſen.

Nach dieſen Mittheilungen beſtehen auf Annobon zwey Anſiedlungen (povoações), die erſtern, genannt Cidade da Praia, oder do Porto im Norden, die letztern, genannt Villa de St. Pedro im Süden. In der erſteren ſollen ſich noch fünf hölzerne Kirchen mit dem von den Königen Portugal's früher dahin geſchenkten Ornamenten befinden, die von den Einwohnern ſorgfältig bewahrt werden, die Villa de St. Pedro hat nur eine dem Apoſtel Petrus geweihte Kirche; außerdem befinden ſich noch 3 Kirchen auf der Inſel.

Die weiſſe Bevölkerung hat ganz aufgehört, die Einwohner hängen noch am chriſtlichen Glauben, haben jedoch keine Prieſter, ſie laſſen ihre Kinder von den Geiſtlichen der Schiffe, die dort anlanden, taufen und ſchlieſſen ihre Ehen vor denſelben, ſie vertrieben die portugieſiſchen Miſſionäre, weil ſie von ihnen wegen ihrer Mißbräuche getadelt wurden und den Verluſt ihrer politiſchen Freyheit befürchteten; der Sakriſtan der Hauptkirche Nossa Senhora da Conceição in der Cidade da Praia verkündigt ihnen am Anfange des Jahres die beweglichen Kirchenfeſte und jeden Sonntag die Feſttage der Woche.

(Schluß folgt.)

K. Hof= und Staats=Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof= und Staats=Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

A. A. L. Fahne, Diplomatiſche Beyträge zur Geſchichte der Baumeiſter des Kölner=Domes und der bey dieſem Werke thätig geweſenen Künſtler. Köln 1843.

Cardinal de Bausset, Histoire de Fénélon, archévèque de Cambrai composée sur les manuscrits originaux. T. 1 — 4. Paris 1827.

J. Krone, Fra Dolcino und die Patarener, hiſtoriſche Epiſode aus den piemonteſiſchen Religionskriegen. Leipzig 1844.

M. de Stendhal, Vie de Rossini. Vol. 1. 2. Par. 1821.

F. C. von Watterich, Kriegsgeſchichtsphiloſophiſche Ehrengebühr dem Feldherrncharakter und Feldherrnſtabe Albrecht Waldſteins. Prag 1843.

Biographie universelle ancienne et moderne. Vol. 74. Meu-Moz. Paris 1843.

K. S. Zachariä von Lingenthal, Biographiſcher und juriſtiſcher Nachlaß. Stuttgart 1843.

Des ſächſiſchen Kapellmeiſters Naumann's Jugendgeſchichte mit einer Vorrede von G. H. v. Schubert. Dresden 1841.

Rob. Philip, The life, times and characteristics of John Bunyan. London 1839.

The life and times of Selina Countess of Huntingdon, by a member of the houses of Shirley and Hastings. Vol. 1. 2. London 1840.

Dr. Fr. Förſter, Wallenſteins Proceß vor den Schranken des Weltgerichts und des k. k. Fiscus zu Prag. Leipzig 1844.

A. Bock, Schlözer. Ein Beytrag zur Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. Hannover 1844.

Galileo Galilei, Le opere, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscritti Palatini. T. III. Firenze 1843.

J. A. Grunert, Verſuch einer neuen Methode zur Beſtimmung der Polhöhe oder geographiſchen Breite bey geodätiſchen Meſſungen. Leipzig 1844.

Dr. L. C. Schulz von Straßnicki, Neue Methode zur Auffindung der reellen Wurzeln höherer numeriſcher Gleichungen u. ſ. w. Wien 1842.

Henry Gally Knight, The ecclesiastical architecture of Italy. From the time of Constantine tho the 15. century. T. I. London 1842. fol.

Eugenio Blaguno y Amirola, Noticias de los arquitectos y arquitectura de España desde su restauracion. Vol. 1 — 4. Madr. 1829.

Markham Kittoe, Indian Architecture. Illustrations of indian architecture from the Muhammedan conquest downwards. No. 1 — 17. Calcutta 1840.

Bauriß des Kloſters St. Gallen vom Jahre 820. In Facſimile herausgegeben und erläutert von F. Keller. Zürich 1844.

Mallets Bericht über die atmoſphäriſche Eiſenbahn von Dublin nach Dalkey in Irland, ausgeführt von den Herren Clegg und Samuda. Darmſtadt 1844.

C. W. Klemm, Die Eiſenbahnen nach Anlage, Bau und Betrieb wirthſchaftlich und techniſch dargeſtellt. Stuttgart 1844.

Dr. G. Suckow, Die barometriſche Hypſometrie. Darmſtadt 1843.

M. Becquerel, Traité de physique considérée dans ses rapports avec la chémie et les sciences naturelles. Vol. 1. 2. Paris 1844.

C. F. Schönbein, Beyträge zur phyſikaliſchen Chemie. Baſel 1844.

G. J. Mulder, Verſuch einer allgemeinen phyſiologiſchen Chemie. Aus dem Holländiſchen überſetzt von J. Moleſchott. Lief. 1. Heidelberg 1844.

H. Kopp, Bemerkungen zur Volumtheorie. Braunſchweig 1844.

Dr. E. Fries, Sind die Naturwiſſenſchaften ein Bildungsmittel? Dresden 1844.

L. Agaſſiz, Ueber die Aufeinanderfolge und Entwickelung der organiſirten Weſen auf der Oberfläche der Erde in den verſchiedenen Zeitaltern. Halle 1843.

Dr. G. L. Dieterich, Briefe über die 20. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Mainz. Landshut 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841; Beſchreibung des jetzigen Zuſtandes der Colonie des Vorgebirges der guten Hoffnung. Von W. v. Meyer. Hamburg 1843.

Der eben genannte Reiſende gehört zu jenen billig denkenden, ruhigen Beobachtern, welche, wenn ſie in die Mitte zweyer, gegen einander erbitterten Partheyen treten, weder von ähnlicher Stimmung nach einer oder der andren Seite ſich hinreißen laſſen, noch auch in verächtlicher Selbſterhebung gleichgültig auf die Kämpfenden herabblicken, ſondern bey jeder Gelegenheit zeigt er ſich geneigt, ſowohl der engliſchen Regierung als den holländiſchen Coloniſten, da wo jener oder dieſen es gebührt, Recht widerfahren zu laſſen, ohne hierbey das Unrecht, welches, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, auf beyden Seiten iſt, zu überſehen. Hr. v. M. hat einen offenen, regen Sinn für die Schönheiten der Natur und ein wohlwollendes Gemüth gegen alles Menſchliche mit ſich in das zum großen Theil paradieſiſch ſchöne Land gebracht, das er durchreiſte; dieſe Eigenſchaften ſind es, welche ſeinen Berichten und Schilderungen jenen beſonderen Reiz geben, durch den ſie ſich auszeichnen.

Die Landſchaft der Kapcolonie mit den Herrlichkeiten ſo wie mit den Schreckniſſen ihrer Natur hat bis in die neueſte Zeit ſo viele Beſchreiber gefunden, daß in ſolcher Beziehung die vor uns liegende Reiſe nur wenig darbieten kann, was den Leſern dieſes Blattes nicht ſchon bekannt wäre. Nur im Vorübergehen ſey es erwähnt, daß Herr von Meyer zu jenen Beurtheilern von Le Vaillants zuerſt aufs Höchſte bewunderten, dann aufs Tiefſte herabgewürdigten Reiſewerk gehört, welche ſowohl der Wahrheit und Richtigkeit als der gemüthvollen Lebendigkeit gerechte Anerkennung angedeihen laſſen, womit der franzöſiſche Reiſende die ſüdafrikaniſche Natur und ſeine Wanderungen durch dieſelbe beſchreibt. Man kann, ſo ſagt er, viele der überſeeiſchen harten Kritiker, welche Le Vaillants Gaben und Verdienſte ſo tief herabſetzten und verkannten, nur „ihres Neides wegen bedauern.“ Dieſer Reiſende, mit einer lebhaften aber richtig darſtellenden Einbildungskraft, hat geſchrieben, ſo wie ſein Herz fühlen mußte, und ein Jeder, der in ſeinen Fußſtapfen die afrikaniſchen Einöden bereist, wird ſein Gemälde treu finden.

Unſer Reiſender hatte das beſondre Glück, zu Clanvilliam, jenſeits des Elephantenfluſſes noch mit einer alten Bekannten des franzöſiſchen Reiſenden zuſammen zu treffen. Es war die vormals tapfere Tochter des Boers van der Weſthuyſen, welche nach Le Vaillants Bericht ſo feſt zu Pferde ſaß und die Buſchmänner niederſchoß, wenn ſie es ſich unterfingen, ihre Heerde zu berauben. Sie hatte ſich ſpäter mit einem Boer im Namaqualande vermählt und war jetzt hieher gekommen zu der chriſtlichen Gemeinde von Clanvilliam, um noch vor ihrem Ende die Confirmation und das Abendmahl zu empfangen. Noch jetzt, in ihrem 75. Jahre, zeigte ſie ſich als eine muntere, wohlgebildete Matrone. Sie erinnerte ſich noch ſehr wohl des „Fransmans“ Le Vaillant und ſagte von ihm, er ſey „ene klene knappe Keerl (ein kleiner fixer Kerl) geweſen.“

Wir gedenken für dießmal aus den Berichten

Digitized by Google

und Beſchreibungen des oben genannten Buches vorzugsweiſe nur das hervorzuheben, was die Verhältniſſe der jetzigen Bewohner der Capcolonie betrifft, und der Naturgaben des Landes nur in Beziehung auf den Wohlſtand oder die Entbehrungen dieſer Bewohner zu erwähnen.

Von den urſprünglichen Einwohnern des Caplandes, den Kaffern und Hottentotten, war ſchon bey andrer Gelegenheit in dieſen Blättern ausführlich die Rede, namentlich ſo in den Anzeigen von Harris und Moffats Werken. Auch Hr. v. M. erkannte, namentlich bey einigen Stämmen der Hottentotten, die Züge der äußerlichen Aehnlichkeit mit dem chineſiſch-tatariſchen Volksſchlage an. In Beziehung auf ihre Civiliſation und geiſtige Bildſamkeit mögen dieſe Südafrikaner den Bemühungen der Menſchenfreunde, die ſich dieſes Erziehungswerkes annahmen, allerdings größere Hinderniſſe in den Weg ſetzen, als manche andre unter minder günſtiger Umgebung lebende Völker. Denn eben die große, natürliche Fruchtbarkeit des Landes, zuſammen mit der Milde des Klimas hat jener Trägheit und Arbeitsſcheue die meiſte Nahrung gegeben, worüber man ſich bey jenem farbigen Völklein am häufigſten zu beklagen hat. Unſer Reiſender lernte in der Miſſionsſtation der Brüdergemeinde „Gnadenfeld" einen Mann kennen, der jetzt als Zimmermann und Winzer, ſo wie zugleich als Lehrer bey der Gemeinde dient, früher aber 10 Jahre lang als Miſſionär in Grönland gelebt hatte. Dieſem braven Manne, deſſen Name de Vries iſt, traten die Thränen der Rührung ins Auge, wenn er von ſeinen Grönländern ſprach, und immer beklagte er es, daß er nicht mehr bey ihnen in ihrem armen, faſt unter beſtändigem Winterfroſt erſtarrtem Lande lebe. „Die Grönländer, ſo ſagte er, ſind Menſchen wie gute Kinder; niemals befleckt eine Unwahrheit ihre Lippen, ſie ſind folgſam, arbeitſam und erkenntlich für die Wohlthaten, die wir ihnen erzeigen. Die Hottentotten dagegen ſind eine Bande Faullenzer und Lügner, aus denen wir trotz unſrer Anſtrengungen nie etwas Rechtes werden ziehen können."

So treu gemeint die Vorliebe des alten mähriſchen Bruders für ſeine vormalige Gemeinde in Grönland war, ſo ließ ſie ihn dennoch vielleicht Manches überſehen, was für die geiſtige Erziehungsfähigkeit der Menſchennatur bey den Südafrikanern eben ſo kräftig zeugt, als der jetzige Zuſtand der chriſtlichen Esquimos. Namentlich ſpricht unſer Reiſender, ſo wie ſchon viele Andre dieß vor ihm gethan, mit beſonderer Achtung von dem Einfluß, den die mähriſchen Brüder auf die ſittliche und weltbürgerliche Bildung der Hottentotten und freygelaſſenen Neger gehabt haben. Das vorhin ſchmutzige, mit den Thieren der Wüſte in Unvernunft lebende Volk iſt, ſo weit jener Einfluß reichte, zur Reinlichkeit, Ordnung und höheren Sittlichkeit erzogen und dabey an Arbeit gewöhnt worden, deren vollkommene Leiſtungen nichts zu wünſchen übrig laſſen. So ſind z. B. die Arbeiten, welche die Meſſerfabrik in Gnadenthal liefert, wegen ihrer Güte und Dauerhaftigkeit in der ganzen Capkolonie ſo geſchätzt, daß man ſie den engliſchen vorzieht, weßhalb einige Fabriken in England das Zeichen jener ſüdafrikaniſchen Werkſtätte nachgemacht haben, nur um ihren Waaren Eingang zu verſchaffen. Neben den Eiſen- und Stahlarbeiten zeichnen ſich die Leiſtungen der andern Werkſtätten jener neuen Hottentotten-Gemeinde in Leder, Holz, in Geſchirren und allerhand Geräthſchaften, Elfenbein und Horn auf nicht minder rühmliche Weiſe aus. Die Arbeiter in all ſolchen verſchiedenen Handthierungen ſind Hottentotten, vormalige Buſchmänner und geweſene Sklaven aus den mannigfaltigſten Stämmen der Neger, welche nach Anleitung und unter Aufſicht eines der genügſamen, von Jugend an zur Arbeit und Handfertigkeit gewohnten deutſchen Bruders geſchäftig ſind.

Am meiſten und längſten hatte es Hr. v. M. während ſeines Aufenthaltes und ſeinen Wanderungen im Kapland mit den Afrikanern einer ſpäteren Formation, mit den Boern von meiſt holländiſcher Abkunft zu thun. Von dieſen Leuten und ihren jetzigen Verhältniſſen zu der engliſchen Regierung giebt uns der Reiſende eine ſo ausführliche, treue Beſchreibung, daß man ſich bey ihrer Betrachtung mitten unter gute niederländiſche Gemälde häuslicher, volksthümlicher Scenen verſetzt glaubt.

In einem Lande, deſſen Natur zum großen Theil und faſt das ganze Jahr hindurch einem

Digitized by Google

blühenden Garten und einer reich beſetzten Tafel gleicht, mußte auch der Menſch, der dieſe Natur zu benutzen weiß, eben ſo wie das Thier ſeiner Heerden ganz vorzüglich kräftig gedeihen; nur in wenigen Gegenden findet der Einwanderer ein ſo geſundes Klima, einen Boden, der ſo reichlich ſeine Mühe lohnt. Europäer, welche aus den verſchiedenſten Ländern ihres Welttheiles nach dem Kap ſich überſiedelten, erreichten hier ein ungewöhnlich hohes (90jähriges) Alter. Obgleich dieſer lebenverlängernde Einfluß des Klimas bey den nachkommenden Generationen jener Einwanderer wieder nachzulaſſen pflegt, ſo bleibt ihnen doch fortwährend jene Fülle der Naturgaben unverkümmert, in deren Mitte ſie geboren werden und erwachſen. Darum ſieht man auch den holländiſchen Boern die gute Pflege an, unter welcher ihr Leib ſtehet; ein großer Theil von ihnen zeichnet ſich durch koloſſalen Körperbau, Viele durch eine Fleiſchmaſſe aus, welche mit der gewöhnlichen Magerkeit ihrer Nachbarn, der Hottentotten, einen auffallenden Kontraſt bildet. Unter beyden Geſchlechtern der Boern findet man Leute von wohlgebildetem, blühendem Angeſicht, welchem ein Zug von behaglicher Ruhe und ſehr oft von natürlicher Gutmüthigkeit den eigenthümlichen Reiz giebt. Im Allgemeinen kann man dieſe wohlgenährten Boern keineswegs der Trägheit noch weniger der Schlemmerey beſchuldigen; ſie ſind, wo es gilt, arbeitſam, ſcheuen keine Anſtrengung noch Gefahr, ſind bey den einfachen Nahrungsmitteln, welche ihr Feld und Viehſtand ihnen darbieten, ſo wie bey ihrem Honigbier zufrieden und vergnügt; doch kann man ſagen, daß kaum ein andres Volk die Ruhe mit ſolchem Wohlbehagen zu genießen und mit ſolcher Virtuoſität auszubeuten verſteht, als der kapländiſche Boer, der ſich allen Mühen des Lebens unterzieht, nur um Ruhe durch ſie zu erringen.

(Fortſetzung folgt.)

Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom, e Fernando Pó.

(Schluß.)

Die Obergewalt iſt in den Händen eines vom Volke erwählten Befehlshabers (capitão mór), der ſie ſo lange behält, bis drey Schiffe an der Inſel landen, eine Einrichtung, deren Grund der Verfaſſer dahin angiebt, daß die Inſulaner befürchten, ein Befehlshaber möchte ſich durch die Geſchenke, die er von den Schiffskapitainen erhält, zu ſehr bereichern und ſein Amt zur Deſpotie mißbrauchen.

Im Jahre 1814 ließ ſich ein gewiſſer Andreas zum Könige erklären und mit dem Kirchenornate als Zeichen der königlichen Würde ſchmücken, er hatte ſchon im November 1811 vorgegeben, Unterredungen mit Gott zu haben, und nach einem auf der Inſel beſtehenden Herkommen ſechzig Perſonen als der Zauberey verdächtig in das Meer ausſetzen laſſen, die einzige grauſame Sitte, die der Verfaſſer an dieſen Inſulanern kennt, von deren Charakter er bemerkt, daß ſie entweder zu gutmüthig, oder zu feige ſeyen.

Den Zeitpunkt, wann Annobon von den Portugieſen verlaſſen wurde, hat der Verfaſſer nicht angegeben, er bemerkt nur, man habe noch ſchriftliche Nachrichten, daß der einzige Induſtriezweig der Einwohner, der Handel mit Tüchern von Baumwolle, im Jahre 1693 mit der Inſel St. Thomas noch getrieben worden ſey. Zwar wird in dem ſchon erwähnten Berichte eines portugieſiſchen Piloten die Inſel für unbewohnt ausgegeben, *) ſie wurde aber

*) Della parte verso Ponente Garbin, ha un' altra isoletta dishabitata detta Annobon, qual è tutta sassosa, vi è gran pescharie e quelli che habitano in san Thome vi vanno di continuo a pescare bey Ramusio loc. cit. pag. 116.

Digitized by Google

wieder bevölkert, denn in dem Archive zu Liſſabon findet ſich eine Urkunde, welche beweiſt, daß die Inſel gegen die zweyte Hälfte des ſechzehnten Jahrhundertes von Coloniſten wieder bezogen wurde. Alvaro da Cunha, ein portugieſiſcher Edelmann, welchem die Capitanie damals gehörte, ſtellte dem Könige Johann III. vor, Annobon bringe weder der Krone, noch ihm dem Eigenthümer irgend einen Vortheil, da es ganz von den Einwohnern verlaſſen ſey, und bat, weil einige Perſonen ſich dahin überſiedeln wollten, zur Feſtſtellung der gegenſeitigen Rechte, den neuen Coloniſten den Foral von St. Thomas zu ertheilen und der König bewilligte dieſe Bitte zu Almeirim am 16. April des Jahres 1543.

Die ferner von dem Verfaſſer angeführte Thatſache, einige der älteſten Bewohner bewahrten noch als Tradition, daß zwey portugieſiſche Capitaine die Inſel regiert hätten, deutet darauf hin, daß Annobon wohl erſt im achtzehnten Jahrhunderte von den Portugieſen aufgegeben wurde.

Aeußerſt dürftig ſind die Mittheilungen über die Inſel Fernando Po, ſie führt den Namen des Edelmannes, der ſie zwiſchen 1471 und 1473 entdeckte; verlaſſen wurde ſie von den Portugieſen ſchon in dem Zeitraume zwiſchen 1600 und 1639, als die Holländer die portugieſiſche Seemacht in dieſen Gewäſſern vernichteten; ſie iſt ſtark, zum Theile von Menſchenfreſſern bewohnt, deren Opfer im Jahre 1810 einige engliſche Seeleute wurden, welche dort, um Waſſer einzunehmen, landeten.

Die Biſchöfe von St. Thomas theilt der Verfaſſer in Titularbiſchöfe vor der Errichtung des Biſthumes, in die Biſchöfe bis zur Errichtung des Biſthumes St. Salvador de Congo und ihre Nachfolger von der Trennung der Reiche Congo und Angola vom Biſthume St. Thomas bis auf die neuſte Zeit ein.

Vor der Errichtung des Biſthumes giebt er als Titularbiſchöfe D. Diogo Ortiz de Vilhegas, D. Henrique und D. Pedro an, die beyden letzteren waren Prinzen des königlichen Hauſes von Congo, der erſtere der Sohn des Königes Alphons, der von den erſten Miſſionären, Auguſtinermönchen aus dem Kloſter St. Eloy in Liſſabon, die 1491 in Congo gelandet hatten, getauft worden war, D. Pedro aber mit dem Beynamen de Louſa war Verwandter des Königs.

Beyde wurden von den Canonikern von St. Eloy in der Theologie unterrichtet und zu Biſchöfen geweiht, aber nur D. Pedro erhielt den Titel Biſchof von St. Thomas, er ſtarb jedoch vor ſeiner Rückkehr nach Congo.

Ueber den Prinzen Heinrich finden ſich im Archive zu Liſſabon 2 Breven Papſt Leo X, das erſte vom 3. May 1518, vidimus quae super Henrici, durch welches der Papſt die Bitte des Königes Emmanuel, den Prinzen zum Biſchofe zu weihen, genehmigt, das zweyte vom 22. May desſelben Jahres nuper ecclesiae Uticensi, worin er dem Prinzen erlaubt ſich mit dem Antritte des 24. Jahres zum Biſchofe von Utica weihen zu laſſen und in der Stadt und Diöceſe Funchal mit Einwilligung des Biſchofes biſchöfliche Funktionen verrichten zu dürfen, der Prinz kehrte 1521 mit der dritten Miſſion der regulären Canoniker nach Congo zurück, wo er noch vor Errichtung des Biſthumes St. Thomas ſtarb.

Diogo Ortiz war nicht Titularbiſchof, ſondern der erſte wirkliche Biſchof von St. Thomas, den Paul III., wie das Notificationsbreve vom 3. November 1534 zeigt, hiezu ernannte und am 24. September 1540 auf das Biſthum Ceuta verſetzte, beyde Breven befinden ſich im Archive zu Liſſabon.

Mit D. Frey Bartholomeu dos Martyres, erwählt am 17. December 1812, ſchließt ſich der Katalog der Biſchöfe, dieſer nahm nie Beſitz von dieſer Diöceſe, da er nach Caboverde verſetzt wurde; ſeit jener Zeit iſt der biſchöfliche Stuhl von St. Thomas erledigt.

Friedrich Kunſtmann.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortſetzung.)

Mit dieſer Liebe zur äußerlichen Ruhe geht jene zur innerlichen Hand in Hand, welche den holländiſchen Koloniſten ſo feſt in dem alten Geleiſe ſeiner urväterlichen Gewohnheiten hält, daß er ſich nur äußerſt ſchwer zu einer fingerbreiten Abweichung davon bewegen läßt, ja daß er keinen Kampf, kein Opfer ſcheut, nur um ſich in ſeiner alten, uns Andren oft höchſt unbequem erſcheinenden Bahn zu erhalten. Mit dem mancherley Guten, das die lieben altväteriſchen Sitten und Gewohnheiten hatten, iſt auf dieſe Weiſe auch das von einer Generation der Boern auf die andre fortgepflanzt worden, was allerdings einer Aenderung und Verbeſſerung ſehr bedürftig wäre; doch läßt ſich im Ganzen dieſe Hausordnung eine löbliche nennen. Nach der Sitte ihrer frommen Väter halten ſie täglich mehrere Male einen Familiengottesdienſt, ſind, wo ſich ihnen Gelegenheit dazu darbietet, eifrig im Beſuch der Kirche, halten großentheils gute Kinderzucht, ſind in ihren Kleidungen einfach, aber eben ſo wie in ihrem Hauſe überaus reinlich. Die Meiſten benehmen ſich gegen Fremde, vornämlich wenn dieſe keine Engländer ſind, gaſtfrey und gefällig, gegen Nothleidende hülfreich.

Neben dieſen gewöhnlichen und allgemeineren Zügen giebt die Abgeſchiedenheit von aller Welt, in der manche jener Coloniſten leben, ſo wie die große Freyheit, die ſie genießen, auch dem Entſtehen nnd der Entwickelung von mannichfachen Sonderbarkeiten und Bizarrerien, ja nicht ſelten auch der tadelnswürdigſten Richtung des Charakters einen weiten Spielraum; man findet deßhalb unter den Boern Originale der guten wie der ſchlechten Art, dergleichen anderswo nur höchſt ſelten vorkommen mögen. Wir theilen hier nachſtehend einige der intereſſanteſten Schilderungen ſolcher niederländiſch-afrikaniſcher Originale aus dem Buche unſres Reiſenden mit, der ſich bey ſeinen Darſtellungen durch keine partheyiſche Vorliebe für die gegen ihn ganz beſonders freundlichen Boern hat blenden laſſen, ſondern, wo dieß an ſeinem Orte ſchien, eben ſo freymüthig das Tadelnswerthe gerügt, als das Lobenswerthe in ſein rechtes Licht geſtellt hat.

In einer der abgelegenſten Gegenden des Caplandes, zu Kobisko im Hantam wohnt einſam unter den Baſtardhottentotten und Buſchmännern Myn Heer Jan Wieze, ein Boer, deſſen bewegliche Güter, ohne die Gründe, einen Werth von mehr als 100,000 Capgulden (30,000 fl. rh.) haben und welcher dennoch die Lebensweiſe eines armen Blendlingshottentotten führt. Wenn man ſein großes ſteinernes Haus von ferne ſieht, hält man es allerdings für das ganz europäiſch eingerichtete Wohngebäude eines anſehnlichen holländiſchen Landbauern; ſo wie man aber näher kommt, bemerkt man bald, daß das ſeltſame Bauwerk keine Fenſter, ja nicht einmal eine vollkommen verſchließbare Thüre hat, und daß ſein Innres nur aus einem einzigen großen Gemach beſtehe, welches in ſeltſamer Anordnung und Zuſammenſtellung hier Feuergewehre, dort Bogen und Köcher, koſtbare Felle von wilden Thieren, die

Digitized by Google

Herr Wieze erlegte, ſo wie andre Teophäen und Curioſitäten ſeiner Jagden, daneben Korn- und Mehlſäcke, Betten und allerhand von vorüberziehenden Handelsleuten oder in Verſteigerungen angekaufte Gegenſtände in ſich faſſet. Die eigentlichen Mobilien des wunderlichen Hausſtandes, in dem großen einem Magazin gleichenden Zimmer, beſtehen, einfach genug, aus etlichen Stühlen, einem Tiſch und mehreren Kiſten.

Damals, als Herr v. M. bey Myn Heer Jan Wieze auf Kobisko zuſprach, war derſelbe ein Mann von 45 Jahren, und hatte ſchon ſeit 23 Jahren in dieſer vertrauten Nachbarſchaft der Buſchhottentotten gehauſt. Seit 8 Jahren war er mit einer jungen Frau vermählt, die ſich treu und gut in ſeine ſeltſame Lebensweiſe gefügt und ihm 4 Kinder geboren hatte.

Der koloſſalen Geſtalt dieſes Boern, welche auf den erſten Blick eher Furcht als Zutrauen einflößen könnte, ſtehet die Freundlichkeit ſeines Benehmens gegen beſuchende Fremde ganz beſonders gut an. Der Mann hat eine Art von Urbanität und Höflichkeit an ſich, die er, ſeit ſeinem 22. Jahre in der Wildniß lebend, nicht durch den Umgang mit der gebildeten Welt erlernt haben kann, ſondern welche ihm ſein eigenes, natürlich wohlwollendes Herz eingegeben hat. Er weiß nicht, wie er mit ſeinen Worten ſeine Freude über den Beſuch eines Gaſtes, der ſeinen Augen wohlgefällt, ausdrücken ſoll, er thut es lieber mit Thaten, indem er dem Fremden allerhand Geſchenke etwa von Straußenfedern, koſtbaren Thierfellen oder andern Dingen bringt, die er demſelben als angenehm erachtet.

Unſer Reiſender traf gerade zu einer Zeit bey dem einſiedleriſchen Boer von Kobisko ein, als kein wenigſtens für Gäſte taugliches Brod im Hauſe war. Augenblicklich begab ſich die junge Hausfrau, indem ſie hierbey gleich einer Hottentottin ihr jüngſtes Kind auf den Rücken gebunden mit ſich trug, an die Arbeit, und bereitete auf patriarchaliſche Weiſe aus feinem Mehl Brodkuchen, welche, in gutem Hammelfett herausgebacken, ein ſehr wohlſchmeckendes Gericht als Zuthat zu den andern ländlichen Speiſen gaben, ſo wie zu dem wahrhaft erquickenden Honigbier, welches in jener Gegend die Stelle des herzerfreuenden Weines vertritt. Dieſes Getränk, das aus dem aromatiſchen Bienenhonig des Landes, vermiſcht mit kaltem Waſſer und einem Beyſatz der Gährung-fördernden Wurzel Krii bereitet wird, iſt ſchon 3 Stunden nach ſeiner Anmiſchung trinkbar, es ſchäumt im Becher oder Glas wie Champagner und regt am Gaumen wie im Magen ein angenehmes Gefühl auf. Hierbey darf man daſſelbe zugleich als eines der ſchätzenswertheſten Arzneymittel jenes Landes betrachten. Denn der Blaſenſtein, welcher bey den Bewohnern des Hantams ein häufig vorkommendes Leiden iſt, wird in faſt unfehlbarer Weiſe durch den Genuß des Kriibieres aufgelöst und gehoben.

Gleich bey dem erſten vertraulichen Zuſammenſitzen mit dem rieſenhaften Gaſtfreund zu Kobisko, beym Kruge des Honigbieres, noch mehr am andren Morgen beym Frühſtück, das durch guten Kaffee, Straußeneyeromeletten, Hammelkarbonade, friſchen Brodkuchen und Honigbier reichlich verſehen war, gab es Gelegenheit, den ſeltſamen Herrn van Wieze aus ſeinen eigenen Erzählungen näher kennen zu lernen; noch mehe aber wurde dieſes durch die ergänzenden Berichte eines Reiſegefährten und mehrerer andrer Leute möglich, die den Boern von Kobisko ſeit Jahren kannten. Denn er ſelber, der Boer, trug gewiſſe ehrenhafte Züge ſeines Weſens niemals zur Schau, weil er meinte, für einen Chriſtenmenſchen verſtünde ſich das von ſelber, daß er gegen ſeine Mitmenſchen, ſie ſeyen Farbige oder Weiße, menſchlich handle. Er ſelber, der Boer, der als gewaltigee Schütz und durch ſeine Kühnheit, ſobald er ſein gutes Rohr in Händen hat, ein Schrecken und Ueberwinder der Thierwelt ſo wie ein Ehrfurcht gebietender Fürſt und Friedensrichter unter den verwilderten Nachbarn iſt, pflegt in der Regel nur von ſeinen Jagden und Kriegsthaten gegen die wilden Thiere, niemals von den Werken des Friedens zu reden, die er an den hülfsbedürftigen Nebenmenſchen übt. Noch im Jahre 1829 erlegte eine Geſellſchaft von Jägern aus dem Hantamdiſtrikt, an deren Spitze der Boer von Kobisko ſtund, 65 Löwen; er aber, der Boer, ward einſt in einer Nacht, als er mit einer von ihm erlegten Antilope

durch das trockene Bette eines Gießbachs nach Hauſe reiten wollte, von drey Löwen umlagert und nur dadurch gerettet, daß er die Beute ſeiner Jagd den hungernden Thieren hinwarf. Seit jenem Vertilgungskrieg gegen die Könige des Thierreiches ſind die Löwen in Hantam ſehr ſelten geworden und laſſen ſich faſt nur noch als Begleiter der wandernden Springbockheerden ſehen.

Doch die Eigenſchaft eines gewaltigen Jägers, ſo viel auch von dieſer zu berichten wäre, iſt nicht die vorzüglichſte noch beachtenswertheſte an dem Myn Heern Wieze; wir müſſen dieſen auch noch von einer andern Seite, als Mann des Friedens beachten lernen.

Gar vielmals war dieß bey andren Koloniſten des Caplandes, welche von dem Boern von Kobisko etwas Näheres wußten, ſo wie bey den vorüberreiſenden Fremden ein Gegenſtand der Verwunderung, daß Myn Heer Wieze, der ſich nun ſeit 23 Jahren, wie man zu ſagen pflegte, mitten in dem Raubneſte der Buſchmänner niedergelaſſen hatte, niemals von ihnen in ſolcher feindſeliger Art beeinträchtigt worden war, wie ſo manche mehr denn eine Tagreiſe von hier innerhalb der ſichreren Gränzen der Capcolonie lebende Anſiedler. Denn die einzelnen kleinen Diebereyen, welche jenes Raubgeſindel an ſeinen Heerden verübte, waren nur wie ein Scherz gegen den blutgierigen Ernſt zu betrachten, womit dieſelben gegen andre Koloniſten verfuhren. Und doch ſchlief der Mann mit ſeiner Familie in einem Haus, deſſen Thüre nicht einmal ordentlich verſchließbar war, hatte, wie dieß Jedermann wußte, bedeutende Summen baaren Geldes und, was die Buſchmänner mehr anlockt als Geld, große Vorräthe von Tabak bey ſich; ſeine zahlreichen Heerden weideten zum Theil fern von ſeinem Wohnſitz in verſchiedenen Gegenden des Landes, ſeine reichen Ernten erwuchſen ihm weit zerſtreut in der Landſchaft umher.

Waren es etwa die ſtarken ſchönen Hunde, welche Herr Wieze hielt, oder ſein großes Feuerrohr, deſſen Kugeln ſchon ſo mancher Leopard und Löwe erlegen war, was ihm bey den verwilderten Nachbarn ein ſolches Anſehen, ſeinem Eigenthum eine ſolche Sicherheit gab, daß einſtmals die Buſchmänner zwey ſeiner Pferde, welche ihm von Vagabunden aus der Kolonie geſtohlen waren, den Räubern, die mit ihrer Beute ſchon den Orangefluß erreicht hatten, wieder abnahmen und ihm dieſelben unverſehrt zurückbrachten? Ein Fall, der wie andre ähnliche als beyſpiellos erſchien, weil die Buſchmänner bey jeder Gelegenheit die Pferde der Koloniſten, durch die ſie vornämlich eingeholt und beſiegt werden, zu tödten oder zu lähmen ſuchen.

Starke Hunde ſo wie gute Feuergewehre führen andre Koloniſten auch, ohne deßhalb vor Räubereyen und Mordanfällen geſichert zu ſeyn; namentlich vergleicht man das Naturell der Buſchmänner mit jenem der Schakals, welche, wenn man ſie auch ſchon jung in Zucht und Pflege nimmt und ihnen vollauf Futter giebt, dennoch bey Gelegenheit den wilden Ausbrüchen der Mordwuth und dem Drange zu ſtehlen nicht widerſtehen können. Das aber, was dem ſeltſamen Boer von Kobisko auch unter ſeinen wildeſten Nachbarn nicht nur Furcht, ſondern Ehrfurcht, und was noch mehr iſt, kindliche Liebe erweckt und erhält, das iſt weder die koloſſale Geſtalt, noch die Macht und Bewaffnung ſeiner Arme, ſondern Etwas, das die Menſchenherzen in beſſerer Weiſe trifft, als die Kugeln eines Feuergewehres es thun: die Macht einer mitleidsvollen Liebe.

In gar ſeltſamer Weiſe betreibt Herr Wieze unter den Hottentottenbaſtarden und Buſchmännern das Geſchäft eines Wucherers, ſo wie eines Korn- und Viehhändlers. Die Baſtarden, welche in dieſer Landſchaft noch Heiden ſind, ſtehen faſt ſämmtlich in ſeiner Schuld, haben Summen von mehreren hundert ja von tauſend Thalern von ihm entlehnt, oder ſie ſind, gegen einen Theil des Ertrages, Pächter von einer und der andren ſeiner Heerden. Man ſieht viele von dieſen Leuten in weißen europäiſchen Filzhüten umhergehen und auf dieſen Kopfputz, den Wieze ihnen ſchenkte, thun ſie mit Recht ſich etwas zu gute; er iſt unter ihnen das Abzeichen eines redlichen Mannes. So oft nämlich einer von ihnen dem Bauer von Kobisko etwas, das er dieſem ſchuldig war, abzahlt, pflegt dieſer, ſtatt Intereſſen zu nehmen, ihn noch zu bewirthen und zu beſchenken, namentlich auch mit einem jener Filzhüte, da-

Digitized by Google

von ee einmal einen ganzen Vorrath von einem herumziehenden engliſchen Huthändler erkauft hat. „Da haſt du", ſagt der Boer, indem er dem bezahlenden Schuldner den Hut aufs Haupt drückt, „etwas für deine Redlichkeit, und wenn du wieder Geld bedarfſt, kannſt du zu mir kommen."

Die Buſchmänner bedürfen freylich keines Vorſchußes an Geld, auch pflegen ſie alles, was man ihnen giebt nicht für einige Zeit, ſondern für die Ewigkeit zu entlehnen, denn ſie können niemals etwas zurückgeben, dennoch kommen dieſe Elenden, wenn ſie Noth und Hunger plagt, eben ſo getroſt vor Herrn Wiezes Thür, als die Andren, denen es nicht an Mitteln zur Wiederbezahlung fehlt. Er füllt ihnen jederzeit ihre hungernden Mägen mit Speiſe, und giebt ihnen beim Abſchied noch ein Schaf oder eine Ziege für ihre nothleidende Familie mit.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſüdafrikaniſchen Cruſtaceen. Eine Zuſammenſtellung aller bekannten Malacostraca, Bemerkungen übee deren Lebensweiſe und geographiſche Verbreitung, nebſt Beſchreibung und Abbildung meheeeee neuer Arten von Dr. Ferdinand Krauß. Stuttgart 1843. 68 S. 4. mit 4 lith. Tafeln.

Der Verfaſſer dieſer Schrift hielt ſich während der Jahee 1838, 1839 und 1840 im ſüdlichen Afrika naturhiſtoriſcher Zwecke halber auf und widmete ſich mit beſonderer Vorliebe der Klaſſe der Kruſtenthiere, welche daſelbſt zumal an der Natalküſte in zahlreicher Menge auftritt. Von der Reiſe heimgekehrt, hat er nun ſein reiches Material zu einer Darſtellung der ſüdafrikaniſchen Cruſtaceen aus der großen Abtheilung der Malacostraca benützt, und mit Recht nicht bloß auf die von ihm neu entdeckten Arten, ſondern überhaupt auf alle ſüdafrikaniſchen Rückſicht genommen. Der Verf. hat dieſer Klaſſe eine gute Anzahl neuer Arten hinzugefügt und in genauen Beſchreibungen geſchildert. Ganz beſondere Anerkennung aber verdient es, daß er auf Lebensart und Vorkommen dieſer Kruſtenthiere ſeine beſondere Aufmerkſamkeit gerichtet und uns hievon in Kenntniß geſetzt hat, was leider von ſo vielen andern Reiſenden faſt ganz außer Acht gelaſſen wird. Auch der geographiſchen Verbreitung iſt ausführlich gedacht. Im Ganzen ſind bis jetzt von der Südſpitze Afrikas 120 Arten bekannt, darunter 89 vom Verf. ſelbſt geſammelt wurden. Von jenen 120 Arten ſind bisher nur 59 auch an andern Orten gefunden worden und zwar:

20 im indiſchen Ocean,
18 im rothen Meere,
13 in Japan,
8 in Auſtralien,
5 auf Isle de France,
5 in Europa,
5 in Amerika,
1 auf Triſtan d'Acunha.

Nach dieſen Angaben würden ſich die ſüdafrikaniſchen Kruſtenthiere am meiſten denen des indiſchen Oceans und des rothen Meeres annähern, dennoch abee eine eigenthümliche, von M. Edward's madagaskaeiſcher Region bedeutend verſchiedene Region ausmachen.

Ganz beſonderes Lob verdienen noch die vier lithographirten Tafeln, welche ſowohl duech Genauigkeit als Schönheit in der Ausführung zu den beſten Leiſtungen dieſer Art gehören, ſo daß demnach die vorliegende Schrift duech vortreffliche Bearbeitung des Textes wie der Abbildungen aufs vortheilhafteſte ſich auszeichnet und dem Verfaſſer zur großen Ehre gereicht.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortſetzung.)

So lebt und waltet der Boer von Kobisko wie ein Vater und Fürſt unter ſeinen Nachbarn; er thut ihnen wohl, übt aber auch, wo es noth iſt, Gericht und ſtrenge Zucht. Denn wenn ſich doch zuweilen ein und der andre Buſchmann gelüſten läßt, Wieze's Heerden zu beſtehlen, dann läßt er ihm wiſſen, er möge ins Künftige von dergleichen Unarten abſtehen. Fällt dann der Dieb wieder in den gleichen Fehler, da züchtigt ihn der kräftige Boer eigenhändig mit der Ochſenpeitſche, ja die Mörder von Menſchen haben ſogar ſein ſicher treffendes Rohr zu fürchten. Die Buſchmänner ſelber ſind bey Handhabung ſolcher wohlverdienten Strafgerichte, an einem aus ihrer Mitte, ſeine Gehülfen, ja ſie pflegen in der Regel den Schuldigen und Beleidiger ihres Wohlthäters mit eignen Händen ſtreng zu beſtrafen, ohne daß dieſer nöthig hat ſich darein zu miſchen.

Es gehört in der That eine mehr denn gewöhnliche Gabe dazu um dieſe „menſchlichen Schakals,“ dieſe Buſchmänner ſo zu zähmen und zu erziehen, wie Herr Wieze es gethan hat. Ein bloßes freygebiges Beſchenken oder irgend eine andre augenblickliche That der Großmuth vermag dieß nicht; der Wilde, der die Furchtbarkeit ſeiner vergifteten Pfeile kennt, hält dergleichen Handlungen öfters nur für Ausdrücke der Feigheit und der Furcht; er läßt nicht ſo leicht einen länger dauernden Frieden mit ſich ſchließen. So lagen vor etlichen Jahren drey nomadiſirende Boern mit ihren Familien und mit ihren zahlreichen Viehheerden an Rietfluße. Ein Trupp Buſchmänner beſuchte ſie und empfieng von ihnen Geſchenke an Schafen und Lebensmitteln. Aber dieſe Gabe hatte dazu gedient die Raubgier der Wilden zu wecken, dieſe kamen in der Nacht in verſtärkter Zahl zurück, einer der Boers fiel ſogleich unter den vergifteten Pfeilen, zwey zogen ſich fechtend zurück und riefen die Nachbarn zur Hülfe. Ehe aber dieſe kamen, waren die Buſchmänner in das Familienzelt eingebrochen, hatten die Frauen und Kinder ermordet, die Wägen ſamt den Gewehren und allen Geräthſchaften geraubt und 300 Stück Hornvieh nebſt einer Heerde von 4000 Schafen hinweg getrieben. Der Feldcornet aus dem Diſtrikt mit einem Commando von 26 Boers ſuchte lange vergebens nach der Räuberbande, endlich nach faſt 4 Wochen fand man ihren abgelegenen Schlupfwinkel auf. Sie hatten die geraubten Heerden bereits bis auf einen Reſt von 17 Stück Hornvieh und 1500 Schafen aufgezehrt. Die Sieger ſchloßen nach blutigem Kampf Frieden mit den gedemüthigten Buſchmännern und ſuchten denſelben dadurch zu befeſtigen daß ſie den Feinden 900 Stück Schafe und Ziegen ſo wie eine gute Anzahl Rinder ſchenkten, welche ſie durch zwey unter ſich veranſtaltete Collecten geſammlet hatten. Als ſie dieſe Heerde den Oberhäuptern der Buſchmänner übergaben, ermahnten ſie dieſelben mit dem Ertrage vernünftig umzugehen und für die Zukunft des Stehlens ſich zu enthalten. Aber dieſe Großmuth blieb ohne den gewünſchten Erfolg. Die Banditen hielten nur ſo lange Frieden als der Fleiſchvorrath der geſchenkten

Viehheerden dauerte, denn dieſe Leute tödten, ohne an eine künftige Vermehrung ihres Beſitzes zu denken, ſelbſt die hochträchtigen Mütter, die man ihnen, um ſie zu Viehzucht zu gewöhnen, ſchenkt. Die Räubereien brachen von neuem aus, die Boern mußten jetzt ihr Leben und ihr Eigenthum mit dem Feuergewehr in der Hand vertheidigen. Andre ihres Standes machten die gleichen und zum Theil noch ſchlimmere Erfahrungen, namentlich dann, wenn ſie es wagten wilde Buſchmänner in ihren Hausdienſt zu nehmen, welche, bey geringem Anlaß, die Mörder ihrer eignen Herren wurden.

Wenn in ſolchem unaufhörlichen Kampfe mit den Thieren und Menſchen der Wildniß viele jener Boern ein rauhes, hartes Weſen annehmen, kann dieſes nicht befremden. Dergleichen Originale der ſchlimmeren Art — ungeſchlachte Menſchen, von denen der beſuchende Fremde keine freundliche Begegnung zu erwarten hat, lernte Hr. v. M. in den abgelegeneren Gegenden der Kapcolonie mehrere kennen. Dabey konnte es unſer Reiſender öfters bemerken, wie ſehr die holländiſchen Koloniſten es ſich angelegen ſeyn ließen, daß der Fremde ſolche Erfahrungen, die ihre Landsleute bey ihm in ein ſchlimmes Licht ſetzen konnten, nicht mache. Sie ſuchten ihn vom Beſuch der ungaſtlichen Boern abzuhalten, obgleich gerade dieſes zuweilen ein Antrieb für ihn war, ſich zu einer ſolchen Bekanntſchaft hinzudrängen, weil ihm viel daran lag, die Kapkoloniſten von allen Seiten zu beobachten. So häufig denn auch dieſe Leute unter einander ſelber in Mißhelligkeiten gerathen mögen, hält ſie dennoch ein gewiſſes landsmannſchaftliches Intereſſe feſt zuſammen; ein Band der Theilnahme, das ſich auch auf jeden Deutſchen, der ſie beſucht, erſtreckt. Von einer ſolchen Zuneigung, welche weniger ſeiner Perſon als dem Volke galt, von deſſen Stamm er war, hatte Hr. v. M. öftere Beweiſe erhalten. Namentlich wollte der Koloniſt von Soutewater durchaus keine Zahlung weder für die gute, reichliche Bewirthung und vielen Gefälligkeiten annehmen, welche er und ſeine Familie dem fremden Gaſt erwieſen hatten, noch auch für das reichlich dargereichte Pferdefutter etwas berechnen. Als H. v. M. beim Abſchied nochmals deßhalb in ihn drang, ſagte er treuherzig: „Wenn Ihr, mein Herr, ein Engländer wäret, dann würde ich mir ſicherlich meine Gerſte bezahlen laſſen, aber ſchämen müßte ich mich von einem „Deutſchmann“ für dergleichen Dinge etwas anzunehmen; vielmehr bin ich euch Dank ſchuldig daß ihr mir das Vergnügen gemacht habt in meinem Hauſe einzukehren.“

Züge der eben erwähnten Art führen uns zur Erwähnung des Verhältnißes, in welchem die Boern des Kaplandes zu ihren jetzigen Herrſchern, den Engländern ſtehen. Wer mußte das nicht mit Bedauern und mit Unmuth vernehmen, daß ganze Schaaren der alten Koloniſten ihr wohlerworbenes, bequemes, reichen Erwerb gewährendes Beſitzthum um einen unbedeutenden Preis verſchleuderten und mit all den Ihrigen unter tauſendfältigen Lebensgefahren ſich mitten durch feindſelig wilde Stämme einen Weg nach einer fernen Küſtengegend bahnten, nur um aus der Nachbarſchaft und Herrſchaft der Britten zu entkommen, deren beſte Abſichten und Veranſtaltungen ſie verkannten und unwirkſam zu machen ſuchten. Die Schuld lag allerdings auf beiden Seiten, von jener der Koloniſten wollen wir ſie zuerſt beleuchten.

Die Anhänglichkeit dieſer Leute an den alten Gewohnheiten, ihr Widerwille gegen alle neue Einrichtungen, welche die jetzige Regierung trifft, geht allerdings zuweilen bis zum Unverſtand. So iſt z. B. die Kunſtſtraße, welche die Engländer von Sommerſet aus über das Gebirge von Hottentott-Holland-Kloof angelegt haben, und welche den Namen des „Sir Lowry Paſſes“ führt, eines der großartigſten, nützlichſten Unternehmen ihrer Art, indem ſie die Communication zwiſchen dem Binnenland und der Küſtengegend im Vergleich mit der früheren Zeit ganz außerordentlich erleichtert. Der ungemein ſteile, mit Felſentrümmern bedeckte Abhang des Gebirges, über welchen die vormalige alte Straße für Ochſenwägen hinauf und hinab führte, hat manchem Geſpann der Zugthiere und ſelbſt manchem Treiber desſelben das Leben gekoſtet; viele Wägen mit ihren Gütern ſind auf ihm zu Grunde gegangen; während man jetzt den Theil des Paſſes vom Fuß des Gebirges bis zu ſeinem Gipfel in einigen Stunden zurücklegt, und hierbey kaum einer, oder nur einer geringen Hülfe durch Vorſpann bedarf, hatte man vormals ganze

Digitized by Google

Tage nöthig, um einen Wagen von nur mittlerer Laſt durch einen faſt unüberſehlichen Zug von Ochſen herauf zu bewegen. So augenfällig aber auch dieſer Unterſchied war, konnten ſich dennoch die Boern etliche Jahre lang nicht entſchließen, die ſchöne, neue Straße zu benutzen, und faſt möchte man meinen, nur deßhalb konnten ſie dieß nicht, weil ihnen dieſe Erleichterung aus den Händen der Britten kam. Sie machten lieber die vielfach größere Ausgabe für Vorſpann, ertrugen geduldig den Verluſt an Zeit, an Vieh, an Gütern, als daß ſie ſich in ihrem „freien“ Lande, auf deſſen Wegen bis dahin Jeder umſonſt den Hals brechen konnte, der Abgabe von wenig Schillingen als Weggeld unterworfen hätten. Bis zuletzt Einer und der Andre von ihnen, vielleicht durch beſondere Umſtände genöthigt, mit ſeinem Beyſpiel vorangieng, und allerdings es vortheilhafter befand, mit vielleicht zehnfach geringerem Zeit- und Kraftaufwand ſeine Güter über das Gebirge zu ſchaffen, als vorher.

Ein andres Feſthalten der holländiſchen Boern am alten Gewohnten und an dem vaterländiſch, theuer Werthen möchte vielleicht eher einer Entſchuldigung fähig ſeyn, und wir deuten hier nur im Vorübergehen den Eindruck an, den jene ſcheinbare Partheylichkeit der Engländer machte, womit dieſelben die Stellen der Prediger und Lehrer in den zerſtreuten Gemeinden der Capkolonie nicht mehr wie ſonſt durch holländiſche, den Boern verſtändliche und verwandtſchaftlich liebere Theologen beſetzten, ſondern durch ſchottiſche oder engliſche Prediger, deren halb niederländiſche halb engliſche Anſprache den Koloniſten eine ſchwer verſtändliche und wenig anziehende iſt. Noch mehr und öfter als bey den Lehrerſtellen ſoll dieſe bevorzugte Auswahl bey den gerichtlichen Stellen zu lauten Mißhelligkeiten Veranlaſſung gegeben haben und Hr. v. M. erzählt ein Beyſpiel, wo ſich ein halb verrückter, verſoffener Schuhflicker gegen einen ehrenwerthen Gerichtsbeamten von holländiſcher Abkunft die unſinnigſten Aufwiegeleyen und Beleidigungen erlauben durfte, weil er ſich von der überwiegenden Macht ſeiner Landsleute, dem hohen ſo wie niedren Stande der bey ihnen ſogenannten Boern gegenüber in unverhältnißmäßig größerem Vortheil wußte.

Die holländiſchen Koloniſten des Caplandes ſind von der Väter Zeiten her an den Genuß einer Freyheit und Unabhängigkeit von fremdem Gebot und Einfluß gewöhnt, welche an den patriarchaliſchen Zuſtand der Völker erinnert. Jeder Boer war ein kleiner unabhängiger Fürſt in ſeinem Eigenthum, ein unumſchränkter Herrſcher über all die Leute, die ſich als Diener oder Schützlinge unter ſeinem Obdach oder auf ſeinem Ländereygebiet befanden. Eine ſolche unumſchränkte Herrſchaft mag freylich, leider, nur zu oft gemißbraucht worden ſeyn, ihr ſind, mit Recht, durch die Emancipation der Sklaven ſo wie durch die großen Bevorzugungen, welche man zu gleicher Zeit allen Farbigen des Landes, auch ſolchen, die keine Sklaven waren, einräumte, Gränzen geſetzt worden; wenn ſich aber in dieſem Falle auch der Koloniſt über die Beeinträchtigung, nicht zwar ſeiner alten Rechte, denn ſolche kann man dem Beſitzer von Sklaven niemals zuerkennen, wohl aber ſeines Geſchäftes und ſeines ganzen häuslichen Wohlſtandes beklagt, dann muß man dennoch auch ſeinen Angaben einiges Gehör ſchenken. Um ſo mehr, da in jener Veränderung der vormaligen Verhältniſſe, welche die ihrem Weſen nach ſo hoch zu ſchätzende Emancipation herbeyführte, einer der ſtärkſten Beweggründe liegt, die ihn zur Auswanderung aus dem Gebiet der Capkolonie beſtimmten.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Dr. H. G. Ludwig Reichenbach, Blicke in das Leben der Thierwelt verglichen mit dem Leben des Menſchen. Dresden 1843.

Dr. Otto Köſtlin, Der Bau des knöchernen Kopfes in den vier Klaſſen der Wirbelthiere. Stuttgart 1844.

Dr. O. Kölliker, Entwickelungsgeſchichte der Cephalopoden. Zürich 1844.

B. C. Dumortier, Sylloge Jungermanidearum Europae indigenarum. Tomaci Nerviorum 1831.

— — —, Notice sur le genre Maelenia et la famille des orchidées. Bruxelles 1834. 4.

— — —, Observations sur les graminées de la flore belgique. Tournay 1823.

Dr. J. Roth, Die Kugelform im Mineralreiche und deren Einfluß auf die Abſonderungsgeſtalten der Geſteine. Leipzig 1844.

Dr. G. Leonhard, Beyträge zur Geologie der Gegend um Heidelberg. Heidelberg 1844.

Dr. H. G. Paläontologiſche Collectaneen. Stuttgart 1843.

Louis Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. Liv. 17. 18. Schluß. Neuchatel 1843.

F. A. Rüder, Ueber die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues in Bezug auf die gekrönte Preisſchrift des Dr. Hlubek. Leipzig 1843.

C. P. Laurop, Handbuch der Forſt- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843 ſyſtematiſch geordnet. Frankfurt 1844.

Ad. Chatin, Quelques considérations sur les théories de l'accroissement par couches concentriques des arbres, munis d'une véritable écorce (arbres dicotylés). Paris 1840.

Dr. W. Pfeil, Anleitung zur Ablöſung der Wald-Servituten ſo wie zur Theilung und Zuſammenlegung gemeinſchaftlicher Wälder. Berlin 1844.

J. N. von Schwerz, Anleitung zum praktiſchen Ackerbau. 3. Aufl. Bd. 1 — 3. Stuttg. 1843.

Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen. Stuttgart 1844.

C. Fritzſche, Die Brennſtoffe und ihre Anwendung. Neuſtadt 1843.

Dr. J. U. Schuler, Handbuch der Geſetze über ausſchließende Privilegien auf neue Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen im Gebiete der Induſtrie. Wien 1843.

Joh. C. Freiesleben, Die ſächſiſchen Erzgänge in einer vorläufigen Aufſtellung ihrer Formationen. Freiberg 1843.

Dr. L. Preller, Ueber die Bedeutung des ſchwarzen Meeres für den Handel und Verkehr der alten Welt. Dorpat 1842.

J. Fr. Kuhn, Das Preußiſche Wechſelrecht. Quedlinb. 1842.

Dr. F. H. Ungewitter, Geſchichte des Handels, der Induſtrie und Schifffahrt von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Heft 1. Meißen 1843.

G. von Gülich, Die geſammten gewerblichen Zuſtände in den bedeutenſten Ländern der Erde während der letzten 12 Jahre. Bd. 1. 2. Jena 1844.

Dr. Fr. Kaleſſa, Handbuch des öſterreichiſchen Wechſelrechtes. Wien 1841.

H. Lauvergne, Die letzten Stunden und der Tod in allen Klaſſen der Geſellſchaft. Bd. 1. 2. Leipz. 1843.

Ed. Laboulaye, Recherches sur la condition civile et politique des femmes, etc. Paris 1843.

Dr. G. Kloſs, Bibliographie der Freymaurerey u. ſ. w. Frankf. 1843.

C. E. R. Alberti, Die Muſik in Kirche und Schule, u. ſ. w. Marienwerder 1843.

Dr. G. Baur, Grundzüge der Erziehungslehre. Gießen 1844.

C. G. Zumpt, Ueber den Beſtand der philoſophiſchen Schulen in Athen und die Succeſſion der Scholarchen. Berl. 1843.

Dr. Ed. Zeller, Die Philoſophie der Griechen. Eine Unterſuchung über Charakter, Gang und Hauptmomente ihrer Entwicklung. Th. 1. Allg. Einleitung. Vorſokratiſche Philoſophie. Tübing. 1844.

M. A. Segretain, Exposition raisonné de la doctrine philosophique de M. de Lamennais. Par. 1843.

G. Hartenſtein, Die Grundbegriffe der ethiſchen Wiſſenſchaften. Leipz. 1844.

Ant. Reys, Corpus illustrium poetarum Lusitanorum. Vol. 1—7. Lisb. 1745—48.

A. Keller, Romvart. Notices et extraits de manuscrits inédits des bibliothèques de Venise, de Florence et de Rome, relatifs à l'histoire littéraire de la poésie romane du moyen age. Par. 1843.

Cloris Detranchant, Les Jésuites et le catholicisme. Réponse à M. M. Michelet et Quinet. Par. 1843.

Dr. C. Roth, Bruchſtücke aus der Kaiſerchronik und den jüngeren Titurel zum erſtenmal herausgegeben und erläutert. Landshut 1843.

C. Th. Grieſinger, ſämmtliche Schriften. Th. 1—3. Stuttg. 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortſetzung.)

Abgeſehen davon, daß bey der Emancipation mancher Boer dadurch um einen großen Theil ſeines Vermögens kam, daß man ihm für die Sklaven, welche man ihm abnahm, nur die Hälfte des Kaufpreiſes vergütete, den er vielleicht kurz vorher erſt für ſie erlegt hatte, ſahe er ſich auch nach andren Seiten hin auf einmal faſt all der dienenden Hände beraubt, deren er für ſein Hausweſen, für ſeinen Landbau und die Hut ſeiner Heerden bedurfte. Der Hottentott wie der in Sklaverey erzogene Menſch bedurfte bis dahin, wo er ſelbſt den rechten Gebrauch ſeiner Freyheit lernte, noch einer fortgeſetzten väterlichen Zucht und Pflege, eines fortwährenden Anhaltens zur Arbeit. Der erſte Gebrauch, den die geweſenen Sklaven von der erlangten Freyheit machten, war der, daß ſie ſich dem Zuge des noch nicht zum geiſtigen Leben angeregten natürlichen Menſchen, zur Unthätigkeit und zur Ruhe hingaben. Ein großer Theil von ihnen konnte auch durch die Verſprechungen und Genüſſe der größten äußern Vortheile nicht im Dienſt zurückgehalten werden; ſie zerſtreuten ſich in die verſchiedenſten Gegenden des Landes; manche fielen den Miſſionen zur Laſt, wollten ſich auch hier nur ſchwer zur Ordnung und noch ſchwerer zur Arbeit bequemen, andre zogen das Leben der Vagabonden und Bettler, ja ſelbſt der Buſchklepper und Räuber dem ehrlichen Broderwerb vor, und wurden hierdurch zu einer Geißel und Plage der ruhigen Anbauer und Bewohner des Landes. Die Noth, in welche die Boern durch den Verluſt ihrer Dienſtleute verſetzt waren, führte alsbald eine ganz ungemeine Steigerung des Taglohnes herbey, denn man darf wohl ſagen, daß nur in wenig Ländern der Erde der Fleiß des Tagwerkers ſo hoch belohnt werde, als dieß ſeit einigen Jahren in den meiſten Gegenden der Capkolonie der Fall iſt. Aber gerade dieſe Leichtigkeit des Erwerbes iſt zu einer Veranlaſſung geworden, durch welche ſich der arbeitsſcheue, ordnungswidrige Sinn der meiſten Farbigen nur noch mehr verſtärkt hat. Es iſt anjetzt der gewöhnliche Gebrauch der Hottentotten, welche vormals im Dienſt der Koloniſten ſtunden, daß ſie nur einige Tage in der Woche arbeiten, dann aber mit dem empfangenen Taglohne an einen Ort gehen, wo ſie den Verdienſt verzehren. Auch dann, wenn dieſe Dienſtboten auf mehrere Tage, in der gut erſcheinenden Abſicht ſich zu unterrichten und zu erbauen, in eine näher oder ferner abliegende Miſſionsniederlaſſung gehen, wird der Boer, der ſich hierdurch von allen ſeinen Leuten auf einmal verlaſſen ſieht, in nicht geringere Verlegenheit verſetzt, als wenn jenes Entweichen aus der Dienſtpflicht aus einem nichtigern Vorwand geſchah. Dabey iſt auch der Uebermuth des ſeiner früheren Zucht entwachsnen Volkes nicht wenig gewachſen.

Hr. v. M. traf mehrmalen auf ſeinen Wanderungen Koloniſten an, welche ſich zum Theil gerade in der Zeit, wo ſie derſelben am nöthigſten bedurft hätten, ohne alle Dienſtleute befanden, weil dieſe es für angemeſſener hielten, irgendwo anders in

Digitized by Google

Arbeit zu treten oder die Zeit, wo ihnen ein ſchwereres Tagwerk bevorſtund, in träger Ruhe hinzubringen. So fand er Koloniſten, die ſich eine Zeit lang ganz allein der täglichen und nächtlichen Hut ihrer Heerden unterziehen, oder welche die reiche Ernte auf den Feldern umkommen ſehen mußten, weil ſie Niemand hatten, der ihnen half. Bey noch andren ereignete es ſich, daß die Herrſchaft allein am Morgen frühe aufſtehen und für die Pflege ſo wie für das Weiterkommen der Gäſte ſorgen mußte, während die Dienſtboten noch feſt ſchlafend auf ihrem Lager ruheten.

Mehr jedoch noch als durch all dieſe allerdings ſchwer fallenden Uebelſtände ſieht ſich der Boer dadurch in ſeinen alten wahren oder vermeintlichen Rechten gekränkt, daß die vagabondirenden Farbigen, indem ſie ihre Lager auf Gouvernementsboden nahe bey dem Beſitzthum der Koloniſten aufſchlagen, theils ihre Heerden, wenn ſie deren beſitzen, auf ſeinem ſeit vielen Jahren bewirthſchafteten Grundeigenthum weiden, noch öfter aber bloß von den Räubereyen an ſeinen Heerden ſich nähren, ohne daß er gegen dieſe Eingriffe ſich von Seite der Regierung Hülfe und Recht verſchaffen kann. Freylich möchte es auch, was das Erſtere betrifft, ſchwer halten, in einem ſolchen Lande die feſten Gränzen eines Bauerngutes zu beſtimmen, wo die früheren Beſitz nehmenden Koloniſten die Weideplätze für ihr Vieh ſo wie ihren Feldanbau ohne fremden Einſpruch ſo weit über das Heideland und die öde Wüſte ausdehnen konnten, als die Nachbarſchaft der andren Koloniſten dieß erlaubte, oder als ſie durch Kraft der Arme und Waffen gegen Thiere und Menſchen der Wildniß es behaupten konnten. Ihre Vorfahren haben allerdings den Beſitz der beſſeren Weideplätze und bewäſſerten Stellen von den damals hier wohnenden Hottentotten-Häuptlingen erkauft, ſie haben aber auch damit zugleich den Nachkommen der alten Beſitzer, in deren durchaus unwirthſchaftlichen Händen der empfangene Kaufſchilling gar bald ſich wieder verzehrte, alle Quellen des Unterhaltes und des reichlicheren Fortbeſtehens geſchmälert, ſo daß man einer menſchenfreundlichen Regierung das Streben, den farbigen Bewohnern der Capkolonie wieder, ſo weit nur möglich, emporzuhelfen, nicht verargen kann.

Doch, dem ſey wie ihm wolle, der holländiſche Koloniſt jenes Landes findet einen Hauptgrund für ſeine Abneigung gegen den jetzigen Stand der Dinge in den Folgen der Emancipation. Was dieſe Folgen betrifft, ſo kann er im Aufzählen derſelben ſogar auf den dermaligen äußeren Zuſtand der Hauptſtadt des Landes im Vergleich mit dem früheren ſich berufen. Wer die ſchön und regelmäßig gebaute herrlich gelegene Capſtadt in jener Zeit beſuchte, da hier noch eine holländiſche Straßenpolizey und Reinlichkeit herrſchten, der würde, wenn er ſie heutiges Tages ſähe, ſie ſehr zu ihrem Nachtheil verändert finden. Zwar hat ſie ſeitdem einen Zuwachs an manchem ſchönen, gemeinnützigen Bauwerk erhalten; wenn man aber jetzt durch ihre Straßen geht, da wird das Geruchsorgan häufig durch die herumliegenden Eingeweide und Köpfe verfaulter Fiſche, halb verweſter Ratten und andren Unflath beleidigt; auf den abgelegenen Plätzen und in den Winkeln der Gaſſen liegen todte Hunde und Katzen, ja ſelbſt zuweilen ein verrecktes Schwein, und die meiſt trocken liegenden Kanäle ſind erfüllt von dieſer Art der Auswürfe, welche bey einer minder geſunden Lage der Stadt durch ihren verpeſtenden Aushauch für die Geſundheit der Bewohner aufs Höchſte nachtheilig werden müßten. Vor der Emancipation war die Reiniguug der Straßen ein Geſchäft der Sklaven, nach derſelben iſt in dieſe neuen Herrn ein ſolch übertriebenes Gefühl ihrer Standeserhebung gefahren, daß ſie ſich ganz zu entehren meinen, wenn ſie öffentlich mit dem Beſen in der Hand ſich ſehen ließen.

Ueber andre Dinge als die eben erwähnten kann ſich der holländiſche Koloniſt ſeiner neuen Regierung gegenüber mit Recht nicht beſchweren. Die Abgaben ſind verhältnißmäßig gering: ſie betragen für einen Bauernplatz von 4000 Morgen, deſſen Ertrag aufs Geringſte angeſchlagen 1000 capſche Thaler (500 preußiſche) iſt, nicht mehr als 20 — 30 Capthaler. Dabey hört man nie von Erpreſſungen durch die Beamten, welche ſämmtlich ſo reichlich beſoldet ſind, daß ſie keines ſolchen Nebengewinns bedürfen, und bey der lobenswerthen Strenge des Gouvernements gegen dergleichen Unbilligkeiten auch ſchwerlich nach einem trachten können. Wenn

Digitized by Google

deßhalb die Mißſtimmung, wenn das Verkennen auch der beſten Abſichten der engliſchen Regierung ſo weit geht, daß man ſelbſt Männern wie Moffat Aeußerungen in den Mund legt, welche die Hottentotten zu einem Ausrottungskrieg gegen die Boers ermächtigen ſollten, dann kann man die Erfinder einer ſolchen monſtröſen Unwahrheit und Verläumdung nur bedauern.

Der unwiderſtehliche Hang, welcher die Boern des Caplandes in unſern Tagen zum Auswandern, zum Verlaſſen ihrer zum Theil ſo reichen Beſitzungen bewogen hatte, iſt noch in einer andren Gewohnheit derſelben gegründet: in der herumziehenden Lebensweiſe, zu welcher Viele von ihnen ſchon durch die Beſchaffenheit ihres Wohnortes genöthigt ſind. Namentlich iſt der Winter in dem fruchtbaren, an Viehweiden reichen oberen Bokkeveld, vor allem in dem Diſtrikte, der den Namen Briesland führt, ſo ſtreng, daß in den kälteſten Monaten desſelben (Juli und Auguſt) nicht ſelten ein tiefer Schnee den Boden bedeckt, der freylich meiſt nur in der Nacht liegen bleibt, am Tage durch die höher ſteigende Sonne wieder geſchmolzen wird. Unſer Reiſender hatte ſich, um dem Geſchäft des Naturalienſammlens beſſer obliegen zu können, einen Landſitz in einer milderen Lage des Bokkeveldes gemiethet, wo er die Zeit des capſchen Winters (Juni, Juli, Auguſt) zubrachte, und obgleich das damalige Jahr den Bewohnern des Landes als ein ſehr mildes erſchien, fand er doch öfters am Morgen im Juni den Boden um ſeine Wohnung her mit Reif bedeckt, und das Waſſer des benachbarten Baches am Saum des Ufers einige Linien dick gefroren, während die Wärme am Tage auf 15 bis 18 Grad Reaumur ſtieg. Die Boern des höheren Lande (kalten) Bokkeveldes wiſſen dem Ungemach des Froſtes, das ihnen auf den heißen Sommer und bey der leichten Bauart ihrer Häuſer doppelt ſchwer fallen würde, zu entgehen, indem ſie dann mit ihrer ganzen Familie und ihren Heerden in die Niederungen der kleinen, dieſſeits dem Orangefluß gelegenen Karroo ziehen, wohin die Kälte niemals dringt. Dort haben ſie keine andre Wohnung als ihre Wägen und ein Zelt, während das verlaſſene Haus verſchloſſen oder höchſtens der Aufſicht eines alten Hottentotten anvertraut wird; ſie haben da mit allen Entbehrungen und Unbequemlichkeiten des Nomadenlebens zu kämpfen, und dennoch erwarten ſelbſt die Frauen und Kinder mit ſolcher Ungeduld die jährliche Reiſe in die Karroo, als ob ſie dann auf ein an Unterhaltungen reiches, großes Feſt ziehen ſollten.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Fr. Gaudy, Sämmtliche Werke. Bd. 1. 2. Berl. 1844.

Alf. von Flugi, der Prättigäuer Freyheitskampf. Chur 1844.

Bibliothek van Nederlandsche Dichters. Bijdragen tot de Kennis van de XVII. Eeuw. Verzameld door J. Tideman. II. Deel, Gedichten van Simon van Beaumont. Utrecht 1843.

M. C. Hansen, Polykarp's ſupplirte Manuſcripte. A. dem Norweg. von Julius Fabricius. Th. 1—3. Leipz. 1843.

Galleria dell' J. e Reale accademia delle belle arti di Firenze pubblicata con incisioni in Rame da una Società artistica ed illustrata da chiare e intelligenti penne Italianne. Fasc. 1—4. Firenze 1843. fol.

Dr. E. Förſter, Die Wandgemälde der St. Georgen-Kapelle in Padua. Berl. 1841.

Die Attribute der Heiligen, alphabetiſch geordnet u. ſ. w. Hannover 1843.

Kirche und Schule, Kirchenglaube und Wiſſenſchaft, auf deutſchnationalem Standpunkt. Schaffhauſen 1843.

W. Ditmar, Das Staats-Kaſſa- und Rechnungsweſen. Köln 1844.

Ueber Schutzzölle und andere gegen das Ausland gerichtete Schutzmaaßregeln zur Förderung der inländiſchen Induſtrie. Darmſtadt 1843.

D. von Witzleben, Ueber die Hauptquellen des Pauperismus und über die Hauptmittel zu ſeiner Ableitung. Leipz. 1844.

Digitized by Google

H. Eiſenhart, Poſitives Syſtem der Volkswirthſchaft oder der ökonomiſche Socialtheorie. Leipz. 1844.

F. Lamennais, Amschaspands et Darvands. Par. 1843.

F W. Siegmann, Aphorismen über den Krieg und die Kriegführung. Dresden 1843.

Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerſtand. Leipz. 1844.

J. B. Schels, Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. Nach den öſterreichiſchen Originalquellen dargeſtellt. Th. 1. 2. Wien 1841.

Grundlinien zu einer Philoſophie der Befeſtigungen. Von einem deutſchen Ingenieur. Leipz. 1843.

Poncelet, Ueber die Stabilität und deren Fundamente. Braunſchweig 1844.

Archief voor Geneeskunde. Uitgegeven door Dr. J. P. Heije Deel III. Amsterd. 1843.

Fr. Arnold, Abbildungen der Gelenke und Bänder des menſchlichen Körpers. Stuttg. 1842. fol.

The Cyclopaedia of anatomy and physiology. Edited by R. Todd. P. 25. Lond. 1843.

Ch. Salomon et Patr. Savenko, Herniarum corporis humani tabulae anatomico-pathologicae ac chirurgicae. Petersb. 1835. fol.

El. Buialsky, Tabulae anatomico-chirurgicae, operationes ligandarum arteriarum maiorum exponentes etc. Petersb. 1828. fol.

Dr. Joſ. Brenner, Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der praktiſchen Heilkunde. Salzb. 1842.

C. Chisholm, An essay on the malignant pestilent fever introduced into the West Indian islands from Boullam on the coast of Guinea as it appeared in 1793, 1794, 1795, and 1796. Vol. 1. 2. Lond. 1801.

Dr. J. N. Ringseis, Syſtem der Medizin. Regensb. 1841.

Dr. K. G. Carus, Einige Worte über das Verhältniß der Kunſt krank zu ſeyn zur Kunſt geſund zu ſeyn. Leipz. 1843.

Dr. Thielmann, Medizinischer Jahresbericht von Peter Pauls Hoſpital in St. Petersburg für d. Jahre 1840 und 1841. Petersb. 1843.

Dr. G. W. Scharlau, Dr. Schönlein und ſein Anhang. Berl. 1843.

Dr. Mich. Hager, Die allgemeine Pathologie und Therapie in Uebereinſtimmung abgehandelt und durch Beyſpiele erläutert. Wien 1843.

Fr. C. Baumgarten, Lehrbuch der Chirurgie. Abth. 3. Lehrbuch der primär-mechaniſchen Krankheiten. (Abth. 1. 2. noch nicht erſchienen). Oſterode 1843.

Dr. L. J. Jongh, Die 3 Sorten des Leberthrans in chemiſcher und therapeutiſcher Beziehung vergleichend unterſucht. Leipz. 1844.

J. F. C. Dietrichs, Beyträge zur Veterinär-Chirurgie und Akiurgie. Berl. 1844.

Neue vollſtändige Geſetzſammlung für die Meklenburg-Schweriniſchen Lande, vom Anbeginn der Thätigkeit der Geſetzgebung bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Th. 1—5. Parchim 1835—1841.

K. Fr. Eichhorn, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 5. verb. Aufl. Th. 2. Götting. 1843.

Dr. H. Zöpfl, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 2. verm. Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1844.

Diario de las actas y discusiones de las cortes. Legislatura de los años de 1820 y 1821. Vol. 1—21. Madr. 1820—21. 4.

Diario de las actas y discusiones de las cortes extraordinarias del año de 1822. Vol. 1—6. Madr. 1822. 4.

Diario das Cortes geraes e extraordinarias da nação portugueza de 1821, 1822, 1823, 1827. 10 Voll.

Dr. A. Tholuk, Ueberſetzung und Auslegung der Pſalmen. Halle 1843.

E. von Lengerke, Kenáan. Volks- und Religionsgeſchichte Iſrael's. Th. I. Bis zum Tode des Joſua. Königsb. 1844.

K. Wieſeler, Chronologiſche Synopſe der vier Evangelien. Hamb. 1843.

Samuel Lee, Eusebius, Bishop of Caesarea, on the Theophania, or divine Manifestation of our Lord and Saviour Jesus Christ. Translated into English with notes from an ancient syriac version of the greek original now lost, by S. Lee. Lond. 1843.

Seb. Mutzl, Die Urgeſchichte der Erde und des Menſchengeſchlechtes nach der moſaiſchen Urkunde und den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft. Landshut 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortſetzung.)

Auch der Freund der Natur würde freylich, um dieß nur im Vorübergehen zu erwähnen, jene Wandrer mit Vergnügen auf ihren winterlichen Zügen begleiten. Das ganze Land, mit Ausnahme der Gebirgshöhen, welche der Schnee bedeckt, gleichet dann dem ſchönſten Blumengarten der Erde, namentlich ſind die Niederungen der Karroo ganz mit blühenden Gewächſen bedeckt. Denn während die Fruchtbäume, die man aus unſren Ländern in die Gärten und Felder des Caplandes verpflanzte, im Juni ihr Laub entfärben und abwerfen, und erſt gegen den September hin ihre Blüthen entfalten, im Februar, März u. f. (in der dortigen Blüthezeit der Roſen) ihre Früchte reifen, findet bey dem größeren Theil der eigentlich einheimiſchen Flora das ganz entgegengeſetzte Verhältniß ſtatt. Die Proteen, welche hier die Stelle unſrer Nadelhölzer vertreten, ſchließen erſt in der kühleren Jahreszeit (Mai, Juni) ihre Blüthen auf, aus deren buntfarbigen (z. B. roſenrothen) Kelchen bey der *Protea mellifera* eine Fülle des Blumenhoniges ſich ergießt; ein Farbenteppich der mannichfachſten Lilienarten, Heiden, Meſembryanthemen, Geranien, Aloën u. f. überzieht, wohin man nur blickt, den Boden; das Hornvieh findet, ſtatt des verdorrten Geſtrüppes, das im Sommer hier vorherrſcht, eine reichliche Menge von Futterkräutern.

Die nomadiſirende Lebensweiſe, welche ein Theil der Boern führt, iſt auch der Grund der nachläßigen Bauart und der dürftigen innren Ausſtattung, welche man hin und wieder an den Koloniſten-Wohnungen bemerkt. Der Eigenthümer, der ſein Beſitzthum alljährlich auf einige Monate verläßt, will die Begierde des Raubgeſindels, das in ſeiner Nachbarſchaft lebt, durch keinen äußerlich bemerkbaren Ueberfluß reizen, will ſich durch daſſelbe keinem bedeutenden Verluſt ausſetzen. Und ſo wird ihm, wenn die Luſt des Auswanderns mit anſteckender Gewalt ihn erfaßt, das Verlaſſen des bisherigen Wohnortes leichter als man wohl denken ſollte.

Den letzten Anſtoß, der die große Auswanderung der Boern aus dem ſchönen Capdiſtrikt nach Port Natal bewirkte, gab bekanntlich der Friedensſchluß des engliſchen Gouvernements mit den Gränzkaffern, mit deſſen Bedingungen die Koloniſten ſehr unzufrieden waren. Damals war in den öſtlichen Gebieten an der Stelle des blutdürſtigen Tyrannen Schaka der Bruder deſſelben, Namens Dingaan, zur Herrſchaft über das mächtige Zooluvolk gelangt, und es hatte den Anſchein, als ob dieſer mit mehr Milde und Menſchlichkeit regieren wolle. Die Auswandrer hatten ſich bis zum Reiche jenes Herrſchers durchgekämpft, der ihnen die Gegend von Port-Natal käuflich überließ und ſie als Bundesgenoſſen aufnahm. Als aber der Anführer derſelben, der tapfere Retief, mit 40 der Vornehmſten ſeiner Landsleute den König Dingaan beſuchte, um den mit ihm geſchloſſenen Vertrag vollends abzuſchließen, lud ſie dieſer nach Beendigung aller Formalitäten des Vertrages noch zu einem Abſchiedsſchmauße ein, wobey er ſie bat, ohne Waffen zu erſcheinen, weil

Digitized by Google

er und ſein Hofſtaat die Feuergewehre fürchteten. Die argloſen Leute gehorchten dem Wunſche ihres Landesherrn, wurden aber überwältigt, gebunden und mit Spießen erſtochen. Dieſe Gräuelthat ſollte nur das Vorſpiel zu einer noch größeren Verrätherey an den Bundesgenoſſen ſeyn; der Tyrann wollte alle in ſein Land aufgenommene Koloniſten überfallen und ermorden. Aber er hatte ſich ſeinen eignen Bruder Panda, durch einen offenbaren Mordanſchlag gegen das Leben deſſelben zum Todfeind gemacht, dieſer kam den Boern mit einem Heere von Kriegern zu Hülfe; mehr jedoch als dieſe Kaffernkrieger that die Tapferkeit der nur aus 400 Mann beſtehenden, von einem gewiſſen Pretorius geführten Koloniſten ſelber; ſie ſchlugen das an Zahl übermächtige Heer des Zooluherrſchers, vertrieben ihn aus dem Lande und eigneten ſich einen Theil deſſelben nach Kriegsrecht zu, während das übrige Gebiet dem Panda unterworfen wurde, mit welchem ſie in ein erträgliches Vernehmen traten. Obgleich alle die Anſtrengungen und Aufopferungen, welche die Auswanderungen der Boern nach Port-Natal begleiteten, nur den Zweck hatten, aus dem Verband mit Großbrittanien zu entkommen, hat es ſich dennoch für alle gemäßigt und vernünftig Denkende bald herausgeſtellt, daß die neue Kolonie nur dann eines friedlichen, geſicherten Zuſtandes und blühenden Gedeihens gewärtig ſeyn könne, wenn ſie ſich dem Schutz und der Oberherrſchaft des engliſchen Cap-Gouvernements von neuem unterordnete, und mit der alten Mutterkolonie wieder in lebendige Einheit träte.

Außer den Koloniſten von holländiſcher Abkunft, die zum Theil noch Nachkommen jener Pflanzer ſind, welche die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande im Jahre 1652 unter dem Befehle des Jan van Riebeck, des Begründers der Capſtadt hieher ſendeten, hat das ſchöne Capland, vor allem in den letzten Jahrzehenden, auch noch viele andre Einwanderer und Anbauer aufgenommen, die ſich dieſen Aufenthalt großentheils ſehr wohl gefallen laſſen. Es ſind hin und wieder im Lande neue Städte und Dörfer entſtanden, bevölkert von europäiſchen, vornämlich engliſchen Handwerkern, Künſtlern und andren gewerbtreibenden Leuten; der namentlich bey Gelegenheit der Auswanderung der Boern wohlfeile Ankauf der Güter hat viele Freunde des Landbaues hieher gelockt, welche in Kurzem zu einem hohen Wohlſtand gelangt ſind. Denn noch im Jahre 1840 konnte man ein kleines Bauerngut ſammt dem Viehſtand von 200 Schafen, 10 Kühen und eben ſo viel Zugochſen, 1 Reitpferd, 4 Stuten, 1 Ochſenwagen und den zur Wirthſchaft nöthigen Haus- und Ackergeräthen um 2850 Th. preuß. Courant ankaufen, auf welchem ein Familienvater, der viele fleißige Hände (je mehr derſelben je beſſer für ihn) mit ſich brächte, ſich und die Seinen vortrefflich nähren und bereichern konnte. Einer der ſchönſten, in der fruchtbarſten Gegend gelegenen Bauernplätze, der 7000 rhein. Morgen Acker- und Weideland und außerdem noch 6000 Morgen Winterweideland in der nachbarlichen Karroo umfaßte, war um einen Preis von 7700 Th. preuß. Cour. angekauft worden; der neue Beſitzer hielt darauf eine Heerde von 4000 Schafen und Ziegen, gegen 400 Stück Rinder, mehr denn 100 Pferde, baute im Jahre 1840 über 18,000 Garben Getreide, und hätte mit Leichtigkeit einen doppelt ſo großen Viehſtand ernähren, ſo wie bey der gehörigen Zahl der Arbeiter zehnfach ſo viel Getreide bauen können, denn der gewöhnliche Weizenertrag in dieſer Gegend iſt 30- und 60fältig. Dabey wird die Annehmlichkeit der Lage jenes Landſitzes noch durch die Nachbarſchaft eines fiſchreichen Sees erhöht, und das Taglohn war in der Gegend von Verkeerdevalley, ſo hieß das Gut, noch bey weitem nicht ſo hoch geſteigert als in andren Diſtrikten des Caplandes.

Und nicht nur Viehzucht und Getreidebau, ſondern alle jene Benutzung des Bodens, welche ein ſolches herrliches Klima erlaubt, kann hier mit dem beſten Erfolg verſucht werden. Man ſieht in den wärmeren Lagen des Caplandes die Dattelpalme mitten in einem Kartoffelfelde ſtehen; Piſanggewächſe mit Maſſen der Früchte bedeckt neben dem beſten Weizen, der vielleicht auf Erden gebaut wird, dabey Kaffeebäume und Theeſträucher, Baumwollenpflanzungen, Maulbeerbäume, Tabak, Reis, Orangen, Citronen und eine Menge von Arten der lieblichſten beſten Südfrüchte neben den auserleſenſten Obſt- und Fruchtbäumen der europäiſchen Gärten,

Digitized by Google

welche bereits der Fleiß der Holländer, dieſer Meiſter der Gartenkultur, hier einheimiſch gemacht hat. Es iſt kein Monat, der nicht hier in dieſem Lande ſeine eigenthümlichen, köſtlichen Früchte zur Ernährung und Erquickung der Bewohner ſpendete, denn ſelbſt während der hieſigen Wintermonate erreichen die Apfelſinen, Mandarinenapfel, Citronen und Loquats ihre Reife und die beſten Gemüſe wachſen dann in Fülle.

Wie man den Weizen des Caplandes als den beſten der ganzen Erde preiſt, ſo hat ſich bekanntlich auch der Wein dieſes Erdſtriches einen Ruhm vor allen bekannten Weinſorten erworben. In keinem andern Lande iſt der Geſchmack der Trauben ſo ſüß, ſo aromatiſch. Die Zeit ihrer Reife beginnt in wärmeren Lagen mit jener der weißen Feigen, der Kirſchen und großen Gartenerdbeeren zugleich, im November und December, doch kann man bis zum Mai reife Trauben ſehen und genießen. Der Ertrag des Weinſtockes geht hier wahrhaft ins Außerordentliche, namentlich in Beziehung auf die geringeren Weinſorten, welche den Xeres-, Madeira- und Portweinen gleichen und von den engliſchen Händlern häufig unter dieſen Namen verkauft werden. Es giebt afrikaniſche Weinbauern in der Paarl und dem Drakneſteen, welche bey einem mäßigen Umfang ihres Beſitzthumes jährlich 240,000 bis 400,000 Bouteillen ſolchen Wein ziehen, und dieſer Ertrag ließe ſich an vielen Orten noch leicht vermehren und veredeln. Namentlich hat ſich ein gewiſſer Koloniſt Schmidt mit gutem Erfolg damit abgegeben, auf ſeinem Grundſtück mannichfache Sorten von Weinen zu ziehen, indem er Ableger aus ſehr verſchiedenen Ländern der Erde dem veredlenden Einfluß des herrlichen Klimas und des unvergleichlichen Bodens überließ. Als vor etwa 23 Jahren der Vater dieſes Schmidt (ein Holſteiner) das Grundſtück, das eine beſonders gute, warme Lage hat, kaufte, war es nur ein Vieh- und Weideplatz, auf welchem kein Haus ſtund, keine Hand voll Korn gebaut wurde. Der Sohn hat den Grund und Boden mit den wenigen Mitteln und Kräften, die ihm zu Gebote ſtunden, umgebrochen und in Felder, Gärten und Weinberge verwandelt. Das neu bebaute Land iſt hier ſo ergiebig, daß unſer Reiſender auf dem Weizenfeld des Herrn Schmidt ein Gehäuſe von 139 Aehren ſahe, welche ſämmtlich aus einem und demſelben Weizenkorn hervorgewachſen waren. Bey einem mäßigen Umfang hatte im Jahre 1840 jenes Feld eine Ernte von 17,000 Garben getragen, an Wein von vorzüglicher Qualität waren 16,800 Bouteillen und überdieß noch 4800 Bouteillen an Branntwein gewonnen worden, den Herr Schmidt aus den Reſten der Trauben deſtillirte; in den Fruchtgärten ſah man einen ganzen Wald von Orangenbäumen und neben den Erzeugniſſen der europäiſchen Gartenkultur hochſtämmige Dattelpalmen und Piſang, Guavas, Loquat und Jambosbäume.

Ein Nachbar jenes Hrn. Schmidt, ein Herr van Zeil, der ſein Grundſtück erſt ſeit Kurzem um 3500 Th. preuß. Cour. angekauft hatte, wird bald auch durch glückliche Benutzung ſeines Eigenthums in die Fußſtapfen von jenem treten, und das Capland könnte noch Tauſenden von ſolchen Unternehmern zu einem guten, äußern Glückſtand verhelfen, wenn ſie vor Allem nur fleißige Hände zu ſeinem Anbau mit ſich brächten. Hat doch ſchon in neueſter Zeit mancher geweſene Kaufmann und Geſchäftsmann den früheren Erwerbzweig verlaſſen und ſich in die Ruhe des Landlebens dort in dem kleinen Paradies der Erde zurückgezogen. Freylich fehlt es auch ſchon jetzt nicht an ſolchen Beyſpielen, wo ein minder gut berechnetes Unternehmen ſtatt zum Gewinn, zu großem Verluſt geführt hat, und namentlich kann man einigen franzöſiſchen Koloniſten, die ſich ſtatt eines Bauernhauſes gleich ein adeliches Schloß gebaut und in den Plan der Anlegung eines ganzen Dorfes eingelaſſen haben, nicht ohne ein ſorgliches Bedenken bey ihrem Beginnen zuſehen, noch mehr aber erregt unſre landsmannſchaftliche Theilnahme das Schickſal eines edlen Deutſchen, der ſein ganzes Vermögen durch ein Unternehmen verloren hat, welches durchaus nur das allgemeine Beſte zu ſeinem Zweck hatte. Wir erwähnen desſelben hier mit einigen Worten.

In einem der ſchönſten Felſenthäler der Erde, in dem de Toits Kloof, da wo das fruchtbare Thal ſich mitten zwiſchen den waldbewachſenen Bergwän-

Powered by Google

den zu einem herrlichen Wieſengrund erweitert, durch welchen der Bergſtrom ſeinen ruhigeren Lauf nimmt, ſieht man ein ganz verfallenes Bauerngut, umgeben von den jetzt verwilderten Gärten, in denen die hoch- und dickſtämmigſten Orangenbäume ſtehen, welche vielleicht das Capland aufzuweiſen hat. In einem dieſer Gärten haben die aus Europa eingeführten Brombeerſträuche ſo überhand genommen, daß ſie den ganzen Grund bedecken. Dennoch prangte ein von ihnen überſponnener Pompelmusbaum mit einer Fülle von Früchten, ſo groß als ein Kinderkopf. In dieſer durch ihre erhabenen und lieblich milden Naturſchönheiten herrlichen Einöde hatte ſich ein Deutſcher, Namens Schönfeld, ein geweſner Offizier bey einem brittiſchen Regiment, angebaut. Der ganze Engpaß, der eine Länge von 3 deutſchen Meilen hat, war zu jener Zeit mehr nur für Vögel und leichtfüßige Antilopen, als für Menſchen zugänglich, denn der Steig, der zum Theil an Schwindel erregenden Abgründen hingieng, war ſo ſchmal, daß ſelbſt den Fußgänger, welcher über ihn hinſchritt, Schauder ergriff. Ein junger afrikaniſcher Koloniſt, Namens de Toit, hatte es gewagt, dieſen nähern Weg zur Kapſtadt zu Pferde einzuſchlagen; der Reiter und ſeine zwey Pferde ſtürzten in den 800 Fuß tiefen Abgrund hinab, auf deſſen Thalſohle der Waldſtrom zwiſchen Felſenſtücken brauſt, und waren zerſchmettert worden. Da beſchloß der edle Schönſeld einen Weg, ſelbſt für Ochſenwägen fahrbar, durch die Gebirgskluft anzulegen; er ließ Felſenſtücke hinwegräumen, brach an der Bergwand neben dem gefahrvollſten Abgrund hin, eine Straße aus, führte Brücken über die Schluchten, machte ſich Bahn durch das wilde Gehölz. Aber bald giengen ihm die Geldmittel aus, die damalige Kolonialregierenng that nichts zu ſeiner Unterſtützung, er mußte ſeinen mitten in der Gebirgswildniß paradieſiſch ſchön gelegnen Landſitz verkaufen; ein Boer erſtand ihn um 8000 Capiſche (2600 rheiniſche) Gulden und benutzt ihn nur zum Weideplatz für ſein Vieh. Doch hat der wackre Mann durch die von ihm gerade an den ſchwierigſten und gefährlichſten Stellen durchgeführte Straße, die man hoffentlich niemals wieder eingehen laſſen wird, ſich ein bleibendes Denkmal bey den Bewohnern der Umgegend errichtet.

Mitten unter den eigentlichen Bewohnern des Caplandes bewegt ſich noch ein andrer, beſtändig wechſelnder Zufluß von Menſchen der verſchiedenſten Stämme und Sprachen, dieß ſind die vielen Reiſenden, welche alljährlich hier ab- und zugehen. Auch in Beziehung auf das Reiſen in dieſem Theile von Südafrika, erwähnen wir im Vorübergehen noch Einiges.

Die Tafelbay wird nur ſelten von Schiffen leer geſehen, welche von civiliſirten Ländern der Erde herkommend, entweder auf ihrer Vorüberfahrt hier anhalten, oder deren Waaren und Paſſagiere für das Capland und ſeine Hauptſtadt beſtimmt ſind. Aus allen Nationen, welche unter dem Einfluß der weit über die Meere reichenden, brittiſchen Herrſchaft ſtehen, begegnen ſich hier die Schifffahrt und Gewerbe treibenden Ankömmlinge, zu ihnen geſellen ſich die aus andren Reichen der beyden Halbkugeln und ihrer verſchiedenſten Zonen Gebürtigen. Es kommt nur ſelten ein bedeutenderes Schiff an, auf dem ſich nicht einzelne Reiſende befänden, deren Hauptzweck ein längerer oder kürzerer Beſuch des Caplandes iſt. Unter dieſem Himmelsſtriche, welcher alljährlich wenigſtens 350 ganz heitre Tage und Nächte zählt, während auch an den 15 übrigen Tagen das Herabfluthen des Regens nur ſelten länger als etliche Stunden anhält; in einer Luft, welche die auf- und abſtrömende Bewegung der Winde von den Gebirgen und von dem nach drey Seiten offenen Meere her in beſtändiger, lebenskräftiger Spannung erhält, erwacht mancher an Leib und Seele Erkrankter zu einem neuen Frohgefühl des Lebens und kehrt nach einiger Zeit für immer geſtärkt zu ſeinem Beruf und ſeinem Vaterlande zurück.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	11. October
Nro. 204.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.	1844.

L. Annaei Senecae opera. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit, disputationes et indicem addidit Carolus Rudolphus Fickert. Volumen secundum, continet libros de beneficiis, de clementia, de ira. Lipsiae sumptibus librariae Weidmannianae. MDCCCXLIII. XVIII u. 469 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae ad Aebutium Liberalem de beneficiis libri VII, ad Neronem Caesarem de clementia libri II, ad Novatum de ira libri III. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit C. R. Fickert.

Die Fortſetzung dieſer Ausgabe des Seneca, deren erſten Band wir in den Gelehrten Anzeigen 1842 Nro. 245 — 247 beſprochen haben, iſt ſchneller gefolgt, als es ſich bey einem Werke erwarten ließ, deſſen Abfaſſung ſo viele Zeit und Mühe in Anſpruch nimmt; doch darf man darum nicht glauben, daß eine Uebereilung dabey Statt gefunden habe; es iſt vielmehr in dieſem Bande daſſelbe Streben nach gründlicher Genauigkeit, als in dem erſten zu erkennen, und das raſche Fortſchreiten der ſchwierigen Arbeit iſt nur als das Ergebniß umfaſſender und durchaus ſachgemäßer Vorſtudien zu betrachten, welche ſich nicht auf einen einzelnen Theil des zu bewältigenden Stoffes beſchränkten, ſondern ſogleich für das Ganze einen ſo ſicheren Grund legten, daß es bey der Ausarbeitung nur der Ergänzung und Ordnung des vorliegenden Materiales bedurfte, und der Verfaſſer gleich bey der Vollendung dieſes Bandes das Erſcheinen des folgenden, welcher alle noch übrigen philoſophiſchen Werke Seneca's umfaſſen ſoll, für das künftige Jahr in Ausſicht ſtellen konnte.

Die Einrichtung dieſer Ausgabe darf nach der erwähnten Anzeige als bekannt vorausgeſetzt werden; und wir haben mit Beziehung auf das dort Berichtete hier nur auszuſprechen, daß auch dieſer zweyte Band dem urſprünglichen Plane gemäß eine rein kritiſche Tendenz hat, und die Erklärung nur in ſo weit beygezogen worden iſt, als es für jene nöthig zu ſeyn ſchien; daß aber die Lesarten der vielen benützten Handſchriften und Ausgaben in gleicher Vollſtändigkeit und mit gleicher Raumersparniß mitgetheilt, und alle verdorbene Stellen möglichſt genau nach der Anleitung der beſten Handſchriften hergeſtellt ſind.

Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daß die kleinen Unebenheiten, welche das faſt allzu große Streben nach Kürze in dem erſten Bande veranlaßt hat, auch in dieſem fortbeſtehen, wenn ſchon anzuerkennen iſt, daß nichts, was bey der einmal angenommenen Weiſe zur Beſeitigung möglicher Mißverſtändniſſe geſchehen konnte, verſäumt worden iſt. Die Hauptfrage, welche wir zu beantworten haben, iſt aber die, ob wirklich, wie wir am Schluſſe der früheren Anzeige aus dem Umſtande, daß Schweighäuſer in den Briefen das vorhandene Material weit mehr ausgebeutet hat, als es bey den übrigen

Digitized by Google

Werken von irgend einer Seite geſchehen iſt, abnehmen zu dürfen glaubten, in dieſem Bande der Fortſchritt in der Kritik des Seneca deutlicher hervortritt, als in dem erſten?

Dieſe Frage iſt allerdings zu bejahen, in ſo ferne der Text der in dieſem Bande enthaltenen Schriften hier zuerſt eine durchgehende handſchriftliche Grundlage erhalten hat, und nicht nur einzelne als verdorben in die Augen fallende Stellen berückſichtigt worden ſind, ſondern alles, ſelbſt die geringſte Kleinigkeit beachtet iſt, worin es die bisherigen Herausgeber nicht ſo genau genommen hatten, weil ſie es für ihren Hauptzweck, die Lesbarkeit der Werke Seneca's, für unweſentlich hielten, obgleich ſich leicht nachweiſen ließe, daß eine ſolche ſcheinbar unbedeutende Aenderung oft für den Sinn und Zuſammenhang von großer Bedeutung iſt. Es läßt ſich in dieſer Beziehung die zu behandelnde Schrift mit einem Baue vergleichen, für welchen der, welcher denſelben von oben bis unten durchſieht, und alle noch ſo unbedeutenden Fehler möglichſt von Grund aus verbeſſert, und auf die Reinlichkeit in den verborgenen Räumen eben ſo wie an der Außenſeite bedacht iſt, gewiß beſſer ſorgt, als derjenige, welcher nur den in das Auge fallenden Schäden nachgeht, und dieſe, wo er ſie nicht heilen kann, übertüncht; wenn gleich dem weniger aufmerkſamen Beobachter die Thätigkeit des Letztern mindeſtens eben ſo erſprießlich zu ſeyn ſcheint. Wer möchte es aber dem Erſteren zur Schuld anrechnen, wenn er auf ſolche Gebrechen ſtößt, die er mit den ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln nicht herſtellen kann; wenn er ſich genöthigt ſieht, ſie nur nothdürftig auszubeſſern, dabey aber es nicht unterläßt, am rechten Orte darauf aufmerkſam zu machen, was bey zureichenderen Mitteln noch zu thun übrig ſey? Wird man ihn dafür verantwortlich machen können, wenn er trotz aller Bemühungen die nöthigen Mittel nicht aufbringen kann?

In dieſer Lage befand ſich Herr Fickert bey dieſer ſeiner Arbeit nicht ſelten. Während es ihm durch ſeine ernſte und ausdauernde Bemühung gelang, ſo manchen weniger in die Augen fallenden, aber keineswegs für gering zu achtenden Fehler zu beſeitigen, ſah er ſich gerade bey den hervorſtechendſten Verderbniſſen oft von ſeinen Hilfsmitteln verlaſſen, ſo viele er derſelben auch von nahe und ferne aufgebracht hat. Und ſo kam es denn, daß manche ſolche Stellen gerade unberichtigt blieben, und daß es alſo dem, der das hier Geleiſtete nur nach ſolchen Einzelheiten beurtheilen wollte, ſcheinen könnte, als ſey es keineswegs von großer Bedeutung. Daß aber die Handſchriften gerade in dieſen wichtigen Fällen den Dienſt verſagten, kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß unter den neu verglichenen keine iſt, welche eine entſchieden andere Quelle verriethe, als die ſchon früher bekannten, und daß die früheren Bearbeiter des Seneca gerade da, wo ſie beſondere Schwierigkeiten fanden, der handſchriftlichen Autorität nachſpürten und dieſelbe, ſo ferne ſie auf eine nahe liegende Verbeſſerung führten, benützten.

In allen ſolchen Fällen blieb natürlich kein anderes Mittel übrig, als die Conjectur. Daß von dieſer Herr Fickert nur einen gemäßigten Gebrauch gemacht, und ſich ſo nahe als möglich an die vorliegenden Lesarten der beſſern Handſchriften gehalten hat, verdient gewiß Beyfall, wenn ſich ſchon zugeben läßt, daß ſich manche Stelle ohne große Mühe wenigſtens ſcheinbar hätte beſſer herſtellen laſſen.

Am Schlimmſten ſteht es unter den in dieſem Bande enthaltenen Schriften um die Bücher de clementia, von welchen ein Theil ganz verloren gegangen und der übrige in ſehr verdorbenem Zuſtande erhalten iſt, wozu wohl der Inhalt des Werkes ſelbſt beygetragen haben mag. Wenn irgendwo, ſo iſt hier dem Seneca Mangel an Aufrichtigkeit der Geſinnung vorzuwerfen; daher mochte es einerſeits kommen, daß dieſe Schrift nicht ſo häufig als die andern abgeſchrieben, ſondern mehr nur excerpirt wurde; und andererſeits hat eben dieſer Inhalt dem Werke an manchen Stellen eine übergewöhnliche Geſchraubtheit verliehen, welche die Verderbniß derſelben beförderte. Alle derartige Stellen aufzuführen iſt hier der Ort nicht; wir wollen daher nur einige beyſpielsweiſe beſprechen, welche wir etwas anders geſtaltet haben würden.

Gleich im erſten Kapitel, §. 5., ſchreibt Herr Fickert: **Potes hoc, Caesar, audacter praedicare, omnia que in fide et tutela haberi, nihil per**

Digitized by Google

te neque vi neque clam damni reipublicae. Die dazu beygebrachten Lesarten der Handſchriften und Ausgaben nehmen faſt zwey volle Columnen ein. Wir können nur im Allgemeinen erwähnen, daß die beſſeren Handſchriften quae ſtatt que haben, beri ſtatt haberi, und clamari ſtatt clam damni. Daß das offenbar verſtümmelte beri nach dem Vorgang Gronov's in haberi verwandelt worden iſt, kann, ſo lange keine andere Abhülfe aufgefunden iſt, nur gebilligt werden; weniger das aus derſelben Quelle herſtammende damni; und que für quae ſcheint gar nicht in die Conſtruction zu paſſen. Für das Letztere möchte Ref. lieber ſchreiben: omnia aeque in fide et tutela haberi; und an der Stelle von damni möchte in dem verſtümmelten ari eher ein Verbum zu ſuchen ſeyn, etwa eripi, deſſen Verſtümmelung durch das folgende reipublicae hätte herbeygeführt werden können. Daß, wenn pi weggefallen war, clam eri in das freylich ſinnloſe clamari verwandelt wurde, lag ziemlich nahe. Eine ebenfalls ſehr ſchwierige Stelle findet ſich im folgenden Paragraph, wo Hr. F. nach dem Vorſchlage des Lipſius geſchrieben hat: Sed ingens tibi onus imposuisti: nemo iam divum Augustum nec Tiberii Caesaris prima tempora loquitur, nemo quod te imitari velit exemplar extra te quaerit: principatus tuus ad anni gustum exigitur, ſo daß der Sinn iſt: „Es wünſcht Niemand mehr, daß du dich nach dem Vorbilde der früheren Herrſcher richten mögeſt; man bemißt die Weiſe deiner Regierung nach dem einen Jahre deiner Herrſchaft.“ Daß dieſes Letztere ziemlich gezwungen iſt, wird Niemand in Abrede ſtellen. Natürlicher wäre wohl der Gedanke: „du giltſt als Vorbild des Privatlebens, und nach dir entwirſt man ſich das Ideal einer Herrſchaft.“ Dieſer würde gewonnen, wenn man ſchriebe: nemo quod imitari velit exemplum extra te quaerit: principatus vivum ad Augustum exigitur, was einiger Maſſen dadurch unterſtützt wird, daß das erſte te in einigen Handſchriften fehlt, und die meiſten an der letztern Stelle ad augustum haben; vivum ſtatt tuns zu ſchreiben würde bey dieſer Erklärungsweiſe nöthig werden, um einen Gegenſatz zu dem vorausgehenden divum Augustum zu gewinnen und es läßt ſich damit vergleichen: de clem. I. 10. §. 2. haec hodieque praestat illi famam, quae vix vivis principibus servit; zu principatus müßte, freylich in einem andern Caſus aus dem Vorhergehenden exemplar ergänzt werden.

Eine andere Stelle derſelben Schrift mag zeigen, wie ſelbſt da, wo die früher allgemeine Lesart beybehalten iſt, durch dieſe Ausgabe doch ſo viel gewonnen wird, daß man erfährt, daß die aufgenommene Lesart nicht die der Handſchriften iſt, und wie dieſe lautet. Im 19. Kapitel des erſten Buches ſteht nämlich nach einer Conjectur des Erasmus in allen ſpäteren Ausgaben: Quid pulchrius est quam vivere optantibus cunctis et vota non sub custode nuncupantibus? si paulum valitudo titubavit, non spem hominum excitari, sed metum? nihil esse cuiquam tam pretiosum quod non pro salute praesidis sui commutatum velit? omna quod illi contingit, sibi quoque evenire deputet? ohne daß in irgend einer unſres Wiſſens auf die abweichende Lesart der Handſchriften aufmerkſam gemacht wäre. Herr Fickert hat die Vulgata beybehalten, doch mit der Bemerkung: Haec retinui, quamvis falsa esse appareret: sed meliora non erant in promptu, und mit Anführung der Lesarten von 7 Handſchriften. Von dieſen hat eine evenire deputent, eine evenire debeat, die andern alle ſtatt deſſen vivere debeat. Statt quod illi haben alle ille (oder illo) cui; ſtatt omne einige one. Demnach wäre die handſchriftliche Autorität mehr in Ehren gehalten, wenn man ſchriebe: Nihil esse cuiquam tam pretiosum, quod non pro salute praesidis sui commutatum velit, cum nae ille, cui contingit, sibi quoque vivere debeat? in dem Sinne: „da doch gewiß der, dem die Rettung zu Theil wird, auch für ihn leben muß.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Schluß.)

Im Ganzen iſt das Leben in der Capſtadt für den Fremden, wenn dieſer ſich einzurichten weiß, nicht zu theuer. Hr. v. M. mit ſeinem Freunde und Reiſegefährten miethete ſich bey einer Familie ein, deren Hausherr ein Deutſcher, die Frau eine Engländerin war, er zahlte für zwey Zimmer und für die Koſt, welche hier aus den mannichfachſten Gaben des Meeres und Landes, des Fleiſches und der köſtlichſten Früchte beſteht, für ſie beyde 7 Capthaler (einer zu 52½ Kreuzer). Nicht wohlfeiler kommt, die Reiſe dahin eingerechnet, ein Landaufenthalt zu ſtehen; denn die beyden Freunde zahlten zwar für das große Landhaus im Bokkeveld, das ſie 4 Monate lang bewohnten, nur 35 Capthaler monatliche Miethe, deſto theurer kam ihnen aber die Zufuhr der andren Lebensbedürfniſſe zu ſtehen, obgleich ſie Gelegenheit fanden ihre Küche täglich durch die Jagd mit dem beſten Geflügel und Wildpret zu verſorgen. Doch was ſind alle dieſe Opfer ſammt den verſchiednen kleineren wie größeren Unbequemlichkeiten, welchen der Reiſende in dieſem Lande begegnet, gegen den unbeſchreiblichen Genuß den der Freund und Forſcher der Natur hier überall findet. Welche Gegend der Erde iſt reicher an Arten der Säugthiere (man rechnet deren gegen 100), an buntfarbigen, obwohl der Sprache des Geſanges beraubten Vögel, der Amphibien und Fiſche, ſo wie aller andrer Thierordnungen des Meeres und Landes; welche iſt reicher an ſchönblühenden Gewächſen und Früchte tragenden Bäumen. Dieſe hehren Gebirge, deren Höhen einen Theil des Jahres hindurch der Schnee bedeckt, und von deren Wänden ſich dann die mächtigen Waſſerfälle herabſtürzen, an ihrem Fuße die üppig grünenden Thäler, wechſeln freylich nach vielen Gegenden hin mit einförmigen, das Auge ermüdenden Sandflächen, aber auch dieſe verwandeln ſich einen Theil des Jahres hindurch in ein blühendes, grünendes Gartenland; überall, wohin der Menſch eine künſtliche Wäſſerung zu leiten vermag, regt ſich und gedeiht die Pflanzen- und Thierwelt.

Die vormaligen Schreckniſſe, welche die letztere über das Capland brachte, haben ſich in neueſter Zeit ſehr vermindert; Löwen werden ſüdwärts vom Orangefluß nur ſelten gefunden, die Zahl der Leoparden, welche namentlich unter den jungen Pferden der Pflanzer große Verheerungen anrichteten, hat ſehr abgenommen, dagegen ſieht man jetzt deſto häufiger in den Gebirgsgegenden die Schaaren der munteren Zebras, die man in neueſter Zeit mit gutem Erfolg gezähmt und zu allen Dienſten der Roſſe abgerichtet hat. Nur die giftigen Schlangen ſind noch ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens bey den Bewohnern des Caplandes, obwohl ſich die Boern vor den Folgen des Schlangenbiſſes geſichert halten, wenn ſie ſich der eckelhaften Cur ihrer Giftdoctoren unterwerfen. Die andern Berichte von giftigen Thieren, namentlich von einem geflügelten Inſect, das ſich in den Bienenſtöcken finden ſoll (von den Hottentotten Bienenteufel genannt), ſo wie von giftigen Eidechſen und von der Kaninchen-Art, die halb von der Natur eines behaarten Vierfüßers, halb von der einer Schlange, ſchon durch das Schrecken ihres Anblickes tödten ſoll, gehören zu den mährchenhaften Dichtungen der einſam und abgeſchieden lebenden Boern, welche den Stoff zu ihren Erzählungen meiſt von den Hottentotten empfiengen und von Mund zu Mund weiter ausbildeten. Das wahrhaft poetiſche Element, das in der Natur des Caplandes liegt, pflegt ſich in den verſchiednen Menſchenſeelen in ſehr verſchiedenen Formen auszuprägen; den wahrhaft erhebenden, begeiſternden Einfluß desſelben wird aber jeder Reiſende empfinden, der einer Erhebung von geiſtiger Art noch fähig iſt.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

L. Aneaei Senecae opera etc.

(Fortſetzung.)

Daß ſich die Partikel nae gerne, bey Cicero durchaus, mit einem folgenden Pronomen verbindet, iſt bekannt. Sollte die Zuſammenſtellung mit cum Anſtoß geben, ſo glaubt ſich Ref. auf Cicero Tusc. Disput. I. 30. §. 74. berufen zu können, wo man lieſt: Sed haec et vetera, et a Graecis. Cato autem sic abiit e vita, ut causam moriendi nactum se esse gauderet. Vetat enim dominans ille in nobis deus, iniussu hinc nos suo demigrare: quum vero causam iustam deus ipse dederit, ut tunc Socrati, nunc Catoni, saepe multis: nae ille, medius fidius, vir sapiens, laetus ex his tenebris in lucem illam excesserit: nec tamen illa vincla carceris ruperit (leges enim vetant), sed tamquam a magistratu, aut ab aliqua potestate legitima, sic a deo evocatus atque emissus, exierit. Ref. nimmt nämlich hier, abweichend von Orelli, der vor nec tamen einen Punkt geſetzt hat, eine Fortwirkung des quum vero bis zum Schluſſe des Satzes an. Wollte man nae allein ſetzen, ſo ließe ſich vielleicht wohl der Conjunctiv debeat noch rechtfertigen; wenigſtens ſagt Ruddimann (II, S. 312. 8.): „Nae, h. e. profecto, pronominibus vere praepositum vel indicativum vel subiunctivum recipit.“ Doch würde bey dieſer Abgeriſſenheit vom Vorhergehenden das Pronomen sibi und auch der Indicativ contingit Anſtoß geben, den man erſt in das freylich, wenn man die Abkürzungen betrachtet, nahe liegende contigerit verwandeln müßte.

Eine andere ſchwierige Stelle (II, 4. §. 4.) iſt folgender Maßen geſtaltet: Possumus effugere cavillationem et ita finire, ut sit crudelitas inclinatio animi ad asperiora. Hanc clementia repellit longius a se: nam severitatem illi convenit adesse. Pertinet quaerere hoc loco quid sit misericordia, und dabey bemerkt: „Ita Senecam scripsisse divino comparatis inter se mstis: in quorum nonnullis propter verbum Pertinet mutatum est adesse in ad rem; in plerosque autem receptum certum est, quod erat appictum ad explicandum verbum convenit quasi idem esset ac constat: postremo convenit per Infinitivum accommodatum est illi adesse.“ Ehe wir auf das hier Bemerkte eingehn, wollen wir noch erwähnen, daß die Handſchriften alle haben: longius stare a se. Es fragt ſich, ſoll man stare als durch eine Wiederholung von a se entſtanden tilgen; oder in dem Texte laſſen und zu erklären ſuchen? Das Letztere liegt gewiß näher, und zwar ließe ſich vielleicht annehmen; daß repellere hier die Conſtruction von cogere angenommen habe; wofür ſich jedoch wohl keine Beweisſtelle anführen und etwa nur das geltend machen ließe, daß Seneca überhaupt in dem Gebrauche des Infinitives ſtatt ut, ſich ziemlich viele Freyheit nimmt. Man vergl. Haaſe zu Reiſig's Vorleſ. üb. lat. Sprachwiſſenſch. Note 485. In Betreff des Uebrigen iſt zu bemerken, daß gerade die beſten Handſchriften ad rem, nicht adesse, haben, und die vorzüglichſten, die Nazarianiſche Gruter's, nam severitatem ille convenit, während die übrigen meiſtens convenire certum est haben. Vergleicht man de ira I, 6. §. 2. poena

Digitized by Google

laedit: bono ergo ira non convenit, ob hoc nec ira, quia poena irae convenit. und de benef. II, 12. §. 2. non potest ad rem pertinere, ſo möchte man vermuthen, Seneca habe geſchrieben: nam severitatem illi convenire certum est, (oder severitas illi convenit). Ad rem pertinet quaerere u. ſ. w.

An der Stelle der Bücher de beneficiis (III, 32. §. 4), für welche Ref. bey Gelegenheit der Anzeige des erſten Bandes superiaciunt als richtig anerkannt hat, iſt hier nach einer einzigen Handſchrift (supervincunt) geſchrieben; die meiſten Handſchriften ſprechen für superiniciunt, was freylich nicht zuläſſig iſt. Uebrigens fehlt es auch in dieſer Schrift nicht an ſolchen Stellen, für welche, nach den jetzt bekannten handſchriftlichen Lesarten zu ſchließen, kaum eine ganz unbeſtreitbare Herſtellung zu erwarten iſt. Dahin gehört der Schluß des 12. Kapitels des zweyten Buchs, wo H. F. nach einer Conjectur Troß's geſchrieben hat: Parum enim foede furioseque insolens fuerat qui de capite consularis viri soccatus audiebat, nisi in os senatoris ingessisset imperator impilia sua, wofür Ref. ſeiner Seits nichts Beſſeres anzugeben weiß; doch würde er lieber das ziemlich müßige imperator, als aus dem Anfang des folgenden Wortes entſtanden und durch die Handſchriften nicht hinlänglich geſchützt, weggelaſſen haben. Nur an einigen wenigen Stellen dürfte vielleicht die Lesart der beſten Handſchriften feſtgehalten werden, wo ſie hier verlaſſen iſt. So heißt es hier (IV. 6. §. 1.) von den Wohlthaten der Gottheit: tot metalla defodit, tot flumina emisit terra super quam decurrunt solum aurum vehentia. Hier hat die Nazarianiſche Handſchrift von erſter Hand: tot flumine misitera super quae decurrunt sola aurum vehentia, von zweyter Hand, emisit aera super quae decurrunt solum aurum vehentia, wozu H. F. bemerkt: „solum ab hoc recepi: nam aurum opponitur ceteris metallis, quae statim laudantur.“ Die folgenden Worte, worauf ſich dieſes bezieht, lauten: argenti, aeris, ferri immane pondus omnibus locis obrutum cuius investigandi tibi facultatem dedit ac latentium divitiarum in summa terra signa disposuit. Wenn ſchon an ſich hierin der Gegenſatz, den H. F. finden will, liegen könnte, ſo gäbe doch hier, wo von den unzähligen Wohlthaten der Gottheit die Rede iſt, die Hervorhebung deſſen, daß man das Gold allein auf der Oberfläche der Erde findet, einen etwas ſchiefen Sinn. Geeigneter wäre der Gegenſatz: „Gold findet man auf der Oberfläche, von den Flüſſen ſchon an das Licht gebracht, die andern Metalle in den Tiefen der Erde, doch ſo, daß man ſie leicht auffinden kann,“ und dieſer Gedanke liegt in dem, was Ruhkopf, nach der urſprünglichen Lesart des cod. Naz. geſchrieben hat: tot flumina emisit terra super quae decurrunt sola aurum vehentia, wenn man nämlich sola als den Plural von solum faßt: „welche Gold über den Erdboden, über welchen ſie hinfließen, führen.“ Wie es ſcheint, hat ſich hier H. F. durch die verſchrobene Erklärungsweiſe Ruhkopf's irre machen laſſen, der in ſeiner Lesart den Sinn findet: „die Gottheit hat außer den Flüſſen, welche allein Gold mit ſich führen noch ſo viele andere aus der Erde entſpringen laſſen,“ was allerdings gar nicht in den Zuſammenhang paßt, und die Vorausſetzung nöthig macht, daß super quae decurrunt für super ea quae decurrunt ſtände, während nach unſrer Weiſe zu verſtehen iſt: super ea sola, super quae decurrunt. — In demſelben Buche hat H. F. (34. §. 3.), einer Conjectur des Lipſius folgend, geſchrieben: Si promiseris, inquit, te daturum beneficium et postea ingratius scieris esse, dabis an non? Si facis, sciens peccas, das enim cui non debes dare; si negas, et hoc modo peccas, quia non das ei cui promisisti. Constantia vestra hoc loco titubat, et illud superbum promissum numquam sapientem facti sui poenitere nec umquam emendare quod fecerit, nec mutare consilium.

Daß hier constantia zuläſſig ſey, iſt keine Frage; allein die Handſchriften haben conscientia; es kommt alſo vor allem darauf an, ob ſich dieſes nicht halten läßt. Nach unſrer Anſicht iſt dieſes aber der Fall; in dem Sinne: „wenn ihr euer Gewiſſen befragt, ſo gibt es euch keinen ſichern Rath,“ oder „wie ihr es auch machen möget, ſo entweicht euch das Bewußtſeyn recht gehandelt zu

Digitized by Google

haben, nach der einen oder der anderen Seite hin" und daraus entſteht dann die Reue, die im Folgenden erwähnt wird, wie Seneca ſelbſt ep. 97. §. 13 ſagt: Hic consentiamus mala facinora conscientia flagellari; und andrerſeits wird man an den Ausſpruch Cicero's erinnert (ad Att. XIII 20): Atque hoc: in omni vita sua quemque a recta conscientia transversum unguem non oportet discedere, videu' quam φιλοσόφως.

In den Büchern de ira erkennt an einer Stelle (I. 2. §. 3.) auch H. Fickert eine Lücke an; an zwey andern (II, 5. §. 1. u. II, 20. §. 1.), wo Lipſius eine ſolche angenommen hat, ſtellt er es wohl mit Recht in Abrede. Im Uebrigen iſt die Verderbniß in dieſen Büchern nicht ſo groß, und Ref. erinnert ſich keiner einzigen Stelle in denſelben, in welcher die Lesart der Handſchriften als durchaus unverſtändlich aufgegeben wäre. Wir wollen daher hier nur eine Stelle berühren, bey der es ſich mehr um die Erklärung und um die Interpunction handelt. Wo Seneca davon ſpricht, daß man die Unbilden der Machthaber nicht nur geduldig, ſondern ſogar mit fröhlicher Miene ertragen müſſe (II, 33.), führt er als Beyſpiel einen römiſchen Ritter, Namens Paſtor, an, deſſen Sohn der Kaiſer Caligula wegen einer unbedeutenden Urſache hatte gefangen ſetzen, und auf die Bitte ſeines Vaters, ihn freyzugeben, hatte hinrichten laſſen. Dieſen lud nämlich der Kaiſer, an demſelben Tage, wo das Todesurtheil an ſeinem Sohne vollſtreckt wurde, zu einem Gaſtmahl ein, wo er geſalbt und bekränzt, wie bey einer freudigen Gelegenheit in außergewöhnlicher und ſogar ſeiner Geſundheit offenbar nachtheiliger Menge, Wein trinken mußte, und ſich dabey jeder Aeußerung ſeines Schmerzes enthielt, weil er nämlich noch einen zweyten Sohn hatte, für den er fürchten mußte. Dieſem ſtellt dann Seneca den Priamus gegenüber, wie er zu Achilles kam, um ſich von ihm den Leichnam ſeines getödteten Sohnes zu erbitten, mit den Worten: Quid ille Priamus? non dissimulavit iram et regis genua complexus est? funestam perfusamque cruore filii manum ad os suum retulit, coenavit? sed tamen sine unguento, sine coronis· et illum hostis saevissimus multis solatiis, ut cibum caperet, hortatus est, non ut pocula ingentia super caput posito custode siccaret. Contempsisset Romanum patrem, si sibi timuisset: nunc iram compescuit pietas. Dignus fuit cui permitteret a convivio ad ossa filii legenda discedere. Ne hoc quidem permisit: benignus interim et comis adulescens propinationibus senem crebris, ut cura leniretur, admonens lacessebat: contra ille se laetum et oblitum quid eo actum esset die praestitit. Perierat alter filius, si carnifici conviva non placuisset. Hier iſt die Beziehung der Worte Contempsisset Romanum patrem ſchwierig, weßhalb ſie die früheren Herausgeber manchfach zu ändern geſucht haben. Herr Fickert hat ſie beybehalten und in der Note darüber bemerkt: „Apparet ex orationis nexu verbum Contempsisset referri ad Priamum.“ Letzteres kann Ref. nicht billigen. Es iſt kein rechter Grund vorhanden, warum das Urtheil des Priamus über den Römiſchen Vater angegeben werden ſollte; und der Zuſammenhang mit dem Folgenden iſt ſo durchaus nicht klar; namentlich iſt auffallend, daß zu permitteret und permisit das Subject aus dem erſt nachfolgenden Satze: benignus adolescens ... lacessebat entnommen werden ſoll. Ref. würde daher lieber das Ganze ſo anordnen: Et illum hostis saevissimus multis solatiis ut cibum caperet, hortatus est, non ut pocula ingentia super caput posito custode siccaret. Contempsisset Romanum patrem? Si sibi timuisset. Nunc iram compescuit pietas: dignus fuit cui permitteret a convivio ad ossa filii legenda discedere. Ne hoc quidem permisit benignus interim et comis adulescens; propinationibus crebris, ut cura leniretur, admonens lacessebat. Contra ille se laetum et oblitum quid eo actum esset die praestitit: perierat alter filius si carnifici conviva non placuisset. So wird das Subject zu contempsisset und zu permitteret, wenn man nicht lieber permitteretur leſen will, das vorhergehende saevissimus hostis, welches ebenſo im Gegenſatze zu dem unten folgenden benignus interim et comis adulescens ſteht, wie illum, nämlich Priamum, zu Romanum patrem. Der Gedankengang wäre demnach folgender: „Den Priamus hat ſein erbitterter Feind zum Eſſen, nicht zum Zechen, ermahnt,

Digitized by Google

und getröſtet. Hätte er wohl den Römiſchen Vater verachtet? Ja, wenn dieſer aus Furcht für ſich ſelbſt ſo gehandelt hätte. Wie die Sachen jetzt ſtehen, war er würdig, daß er ihm (wie dem Priamus) erlaubte, ſeinen Sohn zu begraben. Doch nicht einmal dieſes geſtattete ihm der doch ſo gütige und freundliche Jüngling: er forderte den Greis zum Trinken auf, um ſo ſeinen Kummer zu lindern; und dieſer zeigte ſich fröhlich, und als wenn er von gar nichts wüßte; denn es hätte ein anderes Benehmen ſeinem zweyten Sohne das Leben gekoſtet." Die Interpunction nach permisit wollte ſchon Ruhkopf (der übrigens fälſchlich troianum patrem ſchrieb) tilgen; er erklärte aber interim unrichtig mit sub convivio; es entſpricht vielmehr unſrem indeſſen, doch, (vgl. Hand Turſell. Th. III. S. 428)., und gibt dem Satze die ironiſche Wendung, der doch bey dem allen den Schein des Gütigen bewahren wollte. Vgl. de benef. VI. 43. §. 1. Nesciunt quanto interim manis ac difficilius sit capere quam fundere, u. Aehnl.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Dr. A. L. G. Krehl, Neuteſtamentliches Handwörterbuch zur Darſtellung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre. Leipz. 1813.

Dr. M. Baumgarten, Theologiſcher Commentar zum alten Teſtament. Th. I. 1. 2. Kiel 1844.

Dr. H. Martenſen, Die chriſtliche Tauſe und die Baptiſtiſche Frage. Hamb. 1843.

G. B. Sandford, The Doctrina of Regeneration considered. Lond. 1843.

W. Hoffmann, Die Stellung der wiſſenſchaftlichen Theologie zur gegenwärtigen Zeit. Baſel 1843.

J. H. Gerber, Supranominalismus, ein neues Syſtem der Theologie. Leipz. 1843.

Ern. Bersot, Doctrine de S. Augustin sur la liberté et la providence. Par. 1843.

Christ. de Beaumont, L'église, son authorité, ses institutions et l'ordre des Jésuites, défendus contre les attaques et les calomnies de leura ennemis. Par. 1844.

Dr. J. Jak. Kromm, Der hiſtoriſche Chriſtus u. ſ. w. Hamb. 1843.

Jos. Braun, Bibliotheca regularum fidei. T. I. Bonnae 1844.

J. G. von Weſſenberg, Die falſche Wiſſenſchaft und ihr Verhältniß zu dem Leben. Stuttg. 1844.

J. Penrose, Of the moral principle of the Atonement. Lond. 1843.

Brande J. Morris, An essay towards the conversion of learned and philosophical Hindus: etc. Lond. 1813.

Chr. Fr. Ammon und K. G. Prinz, Der Menſch und die Thierwelt. Dresd. 1813.

Dr. J. P. Lange, Deutſches Kirchenliederbuch oder die Lehre vom Kiechengeſang. Zürich 1813.

Léonard Emile Burckhardt, Les Nazaréens ou Mandai-Jahia (Disciples de Jean), appélés ordinairement Zabiens et Chrétiens de St. Jean (Baptiste), secte gnostique. Strasburg 1840.

Das deutſche Collegium in Rom. Entſtehung, u. ſ. w. unter Beyfügung betreffender Urkunden und Belege dargeſtellt von einem Katholiken. Leipz. 1843.

Povillon-Piérard, Description historique de l'église Métropolitaine de Notre-Dame de Rheims. Rheims 1823.

Ad. Schliemann, Die Clementinen nebſt den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beytrag zur Kirchen- und Dogmengeſchichte dee erſten Jahrhunderte. Hamb. 1844.

Ped. Fernand. Pulgar, Teatro clerical, apostolico y secular de las iglesias catedrales de Espana des de la fundacion primitiva y predicacion del evangelio. Madr. 1679. fol.

Alfr. Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge. Par. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Platonis de summo bono doctrina. Ratione et antiquiorum sententiarum et Aristotelis judicii habita exposuit atque illustravit **Theodorus Wehrmann**, Dr. Philosophiae. Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri. 1843.

In der Kritik der praktiſchen Vernunft ſpricht Kant den Wunſch aus, die Philoſophie möchte wieder im Sinne der Alten als Lehre vom höchſten Gute, ſo fern ſie als Wiſſenſchaft angeſtrebt wird, gefaßt werden. Wenn auch Kant bey dieſem Ausſpruche zunächſt nur das epikuriſche und ſtoiſche Syſtem im Auge gehabt zu haben ſcheint, ſo iſt in der That damit zugleich der höchſte Gegenſtand der griechiſchen Speculation überhaupt bezeichnet, das höchſte nicht bloß ethiſche ſondern auch metaphyſiſche Princip, an deſſen Erkenntniß alle Syſteme der griechiſchen Philoſophie, beſonders ſeit dieſe durch Sokrates zum vollen Bewußtſeyn ihrer ſelbſt gekommen, mit unausgeſetzter Bemühung arbeiteten. Daß dieß Problem aber auch der neuern Philoſophie nicht fremd geworden, wie ſchon aus dem eben angeführten Ausſpruche Kants und mehr noch aus dem ganzen Inhalt der genannten Schrift hervorgeht, obgleich es in derſelben eine andere Stellung und Geſtalt angenommen, giebt einen Beweis für deſſen innere Nothwendigkeit und ewige Bedeutung. In dieſem Sinne behandelt es auch der Verfaſſer der hier anzuzeigenden Schrift. Denn obgleich die nächſte und eigentliche Aufgabe derſelben als eine Darſtellung der platoniſchen Lehre über dieſen Gegenſtand ſich kund giebt, ſo iſt es doch nicht ein einſeitig gelehrtes, ſondern zugleich philoſophiſches Intereſſe, das die Unterſuchung leitet und belebt. Mit Recht aber wendet ſie ſich an die Griechen, als die Urheber und Begründer, und vornämlich an Platon, in deſſen Geiſt ſich der ſpeculative Genius der Hellenen am treueſten und vollſtändigſten ausſprach und die einzelnen Beſtrebungen zu einer Einheit der Erkenntniß zuſammen zu faſſen ſtrebten. So war Er es auch, der dieſe Frage zuerſt gründlich und umfaſſend behandelte und ſeinem großen Nachfolger nur noch die Vollendung und theilweiſe Berichtigung übrig ließ. Vorzüglich drey ſeiner tiefſten und bedeutendſten Werke kommen hier in Betracht, der Philebus, der Staat und der Timäus, alle drey ſeiner ſpäteren Schriftſtellerperiode angehörend.

Der Begriff des Guten, zu welchem die Philoſophie durch Platon gelangte, iſt der des Selbſtgenugſamen (αὐταρκὲς) und Vollendeten, Vollkommenen (τέλεον). Ueber dieſen Begriff iſt weder Ariſtoteles noch die Philoſophie überhaupt hinausgegangen; denn er iſt der höchſte, abſolute; es iſt der Begriff des abſoluten Zweckes, um deſſen willen alles Andere iſt, es ſelbſt aber um keines Anderen willen. Dieſer Begriff auf das Verhalten eines perſönlichen Weſens angewendet, erſcheint als Seligkeit, εὐδαιμονία — denn ſo wird die philoſophiſche Bedeutung des Wortes in unſerer Sprache beſſer ausgedrückt als durch Glückſeligkeit. Seligkeit iſt nach menſchlicher Weiſe zu reden das Selbſtgefühl eines durch ſich und um ſeiner ſelbſt willen ſeyenden Weſens. — In der vorausgeſchickten Ein-

Digitized by Google

leitung ſucht der Verf. nachzuweiſen, wie das griechiſche Bewußtſeyn von der erſten Unmittelbarkeit einer edlen Sinnlichkeit, wie ſie in ſeinen älteſten Dichtern ſich darſtellt, ausgehend, durch die verſchiedenen Stufen der philoſophiſchen Entwickelung hindurch zu der Höhe und Reinheit des Begriffes, wie ihn Platon und Ariſtoteles erkannten, ſich erhob und läuterte.

Von dieſem abſoluten Begriffe des höchſten Gutes iſt nach Kants Vorgange, auf den ſich auch der Verf. beruft, der relative Sinn zu unterſcheiden, in welchem das höchſte Gut als eines, und zwar als das erſte und vornehmſte unter mehreren, die auch mitzählen, erſcheint. Dieſe einzelnen Güter ſind als ſolche auch Zwecke, aber, dem abſolut Guten als dem abſoluten Zwecke gegenüber, nur untergeordnete und überhaupt nur gut, in ſo fern ſie dieſem dienen und von dieſem begriffen ſind. Darum laſſen ſie auch eine andere Betrachtung zu, wo ſie ſelbſt nicht als Zwecke erſcheinen, ſondern eben als einem Zwecke dienend. Dieß iſt der Begriff des Nützlichen, in welchem Sinne auch des Ariſtoteles Erklärung als: τὸ ποιητικὸν ἀγαθοῦ, und nach deutlicher: τὸ πρὸς τὸ τέλος, gemeint iſt. Der Verf. nimmt hier begründete Veranlaſſung, die Behauptung des Sokrates von der Einerleyheit des Guten und Nützlichen auf ihren richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen. Gewiß war des S. Anſicht nicht eine ſolche, durch welche das Gute herabgezogen wurde, als vielmehr darauf gerichtet, das relativ Gute oder Nützliche, welches ſich bis dahin in dem Bewußtſeyn der Griechen ausſchließlich geltend gemacht hatte, vor jeder ſeinem Begriff widerſtrebenden Verläugnung dieſer ſeiner nothwendigen Beziehung auf einen höheren Zweck zu bewahren und gegen jene ſophiſtiſchen Beſtrebungen ſicher zu ſtellen, nach welchen das Nützliche als der eigene Vortheil eines Jeden, zum Verderben der Sittlichkeit, ſich ſelbſt als letzten und höchſten Endzweck zu betrachten anfieng. — Mit Freuden gewahrten wir auch, daß der Verf. den von Ariſtoteles vielfach angefochtenen und corrigirten Satz des Sokrates, daß alle Tugend ein Wiſſen ſey, auf den Grund zurückzuführen weiß, von welchem aus betrachtet er einen ſehr tiefen, für die Erkenntniß der höchſten Begriffe wichtigen, ſpeculativen Sinn zuläßt. Eine ſolche Nachweiſung iſt immer verdienſtlich, ſelbſt wenn es nicht die Meinung ſeyn kann, dem Sokrates ſelbſt das ganze Bewußtſeyn dieſes ſpeculativen Gehaltes beyzumeſſen, da ja dadurch die bewunderungswürdige Geiſtes-Energie des Mannes, die ſogar auf ihrem individuellen Standpunkte eines ſolchen Begriffes fähig war, in ein um ſo helleres Licht geſetzt wird, das zugleich den eigentlich charakteriſtiſchen Mittelpunkt ſeiner ganzen Lehre und Erſcheinung zu beleuchten geeignet iſt. Auch kann es die Geſchichte der Philoſophie, ſofern ſie ſelbſt ein philoſophiſches Studium iſt, nicht von ihrem Bereiche abweiſen, von ſolchen Gedanken, die in der nächſten hiſtoriſchen Folge nicht zur vollen Entwickelung und Manifeſtation gelangt ſind, den Keim eines tieferen Gehaltes darzulegen. Entſchieden müſſen wir dagegen von des Verf. Anſicht abweichen, wenn er die Meinung aufſtellt, daß auch S. ſchon in ſeiner Darſtellung von dem höchſten Gute eine Beymiſchung der Luſt angenommen habe, da dieß gerade das Charakteriſtiſche der ſokratiſchen Lehre verwiſchen würde, die gewiß richtig von Diog. L. in den Worten: ἓν μόνον τὸ ἀγαθὸν εἶναι, τὴν ἐπιστήμην — dargeſtellt wird. Dabey wäre das Bedenken durchaus ungegründet, daß auf ſolche Weiſe die ſokratiſche mit der anaxagoriſchen Lehre identificirt würde, da, abgeſehen von der Verſchiedenheit, auf die ſchon die Ausdrücke θεωρία und ἐπιστήμη führen, und welche für Anaxagoras eher eine Vergleichung mit Ariſtoteles zuließen, der verſchiedene innere und äußere (hiſtoriſche) Zuſammenhang der beyderſeitigen Lehren vor einer Identificirung ihrer Bedeutung und Geltung bewahren muß. Eben ſo wenig kann die Herleitung des ariſtippiſchen Moralprincips aus der ſokratiſchen Lehre dieſe Anſicht begünſtigen, da das Gemeinſame beyder, wie ſchon von andern Forſchern nachgewieſen iſt und auch von dem Verf. anerkannt wird, in einem andern Punkte zu ſuchen iſt. Ein poſitives Zeugniß aber für die Auffaſſung des Diogenes kann man gerade in dem platoniſchen Philebus finden, wenn man ſolche in der Oekonomie des Dialoges begründete Andeutungen nicht unbeachtet laſſen will. Denn vergleicht man die am Anfange des Dialoges dem Sokrates in den Mund gelegte Behauptung

Digitized by Google

mit dem Reſultate der platoniſchen Unterſuchung, ſo liegt es nahe genug, zu vermuthen, daß Platon auf ſolche Weiſe die ihm eigenthümliche Weiterbildung des ſokratiſchen Princips hervortreten laſſen wollte.

Worin nun beſteht dieſe? Platon hatte nicht wie Sokrates die Aufgabe, die Philoſophie vor der ſelbſtzerſtörenden Auflöſung in Unphiloſophie zu retten, die ihn nöthigte, die ganze Energie ſeines Geiſtes auf die Anerkennung und Geltendmachung gewiſſer Grundprincipien zu wenden, ſondern konnte, auf dem durch Sokrates errungenen Boden ſtehend, manche von dieſem unbeachtet gelaſſene Keime der Entwickelung in bereits früher gewonnenen Reſultaten wieder aufnehmen und als integrirende Theile ſeiner ganzen philoſophiſchen Anſchauung ausbilden. Welch' hohen Werth er in dieſem Sinne auf pythagoriſche Lehren legte, iſt bekannt und der Philebus ſelbſt giebt den beſten Beleg dafür. Dieſen Dialog legt der Verf. mit Recht ſeiner Darſtellung der platoniſchen Lehre vom höchſten Gute zu Grunde, da er mehr als eine der anderen Schriften Platons auf eine principielle und in's Einzelne ausgeführte Entwickelung des Gegenſtandes eingeht. Ref. hat in der erſt kürzlich in dieſen Blättern abgedruckten Anzeige der Stallbaumſchen Ausgabe Veranlaſſung gefunden, den Inhalt desſelben in Kürze dem Leſer vorzuführen, und freute ſich, rückſichtlich der dort auseinandergeſetzten Schwierigkeiten, deren Löſung durch den Herausgeber als ungenügend erkannt werden mußte, hier dem im Ganzen übereinſtimmenden Urtheile des Verf. zu begegnen. Derſelbe verſucht ſeiner Seits eine neue Auflöſung, die von der gegenwärtig zu Geltung gekommenen Erklärungsweiſe dadurch abweicht, daß ſie in der Stelle 27 D die Schütziſche Conjektur μικρὸν ἐκεῖνο verwirft und die handſchriftliche Lesart μικρὸς ἐκεῖνος feſthält. Erweckt es ſchon ein günſtiges Vorurtheil für eine Erklärung, wenn ſie die Aufhellung einer Schwierigkeit im Inhalte durch Rettung des angefochtenen urkundlichen Textes zu erreichen ſucht, ſo darf ſie ſich doch gegenüber dem Urtheile anderer ſcharfſinniger Kritiker und Erklärer einer wiederholten Prüfung nicht entziehen. Der Zuſammenhang iſt folgender. Nachdem als die vier Grundgattungen alles Seyenden das Gränzloſe, die Gränze, das Gemiſchte und das Urſächliche erkannt worden, ſo wird gefragt, welcher der vier Gattungen das aus Luſt und Einſicht gemiſchte Leben, dem der höchſte Preis gebührt, angehöre. Die Antwort iſt: Natürlich der dritten, der des Gemiſchten. *Οὐ γὰρ δυοῖν τινοῖν ἐστὶ μικτὸς ἐκεῖνος ἀλλὰ ξυμπάντων τῶν ἀπείρων ὑπὸ τοῦ πέρατος δεδεμένων, ὥστε ὀρθῶς ὁ νικηφόρος οὗτος βίος μέρος ἐκείνου γίγνοιτ' ἄν.*

(Fortſetzung folgt.)

L. Annaei Senecae opera etc.

(Schluß.)

Was die Interpunction im Allgemeinen betrifft, mit deren Anordnung im erſten Bande ſich Ref. nicht ganz einverſtanden erklären konnte, ſo iſt ſie ſo ziemlich dieſelbe geblieben. Die Relativſätze entbehren durchaus, auch wo ſie als Vorderſätze einem gleichgeſtellten Nachſatze vorangehen, der Interpunction. Daß durch ſolche Sparſamkeit manchmals Undeutlichkeit entſtehe, dafür mag folgender Satz als Beweis dienen: (de benef. VI. 34. §. 3.) Quid? istos tu libros quos vix nomenclatorum conplectitur aut memoria aut manus amicorum existimas esse,? wo man nicht ſo leicht ſieht, daß quos . . . aut manus ein relativer Zwiſchenſatz iſt. Uebrigens erinnert ſich Ref. hier nicht ſo oft Anſtoß gefunden zu haben, als in dem erſten Bande.

Die Vergleichung der von Herrn Fickert ſelbſt benützten Handſchriften iſt allem Anſcheine nach hier eben ſo genau als in dem erſten Bande; weniger ſcheint dieß bey denjenigen der Fall zu ſeyn, welche dem Feßleriſchen Apparate angehören, wenn Ref. nach der Altdorfer (A.) ſchließen ſoll, welche mit der Erlanger, in welcher Ref. das erſte Buch de beneficiis verglichen hat, in den meiſten Fällen ſo übereinſtimmt, daß man beyde für eine und dieſelbe halten könnte, wenn nicht in jener Erlanger außer den Büchern de clementia, dem unterge-

Digitized by Google

ſchobenen Buche de paupertate und den Büchern de beneficiis alle Briefe enthalten wären, während in der Altdorfer nach dem Fickertſchen Programm (Prolegomena in novam Senecae philos. edit. Numburgi 1839.) S. 52. außer den erwähnten Schriften ſich nur die Briefe vom 97. an finden. Jenes Buch iſt nämlich in beyden ganz auf gleiche Weiſe verſtümmelt, und die aus der Altdorfer angeführten Lesarten treffen mit der Erlanger in ſo weit überein, daß die Abweichungen etwa nur auf ungenauen Angaben beruhen könnten; an ſehr vielen Stellen aber, wo ſich in der Erlanger nicht unbedeutende Abweichungen finden, iſt in der Altdorfer nichts bemerkt, ſo daß die Vergleichung derſelben um ſo mehr als eine unvollſtändige betrachtet werden darf, als die Greifswalder Handſchrift (g), welche in den aus der Altdorfer angeführten Lesarten mit dieſer und der Erlanger übereinzuſtimmen pflegt, die aus der Altdorfer nicht angeführten Abweichungen mit der Erlanger durchaus gemein hat. Dieſe Bemerkung zeigt einerſeits, daß man wenigſtens auf die Vollſtändigkeit der Vergleichungen in dem Feßleriſchen Apparate nicht zu viel bauen darf, andrerſeits macht ſie aber den Wunſch rege, daß Herr Fickert das Verhältniß der von ihm benützten Handſchriften, über welches er für ſeine Perſon gewiß im Klaren iſt, wenigſtens mit einigen Worten auch dem Leſer vor Augen geſtellt habe, was bey dieſen Büchern wohl nicht ſo ſchwer geweſen wäre, da ſich durch die verſchiedenartigen Verſtümmlungen die Handſchriften von ſelbſt in gewiſſe Klaſſen ſcheiden, wenn ſchon zu vermuthen iſt, daß ſie alle aus einer gemeinſamen Quelle hervorgegangen ſind, da an ſo vielen Stellen ſich in allen gleiche Verderbniſſe finden. Für die Briefe ſcheint Feßler dieſe Altdorfer Handſchrift nicht benützt zu haben; in dieſen trifft unter dem Apparate des Herrn Fickert (S. Bd. I. Vorrede S. XXI.) die zwepte Erlanger (e) mit der von dem Ref. verglichenen überein. Außer dieſer hat Ref. zu den in dieſem Bande enthaltenen Schriften nur noch eine Würzburger theilweiſe benützt, welche außer den Briefen die Naturales quaestiones, die Bücher de beneficiis und de clementia und die untergeſchobene Schrift de remediis fortuitorum enthält. Obgleich neu, ſchließt ſie ſich den beſſeren des Herrn Fickert an, was ſich ſchon daraus abnehmen läßt, daß dieſer die Verbeſſerung I, 1. §. 3. decoquere vero foedissimum ob hoc ipsum etc., welche Ref. nach derſelben in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. XXXI. Heft 3 S. 274. mitgetheilt hat, auch nach ſeinen Handſchriften vorgenommen hat; eben daſ. iſt auch de benef. IV. 12. §. 4. ſtatt der Gronov'ſchen Verbeſſerungen quota annua vorgeſchlagen quoto annuo, was Hr. F. auch in der Note empfiehlt. Eigenthümliche Lesarten finden ſich in dieſer Handſchrift, ſo weit ſie Ref. kennen gelernt hat, nur wenige, welche nebſt denen, die zur Unterſtützung der Autorität anderer Handſchriften irgend von Bedeutung ſind, an einem anderen Orte mitgetheilt werden ſollen.

Hiermit glaubt Ref. den Zweck ſeiner Anzeige erreicht, das heißt, dargethan zu haben, daß auch bey dem zweyten Theile ſeiner Ausgabe des Seneca Herr Fickert ſeine Aufgabe vortrefflich gelöſt hat, und daß, was in demſelben außer dem Gebotenen etwa noch zu wünſchen wäre, durch die Ungunſt des Schickſals, nicht durch ſeine Schuld, vorenthalten geblieben iſt; er fügt daher nur noch hinzu, daß auch die äußere Ausſtattung ganz dieſelbe geblieben iſt, als bey dem erſten Bande, und die Correctheit alles Lob verdient, indem ſich verhältnißmäßig nur ſehr wenige, meiſtens leicht zu berichtigende Druckfehler finden.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Platonis de summo bono doctrina.

(Fortſetzung.)

So die Handſchriften, und ſo erklärt auch Hr. W. ἐκεῖνος auf τὸν μικρὸν βίον bezogen, von dem eben im Vorausgehenden die Rede iſt: denn jenes (aus Luſt und Einſicht gemiſchte) Leben iſt nicht aus irgend welchen zweyen gemiſcht, ſondern aus allem Gränzenloſen, das von der Gränze gebunden iſt — und findet es ſogar als einen Verſtoß gegen die Logik, wenn man μικρὸν ἐκεῖνο, auf γένος bezogen, leſen wollte. Allein wenn man den erſten Eindruck befragen darf, dem auch ſein Recht gebührt, da er oft klarer ſieht und leichter das Richtige trifft, als die ſich bisweilen verwirrende gelehrte Reflexion, ſo muß es ſich doch zunächſt als ein Widerſpruch fühlbar machen, daß das aus Luſt und Erkenntniß gemiſchte Leben nicht aus irgend zweyen, ſondern aus allem Gränzeloſen u. ſ. w. gemiſcht ſey. Wenn man nun auch den Gedanken an und für ſich in folgender Weiſe zurecht legen kann, daß man den Sinn darin findet: in dem aus dieſen beyden gemiſchten Leben iſt überhaupt alles (darin vorkommende) Gränzloſe von der Gränze gebunden, ſo iſt doch die nachdrückliche Entgegenſetzung von δυοῖν τινοῖν und ξυμπάντων immer unmotivirt durch den Zuſammenhang, der nichts als die Begriffe des ἄπειρον und πέρας für das gemiſchte Leben foderte. Wie natürlich und angemeſſen dagegen dieſe Gedankenfolge: das gemiſchte Leben iſt ein Theil der dritten Gattung; denn dieſe befaßt nicht etwa irgend zwey, ſondern alles Gränzloſe u. ſ. w. unter ſich, ſo daß das preiswürdige Leben mit Recht ein Theil von jener genannt wird. Und damit ſtimmt vortrefflich die Ausdrucksweiſe überein, die für jene andere Auffaſſung manche, freylich unerwähnte, Schwierigkeiten darbietet. Denn erſtens iſt der Gebrauch des Pronomens ἐκεῖνος, auf den nächſten Gegenſtand der Rede bezogen, zum mindeſten auffallend, während es ganz ſchicklich auf das aus einer bereits abgemachten Unterſuchung Herübergenommene, nämlich das γένος μικρόν, ſich bezieht, auf welches auch das gleich folgende ἐκείνου geht; noch auffallender aber tritt das nachdrückliche: ὁ νικηφόρος οὗτος βίος ein, wenn im unmittelbar Vorausgehenden eben davon die Rede iſt, während es ſeine volle ſyntaktiſche und oratoriſche Bedeutung gewinnt, ſobald dort ein Anderes, nämlich das γένος μικρόν gemeint iſt. Aber freylich ſoll ein logiſcher Fehler in der Gedankenfolge ſeyn, der allerdings nicht abzuweiſen iſt, wenn ſich keine Vermittelung zwiſchen den Elementen der Miſchung ergiebt. Allein dieſe iſt wirklich vorhanden, wie der Verf. ſelbſt richtig nachgewieſen hat. Denn wenn auch daran feſtzuhalten iſt, daß νοῦς φρόνησις u. ſ. w. dem Geſchlecht des Urſächlichen angehört, und keine Andeutung berechtigt, ſie dem πέρας zuzuweiſen, ſo ſetzt doch das Urſächliche als das Hervorbringende beyder (27 A) dem Gränzeloſen, der Luſt, die Gränze, ſo daß jetzt in der Verbindung mit der φρόνησις die Luſt ein von der Gränze Gebundenes erſcheint und mit Recht der gemiſchten Gattung untergeordnet wird, welches alles Gränzloſe und von der Gränze Gebundene in ſich befaßt.

Auf ſolche Weiſe wäre nun wohl eine Schwie-

rigkeit, die ſich im Gedankenzuſammenhange des Philebus ergiebt, gehoben. Allein verſucht man auf den Zuſammenhang des ganzen Syſtems einzugehen, ſo wird ſich noch manches Widerſtrebende und ſchwer zu Vereinigende herausſtellen. Denn ſo richtig der Verf. bemerkt (S. 46), daß die Principien hier, im Philebus, nicht in kosmogeniſcher Abſicht und Bedeutung aufgeſtellt werden, wie im Timäus, ſo giebt ſich doch offenbar gerade im Philebus das Beſtreben kund, für die ethiſchen Grundbeſtimmungen ſolche Principien zu gewinnen, die zugleich an die Spitze der Phyſik geſtellt werden könnten. Ueberlaſſen wir jedoch die Unterſuchung über die Vereinbarung der im Philebus und Timäus aufgeſtellten Lehren, wozu noch jene Schriften, die mehr die dialektiſche Seite des Gegenſtandes behandeln, einen wichtigen Beytrag geben, dem künftigen Darſteller des platoniſchen Syſtems und wenden uns zu dem, was der Verf. für die Aufhellung der Schwierigkeiten, welche die von Platon aufgeſtellte Reihenfolge der Güter darbietet, geleiſtet hat: ſo geht der Verf. von der richtigen Einſicht aus, daß unter dem erſten Gute nicht die Idee des Guten, wie andere Erklärer wollen, gemeint ſeyn kann, ſondern nur ein Beſtandtheil deß dem vollendet Guten entſprechenden Lebens. Allein um das Verhältniß der Abſtufung befriedigend zu erklären, bedurfte es noch mancher Erläuterungen, die hier ebenfalls vermißt werden. Namentlich reicht die Berufung auf die Stelle 52 D nicht hin zur Nachweiſung, daß in den beyden erſten Graden das Verhältniß von Seele und Leib, von Form und Materie zu erkennen ſey. Dem Verf. ſcheint hier das von Ariſtoteles ſo ſehr empfohlene ποσαχῶς λέγεται entgangen zu ſeyn. Denn offenbar ſind zwey verſchiedene Bedeutungen des Wortes ἱκανόν, welches dem Verf. zur Begründung ſeiner Erklärungsweiſe behülflich ſeyn ſoll, verwechſelt, indem es an der angezogenen Stelle, wo es mit dem σφόδρα und πολύ u. ſ. w. als gleichartig verbunden und mit dieſem in das γένος ἄπειρον, welches dem materialen Princip entſpricht, geſetzt wird, nicht anders als in der bloß quantitativen Bedeutung des Reichlichen, Ueberfließenden, verſtanden und alſo unmöglich in gleichem Sinne gemeint ſeyn kann mit jenem ἱκανόν, welches mit dem αὐταρκές und τέλεον auf eine Linie geſtellt, das Genugſame, in ſich Befriedigte bedeutet und als ein Merkmal des vollendet Guten bezeichnet wird. Vor Allem alſo mußte die Vermittelung beyder Bedeutungen nachgewieſen und gezeigt werden, wie die eine aus der anderen abzuleiten iſt. Das ἱκανόν im abſoluten Sinne, in welchem es als der zweyte Grad in der Reihefolge der Güter genommen werden muß, gehört eben ſo wie das μέτρον weder dem rein Grenzloſen noch der reinen Gränze, ſondern dem aus beyden Gemiſchten, der aus der Begränzung des Gränzloſen hervorgehenden Gattung an. Vergleicht man aber beyde mit einander, ſo zeigt ſich, daß in dem Begriff des μέτρον die aktive Bedeutung des Begränzenden, in dem des ἱκανόν die paſſive des Begränzten die vorherrſchende iſt, wodurch ſich allerdings eine Analogie zu dem Verhältniß von Form und Materie, oder beſſer von Seele und Leib ergiebt. Die bloß quantitative Bedeutung des ἱκανόν, welche aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch herübergenommen iſt, beruht demnach auf einer Verkürzung ſeines eigentlichen und vollſtändigen Begriffes.

Andre Fragen, die ſich ebenfalls anbieten, z. B. warum nach dieſer Auffaſſung der beyden erſten Stufen Verſtand und Vernunft, die der Gattung des Urſächlichen angehören, erſt an dritter Stelle erſcheinen, läßt der Verf. unberührt, obgleich im Ganzen nicht verkannt werden darf, daß durch ſeine Beleuchtung das Verſtändniß der immerhin ſchwierigen Stelle gefördert worden iſt. — So viel aber ſcheint jedenfalls zugegeben werden zu müſſen, was auch Brandis in ſeiner Darſtellung der platoniſchen Philoſophie anerkennt, daß ſich in dieſer Auseinanderſetzung eine gewiſſe Eilfertigkeit kundgebe, die nicht ohne Schuld Platons das Verſtändniß erſchwere und darum auch nicht als ein letzter Abſchluß betrachtet werden könne.

Wohlgelungen iſt die weitere Darſtellung der ethiſchen Lehren Platons, aus den übrigen Schriften, beſonders dem Staate, zur Ergänzung des Philebus, entnommen (S. 100—114). Mit beſonderer Sorgfalt aber geht der Verf. auf die Kritik ein, welcher Ariſtoteles in den ethiſchen Schriften die Lehre Platons unterwirft. Er ſtützt ſich dabey auf Spengels Unterſuchungen „über die unter dem Na-

men des Ariſtoteles erhaltenen ethiſchen Schriften,“ mit deren Reſultate er im Weſentlichen durchaus einverſtanden ſich erklärt. Er geht demnach davon aus, daß als das ächte Werk des A. die Nikomachiſche Ethik anzuſehen ſey und für die Unterſuchung über die ἡδονή das zehnte Buch zu Grunde gelegt werden müſſe, da das ſiebente alle Zeichen der Unächtheit an ſich trage. Uebrigens bekennt er ſich zu dem lobenswerthen Grundſatze, daß in Rückſicht auf die Kritik der platoniſchen Lehren es nicht auf den Urheber ſondern auf das Gewicht und die Richtigkeit der gemachten Einwürfe ankomme und dieſelben die ganz gleiche Beachtung verdienen, ſie mögen von Ariſtoteles oder einem Anderen herrühren. Der Verf. bemüht ſich hier wie an anderen Stellen dem: „Qui bene distinguit“ ſein Recht widerfahren zu laſſen, und es namentlich in Bezug auf die Begriffsbeſtimmung der ἡδονή als eine die wahre Anſicht Platons verfälſchende und höchſtens durch eine ungenaue Ausdrucksweiſe desſelben begünſtigte unrichtige Auffaſſung älterer und neuerer Platoniker nachzuweiſen, wenn angenommen wird, Platon habe die Luſt als Wiederherſtellung oder Entſtehung und Bewegung dargeſtellt, während ſie nach ſeiner wahren Meinung nur daraus entſtünde. Auf einem ganz ähnlichen Verſehen beruhe die Annahme, daß A. die ἡδονή als ἐνέργεια beſtimme, während ſie nach ſeiner Erklärung nur als deren Vollendung zu betrachten ſey und alſo nicht ohne eine ſolche gedacht werden könne. Dadurch werde die Verſchiedenheit der platoniſchen und ariſtoteliſchen Anſicht darauf reducirt, daß Platon die ἡδονή aus einer γένεσις, Ariſtoteles aus einer ἐνέργεια entſtehen laſſe. Letztere unterſcheidet ſich aber von erſterer dadurch, daß die ἐνέργεια nicht in einer Succeſſion von Momenten, deren jeder für ſich unvollſtändig iſt, ſich vollendet, ſondern Anfang und Ende nicht unterſcheiden läßt, ſo daß jeder geringſte Theil für ſich ein Ganzes iſt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Fr. Böhringer, Die Kirche Chriſti und ihre Zeugen oder die Kirchengeſchichte in Biographieen. Bd. I. 1. 2. Zürich 1843.

Artaud de Montor, Histoire du pape Pie VIII. Par. 1844.

Diego de Villafranca, Chronologia sacra, origen de la religion de los P. P. Clerigos reglares Menores. Madrid 1706. fol.

Fr. de la Vega y Toraya, Chronica de la provincia de Castilla, Leon y Navarra, del orden de la santissima trinidad. P. 1—3. Madr. 1720. f.

Alons. de Torres, Chronica de la santa provincia de Granada, de la regular observancia de N. Seraf. Padre San Francisco. Madr. 1683.

Fr. Diago, Historia de la provincia de Aragon de la orden de predicadores, desde su origen y principio hasta el año 1600. Barcelona 1598.

Willebrord van der Heyden, Verhaal van de Verrigtingen der Jezuieten in Friesland. Leeuward. 1843.

S. de Vasconcellos, Chronica da companhia de Jesu do estado do Brasil. Lisb. 1663. fol.

C. Süskind, Der Organismus der proteſtantiſchen Kirche. Ein Verſuch über die kirchlichen Zuſtände in Württemberg. Blaubeuern 1843.

Ribbeck, Die ordinatoriſche Verpflichtung der evangeliſchen Geiſtlichen auf die ſymboliſchen Schriften. Berl. 1843.

M. C. Ferd. Crain, Die Reformation der chriſtlichen Kirche in Wismar. Wismar 1841. 4.

Dr. H. Schleiden, Die proteſtantiſche Kirche und die ſymboliſchen Bücher. Hamb. 1840.

B. Glasius, Geschiedenis der christelijke Kerk en Godsdienst in Nederland, na het vestigen der Hervorming. Vol. 1. 2. Amsterd. 1843.

Rich. Cattermole, The litterature of the church of England. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Digitized by Google

J. Bennet, The history of Dissenters during the last thirty years (from 1808 to 1838). Lond. 1839.

J. M. Prat, Histoire de Saint Irénée, second évêque de Lyon, docteur de l'église et martyr. Lyon 1843.

Gabriel Pasqual y Orbaneja, Vida de Sanindalecio y Almeira ilustrada en su antiguetad, origen y grandeza. Almeira 1639. fol.

Herm. Lorenzo Ortiz, Origen y instituto de la compañia de Jesus, en la vida de San Ignacio de Lojola. Sevilla 1679. fol.

J. Cebrian, Constitutiones synodales del arcobispado de Zaragoza. Caragoça 1656. fol.

Constitutiones synodales del obispado de Pamplona. Pamplona 1591. fol.

Andr. Advocat Barbèri, Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI. et VII., Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 91—108. Romae 1843. fol.

Fr. Pedro Monteiro, Historia da Santa inquisiçâo do reyno de Portugal e suas conquistas. Lisb. 1749—50.

Dr. Ph. Marheineke, Die Reform der Kirche durch den Staat. Leipz. 1844.

S. Marques, Brasilia pontificia. Ulyssipone 1758.

Des Cardinal Litta Briefe über die ſogenannten vier Artikel des Clerus von Frankreich. Nebſt einer Einleitung von Robian von Bortbeck, und einem Anhange, verſchiedene Dokumente und die Conſiſt. Akten der Retractation des Febronius enthaltend. Münſter 1844.

Honi irodalmi hirdeto. Ungariſche Bibliographie. Redig. von M. Magvar. Peſth 1844.

Lijst van nieuw uitgekomen Boeken in den Jare 1844.

Jordan, Jahrbücher für ſlawiſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft. Leipz. 1844.

J. L. Vives, Opera omnia distributa et ordinata in argumentorum classes praecipuas a G. Majansio. T. 1—8. Valentiae 1782—90. fol.

Dr. Ed. Brinckmeier, Abriß einer documentirten Geſchichte der ſpaniſchen Nationalliteratur u. ſ. w. Leipz. 1844.

M. Wocher, Allgemeine Phonologie. Stuttg 1841.

Diccionario de voces españolas geográficas. s. l. et a. 4.

Franc. Junii, Etymologicum Anglicanum. Ex autographo descripsit et accessionibus permultis auctum edidit Edw. Lye. Praemittuntur vita auctoris et grammatica Anglo-Saxonica. Oxonii 1743. fol.

A. Boeckh, Des Sophocles Antigone. Berl. 1843.

El. Vartabed, Soulèvement national de l'Arménie chrétienne au V. siècle, contre la loi de Zoroastre sous le commandement du prince Vartan le Mamigonien. Par. 1844.

Tchao-Chi-Kou-Eul, ou l'orphelin de la Chine, traduit du Chinois par Stanisl. Julien. Par. 1834.

The Dabistán; or School of Manners. Translated from the original Persian, with notes and illustrations by Daniel Shea and A. Troyer. Vol. 1—3. Par. 1843.

C. F. Dorfmüller, De Graeciae primordiis aetates quatuor. Stuttg. 1844.

Lucas de S. Catharina, Memorias da ordem militar de S. João de Malta. T. I. (unico). Lisboa 1834.

J. M. Gassier, Histoire de la chevalerie française. Par. 1844.

Costanzo Gazzera, Memorie storiche dei Tizzoni conti di Desana e notizia delle loro monete. Torino 1842.

D. Ant. Ramos, Descripçion genealogica de la casa de Aguayo. Malaga 1781. fol.

Pedro Lozano, Descripçion chorographica del terreno, rios, arboles y animales de las dilatadissimas provincias del gran Chaco, Gualamba etc. etc. Cordoba 1733.

Dr. Ch. Birch, Ludwig Philipp der Erſte, König der Franzoſen. Stuttg. 1843.

Dr. Fr. A. Wagner, Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer unweit dem Ausfluß der ſchwarzen Elſter. Leipz. 1828.

Jac. Nardi, Istorie della città di Firenze. Per cura è opera di Lelio Arbib. Vol. 1. 2. Firenze 1842.

Fr. Inghirami, Storia della Toscana. Fasc. 11—20. Fiesol. 1843.

Castruccio Bonamici, Comentarios o memorias de la sopresa de Veletri y de la guerra de Italia año de 1744. Madr. 1798.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Platonis de summo bono doctrina.

(Schluß.)

Soviel iſt ohne Weiteres zuzugeben, daß A. die platoniſche Lehre über dieſen Gegenſtand nicht ſo faſt widerlege, d. h. in ihrer Grundlage aufhebe, als vielmehr ausbilde und vollende, und zwar in dem Maaße, daß ſelbſt der von Ariſtoteles in die Philoſophie eingeführte fruchtbare Begriff der *ἐνέργεια* nur als der richtige Ausdruck deſſen erſcheinen darf, was Platon in ſeiner ganzen Philoſophie ſuchte und nur mit dem Begriff der *οὐσία*, obwohl er ſie nicht in dem beſchränkten Sinne der Weſenheit, wie A., denkt, und der Idee nicht vollkommen zu erreichen vermochte. Dabey darf jedoch der verſchiedene Standpunkt nicht überſehen werden, von dem Platon und Ariſtoteles ausgehen, beruhend in der hiſtoriſchen Stellung ihrer Philoſophie und der Verſchiedenheit ihrer polemiſchen Beziehung. Denn während Platon es als ſeine Aufgabe erkennt, der hedoniſtiſchen Richtung der ariſtippiſchen Schule entgegenzutreten, und darum den vorzüglichen Nachdruck auf die metaphyſiſch und moraliſch ungünſtige Seite der Luſt legt: geht A. ſichtlich darauf aus, zwar nicht dem Hedoniſmus das Wort zu reden, den er vielmehr ebenfalls bekämpft, aber doch die in der platoniſchen Philoſophie zurücktretende günſtige Seite hervorzuwenden, alſo der Luſt und dem Vergnügen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Platon unterſcheidet reine und unreine, d. i. mit Unluſt gemiſchte Vergnügen. In Rückſicht auf die erſteren, die Pl. ebenfalls mit dem Denken nicht nur verträglich ſondern ſogar eigenthümlich verbunden anerkennt und darum auch von dem vollendet guten Leben nicht ausſchließt, ſtimmen beyde weſentlich überein, dahingegen A. die von Pl. aufgeſtellte Beſtimmung der mit Unluſt gemiſchten Luſt nicht gelten läßt. Verdient es auch gleich nur Beyfall, wenn der Verf. den gegen Ariſtoteles bisweilen in zu großer Ausdehnung laut werdenden Vorwurf zurückweiſt, als beruhe ſeine Beurtheilung platoniſcher Lehren großentheils auf Mißwollen oder Mißverſtändniß: ſo kann doch in dieſem Falle A. von einer unrichtigen Auffaſſung der Anſichten ſeines Vorgängers nicht frey geſprochen werden. Denn ſo wollte es Pl. gewiß nicht verſtanden haben, wenn er die Luſt dem Geſchlecht des Gränzloſen, welches das Mehr und Weniger in ſich hat, zuweiſt, wie man dieß z. B. von jeder menſchlichen Tugend und Eigenſchaft ſagt, wo die verſchiedenen Grade — das Mehr und Weniger — genau genommen nur Annäherungsſtufen des wirklichen Beſitzes bedeuten; ſondern er will vielmehr das Weſen der Luſt als ein ſolches beſtimmen, das in einem Schwanken zwiſchen Mehr und Weniger, zwiſchen Luſt und Unluſt beſteht, welche letztere der Luſt immer beygemiſcht iſt eben weil ſie unbefriedigt bleibt und nie ſich ſelbſt zu erreichen vermag — ähnlich dem, was unſer deutſcher Dichter ſo unvergleichlich ausdrückt in den Worten des Fauſt: „So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.“ Damit aber, glauben wir, hat Pl. das Weſen der Luſt ſehr tief gefaßt und treffend bezeichnet; ja es iſt die Frage, ob er von dieſer Weſensbeſtimmung die ſo genannten reinen Arten auszuſchließen brauchte und ob dieſe nicht vielmehr nur reinere Arten ſind, in denen das Gefühl des Unbefriedigten, alſo

Digitized by Google

der Unluſt nur mehr zurücktritt aber doch nicht ganz verſchwindet. Denn was iſt eine vollkommene, in ſich beſchloſſene und befriedigte, ſich ſelbſt durchaus gleichartige, in jedem Momente das Ganze umfaſſende, alſo von dem Weſen der Zeit unberührte Luſt anders als Seligkeit, zu deren Begriff die Ewigkeit gehört, da das der Zeit und Vergänglichkeit Unterworſene dadurch nothwendig auch eine qualitative Ungleichartigkeit in ſich aufnimmt, alſo dem Begriff der Vollkommenheit entſagen muß? Seligkeit iſt das Gefühl einer vollkommenen ἐνέργεια, die zugleich eines vollkommenen Weſens iſt; dahingegen ein unvollkommenes Weſen nur einer unvollkommenen ἐνέργεια fähig iſt, als deren Vollendung oder Gipfel A. die Luſt bezeichnet. Eine unvollkommene ἐνέργεια erreicht aber eben darum nicht den wahren Begriff der ἐνέργεια, und fällt dadurch in das Gebiet der γένεσις, des Werdens, einer in ſich ungleichartigen und von ihrem Gegentheil begleiteten Aktion. Damit halten wir den Widerſpruch für gelöſt, den der Verf. in der platoniſchen Theorie erblickt und zugleich die Widerlegung des Ariſtoteles, ſo weit ſie Platon mit betrifft, auf ihren wahren Grund zurückgeführt. Auch glauben wir die Frage, welche der Verf. S. 125 berührt: ob nach platoniſcher Vorſtellung den Göttern Luſt zugeſchrieben werden könne oder nicht, anders als derſelbe beantworten zu müſſen. Denn wenn auch die Stelle im Philebns 33 B. ſich allerdings zunächſt auf die ſinnliche Luſt bezieht, ſo kann doch jene andere aus dem Phädrus angeführte Stelle, die durchaus einen poetiſchen Charakter trägt, noch weniger als Beweis geltend gemacht werden, während die ganze Anſchaunng, die dem Philebus zu Grunde liegt, dahin führt, daß in Platons Begriff von der den Göttern beyzumeſſenden Seligkeit die Luſt als ſolche keinen Platz mehr findet und es ebenſo die Uebertragung eines menſchlichen Begriffes auf das Weſen Gottes iſt, wenn man von einer Luſt oder Wonne Gottes ſpricht, als es hinwiederum unter menſchlicher Beſchränkung gedacht werden muß, wenn dem Menſchen eine Seligkeit beygemeſſen wird.

Anlangend ferner die Beſtimmung der Luſt als einer γένεσις, die Sokrates von Anderen vernommen zu haben erklärt, ſo geht der Verf. von der Anſicht aus, zu der ſich Ref. in jener oben erwähnten Anzeige ebenfalls bekannt hat, daß Pl. ſelbſt ſie damit als nicht die ſeinige erklären und auch ihre Vertretung nicht übernehmen wollte. Allein die Frage iſt, ob es nicht gerade dem Weſen der dialogiſchen Darſtellung entſpricht, daß Pl. auf ſolche Weiſe ſeine eigenen Lehren und Ueberzeugungen dem Sokrates in den Mund legt, um ſo mehr als zwey Begriffe eingeführt werden, deren Gegenſatz in der platoniſchen Philoſophie durchaus von der größten Bedeutung iſt.

Tiefer in den Gegenſtand einzugehen, kann hier nicht unſere Aufgabe ſeyn, da uns nur obliegt, zu zeigen, was in der genannten Schrift, die gewiß kein Leſer unbefriedigt aus der Hand legen wird, zu ſuchen und zu erwarten ſey. Die Darſtellung iſt ebenfalls fließend und klar, und wenn man nicht übertriebene Anforderungen macht, feey von Barbariſmen. Nur dieß können wir als eine Art Flecken nicht unerwähnt laſſen, was die Weiſe, deutſche Stellen zu citiren, betrifft, indem es gewiß jedes Sprachgefühl beleidigen muß, z. B. p. 117 zu leſen: ibique professus est suam „aus wiederholter Forſchung entſtandene Ueberzeugung“ u. ſ. w. Vor ſolchen Unſchönheiten ſollte der Geiſt des Alterthums bewahren. Uebrigens verdient noch eine beſondere Anerkennung der wohlthuende Ton, der in der ganzen Schrift herrſcht, indem die freye Selbſtändigkeit des Urtheils, die der Verf. überall beurkundet, beherrſcht von dem inneren Maaße, nirgends in herbe Rückſichtsloſigkeit und Schroffheit ausartet.

Schließlich erwähnen wir noch eine Schrift, die, wie in äußeren Umſtänden — beyde geben ſich als Erſtlingsſchriften kund — ſo auch im Inhalte mit der vorigen verwandt iſt. Sie führt den Titel:

De dialectica Platonis. Scripsit Carolus Kuehn, Phil. D. Berolini 1843.

Denn obwohl die Unterſuchung in Umfang und Richtung ſich von der obigen unterſcheidet, ſo ließe ſich doch ſchon aus dem inneren Zuſammenhange, in dem alle Theile der Philoſophie zu einander ſtehen, abnehmen, daß zwey Schriften, die demſelben Syſteme gewidmet ſind, Berührungspunkte haben

müſſen. Hier waltet aber noch das beſondere Verhältniß, daß die Lehre vom höchſten Gute, welche in der Erkenntniß der Idee des Guten wurzelt, ſomit in das Gebiet der Ideenlehre fällt, welche den eigentlichen Gegenſtand der platoniſchen Dialektik ausmacht. Dieſen Theil behandelt der Verf. vorzüglich in dem dritten Abſchnitte, von S. 30—41., jedoch, wie ſich ſchon aus dem verſchiedenen Umfange der beyden Schriften entnehmen läßt, weniger ausführlich und auch weniger gründlich als H. W. So z. B. bleibt H. K. bey der von anderen dargebotenen Anſicht ſtehen, daß in der Reihenfolge der Güter am Schluſſe des Philebus unter dem erſten die Idee des Guten zu verſtehen ſey. Uebrigens ſucht der Verf. die Deutungen Herbarts und Ritters, welche letztere auf der Schleiermacherſchen Erklärungsweiſe beruht, zu widerlegen und zu berichtigen.

E.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Marc. Benci, Storia della città di Montepulciano. Fiorenza 1641.

Franc. Guichardino, La historia en la qual demas de las cosas que han subcedido des de el año 1492, hasta nuestros tiempos, se tracta muy en particular de los hechos del Gran Capitan en el reyno de Napoles. Baeza 1581.

Seb. Ciampi, Notizie dei secoli XV et XVI. sull' Italia, Polonia e Russia. Firenze 1833.

L. Buhl, Fragen der innern Politik und Verwaltung. Zürich 1843.

Lebensbilder aus dem Befreyungskriege. I. Ernſt Friedrich Herbert Graf von Münſter. Abth. 3. Jena 1844.

Louis du Bois, Charlotte de Corday. Par. 1838.

G. Baini, Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giov. Pierluigi da Palestrina. Vol. 1. 2. Roma 1838.

Fr. G. M. Hofmann, Lebensbeſchreibung des Ablaßpredigers Dr. Johann Tetzel. Ein Beytrag zur Geſchichte der deutſchen Kirchenreformation im 16. Jahrhundert. Leipz. 1844.

G. H. Sixt, Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenoſſe der Reformatoren. Heidelb. 1843.

Dr. L. Schipper, Irlands Verhältniß zu England entwickelt aus der Geſchichte ſeiner erſten Unterjochung, bis auf die neueſte Zeit und O'Connell's Leben und Wirken. Breſl 1844.

Messager des sciences et des arts de la Belgique. Anneé 1843. Gand 1843.

Sirtema de Grovestins, La conférence de Londres et Guillaume I. ou de l'influence du système de persévérance sur l'état financier du royaume des Pays-Bas. Par. 1844.

Ant. de Sousa de Macedo, Lusitania liberata ab injusto Castellanorum dominio. Lond. 1645. fol.

Collecção dos breves pontificios, e leys regias, que forão expedidos e publicados desde o año de 1741 sobre a liberdade das Pessoas, Bens, e commercio dos Indios de Brasil. Ulyssipone 1755.

Ant. de Capmany, Ordenanzas de las armadas navales de la corona de Aragon aprobadas por el rey D. Pedro IV. año de 1354. Madr. 1787. fol.

J. G. Kohl, Reiſen in England und Wales. Th. 2. Carlisle, Newcaſtle, York, Leeds, Wakefield und Mancheſter. Leipz. 1844.

Dr. T. F. Kniewel, Reiſeſkizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche geſammelt auf einer Reiſe in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutſchland im Jahre 1842. Th. 2. und letzter. Leipz. 1844.

Prof. Aug. Fr. Möbius, Die Elemente der Mechanik des Himmels auf neuem Wege ohne Hülfe höherer Rechnungsarten dargeſtellt. Leipz. 1843.

L. W. Klemm, Die Landesvermeſſung und die in ihrem Gefolge befindlichen Arbeiten erläutert durch die im Königr. Württemberg zur Ausführung gekommene Vermeſſung. Stuttg. 1843.

G. M. Kletke, Die Preußiſchen Eiſenbahnen. Abth. 1. 2. Berlin 1844.

C. L. v. Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 22. Neue Folge. Bd. 2. Wien 1843. 4.

Digitized by Google

Al. Brongniart, Die Gebirgsformationen der Erdrinde oder Verſuch über die Struktur des bekannten Theils unſeres Erdkörpers. Straßb. 1830.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Großbritanniens. Lief. 10—20. Schluß. Neuchatel 1844.

J. Fr. L. Hausmann, Geologiſche Bemerkungen über die Gegend von Baden bey Raſtadt. Göttingen 1844.

Dr. C. Reichenbach, Geologiſche Mittheilungen aus Mähren. Wien 1834.

J. B. Boussingault, Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. T. 1. 2. Paris 1843.

Codigo de comercio, decretado, sancionado y promulgado en 30 de Mayo de 1829. Madrid 1829. f.

St. Clair Duport, De la production des métaux précieux au Méxique, considérée dans ses rapports avec la géologie, la metallurgie et l'économie politique. Avec Atlas. Paris 1843.

Dumortier, Recherches sur la motilité des végétaux. Gand 1829.

— —, Essai carpographique présentant une nouvelle classification des fruits. Brux. 1835. 4.

J. D. W. Hartmann, Erd- und Süßwaſſer-Gaſteropoden. Heft 2 — 7. St. Gallen 1843.

J. J. Kaup, Claſſification der Säugethiere und Vögel. Darmſtadt 1844.

Dr. C. G. Neumann, Der Menſch oder populäre Menſchenkunde. Aachen 1844.

Dr. Ch. H. Nagel, Reiſe-Erfahrungen über den gegenwärtigen Zuſtand des Realſchulweſens in Deutſchland. Ulm 1844.

Moritz Haupt, Engelhard. Eine Erzählung von Konrad von Würzburg. Leipzig 1844.

Arth. Dinaux, Trouvéres, Jongleurs et Ménéstrels du Nord de la France et du Midi de la Belgique. Vol. 1 — 3. Paris 1837 — 43.

Reden von Elias Tegner. Aus dem Schwed. überſetzt von T. Homberg. Frankfurt 1844.

Mos. J. de Febrér, Trobes en que tracta dels llinatges de la conquista de la ciudad de Valencia é son regne. Valencia 1796. 4.

Polo de Medina, Obra en prosa y verso. Madr. 1726.

Franc. Rodr. Lobo, Obras politicas moraes e metricas. Lisboa 1723. fol.

Mart. Sarmiento, Memorias para la historia de la poesia y poetas Españoles. Madr. 1775.

V. de Garcia, La armonia del Parnas, mes numerosa en las poesias varias del Atlant del cel poetic. Barcelona 1703. 4.

Aug. Beger, Die Würde der Muſik im griechiſchen Alterthume. Dresden 1839.

Fr. Salina, De musica libri septem, in quibus ejus doctrinae veritas ostenditur. Salamant. 1577.

Mazzarino, Epistolario inedito pubblicato da Carlo Morbio. Milano 1842.

Dr. J. L. Tellkampf, Ueber die Beſſerungsgefängniſſe in Nordamerika und England. Berlin 1844.

Jahrbücher der Gefängnißkunde und Beſſerungsanſtalten, herausgegeben von Dr. N. H. Julius, Nöllner und Dr. Varrentrapp. Bd. 1 — 3. Frankf. 1842 — 44.

Bülow-Cummerow, Politiſche und finanzielle Abhandlungen. Heft 1. Berlin 1844.

Dr. G. L. Funke, Das Weſen der Polizey. Leipzig 1844.

Dr. H. F. W. Hinrichs, Politiſche Vorleſungen. Bd. 1. 2. Halle 1843.

Archiv für die geſammte Medicin, herausgegeben von Dr. H. Häſer. Bd. 1 — 5. Jena 1840 — 43.

Allgemeine Zeitſchrift für die Pſychiatrie und pſychiſch-gerichtliche Medizin. Bd. 1. Berlin 1844.

Dr. E. C. Wicke, Verſuch einer Monographie des großen Veitstanzes u. ſ. w. Leipzig 1844.

Dr. A. J. Wawruch, Praktiſche Monographie der Bandwurmkrankheit. Wien 1844.

Dr. A. Mayer, Die Krankheiten des Zwölffingerdarmes. Düſſeldorf 1844.

Dr. C. A. Bredow, Ueber die Skrofelſucht und die davon abhängigen Krankheitszuſtände. Berlin 1843.

Dr. F. A. von Ammon, Ueber Iritis. Berlin 1843.

Dr. A. K. Heſſelbach, Handbuch der geſammten Chirurgie. Th. 1. Jena 1844.

Urtheil in der Unterſuchungsſache gegen Dr. Scheffer, Dr. Eichelberg, Prof. Dr. Jordan wegen verſuchten Hochverraths. Nebſt den Entſcheidungsgründen. Marburg 1843.

Das Strafgeſetzbuch für das Königreich Norwegen, überſetzt von F. Thaulow. Chriſtiania 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. Vierter Band. Erſte Lieferung. Römiſche Geſchichte von dem erſten puniſchen Kriege bis zum Tode Conſtantins, nach Niebuhrs Vorträgen bearbeitet von Dr. Leonhard Schmitz. Aus dem Engliſchen von Dr. Guſtav Zeiß, Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar. Jena 1844. S. 160 gr. 8.

Die Größe des Verluſtes, welchen die Wiſſenſchaft durch den unerwartet frühzeitigen Tod Niebuhrs erlitt, wird von allen Freunden des claſſiſchen Alterthums noch zu tief gefühlt, als daß wir nöthig hätten, daran zu erinnern. Auch dürfte in jedem Freunde der hiſtoriſchen Litteratur, welcher den dritten Band ſeiner römiſchen Geſchichte geleſen hat, der Umſtand wehmüthige Gefühle erregen, daß der Faden des großartigen und in ſeiner Art unübertrefflichen Werkes da zerreißt, wo es nach Beendigung der verwickelten Unterſuchungen über das Dunkel der früheren Zeit durch die Darſtellung der großen Erſcheinungen der ſpätern erſt ein ganz eigenthümliches Intereſſe erhalten hätte. Da Niebuhr über die inhaltſchwere Periode vom Ende des erſten puniſchen Krieges bis zur Schlacht bey Actium keine ſchriftlichen Aufzeichnungen hinterließ, ſo war zur Verwirklichung der Wünſche der Freunde der alten Geſchichte, dieſen großen Zeitraum durch die Tiefe und Schärfe ſeines Geiſtes und die ſeltene Fülle ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Einſicht in die Verhältniſſe der Staaten des Alterthums aufgehellt zu ſehen, keine andere Möglichkeit vorhanden als jene, welche die Veröffentlichung ſeiner Vorträge über römiſche Geſchichte durch einen ſeiner Zuhörer darbot. Es war im Winter des Jahres $18\frac{28}{29}$, wo Niebuhr auf der Univerſität zu Bonn eine Reihe von Vorleſungen über dieſelbe hielt. Seine Abſicht war, die Geſchichte Roms, über welche er leider in dieſem Jahre zum letztenmale las, von den früheſten Zeiten bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches vollſtändig zu erzählen; allein er konnte, obſchon er in jeder Woche fünfmal vortrug, den Faden der Erzählung nicht weiter führen, als bis zur Regierung des Auguſtus. Um ſeine eingegangene Verpflichtung nud die Wünſche ſeiner Zuhörer zu erfüllen, ſetzte er ſeine Vorleſungen im Sommer 1829 in der Art fort, daß er in jeder Woche eine Stunde der Geſchichte der römiſchen Kaiſer widmete. So kurz auch ſeine Umriſſe von der Geſchichte derſelben und der vorzüglichſten Ereigniſſe ihrer Regierungen waren, ſo erwies ſich doch auch die für dieſe Fortſetzung angeſetzte Zeit ſpäter als unzureichend. Niebuhr hatte beym Schluſſe des Sommer-Semeſters erſt die Geſchichte Conſtantins des Großen vollendet.

Dieſe Vorleſungen hielt er vor jungen Zuhörern, von denen angenommen wurde, daß ſie mit den Hauptereigniſſen der römiſchen Geſchichte bekannt wären oder daß ſie wenigſtens eine hinreichende Kenntniß der alten Sprachen beſäßen, um die Quellen derſelben, die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, zu leſen. Demnach gieng ſein Streben nicht dahin, ihr Gedächtniß mit allen Einzelnheiten anzufüllen, ſondern er ſuchte ſie vielmehr in den Stand zu ſetzen, die wichtigen Ereigniſſe zu verſtehen, und

ſich richtige Begriffe von den Menſchen und Einrichtungen zu bilden, welche uns in der römiſchen Geſchichte begegnen. Daher wurden manche Begebenheiten ganz übergangen, andere bloß kurz berührt, beſonders jene, bey denen er ſeine Zuhörer zur genauen Belehrung auf die Alten verweiſen konnte. Die Form dieſer Vorträge, welche Niebuhr ganz frey hielt, ſo daß er keine geſchriebenen Bemerkungen zur Unterſtützung ſeines Gedächtniſſes vor ſich hatte, war die einer lebhaften Unterhaltung mit Freunden, wobey er zur Erläuterung der Gegenſtände, von denen er ſprach, von den mannigfaltigen und unerſchöpflichen Schätzen ſeiner Kenntniſſe und ſeiner perſönlichen Erfahrung Gebrauch machte. Es lag in der Art, auf welche er die römiſche Geſchichte behandelte, ein unbeſchreiblicher Reiz. Die Wärme ſeiner Empfindungen, die Sympathie, welche er mit den Perſonen und Sachen fühlte, ſeine innige Ueberzeugung von der Wahrheit deſſen, was er ſprach, die Erhabenheit ſeiner Geſinnung, ſein Ernſt und die Lebhaftigkeit, womit er die Charaktere der ausgezeichnetſten Männer auffaßte und ſchilderte, zogen ſeine Zuhörer gewaltig an, und brachten Wirkungen hervor, welche gewöhnlich nur der Erfolg der mächtigſten Beredſamkeit ſind. Er wirkte auf ſeine Umgebung nicht bloß ungemein belehrend, ſondern auch begeiſternd und anregend, erweiterte ihren Geſichtskreis, weckte eine Menge fruchtbarer Gedanken und erfüllte ſie mit Verehrung für alles Große und Erhabene im Leben und in der Wiſſenſchaft.

Wenn er ſprach, ſo ſchien es immer, als wenn die Schnelligkeit, mit welcher die Gedanken in ihm aufſtiegen und ſich an einander anreihten, die Möglichkeit, ſie in regelmäßiger Reihenfolge mitzutheilen, verhinderte. Daher waren die meiſten ſeiner Sätze Anakoluthien; denn ehe er einen geendigt hatte, begann er einen andern; beſtändig drängte ein Gedanke den andern. Dieſe Eigenthümlichkeit zeigte ſich beſonders dann ſtörend, wenn er ſich in einer geiſtigen Aufregung befand, was um ſo öfter der Fall war, als er in Folge ſeiner großen Erregbarkeit bey der Behandlung der Geſchichte vergangener Zeiten das warme Intereſſe empfand, welche andere in der Regel nur bey der Beſprechung politiſcher Angelegenheiten ihrer eigenen Zeit und ihres Landes haben. Es läßt ſich leicht ermeſſen, daß es für ſeine Zuhörer, beſonders im Anfange, ſehr ſchwer war, ihn zu verſtehen, und daß die Bemerkungen, welche ſie niederſchrieben, ſich oft in einem ſehr ſonderbaren Zuſtande befanden. Einige Irrthümer und manche Verwirrung in den Heften vieler Zuhörer veranlaßte der Umſtand, daß Niebuhr zur Erläuterung der römiſchen Geſchichte eine Menge von Dingen anführte, welche aus der Geſchichte von Ländern genommen waren, deren Sprache ſie eben ſo wenig verſtanden, als ſie mit den Belegen ſelbſt bekannt waren, weßhalb beſonders viele Eigennamen falſch geſchrieben wurden. Einige unbedeutende Mißverſtändniſſe entſtanden dadurch, daß er im Feuer des Vortrags bisweilen vergaß, ein Ereigniß an ſeiner eigentlichen Stelle zu erwähnen, und daß, wenn er ſein Verſehen bemerkte, er ſpäter anführte, was er übergangen hatte, oder daß er den Namen einer Perſon für den einer andern nannte oder Data verwechſelte, was bey ſeinem ganz freyen Vortrage leicht geſchehen konnte.

Die Schwierigkeit, den Inhalt der aus dieſen Vorträgen entſtandenen, bruchſtückartigen und bisweilen unverſtändlichen Hefte in die gehörige Form zu bringen, iſt in der That ſo groß, daß ſie allein hinreichend wäre, Jemanden von der Unternehmung eines ſolchen Verſuches abzuſchrecken. Allein der Hauptgrund, warum mehr als dreyzehn Jahre ſeit Niebuhrs Tode verfloſſen ſind, ohne daß eine der vielen von ihm gehaltenen Vorleſungen veröffentlicht wurde, darf weder in der Gleichgültigkeit ſeiner ehemaligen Zuhörer gegen den Werth derſelben, noch in der Scheu der vielen Mühe, welcher ſich ein Herausgeber derſelben unterziehen muß, geſucht werden, ſondern in der Pietät, welche Niebuhrs Schüler gegen ihren großen Lehrer hegen. Dieſe hält ſie ab, etwas zu veröffentlichen, was ihn nach ihrer Anſicht vor dem Publikum in ein ungünſtiges Licht ſetzen oder den Glanz, der ſeinen Namen umſtrahlt, verdunkeln könnte. Wie weit dieſe Verehrung geht, läßt ſich ſchon aus der Antwort abnehmen, welche Herr Schmitz von einem der ausgezeichnetſten Zuhörer Niebuhrs erhielt, als er ihn bat, die Bekanntmachung der Vorleſungen über römiſche Geſchichte

zu unternehmen, oder wenn er dieſe Arbeit ablehnen würde, ihm wenigſtens ſeinen Beyſtand zu gewähren. Dieſer bemerkte ihm, es ſollte ſich Niemand an ein ſolches Unternehmen wagen, wenn er nicht fühlte, daß er es in der Weiſe thun könnte, in welcher es Niebuhr gethan haben würde, wenn der Gedanke, ſeine Vorleſungen bekannt zu machen, in ihm aufgeſtiegen wäre. Wer dieſer Zuhörer Niebuhrs war, können wir nicht angeben; vielleicht meint Herr Schmitz Herrn Prof. Dr. Claſſen in Lübeck, der bey den ausgebreiteten Kenntniſſen, welche er an die Univerſität Bonn mitbrachte, und der nahen Verbindung, in welcher er mit dem gefeyerten Lehrer ſtand, vor allen befähigt war, ſeine Vorträge herauszugeben. Die Weidmann'ſche Buchhandlung kündigte dieſelben vor einigen Jahren auch in zwey Bänden an; allein ſie erſchienen nicht, und wahrſcheinlich hielt Herrn Prof. Claſſen, wenn er die Veröffentlichung feſt beſchloſſen hatte, nur die bereits berührte Pietät von der Ausführung ſeines Vorhabens ab.

Sonach kann es nicht auffallend erſcheinen, daß der erſte Verſuch, dieſe koſtbaren Ueberbleibſel zu retten, in England gemacht wurde, und wir zweifeln nicht, daß alle Freunde der Geſchichte Herrn Schmitz dafür dankbar ſeyn werden, daß er ſich der Sache unterzog; nur bedauern wir, daß er die Vorleſungen über die römiſche Geſchichte nicht vollſtändig mittheilte, ſondern jene vorläufig ausſchloß, deren Inhalt in den drey im Druck erſchienenen Bänden von Niebuhrs römiſcher Geſchichte ausführlich und wiſſenſchaftlich begründet enthalten iſt. Nur jene über den erſten puniſchen Krieg fügte er aus dem Grunde hinzu, weil die am Ende des dritten Bandes gegebene Erzählung deſſelben bloß ein ſchon vor dem Jahre 1811 geſchriebenes Bruchſtück iſt, während die Vorleſungen auch Unterſuchungen über verſchiedene Dinge enthalten, welche man anderswo nicht findet. Herr Schmitz meinte, durch dieſe Auswahl der Vorleſungen über die ſpätere Periode eine Fortſetzung zu jenem coloſſalen Werke zu liefern, worin wir ihm nicht beyſtimmen können. Das größere Werk ruht auf ganz andern Grundlagen; es iſt nicht bloß durch ſeinen Umfang und die Art der Behandlung des Stoffes, ſondern auch durch die Form und Darſtellungsweiſe von den Vorträgen ſo verſchieden, daß dieſe nie eine paſſende Ergänzung deſſelben bilden können. Es wäre nach unſerer Ueberzeugung viel beſſer geweſen, wenn er die Vorleſungen vollſtändig mitgetheilt und nicht zu dem großartigen Fragmente, dem das Ende fehlt, ein zweytes geliefert hätte, bey welchem wir den Anfang vermiſſen. Dagegen verdient die Mühe und Sorgfalt, welche er auf die Bearbeitung dieſer Vorleſungen verwendete, volle Anerkennung. Er legte für das Werk, welches er dem Drucke übergab, ſein Heft zu Grunde. Da aber vielleicht keiner von Niebuhrs Zuhörern, Herrn Prof. Dr. Claſſen ausgenommen, im Stande war, alles ſo genau nachzuſchreiben, wie er es wünſchte, ſo ließ er, um eine beſſere Grundlage zu gewinnen, ſo viele und gute Hefte von Andern aus Deutſchland kommen, als er erhalten konnte, um mit Hülfe derſelben das ſeinige zu verbeſſern und zu ergänzen und auf dieſe Weiſe den Inhalt der Vorträge ſo genau als möglich wieder zu geben. Während ſonſt die Studirenden Bemerkungen ihrer Lehrer über Dinge, welche mit dem Gegenſtande der Betrachtung in keinem innigen Zuſammenhange ſtehen, ſelten nieder ſchreiben, thaten Niebuhrs Zuhörer gerade das Gegentheil. Seine Anſichten hatten für ſie das größte Intereſſe, und zogen ſie ſo mächtig an, daß gewiß nur wenige ſeine Bemerkungen über fremde Gegenſtände unaufgezeichnet ließen. Aus dieſem Grunde ward es Herrn Schmitz möglich, die meiſten Vorträge mit ſolcher Vollſtändigkeit zu liefern, daß in dieſer Beziehung nicht viel zu ergänzen ſeyn dürfte. Mißverſtändniſſe, Ungenauigkeiten und Widerſprüche ſuchte er, ſo weit es ihm möglich war, ſtillſchweigend zu verbeſſern, was ihm dadurch gelang, daß er Niebuhrs Angaben bis zu ihren Quellen, ſowohl alten als neuen, verfolgte. Indeß nahm er dieſe Verbeſſerungen nur in ſolchen Fällen vor, wo ſie durch einen ſichern Beweis geboten und begründet ſchienen, während er zweifelhafte Dinge in der Geſtalt ließ, in welcher er ſie fand, und in den Anmerkungen auf ſie hindeutete. Einige wenige Angaben, welche er durch keinen Gewährsmann zu erweiſen vermochte, ließ er unberührt in der Hoffnung ſtehen, daß ſie

Google

andere zu Unterſuchungen veranlaſſen mögen, welche dieß vielleicht mit beſſerm Erfolge thun könnten, als er. So weit er die Beweisſtellen auffinden konnte und ihre Nachweiſung für die Freunde der Geſchichte, beſonders für Studirende, für nützlich hielt, führte er dieſelben mit lobenswerther Genauigkeit an, beſchränkte aber, um den Umfang des Buches nicht durch nutzloſe Gelehrſamkeit zu vergrößern, die Anzahl derſelben mit edler Selbſtbeherrſchung. Auch wagte er es nicht (was wir nur loben können und was bey der Beſchaffenheit des vorliegenden Werkes und der Art ſeiner Entſtehung auch kein billiger Beurtheiler thun wird) Niebuhrs Anſichten zu beſtreiten. Nur bey einigen Stellen ſprach er eine abweichende Meinung aus, weil ſich ihm dieſelbe beym Zurückgehen auf die Quellen von ſelbſt darbot, aber auch dieß geſchah nicht um Niebuhr eines Irrthums zu überführen, ſondern bloß deßhalb, um anzudeuten, daß er die Beweisſtellen, auf welche dieſer ſeine Angaben gründete, nicht zu finden vermochte. Die eben ſo anziehenden als lehrreichen Bemerkungen, welche Niebuhr zur Erläuterung des Inhalts ſeiner Vorträge gelegentlich machte, entfernte Herr Schmitz, wo dieß geſchehen konnte, oder wo ſie die Erzählung zu unterbrechen ſchienen, aus dem Texte, und ſetzte ſie als Anmerkungen an das Ende der Seite mit dem Buchſtaben N., um ſie von den Notizen zu unterſcheiden, welche von ihm herrühren. Dieſes Verfahren verdient vollkommene Billigung, da die Anführung eines erklärenden oder fremden Gegenſtandes in der eigentlichen Erzählung in einem gedruckten Werke viel ſtörender erſcheint, als dieß bey mündlichen Vorträgen der Fall iſt. Ueberhaupt verdient die Umſicht, welche Herr Schmitz auf die Herausgabe dieſer Vorleſungen verwendete, großes Lob, und wenn es ihm auch nicht ganz gelang, ſie in jener vollkommenen Geſtalt zu geben, in welcher dieß Herr Prof. Dr. Claſſen zu thun vermag, ſo wird doch der beharrliche Eifer, womit er die großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, überwand, gewiß die verdiente Anerkennung finden. Daß er der Wiſſenſchaft durch ſein Unternehmen einen großen Dienſt geleiſtet, dürfte Niemand bezweifeln, denn Niebuhrs Vorleſungen können wegen

ihres innern Werthes nicht leicht von andern übertroffen werden, und müſſen bey der Tiefe ſeines Blickes, bey dem Reichthum ſeiner Ideen und bey ſeiner ſeltenen Combinationsgabe ungemein belehrend und anregend wirken. Wegen des Unterſchiedes, welcher zwiſchen ihnen und den im Drucke erſchienenen drey Bänden der römiſchen Geſchichte ſtatt findet, oder wegen der einzelnen Mängel, welche dieſelben haben, dürfte der Name des gefeyerten Hiſtorikers bey keinem Gebildeten etwas von ſeinem Glanze verlieren. Sein Ruhm iſt zu feſt begründet, als daß er durch die Bekanntmachung dieſer Vorleſungen geſchmälert werden könnte, zumal da jeder Gelehrte ſehr gut weiß, welcher Abſtand zwiſchen Vorträgen und einem für den Druck beſtimmten Werke iſt. Hätte die Wiſſenſchaft warten müſſen, bis einer von Niebuhrs Schülern ohne Einbildung ſagen könnte, daß er ſeinem Meiſter gleich ſey, ſo würden dieſe koſtbaren Denkmäler ſeines Geiſtes aller Wahrſcheinlichkeit nach für immer begraben geblieben ſeyn. Nachdem aber einmal mit der Veröffentlichung derſelben der Anfang gemacht iſt, ſo können wir hoffen, daß auch die übrigen der Vergeſſenheit entriſſen werden. Nur wünſchten wir, daß dieß in deutſcher Sprache geſchehen möchte, nicht in engliſcher oder franzöſiſcher. Wenn gedruckte Vorleſungen nur ein mattes Bild der mündlichen Vorträge ſind, was kann eine Ueberſetzung derſelben anders ſeyn, als eine ſchwache Copie? Wie viel verlieren Niebuhrs Vorleſungen von ihrer Eigenthümlichkeit, wenn uns ſeine Gedanken und Ideen nicht mit ſeinen Worten, ſondern erſt durch Hülfe eines Dolmetſchers mitgetheilt werden! Herr Prof. Claſſen würde allen Freunden der Wiſſenſchaft gewiß eine große Freude bereiten, wenn er eine deutſche Ausgabe der ſämmtlichen Vorleſungen Niebuhrs über römiſche Geſchichte veranſtaltete, und dieſelben auch in Bezug auf Wörter und Ausdrücke mit jener Treue beſorgte, mit welcher er ſie zu beſorgen vermag.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Paul Joſeph Schafariks ſlawiſche Alterthümer. Deutſch von Moſig von Aehrenfeld, herausgegeben von Heinrich Wuttke. Leipzig 1843 und 1844. 2 Bde. 8.

Die Liebe zum Vaterlande und dem eigenen Volke wurzelt in dem Grade in dem Bewußtſeyn eines jeden Menſchen, daß der Verräther der Heimath, ſelbſt jeder, welcher es mit den Fremden hält, und ſey es auch um dem angeſtammten Volke ein beſſeres Loos, eine glücklichere Zukunft zu bereiten, bey Allen Widerwillen und Abſcheu erregt, bey den Rohen wie bey den Gebildeten des In- und Auslandes. Man verlangt, daß dieſes heilige Gefühl für die Scholle, wo man geboren, für das Volk, wo man erzogen wurde, alle unſere bedeutenderen Handlungen durchdringe und aus allen unſern geiſtigen Erzeugniſſen hervortrete, die ja die edelſten Handlungen unſeres Geſchlechts ſind. Wer noch daran zweifelt, daß die Völker des europäiſch-chriſtlichen Culturſyſtems in den letzten Jahrzehnten auf der Bahn der Geiſtesbildung bedeutend vorwärts geſchritten ſind, den verweiſe man nur auf dieſes Nationalgefühl, welches ſich allenthalben regt; man mache ihn auf das Streben aller Völker und Völklein des Weſtens aufmerkſam, die ſämmtlich darauf ausgehen, ſelbſt was zu ſeyn, zu gelten und ſelbſtändig ſich auszubilden. Nirgendwo jedoch erſcheint das neu erwachte Nationalgefühl in dem Grade, als bey den Stämmen des zahlreichen und weit verbreiteten Volkes der Slawen; und in dieſem nationalen Getriebe zeigt der am weiteſten nach Weſten gerückte Stamm, die Böhmen, deren ſelbſtändiges Weſen von den umgebenden Deutſchen auch am meiſten bedroht ſchien, die größte und nachhaltigſte Rührigkeit. Die Böhmen erfreuten und erfreuen ſich auch durch dieſe geographiſche Stellung noch anderer Vortheile, welche dieſer geiſtigen Bewegung großen Vorſchub leiſteten. Während viele andere ſlawiſche Stämme in religiöſer, ſtaatlicher und bürgerlicher Beziehung ſich abſchloſſen und dem Südweſten ganz entfremdet wurden, iſt der Czeche, ſeit Samo bis auf den heutigen Tag, in ununterbrochener Verbindung mit Deutſchland geblieben; Böhmen ward von allen geiſtigen Bewegungen unſeres Vaterlandes berührt; die blutigen Kämpfe des fünfzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben überdieß einen nachwirkenden geiſtigen Samen im Lande zurückgelaſſen. Nicht minder iſt es ein großer Vortheil, welchen die Czechen ihrer Lage und Verbindung mit Deutſchland verdanken, daß ſie dadurch immer aufgefordert waren, deutſch zu lernen, mit der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft fortzuſchreiten. Aus dieſen Gründen ſind die Böhmen der gebildetſte, vielſeitigſte Zweig der ſlawiſchen Völkerfamilie geworden; ſie verdienen das Lob, welches Mickiewicz ihnen ſpendet, in vollem Maaße. „Die czechiſchen Gelehrten ſchreiben in allen Sprachen, benutzen alle möglichen Mittel zur Erreichung ihres Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civiliſation Vortheil ziehend, bemühen ſie ſich, das Slawenthum vor der ganzen Welt zu enthüllen und unter den Slawen ſelbſt Frieden zu ſtiften. Der ruſſiſche Schriftſteller hegt Mißtrauen gegen den polniſchen und dieſer vergilt ihm Gleiches mit Gleichem, aber mit demſelben Vertrauen nähern ſich

Digitized by Google

beyde, Polen und Ruſſen, den Czechen. Sie ſind die Vorkämpfer auf dem Felde der Wiſſenſchaft.“

Die Vermehrung der phyſiſchen Kräfte des böhmiſchen Volkes hielt gleichen Schritt mit ſeiner geiſtigen Erhebung. Die Bevölkerung des Landes war bekanntlich vor dem Beginne der huſſitiſchen Kämpfe und des dreyßigjährigen Krieges ſehr dicht, doch dürfte ſie, wie Palacky meint, in früheren Zeiten niemals vier Millionen überſchritten haben. Dieß iſt aber bereits ſeit einem Jahrzehent der Fall; ſie belief ſich 1834 auf 4,059,546 Seelen, alſo 4260 auf die Quadratmeile. Siebzig Jahre vorher hatte Böhmen bloß die Hälfte dieſer Seelenzahl; ſie würde alſo, dieſen Maßſtab angelegt, jetzt ungefähr der unſeres Königreiches gleich kommen [1]. Von dieſen Millionen iſt jedoch, vermöge der traurigen bürgerlichen Zuſtände aller ſlawiſchen Stämme, verhältnißmäßig nur eine ſehr geringe Anzahl von Perſonen zu rechnen, welche das ganze Volk repräſentiren: der hohe und niedere Adel, der Bürger in den Städten und einige andere Freye. Aus dieſen höhern Klaſſen geht die Bewegung hervor, und nur von dieſen wird ſie unterhalten; auf die Maſſe ſcheint dieſes neue Leben noch keinen Eindruck zu äußern. Es iſt bekannt, daß Franz Palacky durch die Stände (1831) veranlaßt wurde, die Darſtellung der Geſchichte Böhmens von der älteſten bis zur neueſten Zeit zu übernehmen, und zwar in der Weiſe, daß die hiezu nothwendigen Koſten aus den ſtändiſchen Domeſticalfonds bewilligt wurden; man weiß, daß eine Anzahl trefflicher Werke der Unterſtützung der patriotiſchen Czechen, welche den Verein für die Ausbildung der böhmiſchen Sprache und Literatur gebildet haben, der in der letzten Zeit jährlich an hundert neue Mitglieder erhalten hat, wenn nicht ihr Daſeyn doch ihre Bekanntmachung verdanken, und ſo unter andern auch Schafariks ſlawiſche Alterthümer. Der erſte Band der Monatsſchrift der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen erfreute ſich ſelbſt einer Anzeige von Göthe, worin dieſer Zeitſchrift nachgerühmt wird, daß ſie bloß Einheimiſches bringe und auch einheimiſchen patriotiſchen Zwecken diene. Dieſes lebendige Gefühl für's Vaterland, hie und da von tiefer Wehmuth und unterdrücktem Grolle begleitet, durchweht alle Arbeiten der Czechen und verleiht auch dem trockenſten gelehrteſten Stoffe Empfindung und Wärme. Wie hoch überragen nicht in dieſer, ich möchte ſagen höhern Beziehung auch die ſlawiſchen Alterthümer alle Werke gleichen Stoffes unſerer Literatur! Keine Spur der gedankenloſen Stoppeley unſerer Uebergründlichen, welche dem Leſer die ganze Maſſe vorwirft, dann es ihm überläßt, ſeinen Theil herauszuleſen und ſich ein Urtheil zu bilden; nein, die Liebe beſiegt den ſpröden, alterthümlich zerſetzten Stoff, weiß ihm junge Lebenskraft einzuhauchen und zum Theil organiſch zu geſtalten. Das Leben führt aber, wie jeder weiß, in mancherley Irrgänge, unter welchen die Partheylichkeit am ſchwerſten oder vielleicht gar nicht zu vermeiden iſt. Alles, was da lebt, lebt nach einem gewiſſen Principe und ſucht dieß natürlich geltend zu machen. Nur der Tod iſt unpartheyiſch. Wie viele Stellen der ſlawiſchen Alterthümer können nicht als Belege dieſes Satzes angeführet werden! Solch ein partheyiſches Weſen iſt aber, wie die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes zeigt, vorzüglich eine Eigenthümlichkeit jeder neuen Kraft, die nach langem Schlummer oder Unterdrückung zu dem Rechte ihres Daſeyns ſich emporarbeitet; dieſe Richtung zeigt eine jede junge Literatur, welche, wie die ſlawiſche des neunzehnten Jahrhunderts, das Volk zum nationalen Bewußtſeyn emporrufen, von entnervenden auswärtigen Einflüſſen und fremdem Drucke befreyen will. Man mißdeute dieſe Worte nicht. Ich weiß wohl, daß die ſlawiſche Literatur in gewiſſer Beziehung mit der Anpflanzung des Chriſtenthums unter dem Volke im zehnten und eilften Jahrhundert beginnt;

---

1) Nach Schafarik ward im Jahre 1842 die czechiſch-ſlawiſche Mundart von 4,414.000 Seelen geſprochen, wovon 3.016.000 in Böhmen, 1,354.000 in Mähren und 44.000 in den preußiſchen Landen wohnen. Von dieſer ganzen Bevölkerung bekennen ſich nur 144,000 zum Proteſtantismus; die übrigen 4,270,000 gehören ſämmtlich zur römiſch-katholiſchen Kirche. Die Bevölkerung Böhmens betrug, nach einer Angabe in Jordans ſlawiſchen Jahrbüchern (1844 S. 72) im Jahre 1780 die Zahl von 2,561,794, 1840 hingegen 4,145,715 Seelen.

ich weiß, daß die verſchiedenen Stämme dieſes zahlreichen Volkes alte Lieder und Jahrbücher beſitzen, die nach weiter hinaufreichen und nicht hinter den ähnlichen Erzeugniſſen der gleichzeitigen ſüdweſtlichen Völker zurückſtehen; deſſen ungeachtet müſſen die geiſtigen Erzeugniſſe der Slawen aller Stämme als eine neue, junge Literatur betrachtet werden. Die Geſchicke der deutſchen und ſlawiſchen Lande gleichen ſich in vielen Beziehungen; die Stürme von Außen und die innern Zwieſpälte haben den naturgemäßen Entwicklungsgang unterbunden; die Säfte geriethen in Stocken und das ganze Gemeinweſen iſt zu einer gewiſſen Zeit in Fäulniß übergegangen. Dieß iſt aber bey den Slawen in noch höherem Grade der Fall als bey den Deutſchen; denn als Geſammtheit genommen iſt ihnen mit dem Beginne der neuern Zeit weder durch religiöſe noch durch politiſche Ereigniſſe eine friſche Lebenskraft eingehaucht worden. Im Gegentheile, der geiſtige Samen früherer Jahrhunderte iſt durch wilden Aufruhr und im Getriebe maaßloſer Gewalt zu Grunde gegangen. Das Jahr 1620, ſagt Mickiewicz, iſt der Wendepunkt für die Geſchichte der ſlawiſchen Literatur; es ſank in Rußland das Slawiſch-Kirchliche, in Polen näherte man ſich dem Falle und in Böhmen iſt Alles zuſammengebrochen. Von innen heraus war alſo nichts mehr zu bilden. Sobald man zu einem neuen Leben erwachte und die einheimiſche Wildniß erkannte, wurden die jungen Setzlinge aus der Ferne herbeygeholt, um in der Heimath angepflanzt zu werden. Man ſuchte ſich an den Muſterwerken der vorgeſchrittenen Nationen heranzubilden. So bey den Deutſchen in der erſten Hälfte des achtzehnten und bey den Slawen in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Deutſche und Slawen haben beynahe in gleichem Grade die Vortheile der Spätgebornen zu benutzen gewußt; ſie ſtellten ſich gleich auf die Schultern der Völker, die vor ihnen wirkten und überſahen mit freyem Blick das ganze Feld der geiſtigen Erzeugniſſe. Wo der Slawe hinter dem Deutſchen zurück blieb und zurück bleibt, da iſt ſicherlich nicht dem Mangel an Einſicht und Triebkraft die Schuld beyzumeſſen, ſondern dem ſtaatlichen und bürgerlichen Zuſtande ſeines Vaterlandes.

Der deutſche Schriftſteller hat das Glück, von einem großen bürgerlich freyen Gemeinweſen getragen zu werden, das, zum Theil wenigſtens, ſich ſeiner künftigen großen Beſtimmung bewußt wird, während der geiſtige Slawe jenen räthſelhaften Steinen zu vergleichen iſt, welche einzeln zerſtreut hie und da auf der weiten Fläche ſeines Vaterlandes gefunden werden. Der edle Schafarik iſt ſich dieſer Einſamkeit, dieſes Mangels eines allgemeinen geiſtigen Lebens bey ſeinem Volke oder ſeinen Völkern bewußt. Der Unmuth hierüber und über die fernen Urheber dieſes Jammers beſchleicht ihn, gleichwie Palacky, nicht ſelten mitten unter den ſprachlichen und alterthümlichen Unterſuchungen und reißt ihn, namentlich wenn von deutſchen Grüblern (I. 8) der Gegenwart und vergangener Zeiten die Rede iſt, bald zu den herbſten Ausdrücken bald zu wahrhaft poetiſchen Ergüſſen. Der Groll der Gegenwart blickt verſtohlen aus dem Grabe der Vergangenheit, fällt hier die Schmierer an, denen in der argen Beſchränktheit ihres Wiſſens die ſlawiſche Welt noch mit undurchdringlichem Dunkel bedeckt ſey, welche ſich namentlich bey den Deutſchen fänden; ergreift dort Jordanis und ſchreit ihm barſch ins Geſicht, er habe die Thaten der Gothen, namentlich Ermanrichs, „unverſchämt“ übertrieben, ja nicht grundlos werde vermuthet, ſeine ganze Geſchichte von dem unermeßlichen Reiche Ermanrichs beruhe auf Irrthum oder Lüge. Nicht minder herb zeigt er ſich gegen die eigenen, ſeinem patriotiſchen Sinne widerſtrebenden Landsleute; es werden wider eine neuere Schule der ruſſiſchen Alterthumsforſcher die Schatten ſlawiſcher Helden aus dem Grabe heraufbeſchworen: „Manen Lawretas! Swatopluks! Könnt ihr aus der Todtenwelt zu uns kommen, ihr würdet ſchauen die Trübſal eurer Väter und die Schande eurer Enkel. Fremder Durſt ſaugt uns das Blut aus und der Sohn rühmt ſich ſeiner Knechtſchaft, uneingedenk des Ruhmes ſeiner Ahnen“! [2])

(Fortſetzung folgt.)

---

2) Aus Kollar's Slawy Deera, Slawa's Tochter.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr.

(Schluß.)

Das erſte Heft der eben genannten Ueberſetzung, welchem noch fünf andere von ähnlichem Umfange nachfolgen werden, enthält außer den zwölf einleitenden Vorträgen auch noch drey andere über den erſten puniſchen Krieg und die größere Hälfte des vierten über denſelben Gegenſtand. Jene zwölf einleitenden Vorleſungen, welche eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht von Allem geben, was je für die römiſche Geſchichte geleiſtet wurde, und viele ſehr ſchätzbare Bemerkungen über alte und neuere Werke enthalten, hatten den Zweck, den Zuhörern die Materialien vorzulegen, auf welchen unſere Kenntniß der römiſchen Geſchichte beruht, und ſie zu belehren, auf welche Art ſie dieſelben zu gebrauchen haben. Um auf die Bedeutung der Bemerkungen hinzuweiſen, welche Niebuhr in ſeine Erzählungen einflocht, wollen wir zwey derſelben anführen. Zu der erſten veranlaßte ihn der römiſche Geſchichtſchreiber Piſo. „Die Römer, ſagt er (S. 60), hatten alte Sagen über den See Curtius, in welchen ſich Curtius in Folge eines Orakels geſtürzt haben ſollte. Piſo zerſtört dieſe erhabene Geſchichte vollſtändig; denn da er ſich dachte, daß an dieſem Orte eine Schlacht zu keiner andern Zeit als unter der Regierung des Romulus, wo die Waſſerleitungen noch nicht vorhanden waren, ſtatt gehabt haben könne, ſo vermuthet er, daß ein ſabiniſcher Anführer, Curtius mit Namen, in dieſem ſumpfigen Bezirke mit ſeinem Streitroß verſunken ſey. Solche armſelige und verächtliche Erklärungen wurden durch denſelben Geiſt angeregt, welcher einige Erklärer der heiligen Schrift beſeelt hat, ſo daß ſie keinen Buchſtaben unberührt ließen, und die Erzählung von oberſt zu unterſt kehrten, um daraus, nach ihrer Einbildung, eine verſtändliche Geſchichte zu machen; doch in dem letztern Fall war dieſe Verfahrungsweiſe unverzeihlicher, als in jedem andern. In demſelben Geiſt und in der Abſicht nachzuweiſen, daß die nordiſchen Sagen geſchichtlich wären, iſt das ganze Lied der Nibelungen in einen Krieg der Burgunder umgeſchaffen, und mit den Nachrichten römiſcher Chroniken des fünften Jahrhunderts in Verbindung gebracht worden.“ Auf die zweyte führte ihn die Erwähnung der Erforderniſſe, durch welche ein gründliches Studium der alten Geſchichte bedingt iſt: „Das Studium der alten Geſchichte, ſagt er (S. 117), verlangt zu ſeiner Grundlage eine geſunde und tiefe philologiſche Kenntniß und einen ſchnellen grammatiſchen Takt, um als Wache gegen grundloſe und eingebildete Etymologien zu dienen, ein gut entwickeltes und reifes Urtheil, um zwiſchen dem, was nur möglich oder wahrſcheinlich oder augenſcheinliche Wahrheit iſt, zu unterſcheiden, eine Kenntniß der menſchlichen und politiſchen Angelegenheiten, der geſelligen Verhältniſſe im Allgemeinen, der Vorfälle, welche nach denſelben oder ähnlichen Geſetzen zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Völkern Statt gefunden haben, aber vor allen Dingen Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit; wir müſſen das in unſern Herzen bewahren, was nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften von Leuten aller Glaubensbekenntniſſe geſagt wurde, daß die Gelehrſamkeit die Frucht der Frömmigkeit iſt, damit wir durch die Reinheit unſeres Herzens, durch die Kenntniß unſerer ſelbſt und durch einen gewiſſenhaften Wandel vor den Augen Gottes uns vor dem Verlangen bewahren, das zu ſcheinen, was wir nicht ſind, damit wir uns nie die geringſte Abweichung von der Wahrheit vergeben, und daß wir nie ein Ergebniß unſerer Forſchungen, welches unſern Wünſchen ſchmeichelt, als Wahrheit betrachten, ſo lange in unſerm Innern das unbedeutendſte Gefühl von deſſen Falſchheit iſt.“

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem Wunſche, daß ein Zuhörer Niebuhrs recht bald auch ſeine übrigen Vorträge über die alte Geſchichte, mit möglichſter Treue bearbeitet, dem Drucke übergeben möge.

Uſchold.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Paul Joſeph Schafariks ſlawiſche Alterthümer.

(Fortſetzung.)

Wie, ruft er ihnen an einer andern Stelle (I. 536) entgegen, mit ſolchen lügenhaften Darſtellungen wollt ihr eurem Volke Liebe zum eigenen Volksthum einhauchen! Die ruſſiſchen Alterthumsforſcher, gegen welche dieſe Schmach geſchleudert wird, behaupten nämlich, die Heimath ihrer Vorfahren wäre ſkandinaviſches Land geweſen, das Rurik als rechtmäßiges Erbe, nicht als herbeygerufener, ordnender fremder Häuptling beherrſchte; dieſe Gegenden müßten bis auf Wladimirs Zeiten als eine nur von wenigen Nomaden durchirrte Einöde betrachtet werden, während doch, ſagt Sch., die Volksmenge dieſer Völkerſchaften und die große Ausdehnung ihrer Sitze zwiſchen den Karpathen, der Weichſel, dem Ilmenſee und der obern Wolga uns, vornehmlich bey den ruſſiſchen Slawen, in Verwunderung ſetze! Und welche herrliche Leute waren ſie nicht, dieſe alten Slawen! Sie liebten, nach dem Zeugniſſe der ganzen Geſchichte, die Freyheit mehr als das Leben. Die Slawen waren nie herumſchweifende Nomaden (I. 537); ſie hatten immer feſte Wohnſitze und waren dem Ackerbau emſig ergeben. Mit dieſer Neigung für den Ackerbau verließen die ſlawiſchen Völker ihre urſprünglichen Sitze; und wenn einige derſelben während ihrer Wanderung ſich der Waffen bedienten, ſo geſchah es nur, um verwilderte Einöden zu beſetzen und zu fruchtbaren Ländereyen umzuſchaffen. Der Ausſpruch des Jordanis (Goth. c. 5): Slavini paludes silvasque pro civitatibus habent, ſage bloß, den Slawen dienen Sümpfe und Wälder als feſte Plätze. Einfalt ohne Argliſt und Trug, Aufrichtigkeit, Gefälligkeit und Menſchlichkeit wären die vorzüglichſten Eigenſchaften des ſlawiſchen Charakters. Ihr Cultus, ihre Rechte, ihre Gewohnheiten und ſelbſt ihr häusliches Leben athmeten überall dieſen Geiſt. Sie verehrten ein höchſtes Weſen und glaubten an die Auferſtehung und Vergeltung nach dem Tode. Volksherrſchaft war die Weiſe ihres Gemeinweſens; alle Slawen waren frey und gleich berechtigt; Leibeigenſchaft und Sklaverey waren ihnen urſprünglich völlig fremd; den nördlichen Slawen iſt ſie von den Deutſchen, den ſüdlichen von den Griechen und Walachen gekommen. Ihr Benehmen gegen die Gefangenen würde Griechen und Römern zur Ehre gereichen. Sorgſame Pflege der Alten, Kranken und Armen war gleichfalls eine vorzügliche Tugend der Slawen; in ihrem Lande erblickte man keine Bettler und Vagabunden. Ihren Weibern begegneten ſie mit großer Zuvorkommenheit und nur die Vornehmen machten von der Erlaubniß der Vielweiberey Gebrauch. Neben der Neigung für den Ackerbau, die Bienenzucht, die Jagd und Viehzucht war ihnen beſonders der Handel eine Lieblingsbeſchäftigung. Nach der Lage ihres Landes war der größte Theil des Handels zwiſchen Aſien und Weſteuropa in ihren Händen; Wörter wie kniga, chineſiſch king, selk-sericum vom Namen Seres (Chineſen), madry (mondry, weiſe), Mandarin u. ſ. w. laſſen einen ehemaligen regen Verkehr zwiſchen dem Oriente und den Slawen vermuthen [3]). Ja ſo wenig war

3) Wie Sch. einen Zuſammenhang zwiſchen dem

Digitized by Google

Barbarey namentlich der Nowgoroder Gebrechen, daß im Gegentheile bereits vor Ankunft der Waräger ſie durch Uebercultur, durch Raffinement und Reichthum (II. 76) entnervt waren. Man wird nun nach dieſen Worten ſich nicht mehr wundern, daß dem feurigen Patrioten, ſelbſt Dobrowsky und Karamſin nicht genug gethan haben, daß, nach ſeiner Meinung, auch ſie ſich nicht von lügenhaften Entſtellungen der alten Slawen frey gehalten hätten; die auswärtigen Schmierer hingegen werden geradezu der „frechen Lüge“ (I. 536) bezüchtigt.

Man wird nun aber neugierig fragen, welche Leute gehören denn zu dieſen auswärtigen Schmierern und Lügnern? Die Antwort lautet: Alle diejenigen, welche die Geſchichte der Slawen beſchrieben haben, an deren Spitze Schlözer, der Vater der kritiſchen Geſchichte des ganzen Nordens. Nicht bloß in ſeinen frühern Werken erklärt er ſich ganz im Gegenſatze zu dieſer romantiſchen, theilweiſe aus Procop entlehnten Schilderung der alten Slawen, ſondern auch im Neſtor, der ſein letztes reifſtes Werk iſt, gibt er, nach einer ſcharfen ins Einzelnſte eingehenden Unterſuchung, unter andern Folgendes als das Reſultat ſeiner Forſchungen über die älteſte ruſſiſche Geſchichte: Die ruſſiſche Geſchichte fängt mit Ruriks Ankunft und der Gründung des ruſſiſchen Staates an, vor jener Epoche iſt in Rußland und in ſeiner ganzen Nachbarſchaft Alles ſtockfinſter. Menſchen waren ſchon da, wer weiß ſeit wann und woher? Aber Menſchen ohne Staat, die wie das Wild ihrer Wälder lebten, ſich durch nichts auszeichneten, ohne allen Verkehr mit der ſüdlichen Welt waren und daher auch von keinem etwas cultivirten Südeuropäer beobachtet und beſchrieben werden konnten. (Neſtor II. 298). Man hat die ſlawiſchen Alterthümer, wie ſie dieß in vielen Beziehungen vollkommen verdienen, in deutſchen öffentlichen Blättern und Zeitſchriften wiederholt im Allgemeinen geprieſen, ohne aber auf das Einzelne einzugehen oder dieſe verwunderliche Schilderung der alten Slawen und die Anklagen der frühern Forſcher auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Obgleich der Unterzeichnete ein Fremdling iſt in den ſlawiſchen Sprachſtudien, ſo unternimmt er es doch einſtweilen, bis tüchtigere Männer ſich zeigen, welche die vaterländiſchen Forſcher und namentlich den in ſo vielen Beziehungen verehrungswürdigen Schlözer, welcher zwar an einer Stelle ein hochgelehrter, zuweilen hyperkritiſcher Mann [4]) genannt wird, der im Slawenthume außerdem nicht ſo ganz recht zu Hauſe war (II. 111), gegen dieſe Anklagen zu vertheidigen. Dieß iſt jetzt deſto leichter, da uns in den letzten Jahrzehnten reiche Quellen zur Kenntniß des alten Nordens eröffnet wurden, von welchen die frühern Hiſtoriker kaum eine Ahnung haben konnten, die in Zeiten hinaufreichen, wo von einer ſlawiſchen Literatur noch gar keine Rede iſt und keine Rede ſeyn kann. Ich meine nämlich die arabiſchen Reiſenden, Erdbeſchreiber und Annaliſten, die von Sch. beynahe gar nicht beachtet wurden. Sie ſind freylich ſeinen Vorausſetzungen geradezu entgegen; doch ſie nicht allein, ſondern ſogar Neſtor, welcher ſich deßhalb hie und da den Vorwurf gefallen laſſen muß, er wäre dieſem oder jenem Stamme abgeneigt. Die ſchwarze Schilderung der Radimitſchen, Wjatitſchen und Drewljanen, heißt es, ſey wohl ſeiner Vorliebe

Worte kniga, das nach Palacky (Geſchichte von Böhmen I. 182) im Altſlawiſchen Buchſtabe bedeutete, und dem chineſiſchen king finden konnte, iſt mir unerklärlich. King (No. 6100 nach dem toniſchen Wörterbuche Morriſons) heißt urſprünglich das Gewebe einer Spinne, dann jedes Geflechte und Gebundene, ein Buch; Σήρ, Σηρικόν, aus dem chineſiſchen Sſe, Seide und der euphoniſchen Endſylbe or gebildet — daher auch der Name der chineſiſchen Kaufleute Seres, Seidenhändler und des Landes Serica — iſt ohne Zweifel von den Byzantinern zu den Slawen gewandert; mandri, Mandarin iſt aber nicht chineſiſch, ſondern bloß der indiſch-portugieſiſche Name für das chineſiſche Kuan, ein Beamter.

4) Die Hyperkritik Schlözers, was zur Beſtätigung des Urtheils von Sch. hinzugefügt werden kann, zeigt ſich am auffallendſten bey der chineſiſchen Geſchichte. Der in dieſen Dingen ganz unkundige Mann hat den Muth geradezu zu erklären, Alles was die chineſiſchen Annalen vor 97 v. Chr. ſagen, ſey eitel Viſion, grobe Lüge, ungelehrter Tand u. ſ. w. Neſtor I. 77.

für ſeine Stammgenoſſen, die Polanen, und ſeinem Haſſe gegen alle heidniſchen Slawen zuzuſchreiben. Hätte der Annaliſt am Ende des eilften Jahrhunderts ahnen können, wie unangenehm es einen Forſcher des neunzehnten berühren könnte, von dem letztern Slawenſtamme zu vernehmen, daß ſie „wie Vieh lebten, einer bringe den andern um, Ehre hätten ſie gar keine im Leibe, ſondern entführten mit Gewalt die Jungfrauen; Radimitſchen, Wjatitſchen und Sjeweren lebten im Walde wie Thiere, haben ebenfalls keine Ehen, ſondern entführen die Mädchen bey luſtigen Spielen, legen ſich zwey bis drey Weiber zu, und andere heidniſche Slawenſtämme thäten jetzt noch (zu Neſtors Zeit) dasſelbe; dann daß nach der Vertreibung der Waräger kein Recht unter den Slawen, Tſchuden, Kriwitſchen mehr geweſen ſey, ſondern ein Geſchlecht ſey gegen das andere aufgeſtanden und Zank und Uneinigkeit hätte geherrſcht unter ihnen.“ (Neſtor II. 125. 126. 128. Schl.) — hätte, wie geſagt, der gutmüthige Mönch Neſtor ahnen können, wie ſehr dieß nach Jahrhunderten ſeinen ſlawiſchen Landsmann kränke, er würde vielleicht, vielleicht auch nicht — aus ſeinem ſchmuckloſen Werke leuchtet ein geſunder wahrheitsliebender Sinn — dieſe und manche andern widerlichen Stellen, welche in Einzelnheiten mit den Angaben der frühern Araber vollkommen übereinſtimmen, unterdrückt haben. Immer wären aber noch dieſe Araber und gar viele Zeugniſſe der Byzantiner übrig geblieben, welche gar ſchwer zu beſeitigen ſind. Welchen Grund ſollen wohl die Muſelman gehabt haben, deren Nachrichten über andere öſtliche und nordöſtliche Völker zum großen Theile richtig ſind, ſolche Unwahrheiten über die Slawen zu verbreiten, ein Volk, mit dem ſie niemals in feindliche Berührung gekommen, ſondern im Gegentheile in vielfachen freundlichen Handelsbeziehungen (Charmoy, Relation de Mas'oudy et d'autres auteurs musulmans sur les anciens Slaves in den Mém. de l'Académie de St. Petersbourg. VI. Série. Sciences politiques. II. 314) geſtanden ſind? Und ſind es denn nicht Augenzeugen, denen wir dieſe Berichte verdanken? Man ſieht nicht ein, warum die Angaben der Araber, welche im zehnten und eilften Jahrhundert in gewiſſer Beziehung die Träger der Weltcultur waren, nicht ſo viel Werth haben ſollen wie die der Griechen und Römer, der Deutſchen und Slawen. Die allgemeinen Behauptungen, mit welchen der Verfaſſer alle öſtlichen Zeugniſſe zu entfernen ſtrebt (I. 12. Note), werden den unbefangenen Forſcher nicht zu blenden vermögen. Der Geſandte des Chalifen Muktedir (reg. von 907—932), Ibn Fozzlan, entwirft ein Bild von der Weiſe der heidniſchen Slawen, die er (921 und 922) beynahe zwey volle Jahrhunderte, bevor Neſtor ſchrieb, am Itil oder an der Wolga geſehen hatte, welches mit Schafariks Beſchreibung in vollkommenem Widerſpruche ſteht, und man begreift wohl, warum er die Nachrichten der Orientalen für ſehr verdächtig und mährchenhaft erklärt. Es ſind dieſe Slawen, ſagt der Araber, die unſauberſten Menſchen, die Gott nur geſchaffen hat; ſie reinigen ſich nicht, als wenn ſie wild herumlaufende Eſel wären. Sie bringen Zobel und ſchöne Mädchen, mit denen ſie ſich in Gegenwart Anderer vergnügen, als Waare zum Verhandeln mit, beten dann zu hohen Holzſtatuen, daß ſie ihnen in ihrem Geſchäfte beyſtehen mögen. Iſt dieß glücklich vollendet, ſo hängen ſie zum Danke die Köpfe geſchlachteter Schafe und Rinder um die Hölzer herum; des Nachts kommen Hunde und verzehren Alles. Nun ruft der Slawe erfreut aus: Mein Herr hat an mir Wohlgefallen; er hat mein Geſchenk verzehrt!

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Rob. Pitcairn, Criminal Trials and other proceedings before the high court of justiciary in Scotland, 1488 to 1624. Part. 1 — 10. London 4.

Dr. Syl. Jordan's, Selbſtvertheidigung. Mannheim 1844.

Dr. L. Jordan, Ueber den Begriff und die Strafe des Kindsmoedes. Heidelberg 1844.

Ferdin. Fiſcher, Jordan. Vertheidigungsſchrift eines deutſchen Advokaten. Leipzig 1844.

Causa formada en Octubre de 1823, a virtud de orden de la regencia por el Senor Alcalde Don Alfonso de Cavia contea Don Rafael del Riego. Madr. 1835.

Dr. M. W. A. Breidenbach, Commentar über das Großherzoglich Heſſiſche Strafgeſetzbuch. Band I. Darmſtadt 1843.

Dr. J. F. H. Abegg, Kritiſche Betrachtungen über den Entwurf des Strafgeſetzbuches für die preußiſchen Staaten. Neuſtadt a/O. 1844.

Dr. C. F. Mühlenbruch, Lehrbuch des Pandekten-Rechts. Vieete verb. Aufl. herausg. von Dr. O. E. von Madai. Th. 1. Halle 1844.

Dr. J. J. Bachofen, Die Lex voconia und die mit ihr zuſammenhängenden Rechtsinſtitute. Baſel 1843.

Dr. E. Zachariä von Lingenthal, Ueber die Unterſcheidung zwiſchen servitutes rusticae und uebanae. Heidelberg 1844.

Dr. C. J. Schlyter, Codex Juris Sudeemannici, cum notis criticis, variis lectionibus, glossario et indice nominnm propriorum. Södermana-Lagen. Lund 1838. 4.

Jac. Albr. Flintberg, Anmärkninger til Severiges Rikes Siö-Lag. Stockh. 1794.

Sverikes Rikes Lagh-Böker. Stockholm 1666. Fol.

Sverikes Rikes Lands-Lag. Stockholm 1726. 4.

Statuta Roboretana civilia et criminalia. Roboreti 1738.

Jahrbücher für hiſtoriſche und dogmatiſche Bearbeitung des römiſchen Rechts, herausgegeben von Dr. Karl und Dr. Wilh. Sell. Bd. 1. 2. Braunſchweig 1843.

Kort Samling om ursprung til ätskilliga folks skrifteligen författade och utgifna Lagar. Stockh. 1747.

Dr. C. Fr. Dieck, De tempore quo jus feudale Longobardorum in Germaniam translatum ibique receptum sit commentatio. Halle 1843.

Dr. F. M. Meinert, Drey Abhandlungen. I. Von den Rechten der Autoren. II. Ueber die in Sachſen geltenden Rechte vom Brückenbau. III. Ueber die Nothwendigkeit des in Sachſen angenommenen Begriffs einer Adminiſtrations-Juſtizſache. Leipzig 1844.

Dr. A. Th. J. Schmid, Handbuch des gemeinen deutſchen Civilprozeſſes. Th. 1. 2. Kiel 1843—44.

C. F. Roßhirt, Ueber die Entwürfe der Gerichtsverfaſſung und der Strafprozeßordnung für das Großheezogthum Baden. Heidelberg 1844.

C. F. Koch, Preußens Rechtsverfaſſung und wie ſie zu reformiren ſeyn möchte. Breslau 1843.

Dr. Fr. Hecker, Ideen und Vorſchläge zu einer Reform des Geeichtsweſens. Mannheim 1844.

Die Geſetze über das Notariatsweſen und die Notariats-Sporteln für das Königreich Württemberg. Amtliche Ausgabe. Stuttgart 1843.

von Bolley, Entwürfe und Anträge zu einer umfaſſenden Civil-Gerichts- und Prozeß-Ordnung für das Königreich Württemberg. Stuttgart 1844.

W. Hauder, Handbuch des Württembeegiſchen Erbrechts. Stuttgart 1843.

Dr. C. W. Harder, Beytrag zu den eheligen Verhältniſſen insbeſonders zu der rechtlichen Stellung der Frauen nach dem Hambuegiſchen Stadtrechte von 1270. Hamburg 1813.

Dr. G. W. Dittmer, Das Saſſen- und Holſten-Recht in praktiſcher Anwendung auf einige im 16. Jahrhundert vorgekommene Civil- und Criminalfälle. Lübeck 1843.

Dr. G. Wr Burckhard, Handbuch der Verwaltung im Großherzogthume Sachſen-Weimar-Eiſenach. Neuſtadt 1844.

Günther von Bamberg, Das Schwarzburg Rudolſtädtiſche Privatrecht. Rudolſtadt 1844.

Der große Zollverein deutſcher Staaten und der hannover-oldenburgiſche Steuerverein am 1. Januar 1844. Eine Staatsſchrift mit Belegen. Hannover 1844.

Das ſtaatseechtliche Verhältniß der Standes- und Grundherrn, und die Lehensverfaſſung im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1843.

Dr. H. G. Reichard, Statiſtik und Vergleichung der jetzt geltenden ſtädtiſchen Verfaſſungen in den monarchiſchen Staaten Deutſchlands. Altenb. 1844.

Dr. J. A. Collmann, Quellen, Materialien und Commentar des gemeinen deutſchen Preßrechts. Berlin 1844.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Paul Joſeph Schafariks ſlawiſche Alterthümer.

(Fortſetzung.)

Der Kranke wird in ein entferntes Zelt gelegt und neben ihm etwas Brod und Waſſer zurückgelaſſen. Sie ſprechen nicht mit ihm, ſie beſuchen ihn nicht während der Zeit ſeiner Krankheit, namentlich wenn es ein Armer oder Sklave iſt. Ja ſie laſſen den Leichnam eines Sklaven zur Beute den Hunden und Raubvögeln liegen. Der König vergnügt ſich nicht ſelten im Beyſeyn ſeiner Großen mit einer Schönen ſeines Harems. [5]) Er entſcheidet die Streitigkeiten ſeiner Unterthanen. Sind ſie mit dem Urtheile nicht zufrieden, ſo ſagt er: Entſcheidet eure Streitſache ſelbſt mit eurem Schwerte. Dieſe ganze Schilderung wird durch viele Stellen der ruſſiſchen Jahrbücher beſtätigt. Man ſieht nun, warum der Ruſſe damals ſeinem neugebornen Kinde ein Schwert vorhielt und zu ihm ſagt: Nur was du mit dem Schwerte erwirbſt, das gehört dir. Der ſlaviſche Ruſſe gefiel ſich von jeher in roher Gewalt, in dem Koſaken- oder Räuberhandwerk, und das nannte man auf Tribut ausgehen. „Zu Igor ſprachen (945) die Bojaren und Truppen: Svieneldś Knaben ſind mit Waffen und Kleidern wohl verſehen; wir aber ſind nackt. [6]) Gehe mit uns, Fürſt, auf Tribut aus, das wird dir und uns frommen“ (Neſtor IV. 103 Schlözer). Nachdem Igor den erhöhten oder verdoppelten Tribut eingenommen hatte, kehrte er nochmals zurück, „um ein Mehreres zu holen!“ Die Drewier erkannten auch ihre Leute und ſagten: „Führt man den Wolf unter die Schafe, ſo holt er die ganze Heerde weg, wenn man ihn nicht todtſchlägt!“ Dem Genuſſe berauſchender Getränke, fährt der Araber fort, überlaſſen ſie ſich aber in ſolcher unſinniger Weiſe, daß Mancher unter ihnen ſtirbt mit dem Becher in der Hand. Die Erzählung von der Opferung des Mädchens an der Seite des Leichnams ihres Gebieters iſt zu weitläufig und widerlich, um ſie vollſtändig zu berichten. Der wißbegierige Leſer mag ſie in dem Werke des Herrn Staatsrath Frähn: Ibn Fozzlan und anderer Araber Berichte über die Ruſſen älterer Zeit nachleſen. Auch hat d'Ohſſon in ſeinem Werkchen, die Völker des Kaukaſus überſchrieben (Des Peuples du Caucase, Paris 1828), die wichtigſten Angaben der Araber über die Ruſſen im zehnten Jahrhundert zu einem lehrreichen Gemälde an einander gereiht. Doch ich will, um auch jeden Schein der Partheylichkeit zu meiden, hinzufügen, daß Kaiſer Leo, welcher ungefähr um dieſelbe Zeit lebte wie die muſelmaniſchen Berichterſtatter, in ſeinem Buche über die Kriegskunſt, gedruckt im ſechsten Band der Werke des van Meurs (Meursii Opera VI. 108 ed. Lami) eine ganz entgegengeſetzte, in Wahrheit ſchmeichelhafte Schilderung der ſlawiſchen Völker entwirft. Die Ausgleichung dieſer Widerſprüche muß man den ſlawiſchen Alterthumsforſchern überlaſſen.

Die Ueberzeugung des gelehrten Mannes von

5) Tacit. Germ. 46 . . . . connubiis mixtis, nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur.

6) Die Bewohner Kiews waren alſo noch weit von dem „Reichthum und dem Raffinement“ (Sch. II. 76) der Nowogoroder entfernt.

Digitized by Google

der hohen Cultur und Weisheit ſeines Volkes, in den früheſten Jahrhunderten ſeiner ſagenhaften Geſchichte, ſcheint von großem Einfluſſe auf mehrere Theile ſeines, die ganze Slawenwelt und viele benachbarte Völker umfaſſenden Werkes. Schon deßhalb allein war es nothwendig ſie beym Eingange der Anzeige zu berühren. Sie dient ihm zum ſichern Beweis, daß gewiſſe Stämme, ſchon ihrer Wildheit wegen, nicht zum Slawenvolke gehören können. So namentlich die Sarmaten, die Sch. in einem frühern Werke, Die Abkunft der Slawen (Ofen 1828) ſelbſt für Slawen hielt und in ihrem Namen ſogar die älteſte allgemeine Benennung ſeines Volkes Srb, Serb, Sorb gefunden haben wollte. Jaxamatä (Ἰαξαμάται), Rhoxolani (Ῥωξολανοί), Jazyges (Ἰάζυγες) und Alanen werden jetzt zum ſarmatiſchen Volke gerechnet, deſſen Charakter und Gewohnheiten von denen der alten Slawen himmelweit verſchieden ſeyen. „Die Sarmaten waren aſiatiſche Eindringlinge, die nicht von ihrem Lande, ſondern von Anderer Schweiß und Mühen, von Erpreſſung, Raub und Mord und Menſchenhandel lebten; darum ſchlug dieſer ſo weit verzweigte Stamm keine Wurzel im europäiſchen Boden, ſondern vertrocknete bis auf die ſchwachen Ueberreſte im Kaukaſus (Sch. hält die Ir oder Arier, die As oder Oſſeten, die Jaſſen der ruſſiſchen Chroniken, für Reſte der Sarmaten), gleichſam als ein Zeugniß für dieß nothwendige Schickſal aller räuberiſchen Völker. Nie fand zwiſchen Slawen und Sarmaten Freundſchaft und Wohlwollen ſtatt, eben ſo wenig wie zwiſchen Beraubten und Räubern, zwiſchen Unterdrückten und Bedrückern. Polen und Ruſſen, als wären ſie vom Schickſal auserkoren geweſen, vernichteten in blutigen Kämpfen zwiſchen 983—1289 die letzten Reſte der ſarmatiſchen Jazygen in Podlachien; die ruſſiſchen Herrſcher von 965—1166 unternahmen unaufhörliche Plünderungs- und Vernichtungszüge über den Don gegen die dortigen Jaſſen oder Oſſen, die Nachkommen der alten Alanen. So haben die Slawen wenigſtens zum Theil nach den ewigen Geſetzen der Gerechtigkeit das ihnen von den ſarmatiſchen Jazygen, Rhoxalanen und Alanen einſt angethane Unrecht gerächt!" (I. 369). Ich muß geſtehen, daß die mit erſtaunlicher Gelehrſamkeit und Scharfſinn verſuchte Beweisführung, Sarmaten und Slawen ſeyen grundverſchiedene Völker, worin auch Palacky mit dem Verfaſſer übereinſtimmt, mich nicht überzeugt hat. Ich kann aber natürlich in einer bloßen Anzeige dem Verfaſſer nicht ins Einzelne folgen. Man iſt nur ſo frey hier vorläufig zu bemerken, was im Verfolge der Anzeige weiter ausgeführt wird, daß ein großes Volk niemals aus der Weltgeſchichte verſchwunden iſt — ein großes Volk waren aber die Sarmaten ſicherlich —, daß der Verfaſſer (I. 361) mit Unrecht behauptet, „die Geſchichte der Sarmaten in Europa reiche vom erſten Jahrhundert bis zum vierten Jahrhundert n. Chr. und die Sarmaten ſpäterer Zeiten bey den Byzantinern ſeyen ein Gemiſch von Slawen, Germanen, Finnen" u. ſ. w. Nein, der Theil der Slawen, welcher ſich Sarmaten oder Serbier nannte, erlangte, gleichwie die andern unterjochten Völker, bey der Auflöſung des Hunnenreiches ebenfalls ſeine Freyheit; ein Theil ließ ſich in Illyrien nieder (Jord. c. 50 Maſcov, Geſchichte der Deutſchen I. 457), ein anderer ſchlug ſich mit den Oſtgothen in Pannonien herum, die ihnen Singidunum abnahmen (Jord. c. 55. Maſcov I. 462). Ueberdieß erwähnen Ennodius und Paulus Diaconus die Sarmaten und unterſcheiden ſie ſorgfältig von den andern Völkerſchaften. Endlich kann entgegnet werden, daß bereits die alten ſlawiſchen Schriftſteller, wie der Czeche Wacerad vom Jahre 1102 erkläre: Sarmate . . . Sirbi tum dicti; Sarmathe Zirbi populi — Worte die doch unmöglich (Sch. I. 373) bloß bedeuten können: „In Sarmatien wohnen Serben" oder „wo die Alten ihre vermeintlichen Sarmaten hinſetzten, dort kennen wir unſere ſlawiſchen Serben als Bewohner." Der Verfaſſer iſt, wie man leicht vermuthen wird, in einiger Verlegenheit, die Nachrichten des Ptolemäus mit ſeiner Hypotheſe in Einklang zu bringen, und verwickelt ſich deßhalb in auffallende Widerſprüche. So ſagt er (I. 371): „Die griechiſchen und römiſchen Geographen, namentlich Mela und Ptolemaios, nennen zwar die geſammten Länder des europäiſchen Nordens Sarmatien, allein nur in geographiſcher Beziehung, da zu ihren Zeiten eine ununterbrochene Reihe ſarmatiſcher Völker vom Don bis zur Donau ſaßen, von denen einzelne Stämme auf der einen Seite bis nach Podlachien hinter die Karpathen, auf der andern bis an den obern Dniepr ge-

Digitized by Google

drungen und ſomit inmitten der windiſchen Völkerſchaften ſich eingeniſtet hatten. Daß dieſes Sarmatien lediglich von Sarmaten bewohnt geweſen, dieß läßt ſich aus ihren Angaben noch lange nicht erweiſen, vielmehr deuten ſie ſelbſt überall auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Völker in jenen Ländern hin." Dann wird an einer andern Stelle verſichert, Ptolemäus habe in Alexandrien nur verworrene Kenntniß des europäiſchen Nordens gehabt. Möchte doch der edle Verfaſſer die ſchönen Worte, die er Andern zuruft, immer als ſicher zum Ziele führende Richtſchnur ſich vorgehalten haben! „Man bedenke bey aller Werthſchätzung der Nationalität, daß ſelbſt das größte Volk immer nur einen Theil der Menſchheit bildet und ein Tropfen im Ocean iſt, der erſt in Verbindung mit andern lebende Kraft äußert, vereinzelt aber unvermeidlich vertrocknet. Sollten künftige Forſcher mit dieſen Grundſätzen auf dem Felde der ſlawiſchen Alterthümer fortarbeiten, ſo wird dieſes unſer väterliches Erbtheil, welches jetzt noch ſo öde liegt, bald in eine anmuthige Aue verwandelt werden. Uns war es nur, wie einſt Moſes, vergönnt vom fernen Gebirge durch dichte Wolken auf dieſelbe hinzublicken; ſie zu betreten, erlaubte das Schickſal noch nicht" (I. 484).

Sch. hat der Urgeſchichte der ſlawiſchen Völker von der älteſten Mythenzeit der Griechen bis zur Herrſchaft des Chriſtenthums und der Staatenbildung bey den verſchiedenen Stämmen zwey verſchiedene, gegenſeitig ſich ergänzende Werke gewidmet. In dem einen wird von der Verbreitung und den Wohnſitzen der zahlreichen Völkerſchaften (ἔϑνη τὰ Ἀντῶν ἄμετρα), von ihrer Geſchichte, ihrer Sprache und ihren auszeichnenden Eigenthümlichkeiten gehandelt; in dem andern hingegen ihre Religion, die Geſetze und Sitten, Literatur und Wiſſenſchaft, mit einem Worte ihr ganzes geiſtiges und ſittliches Weſen, ſo weit dieß in den bleichen Schatten eines großen untergegangenen Lebens noch erfaßt werden mag, dargeſtellt. Nur das erſte Werk iſt bis jetzt erſchienen. Es zerfällt in zwey Bücher, wovon jedes einen ſtarken Band umfaßt. In dem einen wird die Urgeſchichte der ſo vielfach verzweigten Völkerfamilie bis zur Auflöſung des großen hunniſchen und zum Sturze des weſtlichen römiſchen Reiches, wo die Slawen mit Waffengewalt aus ihren alten Wohnſitzen hervorbrechen und ſich nach Süd und Weſt bis zur Donau und Elbe ausbreiten, behandelt; das zweyte beginnt mit dem Uebergewicht der nördlichen Völker, der Germanen und Slawen, über die Bewohner des Südens und ſetzt die Geſchichte der ſlawiſchen Stämme ſo weit fort, bis das Chriſtenthum ein entſchiedenes Uebergewicht erlangt, wo ruſſiſche und polniſche Fürſten (988, 965) die Taufe erhalten und zur modernen Staatenbildung der Grund gelegt wird. Der Uebergang der warägiſchen Ruſſen und ihrer ſlawiſchen Unterthanen zum byzantiniſchen Chriſtenthum iſt eines der folgenreichſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte. Man erſchrickt, wenn man weiß, daß die öſtlich an der Wolga ſitzenden muſelmaniſchen Bulgaren, worüber wir Staatsrath Frähn ſo reichliche Belehrungen verdanken, Alles aufboten, um die Nachbarn zu ihrem Glauben zu bekehren; ja daß der Großfürſt und ſeine Bojaren einigermaſſen zwiſchen der Annahme des Chriſtenthums und des Islams ſchwankten. Welchen furchtbaren Kämpfen wäre die Welt entgegen gegangen, wie gefährdet wäre das Heil und die Cultur der ganzen Menſchheit geweſen, hätten auch die nördlichen Völker zu der unerquicklichen, der Entwicklung unfähigen Lehre des Propheten von Mecca geſchworen!

Die Weiſe dieſer beyden Bücher der Alterthümer iſt verſchieden nach dem Stoffe, aus welchem ſie auferbaut wurden. Der erſte Zeitraum umfaßt großentheils zweifelhafte, je nach den mannigfachen Anſichten und Lieblingsmeinungen deutbare Namen und Gegenſtände; der zweyte hingegen nur halbdunkle Begebenheiten, die geſunder Sinn, Kenntniſſe und Fleiß ſo klar zu entwirren vermögen, daß der einſichtige Leſer ſich leicht von der innern Wahrheit der ganzen Darſtellung überzeugen wird. Dieß iſt auch dem Verfaſſer vollkommen gelungen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Dr. F. J. Buß, Vergleichendes Bundesſtaatsrecht von Nordamerika, Teutſchland und der Schweiz. Bd. 1. Karlsruhe 1844.

Dr. M. C. Pepin le Halleur, Histoire de l'emphythéose en droit romain, et en droit français. Paris 1843.

Dr. M. Ch. Ginoulhiac, Histoire du régime dotal et de la communauté en France. Paris 1842.

Dan. Benham, Reflections on the genealogy of our Lord and Saviour Jesus Christ, as recorded by St. Matthew and St. Luke. London 1836. 4.

Dr. J. G. Sommer, Synoptiſche Tafeln für die Kritik und Exegeſe der 3 erſten Evangelien. Bonn 1842.

R. Weaver, Der Puſeyismus in ſeinen Lehren und Tendenzen beleuchtet. A. d. Engl. überſ. von Dr. Amthor. Leipzig 1844.

Otto Thenius, Das Evangelium ohne die Evangelien. Leipzig 1843.

Iuan de Carrillo, I y II parte de la historia de la tercera orden de nuestro Seraphico P. S. Francisco. Caragoça 1610.

Jer. de Belem, Chronica serafica da santa provincia dos Algarves, da regular observancia do nosso Seraf. padre S. Francisco. P. 1 — 3. Lisboa 1750 — 53.

Franc. Fabian y Fuero, Coleccion de providencias diocesanas del obispado de la Puebla de los Angeles. Puebl. 1770. fol.

Römiſcher Kirchen- und Staats-Schematismus für das Jahr 1843. Wien 1843.

J. J. Bourassé, Les cathédrales de France. Tours 1843.

Jer. Cantador Argote, Memorias para a historia ecclesiastica do arcebispado de Braga. Lisboa 1732.

Memoria interesante para la historia de las persecuciones de la iglesia catolica y sus ministros en España. Madr. 1814.

J. M. Prat, Histoire de l'Ecleticisme Alexandrin, considéré dans sa lutte avec le Christianisme. Vol. 1. 2. Paris 1843.

J. Holmes, History of the Protestant church of the united brethern. Lond. 1825.

Fr. Hurter, Kleinere Schriften. Bd. 1. Schaffhauſen 1844.

Constituciones synodales del Arçopispado de Toledo hechas, copiladas y ordonadas por Bernardo de Rojas y Sandoval. Toledo 1601.

Justini opera, recens. J. C. Otto. Tom. 1. 2. Jenae 1842.

Heinrich Hattemer, Denkmale des Mittelalters. St. Gallen's altdeutſche Sprachſchätze. Bd. 1. 5. St. Gallen 1844.

Fr. Almeida, Apparato para a disciplina . . . e ritos ecclesiasticos de Portugal. Tom. 1 — 4. Lisboa 1735 — 36.

Chr. Bonhard, Die Civilehe oder Beantwortung der Frage: Iſt deren Einführung im chriſtlichen Staate nothwendig oder wünſchenswerth. Gießen 1843.

Constituciones synodales del Balt. de Mosco y Sandoval. Toledo 1660. fol.

Baños y Sotomayor, Constituciones synodales del Obispado de Veneçuela, y Santiago de Leon de Caracas. Madr. 1698. fol.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Paul Joſeph Schafariks ſlawiſche Alterthümer.

(Fortſetzung.)

Man wird an dem zweyten Buche wenig ausſetzen können; ſein Inhalt wird immer die Grundlage bleiben, auf welcher die weitere Entwicklung aller ſlawiſchen Stämme und Staaten fortgeführt werden kann. Diejenige Anſicht, welche organiſche, ſich ſelbſt fortpflanzende Maſſen gleichwie die todten Erzeugniſſe der Kunſt entſtehen, vergehen und an ihre Stelle ganz neue verſchiedene Weſen treten läßt, iſt weder in der Natur der Dinge noch in der Geſchichte begründet. Die Völker können durch Miſchungen viele ihrer phyſiſchen und geiſtigen Eigenthümlichkeiten verlieren, ſie werden aber niemals für den umſichtigen kundigen Forſcher ganz und gar von der Erde verſchwinden. Was da iſt, iſt nicht neu, ſondern wurzelt in den Urzeiten der Erde und der Menſchheit. Schon aus dieſem phyſiologiſchen Grunde allein, wenn auch nicht eine Menge geſchichtlicher Thatſachen hinzuträten, wäre Sch. berechtigt, die Meinung, daß die Slawen ein ganz neues Volk ſind, welches erſt zu den Zeiten der Völkerwanderung in Gemeinſchaft mit Hunnen und Avaren in der Geſchichte auftritt, als eine grundfalſche zu verwerfen. Die Slawen ſind, und dieß iſt der geſunde Grundgedanke, welcher uns an der Spitze des ganzen Werkes entgegentritt, gleichwie die Germanen, ein großes altes, in Europa einheimiſches, ſelbſtändiges, zahlreiches Volk, welches in verſchiedene Stämme zerfällt und unter ſehr verſchiedenen Namen erſcheint, in den frühern wie in den ſpätern Jahrhunderten der Weltgeſchichte. Sämmtlich neigten ſie ſich aber, was freylich mit der ſpätern Geſchichte und den heutigen Verhältniſſen dieſer Völkerſchaften in geradem Widerſpruche ſteht, zu volksthümlichen Staatseinrichtungen [7]). Der Wahn, es müßten, ſobald andere Namen in der Geſchichte auftauchen, auch andere Völker, andere Länder und Städte darunter zu verſtehen ſeyn, hat früher zu vielen Wirren und Irrthümern Veranlaſſung gegeben. Man iſt auch jetzt noch nicht ganz von dieſem Wahne zurückgekommen, obgleich uns zwey, verhältnißmäßig neue Wiſſenſchaften, Linguiſtik und Anthropologie, ſo häufig vom Gegentheile belehrten; es hat die eine in den Wörtern und Sprachformen, die andere in der Körpergeſtalt und den Geſichtszügen eine ununterbrochene Tradition von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag nachgewieſen [8]). In Folge dieſes Wahnglaubens

7) Die hieher gehörigen Beweisſtellen hat Palacky geſammelt. Geſchichte von Böhmen I. 160.

8) Edwards, des charactéres physiologiques des raçes humaines. Paris 1829 in den Mémoires de la Société éthnologique. Paris 1841. I. So betrachtet wohl Mancher die Städte rings um das ſchwarze und kaſpiſche Meer als neue Schöpfungen, obgleich ſie nur auf den alten Ruinen neu aufgebaut wurden und ſelbſt die alten Namen beybehielten, wenn auch in die Sprache des andern Volkes überſetzt. So z. B. Alba Julia, Castrum album; Ak-erman; Bielogorod — Wörter, welche im Lateiniſchen, Türkiſchen, und Slawiſchen dasſelbe, Weißſtadt, bedeuten; dann

Digitized by Google

erſann man alsbald neue Einwanderungen und ließ die frühern Völkerſchaften bis auf den letzten Mann von den neuen Ankömmlingen ausrotten, damit ein friſcher Boden gewonnen würde, auf welchem ſich das junge Geſchlecht nach Belieben einrichten könne. Wie ſehr aber dieſe ganze geſchichtliche Anſicht der Natur der Dinge und der Völkerverhältniſſe entgegen iſt, lehrt ſchon ein unbefangener Ueberblick der Weltbegebenheiten. Giebt es wohl ein einziges größeres Land auf Erden, wo die urſprüngliche Bevölkerung, wenn ſie uns einmal ſo genau bekannt geworden iſt, daß wir von ihrem Weſen und Weben einen klaren Begriff erhalten, ganz ausgerottet oder ſpurlos verſchwunden wäre? Finden wir nicht im Gegentheile heutigen Tags noch, wenn auch nicht allenthalben in Sprache, doch wenigſtens in Sitten und Gebräuchen, in dem Körperbau und der Lebensweiſe aller Völker auf Erden unverkennbare Spuren der urthümlichen Zuſtände oder wie ſie ſich im Laufe der Geſchichte entwickelt haben? Selbſt der Römer vermochte es nicht, während ſeiner vielhundertjährigen Herrſchaft, die einheimiſche Weiſe der Länder, die er beherrſchte, ganz und gar zu vernichten; jeder Unterrichtete erkennt mit leichter Mühe in den Darſtellungen der Alten den heutigen Franzoſen und Spanier, den Deutſchen und den Bewohner des nordweſtlichen Afrikas [9]). Man begreift nicht, warum die nördlichen Gegenden Aſiens und Europas von dieſer allgemeinen geſchichtlichen Erfahrung eine Ausnahme machen, warum hier ganze lebenskräftige Völker ſchnell wie die heitern Herbſttage ſpurlos zu Grunde gehen ſollten, um den fremden Einwanderern Platz zu machen, welche nach kurzen Friſten einem ähnlichen Schickſale entgegengehen.

---

das Vorgebirge καλὴ ἄκρη; Kaliagri; Gülgrad; Dioscurias; Iskuriah; Sudak; Soldaia.

9) Der Anſicht von der Unvertilgbarkeit der urſprünglichen Racen und Zuſtände huldigen jetzt alle bedeutenden Geſchichtforſcher, Guizot, Thierry u. ſ. w. Auch findet Palacky (Geſchichte von Böhmen. Prag 1836 I. 71), daß keltiſche Bojen und germaniſche Markomanen ſich im Lande Böhmen behaupteten und ſich ſpäter den erobernden Czechen unterwarfen.

Die Namen und Völkerſchaften des ſlawiſchen Stammes von den andern Bewohnern des Nordoſtens unſeres Erdtheiles zu ſcheiden, ihre Wohnſitze zu umgränzen und wo möglich ihr beſonderes Weſen aus den allgemeinen verſchwimmenden Schilderungen mangelhaft unterrichteter und unkritiſcher Schriftſteller hervorzuheben, iſt, wie geſagt, die Aufgabe des erſten Buches. Der Verfaſſer beginnt mit einer allgemeinen, für ſeinen ſlawiſchen Leſerkreis beſtimmten Völkerkunde, in welcher er ſich an bekannte Führer, wie Klaproth, anſchließt und manche äußerſt gewagte Behauptungen hinzufügt, auf deren Erörterung wir an dieſem Orte Verzicht leiſten müſſen. Man findet es wunderlich, daß die vom Himmalaya herabſteigenden Hindu ſich wahrſcheinlich mit der einheimiſchen Negerbevölkerung vermiſcht hätten, daß die Armenier, die ſich nicht Haikan, ſondern Haik nennen, neun Millionen zählen ſollen (ſicherlich keine zwey), daß Hunnen, Avaren, Jugren (alſo wohl auch die Ungarn?), Bulgaren, Chaſaren, Polowzer oder Kumanen, Petſcheneger aus einer Miſchung türkiſcher, mongoliſcher und finniſcher Stämme entſtanden ſeyen u. ſ. w. Das urſprüngliche, große, unvermiſchte Volk der Slawen wohne ſeit den älteſten Zeiten neben Kelten und Germanen, und werde von dieſen fremden benachbarten Völkern Weneden, Winden genannt; ſich ſelbſt aber nannten die Slawen Srbn, Serben, ein Name, der bereits bey Plinins (Hist. Nat. VI. 7. 12) und Ptolemäus (V. 9) gefunden werde. Auch ſey dieſe Benennung in den Σπόροι des Procop, was ſchon Dobrowsky vermuthete, verborgen. Von den zwey älteſten Namen für Slawen und Germanen, Srb, Serbier, Thioda, Deutſche heißt der eine wie der andere, wenigſtens ſucht Sch. dieß auch in Beziehung auf Srb zu beweiſen, weiter nichts als Volk. Dieſe Fundamentalſätze des ſlawiſchen Alterthums werden wohl jetzt von wenigen Forſchern beſtritten werden. Schwerlich möchten ſich aber die Annahmen des Verfaſſers: „die Slawen wären bereits in den früheſten Jahrhunderten an der Donau geſeſſen; zu ihnen gehören die Weneten am adriatiſchen Meere; die Wandalen, was Windiliſirte bedeute, ſeyen ein Gemiſch von Sueven, Slawen und Kelten geweſen," ſich einer ſolchen Gunſt erfreuen, obgleich man es dem tüchtigen Manne

Digitized by Google

aufs Wort glauben wird, wenn er uns verſichert, auch dieſe ſo zweifelhaften Sätze ſeyen die Frucht der mühſamſten Forſchungen. Es ſind dieß, wie man weiß, die ſtrittigſten Punkte der alten Länder- und Völkerkunde, weil es jedem Forſcher vergönnt iſt, bey dem gänzlichen Mangel entſcheidender Quellen, nach Belieben dieſe oder jene Meinung aufzuſtellen und zu vertheidigen. Für einen glücklichen Wurf halte ich Steub's Erklärung des Namens Venetia durch *Οἰνωτρία*, Weinland, die erſte Bezeichnung der heſperiſchen Halbinſel bey den öſtlichen Völkern (Ueber die Urbewohner Rhätiens S. 184), obgleich man nicht recht begreift, warum das r ausgefallen iſt. Ein Mann, welcher ſich als Phyſiolog einen Namen erworben und ſich viel mit phyſiognomiſchen Studien beſchäftigt hat, wollte an den Porträten der alten Venetianer wie an den Köpfen der heutigen Bewohner Venedigs die auszeichnenden Merkmale der keltiſchen Kymri finden (Edwards, des races humaines in den Mém. de la Société éthnologique. Paris 1841. I. 62), und dieſer Anſicht iſt auch Amédée Thierry in ſeiner Geſchichte der Gallier. Steub hingegen hält ſie für einen den Raſenern oder Tyrrhenern verwandten pelasgiſchen Stamm. In Betreff der Berichtigung einer hieher bezüglichen Stelle in meiner Geſchichte der armeniſchen Literatur (I. 151) erlaube ich mir, dem Verfaſſer der ſlawiſchen Alterthümer zu entgegnen, daß ich wohl wußte, die Bulgaren ſeyen ein Volk finniſchen Stammes; ich dachte aber, ſo gut wie Germanen und Finnen Anführer der Slawen wurden, hätte wohl auch umgekehrt ein Slawe oder Winde Anführer der finniſchen Bulgaren ſeyn können. Deßhalb ſagte ich, bey Moſes von Chorene finde ſich eine Erwähnung der Wenden (Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes I. 385). Sch. findet nach den Sagen bey Neſtor wahrſcheinlich, daß die alten Wenden oder Slawen ſchon in den Urzeiten an der Donau geſeſſen, ſpäter jedoch von den Kelten, die von Neſtor und andern ſlawiſchen Schriftſtellern Wlachen genannt wurden, vertrieben worden ſeyen, worauf ſie ſich zu den verwandten hinterkarpathiſchen Stämmen zurückgezogen hätten. Was kann man aber nicht Alles beweiſen, wenn man den Sagen in den frühern Zeiten überaus unwiſſender Mönche vertraut? Erzählt uns nicht der Neſtor gleichzeitige Mölkiſche Mönch, die Bayern ſeyen aus Armenien gekommen, und hatte nicht der weit ältere Witechind gehört, die Sachſen wären Macedonier? Thunmann hat bereits alle dieſe Sagen des ruſſiſchen Chroniſten, nach ſeiner ſcharfen kritiſchen Weiſe in den Anmerkungen über Schlözers allgemeine nordiſche Geſchichte, zurückgewieſen (Unterſuchungen über die Geſchichte einiger nordiſcher Völker. Berlin 1772. 153). Es darf auch nicht überſehen werden, daß viele Völkernamen urſprünglich aus allgemeinen Benennungen hervorgegangen ſind und wenigſtens anfänglich keinem beſondern Volke ausſchließlich angehörten. Wenden, Winden, Wandalen wären wohl, wenn überhaupt bey ſolchen unſicheren Dingen eine Vermuthung geſtattet iſt, die Herumziehenden [10]), wovon heutigen Tags noch das engliſche went; Walh, Walch, bey den Deutſchen wie bey den Slawen, wären die Fremden, namentlich aber die Romanen und Kelten, die Galen, Galli (Schmeller IV. 70); Alanen, Albanier, Aelpler, Bergbewohner und ſo allgemeiner Bedeutung wie Gorski, Kaukaſier, Bergvölker u. ſ. w. Es werden hie und da, beſonders mit dem letztern Namen, die verſchiedenſten Völker bezeichnet. Ammianus weiß bereits (XXXI, 2), daß die Alanen nach den Bergen (ex montium adpellatione) benannt wurden. In den tatariſchen Sprachen heißt auch in der That Alin und Ola ein Berg. Das ungariſche Alom, Hügel, ſcheint ebenfalls hieher zugehören (Schott, Verſuch über die tatariſchen Sprachen. 10).

(Fortſetzung folgt.)

10) Schmeller führt, Bayeriſches Wörterbuch IV. 112, eine Stelle vom Jahre 991 an, wo ſolch ein Colonus uandalicus oder fremder Bauer erwähnt wird. Schafarik kann (I. 165) über die Bedeutung des Namens Wende, Winde zu keinem Reſultate kommen.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Mit einer Anſicht von Würzburg zur Zeit des Schwedenkrieges, 1631.)

I.

Geſchichte der k. ſchwediſchen und herzogl. ſachſen-weimariſchen Zwiſchenregierung im eroberten Fürſtbisthume Würzburg.

Vom k. Legationsrathe, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Zweyter Abſchnitt.

J. 1632.

Die Fortſetzung der im vorhergehenden 2. Hfte. des 7. Bandes begonnenen Abhandlung, deren §. §. unabhängig von den Abſchnitten, in ununterbrochener Folge fortgehen; hier alſo, da das vorige Heft mit §. 14 endet, beginnt der §. 15 mit dem „Feldzug des Feldmarſchalls Guſtav Horn gegen Bamberg. Zurückſchlagung desſelben durch Tilly bis Schweinfurt. Aufbruch Königs Guſtav Adolph vom Rheine nach Franken.“ —

In Bezug auf die allgemeine Geſchichte des Schwedenkrieges hat ſich Hr. Sch. an die bereits in unſerm Berichte über den erſten Abſchnitt dieſer Abhandlung angeführten Werke gehalten; für das Beſondere aber aus Quellen geſchöpft, wie ſie nur einem ſo trefflichen Kenner fränkiſcher Geſchichten und raſtloſen Sammler alles desjenigen, was auf dieſelben ſich bezieht, zu Gebote ſtehen. Da finden wir die Akten der k. ſchwediſchen Regierung, das Tagebuch des ſchwediſchen Kloſterverwalters von Theres, viele gedruckte Mandate, deren Seltenheit wie ſchon in unſerm vorigen Bericht erwähnten, Fürſtbiſchöfliche Kabinets-Akten, das Tagebuch des in Schweinfurt ſich aufhaltenden Abtes von Ebrach, eine Grünauer Kloſterchronik, die Akten aus der Gerolzhofer und Ochſenfurter Stadtregiſtratur, aus dem Wirzburger Stadtarchiv, eine handſchriftliche Chronik von Kitzingen, eine Urkunde aus dem Familien Archiv der Freyherrn v. Rotenhan, Gropp's handſchriftliche Geſchichte des Stifts St. Burkhard. Von den 20 Beylagen ſind zwar die Nummern II, IV, V, IX (Gropp. III. 761) und XIX (Moſers patr. Archiv) in andern Werken abgedruckt, dennoch werden ſie hier dem Leſer ſehr willkommen ſeyn; denn wer hat z. B. Horn's Bericht aus Ludewig oder die Groppiſche Sammlung ſ. a. gleich zur Hand? —

Auf den erſten Anblick möchte es wohl befremdend ſcheinen, daß in einer Geſchichte der ſchwediſchen Zwiſchenregierung im eroberten Fürſtbisthume Wirzburg der Feldzug des Guſtav Horn in das Bamberger Land erwähnt und ſelbſt ausführlich erzählt wird. Allein Horn's Niederlage in und bey Bamberg durch den anrückenden Tilly war in des Schwedenkönigs Augen ein Ereigniß von ſolcher Wichtigkeit, daß er auf die darüber erhaltene Nachricht „ſein weitere, am Rheinſtrom habende intent endete, vnd die reſolution faſſete: den Feld Marſchalck in eigener Perſon zu ſecundiren, vnd alſo dem General Tilly mit Macht zu begegnen“ (Chemnitz I. 301). Sein Marſch führte den König über Höchſt, Steinheim, Aſchaffenburg und Lohr wieder in das Wirzburgiſche; nämlich über Wernfeld, Arnſtein nach Geltersheim und Schweinfurt und von da über Dettelbach, Kitzingen, Ochſenfurt und Aub gegen Bayerns Gränzen. Darum iſt die Aufnahme des Horniſchen Einfalls und ſeiner Niederlage, welche im §. 15 vorgetragen werden, vollkommen gerechtfertigt.

Die Einzelheiten dieſes Ereigniſſes, z. B. die Unterhandlung zwiſchen Johann Georg II., Fuchs von Dornheim, Biſchof von Bamberg, und dem Schwedenkönig, Horn's Auftrag zum Einrücken in das Bambergiſche, ſein Angriff auf Höchſtadt und die Einnahme der Stadt Bamberg bis zum Anmarſche Tilly's ſind hier aus Gropp, Chemnitz, und dem Theatrum Europäum, Tilly's Sieg über Horn aus dieſes Letzteren Bericht an ſeinen König d. d. Geltersheim, 7. März 1632 genommen. Wir beſitzen aber eine Quelle über dieß Ereigniß, welche den ſchwediſchen Berichten bey Chemnitz und Ludewig gegenübergehalten, in der That verdiente, hier veröffentlicht zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Paul Joſeph Schafariks ſlawiſche Alterthümer.

(Fortſetzung.)

Alp oder Alb iſt wohl bloß eine vollere Form für Alin, Ola, und man begreift jetzt leicht, wie die Namen Alanen und Albanier in einander übergehen und die ihrer Abſtammung und Sprache nach gar nicht zuſammengehörenden Stämme, Alanen, Albanier, Al-ben genannt werden konnten[11]. Hieraus erhellt, daß es ein Irrthum iſt zu glauben, die Völkernamen ſeyen auf die Gebirge übertragen, und namentlich ſeyen die alaniſchen Gebirge ſo genannt worden, weil hier die Alanen geſeſſen haben (Sch. I. 490). Ob Stavani oder Stlavani bey Ptolemäus in der That verſchrieben iſt für Slavi, wie Sch. vermuthet, oder nicht, ſcheint von keiner Wichtigkeit; ſo viel iſt ſicher daß die Slawen, in Verbindung mit den Anten, erſt ſeit dem ſechſten Jahrhundert folgenreich in die Weltbegebenheiten eingreifen. Der Sturz des Hunnenreiches, welches ſo viele Nationalitäten gefeſſelt hielt, hat auch das Volk der Slawen befreyt; ſie bringen von nun an unaufhörlich gen Süden und Weſten und werden die Geiſel des römiſch-byzantiniſchen Reiches.

Eine Geſchichte dieſes Drängens und Treibens der verſchiedenen Stämme liefert der zweyte Band, — ein unentbehrliches Werk zum Nachſchlagen für jeden Geſchichts- und Alterthumsforſcher. Es werden hier nach einander die ruſſiſchen, bulgariſchen, ſerbiſchen, chorwatiſchen, korutaniſchen, polniſchen, czechiſchen, polabiſchen Slawen, dann die Mähren und Slowaken aufgeführt, ihre urſprünglichen Wohnſitze und welche Veränderungen ſie erlitten, das Getriebe nach außen wie die innern Zuſtände des Volkes in ausführlicher und doch überſichtlicher Darſtellung behandelt. Eine überſpannte Liebe zum heimiſchen Volke ſcheint überall durch; ſelbſt die von den Slawen herbeygerufenen normaniſchen Ruſſen (Russios, quos alio nos nomine Nordmannos appellamus. Liutprand Antapod. I. 11 ed. Pertz) ſind nach Sch. roher und ungebildeter geweſen als die Nowogoroder. Es wäre dieß das einzige Beyſpiel in der Geſchichte, daß cultivirte Völker Halbbarbaren als Gebieter herbeygerufen hätten, um die geſtörte Ordnung im Lande herzuſtellen und ver-

11) Albani et Massagetae, ſagt Julian (Amm. Marcell. XXIII. 5), quos Alanos nunc appellamus. In ſolchem allgemeinen Sinne nimmt auch Ruysbrök (Recueil des Voyages et Mémoires de la Société de Géographie. Paris 1839. IV. 243) das Wort: Venerunt ad nos (a. 1253) quidem Alani, qui ibi dicuntur Aas, christiani secundum ritum Grecorum et habentes literas grecas et sacerdotes grecos d. h. Es kamen zu uns einige Bergbewohner, welche daſelbſt Aas oder Oſſeten genannt werden u. ſ. w. Joſafa Barbaro in Ramuſio II. 92. Bey verſchiedenen Reiſenden wird ein großer Theil des Kaukaſus Alania oder Gebirgsland genannt. Die Oſſen kennt bereits Ptolemäus in derſelben Gegend (VIII. 238). Mannert, Norden der Erde 416. As bedeutet wohl die Feſten, die Stützen; es iſt dieß Wort mit den Aſen des Nordens verwandt, wie Geijer in der Geſchichte Schwedens nachgewieſen hat.

Digitized by Google

nünftige Einrichtungen zu treffen. Wären nur mit dem deutſchen Namen den Slawen auch die deutſchen Sitten und Geſetze geblieben! Hätten ſie das von Skandinavien nach Nowogorod verpflanzte Geſchwornengericht [12]), die Liebe zur Freyheit und den heiligen Begriff der Ehre erhalten [13]), welch ein Glück und Segen wäre nicht der Menſchheit daraus erwachſen! Das germaniſche Rußland würde dann für den Oſten geworden ſeyn, was das germaniſche Großbritannien war und iſt für den Weſten der Erde. Die Slawen ſind aber eher zu entſchuldigen als die Deutſchen, welche in wie außerhalb ihres Landes die angeſtammte väterliche Sitte nicht zu bewahren vermochten. Die Ruſſen traf das Unglück, dritthalbhundert Jahre von den Mongolen beherrſcht zu werden, wodurch ſie zu Sklaven herabgewürdigt wurden [14]). Werden doch Sitten und Einrichtungen, die Tacitus bereits in Germanien vorgefunden hat, in dem Deutſchland des neunzehnten Jahrhunderts, und dieß nicht von Unkundigen, Auswüchſe eines verderbten Zeitgeiſtes geſcholten! Es wird jeder, wenn er auch durch ſelbſtändiges Studium im Einzelnen eine andere Anſicht gewonnen hat, ſich dem verehrten Verfaſſer für die vielfache gründliche Belehrung verpflichtet fühlen, namentlich auch für die ſorgfältige vollſtändige Angabe der Quellen. Sonderbar iſt es, daß Tillemonts bekanntes franzöſiſches Werk (I. 426) in lateiniſcher Sprache angeführt wird. Sollte dieſes Citat aus Maſcov entlehnt ſeyn, welcher nach der Weiſe ſeiner Zeit gewöhnlich ſagt: Tillemont ad vit. Alex. Sever., ad vit. Maxim. u. ſ. w.?

12) Karamſin II. 51.

13) Die alten freyen Ruſſen, ſagt Karamſin I. 52, duldeten keine körperlichen Strafen; er wendete auf Jaroslavs Geſetze die Worte an, mit welchen Montesquieu (Esprit des loix XXVIII. 3) den Geiſt der Deutſchen ſchildert.

14) Wie ſehr auch zur Zeit der goldenen Horde die urſprünglich türkiſch-chaſariſche oder kumaniſche Bevolkerung Kiptſchaks vorherrſchte, beweiſt, daß ſich in der ruſſiſchen Sprache, und ſelbſt als Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens, eine große Anzahl türkiſcher Wörter vorfinden; mongoliſche mögen nur einige ſeyn. Hammer-Purgſtall, Geſchichte der goldenen Horde 410.

In den ſlawiſchen Alterthümern werden auch die Geſchicke und Verhältniſſe der den Slawen benachbarten Völker, der Finnen, Kelten, Deutſchen und anderer Stämme in eigenen Abſchnitten dargeſtellt; hier ließe ſich wohl, wenn man bey der Anzeige eines ſolchen Werkes, ohne wieder ein Buch zu ſchreiben, viel ins Einzelne eingehen könnte, manches Zweifelhafte und ſelbſt Irrige hervorheben. Man kann es dem Slawen nicht verargen, wenn er den Magyaren, auch abgeſehen von ihrem neueſten unſinnigen Sprachdeſpotismus, im Herzen abgeneigt iſt; ihre Niederlaſſung an der mittlern Donau iſt das größte Unglück, das die Slawenwelt im Laufe der Jahrtauſende getroffen hat. Wie im Weſten unter römiſchem Einfluſſe die fränkiſche Monarchie groß gezogen wurde, ſo hätte im Oſten, unter vorherrſchendem Einfluſſe Konſtantinopels, ein ähnliches ſlawiſches Reich ſich herangebildet; dadurch aber, daß die Magyaren gerade in das Herz des ſich erſt bildenden Organismus eindrangen, wurden ſolche Ausſichten vernichtet (Palacky I. 195. 196). Deſſenungeachtet wird auch der beſonnene Slawe es nicht billigen, wenn die Ungarn (II. 235) „Stammgenoſſen der Mongolen“ genannt werden. Noch weniger aber ſind die Koſaren oder Chaſaren ein uraliſch-finniſcher Stamm (II. 63), ſondern Türken, nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Byzantiner, Armenier und Araber, ſo wie nach den Wörtern, die ſich aus ihrer Sprache erhalten haben (Beg, Il, Ilek u. ſ. w.) und nach Allem, was wir von ihnen wiſſen. Die Sittenſchilderung der Tukiuei oder Türken in den chineſiſchen Jahrbüchern gleicht bis ins Einzelnſte demjenigen, was uns die weſtlichen Schriftſteller von den Chaſaren berichten. An einer andern Stelle (II. 66) werden, theilweiſe im Widerſpruche mit dem Angeführten, Awaren, Bulgaren, Koſaren und auch Magyaren „uraliſch-finniſche Unholde“ genannt.

Zu welchem Volke gehörten nun aber die Awaren, die ſo mannigfach in die Geſchichte des Mittelalters eingreifen und ſelbſt mit unſerem Lande in ſo innige Berührung treten, und wie kamen ſie nach Europa? Eine gründliche Löſung dieſer Fragen kann nur aus einer genauen Bekanntſchaft mit der Geſchichte der Reiche und Völker Mittelaſiens,

während des fünften und ſechſten Jahrhunderts, gewonnen werden.

Der Name Tukiuei erſcheint erſt in der Hälfte des fünften Jahrhunderts in der Geſchichte des Mittelreiches; es ſoll das Volk von einem helmartigen Berge, der zur Altaikette gehöre, in deſſen Nähe die Vorfahren ihres Herrſchergeſchlechtes wohnten, den Namen erhalten haben. Tukiuei habe nämlich in der Sprache des Volkes dieſe Bedeutung; es iſt dieß ohne Zweifel eine jener ſpäter erſonnenen Etymologien, deren ſich ſo viele finden in den Jahrbüchern des Morgen- und Abendlandes [15]. Der Name Türke bedeutet die Jenſeitigen, die jenſeits des Orus wohnenden Völker, welche in unzählige Stämme zerfallen; bereits zu den Zeiten der Han-Dynaſtie waren den Chineſen mehrere bekannt, die ſie, nach ihrer Weiſe, unter die zinspflichtigen Völker einreihten. Es wird bemerkt, daß dieſe ehemals den Hunnen unterworfen waren und im Grunde dieſelbe Sprache redeten, wie ihre Gebieter; erſt im Laufe der Zeit hätte ſie ſich etwas verſchieden ausgebildet, — es kann das gegenſeitige Verhältniß der tatariſchen Sprachen nicht treffender bezeichnet werden. Zu dieſen Stämmen gehören namentlich die Kiuſſe, Guſen oder Uſen, die Kao tſchang, ſpäter unter dem einheimiſchen Namen Uiguren bekannt. Die Sagengeſchichte dieſes türkiſchen Volkes iſt zwiefacher Art: eine einheimiſche, in Einzelnheiten verſchieden nach den verſchiedenen Horden, welche aus den Zeiten ſtammt, wo die rohen Völker noch die Naturkräfte als göttliche Weſen verehrten, und eine fremde, die für das zum Islam bekehrte Volk erdichtet wurde. Wolfsblut floß, nach der heimathlichen Ueberlieferung, in den Adern der wilden räuberiſchen Türken. Es erbarmte ſich eine Wölfin des jugendlichen Ahnherrn des Volkes, der dem Untergange geweiht war, reichte ihm die Muttermilch und gieng eine widerliche Verbindung mit ihm ein, welche eine kräftige Nachkommenſchaft zur Folge hatte. Kaum waren die Knaben herangewachſen, ſo raubten die zehn Söhne des Ahnherrn und der Wölfin die Frauen der nachbarlichen Stämme, erzeugten Söhne und Töchter und wurden bald ſo zahlreich wie der Sand am Meere. Zum Andenken an die wunderbare Erhaltung des Stammvaters wurde ein Wolfskopf als Panier des neuen Volkes erhoben. Tumen, ein würdiger Sohn der Wolfsmutter, hat alle Stämme, namentlich die ehemals den Jeou jen gehorchenden Uiguren, welche von den Chineſen in ihrer kleinlichen am Aeußerlichen haftenden Weiſe Kao tſche, Leute mit hohen Wagen genannt werden, durch Waffengewalt bezwungen und ſich zum Oberhaupte des ganzen türkiſchen Volkes in Mittel- und Nordaſien emporgeſchwungen. Tumen dünkte ſich jetzt dem Fürſten der Jeou jen, welchem ein großer Theil der Türken als Waffenſchmiede diente, ebenbürtig und freyte um eine Prinzeſſin dieſes Hauſes. Der abſchlägige, in Worten des Hohnes gegebene Beſcheid empörte das Oberhaupt der Türken und vermochte ihn, das tunguſiſche Geſchlecht mit Krieg zu überziehen. Es ward ein Bund geſchloſſen zwiſchen den Türken und den Topo; die Jeou jen konnte dieſer vereinigten Macht keinen Widerſtand leiſten und ihr Reich endigte mit dem Selbſtmord des letzten Chakan Anawei; ein Theil von ihnen blieb in der Heimath zurück und gehorchte Tumen, der ſich jetzt Il Chan oder Landesfürſt [16]) nannte — ſeiner Gemahlin legte er den Titel Chatun bey, — ein anderer, und wie es ſcheint bey weitem die größere Maſſe, entfloh gen Weſten, wo ſie unter dem Namen der Avaren erſcheinen. Es iſt dieſer Name nur eine andere Form von Uwar oder Uigur, wie ſich das Volk auch nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Griechen nannte [17]), die überdieß ſeine äußerliche

15) Terk heißt zwar in der That Helm im Türkiſchen. Davids Grammar of the Turk lang. X. Die Erklärung Klaproths und Rémuſat's iſt unrichtig. Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. Göttingen 1838. II. 71. Palacky und Schafarik vertrauen zu ſehr den Hypotheſen Klaproths, der ſich bekanntlich in ſeinen größern hiſtoriſchen Werken niemals zu Citaten herabläßt.

16) Matuanlin, Buch 343 Bl. 2 r. Chatun ſchreiben die Chineſen Akiatun. Il heißt bekanntlich im Türkiſchen Land, Stamm und Volk.

17) Theophyl. Hist. VII. 8. Der Grieche hatte bereits erfahren, daß es zweyerley Völker in Mittelaſien gebe: Uwar (Ὀυάρ), Uiguren, Türken, und Chunnen, Hunnen (Χουννί) oder Mongolen

Erſcheinung in der Weiſe beſchreiben, daß man den wilden barbariſchen Türken nicht verkennen wird. Gleichwie in neuern Zeiten das Vordringen der Ruſſen gegen die Wolga, den Jaik und Jeniſſei eine Bewegung der türkiſchen und mongoliſchen Horden (ich erinnere an die Züge der Jakuten und Buräten) gegen Nordoſten veranlaßte, ſo in den mittlern Jahrhunderten die häufigen Revolutionen Mittelaſiens und die Siege der Chineſen eine Bewegung derſelben Horden nach Nord oder Südweſten. Die letzte größere Völkerwanderung dieſer Richtung iſt der Zug der Torgoten an die Wolga.

Die Sitten und Einrichtungen des neuen türkiſchen Reiches ſind im Weſentlichen von denen der Hunnen und Topo nicht verſchieden. Auch die Türken waren der Jagd und Viehzucht ergeben, gefielen ſich in Krieg und Raubzügen und ſtanden in allen andern Beziehungen auf derſelben Stufe der Cultur oder Barbarey. Die Beamten und Diener des Chan wurden nach dem Vorbilde des Mittelreiches in gewiſſe Ordnungen eingetheilt und erhielten erbliche Ehrentitel; ſie waren überdieß, wie es bey der ganzen tatariſchen Völkerfamilie gebräuchlich iſt, in die linke und rechte Seite eingetheilt, wovon die erſte für die vorzüglichſte gehalten wurde. Zum Unterhalte waren ihnen beſondere Lehensdiſtrikte angewieſen; denn obgleich die tatariſchen Völker keine feſten Wohnungen haben, ſo war doch immer, wie noch heutigen Tags, das Land unter den Horden und Stämmen als Weidegrund vertheilt. Im Beginne des Jahres verſammelten ſich alle Großen in der Reſidenz des Chakan am Goldgebirge, um in einem ringsum von Bergen eingeſchloſſenen Thale, wo der Sage nach die Urahnen des Volkes gewohnt haben ſollen, Opfer darzubringen [18]. Am fünften Monat des Jahres kommen ſie zum zweytenmale zuſammen, bringen dem Himmelsgeiſte, der Erde und den Geiſtern der Ahnen Opfer dar und verehren die Elemente, Luft, Waſſer und Feuer. Sie ſingen der Erde Loblieder, doch preiſen ſie vorzüglich einen Gott, den ſie den Schöpfer des Himmels und der Erde nennen. Ihm opfern ſie Pferde, Rinder und Schafe. Sie haben auch Schamanen, von denen ſie glauben, daß ſie künftige Ereigniſſe vorherſehen [19]. Gegen Ende des Herbſtes, wo das Vieh wohlgenährt von der Weide kömmt, wird nahe bey einem Walde eine große Verſammlung gehalten, wo, während die Verſammlung den Wald umreitet, den Schutzgöttern der Marken und Gauen, der Wieſen und Felder Opfer dargebracht werden. Iſt dieß geſchehen, ſo wird eine große Heerſchau gehalten und Alles, Menſchen wie Thiere, in Liſten verzeichnet. Sobald die Wahl eines neuen Landesherrn vollzogen iſt, wird er von den Großen auf einen Filz geſetzt, neunmal gegen Sonnenaufgang gewendet im Lager herumgetragen und jedesmal von dem verſammelten Volke mit Zuruf empfangen. Dann wird der Ilchan aufs Pferd geſetzt, ihm ein ſeidenes Tuch um den Hals geworfen und damit ſo lange angezogen, bis er dem Erſticken nahe kommt. Man läßt ihn plötzlich los und fragt, wie lange er zu regieren gedenke? Seine in der Verwirrung und Todesangſt gegebene Antwort wird als ein Gottesurtheil betrachtet; hat er die Jahre erreicht, welche ihm dieſes Orakel verkündet, ſo ſuchen ihn die Großen aus dem Wege zu räumen. So bey den Türken und ſo bey ihren Stammverwandten, den Chaſaren [20].

(Schluß folgt.)

---

und daß die Awaren aus beyden Völkern, gleichwie heutigen Tags die Mankat oder Noganen, beſtänden. Deßhalb werden ſie auch von Turxanth Warchuni (Οὐαρχωνῖται) genannt. Menander 400, 401 ed. Niebuhr.

18) Es iſt dieß die berühmte Höhle Irgene kum — Irgene heißt Thal und Kum eine ſteile Anhöhe — welche in der Urgeſchichte der Türken und Mongolen eine ſo große Rolle ſpielt.

19) Matuanlin Buch 343 Bl. 4 r. Theophyl. Simoc. 176 B, C ed. Fabioti. Stritter III. 70, wo ſo wie in der lateiniſchen Ueberſetzung eine unrichtige Interpunction irre leiten könnte.

20) d'Ohsson, des peuples du Caucase 40. Matuanlin a. a. O.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Paul Joſeph Schafariks ſlawiſche Alterthümer.

(Schluß.)

Die Barbarey des Volkes zeigt ſich am deutlichſten in ſeinen Geſetzen. Ehebrecher erlitten in den früheſten Zeiten bloß die Strafe der Entmannung, ſpäter wurden ſie mitten durchgeſpalten. Wer dem Andern im Streite das Aug ausſchlug, mußte ihm ſeine Tochter geben; hatte er keine Tochter, ſo trat das Weib an die Stelle. Eine Beſchädigung der andern Glieder des Körpers konnte mit Geld geſühnt werden. Der Dieb gieng aber ganz frey aus; er hatte bloß das Doppelte zu erſetzen.

Die Gebräuche bey den Leichenbegängniſſen waren eigenthümlicher ſonderbarer Art. Die Leichen des Frühlings und Sommers wurden ſo lange in Zelten oberhalb der Erde aufbewahrt, bis im Herbſte die Blätter von den Bäumen fielen; hingegen die des Herbſtes und Winters, bis im Frühjahre die Bäume wieder im Laube prangten. Dann verſammelte ſich die ganze Verwandtſchaft, Männer und Frauen zerſchnitten und zerriſſen ſich den Körper und die Wangen [21]) und ergötzten ſich bey großen Leichenmalen, wozu eine Menge Schafe und Pferde geſchlachtet wurden. War der Schmaus zu Ende, ſo wurde auf dem Grabe ein Steinhügel errichtet — ſo viele Krieger der Todte bey Lebzeiten im Kampfe erlegte, mit ſo vielen Steinen ward ſein Grabhügel verziert. Man weiß alſo jetzt mit Sicherheit, zu welchem Endzwecke die vielen Steinhauſen in Mittel- und Weſtaſien, im Norden des kaſpiſchen und des ſchwarzen Meeres bis herab in die Gegenden des Stromgebietes der Donau errichtet wurden [22]). Zu dieſen Leichenmalen gehen die jungen Leuten beyderley Geſchlechtes in ihrem ſchönſten Kleiderſchmucke; gefällt dem Jüngling ein Mädchen, ſo ſendet er zu ihrem Vater und bittet um die Hand der Tochter. Nur in den ſeltenſten Fällen erhält der Freyer eine abſchlägige Antwort.

Schon früher hatten ſich einzelne türkiſche Horden, um ſich der Herrſchaft der Jeou jen zu entziehen, nach Weſten geflüchtet; jetzt folgten ihnen alle andern uiguriſchen Türken, die ſich dem neuen Regimente des Ilchan Tumen nicht unterwerfen wollten. Dieſe Türken, Uiguren oder Awaren, zerfielen in mehrere Klane, welche von Häuptlingen regiert wurden, wahrſcheinlich Tudun geheißen [23]),

21) Hier ſtimmen die Chineſen und Byzantiner buchſtäblich überein. Matuanlin Buch 343 Bl. 3 v. Menander 163 D. ed. Labbe. Stritter III. 62.

22) Es ſind dieß die ſogenannten Kurgani (Démidoff, Voyage dans la Russie méridionale. Paris 1842. IV. 8), welche auch Schafarik mehrmals beſpricht.

23) Alle Tataren erhielten, wie bekannt, ihre Cultur von den Chineſen; Tudun (Eginh. Annal. ad a. 795) iſt vielleicht chineſiſch und der Titel Tu tong, Worte die jetzt einen General bedeuten; doch muß bemerkt werden, daß die Chineſen den Titel als einen ächte tatariſchen betrachten und ihn wie Eginhard Tudun ſchreiben. Matuanlin Buch 343 Bl. 3 v. l. 1, und im Tangſchu oder Buch der Tang Bl. 215 erſte Abtheilung Bl. 42. Das Tangſchu iſt die Quelle des Matuanlin. Griechiſch wird der Titel *Τούδουν* geſchrieben. So heißt es im Etym.

Digitized by Google

die aber ſämmtlich dem Chakan unterthan waren [24]). Auch der Freyherrn oder Tarchan, wie ſie heutigen Tags noch bey den Türken heißen, geſchieht bereits Erwähnung [25]) — einer Claſſe von Lehnsleuten, welche ſich auch bey den Mongolen großer Privilegien erfreute [26]). Die neu eingewanderten Awaren verjagten mehrere Stämme aus ihren heimathlichen Sitzen in der Nähe des Ural, wie die Saroguren, Urogen und Hunoguren, wozu auch die ſpäter genannten Kuturguren, Uturguren und andere Völklein gehören, deren hie und da verſchieden geſchriebene Namen doch ſämmtlich auf ugriſche oder finniſche Abſtammung hinzeigen. Dieſe unterwarfen nun das türkiſche Miſchlingsvolk der Akatiren, Akatſiren oder Chaſaren zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere und ſenden Boten, an die öſtlichen Römer, um ſich mit ihnen zu verbinden [27]). Kaiſer Leo I. ſchickt ſie mit Geſchenken in die Heimath zurück; doch hiemit war den wilden Horden nicht gedient. Sie zogen, in Verbindung mit ihren neuen Unterthanen, gegen die Donau, wo ſie unter dem Geſammtnamen Bulgaren oder Wulgaren eine der ärgſten Geiſeln des öſtlichen Reiches wurden und von nun an nicht mehr aus der Geſchichte ſchieden [28]). Man glaube aber nicht, daß dieſer Name Bulgar jetzt erſt entſtanden iſt; er war ſchon längſt vorhanden im Morgenlande, ſcheint aber erſt nach der Auflöſung des Hunnen-Reiches zu den Byzantinern gedrungen zu ſeyn. Bereits unter dem König Arſchag I. (127—114 v. u. Z.) aus dem Hauſe der Arſaciden, zog von Norden her eine Colonie Bulgaren in die Provinz Ararat; nach ihrem Anführer Went nannten ſie ihre neue Heimath Wannat, deren Hauptort die im Mittelalter ſo berühmte und auch heutigen Tags ſehr bekannte Stadt Kars geweſen iſt. [29]). Theodorich, der Oſtgothenkönig, ſtellte ſich den neuen Barbaren an der Donau entgegen und brachte ihnen (487) eine große Niederlage bey [30]), worauf ſie, wie es ſcheint, bis zum Abzuge des deutſchen Volkes Ruhe gehalten haben. Alsdann brachen ſie von neuem in Thracien ein und zogen unter furchtbaren Verheerungen bis nach Illyrien [31]).

Als aber im Laufe des ſechsten Jahrhunderts, nachdem, wie geſagt, Tumen ſich zum Ilchan erhoben hatte, immer mehr Awaren nach dem Weſten vordrangen, wurden die Bulgaren gezwungen, ſich dem Chakan oder Jugurr d. h. Uigur [32]), wie er auch von lateiniſchen Schriftſtellern genannt wird, dieſes Türkenvolkes zu unterwerfen; ein gleiches Schickſal traf auch einen ſehr großen Theil der Slawen [33]). Die Klage des Chakan am Altai, daß dieſe Flüchtlinge ſich mit Unrecht Uiguren oder Awaren nannten, ermangelt aller Wahrheit; denn dieſer Name, welcher die Feſten, die Verbündeten

---

Magn. Lips. 1816. p. 763. *Τούδουνοι οἱ τοποτηρηταί* (vicem tenentes) *παρὰ Τούρκοις.*

24) Eginhard ſagt a. a. O, bey Pertz I. 185: Summum totius regni juxta priscum eorum ritum Caganum habere praecepit.

25) Die finniſchen Bulgaren haben dieſen Titel wohl von ihren türkiſchen Gebietern angenommen; denn der byzantiniſche Ceremonienmeiſter (Const. Porph. de Cerem. aulae Byzant. 393 ed. Reiske) fragt nach dem Befinden des *Βολίας Ταρκάνος.* Menander 384 ed. Bonn. ſchreibt den Titel *Ταρχάν.* Zeuß (die Deutſchen 729) verwechſelt irrthümlich Tarchan mit Chakan.

26) Hammer-Purgſtall, Geſch. der goldenen Horde 191. 228. 350.

27) Priscus 42, 43. Stritter I. 642.

28) Von den Slawen kann vermöge des Genius ihrer Sprache der Name Bulgar nicht herrühren. Schafarik II. 168. Jordanis, de reb. Get. c. 5, unterſcheidet bereits genau Hunnen und Bulgaren.

29) Mos. Choren. II. 6. 8. nach der Chronik des Mar Ibas, welche mit der Regierung Arſchags I. endigt. Indſchidſchean, Altarmenien 372. Auch in der Geographie des Moſes werden die Bulgaren als Einwohner Sarmatiens erwähnt. St. Martin, Mém. sur l'Arménie II. 354.

30) Ennodius, Opp. Sirm. I. 1598. Cassiod. Var. VIII. 10.

31) Engel, Geſchichte der Bulgaren. Allg. Welthiſtorie. Bd. XLIX. 299 folg.

32) Chagan seu Jugurr bey Pertz, Script. I. 182. Mehrere Stellen über Jugurr bey Zeuß 740.

33) Theophyl. 175. Stritter I. 643. Die Geſchenke, von welchen Theophylakt ſpricht, waren Tribut. Schafarik II. 58.

bedeutet, gebührt, obgleich von einer Seite her ſelbſt die Exiſtenz der türkiſchen Uiguren neuerdings ganz geleugnet wurde, allen Völkern türkiſchen Stammes [34]). Die Awaren drangen nun, von ihren neuen Unterthanen hiezu ermuntert, unaufhaltſam gegen die Donau, wo ſie bereits in den nächſten Jahrzehnten ihre Feſtungen oder Hringe, wie die Deutſchen ſie nannten, an den beyden Ufern des Fluſſes aufwarfen [35]). Von hier aus machen ſie, während eines Zeitraumes von mehr als zweyhundert Jahren, bald in die Provinzen des öſtlichen römiſchen Reiches, bald auch in die Länder der Franken und Slawen nach Galicien, wo ein Theil der Horde ſich niederläßt und aus der Geſchichte verſchwindet, nach Bayern, Franken und Schwaben verheerende Einfälle [36]), denen endlich durch Karl den Großen für alle Zeiten ein Ziel geſetzt wurde. Dieſe vom Anfange an nicht zahlreichen türkiſchen Horden, nach der Ausſage ihrer Gebieter ungefähr zweymal hunderttauſend Seelen [37]), deren Herrſchaft zu manchen Zeiten von der Wolga bis zur Donau und von hier über Pannonien, Dacien und Böhmen bis zur Ens reichte [38]), ſind theils durch unaufhörliche Kriege nach Außen und allerley Wirren im Innern, theils auch durch peſtartige Krankheiten bis auf wenige Reſte, welche ſich unter den andern Völkerſchaften verloren haben, zu Grunde gegangen. Neſtor ſchildert ſie, vielleicht nach Heldenliedern aus den Urzeiten ſeines Volkes [39]), als ächte grauſame Türken, welche ſlawiſche Frauen vor ihre Wagen ſpannten und in wilder Weiſe dahin fuhren. Die Obri, fügt er hinzu, ſeyen groß von Körper und ſtolzen Sinnes. Aber dieſes ihres Stolzes wegen habe auch Gott ſie vernichtet; alle ſtarben ſie weg und nicht einer iſt übbrig geblieben; daher komme das Sprüchwort in Rußland: „ſie ſind untergegangen wie die Awaren [40]).“ Der Name Obr oder Awar erhielt ſich aber bis auf den heutigen Tag in den Mundarten der nordöſtlichen Slawen, wo er der Schilderung Neſtors gemäß einen Rieſen bedeutet [41]). Dieſe Sage von der Vernichtung der Awaren bezieht ſich natürlich nur auf die weiter öſtlich wohnenden Horden; von dem Schickſale des Volkes in den weſtlichen Gegenden konnte der ruſſiſche Annaliſt keine Kunde haben. Hier haben ſich längs der Meeresküſte Dalmatiens Ueberbleiſel dieſes Volkes bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Awaren hatten ſich nämlich am Ausgange des ſechsten Jahrhunderts (598) dieſer Gegenden und des ganzen Landes Dalmatien bemächtigt, wurden jedoch mit Zuſtimmung des Kaiſers Heraklius von den Chorwaten oder Kroaten, die urſprünglich innerhalb der Karpathen ſaßen, von denen ſie auch ihren Namen erhielten [42]), wieder unterworfen. Sie erhielten ſich, wohl als Knechte der Chorwaten, unter ihrem eigenen Namen bis auf die Zeiten des Konſtantinus Porphyrogeneta [43]), verloren ihn aber ſpäter ſammt ihrer Sprache und ſind jetzt unter dem Namen Morlaken oder Be-

34) Raſchideddin und Abulghaſi in Klaproth's Sprache und Schriſt der Uiguren. Paris 1820. S. 34. 39. Uigur und Wardger ſind demnach gleichbedeutend. Den Deutſchen war der Name Awar geläufiger als Uigur, denn ihre meiſten Völkernamen, wie Bajuwar u. ſ. w., endigen ſich auf war, welches ſo viel als wohnen, bleiben bedeutet; daher auch die Bildung Huniwar, Awar u. ſ. w.

35) Pertz Script. I. 182. 183. 302. II. 748.

36) Gregor. Turon. IV. 23. Menander 103 c. 110 b. Paul Diac. II. 10. Mascov. Geſchichte der Deutſchen II. 178.

37) Menander 108 c. ed. Labbe. *ἀμφὶ τὰς εἴκοσιν εἶναι χιλιάδας.* Stritter III. 48.

38) — — Sic ad fluvium rex venit Anesum,
Qui medius Baivarios sejunxit et Hunnos (Avaros).
Poeta anonymus bey Schilter l. III v. 64.

39) Die alten Slawen hatten wie die Germanen eine eigene Sängerclaſſe.

40) Neſtor II. 117 Schlözer.

41) J. Grimm, deutſche Mythologie. Göttingen 1843. I. 493.

42) Chrib heißt im Slawiſchen ein Hügel. Schafarik I. 487. Davon kommt das Chrebet, womit im Ruſſiſchen ſo viele Berge benannt werden. *Χρωβάτοι* bey Const. Porph.; bey Maſſudi (Charmoy, Rel. 384) Chorwatin.

43) Const. Porph. de Adm. Imp. c. 30. 31. Stritter I. 756.

wohner der Meeresküſte [44]) bekannt. Eine Menge türkiſcher Wörter in ihrem eigenthümlichen ſlawiſchen Dialekte, ſo wie ihre Sitten, Gebräuche und ganzes häusliches Leben zeugt unwiderſprechlich von der uiguriſch-türkiſchen Abſtammung [45]). Ein Irrthum iſt es, wenn man die heutigen Awaren im öſtlichen Kaukaſus für Reſte der Awaren der Völkerwanderung hält. Es haben dieſe Völker höchſtens den Namen gemein. Die Awaren Dagheſtans ſind Lesghier, die Legä der Alten, welche im fünften Jahrhundert in vielſachen Streit mit den Armeniern verwickelt waren [46]).

Man ſieht wohl hieraus, wie innig die Geſchichte des Nordoſtens von Europa mit der Geſchichte des mittlern und öſtlichen Aſiens zuſammenhängt, wie ſich die Nachrichten der Byzantiner und Chineſen gegenſeitig ergänzen und wie dadurch allein das Völkergewirre um das kaſpiſche und ſchwarze Meer Licht gewinnt und Zuſammenhang erhält. Man hat die Chaſaren und Awaren bloß zum Beyſpiele hervorgehoben; in gleich innigem Zuſammenhange mit den Revolutionen des Morgenlandes ſteht aber auch die Geſchichte der Uſen, Komanen, Petſchenegen und Seldſchuken, wie dieß in dem Theile meiner Geſchichte Aſiens, welcher den Nordoſten des alten Continentes behandelt, ausführlich dargeſtellt wird.

Jeder Alterthumsforſcher wird ſich Herrn Moſig von Aehrenfeld für die Ueberſetzung dieſes Werkes verpflichtet fühlen; es ſind die ſlawiſchen Alterthümer [47]) eine höchſt ſchätzenswerthe Bereicherung unſerer hiſtoriſchen Literatur. Der Herausgeber, Herr Wuttke, hat ſich aber durch die Anfertigung eines vollſtändigen Index, welchen die Beſitzer des Originales ungerne vermiſſen werden, ein wahres Verdienſt erworben. Es iſt eine zwar leicht erklärbare aber höchſt unangenehme Erfahrung, daß je mehr ſich die Wiſſenſchaft ausbreitet und je zahlreicher die Bücher ſind, die jährlich dem Drucke übergeben werden, deſto weniger für den wiſſenſchaftlichen Leſer geſorgt wird. Ein guter Index, ſelbſt bey Werken die zum Nachſchlagen beſtimmt ſind, gehört jetzt zu den größten Seltenheiten in der Literatur. Herr Wuttke, ſo viel ich weiß ein Schleſier, hat ſich neulich auch des Deutſchthums in ſeinem Vaterlande kräſtig angenommen und den czechiſchen Enthuſiaſten vorgeworfen, daß ſie auf die polniſch redenden Schleſier einwirken. Das Deutſchthum in Schleſien, ruſt er ihnen entgegen, ſey aber kein gebundenes, verſchnittenes, deſſen ſie Herr werden möchten; ihre Anſtrengungen, das erſtorbene Slawenthum in einem kräſtig entwickelten deutſchen Lande wieder aufleben zu machen, ſeyen vergeblich. Dieß wollen jedoch die Slawen nicht zugeben. Abgeſehen, ſagen ſie, von den zahlreichen Oberſchleſiern polniſcher Abkunft, leben in Schleſien über 30,000 Einwohner, welche dem böhmiſchen Slawenzweige angehören (Jordans Jahrbücher 1844. 45). Man ſieht, wie ſich allenthalben der mittelalterliche Kampf erneuert zwiſchen den verſchiedenen Nationalitäten an der Moldau und Donau, an der Oder und Elbe.

Neumann.

44) Hammer-Purgſtall (Geſchichte der goldenen Horde 126) hält ſie für Mongolen und erklärt den Namen Morlach durch Mehr-Ulluß, der große Ulluß(?).

45) Engel a. a. O. 231—231. Eine ihrer eigenthümlichen Sagen gab bekanntlich Göthe den Stoff zu dem ſchönen Liede des Aſan Agha.

46) Mos Chor. III. 36. 37. S. 457. 460. nach der Ausgabe des armeniſchen Textes zu Venedig 1827. Er nennt ſie Lehk; das k bezeichnet den Plural. Die georgiſche Sagengeſchichte (ſiehe, Wakhoucht, Description géographique de la Géorgie, publiée par Brosset. St. Petersbourg 1832, 425) hat einen Lecan, Sohn des Thargamos, erfunden, von welchem dann die Lesghier abgeleitet werden. Die lesghiſchen Awaren werden jetzt von den Ruſſen bloß auf 25,000 Seelen angegeben.

47) Bd. II. 83 Lin. 8 von unten hat ſich ein Schreib- oder Druckfehler eingeſchlichen. Es iſt anſtatt „auf der öſtlichen Küſte des kaſpiſchen Meeres“ „des ſchwarzen Meeres“ zu leſen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Forſchungen auf dem Gebiete der Attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit. Von Karl Georg Böhnecke. Erſten Bandes erſte und zweyte Abtheilung. Berlin 1843 in 8. XXI und 741 Seiten.

Vorliegendes Buch, zur Hälfte in deutſcher, zur Hälfte in lateiniſcher Sprache geſchrieben, enthält folgende Abhandlungen: 1) Ueber das Geburtsjahr des Demoſthenes und das Jahr der Abfaſſung der Rede gegen Meidias, 2) Ueber den Chalkidiſchen Städtebund bis auf ſeine Vernichtung durch Philippos und über die Olynthiſchen Reden des Demoſthenes, 3) Ueber des Demoſthenes erſte Philippiſche Rede und ihre Zeitverhältniſſe, wozu als Anhang: Zwey (mit dem pſeudeponymen Archon Demonikos verſehene) Aktenſtücke des Phrearriers Kallias, 4) Ueber die Brandſtiftung des Antiphon und die Zeit des Deliſchen Rechtshandels, 5) Jornandes über Philippus, 6) Pythia sub auctumnum mense Attico Metagitnione acta esse contra Boeckhium demonstratur. Die zweyte Abtheilung enthält: *Συναγωγὴ ψηφισμάτων*, quae aetate Demosthenica inde a pace Philocratea usque ad Alexandri in Asiam expeditionem Ol. 108, 2 — Ol. 112, 2 a senatu populoque Atheniensium lata sunt et in oratoribus Atticis partim integra partim decurtata exstant; accedunt alia quaedam documenta historiam huius temporis illustrantia; nunc primum in ordinem digessit, pro archontibus pseudeponymis, qui in actis publicis Demostheneae de corona orationi insertis reperiuntur, vere eponymos restituit C. G. B. Dieſe Sammlung zerfällt außer einer praefatio in vier Sectionen: 1) acta publica, quae maximam partem ad pacem Philocrateam pertinent, 2) septem pacis Athenienses inter et Philippum anni, 3) acta publica, quae ad bellum Amphissense et Chaeronense pertinent, 4) acta publica, quae ad ultima Philippi tempora et Alexandri regni primordia pertinent; dann folgen Corrigenda et Addenda ad *συναγωγὴν ψηφισμάτων*, hierauf: Ordo quo acta publica ab oratoribus Atticis laudantur; dann ein deutſch geſchriebener Anhang zu den Abhandlungen; den Beſchluß machen Indices Personarum (und zwar: 1) tyranni, qui aetate Demosthenica commemorantur, Philippi in Graeciae civitatibus exceptis Athenis fautores et asseclae, 2) Philippi duces et legati, 3) Philippi stemma, ein Index geographicus et mythologicus (populi Thracii et Hellespontii, Athenis ante bellum Pelop. tributarii, qui in *φόρων ἀναγραφῇ* commemorantur), ein Index rerum memorabilium, und zur Ueberſicht eine Chronologia rerum Philippiearum fragmentorum, quae e Theopompi Philippicis supersunt, ratione habita.

Der Verf. hat dieſen reichen Inhalt des erſten Theiles ſeiner Forſchungen in einzelnen Abhandlungen gegeben, welche beſonders beſtimmt ſind, für mehrere Fakta der Philippiſchen Zeit die Chronologie feſtzuſtellen, und die ſich daher nur auf Demoſthenes und Aeſchines beziehen; Aehnliches beabſichtigt Hr. B. wahrſcheinlich in der zu erwartenden Fortſetzung auch für die übrigen attiſchen Redner

Digitized by Google

zu leiſten. — Die Abhandlungen ſelbſt ſind zu verſchiedener Zeit und manche derſelben, wie H. B. ſelbſt ſagt, ſchon vor einigen Jahren niedergeſchrieben, woraus der Nachtheil entſtand, daß in einer früheren öfters ſchon das als bewieſen vorausgeſetzt wird, was ſeine Begründung erſt in einer ſpäteren erhält. Ueberhaupt entſteht vielleicht bey manchen Leſern des Buches der Wunſch, es möchte der Verf. ſeine umfaſſenden und genauen Collectaneen zu einer zuſammenhängenden Darſtellung der Geſchichte der Philippiſchen Zeit verarbeitet haben, welche immer noch in Excurſen einzelne ausführlichere Beweiſe hätte enthalten können. Allerdings heißt es in der Vorrede (S. VIII), das vorliegende Werk habe nur die Abſicht, einer Philippiſchen Geſchichte den Weg zu bahnen und vor Allem die Grundlage für ſie feſtzuſtellen, aber bey der von H. B. gewählten Anordnung bleibt doch immer das Unangenehme, daß, da das Chronologiſche ſo ausführlich als möglich ins Reine gebracht werden ſollte, oft Gleichzeitiges getrennt oder dasſelbe zweymal beſprochen werden mußte; wie z. B. über den in der Rede gegen den Meidias erwähnten Euböiſchen Feldzug in der erſten Abhandlung und wieder in der über die Olynthiſchen Kriege gehandelt wird. Bey manchen Thatſachen und Zuſtänden, die mit den dargeſtellten innigſt zuſammenhängen, bleibt der Leſer völlig ungewiß über des Verfaſſers Anſicht; ein Uebelſtand, den H. B ſelbſt fühlte, da er ſich z. B. genöthigt ſah, das Reſultat ſeiner Unterſuchungen über die Finanzverwaltung des Lykurgus vorläufig in eine Anmerkung unter den Text der Vorrede zu ſetzen. So in der Συναγωγὴ ψηφισμάτων, wo ein Abriß der Geſchichte des Friedens des Philokrates gegeben wird, ſind nur ſehr karge Andeutungen über die dunklen Verhältniſſe der Geſandtſchaft ſelbſt, welche hinwiederum, etwa in einem künftigen Bande nachträglich erläutert, nur durch ſtete eben nicht angenehme Zurückweiſung auf die hier gegebene Chronologie verſtändlich ſeyn werden. Ein anderesmal hingegen verfiel H. B. in eine weit ausholende, ſelbſt in ganz verſchiedenem Stile abgefaßte, erzählende Darſtellung; ſo bey der Geſchichte Olynth's, welche beſonders durch die Anführung der vielen Mythen wohl die Gränzen von Forſchungen auf dem Gebiete der Attiſchen Redner wieder überſchreiten möchte.

Die erſte der Abhandlungen, welche ſämmtlich eine außerordentliche Beleſenheit in der alten und neuen hiſtoriſchen Litteratur über jene Zeit beurkunden, enthält die Unterſuchungen über das Geburts-Jahr des Demoſthenes, welches in Uebereinſtimmung mit der Ueberlieferung des Dionyſius auf Ol. 99, 4 feſtgeſetzt wird. Dieſer Abhandlung wollen wir im Einzelnen zu folgen verſuchen.

H. B. ſchlägt den Weg ein, daß er von der Rede gegen den Meidias, in welcher Demoſthenes ſich 32jährig nennt, ausgehend zu zeigen ſucht, daß der in der Rede erwähnte Olynthiſche Feldzug kein anderer als der bekannte unter der Führung des Chares ſey, und daß der ebenfalls in der Rede genannte Feldzug nach Euböa mit jenem Olynthiſchen gleichzeitig, alſo auch Ol. 107, 3, und die Rede gegen den Meidias Ol. 107, 4 zu ſetzen ſey, woraus ſich als Geburtsjahr des damals 32jährigen Redners Ol. 99, 4 ergiebt. Dann zeigt H. B., daß mit der ſo gewonnenen Zeitbeſtimmung auch die Vormundſchaftsreden des Demoſthenes und die übrigen Zeugniſſe aus dem Alterthume übereinſtimmen; zuletzt wird noch erklärt, wie die falſche Angabe (auf Ol. 98, 4) des Verfaſſers der Vitae X oratt. (welche Schrift übrigens auch H. B. dem Plutarchus zuſchreibt) entſtanden zu ſeyn ſcheine. Gerade nun dieſes Verfahren, aus der Rede gegen den Meidias die — bey H. B. etwas in die Breite gezogenen — Beweisgründe zu nehmen, ſcheint nicht ſo ganz gegen allen Einwurf geſichert zu ſeyn. H. B. beſchreibt, um die drey verſchiedenen Euböiſchen Feldzüge der Athener genau zu ſcheiden, zuerſt den von Ol. 105, 3, welcher durch den Vertrag des Diokles (c. Mid. § 174) beendigt wurde, dann den von Ol. 109, 4 (Dem. de cor. § 79 ἡ ἐπ' Ὠρεὸν ἔξοδος), hierauf den zweyten zwiſchen beyde genannte fallenden, welcher der in der Midiana erwähnte iſt, und von dem alſo gezeigt werden ſoll, daß er Ol. 107, 3 Statt fand. Böckh ſetzt dieſe Expedition in ſeinem Werke über das Attiſche Seeweſen wohl auch in Ol. 107 (nachdem er früher im Staatsh. d. Ath. II p. 109 Ol. 106, 4 und

Digitized by Google

in der Abhandlung über die Zeitverhältniſſe der Midiana in den Abh. d. Berl. Ak. v. 1818 p. 90 Ol. 106, 3 als das Jahr für dieſelbe angenommen); das Jahr ſelbſt aber der Ol. 107 beſtimmt Böckh nicht, wohl nicht ohne Abſicht, denn hätte er aus den geſammten übrigen Daten einen beſtimmten Schluß ziehen zu können geglaubt, ſo hätte er nicht verſäumt, die Zeit ſo genau als möglich anzugeben. (H. B. führt eine unnöthige ſpecielle Polemik gegen H. Böckh's frühere nunmehr von dieſem ſelbſt aufgegebene Annahme — Ol. 106, 3 —; was ſeinen Grund darin haben mag, daß H. B. ſeine Abhandlung vor dem Erſcheinen des Werkes über das Attiſche Seeweſen ſchon fertig hatte und ſie nachher nicht mehr umgeſtalten wollte oder — wegen des Druckes — konnte). Auch H. B.'s Gründe aber für ein beſtimmtes Jahr ſcheinen alle nicht völlig bindend zu ſeyn. Denn erſtens daraus (S. 18), daß für den Euböiſchen Feldzug nicht Chares oder Charidemos, ſondern Phokion, deſſen Anſehen Ol. 106, 3 noch nicht bedeutend war, gewählt wurde, folgt für das Jahr des Krieges Nichts, da ja die Athener auch ſchon ein paar Jahre vor den Olynthiſchen Kriegen — alſo auch Ol. 107, 1 und 2 — ihre Gründe haben konnten, den Chares oder Charidemos nicht nach Euböa zu ſchicken; allerdings Ol. 107, 3 und 4 hätten ſie keine andere Wahl gehabt, als den Phokion zu ſenden; jedoch daraus folgt noch nicht, daß jeder nicht nach Olynth gehende Feldzug jener Zeit, in welchem Phokion als Führer erſcheint, gleich in Ol. 107, 3 u. 4 zu ſetzen ſey. Ferner, daß Tauroſthenes in Euböa Alles an Philippos verrathen habe, iſt erſtens vom Redner (Din. adv. Dem. § 44) rhetoriſch geſprochen, und zweytens kann Philippos wirklich in Euböa einige Jahre bereits vor Ol. 107, 3 eben ſo gut wie Ol. 107, 3 ſelbſt die Hände im Spiele gehabt haben; denn jene Politik, ſich gerade bey Kämpfen zwiſchen Tyrannen und Demos einzumiſchen, war nicht erſt an die Zeit von Ol. 107, 3 an gebunden.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Wir meinen die handſchriftlichen Berichte der Jeſuiten zu Bamberg aus und von dieſer Zeit (literae annuae, ſiehe über dieſe v. Lang, Geſch. der Jeſuiten in Bayern, S. 84), welche ſich auf der Bamberger Bibliothek in mehreren Abſchriften befinden, unter denen ſich die historia rerum gestarum Collegii Bambergensis Soc. Jesu a principio belli Suecici usque ad annum 1636 (1634), fol. unpaginirt, 19 Blätter, im Vergleiche mit den übrigen Copien als das urſprüngliche Concept der literae annuae und des Liber primus historiae Collegii etc. herausſtellen dürfte. Leider! ſind nur die Jahre 1631, 32, 33 und 34 vorhanden, und im letztern Jahre bricht die Darſtellung beym 20. Auguſt 1634 ab, ſo daß, dem Citat nach zu urtheilen, das die Geſchichte des Collegii während des Schwedenkrieges bis 1636 verkündet, die folgenden Monate des Jahres 1634, das ganze 1635 und 1636 Jahr uns in dieſer Darſtellung verloren gegangen zu ſeyn ſcheinen. Im Liber primus haben wir zwar dieſe Geſchichten von S. 71—81, allein aus dem Zuſammenhalte desſelben mit dem Concepte, wie wir es nannten, in den Jahren 1631, 32 iſt erſichtlich, daß der Liber primus (Reinſchrift) Vieles zuſammengezogen, Orte und Namen hinweggelaſſen habe, und ſo fürchten wir denn, daß auch mit den Jahren, vom Auguſt 1634 an bis Ende 1636, im Liber primus auf ähnliche Weiſe verfahren worden ſeyn dürfte. Es ſey dem Referenten an dieſer Stelle verſtattet, nur Einiges aus dem reichen Detail des Schwedeneinbruchs im Bambergiſchen mitzutheilen!

Die Freude über die Ankunft der Schweden zu Coburg am 8. October 1631 verkündeten nächtlicher Weile die Kanonen des Coburger Schloſſes, deren Dröhnen bis in die Gegend von Bamberg vernommen ward. Anfangs zweifelte Niemand, der ſo ſchnelle, dem Gerüchte noch vorauseilende Einfall des Feindes gehe geradezu auf Bamberg. Hoch und niedrig in dieſer Stadt zitterte. Bey der allgemeinen Beſtürzung berief der Pater Rector des Collegiums, Jodocus Döring, die beſonneneren der Patres zur Berathung noch vor Nacht. Alle waren der Meynung, man müſſe nichts unterlaſſen, in Zeiten auf das Wohl der Glieder und der Güter des Collegiums Bedacht zu nehmen, um ſo mehr, da der

Feind ſehr leicht ſchon in der nächſten Nacht in dem von aller Beſatzung entblößten Bamberg eintreffen könne. Um in ſo wichtiger Sache nichts übereilt zu thun, begab ſich der P. Rector zum Domprobſt, der damals bey Abweſenheit des Fürſten — er war eben nach Wirzburg zur Leichenbeſtattung ſeines Bruders gereiſt, — der Regierung vorſtand. Er rieth, die beſſern Sachen des Collegiums an einen ſichern Ort zu ſchaffen; befragt über das Fortſchicken der Jeſuiten, gab er nichts beſtimmtes zur Antwort. Sofort ließ der Rector alles Werthvolle der Kirche, des Collegiums, der Bibliothek zuſammenpacken, und an verborgene Orte bringen; alsdann fing er an, die Seinigen zu entlaſſen, nur ſo viele zurücklaſſend, als zu den Verrichtungen der Kirche und des Collegiums hinreichend waren, alſo eine geringe Zahl von Prieſtern und Brüdern.

Der gegen Wirzburg fortziehende P. Rector traf auf dem Wege den von Wirzburg nach Bamberg zurückkehrenden Fürſten (Johann Georg II.), der die Entfernung der Jeſuiten übel aufgenommen, aber ſeine unmuthige Stimmung gegen ſie, bey der Begegnung des Rectors, den er freundlich aus dem Wagen grüßte, wenigſtens nicht kund gab. Bey der Schweſter ihres Stifters, der edlen Frau Eliſabeth von Aſchhauſen eingekehrt, erfuhr der Rector den Fall von Königshofen und den Zug des Schwedenkönigs auf Wirzburg und deſchloß die Rückkehr nach Bamberg. Beym Eintritt in die Stadt erfuhr er durch eine den Jeſuiten gewogene Frau, das plötzliche Davongehen der Jeſuiten habe ihnen die Gemüther der Bürger nicht wenig entfremdet, und dieſe den Beſchluß gefaßt, keinen Rückkehrenden wieder aufzunehmen. Zwar ließen ſich bey der erſten Abreiſe rauhe Worte hören, und von Einigen näher der Stadt erfuhr man ſelbſt Drohungen, daß man ſie jetzt verlaſſe: Ich wollte aber (bemerkt der Berichterſtatter hiezu) eher glauben, daß es bloß einige unbedentliche, rohe Bewegungen zagender Gemüther, als Beleidigungen und Drohungen geweſen ſeyen; denn bey unſrer erſten Rückkehr haben wir, da wir bis zu unſerm Collegium einen großen Theil der Stadt zu durchwandern hatten, nicht das leiſeſte Zeichen erzürnter Gemüther ſich kund geben geſehen.

In Bamberg ergriff man die Waffen, Wachen wurden ausgeſtellt, und alle Zugänge bewacht. Schon war das ganze Wirzburger Land in des Königs Gewalt, ſchon wurde die Stadt Zeil und die ganze Umgegend durch Androhung von Brand und Verheerung zur Unterwerfung aufgefordert; da ſchien es dem Fürſten und den Großen gerathen, an Guſtav Adolph Geſandte zu ſchicken und die Gefahr des Vaterlandes, ſo gut als möglich, durch einen Vertrag abzuwenden. Geſandte waren der Domprobſt Johann Chriſtoph Neuſtetter, Julius von Streitberg, Landrichter, Gabriel von Wildenſtein und der Syndicus, Dr. Heinrich Mertloch. Sie richteten nichts aus, denn die vom Könige gemachten Bedingungen waren hart, und machten die Unterhandlungen rückgängig. Zuerſt ſollte der Fürſtbiſchof den katholiſchen Bund verlaſſen, und ſein Contingent davon abrufen, zweytens Forchheim und Cronach dem Könige übergeben, das ganze Gebiet monatlich 50,000 fl. zahlen.

Inzwiſchen ſchienen die Unſrigen, welche hier und dorthin Trompeter ausgeſchickt hatten, den Schwediſchen zu zaudern und die Sache gefliſſentlich in die Länge zu ziehen, daher ihre ſchweren Drohungen. Da kamen am 2. November 500 Mann Fußvolk von der Schaar des Barons von Elſenheim unter Führung Pappenheim's nach Forcheim als Beſatzung. Ihnen auf dem Fuße folgte Tilly's Leibwache, — man nannte ſie die alte Wirzburger Schaar — unter den Befehlen des Oberſten von Salis; dann 600 Reiter von De Spaigne, die faſt zur ſelben Zeit anlangten, als die ſchwediſchen Truppen zum Einzug in die Stadt angeſagt waren. Dieſe Leute, obwohl ſie des Nachts in Bamberg eingezogen waren, rückten ohne Aufenthalt nach dem Rotenhaniſchen Schloſſe Ebelsbach weiter. Daſelbſt fingen ſie den Johann Adam von Rotenhan, den Reiteroberſten Smittberg, mehrere gemeine Soldaten, und führten ſie nebſt reicher Beute an Vieh fort. Dieſe 600 Reiter und 500 Fußgänger unter Hauptmann Lüdinghaus beruhigten Bamberg in etwas. Dazu kam noch vom Landausſchuß (ex delectibus rusticanis) eine große Zahl Fußvolk, von denen das Jeſuiten Collegium 30 Mann zur Verpflegung erhielt. Inzwiſchen neuer Lärm in Bamberg, weil am 8. December Oberhaid (von den Schweden angeſteckt) in Flammen ſtand. Mehrere der Vornehmſten ließen ihr Mittageſſen im Stiche und flohen, vor Allen der Fürſt, der nach Entlaſſung ſeiner Gäſte und zuſammen gepacktem Silbergeräthe in Eile ſich nach Forcheim begab. Ihm nach der Domprobſt und andre Vornehme. Des Nachmittags ritt Caspar Gottfried von Pappenheim (nicht der bekannte, der mit ſeinem Vornamen Gottfried Heinrich hieß) in das Collegium hinein, und mahnte zum Aufbruch, weil den Truppenführern beſtimmt ſey, vor 8 Uhr Abends alle Beſatzungs-Mannſchaft aus der Stadt zu ziehen, und wenn dieß geſchähe, werde ohne Zweifel die ganze Stadt des Feindes Beute werden. Unterdeſſen hielten die beyden Oberſten ihre Schaaren mit einbrechender Nacht marſchfertig unter den Fahnen. Es ſtand jedoch nicht ſo ſchlimm, und der Berichterſtatter giebt zu verſtehen, daß ſich die Oberoffiziere an der Furcht der Jeſuiten und ihren Fluchtanſtalten ſchadenfroh geweidet.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Forſchungen auf dem Gebiete der Attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit.

(Fortſetzung.)

Wollte man dann, was H. B. (S. 19) als dritten Grund angiebt, ſelbſt zugeben, daß in den Jahren Ol. 106, 3 u. 4 Philippos wegen des Krieges mit Lykophron von Pherä und Onomarchos keine Hülfstruppen für ſeine Parthey nach Euböa habe ſchicken können, — wovon übrigens die Unmöglichkeit ſchwer zu beweiſen ſeyn dürfte —, ſo blieben doch noch die Jahre Ol. 107, 1 u. 2, in welche der Euböiſche Krieg fallen könnte. Wenn ferner Kallias neben den Philippiſchen Hülfstruppen auch Phokiſche Söldner gegen die Athener gebrauchte, ſo konnten dieſe einmal von deſſen Bruder Tauroſthenes vor dem Kriege des Onomarchos mit Philipp geworben ſeyn und waren dann von ihrem Vaterlande getrennt; und überhaupt ſolche Söldner-Truppen kümmerten ſich weder um den Krieg ihrer zu Hauſe gebliebenen Landsleute gegen Philipp noch um deren Symmachie mit Athen, ſo daß ſolche unter allen Umſtänden überall vorkommen konnten, und darauf ein Schluß auf ein beſtimmtes Jahr nicht wohl zu begründen ſeyn möchte. Auch (S. 21) die Kraftanſtrengung, die die Athener bey dem Feldzuge nach Pylä Ol. 106, 4 machten, hindert gar nicht, daß ſie nicht bald nachher den Zug nach Euböa rüſteten; ja gerade aus einer ſehr ſchnell aufeinander folgenden Erſchöpfung der Staatskräfte ſcheint es eher erklärlich, daß es ſo weit kam, daß zur Zeit der Euböiſchen Expedition nicht einmal der Richterſold bezahlt wurde, und ebenſo konnte nur bey ſo außerordentlicher Anſtrengung der Krieg in Euböa einige Jahre bis Ol. 108, 1 fortgeſetzt werden, in welchem Jahre die Euböiſchen Geſandten (Aesch. d. f. leg. § 12) um Frieden unterhandelten; ſo daß alſo dieſe letzteren beyden Gründe weit eher auf Ol. 107, 1 oder 2, als auf 107, 3 hinweiſen. Dieſen bisherigen Gründen fügt H. B. als entſcheidendes Argument noch folgendes hinzu (S. 22): „Der Feldzug wurde zu Gunſten des Plutarchos, Tyrannen von Eretria, unternommen, und nach deſſen Vertreibung durch Phokion beſtand zu Eretria Demokratie, bis Philippos Ol. 109, 2 drey Tyrannen einſetzte. Nun wird in der Rede wider Ariſtokrates, welche nach Dionyſios Ol. 107, 1 gehalten iſt, Meneſtratos Dynaſt von Eretria genannt, und zwar als gegenwärtig noch lebend, gleichzeitig mit Phayllos dem Phokier, und den Athenäern befreundet. Folglich kann die Tyrannis des Plutarchos nicht vor die des Meneſtratos geſetzt werden, ſondern nur in eine Zeit nach Ol. 107, 1 gehören, mithin auch der Euböiſche Feldzug erſt nach Ol. 107, 1 unternommen ſeyn.“ Angenommen nun auch, die Rede ſey, wie Dionyſios angiebt, wirklich Ol. 107, 1 gehalten (daß ſie wenigſtens vor die Symmachie mit Olynth und vor die Zeit fällt, wo Gefahr war, Philippos möchte Olynth bedrängen, geht klar aus § 109 der Rede ſelbſt hervor), — ſo finden wir in des Demoſthenes Worten das nicht, was H. B. will. Demoſthenes ſagt, daß wenn die Athener allen Leuten die Vergünſtigung geben wollten, die Ariſtokrates für Cha-

Digitized by Google

ridemos verlangt, ſie ſich offenbar wegwerfen würden, und fährt dann § 124 fort: *φέρ', ἐὰν δὲ δὴ καὶ Μενέστρατος ἡμᾶς ὁ Ἐρετριεὺς ἀξιοῖ ταῦτα καὶ αὐτῷ ψηφίσασθαι, ἢ Φάϋλλος ὁ Φοκεὺς ἤ τις ἄλλος δυνάστης — πολλοῖς δὲ δήπου διὰ καιρούς τινας πολλάκις φίλοι γιγνόμεθα —, πότερον ψηφιούμεθα πᾶσιν ἢ οὔ;* hier iſt allerdings Meneſtratos der Eretrieer als lebend genannt, daß er aber gerade gegenwärtig noch Dynaſt von Eretria ſey, folgt aus den Worten *ἢ Φάϋλλος ὁ Φοκεὺς ἤ τις ἄλλος δυνάστης* nicht nothwendig; und war er auch wirklich einmal Dynaſt, ſo kann er eben ſo gut früher (*διὰ καιρούς τινας πολλάκις*) den Athenern gefällig geweſen ſeyn, und ſo ſammt dem Plutarchos, der ihm etwa als Tyrann gefolgt, noch vor die Abfaſſungszeit der Rede, alſo vor die Ol. 107, 1 geſetzt werden. Nach dieſem ſucht H. B. in Betreff des in der Midiana als gleichzeitig mit dem Euböiſchen genannten Olynthiſchen Feldzuges zu zeigen, daß Ol. 106, 3 auch keine bedeutende Expedition nach Olynth unternommen wurde. Den Beweis führt H. B. aus einer Stelle der Rede gegen die Neära (§ 3 sq.), welche wir der näheren Betrachtung wegen hieher ſetzen müſſen: *συμβάντος καιροῦ τῇ πόλει τοιούτου καὶ πολέμου, ἐν ᾧ ἦν ἢ κρατήσασι ὑμῖν μεγίστοις τῶν ἑλλήνων εἶναι καὶ ἀναμφισβητήτως τά τε ὑμέτερα αὐτῶν κεκομίσθαι καὶ καταπεπολεμηκέναι Φίλιππον, ἢ ὑστερήσασι τῇ βοηθείᾳ καὶ προεμένοις τοὺς συμμάχους δι' ἀπορίαν χρημάτων καταλυθέντος τοῦ στρατοπέδου τούτους τ' ἀπολέσαι καὶ τοῖς ἄλλοις ἕλλησιν ἀπίστους εἶναι δοκεῖν καὶ κινδυνεύειν περὶ τῶν ὑπολοίπων περί τε Λήμνου καὶ Ἴμβρου καὶ Σκύρου καὶ Χεῤῥονήσου, καὶ μελλόντων στρατεύεσθαι ὑμῶν πανδημεὶ εἴς τε Εὔβοιαν καὶ Ὄλυνθον, ἔγραψε ψήφισμα ἐν τῇ βουλῇ Ἀπολλόδωρος βουλεύων καὶ ἐξήνεγκε προβούλευμα εἰς τὸν δῆμον, λέγων διαχειροτονῆσαι τὸν δῆμον εἴτε δοκεῖ τὰ περιόντα χρήματα τῆς διοικήσεως στρατιωτικὰ εἶναι εἴτε θεωρικὰ κ. τ. λ.* Ueber dieſe Worte nun ſagt H. B.: „Wahrlich, das muß ein gewichtiger Zeitpunkt geweſen ſeyn, wie er gewiß ſelten für Athen eingetreten iſt. Betrachten wir aber das Einzelne in unſerer Stelle, ſo erſcheint faſt Alles ſeltſam und unerklärbar, wenn man hier an Feldzüge denkt, welche die Athenäer Ol. 106, 3, ſey es nun für oder gegen Olynthos, unternommen hätten;“ gegen Olynth nämlich habe kein Krieg ſeyn können, weil die Athener ja auch durch Beſiegung der Olynthier nicht die größten der Hellenen geworden wären, und weil in der angeführten Stelle die Olynthier *σύμμαχοι* hießen; — für Olynth ſey kein Krieg möglich geweſen, weil die Olynthier damals noch in gutem Vernehmen mit Philipp geſtanden. Aber dieſe ganze Schwierigkeit verſchwindet, wenn man folgendes erwägt: Die Olynthier hatten ſich Ol. 105, 4 mit Philippos verbündet, und damals ſteht ja Olynth ſelbſt den übrigen Chalkidiſchen Städten, die durch Timotheos für Athen gewonnen worden waren (und das ſind eben die *σύμμαχοι* in jener Stelle), feindlich gegenüber, und dee Streit um dieſe Städte iſt der offenbar frühere Olynthiſche, der gleichzeitige mit dem Euböiſchen; daher heißt es *μελλόντων στρατεύεσθαι εἴς τε Εὔβοιαν καὶ Ὄλυνθον*. Dieſe Feindſeligkeiten reichten noch in die Zeit (Ol. 106, 4 und 107, 1), wo Philippos in Theſſalien beſchäftigt war, und dieß iſt jener *καιρός*, wo durch einen kräftigen Streich Athen an Macht hätte gewinnen können, wo es eine Schande war, ſeine Bundesgenoſſen, — *συμμάχους* — d. h. die von Olynth getrennten Chalkidiſchen Städte, im Stiche zu laſſen. Allerdings blieb es in Bezug auf das *πανδημεὶ στρατεύεσθαι* bey dem *μέλλειν*, aber ein Zeitpunkt war, wo Etwas hätte ausgerichtet werden können, ein Zeitpunkt, den Demoſthenes in der dritten Olynthiſchen Rede deutlich genug wieder bezeichnet, aber nicht in dem Sinne, wie H. B. die Stelle zu ſeinem Beweiſe herbeyzieht. Olynth. III. § 4 — 9 nämlich heißt es: *μέμνησθε, ὦ ἄνδρ. ἀθ., ὅτ' ἀπηγγέλθη Φίλιππος ὑμῖν ἐν Θρᾴκῃ τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τουτὶ Ἡραῖον τεῖχος πολιορκῶν. τότε τοίνυν κ. τ. λ. . . . . . ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτός· εἰ γὰρ τότε ἐκεῖσε ἐβοηθήσαμεν, ὥσπερ ἐψηφισάμεθα, προθύμως, οὐκ ἂν ἠνώχλει νῦν ἡμῖν ὁ Φίλιππος σωθείς. Τὰ μὲν δὴ τότε πραχθέντα οὐκ ἂν ἄλλως ἔχοι· νῦν δ' ἑτέρου πολέμου καιρός ἥκει τις, δι' ὃν*

Digitized by Google

καὶ περὶ τούτου ἐμνήσθην, ἵνα μὴ ταὐτὰ πάθητε . . . . τί οὖν ὑπόλοιπον, ὦ ἄ. ἄ., πλὴν βοηθεῖν ἐῤῥωμένως καὶ προθύμως κ. τ. λ. Hier nimmt H. B. die in den Worten νῦν δ' ἑτέρου etc. geſchilderte Zeit als die nämliche mit der in der Rede gegen die Neära bezeichneten, während offenbar jener Zeitpunkt, wo vor 2 oder 3 Jahren (τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τουτί), alſo Ol. 106, 4 oder 107, 1, Philippos in Thrakien war, mit der Stelle g. d. Neära in Verbindung zu ſetzen iſt. Auch aus der Rede für den Phormio nimmt H. B. ſpäter (S. 43) ein Argument für ſeine Anſicht. Dieſe Rede iſt nämlich eine Exceptionsrede gegen eine Schuldforderung, die eben jener in der Rede g. d. Neära genannte Apollodoros an Phormio gemacht hatte. Apollodoros war wegen jenes ſeines Pſephismas über die Theorika angeklagt und verurtheilt worden; da nun Phormio in ſeiner Rede Leben und Charakter des Apollodoros ſchildert, ſo ſchließt H. B., es müßte jene Verurtheilung auch in der Rede des Phormio erwähnt ſeyn, wenn dieſe nämlich erſt hernach gehalten ſey, die Rede ſey aber Ol. 107, 2 gehalten und jener Umſtand nicht erwähnt, folglich falle das Pſephisma des Apollodoros erſt nach Ol. 107, 2. Nun aber berechnete H. B. das Jahr der Rede ungenau; Apollodoros habe nämlich 20 Jahre nach dem Tode ſeines Vaters (der Ol. 102, 3 ſtarb) die Klage gegen Phormio angeſtellt. Phormio aber ſagt deutlich § 26: παρεληλυθότων ἐτῶν πλίον ἢ εἴκοσι und in der Rede gegen Stephanus II wird als Todesjahr des Vaters das des Archon Dyſniketos (Ol. 102, 3) angegeben; nach den „mehr als zwanzig Jahren“ alſo kann die Klage früheſtens Ol. 107, 4 oder 108, 1 geſetzt werden, ſo daß, wenn denn eine Erwähnuug des Theoriken-Pſephismas unumgänglich nöthig wäre, ſie ſich entweder in der Rede finden müßte, oder das Pſephisma gar in die 108. Olympiade herabgerückt würde. Auch wenn H. B. richtig bemerkt, daß aus der Stelle der Rede g. d. Neära hervorgeht, daß die Inſeln Lemnos, Imbros, Skyros erſt nach dem Olynthiſchen Feldzuge gefährdet wurden, und wenn wir auch H. B. aus ſeiner Abhandlung über die erſte Philippiſche Rede zugeben, daß jener Angriff auf die Inſeln Ol. 107, 4 fällt, ſo können wir doch deſſen Schlußweiſe nicht folgen: „Dieſes Faktum, d. h. der Angriff auf die Inſeln, gehört in eine ſpätere Zeit, in O. 107, 4, folglich dürfen wir auch den Euböiſchen und Olynthiſchen Feldzug nicht weit davon (?) trennen.“ Eben ſo aus den Stellen der Rede gegen Ariſtokrates und der für die Megalopolitaner, in welchen Demoſthenes ſagt, die Athener würden am größten, wenn weder die Thebäer noch die Lakedämonier ſtark wären, folgt doch keineswegs, daß die Athener damals, Ol. 106, 3 noch keine Furcht vor Philippos gehabt. Auf S. 29 kömmt H. B. zum Hauptargumente ſeiner Annahme, daß der Euböiſche Feldzug in der Midiana gleichzeitig ſey mit dem bekannten Olynthiſchen. Dieſer Beweis beruht auf den Philippicis des Theopompos (Theopompi fragmenta collegit, disposuit, explicavit E. Wichers Lugd. Bat. 1829). H. B. ſtellt die Fragmente aus dem XX — XXX. Buche zuſammen; hiebey trifft es ſich nun allerdings auffallend, daß bey den Lexicographen, Geographen und ſonſtigen ſpäteren Schriftſtellern aus dem 20. Buche Stellen über die Chalkidiſchen Städte angeführt werden, aus dem 22. hingegen über Theſſaliſche, aus dem 23. wieder über Chalkidiſche, aus dem 24. aber über Euböiſche, aus dem 25. dann über Thrakiſche u. ſ. f. H. B. ſetzt nun, da Theopompos bey Dionyſios wegen der Anordnung ſeines Stoffes gelobt wird, voraus, daß derſelbe in ſeinen Büchern genau die Zeitfolge der Begebenheiten beybehalten und dann immer bezüglich das Geographiſche u. ſ. w. beygebracht habe, — und daher ſey zu ſchließen, daß der Euböiſche Feldzug erſt in die Mitte des bekannten Olynthiſchen Krieges falle. (In Betreff jener Vorausſetzung verweiſt H. B. auf ſeine künftige Schrift über den Plan der Philippika des Theopompos und ihre Benützung im Alterthume.)

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Im December 1631 und im Jänner des folgenden Jahres ſchickten die Weimarer Herzoge ihre Trompeter mit Drohungen nach allen Richtungen umher, und begehrten Brandſchatzungen, Proviant und Mannſchaft. Der Reiteroberſt Despaigne hätte nach Aller Urtheil die Aushebungen des Feindes verhindern, deſſen Poſten ſchlagen, die Vorräthe hinwegnehmen können; es fehlte ihm weder an Muth, noch an Einſicht; allein der Fürſtbiſchof wollte der Nachbarſchaft nicht zuerſt die Urſache zu Feindſeligkeiten gegeben haben, zähmte deßhalb die Kriegsluſt und erwirkte obendrein von Tilly ein Mandat, daß die Führer der Soldaten nur auf den Wink und Befehl des Fürſtbiſchofs etwas unternehmen ſollten.

Schon im Jänner hatte man zu Bamberg ſichere Nachricht, daß ſich zu Schweinfurt unter Horns Befehlen ſchwediſche Schaaren ſammelten, ohne Zweifel gelte es Bamberg. Man prahlte mit Androhung des Untergangs, unwillig nannte man des Fürſten Namen, man werde ihm den Fuchspelz abziehen (pellem illi vulpinam detracturos), weil er unter dem Vorwand des Vertrages den König mit Worten hingehalten. Briefe mit des Königs Unterſchrift und Sigel waren geſehen worden, laut welchen den benachbarten Nürnbergern und demjenigen, der bey ihnen dem Kriegsweſen vorſtand (Graf Solms), bedeutet wurde: Es habe bereits Horn von ihm, dem Könige, den Auftrag, nach geſammelter Schaar in das Bambergiſche Gebiet zu ziehen, und gegen Tilly dem bedrohten Nüenberg Hilfe zu ſchicken. Sollte Tilly einen Angriff machen, ſo habe ſich Horn ſo lange zu halten, bis der König in Eilmärſchen aus dem Maynziſchen mit ſeinem ganzen Heere herankommen würde.

Mit 14,000 Mann ſetzte ſich Horn nach dem Bambergiſchen in Marſch. Zuerſt am 8. Februar 1632 brachte er Höchſtadt, — welche Stadt nicht lange vorher einen feindlichen Anfall mit großer Tapferkeit abgeſchlagen hatte, — nach 3 Tagen zur Uebergabe. Von Forchheim aus hatte man dahin einige auserleſene Soldaten als Beſatzung geſchickt, von denen etwa 200 M. in feindliche Dienſte giengen. Auf dieſe Nachricht wurden ſämmtliche Soldaten von Bamberg hinweggeführt. Daher begab ſich am 11. Februar Morgens der Reiteroberſt Lüttinghaus zu Pferde zum kranken P. Rector, und ermahnte ihn zur Fortreiſe.

In Bamberg ertönte, nachdem ſich vor Tagesanbruch die Beſatzung aus der Stadt gezogen, um 6 Uhr früh vom Martinsthurme die Feuerglocke, und dieß Zeichen erſchreckte die ganze Stadt, gleich als hätte der Feind dieſelbe genommen. Die Bürger ergriffen die Waffen, die Unſrigen (Jeſuiten) fiengen an zu fliehen. Bald jedoch erkannte man, daß es nur blinder Lärm war und jeder kehrte in ſeine Behauſung. Einer unſrer Magiſtri nahm, mehr von Muth als Klugheit geleitet, ſelbſt die Waffen, ohne die Kleidung zu ändern, und geſellte ſich einige bewaffnete Jünglinge bey, die er zur tapfern Vertheidigung des Vaterlandes ermahnte.

Um Mittag kamen 2 Horniſche Trompeter, und 2 einheimiſche Edle, Stiber und Rotenhan, und begehrten die Uebergabe der Stadt. Auf dem Rathhauſe wurden die Bedingungen durch einen Senat, gebildet aus des Fürſten und der Stadt Räthen, und mit Zuziehung der Vorzüglichſten aus der Geiſtlichkeit und den Bürgern, niedergeſchrieben. Während dieſer Verhandlungen hatten ſich feindliche Reiter allmählig in die obere Stadt, den Kaulberg, eingedrängt; die Bürger trieben ſie, nachdem ſie den Lieutenant getödtet, tapfer zurück. Die gefertigten Bedingniſſe ſchickte man durch Auserwählte aus obigem Rath, den Dr. Winter an der Spitze, zum Heere vor der Stadt. Dr. Winter ſollte mit Horn unterhandeln, der die Bedingungen annahm und noch das Verſprechen hinzufügte: ſein Heer werde nur 3 Tage, um auszuruhen, in Bamberg verweilen, und weil durch das Verzögern mit den Unterhandlungen das Heer dieſen Tag ſpäter einrücke, auch die Soldaten ohne Unordnung in ihre Quartiere nicht entlaſſen werden könnten; ſo wolle er veranſtalten, daß ſeine Mannſchaft auf einigen geräumigen öffentlichen Plätzen übernachten ſollte. Dieſe Bedingniſſe waren alle ſehr erträglich, nur hatte einer der vom Feinde zur Verhandlung vorangeſchickten Edlen ſich geweigert, die Jeſuiten unter dem gemeinſamen Namen der Geiſtlichkeit mit zu begreifen, wenn dieß nicht ausdrücklich benennt werde.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	31. October.
Nro. 218.	der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften	1844.

Forſchungen auf dem Gebiete der Attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit.

(Fortſetzung.)

Doch die Worte des Dionyſios über Theopompos (ad Cn. Pomp. Vol. VI. pag. 43 ed. Tauchn. ἀμφότεραι — sc. Fortſetzung der Xenophontiſchen Geſchichte und die Philippika — εὐπαρακόλουθοι καὶ σαφεῖς . . . . δῆλός ἐστιν, sc. ὁ Θεόπ., πλείστην μὲν παρασκευὴν εἰς ταῦτα παρεσκευασμένος, μεγίστας δὲ δαπάνας εἰς τὴν συναγωγὴν αὐτῶν τετελεκώς· und p. 44 ἀναγκαῖον πολλὰ μὲν ἔθνη καὶ βαρβάρων καὶ ἑλλήνων ἐκμαθεῖν, πολλοὺς δὲ νόμους ἀκοῦσαι, πολιτειῶν σχήματα, καὶ βίους ἀνδρῶν καὶ πράξεις καὶ τέλη καὶ τύχας· τούτοις τοίνυν ἅπασιν ἀφθονίαν δίδωκεν οὐκ ἀνεσπασμένην τῶν πραγμάτων ἀλλὰ συμπαροῦσαν) ſind ſehr allgemein ausgeſprochen, und da die Fragmente zu kärglich ſind, namentlich keinen Anfang der Bücher enthalten, können wir ſchwerlich beſtimmt wiſſen, in wie weit nicht etwa Theopompos ſelbſt abſichtlich die Euböiſchen Verhältniſſe zuſammengefaßt nach den Chalkidiſchen erzählt habe. Wenigſtens für bindend können wir auch dieſes Argument H. W.'s nicht halten. Noch auch der Umſtand, daß in den Olynthiſchen Reden der Euböiſche Feldzug nicht erwähnt wird, läßt nothwendig ſchließen, daß er erſt nach dem Chalkidiſchen Statt gefunden, da überhaupt ein ſolcher Schluß aus dem Stillſchweigen eines Autors nur gilt, wenn die Nothwendigkeit, den ſtreitigen Punkt zu erwähnen, nachgewieſen werden kann, was in dieſem Falle ſchwer ſeyn dürfte. Und endlich, wenn auch Phokion nach dem Zeugniſſe des Diodoros, welchem H. W. hier plötzlich vollen Glauben ſchenkt, Ol. 107, 2 bey Idrieus von Karien war, ſo bliebe wenigſtens noch Ol. 107, 1 für deſſen Feldherrnſchaft im Euböiſchen Kriege übrig. — Da nun einerſeits ein beſtimmtes Jahr für den Euböiſchen Feldzug ſich nicht herausſtellt, andrerſeits wenigſtens die Möglichkeit von einem Kampfe der Athener in Chalkidike vor den bekannten Olynthiſchen Feldzügen, welcher mit dem Euböiſchen Kriege gleichzeitig ſeyn konnte, nicht abgewieſen iſt, ſo kann man noch zwiſchen Ol. 106 und 107 als Abfaſſungszeit der Midiana ſchwanken. Nun hat Böckh (über d. Zeitverh. d. Midiana) unwiderleglich dargethan, daß das jüngſte in der Midiana erwähnte Faktum, die Theorie zum Nemeiſchen Zeus, bey der Demoſthenes Architheoros war, in ein drittes Jahr einer Olympiade fallen müſſe, und H. W. wiederholt Böckh's Gründe. Die Rede aber iſt im Jahre nach der durch Midias erlittenen Beleidigung geſchrieben, wie H. W. ſehr ſcharfſinnig durch die Erklärung der Worte des Demoſthenes (§ 13) οὐ καθεστηκότος χορηγοῦ τῇ Πανδιονίδι φυλῇ τρίτον ἔτος τουτί gezeigt hat (τρίτον ἔτος τουτί iſt nämlich tertius abhinc annus, die Beſtimmung der Choregen aus den Phylen aber geſchah ſchon das Jahr vor den Spielen ſelbſt). Die Rede gegen den Midias iſt alſo in einem vierten Jahre einer Olympiade gehalten, und da uns H. W.'s bisherige Gründe für die Gleichzeitigkeit jenes oft genannten Euböiſchen Feldzuges mit den bekannten Olynthiſchen nicht überzeugen konnten, bliebe demnach die Abfaſſungszeit der Rede noch zweifelhaft Ol. 106, 4 oder Ol. 107, 4 und hiemit des damals 32jährigen

Digitized by Google

Demoſthenes Geburtsjahr Ol. 98, 4 oder Ol. 99, 4. Die Vormundſchaftsreden des Demoſthenes aber, die H. B. bloß als Belege zu ſeinen früheren Beweiſen benützt, ſcheinen uns den ſicherſten Aufſchluß zu geben. Demoſthenes ſagt ausdrücklich (gegen Onetor I § 17): *μετὰ τοίνυν τοῦτον τὸν ἄρχοντα* (sc. *Πολύζηλον*) *Κηφισόδωρος, Χίων· ἐπὶ τούτων ἐνεκάλουν δοκιμασθείς, ἔλαχον δὲ τὴν δίκην ἐπὶ Τιμοκράτους*, d. h. alſo, daß gegen Ende des archontiſchen Jahres des Kephiſodoros (Ol. 103, 3) Demoſthenes mündig wurde und ſeinen Vormündern ſeine Beſchwerde vorlegte (— *ἐγκαλεῖν* —. Vgl. Meier und Schömann Att. Proc. S. 575), dieſe Verhandlungen aber ſich noch in das Jahr des Chion (Ol. 103, 4) hinüberzogen, und die Anhängigmachung des Proceſſes — *λαγχάνειν* — im Jahre des Timokrates (Ol. 104, 1) erfolgte. Daß er aber zehn Jahre unter Vormundſchaft ſtand, ſagt Demoſthenes ſelbſt (gegen Aphobos I, § 6 *δέκα ἔτη ἡμᾶς ἐπιτροπεύσαντες*), und er berechnet in der Klage den Schadenerſatz für zehn Jahre; ebenſo ſagt er ſelbſt, daß er beym Tode ſeines Vaters ſieben Jahre alt war (a. a. O. § 4 *κατέλιπεν ἐμὲ ἑπτ' ἐτῶν ὄντα καὶ τὴν ἀδελφὴν πέντε*). Wurde alſo Demoſthenes nach zehnjähriger Vormundſchaft Ol. 103, 3 mündig, ſo ſtarb ſein Vater Ol. 101, 1, und war er damals ſieben Jahre alt, ſo iſt er Ol. 99, 2 geboren. Hiemit ſtimmt auch, um dieß gleich zu bemerken, vortrefflich der Umſtand, daß Aphobos, nachdem er ſich als Vormünder in den Beſitz des Demoſtheniſchen Hauſes geſetzt, im Begriffe war, als Trierarch nach Korkyra zu gehen Ol. 101, 1; zu eben dieſer Zeit aber unternahm Timotheus ſeinen Zug nach Korkyra. H. B. nun, um dieſe Daten mit ſeiner Annahme in Einklang zu bringen, nimmt erſtens an, bey den zehn Jahren Vormundſchaft ſey der terminus a quo und der terminus ad quem mitgezählt, ſo daß die Vormundſchaft eigentlich nur volle neun Jahre gedauert habe, und zweytens Demoſthenes habe ſich auch ſiebenjährig nennen können, wenn er nur von ſeinem Geburtsjahre bis zum Todesjahre ſeines Vaters incluſiv ſieben Archonten zählen konnte, alſo auch, wenn er nur eigentlich ſechs Jahre alt war. Nun aber müſſen bey einer Klage, wo es ſich um Geldforderung und Verzugszinſen handelt, doch wirklich zehnmal zwölf Monate verfloſſen ſeyn, um auf Schadenerſatz für zehn Jahre antragen zu können und „rhetoriſche Uebertreibung“ (S. 73) iſt hier nicht an ihrer Stelle. Der Umſtand, daß von dem erſten *ἐγκαλεῖν* bis zur *λῆξις* noch faſt zwey Jahre verſtrichen, ſcheint von Reiske und H. B. wohl ſehr ſcharfſinnig aber mit Unrecht geltend gemacht zu ſeyn. H. B. ſchließt nämlich, daß der Schadenerſatz vom Tode des Vaters bis zur *λῆξις* (Ol. 104, 1) für zehn Jahre berechnet ſey, da außerdem bey vollen zehn Jahren Vormundſchaft mit den folgenden zwey Jahren Demoſthenes die Forderung für zwölf Jahre hätte berechnen dürfen. Aber hiebey kömmt H. B. erſtens in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, indem dann gar nur eine ſieben-, höchſtens achtjährige wirkliche Vormundſchaft ſich ergäbe, und doch ſind ja die Worte *δέκα ἔτη ἡμᾶς ἐπιτροπεύσαντες* zu deutlich, um anders als von einer zehnjährigen Tutel verſtanden zu werden; ferner bezog ſich ja die Klage bloß auf die *ἐπιτροπή* und alſo deren Dauer, wollte aber Demoſthenes auch wegen der Nutznießung des Kapitals während der nach der Vormundſchaft noch verlaufenen zwey Jahre den Aphobos belangen, ſo war dieß eine eigene *δίκη βλάβης*, welche anzuſtellen Demoſthenes wohl nicht gedachte, da er froh ſeyn durfte, wenn er ſein Recht in der Vormundſchaftsklage erhielt. — Wäre alſo demnach Demoſthenes Ol. 99, 2 geboren, wie verhält es ſich dann mit der Rede gegen den Midias? Da dieſe, wie wir oben ſagten, entweder Ol. 106, 4 oder Ol. 107, 4 gehalten iſt, ſo wäre nun im erſten Falle Demoſthenes damals 30, im zweyten aber 34 Jahre alt geweſen, in keinem Falle aber 32, wie er doch ſelbſt ſagt. Dieß führt uns auf unſeren Hauptbeweis gegen das ganze Verfahren, aus der Midiana das Geburtsjahr des Demoſthenes beſtimmen zu wollen. Bedenken wir nämlich, was Demoſthenes an jener Stelle, wo er ſich 32 Jahre alt nennt, beabſichtigt, ſo ſehen wir, daß er ſich und den Midias gegenüberſtellt (§ 154): *εἰ μέντοι τί ποτ' ἐστὶν ἃ λειτουργεῖ τῇ ἀληθείᾳ δεῖ σκοπεῖν, ἐγὼ πρὸς ὑμᾶς ἐρῶ. καὶ θεάσασθε ὡς δικαίως αὐτὸν ἐξετάσω πρὸς ἐμαυτὸν κρίνων. οὗτος, ὦ ἄνδρ. ἀθην., γεγονὼς ἔτη περὶ πεντήκοντα ἴσως ἢ μικρὸν ἔλαττον, οὐδὲν ἐμοῦ πλείους λει-*

Digitized by Google

τουργίας ὑμῖν λελειτουργήκειν, ὅς δύο καὶ τριάκοντα ἔτη γέγονα. Es liegt alſo dem Demoſthenes daran, zu zeigen, daß er noch recht jung, Midias aber ſchon recht alt ſey, dieſer aber doch darum noch nicht mehr Liturgien geleiſtet habe, als er ſelbſt; (daher auch gleich in den nächſten Worten die Uebertreibung, er habe εὐθὺς ἐκ παίδων ἐξελθὼν die Trierarchie geleiſtet). So giebt er offenbar des Midias Alter zu hoch an, was deutlich die Worte ἢ μικρὸν ἔλαττον zeigen; er ſagt: „Midias hat ſchon fünfzig Jahre — nun, oder vielleicht auch ein paar Jahre weniger, darauf kömmt's nicht an.“ Bey Midias mußte er die Uebertreibung gleich durch das hinzugefügte ἢ μικρὸν ἔλαττον corrigiren, um ſich nicht einem augenblicklichen Einwurfe bloß zu ſtellen, bey ſich ſelbſt aber konnte er ungeſcheut ein paar Jährchen ſubtrahiren, da nicht alle Anweſenden ganz genau wiſſen konnten, wie alt er ſey; und merkwürdig iſt, daß er in den vorhergehenden Worten ſagt: ὡς δικαίως αὐτὸν ἐξετάσω, denn gewöhnlich, wenn ein Redner ſagt, daß er recht gerecht und wahrhaftig zu Werke gehe, kann man annehmen, daß er gerade dann ein Falſum einſchwärzt. Da alſo Demoſthenes ſich hier jünger macht, als er iſt, ſo kann er ſehr wohl ſchon 34 Jahre alt geweſen ſeyn und die Midiana fällt dann allerdings nicht in die Ol. 106, 4, ſondern in Ol. 107, 4. Der in derſelben genannte Olynthiſche Feldzug muß aber darum doch nicht der bekannte größere ſeyn, ſondern es ſind die Kämpfe für die Chalkidiſchen Städte gegen Olynth und Philippos, mit welchen der zweyte Euböiſche Feldzug gleichzeitig iſt, der mithin in die erſten Jahre der 107. Olympiade zu ſetzen iſt, eine Zeit, auf die alle oben betrachteten Gründe wenigſtens bezogen werden können, und für die ſich auch, wie ſchon bemerkt wurde, neuerlich Böckh erklärte. Ungezwungen ſtimmt mit dieſer Zeitbeſtimmung auch des Libanios Angabe überein, Demoſthenes habe die Vormundſchaftsreden in einem Alter von 18 Jahren geſchrieben; auch die Erzählung, daß Demoſthenes bey dem Oropiſchen Rechtsſtreite durch des Kalliſtrates von Aphidna Beredtſamkeit zur rhetoriſchen Laufbahn angeregt worden ſey, ſteht nicht im Wege, da Demoſthenes damals dann 16 Jahre alt war. Dieſe Beſtimmung des Geburtsjahres des Demoſthenes auf Ol. 99, 2 wäre jedoch nicht als Reſultat einer Kritik des Mittelweges anzuſehen, die H. B. mit vollem Rechte zurückweiſt, ſondern ſie ergiebt ſich auf direktem Wege aus überlieferten Daten. Des Dionyſios Irrthum aber entſtand eben aus der Altersangabe in der Midiana.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Vorfälle brachen von Haßfurt her in die untere Stadt neue Schaaren von Landtenten (die Landausſchüſſer) ein, weil es vor eingegangenem Vertrag alſo befohlen war. In blinder, vom Weine erhitzter Wuth ließen ſie ſich durch keine Vorſtellungen der vom abgeſchloſſenen Vertrage rückkehrenden vornehmen Bürger, daß ſie die Stadt in Gefahr brächten, abhalten, ſtürzten ſich auf die Brücke, trieben die Horniſchen Soldaten 3 mal zurück: ihnen ſchloſſen ſich, ungeachtet des Vertrages, die Bürger an. Von 3 Uhr Nachmittags bis um Mitternacht dauerte der Kampf der Bürger und Bauern um die Brücke und das Rathhaus. Viele Feinde fielen, auch einige Städter, welche Letzteren, am Sieg verzweifelnd, dem Kampfe ſich ſämmtlich zu entziehen anfiengen. Von den Bürgern, die nach gebrochenem Vertrage nun Schwert und Feuer und den Untergang der Stadt zu befürchten hatten, und die man ſchwediſcher Seits für Leute hielt, die den König liſtig hingehalten, ſuchte die Mehrzahl ihr Heil in der Flucht, und ſie verſteckten ſich in Wäldern und abgelegenen Orten. Die Jeſuiten flohen begünſtigt von der Finſterniß der Nacht nach Amberg.

Gleich nach dem Einzug des Feindes überkam der Oberſt Georg von Wildenſtein, ein Calviniſt, das Jeſuitencollegium, und ließ in der Kirche den Gottesdienſt nach Calviniſchem Ritus abhalten. Das erregte den Unwillen der Lutheriſchen Prediger, die ihm beynahe einen Proceß an den Hals geworfen hätten, daß er gegen die vom Könige erlaſſenen Kriegsgeſetze öffentlich die Calviniſche Ketzerey lehren und ausüben ließ. Collegium und Kirche hat übrigens Wildenſtein im baulichen Stand erhalten. Allein Alles, was er von den Sachen des Collegiums zu ſeinem Gebrauch verwenden konnte, das hat er ſorgfältig aufgeſpürt. (Folgt nun eine Aufzählung der

hinweg genommenen Gegenſtände. Die Nürnberger nannten den Wildenſtein ſcherzweiſe nur den fremden Rector. Bey den Gelagen trank Wildenſtein ſeinen Gäſten aus einer ſchön gearbeiteten, kryſtallenen Schale vor. Wen die Reihe des Trinkens traf, der bedeckte ſich zum Scherze mit einem viereckigen Jeſuiten-Hut (singulis, dum biberent, quadrato nostro pileo ad risum opertis).

Auf Erſuchen des Fürſtbiſchofs zog Tilly mit ſeinem Heere aus der Oberpfalz in das Bambergiſche. Auf dieſe Nachricht zog Wildenſtein, der faſt einen Monat lang das Collegium inne gehabt, in die nächſte Nachbarſchaft. Seine Nachfolger waren die Soldaten des Reiterregiments Baudis unter Johannes Bülow. In kürzeſter Zeitfriſt waren Collegium und Kirche in wüſte Stätten umgewandelt, die Pferde wurden im Studierzimmer, im Speiſeſaal, in der Bäckerey, in Hallen und Säulengängen und in Kapellen untergebracht. Ebenſo gieng es in der Kirche, der Sakriſtey und dem Gymnaſium her. Den Franziskanern und den Domkuſtoden wurde befohlen, ihre Hallen für Pferdeſtallungen offen zu halten. Da kam am 8. März in ſtarken Tagmärſchen Tilly mit Altringer, Cronberg, Farnsbach, Sultz und mit dem Fürſtbiſchof im Gefolge nach Forcheim, daſelbſt empfing er das heil. Abendmal, Tags darauf zog er, da noch nicht alle Soldaten angelangt waren, ſo ſchnell, als möglich, auf Bamberg. Zu Hirſchau hielt er Kriegsrath. Die leichten Reiter der Croaten wurden vorangeſchickt, die Bülowiſchen Reiter, die im Walde nahe bey der Vorſtadt aufgeſtellt waren, flohen bey Ankunft der Tillyſchen; ſofort befahl Tilly, den Feind näher zu bedrängen. Nun wurde der bayeriſche Krieger nach den angeſtrengteſten Tagmärſchen, ermüdet durch kothige Wege, in Schlachtordnung geſtellt und gegen den Feind geführt. Ein Theil drang durch den Steinweg, ein andrer auf andern Umwegen, und da die in Eile angelegten Schanzen vom Feinde verlaſſen wurden, durch dieſe vor. Beym Kloſter zum h. Grab ſtand Wildenſtein mit ſeiner Schaar, welcher er ſogleich bey Ankunft der Croaten den Rückzug gebot; aber bey der Eile, mit welcher ſie dieſen durch enge Gaſſen nach der Stadt hin bewerkſtelligten, wurden Viele derſelben von den nachſetzenden Croaten niedergehauen. Wildenſtein flüchtete mit Mühe in ein benachbartes Haus, die Frau, welche vor den ihn verfolgenden Soldaten die Thüre zuwarf, wurde getödet, Wildenſtein gefangen und am Leben verſchont. Die Königlichen in der innern Stadt rüſteten Alles zur Flucht. Zum Schutz der Brücke ward ſchnell ein Regiment beordert, den vordringenden Feind in etwas aufzuhalten. Allein Farnsbach trieb die Schwediſchen zurück. Tilly ſelbſt mit den Erſten ſeines Heeres drang in ein Wirthshaus der Brücke gegenüber, richtete ſeine Feldſtücke gegen die Stadt und gab 2 Dechargen aus denſelben. Nicht weit davon fiel der tapferſtreitende Sultz, der ſich zu weit vorgewagt, und entweder vom Feinde, oder, was wahrſcheinlicher, durch kaiſerliche Soldaten umkam. Nach und nach verließ der Feind den Poſten an der Brücke und endlich die Stadt. Tilly zu Pferde beſetzte die Zugänge zur Brücke und unterdrückte den Verfolgungs-Eifer der Seinigen zum Beſten der Stadt; denn er hielt es für gefährlich, den fliehenden Feind innerhalb der Stadt zu bedrängen, weil dieſer leicht ſeine Kräfte und ſeinen Zorn wider die Bürger und deren Häuſer wenden könne. Ungeachtet dieſer Sorgfalt des Feldherrn waren Croatiſche Reiter vorangeeilt, zwey derſelben fiengen noch in der Stadt den Marſchall Horn und führten ihn gefangen in ihrer Mitte davon. Beym Anblick ihres gefangenen Führers ſprengte die ſchwediſche Nachhut in dichten Haufen geſchaart auf die Croaten ein, tödete den Einen, der andere entfloh, ſo retteten ſie ihren Feldherrn. Dem Feinde ließ man Zeit zur Flucht. Die Bürger nützten die Gelegenheit zur Hinwegnahme aller jener Güter, welche die Schweden bey ihrer Flucht hatten zurücklaſſen müſſen. In einem Hofe der Jeſuiten ſtanden 10 mit Beute beladene Wagen, Pferde, Gepäcke und anſehnlicher Reichthum, durch welchen allein der dem Collegium zugefügte Schade hätte vergütet werden können, wenn die Bürger nicht alles fortgenommen hätten. Zwey Jeſuiten ſagten aus, wie ſie nahe an 300 Männer, Weiber, Knaben und Mädchen mit Fortſchleppen von Lebensmitteln, prächtigen Kleidern, Silber, Pferden u. a. beſchäftigt geſehen ꝛc.

Zwey Tage ruhete das Heer aus. Im nächſten Dorfe (Oberhaid) überfiel der Feind das Merodiſche Regiment, ſprengte es aus einander und zündete den Ort an. Tilly rückte nach Franken vor, nahm durch Craz Haßfurt, dann Königsberg. Daſelbſt kam in dem Hauſe, wo Tilly wohnte, zufällig Feuer aus, es verbrannten ihm 9 Pferde und 2 Diener; ein großer Theil der Stadt gieng in Rauch auf. Gleich wohl erbitterte dieſer rein zufällige Brand der Stadt die Feinde und machte den Tilly verhaßt. Jetzt erfuhr er des Königs Zug nach Bayern; ſofort führte er am 19. März ſeine Truppen nach Bamberg zurück, dann nach Forchheim. Am 25. März eilte er in angeſtrengten Märſchen von Forchheim nach Bayern. Der Fürſtbiſchof begleitete den Abziehenden, welchem er, ſowie den übrigen Führern, zum Danke für die Rettung ſeines Landes anſehnliche Geſchenke verehrte.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Forſchungen auf dem Gebiete der Attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit.

(Schluß.)

Ehe wir jedoch dieſe erſte Abhandlung verlaſſen, müſſen wir noch die Anſicht beſprechen, die H. W. in derſelben gelegenheitlich (S. 55 ff.) über die δοκιμασία und die Einſchreibung in das ληξιαρχικὸν γραμματεῖον gegeben hat. H. W. trennt nämlich die δοκιμασία εἰς ἄνδρας von der Einſchreibung in die Bürger-Verzeichniſſe und nimmt in Uebereinſtimmung mit ſeinen chronologiſchen Beſtimmungen für die erſtere das 16., ſpäteſtens 17. Jahr an, die letztere ſey nach erfolgter Mündigkeit vollzogen worden, und das ἐπιδιετὲς ἡβᾷν bedeute die zwey Jahre vom Eintritte der Pubertät bis zur δοκιμασία εἰς ἄνδρας. Hier fällt erſtens dieſe Scheidung zwiſchen ἐγγράφειν εἰς ἄνδρας und ἐγγράφειν εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμματεῖον auf; was iſt denn ἀνήρ, wenn es nicht πολίτης iſt? Eine ſolche Mittelſtufe, wo der junge Mann durch die δοκιμασία εἰς ἄνδρας die Verwaltung ſeines Vermögens in die Hände erhielte, und bey dieſer privatrechtlichen Bedeutung doch noch nicht Bürger wäre, ſcheint nicht denkbar; auch hat ſchon Valeſius zum Harpokration s. v. δοκιμασθεὶς gezeigt, daß wenigſtens εἰς ἄνδρας δοκιμάσαι und ὀρφανοὺς δοκιμάσαι gleichbedeutend iſt. H. W. ſelbſt ſetzt auch die Uebergabe des Vermögens gleichzeitig mit der δοκιμασία εἰς ἄνδρας; daß aber jene Uebergabe des Vermögens gleichzeitig mit der Einſchreibung in das Bürgerverzeichniß ſey, zeigt Aesch. c. Tim. § 103 ἐπειδὴ δ' ἐνεγράφη Τίμαρχος οὗτος εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμματεῖον καὶ κύριος ἐγένετο τῆς οὐσίας, und beſonders Harpocr. s. v. ληξ. γραμμ.): εἰς ὃ ἐνεγράφοντο οἱ τελεσθέντες τῶν παίδων οἷς ἐξῆν ἤδη τὰ πατρῷα οἰκονομεῖν, παρ' ὃ καὶ τοὔνομα γεγονέναι διὰ τὸ τῶν λήξεων ἄρχειν. λήξεις δέ εἰσιν οἵ τε κλῆροι καὶ αἱ οὐσίαι. Daß aber das ἐπιδιετὲς ἡβᾷν den Eintritt eben dieſes nämlichen Zeitpunktes bedeutet, zeigen die Erbgeſetze bey Demoſthenes g. Steph. II § 20 u. 24, bey Iſäos üb. d. Erbſch. d. Kiron § 31 u. derſ. üb. d. E. d. Ariſt. § 12. Beydes alſo geſchieht im achtzehnten Jahre, wie auch Demoſthenes nach zurückgelegtem ſiebzehnten Jahre mündig wurde, und von da an gehörte der junge Mann dem Staate.

Ueber die folgenden Abhandlungen wollen wir nur referiren und noch eine Bemerkung über die Συναγωγὴ ψηφισμάτων hinzufügen.

In der Abhandlung über den Chalkidiſchen Städtebund und die Olynthiſchen Kriege werden zuerſt die geographiſchen Verhältniſſe der Chalkidiſchen Halbinſel beſprochen, dann die Mythenzeit und die Kolonien. Hierauf folgt eine Geſchichte der Thrakiſchen Halbinſel bis auf Philipps Krieg gegen die Chalkidiſchen Städte, dann der Chalkidiſch-Olynthiſche Krieg des Philippos. Hier erklärt ſich H. W. vor Allem für die Beybehaltung der Ordnung der Olynthiſchen Reden, wie ſie in den Handſchriften gegeben iſt, und weiſt die erſte und zweyte derſelben in den Anfang von Ol. 107, 3 als eine Folge des Feldzuges Philipps gegen Olynth. In Folge dieſer zwey Reden ſey die Hülfsleiſtung von Athen nach Chalkidike unter Führung

des Chares im Sommer Ol. 107, 3 geſchehen. Chares erfocht einen Sieg über Adaios, einen Strategen Philipps, und in Folge deſſen wurde das Atheniſche Volk übermüthig, die Redner ſprachen von Rache an Philipp, während dieſer fortfuhr, die Chalkidier zu betriegen; da hielt Demoſthenes ſeine dritte Olynthiſche Rede, die beſonders gegen Eubulos gerichtet iſt. Nach dieſer noch im Winter 107, 3 ſetzt H. B. die Rede περὶ συντάξεως als eine Ausführung der am Schluſſe der dritten Olynthiſchen bloß angedeuteten Vorſchläge. Dann ſey jener Feldzug nach Euböa gefolgt und hierauf der zweyte Hülfszug nach Olynth unter Führung des Charidemos; dann habe Philippos einen Kaperkrieg gegen Athen begonnen und Ol. 107, 4 die offenen Feindſeligkeiten gegen Olynth, woſelbſt ſeine Stiefbrüder Archelaos und Menelaos Aufnahme gefunden hatten. Nun erſt, im Frühlinge 107, 4 habe Demoſthenes die erſte Philippiſche Rede gehalten. Gegen Ende von 107, 4 ſey der letzte Zug Philipps gegen Olynth erfolgt, wo die Athener zum drittenmale und zwar dießmal ein Bürgerheer unter Chares zu Hülfe ſchickten. H. B. rechtfertigt im Folgenden die hier gegebene Darſtellung, beſonders die dem Olynthiſchen Kriege gegebene Ausdehnung und die Zeitbeſtimmung der drey Olynthiſchen Reden, wobey gegen die früheren Annahmen Anderer beſonders das feſtgeſtellt wird, daß die Olynthiſchen Reden im Anfange des Chalkidiſchen Krieges für die Erhaltung des Olynthiſchen Städtebundes, nicht unmittelbar zum Schutze der Stadt Olynth gehalten ſeyen. — Daran ſchließt ſich gleich die nächſte Abhandlung über die erſte Philippiſche Rede an. Hier weiſt H. B. zuerſt die Theilung der Rede zurück, und, was des Dionyſios Angabe hierüber betrifft, ſo glaubt H. B., daß mithin der erſte Theil der erſten Philippiſchen Rede, der bey Dionyſios als die erſte Rede erſcheint, hinunter zu rücken ſey zum zweyten Theile, den Dionyſios als ſechſte Rede zählt, daß die nach Abzug der drey Olynthiſchen bey Dionyſios übrig bleibende fünfte, deren Titel Dion. nicht angiebt, die Rede περὶ συντάξεως ſey. Daß die ganze erſte Philippiſche nach den drey Olynthiſchen zu ſetzen ſey, beweiſt H. B. erſtens daraus, daß Demoſthenes ſelbſt (d. f. legat.) anerkenne, daß Aeſchines zuerſt auf die von Philippos dem ganzen Griechenland drohende Gefahr aufmerkſam gemacht habe, ein Ruhm, der dem Demoſthenes mit vollem Rechte gebühren würde, wenn die erſte Philippiſche Rede ſo frühe gehalten wäre. Als weiterer und wie uns ſcheint ſehr bedeutender Grund wird angegeben die ſtets ſteigende Gereiztheit des Demoſthenes gegen Philippos und beſonders die immer zunehmende Einſicht in Philipps arge Pläne, welche durch die drey Olynthiſchen Reden hindurch bis zur erſten Philippiſchen Rede unverkennbar iſt, ſo wie auch die Schilderung der Lage Athens in dieſen vier Reden nach H. B.'s Anordnung der wachſenden Bedrängniß entſpricht. Dieſen Gründen wird noch die ſich ergebende Uebereinſtimmung mehrerer anderer Fakta hinzugefügt und dann nach der Erzählung von Philipps Einfall auf die Inſeln, Landung bey Marathon und Entführung der heiligen Triere noch einmal die Einheit und der Erfolg der Rede beſprochen. Zuletzt ſucht H. B. die Urſache von des Dionyſios Irrthum nachzuweiſen, welche er in der gedrängten Anordnung der Atthis des Philochoros, der Dionyſios gefolgt, zu finden glaubt.

Ueber den Gegenſtand der folgenden Abhandlung, nämlich über die Zurückweiſung, welche Aeſchines, vom Volke als Sachwalter für den Deliſchen Tempel beym Amphiktyonenrathe gewählt, von Seite des Areopagos erfuhr, hat ſich ſchon Böckh (Abhdl. d. Berl. Akad. 1836) ausgeſprochen und Ol. 109, 1 als die Zeit für dieſes Ereigniß feſtgeſetzt. H. B. kam unabhängig von Böckh auf das gleiche Reſultat. Gelegenheitlich zeigt hier H. B. in einer Anmerkung (S. 294), daß des Aeſchines Rede gegen Timarchos Ol. 108, 3 gehalten ſey.

In dem folgenden kleinen Abſchnitte lenkt H. B. die Aufmerkſamkeit auf Jornandes de rebus Geticis. Die Angabe des Jornandes, Philippos habe Medopa, die Tochter des Gothilas, Königs der Gothen, geheirathet, wird mit einer Stelle des Biographen Philipps Satyros, die bey Athenäus XIII p. 557 erhalten iſt, verglichen und berichtigt.

Für die Behauptung, welche Gegenſtand der nächſtfolgenden lateiniſchen Abhandlung iſt, daß nämlich die Pythiſchen Spiele im Herbſte gefeyert wurden, giebt H. B. drey Gründe: Erſtens, daß als Kampfpreis Aepfel gegeben wurden (Ael. d. nat.

Digitized by Google

an. I. 6, 1 und Luc. d. gymn.); zweytens: vom Proceſſe über die Krone wiſſen wir, daß er Ol. 112, 3 kurz vor den Pythien verhandelt wurde (Aesch. c. Ctes. p. 645 Reisk.), die Zeitbeſtimmungen für denſelben aber bey Dionyſios (Ep. ad Amm. p. 124 Sylb.) ergeben, daß er in den Hekatombäon oder ſpäteſtens den Metagitnion jenes Jahres falle; mithin ſind die Pythiſchen Spiele, die wenige Tage nachher waren, in den Herbſt zu ſetzen. Drittens zeigt H. B., daß der Delphiſche Monat Bukatius, in welchem die Pythien waren, in einer Delphiſchen Inſchrift (C. Inscr. N. 1702) dem Aetoliſchen Monate Panamus gleichgeſetzt wird, dieſer aber entſpricht dem Attiſchen Metagitnion.

In der zweyten Abtheilung nun giebt H. B. eine Zuſammenſtellung ſämmtlicher Pſephismen aus der Demoſtheniſchen Zeit, welchen auch andere auf die Geſchichte bezügliche Staats-Urkunden beygefügt werden, wie Verträge, Gutachten der Bundesgenoſſen, die Briefe Philipps u. ſ. w. Wo die Worte der Pſephismen bloß aus dem Texte der Reden ſelbſt entnommen werden müſſen, ſcheint uns die Uebertragung in den Curialſtil überflüßig. Die Hauptſache aber in dieſer Συναγωγὴ ψηφισμάτων ſind immer die Urkunden aus der Rede über die Krone und die Unterſuchung über die pſeudeponymen Archonten, von der H. B. in der Vorrede und in der Abhandlung ſelbſt ſagt, daß er die falſchen Archonten alle dem richtigen Jahre zugewieſen, und daß er niemals dieſe ſeine Ueberzeugung aufgeben werde. H. B. ſetzt dabey voraus, daß alle Urkunden in der Rede ächt ſeyen (S. 324): „equidem omnibus perpensis eandem fidem his actis publicis habendam esse arbitror, quae orationi debetur, cui inserta sunt, et si archontum nomina exceperis, nihil in iis suppositum inest, sed simulac veri eponymi restituti sunt, dilabuntur omnes difficultates historicae, immo documenta ipsa historiae illustrandae egregie subveniunt.“ Aber einen wichtigen Punkt hat H. B. hiebey nicht beachtet, nämlich die ſprachlichen Gründe; aus dieſen aber folgt die Unächtheit des Documentes der Byzantier § 90, wie Ahrens de dialecto dorica pag. 21 gezeigt hat, welcher ſagt: „Nos inde certissima fraudis argumenta petimus; non enim solum vulgares formae haud paucae leguntur, ut βοηθήσας pro βοαθήσας, ἑκκαιδεκαπήχεις pro — πάχεις, θεωρίας pro θεαρίας, πανηγύριας pro παναγύριας, ἡμῶν pro ἁμέων, sed etiam, id quod fraudem maxime evincit, multa e severiore Doridis genere intermixta sunt, quum Byzantii mitiore uterentur, alia adeo e dialectis Lesbiaca et Jonica. Nam Dorica quidem sed a Byzantiorum dialecto aliena sunt ω et η pro ου et ει in his: Βοσπορίχω, βωλά, Φιλίππω τῶ, τὼς νόμως καὶ τὼς τάφως, τῶ δάμω, τὼς στεφάνως, ἦμεν, quibuscum non concinnunt ἐξείλετο, κατοικεῖν, ἐθέλουσι, ἀλειτούργητος et λειτουργία, στεφανούμενος, ἀποστεῖλαι, in quibus severior Doris η et ω postulat. Lesbiaca sunt πλοίοισιν et ἄμμε, Jonicum ἐπιστέωνται.“ Fällt aber hiemit das Vertrauen auch nur bey Einem Documente zuſammen, ſo werden auch die auf dieſes und die übrigen gebauten chronologiſchen Beſtimmungen wenigſtens an ihrer Sicherheit und Zuverläßigkeit verlieren. In ſo weit möchte alſo die Unterſuchung auch mit H. B.'s Werke noch nicht abgeſchloſſen ſeyn. Was die Entſtehung jener pſeudeponymen Archonten betrifft, ſo iſt Prof. Spengel's Vermuthung (Rhein. Muſ. v. Nieb. u. Brand. 1828 S. 366 ff.), daß die ganzen Präſcripta — Archonten und Zeitangabe — von einem „müßigen Kopfe“ hinzugefügt ſeyen, weder durch Winievski's Gründe noch durch H. B.'s kurz gefaßte Worte widerlegt; (was beſonders von der Verdächtigung gilt, die Pr. Spengel S. 401 aus dem Umſtande zog, daß von den dreyzehn Documenten nur drey eine verſchiedene Zeitbeſtimmung des Pſephismas geben, von den übrigen zehn aber es drey — §§ 29, 75, 165 — auf ἕνῃ καὶ νέα ſetzen, die anderen ſieben alle — §§ 54, 84, 105, 115, 155, 164, 181 — auf einen ſechſten Tag). Auch Böckh's Annahme (d. archont. att. pseudep. Berl. Akad. 1827), daß ſtatt des Archon durch ein Verſehen überall der γραμματεὺς κατὰ πρυτανείαν geſetzt, konnte H. B., wie er ſelbſt ſagt, nicht völlig widerlegen: „Boeckhius ipse suam coniecturam tueri potest nonnisi adhibendis explicationibus, quas falsas esse disertis testimoniis ostendi nequit, sed veras eas esse nentiquam mihi persuadere pos-

Digitized by Google

ſum.“ H. W. ſelbſt, der übrigens die Löſung die- ſes Räthſels für weniger einflußreich hält, als es wohl iſt, giebt eine dritte Vermuthung, daß näm- lich einer der Strategen, der gerade unter dieſen den Vorſitz gehabt, oder den Antragſteller unter- ſtützt hatte, auf die Tafel, die die Zeitangabe ent- hielt, ſeinen Namen geſetzt habe als Zeichen, daß die Dekrete gültig und im Archive aufzuſtellen ſeyen („rata esse decreta et in tabulario reponenda“). Wie aber dieß mit dem Amte der allerdings in der Demoſtheniſchen Zeit einflußreicheren Strategen zuſammenhieng und wie es ſich dann verhält, wenn mehrere pſeudeponyme Archonten in Einem Jahre vorkommen, giebt H. W. nicht an. Auch die mit der Unterſuchung der Aechtheit zuſammenhängende Frage, warum die Dekrete mitten in der Rede auf- hören, findet keine Erledigung. Uebrigens giebt H. W. für die pſeudeponymen Archonten ſelbſt folgende Zeitbeſtimmung: Demonikos in Ol. 108, 2 (wah- rer Eponymus Themiſtokles), Chärondas in Ol. 109, 4 (w. Ep. Nikomachos), Polykles, Neokles, Mneſitheides, Heropythos und Nauſikles ſämmtlich in Ol. 110, 1 (w. Ep. Theophraſtos), Euthykles und den anderen Chärondas in Ol. 110, 4 (w. Ep. Phrynichos), Mneſiphilos in Ol. 111, 1 (w. Ep. Pythodelos), Nikias in Ol. 112, 3 (w. Ep. Ariſtophon), Xenias in Ol. 113 (ohne das Jahr zu beſtimmen.)

Jedenfalls wird H. W.'s Buch eine nochmalige alle Beziehungen umfaſſende Unterſuchung über jene vielbeſprochenen Urkunden hervorrufen.

Dr. Prantl.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Denn von jenen adelichen Lehen, die dem Biſchofe zuſtanden, gab er dem Tilly das Truchſeſſiſche Pommersfelden, dem Cratz das Stiberiſche Pretzfeld, dem Cronberg das gleichfalls Stiberiſche Adelsdorff. Der Fürſt begab ſich zuerſt nach Vils- eck, dann nach Ingolſtadt, woſelbſt er den Bayer- herzog auf ſeiner Reiſe begrüßte, von da nach Prüfe- ning bey Regensburg, und endlich auf die kärn- thiſchen Beſitzungen des Bisthums. Der Domprobſt Neuſtetter und Andere folgten ihm dahin.

So weit der unſers Wiſſens noch nicht gedruckte, in lateiniſcher Sprache abgefaßte Jeſuiten-Bericht.

§. 16.) Fortgeſetzte diplomatiſche Schritte des Fürſtbiſchofes Franz zur Rettung ſeines Landes. Gänzliches Fehlſchlagen derſelben.

Der Biſchof that Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſein von den Drangſalen des Krieges hart heimge- ſuchtes Land zu erleichtern; allein ſeine Bemühungen ſcheiterten am Siegesſtolz und Argwohn des Schweden- königs, der die Vermittelung Frankreichs geradezu von der Hand wies, entſchloſſen den Krieg auf eigene Fauſt zu beendigen; ja, faſt war er auf dem Punkte, mit Frankreich zu brechen, als ihn Horn's Niederlage bey Bamberg wieder nach Franken rief.

§. 17.) Zerſtückelung des Bisthums Würz- burg.

Zu dieſer ermunterten den König ſeine fränkiſchen und rheiniſchen Kampf- und Glaubensgenoſſen, als denen vornehmlich um Belohnung für ihre Dienſte zu thun war, und die nur auf ſolchem Wege ihr Ziel erreichen zu können glaubten. Auch hatte Guſtav Adolph bey ſeinem Anmarſch nach Franken den Edelleuten, z. B. dem Adam Hermann von Rotenhan, Direktor der reichs- freyen Ritterſchaft in Franken (Beylage Nro. III), locken- de Verſprechungen gemacht und ſuchte nun durch beträcht- liche Schenkungen aus dem eroberten Lande ſeine An- hänger ſich noch feſter zu verbinden. So erhielten die Grafen von Löwenſtein-Wertheim die Aemter Remlingen (den caſtelliſchen Antheil ausgenommen), Schweinberg, Freudenberg und Laudenbach, die Klöſter Holzkirchen, Brunnbach, Triefenſtein und Grünau, die Dörfer Neuholzheim, Dör- lesberg und Naſſach ſammt andern mehr, gegen das Verſprechen, der Krone Schweden nun und hinfüro un- verdroſſene Dienſte zu leiſten, durch Urkunde d. d. Frank- furt a/M., 28. Februar 1632 (Beylage IV.). Scho- nungslos ward mit den Klöſtern, deren Gebäuden, Vor- räthen und Bewohnern von Seite der neuen Herrn um- gegangen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Entwicklungsgeſchichte der Cephalopoden von Dr. Albert Kölliker mit 6 lithographirten Tafeln. Zürich 1844. 4.

I. Zehnfüßler

Sepia off. und Loligo sagittata.

Das geſtielte Ey erſcheint an ſeiner ganzen Oberfläche mit einem etwas unregelmäßigen Netzwerke überzogen, welches davon herrührt, daß der Dotter an ſeiner ganzen Peripherie mit kugeligen, dicht ſtehenden, von der Dotterhaut bekleideten Erhabenheiten beſetzt iſt und die Dotterhaut eine Menge zwiſchen dieſe eindringende Duplikaturen bildet. Dieſes Anſehen hat aber das Ey erſt allmählig dadurch gewonnen, daß erſt Längsſtriemen im Dotter und Längenfalten in der Dotterhaut entſtanden waren, dann bildeten ſich dieſe abtheilende Querſtriemen und Querfalten; iſt dieſe Bildung zur höchſten Vollendung gediehen, ſo tritt wieder eine Ausgleichung ein und die Eyoberfläche wird nach und nach wieder völlig glatt. Während dieſes Vorganges wächſt das Ey noch in allen Dimenſionen. Keimbläschen und Keimfleck ſind während der Faltungsſtufen der Dotterhaut deutlich ſichtbar, verſchwinden aber, wenn die Eyoberfläche glatt wird, ſo daß wahrſcheinlich um dieſe Zeit die Befruchtung geſchieht. Der Verf. iſt übrigens nicht ins Reine darüber gekommen, wann eigentlich und wo die Befruchtung der Eyer vor ſich gehe, da es ihm an Beobachtungen hierüber gänzlich fehlt und auch von anderen Forſchern keine Aufklärung hierüber bisher geliefert wurde. Ref. jedoch glaubt ſelber ſchon mit Dr. Peters in Müllers Archiv 1842, 329 beachtenswerthe Andeutungen hierüber gegeben zu haben, welche der verehrte Verf. wahrſcheinlich überſehen hat. Es fanden ſich nämlich bey Sepiola (macrosoma) in dem erweiterten Ende des Eyleiters feſtſitzende kleine Papillen, welche ſich bey genauer Unterſuchung als eigenthümlich veränderte Needhamſche Körper ergaben. Daraus dürfte wohl der ſichere Schluß gezogen werden, daß dieſe Endmündung des Eyleiters gleich den ſamenbewahrenden Blaſen an den weiblichen Geſchlechtstheilen vieler Inſekten functionire und die Befruchtung der Eyer wenigſtens bey Sepiola in dem Augenblicke geſchehe, wo ſie den mütterlichen Leib verlaſſen.

Aus dem bisherigen ergiebt ſich aber in der erſten Entwicklung der Eyer der Cephalopoden eine ſehr merkwürdige Abweichung von denen anderer wirbelloſer und ſelbſt Wirbelthiere. Bey lezteren geſchieht erſt nach der Befruchtung und dem dadurch bewirkten Verſchwinden des Keimbläschens eine Furchung des Dotters, während bey den Cephalopoden vor dem Verſchwinden des Keimbläschens, alſo vor der Befruchtung ein ähnlicher Vorgang ſich einſtellt. Daher dürfte dieſer Vorgang auch als ein von der Dotterfurchung ganz verſchiedener Prozeß betrachtet werden, weßwegen ihn auch der Verf. mit dem Namen Faltung belegt.

Nach dem Verſchwinden des Keimbläschens beginnt, ähnlich den ſich entwickelnden Fiſcheyern, an einer kleinen Stelle des Dotters (derſelben, wo das Keimbläschen lag) wahre Furchung einzutreten. Der Dotter erhebt ſich daſelbſt zuerſt in einen einfachen Hügel — erſtes Stadium —, welcher durch eine

Digitized by Google

Längenfurche ſich in zwey Hügel theilt — zweytes Stadium — die Theilungsfurchen und dadurch bewirkte Spaltung des urſprünglich einfachen Hügels gedeiht immer weiter: im dritten Stadium ſind vier Furchungshügel zugegen, die aber im Centrum aus einander weichen und daſelbſt eine Vertiefung zwiſchen ſich bilden. Das vierte Stadium hat acht Furchungshügel, die im Centrum noch weiter von einander gerückt erſcheinen. Im fünften Stadium zeigen ſich ſechzehn Furchungshügel, aber in zwey Kreiſe gelagert: nämlich erſt die acht Hügel des vorigen Stadiums und innerhalb dieſen noch ein Kreis von acht kleineren Hügeln. Die äußeren Hügel nennt nun der Verf. Furchungsſegmente, die in dieſem Stadium neu entſtandenen inneren Hügel aber Furchungskugeln. Das ſechſte Stadium hat der Verf. nie beobachtet, im ſiebenten aber fand er im Ganzen 48 Hügel, worunter 16 Segmente und 32 Kugeln, im achten Stadium 32 Segmente und 32 Kugeln, im neunten Stadium 32 Segmente und 64 Kugeln. Die Segmente nehmen deſto mehr an Durchmeſſer ab, je mehr ſie in den verſchiedenen Stadien an Zahl zunehmen; ſie ragen alle mit einer ſtumpfen Spitze gegen das Centrum hin und in jeder Spitze unterſcheidet man eine in Körnermaſſe eingebettete Embryonalzelle. Die Kugeln ſtellen ſich vom ſiebenten Stadium an in koncentriſche Kreiſe; die in den äußeren Kreiſen liegenden Kugeln (urſprüngliche) ſind die größten, die in den inneren (ſpäter nach entſtehenden) ſind immer kleiner. Uebrigens ſind die Kreiſe in den ſpäteren Stadien meiſtens nicht mehr deutlich und regelmäßig, ſondern die größeren und kleineren Kugeln erſcheinen mehr unregelmäßig unter einander geworfen.

In den nächſten Stadien vermehren ſich die Segmente und Kugeln immer mehr, erſtere verſchwinden, indem ſich ihre ſtumpfen Spitzen abſchnüren und zu Furchungskugeln umwandeln und die übrigen Theile abflachen; aber wann dieſes geſchieht und wann neue Bildungsvorgänge beginnen, iſt dem Verf. entgangen.

Dieſe nun ganz aus Furchungskugeln beſtehende Stelle des Dotters iſt die Keimſtelle oder der Keim.

In dieſer Stelle gewahrte der Verf. als erſte Spuren des Embryoleibes zwey paarige Erhabenheiten und eine unpaarige. Letztere ſtellt den künftigen Mantel des Thieres vor, das eine Paar bedeutet die Augen, das andere den aus zwey Hälften ſich bildenden Trichter. Bey weiterer Entwicklung entſteht ein anderes Paar von Erhabenheiten, welches die Trichterhälften zwiſchen ſich nimmt und zum Knorpel des Mantelſchloßes wird. Ein anderes vor dem Mantel zu beiden Seiten gelegenes Paar länglicher Erhabenheiten iſt die erſte Anlage der Kiemen.

Nur ſchwach angedeutet zeigen ſich ſchon in dieſen Stadien zwey Armpaare und zwey Paare Erhabenheiten, welche den Kopf konſtruiren. Faſt an allen Theilen iſt Flimmerbewegung zu bemerken. Nun entſtehen wieder zwey Armpaare mit der erſten Andeutung des Mundes als eine in der Mittellinie gelegene ſeichte, halbmondförmige Vertiefung. Hiebey vergrößert ſich der Mantel immer mehr und erhebt ſich über die Dotteroberfläche bedeutender, ſo daß dadurch großentheils, zum Theil aber durch raſcheres Wachſen der übrigen bereits vorhandenen Embryotheile der Embryo ſelber ſich mehr über den Dotter erhebt, und von letzterem ſich abzuſchnüren beginnt und allmählig Sepienähnlichkeit gewinnt, da die urſprüngliche Scheibenform des Embryoleibes dadurch immer mehr der Walzenform ſich nähert. Sein peripheriſcher Theil umwächſt den ganzen Dotter, um den Dotterſack zu bilden. Um dieſe Zeit entſteht auch das Arterienherz als länglicher Wulſt und das fünfte Armpaar; der Trichter vervollſtändiget ſich und tritt mit dem einen freyen Rand bekommenden Mantel in Verbindung, zugleich erſcheint der After deutlich und die Kiemen fangen an ihre Lappen zu bilden, indem ſie ſich gleichzeitig etwas mehr unter den Mantel zurückziehen.

Während dieſer Bildungsvorgänge am Embryo verändert auch die Dottermaſſe ihre Geſtalt. Anfänglich war ſie mehr kugelig und der Embryo lag wie eine Scheibe auf ihr, ſo wie aber letzterer ſich verlängert, nimmt auch ſie eine walzenförmige Geſtalt an und erſtreckt ſich mit einem koniſchen, von einer beſonderen, dem Embryo angehörenden Membran überzogenen Fortſatze durch die Mundöffnung dieſes in ſeinen Leib hinein. Die bisher betrachte-

ten Theile des Embryoleibes bilden dann die äußere Subſtanzſchichte des Leibes, die den Dotter umhüllende Membran die innere. Die eigentliche Dotterhaut, welche urſprünglich ſchon im Eyerſtocke die Dottermaſſe umhüllte, und unter welcher der Embryo ſich entwickelt, umkleidet bey Sepia auch jetzt noch Dotter und Embryo ziemlich enge; doch beginnt eine allmählig reichlicher auftretende Flüſſigkeit die Dotterhaut von dem Embryo zu entfernen aber nur zum Theil, ſo daß dieſer von ihr gleichſam feſtgehalten wird und keine rotirende Bewegung machen kann, welche jedoch bey Loligo und Sepiola, wo die Flüßigkeit ſchon früher erſcheint und die Dotterkugel mit dem Embryo völlig von der Dotterhaut iſolirt, wie bey anderen wirbelloſen und Wirbelthieren vor ſich geht. Die einzelnen Entwicklungsvorgänge im Embryoleibe des Loligo gleichen ſonſt im Weſentlichen ſehr den von Sepia angeführten.

In Beziehung auf die Entwicklung der Gewebe bemerkt der Verf. vorläufig, daß die ganze Leibesmaſſe des Embryo aus den Furchungskugeln ihren Urſprung nehme, daß dieſe eigentlich ſchon als ſolche den Embryo darſtellen. Sie löſen ſich in noch kleinere, zahlreichere Kugeln, Furchungszellen auf und dieſe ſind es, welche das Grundgewebe aller bisher aufgeführten Theile des Sepienembryo darſtellen.

In den nun folgenden Stadien der Entwicklung des Sepienembryo ändern Kopf- und Manteltheil ihre Größenverhältniße: erſterer war anfänglich ſehr überwiegend, letzterer beginnt nun raſcher zu wachſen und wird bald größer als jener. Die langen Arme rücken mehr nach hinten und laſſen dadurch die eigenthümlichen Taſchen entſtehen, in welche ausgewachſene Thiere die langen Arme zurückziehen können; das vierte Paar der Arme rückt ebenfalls nach hinten, greift über das fünfte Paar ſogar herum und bewirkt dadurch die völlige Schließung des Mundes. An allen Armen entſtehen die Saugwarzen als halbkuglige Körper ohne Vertiefung. Auf dem Rücken des Mantels deutet ein gewölbter weiſſer Streifen die Bildung der Schale an; der Embryo bewegt ſich nun innerhalb der Dotterhaut und noch mehr, wenn dieſe hinweggenommen iſt und er mit dem Seewaſſer in Berührung kömmt, wobey dann beſonders der Mantel ſich ſehr thätig zeigt. Auch der Dotterſack zeigt Contractionen.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Die dem Biſthum Wirzburg einverleibte Abtey Amorbach ward den Grafen von Erbach, die ſich auf des Königs Aufforderung ihm angeſchloſſen und Treue und Dienſte gelobt hatten, zum Geſchenk gegeben; die förmliche Einweiſung in den Beſitz dieſes Kloſters erfolgte indeſſen erſt 1633. Den Grafen Kraft; von Hohenlohe machte der König zum Generalſtatthalter und Oberkommandanten im fränkiſchen Kreiſe (Beylage VI.), ſchenkte ſeinem Hauſe das Stift Ellwangen, die Ciſterzienſer Abtey Schönthal und das Frauenkloſter Schefftersheim an der Tauber, woraus alsbald die Bewohner derſelben fortgeſchafft wurden. Das adelige Stift Komburg den Ellwangen gab Guſtav Adolph ſeinem Feldoberſten Searalyzgi, dee mit fortjagen der dort angeſtellten Vicare begann. Dee Graf von Hanau nahm das Kloſtee Schlüchtern im gleichnamigen Städtchen in Beſitz. Vorzüglich begünſtigt wueden vom Könige die Schweinfurter. Zu dem früher Geſchenkten verſprach er ihnen wegen verlorner Gerechtſame und erlittener langjähriger Kriegsdrangſale, ſowie behufs beſſerer Befeſtigung der Stadt und Errichtung eines Gymnaſiums weitere Vermehrung des Gebietes und hielt laut Urkunde d. d. Frankfurt a/M. 2. März 1632 ihnen pünktlich Wort. Sie bekamen die theils fürſtbiſchöflichen, theils kapiteliſchen Dörfer: Grettſtadt, Rödlein, Grafenrheinfeld, Garſtadt, Hergolshauſen, Schnackenwerth, Geldersheim, Egenhauſen, Oberwern, Kronungen, Dittelbrunn, Hambach, Uchtelshauſen und Heſſelbach nebſt dem Reichelshofe, das dem Biſthum Eichſtätt zuſtändige Dorf Bergrheinfeld mit den von Echter'ſchen Gütern daſelbſt, vom Kloſter Ebrach den Ort Weyher, das Dorf und probſteiliche Kloſter Heidenfeld, und wurden aus königlichem Auftrag ungeſäumt in den Beſitz dee geſchenkten Gegenſtände eingewieſen. Zur Entſchädigung derjenigen Bürger, deren Obſtgärten wegen der erweiterten Fortificationen hinweggenommen worden waren, bekamen ſie noch das ſehr begüterte wirzburgiſche Dorf Weigolshau-

Digitized by Google

ſen. Mainberg und Klingenberg (Wipfeld) wurden ihnen zum Kauf angeboten, dazu aber bezeigten ſie keine Neigung. In ihren neuen Beſitzungen ſtellten ſie Pfleger und Verwalter auf und beſetzten die katholiſchen Pfarrſtellen mit lutheriſchen Predigern. Dem Rittmeiſter Hans Chriſtoph v. Bibra verſprach der bey ihm am 10. März übernachtende König die Wiederverleihung des Rittergutes Burgwalbach, welches ihm einſt Biſchof Julius entzogen. Das Karthäuſerkloſter Aſtheim verehrte der König ſeinem Generale Roßſtein, welcher mittels der Tortur den allein zurückgebliebenen Laienbruder zur Angabe des Ortes zu bewegen wußte, wo 80,000 Thlr. verſteckt lagen. Die Wittwe und Kinder des um den König und die evangeliſche Sache ſehr verdienten Oberſten Adolph Dietrich von Effern erhielten das Amt Biſchofsheim vor der Rhöne (3. April 1632. Donauwörth), der Graf Solms die Abtey Bildhauſen und die Aemter Trimberg und Neuſtadt a/Saale; die Klöſter Wachterswinkel und Marienburghauſen der ſchwediſche Oberſt und Commandant von Wirzburg, Axel Lilly; die Stadt Heilbronn am Neckar für treugeleiſtete Dienſte das Karmelitenkloſter und das der Klariſſinen außerhalb der Stadt. Am 1. Jänner 1632 verkündete ein gedrucktes Patent im Namen des Königs, daß alle erledigten Klöſter im Lande zu Franken, beſonders diejenigen, aus welchen die Mönche entwichen, eingezogen und zum allgemeinen Beſten verwendet werden ſollten. So ward unter andern mit Theres verfahren.“ Das ganze Land, ſagte der Kanzler Fabritius in ſeiner am 2. Jänner zu Theres gehaltenen Rede, „wolle Sr. Majeſtät für ſich und ſeine Nachkommen behalten, und zu einem Erblande beſtimmen.“ —

§. 18). Mandate wegen Vervollſtändigung der allgemeinen Entwaffnung des Landes, Bezeichnung der Getreid- und Weinvorräthe- und erlittener Kriegsſchäden; Zahlung rückſtändiger Abgaben und Darlehen, Anſchaffung des zum Feldbau nöthigen Viehes und Beobachtung beſſerer Militair-Disciplin. ꝛc.

Aus dieſer Darſtellung geht die furchtbare, die Sieger ſelbſt mit Beſorgniß erfüllende, Verſchwendung mit den nöthigſten Erzeugniſſen des Landes hervor. Soldaten und Offiziere wetteiferten mit einander in Plünderung, Erpreſſung und muthwilligem Verderben von Getreide, Wein, Vieh u. ſ. w. Ganze Ortſchaften ſtanden leer. Wegen Geldmangel und Verluſt der Lebensmittel konnten die Abgaben nicht mehr gereicht werden: die k. Regierung ſelbſt gerieth in große Geldverlegenheit und dadurch wurde die von ihr geforderte Unterſtützung im eben eröffneten Feldzug gelähmt. Vergeblich waren alle noch ſo geſchärften königl. Mandate zur Abſtellung eines ſolchen Raub- und Vernichtungsſyſtemes. Sogar die Selbſthilfe war den bedrängten Unterthanen geſtattet worden, allein was hätten die Wehrlosgemachten gegen die bewaffneten Banden und deren trotzige Führer anderes vermocht, als einzig ihnen das k. Mandat vorzuzeigen; welches dieſe ſodann verächtlich als „Papier“ wegwieſen, um das ſie ſich nicht kümmerten. Eine Geſammtüberſicht der zeither vom Wirzburger Lande erlittenen materiellen Kriegsſchäden, welche an den König abgeſchickt ward, entzifferte die enorme Summe von 22 Tonnen Goldes, oder 2,231,176 fl. (Beylage XV.). Im höchſten Unwillen über die unerhört locker gewordenen Bande der Kriegszucht ſeines Heeres (und gewiß wirkten die Verſchwendungen im Wirzburgiſchen, deren Reſultat dem Könige vorgelegt worden war, dahin, des Königs Zorn zu ſteigern), hielt er jene Invectiva an ſeine im Hauptquartiere zu Altdorf verſammelte Umgebung, in welcher er Fürſten, Grafen, Herrn und Edelleuten des deutſchen Volks geradezu vorwirft, ſie ſeyen es, die ihr eigenes Land zu Grunde richteten; und wenn man die Klage hört: „der König von Schweden, der ſich für unſern Freund ausgiebt, thut uns mehr Schaden, als unſer Feind, und die ſchwediſchen Soldaten ſeyen unverſchämter, als jene des Feindes;“ ſo ſollten ſie wiſſen, nicht Schweden ſeyen es, ſondern die Deutſchen ſelbſt, die ſich mit dieſen Ausſchweifungen beflecken. Die ſtarken, beleidigenden Worte, die dem tiefgekränkten Könige in ſeinem Grimm gegen die raub- und plünderungsſüchtigen Deutſchen entfuhren, machten ihn zwar nicht blind gegen deutſche Tapferkeit, die er gleichſam zur Beſänftigung der Gemüther am Ende ſeiner Rede anerkennt, aber jedenfalls uneingedenk desjenigen, was er ſelbſt auf deutſchem Boden für ſich und ſeine Schweden erworben hatte. Dies führt Hr. Sch. mit Bezug auf Wirzburg und Bamberg ganz am rechten Orte dem Leſer kurz und kräftig in der untenſtehende Note in das Gedächtniß. Geijer (Gſch. v. Schw. III, 213; unter allen Darſtellungen von Guſtav Adolphs Thaten iſt die ſeinige, meines Bedünkens, die großartigſte) hätte nicht da abbrechen ſollen, wo gerade die Zornrede am originellſten wird; mitunter trägt ſie für die Nachwelt den Charakter des Komiſchen an ſich; für die Umſtehenden und Schuldbeladenen freylich waren es wahrhafte Donnerworte und es hat ſicher auch nicht Einen nur im Entfernteſten ein Lachen oder Lächeln angewandelt, dem Könige gegenüber, von welchem die Einleitung dieſer zu Nürnberg gedruckten Rede ſagt: „daß Er (der König) in ſolcher cholera niemals geſehen worden.“

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Entwicklungsgeſchichte der Cephalopoden von Dr. Albert Kölliker.

(Schluß.)

Der Verf. geht nach dieſen Erörterungen zur Darſtellung der Entwicklung der verſchiedenen Gewebe und Organe über, aus welcher Ref. das Weſentlichſte in Folgendem überſichtlich herauszuheben ſucht.

1. Aeußere Bedeckungen.

a) Flimmer- und Pflaſterepithelium. Die Zellen dieſer ſind anfänglich von den Furchungskugeln nur dadurch verſchieden, daß jede von ihnen ein Büſchel Flimmerhaare trägt, welche letzterer fehlen. Sie wachſen raſch und werden bald größer als die Kugeln, platter, fallen ab und werden wieder erſetzt. Das Pflaſterepithelium verhält ſich ganz ähnlich.

b) Pigmentflecken. Sie beſtehen aus einem centralen Theile, der ganz wie eine Embryonalzelle ausſieht, und aus einem peripheriſchen, welcher in feinen gefärbten, erſteren umgebenden Körnchen beſteht, aber von keiner wahrnehmbaren Membran umgeben iſt. Erſt bey den älteſten Embryonen zeigen ſie ihre eigenthümlichen Bewegungen.

c) Lederhaut — eine Faſerſchichte zwiſchen und unter den Pigmentflecken, beſteht anfänglich auch nur aus Embryonalzellen, deren jede ſich ſpäter nach zwey Richtungen ausdehnt, erſt ſpindelförmig und dann wirklich Faſer wird.

d) Rückenſchale. Beym erwachſenen Thiere beſteht ſie aus einer Bauchſchicht und einer Rückenſchicht. Erſtere iſt bloß aus unorganiſirten, größtentheils erdigen Theilen zuſammengeſetzt, letztere vorzugsweiſe aus ſolchen und aus Faſergewebe. Bey Embryonen exiſtirt nur erſtere, von letzterer zeigt ſich erſt eine Anlage. Jene beſteht aus drey Schichten, welche durch eigenthümliche ſenkrechte, verſchieden geformte Stäbchen mit einander verbunden werden. Die obere Schichte bildet ſich aus ſpindelförmig auswachſenden Zellen, zwiſchen die erſt ſpäter Kalk abgelagert wird. Wie aber die Ablagerung geſchehe, kann der Verf. nicht erklären.

2. Muskeln.

Auch ſie entwickeln ſich aus ſpindelförmig auswachſenden Embryonalzellen.

3. Knorpel.

Beym erwachſenen Thiere iſt ihr Gewebe verſchieden. Knorpelhöhlen ſind immer da, aber die Grundſubſtanz iſt bald faſerig, bald homogen. Beyde Arten entſtehen aber urſprünglich aus Embryonalzellen. Auf welche Weiſe, konnte der Verf. nicht verfolgen.

4. Nerven.

Hierüber hat der Verf. nur wenige nicht genügende Beobachtungen geſammelt, aus denen nur abzunehmen iſt, daß die Nervenfaſern nach Analogie der Muskelfaſern entſtehen.

5. Gefäßſyſtem.

a) Herzen. Sie ſind anfangs vollkommen geſchloſſene hohle Säcke aus Zellen beſtehend, welche ſich bis zur Reife des Embryos in Faſern verwandeln. Schon in den früheſten Stadien iſt in den

Digitized by Google

Herzhöhlen eine mit Zellen verſehene Blutflüßigkeit eingeſchloſſen, über deren Metamorphoſe der Verf. keinen weiteren Aufſchluß geben kann.

b) In Beziehung auf die Gefäße tritt der Verf. der Schwann'ſchen Anſicht bey. Die Venenanhänge beſtehen bey reifen Embryonen faſt durch und durch aus eigenthümlichen, wahrſcheinlich öl- oder fettartigen Körperchen von unregelmäßiger Geſtalt und Größe, welche urſprünglich auch aus Embryonalzellen hervorgehen.

6. Dotterſack und Darmſyſtem.

Der Dotterſack, welcher in den Embryoleib hineinwächſt, ſteht mit keinem Theile des Digeſtionsapparates in einer näheren Verbindung, auch in keiner anderen Beziehung als der, daß er an der Verflüßigung des in ihm liegenden Dotters, des rohen Nahrungsſtoffes des ganzen Embryos, Antheil haben mag. Der Verdauungsapparat bildet ſich frey aus dem den Dotterſack umgebenden Blaſteme.

a) Aeußerer und innerer Dotterſack. Der innere Dotterſack wird immer größer, der äußere kleiner. Durch zwey Abſchnürungen theilt ſich erſterer in eine vordere und hintere größere und eine kleinere mittlere Portion, von denen aber nie eine mit dem Digeſtionsapparate unmittelbar kommunicirt. Die drey Portionen verändern ihre Form mannigfaltig, was durch paſſive oder active Einwirkung der ſich immer weiter entwickelnden Embryonaltheile bewirkt wird. Der Dotter im äußeren Dotterſacke ſcheint nach und nach gänzlich in den inneren überzugehen und letzterer mit ſeinen Abtheilungen zu verkümmern.

b) Darmkanal. Er exiſtirt in ſeiner Anlage ſchon zu einer Zeit, wo der innere Dotterſack noch ſehr groß iſt. Er erſcheint als eine Anhäufung von Zellen, beſitzt aber noch keine Spur von Höhlung; letztere ſcheint erſt durch Verflüßigung der innerſten Zellen ſpäter zu entſtehen und mit Mund und After, welche anfänglich nur als leiſe Vertiefungen exiſtiren, in Verbindung zu treten. Schon frühzeitig bilden ſich die einzelnen Abtheilungen des Darmkanales aus. Die beyden Kiefer bilden ſich aus den Epithelealzellen der Mundhöhle.

c) Die Leber entſteht gleichfalls aus der um den inneren Dotterſack gelagerten Zellenmaſſe in zwey ſeitlichen Längswülſten. Beyde Hälften wachſen erſt ſpäter zuſammen.

d) Speicheldrüſen bilden ſich ganz nach Analogie der bisher betrachteten Organe. Ueber die Verhältniſſe der Ausführungsgänge derſelben ſo wie der Leber zu den ſecernirenden Gewebtheilen kann der Verf. keinen Aufſchluß geben.

e) Die Entſtehung des Tintenbeutels konnte nicht verfolgt werden, da dieſes Organ erſt dann ſichtbar wird, wenn Tinte in ihm abgeſondert iſt.

7. Sinnesorgane.

a) Aug. Jedes Aug entſteht anfänglich als ein länglicher Wulſt, der ſich bald in eine runde Erhabenheit ausbildet, an welcher man eine äußere, membranöſe und eine centrale feſte Subſtanz unterſcheidet. Erſtere ſenkt ſich von der äußeren Fläche her in die Augenmaſſe ein und im Grunde der trichterförmigen Einſenkung entſteht die Linſe. Die centrale, feſte Subſtanz bildet ſich zum Glaskörper aus; die übrige äußere membranöſe zu den Augenhäuten.

b) Gehörbläschen entſtehen ſchon urſprünglich an derſelben Stelle, wo ſie bey dem ausgewachſenen Thiere ſitzen, als anfänglich eckige Körperchen. Von jedem Gehörbläschen entſpringt ein nach außen verlaufender enger Kanal. An ſeiner inneren Oberfläche iſt er mit Flimmerhaaren beſetzt; wo er aber mit ſeinem der Gehörblaſe entgegengeſetzten Ende aufhöre und wie, kann der Verf. nicht beſtimmen. Ref. glaubt, daß dieſe wichtige Frage leicht dadurch zur ſicheren Entſcheidung gebracht werden könnte, wenn man (mittelſt Einſtich) in die Gehörblaſe eine lebhaft gefärbte Flüßigkeit injicirte.

c) Geruchsorgane. Als ſolche ſpricht der Verf. (analog der Anſicht von Valenciennes) ein neben jedem Auge der meiſten Cephalopoden gelegenes Hautgrübchen an, in deſſen Grunde eine kleine Papille liegt. Bey Argonauta und Tremoctopus iſt nur eine Papille ohne Grübchen vorhanden. Bey allen aber geht ein beſonderer Nerve vom Augennerven ab und verbreitet ſich ausſchließlich in dieſer Papille. Bey

Digitized by Google

Embryonen, ſelbſt aus ſehr frühen Stadien, finden ſich dieſe Organe ſchon als deutliche neben den Augen ſtehende Papillen und ſcheinen ziemlich gleichzeitig mit letzteren aufzutreten.

d) Von Geſchlechtstheilen iſt ſelbſt bey reifen Embryonen noch keine Spur voehanden; der Verf. veemuthet, daß ſie erſt ſpäter aus dem im Leibe zurückgebliebenen Dotter ihr Bildungsmaterial nehmen.

Nach dieſer Darſtellung geht der Verf. zu einer ausführlichen Betrachtung des Baues und der Bedeutung der Embryonalzellen ſowie der Furchung des Dotters über. Da dieſer Theil bloß für mit dem Gegenſtande völlig Vertraute geſchrieben und verſtändlich iſt und, ohne ihm zu ſchaden, in einer kurzen Ueberſicht nicht gegeben werden kann, enthält ſich Ref. weiterer Mittheilung darüber und bemerkt nur, daß der Verf. die Furchung des Dotters (allgemeine oder partielle) als allen Thiereyern zukommenden Beginn der Entwicklung anſieht und deßwegen glaubt, eine Furchung ſey auch im Hühnereye, wo ſie bis jetzt noch Niemand bemerkte, zugegen. Ref. kann dieſe Vermuthung des Verf. nur beſtätigen und wird die Beweiſe hiefür in ſeiner nun bald erſcheinenden Entwicklungsgeſchichte des Hühnchens liefern.

II. Achtfüßler.

Bey Argonauta und Tremoctopus fand der Verf. im Ganzen dieſelben Entwicklungsvorgänge wie bey den Zehnfüßlern, ſo daß eine weitere Angabe derſelben hier nicht am rechten Orte ſeyn dürfte. Ref. erlaubt ſich nur noch zu bemerken, daß ungeachtet empfindlicher Lücken und hypothetiſcher Angaben, welche wenigſtens großentheils die Zukunft wahrſcheinlich theils ausfüllen, theils beſtätigen wird, alle Naturforſcher dem Verf. für ſeine mühevolle, fleißige und ſehr gründliche Arbeit aufrichtigen Dank wiſſen werden. Wer weiß, wie mühſam derartige Unterſuchungen ſind, ſelbſt dann, wenn man durch Analogieen ſchon im Voraus vorbereitet iſt, wird wohl auch am leichteſten würdigen können, was Verf. in vorliegendem Buche geliefert hat. Gegenwärtig kann man, Dank dem unermüdeten Streben und der Gründlichkeit der Forſcher der neueren Decennien, ſchon mit Zuverſicht einem bald eintretenden Verſtändniß der Geneſe des thieriſchen Leibes, unter was immer für einer Form oder Thierreihe er auch auftreten mag, entgegenſehen und daraus Verſtändniß der verſchiedenen Organiſations- und Functionsverhältniſſe erwarten, dadurch aber ein Ziel erreichen, das bald mehr bald weniger unbewußt ſchon den früheſten Naturforſchern vorſchwebte, und der glänzendſte Schritt iſt, der ſeit Jahehunderten in der Naturgeſchichte vorwärts gemacht wurde.

Erdl.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Gewiß hatten vom Heere Guſtavs auch die Schweden zugegeiffen, wo ſie ſtraflos gekonnt, ſo gut, wie die geſchmähten Deutſchen: aber das iſt nun einmal der Fluch dee Zwieteacht, der immee auf dem Bunde dee Deutſchen mit dem fremden Erobeeee ruht, daß bey jedee Gelegenheit der mit ihm Veebundene ſich tief herabgewürdigt ſieht, und gleich niederen Knechten ausgeſcholten, voe fremdee Mache und Volksthümlichkeit ſich beugen muß! Hat Napoleon ſeinen deutſchen Bundesgenoſſen es anders gemacht? — „Ich habe von Euch,“ ſo lautet die Zorneede weiter, „und Eueem deutſchen Reiche nicht ſoviel bekommen, daß ich mir davon ein paar Hoſen machen laſſen könnte. Ja, ich wollte, ſo zu ſagen, liebee ohne Hoſen mit Euch geeitten ſeyn, als mich mit den Eurigen bekleiden. Ich habe Euch alles von Gott in meine Hände Erhaltene gegeben, nicht einen Schweinſtall für mich behalten, ſondern unter Euch vertheilt. Keiner von Euch hat mich vergebens um etwas angeſprochen, denn ich bin gewohnt, eines Jeden Bitte zu gewähren.“ (Was mußte der unglückliche Böhmenkönig Friedeich V., der gleichfalls dieſer am 29. Juni gehaltenen Strafrede beywohnte, bey dieſen Worten des Schwedenkönigs fühlen, der ihm noch im März desſelben Jahees, auf ſeine Bitte um Wiedereinſetzung in ſein Land, unumwunden erklärte: er werde nur einen Theil ſeiner Kurſtaaten zurückerhalten, indem ee die Bergſtraße ſich vorbehalte und der Keone Schweden zueigne. Friedrich werde dem Schwedenkönig die Kriegskoſten veegüten, und ihn als ſeinen oberſten Lehens-

Digitized by Google

herrn anerkennen. Und das zu Mainz angeordnete Conſiſtorium über das geſammte lutheriſche Kirchenweſen in der Pfalz!) — „Woſern Ihr meinen Mandaten und Ordonnanzen Folge geleiſtet hättet, wollte ich das Bayer- und Frankenland ganz unter Euch vertheilt haben. Ich für mich bin reich genug und begehre nichts von dem Eurigen.“ Und der Schluß: „Wahrlich, mir iſt bey Euch ſo wehe, daß ich viel lieber daheim in meinem Königreiche die Schweine hüten möchte, als hier mit Eurer verkehrten deutſchen Nation umgehen ic.“

Deß ungeachtet blieb es beym alten Unſug, ja neue Qualen wurden für das unglückliche Volk erſonnen. So legten die Kommandanten an den militairiſchen Päſſen und Hauptſtraßen hohe Zollgebühren für tranſitirende Waaren, ſelbſt Armeetransporte nicht ausgenommen, auf, drangen dem Landmann, der Vieh und andere Gegenſtände zu Markt brachte, dieſelben um einen Spottpreis ab, worauf ſie ſelbſt ſehr gewinnreichen Handel damit trieben, ohne noch die erſte, unbedeutende Zahlung an den Eigenthümer geleiſtet zu haben.

§. 19.) Landtag in Wirzburg. Auflage einer außerordentlichen Steuer. Ankunft der Königin von Schweden in Wirzburg. Heerweſen. Werbung der Ritterſchaft.

Die Regierung ſollte dem Heere des Königs mit Geld zu Hilfe kommen, war aber aus oben angegebenen Gründen nicht im Stande, dieß zu thun. Jetzt wählte ſie das in früheren Zeiten ſicher zum Ziele führende Mittel. Sie berief nämlich im Monate May die wirzburgiſchen Landſtände ein, um eine allgemeine außerordentliche Steuer, „eilende Geldhilfe für die k. ſchwediſche Armee“ genannt, zu verfügen. Dieſe Steuer ſollte dazu dienen, die k. Armee bey guter Ordnung und Disciplin zu erhalten, und derſelben aus dem Lande zu helfen. Hieher ſcheint uns auch folgendes Schriftchen gehören zu ſollen: Stewr-Recess. Welcher auff deß Durchlauchtigſten ic. Herrn Gustavi Adophi, der Schweden ic. Königs ic. Durch den Wol Edlen ic. Herrn Sigismundo Heussnern von Wandersleben ic., auffgetragener Commiſſion nach. Sampt Zuziehung, der zu Würtzburg Hochlöblichen ic. Königlichen Regierung, Mit der löblichen ic. Landſchafft zu Würtzburg, den 8. May auffgerichtet, den 12. aber vollzogen vnd bekräfftiget worden. Gedruckt zu Wirtzburg, durch Elias Michael Zincken. Im Jahr, M.DC.XXXII. 1 Bogen, 4.

Der Eingang ſpricht von der „Lands Vätterlichen Sorgfältigkeit“ des Königs, wodurch die ſambtlichen Geiſt- und Weltliche Stände vnd gantze Landſchafft des Hertzogthumbs zu Francken widerumb in verſicherten Frieden vnnd ruhigen Standt gebracht werden möge. Deßhalb habe der König angeordnet, daß allbereit vor dieſem der gröſte Kriegsſchwall auß dem Land abgeführt werden, und Heußnern befohlen, auch das im Land noch befindliche new geworbene Volk, mit Ausnahme der nöthigen Garniſonen, auch zu delogiren, und die Landſchaft, und deren Leuth mit newen Quartieren nicht zu beſchweren, darneben aber, vnendbehrlicher notthurfft halber, und zur Schonung beſagter Landſchaft von allen Kriegs beſchwerungen, ic. eine ergiebige Landſtewr gnädigſt erfordert. Die auf heute erſchienenen Landſtände, geiſtliche wie weltliche, haben auf geſchehenen Vortrag und nach Gegen- und Widerrede im Namen des Königs mit der k. Landesregierung folgende Punkte beſchloſſen:

1. Klagen der Landſchaft über ihr Unvermögen und Bitte um Erleichterung der Landſteuer des begehrten halben Guldens, ſo Sie in 4 Monathen, und zwar jedes Monath beſonder den 4. Theil daran bezahlen ſollen. Die Unterthanen ſeyen äußerſt erſchöpft, ihre mobilia ihnen abgenommen, die immobilia vnd liegende Gütter durch lange Einquartirung, beſchwerliche Durchzüge und andere Incommoditäten dermaſſen deteriorirt, verällert vnd verödigt worden, daß kein Stand, Bürger oder Bawersmann ſolchen in kauffs oder Erbfällen angeſchlagenen Prees genieſen oder wiederverkauffen köndte. Die Anlag nach dem Vermögen ſollte in eine richtige, neue, dem Land erträgliche Contributions-Verfaſſung gebrache, und zur künftigen Steuererhebung gewiſſe Perſonen deputirt werden.

2) Mit Verwilligung der Landſtände ſollen anſtatt des begehrten halben Guldens 5 Batzen dergeſtalt erhoben werden, daß in den nächſtfolgenden 4 Monaten a Dato, und zwar jedes Monat von 100 fl. Haubt Gut 3 kr. von der geiſtlichen und weltlichen Stände Unterſaſſen, Habſchaft, Güter und Vermögen auf den Grund der neuen Anlage dem dazu verordneten Obereinnehmer unfehlbar gereicht werden, bey Vermeidung militairiſcher ſchleuniger Execution. Gleiche Verpflichtung zur Steuer haben auch die vom Könige Donations und Unterpfandsweiß (jedoch cum reservatione Juris superioritatis), ſowie alle Aemter, Städte ic., im Herzogthum Franken belegen, oder an daſſelbe grenzend, die an den König Jure belli gekommen.

Da vermöge des am 27. April publicirten Steuer-Patents eine nur ſehr geringe Geldſumma gefallen; ſo ſollen ſämmtliche Stände von dato inner 14. Tagen ſich mit derſelben ſo viel möglich gehorſamlich einſtellen, welche dann Ende des 1. Monats und Erlegung der völligen Steuer wiederumb abgerechnet werden ſolle.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 55.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.
Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 20. Juli trug Hr. Profeſſor Dr. Phillips, ordentliches Mitglied der Claſſe, nachſtehende Abhandlung vor.

Ueber Morgengabe und Witthum mit Beziehung auf Monum. Boic. II. 81.

Die Gebräuche und Sitten der ſämmtlichen germaniſchen Völkerſtämme in Betreff der Ehe gehören mit zu dem Intereſſanteſten, was uns aus den Rechtsalterthümern der Vorzeit überliefert worden iſt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ehe auch ſchon im germaniſchen Heidenthum eine durchaus religiöſe Bedeutung beygelegt worden iſt. Heißt doch das Wort Ehe ſelbſt ſo viel als Religion oder eigentlich Bündniß, nämlich mit der Gottheit; dann Bündniß unter den Menſchen, dann gerade vorzugsweiſe der Bund, den zwey Perſonen verſchiedenen Geſchlechts mit einander auf eine den religiöſen Ueberzeugungen und dem Rechte entſprechende Weiſe zum Zwecke der Fortpflanzung ſchließen. Ein ſolches Ehebündniß führte natürlich zu einem näheren Verhältniſſe der Familien, denen die Brautleute angehörten. Man kam daher in alter Zeit zu Opfern zuſammen, welche der Gottheit dargebracht wurden. Die alte Bezeichnung des Wortes Opfer iſt aber das Wort Mal, und da man von der Opferſpeiſe zu eſſen pflegte, einen Opferſchmaus hielt, ſo ſchreibt ſich davon die noch heute vorkommende Bedeutung des Wortes Mal als Gaſtmal u. ſ. w. her. Alle Familien-Mitglieder waren Genoſſen des Opfer-Males, die innigſten Genoſſen aber die beyden zur Ehe ſchreitenden Perſonen, darum heißen ſie auch Ge-Mahl-e, oder Ge-Mahl und Ge-Mahl-in. —

Indem nun von all den verſchiedenen Feyerlichkeiten, welche der Eingebung der Ehe vorangingen, ſie umgaben und auf ſie folgten, hier abgeſehen wird, ſoll nur in Kürze auf die beyden Inſtitute: Morgengabe und Witthum hingewieſen werden. Für beydes liegt auch die etymologiſche Erklärung auf flacher Hand: Morgengabe iſt eine Gabe, die am Morgen und zwar am nächſten Morgen nach der Hochzeit von dem Manne der Frau gegeben wird; Witthum dasjenige, was die Frau, wenn ſie Wittwe geworden iſt, zu ihrem Lebensunterhalte aus dem Vermögen ihres verſtorbenen Mannes erhält. Dieſe ſachliche Erklärung iſt vollkommen richtig und man ſollte nicht glauben, daß die ſprachliche ſich irgend in Zweifel ziehen laſſe. Dennoch wagen wir dieß, ſo kühn es auch ſcheinen mag, und behaupten, daß weder das Wort Morgengabe, obſchon die Gabe am Morgen gegeben wird, mit „Morgen," noch das Wort Witthum, obſchon die Wittwe dasſelbe erhält, mit „Wittwe" in irgend einem etymologiſchen Zuſammenhange ſteht. Iſt dieß aber hergeſtellt, ſo wird ſich daraus auch Manches zur ſachlichen Beurtheilung beyder Inſtitute entnehmen laſſen.

Zu der eigentlichen Bedeutung der Inſtitute zurückkehrend, iſt es unſre Abſicht nicht, auf die

Digitized by Google

juriſtiſche Seite derſelben irgend näher einzugehen. Hinſichtlich der Morgengabe iſt alles hieher Gehörige in neueſter Zeit in einer mit Fleiß und Talent geſchriebenen Diſſertation von H. G. Gängler zuſammengeſtellt; wir erkennen das Verdienſtliche der Arbeit in ſeinem ganzen Umfange an, obſchon wir zur Vertheidigung einer Meinung ſchreiten, welche der des Verfaſſers geradezu entgegengeſetzt iſt. Hinſichtlich des Witthums findet ſich das Erforderliche in den Lehrbüchern des deutſchen Rechts.

Es wird ſchon lange unter den Juriſten darüber geſtritten, ob die Morgengabe von dem Manne der Frau als ein Pretium virginitatis gegeben werde, oder ob ſie ein von dieſer völlig unabhängiges Geſchenk ſey. Der Zweifel iſt wohl daraus hervorgegangen, daß man einen Anſtoß daran nahm, den Germanen einen ſolchen Gebrauch, der eine Obſcönität in ſich zu ſchließen ſcheint, zuzuſchreiben. Allein einestheils dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Sitten der Germanen, mögen ſie ſich auch vor andern heidniſchen Völkern vortheilhaft auszeichnen, doch manche Züge von Rohheit an ſich tragen, anderntheils liegt aber an ſich in einem ſolchen Pretium virginitatis noch keine Obſcönität, dieſe wird eigentlich nur durch moderne Vorſtellungen hineingetragen. Bey unſern Vorfahren haben dieſe Dinge nicht nur den Charakter der Einfachheit, ſondern auch der Unſchuld an ſich, und ſelbſt das chriſtliche Mittelalter fand an der Morgengabe und an der ſpeciellen Bezeichnung ihrer Bedeutung keinen Anſtoß. Auch bey andern Völkern kommt die Morgengabe in dieſem Sinne vor, in welcher Beziehung eine Stelle aus den Triaden des waliſiſchen Königs Hoel des Guten dienen mag, welche ſagt:

„Dreyfach wird die Jungfrau beſchämt: zuerſt, wenn ihr Vater in ihrer Gegenwart ſagt, daß er ſie einem Manne gegeben habe, dann, wenn ſie mit dieſem das Bette beſchreitet, drittens, wenn ſie vom Bette aufſtehend unter den Menſchen erſcheint. Für jede dieſer Beſchämungen erhält ſie eine Gabe; für die zweyte die Cowyl, Morgengabe, ehe ſie von dem Bette aufſteht."

Ganz ſo faßt eine Reihefolge von deutſch-rechtlichen Quellen die Morgengabe auf, insbeſondere aber ſagt die oben angeführte Stelle aus den Monum. Boic. (Monum. Rot. ann. 1442):

„Ich Cäcilia deſs Kolbens eheliche Hausfrau beken, daſs ich dem erbarn beſchaiden Hanſen Hulsguts Burger ze Waſſerburg ze kauſſen geben han mein Lehen — das mir mein obgenannter Man fur meine hoehste Ehr zu Morgengab geben."

Vergleicht man damit die Stelle des altbayriſchen Landrechts (bey Heumann, Opusc.):

„Und iſt ſie ein Junckfrau geweſen, so sol si swern, das ir ir wirt die morgengab geben hab umb die höchſten ere, die ir Got ye geben hab, damit hat si ir morgengab beſtät als recht iſt"

ſo kann kein Zweifel obwalten, daß die Morgengab ein Geſchenk für die höchſte Ehre des Weibes, dieſe höchſte Ehre aber die Jungfräulichkeit ſey. Der damalige Bearbeiter des Regiſters zu dem betreffenden Bande der M. B. hat die Sache nicht verſtanden, indem er ſagt: höchste Ehr pro dote.

Nach dieſen Documenten iſt ſachlich wohl nicht zu beſtreiten, was die Morgengabe war; zum Ueberfluße fügen wir hinzu, daß auch das bayriſche Landrecht vom Jahre 1616 ausdrücklich beſtimmt, eine Wittwe habe bey ihrer Wiederverheirathung kein Recht, eine Morgengabe zu fordern und das Tyroler Landrecht vom J. 1603 die Wittwe ſogar die Morgengabe an den Junggeſellen geben läßt, mit dem ſie ſich vermählte. Wie wenn auch ſprachlich es ſich feſtſtellen ließe, daß ſelbſt der Ausdruck das Nämliche beſagt?

Ein leiſes Bedenken gegen die Richtigkeit der Herleitung des Wortes Morgengabe von „Morgen" iſt mir immer bey dem Ausdrucke: morganatiſche Ehe, Matrimonium ad morganaticam, aufgeſtoſſen. Allerdings hat man dieſen Ausdruck gewöhnlich ſo erklärt: ad morganaticam ſtehe hier für: ad morgengabam, allein dieß iſt doch ſehr willführlich. Bekanntlich iſt dieſe Verbindung bey den Deutſchen allerdings auch ſtets ein dauerndes Verhältniß zwiſchen Mann und Weib geweſen, aber ſie war keine

Digitized by Google

Ehe. Sie wurde eingegangen zwiſchen zweyen Perſonen verſchiedenen Standes, ohne vorhergehenden Kauf, dieſe ſonſt nothwendige Bedingung der Ehe. Der urſprüngliche Grund lag wohl darin, daß die beyden im Stande ungleichen Familien nach den ſtrengen Begriffen der Germanen von der Ebenbürtigkeit keine gemeinſchaftlichen Familienopfer begehen, kein Mal mit einander feyern konnten. Das Band konnte daher nicht in der üblichen religiöſen Weiſe geſchloſſen werden, die beyden ſich verbindenden Perſonen waren keine Gemahle. Erſt das kanoniſche Recht, welches bloß auf die Intention: eine Verbindung in Chriſto zu ſchließen, ſieht, hat auch jenes Verhältniß Matrimonium genannt, und daraus hat man es nachmals wiederum mit: Ehe, überſetzt. Bey dieſer Verbindung erhielt die Frau kein Witthum, ſie brachte dem Manne auch Nichts mit, daher bekam ſie auch nichts weiter als das Pretium virginitatis und eben darnach hat die Verbindung, wie ich mit Beſtimmtheit glaube, ſo wie auch die Morgengabe, ihren Namen. Vor einiger Zeit nämlich fiel mir beym Durchblättern des 15. Bandes der M. Gel. Anz. die Recenſion von Champollion's ägyptiſcher Grammatik (von Hrn. Dr. Karl Meyer) in die Hände. S. 901 wird die Wurzel mri (lieben) angeführt und dazu in einer Note die Anmerkung gemacht, daß von dieſer Wurzel auch das im Litthauiſchen erhaltene mrg-a, morga (Mädchen, Braut, Kebsweib) herſtamme und daß dieß auch die richtige Erklärung für Morgengabe und morganatiſche Ehe biete. In meinem Geburtsorte (Königsberg in Preußen) iſt das Wort Marjell die ganz gewöhnliche Bezeichnung eines Mädchens, meiſtens Liebkoſungswort, in Berlin iſt der Ausdruck auch noch bekannt, aber er wird als Schimpfwort gebraucht. Bey der großen Verwandtſchaft der Sprachen, namentlich bey der nachzuweiſenden der Litthauiſchen mit den Indo-Germaniſchen Sprachzweigen, dürfte jene Erklärung keineswegs als eine zu gewagte erſcheinen, wenn man, wie der Sache, ſo auch dem Worte nach, Morgengabe als die Gabe für die Jungfräulichkeit und morganatiſche Ehe für diejenige erklärt, bey welcher die Frau nur jene Gabe empfängt.

Noch unzweifelhafter aber iſt es, daß Witthum nicht von Wittwe herſtammt. Beyde Worte haben urſprünglich eine ganz verſchiedene Beziehung und ſind nur in eine zufällige Verbindung mit einander gekommen. Wittwe heißt wörtlich: Ohne Mann. Noch im Latein hat ſich das Wort Vi oder Ve in der Bedeutung: „ohne" erhalten. Vi- oder Vesanus heißt: Ohne Verſtand*). Im Sanskrit kommt es ſehr oft vor z. B. Vi-t-aspa ohne Feſſel, der Fluß, den die Griechen Hydaspes nannten; ſo auch componirt mit Dava d. i. der Mann, Vi-Dava die ohne Mann; dem entſpricht das Lat. Vi-dua, das angelſ. wedowe, und das deutſche Wittwe. — Dagegen iſt Witthum daſſelbe Wort mit Widum, Widem und hängt zuſammen mit: widmen, bewidmen; daher Pfarrwidum, dos, dotatio parochiae, und eben ſo wird auch die Bewidmung der Frau für ihren Wittwenſtand, wenn ſie „ohne Mann" iſt, in den ältern lateiniſch geſchriebenen Quellen dos, dotatio genannt. Späterhin hat man, den richtigen Sinn verkennend, Witthum mit Vidualitium überſetzt und daraus noch obendrein die falſche Folgerung gezogen, der Frau käme dieſe ihre Bewidmung nur für die Dauer des Wittwenſtandes zu, ſie verliere ſie alſo, wenn ſie „den Wittwenſtuhl verrückt." —

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Vom fünförtlichen hiſtoriſchen Verein in der Schweiz in Luzern:

Der Geſchichtsfreund. Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. I. Bd. Einſiedeln 1843. 8.

*) Vgl. die merkwürdige etymologiſche Erklärung des Labeo in L. 242, § 3, d. V. S. Viduam non solum eam, quae aliquando nupta fuisset, sed eam quoque mulierem quae virum non habuisset, appellari ait Labeo, quia vidua sic dicta est, quasi vecors, vesanus qui sine corde aut sanitate esset; similiter viduam dictam esse sine duitate.

Digitized by Google

Von der weſtphäliſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur in Minden:

Weſtphäliſche Provinzialblätter. Bd. 1 — 3. 1828 — 1843. Minden 8.

Von der Accademia roy. di Scienze, Lettere ed Arti di Modona:

Statuto e Stato del Personale. — Programma di Premj proposti della R. Accademia di Modena per l'anno 1843. 1844.

Dello opere di Pittori Modenesi che si conservano nella imperiale Galleria del Belvedere in Vienna. Modena 1844. 12.

Osservazioni sui Tessuti Vestiarj. 8.

Orazione in morte del sacerdote Francesco Guerra di Modena. Modena 1841. 8.

Indicazione antiquaria pel reale Museo Estense del Catajo. Mod. 1842. 8.

La Genesi dello quantita col mezzo dio due meccanici strumenti dimostrata. Memoria del Capitano Antonio Araldi. Modena 1829. 4.

Del Luogo di Menoma Fermezza in un prisma il quale resista ad una forza orizzontale tendente a rovesciarlo. Memoria del Prof. Giuseppe Framontini. Modena 1836. 4.

Sopra un caso di grave peripneumonia felicemente trattata col muschio ne suoi stadj piu avanzati. Nota del Dottor Giovanni Bianchi. Modena 1843. 4.

Atti del R. Osservatorio astronomico di Modena raccolti e ordinati da Giuseppe Bianchi. Modena 1834. fol.

Dissertazione intorno il drama lirico Del Caesare Campori. Mod. 1843. 8.

Ermenegildo. Tragedia in 5 Atti. Del Conte Paolo Abbati Marescotti. Mod. 1842. 8.

Quattro Tragedie del conte Paolo Abbatti Marescotti. Mod. 1840. 8.

Intorno allo injezioni specialmente dell' Iride. Lettera diretta all dottore Paolo Fario di Venezia dal Professore Geminiano Grimelli di Modena. Mod. 1840. 8.

Lettere Chimico-Mediche del Prof. G. Grimelli. Modena 1842. 8.

Dei beneficii prestati dagli ecclesiastici allo scienze; opusculo dell' Ab. Severino Fabriani. Imola 1836. 8.

Sopra l'immortale beneficio recato dagli ecclesiastici alla letteratura conservandola nel medio evo opusculo dell' Abate Severino Fabriani. Imola 1837. 8.

Geognosia degli stati Estensi dé Professori Giovanni dé Brignoli di Brunnhoff e Ferd. Reggi. Mod. 1840. 8.

Horti botanici R. Archigymnasii Mutinensis historia auctore Joanne de Brignoli a Brunnhoff. Mutinae 1842. 8.

Dissertazione intorno alla clorite o terra verde di Verona di Giovanni dé Brignoli di Brunnhoff. Modena. 4.

Estratto di due memorie sulle funzioni generatrici del Marchese Luigi Rangoni. Pavia 1826. 4.

Sulla de composizione e trasformazione della frazione algebrica razionale etc. Memoria del Marchese Luigi Rangoni. Modena 1835. 4.

Elogio di Giacomo Barozzi da Vignola recitato nella chiesa di S. Carlo dal Prof. Giuseppe Framontini. Mod. 1825. 4.

Vitta della Giovinetta sorda-muta Celestina Baraldi dedicata alla Contessa Ferdinanda Montanari Riccini. Mod. 1839. 8.

Vita dolla Giovinetta sorda-muta Rosa Zanasi dedicata a Madama Teresia Müller. Modena 1835. 8.

Storia della pittura in Ispagna dal suo risorgimento fino ai giorni nostri del Marchese Luigi Montecuccoli. Mod. 1841. 8.

Duo Melotragoedie del Marcheso Cesare Campori. Milano 1842. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 56.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. Auguſt.

Nach einem einleitenden Vortrage des Hrn. Staatsrathes Frhrn. von Freyberg, als dermaligen Vorſtandes, hielt der Hr. Domcapitular Dr. Windiſchmann die Feſtrede: Der Fortſchritt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe. Dieſe Rede iſt bereits durch den Druck bekannt gemacht. Hierauf verlas der Hr. Secretär der zweyten Claſſe, Dr. von Martius, folgende

Ehrenerwähnung der jüngſtverſtorbenen Mitglieder der math. phyſ. Claſſe der k. b. Akademie d. W., Alexis Bouvard und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

Seitdem an dieſem Orte in herkömmlicher Weiſe jener Mitglieder Ehrenerwähnung geſchehen iſt, welche der mathematiſch phyſikaliſchen Claſſe neuerlich durch den Tod waren entriſſen worden, haben wir ſchon wieder den Verluſt zweyer ausgezeichneten Männer zu beklagen: des

Alexis Bouvard, ſeit dem Jahre 1808 ordentlichen auswärtigen Mitgliedes unſerer Akademie, geſtorben am 7. Juni 1843; und

Etienne's Geoffroy St. Hilaire, uns in gleicher Eigenſchaft ebenfalls ſeit dem Jahre 1808 verbunden, geſtorben am 19. Juni 1844.

Es ſey vergönnt, mit wenigen Worten an Leben und Verdienſte dieſer würdigen Gelehrten zu erinnern.

Alexis Bouvard, Aſtronom an der k. Sternwarte zu Paris, ſeit 1803 Mitglied des Inſtituts von Frankreich (Akademie d. W.), ward am 27. Juni 1767 in einem Gehöfte am Mont Joli im Haut-Faucigny, nahe bey den Bädern von Saint-Gervais, am Fuß des Montblanc geboren. Seine Aeltern, wackere Landleute, hatten ihn für den Handelſtand beſtimmt. Er aber gieng, von lebhafter Vorliebe für Mathematik getrieben, im J. 1785 nach Paris und bildete ſich dort, lernend und lehrend, in allen Zweigen der höheren Mathematik aus. Als 1793 Graf Caſſini ſich vom Obſervatorium zurückzog, und das Bedürfniß rüſtiger Gehülfen gefühlt wurde, ernannte ihn das Gouvernement in eine der vacanten Stellen. Vergeblich ſträubte ſich ſeine Beſcheidenheit gegen dieſe unverhoffte Anſtellung; man ließ ihm die Wahl zwiſchen Verwaltung des neuen, anfänglich nur äußerſt ſpärlich vergüteten Amtes und — Gefängniß. So trat er es denn, gezwungen an, und blieb mit Hunger und Kummer auf ſeinem Poſten. Bald aber gewann er das aufgezwungene Geſchäft lieb, entwickelte große Fertigkeit in der Kunſt der Beobachtung, machte ſich durch den Fleiß und die Leichtigkeit ſeiner Calculationen bemerklich, ja unentbehrlich. Schon im J. 1795 erhielt er, als das Bureau des Longitudes gegründet wurde, dabey Verwendung als Astronome adjoint.

Digitized by Google

In dieſem Jahre entdeckte er den erſten von den acht Kometen, deren Kenntniß man ſeinem beobachtenden Fleiße verdankt. Mehr aber, als auf dem Felde der Beobachtung leiſtete er als Calculator. Er berechnete nicht bloß die paraboliſchen Elemente dieſer Kometen nach La Place's Methode, ſondern berichtigte eine große Menge von Längenbeſtimmungen nach Beobachtungen des Mondes und der ſeiner Parallele nächſten Sterne, Arbeiten, welche von Jahr zu Jahr in die Annuaires und in die Connaissance de temps eingereiht wurden. Faſt vierzig Jahre lang hat er dieſe Thätigkeit zum größten Vortheile der Wiſſenſchaft fortgeſetzt. Wodurch er ſich aber vorzugsweiſe die Dankbarkeit der Aſtronomen erworben hat, das ſind die weitläuftigen und mühſamen Rechnungen, welche er auf Veranlaſſung des großen La Place, für deſſen Mécanique céleste ausgeführt hate. Vorerſt erhielt er im J. 1797 den Auftrag, die Mondsbeobachtungen, welche Bradley und Maskelyne von 1750 bis 1795 gemacht hatten, einem genaueren Calcul zu unterwerfen, um in dem Sinne von La Place's Entdeckung, durch Beſtimmung des Zahlenwerthes der Secular-Gleichung des Apogeums und des Knotens der Mondbahn die Mondstafeln zu berichtigen. Und eben ſo nahm er fortwährend die mühſamſten Calculationen vor, welche La Place zur Ausführung ſeines unſterblichen Werkes bedurfte. Die innigſte Anhänglichkeit feſſelte ihn 32 Jahre lang an jenen großen Mann, und die Wiſſenſchaft muß hier eines jener ehrwürdigen Beyſpiele von hingebender literariſcher Freundſchaft würdigen, welche hochbegabte Geiſter gleichſam mit verdoppelten Kräften bereichert, und ſo nicht verfehlen kann, die günſtigſten Erfolge zu vermitteln.

Im Jahre 1800 theilte Bouvard mit unſerm Landsmanne Bürg den vom Inſtitut ausgeſetzten Preis für die genauere Beſtimmung der mittleren Bewegungen des Mondes, und im Jahre 1808 gab er ſeine erſte Ausgabe der Jupiter- und Saturnustafeln. In der zweyten Ausgabe, v. Jahre 1821, fügte er noch die Uranus-Tafeln hinzu, mit deren Verbeſſerung er ſich bis in ſeine letzten Lebensjahre beſchäftigte.

Neben dieſen ausgedehnten und mühſamen aſtronomiſchen Arbeiten hat Bouvard auch noch Schätzbares auf dem Felde der Meteorologie geleiſtet. Er prüfte die auf der Pariſer Sternwarte angeſtellten Barometer- und Thermometer-Beobachtungen, mehr als hunderttauſend an der Zahl, und legte die allgemeinſten Reſultate hierüber der Akademie (1827, im ſiebenten Bande der Mémoires) vor. Unter Berückſichtigung der an vielen Punkten der Erde angeſtellten Beobachtungen, machte er weitläuftige Forſchungen über die Urſachen der täglichen Variationen des Barometers. Er glaubte annehmen zu müſſen, daß ſich, vom Aequator ausgehend, die Perioden verringern, im Verhältniſſe des Quadrats des Coſinus der Breite, und daß dieſelben Perioden, unter dem Aequator, wenn man zu beträchtlichen Höhen anſteigt, ſich im umgekehrten Verhältniſſe der Temperaturen der Beobachtungsorte verringern. Ich führe dieſe Hypotheſen, welche übrigens mancherley Einſprache von Seiten der Phyſiker erfahren haben, zunächſt an, um die vielſeitige Thätigkeit unſeres verſtorbenen Mitgliedes zu beurkunden, dann aber auch anzudeuten, wie ſich auch bey den Aſtronomen ſelbſt in unſern Tagen mehr und mehr das Bedürfniß geltend macht, neben den Bewegungen der Geſtirne und den Erſcheinungen des Magnetismus, auch den Phänomenen der Meteorologie eine erhöhte Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und ſomit auch jenen Theil der Phyſik einer höheren Entwickelung zuzuführen, welcher ſo lange Zeit gleichſam von dem wiſſenſchaftlichen Anathem bedroht ſchien, daß hier, auf einem Felde blinder Zufälligkeiten und bunteſten Wechſels, nach Geſetz und Regel zu forſchen faſt als eitel erſcheine. Unſere Akademie war vielleicht die erſte literariſche Corporation, welche einen mächtigen Anſtoß zur wiſſenſchaftlichen Behandlung der Meteorologie gegeben hat, — und in neueſter Zeit breitet ſich, unter der Leitung ihres thätigen Aſtronomen, von der Sternwarte zu Bogenhauſen ein Syſtem wiſſenſchaftlicher Beobachtungen dieſer periodiſchen Naturerſcheinungen, in Verbindung mit ähnlichen Leiſtungen des Auslandes, immer mehr aus. Sie mag daher auch dankbar die Beſtrebungen Bouvards auf dieſem Felde anerkennen. Er hat ſich in dieſer Sphäre aller jener Mittel zur Auf-

Digitized by Google

findung einer höheren Geſetzmäßigkeit bedient, welche ihm die freye Handhabung unglaublicher calculatoriſcher Fertigkeit darbot.

Und wenn vielleicht auf der andern Seite das von Bouvard befolgte Syſtem der aſtronomiſchen Beobachtung zurückſteht hinter jenem, das in neueſter Zeit von den thätigen Beobachtern des geſtirnten Himmels, unter der Begünſtigung mehr und mehr vervollkommneter Inſtrumente geltend gemacht wird, — ſo muß doch unſeres hingeſchiedenen Collegen unermüdete Hingebung an den Calcul, wie ſeine bewunderswürdige Ausdauer und Tüchtigkeit in der Löſung großer höchſt ſchwieriger Fragen, — ſo muß doch die treue Kampfgenoſſenſchaft mit dem unſterblichen Verfaſſer der Mécanique céleste dem Namen Bouvards fortwährend die dankbare Anerkennung der Nachwelt ſichern.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Academie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Fortſetzung.)

Von der Accademia roy. di Scienze, Lettere ed Arti di Modena:

Memorie di Fisica sperimentale scritte dopo il 1836 dal dottore Stefano Marianini. Anno primoquarto 1837 — 1840. Mod. 8.

Dialoghi e Prose; di Carazzoni Pederzini. Modena 1842. 8.

Osservazioni sulla poesia de' Trovatori. Modena 1829. 8.

Lettera sopra un autografo di Antonio Allegri. Modena 1833. 8.

Della vita e degli studii del professore Giuseppe Maria Savani. Reggio 1833. 4.

Cenno di studj intorno al principio delle velocità virtuali del Dottore Geminiano Riccardi. Modena 1842. 4.

Dell' abuso della filosofia nella poesia; discorso del Dottore Giuseppe Riva. Mod. 1843. 4.

In morte di S. A. R. L'arciduchessa Maria Beatrice di Savoja, Duchessa di Modena, Cantica del Marchese Cesare Campori. Mod. 1840. 4.

Versi di Antonio Peretti. Mod. 1843. 12.

Trattato elementare di elettricità accomodato all' intelligenza commune dal professore Francesco Bordè. Modena 1843.

Lezioni Accademiche di Giovanni Galvani Tom. I. II. Modena 1839. 1840. 8.

Relazione delle adunanze della reale Accademia di Scienze, lettere ed arti di Modena, negli anni accademici 1840 — 43. Modena 1843. 8.

Discorso per l'inaugurazione del busto di Carlo Linneo, da Giovanni de Brignoli di Brunnhoff. Mod. 1843. 8.

Trattato sulla infiammazione del Dottore Antonio Goldoni. Mod. 1825. 8.

Spicilegio numismatico ossia osservazioni sopra le monete antiche di Città Popoli e Re. Modena 1838.

Prolusione detta da Francesco Selmi, nell scuola di chimica del R. Liceo di Reggio. Modena 1844. 8.

Von dem Verein für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtphalens in Münſter:

Zeitſchrift für vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Bd. 1 — 6. 1838 — 1843. Münſter. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XVIII. No. 2 — 15. Janvier — April 1844. Paris 1844. 4.

Von der Société française pour la conservation et la description de monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Dirigé par M. de Caumont. 10e Volume. No. 3. Paris, Caen 1844. 8.

Digitized by Google

Von der Impriméris Royale à Paris:

Journal des Savants. Octbr. 1843 — Févr. 1844. Paris. 4.

Von der Academy of natural Sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. I. No. 30 — 33. Sept. — Decbr. 1843. Phil. 1843. 8.

Von der Accademia delle scienze di Siena:

Atti dell' accademia delle scienze di Siena detta de Fisiocritici. Tomo X. Siena 1841. 4.

Von der Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer in Zürich:

Mittheilungen. No. 8. Zürich 1844. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Vom Herrn Dr. Karl Bernhardi in Kaſſel:

Sprachkarte von Deutſchland. Als Verſuch entworfen und erläutert. Kaſſel 1844. 8.

Vom Herrn Dr. Denis, Médecin en chef de l'hopital de la ville de Toul:

Etudes chimiques, physiologiques et medicales, faites de 1835 à 1840, sur les matières albumineuses. Toul 1842. 8.

Vom Herrn Francesco Gherardi Dragomanni in Lucca:

Rapporto delle corrispondenze dell' J. C. R. Accademia della valle Tiberina Toscana dell' anno 1841 — 42. Lucca 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de Droit français et étranger. T. I. Livraison 3. Avril — Mai 1844. Paris 1844. 8.

Vom Herrn P. H. Fuss, Sécretaire perpétuel de l'académie imperiale des sciences à St. Pétersbourg:

Correspondance mathématique et physique de quelques célébres géomètres du XVIIIme siécle. T. I. II. St. Pétersbourg 1843. gr. 8.

Compte rendu de l'Académie imperiale des sciences pour l'année 1842. St. Pétersbourg 1842. 8.

Séance de l'Académie du Janvier 1843. Discours du Sécrétaire perpétuel. St. Pétersbourg. 8.

Vom Herrn Jacop Graberg de Hemsö in Florenz:

Specchio dell' imperio di Marocco. Genova 1843. 8.

Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830. 8.

Observations authentiques sur la peste du Levant. Florence 1841. 8,

Ultimi progressi della geografia. Milano 1843. 8.

In occasione dello eccelso auspicatissimo imeneo di sua altezza reale Luitpoldo di Baviëra con S. A. J. E. Reale Augusta Ferdinanda di Toscana Arciduchessa D'Austria. Firenze 1844. 8.

Vom Herrn Baron d'Hombres - Firmas in Alais:

Suite des mémoires et observations de Physiques et d'Histoire naturelle. 8.

Mémoires diverses statistiques. 8.

Vom Herrn Dr. Joſeph Eduard Hofer, Hofrath ꝛc. in Prag:

Beyträge zur Charakteriſtik des Granits aus dem Geſichtspunkte eines im Reiche der Anorgane eben ſo wie in den Reichen der Organismen herrſchenden Urbildungs-Geſetzes. Prag 1840. 8.

Vom Herrn Mauuel J. Johnson, M. A. Radcliffe observer in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1841. Vol. II. Oxford 1843. gr. 8.

Vom Herrn W. R. Johnſon in Philadelphia:

Report of the Secretary of the Navy (June, Aug. 1843). Navy Departement. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 57.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.
Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. Auguſt.

Hierauf verlas der Hr. Secretär der zweyten Claſſe, Dr. von Martius, folgende

Ehrenerwähnung der jüngſtverſtorbenen Mitglieder der math. phyſ. Claſſe der k. b. Akademie d. W., Alexis Bouvard und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

(Schluß.)

Etienne Geoffroy Saint-Hilaire erblickte das Licht der Welt zu Etampes (Departem. Seine et Oise), am 15. April 1772. In dem Collège de Navarre, wo damals Briſſon Experimental-Phyſik lehrte, erhielt er ſeine erſte höhere Bildung. Entſchiedener noch wirkte auf den neunzehnjährigen Jüngling der Kryſtallograph Haüy, ſo daß er damals den Plan hatte, ſich ganz der Mineralogie zu widmen. Als dieſer berühmte Gelehrte im Auguſt 1792 eingekerkert ward, rettete ihn zunächſt die dankbare Anhänglichkeit des feurigen Schülers von der Guillotine, ebenſo, wie mehrere andere Geiſtliche, denen Geoffroy mit eigener Lebensgefahr zur Flucht verhalf. Daubenton, dem er bey dieſem Anlaſſe perſönlich bekannt geworden, nahm ihn in ſeine Nähe, als Sousgarde-Demonstrateur des Naturalien-Cabinets und als ein Jahr ſpäter (1793) der Jardin du Roi zur Unterrichts-Anſtalt erhoben wurde, erhielt der junge Gelehrte die Profeſſur der Zoologie, und zwar zunächſt mit dem Auftrage, die Naturgeſchichte der Säugethiere und Vögel abzuhandeln. Seit jener Zeit war Er es vorzugsweiſe, der die Sammlung von dieſen Thierclaſſen auf jene Stufe von Reichthum und wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit erhoben, in welcher ſie jetzt Gegenſtand allgemeiner Bewunderung iſt. Auf Geoffroy's Betrieb erhielt bald nachher ein anderer junger Naturforſcher, der bis jetzt unbekannt als Hofmeiſter in Caen gelebt hatte, die Profeſſur der vergleichenden Anatomie am Pflanzengarten. Es war Cuvier. Die Freunde arbeiteten anfänglich gemeinſam und in derſelben Richtung, bis ſie endlich das Weſen ihres Geiſtes divergent auseinandertrieb.

Geoffroy nahm Theil an der wiſſenſchaftlichen Expedition in Aegypten, wo er rühmlich wirkte, für die Wiſſenſchaft durch zahlreiche gründliche Einzelforſchungen, für Frankreich durch den Muth, womit er, nach der Capitulation der Franzoſen, dem Vaterlande die wiſſenſchaftlichen Reſultate des Institut d'Egypte zu erhalten wußte. Im Jahre 1808 ſendete ihn das Gouvernement nach Spanien und Portugal, angeblich, die Studien zu organiſiren, hauptſächtlich aber, um Frankreichs Bücher- und Naturalienſchätze zu bereichern. Die Humanität, womit er dieſe heickle Aufgabe löste, fand auch bey den Feinden Anerkennung. Nach der Reſtauration ward er (1815) von ſeiner Vaterſtadt zum Abgeordneten in die Kammer gewählt; doch zog er ſich von der Politik, als ſeinem Weſen fremd, bald wieder an den Heerd der Wiſſenſchaft zurück. Nur einmal noch er-

Digitized by Google

ſchien er auf dem Schauplatz politiſcher Thätigkeit, unter denſelben Impulſen reiner Menſchenliebe, wie in ſeiner Jugend. Als nämlich im Jahre 1830, während der Julirevolution, der Erzbiſchof v. Paris nach der Entdeckung ſeines Aufenthaltes á la Pitié (bey dem Freunde und Collegen Geoffroy's, Hrn. Serres) von einer wüthenden Menge bedroht wird, bringt Geoffroy zu Hrn. von Quelen, dem perſönlich Unbekannten, geleitet ihn im Schutze der Nacht verkleidet in ſeine Wohnung, und beſchützt ihn hier bis zur Herſtellung der öffentlichen Ruhe.

Dieſe Energie des Charakters, hier auf dem Felde der Menſchenliebe und Bürgertreue entwickelt, widmete S. Hilaire auſſerdem ausſchließlich dem Lehrſtuhle, der großen Sammlung, in deren Vermehrung und Anordnung er die concrete Darſtellung ſeiner ſyſtematiſchen Ideen anſtrebte, und zahlreichen Forſchungen in den verſchiedenſten Gebieten des unermeßlichen Thierreiches. Unermüdlich blieb er dieſen Beſchäftigungen treu, bis ihn vor ſechs Jahren mehrere apoplektiſche Anfälle zwangen, von dem Felde der Wiſſenſchaft abzutreten. Man erblickte während dieſer Zeit manchmal im Jardin des Plantes eine hohe Greiſengeſtalt, gebrochen und gebeugt von Mühſal und Krankheit, und doch noch erhaben, die blauen Augen faſt erblindet, und doch noch voll Seele, Heerde eines ausgebrannten Feuers. Jung und alt begegneten ihr mit tiefer Verehrung: das war Geoffroy S. Hilaire, und wer ihn ſo geſehen, dem prägte ſich tief die Ueberzeugung ein, hier werde von der jüngeren Generation nicht bloß einem hohen wiſſenſchaftlichen Verdienſte, ſondern auch einer edlen, hervorragenden Perſönlichkeit gehuldigt.

Es wäre nicht am Orte, in das Einzelne von Geoffroys Arbeiten einzugehn; wohl aber müſſen wir das Weſen ſeiner geiſtigen Wirkſamkeit im Allgemeinen um ſo mehr bezeichnen, als man ihn als das Haupt einer gewiſſen Schule in Frankreich betrachten kann, die in vielfacher Beziehung zu jener Richtung der Naturforſchung in Deutſchland ſteht, welche in den erſten Decennien des Jahrhunderts ihren Anſtoß durch die Naturphiloſophie erhalten hatte.

Noch in der letzten Zeit ſeine Lebens (im März 1832) hat Göthe ausführlich Geoffroy St. Hilaire's Principes de Zoologie philosophique beſprochen *) und das Verhältniß dieſes Geiſtes zu den gleichzeitigen Beſtrebungen deutſcher Zootomen beleuchtet. Mit gewohnter Meiſterſchaft zeigt er aus, wie ſich in St. Hilaire und in Cuvier, ſo wie früher in Buffon und Daubenton, die Richtung einer ſynthetiſchen und einer analytiſchen Naturforſchung verkörpert hatten, und er ſchildert mit Bezug auf einen kurz vorher zwiſchen Beyden erhobenen Streit, wie dieſe entgegengeſetzte Richtung, der hohen ethiſchen Würde Beyder gemäß, viele Jahre lang nur nach Innen, zur Förderung der Wiſſenſchaft wirkſam war, endlich aber (1830) wie aus Naturnothwendigkeit doch noch zum offenen Kampfe hervorbrechen mußte. Geoffroy war durchdrungen von dem Gedanken einer allgemeinen Einheit im Typus des geſammten Thierreiches, einer *dieſer entſprechenden* durchgreifenden Analogie der Function. Von ſubjectiven Abſtractionen, die oft vielleicht mehr in einer phantaſievollen Ahnung als in einem klarentwickelten Begriffe ruhen mochten, ſchritt er fort zur Gliederung des Mannigfaltigen. Die *Form* galt ihm, vielleicht im Nachklange ſeiner frühſten kryſtallographiſchen Studien, mehr als die Bedeutung. Aus ihren allgemeinen Prädicamenten und Combinationen ſuchte er die Mannigfaltigkeit der thieriſchen Geſtalt abzuleiten und zu ordnen. Während ſich die Bewegung und relative Ausdehnung der einzelnen zu vergleichenden Theile — ſo zu ſagen die Verſchiebung des Typus im Raume — als ein bequemes Mittel darſtellte, den Ideen der Generaliſation abſtracte Beyſpiele und Beweiſe unterzulegen, wendete ſich dieſe Anſchauungsweiſe von der Deutung der Function ab. Im Schematismus der Leiblichkeit gieng der Begriff organiſch individualiſirter Thätigkeiten unter. Mit dieſer Anſicht konnte ſich Cuvier, der überall auf concrete Beobachtung hintrieb, ein ſcharfer, tief ins Einzelne dringende, das Weſentliche und Unterſcheidende herausſpürender Geiſt, nicht befreunden. Er, der Forſcher auf dem Wege der *Induction*,

*) Göthes Werke. Bd. 50. S. 201—250.

Digitized by Google

eiferte gegen Geoffroy's, des conſtructiven Forſchers: „Einheit des Plans und der Compoſition", gegen „das Princip der Connexion", gegen eine Wahlanziehung organiſcher Elemente, und „eine Aequilibration der Organe", welche Jener, nach Einheit ringend, vom ſpeculativen Standpunkte aus poſtulirte. Cuvier hatte die vorher geltende, platte teleologiſche Anſicht von der Natur der Organe verlaſſen, er fragte nicht mehr im Sinne früherer Forſcher, nach ihrer iſolirten Aufgabe und Thätigkeit, ſondern nach ihrer Bedeutung und Handlung im Ganzen. Kein anderes Princip könne die Zoologie haben, behauptete er, als das der Bedingungen zur Exiſtenz, Conditions de l'Existence, oder der Causes finales. So liegen nach ihm der ganzen Thierſchöpfung vier durchgreifend geſonderte Typen oder Model zu Grunde. Es gäbe ſonach mehrere organiſche Intentionen im Schöpfungsplane, welche nicht bloß von einer ſchematiſch-formalen (typiſchen), ſondern auch von einer functionellen und, bezüglich auf ihren Entwicklungsgang, von einer rhythmiſchen Seite aufzufaſſen wären. Man ſieht hieraus, wie jene conſtructive Methode, zu der St. Hilaire hinneigte, in Paris, an demſelben Orte, wo ihr die größte Fülle concreter Materialien zu Gebote ſtand, ihren mächtigſten Gegner finden mußte, ein Verhältniß das von großem Einfluß auf die Entwicklung der zoologiſchen Wiſſenſchaft geweſen iſt.

Nachdem Daubenton den jungen St. Hilaire aufgerufen hatte, daß er die Zoologie philoſophiſch begründe, damit man nach zwanzig Jahren ſagen möge: „La Zoologie est une science, et une science toute française" — bekämpft Cuvier, zuerſt von des deutſchen Kielmeyers Geiſtesfunken erleuchtet, die von St. Hilaire eingeſchlagene Methode, welche eine abſtracte Einheit in die Natur einführen will; und dieß iſt derſelbe, der öfter als einmal die Wiſſenſchaft warnt vor dem Einfluße der Speculations arides des métaphysiciens allemands!

So laufen die leitenden und erweckenden Ideen im Entwickelungsgange der Wiſſenſchaft von einer Nation zur andern, ſich kreuzend, durch einander. Der Weltgeiſt aber, alle dieſe verſchiedenen Richtungen leitend, vermittelt höhere Erkenntniß aus jedem Kampfe.

Uebrigens dürfen wir auch im vorliegenden Falle nicht verkennen, daß dem Verſuche S. Hilaire's ein tiefes Bedürfniß im menſchlichen Geiſte das Wort redet. Vor allem aber mag hier, im Schooße einer deutſchen Akademie, — und gegenüber von einigen Stimmen, die neuerlichſt zum Lobe des würdigen Mannes, in ſeinem Vaterlande, ohne Berückſichtigung der deutſchen Wiſſenſchaft, laut geworden ſind, daran erinnert werden, daß die Ideen, welche Geoffroy in ſeiner Anatomie philosophique im Jahre 1818, und in ſeinen Principes de philosophie zoologique discutés im Jahre 1830 dargelegt hat, zum Theile jener deutſchen Schule entſprechen, welche vom Hauche der Naturphiloſophie zu einer geiſtreichen Generaliſirung nicht minder, als zu phantaſievoller Analyſe und Vergleichung des Einzelnen angetrieben — in den erſten Decennien des Jahrhunderts viele der ausgezeichnetſten Geiſter zu ihren Anhängern zählte.

Kielmeyer, Göthe, in ſeinem Verſuche über den Intermaxillarknochen, u. ſ. w. hatten jene Periode ſchon vorbereitet, in welcher Oken, Joh. Friedr. Meckel, Spix, Tiedemann, Döllinger, Bojanus, Carus, lauter Mitglieder unſerer Akademie, theils durch eine allgemeinere und freyere Auffaſſung und Begeiſtung der Thatſachen, theils durch eindringliche Specialforſchungen, günſtig für die Ausbildung der Zoologie und vergleichenden Anatomie gewirkt haben. Ich erinnere nur an die verſchiedenen Anſichten über den Bau des Schädels, in welchem Göthe ſechs metamorphoſirte Wirbel annahm, während ihn Oken (1807), Meckel und Spix (1814) in drey oder vier Wirbel aufzulöſen verſucht haben, eine Anſicht, zu der ſich auch S. Hilaire bekannt hat, wie ſich denn überhaupt vielfache Annäherungen an Ideen jener Epoche bey ihm finden.

Weit entfernt, hiedurch die Originalität dieſes geiſtreichen Mannes in Schatten ſtellen zu wollen, möchten wir durch dieß Verhältniß vielmehr nur beſtätigt finden, daß in dem Entwicklungsgange der Naturwiſſenſchaften, eben ſo wie aller übrigen, eine

Digitized by Google

gewiſſe Solidarität wahrzunehmen iſt, welche über politiſche und Sprachgränzen hinaus, gewiſſe Ideen mit welthiſtoriſcher Nothwendigkeit zum Durchbruch bringt. Vieles, was in dieſer Weiſe auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft erſcheint, wird von der Nachwelt als Ballaſt weggeworfen oder als Färbung des herrſchenden Zeitgeiſtes aufgegeben. Was bleibt, iſt die Wahrheit, und jemehr es dem Forſcher geglückt iſt, das Einzelne in ſeiner nackten Objectivität, ohne die vorüberfliegenden Zeitreflexe, darzuſtellen, um ſo ſicherer darf er auf die dankbare Anerkennung derer rechnen, die nach ihm kommen werden. Zahlreich und höchſt mannichfaltig ſind die Forſchungen, welche St. Hilaire, zumal über einzelne Verhältniſſe in der Organiſation der Säugthiere und Vögel angeſtellt, und vom Jahre 1794 an in der Decade philosophique des Sciences et des Arts, — im Magazin encyclopédique, in den Mémoirss de la Société d'histoire naturelle de Paris, — in der Decade égyptienne, — in dem großen Werke Sur l'Egypte, — vorzüglich aber in der langen Reihe der Annales, der Mémoires und der Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle — niedergelegt hat. Dieſe concreten Forſchungen verleihen unſerem verſtorbenen Mitgliede eine rühmliche Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaft.

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

(Schluß.)

Vom Herrn Profeſſor Mancini in Neapel:

Continuazione delle ore solitarie ovvero Giornale di Scienze morali legislative et economiche etc. 1842. Fasc. 1 — 12. 1844. Napoli. 8.

Introduzione della riforma penitenziaria nelle due Sicilie. Napoli 1842. 8.

Della suscettibilitá di miglioramento né fondi come elemento della loro valutatione. Napoli 8.

Intorno alla servitú. Napoli 8.

Durch Herrn Alex. Moreau de Jonnès in Paris:

Explication de la Carte Géologique de la France. (Avec Carta géologique de la France.) Paris 1841. 8.

Durch Herrn Charles de Morren in Lüttich:

Notions élémentaires des sciences naturelles et physiques. Partie 3 et 4. Bruxelles 1843.

Mémoires pour servir aux éloges biographiques des savantes de la Belgique et à l'histoire des sciences dans ce pays. Bruxelles 1843. 8.

Observations sur la feuillaison, sur la floraison, sur la maturation des fruits et des graines etc. Bruxelles 1841. 4.

Observations botaniques, faites à Liege en 1842. 4.

Fleurs éphémères. Bruxelles 1843. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüſſel:

Collection de Chroniques Belges inédites. Documents relatives aux troubles du pays de Liége. Bruxelles 1844. 4.

Vom Herrn Baron Jules de Saint Genols, Archivar in Gent:

Histoire de Avoueries en Belgique. Brux. 1837. 8.

Inventaire analytique des chartes des comtes de Flandre. Cah. I. Gand 1843. gr. 4.

Vom Herrn Mauro Sabbatini in Modena:

Dellà verità e della legge dissertazioni. Modena 1843. 8.

Vom Herrn Ferdinand Schweins, Profeſſor in Heidelberg:

Perfecta solutio problematis de principio virtualis celeritatis. Heidelb. 1843. 4.

Vom Herrn Architekten de Zigno in Padua:

Atti verbali della sezione di Geologia, Mineralogia e Geografia etc. Padova 1843. 4.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské żiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc. (Reiſe durch Ober-Italien, Tirol und Bayern, mit beſonderer Rückſicht auf ſlawiſche Elemente unternommen im J. 1841 und beſchrieben von Johann Kollar. Mit Abbildungen und Beylagen, nebſt einem Lexicon ſlawiſcher Künſtler aller Stämme von der älteſten bis zur neueſten Zeit, mit kurzen Biographien und Angabe ihrer namhafteſten, inſonderheit der auf die Nation bezüglichen Werke.) Peſth 1843. X. und 363 Seiten groß 8.

Italien iſt von Reiſenden aller Zungen ſo oft beſchrieben, daß wenigen Leſern über das Land ſelbſt und ſeine Merkwürdigkeiten noch viel neues geſagt werden, und daß der Reiz der Neuheit, den man doch immer wieder in Berichten der Art findet, weniger in dem, was eben beſchrieben wird, als in der Perſönlichkeit der Erzähler und ihrer Anſchauungsweiſe liegen kann.

Es iſt ein Slawe aus den ungariſchen Karpathen, der hier in ſeiner Mutterſprache, zunächſt, ja gewiſſermaßen ausſchließlich ſeinen Stammesgenoſſen was er als Slawe in den angegebenen Ländern nicht ſo faſt geſehen als gedacht und empfunden habe, erzählt. Dieſer Slawe iſt einer der ausgezeichnetſten Dichter ſeiner Nation, und mehr, er iſt der einflußreichſten einer unter den Männern, die ſichs zur Aufgabe geſetzt haben, der Zunge und dem eigenthümlichen Daſtehen der Slawen in Europa die verdiente Geltung und Anerkennung zu verſchaffen.

Wer wüßte nicht von dieſem in unſern Tagen viel beſprochenen hie und da als Panſlavismus verſchrienen Beſtreben? Es iſt der rothe, oder wenn man will, der ſchwarze Faden, der auch dieſen Reiſebericht durchzieht. Es tritt dem Reiſenden zu Venedig und Mailand ſo wenig als zu Innsbruck und München in den Hintergrund, ſchlägt überall dieſelbe Saite in ihm an, die eine weſentlich elegiſche iſt. Die Töne, die da erklingen, ſind häufig von der Art, daß ſie, wie keinem madjariſchen und brittiſchen, am wenigſten einem deutſchen Ohre ſchmeicheln. Sollte es ſie darum nicht hören? Im Gegentheil. Wir meinen, uns müſſe daran liegen zu wiſſen was Andere, was unſre Nachbarn und beſonders auch dieſe mit uns ſo vielfach verflochtenen in Oſten von uns denken, unter ſich von uns ſagen. Deßhalb haben wir geglaubt, daß es nicht unpaſſend ſeyn möchte, aus dieſem obſchon nicht eben für Deutſche geſchriebenen Buche gerade dasjenige, was an die große in unſrer Zeit mit Recht einmal zur Sprache kommende Frage der Nationalitäten rührt, dem Gange der Erzählung folgend, hier auszugsweiſe zuſammenzuſtellen.

Der Verfaſſer, bekanntlich Pfarrer und ſlawiſcher Prediger an der evangeliſchen Gemeinde zu Peſth, war als ſolcher, wie in der Vorrede geſagt wird, im Falle, tiefer als jemand das für ſeine ſla-

Digitized by Google

wiſchen Brüder nicht blos Erniedrigende ſondern an ſich Widerſinnige zu fühlen, das in dem Beginnen ſeiner madjariſchen *) Confeſſionsgenoſſen lag, auch in den alljährlich zu Anfang Septembers üblichen Kirchen-Conventen nur madjariſch ſprechen und hören zu wollen. Um nicht, wie andere ältere ſlawiſche, der neuerlich ſogenannten Nationalſprache unkundige Geiſtliche, ſolchen Verſammlungen als ſtummer und tauber Figurant beyzuwohnen, benutzte er, auch außerdem einiger Erholung von ſeinen ausgedehnten mühſeligen Berufsgeſchäften bedürftig, die Gelegenheit, die ſich darbot, mit einem Paare guter Freunde die obgenannte Reiſe zu machen. Verließ er die Slawen der nächſten Heimat und ihre Angelegenheiten, ſo ſollten doch die wenigen Wochen, die er ferne von ihnen zuzubringen gedachte, für das Slawenthum im allgemeinen, wie dieſes Buch zeigt, nichts weniger als verloren ſeyn.

K. machte ſich mit ſeinen Begleitern am 7. September 1841 aus dem Staube, dem übel berüchtigten, der Stadt Peſth. Den erſten Halt gebot zu Márton-Vásár der Park und die Bilderſammlung des Grafen von Braunſchweig. Unter den 373 Stücken derſelben feſſelt K.'n hauptſächlich ein Bruſtbild des böhmiſchen Porträtmalers Kupecký, das ihn zu traurigen Betrachtungen über das Loos ſlawiſcher Künſtler veranlaßt, die in der Regel nothgedrungen den Fremden dienſtbar würden und ſo denn für die eigenen Volksgenoſſen und die Bildung und Erhebung derſelben verloren ſeyen. Zu Weißenburg ſehen ſich die Reiſenden auf dem Caſino unter vielen madjariſchen und deutſchen Journalen vergebens auch nach illyriſchen, böhmiſchen oder überhaupt ſlawiſchen um. Sie ſchreiben ſich indeſſen in ſlawiſcher Sprache ein, und bey der Abfahrt ſind ſie ein Gegenſtand allgemeiner Neugierde. Slowaken aus der Gegend hatten K.'n hier geklagt, daß ihre Bitte um ſlawiſchen Gottesdienſt noch immer vergeblich, daß einer der ihrigen, der greiſe Stephan Wrabec, an Stockſtreichen geſtorben ſey, zu denen man ihn, weil er für die ihnen von Gott gegebene Sprache geſprochen, verurtheilt habe.

*) So ſchreiben wir, der Ausſprache mehr gemäß, nach dem Vorgange der Slawen, anſtatt magyariſch.

Wesprým (von den Slawen als Wes Perunowa Dorf des Donnergottes, von den Deutſchen als Weißbrunn gedeutet) nach der Sage und nach Kroniken ein altſlawiſcher Königsſitz, wo vor Ankunft der Ungarn ein chriſtlicher vom ſlawiſchen Prieſter Kocel errichteter Tempel geſtanden, gewährt K.'n den Troſt und die Freude einer Unterredung mit einem eifrigen Slawenfreund, dem betagten Canonicus Karl Bogdan, einem Nachkömmling jenes Jakob Bogdan, der als Blumenmaler der Stolz ſeiner (der ſlawiſchen) Nation und nebſt Andern ein Beweis ſey, welch große Anlage zur Kunſt ihr innewohne. (Iſt doch der Verf., wie bey dieſer Gelegenheit bemerkt wird, und wie die künſtleriſchen Zugaben dieſes Buches zeigen, ſelbſt Zeichner und Maler). Unangenehm dagegen berührt es die Reiſenden, von einem Böhmen, dem hieſigen Muſikdirector, ihren böhmiſchen Gruß auf deutſch erwidert zu hören.

Da, nach der vom nun ſeligen Kopitar (im Glagolita Clozianus) gegebenen kritiſchen Recenſion des Anonymus Salisburgensis de conversione Baioariorum et Carantanorum, der um das J. 830 durch den Slawen Priwina erbaute feſte Wohnſitz nicht, wie bisher (vrgl. v. Koch-Sternfelds Matrikel S. 165) geſchehen, an einer Sana oder Sava, ſondern an der dem Plattenſee zuſtrömenden Sala zu ſuchen, nahm K. die Gelegenheit wahr, von Kesthely aus, wo ſeit Jahren ein landwirthſchaftliches Inſtitut, das ſogenannte Georgicon, blüht, ſich nach den jetzigen von der Sala benannten Orten Szalavár (Sala-burg) einem Pfarrdorf und Szalaapáti (Sala-Abtey) einem Benedictinerkloſter umzuſehen und zu unterſuchen, ob denn keine Spur mehr übrig ſey von jener „civitas Privinae," jenem munimen in palude Salae fluminis, jener bald da bald dort vermutheten Mosaburg der deutſchen Geſchichtsquellen.

Groß war ſeine Freude, bey dem genannten Dorfe auf einer Erhöhung im Sumpfe wirklich Ruinen zu finden, welche er nur für die der alten Salaburg und ihrer der hl. Jungfrau nnd dem hl. Adrian geweihten Kirche, der älteſten dieſer Slawenlande halten konnte, groß aber zugleich ſeine Beſtürzung, über denſelben ein Gewimmel von Arbeitern zu ſehen, die auf Befehl des Szalader Stubles unter Aufſicht des Wirthſchaftsverwalters vom

Digitized by Google

Kloſter Szal-apáti eben beſchäftigt waren, hier Material zu gewinnen zur Pflaſterung der benachbarten Landſtraße.

Mit apoſtoliſchem Eifer führte er dem Aufſeher die Bedeutung dieſer Steine, die jedem Chriſten, jedem Slawen ein Heiligthum ſeyn müßten, zu Gemüth und bewirkte in der That das augenblickliche Ablaſſen von einer Zerſtörung, die vielleicht völlig beendet hätte was, wie die Mauern der Kirche von Szalavár und die des genannten Kloſters, ja auch die Brücken und Straßen der Gegend deutlich zeigen, ſchon vor Jahrhunderten begonnen worden. Unter den beym Bau des an ſeine jetzige Stelle verſetzten Kloſters im J. 1594 verwendeten Steinen ſind mehrere mit eingehauenen Bildern und Inſchriften, die über ihr Herkommen keinen Zweifel zulaſſen. Hier werden auch mehrere an jenem Orte ausgegrabene alterthümliche Gegenſtände aufbewahrt. K. theilt eine genaue Beſchreibung und Vermeſſung der noch vorhandenen Ruinen und in Steindruck einen Grundplan der alten Sala- oder Mosa-burg mit, wie er ſich aus denſelben ergiebt. Ueberdieß findet man als Beylage zum Buche die vom Abte Dominicus Janke geſammelten: Memorabilia de Abbatia St. Adriani M. de Szalavár, ſo wie das auf die Burg und Abtey Szalavar Bezügliche in den Reichstagsbeſchlüſſen des Königreichs Ungarn. Gleich von hier aus hatte K. an den im Szalader Comitat wohnenden berühmten Reichstagsredner Deak ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, ſich für Erhaltung dieſer Ueberreſte des vaterländiſchen Alterthums zu verwenden. Auch haben ſich in Peſth Freunde zuſammengefunden, die damit umgehen, als Denkmal an Ort und Stelle eine Kirche oder doch größere Kapelle in byzantiniſchem Style zu erbauen.

Ueber die Muhr in Croatien eingetreten fragen die Reiſenden zu Čakatorn vergebens nach der Grabſtätte des erloſchenen Zriny'ſchen Geſchlechtes, beſonders des ſlawo-croatiſchen Helden Nicolaus. Einem ſpätern Nicolaus Zriny iſt im Walde an der Stelle, wo er von einem Wildſchwein getödtet ſeyn ſoll, ein Denkmal geſetzt. Weil dieſer Croate, ſeinem Volke ungetreu, zu Dichtungen, die von ihm herrühren, nicht die eigene ſondern die madjariſche Sprache gebraucht, laſſen die Reiſenden ſein Denkmal ungeſehen. Bey Erwähnung des in der Nähe liegenden Städtchens Stryhowa, welches von Einigen für den Geburtsort des hl. Hieronymus genommen wird, giebt K. die Gründe an, nach welchen er dieſen Heiligen, er möge nun aus dem pannoniſchen oder dem dalmatiſchen Stridon ſtammen, für einen Slawen halte. Hieronymus würde ſonſt in den Briefen an Sophronius und an Rufinus geſprochen haben von nostrae nicht von meae linguae hominibus.

In dieſer Muhrgegend werden die Reiſenden zuerſt auf eine Art Ackerbeete aufmerkſam, die man in Deutſchland nicht ohne Grund wendiſche Beete nennt, und deren Vorkommen K. im Verlauf der Reiſe überall als Zeichen ſlawiſcher oder mit Slawen gemiſchter Bevölkerung nimmt. In Waraždin wird die in madjariſcher Sprache abgefaßte Anweiſung auf Vorſpann als hier unverſtändlich und ungültig zurückgewieſen. Die Reiſenden müſſen ſich eine lateiniſche ausſtellen laſſen.

Bey Krapina, dem Geburtsort des für den ſogenannten Illyrismus ſo werkthätigen Gay, werden die Ruinen der drey Burgen begrüßt, von welchen nach einer alten bey allen Slawen verbreiteten Sage die Urväter ihrer drey Hauptſtämme, Čech, Lech und Mech, ausgegangen ſind.

In dem zu Steyermark gehörigen Städtchen Brežče (Rain, Rann) an der Sawe frägt K. beym Beſuch der Schule, in welcher Sprache da unterrichtet werde? Mit jener „ſelbſtgefälligen Weisheit und nationalen Pralerey, welche den Deutſchen gewöhnlich," antwortet der Inſpector: ſeit Jahresfriſt nur mehr in deutſcher, und wohl zum Glücke der Stadt, weil das ganze ſteyriſche Land immer mehr deutſch wird. Unglückliche Steyrer! ſeufzt K. Beſſerer Geiſt weht ihn jedoch auf dem platten Lande an, wo er noch ſlawiſche obſchon ſehr mit Deutſch verſetzte Liedchen hört, deren er einige zum Beſten giebt.

So verſteht auch ſein aus dieſem Städtchen gebürtiger Kutſcher wenig deutſch und erklärt ihm, warum der Winde und Croat ſeine Ackerbeete nicht ſo breit mache wie der Deutſche. Jener ſey nemlich ein klügerer Landwirth und mache die vielen Furchen darum, daß in denſelben das Regenwaſſer

Digitized by Google

beſſer haften, in den Boden bringen und die Fruchtbarkeit vermehren könne, während ſie auf einem an ſich feuchten Boden oder bey zu viel Regen als Abzugsgräben, bey anhaltender Trockenheit aber dazu dienten, aus nahen Brunnen, Bächen oder Flüſſen den Acker zu bewäſſern. Dieſer natürliche Aufſchluß über das Geheimniß der wendiſchen Beete erfüllte K'n mit neuer Achtung vor der praktiſchen Weisheit der ſlawiſchen Vorväter.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Paciniſchen Körperchen an den Nerven des Menſchen und der Säugethiere von J. Henle und A. Kölliker mit drey lithogr. Tafeln. Zürich 1844. 4.

Schon vor zwey Jahren hat Ref. in dieſen Blättern eine merkwürdige Entdeckung Pacini's in Piſtoja angezeigt. Dieſelbe betraf eigenthümliche im menſchlichen Organismus vorkommende Organe, welche zwar klein, aber doch mit freyem Auge noch ſehr leicht ſichtbar ſind und an den Theilen des Leibes, wo ſie ſich finden, meiſtens in ſehr großer Anzahl auftreten. Ihre Exiſtenz iſt immer an Nerven geknüpft; ſie ſcheinen ſelbſt eigenthümliche Endigungen dieſer zu ſeyn. Ref. hat dieſe Organe in der erwähnten Anzeige „Paciniſche Körperchen“ genannt.

Die Verf. des vorliegenden Werkchens haben eben dieſe corpuscula Pacini zum Gegenſtande ſorgfältiger Unterſuchungen gewählt, deren Reſultate, die hier kurz angegeben werden ſollen, größtentheils mit Pacinis Angaben übereinſtimmen.

Die Paciniſchen Körperchen finden ſich am zahlreichſten an der vola manus, an der planta pedis, im plexus solaris, sacralis, cruralis, ſparſam an der Beugeſeite des Vorderarmes, am Handrücken, an Nerven der Gelenke. An den Extremitäten aber ſind ſie einzig nur den Hautnerven eigen. An denſelben Körperregionen finden ſie ſich auch bey den Säugthieren; jedoch bey verſchiedenen in ſehr verſchiedener Anzahl; gar nicht findet man ſie bey Vögeln, Amphibien und Fiſchen.

In Beziehung auf den feineren Bau dieſer Körperchen ſtimmen die Verf. mit der Darſtellung, welche Pacini gab, meiſtens überein; als neu aber dürfte hervorzuheben ſeyn, daß die Verf. beſtimmt in den Stiel jedes Körperchens eine Nervenfaſer eintreten ſahen, die bis nahe zum freyen Pole des Körperchens in deſſen Centrum verläuft und dort gerade oder mit einer hirtenſtabſörmigen Umbiegung endet. Ref. hat in der oben angeführten Anzeige von Pacini's Abhandlung in dieſen Blättern gleichfalls das Eintreten der Nervenfaſer und das Umbeugen derſelben bekannt gemacht, glaubte aber eine wahre Umbeugungsſchlinge und eine zurücklaufende Portion der eingetretenen Nervenfaſer geſehen zu haben.

Blutgefäße beſitzt jedes Paciniſche Körperchen; ſie dringen aber nicht in das Innerſte desſelben, ſondern verbreiten ſich netzförmig nur auf den äußeren Schichten oder Lamellen. Von dieſen beſteht jede aus zwey Lagen von Bindegewebsfaſern: einer longitudinalen und einer queren; die Faſerbündel ſind in der äußerſten Lamelle lockerer und unregelmäßiger und ſcheinen eine unmittelbare Fortſetzung des mit dem Stiel des Körperchens hingeführten Neurilems zu ſeyn.

Zum Schluß der anatomiſchen Betrachtung geben die Verf. noch eine Aufzählung und Beſchreibung der von ihnen beobachteten Varietäten an den Paciniſchen Körperchen. Dieſe beziehen ſich theils auf die Geſtalt der Körperchen, theils auf ihre Verbindung unter ſich.

Eine am Schluſſe der Monographie gegebene Phyſiologie dieſer Organe berichtet über ihre Anweſenheit bey 22 Wochen alten Embryonen, über ihre Entſtehung aus Zellen, über ihr wirklich phyſiologiſches Vorkommen und über ihre Bedeutung als wahrſcheinlich elektriſche Organe, womit ſich die gewiß ſehr verdienſtvolle, gründliche Arbeit ſchließt.

Erdl.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Bawորsko, se zwlaštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

Größere Genüſſe erwarten den eifrigen Slaweu in Agram (Zagreb), der Hauptſtadt Croatiens, dem Wohnorte Gay's, welcher in ſeiner ſtaunenswerthen Thätigkeit die Achſe iſt, um welche ſich das neuerwachte geiſtige und nationale Leben dieſer Südſlawen bewegt. Verlag, Preſſen, Lehranſtalt, Sammlungen, alles in großem Maßſtab auf Slawiſches, zunächſt auf Croatiſches, Illyriſches abgeſehen, bilden einen Mittelpunkt, der ringsum Strahlen ausſendet und die höhern Stände nicht minder als die mittlern für die neuen nationalen Beſtrebungen gewonnen hat. Kein Wunder, daß unſer Reiſender die Tage, die er, zumal als hoch gefeyerter Gaſt, hier verweilt, zu den ſchönſten ſeines Lebens zählt.

Oft gefragt von dieſen mannhaften Croaten, dieſen Spartanern unter den Slawen, warum denn der ſlowakiſche Adel ſo wenig Gemüth zu ſeinem Volk zeige, und es verläugnend ſich zu den Madjaren halte, weist K. auf die ungariſche Conſtitution hin, nach welcher am Reichstag die Slowaken als ſolche unvertreten ſeyen; ſelbſt den Städten des Königreichs fürchte man mehr Stimmen einzuräumen, weil die größere Zahl derſelben ſlawiſch ſey. Während ſich die Madjaren, ſelbſt auf öffentlichem Theater, die gröbſten Verunglimpfungen der Slawen erlauben, ſeyen ſie ihrerſeits ſo empfindlich, daß man wegen eines unter dem Volk von Agram und Karlſtadt nach und nach entſtandenen Liedes (T'ko je rodjen Slavjan u. ſ. w.) eine förmliche gerichtliche Unterſuchung eingeleitet habe. Uebrigens verſicherten einige alte Croaten, daß den Slawen dennoch das madjariſche Element nicht ſo gefährlich ſey wie das deutſche, indem jenes offen und grob, dieſes aber leiſe auftrete und wo immer möglich die ſlawiſche Sprache und Nationalität untergrabe. — Beym Anblick der Verkäuferinnen auf dem Victualienmarkt zu Karlſtadt, die bey dieſem Geſchäfte, den Wirtel in der Hand, an einem um den Kopf geſchlungenen Wickel Flachſes oder Hanfes ſpinnend daſitzen, ruft K., wie einſt Kopitár, aus: Inniger Sinn für häuslichen Fleiß und häusliches Glück, dein Name iſt Slawe!

Etwa eine Stunde vor Fiume öffnet ſich ein den Croaten und alleu Slawen heiliges Thal, einſt das Hirſch-, jetzt das Grabfeld genannt, denn hier haben im J. 1242 die wilden Tataren unter croatiſchem Schwerte ihr Grab gefunden.

Die Croaten dachten im J. 1842 das 600 jährige Jubiläum dieſer That durch Errichtung eines Monuments zu feyern, wie im J. 1841 die Böhmen und Mähren zu Hoſtein gethan. K. ſtieg aus und überließ ſich auf dieſem klaſſiſchen Boden ſeinen Gedanken. Schmerzlich empfand er, daß man Alterthümer, die hier gefunden, Münzen, Helme, Waffen, Aſchenkrüge, an Fremde verkaufe, daß die croatiſchen Brüder noch kein Nationalmuſeum haben, daß ſie noch wie alle Slawen lieber fremde als die eigenen Verdienſte und verdienten Männer ehren.

Digitized by Google

Unwillkührlich ſchrieb des poetiſchen Wanderers Stab in den Sand des Todtenfeldes Dobrowſky's Klage: Wir uneinigen Slawen!! Patron der reinlichen durch klaſſiſche Ueberreſte merkwürdigen Stadt Fiume (Flumen St. Viti, von den Slawen ebenfalls nur Rjeka d. i. Fluß genannt) iſt der heilige Vitus (Swiatý Wit), u. K. glaubt, daß die Vorliebe der krainiſchen, ſteiriſchen und kärntiſchen Slawen für dieſen Heiligen noch auf dunkeln Erinnerungen an ihren heidniſchen Swatowit beruhe. Hier ſehen die Reiſenden zum erſten Mal den Feigen- und den Lorbeerbaum im Freyen. Die ſlawiſche Sprache, obſchon in den umliegenden Ortſchaften die herrſchende, wird in der Stadt ſelbſt blos von gemeinen Leuten geſprochen. Für die Beamten und Vornehmern iſt das Italieniſche an ihre Stelle getreten. Auch in der Kleinkinderſchule bedienen ſich letzterer die Lehrerinnen. Als ſich in den Streit unter den Bürgern, deren ein Theil in dieſer Anſtalt das Slawiſche gebraucht wiſſen wollte, das auf ſein Madjariſches bedachte Gubernium zu miſchen Miene machte, hatten ſich, um dieſem auszuweichen, alle gern auf das Italieniſche vereinigt.

Kollar ſah hier zum erſtenmale das Meer. In ſchöner Mondnacht am Ufer wandelnd vernahm er aus einer der Fiſcherbarken ein Lied von Kačič zum Lobe der Frangipani, dieſes den Slawen werth gewordenen italieniſchen Geſchlechtes, das in der Nähe von Fiume die Burg Terſat (einſt Tersactum Hauptort Liburnia's) beſitzt, wo gegenwärtig auch die zu Ehren Napoleons auf den Feldern von Marengo errichtete Denkſäule aufgeſtellt iſt.

Von den weiland Abſyrtides genannten Eilanden bey Fiume vermuthet K. nach ihren bey den Klaſſikern erwähnten, von ihm für altſlawiſch gehaltenen Namen Welja (Veglia), Osero (Absorus), Čres (Cherso), daß auch ihre Bewohner nicht blos Nachbarn ſondern Blutsverwandte der Veneti geweſen.

Welja's Hauptſtadt heißt Krk. Hier iſt der Sitz des Biſchofs. Eine zahlreiche Geiſtlichkeit bedient ſich beym Gottesdienſt glagolitiſcher, zu Fiume mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckter Bücher. K. giebt einige merkwürdige Ausdrücke des hier herrſchenden ſlawiſchen Dialektes, ſo wie eine Beſchreibung der eigenthümlichen Tracht. Ein Weljan und eine Weljanka ſind überdieß in colorirtem Steindruck vor dem Titelblatt zu ſehen. Die Vorliebe dieſer wie aller Slawen für die ſchwarze Farbe denkt ſich K. in Beziehung zum indiſchen Kršna-Dienſt, wie denn in Geſängen dieſer Gegend noch jetzt Indiens Erwähnung geſchehe *), Aufforderung genug für die Schulen ſlawiſcher Länder, neben den alten Griechen und Römern auch Sanskritautoren zu leſen.

Beſonders gedacht wird der Stadt Labin (Albona) auf Cherso als Geburtsortes des Matthias Flacius Illyricus (Mateg Frankovič Wlach 1520-1575) eines der thätigſten reformatoriſchen Schriftſteller, der von Szwittinger Slawus famigeratissimus, aber von Melanchton, der, wie mild er ſonſt, doch im Urtheile über Slawen den Deutſchen nicht habe verläugnen können, echydna illyrica genannt worden, des erſten Gelehrten, der als Slawe auch bey Slawen andrer Zweige, als Polen, Böhmen, bekannt und mit ihnen in Verkehr geweſen.

Einen höchſt verwahrloſten Slawenzweig findet K. in den ſogenannten Titen (Čičen) und den Ćiribircen auf dem Weg nach Trieſt, die von Einigen für einen Ableger der Zigeuner gehalten werden, was allerdings wieder auf Indien wieſe.

Die ſchönen Umgebungen der Stadt Trieſt bieten allenthalben ſlawiſche Namen dar, Schilfrohr (tresti) aber, wornach ſie ſelbſt benannt ſeyn ſoll, konnte K. nirgends ſehen, weswegen er ſich lieber an die Ableitung vom ſlawiſchen (auch nordiſchdeutſchen) trh, torg (Markt) hält, wozu auch die älteſte lateiniſche Form Tergeste ſtimme. Im gemeinen Leben hat hier das Italieniſche über das Slawiſche die Oberhand gewonnen, ſelbſt der Pöbel meint ſich was mit ſeinem Wälſch.

Doch hat Slawa hier einen ſchönen Garten mit treuen Pflegern. Die ſchönſte Roſe des Gartens aber iſt die Gemahlin des einen dieſer Pfleger,

*) Es wird dabey an eine Frage Kopitars in den Wiener Jahrbüchern d. J. 1825. 30. B. S. 163 erinnert.

Sophia Ružnov. Lieblich wie Harfenton klang K.'n aus ihrem Munde die ſlawo-illyriſche Sprache und Gediegeneres hat er auch von Männerlippen nicht gehört. „Wir Slowaken," ruft er aus, „geboren und erzogen in der Sklaverey, halten jeden kühnern, nationalen, menſchlichen Gedanken für Sünde, uns in Eine Klaſſe zu ſtellen mit andern Menſchen und Völkern, und gleiches Recht zu fordern ſcheint uns faſt eine Umkehrung der Weltordnung. So kann der Menſch entmenſcht werden!" Sophia Ružnov lehrt nicht blos als Schriftſtellerin, ſondern zeigt, obſchon hier meiſt unter italieniſchen und deutſchen Frauen lebend, durch eigenes Beyſpiel, wie die ſlawiſche Mutter ihrem Kinde ſchon an ihrer Bruſt die Liebe zum Volk und zur Sprache mit einflößen müſſe. Angelegentlich erkundigt ſich die gute Seele, ob denn die Brüder an den Karpathen auch alle Mittel aufböten gegen die Bewältigungen der Madjaren? „Wir haben kein anderes als die Feder," antwortet Er, der unter ſeinen Landsleuten dieſe mit am beſten zu führen verſteht, „und, wie ſelbſt Napoleon gewußt, auch die Feder iſt ein Schwert." Die ſerbiſche Gemeinde griechiſcher Confeſſion zu Trieſt, 250 Seelen ſtark, ſteht unter keinem Biſchof und hängt blos vom Gubernium ab. Die Errichtung einer guten Schule und eines anſehnlichen Tempels verdankt ſie einem Kaufmann, Joh. Miletić, aus Bosnien. Etwa 50 katholiſche Illyren ſind ohne Seelſorger und Lehrer der eigenen Nation und Sprache.

Wohl that es den Reiſenden, in einem Kaffeehauſe auch ſlawiſche Zeitungen, die von Peſth und Agram, und mehr noch, in einer deutſchen, Nr. 256 der Allgemeinen von Augsburg, einen gegen die Beylagen Nr. 143—44 gerichteten Artikel zu finden, in welchem unter Anderm geſagt iſt: „Slawen haben die erſten Städte in Deutſchland gebaut, Erze gegraben und Handel eröffnet. Daher berührt es ſchmerzlich jeden gebildeten Slawen, wenn er lieſt, wie man mit kaltem Blute aufzählt, wo und wann die Slawen von den Germanen verdrängt, decimirt, erſchlagen, mit Feuer und Schwert ausgerottet worden." Dreymal wurde der Artikel laut geleſen und mit allgemeinem Applauſe vernommen.

Als die Reiſenden in den ſerbiſchen Tempel zur Veſper giengen, waren ſie nicht wenig erſtaunt, den Prieſter am Altar in Waffen zu erblicken. Es war dieß Hr. Stanowić, als Abgeſandter der Montegriner auf der Reiſe nach Servien begriffen. So wolle es, erklärte er nach dem Gottesdienſt den Fragenden, die Sitte ſeiner Heimat, wo man jeden Augenblick auf türkiſche Ueberfälle gefaßt, und wo daher männiglich, auch der Prieſter, unausgeſetzt bewaffnet ſeyn müſſe. — Schon befanden ſich die Reiſenden auf dem Dampfboot im Begriff nach Venedig abzugehen, als noch, obſchon es tief in der Nacht, Hr. Ružnow zu ihnen hereinſtürzte, Lebewohl zu ſagen und Grüße mitzugeben an alle, namentlich aufgezählten, Slaviſten ihrer Heimat.

Unter Gefühlen und Gedanken, die auf offener See ſich jedem Menſchen, voraus einem ſo begabten aufdringen, konnte ſich der Slawe nicht erwehren der bedauerlichen Erwägung, daß, ob zwar der Winkel des adriatiſchen Meeres, den er durchfurchte, bey den ältern Italienern mar degli Schiavoni geheißen, ob zwar der dalmatiſche, der bulgariſche und der ruſſiſche Zweig des großen Slawenſtammes noch einigen unmittelbaren Theil habe an dem großen Weltverkehr zu Waſſer, dennoch Böhmen, Polen, Serben, Slowaken, Croaten, völlig davon abgeſchnitten ſeyen. Das größte Unglück, daß dem ſlawiſchen Stamme in alter Zeit widerfahren, liege darin, daß er ſich durch die Deutſchen von der See habe verdrängen laſſen. Auf dem Boot waren bulgariſche und dalmatiſche Kaufleute im langen türkiſchen Anzug. Dieſem zieht K. den europäiſchen vor, nicht blos weil er an ſich ſchöner, ſondern auch weil er den Vortheil habe, die körperliche und geiſtige Individualität und Perſönlichkeit, oft auch den Charakter eines Jeden erkennen zu laſſen, welches alles im langen, weiten türkiſchen Gewande verſteckt bleibe. (Nach dieſer Anſicht müßte K. wohl auch dem in neueſter Zeit etwas angefeindeten Frack ein conſervatives Wort reden.)

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

3.) Auch ſollen die requirirten und bereits abgelieferten Artillerie-Pferde bey jetzt gemeldeter Steueranlag an der gebührenden Steuer wieder abgezogen werden.

4.) Die Klagen ſämmtlicher Landſtände über der Kriegsoffiziere eigenmächtige Preſſuren und Exactiones ſollen berückſichtigt, und dieſe Uebelſtände mit gehöriger ernſter Animadverſion abgeſtellt, auch kein Stand wider Gebühr aggravirt werden.

5.) Die Garniſonen bey Magazinen und Päſſen ſollen vermindert werden, ſo daß ſie den Ständen leidlich erträglich ſeyen. Dagegen haben ſämmtliche Landſtände ihre Erbhuldigungspflicht zu beobachten und nichts Feindſeliges weder gegen den König, noch gegen die Landesregierung, noch gegen andere Officianten vorzunehmen, vielmehr jederzeit in des Königs gehorſambſter Devotion zu verbleiben.

6.) Die Beſchwerden der Stadt Wirzburg wegen der Garniſon auf dem Schloß betreffend, ſolle eine ſolche Moderation und Verordnung gemacht werden, daß die Stadt in etwas erleichtert werden möge.

Zur unverbrüchlichen Haltung des Obigen unterſchreiben und ſiegeln ſämmtliche Räthe eigenhändig, desgleichen anſtatt und in Vollmacht der ſämmtlichen Landſtände die Städte Würzburg, Ochſenfurt, Carlſtadt und Dettelbach. Würzburg, 8. May 1632 (Unterſchriften).

Alſo auch aus dieſem Documente iſt erſichtlich, daß Stumpf ſich geirrt, wenn er ſagt, daß damals (1632) „nichts mehr zu landtagen war.“

Ungeachtet dieſer Beſchlüſſe war doch nicht die geringſte Steuer zur k. Kammer abgeliefert worden. Neue geſchärfte Ermahnungen vom 8./18. Auguſt an ſämmtliche Landſtände blieben eben ſo fruchtlos.

Die innerhalb 8 Tagen gefoderte „ergiebige Abſchlagsſumme“ und die Androhung, daß der widerſtrebenden Schuldner Hab' und Gut verfallen ſey und Leibes und Lebensſtrafen gegen ſie verhängt werden ſollten, hatte zur Folge, daß das zur Verzweiflung getriebene Landvolk bey dem gränzenloſen Elend den heimatlichen Herd verließ.

Ebenſo drückend war das Loos der Hauptſtadt. Starke Garniſonen, durchziehende Kriegsvölker, Requiſitionen aller Art bürdeten der Bürgerſchaft unerſchwingliche Ausgaben auf. Dazu gerieth dieſelbe in Verdacht, mit den Kaiſerlichen zu correſpondiren und über den König üble Gerüchte zu verbreiten. Scharfe Mandate dawider wurden an den Kirchthüren und Stadtthoren angeſchlagen. Der Oberſchultheiß der Stadt, Junker von Seckendorf, warnte: die Stadt ſtehe in Gefahr ihres gänzlichen Ruins und ſolle ſich darum dem Schickſale fügen, welches Gott für ſie beſtimmt habe. Die Stadt ſchickte zu ihrer Rechtfertigung gegen obige Anſchuldigungen 2 Abgeſandte in das kgl. Hauptquartier nach Nürnberg.

Mit des Reichskanzlers Oxenſtierna's Einzug in Wirzburg vom Rheine her kamen neue Drangſale über dieſe Stadt. 200,000 Rchsthlr. Contribution, in kürzeſter Zeitfriſt zu zahlen, ſollten nöthigen Falls durch „Prißreiter“ herausgetrieben werden. Der Clerus mußte 14 Vorſpannspferde für Oxenſtierna ſtellen oder Zertrümmerung ſeiner Kirchenglocken gewärtigen. Weiter wurden 13,000 fl. „eilender Hülfe“ gefordert. Dies Alles vom 27. Julius bis 7. Auguſt! —

Am 8. Auguſt traf zu Wirzburg die Königin von Schweden mit 1000 Reitern Gefolge ein (dabey ein als Kapuziner gekleideter, reitender Affe) u. ſ. w. Zu dem Allen beſtändige Durchmärſche der Truppen entweder durch Wirzburg oder durch Wirzburgiſche Städte, deren Ziel Nürnberg war. Schwediſche und kaiſerliche Streifparthien verdrängten ſich wechſelſeitig, plünderten, brannten, mordeten in den verſchiedenen Städtchen, Schlöſſern und Dörfern. Zu Wirzburg harrte indeſſen die Königin von Schweden des Ausgangs der Dinge zwiſchen ihrem Gemahl und Wallenſtein, und vertrieb ſich die Zeit, indem ſie dem Ausfiſchen der Stadtgräben zuſah, ohne durch die in der Stadt ſich zeigende Seuche beunruhigt zu werden; erſt am 24. September reiste auch ſie nach Nürnberg ab.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

An der Ausſprache zweyer Bulgaren überzeugte ſich K. mit eigenem Ohr, daß zwiſchen dem polniſchen und bulgariſchen Rhinesmus eine bedeutende Verſchiedenheit und letzterer weit ſchwächer iſt. Bitter klagten dieſe Bulgaren über die Engländer und ihren Geſandten zu Conſtantinopel, durch deſſen Einfluß alle Bildung unterdrückt und manche empörende Rohheit ausgeübt werde. Drängen die Bulgaren irgend auf Schulen und Lehrer, ſo ſeyen es nicht die ſorgloſen Türken, die ſich darein miſchen, ſondern die Engländer, die am Hof und bey'm Paſcha dagegen proteſtiren, aus Furcht, das Slawenthum möchte ſich fühlen lernen und in Bildung erſtarkend früher oder ſpäter dem brittiſchen Seehandel Eintrag thun. So ſey unter andern ein, auch K.'n von den Peſther Meſſen her wohl bekannter bulgariſcher Großhändler Andělko Palašow, der in ſeiner Vaterſtadt Weles eine Schule errichten wollte, auf Antrieb der Engländer von den Türken zu hundert Stockſtreichen verurtheilt und des Landes verwieſen worden. Nach Erwähnung anderer Erniedrigungen und Grauſamkeiten, die die Bulgaren tagtäglich von den Türken zu erdulden haben, ruft K. aus: „Europa hat ſich mit großem Eifer und großem Lärm der Griechen angenommen, aber dieſe Bulgaren verdienen nicht die chriſtliche Barmherzigkeit, weil ſie Slawen ſind, und darum iſt des Sängers von Ostrožin himmelſchreyender Klageruf, obſchon durch ganz Europa vernommen, wirkungslos verhallt. Da hilft nur die Allmutter Slawa!"

Das Schauſpiel der über dem Spiegel der Waſſer aufgehenden Sonne iſt für K. um ſo ergreiſender, als ſie ihm gerade über den illyriſchen und ſerbiſchen Slawenländern ſchwebt, ein Bild des endlichen Auferſtehens dieſer ſüdlichen Brüder aus langer Nacht. — Vor dem abendwärts gekehrten Blicke taucht aus den Waſſern auf — ein ungeheurer ſtolzer Schwan, ein Thurm ſein Hals, ein Tempel ſein Rücken, Vorſtädte ſeine Flügel, Inſelchen um ihn her ſeine Jungen, — es iſt das herrliche, einzige Venedig. Und dieſem Venedig hat ſich (K. ſpricht es ſelber aus) wohl niemals jemand mit vollerem Herzen genähert als Er, mit dem Herzen eines Slawen, der Freude voll und voll des Schmerzes. Freudvoll, weil Venetia, eine ureigene Tochter Slawa's, von Slawen gegründet und benannt iſt, und weil Slawen durch alle Jahrhunderte Theil genommen an ihren guten und ſchlimmen Geſchicken; mit ſchmerzlichem Gefühl, weil auch hier durch die Nachbarn dem urſprünglichen Volke das Zepter entriſſen, ſeine Sprache durch eine fremde verdrängt iſt. „Schon ſtand unſer Boot inmitten des Meeres und der Lagunen vor der Stadt. Welch ein Anblick! Eine wahre Meerfey, mit halber Geſtalt in der Luft, mit halber im Waſſer, die Vineta des Südens! Vineta und Venetia zwo Töchter Slawa's, jene uns von den Deutſchen, dieſe von den Wälſchen entriſſen!"

Die erſte, längſte und ſchönſte Straße, die dem von Trieſt Kommenden in die Augen fällt (dem Buche in Steindruck eingeheftet) iſt die Riva degli Slavi, Riva degli Schiavoni, der Strand der Slawen, „So hat uns auch hier Slawa bewillkommt!"

An keinem andern als dieſem ſlawiſchen Boden, hier an den Fondamenta vecchia Venedigs wollte es K. zuerſt betreten haben. „Ich ſtand auf dieſem Boden, wie die Mutter an der Wiege, in die ſtatt ihres Kindes ein Wechſelbalg gelegt iſt."

Dem, was K. nun von Venedig zu erzählen hat, ſchickt er ſehr zweckmäßig ein eigenes hiſtoriſches Kapitel voran, in welchem einige thatſächliche Berührungen Venedigs mit der Slawenwelt in chronologiſcher Folge angegeben werden. Es wird dabey zurückgegangen auf Wand als den mit Slaw gleichbedeutenden älteſten Namen des großen aus Aſien gekommenen Stammes, der ſich unter den Benennungen Wenden, Winden, Winida, Veneti vom baltiſchen bis zum adriatiſchen Meere, und in einem Zweige, dem der Veneti Amoricani, bis zum Ocean verbreitet habe. Adriatiſche, wie nicht minder die Illyrii, als Slawen zu nehmende Veneti ſeyen es demnach geweſen, die ſich unter den Einfällen der Hunen und Longobarden auf die Inſeln zurückgezogen und, nachdem eine Zeitlang Grado (ſlawiſch grad Stadt) ihre Hauptſtadt geweſen, endlich auf Rialto das nach ihnen benannte Venedig angelegt. Dieſen von älterer Zeit her am adriatiſchen Meere heimiſchen oder Altſlawen ſey aus den von Nordoſt nach Südweſt gekommenen oder Neuſlawen, wie Dalmaten, Croaten, Serben u. ſ. w. mannichfacher Zuwachs geworden, wie ſie ſich denn allmählich auch einige Küſtenſtriche eben dieſer Slawen theils durch Güte, theils mit Gewalt förmlich zu unterwerfen gewußt.

Den Johannes Presbyter de Venetiis, den man im Jahre 874 an der Spitze der Geſandtſchaft des Mährenkönigs Swatopluk zu König Ludwig von Bayern findet, iſt K. geneigt für den Johann (Sagornin) zu halten, dem die älteſte Chronik von Venedig zugeſchrieben wird. Wie aus dieſes Chroniſten ſo auch aus vielen andern venediſchen Familiennamen ſchließt K. um ſo getroſter auf ſlawiſche Herkunft, als er ſich darüber ſelbſt auf Geſchichtſchreiber Venedigs wie Dondolo und Sanudo berufen könne. Der Name Slaw ſey ſo beliebt geweſen, daß er in einigen der erſten Geſchlechter als Taufname üblich geworden, z. B. Serenissimo Schiavo Marcello, Serenissimo Schiavo Polani, und dieß wahrſcheinlich zur Erinnerung an ihr Herkommen.

Auf ſlawiſche Bildung und Literatur hat Venedig keinen geringen Einfluß gehabt, denn hier ſind von 1483 an in faſt allen ſlawiſchen Dialekten Bücher gedruckt.

Der Marcusplatz mit ſeinen Gebäuden, und mit den, wie die ſchwarzen Gondeln, an die ſlawiſche Lieblingsfarbe erinnernden ſchwarzſeidenen Mänteln und den ſchwarzen Schleyern, die ihn beleben, verfehlte nicht ſeinen Eindruck auf den ſlawiſchen Beſucher. Den Köpfen und Geſichtern Venedigs glaubt er dreyerley Grundcharaktere abgemerkt zu haben: einen römiſchen (langhalſig, hochmüthig, finſter, herriſch, ſchweigſam), einen ſlawiſchen (rund von Geſicht, freundlich, fröhlich, geſchwätzig, singluſtig) und endlich ein Gemiſch aus germaniſchem und arabiſchem Blute.

Was ihm weiter auffiel, war die zahlloſe Menge Tauben, die allenthalben herumfliegen und ſich auf dem von keinem Wagenrade oder Pferdehuf berührten, zum Theil aus weißem Marmor muſivirten Pflaſter mit einer Zutraulichkeit und Kühnheit herumtreiben, daß der Menſch ihnen, nicht ſie dem Menſchen ausweichen müſſen. Mit Schlag 2 Uhr nach Mittag verſammeln ſie ſich hier, wo ſie gefüttert werden. Wer eine tödtet, wird obrigkeitlich beſtraft. Darin ſieht K. einen Zug, durch welchen die Venetianer ihren ſlawiſchen Urſprung und Charakter, ihre Blutsverwandtſchaft mit dem taubenfreundlichen (holubiči) Stamme beurkunden, deſſen ſämmtliche Zweige ſeit unvordenklichen Zeiten dieſen Vogel vor allen geliebt und gezogen haben. Auch ſey (worüber eine eigene Beylage das Nähere enthält) der Name, den er bey den Slawen hat (golub), von dieſen aus zu allen andern Nationen Europas gekommen.

Am Eingang in die Marcuskirche veranlaſſen die berühmten vier Pferde K.'n zu der Frage,

Digitized by Google

warum wohl dieſe heidniſchen Thiere gerade hier, über dem Portale des chriſtlichen Tempels, ſtehen müſſen *)?

Im Pflaſter der Vorhalle wird ihm ein rautenförmiger Serpentinſtein gezeigt, der die Stelle bezeichne, wo Pabſt Alexander III. dem Kaiſer Friedrich Rothbart den Fuß auf den Nacken geſetzt habe. Ueber dieſen Vorgang hatte K. ſchon in der Jugend viel gehört und geleſen; nun in der Gallerie des herzoglichen Palaſtes vor allen auch das berühmte Gemälde zu ſehen, in welchem dieſe Scene dargeſtellt iſt, war ihm um ſo angelegener, als in demſelben ein Slawe, Heinrich von Starſchedel (verderbt aus Starosedlo, ze stareho sedla d. h. vom alten Dorf bey Merſeburg) im ſchönern Lichte erſcheint. Als der vom Pabſt mit dem Bann belegte Kaiſer im J. 1180, um ſich mit dieſem wieder zu verſtändigen, nach Venedig gekommen, in der St. Marcusvorhalle ſich zum Fußkuß niedergelaſſen, habe der Pontifex mit den Worten des Pſalmes 91, 13: Super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et draconem, den Fuß über des Kaiſers Nacken erhoben. Dieß wahrnehmend hätten jener Starſchedel und Dietrich Markgraf von Meiſſen, des Kaiſers Begleiter, entrüſtet ans Schwert gegriffen, und darüber habe denn der Pabſt den Knienden emporgehoben und geküßt. Ein ähnliches Gemälde finde ſich auch in der Kirche La Carità zu Venedig und in der Sala regia zu Rom, und nicht bloß von Fed. Zuchero, ſondern auch von Giorgione und Titian ſey der Gegenſtand gemalt worden. Wenn deutſche Hiſtoriker aus falſcher Scham dieſe Geſchichte als Fabel betrachtet wiſſen wollen, ſo kann K. aus Gründen, die er anführt, nicht ihrer Meinung ſeyn. Stimme doch überdieß ſolch ein Auftritt ganz und gar zu dem Stand der Kenntniſſe und der Weltanſchauung jener mittelalterlichen Zeit. Bekannt ſey, was ein anderer Kaiſer vor Zuchero's Stücke in Venedig ausgeſprochen: Tempi passati! Unter den übrigen Gemälden, die K. hier und in der Sala dello Scrutinio geſehen, haben ihn nur vier angeſprochen, auf welchen ſlawiſche Gegenſtände behandelt ſind. Drey derſelben, die Eroberung und grauſame Behandlung der Städte Zara (Zader) und Cattaro (Kotaro) durch die Venetianer haben ſein ſlawiſches Mitgefühl empört, ohne durch Gefallen an der Kunſt des Meiſters (Andrea Vicentino) für jenen Schmerz einigen Erſatz zu gewähren, was nur von Jac. Tintoretts Schlacht und Eroberung von Zara, und in hohem Grade, der Fall war.

Die Bibliothek, mit 5000 Handſchriften an die 80,000 Bände zählend, konnte wegen der eben ſtatthabenden Ferien nur flüchtig beſehen werden. K. meint, die Wiſſenſchaften ſeyen überhaupt bey den guten Venetianern nie ſo in Gnaden geſtanden wie die Künſte.

Bey der Erwähnung der famoſen Kerker Venedigs, in denen ſich Lord Byron länger und mit Wohlgefallen aufgehalten, ſagt K.: „Wir ſchwachnervigen Slawen hatten nicht ſolche engliſche Gabe und machten uns ſo ſchnell als möglich wieder ins Freye.“ Dabey kann er nicht unterlaſſen zu bemerken, daß ſeines Bedünkens die deutſche Barbarey in dieſer Hinſicht der venediſchen nicht viel nachgebe, ſie wohl gar überbiete. Wenigſtens haben ihm (wohl in ſeinen Jugendjahren) zu Regensburg die unterirdiſchen ſtinkenden des heiligen Römiſchen Reichs Gefängniſſe mit ihren Folterkammern und Marterwerkzeugen ein weit tieferes Grauen und Gefühl der Scham über die Menſchheit eingeflößt, als dieſe venetianiſchen Kerker, die der bekannte Menſchenfreund M. Howard ſelbſt für die geſündeſten und reinlichſten, die er geſehen, erklärt habe.

(Fortſetzung folgt.)

*) Beſſer hatten ſich die viel gereiſten griechiſchen Roſſe, unſers Bedünkens, weiland auf der Triumphpforte des Pariſer Carrouſelplatzes ausgenommen.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Die Ritterkantone warben, ihrem dem Könige gegebenen Verſprechen gemäß, für denſelben Mannſchaft. Allein die Bewaffnung hatte Schwierigkeiten und häufig wurde die Mannſchaft ohne Waffen an die verſchiedenen Heerabtheilungen geſchickt. Das Zeughaus auf dem Marienberg lieferte an ſolche Waffenloſe mitunter die nöthigen Musketen. Die Mannszucht unter den ritterſchaftlichen Truppen war die ſchlechteſte. Sie plünderten die Gebiete der eigenen Freunde und die Führer waren außer Stand, ſolche Ausſchweifungen zu unterdrücken. Kein Wunder, da dieſe Krieger aus der Hefe des in- und ausländiſchen Volkes zuſammengebracht waren und für Kleidung, Waffen und Sold die Wirzburger Städte, Dörfer und Klöſter in Anſpruch genommen wurden.

§. 20) Reformation des Kirchen- und Schulweſens.

Welche Bedeutung des Schwedenkönigs Worte in den katholiſchen Ländern bey deren Beſitzergreifung hatten: „er wolle die gehorſamen in ſeinen Schutz vnd Schirm aufnehmen, bey ihrer Gewiſſensfreyheit, vnd derſelben öffentlicher Uebung mainteniren," das ſollten die Wirzburger noch in dieſem (1632) Jahre erfahren. Die Toleranz im Munde führend, arbeiteten die ſchwediſchen und deutſchen Proteſtanten raſtlos im eroberten, und ganz zu ihrer Verfügung ſtehenden Lande dahin, den Katholicismus zu verdrängen und zu vertilgen. Machten es doch die Katholiken, da wo ſie obgeſiegt, um Nichts beſſer; nur offener giengen dieſe zu Werke; ſie hatten ihrer Abſicht kein Hehl. Dagegen ihre Widerſacher die Duldung und Ausübung des katholiſchen Cultus als einen Deckmantel brauchten, um deſto ſicherer und unter minder abſtoßenden Formen an das Ziel zu kommen. Wer die Geſchichte jenes Krieges kennt, giebt ſich zuverläſſig, weder bey der einen, noch bey der andern Partey der gutmüthigen Täuſchung hin, beyden ſey es wahrer Ernſt mit Duldung der gegneriſchen Religion geweſen! Im Gegentheile, man bedrückte ſich wechſelweiſe, wo und wie man nur immer konnte. Aus dieſem Geſichtspunkte ſcheint mir der vorſtehende § betrachtet werden zu müſſen. Des Königs von Schweden Hofprediger, Dr. Jakob Fabricius, der, wie Hr. Sch. ſagt, „ſeinem Herrn tief ins Herz ſchaute," war über den Zeitpunkt, wann die proteſtantiſche Religion im Stifte Würzburg eingeführt werden ſollte, gut unterrichtet. Sobald Guſtav Adolph nach ſeiner Ankunft in Augsburg (8. April 1632; Chemnitz I, 314 hat den 14. April), der Wiege der augsburgiſchen Confeſſion, den proteſtantiſchen Cultus in der St. Annakirche mit großer Feyerlichkeit ſelbſt wieder hergeſtellt. — ein Triumph, der ihm über Alles galt, — da ſchien es der k. Regierung zu Wirzburg nunmehr an der Zeit, den geheimen königlichen Inſtructionen gemäß zur Einleitung eines ähnlichen Unternehmens offener vorzuſchreiten. Nicht mit roher Gewalt, wie die „jeſuitiſchen Mordhummel und Blutigel davon ſchreiben;" ſondern durch Begünſtigung und Bevorzugung ihrer Lehre gedachten ſie ihre Abſicht durchzuſetzen. Bey „Anſtellung einer evangeliſchen Reformation der Kirchen im Herzogthumb Franckhen ſolle das Predigtamt zu Würzburg nach der ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion eingerichtet werden." — Der hiezu auserſehene Mann war der Generalſuperintendent, Dr. Chriſtoph Schleupner von Hof in markgräflichen Dienſten, welcher in einem Schreiben an ſeinen Fürſten unter andern ſich äußerte: „daß ohrſach gegeben ſey, daß ihre (der Katholiken) Kirche vnnd das arme verführte Volckh mit der reinen Lehr der propheten und Apoſtel ſollen begnadet werden." — „Obbemeltes Göttlicher Werckh (die Verbreitung der proteſt. Lehre) ſoll omb Ascensionis Christi oder zum lengſten Exaudi angeordnet werden." Am 17. Mai erließ die k. Regierung ein gedrucktes, überall angeſchlagenes Patent, die Einführung der evangeliſchen Religionsübung im Hochſtift Wirzburg betreffend. Durch Einführung des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes ſolle die Gewiſſensfreyheit im Herzogthum Franken ausgeſprochen werden. Des Königs Wille ſey, daß es allen Bewohnern des Landes frey ſtehe, an dem „chriſtlichen evangeliſchen Exercitium," jedoch ohne Veranlaſſung irgend eines Aergerniſſes Theil zu nehmen, den Predigten beyzuwohnen, und von allen pfarrlichen und kirchlichen Handlungen chriſtlichen Gebrauch zu machen, ohne ſich durch der Geiſtlichkeit bedrohliche Abmahnungen, die exemplariſch beſtraft werden ſollten, davon abhalten zu laſſen (Beylage XIX). Damit waren die Wirzburger hinſichtlich des königlichen Verſprechens der Belaſſung bey ihrer Religion plötzlich enttäuſcht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

Als der Venetianiſche Cicerone vor der Torre dell' orologio von den beyden rieſigen Figuren, die mit dem Hammer an die Glocke ſchlagen, die eine als den Italiano, die andere als den Tedesco deutete, fiel ihm K. in die Rede: „und warum nicht Schiavone? Sind doch die Schiavoni eure Väter, die Gründer eures Namens und eurer Stadt, ihre Länder eure Schatz- und Speiſekammern, dieſe Mauern und Paläſte aus ſlawiſchem Steine, eure älteſten und edelſten Geſchlechter aus ſlawiſchem Blute, euer mannhafteſtes Heer ſlawiſche Söhne!“ — Può essere, ſagte der Cicerone, — mà io nescio.

Unter Venedigs Kunſtwundern gieng K.'n erſt bey denen recht das Herz auf, die er als Werke von Stammgenoſſen erkannte, und ſo denn vor allen bey denen des von den Italienern unter dem Namen Schiavone hoch gehaltenen Andreas Medola aus Dalmatien. „Möglich, bemerkt er, daß Werke von Meiſtern aus andern Nationen ſchöner ſeyen, aber die unſers Schiavone ſind ſlawiſcher. Aus ihnen ſpricht alles verſtändlicher zu uns als zu andern, ruft uns zu: Schade um euch Slawen, daß ihr euer Volk nicht liebt, nicht bildet; was könnte aus euch werden, welch treffliche Maler, welch große Künſtler jeder Art könntet ihr haben!“ Kein Wunder, daß die reiſenden Slawen ſichs nicht verſagten, als ſolche das nun den Nachkommen jenes Andreas gehörige Haus, den weiland Giuſtinianiſchen Palaſt, ſelbſt zu beſuchen, und dem jüngſten derſelben (einem Sohne des Natale, Felice Schiavone, den ſie eben an der Staffeley trafen, ihre landsmannſchaftliche Verehrung zu bezeigen. Obſchon die Unterredung nur theils deutſch, theils italieniſch geführt werden konnte, zeigte der junge Künſtler doch ein lebhaftes Bewußtſeyn ſeiner Abkunft von dem „martialiſchen ſlawo-dalmatiſchen Stamme,“ mit dem Bedauern, daß er in Venedig keine Gelegenheit gefunden, die Sprache ſeiner Väter zu lernen. Daß die Schiavoni, jener Ahnherr Andrea wie der Vater Natale und deſſen Sohn Felice, lieber und mit größerm Glück weibliche als männliche Perſonen malen, ſcheint K.'n ein Zug des ihnen angebornen ſlawiſchen Charakters, denn auch ſie ſeyen Söhne des taubenmüthigen Völkerſtammes.

In der Academie der Künſte, in welcher F. Schiavone dem Fach der Malerey vorſteht, war ein eben fertig gewordenes für Trieſt beſtimmtes Werk von ihm (Mariä Opferung) unter allgemeinem Beyfall ausgeſtellt, an welchem Triumph auch der reiſende Slawe ſeinen Theil nehmen zu dürfen glaubte. Dagegen ſagte er ſich vor Titian's Himmelfahrt Mariens, dem Hauptbilde dieſer Anſtalt: warum kann ſich nicht auch unſere ſo viel größere, ſo viel ältere Nation ſolcher Bilder, ſolcher Akademien, warum kann ſie ſich nicht auch einer ſlawiſchen Schule rühmen?

Digitized by Google

Die Kirche S. Luca, die im Jahre 1146 von einem böhmiſchen Geſchlechte Weceman geſtiftet worden, fand K. für jeden Slawen darum merkwürdig, daß drey Gelehrte, die ſich aus Neid und Ruhmſucht im Leben unaufhörlich in den Haaren gelegen und endlich im Elend geſtorben waren, aus Armuth hier in Einem Grabe untergebracht ſind. Iſt es Zufall oder der Finger Gottes, dachte K., daß dieſe unſeligen Haderer gerade in dieſem böhmiſch-ſlawiſchen Tempel liegen müſſen? Iſt es vielleicht ein Wink für uns uneinigen Slawen? Auch unſere Gelehrten, Dichter, Stämme, Mundarten werden ſich ſo lange einander anfeinden, bis alle Ein Grab des Verderbens aufnehmen wird.

Aus einigen Aeußerungen der Reiſenden entnehmend, daß ſie Proteſtanten ſeyen, führte ſie ihr Cicerone in die Wohnung eines deutſchen Malers, wo ſie vor einem nach Giorgione Barbarelli in verjüngtem Maßſtab copirten Gemälde, welches Dr. Luther am Klaviere, neben ihm auf einer Seite Calvin mit einer Violine, auf der andern Katharina von Bore vorſtellt, ein ſchon früher eingetretenes Paar, Mann und Frau, in Betrachtung verſunken antrafen. „Ein ächt deutſches Geſicht!“ ſagte, ihren Blick von Katharina weg nach den Fremden wendend, die Frau. „Verzeihen Sie, meine Dame, fiel K. ein, dieß iſt kein deutſches, dieß iſt ein ächt ſlawiſches Geſicht, iſt eine Tochter ſlawiſchen Stammes, deren Name Katerina z Boru oder Borská ein ſlawiſcher war, deren Vater und Mutter (Hukowic, deutſch Haugwitz) uralten ſlawiſchen Familien angehörten.“ Das, wie man wohl erräth, deutſche Paar ſah den unangemeldeten Berichtiger bedeutend an und erſt ſpäter an einem andern Orte, auf dem Balkon des Gaſthofes Europa, wo es mit unſern ſlawiſchen Reiſenden wieder zuſammentraf, und nähere Bekanntſchaft mit ihnen machte, kam man auf jene Äußerung K.'s zurück und ob er denn wirklich glauben könne, daß die von Bore ſlawiſchen Stammes geweſen? „Nicht nur Katharina von Bore, verſicherte K., auch die Mehrzahl der Reformatoren, Vorgänger, Lehrer und Gehülfen Luthers, Huß, Trebon, Staupitz (Stupický), waren Slawen; ja ſelbſt dieſe meißniſche Mundart, die Sie, edle Frau, nun ſprechen, iſt ein Geſchenk und eine Frucht unſrer Nation; auch der Boden, den Luthers Fuß betrat, gehörte einſt den Wenden, Sorben, Plonen, Chutitzen und andern ſlawiſchen Zweigen, die von den Deutſchen ungerechterweiſe davon vertrieben worden ſind. Das Wort bor bedeutet bey uns Föhrenwald und iſt der Grund unzähliger Orts- und Perſonennamen (z. B. Borský, Borowský, Zaborský, Příborský, Meziborský u. ſ. w.). Von dieſem bor iſt bora der lauſitziſche durch das dem deutſchen von entſprechende z regierte Genitiv, und ſo iſt von Bora (z Bora), wie weiland, noch jetzt die Benennung jenes adelichen Geſchlechtes.“ Als auf dieſe Belehrung die Dame bemerkte, ſie habe ſchon vorlängſt gehört und wohl auch geleſen, K. ſey ein großer Freund der Slawen und ein Feind der Deutſchen, entgegnete dieſer, nur ein Thor könne irgend einer Nation feind ſeyn, er ehre die deutſche Nation hoch, aber loben könne er nun und nimmer das Unrecht, das ſie gegen die ſeinige begangen.

Nirgends ſchlagen ſo viele ſlawiſche Laute und Worte an K.'s Ohr, als im Arſenal und ſeinen Anſtalten für Schiffsbau und Ausrüſtung von Schiffen, ihm ein neuer Beweis, daß der europäiſche Großhandel, beſonders der zur See, ſlawiſch-venediſchen Urſprungs. Nun wird eine ziemliche Reihe italieniſcher und anderer See-Ausdrücke auf ſlawiſche Etyma zurückzuführen geſucht. Unter vielen, die weit weniger einleuchten als etwa bora und caravella, ſind z. B. auch darsena (ſpan. atarazana, arab. دار الصنعة), dogana (fr. douane, ſpan. aduana, arab. الديوان). Die deutſche hansa (ſchon goth. hansa, angelſ. hôse) wird auf ein ſlawiſches ružiti, wazati binden, Lotſe auf lod', lodnik, Waare auf towar bezogen.

Der Fondaco de' Tedeschi, obſchon jetzt eingegangen und als Zollamtslokal verwendet, giebt K.'n Anlaß, die Deutſchen, die in der Fremde, ohne Unterſchied ob ſie eben eigentliche Deutſche, Schweizer, Niederländer (Dänen, Schweden) ſeyen, überall, zu Venedig wie zu Rom, in Ungarn und Siebenbürgen wie in Petersburg und Saratow und in Amerika, ihre Nationalität zu wahren wüßten, ſeinen Slawen, denen ſo etwas kaum in den Sinn komme, als Spiegel vorzuhalten. Dabey

Digitized by Google

wird des zu Prag von Böhmen neu errichteten Muſikconſervatoriums mit dem Bedauern gedacht, daß mit Ausſchluß der böhmiſchen darin die italieniſche und deutſche Sprache eingeführt ſeyen. Selbſt der von der Gräfin Malachowski für polniſche im Exil geborne Kinder zu Paris errichteten Schule wird, als einer blos polniſchen, Einſeitigkeit vorgeworfen. Gegenſeitigkeit, Gemeinſchaftlichkeit ſey es, was den Slawen noth thue.

Beym Beſuch der Spiegel- und Glasperlenfabrik auf Murano machte es einigen hier arbeitenden Böhmen große Freude, die Reiſenden böhmiſch ſprechen zu hören, und dieſen hinwieder, hier Böhmen als Meiſter und Lehrer der Venetianer im Glasſchleifen zu finden.

Bey den Armeniern auf St. Lazzaro überzeugte ſich K., daß Dobrowsky Recht gehabt, als er ſagte, das Armeniſche könne dem Conſtantin oder Cyrill nicht unbekannt geweſen ſeyn, da er augenſcheinlich einige der armeniſchen Buchſtaben ins ſlawiſche Alphabet aufgenommen.

Auch bey dem ehrwürdigen Baſil Kralović, Biſchof der griechiſchen nichtunirten Kirche, wurde K. eingeführt. Der greiſe Kirchenobere war außer ſich vor Freude, einen Slowaken ſo gut illyriſch ſprechen zu hören. Auch ihm iſt St. Hieronymus und deſſen Slawenthum ein Lieblingsthema und von niemand hat K. die Idee der ſlawiſchen Gegenſeitigkeit ſo gut begriffen gefunden als von dieſem Greiſe. In der Freude ſeines Herzens brachte K. die Rede auf einen Umſtand, den er längſt im Stillen beklagt habe, nämlich darauf, daß in den griechiſchen Kirchen nicht das Wort Gottes gepredigt und daß der ganze Gottesdienſt auf das Leſen und Hören der Meſſe beſchränkt werde. Der Biſchof zeigte ſich vollkommen einverſtanden über das Bedauerliche dieſes Zuſtandes. Allein, ſagte er, unſere Prieſter ſind im Allgemeinen nicht ſo gut unterrichtet, daß ſie mit Frucht und Salbung als geiſtliche Redner auftreten könnten. Es fehlt uns an Anſtalten für geiſtliche Ausbildung und Uebung; wir ſind uns ſelbſt und dem Zufall überlaſſen. Aber wir trachten wenigſtens, daß es in Zukunft beſſer werde. Uns Slawen, ſetzte er, indem er eine auf dem Tiſch liegende altſlawiſche Bibel aufnahm, mit prophetiſcher Stimme bey, uns Slawen muß Loſung und Troſt ſeyn jener ſchöne auf das Irdiſche wie auf das Himmliſche deutende Spruch (Paul. a. d. R. 8, 18): ich halte dafür, daß die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſeyen der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden.

Ein illyriſches Gedicht: „das Slawenthum" betitelt, von einem jungen Raguſäer, dem Grafen Orsat Počić (Orsato de Pozza) unſerm Reiſenden mitgetheilt, ſchließt das Kapitel über Venedig.

Unter den Ergüſſen eines Poeten betrat und begrüßte K., nachdem er noch einmal auf dieſes wie ein ungeheures verſteinertes Fahrzeug von der Natur und der Kunſt im Meere feſtgeankerte Venedig zurückgeblickt, bey Fuſina nun zum erſten Male das feſte Land des ſchönen Italiens.

In Padua wurde noch am Abend der Ankunft ein bekannter eifriger Slawe, der Rittmeiſter Zawernik (verdeutſcht in Sauerſchnigg) aufgeſucht, Beſitzer einer auserleſenen ſlawiſchen Bibliothek, auch Schriftſteller und namentlich Verfaſſer einer noch ungedruckten illyriſchen Sprachlehre. K., obſchon ſelbſt Slowak, ſpricht ſich, da er im Hinblick auf möglichſte Gemeinſchaftlichkeit aller Slawen, jedem Schritt, der nur noch neue Sonderung brächte, abgeneigt ſeyn muß, gegen das Beſtreben jener Slowaken aus, die in ihrer bisher den Böhmen ganz gleich gehaltenen Bücherſprache ihre provinciellen, wenn auch, was Urſprünglichkeit und Wohllaut betrifft, vorzüglichen Eigenthümlichkeiten geltend machen und ſo, da die Böhmen ihnen ſchwerlich folgen werden, eine von der böhmiſchen verſchiedene ſlowakiſche Schriftſprache feſtſtellen wollen.

Auf Z's ſorgloſe Bemerkung, die gegen das Slawiſche gerichteten Bemühungen der Madjaren ſeyen denn doch nur ein Tropfen ins Meer, fällt K. ein: „aber wir ſind eben kein Meer, ſind zwieträchtige, jeder Einung widerſtrebende Slawen." Padua iſt der Ort, an welchem des großen Slawen Kopernik neue Sätze über das Weltgebäude zuerſt, und zwar durch Galilei 18 Jahre lang öffentlich vorgetragen worden. Unter den Statuen des öffentlichen Spazierplatzes Prato della Valle ſind zwey

Digitized by Google

den Königen von Polen Johann Sobieski und Stephan Bathori, als ehemaligen Beſuchern der hieſigen Univerſität, errichtet. Was dem Paduaner Titus Livius, dieſem Liebling K.'s, der deſſen Reden in ſeiner Jugend faſt alle zum Declamiren auswendig gewußt, von den Römern als Patavinitas vorgeworfen worden, ſey vielleicht nichts anders als ein ſlaviſirendes Latein geweſen, da Livius unter den damaligen Veneti geboren.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Proteſtantiſcher Seits ſcheint man vom Beſuche der Predigten, und den in denſelben vorgetragenen Grundſätzen den Uebertritt zahlreicher Katholiken zu ihrer Lehre erwartet zu haben. Die katholiſche geiſtliche Behörde, welche erledigte katholiſche Pfarreyen zu beſetzen hatte, wurde ſiſtirt und ihre Glieder, der Domherr von Lichtenſtein und Dr. Joachim Ganzhorn nach dem Marienberg gefangen abgeführt, 23. Juni 1632; dagegen ward verordnet, daß künftig nicht eine einzige katholiſche Pfarrſtelle mehr ohne Wiſſen und Genehmigung der k. Regierung beſetzt werden dürfe. Die Religioſen trieb man aus ihren Klöſtern, die Landpfarrer von ihren Stellen entweder mit offener Gewalt oder durch Entziehung der Nahrungsmittel. — Geſchildert iſt nun im Folgenden die Art und Weiſe, wie Schleupner die neue Ordnung im Würzburgiſchen einführte. Dahin gehörte natürlich auch, daß bey Erledigungsfällen katholiſcher Pfarreyen ungeſäumt Prediger angeſtellt wurden, welche ſich vorzüglich vom Auslande her in ſtarken Schaaren einfanden. Als Oberbehörde ward in Wirzburg ſelbſt ein evangeliſches Kirchenminiſterium für Leitung des Kirchen- und Schulweſens errichtet. Auch ein lutheriſches Gymnaſium ſollte dort erſtehen, als deſſen Director Mr. Johann Georg Hochſtatter zu Kitzingen auserſehen ward, der jedoch durch den Einfluß des Kitzinger Rathes bald andern Sinnes ward und bat, man möge ihn in ſeinem Geburtsorte belaſſen. Allein die k. Regierung erinnerte ihn kurz und ernſt an ſein einmal gegebenes Verſprechen, und forderte ihn an ſeinen Poſten. Doch blieb dieſe beabſichtigte Errichtung eines ſolchen Gymnaſiums ſpätern Zeiten vorbehalten. Deſto eifriger war Schleupner; merkwürdig ſind die aus 15 Punkten beſtehenden Vorſchläge desſelben, die er am 13. November 1632 der k. Regierung überreichte (pag. 81 — 85).

§ 21. Beſchwerden und Klagen der Kleriſey.

Sie erklärt, die auf den Grund des Landtagsbeſchluſſes vom Mai 1632 ihr auferlegte Steuerquote nicht erlegen zu können, und führt nur allzu gegründete Klagen über die, allen Mandaten zum Trotze, unausgeſetzt fordauernden Mißhandlungen, Beraubungen und Verwüſtungen. Sie ſtellt die gänzliche Auflöſung und den Untergang der Kleriſey des Bisthums als eine unvermeidliche Sache dar. Die Bitte um Geltendmachung des königlichen Wortes, welches ſie in ihrem Recht und Eigenthum zu ſchirmen verſprochen, und um Entſchädigung des Entzogenen blieb unter den damaligen Umſtänden fruchtlos.

§ 22. Blick auf den König Guſtav Adolph. Deſſen Rückzug nach Sachſen. Sein Fall bey Lützen.

Erzählung der Ereigniſſe vom Lechübergange des Königs bis zur Kataſtrophe vom 6. November 1632. Auch während Guſtav's Zug ins Bayerland, von da heraus nach Nürnberg, und wieder gegen Bayern zu, endlich über den Thüringerwald nach Erfurt und Lützen ward das arme Wirzburgerland durch die Zügelloſigkeit der Soldaten arg mitgenommen. Vom 16. October bis 16. December lagerten ſchwediſche Oberſten mit ihren Regimentern im Bisthume. Erſt 20 Tage nach des großen Schwedenkönigs Fall ward dem Rath der Stadt Wirzburg dieß wichtige Ereigniß eröffnet, mit dem Beyfügen: die kaiſerliche Armee ſey aus dem Felde geſchlagen und nach Böhmen zurückgetrieben; die Stadt W. habe nicht bloß dem Könige, ſondern auch ſeiner Krone und Nachkommenſchaft den Eid der Treue geleiſtet, woran der Rath hiemit erinnert und von einer neuerlichen Huldigung bis auf weiteres befreyt werde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwlaštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

Noch wird hier deſſen Haus und auch deſſen Sarg gezeigt, beyde freylich weit weniger beglaubigt als ein im Rathhaus eingemauerter Stein mit der Inſchrift: V. F. T. Livius Liviae T. F. Quartae L. Halys Concordialis Patavi Sibi et Suis Omnibus. In dem großen Saal des Rathhauſes, welcher für den größten in der Welt gehalten wird, fiel den Reiſenden der ſogenannte Laſterſtein (lapis vituperii et cessionis bonorum) auf, auf den ſich noch im vergangenen Jahrhundert böſe Schuldner und Bankruttierer von Gerichtsdienern umgeben mit entblößtem Hintertheil dreymal niederlaſſen und auf ſolche Weiſe ihre Zahlungsunfähigkeit öffentlich kund geben mußten. Ach, riefen die Reiſenden mit Einer Stimme, nirgends wäre eine ſolche Einrichtung nöthiger als in Ungarn; da würden doch der zahlloſen langjährigen Proceſſe etwas weniger werden.

Vor dem ruhmredigen Denkmal des hier beerdigten Sprößlings einer ſlawiſchen, urſprünglich meißniſchen nun ſchleſiſchen Familie, nämlich eines Christophorus Burgravius L. B. de Dohna (slaw. Donin) Silesius, fragt ſich K., was hat dieſer Edelmann gethan für ſeine Nation und Sprache, was für die Bildung und den Ruhm ſeines Volkes? Keiner europäiſchen Nation, meint er, ſey ihr Adel ſo entfremdet, ſo verloren wie der ſlawiſchen ihr theilweiſe vertatarter, vertürkter, vermadjarter, verteutſchter, verfranzoster, verbritteter. Wie könne es ſo je beſſer werden mit Slawien?

In der St. Philippi und Jacobikirche zeigt man eine Kanzel, auf welcher Luther gepredigt habe, als er in Angelegenheiten ſeines Kloſters im J. 1510 nach Rom gereist. K. hält dieß darum nicht für unglaubwürdig, weil zu der Zeit viele Deutſche in Padua ſtudierten, die ſeine Zuhörer ſeyn mochten. (Allein damals wurde noch häufig in lateiniſcher Sprache gepredigt, und da mußte Luther nicht gerade Landsleute zu Zuhörern haben.) Wie es von jeher der Fall, ſo ſtudieren zu Padua auch dermalen jährlich an die 50 junge Slawen, beſonders Illyren, Böhmen und Polen, meiſt Medicin und Philoſophie. Wenn ſie zuſammenhielten und ſich im Sinne nationaler Gegenſeitigkeit ausbildeten, welche Pfeiler und Stützen der Nationalität könnten von da ausgehen! K. ließ es hiezu nicht fehlen an gutem Rath, an Bitten und Ermahnungen, indem er ſeinerſeits Beyhülfe verſprach zur Bildung eines geſammtſlawiſchen Büchervorraths und Leſevereines. Die Zeit werde lehren, auf welchen Boden der Same ſeiner Worte gefallen.

Die beträchtlichſte Höhe der nahen Euganeen, der Monte Venda, habe ſeinen Namen ohne Zweifel von den Wenden (Veneti). Bey Erwähnung Arquà's, wo Petrarca mehrere Jahre bis zu ſeinem Tode gewohnt, glaubt K. einige weniger hervorgehobene Notizen über dieſen Dichter nachtragen zu müſſen, z. B. über eine natürliche Tochter desſelben Franciſca, und wie er auch Prag beſucht und

Digitized by Google

mit König Karl IV. in Briefwechſel geſtanden und von ihm den Titel eines Pfalzgrafen erhalten habe. Einige ſeiner Schriften z. B. de remediis utriusque fortunae ſind durch Gregor Hruby von Jelene auch ins Böhmiſche überſetzt.

Der Vetturino, der unſre Reiſenden von Padua nach Verona bringen ſollte, war der einzige in Italien, über den ſie Urſache hatten ſich und zwar höchlich zu beklagen. Sonſt überall waren ſie mit ihren italieniſchen Fuhrleuten, Ciceroni und Dienſtleiſtern vollkommen zufrieden, inſonderheit ſeyen dieſe, ſobald ſie ſich überzeugt, daß ſich unter den Reiſenden kein Tedesco befinde, die Dienſtfertigkeit und das Zutrauen ſelbſt geweſen, denn jener Name wecke auch im Italiener unangenehme nationale Erinnerungen und ſchmerzhafte Gefühle. Um Padua, um das Dorf Rubano bis nach Vicenza wieder die ſlawiſche Art der Ackerbeſtellung, nämlich wendiſche Beete. K. äußert die Meinung, von dieſem zweyfurchigen Pflügen ſey im Italieniſchen der Ackersmann bisolco oder auch bifolco, der Acker biſulca genannt und ſchon bey Fredegar Cap. 48, in dieſem Sinne von Samo's Slawen als Winidi biſulci die Rede. (Andere, ſ. dieſe Anzeigen v. 1842 Spalte 469, erklären das Wort biſulco als Entſtellung von bubulcus, wovon die gleichbedeutende Form bisolco freylich weit abſteht).

In Vicenza einer nicht großen aber, was klaſſiſche Bauwerke betrifft, wohl der erſten Stadt Italiens, waren es eben dieſe, die unſern Reiſenden vorzüglich in Anſpruch nahmen. Palladio, der es gewagt aufzuſtehen gegen die germanogothiſche in Italien verbreitete Barbarey in der Baukunſt und den Kampf ſiegreich geendet, habe in ſeinen hieſigen Mitbürgern ſolche Luſt zu ſchönen Bauwerken geweckt, daß dieſelbe mitunter zur Manie und ganzen Geſchlechtern verderblich geworden. Vor Paul Veroneſes großem und berühmten Gemälde im Kloſter Madonna del Monte, Chriſtus als Pilger an der Tafel des Pabſtes Gregor des Großen, kann ſich K. kaum erwehren an ein älteres in Prag, auf welches ſchon Huß in ſeinen Predigten hingedeutet, das einerſeits den Heiland auf einem beſcheidenen Eſelein, andrerſeits den Pabſt auf ſtolzem Roſſe darſtelle, zu denken und auch dem italieniſchen Meiſter, dieſem Göthe unter den Malern eine kleine, etwas ketzeriſche Bosheit zuzutrauen.

In Verona ſtiegen die Reiſenden in Konrad Epple's Gaſthof (colomba d'oro) ab. Faſt in jeder Stadt, ſagt K., treffe man ſolche deutſche Gaſtwirthe, einen ſlawiſchen hätte er nirgends gefunden. Das komme von der ſlawiſchen Zerriſſenheit, von welcher ſelbſt ein perſiſcher Hiſtoriker Mesudi Ben Nikbi zu ſagen wiſſe: Die Slawen ſind verſchiedene Völker, die einander ſtets in den Haaren liegen, und die, wären ſie nicht unter ſich entzweyt, von keiner andern Nation könnten unterjocht werden.

Herr Epple hält ein großes Buch, in welches jeder Gaſt, nicht blos, wie auch wohl anderswo geſchieht, beym Eintritt ſeinen Namen und dergl. ſondern auch beym Abgehen ſein Urtheil über die genoſſene Bewirthung, Bedienung und auch über die Rechnung einzuſchreiben erſucht iſt. Solcher Urtheile von der Hand deutſcher Gelehrten, Miniſter Grafen und Fürſten enthielt das Buch ſchon viele. K. ſchrieb was er zu ſagen, hier wie anderwärts in ſlawiſcher Sprache ein *). Ich wußte wohl, bemerkt er, daß ich der erſte war, der ſo that; und wenn man einwendet, niemand werde das verſtehen, ſo antworte ich: wenn die Madjaren, die kaum drey Millionen ſtark ſind, bey madjariſcher Ausfertigung von Taufſcheinen, Wanderbüchern, Päſſen und andern Urkunden ſagen dürfen, es ſey an den andern Ländern, madjariſch zu lernen oder madjariſche Dolmetſcher und Sprachmeiſter zu halten, ſo dürfen dieß mit weit größerm Rechte wir 80 Millionen Slawen ſagen und thun, indem wir endlich einmal jene kriechende Demuth und knechtiſche Geſinnung ablegen, in welcher Fremde einen Grund finden zu Schmähungen und Declamationen wie die, mit welcher ein pheudomadjariſcher Profeſſor zu Preßburg den Katheder beſtiegen: „Achtzig Millionen Slaven, achtzig Millionen Sklaven!“ —

*) In dieſem übrigens nicht lange auf gleiche Weiſe fortgeſetzten Buche folgt gleich auf den Namen unſers ſlawiſchen Ungars der eines deutſchen mit madjariſcher Angabe des Standes und Vaterlandes.

Da K. mit ſeinen Begleitern auf dem einen Flügel des Amphitheaters (der Arena) ſtand, bemerkte er auf dem andern zwey Geſtalten, die ſich wie 8—10 jährige Knaben ausnahmen. Näher gekommen zeigten ſie ſich als hochſtämmige Jünglinge, Studenten aus Berlin, die, den Torniſter am Rücken, ſich Italien beſahen. Der eine, ein Zuhörer Bopp's und großer Freund der indiſchen Literatur, wunderte ſich, daß die Slawen ſich ſo wenig um das Sanſkrit bekümmern, während doch gerade ſie eine Schweſter oder Tochter der Sanſkritſprache ſprechen. Wer iſt Schuld, entgegnete K., als eben ihr, die Verknechter und Verdummer der Slawen?

Verona rechnet ſichs zur Ehre, daß der größte Theil der Divina Comedia in ſeinen Mauern gedichtet iſt. Schade, ſagt K., daß dieſe ganze Schauſtellung innerhalb eines engen provinciellen Rahmens ſpielt. Von der ſlawiſchen Nation, dieſer größten der Chriſtenheit, findeſt du weder im Himmel, noch im Fegefeuer noch in der Hölle auch nur eine Seele. Und doch wer habe größere und blutloſere Verdienſte um das Evangelium und die chriſtliche Kirche als die Slawen? Dieſe Einſeitigkeit herrſche allenthalben auf dem Boden italieniſcher Kunſt und Literatur. Ueberall nur der Italiener und wieder der Italiener.

Durch Veronas Straßen wandelnd gedachte K. der tauſend wendiſchen Reiter unter Miſtiwoj, die im J. 996, als Theil der ſächſiſchen Bedeckung des jungen Königs Otto III. auf deſſen Römerzug, hier in einem Kampfe mit den Wälſchen umgekommen. Unwillkürlich habe ſich ſein Blick nach den Wänden der Paläſte und Häuſer gekehrt, als ob ſie noch Spuren trügen jenes unnöthig verſpritzten ſlawo-wendiſchen Blutes; ſey doch nach den neueſten chemiſchen Forſchungen franzöſiſcher Aerzte das Blut germaniſchen, engliſchen und normanniſchen Stammes leicht zu unterſcheiden von dem des franzöſiſchen, italieniſchen und ſlawiſchen, jenes ſchwärzlich, dick, ſchwer, dieſes weißlich, dünn und leicht.

Ein großer Stern mit dem Mond im ausgelegten Steinboden des Domes wurde von K. als das auch auf Münzen vorkommende Wappen oder Sinnbild der alten Illyren erkannt. Den neuen Kirchhof Verona's, der einem Engländer ſo ſehr gefiel, daß er, um in demſelben zu liegen, ſich erſchoſſen habe, weiß auch unſer K. nicht genug zu rühmen.

Ein eigenes Kapitel iſt dem Gardaſee und der Halbinſel Sirmione, der Venusta Sirmio Catulls gewidmet, nach welcher ſich die Reiſenden, da der ſchönſte Abend dazu einlud, von Deſenzano aus überſchiffen ließen. Auf den Trümmern von Catulls Villa, bey hier gewachſenem Vino santo ſtimmten die Slawen, nachdem ſie Lieder aller Dialekte geſungen, einen aus dem Stegreif gedichteten, Mutter Slawa und ihre verdienteſten Söhne verherrlichenden Rundgeſang an, in deſſen Refrän ſelbſt die theilnehmend umherſtehenden Bewohner Sirmione's mit einſtimmten. Seyen doch auch dieſe Fiſcher Nachkommen der alten Slawo-Veneti, die vom adriatiſchen Meere an, das ganze obere Italien bis tief in das Land der Helveten, wo noch jetzt Reſte von ihnen übrig, vor Ankunft der Gallen oder Walchen innegehabt.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Schluß.)

II.

Beyträge zur Regierungsgeſchichte des Fürſtbiſchofs Julius von Würzburg.

Vom Herrn Profeſſor Dr. Reuß.

Erſte Lieferung.

Mit Ausnahme von Nro. IV. ſind die aus der reichen Sammlung des allzu früh verſtorbenen eifrigen Geſchichtsforſchers, Kaplan Georg Höfling in Gemünden ſtammenden Originalien hier zum erſtenmale gedruckt.

I. Biſchof Julius verwendet ſich d. d. Wirzburg 26. December 1607 beym Papſte Paul V. für die Verwandten des erzbiſchöfl. Rathes Johann von Hünecke,

Digitized by Google

Johann Albert und Mattheus, — erſterer im Collegium germanicum, der letztere bey den Jeſuiten zu Fulda, — um gnädige Verleihung eines im päpſtlichen Monate vacanten Canonicates oder Beneficiums an der Kirche zu Magdebueg.

II. Dr. Stephan Engelhard aus Rom 22. Sept. 1607 an Biſchof Julius. — Er berührt die Bamberger Angelegenheiten (Johann Philipp von Gebſattel), ſpricht mit Orteuberger über die Verleihung der Cardinalswürde an ſeinen Herrn, den Biſchof von W., und gedenkt des Papſtes günſtiger Aeußerung über Julius Tugenden und Verdienſte („Sapiamo bene le virtù e li meriti del vescovo di W.; delli quali mai acordaremo, è queato potre le dirli“). Ein in das Colleg. germanicum eintretender Ebracher (ſo berichtet Engelhaed weiter) habe von den Umtrieben des Bambergee Biſchofs gegen Julius erzählt, neulich habe der Biſchof von B. im Kapitel für den Ketzer Löwenſtein wider Julius Unterſtützung begehrt; da habe ihm der Herr Schenck (von Stauffenberg?) geantwortet: „Gnediger Fürſt und Heer, ſeindt Euer fürſtliche Gnaden näeriſch odee witzig.“ Worauf Alles ſtillgeſchwiegen.

III. giebt 1) eine lobpreiſende Beſchreibung des Wirzburger Biſchofs Julius in zwölf, 2) des Bamberger Biſchofs Johann Philipp in ſechs Punkten, welche deſſen verworſenes Leben ſchildeen (vergl. Stumpfs Berichtigung der Lebensgeſch. Joh. Philipp. ꝛc. in der Zeitſchrift für B. und die angr. Länder. Bd. I. Nro. II. S. 19 — 35). 3) Die Urſache des Streites zwiſchen beyden Biſchöfen (Graf Ludwig von Löwenſtein), endlich 4) die Mittel, durch welche dem Biſchof von W. geholfen werden könnte. Alles vom Dr. Engelhard am 2. December 1607 dem Secretaire de Malagrida zu Rom übergeben.

IV. Scheeiben des Biſchofs Julius d. d. Wirzbueg 20. Augnſt 1581 an Bürgermeiſter und Rath von Kitzingen, als Begleitung eines Geſchenkes, welches dieſe „uff Ihrem Rathaus behalten urd zu bewaren unbeſchwert ſein mögen.“ Es war ein filberner vergoldeter Ehrenbecher, 2 Mark 8 Loth ſchwer, mit dem Wirzburger Wappen und der Aufſchrift: „Bischof Julius durch mich die Stadt beehrt.“ Im Jahre 1803 wurde er nebſt andern Ehrenkannen des Magiſtrats öffentlich verſteigert. Der Begleitungsbrief jedoch, hier abgedruckt, iſt noch im Stadtarchiv daſelbſt.

III.

Zur Geſchichte des ältern würzburgiſchen Gerichtsweſens.

Mitgetheilt vom königl. Legationsrath Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1.

Das Nachrichteramt.

Brief des Biſchofs Julius vom 10. Juli 1572 über Annahme des Georg Petz von Mainingen zu des Fürſten und Stiftes Nachrichter auf die Dauer eines Jahres, mit Aufzählung der Bedingungen und Pflichten dieſes Amtes.

2.

Ordnung und Verabſchiedung,

wie es durchs ganze Jahr mit den, dem Stockmeiſter und den Stadtknechten zu W., außer ihrer Beſoldung, gebührenden Gefällen und Accidentien gehalten werden ſolle. Dieſe Ordnung beſtand von Alters her, wuede aber am 2. September 1656 dur die hochfürſtlichen Räthe neu confirmirt.

IV.

Mannigfaltiges.

a) Vom königl. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Rhöner Mundart; Proben derſelben.

b) Vom Hrn. Profeſſor Dr. Reuß.

(Grumbachiana.) Zur Literatur der Grumbachiſchen Händel entdeckte Hr. R. 2 Flugblätter. 1) Ein Papiee Folioblatt, zu Wiezburg 1562 gedruckt mit zweyzeiligem Titel: „den geechtigten veezweyffelten Mordtchetter, ſo ſich Chriſtoff Kretzer genent, betreffent,“ mit einem Holzſchnitt daeuntee, 18 Zeilen Erzählung. 2) Ein Papier Doppelfolioblatt in 2 Columnen vom Jahre 1566, 68 lateiniſche Hexameter unter folgendem Titel enthaltend: „In Alastorem Wilhelmum a Grumbach, et Complices eius.“ Unterſchrift: Johannes Maior Joachimus (?) Beygegeben iſt der XII. Jahresbericht des hiſtor. Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg für 1841/42, erſtattet den 29. Auguſt 1842 vom zeitlichen Director des Vereins, Hrn. Scharold, mit vier Beylagen, von denen die vierte, das Verzeichniß dee ſämmtlichen Erwerbungen für die Veeeinsſammlungen im J. 1841/42, vom Hrn. Conſervator Seuffeet verfertigt iſt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

In Brescia fand ſich K. theils als Slawe theils als Proteſtant durch hiſtoriſche Erinnerungen angeſprochen. Von der Höhe, vor welcher die Stadt liegt, die herrliche Gegend überſchauend, dachte er ſich in die Zeit, 12 Tage des Jahres 1158, da böhmiſche Streiter, unter ihrem König Wladiſlaw mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart gegen Mailand ziehend, hier gelagert waren.

In des Grafen Toſi Gallerie hatte der Reiſende die Freude, noch einmal ſeine ſlawiſchen Landsleute, die Maler Schiavoni Natale und Felice, dieſen, den ſlawiſchen Raſael, vor ſeinem ſchönen Bilde Raſael mit der Fornarina begrüßen zu können. Nicht verfehlte ſeinen ganz einzigen Eindruck das hieſige Muſeum, es ſelbſt ein vor wenigen Jahren beym Abbrechen von Gebäuden, im Innern einer Anhöhe, auf welcher ſie geſtanden, mit ſeinem ganzen Inhalt von Götterbildern, Altären und Geräthen ausgegrabener römiſcher Tempel, ein Herculanum im Kleinem. Was aber im alten Römertempel dem Slawen die größte Freude gewährte, war unter andern antiken nach der Hand hier aufgeſtellten Büſten die eines Slawen, des großen Geſetzgebers von Europa, des Kaiſers Juſtinianus oder Uprawda. Denn letzteres ſey der eigentliche, ſpäter ins Latein übertragene ſlawiſche Name dieſes zu Wedřina im ſerbiſchen Macedonien gebornen Herrſchers geweſen, deſſen Vater Iztok, deſſen Mutter Biglenitza oder Vilenitza geheißen, und deſſeu Vatersſchweſter der König der Dalmato-Croaten zur Gemahlin gehabt habe. Slawen ſeyen auch ſeine Hofleute Belizar, Chilwut, German (Čerman, vielleicht Čerwen der Rothe) geweſen. Uebrigens habe demſelben Slawien das unerkenntliche Europa außer dem großen Uprawda noch zwey andere Geſetzgeber zu verdanken.

Denn Baſilius der Macedonier, den der arabiſche Geſchichtſchreiber Hamza ausdrücklich einen Slawen nennt, habe in dem nach ihm benannten Baſilikon das anatoliſche oder griechiſche, und Ebko von Repkow d. h. von einem altſorbiſchen Orte und Geſchlechte dieſes Namens, welch letzteres noch im 17. Jahrhundert zu Jeſſenitz in Sachſen beſtand, in ſeinem ſogenannten Sachſenſpiegel zum Theil auf altſlawiſche Ueberbleibſel das deutſche Recht gegründet. Auch in England ſeyen das Geſchwornengericht und die Geſammtbürgſchaft ſlawiſche Einrichtungen, die entweder unmittelbar durch die dort (in Wiltshire) angeſiedelten Weleti (Wilzen) oder mittelbar durch die früher mit den Slawen zuſammenwohnenden Sachſen dahin gekommen. So könne denn, nicht blos was den Handel ſondern auch was die Rechtspflege betrifft, von den Slawen geſagt werden:

Wir, wir drehten den Spieß, und Fremde
ſchmausten den Braten.

Arnold von Brescia und die Arnoldiſten geben zu einer längern hiſtoriſchen Erörterung Anlaß, aus welcher ſich zeigen ſoll, wie einſeitig und unbillig

Digitized by Google

diejenigen urtheilen, welche die ganze Reformation Luther'n zuſchreiben und als ein Werk der deutſchen Nation betrachten.

Auch auf dieſem Felde ſey von Slawen, mehrern mit ihrem Blute, geſäet, von Luther und den Deutſchen nur geärntet worden. Ausgegangen ſey der Funke von den ſüdlichen Slawen, den bulgariſchen Bogomilen, von da, wie über eine Brücke über Norditalien, das ſeine Petrus von Apono, Savonarolas, Bruſiani, Arnolde aufweiſen könne, in die Thäler Savoiens, nach der Provence und nach Languedoc, nach England, nach Böhmen und endlich nach Deutſchland gedrungen.

Auf dem Wege nach Mailand wars bey Caſſano die Adda, an welcher die Reiſenden abermals das Andenken ſlawiſcher Landsleute feyerten, der Böhmen, die auf des Rothbarts Zuge gegen Mailand, hier ſich ausgezeichnet. Indeſſen mehr als das, was jene Böhmen für eine ungerechte und ihnen fremde Sache gethan, konnte K.'n der Ruhm Suwarows des ruſſiſchen Helden erfreuen, der im J. 1799 an dieſer Stelle die Franzoſen geſchlagen.

Der Name der Stadt Mailand wird in Vergleichung mit ähnlich gebildeten ſlawiſchen z. B. Mezi-bor, (Merſeburg) Meze-řič (Meſeritz), Mezilesi, Mezi-hrad als Medi-olanum auf den Fluß Olona bezogen.

Hier hatten ja, ehe um 590 vor Chr. die Galli und Insubri auftraten, Slavo-Veneti gewohnt.

An keinem Orte war es den Reiſenden ſo gut geworden wie hier, faſt immer böhmiſch ſprechen zu können. Unter den vielen hier, wo auch ein ganzes böhmiſches Regiment liegt, lebenden dienſtfertigen Slawen nennt K. auch einen Lehrer der böhmiſchen Sprache bey den Erzherzogen Söhnen des Vicekönigs.

Mit Mailands vielgeprieſenem Dom, dieſem ſtarren deutſchnordiſchen Fremdling auf dem warmen klaſſiſchen Boden Italiens konnte ſich K. ſchlechterdings nicht befreunden. Er ſey ihm vorgekommen wie ein ſatyriſches Denkmal der gothiſchen und deutſchen unter Witigis und Friedrich Rothbart hier verübten Gräuel. Auch der Thurm ward von K. nach ſeiner Gewohnheit beſtiegen. Als er hier niederſah auf den Tempel ſelbſt, wars, als ſtarre ihm ein marmornes Stoppelfeld von Nadeln und Spitzen entgegen. Weſt- und nordwärts ſtanden vor ihm die Alpen mit den größten ihrer Rieſen allen. In Süd und Oſten lag vor ſeinem Auge das ganze obere Italien. Zwey Punkte feſſelten hier länger ſeinen Blick, Lodi und Pavia. Jenes als Wohnort eines Jacobus episcopus Laudensis, deſſen Oratio in supplicium Joannis Huss habita zu jener unvergeßbaren Conſtanzer That den Ausſchlag gegeben; dieſes, weil hier einer der edelſten Menſchen, Boethius, unter dem Argwohn eines Gothen geſeufzt und geblutet.

Unter den übrigen Kirchen, die K. beſuchte und beſpricht, iſt die St. Bernhardskapelle, deren Mauern aus lauter Schädeln und Knochen der hier in der erſten Schlacht gegen die Arianer Gefallenen beſtehen ſollen, ſodann die Kirche Sa. Maria delle Grazie mit ihrem Dominikanerkloſter weiland der Sitz des Inquiſitionsgerichtes. Von dieſem Gerichte wird bemerkt, daß es im J. 1300 Wilhelminen, die Tochter des Böhmenkönigs Přemysl Otakar I., weil ſie der Ketzerey verdächtig, noch 29 Jahre nach ihrem Tod habe aus dem Grabe nehmen und verbrennen laſſen. Sie habe urſprünglich Felix (slaw. Blažena) geheißen und ſich wahrſcheinlich zu den Anſichten der ſchon im J. 1176 um Laun und Saatz vorkommenden waldenſiſchen Bohomiten bekannt, Anſichten, die ſie auch mit ihren Zeitgenoſſen Martin Morawec, Heinrich Lubnaeus, und mit den Spätern Konrad Stěkna, Johann Milič, Joh. Huß, Hieronymus und unzähligen Böhmen getheilt.

Auch darum findet der Slawe Mailand für ſeine Landsleute denkwürdig, daß ſie von ihren wilden Drängern, den Gothen, durch einen Slawen, den aus Čermen gebürtigen Belizar befreyt worden, auf welchen ſein Kaiſer Uprawda eine Münze hat ſchlagen laſſen mit der Umſchrift: Belisarius gloria Romanorum. Mit größerm Recht könnten die Slawen ſagen: Beliſar der Ruhm der Slawen, hätte dieſer Held, ſo wie für andere, auch etwas für die eigene Nation gethan. Leider verhalte es ſich nicht beſſer auch mit andern, zu Herrſchern Roms gewordenen Slawen z. B. Juſtin II., Leo V. und

Digitized by Google

Alexander, Conſtantin, Roman, Baſilius und Conſtantin. Sie vergaßen alle der eigenen Nation. Dreymal finden wir ein böhmiſches Heer vor Mailand, 1158 unter Wladislaw, 1161 unter Theobald ſeinem Bruder, 1162 unter Friedrich ſeinem Sohne. Während der böhmiſche Biſchof Daniel gefangene Prieſter und Jungfrauen zu befreyen beſtrebt war, rieth der von Ravenna, Anſelm, Mailand zu zerſtören. Leider hörte der Kaiſer auf dieſen Rath und leider ſind es Böhmen geweſen, die die erſten Feuerbrände in die unglückliche Stadt geworfen.

Vor Leonardo da Vinci's berühmtem Abendmahl, das K. richtiger die Vorherſagung von Juda's Verrath genannt glaubt, bringt ihn das in den Köpfen und Geſichtern liegende tiefe pſychologiſche und phyſiologiſche Studium auf den Gedanken, ob nicht dieſer tief gelehrte Maler in irgend einem Verkehr möge geſtanden haben mit Johann von Glogau, welcher, der erſte, gerade um dieſe Zeit zu Krakau Kraniologie gelehrt und im Jahre 1501 ein eigenes Buch darüber herausgegeben hat.

In der Gallerie erfreut ſich der Slawe wieder an Bildern ſeiner Schiavoni, einer Venus des Felix und den drey Königen von Andreas. Er trifft auch Stücke von einem Lucas Schiavone aus Mailand, der wahrſcheinlich gleichfalls ſlawiſcher Abkunft. Vor einem neuern Bilde von Beloſi, welches einen Neugriechen darſtellt, der ſterbend dem Sohne das Racheſchwert gegen die Türken darreicht, findet K. in Betracht der Geſichtszüge, daß Porphyrogeneta unter den Alten und Fallmerayer unter den Neuern nicht Unrecht haben, wenn ſie die jetzigen Griechen größtentheils für Nachkommen der Slawen anſehen.

Die Bilder von deutſchen Meiſtern, Dürer, Holbein, Cranach, Mengs ſprechen den ſlawiſchen Beſchauer ſo wenig an und dünken ihm hier ſo wenig an ihrem Platze als jener gothiſche Dom.

Ueberhaupt wird der deutſchen Malerkunſt im Gegenhalt zu dem freyen geiſtvollen Walten der italieniſchen wenig mehr als das Verdienſt eines peinlichen, Haare und Schweißlöcher zählenden Fleißes zugeſtanden. Der Deutſche ſcheint K.'n mehr für die Feder als für den Pinſel geſchaffen.

Bey Erwähnung des Theaters La Scala wird angemerkt, wie einige vom Kapellmeiſter des Regiments Bakoni in Muſik geſetzte ſlawiſche, beſonders illyriſche Volksmelodien ſo allgemein beliebt geworden ſeyen, daß ſie in dieſem Theater öfter geſpielt werden müßten, und daß Prinz Liutpold von Bayern ſie ſich habe eigens copiren laſſen.

In der Caſernkirche dem ſonntäglichen Gottesdienſt augsb. Confeſſion beywohnend hatte K. nur zu bedauern, daß der übrigens würdige Feldprediger (es ſind deren durch Vorſorge des höchſtſeligen Kaiſers in Italien für die Kriegsleute ſowohl augsburgiſcher als helvetiſcher Confeſſion angeſtellt) für die Reinheit und Correctheit ſeiner, der čecho-ſlawiſchen Sprache nicht genug Sorgfalt zu tragen und überhaupt mit deutſchen und italieniſchen Büchern beſſer als mit ſlawiſchen vertraut ſcheinen mußte. Wir, ruft K. aus, beſonders wir, die geiſtlichen Führer und Lehrer unſers Volkes müſſen einmal anfangen anders umzugehen mit ſeiner Sprache, wenn es nicht ewig in dieſer Kindheit, die es andern Nationen verächtlich macht, verharren ſoll. Auf der Straße wurde den Reiſenden ein Reiteroffizier gezeigt, dem jedermann ſorgfältigſt auswich, weil er kurz vorher von einem wüthenden Pferde war gebiſſen worden. Nach der Hand erfuhr man, daß er durch den Lehrer und Notar Lalić zu Wrbowsko in Croatien vollſtändig geheilt worden, zu großer Freude K.'s, auch deßhalb, daß die von der öſterreichiſchen Regierung großartig belohnte Auffindung eines Mittels gegen die Waſſerſcheu, dieſen vielleicht gräßlichſten menſchlicher Zuſtände, wieder einem Slawen zu verdanken iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

1.

Geſchichte der k. ſchwediſchen und herzogl. ſachſen-weimariſchen Zwiſchenregierung im eroberten Fürſtbisthume Würzburg, in beſonderer Beziehung auf das reformirte Religions-, Kirchen- und Schulweſen.

(Fortſetzung.)

Vom k. Legationsrathe, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Dritter Abſchnitt.

J. 1632 und 1633.

Anknüpfend an den Abſchnitt des Jahres 1632, welcher im III. Hefte des VII. Bandes dieſes Archivs abgedruckt iſt und der mit §. 22 abſchloß, führt uns Hr. Sch.

§. 23. die nächſten allgemeinen Zuſtände nach dem Tode Guſtav Adolphs vor; zuvörderſt die Gefühle der Proteſtanten und Katholiken Deutſchlands bey der Todesnachricht des Schwedenkönigs ſchildernd, deſſen weitausſehende Plane in der Kürze angegeben werden, die jedoch meiſt mit ihm zu Grabe gingen. Darunter war die Errichtung einer großen Monarchie, als deren Stützen in Deutſchland Er den jungen Friedrich Wilhelm von Brandenburg (ſpäter der große Kurfürſt) und den Hrzg. Bernhard von Sachſen-Weimar betrachtete. Bevor noch die proteſtantiſchen Bundesglieder zur Fortſetzung des Krieges ſich geneigt und entſchloſſen gezeigt hatten, wählte ſich das ſiegende Heer den Herzg. Bernhard von Weimar zum oberſten Feldherrn im fortzuſetzenden Freiheitskampfe, 10 Tage etwa nach des Königs Fall (17. Novemb.) Nach Waldſteins Rückzug auf Böhmen ward Kurſachſen raſch von den kaiſerlichen Beſatzungen befreyt. Jetzt eilte der ſchwediſche Reichskanzler, Axel Oxenſtierna von Hanau, wo er des Königs Tod erfahren, herbey, um als deſſen Stellvertreter die Oberleitung der Staatsgeſchäfte zu übernehmen; aber nicht mehr nach den ins Romanhafte ſich verlierenden Planen ſeines Königs; ſondern dem Beſonnenen genügte es ſeinen Glaubensgenoſſen Sicherheit und freye Bewegung zu verſchaffen. Nach Einleitung eines allgemeinen Bündniſſes der proteſtantiſchen Reichsglieder in Deutſchland, — ein Auftrag, den ihm noch ſein König gegeben —, verfügte er ſich nach Würzburg; woſelbſt er dem Grafen von Hohenlohe als Generalſtatthalter und Oberkommandanten des fränkiſchen Kreiſes, ſowie der dortigen Regierung die nöthigen Inſtructionen ertheilte. Hohenlohe erließ den 17. Novemb. 1632 von Ochſenfurt aus an die in und um Wirzburg liegenden Officiere die Weiſung, ſie ſollten ſich zur Fortſetzung des Krieges in gute Bereitſchaft ſetzen, um auf den erſten Befehl nach Rothenburg, als dem Vereinigungspunkte, ſich zu begeben. Der Regierung zu Wirzburg eröffnete Hohenlohe die Maßnahmen des Reichskanzlers, welcher ihm unterm 22. November aus Wirzburg geſchrieben, daß er den Tag der fränkiſchen, ſchwäbiſchen und rheiniſchen Kreisſtände zu Ulm nicht in Perſon, wie er vorgehabt, beſuchen könne, weil er wegen des Königs unvermutheten Todes zur ſchwediſchen Hauptarmee, dort zu treffender höchſtdringender Anordnungen halber, ſich begeben müſſe. Es gelte jetzt, des Königs Plan, den er mit ſeinem blutigen Tod beſiegelt, der Vollendung entgegen zu führen, nämlich: die unterdrückten Religionsgenoſſen von ihren Drangſalen zu befreyen, den gewünſchten Frieden wieder herzuſtellen, das altdeutſche aufrichtige Vertrauen zu erneuern und dem ganzen römiſchen Reich ſeinen uralten Glanz ꝛc. zu verſchaffen, vornämlich aber dem beſchworenen Land- und Religionsfrieden feſte Dauer zu geben. An dieſem Streben, — daß das vom Könige bereits Errungene nicht wieder verloren gehe, ſondern behauptet werde, — möge auch der Statthalter Theil nehmen. Bey dem Aufſchub des Congreſſes zu Ulm möge man weder Zeit noch Gelegenheit verabſäumen, dem Feinde zu ſchaden; zu dem Ende ſolle Hohenlohe die Fürſten, Grafen, Herrn und Ritter des fränkiſchen Kreiſes, überhaupt ſämmtliche Stände zu einem Zuſammentritt einladen, auf welchem die ihnen jüngſt mitgetheilten Punkte des Ulmer Traktates berathen und innerhalb 14 Tagen eine ſolche Erklärung eingeſendet werde, wie ſie dem Vertrauen des höchſtſeligen Königs und ihrer eigenen Wohlfahrt entſpräche. Um allſeitiges Zuſammenwirken der proteſtantiſchen Stände zum Beſten des allgemeinen evangeliſchen Weſens gegen die unabläſſigen Machinationen des Feindes zu bewirken, auch wegen gebührender Beſorgung von des Königs Leiche und zur Tröſtung der königlichen Wittwe muß, Er, der Reichskanzler, unvermeidlich und ſchnell nach Meiſſen; die ſüddeutſchen Kreiſe ſollen mittlerweile zweckdienliche Vorbereitungen treffen, alsdann werde auch mit Gottes weiterem Beyſtande und den vereintem Zuſammenwirken ein ähnlicher Erfolg, wie ihn des Königs Heldenmuth erreicht, ihnen nicht entſtehen (Beylage I).

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwlaštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

Ungeſehen durfte nicht bleiben das nahe Monza mit ſeinem von der Longobardenkönigin Theodelinda gegründeten Dom, in welchem außer mehreren auf dieſe Tochter Bayerns bezüglichen Alterthümern die berühmte eiſerne Krone der Longobarden gezeigt wird. Ein Kletterbaum (albero della cuccagna), den K. hierorts aufgerichtet ſieht, iſt ihm der in Oberitalien noch bewahrte Reſt einer Sitte, die ſich nur bey Slawen und Indern finde.

Der Verſuchung, ſich von Mailand aus nun nach Florenz und Rom zu wenden, widerſtanden die Reiſenden um ſo leichter, als namentlich K. ſich ſagte, daß je tiefer in Italien, ſo weniger ſlawiſche Elemente zu finden ſeyn würden, ſintemal die Veneti nur Oberitalien inne gehabt, und daß er auch in der Fremde nicht ohne vaterländiſch-nationale Berührungen leben und wandern möge.

So wird denn das ſchöne Italien verlaſſen unter einem allgemeinen Rückblick, bey dem es wieder nicht an ſcharfen Streiflichtern auf Deutſches und auf Slawiſches mangelt. So wird die Einfachheit der italiſchen Titulatur geprieſen als Gegenſatz der ellenlangen deutſchen. Dieſes Hochgeboren, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Edelgeboren, Hochedelgeboren gehe auch da, wo es nicht, wie häufig, geradezu eine Lüge, auf das aus, was ſchlechterdings kein Verdienſt, ſondern reine Zufälligkeit iſt, ja es werde dadurch auf die nicht eben zarteſte Weiſe an die — Hebamme erinnert. Leider habe ſich die germaniſche Geborenheit auch in die Sprache der Böhmen (Polen, Ruſſen) eingeſchlichen. Kein Volk ſey religiöſer, aber freylich auch zum Aberglauben geneigter als Inder, Slawen und Italiener. Die altſlawiſche Liebe zum Brey, die ſchon Mauritius und Leo gelobt, ſetze ſich in der italieniſchen zur Polenta fort. Die italieniſche Sprache werde am ſchönſten zu Venedig geſprochen, vielleicht aus ſlawiſchem Einfluß, wie durch ſolchen die meißniſche oder ſächſiſche zur ſchönſten in Deutſchland geworden. Zwiſchen der italieniſchen Sprache und der ſlawiſchen beſtehen, ſowohl was den Stoff als die Form betrifft, mannichfache Aehnlichkeiten und Berührungen, und zwar in der Art, daß die ſlawiſchen meiſtens als die ältern und urſprünglichern, die italieniſchen als die jüngern aus jenen entlehnten erſcheinen. Dieſes wird durch reichliche, einige Blattſeiten einnehmende Beyſpiele zu zeigen geſucht. Bereits von Plautus, alſo 200 J. vor Chr., ſey das ſlawiſche Wort paljub, poljub, palumba gebraucht, woraus abzunehmen, wie lange ſchon die Slavo-Veneti als Nachbarn der Römer in Italien gewohnt haben müſſen. Eben dahin werde auch von den älteſten ſlawiſchen Hiſtorikern Neſtor, Boguchwal, Dalemil u. A. gewieſen. Kurz durch Geſchichte und Geographie, Sprache und Sitte, und tauſend andere Umſtände werde dargethan, daß vor den Römern und Kelten nicht nur im obern Italien, ſondern auch in Helvetien, Tirol und einem

Digitized by Google

Theil von Bayern, in Rhätien und Noricum Wendo-Slawen gewohnt, und daß der italiſche Lebensbaum ſeine Wurzel in Slawa's Boden habe.

Uebrigens werden dieſe italiſchen Veneti ſelbſt auf die paphlagoniſchen Heneti zurückgeführt, die nach dem trojaniſchen Kriege unter Antenor hieher gezogen und deren Charakteriſtik bey Homer *) ganz mit der ſpätern der adriatiſchen Illyren bey Seymnus Chius übereinſtimme. Auch ſeyen die bey Strabo, welcher zwar an die belgiſchen Veneti denke, erhaltenen paphlagoniſchen Namen, wenn man die griechiſchen Endungen abſtreift, ganz ſlawiſch. Und Polybius ſage ausdrücklich, daß die Veneti ſich in der Sprache von den Gallen unterſcheiden. Wenn ſie nun weder griechiſch noch lateiniſch ſprachen, wenn ſie ſo viele ſlawiſche Ueberbleibſel in uralten Namen von Orten, Bergen, Flüſſen, Seen u. ſ. w., ferner ſo viele Spuren ihres Einfluſſes auf die Nachbarſprachen, die altrömiſche und die neuitaliſche zurückgelaſſen haben, ſo ſey, daß ſie ſelbſt Slawen geweſen, nicht zu zweifeln.

Unter den Sprachen der jetzigen Slawen zeichnet K. vor allen die böhmiſche aus, welche gewiſſermaßen die Vorzüge aller andern europäiſchen, die Würde der ſpaniſchen, den Reichthum der engliſchen, die Tiefe der deutſchen, die Leichtigkeit der franzöſiſchen und die Lieblichkeit der italieniſchen in ſich vereine. Nur zwey Dinge findet er an ihr zu tadeln, die in neuerer Zeit überhandnehmende Neigung, klangvollere Vocale durch das dünne zwitſchernde i zu verdrängen, und den oft ungeeigneten Gebrauch des Genitivs. Wenn man ſich in der Ausſicht auf immer größere Einigung aller Slawen nur freuen könne, daß ſich, was die Schriftſprache betrifft, die Slowaken Ungarns zu den Böhmen, die Croaten und Krainer zu den Illyren, die Kleinruſſen zu den

*) Es wird die Stelle der Iliade Ν 6 angeführt nach Wlčkowský's böhmiſcher Ueberſetzung, der die Μυσοὶ geradezu für Slawen und ἱππημολγοὶ für ein Beywort nimmt:

Zews na Sláwy hledí: — na ty Slawany klisodojné,
Mlékojedy, krotké to lidi, wšech sprawedliwější.

Großruſſen halten, ſo betrübe es, durch jenen hartnäckigen Iismus der Böhmen endlich einen förmlichen Abfall der Slowaken herbeygeführt zu ſehen, während doch, wie „lingua toscana in bocca romana,“ ſo „böhmiſche Sprache in ſlowakiſchem Munde“ gelten könnte und ſollte.

Nun folgt eine Vergleichung der Art und Weiſe, wie die Veneto-Slawen zu Lateinern und Italienern mit der, wie die Wendo-Slawen zu Deutſchen gemacht worden ſeyen. Dort nur Abſichtloſigkeit, Billigkeit und Milde, hier nichts als planmäßige Gewaltthat, und noch bis in die neueſte Zeit herab höhnendes Großthun mit ſolchem an fremder Nationalität begangenen Morde. Sogar rückwirkend mochte ſelbſt der billigſten Deutſchen einer, Herder, den Slawen ihren Comenius nehmen, wie ihnen Pölitz den Huß genommen. Noch jüngſt habe es ein Teutſchwüthiger den Polen verübelt, daß ſie am Poſen'ſchen Landtag ihre eigene Sprache und Nationalität nicht dem Beſten des ganzen Königreichs, d. h. den Deutſchen, zum Opfer bringen wollen.

Es arbeite die engliſch-deutſche Menſchenliebe auf Emancipirung der Juden und Neger, und zu einer und derſelben Zeit auf möglichſte Ausrottung der Slawen hin, deren ärmliche Ueberreſte vollends verjohnbullt und verteutſchmichelt werden ſollen. Frage man nach der Quelle dieſer himmelſchreyenden Handlungsweiſe, ſo finde man ſie einestheils in der einbilderiſchen Selbſtvergötterung der hierin die Chineſen und Franzoſen noch überbietenden und wahrlich zu Affen des auserwählten Volks Gottes gewordenen Deutſchen, andrerſeits in der maßloſen Beſcheidenheit und Hingebung, in der unendlichen Zerriſſenheit und daraus entſpringenden Schwäche der Slawen. Wie da zu helfen? — Zuſammenhalten, zuſammenhalten und abermals zuſammenhalten!

Sprache, Gewohnheiten, Literatur, Thaten der Vorväter, ſelbſt Namen der Länder, Orte und alten Geſchlechter ſcheiden ein Volk mit Zaubermacht von der Fremde ab, und mußte hie und da der Gewalt nachgegeben werden, dennoch glimmen ſehnſüchtige nationale Erinnerungen im Herzen fort, die nicht ſelten unverhofft zum Ausbruch kommen. So halte

Digitized by Google

der verdeutſchte Altenburger Bauer auch nach dem Verluſt der Sprache noch feſt an Gewohnheiten, Spielen und Tracht der ſlawiſchen Väter. Selbſt die Namen der den Slawen entriſſenen nun berühmten Städte Berlin, Brandenburg (Branibor), Bremen (Breme), Dresden (Drażd'any), Leipzig (Lipsko), Lubek, Weimar (Winary), Stětin u. ſ. w. ſeyen ewige hiſtoriſche und geographiſche Denkmäler dieſes deutſchen Unrechtes, jede dieſer Städte eine ſlawiſche aus Schmerz und Verzweiflung über die gemordeten Kinder verſteinerte Niobe. Und ſo ſeyen die vielen bey dieſem Aufzehren der Slawen mit verſchlungenen noch nicht recht verdauten ſlawiſchen Wörter, die ſowohl in den deutſchen Büchern, als in den Volksmundarten namentlich Sachſens vorkommen, eben ſo viele Klagerufe über den Volksmord, eben ſo viele an Hand und Kleid des Mörders haftende Blutflecken.

K. wünſcht, daß jemand alle dieſe ins Deutſche gerathenen Slawismen zuſammenſtellen möchte, wie es durch Leška und Dankowsky in Hinſicht derjenigen geſchehen iſt, die in der Sprache der Madjaren vorkommen. Er ſelbſt macht mit einer kleinen alphabetiſchen Sammlung den Anfang.

Unverzeihlich findet er den Rath, den ein Slawe ſelbſt, der Verf. der Schrift „Slawen, Ruſſen, Germanen“ Leipzig 1842 S. 7 u. 213 den Preußen und Sachſen ertheilt, die Germaniſirung der ohnehin von Deutſchen umgebenen anderthalbhunderttauſend Lauſitzer immerhin ihren Gang gehen zu laſſen. Das heiße rathen, daß man fortfahre zu ſündigen. Aber wenn es menſchlich, zu fehlen, ſo ſey es ſataniſch, im erkannten Fehler zu verharren. Sein, K.'s, chriſtlicher Rath beſtehe darin, es möchten die Brüder Deutſchen endlich einmal in ſich gehen und wenigſtens von nun an die Erfüllung des neunten und zehnten der Gebote Gottes zu Herzen nehmen. Was die Rohheit und Unwiſſenheit dunkler Jahrhunderte verſchuldet, könne Vergebung finden, nicht ſo, was hellſehende raffinirte Abſichtlichkeit Böſes verbringe. Den Lauſitzern aber wird gerathen, ſich, was Schrift und Literatur betrifft, als die Wenigern den benachbarten Vielen, den Böhmen anzuſchließen. Es ſey dem Slawen rühmlicher und natürlicher, ein Böhme als ein Deutſcher zu ſeyn. Enden möge einmal das Zerſetzen der ſlawiſchen Nation in unzählige Partikeln, Dialektlein und kleinkrämeriſche Literaturen; groß genug ſey ſchon ihr Unglück, geviertheilt zu ſeyn.

Unter derley Gedanken, ſagt K., ſey er aus dem freundlichen Italien über das Wormſer Joch in Tirol eingetreten unter dieſe Slawenfeinde, die Deutſchen. Einigen Troſt gewährte es ihm, ſeinen Empfindungen gegen einen Reiſegefährten, einen jungen — Deutſchen aus Würtemberg Luſt laſſen zu können; der Slawe war übrigens im Falle, gegen dieſen Deutſchen den deutſchen Göthe in Schutz zu nehmen als den erſten, der mit Adelung, Herder und Grimm das antiſlawiſche Vorurtheil ſeiner Landsleute bekämpft habe. Göthe, mit dem K. ſelbſt, als deſſen Nachbar und zum Theil Mitarbeiter in Jena, oft über die Sache geſprochen, dem er auch, auf Verlangen, einige ſlawiſche Volkslieder mitgetheilt, habe ſogar, und zwar noch im höhern Alter, böhmiſch und ſerbiſch gelernt.

Zu Innsbruck ſeyen den Reiſenden mehr Serviten, Ligorianer, Capuciner, Franciſcaner, Prämonſtratenſer und Jeſuiten begegnet, als ſelbſt an irgend einem Orte von Italien. Einem als mediciniſcher Profeſſor hier lebenden verdienten Böhmen flüſtert K., nur halb im Scherze, ins Ohr: fremde Hirſe hüteſt du, die deinige freſſen die Sperlinge! Auch findet der Slawe, daß die Kirchen und Sammlungen hier wie überhaupt in Tirol häufig mit den Federn eines ſlawiſchen Künſtlers, des Martin Bohumil Polák, geſchmückt ſind.

Hofers Denkmal in der Franciſcanerkirche iſt K.'n ein ſprechendes Bild, wie die deutſche Nation, ſelbſt ihr ungebildeter Theil, überall zuſammenhalte, ſich nie an die Fremden hänge. Wie anders die Slawen! Wo ſind unſre Hofer, ruft er aus. Die Ruſſen haben doch einen Minin, einen Pożarski, aber die Böhmen, die Polen und andre Slawen haben nur Zerreißer, Zerſtückler der Nation und des Vaterlandes.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Nach Erledigung der dringendſten Geſchäfte verließ Oxenſtieena am 8. December 1632 unter dem Donner der Kanonen die Stadt Wirzburg, eilte mit großem Gefolge nach Erfurt, traf das ſchwediſche Heer zu Altenburg und begab ſich Weihnachten an den kurſächſiſchen Hof nach Dresden.

§. 21. Angeordnete beſſere Verwaltung des Kloſters Bildhauſen. Beſchwerden und Wünſche der Stadt Wirzburg. Erhebung und Sicherung der Getreid- und Weinvorräthe. Stellung des Landausſchuſſes. Steigende Zügelloſigkeit des ſchwediſchen Militärs.

Das durch Kriegsdrangſale in den tiefſten Verfall gerathene Kloſter Bildhauſen, — deſſen Abt Georgins Khinn vor den Schweden erſt nach Metz, dann nach Köln ſich geflüchtet, — erhielt auf die beweglichen Vorſtellungen der im Kloſter zurückgebliebenen Conventualen vom Generalſtatthalter in der Perſon des Veit Ulrich Truchſeß von Wetzhauſen auf Bettenburg, damals Amtmann zu Neuſtadt a/S., einen Oberverwalter mit der Weiſung: „einen tüchtigen proteſtantiſchen Inſpeetor in das Kloſter zu ordnen, der mit Beyrath der Conventualen die Haus- und Feldöeonomie dergeſtalt beſorge, daß ſich das Kloſter wiederum erhole, die Geiſtlichen und Dienerſchaft nothdürftig unterhalten und ergiebige Ueberſchüſſe der Einkünfte an das Civil und Militär-Aerar geleiſtet würden" ꝛc. Noch während Oxenſtiernas Anweſenheit überreichte der Magiſtrat von Wirzburg die Beſchwerden und Wünſche der Bürger am 10. Novemb. 1632 aus 8 Punkten beſtehend. Sie bekunden den argen Mißbrauch der Militairgewalt und die maßloſeſten Bedrückungen der armen Stadt durch das ſchwediſche Heer nicht nur, ſondern auch durch eine Menge von Perſonen, die nicht zu ſelbem gehörten: der Magiſtrat beantragte Erleichterung durch Verminderung der Beſatzung, durch Beytrag des Landes zur Unterhaltung der nöthigen Mannſchaft. Der Reichskanzler verlangte, wie dieß früher auch geſchehen war, eine genaue Ueberſicht derjenigen Getreid- und Weinvorräthe, welche von den königl. Aemtern an die durchs Land ziehenden Heeresabtheilungen abgegeben worden, und welche jetzt noch übrig ſeyen. Den Beamten ward befohlen, den Anforderungen der Soldaten und ihrer Offiziere in Bezug auf Getreid, Wein und A. nur gegen vorgezeigte Anweiſungen des Generalſtatthalters und der Regierung zu genügen, die rückſtändigen und neuerlich fälligen herrſchaftlichen Abgaben einzutreiben und an die k. Kammer, Getreide und Wein an die Magazinsſtätte zu bringen (Beylage II). — Höchſt unerfreulich lauteten der Beamten Berichte hierüber, ſie geben den Beweis, daß bald nach des Königs Tode und ungeachtet aller ergangenen Verordnungen (Beylage III) auch der letzte Schatten von Kriegszucht und öffentlicher Ordnung verſchwunden war. Zum Schutze gegen Plünderungen des königlichen und Privateigenthumes durch die Soldaten war der Ritterſchaft von der Regierung die Errichtung eines Landausſchuſſes öfters, allein vergeblich, vorgeſchlagen und befohlen worden. Truchſeß von Wetzhauſen berichtete die Unmöglichkeit, Ausſchüſſe und Contribution im Kanton Baunach zuſammenzubringen wegen der feindlichen Streifereyen und Verwüſtungen. Der Kern der jungen Mannſchaft ſey bereits den geworbenen Regimentern eingereiht, Waffen fehlten überall. In der Stadt Wirzburg ſelbſt, auf dem Marktplatz, plünderte der ſchwediſche Soldat Bürger wie Bauern. Den Oberoffizieren, die den Unfug zu ſteuern angewieſen wurden, fehlte es an gutem Willen. Die ſchwediſchen Beamten flüchteten ſich vor den häufigen Einfällen der Kaiſerlichen an Orte, die größere Sicherheit gewährten.

§. 25. Kirchliches Propagandeweſen zu Aub und Königshofen. Reclamation der fränkiſchen Ritterſchaft an die Stadt Schweinfurt. Urkunde über die Schenkung des Kloſters Amorbach an den Grafen von Erbach.

An der reichen Spitalkirche zu Aub war neben dem bisherigen katholiſchen Pfarrer auch ein proteſtantiſcher Prediger ſeit April 1632 angeſtellt; er hieß M. Johann Cranz und hatte ſein Amt nicht ohne große Mühe und „ſaure Gänge" verſehen; ging indeſſen Ende obigen Jahres auf Berufung von Chriſtian von Seinsheim, welcher ihn ſchon früher als Diaconus zu Marktbreit hatte anſtellen wollen, — dahin ab. Auf den Vorſchlag der proteſtant. Bürgerſchaft von Aub, die Pfründe des ſpitaliſchen „Meßprieſters" dem künftigen proteſtantiſchen Spitalprediger zuzuwenden, jenen aber dem kathol. Stadtpfarrer als Kaplan beyzugeben, ging die Regierung nicht ein, ſondern ſetzte den von Cranz vorgeſchlagenen M. Samuel Ehinger, der bereits in Frühlinge dieſes Jahers die Pfarrey Lipprichhauſen erhalten, dahin; nach Lipprichhauſen dagegen den Vetter des Samuel Ehinger, David Ehinger.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortſetzung.)

Bey einem der böhmiſchen hier lebenden Freunde gewahrt K., indem er etwas auf dem Klaviere ſpielt, unter den Muſicalien auch ſeine im J. 1838 erſchienene Druckſchrift „Ueber die litterariſche Wechſelſeitigkeit zwiſchen den verſchiedenen Stämmen und Mundarten der Slawen,“ und auf dem Umſchlag deutſche Verſe, die böswilliger Deutung und giftiger Verdächtigung voll ſind. Er ſchreibt aus dem Stegreif in eben ſo viel Verſen gleicher Art darunter, wie dieſe Wechſelſeitigkeit nur als eine geiſtige gemeint und ferne ſey, an Throne zu rühren, je zu wollen, daß dieß Europa Rußland werde und dergl. Uebrigens werden in Tirol, außer einigen Ortsbenennungen, worunter der des namengebenden Schloſſes ſelbſt, wenig ſlawiſche Ueberreſte, nicht einmal wendiſche Beete, bemerkt.

In Bayern eingetreten wird K. zu Mittenwald durch die hier zu Land übliche Art und Weiſe den Prieſter, der einem Sterbenden das Viaticum bringt, in Proceſſion zu begleiten, an einen Fall erinnert, bey welchem er, als in Peſth die Cholera wüthete, an der Stelle eines Amtsbruders, Vaters einer zahlreichen Familie, eine ähnliche geiſtliche Verrichtung über ſich genommen und ſo die ihm nicht wie hier aus chriſtlicher Theilnahme, ſondern aus Neugier folgende Menge von dem Vorurtheil habe heilen können, daß jede Hülfleiſtung der Art das eigene Leben gefährde.

In Bayern, ſagt K., ſchwammen wir in einem Meere von Bier. Wo wir hinkamen, wurden uns ganze Krüge mit Bier vorgeſetzt. Wer's nicht mit Augen geſehen, kann nicht glauben, wie viel die Deutſchen, beſonders die hieſigen, dieſes Getränkes zu ſich nehmen. In Weilheim, wo wir zum Abendbrod nur ein Halbſtündchen anhielten, tranken Deutſche, die neben uns ſaßen, 3 — 4 und mehr ſolcher Geſchirre leer, und, ſo ſcheint es, ohne alle Beſchwerde.

Obſchon K.'n die Gegend, durch die nun der Weg gieng, nicht übel gefiel, und zwey angenehme fein gebildete Franzoſen von der Geſellſchaft waren, verſank er doch mit einem Male in ein für dieſe auffallendes trübſinniges Schweigen. Erſt auf dringendes Fragen eröffnete er ihnen den ſtillen, ſein Slawenherz auch auf dieſem bayeriſchen Boden verfolgenden Gram. Vor zwölfhundert Jahren hatten ſich zehntauſend Slawen mit Weib und Kind vor ihren Verfolgern, den Hunen und Avaren, zu König Dagobert nach Bayern geflüchtet. Es waren ihnen hier Wohnſitze angewieſen worden. Aber kaum hatten ſich die Unglücklichen niedergelaſſen, ſo wurden ſie von den Franken und Bayern in Einer Nacht alle meuchleriſch gemordet *). Und wir, ſetzte

*) Fredegar IX. 71. Hätten die 700 dem Blutbad Entronnenen, wie Hanſiz und Kopitar vermuthen, bey dem jetzigen Dorfe Bulgaen über die Donau

Digitized by Google

K. bey, wir ziehen vielleicht eben hier über ihrem Blut und Staube dahin. Froh war K., daß die Nacht ihren Schleyer zog über dieſen Schauplatz.

Als die Reiſenden bey Tagesanbruch in München aus dem Eilwagen geſtiegen, war der erſte Bewohner, den ihr Auge traf, König Ludwig, der in ſeinem Palaſte, dem Poſtgebäude gerade gegenüber, ſchon an frühem Morgen arbeitet und auf- und abgehend von Zeit zu Zeit am Fenſter ſichtbar iſt.

Bedauert wurde, daß der eben nach der Türkey abgereiſte Prof. Fallmerayer, der Verfechter des nach Hellas gedrungenen Slawenthums, nicht begrüßt werden konnte. Aber tröſtlich war's, hier zu hören, daß auch die griechiſche Regierung an der Univerſität zu Athen einen Lehrſtuhl der ſlawiſchen Sprachen zu errichten gedenke, wie ſolche außer Rußland bereits zu Paris, Berlin und Breslau vorhanden, und von der wohlwollenden öſterreichiſchen Regierung auch für Wien und inſonderheit für Peſth zu erwarten ſtünden. Die ſlawiſchen Gebetformeln in einer aus Freyſing ſtammenden Handſchrift der Münchner Bibliothek denkt ſich K. für Slawen beſtimmt, die im IX. X. Jahrhundert noch in Bayern ſelbſt gewohnt hätten.

Außer der Bibliothek zogen den Reiſenden hauptſächlich die Pinakothek und die Glyptothek an, beydes Bauwerke, bey deren Beſuch er jedesmal mit ſich gekämpft, ob er ihnen ſelbſt oder aber ihrem Inhalt die größere Aufmerkſamkeit zu widmen habe. Wer die italieniſchen Sammlungen geſehen, dem vermöge freylich eine deutſche nicht viel Neues, Anlockendes zu bieten. Neben Werken italieniſcher Meiſter wird eine heilige Geburt von Schiavone in der herzoglich leuchtenbergiſchen Gallerie hervorgehoben. Auch gefiel, als Gegenſtand aus der böhmiſchen Geſchichte, eine eben im Kunſtverein ausgeſtellte Wlasta, die ſich wahrſagen läßt, von Alb. Zimmermann. Unter den Wandgemälden der Arcaden im Hofgarten werden zwey, nämlich der Einſturz der Innbrücke bey Mühldorf unter fliehenden Böhmen, und ein anderes, welches darſtellt, wie im Jahre 1440 der bayeriſche Herzog Albrecht die ihm dargebotene böhmiſche Krone ausſchlägt, als ſolche bezeichnet, durch die ſich das Auge eines Slawen, beſonders des Böhmen beleidigt fühlen müſſe. Vor Schwanthalers für die Walhalla beſtimmten Hermannsgruppe wieder der Ausruf: wann und wo wird man auch unſern ſlawiſchen Hermannen, Samo, Lauritas, Swatopluk, ſolche Denkmale ſetzen? Unter den für den Erzguß modellirten Statuen Schillers, Göthes, J. P. Richters vermißte K. Herdern. Er meint, „das junge Deutſchland“ trage dieſem Gerechten das Urtheil nach, das er in ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit über die Slawen ausgeſprochen; ja in einigen deutſchen Staaten ſey dieſe klaſſiſche Stelle über die Slawen durch die Cenſur förmlich unterdrückt worden.

geſetzt, ſo wäre die That ſchwerlich in der Gegend, die K. meint, vielleicht nicht einmal im jetzigen Bayern verübt worden.

Beym Gottesdienſt in der proteſtantiſchen Kirche fand K. Anlaß, Vergleichungen anzuſtellen zwiſchen der Armuth der hieſigen und überhaupt der deutſchen Proteſtanten und dem Ueberfluß der ungarſlawiſchen an ſchönen durch reichliche Abwechslung die religiöſe Stimmung hebenden Kirchenmelodien. Und dieſe tonarmen Deutſchen, dachte er ſich, dennoch wollen ſie unſer muſicaliſches Volk überall auch zu Deutſchen machen! In der Bonifaciuskirche findet er an dem Bilde dieſes Apoſtels der Deutſchen ganz die verachtenden, ſlawenfeindlichen Züge, die in deſſen Schreiben an König Ethelbold verewigt ſind, wo es heißt: Winedi foedissimum et deterrimum genus hominum. Wann werde man übrigens den Apoſteln der Slawen ähnliche Baſiliken weihen? Ob dieß ein Cyrill und Method, durch die kein Volk angefeindet und unterjocht worden, die in der Mutterſprache lehrend und ſchreibend ihr heilig Amt verwaltet, nicht mit größerm Rechte verdienten als alle deutſchen nicht Apoſtel ſondern Slawenverteutſcher und Freyheitsmörder?

Im Theater wurde Zar und Zimmermann gegeben. Die Reiſenden erkannten in der Rolle Peters ganz und gar nichts ſlawo-ruſſiſches. Dagegen betrachteten ſie mit großer nationalen Freude die beyden in der königlichen Loge anweſenden meklenburgiſchen Prinzeſſinnen, in deren Zügen ſie noch

Digitized by Google

ganz das reinſlawiſche Gepräge zu erkennen meinten. Spiel und Muſik ſchienen den Slawen alles Lobs werth. K. freute ſich inſonderheit, daß er im hieſigen Orcheſter, im Dienſt der Fremden, nicht wieder Böhmen finden müſſe. Dieſe Böhmen ſcheinen ihm übrigens ihre Liebe zur Muſik etwas zu weit und bis zur Sucht zu treiben, wobey er ſogar an die Zigeuner in Ungarn erinnert, welche die beſten Muſiker und die ſchlechteſten Soldaten ſeyen. So findet er etwas Unmännliches auch in der beliebten Diminutivform vieler böhmiſchen (mit Deutſchen auf -chen, -ken, -ke, -lein, -len, -le, -l zu vergleichenden) Geſchlechtsnamen wie Gelinek, Sedlaček, Ružička, Dobratko u. ſ. f. Länger beſchäftigt ihn ein hieſiger aus Böhmen ſtammender junger Gelehrter, der leider ſeitdem verſtorbene Karl Tutſchek (Tuček) und deſſen ſinnige Weiſe, vier jungen Südafricanern, die er deutſch lehren ſollte, zu gleicher Zeit ihre eigenen mütterlichen Sprachen abzulernen.

Das nahe Augsburg, ſchon durch ſeine alten Namen Augusta Vindelicorum und Zizaris den Slawen bedeutſam, war es nicht minder als Schauplatz der Ungarnſchlacht. Ueberdieß durfte K. einen Werth darauf legen, die Redactoren der hier erſcheinenden, nicht ſelten auch ſlawiſche Verhältniſſe beſprechenden weit verbreiteten Zeitblätter perſönlich kennen zu lernen. Es war ihm daran gelegen zu zeigen, wie wenig ſtatthaft gewiſſe zunächſt von Madjaren herrührende Verdächtigungen und die dadurch veranlaßten Beſorgniſſe ſeyen, mit welchen von den Deutſchen das in den Gebildetern der verſchiedenen Slawenzweige erwachende, zum Theil durch ihn geweckte Bewußtſeyn gemeinſamer Nationalität betrachtet werde. Eine Mahnung an ſämmtliche Zweige, in Allem, was Sprache, Literatur und geiſtiges Fortſchreiten betrifft, mehr auf einander Rückſicht zu nehmen, ein Aufruf zu ſolcher literariſchen Wechſelſeitigkeit, wie er von ihm ausgegangen, ſey ja nur was eben auch in Deutſchland durch Hohe und Höchſte wie durch Niedere von den Dächern gepredigt werde, ohne daß man dabey eine Gefahr ſehe für den Beſtand der verſchiedenen politiſchen Verhältniſſe, die auf ganz anderer Grundfeſte ruhen. Fortzuſchreiten in Allem, was Bildung, Vervollkommnung heißt, ſey einmal heilige Pflicht jeder Nation, und eben ſo heilig müſſe auch das Recht ſeyn, das ſie dazu hat.

In Augsburg mußte K. vernehmen, daß man in Dresden die bisherige böhmiſche Kirche den dort lebenden wenigen Engländern eingeräumt habe, wie denn dieſes Volk auch Ungarn, um im Sinne der Madjaren mitzuarbeiten, nicht ohne Sendlinge laſſe. Ultramadjaren, die, wie Pulsky und Conſorten, ſlawiſche Namen trügen, ſeyen übrigens keiner Antwort würdig.

Regensburg und die Walhalla zu beſuchen konnte K. ſich nicht entſchließen. Er wollte ſich den Aerger erſparen über die deutſche Ungerechtigkeit, die auch ſlawiſche Männer, z. B. Kopernik und General Diebitſch (Děwič Zabalkanský) in ihrer Walhalla aufgeſtellt und ſich zugeeignet habe. Wenn ſie uns, ſagt K., die Kaiſerin Katharina, weil ſie aus deutſchem Blute entſprungen, nehmen und dort hinſtellen, wie können ſie uns Perſonen entziehen, die durch Blut und Namen uns angehören, wie die obigen oder wie Repkow, Staupitz (Stupický), Berlepſch (Bernewička), die von Bore (Borská), Leibnitz (Libenický, welcher, nach deſſen Biographen Guhrauer I. Th. S. 4 ſeiner ſlawiſchen Abkunft ſich nicht unbewußt, vielleicht deßhalb lieber lateiniſch und franzöſiſch als deutſch geſchrieben habe), Ziethen (Sitenský), Schwerin (Zwěrinský), Maltzan (Malčanský), Maltitz (Maletický), Miltitz (Miletický), Zedlitz (Sedlický), Opitz (Opic) u. ſ. f. So ſey, des Lauſitzers Leſſing zu geſchweigen, wie es ſcheine und wie ſchon Krug vermuthet, auch Kant, der Königsberger Weiſe, ſlawiſcher Abkunft geweſen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Auch zu Königshofen gab es nach der Flucht des kathol. Pfarrers und nach dem Tode ſeines Kaplans und Pfarrverweſers einen 2. proteſtant. Pfarrer, Lorenz Prätorius, drr am 2. Februar inveſtirt wurde. — Der Zeitpunkt nach Guſtav Adolphs Tode ſchien der fränkiſchen Ritterſchaft ſehr gelegen, gegen die Reichsſtadt Schweinfurt eine Reclamation geltend zu machen, ohne befürchten zu müſſen, daß dieſe Stadt einen ſo mächtigen Stützpunkt finden wrrde, wir ihr früher der Schwedenkönig war. Der Flecken Bergrheinfeld, den 3 adligen Geſchlechtern von Thüngen, Grumbach und Schaumberg zuſtändig, ſey, ſo behauptete die Ritterſchaft in ihrer Reclamation vom 30. Decemb. 1632, drm beym Schwedenkönige erwirkten Donativr widerrechtlich eingemiſcht und von der Reichsſtadt an ſich gezogen worden. Dieſer Umgriff, der offenbar nicht in des Königs rechter Localkenntniß oder eigenen Brwegniß begründet ſey, rührr „von des Magiſtrats groſſer Importunität und unredlicher Suggeſtion“ her; ohnehin ſey Schweinfurt vom Könige „überreichlich“ beſchenkt worden, und ſollten daher die Güter irgend rines Schuldloſen vom Adel, „welcher zumal ſich der Krone Schweden mit Leib, Gut und Blut in Kriegs- und Landesdienſten verlobte,“ auf keinerley Weiſe angetaſtet und breinträchtigt werden. Einen ähnlichen Uebergriff der Grafen von Wertheim auf den St. Burkarder Zehenten zu Waldbüttelbrunn wies die k. Regierung zurück.

Endlich kam der Graf Ludwig von Erbach auf vieles Anſuchen in den Beſitz des ihm von Guſtav Adolph d. d. Naumburg, 4. Novemb. 1632 geſchenkten Kloſters Amorbach, indem Oxenſtierna, die ſchon bis auf des Königs Unterſchrift unter obigem Datum ausgefertigte Schenkungsurkunde mit dem k. Secretſigill und ſeiner Unterſchrift ſammt der beygeſetzten Bemerkung bekräftigte, ſie haben wegen des Königs unverhofften Todesfalles nicht mehr von dieſem ſelbſt vollzogen werden können. Zur Einweiſung in den Beſitz bevollmächtigte der Reichskanzler den Grafen Hohenlohe, der wieder wegen Verhinderung dieß Geſchäft dem ſchwediſchen Oberamtmann zu Amorbach Joſeph Chriſtoph von Gemmingen übertrug.

§. 26. Einleitung zur Fortſetzung des Kriegs. Verfügung gegen die Güter der Ausgewanderten. Verbot des Briefwechſels und der Verräthrrey nach den vom Feinde beſetzten Orten. Unfug des Militairs in Wirzburg.

Oxenſtierna, vom Reichsrath in Schweden zum Legaten der Krone im römiſchen Reiche und bey allen Heeren ernannt, begab ſich nach getroffenen Anordnungen bey den Armeen unter Bernhard von Weimar —, der nach Franken und an die Donau vorrücken und dem Marſchalk Horn die Hand birten ſollte —, und unter den Feldmarſchalk Kniephauſen (letzterer zur Behauptung Niederſachſens und Weſtphalens beſtimmt) nach Franken heraus und berief die kleineren Stände Süddeutſchlands auf einen Tag nach Hrilbronn. Waren die mächtigeren deutſchen Fürſten und das mißhandrlte Volk aufrichtig für den Frieden; ſo wünſchten auf der andern Seite des Krirges eifrige Fortſetzung dir fremden beuteſüchtigen Heere und ihrr Führer, die kleinen Fürſtrn, Grafen und Herrn, um im Genuſſe der vom Schwedenkönigr erhaltenen Schenkungen zu bleiben, dir kleineren Stände in Franken, Schwaben und am Rheiu, geködrrt durch die urkundlichen Verſprechungen rines Theiles der von Guſtav Adolph über dir Katholiken gemachten Eroberungen, jene Männer ferner, die ſich an Schweden und Frankreich verkauft und vor Allen der Reichskanzler Oxenſtierna, welchem ſchon ſein verſtorbener König das herrliche Kurfürſtenthum Mainz zugeſichert haben ſoll, und der länderloſe, aber ehrgeitzige und thatendürſtige Hrzg. Bernhard von Weimar, der ſein Auge auf das ſchöne Herzogthum Franken und olelleicht auf noch mrhr geworfen. — Allein die Kriegspartey mußte auch auf Mittel denken, denſelben führen zu können. Alle früheren Quellen waren durch den ſeitherigen Krieg erſchöpft; neue mußten aufgeſucht wrrden. Man griff nach den Gütern der Ausgewanderten. Drr Generalſtatthalter Graf von Hohenlohe befahl Endr Octobers 1632 der k. Regierung zu Wirzburg, ein Verzeichniß aller entwichenen und noch abweſenden Einwohner jedrn Standes, deren Häuſer, Güter, Kapitalien und Mobilien anzufertigen und ihm vorzulegen. Die Regierung übertrug dieß ſchwierige Geſchäft, inſoweit es die Stadt Wirzburg betraf, dem dortigen Magiſtrat am 26. Octob. 1632, der dann am 27. desſelben Monats dir Vögte der geflüchteten ältern Domherrn, die Beamtrn der Nebenſtiſte und Klöſtrr und die Viertelsmeiſter der Stadt, auf dem Rathhauſe verſammelt, zur Fertigung und Einſendung der begehrten Verzeichniſſe anwies.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Schluß.)

Das liebliche Salzburg, wohin ſich die Reiſenden nun gewendet, war ihnen bedeutungsvoll als der Punkt, von wo die Bekehrung der Nachbarſlawen ausgegangen. Mit beſonderer Andacht und Dankbarkeit ſtanden ſie vor St. Vitalis' Denkmal, weil dieſer Evangeliumsbote mit ſlawiſcher Sprache vertraut geweſen.

Von Iſchl an bis Linz, Wien und Peſth ſah ſich K. in allen Gaſthäuſern und Zeitungen wie verfolgt durch einen zuerſt in der ſalzburgiſchen (Nr. 197), wie er meint, mit einer gewiſſen Schadenfreude gegebenen ſtatiſtiſchen Artikel über den Verbrauch von Brantewein in der Hauptſtadt Rußlands. Leider kann er die, auch unter den Ungarſlawen beſonders beym Landvolk eingeriſſene Trunkſucht nicht in Abrede ſtellen. Scenen der Trunkenheit, für Viele freylich des einzigen Zuſtandes, in dem ſie ſich minder elend fühlen, auf den Straßen der Stadt Peſth von fremden Taglöhnern, Mähern, Schnittern dargeſtellt, trügen bey, in den Augen des großen Hauſens nicht dieſe Unglücklichen allein, ſondern ihre ganze Nation verächtlich zu machen. Wie ſchmerzlich für die Wortführer und Freunde eines Volkes, das in Einzelnen ſich ſolcher Fürſprache noch ſo unwürdig zu zeigen ſcheint! An der Obrigkeit, dem Adel, der Geiſtlichkeit, dem Lehrſtand liege es, nicht bloß dieſes Laſter, ſondern auch noch ein anderes auszurotten, das den Slawen ſelbſt von den Fremden ſo oft vorgeworfen werde, die knechtiſche Kriecherey vor Andern.

Den Weg nach Linz machten mit K. zwey junge Böhmen, die eben Italien beſucht hatten und ihn ſchlecht erbauten durch ihre Unkenntniß ihres eigenen Vaterlandes und ſeiner Literatur. Sie ſchoben die Schuld auf die böhmiſchen Schulen, in welchen, auf böhmiſch recht leſen und ſchreiben, nicht gelehrt werde.

Wie zwiſchen München und Salzburg, ſo gewahrten die Reiſenden in ganz Oberöſterreich wieder wendiſche Beete, hier auch ſlawiſche Namen und ſlawiſche Gewohnheiten. Noch im XI. XII. Jahrhundert waren an den Ufern der Traun zahlreiche ſlawiſche Ortſchaften, hier Pars Slavanorum, hier Slavinia, hier Colomezza oder Chlmec. Im Namen der Stadt Wels habe ſich noch der des ſlawiſchen Gottes Weles erhalten. Dieſe Slawen ſeyen längſt des im Sinne Kohl's und Anderer für Slawen höchſten Glückes, nämlich vollendeter Verteutſchung theilhaſtig geworden.

Auf dem Dampfboote nach Wien wird zweyen Polen aus Warſchau das Geſchick ihres Vaterlandes daraus gedeutet, daß ſie ſich an Franzoſen, an Madjaren lieber als an Stammesgenoſſen gehalten.

In Wien erhält K. Kunde von dem Ausgang des zu Peſth gehaltenen allgemeinen evangeliſchen Kirchenconvents, dem er ſich, wie eingangs erwähnt, durch dieſe Reiſe entzogen hatte. Es ſey kein Con-

Digitized by Google

vent geweſen, ſondern ein unbändiges Losſchreyen auf die Slowaken und ihre Sprache, durch welches die jungen Madjaren und Juraten ſelbſt das evangeliſche Gotteshaus zu entweihen ſich nicht entblödet hätten.

Zwiſchen Wien und Preßburg bey Ebersdorf an der Stelle, wo im Jahre 1683 Johann Sobiesky's Lager geſtanden und eine Zuſammenkunft Leopolds I. mit dieſem Befreyer Wiens ſtatt gehabt, iſt eine Pyramide errichtet, die in ihrer Aufſchrift einem Verehrer des Polenkönigs nicht eben als ein Denkmal kaiſerlichen Dankes erſchienen ſeyn müſſe, weßhalb er eine andere darunter geſetzt hat, welcher, wenn ſich auch die Bleyſtiftzüge verwiſchen, dieſes Buch Kollars eine längere Dauer ſichert.

Ein Tag in Preßburg voll nationaler Freuden und Hoffnungen unter Slawia's beſonders der karpathiſchen jugendlichem Nachwuchs zugebracht ſetzte dieſer Reiſe des ſlawiſchen Vorkämpfers gleichſam die Krone auf. Von den Profeſſoren Palkovič und Štur in den Kreis der eben zu Uebungen in der Mutterſprache verſammelten jungen Slawen eingeführt, wurde er von den Slowaken in böhmiſcher, von den Serben in ſerbiſcher Mundart bewillkommt. Nachdem in beyden Sprachen Reden gehalten, Gedichte geleſen waren, nahm der Gefeyerte ſelber das Wort, dieſer Jugend ans Herz zu legen, was namentlich dem ſlawiſchen Volke noth thue und was es von ihr erwarte. Eure Loſung, ſo ſchloß er, ſey die Wechſelſeitigkeit; was ihr thut, thut ſo, daß alle eure Empfindungen und Gedanken, eure Schriften und Handlungen, kurz eure ganze beſondere Volksthümlichkeit ankere im Meere des allgemeinen Slawenthumes.

Wir haben uns bey dieſem Berichte über das merkwürdige Buch jeder eigenen Bemerkung enthalten. Was es offenbar Schiefes, Uebertriebenes enthält, wird der deutſche Leſer ohne unſer Zuthun herausfühlen. Leicht wäre es geweſen, Gehäſſigem durch Gehäſſiges zu begegnen, Ueberſchwängliches ins Lächerliche zu ziehen. Dazu aber achten wir zu ſehr den Autor und uns ſelbſt. Er ſteht da als Kämpfer für die Schwächern, für die, welche er gedrückt glaubt und ſchützen möchte vor völligem Erdrücken. Eine ſolche Stellung iſt alles Ernſtes und aller Ehren werth. Wir zweifeln, ob vor der Zeit, da die Madjaren, was ſie früher vor ſich ſelbſt mit allen Mitteln abgewehrt, ihrerſeits den eigenen Landsleuten aufzuladen angefangen, ein Kämpfer der Art nöthig oder gleiches Dankes ſicher geweſen wäre. Ihm mußte es darauf ankommen, zunächſt in ſeinen karpathiſchen Volksgenoſſen, geſchähe es auch durch weites Ausholen, durch Klagen, Anklagen und Uebertreibungen mancher Art, kurz durch ſchärfere Reizmittel, das etwas ſtumpfe Gefühl und Bewußtſeyn der eigenen Nationalität zu wecken. Ließen ſich doch auch unter uns Deutſchen nach einer andern Richtung Gegenſtücke finden zu allen dieſen Klagen, Anklagen und Uebertreibungen. Wir erinnern nur an P. Fr. Joſ. Müllers Urſprache, an Jäkel „über den germaniſchen Urſprung der lateiniſchen Sprache und des römiſchen Volkes."

Es giebt einen Standpunkt, von welchem aus auf Fragen ſolcher Art mit größerer Unparteylichkeit eingegangen werden kann. Wenn die Sprache, dieſe mächtigſte der Gewohnheiten, dem Menſchen *dient*, ſo *beherrſcht* ſie ihn auch und grenzt ihn ein in mitunter enge Kreiſe. Unentbehrlich und höchſt wohlthätig als Mittel und Werkzeug, kann ſie vielfach hinderlich werden als Schranke. Dem, was blos Form, blos Mittel iſt, eine Art Cultus zu widmen, der nur der Sache, dem Zweck gebühren mag, nimmt etwas an vom Götzendienſt. Und wenn es unrecht iſt, irgendwo eine Form, die nicht die ererbte, mit Gewalt aufzudringen, ſo liegt andrerſeits etwas Inquiſitoriſches darin, Einen anzufeinden deßwegen, daß er neben der ererbten Form, wäre es auch mit Hintanſetzung derſelben, eine andere braucht, die ihm unter gegebenen Umſtänden beſſer zuſagen mag. Ueber der Nationalität ſteht die Humanität, ſie, der ja auch jede Nationalität heilig iſt. Wir glauben, daß unſerm Reiſenden ſelbſt, der wohl eben ſo gut deutſch als böhmiſch ſchreibt, dieſer Standpunkt nichts weniger als ein fremder ſey. Aber — wir ſind eben noch lange

Digitized by Google

nicht im Weltalter der **Humanität**, höchſtens bricht vorerſt das der **Nationalitäten** an.

Von den Beylagen haben wir bereits erwähnt die erſte, welche die Abtey Salavar betrifft. Die zweyte, als Auszug aus einer angefangenen größern Schrift „Spaziergänge im Garten ſlawiſcher Sprache“ gegeben, beſteht in einer etymologiſch-hiſtoriſchen Abhandlung über das Wort holub (columba), welche ſich bemüht, nachzuweiſen, daß nicht bloß in den ſlawiſchen Sprachen, ſondern auch in der lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen und indiſchen dem Namen der **Taube** die Wortwurzel lub, lieb oder doch der Begriff derſelben zu Grunde liege. Es ſpielen dieſe, wie überhaupt alle Etymologien des Verf., in ſehr breitem Geleiſe. Praktiſcher iſt das auf S. 281 — 362 beygefügte **ſlawiſche Künſtlerlexicon**, in welchem 507 Maler und Zeichner, 115 Kupferſtecher, 78 Bildhauer, 49 Baukünſtler aus verſchiedenen Slawenländern aufgeführt werden. Dazu kommt eine Reihe nichtſlawiſcher Künſtler, von welchen Gegenſtände aus der Slawenwelt behandelt ſind.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Ungern und zögernd gingen ſie an die Arbeit, auch gaben ſie vor, das Geforderte nicht recht zu begreifen. Daher fielen die Verzeichniſſe mangelhaft und ungenügend für die Abſichten der Regierung aus. Der Regierungskanzler Fabritius drängte zum Vollzug derſelben wegen ſeiner bevorſtehenden Reiſe zum Oberkommandanten, erließ jedoch zugleich eine gedruckte Inſtruction (Beilage V.), mit Angabe aller jener Punkte, deren Beantwortung die Regierung begehrte. Aber auch dieſe Punkte konnten nicht in kurzer Zeit beantwortet werden und man ſuchte es zu vermeiden, Verrath an den unglücklichen Mitbürgern zu begehen; auch erkannte man recht wohl die wahre Abſicht der Regierung. Am 9. Januar 1633 wurden die von obigen Beamten entworfenen Berichte und Verzeichniſſe dem Regierungskanzler überreicht, der nach vorgenommener Durchſicht dieſelben nicht der Inſtruction gemäß und oberflächlich verfaßt befand. In ſolcher Faſſung könnten ſie dem Generalſtatthalter nicht vorgelegt werden. Nun ließ ſich Fabritius herbey, am 15. Januar 1633 den Vorgeladenen die Inſtruction zu erklären. Fabritius ſtellte zuvörderſt den Mendicanten-Ordensperſonen aus einem für ſie ſehr anziehenden Geſichtspunkt die ganze Maßregel dar, indem er ſagte: die Regierung ſey ſchuldig, da es ihnen, den Mendicanten, an ihrer äußerſten Lebensnothdurft gebreche, ihnen ſolche vom Lande her zu verſchaffen: „Alles ſey lediglich auf Sicherung des Unterhaltes der Geiſtlichen abgeſehen;“ worauf die Geiſtlichen die Verſammlung verließen. Weniger einladend war des Kanzlers Rückſprache mit den Beamten der Stifte, Klöſter und Spitäler. Er begehrte die Einreichung ſchriftlicher Vorſchläge, wie man am beſten die der Krone Schweden anheimgefallenen Güter benutzen könne, damit der Regierung bey Wiederkehr des Friedens und für den Fall, daß das Land einen andern Beherrſcher, er ſey, wer er wolle (auf Weimars Uebernahme des Herzogthums Franken hingedeutet!), bekomme, der Vorwurf eines üblen Haushaltes nicht gemacht werden könne. Dem Dietricher Spitalmeiſter, Bernhard Edelwehr, der ein vom Gubernator von Eſſern erhaltenes Inhibitio-Decret, an die k. Regierung in Sachen der Caduken Güter nichts zu berichten, geltend machen wollte, drohte Fabritius mit Arreſt beym Profoßen u. ſ. w. Die meiſten eingelaufenen Berichte wurden unter Strafandrohung zur Verbeſſerung zurückgegeben. Später erhielt die Leitung des ſo lange erfolglos gebliebenen Geſchäftes der Gubernator und Rentkammer-Präſident von Eſſern.

Die zwiſchen den Ausgewanderten und ihren zurückgelaſſenen Verwandten in Folge der angeordneten Conſignation heimgefallener Güter nothwendig gewordene Correſpondenz erregte den Argwohn der Regierung und der Militair-Behörden, es möge hierbey ein mit dem Feinde der Schweden gepflogener verrätheriſcher Briefwechſel unterlaufen. Deßhalb verbot die Regierung am 21. Januar 1633 (Beylage VI) jeden heimlichen Briefwechſel und heimlichen verrätheriſchen Verkehr mit Verwandten und Freunden, welche ſich in vom Feinde beſetzten Orten aufhielten, ohne Ausnahme, bey ſchweren Strafen. Einlaufende Briefe ſollten entweder bey der Regierung oder bey der Kommandantſchaft uneröffnet vorgelegt werden; der Magiſtrat erhielt vom Präſidenten des ſchwediſchen Kriegsrathes am 25. Februar den Befehl, die Liſten der Thorſchreiber und Wirthe von den einpaſſirenden und übernachtenden Reiſenden zur Kriegskanzley einzuſenden; Hausſuchungen nach Gewehren und Hinwegnahme der gefundenen anzuordnen. In jeder Verfügung der ſchwediſchen Civil- und Kriegsbehörden ward den Bürgern ihre der Krone Schweden geſchworene Pflicht der Treue und Anhänglichkeit eingeſchärft. Allein

während die Herrſcher ſo ihre Intereſſen wahrnahmen, thaten ſie nichts, um des Schwedenkönigs gegebenes Verſprechen des Schutzes des Eigenthums der Bürger zu halten. So demolirten die Soldaten von der Beſatzung des Schloſſes die Bürgerhäuſer, um Brennholz zu erhalten oder ſelbes zu verkaufen. Dieß war der Fall mit den Häuſern im Mainviertel. Die Beſchwerde führende Deputation wurde zwar mit anſcheinender Höflichkeit vom Kommandanten, Oberſt Axel Lilo, empfangen und gehört, er gab ihnen jedoch den Rath, die Stiftskirche St. Burkard und alle Häuſer bis zur Brücke ſelbſt zu demoliren. Holz müßten ſeine Soldaten haben, denn mit Steinen könne man ſich nicht erwärmen ꝛc. Erſt als ſich der Magiſtrat an Hohenlohe gewendet, und nachdem dieſer dem Stadtkommandanten Oberſt Urküll die Abſtellung ſolchen Unfuges geboten, ward den Soldaten das weitere Abbrechen der Stifts- und Bürgerhäuſer durch Trommelſchlag unterſagt: aber die Stadt hatte das benöthigte Brennholz zu liefern ꝛc. Offenbar war es bey dieſem Demolirungs-Unweſen von den Oberſten und Hauptleuten auf Prellerey abgeſehen, nämlich, die Abhilfe ſich theuer bezahlen zu laſſen.

§. 27. Große Geldverlegenheit der Stadt Würzburg. Ankunft des ſchwediſchen Reichskanzlers nebſt andern ſchwediſchen Notabilitäten und einem franzöſiſchen Geſandten daſelbſt. Abreiſe dieſes Geſandten mit dem Reichskanzler zum Congreß in Heilbronn.

Des Reichskanzlers Ankunft zu Wirzburg erfolgte den 18. Februar 1633. Am 3. März eröffnete der ſchwediſche Reichsſchatzmeiſter Graf von Brandenſtein den beyden Bürgermeiſtern nebſt 2 Räthen in Beyſeyn des Kammerpräſidenten von Effern, daß ſie unfehlbar bis Morgen 36,000 Rthlr. erlegen ſollten, widrigenfalls ſie 2 Regimenter Execution zu erwarten hätten. Die Beſtürzten baten den Grafen um ſeine Verwendung, denm Reichskanzler einen Zahlungsaufſchub zu bewilligen, erhielten jedoch am 4. März Oxenſtiernas angebliche Entſchließung: „die Zahlung der 22,000 Rthlr. müſſe unabänderlich ſogleich geleiſtet werden, wofern der Magiſtrat größere Unannehmlichkeiten für die Stadt zu verhüten gedenke.“ Auch am 5. März wiederholte der Magiſtrat ſeine Bitte um Friſt, der Graf die hartnäckige Verſagung. Er begehrte noch für dieſen Tag 12,000 Rthlr. und fügte unter ſcharfen Ausdrücken hinzu, die Deputation könne vorher gleichwohl noch zur Audienz beym Hrn. Reichskanzler ſich melden. (Dieſe Audienz zu gewinnen, drückte der Magiſtrat dem Quartiermeiſter des Reichskanzlers 9 Rthlr. in die Hand!)

Aus ſo peinlicher Verlegenheit riß die Bedrängten der Kanzler des Generalſtatthalters von Hohenlohe, Licentiat Müller, indem er ihnen die vertrauliche Eröffnung machte, dieſe dringende Forderung an Wirzburg ſey ein bloßer Handſtreich des Grafen von Brandenſtein, der im Falle des Gelingens ſich ein großes Verdienſt erworben zu haben glaube; mißlinge er, ſo würde er es auch geſchehen laſſen müſſen. Der Magiſtrat, — der für dieſen guten Rath dem Licent. Müller eine Erkenntlichkeit an Wein verſprach, — ſolle nur feſt auf ſeiner Angabe völligen Zahlungsunvermögens beſtehen und, werde dieß nicht berückſichtigt, geradezu ſagen, man ſolle ſuchen und ſich bezahlt machen, wo und wie man wolle; der Krone Schweden ſey mit dem Ruin der Stadt Wirzburg wenig gedient. Nicht ſchaden könne es indeſſen, dem Reichskanzler ſchriftlich das notoriſche Zahlungsunvermögen unmittelbar vorzuſtellen. Sofort begab ſich eine magiſtratiſche Deputation dahin, kam aber an jenem Tag nicht vor. Erſt am 6. März um 1 Uhr, nachdem der Page ſie auf Abends 6 Uhr vor dem Abendeſſen wieder beſtellt, und von des Reichskanzlers vielen Geſchäften und übler Laune ein Wort hatte fallen laſſen, wurden die bereits wieder Abgehenden zurück und in das Audienzzimmer gerufen. Anweſend waren der Graf von Brandenſtein mit einem Oberſten, und ſpäter der General Banner ſamt Axel Lilo.

Nach Anhörung des ſummariſchen Vortrags der Deputation verwies ihr der Reichskanzler die eigenmächtige Verwendung des Nürnberger Depoſitums (22 000 Rthlr.) und entgegnete ihrer Vertheidigung über dieſen Punkt: „man hat von Euch Herren Untreue genug verſpürt, abſonderlich darin, daß Ihr wider Eure Pflicht und Schuldigkeit die im Rathhauſe deponirten und Sr. k. Majeſtät jure belli heimgefallenen Truhen mit Silbergeſchmeide und andern werthvollen Sachen verſchwieget.“ Alsdann des Reichskanzlers Warnung und Rath, das im Rathhaus Deponirte gutwillig auszuliefern. Einem Deputirten, der darauf antworten wollte, ließ Oxenſtierna, in ſichtlicher Aufwallung, nicht zu Wort kommen, und hielt ihnen 3 Punkte vor: 1) daß die hieſigen Pfaffen durch öffentlichen Anſchlag ein 40tägiges Gebet für Ausrottung der Ketzereyen angekündigt und wirklich abgehalten. Er zeigte, welch’ üblen Eindruck dieß auf ihre Obrigkeit machen müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Hegels Philoſophie der Rechts- oder Naturrechts- und Staatswiſſenſchaft im Grundriſſe. Herausgegeben von Gans. Zweyte mit Zuſätzen verſehene Ausgabe 1833. Dritte unveränderte Ausgabe 1842.

Das Urtheil, die Philoſophie ſey zu ſehr theoretiſche und zu wenig praktiſche Wiſſenſchaft, trifft zwar nicht ihr Weſen oder ihre Idee, wohl aber den gegenwärtigen Standpunkt ihrer Ausbildung. Iſt die Philoſophie Wiſſenſchaft der Vernunft, und iſt die Vernunft eben ſo ſehr praktiſcher wie theoretiſcher Geiſt, — ſo wird ſich das ſpeculative Wiſſen nur in der Einheit dieſer beyden Richtungen auf eine ſeiner Idee entſprechende Weiſe ausbilden und vollenden können. Es gereicht daher der Philoſophie ſelbſt zum Nachtheil, wenn ſie über ihrer theoretiſchen Entwickelung die praktiſche hintanſetzt.

Nichts deſto weniger iſt es nicht zu läugnen, daß die Philoſophie unſerer Zeit in allen Gebieten mehr geleiſtet hat, als in dem ethiſchen und religionsphiloſophiſchen. Denn Schelling hat ſein Syſtem nach der prakiſchen Seite bis jetzt unausgeführt gelaſſen, und Hegel hat nur die Philoſophie des Rechts, nicht aber die Ethik dargeſtellt. Und dennoch bildet die Ethik, welche mit der Rechtsphiloſophie das Gebiet der praktiſchen Philoſophie ausmacht, die höhere Sphäre der letztern, während die Religionsphiloſophie, ſofern ſie eben ſo ſehr einen theoretiſchen wie praktiſchen Charakter hat, die höchſte Sphäre und die Vollendung der geſammten Philoſophie iſt.

Es wäre unbillig, wenn man den Urhebern der neueſten Philoſophie aus dieſer relativen Hintanſetzung der praktiſchen Philoſophie einen Vorwurf machen wollte. — Denn die theoretiſche Philoſophie iſt im Syſteme die Vorausſetzung der praktiſchen, und es kann den Begründern neuer Epochen des ſpeculativen Wiſſens nicht zugemuthet werden, daß ſie den Umfang desſelben in jeder Richtung erſchöpfen. Freuen wir uns vielmehr über die unſterblichen Verdienſte, die ſie ſich um die theoretiſche Philoſophie erworben haben.

Selbſt der große Leibnitz war ſo ſehr mit metaphyſiſchen und naturphiloſophiſchen Unterſuchungen beſchäftigt, daß ihm keine Zeit für den Entwurf eines Syſtems der praktiſchen Philoſophie übrig blieb, wiewohl ſeine ganze Philoſophie von einem religiös ſittlichen Geiſte durchdrungen iſt. Dagegen war es einem Kant vergönnt, eben ſo ſehr in der praktiſchen wie in der theoretiſchen Philoſophie Epoche zu machen, und ſein Nachfolger Fichte hat beyde Wiſſenſchaften als ſich gegenſeitig ergänzende Syſteme bearbeitet. Hatte Schelling ſein großartiges Syſtem vorzugsweiſe von der theoretiſchen Seite dargeſtellt, ſo verſuchte dagegen ſein Nachfolger Hegel in ſeiner berühmten Rechtsphiloſophie ein politiſches Syſtem zu entwickeln und hielt ſelbſt über Religionsphiloſophie Vorleſungen, welche unter ſeinem Nachlaſſe erſchienen ſind. Das Syſtem der Ethik dagegen wurde in ſpeculativer Form nur von Schleiermacher ausgebildet, und zwar ganz in der Einheit mit den Principien der Schelling'ſchen Philoſophie in ihrer erſten Geſtalt.

So groß nun auch Hegels und Schleierma-

Digitized by Google

chers Verdienſte ſind, ſo laſſen ihre praktiſch philoſophiſchen Werke doch noch Vieles zu wünſchen übrig, und es wird wohl kaum in Abrede zu ſtellen ſeyn, daß der erſtere der Religionsphiloſophie und der letztere der Ethik nach Inhalt und Form nicht diejenige Vollendung zu ertheilen vermochten, wie den Werken, die ſie für den Druck ausarbeiteten.

Der Grundmangel beyder Denker beſteht darin, daß ſie ihr praktiſches Bewußtſeyn ihrer theoretiſchen Denkweiſe zum Opfer brachten, und ſtatt ihre theoretiſche Philoſophie an der praktiſchen zu erproben, dieſe vielmehr auf Koſten ihrer inneren Wahrheit und Selbſtändigkeit nach jener geſtalteten. Obwohl im Syſteme der Philoſophie die theoretiſche Philoſophie die Vorausſetzung der praktiſchen iſt, ſo iſt dieſe dennoch ſo ſehr in ſich gegründetes und geſchloſſenes Ganzes, daß ſie aus ihrem *innern Principe* entwickelt zu werden verdient, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſie in mehrfacher Hinſicht das theoretiſche Syſtem widerlegen ſollte. Dieſes kann durch die Kritik, welche es durch jene erfährt, nur gewinnen, indem es nur ſo weit innere Wahrheit haben kann, als es ſich zugleich praktiſch bewährt.

Was vorerſt Hegeln betrifft, ſo hat er ſeine Religionsphiloſophie zu abſtract dargeſtellt, als daß ſie das werden könnte, was ſie nach ſeiner eigenen Forderung als Wiſſenſchaft der abſoluten Religion ſeyn ſoll, nämlich Philoſophie des Chriſtenthums. Wie er von der Philoſophie des Rechts fordert, daß ſie nicht nur einen idealen, rein ſubjectiven Staat, eine ſogenannte platoniſche Republik zu entwerfen, ſondern vielmehr den wirklichen Staat in ſeiner inneren Vernünftigkeit zu begreifen habe, ſo ſetzt er auch der Religionsphiloſophie in höchſter und letzter Beziehung die wichtige Aufgabe: die chriſtliche Religion, welche alle Momente und Verhältniſſe des geiſtigen Daſeyns beſtimmt, als abſolute Wahrheit zu erweiſen. Allein hinter dieſer Aufgabe iſt er zurückgeblieben, indem er die eigenthümlich chriſtlichen Ideen auf die abſtracten Allgemeinheiten ſeiner pantheiſtiſchen Metaphyſik reducirt. Das Chriſtenthum iſt im Unterſchiede von den nur *nationalen* Religionen des Alterthums, welche auf einſeitige verkehrte Principien zurückgehen, *univerſelle* Religion, indem es ſich auf die Offenbarung des alleinigen Gottes durch ſeinen eingebornen Sohn gründet, in welchem er die Welt mit ſich verſöhnt. Als Religion des unendlichen Glaubens, der unendlichen Liebe und der unendlichen Hoffnung verwirklicht es ſich zu einem Gottes-Reiche, welches, obwohl es alle Formen des Daſeyns heiligt, dennoch nicht ſowohl ein äußeres reelles, als vielmehr ein inneres ideelles iſt, ſo daß ſeine *Vollendung* nicht in dem Diesſeits, oder in der Gegenwart, ſondern erſt in dem künftigen ewigen Leben zu erwarten iſt.

Ob nun gleich Hegels Syſtem des abſoluten Diesſeits ſich am wenigſten zur Philoſophie der Religion eignet, ſo kann ihm doch das Verdienſt, in ſeiner Philoſophie des Rechtes die vernünftige Organiſation des Staates mit ſpeculativem Geiſte entwickelt, und einen höchſt wichtigen Beytrag zur Begründung einer Philoſophie des Staates gegeben zu haben, nicht beſtritten werden.

Er ſetzt der Eintheilung ſeiner Rechtsphiloſophie ein allgemeines Princip, nämlich den *an und für ſich ſeyenden Willen* voraus, ſo daß ſich die Gliederung derſelben aus dem Stufengange der Idee der Freyheit oder des Rechts ergeben ſoll, §. 29. §. 33.

So weſentlich aber die Einheit des Princips dem Begriffe des Syſtems iſt, ſo fragt es ſich doch, ob Hegels Princip: Der freye Wille, nicht zu *allgemein* iſt, um *beſtimmtes* Princip der Philoſophie des Rechts zu ſeyn. Iſt der freye Wille nicht eben ſo ſehr das Princip des äſthetiſchen, des wiſſenſchaftlichen und des religiöſen Lebens, indem er ſich erſt in den Sphären der Kunſt und Wiſſenſchaft und der Religion zu dem ſeine ideelle Wahrheit verwirklichenden und wiſſenden Geiſte beſtimmt? Und hat nicht der Staat, als die der Idee des Geiſtes entſprechende Organiſation ſeines *äußeren reellen* Daſeyns die Beſtimmung, durch ſeine Geſetze und Einrichtungen Verwirklichungsmittel jener ideellen Reiche zu ſeyn, ſo daß er ſie nur vermit-

*) „Das Recht iſt die Freyheit überhaupt als Idee." S. 63 der Rechtsphiloſophie.

tellt, nicht aber ihre objective Wirklichkeit oder Wahrheit iſt?

Jedenfalls iſt es ganz unwahr, wenn Hegel die Religion S. 334 nur für die Grundlage des Staates erklärt, ſo daß ſie ſich nach ſeinen ausdrücklichen Erklärungen (Rechtsph. §. 270. und Encyklop. §. 552.) zum Staate, wie das innere Weſen zur entwickelten Wirklichkeit verhält, wornach es §. 360 „Ein und derſelbe Inhalt“ iſt, welcher in der Religion nur „im Innern des Gemüths“ ſey und mithin nur „gefühlt und vorgeſtellt“ werde, im Staate dagegen, als „der ſittlichen Wirklichkeit oder Objectivität des Geiſtes zum Daſeyn komme und gewußt werde.“ S. 346. Wenn ſonach der Staat conſequenterweiſe von Hegel S. 334 als „göttlicher Wille“ definirt wird, welcher „gegenwärtiger ſich zur wirklichen Geſtalt und Organiſation einer Welt entfaltender Geiſt“ ſey, ſo erfährt er von ihm eine Apotheoſe, die ihm noch von keinem deutſchen Philoſophen zu Theil geworden iſt, und nur etwa auf dem Standpunkte des chineſiſchen Bewußtſeyns, welches den Staat ausdrücklich für das Himmelreich erklärt, möglich iſt. —

So gerecht Hegels Polemik gegen den religiöſen Fanatismus iſt, der „wie der politiſche, S. 335, alle Staatseinrichtung und geſetzliche Ordnung als beengende, der inneren Unendlichkeit des Gemüths unangemeſſene Schranken, und ſomit das Privateigenthum, die Ehe, die Verhältniſſe und Arbeiten der bürgerlichen Geſellſchaft u. ſ. f. als der Liebe und der Freyheit des Gefühls unwürdig erkennt,“ ſo ſehr verfällt er in das entgegengeſetzte Extrem, wenn er den Staat nicht nur für die äußere Sphäre des geiſtigen Lebens, ſondern für die vollſtändige Verwirklichung des göttlichen d. h. in ſeinem Sinne allgemeinen Geiſtes erklärt *).

Im erſten Theile behandelt Hegel das von ihm unbeſtimmter Weiſe abſtract genannte Recht, in welchem ſich der einzelne Wille theils auf ein Aeußerliches, eine Sache, theils auf einen andern Willen bezieht, das ſonſt ſogenannte ſachliche und perſönliche Recht. Der zweyte Theil hat die Moralität zum Inhalte, und es fragt ſich, aus welchem Grunde Hegel die Moralität in die Rechtsphiloſophie aufnimmt. Davon liegt der Grund darin, daß ihm der Staat das verwirklichte Reich des allgemeinen ſittlichen Geiſtes, „die ſich wiſſende ſittliche Wirklichkeit“ des Geiſtes iſt, und zu dieſer objectiven Sphäre ſoll die Moralität die ſubjective Vorausſetzung bilden. Wenn nämlich die Sittlichkeit, welche den dritten Theil der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie bildet, die Einheit des ſubjectiven (einzelnen) und objectiven (allgemeinen) Geiſtes iſt, ſo ſey dagegen die Moralität die innere Sphäre des ſubjectiven Willens, der ſich entweder in der Einheit mit dem objectiven Willen (des Staates) und mithin moraliſch gut, oder im Gegenſatze zu demſelben oder moraliſch böſe beſtimme. — Die Moralität wird demnach auf die bloße Rechtlichkeit oder bürgerliche Rechtſchaffenheit (justitia civilis) als auf ihre Wahrheit reducirt. —

„Die ſittliche Subſtanz iſt nach §. 87

I. Natürlicher Geiſt — die Familie.

II. In ihrer Entzweyung und Erſcheinung: die bürgerliche Geſellſchaft.

III. Der Staat, als die in der freyen Selbſtändigkeit des beſonderen Willens eben ſo allgemeine und objective Freyheit, welcher wirkliche und organiſche Geiſt a) eines Volkes, b) durch das Verhältniß der beſonderen Volksgeiſter hindurch c) in der Weltgeſchichte zum allgemeinen

*) Man wüede den Begriff und den Inhalt der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie ganz veekennen, wenn man meinte, ee entwickle daein wieklich und wahrhaſt die vollſtändige Wirklichkeit des Geiſtes, da er in ſeinee Rechtsphiloſophie nichts als die gewöhnlichen eechtlichen und politiſchen Beſtimmungen abhandelt, und nur in dem zwiſchen das abſtracte Rechr und die Lehre vom Staate als dem Reiche dee objectiven Sittlichkeit eingeſchobenen Abſchnitt übee die Moeal ſubjectiv ethiſche Beſtimmungen giebt. — §. 1. u. 2. bezeichnet Hegel ausdrücklich nur die Idee des Rechtes als Princip des Staates und dieſen als das verwirklichte Rechtsſyſtem. —

Digitized by Google

Weltgeiſte wirklich wird und ſich offenbart, deſſen Recht das Höchſte iſt."

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

„Ich laſſe," fuhr er fort, „das katholiſche Gebet und die Meſſen Eurer Pfaffen auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, will Euch in Eurem Religionsexercitium nicht ſtörrn, Euren Kirchen keine Mißachtung erzeigen, ſondern will ſelbſt, durch die katholiſchen Kirchen gehend, meinen Hut darin abziehen rc., dagegen ſollen auch Eure Pfaffen ſich nicht eine ſolche aufregende Ungebühr erlauben. Daß ſie nämlich im Beichtſtuhle den Beſuch der evangeliſchen Kirchen verbieten und den dawider Handelnden mit Verweigerung der Abſolution drohen." — Er erinnerte ſie an des Schwebenkönigs Kriegsrecht, dem ſie oerfallen geweſen; der aber lieber die Milde der Schärfe vorgezogen und ſie in ſeinen Schutz aufgenommen habe. Er, der Reichskanzler, weede niemals dulden, daß dem geringſten Katholiken Eintrag in ſeiner Reiigionsfreyheit geſchehe, nnd wär' es geſchehen, ſo ſey er bereit, den Thäter exemplariſch beſtrafen zu laſſen. Er werde ſich erkundigen, wer der Pfaff ſey, der ſich gelüſtrn laſſen, ſolche Schmähzettel wider die Ketzer anzuſchlagen u. ſ. w. Er verlange von ihnen künftig Handhabung beſſerer Aufſicht und Verhütung unleidentlicher Anmaſſungen, widrigenfalls würde das Halsabſtricken (womit er obigem Geiſtlichen bey ſeiner Habhaftwerdung gedroht) an Ihre Hälſe kommen ıc. 2. Sie ſollten nicht dulden, daß von den Kanzein der kathol. Kirchen herab ohne Scheu geprebigt werde: „Jetzo ſey es an der Zeit ıc." und andere Aufhetzungen gegen die Proteſtanten. Solche Reden hätten ſie abznſtellen, „ſonſt gilt es Halsabſchneiben und Halszuſtricken." 3. Papiſtiſche Bürgerhaufen erzählen ſich anf dem Markte oor der Marienkapelle lügenhafte Zeitungsnachrichten und verbreiten ſie, um zu Ungehorſam und Meuterey aufznwiegeln. Solche Klatſcherey wolle er nimmer ungeahndet geduldet wiſſen. „Ich werbe deßhalb verſchiedene Spione aufſtellen und wenn Einer oder bee Andere ſolche Aufwiegeirr anzeigt und ergriffen wird, dann werde ich ihm das Herz aus dem Leibe reiſen laſſen zur Warnung für Uebelgeſinnte" ıc. Er ſchloß mit den Worten: „Gebt alſo, Ihr Herren! keine Urſache, Widriges gegen Euch vorznkehren. Denn ich bin weit entfernt, den Ruin Eurer Stabt erleben zu wollen." (Der Magiſtrat ertheilte der zuſammenberufenen Geiſtlichkeit die Weiſung, ſich vorſichtiger und kiuger zu benehmen, und trug Sorge, daß ber Reichskanzler daoon Nachricht erhielt.)

Der weggehenden Deputation bedeutete der zudringliche Brandenſtein, ſie ſollte in einer halben Stunde zu ihm kommen. Den Erſchienenen kündigte er vermöge Befehls des Reichskanzlers die ſchleunigſte Erlegung einer Abſchlagszahlung von 12.000 Rthlr. an. Sie dagegen betheuerten die unbeſiegbaee Zahlungsunmöglichkeit. Die Beyſteuer dee Bürger habe nur 160 Rthlr. ertragen, man müße ſich eines Darlebens halber zu Frankfurt oder Nürnberg umſehen; worüber Brandenſtein zornig ausrief: „der Teufel muß es glauben, daß in dieſer ſo großen Stadt nicht ſo viel baares Geld da ſey: es muß aber einmal da ſeyn!" — Er wolle indeſſen die Erklärung der Deputation dem Reichskanzler vortragen und deſſen Entſchließung ihr kund thun.

Oxenſtierna eeiſte nach Eekundigung aller öffentlichen Zuſtände dee Stadt und des Landes nach häufigen vertraulichen Conſeeenzen mit Marquis be Feuquiéres und begleitet von dieſem am 8. März nach Heilbronn zur Verſammlung der ſüddeutſchen Fürſten nnd Stände ab. Wenige Stunden voeher hatte die Stadt auf Brandenſteins Begehren 1000 Rthle. an den reichskanzleriſchen Rentmeiſter auszuzahlen, und gleich daeauf meldete ſich, die Original-Schenkungsurkunde in der Hand, der gräflich hohenlohiſche Rath und Seeretaire, Zimbrecht Sattler, um Extradirung ſämmtlicher Effekten drs geweſenen Vogts Ferdinand Karner von Geeolzhoſen, die im Rathhauſe hinterlegt waren, und welche der Reichskanzler dieſem Sattler zur Belohnung geleiſteter Dienſte geſchenkt hatte (Beylage VII).

28. Verſchiedener wider die Stadt Würzburg erregter Verdacht. Eilige Beſetzung erledigter katholiſchrr Pfarreyen mit proteſtantiſchen Predigern. Erneuerter Unfug des Militairs in Würzburg. Bedrückung des Landvolks durch bas Militair.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Hegels Philoſophie der Rechts- oder Naturrechts- und Staatswiſſenſchaft im Grundriſſe.

(Fortſetzung.)

Wenn auch Hegels Unterſcheidung der Moralität und der Sittlichkeit ihre Berechtigung hat, ſo kommt er doch nicht nur mit jeder höhern Anſicht, ſondern ſogar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, wenn er den Staat als Geiſt eines Volkes, als „die ſich frey wiſſende ſittliche Subſtanz, in welcher das abſolute Sollen eben ſo ſehr Seyn iſt,“ und mithin als das Reich der verwirklichten Sittlichkeit betrachtet.

Denn S. 349 behauptet er, daß es gleichgültig iſt, in welcher Gemüthsweiſe das, was der Staat in der Geſtalt einer rechtlichen Pflicht fordere, geleiſtet werde. Kommt mithin in der Sphäre der rechtlichen Pflichten und des Staates die Gemüthsweiſe, in welcher gehandelt wird, nicht in Betracht, ſo muß dieſe entweder überhaupt für gleichgültig erklärt werden, oder der Staat iſt nicht die Verwirklichung der Sittlichkeit. Allein außer der rechtlichen Verpflichtung, welche ſich ſelbſt auf die religiös-ſittliche Verpflichtung gründet, giebt es eine Sphäre von ideellen Verpflichtungen und Thätigkeiten, welche der Staat nicht fordert, und welche doch von der höchſten Wichtigkeit ſind, indem ſie die freye Organiſation des ſittlichen Reiches, das ſich im äſthetiſchen, theoretiſchen und religiöſen Leben entwickelt, begründen und verwirklichen.

„Was der Menſch thun müſſe,“ ſagt Hegel §. 150. der Rechtsphiloſophie, „welches die Pflichten ſind, die er zu erfüllen hat, iſt in einem ſittlichen Gemeinweſen (alſo in ſeinem Sinn im Staate) leicht zu ſagen, es iſt nichts Anderes von ihm zu thun, als was ihm in ſeinen Verhältniſſen vorgezeichnet, ausgeſprochen und bekannt iſt.“ So gewiß ein Individuum, welches nichts thut, als was ihm in ſeinen Verhältniſſen „vorgezeichnet, ausgeſprochen und bekannt iſt,“ ein tadelloſer Bürger ſeines Staates iſt, ſo wenig bewährt es ſchon dadurch, daß es nur ſeine Schuldigkeit thut, den Adel der Geſinnung, die Bildung des Geiſtes und die freye Wirkſamkeit für die Verwirklichung ideeller Zwecke, wodurch es Bürger jenes geiſtigen Reiches wird, das als ſittliche Welt im Gebiete der Kunſt, der Wiſſenſchaft und Religion ſich objectivirt oder realiſirt.

Daher unterſcheidet man allgemein zwiſchen bloßer Rechtlichkeit oder äußerer Geſetzmäßigkeit des Thuns und innerer Wahrheit des Fühlens, Wollens und Wiſſens, indem jene ihre Sphäre im Staat und deſſen Verpflichtungen hat, dieſe aber in der dem Rechtsgebiet übergeordneten Sphäre des Reiches der Sittlichkeit zu verwirklichen iſt.

Der Staat iſt mithin ſelbſt in der Geſtalt, in welcher ihn Hegel begreift, ſo wenig das verwirklichte Reich der Sittlichkeit, daß er vielmehr in der Einheit mit dem ideellen Reiche des Geiſtes nur die ſeinen höhern Zwecken entſprechende äußere Organiſation ſeines Daſeyns bildet.

Nicht aus einem politiſchen Principe, ſondern aus ihren inneren Principien oder

Digitized by Google

Ideen entwickeln ſich die Sphären der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Religion, und deßhalb hat der Staat darin ſeine höchſte Beſtimmung: daß er die freye Entwicklung des ideellen geiſtigen Lebens und Reiches durch ſeine Verfaſſung und Einrichtungen vermittele. — Die Religion iſt ſelbſt nach Hegel die Grundlage oder das innere Weſen des Staates.

Aber der religiös ſittliche Geiſt begründet den Staat nur zu dem Zwecke, um ihn als ſeinen Körper zum Verwirklichungsmittel ſeines freyen inneren Lebens zu beſtimmen.

Dieſe Begriffsbeſtimmung des Staates, nach welcher er als äußere reelle Organiſation des Geiſtes, das ideelle Reich desſelben vermittelt, erhebt ſich eben ſo ſehr über die realiſtiſche Betrachtungsweiſe, wonach er nur die Beſtimmung hat, für das äußere Wohl der Bürger zu ſorgen, wie über die idealiſtiſche Anſicht, wornach er die vollſtändige Wirklichkeit des Geiſtes darſtellt, als ob die Blüthen und Früchte des äſthetiſchen, wiſſenſchaftlichen und religiöſen Lebens aus dem Weſen des Staats erwüchſen und die eigenthümlichen Manifeſtationen oder Sphären ſeiner Objectivität bildeten.

So fern das religiös ſittliche Leben nicht nur Sache des Individuums iſt, ſondern ſogar noch eine allgemeinere Bedeutung hat, als ſelbſt das Staatsleben, indem das Chriſtenthum die durch ihre Staatsverfaſſung von einander geſchiedenen Völker zu Organen Eines geiſtigen Reiches vereint; — in dieſem Betrachte bildet es ſich ſeine eigene, von der Organiſation des Staates unterſchiedene Verfaſſung, durch welche es ſich zur chriſtlichen Kirche beſtimmt. Obwohl die chriſtliche Kirche weſentlich ein ideelles Reich iſt, in welchem ſich der Geiſt des Chriſtenthums organiſirt und objectivirt, ſo muß ſie ſich doch, um in der äußern Wirklichkeit ſich zu behaupten, im Unterſchiede, aber im harmoniſchen Verhältniſſe zum Staate in ihrer Erſcheinung rechtlich conſtituiren, eine rechtliche Verfaſſung, deren Principien das Kirchenrecht enthält.

Da nun Hegel die Religion nicht in einem ideellen Reiche, ſondern nur im Staate ſich objectiviren oder verwirklichen läßt, da er alſo mit Einem Worte die Religion verweltlicht, ſo kann er aus dem einfachen Grunde, weil es für ihn keine Kirche giebt, das Kirchenrecht nicht in ſeine Rechtsphiloſophie aufnehmen; — das Kirchenrecht, das ſelbſt Rationaliſten in ihren Rechtslehren abhandeln. Die Anſicht, wornach die Kirche im Staate aufgehen ſoll, iſt eine Conſequenz der Hegel'ſchen Lehre.

Die Verweltlichung der Religion hängt mit dem die Hegel'ſche Philoſophie characteriſirenden unbedingten Glauben an das Dieſſeits als alleinige Wirklichkeit zuſammen. So gewiß die Idee des Geiſtes in dem Zeitleben nicht ſchlechthin unwirklich iſt, da dieſes vielmehr die Beſtimmung hat, ſie von Stufe zu Stufe zu verwirklichen, ſo gewiß iſt in dem Dieſſeits der Gegenſatz der Idee und der Wirklichkeit nicht abſolut aufgehoben, und ſo gewiß kann der religiös-ſittliche Geiſt erſt nach der Vollendung der Zeit zur Ewigkeit in ſeiner abſoluten Wahrheit ſich verwirklichen und wiſſen.

Sehen wir von dieſen Mängeln ab, ſo müſſen wir geſtehen, daß Hegel den Organismus des Staates mit ſpeculativem Geiſte erkannt hat. Außerdem, daß er die Moralität zwiſchen die Lehre vom Privatrecht und die Lehre vom Staate einſchiebt, hat ſeine Rechtsphiloſophie ſyſtematiſche Einheit, und durch die Methode, die Organiſation des Staates aus ſeinem Begriffe: der Idee des Rechts *) mit innerer Nothwendigkeit zu entwickeln, hat er auch in dieſer Sphäre ſeine philoſophiſche Meiſterſchaft bewieſen.

Zwar die Beſtimmungen des Privatrechts hat er, was dem, der nicht Fachgelehrter iſt, auch nicht zugemuthet werden kann, nicht mit gehöriger Sachkenntniß und Klarheit abgeleitet, und ſelbſt in der Lehre vom Staat bezeichnet er den von ihm ſogenannten allgemeinen Stand ſo unbeſtimmt, daß es ſchwer wird, aus den 8 Linien, womit er ihn S.

*) §. 1. giebt Hegel die Definition: „Die philoſophiſche Rechtswiſſenſchaft hat die Idee des Rechts, den Begriff des Rechts und deſſen Verwirklichung zum Gegenſtande. §. 2. Das Rechtsſyſtem iſt das Reich der verwirklichten Freyheit, die Welt des Geiſtes aus ihm ſelbſt hervorgebracht als eine zweyte Natur.“

Digitized by Google

205 ſchildert, den Gelehrtenſtand und außer ihm die adminiſtrative Beamtenwelt nebſt dem Militär, welches alles einer ſeiner geiſtvollſten Schüler darin findet, herauszuleſen.

Aber daß er den Staat in ſeiner realen Gliederung zu begreifen, und das weſentliche Verhältniß ſeiner Sphären zu einander und zu dem Ganzen in der Beſtimmtheit ihres Begriffes zu erkennen ſucht, dieſer Verſuch verdient die größte Achtung.

Dem Begriff der Sache gemäß handelt er in dem erſten Abſchnitte die Familie ab, weil allerdings das Familienleben die Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft iſt. Aber befremden muß es, wenn er die Familie, deren Princip nach ihm auch die Pietät ſeyn ſoll, nur in der Sphäre abhandelt, in der bloß von Rechten und Verbindlichkeiten die Rede iſt. Mag die Familie immerhin auch unter dem Geſichtspunkte einer rechtlichen Geſellſchaft zu betrachten ſeyn, ihrem wahren Weſen, ihrer ſittlichen Bedeutung nach gehört ſie nicht in die Sphäre, in welcher Hegel von dem Syſtem der Bedürfniſſe, dem Vermögen und den Ständen, der Rechtspflege, der Corporation und endlich den Staatsgewalten ſpricht.

Im zweyten Abſchnitte entwickelt er den Begriff der bürgerlichen Geſellſchaft, welche er durch das Syſtem der Bedürfniſſe und der das Allgemeine vollziehenden Geſchäfte ſich bilden läßt. Als äußerer Staat gliedert ſich die bürgerliche Geſellſchaft in die ihr weſentlichen Stände — „den ſubſtanziellen, die ackerbauende Claſſe, den formellen — die Gewerbe und Handel treibende Claſſe, und den allgemeinen," den wir ſchon beſprochen haben.

Im dritten Abſchnitte entwickelt Hegel die Idee des Staates. Die Gliederung desſelben in ſeine weſentlichen Momente, die fürſtliche, die regierende und die geſetzgebende Gewalt, begreift er nach Kants Vorgang in der Form eines realen Schluſſes, indem die erſte das Princip der beſchließenden und entſcheidenden Einzelnheit oder Subjectivität, die zweyte das Moment der vermittelnden Beſonderheit, und die dritte das Element der das Subſtanzielle beſtimmenden Allgemeinheit bilde. Indem jede dieſer Gewalten nur in der Einheit mit den übrigen und mithin nur als Moment des Ganzen wirkt, iſt es ein und derſelbe vernünftige Wille, welcher in der geſetzgebenden Gewalt das Allgemeine beſtimmt, in der fürſtlichen Gewalt ſich ſeinen alles beſchließenden Einheitspunct ſetzt, und in der Regierungsgewalt ebenſowohl das Staatsintereſſe feſthält, wie die Beſchlüſſe des Staatsoberhauptes vollzieht.

So ſpeculativ indeſſen Hegel ſeine Staatslehre im Ganzen darſtellt, ſo iſt es doch ein weſentlicher Mangel derſelben, wenn er §. 281 „das letzte grundloſe Selbſt des Willens und die damit ebenſo grundloſe Exiſtenz, als der Natur anheimgeſtellte Beſtimmung" als die Momente erklärt, deren „Einheit die Majeſtät des Monarchen ausmache," und wenn er §. 283 „die Erwählung der oberſten Staatsbeamten der unbeſchränkten Willkühr des Monarchen anheimſtellt," da doch unbeſchränkte Willkühr in einem vernünftigen Syſteme des Gedankens oder der Wirklichkeit keinen Ort finden darf, und die Nachtheile derſelben von ſelbſt einleuchten. Den Grund, warum die Erwählung derſelben in die unbeſchränkte Willkühr des Monarchen falle, ſetzt Hegel darein, weil ſie es mit der unmittelbaren Perſon des letzteren zu thun haben. Aber dieſe individuelle Rückſicht kann nur in der Einheit mit der Beachtung ihrer allgemeinen intellectuellen und moraliſchen Befähigung ihre Berechtigung haben.

Ebenſoſehr muß es befremden, daß Hegel dem ſtändiſchen Elemente gegenüber „der grundloſen Selbſtbeſtimmung" *) des Monarchen nun einmal gar keine Selbſtändigkeit und kein Recht zugeſteht. So gerecht ſeine Polemik gegen die Denkweiſe des negativen Verſtandes iſt, welcher S. 353 das Wollen des Böſen und das Mißtrauen dagegen zum Erſten mache, und von dieſer Vorausſetzung aus pfiffigerweiſe Dämme ausklügle, die als eine Wirkſamkeit gegenſeitiger Dämme bedürfe;" — ſo ge-

*) „Die Souveränität, ſagt er §. 279 S. 365 der Rechtsphiloſophie, exiſtirt nur als die ihrer ſelbſt gewiſſe Subjectivität und als abſtracte, in ſofern grundloſe Selbſtbeſtimmung des Willens, in welcher das Letzte der Entſcheidung liegt." S. 366 „der Begriff des Monarchen iſt, das ſchlechthin aus ſich Anfangende zu ſeyn."

Digitized by Google

recht ſein verwerfendes Urtheil über dieſe *negative* Denkweiſe iſt, ſo fällt er doch in ein entgegengeſetztes Extrem, wenn er §. 394 behauptet: „Was den vorzüglich guten Willen der Stände für das allgemeine Beſte betrifft, ſo gehört es zur Anſicht des Pöbels, dem Standpunkt des *Negativen überhaupt*, bey der Regierung einen böſen oder weniger guten Willen vorauszuſetzen.“ So lange man nicht alles Wirkliche für vernünftig hält, muß man dieſer Vorausſetzung ihre relative *Möglichkeit* und Berechtigung zugeſtehen, und in dem Fall, in welchem ſie *am Orte* iſt, wird ſie nicht von ſervil und mithin pöbelhaft geſinnten, ſondern von edeln, patriotiſch denkenden Männern geltend gemacht.

Dagegen hat Hegel ganz Recht, wenn er S. 395 daraus, daß das ſtändiſche Element organiſches Moment iſt, ſeine vermittelnde Function ableitet, wornach allerdings ſeine Stellung nicht nur unter dem Geſichtspunkte der Oppoſition gegen die Regierung, ſondern weſentlich in poſitiver Hinſicht unter dem Geſichtspunkte der Berathung zu betrachten iſt.

Aber den größten Contraſt nicht nur zu den unberechtigten Zugeſtändniſſen, die Hegel dem Monarchen macht, ſondern ſelbſt zu der wiſſenſchaftlichen Beſtimmung des Begriffs des Staatsoberhauptes als „des letzten Selbſts des Staatswillens,“ und mithin „der Alles beſchließenden Einheit desſelben,“ bildet ein von dem Herausgeber aus Hegels Vorleſungen beygefügter Zuſatz, worin ſich dieſer S. 372 in folgenden Worten über die Perſon des Fürſten ausſpricht: „Die Vorausſetzung iſt nichtig, daß es auf die Beſonderheit des Charakters eines Fürſten ankomme.“ „Es iſt bey einer vollendeten Organiſation nur um die Spitze formellen Entſcheidens zu thun und man braucht zu einem Monarchen nur einen Menſchen, der Ja ſagt.“ „Was der Monarch noch über dieſe letzte Entſcheidung hat, iſt etwas, das der Particularität anheimfällt, auf die es nicht ankommen darf.“ Wie wahr bemerkt dagegen Dahlmann in ſeiner trefflichen Politik: „Auch bey der beſten Verfaſſung iſt ein guter Fürſt ein Segen des Himmels und ein ſchlechter kann nur weniger ſchaden!“

In der Sphäre des äußeren Staatsrechts betrachtet Hegel das Verhältniß der Staaten zu einander nach ſpinoziſtiſchen Principien, indem er z. B. das Recht nach der Macht ſchätzt.

Von der Kantiſchen Idee eines Staatenbundes, wodurch ein ewiger Friede geſichert werden ſolle, behauptet er, ſie ſetze die Einſtimmung der Staaten voraus, welche auf moraliſchen, religiöſen oder welchen Gründen und Rückſichten, überhaupt immer auf beſonderem ſouverainen Willen beruht, und dadurch mit Zufälligkeit behaftet bleibe. Weil das Verhältniß der Staaten zu einander ihre Souverainität zum Principe habe, ſo (welche Folge!) ſind ſie im Naturzuſtande gegen einander, und ihre Rechte haben nicht in einem allgemeinen zur Macht über ſie conſtituirten, ſondern in ihrem beſonderen Willen ihre Wirklichkeit. Jene allgemeine Beſtimmung bleibt daher beym Sollen und der Zuſtand wird eine Abwechslung von dem den Tractaten gemäßen Verhältniſſe und von der Aufhebung derſelben.

Nach dem Grundvorurtheile, wornach er die Negativität oder den Widerſpruch für das weſentliche Princip alles Lebens erklärt, muß er die erwähnte Kantiſche Idee für einen unrealen Gedanken halten. Und dennoch iſt das harmoniſche Leben der Völker unter ſich ſelbſt und in ihrer Beziehung zu einander, in welcher ſie ſich in ächt ſittlichem Sinne als Organe eines allgemeinen Geiſtesreiches betrachten, der ihrer freyen allſeitigen Entwicklung entſprechende Zuſtand, der um ſo eher als das Reſultat der weltgeſchichtlichen Kämpfe zu erwarten iſt, je mehr die Bildung und Einſicht der Völker durch die ernſten Erfahrungen der Weltgeſchichte reift.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Hegels Philoſophie der Rechts- oder Naturrechts- und Staatswiſſenſchaft im Grundriſſe.

(Schluß.)

Daß Hegel §. 343 dem Epoche machenden Volke §. 347 ein „abſolutes Recht“ zuſchreibt, wogegen die übrigen Völker „rechtlos“ ſeyen, zeigt den Geſichtspunkt, unter dem er im äußeren Staatsrecht das Recht betrachtet, auf's Beſtimmteſte, und daß er §. 340 „die Leidenſchaften, Intereſſen, Talente, das Recht und das Unrecht, die Tugenden und Laſter, wie die äußere Zufälligkeit in den größten Dimenſionen der Erſcheinung ein Spiel nennt, worin das ſittliche Ganze ſelbſt, die Selbſtändigkeit des Staates der Zufälligkeit ausgeſetzt werde,“ beweiſt, daß er ſelbſt der Vernünftigkeit der Wirklichkeit nicht traut, und die Idee der Vorſehung oder Weltregierung, für welche ſich wohl noch eine entſprechendere Erklärung, als diejenige, die er ihr durch ſein „Was wirklich iſt, iſt vernünftig“ unterlegt, finden ließe, nicht zum Principe ſeiner Weltbetrachtung macht.

Faſſen wir das Reſultat unſerer Charakteriſtik von Hegels praktiſcher Philoſophie zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß er die Rechtsphiloſophie in der Form eines ſpeculativen Syſtems dargeſtellt hat, wenn er auch über ihre Stellung zur Ethik und Religionsphiloſophie nicht zur wahren Einſicht gekommen iſt, und in manchen Irrthümern befangen war.

Der große nicht mehr aufzuhebende Gewinn, den die praktiſche Philoſophie durch das ſpeculative Wiſſen erhalten hat, iſt die Einſicht, daß die Philoſophie des Rechts und des Staates nicht eine abſtracte, ſubjective Wiſſenſchaft, ſondern die durch das wiſſenſchaftliche Denken erkannte Wahrheit des poſitiven Rechts und der wirklichen Geſtaltung der Staaten iſt, daß die Ethik keine nur particuläre Disciplin, ſondern die Wiſſenſchaft des ſeine Idee durch die Sphären der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Religion verwirklichenden Geiſtes iſt, und daß endlich die Religionsphiloſophie ſich in der Einheit des theoretiſchen und des praktiſchen Moments zu entwickeln hat, wodurch ſie ebenſoſehr die Wahrheit des ſpeculativen Denkens, wie des Chriſtenthums zum Bewußtſeyn bringt. Iſt es für den Unbefangenen nicht ſchwer, die Hegelſche Rechtsphiloſophie in dem Sinne umzubilden, in welchem ſie ihrer Idee entſpricht, ſo iſt dagegen die Entwickelung einer dem gegenwärtigen Standpuncte der Wiſſenſchaft adäquaten Ethik und Religionsphiloſophie eine Aufgabe, deren vollſtändige Löſung noch zu erwarten iſt, wiewohl ſich die Elemente zu einem ſolchen Syſteme zwar nicht im Zeitgeiſte, wohl aber im Weſen der Zeit vorfinden.

Wurde die Ethik nur als eine, das ſich ſelbſtſtändig entwickelnde geiſtige Leben durch ein abſtractes Sittengeſetz regulierende und mehr negativ als poſitiv einwirkende Disciplin betrachtet, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man ihr die Würde einer ſpeculativen Wiſſenſchaft abſprach und den moraliſchen Standpunkt als einen beſchränkten bezeichnete. Allein die Zeit des kategoriſchen Imperativs, in welcher man nur in dem Falle wahrhaft moraliſch zu handeln glaubte, wenn man nicht aus Liebe

Digitized by Google

zu Gott und den Menſchen, ſondern aus ſeiner Achtung für das abſtract formelle Sittengeſetz ſich zum Thun beſtimmte, oder zu beſtimmen glaubte, iſt vorüber; und zum Theil iſt das Princip der intellectuellen Liebe ſchon zum Princip der Moralphiloſophie erhoben z. B. in Eſchenmeier's gemüthvoller Darſtellung derſelben, anderntheils beſitzen wir Werke genug, welche, ohne ſich Moralſyſteme zu nennen, von dem Geiſte der innigſten Humanität und Religioſität durchdrungen ſind.

Herder war der erſte, welcher das Weſen der Humanität als das Princip der ächten Sittlichkeit erkannte, und wie ſehr es auch von ihm ſehr unähnlichen Geiſtern mißbraucht wurde, ſo wird doch jede wahrhafte Ethik auf dasſelbe zurückkommen. Was iſt der Zweck aller vernünftigen Moral anders als die Bildung des Menſchen zum Menſchen? — Die Erkenntniß und Verwirklichung der Idee der Menſchheit iſt mithin die große Aufgabe der moraliſchen Erziehung, und das ethiſche Syſtem wird ſeiner Beſtimmung am meiſten entſprechen, welches die Realiſirung der Idee der Menſchheit in den Sphären des ſubjectiven und des objectiven Lebens in der wahrhaften Form erkennt und darſtellt. Das Chriſtenthum ſelbſt iſt ſo weit entfernt, das wahrhaft menſchliche Weſen zu unterdrücken, daß es vielmehr die Wiederherſtellung des Menſchen zu ſeiner Idee: zum göttlichen Ebenbilde, zum Zweck hat. Die Sittlichkeit iſt mithin keine beſondere zu der anderweitigen Bildung hinzukommende Beſtimmtheit, ſondern ſie iſt die univerſelle (allſeitige) Vollendung des menſchlichen Charakters, oder ſie iſt die Wirklichkeit der Idee der Menſchheit, die einzelnen Tugenden ſind die beſondern Beſtimmtheiten oder Eigenſchaften des ſittlichen Individuums, die Pflichten ſind die der Idee der Menſchheit entſprechenden Verhaltungs- oder Thätigkeitsweiſen und das ſittliche Princip iſt die intellectuelle Liebe oder der Wille des Geiſtes, welcher ſeine Idee in der Einheit mit ſich ſelbſt, mit dem abſoluten göttlichen und dem objectiven, allgemein menſchlichen Geiſte realiſirt.

Die Sphären aber, in welchen der allgemeine Geiſt ſeine Idee realiſirt, ſind die Kunſt, die Wiſſenſchaft und die Religion. Soll nun die Ethik das Reich des ſittlichen Geiſtes in ſeiner ſubjectiven und objectiven Geſtaltung wiſſenſchaftlich entwickeln, ſo wird ſie in der Einheit mit der Rechtsphiloſophie die Wahrheit jener Sphären zu erweiſen haben, oder ſie wird diejenige Form des äſthetiſchen, des wiſſenſchaftlichen und des religiöſen Lebens beſtimmen, in welcher dieſes das Weſen des ſeine Idee verwirklichenden Geiſtes darſtellt. So betrachtet iſt die Ethik keine particuläre Wiſſenſchaft, ſondern wie das ſittliche Leben ſelbſt ſich nicht auf das Halten von ein paar Geboten beſchränkt, und nicht bloße Rechtlichkeit, ſondern die ſich nach allen Beziehungen bewährende ideelle Wirklichkeit des erkennenden und wollenden Geiſtes iſt, ſo iſt auch die Wiſſenſchaft des ſittlichen Geiſtes nur in der Darſtellung: Entwickelung der Idee der Menſchheit, in welcher ſich der ideale Gehalt aller Geiſteswiſſenſchaften, der Anthropologie, der Aeſthetik, der Philoſophie der Geſchichte und der Religionsphiloſophie concentrirt. Selbſt die Naturphiloſophie iſt nicht ohne Beziehung auf die Idee der Sittlichkeit, indem der Geiſt nur im wahren Verhältniſſe zur Natur ſeine Idee realiſirt. Die Rechtsphiloſophie aber wird die Organiſation des Staates um ſo wahrer entwickeln, je mehr ſie auf das ideelle Reich, deſſen Vermittelung der Staat iſt, und mithin auf die Ethik hinweist.

Es wurde ſchon erwähnt, daß Schleiermachern das große Verdienſt gebührt, die Ethik in jener univerſellen Bedeutung dargeſtellt zu haben. Obgleich ſein ethiſches Syſtem ſeiner Aufgabe, wegen ſeines vorherrſchend pantheiſtiſchen und naturaliſtiſchen Charakters, nicht entſpricht, ſo hat er doch durch ſeine Geſammtwirkſamkeit einen großen Antheil an der Begründung der höhern Weltanſicht, deren Darſtellung ſich mehrere ihm geiſtig verwandte Forſcher widmeten. Wird allgemein zugeſtanden, daß die Philoſophie den Inhalt des Bewußtſeyns nicht produciren, ſondern nur denkend reproduciren d. h. begreifen kann, und kommt mithin in realer Hinſicht alles auf die Weltanſchauung an, welche durch die Philoſophie zum wiſſenſchaftlichen Syſtem ausgebildet wird, oder iſt, wie Hegel ſagt, die Philoſophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt *), ſo hat man

*) Rechtsphiloſophie S. XX.

nur die Wahl zwiſchen einem den Zeitgeiſt in ſich aufnehmenden und ſeinen Anſichten und Intereſſen und Leidenſchaften huldigenden Syſteme, und einer Philoſophie, die ſich in das innere Weſen des Daſeyns vertieft, um durch die wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſeiner Idee den Geiſt der Zeit zur Erkenntniß und zur Verwirklichung ſeiner Wahrheit zu erheben.

Das innerſte Lebens- und Wahrheitsprincip der neuern Welt: das Chriſtenthum kann durch die Fortbildung des Geiſtes nur inniger und vielſeitiger realiſirt und erkannt, nicht aber auf unbeſtimmte Allgemeinheiten reducirt werden, wenn nicht die Einheit mit der Vergangenheit abgebrochen und mithin die Möglichkeit eines organiſchen Fortſchrittes aufgehoben wird.

Wenn der Pantheismus der Religion und Kunſt ihr Allerheiligſtes entweiht, indem er durch ſeine Welt- und Menſchenvergötterung den der Verehrung des alleinigen Gottes und der Verherrlichung der heiligen Geſchichte geweihten, chriſtlichen Tempel in ein Pantheon von Erdengöttern umwandelt, und wenn die durch den Naturalismus verkehrte Wiſſenſchaft nur Irdiſches und Vergängliches erkennt und eben dadurch ihr höchſtes Intereſſe, das Intereſſe, das von dem abſoluten Geiſte gedachte und geoffenbarte Syſtem des natürlichen und geiſtigen Univerſums im Lichte der göttlichen Idee zu erforſchen, verliert, ſo darf es nicht befremden, daß auch die Moral zu einer nur ſubjectiven Disciplin herabgeſetzt wird, deren Wirklichkeit und Wahrheit erſt im Staate als objectivem Reiche der Sittlichkeit erkannt werde. Denn worin hat die Moral anders ihre Objectivirung und Realiſirung als in der chriſtlichen Kirche und in der chriſtlichen Kunſt und Wiſſenſchaft? — Wird mithin die Wahrheit und Realität des Chriſtenthums verkannt, ſo verliert auch die Moral ihre wahrhafte Objectivität und ſelbſt in ſubjectiver Bedeutung kann ſie nicht mehr als das erkannt werden, was ſie in dieſer Beziehung ſeyn ſoll, als Erziehung des Individuums zum Bürger eines ewigen Gottesreiches.

Je mehr daher einerſeits die Plattheit und Gemeinheit des die Religion auf die bloße Moral reducirenden, und die Moral um ihrer Nützlichkeit willen ſchätzenden Rationalismus, andererſeits die Phantaſterey der Selbſt- und Weltvergötterung durch die Ausbildung des chriſtlichen Lebens, der chriſtlichen Kunſt und einer ſich in der freyen Einheit mit dem Weſen des Chriſtenthums entwickelnden Wiſſenſchaft überwunden wird, und je wahrer und umfaſſender ſich dieſes ideelle Geiſtesreich realiſirt, deſto tiefer und reicher wird ſich die praktiſche Philoſophie geſtalten, um auf die Weiterbildung des geiſtigen Daſeyns, welches ſie zu ihrer Vorausſetzung hat, zurückzuwirken. —

Dann wird die ſtille, aber tiefe Wirkung, welche die Philoſophie wie auf das Wiſſen, ſo auf das Leben äußert, das Urtheil: ſie habe zu wenig praktiſche Bedeutung, widerlegen, und ihr diejenige Anerkennung verſchaffen, welche ſie als die, die poſitiven Wiſſenſchaften begründende, ſowohl praktiſche als theoretiſche Vernunftwiſſenſchaft verdient.

Fiſcher.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Die Landesregierung und der Generalſuperintendent Dr. Schleupner wirkten im Vereine auf Beſchränkung der kathol. Religionsfreyheit; dem Reichskanzler hatten ſie geklagt, der ausgeſäete reine evangeliſche Glaube habe bey den Papiſten einen empfänglichen Boden noch nicht gefunden und werde ihn ſo lange nicht finden, als ihnen im Beichtſtuhl der Beſuch proteſtant. Predigten auf ihr Gewiſſen verboten und jeder Uebertritt eines Katholiken zum Proteſtantismus durch papiſtiſche Geiſtliche verhindert werde. Vom Lande eingegangene Berichte über Nichtbeſuch der Predigten und Betſtunden hätten ſie zur Erlaſſung eines Mandats unterm 25. Februar 1633 vermocht, wodurch aufs Neue zum fleißigen Beſuch des evangeliſchen Gottesdienſtes aufgefordert worden. — Wie der Reichskanzler über dieſen Punkt gegen die Deputation ſich ausgelaſſen, iſt erzählt: Jetzt erhielt am 11. März der Magiſtrat von der Regierung ein Verweismandat mit der ernſten Beſchuldigung inſinuirt: Er ſelber habe, gleich den Geiſtlichen, der Bürgerſchaft den

Digitized by Google

Beſuch der evangeliſchen Kirchen verboten und verbiete ſolchen fortwährend. Am 12. März vertheidigte den Magiſtrat eine beſondere Deputation desſelben bey der Regierung gegen einen ſo grundloſen Vorwurf.

Nicht geringe Verlegenheit bereitete dem Magiſtrate dir von unbekanntee Hand vorgenommene Beſchimpfung und Beſudelung des Mandats vom 25. Februar, welches an der Kirchthür der finſtern Kapelle angeſchlagen war. Die Regierung trug dem Magiſtrate die ſchleunigſte Unterſuchung des Factums und die Erforſchung des verwegenen Verbrechers auf. Der Magiſtrat betheuerte ſeine Unſchuld ſowie ſeinen Eifer im Aufſpüren des Thäters und ließ zugleich ein öffentlichrs Mandat an die Bürger (Beylage VII) von den Kanzeln ableſen, worin dieſe angewieſen wurden, die von der Regierung angeſchlagenen Mandate gezieınend zu achten. Die Unterſuchungen führten zu kriner Entdeckung. Dir Wirzburger jrdoch hatten die Anſicht, daß irgend ein böswilligee fremder Menſch — kein katholiſcher Einwohner, — bezweckt habe, die Stadt in Verdacht des Religionshaſſes und in Unglück zu bringen. Auch die falſchr Denunciation, mit dem Feinde korreſpondirt zu haben, kam, vermuthlich durch dasſribe Individuum, wieder vor. Zur Strafe füe Stadt nnd Land verdoppelte ſofort dir k. Regierung, angeſpornt durch Schlrupner, ihren religiöſen Bekehrungseifer, indem ſie erledigte katholiſche Pfarreyen ohne weiters mit proteſtant. Predigern beſetzte und zu beſetzen fortfuhr. Der Rentkammerpräſident von Eſſern forderte anfangs April (Beylage IX) den Klöſtern und Stiftern Bericht ab, ob ihre Landpfarrer ben Ankunſt der Schweden auf ihren Poſten geblieben, oder ſich geflüchtet, ob und wann ſie zurückgekehrt oder noch abweſend und ihre Stellen erledigt feyen. Ein weiteres Uebrl für die Bürger war dir Zuchtloſigkeit drr Soldaten, welchr anfingen, gleich brrechtigten Wirthen öffentlich für Gäſtr Wein auszuſchenken und zu kochen. Sir ſtahlen auch ſehr häufig und fanden an den Juden die rechten Abſatzmänner, die die Soldaten zu ferneren Diebereyen ermunterten. Auch den früheren Unfug des Häuſerabbrechens im Mainviertel wegen Mangrl an Holz geſtattete Axel Lilln, ebenſo that Urküll, der „die Pfaffenhöfe im Haugenviertel“ durch Bürger demolirt wiſſen wolltr; und wirklich bedrohten die raubluſtigen Soldaten ſogar dir Stiftskirche mit Zerſtörung (ſie ſtahlen und verkauften die Schwengel der dortigen Thurmglocken). Girng es unter den Augen der oberſten Civil- und Militairbehörden in Wirzburg alſo her; ſo um vieles ungeſcheuter noch in den Landſtädten, Aemtern und Abteyen als Werb-, Sammel- und Muſterplätzen! Erklärte doch der Kommandant Hart von Schweinfurt, — der den Gerolzhofern einr Contribution abpreſſen wollte, weßhalb ſie ſich, und auch wegen ihrem gefangen gehaltrnen Bürgermriſter, an Hohenlohe wendeten, — „wrder der Generalſtatthalter noch dir Regierung in Wirzburg habe ihm zu befehlen“ und er werde, wenn Gerolzhoſen die verlangte Contribution nicht bald erlege, daſelbſt ſengrn und brennen! — Nicht beſſer wurde es daſelbſt, als nach Entfernung Hart's durch die Regierung der Oberſt Strinau ſeinen Muſterplatz dort und im Amtsbezirk aufſchlug, deſſen unbändige Soldaten an den Bürgrrn und Bauern das Aergſte verübten, alle Vorräthr entweder aufzehrten oder wegführtrn, dir Häuſer durchwühlten und plünderten. Niemand war auf der Straßr ſeinee Freyheit und ſeines Lebens ſicher. Die Beſchwerden des Magiſtrats von Gerolzhoſen erbitterten Führer und Soldaten nur noch mehr, ſo daß der Erſtere bey ſeinem Abzuge das Städtchen gänzlich ausplündern ließ; ſich Widerſetzendr wurden niedergeſchoſſen. Ein Quälgeiſt löſte den andern ab; gleicher Druck, wie hier, lag auf Ebern, Ochſenfurt, Kloſter Bildhauſen und Umgegend.

§. 29. Ende des Kongreſſes zu Hrilbronn. Aufſtand des ſchwediſch-deutſchen Heeres.

Auf dem Congreß zu Heilbronn hatten dir ſüddeutſchen proteſtantiſchen Fürſten, Grafen, Ritter und Reichsſtädtr unter ſich und mit der Krone Schweden ein Bündniß zur Fortſetzung des Krieges und zur wechſelſeitigen Unterſtützung abgeſchloſſen. Oxenſtierna hattr zwar dir Verhandlungen geleitet, abee auch Feuquières wae nicht ohne Einfluß auf die Verſammelten geblirbn; wenigſtens ward der dritte von den neun Hauptpunkten, welcher dem Reichskanzler und Director drs Bundes ein Consilium formatum von wohlqualificirten Perſonen an die Seite ſetzt, als rine durch den Geſandten Frankreichs zuwege grbrachte Schranke wider Oxenſtirna's Allgewalt brtrachtet.

(Fortſetzung.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Reden und Aufſätze. Ein Beytrag zur Gymnaſial-Pädagogik und Philologie von Dr. Ludwig Döderlein. Erlangen 1843. S. VIII u. 408. 8.

Eine von dem Hrn. Prof. Döderlein auf Zuſpruch von Freunden herausgegebene und der dritten Jubelfeyer der ſächſiſchen Schulpforta geweihte Sammlung von Reden und Aufſätzen, die er ſeit 1821, größtentheils bey Feyerlichkeiten der Univerſität oder des Gymnaſiums zu Erlangen, zum Theil auch in Zeitſchriften hat erſcheinen laſſen. Zwey dieſer Stücke (pädagogiſche Bemerkungen und Bekenntniſſe; — über den Vortrag der Poetik und Rhetorik) ſind in dieſen Blättern (Bd. X. S. 201 u. Bd. XVI. S. 381) bereits angezeigt worden. Die meiſten übrigen ſind Reden, in welchen der Verf. ein gemiſchtes und, wie es ſcheint, großentheils ungelehrtes Publikum mit wichtigen Erforderniſſen der gelehrten Jugendbildung bekannt zu machen und zu befreunden geſucht hat. Schon dieſer löbliche Zweck würde den Wieder-Abdruck rechtfertigen; noch mehr thut dieß die eben ſo gewandte als beſonnene Ausführung, die den Ernſt des Gegenſtandes durch eine ungeſuchte Leutſeligkeit erheitert.

Unter den mancherley ſchätzbaren Zugaben ſind ſorgfältig gearbeitete Ueberſetzungs-Proben, zum Theil von ſeinen Bemerkungen begleitet, z. B. S. 280. „Allen Anklang an das Gewöhnliche ſcheut Tacitus mehr als irgend etwas, bisweilen bis zum Uebermaß." S. 278. „Horazens Oden machen zur größeren Hälfte nur auf Nettigkeit, zur kleineren auf Großartigkeit Anſpruch," wo Ref. nur ſtatt „Nettigkeit" Anmuth oder Zierlichkeit ſetzen würde. Dieſe Proben giebt der Verf. als Verſuche eines Mittelweges zwiſchen „treuer und freyer Nachbildung." Dem Ref. iſt nur eine Stelle aufgefallen, die ſich zu viel auf letztere Seite neigt. S. 281. „In des Bibaculus und Catullus Dichtungen finden wir nichts als Hohn gegen das Haus Cäſar" (Tac. ann. IV. 34), wo leguntur nicht genug und referta zu ſtark ausgedrückt ſcheint.

Beſondern Dank verdient Hr. D. dafür, daß er die am Grabe des 1842 verſtorbenen Profeſſors Kopp von ihm gehaltene Rede in die Sammlung aufgenommen, auch biographiſche Anmerkungen beygefügt hat. Ref. ergreift die Gelegenheit, aus dieſen Mittheilungen und zum Theil aus eigener Erinnerung, etwas von dem Leben des vortrefflichen Mannes in dieſen Blättern, die an ihm einen der fleißigſten Mitarbeiter gehabt haben, niederzulegen.

Joſeph Kopp, geb. 1788, war der Sohn eines wenig bemittelten Landmanns, tief im bayeriſchen Walde jenſeits Zwieſel. Schon als Kind beſtimmte ihn ſeine fromme Mutter dem geiſtlichen Stande, dem einer ihrer Brüder angehörte. Der erſte Unterricht bey einem Chorregenten in der Nähe war nicht nur äußerſt mangelhaft, ſondern auch mit Beſchwerden und Entbehrungen erkauft, die weit über das hinausgingen, was die Armuth ſonſt zu einer guten Pflegerin des Knabenalters macht. Auf der lateiniſchen Schule, die Kopp vom 11. bis zum 14. Jahre beſuchte, gab ſich bald ſeine glückliche Anlage kund, fand aber deſto weniger Aufmunterung, weil ſie mehr begehrte, als die geringen Lehrkräfte

Digitized by Google

darboten und die enge Schulordnung zuließ. Deutſche Litteratur z. B. war nicht nur ausgeſchloſſen, ſondern verpönt. Kopp gedachte oft mit Vergnügen ſeiner erſten verſtohlenen Blicke in dieſe Litteratur, und ohne Bitterkeit der Strafe, die der verbotene Genuß ihm zugezogen. Aus dieſem läſtigen Zwange gerieth er ſogleich in eine gefährliche Ungebundenheit auf dem Gymnaſium zu München. Zwar ſein Fleiß wurde da noch größer, es fehlte aber an einer Leitung, die vor Abwegen bewahrt hätte, worauf ihn nicht nur der Ueberfluß an Wiſſenswerthem, das ihm nun zugänglich war, ſondern auch der ungewöhnlich freye Ton einiger Vorträge führen konnte. Solch eine Leitung und weit mehr wurde ihm auf dem Lyceum zu München durch Friedrich Jacobs zu Theil. Von der Einwirkung dieſes Lehrers auf ihn und etliche ſeiner Mitſchüler ſprach Kopp wie von einer plötzlichen Erwärmung und Erleuchtung, die ſo mächtig war, daß ſie auf das ganze Leben fortdauerte. Zu jenen Mitſchülern gehörte auch der S. 223 genannte treffliche Arzt, den Ref. faſt dreyßig Jahre ſpäter aus gleich frohen Erinnerungen davon ſprechen gehört hat: „ſein Griechiſch, ſagte er, vergaß ich bald; aber die Geſinnung iſt mir geblieben.“ Durch Jacobs wurde Kopp beſtimmt, ſich der Philologie zu widmen. Auf deſſelben Empfehlung erhielt er von der Regierung, die auf Heranbildung von Lehrern für die gelehrten Schulen bedacht war, eine namhafte Unterſtützung, um auf der Univerſität Heidelberg ſeine Studien fortzuſetzen. Creuzer war da ſein Führer, jedoch nicht der einzige. Seiner Luſt zu der Fülle philologiſcher Gelehrſamkeit hielt das Bedürfniß einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Gründung die Wage. Dieſes wurde ihm vorerſt durch Fries befriedigt. Folgenreicher war, daß ihn dieſer vorzugsweiſe an den Ariſtoteles wies, deſſen Studium von da an auf lange Zeit Kopp's vornehmſte und liebſte Beſchäftigung geweſen iſt. Erſt in folgenden Jahren auch dem Plato zugewandt (das erſte Leſen der Republik ließ ihn kalt, faſt abgeneigt, das zweyte riß ihn zur Bewunderung und Verehrung hin), wußte er ſich das recht fruchtbar zu machen, was er aus Creuzer's gehaltreicher Lehre zurückgelegt hatte.

Sogleich nach ſeiner Rückkehr von Heidelberg wurde er an einer niederen Claſſe des Gymnaſiums zu München, einige Zeit nachher an einer höheren angeſtellt. Als Schleiermacher im J. 1818 hier war, ließ er ſich durch Kopp die k. Bibliothek, insbeſondere den großen Vorrath zum Ariſtoteles zeigen, war erſtaunt über die Gelehrſamkeit des jungen Mannes und ſprach ihm dringend zu, den Ruf an eine preußiſche Univerſität, den er ihm verſchaffen würde, anzunehmen. Dieß lehnte Kopp auf der Stelle entſchieden ab, zum Theil wohl aus einer Ahndung, er würde ſich in norddeutſche Art und Weiſe nicht gut fügen, zumeiſt aber aus Anhänglichkeit an das Heimatland. Seine Tüchtigkeit zu größeren Leiſtungen, als die von ihm gefordert wurden, konnte ihm ſelbſt nicht verborgen bleiben; dieſes Bewußtſeyn hatte aber für ihn ſo wenig drückendes als zu unzweckmäßiger Steigerung ſeines Unterrichts verleitendes. Manche Nebenſtunden widmete er indeſſen gerne begabteren Schülern der Anſtalt, von denen einer, jetzt ein Künſtler des erſten Ranges, bezeugt, „ihm unendlich viel zu verdanken.“ „Kopp las mit mir und ein Paar Andern den Homer Abends oder Sonntags. Homer war mir Alles, ich lernte ihn ſtellenweiſe auswendig, ich zeichnete daraus.... Ich wurde der Sprache etwas mächtig, ja gewann ſie ſo lieb, daß ich Philologe werden wollte; da rief mich der Tod meines Vaters auf eine andere Bahn.“ Dieß ſind die eigenen Worte Schwanthaler's. Nach einiger Zeit rückte Kopp in das Lyceum vor, erhielt aber da nicht die Aufgabe, zu welcher ihn die bisherigen Studien beriefen, ſondern eine ganz neue, die Weltgeſchichte. Ref. war Zeuge, des angeſtrengten Fleißes, mit dem er, ſtatt ſich mit vorliegenden Bearbeitungen zu begnügen, alsbald zu den Hauptquellen drang. Jedoch nicht lange, ſo wurde er ſeinem eignen Fache wiedergegeben. Seit 1827 Lehrer der alten Litteratur und zweyter Vorſteher des philologiſchen Seminars der Univerſität Erlangen, hat er auch da vielfach wohlthätig gewirkt. Minder geſchickt anzuführen, als begleitend zu helfen und zu fördern, leiſtete er nicht nue lernbegierigen Jünglingen, ſondern oft auch Amtsgenoſſen, durch bereitwillige Mittheilungen aus dem Reichthume ſeiner Gehrſamkeit, die ſchätzbarſten Dienſte. Gegenüber dieſer ausnehmenden Bereitwilligkeit im Stillen, gegen Freunde, ſtand bey ihm eine Abneigung, als Schriftſteller vor

Digitized by Google

das große Publikum zu treten, die erſt in ſeinen letzten Jahren durch anhaltenden Zuſpruch gemindert werden konnte. Ueber den Beyfall, den ſeine erſten Beyträge zu unſeren Anzeigen fanden, war er ſo verwundert als erfreut, und in Kurzem machte ihm dieſe Arbeit ſo viel Vergnügen, daß er darin mit unerwarteter Emſigkeit fortfuhr *). Nun faßte er auch Muth, ſeine großen Sammlungen zu einem Lexicon Aristotelicum zu überarbeiten und dem Drucke zu übergeben. Dieſer Vorſatz iſt durch ſeinen frühen Tod vereitelt worden; die Sammlungen aber ſind erhalten und auf der Bibliothek der Univerſität Erlangen niedergelegt.

Topographie Athens. Von W. Martin **Leake.** Zweyte Ausgabe. Ueberſetzt von J. G. **Baiter** und H. **Sauppe.** Mit acht Tafeln. Zürich bey Meyer und Zeller. 1844.

Haben die jüngſten Unterſuchungen und Arbeiten über die örtlichen Verhältniſſe des alten Roms vorzüglich deutſche Gelehrte zu Urhebern und darf man eine Topographie der früheren Weltbeherrſcherin als wiſſenſchaftliches und hiſtoriſch begründetes Ganze für das Werk deutſcher Gründlichkeit und Klarheit der Anſchauung erklären, ſo müſſen wir denſelben Ruhm in Betreff einer ähnlichen Topographie Athens annoch jenem Volk überlaſſen, welches freylich durch ſeine politiſche Stellung und ich möchte ſagen durch eine beſondre Huld des Schickſals die ſchönſten Mittel an der Hand hat, tüchtige und rüſtige Männer zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen überall hin auszuſenden, und das uns Deutſchen trotz unſeres Fleißes, unſeres Wiſſens, unſerer Stubengelehrſamkeit im Ausbeuten reicher Fundgruben des Alterthums — wer dächte hier nicht mit einer gewiſſen Wehmuth an die Xanthiſche Expedition? — ſo lange den Rang ablaufen wird, als wir nicht unſre Kräfte aſſociren und in Geſellſchaft, von gemeinſamen Mitteln unterſtützt, wenn auch nicht auf deutſchen Linienſchiffen, das bläuliche Meer durchſchiffen. — Daß uns hierin das Glück nicht wohl will, ſondern lieber faſt ſchon gereifte Früchte unſern ausgeſtreckten Händen entreißt, mahnt O. Müllers und H. N. Ulrichs' beklagenswerthes Hinſcheiden.

Doch kann uns das beruhigen, daß uns dafür ein genügender Erſatz vom Nachbarvolk geboten wird. Leake's Topographie von Athen galt ſchon in der erſten Auflage für würdig, durch Uebertragung ins Deutſche allen Bewunderern dieſer einzigen Stadt zugänglich gemacht zu werden; und wer wünſchte auch nicht, wenigſtens im Bilde die Pnyx, die Propyläen, die Stelle der Akademie zu ſchauen oder durch die langen Mauern in den Piräus zu wandeln und hinabzuſteigen auf das Feld der Marathoniſchen Helden? Im Jahr 1841 erſchien eine zweyte Auflage unter dem Titel: The Topography of Athens and the Demi. Die Topographie bildet jedoch einen geſonderten Theil mit dem Titel: The Top. of Athens. With some remarks on its antiquities. Seconde edit. By W. M. Leake etc. Ehe uns das Original erreichbar war, (auch die **Demen** kennen wir bloß nach **Weſtermanns** Verdeutſchung) erhielten wir aus der rüſtigen und ſtets thätigen Züricher Schule, der wir in neuer Zeit ſo gelungene Unternehmungen verdanken, eine Ueberſetzung des Leake'ſchen Werks, welche ſchon deßhalb willkommen ſeyn muß, weil **wir** wenigſtens daraus

*) Kopp's Beyträge zu den gelehrten Anzeigen ſind:

Jahrgang 1836.
Nro. 27. 85. 86. 110 — 113. 131. 212.

Jahrgang 1837.
Nro. 1. 2. 6. 9. 83 — 85. 91 — 94. 98. 99. 100. 116. 117. 131 — 133. 136 — 139. 144. 145. 162 — 171. 176 — 183.

Jahrgang 1838.
N. 192 — 194. 208. 209. 216. 217. 257.

Jahrgang 1839.
Nro. 1 — 3. 51. 55. 62 — 64. 87. 146 — 150. 162 — 165. 186. 187. 188. 207 — 209. 215 — 218.

Jahrgang 1840.
Nro. 27. 28. 192. 194 — 197. 251. 252. 252 — 259.

Jahrgang 1841.
Nr. 45. 63. 65. 116. 121. 170 — 171. 175 179. 209 — 212.

Digitized by Google

den Unterſchied ermeſſen können, welcher zwiſchen der erſten und zweyten Auflage der Leake'ſchen Topographie ſtatt hat, ein Unterſchied, der allerdings die beſondern Motive der gelehrten Ueberſetzer zu dieſer Arbeit rechtfertigt, wenn ſie ſagen, daß ſie es gethan, weil dieſe neue Ausgabe nicht nur einzelne Zuſätze und Berichtigungen enthalte, ſondern eine völlig neue Bearbeitung ſey, die in vielen Theilen ganz neue Ergebniſſe bietet. Wie ſehr der Umfang ſich erweitert habe, geht aus der großen Differenz der Seitenzahlen hervor, welche ſich wie 4 : 6 verhalten. Die Hrn. Ueberſetzer ſuchten aber noch durch anderweitige Zugaben die deutſche Ausgabe zu empfehlen.

Leake ſchickt bekanntlich im erſten Abſchnitt für den Leſer eine Ueberſetzung aller Nachrichten des Pauſanias über die Topographie der Stadt voraus, in die er zwar die wichtigeren Bemerkungen des Autors über die Gebäude, Denkmäler und Kunſtwerke mit aufnimmt, aber deſſen hiſtoriſche und mythologiſche Notizen größtentheils ausſchließt. Die Hrn. Ueberſ. fügten ihrer Uebertragung zugleich den griechiſchen Text hinzu, was, um nur Eines zu ſagen, für den prüfenden Leſer jedenfalls ſehr bequem iſt. Ferner gaben ſie ſich die anerkennungswerthe Mühe, die Citate Leake's zu vergleichen und auf unſere gewöhnlichen Ausgaben zu reduciren, was um ſo löblicher erſcheint, als wenigſtens in der erſten Originalausgabe häufig nur allgemeine Hinweiſungen zu treffen ſind. Sehr ſauber und gewählt ſind die artiſtiſchen Beylagen, in 8 Tafeln beſtehend, wovon 6 nach Leake copirt ſind, nämlich die Alterthümer von Athen, der Grundriß der Akropolis, die Alterthümer von Phaleron, dem Peiräeus und Munychia, der Plan Athens, ſeiner Häfen und Umgegend, das weſtliche und öſtliche Giebelfeld des Parthenon. Die ſiebente Tafel gibt ein Bild Athens gegen Südoſt nach **Stademanns** Panorama von Athen, die achte die Akropolis nach den Ergänzungen von **Curtius**. Eine ſchätzbare Zugabe wäre vielleicht noch eine Tafel geweſen, welche die verſchiedenen Anſichten über die Lage der drey Häfen Athens zuſammengeſtellt hätte — ein Punkt in der Topographie von Athen, welcher durch Ulrichs' Abhandlung: Topographie der Häfen von Athen, in den Abhandl. der Münchner Akademie I. Cl. III. Bd. III. Abth., neuer Anſchauung und Unterſuchung überlaſſen bleibt. Wenigſtens hat Ulrichs, wie es uns ſcheint, die Annahme dreyer parallel zum Piräus laufender Mauern einfach und ſcharf nach des Thukydides Angaben widerlegt und die Verſetzung des Phaleron in das heutige Hagios Gorgios ziemlich plauſibel gemacht. — Die übrige Ausſtattung des Buches iſt ohne Tadel.

6.

Druckverbeſſerung und Erläuterung.

In Nr. 188 dieſer Blätter: „zur Geſchichte der Hexenprozeſſe in Deutſchland“ muß geleſen werden: ſtatt ad baneum juris — ad bancum juris; ſt. Demnach, dennoch; ſt. Braneiforte — Branciforte. Der dem peinlichen Prozeſſe eigenthümliche techniſche Ausdruck: ad bancum juris, vor oder an der Richterbank, war im Lande Salzburg bey allen Verurtheilungen zum Tode noch bis zum J. 1806, bis zur Einführung der öſterreichiſchen Geſetzgebung üblich. Der bancus juris beſtand in einer Procedur, welche, als Ueberreſt der alten Schöffengerichte, an die einſtmalige Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Juſtizpflege erinnerte. Sobald nämlich bey einem Pfleg- und Landgerichte das Todesurtheil über einen dort in Haft gelegenen Verbrecher aus der Hauptſtadt eingetroffen war, verfügte ſich der Pfleger, mit ſeinem Gerichtsſtabe, noch einmal in das Amthaus, wo auch ſechs Männer in ſchwarzen Mänteln, Bürger und Bauern, der Verhandlung harrten. Der Verurtheilte ward vorgeführt, entfeſſelt, und er, nachdem ſeine Geſtändniſſe wiederholt und im Zuſammenhange abgeleſen worden, noch einmal befragt, ob all' das wahr und recht geſchrieben ſey? Sein einfaches ja, ja, galt als Beſtätigung; worauf ihm der Tod angekündigt wurde. — Auch Haltaus, in ſeinem glossario germ. medii aevi erklärt den „bancus juris, als sedilia judicis et scabinorum etc.“ umſtändlich.

v. K. St.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Beſchreibung einiger neuer Thierreſte der Urwelt, aus den ſiluriſchen Kalkſchichten von Zarskoje-Selo. Von Maximilian, Herzog von Leuchtenberg. Mit 2 lithographirten Tafeln. St. Petersburg 1843.

Wir dürfen es als ein Zeichen von beſonders guter Vorbedeutung für das kräftigere Gedeihen der Naturwiſſenſchaft in unſren Tagen betrachten, daß ſich auf dem Felde derſelben ſo manche Mitarbeiter, hochgeſtellt durch Stand und äußers Vermögen, wie durch Talent und innren Beruf, eingefunden haben. Namentlich darf Deutſchland ſich deſſen rühmen, daß es unter ſeinen gekrönten Häuptern und Prinzen mehrere, nicht nur Gönner und Freunde, ſondern ſelbſtthätige Forſcher und tief eingeweihte Kenner in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft beſitze, welche ſchon durch ihr anregendes, aufmunterndes Beyſpiel mehr gewirkt haben als die meiſten Lehrer der Hochſchulen durch Wort und Lehre es vermöchten. Hierbey traten Fürſten, wie der Prinz Max von Neuwied auch durch ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen in der Reihe der Meiſter vom Fache auf und erwarben ſich um die Erweitrung des Gebietes der Naturgeſchichte ein bleibendes Verdienſt ſo wie allgemeinen Ruhm.

Das vor uns liegende Werk erregt nicht allein durch die Perſönlichkeit ſeines hohen Verfaſſers, ſondern eben ſo ſehr durch den Werth ſeines Inhaltes ein ganz beſonders Intereſſe. Herzog Maximilian von Leuchtenberg hat von früheſter Jugend an den edlen, herzerhebenden Genuß, welchen die Erkenntniß der Natur gewährt, zu würdigen gewußt; er war ſchon im Knabenalter eifriger und glücklicher Sammler, bald hernach ſachverſtändiger Kenner in mehreren Zweigen der Naturgeſchichte; ein wißbegieriger und zum Theil ſelbſtthätiger Theilnehmer an allen neueren Entdeckungen im Gebiet der Phyſik und Chemie. Die koſtbaren Sammlungen in Eichſtädt hatte er ihrer erſten Grundlage nach aus der Hand eines Bruders geerbt, deſſen frühen Verluſt noch jetzt ganz Europa bedauert, am meiſten aber die beklagen, welche das Glück hatten den theuren Verſtorbenen perſönlich zu kennen. Die Vervollſtändigung wie der jetzige Zuſtand jener Sammlungen, die ein Gegenſtand der aufmerkſamen Beachtung und der Bewundrung aller Sachverſtändigen ſind, ließen ſchon ſeit längerer Zeit in ihrem jetzigen Beſitzer nicht den bloßen Liebhaber ſondern den Meiſter in jenem Gebiet erkennen, zu deſſen wiſſenſchaftlichem Anbau auch dieſe Schatzkammern der Naturgeſchichte dienen ſollten. Die oben genannten Beſchreibungen einiger neuer Thierreſte der Urwelt beurkunden jedoch in einem noch viel höheren Maaße den ſcharf eindringenden Sinn, die reichen Kenntniße und Gaben, wie den regen Eifer unſres hochgeſtellten Naturforſchers, deſſen Auge durch den nahen Glanz eines mächtigen Kaiſerhofes weder für die Betrachtung der unſcheinbaren Geheimſchriften der urweltlichen Natur unempfänglich gemacht, noch in dem ſtillen Gange ſeiner Forſchungen geſtört werden konnte.

Wir werden uns damit begnügen in der nachſtehenden, kurzen Anzeige wenigſtens eine namentliche Ueberſicht über die glücklichen Entdeckungen zu geben, welche Herzog Maximilian ganz in der Nähe

Digitized by Google

der nordiſchen kaiſerlichen Hauptſtadt, in einer ſchon von andren namhaften Geologen vielfach durchforſchten Ablagerung des Uebergangsgebirges gemacht hat.

In der etwa 6 Meilen von St. Petersburg abgelegenen Gegend von Grafskaia Slawänka, nahe am Zuſammenfluß zweyer Bäche findet ſich in dem dortigen ſiluriſchen Uebergangskalk ein bedeutender Steinbruch, durch welchen eine Menge der anſehnlich großen Orthoceratiten an den Tag gelegt wird, die eine Hauptmaſſe des von Chloritkörnern freyen, ſehr feſten, grauen, ſo wie des rothen Kalkſteines bilden. Ebenſo wie in Schweden, am Fuße der Kinnekulle finden ſich auch hier mit den Orthoceratiten zugleich einzelne Reſte von bereits bekannten Trilobiten, namentlich die von Asaphus heros, A. expansus u. a., unter ihnen aber auch hin und wieder Theile von urweltlichen Thierformen, durch welche der Kalkſtein von Grafskaia Slawänka eben ſo ausgezeichnet und einzig in ſeiner Art in der Reihe der ſiluriſchen Ablagerungen daſtehet als durch die häufige Beymiſchung von kieslichen Theilen, mittelſt welcher der ſiluriſche Kalkſtein mehr und mehr die Natur des ſiluriſchen Sandſteines annimmt und deßhalb auch bereits jene Obolenreſte enthält, welche ſonſt nur ein ausſchließendes Eigenthum des letzteren zu ſeyn ſchienen. Nur wenige Werſte weiter nordwärts treten dann beyde ſiluriſche Bildungen, der Kalkſtein wie der Sandſtein vollkommen geſondert und ſelbſt durch eine Zwiſchenſchicht des Thonſchiefers abgegränzt auf. Da wo der genannte Sandſtein in ſeiner mächtigſten Entwicklung ſich zeigt, wie bey Podolowa, erſcheinen ſeine untern Schichten völlig leer, erſt in den mittlern und oberen finden ſich die Obolenreſte ein und die Thonſchieferſchicht, welche den Sandſtein von dem dort nur wenig entwickelten Kalkſteine trennt, iſt voll deutlicher Exemplare der Gorgonia flabelliformis. So finden wir hier auf der einen Seite den Kalkſtein auf Koſten des in ihm aufgegangenen Sandſteines, auf der andren dieſen, auf Koſten der kalkigen Ablagerungen vorherrſchend entwickelt.

Die neuaufgefundenen, eben ſo deutlich beſchriebenen als in den beygefügten Tafeln abgebildeten Trilobitenarten, theils aus Grafskaia Slawänka, theils auch aus andren nachbarlichen Gegenden werden unter folgenden Namen aufgeführt.

1. Asaphus Centron ein anſehnliches, merkwürdiges Gebilde, das ſich zwar in einzelnen Zügen Hiſingers As. extenuatus nähert, in anderen aber weſentlich von demſelben abweicht. 2. As. longicauda, eine Mittelform zwiſchen A. extenuatus und A. angustifrons. 3. As. hyorrhinus, kommt dem A. expansus am nächſten. 4. Metopias coniceps, ſo wie Met. aries von warzenartigen Höckern bedeckt. 5. Nileus nanus, deſſen Kopfſchild dem des Nil. armadillo ähnlich iſt. Bey mehreren andren, zwar ſchon beſchriebenen, bisher aber nur einzeln oder als undeutliches Bruchſtück, in England, Eſthland und in andren Gegenden aufgefundenen Trilobitenarten gewährt der neuentdeckte Fundort ſo wie die deutlichere Abbildung und Beſchreibung ein vorzügliches Intereſſe.

Unter den von Herzog Maximilian aufgefundenen Teſtaceen zeigten ſich als neue Arten, eine Pileopsis, von ihm 6. als P. borealis beſchrieben und abgebildet. 7. Die Terebratula digitata, welche ein faſt gleichſeitiges Dreyeck bildet. Außer dieſen erſcheint das Auffinden eines Exemplares des Obolus ingricus, noch mit beyden Schaalen, als eine höchſt werthvolle, bisher einzige Bereicherung des wiſſenſchaftlichen Apparates aus dieſem Gebiet.

Neuentdeckte Crinoideen ſind 8. Apiocrinites dipentas. 9. Die zierlich gebildeten Reſte des allem Anſchein nach mächtig großen Gonocrinites gigantens aus dem ſandigen Kalkſtein von Grafskaia Slawänka. 10. Gon. fenestratus. Unter den beſchriebenen Corallineen war die Scyphia rimosa bisher nur in Gothland aufgefunden worden.

Ein ſolcher reicher, wohlgelungener Anfang als uns Herzog Maximilian in der hier von uns angezeigten Beſchreibung der urweltlichen Thierreſte gab, läßt nichts weiter zu wünſchen übrig, als daß es ihrem Verfaſſer gefallen möge, die Freunde ſolcher Forſchungen durch fortgeſetzte Mittheilungen derſelben Art zu erfreuen. S.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Der Bund war den 13. April 1633 zu Heilbronn und in einem Nebenabſchied jener mit der freyen Reichsritterſchaft, in 22 Punkten beſtehend, ebendaſelbſt den 15. April desſelben Jahres abgeſchloſſen worden *)

Während Orenſtierna Namens ſeiner Königin die Staatsgeſchäfte in Deutſchland zu leiten fortfuhr, tobte der Krieg unter Feldherrn aus des großen Königs Schule, wie Bernhard von Weimar und Guſtav Horn u. a. fort. Die Oberpfalz, die Gränzen Bayerns, die Oberdonau und Schwaben waren der Schauplatz des Kampfes. Bernhard hatte ohne Widerſtand Bamberg im Februar 1633 erobert und rückte, mit Horn ſich vereinend, an die Donau (8. April bey Donauwörth). Jetzt traten die Oberſten der Donau-Armee zuſammen, und forderten für ihre dem Könige geleiſteten Dienſte, ſo wie für ihre unter Bernhard und Horn bezeigte Tapferkeit die ihnen von Guſtav Adolph verſprochenen Belohnungen an Sold und Land, da der Reichskanzler keines von beyden ihnen zukommen laſſe. Zu Heilbronn ſey bloß auf Schwedens Zufriedenſtellung, auf Statthalter, Commiſſäre u. ſ. w., nicht aber an ſie gedacht worden. Darum hätten ſie beſchloſſen, nicht weiter gegen den Feind vorzurücken, ſondern eher mit ihren unterhabenden Soldaten die eroberten Länder als eine rechtmäßige Hypothek zu behalten und dieſen ihren Entſchluß den übrigen Herren in Weſtphalen, Sachſen und den rheiniſchen Kreiſen kund zu thun. Binnen 4 Wochen forderten ſie die Antwort auf ihre ſchriftlichen Beſchwerdepunkte. Horn gieng nach ſtrengen Verweiſen, die er den Oberſten ertheilte, zu ſeinem Schwiegervater, dem Reichskanzler. Der im Lager zurückbleibende Bernhard, den Chriſtine in Verdacht hatte, er ſey das geheime Haupt dieſer Anſchläge, nannte die Forderungen zwar billig, die Ausdrücke aber allzuhart. Er hätte zum Durchſetzen ſeiner Anſprüche keine beſſere Zeit denn Reichskanzler wählen können. Auch die Uebrigen mußten befriedigt werden mit ſchwediſchen Belehnungsbriefen auf Güter und Herrſchaften in Deutſchland, im Betrage (das ausgetheilte Geld hier mitgerechnet) von 4,900,000 Reichsthaler. Zu Frankfurt geſchah die Vertheilung nach Uebereinkunft mit Orenſtierna durch Bernhard. Für die eingeräumten Beſitzungen ſollten die Offiziere als Mitglieder des Heilbronner Bundes, und das Heer, als dieſem Bunde und der Krone Schweden gemeinſam verpflichtet, angeſehen werden.

§ 30. Allgemeine Verfügungen der k. Rentkammer in Würzburg.

Mandate vom 20. und 29. Januar mit den nöthigen Erläuterungen empfahlen Eintreibung der Abgabenrückſtände, Beſtellung der Sommerſaat (Beylage X.) und Angabe der Mittel und Wege, ſolche im ausgeſogenen Lande zu erzielen. Auch eine Angabe der Weinvorräthe wurde wieder abverlangt. Die eingeſchlichenen fremdherrlichen Juden hatten das der Krone Schweden ſchuldige Schutzgeld zu entrichten; zu dem Ende mußten ſie ſich perſönlich bey der k. Kammer zu Würzburg ſtellen u. ſ. w. Düſter waren die Berichte der Landbeamten auf alle in den Mandaten geforderten Dinge. Sie ſelbſt ſollten jeden eigenmächtigen Beſoldungsbezug unterlaſſen, vielmehr obige Mandate mit dem größten Eifer befolgen. Für Nachlaß der Ausſtände von 1631 wolle ſich die k. Kammer beym Reichskanzler verwenden (Beylage XII.). Dieſer Nachlaß wurde wirklich gewähret, aber dafür ward eine neue Auflage ausgeſchrieben, eine eilige Kriegsſteuer, mit deren Erhebung Graf von Brandenſtein beauftragt ward. Erſter Zahlungstermin war der 24. Mai, dann ſollte von Monat zu Monat bis zur gänzlichen Tilgung des dem Lande aufgelegten Betrages ſo fortgefahren werden, daß jede Monatsrate von den Unterthanen in wöchentlichen Abſchlagszahlungen erlegt würde. Am Schluß verſprach die Kammer, künftig das Land ſo zu erleichtern, daß der Bauer und Häcker wiederum ſich nähren und Handel und Gewerbe wieder aufleben könnten (Beylage XIII.). Am anberaumten Termin lief nur von wenigen Beamten etwas weniges Geld ein. Die „Lamentationen" der übrigen Beamten und der Städte und Landgemeinden erregten ſelbſt der Kammer Mitleiden. Deſſungeachtet, weil ſie zu Zahlungsaufſchub nicht ermächtigt war, erfolgten weitere

*) Siehe: „Heylbronniſche Bündnuſſen, So Gott zu Ehren ꝛc. verfaſſet vnd beſchloſſen zwiſchen der Königlichen Majeſtät vnd der Cron Schweden ꝛc. an einem: Vnd Denen Evangeliſchen Ständen deß Churfürſtl. Rheiniſchen, Fränkiſchen, Schwäbiſchen, vnd Ober-Rheiniſchen Crayſes, am andern. Wie in gleichem der freyen Reichsritterſchaft wolgedachten Crayſen, am dritten Theil ꝛc. Erſtlich gedruckt zu Nürnberg, im Jahre 1633. 4. 3½ Bogen ſtark, unpaginirt. — In der: „Goldt-Wage, Auff den nöthigen Auffſchlag" ꝛc. befindet ſich eine „Specification der anweſenden Stände vnd Städte zu Heilbronn ꝛc." Heilbronn. Durch Ehrenhold Wagenern. Im Monat Martio, deß M.DC.XXXIII. Jahrs. 4., 2 Bogen, unpaginirt.

Digitized by Google

Mandate, durch Eilboten an die Beamten verſendet, zur Einlieferung der erſten fälligen Steuer binnen 3 Tagen in eigener Perſon, bey Strafe der Verhaftung und Caſſation. Der Reichskanzler habe nebſt dem Ausſtändenachlaß von 1631 zur Erleichterung der armen Unterthanen alle Schutzwachen, Wochengelder der Offiziere und erpreßte Lieferungen gänzlich aufgehoben, und der Kammer die nunmehrige Ertheilung von Schutzbriefen aufgetragen; bey Strafe dreyfachen Erſatzes ſollten die Beamten von den Unterthanen an Niemanden mehr etwas verabfolgen laſſen (Beylage XIV.).

Nun öffnete der finanzkluge Reichskanzler eine andre neue Quelle, indem er die nöthigſten Lebensmittel beſteuerte (das Malter Getreid 8 kr., 1 Pfund Fleiſch und 1 Maß Wein oder Bier 1 kr. Beylage XV.). Der Magiſtrat ließ ſchnell durch die Büttner am 31. Mai alle Weinvorräthe der Stadt aufzeichnen, wobey als freyer Bedarf des Eigenthümers 3 — 5 Fuder Weins nicht in der Rechnung aufgeführet wurden. Mittels dieſes Weinvorrathes ſollten die Forderungen und Anweiſungen des Grafen von Brandenſtein, die noch nicht völlig getilgt waren, befriedigt werden. Auch beſtimmte er die Preiſe der verſchiedenen Weinſorten, um eine feſte Richtſchnur bey Bezahlung der Contribution und der an die Offiziere zu leiſtenden Auflagen zu erhalten. Mit dieſen Preiſen waren aber die Offiziere ſo wenig zufrieden, wie mit der Bezahlung in Silbergeſchmeide, indem ſie durchaus klingende Münze begehrten. Horns dringende Anweiſung von 2500 Reichsthalern, als den Rückſtand von 5300 Thalern, befriedigte der Magiſtrat theils in Geſchmeide, theils in baarer Münze. Den Forderungen der verſchwornen Offiziere zu genügen, verlangte der dadurch gedrängte Reichskanzler von der k. Rentkammer zu Wirzburg die Mittheilung genereller Verzeichniſſe über die Einkünfte aller wirzburgiſchen Stifte, Klöſter und anderer geiſtlichen Beſitzungen, um zu ermitteln, welche Parzellen davon etwa noch vor der im Werke ſtehenden Belehnung des Herzogs Bernhard mit dem Hochſtifte dem einen oder andern der verſchwornen Oberſten als Donation zugeworfen werden könnten. Dieß Geſchäft übertrug aber die Kammer einigen ſpitäliſchen Beamten unterm 6/16. Juni 1633 (Beylage XVI.).

§ 31. Uebergang des Fürſtbisthums Wirzburg und Herzogthums Franken an den Herzog Bernhard von Weimar. Schenkung des Karthäuſerkloſters Aſtheim an den ſchwediſchen Oberſt Friderich von Roſtein.

Nach Beylegung der Differenzen zwiſchen Oxenſtierna und dem von Donauwörth und den verſchwornen Oberſten nach Frankfurt reiſenden Bernhard von Weimar, und, im richtigen Gefühle, daß Beyde einander gleich ſehr in jener kritiſchen Zeit bedurften, beſchied der Reichskanzler den Herzog in Bezug auf ſeine Länderforderung auf eine nach Heidelberg angeſetzte Fürſtenverſammlung am 17. Juni 1633. Ungeachtet der großen und dringenden Geſchäfte dieſer Verſammlung gelang es Bernhards energiſcher Bewerbung, daß ſeine Angelegenheit vorzüglich vorgenommen und ſchnell ins Reine gebracht wurde. Die Schenkungsurkunde d. d. Heidelberg 10/20. Juni 1633 ausgefertigt, übertrug ihm das Herzogthum Franken und die beyden Biſthümer Wirzburg und Bamberg als Lehen der Krone Schweden (Beylage XVII.).

Einen Theil der Länder und Abteyen im Umfange des Herzogthums Franken behielt ſich Schweden für andere Zwecke vor. Bernhard hatte 600,000 Reichsthaler in 4 Jahren als rückſtändiges Einkommen des Landes zu zahlen; die früheren Schankungen blieben in Kraft, die Feſtungen Wirzburg und Königshofen in ſchwediſchen Händen bis zum Frieden, der Herzog iſt Glied des Heilbronner Bundes und als ſolches verbindlich zur Tragung der Kriegskoſten. Dagegen verſprach die Krone Schweden den Belehnten und ſeine Nachkommen gegen Anfeindungen zu ſchützen und ihm im Friedensſchluſſe die Beſtätigung zu erwirken. Ein weiterer Vertrag vom 14/21. Juni feſſelte den Kronvaſallen Schwedens an die Intereſſen dieſer Macht, verpflichtete ihn zu Dienſten mit 2500 M. auch außerhalb des Reiches; wogegen er 5000 M. Hülfsvölker erhalten ſolle. Im gegenwärtigen Krieg wird der Herzog nur von Schweden und dem Direktor oder deſſen Stellvertreter abhängen und nur bey Schwedens völliger Entſchädigung Frieden ſchließen ꝛc.

Von den der Krone Schweden vorbehaltenen Klöſtern des Biſthums Wirzburg ſchenkte der Reichskanzler zuerſt die Karthauſe Aſtheim a/M. nebſt deren in Wirzburg beſeſſenen Hof dem ſchwediſchen Reiteroberſten Friedrich von Roſtein durch Urkunde d. d. Frankfurt, 20. Juni 1633 (Beylage XVIII.).

Auf die erſte Nachricht, daß Bernhard von Weimar der neue Herr des Wirzburger Landes ſey, ſchickte der Magiſtrat der Stadt den Oberſchultheiß von Stieber nach Frankfurt mit einer ſchriftlichen Darſtellung der Drangſale und Beſchwerden der Stadt und mit der Bitte um deren Abhülfe. Der Rückkehrende brachte tröſtliche Nachrichten. Der Herzog, gerührt von dem Elende, verſprach, die Beſchwerden zu beſeitigen und überhaupt ſolche Anordnungen zu treffen, die des Landes Wohlfahrt befördern ſollten, vorausgeſetzt, daß die Bürger und Unterthanen ſich gegen ihn treu, gehorſam und unterthänig erweiſen und bleiben.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Das Leben der unorganiſchen Natur. Eine zur Gedächtnißfeyer der 300 jährigen Begründungszeit des Copernicaniſchen Syſtems den 11. Junius 1843 in der Aula Leopoldina zu Breslau gehaltene öffentliche Vorleſung von Dr. Georg Friedrich Kohl.

Der 11. nicht (nach Gaſſendis Angabe) der 4. Junius des Jahres 1543 war der Tag, an welchem dem großen Entdecker des wahren Umlaufes der Himmelskörper das erſte gedruckte Exemplar des Buches, welches jene Entdeckung enthielt, vor Augen kam. Sechs und dreyßig Jahre lang hatte Copernicus den Inhalt ſeines unſterblichen Werkes: de revolutionibus orbium coelestium durchdacht, nach allen Seiten geprüft und zu ſeiner Ausarbeitung angewendet, endlich war daſſelbe unter ſorgfältiger Aufſicht der Sachkundigen in Nürnberg gedruckt worden und war nun bey ſeinem Verfaſſer in Thorn angekommen, als dieſer nicht mehr an die Vollendung eines Werkes ſeiner Hand, ſondern nur an das Ende des fromm und ſtill verbrachten Lebens denken konnte; denn bemerkenswerther Weiſe erhielt Copernicus ſein zum Ausgang in die Welt nun fertiges Buch wenige Stunden vor ſeinem eignen Ausgang aus der Welt des Vergänglichen in die Ewigkeit. Als ſollte dieſes Buch, voll Gedanken einer ewigen Wahrheit und hierdurch voller Kräfte der Unſterblichkeit, die letzte Weihe, die ſein Verfaſſer ihm auf den Weg gab, aus den Gedanken der Ewigkeit empfangen, von denen der Geiſt des großen Sterbenden jetzt ganz durchdrungen war.

Der Gedanke, den Tag des dritten hundertjährigen Jubiläums eines zweyfachen Triumphes des größeſten Preußen, der jemals im Gebiet der Wiſſenſchaft ſich hervorgethan, an einer preußiſchen Univerſität zu feyern, erſcheint als ein durchaus würdiger; er iſt aber dadurch zu einem beſonders glücklichen geworden, daß er die oben genannte Gedächtnißſchrift hervorrief, welche durch den Werth ihres gedankenvollen, originellen Inhaltes unter den Gelegenheitsſchriften ihrer Art auf einen ganz ungewöhnlichen Rang Anſpruch machen darf.

Als Nicolaus Copernicus zuerſt in unbeſiegbarer Evidenz die Wahrheit ausſprach, daß die Erde nicht als die abſolut unbewegliche Grundfeſte im Mittelpunkt der ſichtbaren Welt ruhe, ſondern daß ſie gemeinſchaftlich mit den übrigen Planeten die Sonne umkreiſe, da widerſetzte ſich dieſer Wahrheit das tief eingewurzelte Vorurtheil des allgemeinen Scheines mit ſeiner ganzen Macht und in allen Formen einer höhnenden, feindſelig erbitterten Oppoſition; es widerſetzte ſich ihr mit der unaufhörlich wiederholten Frage: wie kann dieſem ewigen Fundament, dieſem abſolut ruhenden Boden eine Bewegung zugeſtanden werden? Es iſt ein andres, aber nicht minder entſchiedenes Vorurtheil, welches heutiges Tages gegen einen zeitgemäßen Fortſchritt des Wiſſens in der Frage: „wie kann der abſolut todten Maſſe des Bodens ein Leben zugeſtanden werden?" ſich vernehmen läßet. Allerdings wird dieſe Frage, in Beziehung auf die Bewegung der Erde ſo wie aller andren Weltkörper unſres Syſtemes um die Sonne und um die eigne Axe durch die Grundlehren der allgemein gültigen Neutoniſchen Theorie ſchon im

Digitized by Google

Voraus verneint, oder ihre Bejahung umgangen. Die Materie iſt nach dieſen Lehren in ſich ſelber abſolut regungs- und beſtimmungslos und hierdurch genöthigt, die Bewegung, welche ein äußerer, mechaniſch auf ſie einwirkender Anſtoß ihr gab, ſo lange ohne Aufhören fortzuſetzen, bis etwa eine Hemmung von außen jenem Bewegen entgegentritt und dasſelbe aufhebt oder demſelben eine ganz neue Richtung giebt. Der Umlauf der Planeten um die Sonne wird durch zweyerley Antriebe oder Kräfte bewirkt: durch die Maſſenanziehung zwiſchen dem Centralkörper und den ihm zugeordneten Weltkörpern, und durch die ſogenannte Tangentialkraft, welche die Folge eines Stoßes iſt, der irgend wann, wie und wo die Planeten getroffen hat und deſſen einmalige Anregung ohne Aufhören fortwirkt, weil das Bewegen der Welten in einem der Vorausſetzung nach leeren Raume oder in einem unwägbaren, aller Reſiſtenz gegen ein wägbar-Körperliches ermangelnden Medium durchaus nirgends eine Hemmung erfährt. Die Bewegung der Weltkörper beruhet demnach ganz auf einem ſolchen Mechanismus, wie etwa der in einem Uhrwerk es iſt, wo der Druck und Gegendruck zwiſchen der Trieb- und Spiralfeder wechſelſeitig zu einer aus beyden reſultirenden, anhaltenden Bewegung ſich beſtimmen, übrigens aber einander völlig gleichgültig ſind, ſo daß keine Spur von Lebenseinheit zwiſchen ihnen zu finden iſt.

Es ſtehet dieſe Neutoniſche Anſicht, welche in den erhabenſten, mächtigſten Bewegungen der Sichtbarkeit nichts andres erblicken läßet als das Abbild eines techniſchen Mechanismus mit jener andren in unmittelbarem Zuſammenhang, welche die unorganiſche Natur, deren Einzelheiten den größeren Theil der eigentlichen Erdmaſſe bilden, als etwas nicht bloß minder Belebtes, ſondern als ein abſolut Todtes, im Vergleich mit den beyden Reichen der organiſchen Natur: mit den Pflanzen und Thieren betrachtet. Allerdings wird der Stein, gegenüber der Pflanze und dem Thiere ſtets wie ein Todtes erſcheinen müſſen, obgleich bey näherer Betrachtung es ſich ergiebt, daß derſelbe ſeine Exiſtenz, eben ſowohl als das organiſche Individuum nicht durch einen bloß ſeyenden Beſtand, ſondern durch ein ſtetes Werden, durch unabläßig regſame Wirkſamkeit behauptet. So wie für die Geſtaltung des Organiſchen das auf den Doppelſinn des deutſchen Wortes Leben gegründete Sprüchwort gilt „was lebt das leibt auch“ ſo kann man umgekehrt, in Beziehung auf die unorganiſchen Körper es ausſprechen: „was leibt das lebt auch.“ Der Weg zum Erweis dieſes Satzes führt uns zuerſt an allgemein bekannten und anerkannten Erfahrungsſätzen vorüber.

Wir vernehmen den Klang der Glocke, den Ton der angeſchlagnen, geſpannten Saite, als ein beſtimmte Zeit hindurch gleichmäßig und unabgeſetzt Beſtehendes. Aber dieſes ſcheinbar ſtetige Beſtehen iſt nur der raſtloſe Wechſel von Tauſenden der nach einander entſtehenden und vergehenden Schwingungen. Wir bemerken das Tageslicht als einen ruhig durch den Raum verbreiteten, gleichmäßigen Glanz; aber dieſe ſcheinbar ſich gleichbleibende Ruhe iſt das unendlich ſchnelle Spiel eines bis ins Innerſte regen Oceans voll unzähliger, in unendlich kleinen Zeiträumen entſtehender und verſchwindender, beſtandloſer Lichtwellen, welche in ſchon überwiegenderer Nähe jenen Totaleindruck einer lichten Continuität gewähren, den etwa der vereinzelte Glanz von Myriaden blitzender Sonnen erſt aus unermeßlicher Ferne in dem Lichtſchleyer der Milchſtraße und der Nebelflecken hervorbringen. Und ſollte denn das, was ſich uns als Geſetz der Erregung, als Typus der Wahrnehmung für das Empfinden unſers Gehör- und Geſichtsſinnes kund gegeben hat, etwas anders ſeyn können für das Empfinden unſers Taſtſinnes? Muß nicht vielmehr das Erregungsgeſetz der ſinnlichen Wahrnehmung für alle einzelnen Sinne, nach ſeinen Grundmomenten dasſelbe ſeyn, und iſt aus dieſer Vorausſetzung nicht anzunehmen, daß die Maſſe des Metalles oder des Steines, die uns als regungslos erſcheint, ein von den Bewegungen eines beſtändigen Werdens, von den Fibrationen eines immer neuen Entſtehens erfüllter Raum ſey? Sollte nicht das Gefühl womit wir eine ſolche Maſſe als einen feſtſtehenden, in ſich ungeändert beharrlichen, trägen Beſtand in unſrer Hand zu halten wähnen, eben ſo wie beym Ton und beym Lichte nur der Geſammteindruck zahlloſer Wellenſchläge eines mit jedem kleinſten Augenblick ſich in ſich ändernden, in ſtetem Entſtehen und Verſchwinden begriffenen Inhaltes von

Digitized by Google

Thätigkeit ſeyn? Und wenn auch ſelbſt beym Ton und beym Licht noch ein Zweifel darüber ſeyn könnte, daß beyde aus der Wirkſamkeit eines dem tönenden oder leuchtenden Körper inwohnenden Lebensprinzipes hervorgiengen, weil der Ton, ſo weit unſre Erfahrung reicht, immer, das Licht aber wenigſtens in ſehr vielen Fällen nur durch eine Anregung von außen hervorgerufen wird, ſo könnte man dagegen ohne alles Bedenken es ausſprechen, daß jene Eigenſchaften z. B. des Steines oder des Metalles, welche auf den Taſtſinn wirken, wie namentlich die Schwere, eine mit der Exiſtenz der Dinge unzertrennlich verbundene Thätigkeit, beruhend wie das Licht der Sonne auf einem permanent ſelbſtſtändigen Oscilliren des unaufhörlichen Werdens ſeyn müſſe.

Wenn wir einen aufgeregten See aus großer Ferne ſehen, dann iſt der Totaleindruck von dem ſich uns darſtellenden Bilde einer ſcheinbar ruhigen, ſpiegelglatten Waſſerfläche nur das Secundärphänomen von dem Urbilde, welches die wogenden Fluthen in der Nähe bewirken. Eben ſo iſt auch die ſcheinbar ruhige, ſtarre Außenſeite des Steines, wie des Metalls, nur das Secundärphänomen der in ſich unaufhörlich arbeitenden, lebendigen Thätigkeit der Maſſe, die, als das eigentliche Urbild, von der Schranke des unmittelbaren, äußeren Wahrnehmungsſinnes ſo weit entfernt iſt, daß wir durch ihn nur den Geſammteindruck ſcheinbarer Ruhe und Paſſivität in dem Bilde, welches wir durch das Wort Materie bezeichnen, empfangen. Dieſe, die Materie, kann nicht als ein abſolut Todtes dem Lebensprinzip in uns, durch welches wir empfinden und wahrnehmen, entgegengeſetzt, kann nicht von dieſem durch unüberſteigliche Schranken geſchieden ſeyn. Denn wie möchte Etwas Gegenſtand unſrer Anſchauung und unſres Bewußtſeyns werden, wie könnte es Saiten unſres Seelenorganes in Schwingung verſetzen und ſeine Klänge in das innerſte Leben unſrer Wahrnehmung übertragen, wenn dieſe Klänge nicht unſrem Leben verwandt, wenn ſie nicht an ſich ſelber Lebensklänge wären? Schon deßhalb müſſen wir anerkennen, daß die Thätigkeitsformen, durch welche die Dinge mit unſren Sinnen und mit unſrem Bewußtſeyn in Wechſelwirkung ſtehen, ihrem Weſen nach als Lebensäußerungen, verwandt den Aeußerungen unſres eignen irdiſch-leiblichen Lebens zu betrachten ſeyen, und daß die ganze Sinnenwelt in allen ihren Theilen, freylich nach einem ſehr verſchiedenem Maaß der Vollkommenheit und Stärke, von dem gleichen Leben durchwirkt und durchdrungen ſey, das in uns ſelber ſich regt und bewegt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Verrichtung der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Phyſiologiſche und pathologiſche Unterſuchungen zur Würdigung der Bell'ſchen Lehre von Joh. Wilh. Arnold. Heidelb. 1844.

Seitdem Carl Bell mit ſeiner urſprünglich aus Beobachtung pathologiſcher Vorgänge am Menſchen hervorgegangenen Darſtellung der Verſchiedenheit der hinteren und vorderen Wurzeln der Rückenmarksnerven in Beziehung auf ihre Function auftrat, hat wohl jeder mit den neueren Forſchungen vorwärts ſchreitende Phyſiolog durch eigene Verſuche an lebenden und friſch getödteten Thieren ſich von der Wahrheit derſelben im Weſentlichſten überzeugt. Daß bey Durchſchneidung der vorderen Wurzeln die Bewegung in den Muskeln, zu welchen von dieſen aus Nerven gehen, aufhöre, aber die Empfindung ungetrübt erhalten bleibe, daß dagegen bey Durchſchneidung der hinteren Wurzeln letztere in allen Theilen, welche ſie mit Nerven verſehen, verſchwinde, jedoch die Bewegung beybehalten bleibe, iſt eine unumſtößliche Wahrheit, eine der großartigſten Entdeckungen, welche die Phyſiologie dieſes thatenreichen Jahrhunderts aufzuweiſen hat und eine von allen jetzt lebenden Phyſiologen ausgeſprochene Ueberzeugung. Ob aber die Bewegung ausſchließlich von den vorderen, die Empfindung ausſchließlich von den hinteren Wurzeln vermittelt werde, dieſe Frage zu erörtern hat gegenwärtiges Buch ſich zur Aufgabe geſtellt und auf eine jedenfalls ſehr dankenswerthe Weiſe beantwortet.

Digitized by Google

Vorerſt durchgeht der Verf. die Verſuche und daraus gezogenen Schlüße, welche erſt Bell ſelber, dann Magendie, Bellingieri, Schöps, Backer, Langenbeck, Joh. Müller, Seubert, Panizza, van Deen, Longet über die verſchiedenen Functionen der vorderen und hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven angeſtellt haben und weiſet nach, daß die genannten Männer meiſtens in ihren Folgerungen weiter gegangen ſeyen, als ihre Experimente ſie berechtigten. Denn ſie haben alle nur nach dem geurtheilt, was äußerlich angewendete Reize hervorbrachten, ohne, was doch höchſt wichtig iſt, aufzufaſſen, daß man bey den Nerven an die Verſchiedenheit der Receptivität für **äußere** Reize und für **innere** Senſationen zu denken habe, und daß man deßwegen äußere Reize nicht als das einzige Mittel zur Erkennung der ſenſoriellen Eigenſchaft eines Nervens anſehen dürfe.

Der Verf. führt dann ſeine eigenen Experimente und Beobachtungen an Kranken an, und die Reſultate, welche er hieraus zieht, ſind folgende.

1) Die hinteren Nervenwurzeln vermitteln die Wahrnehmung äußerer Reize, mit Ausnahme derer, welche ſich auf Geſicht, Gehör, Geruch und Geſchmack beziehen; ſie ſind Organe des Fühlſinnes.

2) Als ſolche gehören ſie der äußeren Haut, in der dieſer Sinn ſeinen Sitz hat, an; ſie ſind die eigentlichen Hautnerven. **Es iſt daher die Entfernung der äußeren Haut von gleicher Wirkung, wie die Durchſchneidung der hinteren Wurzeln.**

3) Die hinteren Wurzeln habe keine Beziehung zur Muskelbewegung und zum Selbſtgefühl in den Muskeln. In dieſen findet die Wahrnehmung äußerer Reize nicht ſtatt; ihre Senſibilität iſt eine ſpecifiſche, bezieht ſich auf den eigenthümlichen Zuſtand des Muskels ſelbſt; ſie iſt durch mechaniſche, chemiſche und galvaniſche Reize nicht erkennbar.

4) Die Muskelempfindlichkeit wird durch die vorderen Nervenwurzeln vermittelt. Dieſe ſtehen nicht bloß zur Bewegung der Muskeln in Beziehung, ſind nicht einſeitige Bewegungsnerven, ſondern ſetzen auch die Centralorgane des Nervenſyſtemes in Kenntniß von ihrem Zuſtande, ſind Muskelnerven in beyderſeitiger Hinſicht.

5) In den vorderen Wurzeln muß hiernach nothwendig nicht bloß eine centrifugale, ſondern auch eine centripetale Richtung der Nervenleitung ſtatt finden, da durch ſie der Zuſtand der Muskeln zum Bewußtſeyn gelangt.

6) Auch in den hinteren Wurzeln ſcheint eine doppelte Leitung ſtatt zu finden. Ihre centripetale Leitung iſt erwieſen; ſie ſind Hautſinnesnerven. Für die centrifugale Leitung derſelben liegen noch keine Beweiſe durch Verſuche vor; es müſſen erſt fernere Beobachtungen darthun, daß die Contractionen in der Haut z. B. durch die Gemüthsbewegungen durch ſie vermittelt werden.

Demnach vertheilt auch Arnold die Nerven überhaupt ſo: die vorderen Nervenwurzeln gehören den Muskeln, und die hinteren der Haut an.

In Beziehung auf die Gehirnnerven macht der Verf. Bell dieſelben Vorwürfe der Einſeitigkeit und theilt ſie gleichfalls in Vermittler der Haut- und Muskelthätigkeit. Die einen ſind einfache Muskelnerven (n. hypoglossus, accessorius Willisii, oculomotorius, trochlearis, abducens); die andern beziehen ſich auf die Muskel- und Hautthätigkeit (n. trigeminus, facialis, glossopharyngeus); als reiner Empfindungsnerve gilt der vagus.

Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Das Leben der unorganiſchen Natur.

(Schluß.)

Eine unwandelbar tiefe Ruhe des Grabes, ein eherner Schlaf des Todes iſt es, was die gewöhnlich herrſchende Anſicht von der unorganiſchen Natur in den Körpermaſſen, aus denen der Planet beſteht, vorausſetzt. Aber wie ſtimmen mit dieſer Anſicht jene fortwährenden Regungen einer dem Leben verwandten Wirkſamkeit, die ſich uns in den Erſcheinungen des Erdbebens, der vulkaniſchen Ausbrüche, der Meteore kund geben? Kann man wohl mit Recht ſagen, der Blitz hat dieſen oder jenen feſten Körper zerſchmeitert? Lag nicht vielmehr der Grund der Zerſplitterung und Zerſetzung desſelben in einer bis zur plötzlichen Auflöſung ihres Zuſammenhanges geſteigerten (polariſchen) Aufregung ſeiner Maſſe, und trat nicht hierbey der Blitz ebenſo nur als ein ſecundäres Phänomen hervor wie der Funke beym Aneinanderſchlagen von Stahl und Stein, oder die Wärme bey der Verbindung des hierbey in Staub ſich zerſetzenden ungelöſchten Kalkes mit dem Waſſer? Hat denn wirklich in der Erdveſte, ſo wie dieſelbe ſcheinbar für immer fertig uns vor Augen liegt, der Wechſel zwiſchen Entſtehen und Vergehen, zwiſchen Zerſetzung und Neubilden für immer aufgehört, ſetzt ſich nicht das gediegene Metall aus dem Zuſtand der Auflöſung, in welchem es begriffen war, ſelbſt zwiſchen dem Gefüge des alten Zimmerholzes oder an den von Menſchenhand gebildeten Wänden der Grubengebäude an und wirken nicht fortwährend noch in der ſchon conſolidirten Maſſe der Gebirge Anziehungen des Verwandten und Gleichartigen zu dem Verwandten fort, durch welche mitten in dem größeren Ganzen, abgegränzt von dieſem beſondre Neubildungen entſtehen, ähnlich in ihrem Verhalten dem Verhältniß der Feuerſteingebilde in der Mitte des Kreidekalkſteines? Wen ſollten nicht Ruſſeggers Bemerkungen über die von ihm beobachteten Lagerungsverhältniße der Bleyerzmaſſen und die ſcheinbar abnormen Geſtaltungen der Schichten des ſchiefrigen Geſteines, das ſie umkleidet, von der Wahrheit des von ihm aufgeſtellten Satzes überzeugt haben, daß jene offenbaren Abweichungen und Aenderungen von und an einer urſprünglichen Form der Schichtenſtellung nicht auf mechaniſche Weiſe, wie etwa durch Emporhebungen, ſondern nur durch einen Kryſtalliſationsprozeß erzeugt ſeyn können? Ein Prozeß, der ſelbſt noch im feſten Zuſtand der Körper, wenn auch nur ſelten in der Zeit erfaßbar, fortwirkt, wie uns dieß im Kleinen die Bildungen von Concretionen, concentriſch ſchaaligen und ſtrahlichen Maſſen vieler Süßwaſſerbildungen, ſelbſt in der Zeit für uns erfaßbar bezeugen können. (M. v. J. Ruſſeggers Reiſe, zweyter Theil S. 615, 616.)

Wenn wir in allen Reichen des Geſchaffenen nach der für unſre Sinne erfaßbaren Urſache fragen, welche den Dingen ihre leibliche Geſtaltung, ihr Bewegen, ihr Leben vermittelt, dann finden wir, daß jene Urſache dasſelbe ſey, was wir mit dem geringfügig lautenden, dabey aber vielbedeutenden Worte Polarität bezeichnen. In jedes Einzelweſen legte die Kraft des Schöpfers eine individuelle Thätigkeitsrichtung, durch welche dasſelbe beſtändig nach höheren, über die Sphäre ſeines Grundkeimes hinaus liegenden Entwicklungsſtufen hinanſtrebt und nach

größerer Selbſtſtändigkeit ringet. Dieſer expandirenden Richtung entgegen, wirkt der beſchränkende, begränzende Einfluß der Geſammtheit der Außenwelt, der das Einzelweſen in der Sphäre der geſetzmäßigen Entwicklung des ihm eingepflanzten Keimes der Strebungen feſthält. Wirkte nur die eine dieſer beyden Thätigkeitsrichtungen ohne die andre, dann würde alsbald das Daſeyn des Einzelweſens in maaßloſer Expanſion ſich auflöſen, oder der nur verneinenden Gegenwirkung von außen unterliegen, ſo aber wirken überall und in allen beſtehenden Dingen beyde Thätigkeitsrichtungen mit und neben einander fort und begründen in den Weſen der Sichtbarkeit das, was wir polariſche Weſelwirkung nennen. Dieſe allein iſt die ausſchließliche, charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Lebens. Wo Leben iſt, da iſt Polarität, da findet ſich der Gegenſatz einer individuellen und einer univerſellen Thätigkeitsrichtung inmitten der Einheit des ſtets nach höherer Selbſtſtändigkeit und Selbſtbefreyung ſtrebenden Lebensprozeſſes, und umgekehrt, wo Polarität iſt, da iſt Leben auf irgend einer der unzähligen Stufen ſeiner Selbſtſtändigkeit; alles Geſtalten, alles Bewegen iſt eine Wirkung der Polarität.

Und wie? nur das mächtigſte, das gewaltigſte Bewegen, das wir in unſrer Sichtbarkeit kennen, das Bewegen der Weltkörper in ihren Bahnen, deſſen hehre Harmonie uns der Geiſt eines Copernicus vernehmbar machte, ſollte aus keinem ſolchen ſelbſtſtändigen Antrieb, ſollte von dem mechaniſchen Einfluß eines Stoßes ausgegangen ſeyn, der als ein ſchnell vorüber gehendes Moment der Zeit ein Wirken der Ewigkeit erlangt hätte? Könnten wir den Flug der Welten durch die Räume ihrer Bahnen, könnten wir den unſers eignen Planeten etwa ſo beobachten wie das mehr tauſendfältig langſamere Vorübereilen eines Dampfwagens, würde uns dann die Betrachtung eines ſolchen großartigen Phänomens nicht mit der Ahnung erfüllen, daß hierbey ganz andre Urſachen und Naturkräfte walteten, als die Fortſchwingung, in welche ein von außen gekommener Stoß eine an ſich abſolut regungsloſe, todte Maſſe verſetzte?

Um zu einem vollſtändigeren Verſtändniß des großen Phänomens der Bewegung der Welten zu gelangen, betrachten wir zuerſt den Begriff der beyden Elemente, aus deren Zuſammenwirken wir jenes Bewegen abzuleiten pflegen, etwas näher. Das, was wir Schwere oder Gravitation nennen, iſt zunächſt nur der in den Maſſen der Erde, der Planeten und der Sonne einſeitig erſcheinende Anziehungseffect, welcher jedoch, ſo ſehr auch der Schein in dem verhältnißmäßig kleinen Beobachtungsraum, hier in der Nähe der Erdoberfläche uns täuſchen mag, nie ohne polare Gegenwirkung zur Aeußerung zu gelangen vermag und dem jederzeit in den kleinſten wie in den größeſten Maſſen ein Abſtoßungseffect, eben ſo wie am Magnet dem Nordpol ein Südpol gegenüber ſtehen muß. Gründet ſich doch auf dieſen Effect des Abſtoßens ſchon der körperliche Umfang und Inhalt der materiellen Dinge, welcher ein gemeinſames Product des den Körpern inwohnenden abſtoßenden (expandirenden) Antriebes und des vorhin erwähnten beſchränkenden (comprimirenden) Einfluſſes der größeren Geſammtheit der materiellen Welt iſt.

Einige ſehr bekannte Erſcheinungen aus dem Gebiet der Phyſik mögen uns zu weiteren Folgerungen aus dem eben Geſagten den Weg bahnen. So ſtößt z. B. ein kräftig elektriſcher Glas- oder Siegellackſtab ein gleichnamig erregtes Hollundermarkkügelchen am elektriſchen Balancier in der Entfernung von einem Fuß und darüber lebhaft ab, zieht es dagegen in geringerer Entfernung von 1 — 2 Zollen an, weil in dieſem kleinen Abſtande der Effect der Abſtoßung von dem übermächtigen der Anziehung ganz überwältigt und gebunden wird. Eben ſo wendet ſich eine kleine Magnetnadel mit dem einen Pole von dem gleichnamigen Pole eines größeren Magneten bey hinlänglicher Entfernung durch einen Zurückſtoßungseffect ab, während ſie von jenem ſtärkeren Magneten, ſobald ſie in die unmittelbare Nähe deſſelben tritt, ohne Unterſchied des genäherten Poles angezogen wird. Wenn die Nadel von einer bedeutenden Größe und magnetiſchen Kraft iſt, dann wird zwar auch der gleichnamige Pol derſelben von einem überwiegend ſtärkeren Magnet in einer gewiſſen Entfernung abgeſtoßen und in großer Nähe angezogen, wenn man aber die Nadel ſelbſt nach kurzer unmittelbarer Berührung wieder von dem ſtarken Magnet trennt, dann ſtellt ſich die

Digitized by Google

normale Polarität der erſteren von ſelbſt wieder her und die anfängliche Abſtoßung desſelben Poles findet aufs neue ſtatt, ſo daß man (wie dieſer Verſuch vom V. mit einer 9 Zoll langen Inclinationsnadel und einem Magnet von 50 Pf. Tragkraft angeſtellt wurde) an demſelben Pole derſelben Nadel die Abſtoßung in der Ferne und die Anziehung in der Nähe durch einen und denſelben Pol des nämlichen großen Magneten, ſo oft wiederholt als man will, wahrnehmen kann. Und eben dasſelbe, was dieſe phyſikaliſchen Erſcheinungen im Kleinen, das zeigt uns das Phänomen der Schwere im Großen. So wie wie dieſe an unſrer plantariſchen Körperwelt nur in der einſeitigen Form der Anziehung auftreten ſehen, iſt ſie ein Ueberwältigungserfolg der Nähe, in welcher die mächtige Geſammtmaſſe der Erde die kleineren, gegen ſie nur unbedeutenden Maſſen ſo kräftig ſich aneignet, daß der repulſive Antrieb derſelben nicht zu einer, durch Bewegung ſich merklich machenden Wirkſamkeit gelangen kann.

Neben den eben erwähnten Erſcheinungen aus dem Gebiet der Experimentalphyſik erinnert der Verf. noch an eine andre Beobachtung, nach welcher ein eigentlicher Elektromagnet, d. h. irgend ein Theil einer geſchloſſenen galvaniſchen Kette magnetiſche ſo wie unmagnetiſche Stahl- und Eiſentheile in unmittelbarer Nähe anzieht und feſthält, während er den Pol eines Stahlmagneten in einiger Entfernung weder anzieht noch abſtößt, ſondern vermöge der Gleichzeitigkeit und Einheit beyder Wirkungen bloß ablenkt, und unter geeigneten Bedingungen zu anhaltender rotirender Bewegung um ſich her beſtimmt.

So muß zwar auch die Maſſe des Steines in der unmittelbaren Nähe des Planeten dem univerſellen Ueberwältigungszug von dieſem gehorchen, könnte jedoch jener in hinlänglich großen Abſtand von ſeinem Weltkörper gebracht werden, dann würde alsbald ein Abſtoßungseffect ſich bemerkbar machen, bey welchem die Einſeitigkeit des überwiegend geradlinigen Zuges aufhörte und unter dem Conflict der von innen heraus in allen Theilen gleichmäßig wirkſamen Anziehung und Abſtoßung eine Curvenbewegung einteäte, welche vermöge der Wechſelwirkung der Anziehungs- und Abſtoßungseffecte des Steines ſo wie des Planeten, eine Bahnbewegung von jenem um dieſen zur Folge haben müßte. Ja, in dem innern Conflict, mit welchem eine jede ſolche Maſſe ſchon an und für ſich durch die Geſammtwirkung auf alle ihre Theile beyſammen zu bleiben genöthigt wird, und gleichzeitig in allen ihren Theilen ſich von ſich ſelber abzuſtoßen beſtrebt iſt, liegt zugleich das Motiv der Rotation, welche bey jedee weit genug von einem Centralkörper entfernten Maſſe von ſelber eintreten muß. Daß namentlich zwiſchen Sonne und Erde nicht bloß Anziehung, ſondern auch Abſtoßung wirkſam ſey, ſucht der Verf. ſchon aus den Phänomenen der Ebbe und Fluth zu erweiſen, bey welcher die Gegenfluth als ein Abſtoßungseffect im polariſchen Gegenſatz mit dem Anziehungseffect der Fluth angeſehen werden müſſe.

Und ſo dürfte ſelbſt für das Geſetz der Schwere, wie es an den Bewegungen der Weltkörper von verſchiedenem Abſtand um einen gemeinſamen Centralkörper ſich kund giebt, eine Deduction aus der Annahme von beſtändig zuſammenwirkenden Anziehungs- und Abſtoßungseffecten, z. B. zwiſchen der Sonne und den einzelnen Planeten, ſo wie der Verf. ſie zu geben ſucht, einer Beachtung werth ſeyn. Mit dem Abnehmen des einen dieſer Momente wächst zugleich das andere, dieſem polariſch entgegengeſetzte in demſelben Maaße, ſo daß, während a bey zunehmender Entfernung von 1 auf $\frac{1}{2}$ herabſinkt, zugleich das andere polariſch entgegenwirkende, die Macht des erſteren beſchränkende und vermindernde Element b von 1 auf 2 ſich ſteigert und deßhalb der Werth von a um das vierfache verringert, ſo wie umgekehrt bey einer doppelt ſo großen Annäherung auf das Vierfache geſteigert wird.

Was wir hier mittheilten, das ſind nur einzelne Züge jener Andeutungen, welche X. Pohl in ſeiner vor einem gemiſchten Publicum und daher ſo populär als möglich gehaltenen Rede giebt; Andeutungen, denen man es übrigens wohl anmerken kann, daß ihr Verfaſſer ſich in dem Stand befinde, ſeine Behauptungen auf ſtreng wiſſenſchaftlichem Wege tiefer zu begründen und zu beweiſen.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Auch nach den Geſinnungen der Bamberger erkundigte ſich der Herzog bey Stieder und äußerte am Schluſſe der Audienz: „Wann ich die Regierung in Wirzburg anfange, wird eine viel andere Ordnung werden und vielleicht mit den „Regenten“ große Aenderung geſchehen.“ — Der Quälgeiſt von Wirzburg, Axel Lily, begab ſich ſchon am 15. Juni mit ſeiner Frau und ſtarker reich befrachteter Begleitung aus der Stadt hinweg.

§ 32. Execution gegen die Stadt Wirzburg. Deßfallſige Sendung an den Reichskanzler und den Herzog Bernhard.

Ein Executionscommiſſär, Brettſchneider, in Begleitung eines Lieutenants begehrte auf Anweiſung Brandenſteins ſogleich am Tage ſeiner Ankunft (23. Juni) wegen unterbliebener Bezahlung von 6000 Reichsthalern die Unterſuchung und Beſchlagnahme der Weine in den Kellern der Stadt und zwar ſollte mit den Weinkellern der Bürgermeiſter begonnen werden. Magiſtratiſcher Seits proteſtirte man gegen ein ſolches Einſchreiten und berief ſich auf den Schaden, der dem neuen Herrn, Herzog Bernhard, hieraus erwachſe. Auch ſchickte man insgeheim den Vogt von Veitshöchheim, Nicolaus Seitz, mit Empfehlungsbriefen ꝛc. an den Herzog und den Reichskanzler ab. Der Herzog, der ſelbſt am 3. Juli in Wirzburg anlangte, zeigte milde Geſinnungen für die Stadt, ertheilte dem Statthalter von Rotenhan mehrere Aufträge, die Univerſität und deren Einkommen betreffend, und kehrte wieder über Königshofen nach Frankfurt zurück. Die Execution erreichte aber ihr Ende damit, daß 14tägige Zahlungsfriſt geſtattet und der Reichskanzler bis auf weiteres mit der monatlichen Anlage von 3008 fl. 3 Batzen Stillſtand bewilligte. Der Sekretär des Generals Baudis, — der an des abgerufenen Lieutenants Stelle getreten war, — erhielt vom Magiſtrat eine Hälfte baar, die andere wurde in 14 Tagen zu zahlen verſprochen.

§ 33. Einführung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in der Domkirche zu Wirzburg. Abermalige Sendung an den Reichskanzler und den Herzog Bernhard. Die letzten Tage der ſchwediſchen Regierung.

Der Regierungskanzler Fabritius machte dem am 1. Juli um 8 Uhr verſammelten Magiſtrat die Eröffnung: daß Kraft des in Händen habenden Reſcripts des Reichskanzlers die k. Regierung angewieſen ſey, unverzüglich das evangeliſche Religions-Exercitium im hohen Dom zu beginnen. Zwar hätte wegen der entflohenen Domherrn das Domſtift nunmehr der Krone Schweden zugehört und könnte ſohin ausſchließend für den evangeliſchen Gottesdienſt gebraucht werden; allein Se. Excellenz der Herr Reichskanzler habe gnädig bewilligt, daß fortan auch der katholiſche Gottesdienſt darin gehalten werde. Mit Hrn. Dr. Schleupner hätten ſich die Herren kathol. Pfarrer rückſichtlich der zu wählenden Stunden zu vergleichen. Auch ſoll den hieſigen Evangeliſchen eine Kirche oder Pfarre in der Stadt für ihren alleinigen Gebrauch eigenthümlich eingeräumt werden. Nebſtdem befiehlt das Reſcript, daß die kathol. HH. Pfarrer ihre Pfarrkinder zum Beſuch der evangeliſchen Predigten ermahnen. Als eigenthümliche Kirche hatten die Proteſtanten die Liebfrauenkapelle ſich auserſehen. Der Proteſt des Magiſtrats, dieſe Kirche ſey von der Bürgerſchaft erbaut und dotirt ꝛc., wurde vom Oberſchultheißen mit den Worten: Schon gut! „wofern die beſagte Kapelle den Evangeliſchen nicht gutwillig überlaſſen wird, ſo muß es mit Gewalt gehen,“ niedergeſchlagen. Ungern geſtattete man, und zwar auf ſehr kurze Zeit, dem Magiſtrat Friſt zur Berathung, die Nachmittags im Grünbaum ſtatt fand. Die Klerisey faßte den Beſchluß, wider das ganze Anſinnen zu proteſtiren und zu bitten, „daß die Kirche und deren Angehörige in der Ausübung des Gottesdienſtes ungeſtört belaſſen werden möchten.“ Der Magiſtrat war der Meinung, die Liebfrauenkapelle ſo lange für die katholiſche Stadtgemeinde zu behaupten, bis ſie ihr mit Gewalt entriſſen würde. Dieſe durch eine ſtarke Deputation überbrachten Beſchlüſſe ſollten nach des Kanzlers Aeußerung dem Reichskanzler berichtlich vorgelegt werden; der Oberſchultheiß beſtehe aber auf Abtretung einer Kirche zum Gebrauch für die Evangeliſchen. Kurz darauf ward den Pfarrern zur Wiſſenſchaft und Nachachtung das feſtgeſetzte Regulativ mitgetheilt, vermöge deſſen der katholiſche Gottesdienſt früh von 6 — 8 Uhr, nachher der evangeliſche gehalten werden ſollte. —

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Geſchichte der Chemie. Von Dr. Herrmann Kopp, außerordentlichem Profeſſor der Phyſik und Chemie an der Univerſität Gießen. Erſter Theil. Mit dem Bildniſſe Lavoiſier's. Braunſchweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. In gr. 8. 455 S. 1843.

Seit einer langen Reihe von Jahren, nämlich ſeit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, als Wiegleb und J. Fr. Gmelin ihre geſchichtlichen Werke bekannt machten, iſt in Deutſchland kein namhaftes Werk in dieſer Beziehung geliefert worden, während England eine Geſchichte der Chemie Thomſon's History of Chemistry 1831 und in Frankreich Höfer's Histoire de la Chimie, erſter Band 1842, worüber in Nro. 249. dieſer Blätter im vorigen Jahre berichtet wurde, erſchienen ſind. Wir müſſen es daher Hrn. Prof. Kopp Dank wiſſen, einem Gegenſtand, welcher ſeit ſo langer Zeit in Deutſchland keine Bearbeiter gefunden, ſeine Thätigkeit zugewendet zu haben.

Der Verf. hat ſich vorgenommen, die Geſchichte der Chemie, wovon der erſte Band vorliegt, in 4 Bänden herauszugeben. Der zweyte Band ſoll am Schluſſe dieſes Jahres, der dritte und vierte im Laufe des nächſten folgen. Der Plan des Verf. iſt, im erſten Bande die allgemeine Geſchichte der Chemie zu geben; der zweyte Band ſoll die Geſchichte der Hülfswiſſenſchaften und der theoretiſchen Lehren enthalten, der dritte und vierte Band endlich die Geſchichte der einzelnen Subſtanzen in der unorganiſchen Chemie und die Geſchichte der organiſchen Chemie nebſt der dahin gehörigen Gegenſtände.

In der Einleitung berührt der Verf. den Zweck und die Eigenthümlichkeit der allgemeinen Chemie im Verhältniß zu andern Wiſſenſchaften und den Werth einer Geſchichte der Chemie. Intereſſant iſt die Geſchichte der Chemie vorzüglich durch den mannichfachen Wechſel ihrer Schickſale, denn wenige andere Wiſſenſchaften haben von ihrem Urſprunge an bis auf unſere Zeit ſo viele ihrer Begründung, Aufklärung und Vervollkommnung im Wege ſtehenden Schwierigkeiten zu bekämpfen gehabt, wie gerade die Chemie. Ihrer allgemeinen Stellung nach iſt ſie bald eine verachtete Beſchäftigung, bald die geprieſenſte Wiſſenſchaft. Bald wird ihr jeder wiſſenſchaftliche Charakter abgeſprochen, und ſie wird von dem Freunde der Aufklärung als die Quelle unzähliger Irrthümer verabſcheut, mit der Strenge des Geſetzes und der Geißel des Spottes verfolgt, von den Großen geächtet und ſogar mit dem Fluche der Kirche bedroht. Die Art ihres Einfluſſes und ihrer Anwendung wechſelt; bald erſcheint ſie in Begleitung aller Ausgeburten geiſtiger Verblendung und hilft das Anſehen derſelben unterhalten — bald zeigt ſie ſich als eines der wirkſamſten Werkzeuge zur Vernichtung des Aberglaubens. Bald ſoll ſie das Unmögliche möglich machen, aus eigener Macht lebendige Geſchöpfe hervorbringen und Pflanzen aus ihrer Aſche erwecken, bald verwirft man ſie ſelbſt da, wo ſie ungezwungen die richtigen Mittel, beſtimmte Zwecke zu erreichen, angiebt, und die Anwendung derſelben zu rechtfertigen weiß. Ihre Be-

Digitized by Google

kenner und Förderer gehören allen Ständen an; Fürſten wie arme Umherzügler, Geiſtliche, Aerzte, unabhängige Liebhaber der Naturwiſſenſchaften wechſeln ab als Bewahrer ihrer Kenntniſſe; in Klöſtern ſo wie in Apotheken haben wir oft die Tempel dieſer Wiſſenſchaft zu ſuchen; zu ihr bekennen ſich Taſchenſpieler, Glücksritter eben ſowohl als ſchulgerechte Gelehrte. Aus einem ſolchen Chaos der verſchiedenartigſten Einflüſſe bricht ſich endlich die heutige Chemie ihre Bahn, nimmt eine ſelbſtändige Stellung ein, ordnet ihr Verhältniß zu anderen Wiſſenſchaften, wird ein weſentlicher Zweig allgemeiner Bildung und nützt mehr in Bewährung einer vielſeitigen Anwendbarkeit, als ſich je die größten Schwärmer von der Förderung einer einſeitigen Richtung zu verſprechen wagten.

Der Verf. theilt die Geſchichte der Chemie in fünf Zeitalter ein. Das erſte Zeitalter enthält die Kenntniſſe der Alten. Das zweyte umfaßt die Alchemie. Das dritte die mediciniſche Chemie. Das vierte die phlogiſtiſche Theorie und das fünfte Zeitalter endlich, womit der vorliegende erſte Band ſchließt, behandelt die quantitativen Unterſuchungen. Einige Worte von jedem dieſer Zeitalter werden hinreichen, um ſich von dem Plane, dem der Verf. folgte, ein Bild zu machen.

Erſtes Zeitalter. Kenntniſſe der Alten. Der Zeitraum, welchem hier ein allgemeiner Ueberblick zugewendet wird, erſtreckt ſich von den älteſten Zeiten bis etwa zu dem vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Die Leiſtungen, die ſich hier in vereinzelten und ſpärlichen Richtungen zeigen, ſind alle rein empiriſcher Natur; die Erfahrung lehrt einige Thatſachen kennen, aber auf die Kenntniß derſelben wird kein Verſuch, ſie zu erklären, gebaut; in der älteren Geſchichte der Chemie trifft man keine theoretiſche Anſicht durchgeführt, weder eine wahre, noch eine falſche. Von einem Streben, allgemeine Geſichtspunkte aufzuſtellen und ſie nicht bloß mit abſtracten Ideen beweiſen, ſondern auch dieſelben auf ſämmtliche bekannte Beobachtungen anwenden zu wollen, findet ſich bey den Alten keine Spur; eben ſo wenig von irgend einer theoretiſchen Anſicht über Veränderung und Zuſammenſetzung der Körper, in ſo fern eine ſolche mit Erfahrung belegt werden ſoll. Der Verf. beſchränkt ſich hier auf einen ganz allgemeinen Ueberblick der Kenntniſſe der verſchiedenen Völker des Alterthums zu verſchiedenen Zeiten und behält ſich vor, in den folgenden Theilen bey der Geſchichte der einzelnen Lehren und Stoffe die Kenntniſſe der Alten ausführlicher mitzutheilen. Aus dieſem Grunde werden die Kenntniſſe der Aegypter, der Phönicier, der Israeliten, der Griechen und Römer hier auch nur kurz berührt.

Zweytes Zeitalter, der Alchemie. Das Zeitalter der Alchemie erſtreckt ſich von der Mitte des vierten Jahrhunderts bis zum erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts, oder von der erſten Aeußerung alchimiſtiſcher Anſichten bis zu der Aufſtellung der mediciniſch-chemiſchen Lehren durch Paracelſus. Nach der damals herrſchenden Meinung wurden alle Metalle als zuſammengeſetzt betrachtet und zwar ſollten alle in verſchiedenen Mengenverhältniſſen aus Schwefel und Queckſilber beſtehen; allein unter Mercurius ſcheinen die Alten den Begriff des Unzerſetzbaren verſtanden zu haben und mit Sulphur verbanden ſie den Begriff der Zerſetzbarkeit, der Veränderlichkeit. Der Verf. erwähnt hier die Verdienſte einiger Alchimiſten jenes Zeitalters, nämlich Geber, Albertus Magnus, Roger Baco, Arnold Villanovanus, Raimundus Lullus, Baſilius Valentinus ꝛc. Letzterer iſt der bedeutendſte Chemiker dieſes Zeitalters und bildet den Uebergang zu dem folgenden. Er iſt zugleich der letzte hier zu erwähnende Chemiker, deſſen Richtung eine ausſchließlich alchimiſtiſche iſt, weßhalb die Betrachtung der weiteren Schickſale der Alchemie und ihrer Anhänger im Folgenden nur eine untergeordnete ſeyn wird. Die Geiſtesrichtung, welche ſich in allen Fächern der Cultur des menſchlichen Geiſtes am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts kund that und in der Reformation am edelſten und hervorragendſten auftritt, zeigt ſich auch in den mediciniſchen und im Zuſammenhang damit in den chemiſchen Wiſſenſchaften. Die Reformation vollendete für alle Zweige geiſtiger Erkenntniß den Anſtoß, in den Wiſſenſchaften nicht mehr bey dem Alten ſtehen zu bleiben, ſondern voranzuſchreiten, auf hergebrachte Autorität nicht mehr

Digitized by Google

blind zu vertrauen, ſondern auf eigene Erkenntniß geſtützt zu prüfen und verjährte Mängel aufzudecken. Auch die Medicin und Chemie, ſo kärglich auch damals noch der geiſtige Inhalt der letzteren war, empfanden dieſen Anſtoß und gaben ihm gemeinſchaftlich Folge; es fanden ſich geiſtreiche Köpfe, welche der allgemeinen Richtung folgend neue Grundſätze an die Stelle der alten zu ſetzen, ſich veranlaßt fanden und ſo ſehen wir auch für die Chemie eine Zeit anbrechen, deren Charakter ſo ſehr von dem bisher herrſchenden abweicht, daß die Datirung eines neuen Zeitalters nothwendig wird.

Drittes Zeitalter, der mediciniſchen Chemie. Die Dauer dieſes Zeitalters erſtreckt ſich von der gemeinſamen Auffaſſung der Chemie und Medicin durch Paracelſus bis zu der ſelbſtändigen Behandlung der Chemie durch Boyle, nämlich vom Anfang des ſechzehnten bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Die Tendenz der Männer, welche dieſem Zeitalter angehören, gieng vorzüglich dahin, Verſchmelzung der Chemie mit der Medicin, Zurückführung der mediciniſchen Erfahrungen auf chemiſche Grundſätze zu bewirken, ſo daß von vielen die ganze Heilkunde faſt nur als ein Theil der angewandten Chemie, als Jatrochemie, betrachtet wurde. Da ſich nun in dieſem Zeitalter die Medicin der Chemie als eines der ihr nothwendigſten Hülfsmittel bemächtigt, ſo kann die Chemie auch noch nicht zur Selbſtändigkeit gelangen; ſie wird faſt nur in Verbindung mit der Medicin betrieben, daher alle chemiſchen Leiſtungen Medicinern angehören und mediciniſche Anwendung zum nächſten Zweck haben. Paracelſus, welcher als Begründer dieſes Zeitalters betrachtet werden kann, ſtellte die Anſicht auf und viele Aerzte folgten ihm, daß der Lebensproceß als ein chemiſcher zu betrachten ſey, daß die Beſtandtheile des Organismus aus Elementen im chemiſchen Sinne beſtehen, indem das eine oder das andere mehr vorwalten kann, wobey das Vorwalten mit eigenthümlichen chemiſchen Erſcheinungen verknüpft iſt, welche ſich im Geſundheitszuſtande kund geben. Dieſe von Paracelſus aufgeſtellten Anſichten wurden von ſeinen Nachfolgern mit mehr Schärfe beſtimmt; von van Helmont und beſonders von Boé Sylvius, dem bedeutendſten unter den Jatrochemikern, wird geradezu behauptet, daß in der chemiſchen Wirkſamkeit (namentlich in der alkaliſchen oder ſauren Natur) gewiſſer Beſtandtheile des Organismus die Urſachen der Functionen derſelben liegen, daß der durch Ueberfluß oder Mangel eines dieſer Beſtandtheile abgeänderte chemiſche Proceß die Krankheiten erzeuge und daß das Aufheben dieſes Ueberfluſſes oder Mangels ſie heile. So ſehen wir zuletzt die drey Hauptzweige der damaligen Medicin auf die Chemie zurückgeführt. Die phyſiologiſchen Erſcheinungen, der Lebensproceß im geſunden Zuſtande, werden als chemiſcher Vorgang betrachtet, wobey die wirkſamen Beſtandtheile in dem richtigen Verhältniß auf einander einwirken; die pathologiſchen Erſcheinungen, die Krankheiten beruhen auf einer Störung dieſes normalen chemiſchen Proceſſes, indem ein Beſtandtheil unnatürlich vorwaltet; die Therapie endlich hat zur Aufgabe, dieſen vorwaltenden Beſtandtheil durch entgegengeſetzte chemiſche Mittel zu neutraliſiren und ſo ein richtiges Verhältniß der Beſtandtheile wieder herzuſtellen.

Der Verf. giebt nun eine Beſchreibung von dem Leben und Wirken der vorzüglichſten Chemiker dieſes Zeitalters, unter welchen außer Paracelſus beſonders zu erwähnen ſind Agricola, van Helmont, Thurneyſſen, Quercetanus, Turquet, Croll, Mynſicht, Angelus Sala, Sennert, Glauber, Bartholin Conring, Pachenias, Willis, Eraſtus ꝛc. Die Einzelnheiten ihrer Thätigkeit müſſen wir leider übergehen.

Das jatrochemiſche Syſtem gerieth indeß bald dadurch in Verfall, daß es alle Vorgänge im menſchlichen Körper erklären wollte. Die Einſeitigkeit, womit dieß geſchah, mußte jeden Unbefangenen gegen die immer unnatürlicher werdenden jatrochemiſchen Auslegungen aller vitalen Verrichtungen einnehmen. Hätten ſich die Jatrochemiker damit begnügt, einzelne Functionen des Organismus auf chemiſche Prozeſſe zurückzuführen, oder ſie damit erläuternd vergleichen zu wollen, wie z. B. das Athmen mit dem Verbrennen, ſo würde ſich ihr Syſtem vielleicht länger erhalten haben; ſo aber waren ihre chemiſchen Erläuterungen allmählig zu weit von der Betrachtungsweiſe, welche nach und nach in der Chemie ſich zu befeſtigen anfieng, abgewichen, näm-

Digitized by Google

lich die Erfahrung ſo wie das Experiment zur Grundlage und zum Prüfſtein jeder Theorie zu machen.

(Schluß folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Den Anfang mit dieſer Simultan-Ordnung machte der General-Superintendent Schleupner am Feſte Johannes des Taufers, Montag den 4. Juli (dieß ſcheint ein chronologiſcher Verſtoß zu ſeyn; Johannis fällt im J. 1633 an einem Freytag, denn der 19. und 26. Juni dieſes Jahees ſind Sonntage, alſo das Johannisfeſt, 24. Juni, an einem Freytag) für ſeine proteſtantiſche Gemeinde mit einer pheaſereichen Preis- und Dankpredigt an die göttliche Vorſehung, „die endlich in die finſtern Räume des uralten St. Kilians-Doms das Licht der augsburgiſchen Confeſſion nach einem Jahrhundert ihrer beſeligenden Exiſtenz habe eindringen laſſen.“

Abermals übernahm Nicolaus Stolz eine Sendung an den Heezog Bernhard nach Frankfurt, und überbrachte ihm die Beſchwerden der Bürger in fünf Punkte gefaßt, um deren Abhilfe ſie den neuen Landesherrn baten. Dieſer verſprach abzuhelfen und Stolz erfuhr vom Licent. Müller, der Herzog habe nunmehr die Schenkungs- und Belehnungsurkunde über das Herzogthum Franken und Wirzburg und Bamberg wirklich in Händen. Die ſchwediſchen Behörden erfüllte bey dem nahe bevorſtehenden Regierungswechſel ängſtliche Beſorgniß, die noch durch allerley gefährliche und abentheuerliche Gerüchte geſteigert wurde. Daher ſtrenge militäriſche Maßnahmen in Bezug auf Fremde und gegen aufrühreriſche Reden. Noch immer hofften die Büeger auf Erlöſung vom ſchwediſchen Joch durch die Kaiſerlichen. Dieſe ſanguiniſchen Hoffnungen abzukühlen, diente der große Sieg bey Hameln über das kaiſerlich ligiſtiſche Heer, welche für die Schweden höchſt erfreuliche Nachricht am 19. Juli 1633 zu Wirzburg eintraf.

Am 27. Juli zwiſchen 1 — 2 Uhr kam der neue Fürſt in Wirzburg an. Als der Tag der feyerlichen Beſitznahme vom Lande und der Huldigung desſelben auf dem Marienberg wurde der 29. Julius 1633 anberaumt.

§ 34. Potpourri aus den Wirzurger Magiſtrats-Protokollen.

Ein reiches Verzeichniß von Bedrückungen der armen Wirzburger Bürger. Unter den Soldaten im Juliusſpitale herrſchte die Veneris.

II.

Aktenſtücke über die von Chriſtoph Grafen v. Henneberg, Domherrn zu Würzburg, im Jahre 1532 daſelbſt verübte Mordthat.

Beytrag zur Sittengeſchichte des 16. Jahehunderts.

Mitgetheilt vom k. Legationsrath, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1. Schreiben des Fürſtbiſchofs Konrad von Würzbueg an Wilhelm Grafen und Herru zu Henneberg, dem Vater des Domherrn Chriſtoph. —

Der Fürſtbiſchof legt dem Vater des Kapitularen Chriſtoph in wenigen Zeilen deſſen Unthat vor. Er hatte nämlich ſeine Dienerin, Catherin Gurtlerin, mit der er etlich Zeit gelebt, einem ſeiner Diener zur Ehe gegeben; „allein der Domherr behielt ſie nichts deſto minder bey Jme wider des Manswillen und wollte ſie ihm nit volgen laſſen.“ Der Biſchof ſtellte ihn in Gegenwart einiger vom Kapitel über dieſe wüſte Lebensweiſe zur Rede und begehrte, er ſolle die „Diern von ime thun vnd irem man volgen laſen.“ Chriſtoph bat ſich Bedenkzeit aus, benutzte aber dieſe, um ſich mit der Catherin aus Wirzburg zu thun und hielt ſich eine Zeitlang anderswo auf. Nach Wiezburg zurückgekehrt, hat er des Nachts einen Schaarwächter, Vater von 5 unerzogenen Kindern, ohne alle Urſach eigenhändig erſtochen und ſich hierauf geflüchtet. Gegen ein ſolches Verbrechen müſſe nun Strafe verhängt werden; einsweilen ließ der Fürſtbiſchof „ſein hab vnd guttere annotiren“ (folgt zuletzt, No 8.), und ſchickte eine Copie davon an den Grafen Wilhem von Henneberg.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Geſchichte der Chemie.

(Schluß.)

Bisher war die Chemie immer nur ein Werkzeug geweſen, welches die Vertheidiger des jatrochemiſchen Syſtems zu handhaben verſtanden; aber mit dem Auftreten der Männer, welche ſich von dem ausſchließlich mediciniſchen Geſichtspunkt der Chemie losſagend ſie als eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft zu behandeln wußten, fiel auch ſogleich das jatrochemiſche Syſtem, ein Syſtem, welches im Allgemeinen nur ſupponirte Stoffe agiren ließ, für die es aus der Chemie die Namen und die Beylegung einiger allgemeiner Eigenſchaften entlehnt hatte. Mit dem Sturz des jatrochemiſchen Syſtems mußte die ganze Chemie eine andere Geſtaltung gewinnen. Die Chemie hörte auf, nur in Bezug auf Medicin Bedeutung zu haben; während ſie bisher nur ein Theil der Medicin geweſen und zwar der, von dem man die unmittelbarſte Löſung der therapeutiſchen Aufgaben erwartete, nämlich Heilung der Krankheiten, ſo trennte ſie ſich jetzt von der Medicin, ſich ſelbſt zum Range einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erhebend.

Viertes Zeitalter, der phlogiſtiſchen Theorie. Die phlogiſtiſche Theorie erſtreckt ſich von der Mitte des ſiebenzehnten bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, von der ſelbſtändigen Behandlung der Chemie durch Boyle bis zur Widerlegung der phlogiſtiſchen Theorie durch Lavoiſier.

Die Chemie kömmt jetzt zum Bewußtſeyn ihres wahren Zweckes und tritt als eine ſelbſtändige Disciplin in die Reihe der Naturwiſſenſchaften. Die meiſten Chemiker aus dem Anfange dieſes Zeitalters ſtimmen darin überein, den Rückſtand einer Verbrennung als einen Beſtandtheil des verbrannten Körpers anzuſehen, eine Meinung, welche von Boyle und Kunkel als eine ausgemachte Wahrheit aufgeſtellt wurde. Noch weiter führte dieſe Theorie Becher aus, beſonders aber bald nach ihm Stahl. Dieſer faßte die Veränderungen aller Körper durch Feuer als eine und dieſelbe Erſcheinung auf und leitete die gemeinſame Eigenſchaft des Verbrennens von einem gemeinſamen Beſtandtheile aller verbrennlichen Körper, den er Phlogiſton nannte, ab. Austreiben des Phlogiſton's iſt nach ihm Verbrennung, nach deſſen Entfernung erſt die anderen Beſtandtheile eines Körpers erkannt werden. Außer Becher und Stahl waren noch viele andere Chemiker zur Gründung einer Verbrennungstheorie thätig, nämlich Homberg, Lemery, Hofmann und Boerhave. Als die einflußreichſten Anhänger des von Stahl eingeführten Syſtems in Deutſchland ſind beſonders Neumann, Eller, Pott, Marggraf zu nennen; in Frankreich Geoffroy, Hellot, Duhamel und Macquer. Das Zeitalter dieſer Theorie ſchließt mit der Thätigkeit von Black, Cavendiſh und Prieſtley in England, von Bergmann und Scheele in Schweden. Zu ihrer Zeit wird bereits der Anfang gemacht, die phlogiſtiſche Theorie zu bekämpfen; ſie ſind die letzten Repräſentanten derſelben und ihre Nachfolger gehören einem neuen Zeitalter an.

Einen nicht geringen Einfluß auf die fernere Ausbildung der Chemie und der Naturforſchung

Digitized by Google

überhaupt hatten die gelehrten Geſellſchaften, deren Bildung die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts als den Anfangspunkt einer neuen Aera der Wiſſenſchaften bezeichnet; vorzüglich wurden die periodiſchen Schriften, welche dieſe Geſellſchaften herausgaben, wie die Academia del Cimento 1657 und die Londoner Societät 1659, der Sammelplatz gediegener Arbeiten und das Repertorium aller neuen Entdeckungen. Der Verf. theilt nun die Entdeckungen und Schriften der vorzüglichſten Chemiker dieſes Zeitalters mit, in welche Einzelheiten wir aber hier nicht eingehen können.

In engſter Verbindung mit dem ſchwediſchen Chemiker Bergmann ſtand Carl Wilhelm Scheele, der letzte Chemiker dieſes Zeitalters. Seine Entdeckungen, deren Ruhm unabhängig von jedem Wechſel der Theorie iſt, ſichern ihm für immer eine ausgezeichnete Stelle unter den bedeutendſten Coryphäen der Chemie.

Die Wichtigkeit der phlogiſtiſchen Theorie beſteht unzweifelhaft darin, daß ſie zuerſt eine zahlloſe Menge von Erſcheinungen umfaßt und in Phänomenen, die vorher nur als ganz iſolirte Erfahrungen bekannt waren, das Analoge nachzuweiſen wußte. Die phlogiſtiſche Theorie iſt die erſte, welche rationelle Erklärungen von größerem Umfang in die Chemie einführte und für den wichtigſten chemiſchen Prozeß, den Verbrennungsprozeß, eine damals genügende Erklärung gab. Weit entfernt, dieſe Theorie als eine Verirrung zu beklagen, muß ſie vielmehr als die nothwendige Baſis der richtigeren Anſicht unſeres Zeitalters anerkannt werden, ebenſo wie auch unſere jetzigen Theorien in der Chemie nicht unabänderlich daſtehen, ſondern nur zu dem Ende aufgeſtellt und vertheidigt werden, um ſich ſpäter durch noch richtigere, noch umfaſſendere erſetzen zu laſſen, ſolche Berichtigungen vielleicht unbewußt jetzt ſchon vorbereitend.

Fünftes Zeitalter, der quantitativen Unterſuchungen. Der Sturz der phlogiſtiſchen Chemie begründete das Zeitalter der antiphlogiſtiſchen Chemie, welches der Verf. als das Zeitalter der *quantitativen Unterſuchungen* bezeichnet. Es enthält die Zeit von dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart, oder von der Begründung des durch Lavoiſier aufgeſtellten Syſtems bis zu den Leiſtungen der Chemiker unſerer Tage.

Es unterſcheidet ſich dieſes Zeitalter von dem vorhergehenden dadurch, daß es die Erklärung chemiſcher Erſcheinungen umfaſſender verſucht und ſich dabey auf mannigfaltigere Beobachtungen ſtützt. Indem die chemiſchen Arbeiten aufhören, ausſchließlich qualitativ zu ſeyn, beginnt man, dem quantitativen Verhältniſſe aufmerkſame Berückſichtigung zuzuwenden; was dieſe anzeigen, wird als entſcheidend für die Gültigkeit einer Theorie betrachtetet; ihre Ausmittelung, die Entdeckung ihrer Geſetzmäßigkeit, bilden das Ziel der Forſchung in dem ganzen Umfange des neuen und letzten Zeitalters, deſſen Hauptunterſchied von dem vorigen daher im Allgemeinen in der Verſchiedenheit ſeiner Unterſuchungsmethode und der Anſicht über die Verbrennung beſteht.

Die Hypotheſe des Phlogiſton's wurde als unhaltbar verworfen, und der Prozeß der Verbrennung nicht mehr als eine Zerſtörung oder Zerlegung betrachtet, ſondern als eine Vereinigung der Beſtandtheile des verbrennlichen Körpers mit einem andern, nämlich dem Sauerſtoff. Bald iſt indeß die Anſicht über die Verbrennung nicht mehr die leitende in der Chemie; andere Gegenſtände, die mit der Frage über den Verbrennungsprozeß in geringem oder gar keinem Zuſammenhange ſtehen, feſſeln die Aufmerkſamkeit der Chemiker und bedingen die Eigenthümlichkeit der neueren chemiſchen Arbeiten. Es läßt ſich die Benennung, *Zeitalter der antiphlogiſtiſchen Chemie*, unmöglich bis auf unſere Zeit ausdehnen; aber es iſt eben ſo wenig eine weitere Eintheilung des Zeitraums von dem Sturz des phlogiſtiſchen Syſtems bis auf die Gegenwart angezeigt, da ſich die Richtung der Wiſſenſchaft in der letzteren Zeit nicht ändert, ſondern nur die ſchon im Anfange dieſer Zeit eingeführte quantitative Unterſuchungsweiſe ſich ausbildet und die daraus folgenden Conſequenzen angenommen werden. Die Früchte der phlogiſtiſchen Theorie, als ſie die Gränze ihrer möglichen Entwicklung erreicht hatte, die Begründung eines neuen Zeitalters concentriren ſich in Einem Manne, der im Anfang ſeiner Reformation der leitenden Theorie mit allen

Digitized by Google

Chemikern in Widerſpruch ſteht und dem es doch gelingt, ſeine Anſichten zu den herrſchenden zu erheben; dieſer Mann war Lavoiſier. Er war es, der zuerſt die Wichtigkeit der quantitativen Unterſuchungsmethode für die Chemie zur Anerkennung brachte, der die Beachtung der Gewichtsverhältniſſe zunächſt darauf anwandte, an die Stelle der phlogiſtiſchen Theorie eine richtigere Anſicht über die Verbrennung zu verbreiten. Die ſchon lange bekannte, aber durch Lavoiſier ſchärfer beſtimmte Thatſache, daß eine durch das Gewicht beſtimmte Menge Metall ein größeres Gewicht an Metalloxyd liefert, mußte, ſobald man ihr auf den Grund zu gehen ſuchte und ſich nicht mehr mit leeren Andeutungen über verdichtete Feuermaterie ꝛc. begnügen wollte, die Theorie des Phlogiſton ſtürzen.

Lavoiſier bewies, daß bey der Verbrennung der Metalle und anderer Subſtanzen ſich ein gewiſſer Körper, ein Beſtandtheil der Atmoſphäre mit der verbrennlichen Subſtanz verbindet; daß dieſer Körper, der für ſich luftförmig dargeſtellt werden kann, in der Art zu der verbrennlichen Subſtanz tritt, daß das Produkt der Verbrennung genau ſo viel wiegt, als die verbrannte Subſtanz und der bey der Verbrennung aufgenommene luftförmige Körper zuſammen. Somit begründete Lavoiſier eine neue Verbrennungstheorie. Aber noch folgenreicher war die durch ihn bewirkte Geltendmachung der Wahrheit, daß überall, wo eine Zunahme des Gewichts ſich zeigt, eine Verbindung ſtatt haben muß, daß das Gewicht jeder Verbindung ſo viel beträgt, als das der Beſtandtheile zuſammen, daß bey allen chemiſchen Operationen in Bezug auf das Gewicht der Materie keine Schaffung, keine Zerſtörung eintreten kann, daß jede Zunahme an Gewicht nur durch Vereinigung, jede Abnahme nur durch Ausſcheidung eines wägbaren Stoffes hervorgebracht werden kann.

Nachdem der Verf. das Verhältniß der Chemie zu andern Naturwiſſenſchaften, nämlich zur Phyſik, Mineralogie, Medicin, ſo wie zur Cultur abgehandelt, geht er zur Aufzählung der ausgezeichnetſten Chemiker über, welche als Repräſentanten dieſes Zeitalters zu betrachten ſind und unter welchen Lavoiſier mit Recht an die Spitze geſtellt wird. Lavoiſier's vorzüglichſte Mitarbeiter an der neuen Theorie und ſich auch durch ſelbſtändige Arbeiten auszeichnend waren Guyton Morveau, Berthollet, Fourcroy und Vauquelin. Gleichzeitig macht die analytiſche Chemie und die Unterſuchung der Mineralien große Fortſchritte, wobey Klaproth, Vauquelin und Prouſt genannt werden. Dieſen Arbeiten folgen Daltons theoretiſche Forſchungen über die Gewichtsverhältniſſe, in welchen ſich die Beſtandtheile zu chemiſchen Verbindungen vereinigen, und Gay-Luſſac's Arbeiten über die Verbindungsverhältniſſe der Gaſe.

Mit H. Davy beginnt die Einführung des Galvanismus in die Chemie; neben ſeinen Leiſtungen ſind auch die von Gay-Luſſac und Thenard zu nennen. Alle angedeuteten Richtungen vereinigt Berzelius; er vervielfältigt die nach jeder derſelben zu erlangenden Reſultate und bringt ſie in Zuſammenhang; er giebt der Chemie außerdem neue Ausdehnung durch ihre Anwendung auf Mineralogie und durch die Fortſchritte, welche er in der organiſchen Chemie herbeyführt. Als die vorzüglichſten Repräſentanten ſelbſtändiger Richtungen in der Wiſſenſchaft werden neben Berzelius hier noch genannt: Faraday, Mitſcherlich, Dumas, Liebig und Wöhler. Die Mittheilung der Arbeiten anderer ausgezeichneter Gelehrter, welche noch an der Vervollkommnung der Wiſſenſchaft den größeren Antheil haben, behält ſich der Verf. für die folgenden Bände vor.

Der Verf. beſchließt dieſen erſten vorliegenden Band mit der Beſchreibung des Lebens und Wirkens der hervorragendſten angeführten Chemiker. Von den ſchon verſtorbenen Chemikern beſitzen wir indeß in ihren Nekrologen meiſt ſchon einen hinreichend ausführlichen Lebensabriß. Die Lebensgeſchichte der noch lebenden dagegen iſt nicht immer mit der hinlänglichen Genauigkeit und Vollſtändigkeit behandelt, weßhalb wir die Einzelnheiten hier mit Stillſchweigen übergehen. Wir behalten uns vor, über den Werth dieſer Geſchichte der Chemie unſere Meinung zu äußern, wenn das Werk vollſtändig im Drucke erſchienen iſt.

A. Vogel sen.

Digitized by Google

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

2. Antwortſchreiben Wilhelm Grafens und Herrn zu Henneberg an den Fürſtbiſchof Konrad d. d. Schleuſingen.

Der Vater ſchildert den Schrecken und die Betrübniß, welche die Nachricht von ſeines Sohnes That ihm erregt, meint jedoch, wenn man ſeinem ſcheußlichen Leben nicht ſo lange ungeſtraft zugeſehen, ſondern ihn in der Furcht erhalten hätte, „dürften ſolche unchriſtliche boſe thatenn vielleicht vermitten plibben ſein." Der Sohn ſelbſt habe ſich nicht an des Vaters Strafdrohungen gekehrt, ſondern Biſchof und Kapitel als diejenigen genannt, welchen ein Strafrecht über ihn zuſtehe. Der Vater habe ſich deshalb vorgenommen, ſeiner ſich gar zu entäußern und nichts mehr mit ihm zu handeln. Die Urſach ſeines böſen Lebens wäre „die boſe burdin Catherin," mit ihren Liſten und Künſten; dieſe, bittet er, möge man ſtrafen und machen, daß ſie nicht wieder zu ſeinem Sohn kommen könne ꝛc.

3. Schreiben des Domherrn Chriſtoph Grafen von Henneberg an den Fürſtbiſchof Konrad d. d. Arnſtat.

Er bittet um Zulaſſung ſeiner Pfründe, erbietet ſich, mit den Klägern ſich zu vertragen; er habe aus Nothwehr, zur Rettung ſeines Leibes, ſo handeln müſſen, auch ſey er der erſte nicht, dem ſolches begegnet.

4. Schreiben des Domherrn Chriſtoff von Henneberg an den röm. König.

In Erzählung des Ereigniſſes macht er auch hier geltend, daß er im Falle der Nothwehr geweſen ſey, und daß er ſich mit des an ſeinen Wunden geſtorbenen Schaarwächters Weib und Kindern und deren Vormund um eine große Summe Geldes vertragen. Der Kardinallegat Laurent. Campeggio habe ihm Dispenſation gewährt. Damit ſey aber des Fürſtbiſchofs von Wirzburg Fiscal nicht begnügt, ſondern habe ihn, den Abweſenden, ſeiner geiſtlichen Würden und Pfründen entſetzt. Auf geſchehene Appellation an den Papſt, ſey ſein Proceß zu Bamberg, wo er verhöret worden, vorgenommen und obiges Urtheil des Fiscals widerrufen, auch die Rechtskräftigkeit der erlangten Dispens ausgeſprochen worden. Um ſich nun wegen Wiederbezugs ſeiner Pfründe in Wirzburg vor den ordentlichen Richtern ſtellen zu können, bittet er den röm. König um ſicheres, freyes Geleit.

5. Schreiben des Kardinals und Biſchofs von Trient, Bernardus, an den Fürſtbiſchof Konrad von Würzburg, d. d. Viennä 15. Octobris 1533.

Der Biſchof von Trient hat des Wirzburger Fürſtbiſchofs Antwort an den röm. König wegen Grafen Chriſtoph v. Henneberg übergeben; da Biſchof Konrad einen eigenen Geſandten an Sr. Majeſtät abſchicken will, der über Chriſtophs Handlung gründlich berichten ſoll, ſo bedürfe es nur dieſes Geſandten Anweſenheit: mittlerweile ſolle der Sache ein Anſtand gelaſſen werden.

6. Schreiben des Kurfürſten Ludwig von Pfalzbayern an den Fürſtbiſchof Konrad von Würzburg d. d. Heidelberg, 1537.

Der Kurfürſt bittet den Fürſtbiſchof, daß die Sache mit Wilhelms von Henneberg Sohn in der Güte vertragen werde. Henneberg habe ihn, den Kurfürſten, erſucht, die Sache zu „gutlicher vnverkuntlicher Verhore" fürzunehmen, und er habe gute Hoffnung, ſie in der Güte benzulegen und jede daraus etwa entſtehende Unruhe ꝛc. zu verhüten.

7. Antwort des Fürſtbiſchofs Konrad an den Kurfürſten Ludwig von der Pfalz; 1537.

Eine weitläufige Schilderung des unſauberen Lebenswandels Chriſtophs von Henneberg ſeit ſeinem Eintritt in Würzburg 1529 und ſeiner Aufnahme unter des Fürſtbiſchofs adliche Diener. Z. B. wie er die Schaarwache auf den Grafeneckart unter Trompetenſchall Nachts 11 Uhr geſtürmt. Im J. 1530 habe er während des Hochamtes am Chriſtihimmelfahrtfeſte, wo er als Geiſtlicher in der Kirche hätte ſeyn ſollen, einen Wirzburger Bürger auf ſeinem Kirchengang auf freyem Markt mit bloſer Wehr überlaufen und geſchlagen. Einige Zeit nachher einen Kaufgeſellen unter dem Thore ſeine Büchſe mit Schlägen abgenommen und dieſe ihm erſt bey Androhung einer Klage am kaiſerlichen Landfriedensgericht herausgegeben. Auf geſchehene Verweiſe vom Fürſtbiſchof und Andern habe er zwar Beſſerung gelobt, aber nicht gehalten. Seine Dienerin Catherin, die er an einen ſeiner Diener verheirathet, habe er Nachts, als ſich beyde Brautleute zu Bette begeben wollen, ihm wieder genommen und dem Manne mit bloſer Wehr einen Eid abgedrungen, „ſeiner Vertrauten müſſig zu ſtehen" ꝛc. Auf Vorhalten dieſer That habe er 4 Tage Bedenkzeit begehrt und ſey mit der Catherine, ohne Antwort in beſtimmter Friſt zu geben, aus Wirzburg anderswohin entwichen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Flora azorica, quam ex collectionibus schedisque Hochstetteri patris et filii elaboravit et tab. XV propria manu aeri incisis illustravit Dr. Mauritius Seubert. Bonnae ap. Adolph. Marcum 1844. 4. VI und 50 S. mit XV Kupfertafeln.

Die Reiſe, deren botaniſche Reſultate hier vorliegen, wurde noch durch den verewigten De Candolle veranlaßt, welcher den Berner Naturforſcher Hrn. Guthnick aufforderte, die Azoren zu unterſuchen. Zu Hrn. Guthnick geſellten ſich Hr. Rud. Gygax als Mineraloge und Hr. Chr. Fr. Hochſtetter als Botaniker. Die Geſellſchaft langte am 24. April 1838 auf der Inſel St. Miguel an und bereiſte zunächſt dieſe und Terceira, gieng dann nach Fayal und von da wandten ſich die Herren Gygax und Hochſtetter noch nach Flores nnd Corvo. Sie waren aber nicht wenig erſtaunt, nach ihrer Rückkunft auf Fayal am 6. Juli, Hrn. Guthnick nicht mehr zu finden, welcher unzufrieden mit den Reſultaten der Reiſe, auf dringende Nachrichten aus Europa ſich berufend bereits nach der Heimath zurückgekehrt war. Die beyden Zurückgebliebenen bereiſten indeſſen noch die Inſel Pico, beſtiegen daſelbſt am 17. und 18. Juli den Pic und traten dann ebenfalls Anfang Auguſt, alſo nach kaum vierthalbmonatlichem Aufenthalt die Heimreiſe an. Aus den mitgebrachten Sammlungen und handſchriftlichen Notizen des Hrn. Hochſtetter ſtellt nun Hr. Dr. Seubert mit Unterſtützung des Reiſenden und ſeines in der Pflanzenkunde ſo rühmlich bekannten Vaters, des Hrn. Profeſſor Hochſtetter in Eßlingen, welcher das Herbarium ſeines Sohnes beſtimmt und die Novitäten beſchrieben hatte, die vorliegende Flora zuſammen, welche, zugleich die Arbeiten der wenigen Vorgänger benützend, unſtreitig das vollſtändigſte bisher gegebene Verzeichniß der Azorenflora darbietet und ſchwerlich in Zukunft ſehr große Bereicherungen mehr zu erwarten hat. Es dürfte deßhalb zweckmäßig erſcheinen, hier theils aus der Einleitung des Hrn. Verfaſſers, theils aus andern Nachrichten einige allgemeine Bemerkungen über die Vegetation dieſes Archipelagus abzuleiten.

Unter den verſchiedenen Inſelgruppen, welche der atlantiſche Ocean nördlich vom Aequator umſpült, liegen die Azoren am weiteſten von den drey Continenten entfernt. Von den Geographen wurden ſie meiſtens zu Europa, ſeltener und ſchon ihrer Production nach mit Unrecht zu Afrika gerechnet. Die neun Hauptinſeln, Santa Maria, Sant Miguel, Terceira, Gracioſa, Sant Georg, Fayal, Pico, Flores, Corvo erſtrecken ſich von Südoſten nach Nordweſten in unterbrochenem Bogen und haben zuſammen eine Grundfläche von 52½ Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern. Ihre Namen beziehen ſich zum Theil auf ihre Lage und Beſchaffenheit; ſo heißt die größte von allen, Terceira, die dritte gemäß ihrer Stellung in der Gruppe und nach der Reihenfolge der Entdeckung, Gracioſa hat ihren Namen von dem lieblichen Anblick des überaus fruchtbaren Bodens, Fayal von den ausgedehnten Waldungen der Myrica Fayal, eines anſehnlichen den Azoren eigenthümlichen Baumes, den die Portugieſen Faya, Buche nennen, Flores von dem reichen Blüthen-

ſchmucke der Küſten, beſonders an Solidago- und Androsaemum-Arten. Alle zeigen deutliche Spuren vulkaniſcher Umwälzungen und beſtehen größtentheils aus trachytiſchen Geſteinen, hie und da mit Baſalten, Lava-Arten, Bimsſteinen und ähnlichen Gebilden feurigen Fluſſes gemiſcht. Den höchſten Gipfel bildet der Pik auf Pico, der bis zu 7000 Fuß anſteigt. Er hat in neuerer Zeit nur aus ſecundären Kratern an den Seiten des Hauptkegels Feuer ausgeworfen, doch befindet ſich im Gipfelkrater ſelbſt ein Eruptionskegel von ungefähr 300′ Höhe, der aus glaſiger Lava beſteht und fortwährend raucht. Ueberhaupt iſt die vulkaniſche Thätigkeit auf den Inſeln ſelbſt ſowohl als in dem umgebenden Meeresgrunde noch keineswegs erloſchen. Zu verſchiedenen Zeiten (1638, 1719, 1811) erhoben ſich ungeheure Krater aus der Tiefe des Meeres mit ihren Gipfeln über die Waſſerfläche als Inſeln vorragend, aber gewöhnlich bald wieder von den ſtürmiſchen Fluthen zerſtört. Ein ſolcher Krater iſt ſicher auch die kleine ringförmige Inſel bey Terceira, Porto do Ilheo genannt. Auf St. Georg entſtand im Jahre 1808 durch eine Eruption ein über 3000′ hoher Gipfel. Außerdem ſind auf allen Inſeln große Elevationskrater, wie auf den kanariſchen Inſeln, Caldeiras, Keſſel, genannt, deren Wände aus Bimsſtein gebildet innen ringsum ſteil abſtürzen und kreisförmige zum Theil ſehr beträchtliche Flächen umſchließen. Der Gipfelrand der Caldeira auf Fayal erhebt ſich an ſeiner höchſten Seite bis zu 3177′, die eingeſchloſſene Fläche oder der Boden des Kraters aber liegt noch 1760′ über dem Meere. Auf St. Miguel ſind drey ſolche Krater, von welchen zwey Seen enthalten, der dritte aber heiße Quellen ſowohl als kalte Mineralbrunnen ausſtrömen läßt. Nur auf Sta. Maria finden ſich Kalklager reich an Verſteinerungen und Töpferthon, der zu Geſchirren verarbeitet wird.

Die mittlere Jahrestemperatur der Inſelgruppe kann man aus den Medien des kälteſten (Januar + 8° R.) und des heißeſten Monats (Auguſt + 20° R.) auf 14° R. (17½° Cels.) annehmen. Demnach liegt der Archipel beyläufig unter gleichen Iſothermen mit dem ſüdlichen Portugal und mit Sicilien, doch liegen die Extreme der Temperatur wegen des inſularen Klimas und beſonders der beträchtlichen Feuchtigkeit der Luft viel näher an dem Medium des ganzen Jahres. Dieſe Feuchtigkeit wird zuſammen gehalten durch die großen Waldungen an den Abhängen der Caldeiras, welche ſehr viele Quellen ausgehen laſſen. Außerdem fallen im December und im März oft heftige Regengüſſe, welche aber durch Abſchwemmen der Dammerde von den ſteileren Lagen der Abhänge häufig Schaden veranlaſſen. Nicht minder Nachtheil bringen die heftigen Stürme, welchen die Inſeln ausgeſetzt ſind und die es hier beſonders nothwendig machen, die Waldungen zu ſchonen. Dazu kömmt noch, daß die Holzgewächſe, welche auf den Azoren die Wälder bilden, nur ſtrauchartig bleiben, ſobald ſie einzeln, außer dem Schutze des Waldſchlußes und ſeiner erhöhten Feuchtigkeit ſtehen, daß alſo unvorſichtig gelichtete Waldungen ſich ſchwer oder gar nicht mehr ergänzen; ein Uebelſtand, der in dem heißeren Klima der Kanarien und Madeira's bereits ſich noch viel fühlbarer gemacht hat.

Im Ganzen iſt der Boden bey dem milden Klima und reichlicher Feuchtigkeit überall ſehr fruchtbar, wo nicht neuere noch unverwitterte vulkaniſche Eruptionen, Lavaſtröme u. ſ. w. ſeine Produktionsfähigkeit unterbrechen. Orangen- und Citronen-Bäume gedeihen vortrefflich, doch müſſen ſie durch hohe Mauern und Umpflanzungen von Fayal- und Picconia-Bäumen (Myrica Faya und Picconia excelsa DC, Olea excelsa Ait.) vor den Stürmen geſchützt werden. Einzelne Bäume ſollen 6 — 8000 ja bis 20,000 Früchte tragen und jährlich gehen der ausgezeichneten Güte wegen viele Schiffsladungen davon nach Europa. Die früher aufgenommene Kultur des Zuckerrohrs und des Waids wird faſt nicht mehr betrieben. Deſto wichtiger wird bereits die Kultur und Ausfuhr des Weines, theils nach Amerika, wo der azoriſche Wein Fayal heißt, theils nach Europa, wo er gewöhnlich als Madeira verkauft wird. Uebrigens iſt auch hier dieſer Anbau ſehr beſchwerlich, weil die beſten Weinberge, wie z. B. bey Villa Magdalena auf Pico an ſteilen Felſenhängen liegen und durch Mauerwerk vor Stürmen und Verſchwemmug der kärglichen Bodenſchichte geſchützt werden müſſen. Die häufigſten Feldfrüchte

Digitized by Google

ſind Mays, Weizen und Gerſte; außerdem Lupinen, Bohnen und Wicken; hie und da wird auch Flachs gebaut. Allenthalben, vorzüglich aber in höheren Lagen und in den Caldeiraskeſſeln bis zu 1500′ gedeihen die Kartoffeln vortrefflich und mit ihnen die Yamswurzel (Colocasia antiquorum). In den Gärten finden ſich faſt alle europäiſchen Früchte (doch wird der Oelbaum nur auf Terceira gebaut); mit ihnen gedeihen aber auch fröhlich die Banane (Musa paradisiaca), die Dattelpalme, der Drachenblutbaum, Ananas, Zuckerrohr, Bataten und andre Südfrüchte, ſo daß ſich die Azoren vorzüglich als Uebergangsſtation zur Ueberſiedlung und Akklimatiſation derſelben in Europa zu eignen ſcheinen.

Die Flora des angebauten Landes iſt wie überall durch eingewanderte Unkräuter oder verwilderte Kulturpflanzen alterirt. Zu letzteren gehören z. B. auf den Azoren Ricinus communis, Passiflora caerulea, Canna indica u. ſ. w. Im Allgemeinen hat aber die Vegetation die größte Analogie mit der ſüdeuropäiſchen, dann mit der der Kanarien und Madeira's. Unbedeutend iſt die Beymiſchung afrikaniſcher und amerikaniſcher Gewächſe, wie ſich aus folgender Ueberſicht ergiebt.

Unter 400 auf den Azoren bekannten Pflanzen

ſind der Inſelgruppe bisher eigenthümlich	50
Europäiſch	316
Mit den Kanarien und Madeira gemeinſchaftlich	23
Afrikaniſch	5
Amerikaniſch	6

Unter den 50 genuinen Arten ſind 5 Akotyledonen, 17 Monokotyledonen und 28 Dikotyledonen. Dagegen vertheilt ſich die Geſammt-Flora in 95 Akotyledonen, worunter 23 Farne, in 67 Monokotyledonen, worunter 33 Gräſer, 18 Halbgräſer und 6 Junceen und in 258 Dikotyledonen.

Verglichen mit den kanariſchen Inſeln und mit Madeira erſcheint ſie demnach ſehr arm. Es fehlen ſowohl die monotypiſchen Gattungen als der Artenreichthum mancher Genera, welche jene auszeichnen, wie z. B. die ſchönen Semperviven und Echien. Die Holzgewächſe ſind in ſehr geringer Anzahl. Myrica Faya, Persea azorica, Picconia (Olea) excelsa, Ilex Perado bilden die Wälder mit ebenfalls artenarmem Unterholz, und erſtrecken ſich wie früher auf allen ſo noch jetzt auf den weniger bevölkerten Inſeln bis an die Seeküſte. Die Pinie (Pinus Pinea) iſt in der Küſtenniederung kultivirt. Ebenſo die Eibe, doch wird letztere von den Eingebornen auf den Gebirgen auch wildwachſend angegeben, ein Standort, der für die Verbreitung des Baumes höchſt merkwürdig wäre. Reicher an Species ſind die Niederungen, aber die europäiſchen weit überwiegend und die große Zahl der einjährigen ſpricht für geſchehene Einwanderung. Im Ganzen ſind bisher nur aus 61 phanerogamiſchen Familien Pflanzen auf den Azoren gefunden worden, wovon 24 je nur durch eine Art repräſentirt ſind. Unter den übrigen ſind am reichſten vertreten die Compositae mit 36, Gramineae mit 33, Papilionaceae mit 29, Cyperaceae mit 18, Scrophularineae mit 13, Cruciferae mit 10, Labiatae und Rosaceae mit 9, Umbelliferae, Ranunculaceae, Caryophyllaceae mit 8, Ericaceae mit 7, Juncaceae, Plantagineae, Rubiaceae, Asperifoliae und Solanaceae mit 6, Euphorbiaceae mit 5, Chenopodeae, Polygoneae, Hypericineae mit 4, Orchideae, Coniferae, Urticaceae, Gentianeae, Convolvulaceae, Papaveraceae, Malvaceae, Geraniaceae, Lythrarieae mit 3, Smilaceae, Najadeae, Aroideae, Dipsaceae, Primulaceae, Crassulaceae, Frankeniaceae mit 2 Arten. Die verhältnißmäßig große Anzahl von Rückenfarn (23) haben die Azoren mit den meiſten Inſelfloren gemein.

Nach der Elevation über dem Meere theilt der Hr. Verfaſſer die Flora in 5 Regionen.

1) Gipfel-Region (eigentlich nur der Pik auf Pico) 5200 — 7000′ ü. d. M. Faſt ganz aus den härteſten Laven beſtehend nährt ſie nur wenige Pflanzen in den Felsritzen, von welchen Thymus cespititius, eine Agrostis und zuletzt noch unſere gemeine Haide, Calluna vulgaris bis an den Eruptionskegel ſelbſt zu 7000′ emporſteigen. Im untern Theile der Region Erica azorica, Daboecia polifolia und Polygala vulgaris.

2) Region der immergrünen Sträucher von 4500 — 5200′. Juniperus Oxycedrus var. brevifolia, Ilex Parado, Erica azorica, 3

ſchöne Baccinien (Uva di Serra der Eingebornen) und die Abart von Daphne Laureola, welche Loiſeleur D. lucida nennt.

3) Obere Bergregion 2500 — 4500′. Die vorigen Geſträuche, unter welchen beſonders der Wachholder (J. Oxycedrus) vorherrſcht, dazu Myrsine retusa, Myrica Faya, Diksonia Culcita (mit deſſen Wedeln man Kiſſen und Polſter füllt) und mehrere der ſeltenen eigenthümlich azoriſchen Arten, wie Tolpis nobilis, Sanicula azorica u. ſ. w. Im dichten Waldſchatten Sibthorpia, Hymenophyllum tunbridgense, daneben häufig Erdbeeren (Frag. vesca) und Tormentille; an feuchten Quellrändern die eigenthümlichen Carices. An offnen Stellen bildet Anthoxanthum odoratum eine weiter unten nicht mehr vorkommende Art von Wieſenflächen mit Bellis azorica und Euphrasia grandiflora geſchmückt.

4) Untere Berg- oder Waldregion, 1500 — 2500′. Die meiſten in der vorigen Zone genannten Geſträuche, darunter vorzüglich Erica azorea, erheben ſich zu Bäumen und ihnen geſellen ſich als die höchſten Persea azorica und Myrica Faya, ſeltener und nur gegen die obere Gränze Picconia excelsa. Im Unterholz ſtehen Rhamnus latifolia und in windenden Ranken Smilax tetragona. Im feuchten Waldſchatten die meiſten Farnkräuter, europäiſche, kanariſche und maderenſiſche Formen. Den untern Waldſaum bezeichnen die Rubusarten. Auf Fayal und Flores findet ſich an Bergſchluchten zwiſchen 2 — 3000′ auch die ſchöne ſtrauchartige Euphorbia mellifera. Der Epheu kömmt auf allen Inſeln in den Waldungen und an Gartenmauern vor.

5) Region des bebauten Landes, 0 — 1500′. Wahre Ebenen fehlen faſt durchgängig, doch hat die Kultur der Nutzpflanzen mit Ausnahme der meiſtens ſteilklippigen Küſtenränder, welche manche eigenthümliche Pflanzen enthalten, die urſprüngliche Flora größtentheils verdrängt.

Auf Flores und Corvo ſieht man dieſe Klippen noch mit Wald bekränzt, deſſen Saum die goldnen Blüthen von Androsaemum Webbianum und Solidago azorea zieren. Jeder unbebaute Ort iſt ſonſt mit Geſtrüpp von Erica, Myrica, Myrsine oder mit Spartium junceum und Sarothamnus junceus bedeckt. Corema (Empetrum) album findet ſich an der Seeküſte auf Pico. Auf Fayal kömmt in Niederungen Gomphocarpus fruticosus, jedoch ſelten, vor. Dagegen ſcheint die frühere Angabe, daß Jasminum azoricum auf den Azoren wild wachſe, auf einem Irrthume zu beruhen. Weder Hr. Seubert noch einer der anderen neueren Reiſenden haben ſie dort außer in Gärten gefunden. Der größte Theil der Vegetation in dieſer Zone beſteht aus Pflanzen, welche zugleich in den Ländern wild wachſen, aus welchen die Azoren ihre Kulturgewächſe erhalten haben und laſſen daher allmählige Einwanderung vermuthen, wozu beſonders die Flora von Portugal die zahlreichſten Beyträge geliefert zu haben ſcheint. Der Hr. Verfaſſer will jedoch vorläufig nicht auf eine genauere Ausſcheidung dieſer Einwanderer eingehen, weil ihm hiezu länger fortgeſetzte Beobachtungen nöthig ſcheinen.

Im Allgemeinen dürfte ſich aber wohl aus der verdienſtlichen Leiſtung des Hrn. Seubert und aus der Vergleichung mit den Beobachtungen ſeiner Vorgänger die Vermuthung begründen laſſen, daß die Zahl der urſprünglich auf den Azoren wild wachſenden Pflanzen wenig über 200 Arten betragen haben möge, unter welchen, wie ſchon erwähnt, 50 in andern Ländern noch nicht aufgefunden ſind. Die Zuſammenſetzung dieſer urſprünglichen Flora läßt zugleich auf eine allgemeine, nur durch vulkaniſche Ergüſſe unterbrochene Waldbedeckung des Archipelagus ſchließen und erklärt damit zugleich in Verbindung mit der iſolirten Inſellage die große Armuth an Formen.

Die äußere Ausſtattung des vorliegenden Werkchens iſt in jeder Weiſe lobenswerth. Auf den 15 beygegebenen Kupfertafeln, von Hrn. Seubert ſelbſt gezeichnet und geſtochen, ſind 23 neue Pflanzenſpecies gut abgebildet, nur wäre hie und da den Analyſen größere Vollſtändigkeit zu wünſchen.

Z.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Wërlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung F. E. Suchsland 1843. XI. u. 20. S. gr. 8.

In das jugendfrohe Treiben der mittleren Zeiten blickte und mahnte grell der ſtäte Störer aller weltlichen Freuden, der Tod, dem die ‚vrou *Werlt*', die ‚vreude und wünne bernde', zuletzt doch ihre ‚volgare' abgeben mußte, wie ſie ihnen hier ſchon mit ‚bitterre gallen' lohnte. Reimar von Zwetern fragt die Trügerinn ‚unstaetiu Werlt, nu ſage mir, wie iſt der lôn geschaffen, des wir warten ſüln von dir, ſô wir von hinnen ſcheiden?', worauf Walther von der Vogelweide die Antwort gibt ‚Welt, ich hân dinen lôn ersehen: swaz dû mir giſt, daz nimſt dû mir — wir ſcheiden alle blôz von dir.' Bruder Wernher aber ruft ihr ein Wehe zu: ‚Sô wê dir, Welt; sô wê im der dir volgen muoz', während Heinrich Teſchler ſie auffordert ‚Welt, nû lâz mich des geniezen, daz ich diner vreuden ie leiter unde venre was'. Der Marner bekennt der werlte pris ſmilzet ſam ein îs und Hartmann von Aue (im Armen Heinrich) geſteht ‚mir behaget diu werlt nicht ſô wol. ir meiſte liep iſt herzeleit (daz ſî in vür wâr geſeit), ir ſüezer lôn ein bitter nôt, ir lancleben ein gacher tôt. wir hân niht gewiſſes mê, wan hiute wol und morne wê und ie ze jungeſt der tôt. daz iſt ein jaemerlichiu nôt. ez enſchirmet geburt noch guot, ſchoene, ſterke, hôher muot; ez envrumt tugent noch êre vür den tôt niht mêre dann ungeburt unde untugent. unſer leben und unſer jugent iſt ein nebel unde ein ſtoup. unſer ſtaete bibent als ein loup. er iſt ein vil verſchaffen gouch, der gerne in ſich vazzt den rouch, ez ſî wîp oder man, der diz niht wol bedenken kan und ouch der werlt nâch volgende iſt.' Darzu klaget derſelbe (im Kreuzfahrtliede) ‚diu welt lacht uns triegende an und winket mir und hân ich als ein tumber man gevolget ir' und ein Andrer (Eſchenburgs Denkm. S. 409) ſagt ‚der werlte ruom hât uns betrogen'; Heinrich von Friberg aber warnt: ‚nû dar ir werlte minnaer ſeht alle in diſen ſpiegel her und ſchouwet wie in aller vriſt hin ſlichende unt zegenclich iſt diu wertliche minne'. und der Windsbeck warnt den Sohn vor der werlte goukel' und Freidank, Hugo von Trimberg (im Renner) und unſer Konrad von Würzburg (der W. lôn. 252) nennen ſie die ‚wilde welt'.

Sie verlockt mit ihrem Schimmer: ‚Walther, du zürneſt âne nôt. dû ſolt bî mir belîben hie. gedenc waz ich dir êren bôt, waz ich dir dînes willen lie, als dû mich dike ſêre baete'; er aber (Walther von der Vogelweide) antwortet ihr ‚vrô Welt ‚ich hân ze vil geſogen'. Mancher aber iſt von ihr bis zu ſeinen alten Tagen verleitet worden, daß er zuletzt klagen muß ‚ô Welt, dîn name heizt Spothilt. mîn zunge dich lopt, mîn herze dich ſchilt' (Eſchenburg Denkm. S. 405). Sie verſpricht Freude und Herrlichkeit, Gut und

Digitized by Google

Ehre. Vortrefflich ſchildert dieß unſer Konrad, der ſie ſagen läßt

Mir dienet swaz ûf erden iſt
hordes unde guotes.
ich bin ſô hôhes muotes,
daz keiſer oder küneges kint
al under mîner krône ſint,
grâven, vrîen, herzogen,
die habent mir ir knie gebogen
und leiſtent alle mîn gebot.
ichn vürhte niemen âne got,
der iſt gewaltic über mich.
diu Werlt bin geheizen ich,
der dû nu lange hâſt gegert.
lônes ſolt dû ſîn gewert.

Bruder Lamprecht des 13. Jahrhunderts bereut im ſeinem Gedichte Tochter von Sione:

Dô huop ich ze dienen an
der Werlte an allen ſachen,
dô ich kunde zuo gemachen.
ich was zer werlte hôhers muotes,
denn ich geburt waer oder guotes.
lipliches ſchînes hete ich gnuoo,
den ich mit übermüete truoc
nâch der werlte üppecheit.
daz iſt mir inneclîche leit
und riuwet mich ſô ſêre,
daz ich gote iemer mêre
bezzern wil und büezen u. ſ. w.

Hartmann (von dem gelouben) im 12. Jahrhundert mahlt äußerſt lebendig, du hâſt in diſer werlde genuoe, vil michelen uop, grôz ingetnome, ſcatzes genuoge, die guldînen kopfe, die ſilberînen nepfe, daz edele geſteine, daz tiure gebeine, die manige goltborten, vêhe geworbten, daz edele geſmîde, phellil unde ſîde, eindal unde ſamite, die ſcarlachen dâ mite, die mantele manicfalt in dîme gewalt. dû heizes dir machen diu guoten ruckelachen, teppich unde vorhane vile breit unde lane, gevollet mit golde, als ez dîn herze wolde, unde anderre zierde alſô vil, der ich reiten niht enwil. du hâſt ouch begerwe daz tiure geſerwe, daz guote geruſte über dîne hruſte, die halsberge wîze, di helme die dâ glizen, beide ſatel unde ſchilt, alſô vile ſô dû wilt, mit golde betragen. du moht ouch wol haben diu phert die dâ zeltint, diu ros diu dâ ſnel ſint. ſô fuoriſtû in dîner hant den ſcaft niuwe unde lane. vil dicke hanget dar ane der ſîdîne vane. ſô volget dir danne beidiu knehte unde manne ein vil michel ſcare, ſwâ dû hin beginnes varn wilt dû riten oder gên, wilt dû sitzen oder ſtên, die beginnent dîn beiten unde tuont vil bereiten, swaz dû in gebiutes, in dînen willen diutes. dîne tabelen die ſint hreit. dû hâſt ouch bereit ſemelen die wîze, alſô dû wilt inbîzen, zuo deme tiſche beide vleiſch unde viſche. dâ wirt dir vore brâht vil manicvalt underſtraht. (vil ſat du dan izzes, dîner ſêle dû vergizzes); in deme kellere dîn beide mete unde win, moraz unde lûtertranc: vil uppic iſt dir dîn gedanc; alſe dû ſat getrinkes, vil lutzel du gedenkes, daz dû bietes dcheine êre dîneme ſchepfaere, der diz alles hât gegeben, dâ zuo dîn ſelbes leben. Als ez an die naht gât, ûf dîne bettewât, der dû dâ vile hebes, ſamfte dû dich nider leges in dîn bette, dû hâſt dich bedecket dâ inne vil warme. ſô hâſt du an deme arme dîn vil ſcône wîp. ſo frowet ſich dîn lîp, dîn herze in dîner bruſte der manigen wolluſte, dâ dû daz fleiſch mite phetzes, dîne ſêle da mite letzes. Stimm' auf Stimme mahnen, da ja doch alles Gut zurückbleiben müſſe: ‚Juden unde kriſten (ine wîz umbe die beiden — ſagt Heinrich Rugge), die denkent al ze verre an daz guot, wie ſies vil gewinnen. doch wil ich iu ſagen: ez muoz alles hie heliben. *)

*) Heinrich von Veldeck (Eneit) ſagt dirre werlde vröude iſt ein lêhen unde unſtaeter kouf und in der Martina Bl. 215) heißt es ‚des lîbes tôt‘ ich meine, des grôze unde kleine getrunken hânt den wînkouf. ô wê daz ich ‚ſin ic geſonf.‘ und die Klage eines alten Mannes (Liederſaal III, 573) ſchließt ‚niht anders iſt der werlt louf. wir hânt ſin trunken den wînkouf ‚der niemer mê wider gât‘.

Digitized by Google

Wie Walther v. d. B. in oben beygebrachter Stelle ſagt wir ſcheiden alle blôz von dir, ſo auch der Fridank ‚zer werlde ich blôzer komen bin. ſi lât onch mich niht vüeren hin. und abermals zer werlde komen wir âne wât. ſwacher waete ouch ſi uns lât‘. Bruder Wernher (in ſ. Maria) in gleichem Bilde ‚uns wirt kûme ein hemede oder ein tuoch vil ſwach. deiſt ze grabe unſer tach. diz iſt diu wertlichiu habe ‚diu uns volget hin ze grabe.‘ Dieß ‚kranke tüechelin‘ (wie Rudolf von H. E. im Barlaam es nennt) iſt das leinene Tuch, darein ein Jeder gehüllt wird: ‚ze der Welt ich nacket wart geborn (ſagt der Minneſinger Wernher) und ſcheide onch blôz von dir. ein linin tuoch vür mine ſchame und anders niht giſtû ze lône mir.‘ Auch der Windsbeck zu ſeinem Sohne ‚ſwie hôch an guote wirt din name, dir volget ſin niht wan alſô vil ‚ein lînîn tuoch vûr dîne ſchame.‘ Noch in einem niederländiſchen Liede vom Jahre 1544 (in Een ſchoon liedekens-Boeck. Antwerpen. 8. S. 142), darin ein Jüngling mit dem Tode unterhandelt, klagt dieſer (der Tod) ſelber, daß ihm, der doch der Welt ſo lange diene, nichts übrig bleibe von ihr als ein linnen Gewand und Glockenklang. In einer Predigt des vierzehnten Jahrhunderts aber (übrr d. Epiſtel Joh. — in Wackernagel's Spiritualia, S. 11.) wird erzählt ‚Man liſt von einem rîchen künege, der dô ſterben ſolde, dô late er ſine mâge vor ſich und ſiniu kinder und alle ſine vriunde und vrâgete ſie ‚waz ſal mir volgen al mînes künicrîches unil al mînes grôzen guotes?‘ ſi ſprâchen ‚herre, niht mê wan ein lilach, dâ man inch in gewinde‘. Dô gebôt er ſinen knechten, daz ſi ez hiengen an eine ſtange und vuorten ez durch al ſin künicrîche und rieſen dem volke und ſprâchen ‚niemen ſal dem künege volgen denne diz lilach‘. —

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortſetzung.)

Um die Zeit der Weinleſe ſey er wieder nach Wirzburg, und zwae an einem Sonntag, gekommen, wo die Bürgee bey ihren Zuſammenkünſten etwas uneuhig ſind, weßhalb zur Eehaltung dee Ordnung die Schaaewächter nächtlicher Weile ſtreifen. In der Judengaſſe hätten 4 derſelben, vom Maekte heekommend, am Ecke beſagter Gaſſe zwey Peeſonen, Chriſtoph und ſeinen Diener, beyde mit langen Weheen bewaffnet geſehen, ſie aber anfänglich nicht erkannt. Die Wächter hätten ſich Keaft ihres Amtes und da es ſchon zwiſchen 9 und 10 Uhr wae, genähert, ſich zu erkundigen, ob es ſchädliche oder verdächtige Leute wären. Sogleich feyen der Geaf und ſein Diener mit entblößten Wehren und unter argen Flüchen auf ſie eingedrungen. Sobald die Wächter den Grafen erkannt, hätten ſie degütigende Worte geſprochen und gebeten, daß ee ſie verſchonen möge. Chriſtoph habe ſeine Wehre eingeſteckt; die Wächter hätten ſich arglos von ihm gekehrt und den Weg nach dem Wächteehaus eingeſchlagen; da ſey ihnen Chriſtoph mit entblößter Wehre nachgeeilt nnd habe einen aus den Wächteen mit eigener Hand dermaßen geſtochen, daß er „ſtunds an vf dem Flecken Doe dliben;“ Chriſtoph aber ſey entflohen. Da die That Auffehen und Unzufriedenheit unter den Büegern erregt; ſo habe der Fürſtbiſchof mit dem Rechte vorzuſchreiten defohlen ꝛc.

8. Inoentar des Domherrn Chriſtoph Grafen von Henneberg, gerichtlich aufgenommen am Mittwoch nach Erhardi 1532.

Des Domherrn und der Catheein Kleider z. B. der Choerock des Herrn, der damaſtene Unterrock der Feauen u. ſ. w. liegen hier in der „ſtärkſten trugen“ beyſammen. Im Uebrigen ein für Tracht und Lebensweiſe jener Zeit beachtenswerthes Mobiliae-Verzeichniß! —

III.

Kurze Beſchreibung merkwürdiger altdeutſcher Handſchriften in unterfränkiſchen Bibliotheken.

Vom Hrn. Prof. Dr. Reuß.

I.

A. Strickers Daniel von Blumenthal. Papierhand-

Digitized by Google

ſchrift des 15. Jahrhunderts, 178 Blätter in Folio, im Beſitze Sr. Durchlaucht, des Hrn. Fürſten von Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg zu Kleinheubach. — Anfang und Schluß der Handſchrift, am Letzteren 1464. Einem franzöſiſchen Gedichte des maister alberich von bisenze (Beſançon) nachgebildet von Strickher.

B) Die unſchuldige Königin von Frankreich. Gleichfalls die Anfangs- und Schlußverſe.

C) Geſchichte der Kreuzzüge in Proſa. Der Schluß trägt das Jahr 1465.

II.

Papierhandſchrift des 15. Jahrhunderts, 154 Quartblätter, vormals in der Ciſtercienſer Abtey, jetzt in der fürſtl. Löwenſtein. ꝛc. Bibliothek zu Bronnbach.

A) Ein ſchön aue maria etc.

B) Hye hebt ſich an gar eyn ſchon rede von dem leyden Criſti jeſu.

C) Hye hebt ſich an der geiſtliche Cremer.

D) Hye hebt ſich an ein ſchon hiſtorien von eynem prediger ꝛc.

E) Hye hebt ſich an der franckforter und ſeczt gar hoche und gar ſchön Dingk von eynem vollkomen leben ꝛc.

Die Schlußſchrift von 1497 giebt näheres Verſtändniß über den Franckforter, der vor Zeiten „deutzſer heer eyn prieſter und eyn cuſtos yn der deutzſen heern hauß zu Franckfurt“ ꝛc. war.

III.

Papierhandſchrift des 15. Jahrhunderts, 211 Folioblätter, zweyſpaltig ꝛc., in derſelben Bibliothek, enthält eine aus 20 Büchern beſtehende naturhiſtoriſche Encyclopädie, ähnlich Konrad's von Megenberg Buche der Natur. Anfang und Schluß. Letzterer giebt uns den Namen des Compilators, Michael Baumann, Conventbruder zu Brunbach anno 1478, der es „zu lybe und zu nutz der ſele des wolgebornen und edeln herrn herrn Johannſen Grauen zu Werthein ꝛc. geſchrieben.

IV.

Papierhandſchrift des 15. Jahrhunderts, 385 zweyſpaltige Folioblätter, in der Bibliothek des Klerikalſeminars zu Würzburg.

A) Summe der beychtiger Johans von Freyberg brediger ordens, überſetzt von Bruder Berchtold.

B) Deutſche Pſalmenverſion. Anfang und Schluß.

C) Proſaiſche Bearbeitung der 7 weiſen Meiſter. Am Ende fehlen einige Blätter.

IV.

Statuten des Vikarienkollegiums in unſ. lieb. Frauenkapelle zu der goldenen Pforte, bey dem Loche zu Würzburg, vom J. 1408.

Mitgetheilt vom Hrn. Prof. Dr. Reuß.

(Dieſem von Hrn. Scharold gütigſt mitgetheilt). Die vier Procuratoren dieſer erloſchenen Fraternität: Johans von Giengen, Johans Kremer zu dem Tuem, Heinrich Makel zu Hauge und Conrat Tefler zum Newenmünſter haben die Gewohnheiten der Frauenkapelle aus verſiegelten Briefen gezogen und auch mit etlichen Artikeln, die „nun zu ʒiten nötlichen ſind“ gebeſſert. Dieſe Artikel beſtimmen: Tag und Stunde der Verſammlung in der Kirche, Beobachtung des Geſanges und das Benehmen während desſelben, die Wahl von Brüdern an der Verſtorbenen Stelle, Zeit des Vigilſingens bey den geſtorbenen Brüdern und Abhalten des weitern Gottesdienſtes für ſie; Aufnahme neuer Brüder und Entrichtung der Gebühren für ſolche; Beobachtung der Prieſterwochen, Geſchäft des Thesaurarius, Obliegenheiten der Procuratores in Bezug auf Verwaltung des Vermögens der Kapelle, Benehmen der Brüder, wenn ſie einen „beniſchen“ (excommunicirten) geſehen; Benehmen beym Interdict (auch da ſollen ſie dennoch zur Kapelle gehen an den vom Procurator benannten Tagen und Stunden und jeder Bruder mag ein Vigilig da ſprechen), Theilung der Präſenz, Mahltag der Procuratoren und das Recht, die obigen Artikel zu beſſern, zu mehren und zu mindern nach Rath der Procuratoren und der Mitbrüder oder des „mereen teils“ aus ihnen; Halbjähriges Verleſen der Artikel vor den Mitbrüdern in der Kapelle, damit ſie ſelbe beſſer im Gedächtniſſe behalten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Der Wërlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc etc.

(Fortſetzung.)

Aber jene lebensfriſchen Zeiten hielten ſich noch ernſtere, ſchärfer geſchliffene Spiegel vor, wie unſer Konrad v. Würzburg ſagt ‚in dem ſpiegel ich erkenne, daz ich eſche bin.‘ Landgraf Ludwig von Thüringen ſchickte ſeiner Braut Eliſabeth der Heiligen einen Spiegel, auf deſſen Kehrſeite Chriſtus am Kreuze gemahlt ſtund; Fürſt Wolfgang zu Anhalt noch, der Vieles wegen des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes gelitten, ſchenkte der fürſtlichen Braut des Fürſten zu Plauen und Markgrafen zu Meißen zur Hochzeitgabe ein großes Tuch, darauf viele Todtenköpfe und Gräber, Hirnſchädel, Menſchengebeine, Glieder und Knochen ſchön gemahlt ſtunden, nebſt vielen ernſtvollen und troſtreichen Sprüchen (der h. Schrift), wofür ihm die Braut herzlich dankte. „An etlichen Orten (ſagt Gregor Strigenitius in ſeinen „Lebendig gewordenen Todtenbeinen“) hat man in den Kirchen ein Tuch, auf Leiſten geſpannet, das hanget an einer Schnur, da es Jedermann ſehen kann und von der Luſt ſtets umgetrieben wird. Da ſtehet auf einer Seite ein junger Geſell mit einer Jungfrau abgemahlt, ſind beyde von Leibesgeſtalt ſchön und herrlich, haben einen Spiegel für ſich, darin ſie ſich beſchauen mit Freuden und Wohlgefallen; auf der andern Seiten iſt der Tod, hat ſich mit einem Tuche behangen, als zum Grabe bereit, hat auch Schaufeln, Hacken und andre Werkzeuge des Todtengräbers.“ — „Zu Münden in der Pfarrkirche (erzählt Joh. Lotzner in ſ. Daſſeliſchen und Einbeckiſchen Chronica. Erfſurdt 1596. Bl. 155ᵇ. und aus ihm Michael Sachs in ſ. Kaiſerchronik. I, Vorrede) war (1383) an einem Pfeiler eine Tafel einer ziemblichen Stubenthür groß, mit einer Ketten angehefft, alſo, daß man die kehren vnd wenden vnd auff beyden ſeiten beſehen kundt. Auf der ainen ſeiten war ein ſchön Weibsbildt gemahlet, prechtiglich gleich einer Königin bekleidet, gezieret vnd geſchmücket, die hette einen großen Spiegel in der Handt, vber demſelbigen ſtunden folgende Wort mit groſſen Buchſtaben geſchrieben . . . . Auff der andern ſeite war der Todt gantz heßlich vnd erſchrecklich gemalet, führte auff ſeiner Achſel eine Senſe und ſprach . . . . .“ Aehnliche Bilder hiengen in Schlettau, Chemnitz u. ſ. w. In den Kirchen und Kreuzgängen der Klöſter, an öffentlichen Gebäuden begrüßten ganze Todtenreigen die aus der zerſtreuenden Weltluſt in die ſammelnde Andacht Eintretenden oder mahnten die in weltlichen Gelüſten und Gewerben Vorübereilenden. Ihr Grundgedanke, daß alle Alter, Stände und Geſchlechter der Menſchen an den letzten Reigen müſſen und verſammelt werden zur großen Todtenbrüderſchaft, durchhallte alle Predigten, Freuden und Höhen in der Welt. In dem Todtentanze im Klingenthale oder Kleinbaſel vom Jahre 1312 und übertragen in den bekannteren von Großbaſel, hält die Geſtalt der Jungfrau (daz edel wip) auch einen Spiegel in der Hand, woraus ihr der Tod entgegenblickt, der ihr über die Schulter ſieht. *) —

*) Das Kleinbaſeler Bild zeige bereits den Spiegel in

Aber wir wenden uns nochmals zu jener Seite und Sitte der Darſtellung zurück, welche die Wirklichkeit und die Verweſung ſelbſt, das Bild des im Grabe Zerfallenden, des den Würmern Verfallenen nicht nur nicht ſcheute, ſondern gefliſſentlich anſchaute und die Sache beym rechten Namen nannte. ‚Alſô iſt ez umbe die werlt geſtalt (heißt es im älteſten Alexius), er ſî june oder alt, er muoz ze miſte werden, zu einem böſen, faulen Miſte, wie Hugo von Trimberg im Renner (6506) ſagt ‚gedenke, menſche, daz dû biſt ein kranker knolle, ein vûler miſt.‘ Hartmann von der Aue aber ſagt von dem glänzenden Elende des Lebens ‚uns iſt über den vûlen miſt der pſeller hie geſpreitet. ſwen nû der blie verleitet, der iſt zuo der helle geborn unde enhât niht mê verlorn wan beidiu ſêle unde lîp.‘ Ulrich Boner aber ſagt im 14. Jahrhundert auf ein beſtimmteres Gleichniß übergehend, vom Menſchen ‚der iſt als ein beſnîter miſt, der innen vûl und ſmeckent iſt, und iſt ein grap gemalet wol, daz inwendic iſt würme vol.‘ Dieſe Würme ſind es vor Allem, welche der Freude gehrenden Jugend vor die geblendeten Augen gehalten werden. Schon im Wartburgkriege heißt es ‚daz vleiſch daz ezzent die würme‘, und Bruder Werner ſagt von Leib und Seele: ‚diu vert von uns rehte als ein blâs und lât den lîp ze phande hie. den würmen er ein ſpîſe wirt‘; Konrad von Würzburg aber (M. S. II. 26.) hält ſich als den rechten Spiegel das Beinhaus vor ‚ſô kan mir ouch der kerner (carnarius) mit dem gebeine künden, daz mich die würme nagen werdent mit unreinen münden. Das ſind Maden, Schlangen und Kröten. Hartmann (vom Glauben) im 12. Jahrhundert nennt den Menſchen nur geſtiupe unde miſt, boeſe wurme unde maden, und der Renner ſagt, ‚ſwenne der ſelbe menſche erſtirbet, ſô wirt der lîp der maden az‘, Bruder Lamprecht aber (Tochter Sione) ‚des leit man in unwerde zuo den kroten under der erde‘.

Aber es ſind nicht nur Worte und Gedichte, welche den an ‚maeren‘ aller Art ſich ergötzenden Hörern jenen rothen Faden, der allem Leben eingeflochten iſt, vorhalten; auch in Stein gehauen begegnet, bis in’s 16. Jahrhundert, auf allen Kirchhöfen im weltlichen Ehrengewande, in ritterlicher Rüſtung dasſelbe Bild. So z. B. jenes noch heute auf dem Freithofe zu Meran; dieſes zu Blaubeuren, in der Gendolfinger Kapelle in Wieſentſteig, in der Schloßkapelle zu Neuf an der Donau, bey Rintlingen in Schwaben, in der Todtenhalle des Kloſters Lorch, wo unter den übrigen in Rüſtung und andrer Bekleidung dargeſtellten Rittergeſtalten (des 14. Jhrhd.) die nackte Gerippgeſtalt des Ritters Ulrich von Wöllwarth (mit der Jahrzahl 1505) gehauen iſt, der zu Füßen Helm und Wappenſchild ruht, um Ohr und Beine ſich Schlangen winden, auf Bruſt und Nabel Kröten kriechen, ganz wie Hugo von Trimberg (im Renner 15477) ſagt . . . . ‚eins keiſers lîp vil boeſer iſt nâch tôde dan eins hundes miſt. war kumt diu hôhe wirdekheit, diu an daz kranke ôre was geleit, daz unreine maden und kroten nert, ſwenn diu ſêle ûz im vert‘; oder wie im Gedichte vom Antichriſt und jüngſten Gerichte (des 12. Jhrh.) ‚die wurm ezzent unſer herze, ſie ſtechent uns ze deme nabele mit îſenînen gabelen. ir angeſiht tuot uns vil wê. guot waere uns, möhten wir zergên. durch ſmaehe geluſte ſtrebent ſî uns an die bruſte‘. Aber Dichter und Bildner jener Zeiten giengen in ihrer Selbſtſchau noch einen Schritt vorwärts. Nicht nur daß der Ackersmann aus Beheim ſagt „So ſchönen Menſchen ſaheſt du nie, hätteſt du eines Luchſes Augen und könnteſt ihn inwendig durchſehen, dir würde drob grauen. Benimm und zeuch ab der ſchönſten Frauen des Schneiders Farbe, ſo ſieheſt du ein ſchämliche Docke, eine ſchier welkende Blume und kurz dauernden Schein und einen bald fallenden Erdknollen. Weiſe uns eine Hand voller Schöne der allerſchönſten Frauen, die vor hundert Jahren haben gelebet, ausgenommen die gemalten an der Wand;“ nicht nur daß Walther von der Vogelweide von der Welt oder Erde

---

der Hand der ‚edelen vrouwen, der Text aber ſage noch einfach ‚ſich ich vor mir der vreuden ſpil, daraus der Großbaſeler Text, zu dem Bilde des Todes im Spiegel machte ‚den tôt hab ich im ſpiegel ſehen.‘

Digitized by Google

in ihrer Waldesſchöne ſagt ‚din welt iſt ûzen ſchoene — wiz, grüene unde rôt, und innen ſwarzer varwe, vinſter ſam der tôt'; beſtimmter ſagt Fridank vom Menſchen ‚ſwer durch ſich ſelben ſaehe, den dinhte der lip ſmaehe. ſwie ſchoene daz menſche ûzen iſt, ez iſt doch innen boeſer miſt. *) Hieher nun fugt recht eigentlich das lebendige Bild, welches Konrad von Würzburg im angezeigten Werkchen ausgeführt hat. Er erzählt darin bekanntlich, daß wie eines Tages der fränkiſche Ritter Wirnt von Gravenberg nach der Welt Ruhm und Ehre geizend, in einem Gemache vor einem Ritterbuche ſaß, ein wunderbar ſchönes Weib in königlichen Kleidern leiſe (geſlichen 103) vor ihn hin trat, daz man nie ſchoener wip geſach (67.) Von Gravenberg Herr Wirnt erſchrak, ſprang auf ‚und enphie die minneclichen gar vil ſchône als er wol kunde' (110) und ſprach zu ihr ‚ſit, vrouwe, gote willekomen' (113). Sie aber erwiederte ihm, er ſolle nicht vor ihr erſchrecken: ‚nû bin ich doch daz ſelbe wip, durch die dû ſêle unde lip vil dicke hâſt gewâget' (119) und da er ſo treu ihr gedienet ‚von kindes jugende' (136), ſo wolle ſie ihm ‚den richen lôn' (146) dafür darbringen. Wirnt iſt verwundert, doch erfreut und bittet um nähere Auskunft (181). Nun rühmt ſie ſich ihrer Macht (ſ. oben) nennt ihren Namen (‚diu werlt bin geheizen ich') und will ihm ihr Weſen offenbaren (hie kume ich dir, daz ſchouwe dû): da wendet ſie ihm den Rücken dar,

der was in allen enden gar
beſtecket unde behangen
mit ungevüegen ſlangen,
mit kroten unde nateren
[ir lip was voller blateren
und ungevüeger eizen.
vliegen unde âmeizen
ein wunder drinne ſâzen].
ir vleiſch die maden âzen
unz ûf daz gebeine.
[ſi was ſô gar unreine
daz von ir bloeden libe wac
ein alſô engeſtlicher ſmac,
den nieman kunde erliden.
ir richez kleit von ſiden
was vil jaemerlich gevar
bleich alſam ein aſche gar.] *)

Darnach ſcheidet ſie von dannen, der Ritter aber ſcheidet von Weib und Kindern: ‚er nam daz krinze an ſin gewant und huop ſich über daz wilde mer und half dem edelen gotes her ſtriten an die heidenſchaft (242—42). —

(Schluß folgt.)

*) Bruder Wernher ‚man ſiht ûz ſchoenen vrouwen unde ûz künegen werden ſwachen miſt.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Schluß.)

V.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. b. Regierungsrathes Philipp Heffner,

geb. den 1. Juli 1765, geſt. den 12. März 1843.
Mit dem Motto: Et talem virum Musa vetat mori.

Ein würdiges Denkmal, welches, wenn wir recht berichtet ſind, der k. Appellationsgerichtsrath, Dr. Brendel, einem Manne hier geſetzt hat, der während ſeiner langen, 44jährigen Laufbahn als Staatsbeamter in den mannichfachſten, verwickeltſten und höchſt ſchwierigen Geſchäften, welche ihm das Vertrauen ſeiner Fürſten und Vorgeſetzten übertragen, immeedar redlich, unbeſtechlich, feſt, wahrheitsliebend, unermüdet und mit hoher Selbſtaufopferung gewirkt; freundlich gegen Untergebene, offen gegen Vorgeſetzte, gemüthlich im Kreiſe der Seinigen, ward er durch ſeine Landes- und Volkskenntniß der Freund und Rathgeber von Stadt und Land, durch ſeine tiefe Kunde der Geſchichte ein weſentlicher Wiederbeleber und Beförderer dieſes Studiums in ſeinen Kreiſen. In allen Beziehungen und mit vollem Recht verdient Heffner den Namen eines Ehrenmannes!

*) Durch die Einklammerung ſollte hier nur die Breite der Konradiſchen Ausführung gegenüber älterer Kürze und Einfachheit der Bilder gekennzeichnet werden.

VI.

Mannigfaltiges.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1) Herbipolis. Zum erſtenmale ſcheieb ſich Biſchof Heinrich IV. im Jahre 1207: Henricus divina favente clementia Herbipolensis electus. Seidner in ſeinen Beyträgen zur diplomat. Formelkunde in Beziehung auf die Biſchöfe zu Wirzburg, (geöffn. Archive, 1. Jahrgg. 7. Hft. p. 225) führt zum J. 1184 die Eingangsformel: „Regenhardus Dei gracia Herbipolensis Episcopus" an. Uebrigens dürfen wir auch die königlichen Urkunden hierher ziehen, in denen der Wirzburger Biſchof und ſeine Kirche mit dieſem, etwa ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts in Schriften z. B. bey den Hagiographen, aufgekommenen Namen belegt werden. Feodum, quod ab herbipolensi ecclesia tenuimus, ſagt König Philipp, 8. Sept. 1201 (M. B. 29. 1. p. 503), und unterm 14. Sept. desſelben Jahres heißt es am Ende: Ego Conradus Herbipolensis episcopus et Imperialis aulae Cancellarius recognovi (ibidem p. 506). Im Jahee 1205, 9. Mäez nennt derſelbe König Philipp die Stadt Herbipolis und wiederholt herbipolensis ecclesia (M. B. 29. 1. p. 509, 510). Im Jahre 1205 erſcheint unter den Zeugen: Heinricus Herbipolensis electus und das Datum: apud Herbipolim (M. B. l. c. p. 513, 511). Den 13. Juni 1205 (M. B. l. c. p. 521) heißt es: Datum apud erbipolim. Wiedee im Jahre 1206, 15. Februar (M. B. l. c. 529, 530): Heinricus venerabilis herbipolensis electus. Eine Urkunde, dem Copialbuche des Kloſters Bildhauſen entnommen (das Copialbuch iſt freylich erſt um 1473 zuſammengetragen), giebt uns ſchon im März 1157 das Datum: Data Herbipolj (M. B. 31. p. 409 — 411.)

2) Kloſtergeiſtliche als Steinmetzen. Ein Frater Bertholdus, lapicida confrater domus Commendae S. M. Teutonicorum (zu Würzburg) erſcheint unter den Sigill-Zeugen 1288. Eine Kloſter Ebrach'ſche Urkunde von 1289 führt unter den Siglern einen frater Johannes, Lapicida in Ebraco auf.

3) Oeffentliche Inſchriften zu Kaelſtadt am Main.

1. An der Pfarrkirche: 1386. Preiſe des Weines in dieſem geſegneten Weinjahre. Auffindung der Reliquien dreyer Heiligen, und im ſelben Jahre Beginn des Kirchenbaues.

2. Uebee dem Portal des Rathhauſes. 1422 ward der Bau begonnen und in ſelbem Jahre koſteten 3 Malter Weitzen 1 fl.

3. An der Mauer längs des Mains. Anno domini DCCCCXXX quinto Sabatho ante nativitat. Mariae Schusen dy von Wirczburg dise mawr und bew.

4) Der Leibarzt des würzb. Biſchofs Konrad III. von Thüngen. Er hieß De. Friederich und ihm wurde laut Verpflichtungsbuch der fürſtl. Diener vom J. 1514 — 1540 die dienſtliche Auflage gemacht: „auch das Amt Leprosorum frigidorum maleficiatorum mit zu verſehen."

5) Lorenz Fries. Im September 1524 verlieh Konrad III. ſeinem Bruder Lorenz Feies ein Gütlein in und zu Diepach als heimgefallenes Lehen. Dasſelbe verlieh Konrad IV. von Bibea im J. 1542 „ſeinem Rathe und Sekretäre Lor. Fries" zu rechtem Mannslehen. Endlich 1546 belehnte Melchior von Zobel „den wolgelerten ſeinen Rath vnd lieben getreuen Lor. Fries" aufs Neue mit dieſem Gütlein.

6) Prof. Ickſtatt. Der würzb. Kanzler v. Fichtl berichtete am 22. Januae 1741 an den Fürſtbiſchof Fridrich Karl von Schönborn, der Prof. der Rechte zu Würzburg, Ickſtatt, habe von drey Seiten, von Pfalz, von Bayern und Mainz, einen vortheilhaften Ruf erhalten und gedenke ſelben irgendwo anzunehmen, denn er glaube, er ſtehe in des Fürſten Ungnade. Wirklich trat er im Februae in kurbayeriſche Dienſte, die Anſprüche Bayerns an die Erbfolge in Oeſterreich zu vertheidigen.

7) Fürſtliches Präſent. Am 12. December 1741 ſendete Friedrich Karl von Würzburg nach Wien an die verwittwete Kaiſerin Eliſabeth, Mutter der Maria Thereſia, verſchiedene Sorten Schnupftabak zum Geſchenk, welche 23 fl. 30 kr. gekoſtet und wofür die Kaiſerin verbindlich dankte.

8) Gefundene Goldmünzen. Adam Pfaff zu Steinach, würzb. Amts Aſchach, fand 1741 im dortigen alten Schloſſe 12 Goldſtücke, deeen jedes 92 Rthlr. weniger ein Aeß werth war. Dabey lag ein uralter Brief, deſſen Schrift der Ortspfarrer für griechiſch (?!) hielt.

9) Würzburger Jagdſchlößer. Im Jahre 1734 beſaß der Würzburger Fürſtbiſchof nicht gar fern von ſeinee Reſidenz nicht weniger denn vier anmuthig gelegene und ſchön meublirte Jagdſchlößer, nämlich im Guttenberger Wald, zu Zellingen, Bücholb und Rimpar.

Die Beylage enthält den 13. Jahresbericht des hiſt. Vereines von Unterfranken und Aſchaffenburg für 1812/13, erſtattet vom zeitlichen Director Dr. K. G. Scharold mit 4 Beylagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Die **Maxburg** bey Hambach von Franz Xaver **Remling**, Pfarrer und Diſtrictsſchulinſpector in Hambach. Mit Titelkupfer und Grundriſſen der Burg. Mannheim, Schwan- und Götz'ſche Hofbuchhandlung, 1844.

Durch vorliegendes Werkchen hat der Hr. Verf. einen Beytrag zu der pfälziſchen Localgeſchichte gegeben, der von allen für dieſen Zweig der Vaterlandskunde Intereſſe Hegenden mit Dank wird aufgenommen werden. Der Gegenſtand desſelben, das wegen ſeiner reizenden Lage bekannte Schloß **Keſtenberg** (ſeit ſeinem Verfall von dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Hambach **Hambacher Schloß** genannt), welches nunmehr, ſeit es als Vermählungsfeſtgabe der Pfalz Eigenthum Sr. K. Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern geworden iſt, den Namen **Maxburg** führt, war ſchon wegen vielfacher intereſſanter Beziehungen der Gegenwart einer genaueren Schilderung würdig. Der Hr. Verf. hat nun durch ſeine Arbeit ſowohl, als beſonders durch die derſelben beygegebenen Urkunden gezeigt, daß auch die frühern Schickſale der Burg die Aufmerkſamkeit der Freunde der Geſchichte wohl verdienen.

Schloß **Keſtenberg** oder **Keſtenburg** (**dieß allein** iſt der durch die älteſten Urkunden bereits verbürgte Name; **Kaſtanienburg** iſt nur eine moderne Interpretation, mundartlich gilt heutzutage noch in der Pfalz **Keſte** für **Kaſtanie**) kam gegen Ende des 11. Jahrhunderts durch Schenkung in den Beſitz der Biſchöfe von Speyer. Wegen ſeiner günſtigen Lage mitten unter den ſchönſten Beſitzungen derſelben auf dem linken Rheinufer wurde es lange Zeit hindurch mit großer Sorgfalt in angemeſſenem Stande unterhalten (§ 8 ſucht der Hr. Verf. die Anlage und das Alter der einzelnen Burgtheile zu beſtimmen). Für die Beſatzung der Burg gewann der Biſchof den Adel der Umgegend durch die Ertheilung von ſogenannten **Burglehen**, Einkünften an Geld und Naturalien, für welche der Empfänger, „der ledig Burgman," entweder ſelbſt den Dienſt leiſten, wie für den Fall dringender Noth immer beſtimmt wurde (obligatus, cum necessitas exegerit, ad corporalem residentiam), oder eine gewiſſe Anzahl Bewaffneter dem Biſchof zur Verfügung ſtellen mußte. Meiſtentheils waren ſolche Lehen Mannslehen, doch werden auch einige erwähnt, die auf Wittwen und Töchter gegen Stellung eines Burgmannes übergiengen (Urk. No. 10). Von Seiten der Burgmänner konnten dieſelben frey zurückgegeben werden, ſobald der Burgherr ſeinen Verpflichtungen nicht nachkam; übrigens ſtand ihnen nach dem Burgrecht auch zu, denſelben **durch Pfändung** zur Erfüllung ſeiner Zuſagen zu zwingen (Urk. 10. p. 172 Were auch das Wir oder vnser nachkommen die gülte vff die Zile nit entgehen oder etliches Jares daran sumig weren so mag er oder sine erben vns vnd vnsern stifft angriffen vnd pfenden nach der Burgmannen Recht zu Kestenburg.). Zur freyen Verfügung erhielt der Biſchof ein ſolches Lehen nur durch den Tod des bisherigen Inhabers und des Erbberechtigten zurück, oder durch Erlegung einer bey der Darreichung feſtgeſetzten Abfindungsſumme (Urk. 23. 26. 33.); in ſtreitigen Fällen ſprach ein

Digitized by Google

aus Burgmännern zuſammengeſetztes Schiedgericht (Urk. No. 22). Der älteſte unter den von dem Hrn. Verf. mitgetheilten Lehensbriefen iſt vom J. 1243, der jüngſte von 1662, die letzte Lehensreichung überhaupt von 1678; von bekannten Namen ſolcher Lehensträger wollen wir nur anführen die Grafen von Zweybrücken, von Veldentz und Sponheim (deren Lehen im Jahre 1460 an die wittelsbachiſchen Herzoge von Zweybrücken kam), die Herren von Sickingen, Gemmingen, Helmſtädt u. a. Ob die Lehen ſeit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts als völlig eingegangen anzuſehen ſind, kann man nur aus dem Mangel weiterer Urkunden ſchließen, nicht aber mit dem Hrn. Verf. daraus, daß Keſtenberg 1688 „ſo zerbrochen wurde, daß des Biſchofs Waldförſter daſelbſt nicht länger weilen konnte.“ Die Burg lag als ſolche ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert wüſte und doch wurden noch immer die auf ihr ruhenden Lehen d. h. die Erträgniſſe derſelben vergeben. Es gieng hier im Kleinen, wie im deutſchen Reich mit allen feudaliſtiſchen Verhältniſſen im Großen: man kümmerte ſich wenig oder gar nichts um den Dienſt, welchen das Lehen heiſchte, den Gewinn aber, der aus demſelben kam, hielt man wohl feſt.

Bis in das ſechzehnte Jahrhundert blieb das Schloß anſtändig erhalten und beſetzt, unter Aufſicht eines vom Biſchof beſtellten Vogtes. Nicht ohne Intereſſe wird man die in Urk. 37 enthaltene Verpflichtung des letztern, ſo wie das in Urk. 36 mitgetheilte Verzeichniß der um 1464 auf der Burg befindlichen biſchöflichen Fahrniſſe leſen. Im Jahre 1525 erlitt aber das Schloß durch die aufrühreriſchen Bauern der Umgegend eine ſchwere Verwüſtung, ſo daß der Dienſt auf demſelben von dieſer Zeit an nur noch von einem dem Amtmann zu Kirweiler untergebenen Schaffner verwaltet wurde (Urk. No. 45). Völlig zerſtört wurde es 1552 durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades; kaum daß der Förſter noch, den der Biſchof zur Aufſicht über die zur Burg gehörigen Waldungen dorthin geſetzt hatte, eine nothdürftige Unterkunft in den öden Räumen finden konnte. Im Orleaniſchen Krieg 1688 wurde auch dieſer armſelige Reſt von Bewohnbarkeit noch vernichtet. Die Ruinen des einſt ſo ſtattlichen Schloſſes konnten nicht einmal den alten Namen feſthalten, im Munde des Volkes hießen ſie bis in die neueſte Zeit das Hambacher Schloß, gerade ſo wie die der Madenburg unweit Landau das Eſchbacher, beyde von Ortſchaften, die zunächſt am Fuße der Schloßberge liegen. Als die biſchöfliche Herrſchaft in jenen Gegenden durch die Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein ihr Ende fand, kam die Ruine mit den zu ihr gehörigen Grundſtücken in den Beſitz des Staates und gieng in gleicher Weiſe an die k. b. Regierung über. Im Jahre 1823 wurde dieß Beſitzthum an Privaten veräußert, doch mit der Bedingung, daß im damaligen baulichen Zuſtande der Ruine nichts verändert werden dürfe. Welches ſchöne Loos derſelben zwey Jahrzehnte ſpäter zu Theil wurde, iſt von uns im Eingang bereits erwähnt worden; wir können im Hinblick darauf nur in die Wünſche mit einſtimmen, welche der Hr. Verf. am Schluſſe des Werkchens ausgeſprochen hat.

Dieß ſind die Hauptpunkte aus der Geſchichte der alten Keſtenburg, wie ſie der Verf. durch ſeine eigne Arbeit ſowohl, als auch durch die beygegebenen Urkunden uns zugänglich gemacht hat. Außer dem Hiſtoriſchen giebt aber der Verf. noch manches Andere, ſo z. B. von S. 2 bis S. 14 eine ſehr detaillirte Schilderung in Proſa und in Verſen von der reizenden Ausſicht, welche man von der Maxburg aus genießt; ſodann eine Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes der Ruine, welche durch die beygegebenen Grundriſſe angemeſſen verdeutlicht wird; endlich eine Anzahl von Gedichten, über deren Einſchaltung wir mit dem Hrn. Verf. nicht rechten wollen, da er ſich über das Verhältniß derſelben zum Ganzen S. VIII in der Vorrede bereits ſelbſt unbefangen ausgeſprochen hat. (Für Nicht-Pfälzer müſſen wir nur rückſichtlich der S. 15 u. 16 in Verſen gegebenen Sage bemerken, daß ſie auf dem mundartlichen Witz „Pfalz, b'halt's“ beruht; dieß hätte im Druck bezeichnet werden ſollen, indem man ſo, wie es nun gegeben iſt, durchaus keinen Sinn im Ganzen finden kann). Ungern haben wir unter den Urkunden gerade die vermißt, welche den 1388 zwiſchen den Biſchöfen Adolph und Nikolaus abgeſchloſſenen Vergleich enthält, da

doch dieſer Act die Wichtigkeit der Burg beynahe am meiſten ins Auge ſetzt. Sie iſt, nebſt einer andern gleichfalls auf Keſtenberg ſich beziehenden Urkunde, zwar ſchon abgedruckt in Guden. Cod. diplom. Tom. III, darf aber doch deßhalb nicht fehlen in einem außerdem mit ſo viel Fleiß gefertigten Codex diplomaticus zu der Specialgeſchichte von Keſtenberg.

Die Darſtellung ſelbſt verräth durchgängig den warmen Eifer des Verfaſſers für ſeinen Gegenſtand; unangenehm fallen nur bey der ohnehin oft gezwungenen Diction Schreib- und Sprachfehler auf, wie z. B. bizantiniſch, ſchwerbelaſteſt, Biſchof Roban wand ſeine Aufmerkſamkeit der Burg zu u. dgl. Indem wir aber dieſe formellen Irregularitäten rügen, wollen wir durchaus nicht die Anerkennung verkümmert haben, die dem Werkchen um ſeines materiellen Werthes willen gebührt. Wir hoffen im Gegentheil, daß jeder Freund und Kenner der pfälziſchen Geſchichte, der das auch äußerlich gut ausgeſtattete Buch zur Hand nimmt, dem Hrn. Verf. für die Mühe dankbar ſeyn wird, welche er auf ſeinen Gegenſtand gewendet hat.

Rau.

Der Wërlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc etc.

(Schluß.)

Der nochmalige Herausgeber dieſes kleinen, ſchon mehrfach gedruckten Gedichtes verweiſt in Betreff dieſer von Konrad von Würzburg verwendeten Einkleidung auf ein (von ihm ſelber!) geſchriebenes Werk „Chriſtliche Kunſtſymbolik und Ikonographie“ (Frankf. a. M. Hermann. 1839. 8), wo aber unter „Würmer“, (S. 196) auch nur ganz allgemein geſagt wird „Myſtiſche Figur der Welt. Vorn ein ſchönes Mädchen, hinten von Würmern zerfreſſen. *) Steinſtatue, an der Außenwand der Kirchen aufgeſtellt.“ Es dürfte drum thunlich ſeyn, wenigſtens einige dieſer in Stein verkörperten Darſtellungen jenes Spiegel- und Sinnbildes näher in's Auge zu faſſen. In zwey vorliegenden Fällen nämlich ſind oder ſcheinen die gemeinten Geſtalten männliche zu ſeyn. An einem Fenſter über dem Haupteingange des Domes zu Baſel befinden ſich auf zwey Unterſätzen oder Tragſteinen zwey Steinbilder: ein Mann mit ſchwachem Barte, aber im Nacken doppelzeichig gelocktem Haupthaare, auf demſelben einen Kranz (ſchapell) tragend; gegenüber eine Frau ohne Kranz. Sie werden ſtets für den Stifter des Domes Kaiſer Heinrich und ſeine Gemahlin Kunigunde gehalten. Die männliche Geſtalt aber iſt hinten geöffnet, daß man die nackte Geſtalt ſieht, deren Rückgrat und Rippen offen gelegt ſind. Um das linke Bein ſchlingen ſich zwey Schlangen, dazwiſchen eine Kröte: zwey Kröten ſitzen auf den Geſäßbacken, zwey Schlangen auf dem Gerippe; drey kleinere (oder Eidechſen?) kriechen auf den überfleiſchten Schulterblättern. Dieſe Mannsgeſtalt, in der herabgeſenkten Linken ein Tuch haltend, deutet mit der Rechten auf die weibliche Geſtalt hinüber, der ſie auch zugewendet iſt, und welche den rechten Ellenbogen in die linke Handſtützend, den Kopf links neigend auf des Mannes Rede zu lauſchen und zu antworten ſcheint. Sollte dieſe nicht die vrou Werlt ſeyn, auf welche der wenig bärtige (granſprunge), aber bekränzte Jüngling als auf die Schuldnerinn ſeines inneren Elendes hindeutet, als ſage er zu ihr mit dem Stricker ‚dû trüllaerin, dû wahtelbein des tiuvels.‘

Eine zweyte Steingeſtalt der Art, die uns für Konrads Darſtellung obenein wichtiger wird und näher rückt, findet ſich an einem äußeren Strebepfeiler der linken Seite des Schiffes (vom Haupteingange gerechnet) an der Sebalduskirche zu Nürnberg, und zwar, ihrem Zwecke gemäß, gleichfalls in der ſonſt ſeltenen Seitenſtellung, gegen Abend gewendet: vorn ein lieblicher Jüngling in langem Ge-

*) Thomas von Erceldoune, der ſchottiſche Dichter des Triſtan, erzählt die Sage, ſey einſt eine Fee erſchienen, und als er ſie umarmte, ſey ſie zum Scheuſal geworden; die ſchöne Helena aber wird vor Fauſt zur Schlange. Sieh Hagen Briefe in die Heimat I. 42.

wande, aus deſſen Oeffnung aber hinten unter dem Rippenbaue wie in Baſel durchwühlende Schlangen und Kröten hervorblicken. Die jetzigen Nürnberger haben darüber eine Sage von einem Juriſten, der bey lebendigem Leibe von Würmern gefreßen worden ſey. Das ſchmeckt aber nach modernen Phantaſiemotiven und die Dürftigkeit oder plumpe Handgreiflichkeit dieſer Auslegung liegt zu Tage. Eine zweyte in Nürnberg umgehende Deutung klingt ſchon beſſer. Nach ihr ſtelle dieß Steinbild einen Jüngling dar, der im Leben der ſchönſte der Stadt und darum von vielen beneidet, dennoch klüger und weiſer als dieſe ſeine Neider geweſen ſey und dieſelben gebeten habe, daß ſie ihn, wenn er ſtürbe und in's Grab gelegt worden ſey, nach dreyen Wochen wieder herausnehmen und dann ſeine vermeinte Schönheit in Augenſchein nehmen möchten. Wie er aber in Stein abgebildet worden, ſo habe man ihn gefunden.

Dieſe Faſſung ſtimmt ſchon ganz gut zu Rudolf's von H. E. Wendung im Barlaam „dô hiez er in die ſchrîne tragen tôten gebeine ervûlet unde unreine. dô was daz az mit ſwacher kraft an daz gebeine gehaft", oder zu Bruder Berchtold's Worten „und als der menſche tôt lît, er ſî ſchoene oder niht, ſô wirt er wider zer erden". Aber jene zweyte Deutung des Nürnberger Steinbildes kehrt in Blaubeuern an einem ähnlichen Steinbilde, das gleichfalls von Schlangen umwunden iſt, wieder. Auch hier weiß nämlich die Sage, daß der Abgebildete verlangt habe, man ſolle ihn nach dreyen Tagen wieder ausgraben, und ſiehe, da ſey er bereits von Schlangen umwunden geweſen. *)

Zwiſchen dem Nürnberger Steinbilde und Konrad's von Würzburg Erzählung nicht nur in Betreff der Kenntniß Konrad's von jener Bildſäule, ſondern auch in Bezug auf Wirnt von Gravenberg ſelbſt einen näheren Zuſammenhang zu vermuthen, liegt nahe. Grävenbère iſt das jetzige Gräfenberg bey Nürnberg, Wirnt von Gravenberg dichtete die Geſchichte von Wigalois dem Ritter mit dem Rade um das Jahr 1212; um dieſelbe Zeit (1200—1215) wurde die St. Sebalduskirche zu Nürnberg gebaut. Wie wenn jene Bildſäule gleichzeitig wäre? und wie, wenn Wirnt ſelber ſie dorthin geſtiftet hätte, ſo daß an ihr ſein Name mit Recht haftete, und daher Konrad von Würzburg hundert Jahre ſpäter (dô der lip erſtorben was: 249) ihn mit ſeiner Darſtellung, die freylich (licentiâ poeticâ) den Jüngling in die vrou Werlt, die Erſcheinung in die Urſach verwandelten, in Verbindung gebracht hätte? Uebrigens knüpft er ſeine ſinnige Erzählung, der wir nur eine etwas ähnliche des Stricker von einem Ritter vergleichen können, um deſſen Dienſt vrou Ere unt vrou Schamlie ringen, an Wirnt's wirkliche Theilnahme am Kreuzzuge des Jahrs 1228. In keiner Schrift über die Sebalduskirche zu Nürnberg habe ich aber Näheres über die Entſtehungszeit grade jener Bildſäule gefunden, was einer näheren Beziehung derſelben zum dreyzehnten Jahrhundert in den Weg treten könnte, dem mit dem vierzehenten jene Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe beſonders angehörte. Auch die verwandten Geſtalten des Baſeler Domes ſtammen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der Herausgeber des Konradiſchen Gedichtes von 266 Verſen (8 S.) rechtfertigt ſeinen äußerſt ſaubern Wiederabdruck auch nach Beneke ꝛc. theils durch die große Bedeutung, welche die Erzählung ſelbſt für die Sittengeſchichte habe, theils dadurch, „daß ſich, nachdem er ſämmtliche Handſchriften davon zuſammengetragen, für die Aufſtellung des Textes noch etwas thun ließ." In der Vorrede gibt Herr Roth genaue Auskunft über die Handſchriften des Gedichtes, die er benützt hat, ſo wie über anderweitige Behandlung des Stoffes, in den Lesarten (S. 9—20) eine gewiſſenhafte Zuſammenſtellung von den weſentlichſten Abweichungen des Konradiſchen Textes.

Berlin, am 23. Brachmonds 1844.

H. F. Maßmann.

*) Abbildung der Statuen in der Wöllwartiſchen Todtenhalle in dem Kloſter Lorch von J. S. Baumeiſter. Gmünd Ritter; 1808.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.
Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Drey Vorleſungen über Gyps-Abgüſſe, gehalten im königlichen Muſeum zu Berlin von Eduard Gerhard. Nebſt drey Bildertafeln: Aegineten, Parthenon, Niobe. Berlin, 1844.

Vor mehreren Jahren hatte Hr. Gerhard in den Räumen des k. Muſeums zu Berlin vor einem gemiſchten Publikum einen Curſus archäologiſcher Vorleſungen eröffnet, mit dem Zwecke, auf ſolche Weiſe Sinn und Verſtändniß antiker Bildwerke, welche kunſtliebende Bemühung fürſtlicher Liberalität in zum Theil groſsartigen Sammlungen vereinigt und der Betrachtung frey gegeben, in allgemeineren Kreiſen zu erwecken und zu befördern. Zeit und Umſtände, von dem Verſ. in einer allgemeinen Reflexion angedeutet, ließen dieſen mehrere Winter fortgeſetzten Plan zurücktreten. Um ſo dankenswerther erſcheint es, wenn Hr. G. jetzt, wo das Publikum auch von anderer Seite zur Theilnahme und Würdigung antiker Kunſtſchöpfungen aufgerufen wird, denſelben in freyerer, minder auf Vollſtändigkeit berechneter, Weiſe wieder aufnimmt, indem er in drey Vorleſungen eben ſo viele uns erhaltene Statuencomplere aus den beſten Zeiten griechiſcher Kunſt anſprechend und zweckgemäß erläutert.

Vorzügliches Lob verdient die vom Verſ. getroffene Wahl, da die Aufmerkſamkeit ſchwerlich auf würdigere Ueberreſte der alten Kunſt gelenkt werden konnte als dieſe, welche zugleich als Repräſentanten dreyer auseinander folgender Epochen des in der höchſten Vollendung begriffenen Kunſtſtyls gelten dürfen. Da keine der drey beſchriebenen Statuencomplere im Originale Berlin angehört, wie es ſich ja von ſelbſt verſteht, daß auch die reichbegabteſte Stadt doch immer nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der ſämmtlichen in unſere Zeit herübergeretteten Kunſtdenkmäler beſitzt; ſo nimmt Hr. G. mit Recht Veranlaſſung, auf den Werth gut ausgeführter Gypsabgüſſe, in denen ſich doch eher eine relative Vollſtändigkeit erreichen läßt, für kunſtgeſchichtliches und kunſtübendes Studium aufmerkſam zu machen.

Wie unendlich höher natürlich der Beſitz von Originalwerken zu ſchätzen iſt, bedarf keiner Erwähnung; man braucht in dieſer Hinſicht nur an die enthuſiaſtiſche Freude zu erinnern, mit welcher die äginetiſchen Bildwerke gleich bey ihrer Auffindung und mehr noch, nachdem ſie dem deutſchen Vaterlande geſichert waren, von Kunſtfreunden und Kennern begrüßt wurden. „Allbekannt,“ ſo äußert ſich der Verſ. über dieſelben, „als umfaſſendſtes Denkmal griechiſcher Kunſt, welches Deutſchland beſitzt, als edelſter Schmuck der Antikenſammlung zu München, als unſchätzbarer Erwerb, den die Kunſtliebe eines deutſchen Fürſten durch raſche Benutzung des Augenblicks der Konkurrenz Englands abgewann, ſind jene Statuen zugleich als erſtes Ergebniß einer Ausgrabung wichtig, die nordiſche Forſcher (Engländer, Deutſche, Dänen) auf griechiſchem Boden und Tempelraum planmäßig und muſterhaft leiteten.“ Außer der techniſchen Virtuoſität, welche die neu aufgefundenen Statuen unverkennbar kund gaben, kam noch der eigenthümliche kunſtgeſchichtliche Werth in Betracht, indem dieſelben eine bis dahin

Digitized by Google

ſchmerzlich gefühlte Lücke in erwünſchteſter Weiſe ausfüllten und den genügendſten Aufſchluß über den bey alten Schriftſtellern erwähnten ägінetiſchen Styl zu geben geeignet waren, wodurch frühere Begriffe theilweiſe Berichtigung erfuhren. Sehr verdienſtlich war in dieſem Sinne der erſte ausführlichere Bericht des mit dem Ankaufe beauftragten Künſtlers (Martin Wagner), dem neben der ſorgfältigen, kunſtverſtändigen Beſchreibung die von Schelling beygegebenen kunſtgeſchichtlichen Anmerkungen einen bleibenden Werth ſichern. War ſomit die künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Auffaſſung höchſt würdig eingeleitet, ſo ergaben ſich mancherley Fragen, deren Löſung die Archäologen lebhaft beſchäftigte. Am wenigſten Zweifel konnte darüber obwalten, daß die Statuen einer Doppelgruppe angehörten und in die beyden Giebel des Tempels, auf deſſen Areal der herrliche Fund gemacht worden, urſprünglich vertheilt waren. Deſto beſtrittener war und iſt die Deutung des dargeſtellten Gegenſtandes. Daß es zwey Kämpfe, dieß zwar lehrte der Augenſchein; daß dieſe ferner in der Sagengeſchichte der Aeakiden zu ſuchen ſeyen, hinlängliche innere Gründe; aber welche beſtimmt, blieb bey dem Helden- und Schlachtenreichthum dieſes Geſchlechtes ſchwer zu ermitteln. Die Gruppe des öſtlichen Hauptgiebels, deren Figuren größer gearbeitet, obwohl minder erhalten als die des weſtlichen, und kaum mehr als fünf ganz herzuſtellende Figuren zählend, bot doch durch den mit der Löwenhaut bekleideten Bogenſchützen, in dem ſich unſchwer ein Herakles erkennen ließ, einen beſſeren Anhaltspunkt als die andern. Die Vermuthung, daß ein Kampf aus der erſten Belagerung Trojas dargeſtellt ſey, bey der ſich bekanntlich Telamon vor allen Helden auszeichnete und von Herakles ſelbſt den Preis der Tapferkeit erhielt, wird durch ſo viele Gründe unterſtützt, von denen der wichtigſte die nahe Beziehung auf die Aeakidenſage, daß dieſelbe den Grad der Sicherheit anſprechen darf, der überhaupt bey ſolchen Conjecturen zu erwarten iſt. Günſtig bietet ſich der eine erhaltene weibliche Kopf dar, um die dem Telamon als Ehrenpreis zuerkannte Heſione zu denken. Darüber mag die Entſcheidung zurückgehalten werden, ob der Gefallene Laomedon ſelbſt ſey oder der Grieche (nicht Troer) Oikles, wie Hr. G. in Uebereinſtimmung mit Müller meint, ſo daß Laomedon dann als Vorkämpfer dem Telamon gegenüber zu denken wäre. Zu größeren Zweifeln giebt die noch einmal ſo reiche Gruppe des hinteren Giebels Veranlaſſung, da ſich außer der Minerva und einem phrygiſch gekleideten Bogenſchützen keine mit einem eigenthümlichen Kennzeichen ausgeſtattete Figur darbietet. Doch führte letzterer, wenn man darin einen Paris erkennen wollte, von ſelbſt auf den Sagenkreis des berühmter gewordenen zweyten trojaniſchen Krieges. Ein dahingeſunkener Held ferner, außer den beyden in die Ecken des Giebels vertheilten liegenden Figuren, auch in artiſtiſcher Beziehung durch Trefflichkeit der Ausführung und Stellung ausgezeichnet, legte es nahe genug, an einen Kampf um einen Gefallnen, und, der ſich unſerer Kenntniß zunächſt darbot, an den Kampf um den Leichnam des Patroklos zu denken. Dieſe Anſicht iſt nach Hirt's Vorgang denn auch die recipirte geworden und Hr. G. ſchließt ſich derſelben ebenfalls an. Allein die Gründe, mit denen er dieſe Deutung ſtützt, ſind nach allen Seiten unhaltbar. Derjenige namentlich, der von der überwiegenden Berühmtheit dieſes Kampfes hergenommen iſt, kann kaum anders denn als eine auf unſern Standpunkt ſich willkührlich beſchränkende Befangenheit angeſehen werden; dahingegen für Thierſch's Anſicht, deren verſprochene weitere Ausführung leider nicht erfolgt iſt: daß nämlich der Kampf um den gefallenen Achilleus auf die Darſtellung der weſtlichen Gruppe Anſpruch habe, objectiv weit gewichtigere Gründe ſprechen: erſtens wieder die noch nähere Beziehung auf die Aeakidenſage. Denn vorausgeſetzt ſelbſt, daß durch Homers Gedichte auch damals im Allgemeinen der Kampf um Patroklos größere Berühmtheit erlangt habe, was jedoch keineswegs als ausgemacht betrachtet werden kann, ſo behauptet doch in dieſer, in der Aeakidenſage, jener andere Kampf um den Achilleus gewiß in doppelter Hinſicht entſchieden den Vorrang. Der beſte Führer, auf den bereits Thierſch hingewieſen hat, iſt Pindaros für die äginetiſche Heldenſage, deren er mit einer gewiſſen Vorliebe gedenkt; beſonders der achte nemeiſche Siegesgeſang, in welchem des Aias von Herakles (Isthm. V [VI]) vorausverkündigter und erflehter Ruhm eben durch Hervorhebung jener Großthat, als er den gefallenen

Peliden vor dem Andrang der Feinde ſchützte, gefeyert wird. Vergleicht man dagegen ſorgfältiger den 17. und 18. Geſang der Ilias und ſchenkt man der Stelle, an die uns die Erſcheinung der Minerva in der äginetiſchen Gruppe vor Allem gemahnt (XVII. 543 ff.), wo Athene kömmt, den ſinkenden Muth der Argiver wieder aufzurichten, die gehörige Berückſichtigung: ſo wird man noch weniger geneigt ſeyn, dieſen Kampf in der Darſtellung des Künſtlers erkennen zu wollen. Jedenfalls hätte nach Homers Schilderung Menelaos größeren Anſpruch, die Stelle des Vorkämpfers einzunehmen als ſelbſt Aias; wobey ferner zu bedenken, daß beyde Helden, mit ihren Genoſſen ſelbſt unter dem Schirme der Göttin, doch nicht im Stande geweſen wären, den Leichnam zu retten, wenn nicht zuletzt noch Achilleus auf Here's Geheiß und Rath ſich obgleich unbewaffnet den Troern von ferne gezeigt hätte. Iſt ſomit die von Hrn. G. adoptirte Erklärung großen Zweifeln unterworfen, die wohl geeignet ſind, dieſelbe zu erſchüttern, ſo können wir ebenſo wenig in der ähnlichen Compoſition zweyer Vaſengemälde, die zu dieſem Zwecke mit abgebildet ſind, eine Beſtätigung wahrnehmen. Denn was die mit inſchriftlicher Benennung der Figuren ausgeſtattete betrifft, ſo iſt der Unterſchied in Beziehung auf den Gefallenen nicht zu überſehen, daß dieſer entſprechend der homeriſchen Darſtellung als Todter daliegend und unbewaffnet abgebildet iſt, während in der äginetiſchen Gruppe derſelbe mit Helm und Schild verſehen ſich auf die rechte Hand, die das Schwert hält, ſtützend erſcheint. Die Berliner Schale hingegen, welche den Gefallenen in mehr entſprechender Stellung zeigt, kann, als der inſchriftlichen Auslegung entbehrend, nicht als Maaßſtab der Erklärung angenommen werden und unterſcheidet ſich noch außerdem von dem anderen Gemälde durch die verſchiedene Waffe des einen Vorkämpfers. — Dagegen darf für die andere Annahme mit allem Grunde die Erſcheinung der am deutlichſten bezeichneten Geſtalt des Paris hervorgehoben werden, denn während in dem Kampfe um Patroklos dieſem nach Homers Beſchreibung keine Stelle gebührt, iſt er dort nothwendige Hauptperſon, da von ſeinem Pfeile der Pelide den Tod empfängt. Auch iſt die Wirkung ergreifender und den nationalen Ruhm noch glänzender bewährend, wenn des Aias Schutz dem ſtammverwandten gefeyertſten Helden gilt.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

Bibliografia Italiana ossia Elenco generale delle opere d'ogni specie e d'ogni lingua stampate in Italia. Milano 1844.

Danſk Bibliographie ellee fortegnelſe over Bøger Tidsſkrifter ꝛc. ꝛc. Aar 1844. Kiobenhavn.

Boletin bibliografico español y estrangero. Anno V. Madrid 1844.

Swensk bibliographi . . . för år 1844. Stockholm.

Svensk Litteratur-Bulletin. Stockholm 1844.

Ad. de Puibusque, Histoire comparée des littératures espagnole et française. Vol. 1. 2. Paris 1843.

H. Neubürger, Encyklopädie der Buchdruckerkunſt. Lief. 3. Schluß. Leipz. 1844.

Studier Kritiker och Notiſer. Literär-Tidning. Lund 1844. 4.

G. Ch. Licheenberg, Vermiſchte Schriften. Neue mit ungedruckten Aufſätzen, Briefen . . . vermehrte Ausgabe, herausg. von den Söhnen Lichtenbergs. Bd. 1. 2. Götting. 1844.

J. Möſer, Sämmeliche Werke. Neu geordnet . . . durch Abeken. Bd. 10. Schluß. Berlin 1844.

R. K. Rask, Samlede tildes forhen utrykte afhandlinger. Del 1—3. Kobenhavn 1836—37.

Ch. Molbech, Blandede Smaaskrifter, fornemmelig af historisk, kritisk og aesthetisk Indhold. Bind. 1. 2. Kjobenhavn 1836.

Beaumarchais, Oeuvres compl tes, précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages par M. Saint-Marc Girardin. Par. 1837.

D. Fr. Strauß, Charakteriſtiken und Kritiken. Leipz. 1844.

K. Grün, Bauſteine. Darmſtadt 1844.

Digitized by Google

Aus den Papieren des Grafen Aurel Deſſewffy. Bd. 1. 2. Peſth 1843.

H. Zſchokke, Aehrenleſe. Th. 1. 2. Aarau 1844.

Jo. de Sausa, Vestigios da lingua Arabica em Partugal. Lisboa 1789. 4.

Fr. Bapp, Glossarium Sanscritum. Fasc. II. Beral. 1844.

A. D. Carnets de Graat, Javaansche spraakunst. Uitgegeven door J. F. C. Gericke en T. Roorda. Amsterd. 1843.

F. Raymand, Dictionnaire général et camplet de la langue française. Liar. 1. 2. Par. 1843.

H. Paris, Tablettes grammaticales. Analyse généalagique des principes de la grammaire Française. Par. 1843.

Dr. Ed. Brinckmeier, Praktiſche Grammatik der ſpaniſchen Sprache nach den Beſtimmungen der academia real zu Madrid. Braunſchweig 1844.

J. Fr. Fleiſchauer, Vollſtändige holländiſche Sprachlehre. Amſterd. 1844.

Dr. G. Parthey, Vocabularium coptico-latinum et latino-copticum a Peyrani et Tattami lexicis. Berol. 1844.

Dr. J. H. Möller, Paläographiſche Beiträge aus den Herzoglichen Sammlungen in Gotha. Heft 1. Erfurt 1844.

Oeuvres complètes d'Hippocrate, trad. p. E. Littre. Vol. 3. 4. Par. 1844.

Joãa de Sansa, Dacumentos arabicos para a historia Portugueza copiadas dos ariginaes da Tarre de Tomba. Lisboa 1790.

Vrihadáraṅyakam Káthakam, Íća; Kena, Múndakam oder fünf Upaniſchad's aus dem Yagur-Sama- und Atharva-Veda. Nach Handſchriften der Bibliothek der oſtindiſchen Comp. zu London herausg. von L. Poley. Bonn 1844.

Dubais de Mantpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide et en Crimée. Atlas. Livr. 16—21. Schluß des Werkes. Par. 1844.

Campagne de circumnavigatian de la Frégata l'Artémise, pendant les années 1837—1840. T. III. Par. 1844.

J. Dumant D'Urville, Voyage au Pale Sud et dans l'Océanie, sur les carvettes l'Astrolabe et la Zelée, exécuté pendant les anneés 1837—1840. Anthropalagie. Liv. 1. Par. 1844.

P. Lopes de Sauza, Diário de navegação da armada que fai á terra do Brasil — em 1530 — sab a Capitania-Mar de Mart. Alf. de Souza, descripto par seru irmão Pero Lapes de Souza. Lisboa 1839.

J. Murphy, Travels in Portugal. Lond. 1795.

Dr. A. G. F. Freeſe, Reiſehandbuch durch Schweden und Norwegen. Berl. 1844.

Alex. Dumas, Excursians sur les bords du Rhin. Val. 1—3. Bruxelles 1842.

Seb. Cubera, Peregrinacian del munda. Napales 1680. 4.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jaurs. Val. 18. Par. 1844.

G. v. Flotow, Beiträge zur Geſchichte der Familie von Flotow. Dresden 1844. fol.

Dr. K. E. Förſtemann, Georg Friedrich Händel's Stammbaum nach Originalquellen und authentiſch. Nachrichten aufgeſtellt und erläutert. Leipz. 1844. Fol.

Fr. Frenh. v. Fircks, Ueber den Urſprung des Adels in den Oſtſeeprovinzen Rußland's und das den alten Rittergeſchlechtern daſelbſt gebührende Prädicat Freyherr. Mitau 1844.

Anast. de Figueircda, Nava historia da militar ardem de Malta e dos Senhares Grão-priorea della em Partugal. P. 1—3. Lisbaa 1800. fol.

Alex. Ferreira, Supplemento historico ou memorias, e naticias da celebre ardem das templarios. P. 1. 2. Lisbaa 1735.

Jac. Basio, Istaria della sacra religiane et illustr. militia di S. Giov. Gierosol. di Malta. Val. 1—3. Rama 1620. fol.

Estevan de Terreras y Panda, Paleografia española. Madr. 1758. 4.

Greg. Mayans y Siscar, Dialogos de las armas i linages de la nobleza de España. Madr. 1734.

Ant. Zac. de Malcarra, Del commercio de los romanos, desde la primera guerra di Cartago hasta Canstantino el Magna. Valencia 1798. fol.

Dr. E. Braun, Die Schaale des Kodros. Berl. 1844.

C. Roeder, Das architektoniſche Rom und die capitoliniſchen Muſeen. Hamb. 1843.

W. Ternite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Mit erläuternd. Text von C. O. Müller. Heft. 3. Berl. 1844. Fol.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Drey Vorleſungen über Gyps-Abgüſſe.

(Fortſetzung.)

Glauben wir ſomit erwieſen zu haben, daß von den beyden Hypotheſen jedenfalls die von Thierſch aufgeſtellte, der auch Welcker beyſtimmt, die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, ſo mag noch ein Einwurf nicht unerwähnt bleiben, der gegen beyde Deutungen gleichermaßen und überhaupt gegen jede Auffaſſung ſich richten könnte, die den Aias mit dem dargeſtellten Vorgange in Verbindung bringen wollte, da, wenn nach der jetzt allgemein geltenden Annahme die beyden Giebelgruppen einem Minerventempel angehörten, in einer ſolchen Aias, der nach Sophokles u. a. gegen die Göttin durch übermüthige Worte gefrevelt und dadurch ihren Zorn auf ſich geladen, ſchwerlich einen Platz finden könnte. Dagegen verweiſen wir auf einen Aufſatz Welckers über den Aias des Sophokles (Rhein. Muſ. III.), worin dargethan wird, daß in Homer noch keine Andeutung eines ſolchen frevelhaften Uebermuthes zu finden iſt und daß ſelbſt dieſer ſpäteren Weiterbildung der Sage, der der atheniſche Dichter als brauchbar zu ſeinem Zwecke gefolgt iſt, eine andere dem Helden minder ungünſtige zur Seite gieng, welche dem äginetiſchen Künſtler ſich natürlicher anbot, wo es galt, den Ruhm des heimiſchen Heroengeſchlechts zu verherrlichen. —

Die Beſtimmung der beyden kleinen weiblichen Figuren, welche in Stellung und Gewandung den archaiſtiſchen Aphroditebildern oder ſogenannten Spesſtatuen vergleichbar, nach aller Wahrſcheinlichkeit die Spitze des Giebels zierten, als Damia und Auxeſia, cerealiſche Naturgottheiten der Aegineten, iſt durch das, was Herodot über die Verehrung derſelben berichtet, nicht hinlänglich gerechtfertigt, obwohl auch die übrigen Deutungen großen Zweifeln unterliegen.

Der Tempel, dem dieſe Statuen urſprünglich als Schmuck dienten, wurde zuerſt einer Stelle des Pauſanias zufolge dem *Ζεὺς Πανελλήνιος* zugeſchrieben; gegenwärtig iſt jedoch die Anſicht, der auch Hr. G. beytritt, zu überwiegender Geltung gekommen, daß man vielmehr an den bey Herodot erwähnten Minerventempel zu denken habe. Dem Grund, der die Erſcheinung der Athene als kampfordnende Göttin in der Mitte der Gruppe hervorhebt, iſt keine entſcheidende Kraft zuzutrauen, da wir zu wenig Analogieen beſitzen, um ſofort zu behaupten, daß die Gottheit, deren Verehrung der Tempel geweiht iſt, nothwendig zugleich die Hauptfigur eines im Giebel dargeſtellten Gegenſtandes abgeben müſſe und daß deſſen ſonſtige nahe Beziehung zu derſelben, wie es bey den Kampfesſcenen äakidiſcher Helden in Bezug auf Zeus unzweifelhaft der Fall wäre, nicht genügte. Allein von deſto größerem Gewichte ſcheinen die topographiſchen Gründe, welche ſorgfältige Nachforſchungen an die Hand gaben, in Folge deren jene frühere Annahme ſich als unvereinbar mit ausdrücklichen Beſtimmungen des Pauſanias über den erwähnten Zeustempel erweist. Schwierigkeiten, die ſich auch für jenen Tempel der Athene ergeben, verſucht Hr. G. durch nicht unwahrſcheinliche Vermuthungen zu beſeitigen. Ueberhaupt ſind die Hindeutungen auf hiſtoriſche Ereig-

niſſe und die damaligen politiſchen Verhältniſſe Griechenlands und der Inſel Aegina angemeſſen und wohlgelungen. Auch in dieſer Beziehung ſtehen die Gedichte des Pindars dem Bildner der äginetiſchen Gruppen zur Seite und bieten mit dieſen mannigfache Berührungspunkte. Zeitalter und Namen des Künſtlers genau beſtimmen zu wollen, dürfte übrigens ein größeres Unterfangen ſeyn, als beſonnene Schätzung vorhandener Daten verſtattet. Die Schlüſſe, zu welchen der Styl dieſer Bildwerke berechtigt, erſtrecken ſich ſchwerlich weiter als daß ſie jener Periode der Kunſtentwickelung angehören, in welcher die äginetiſche Schule noch ſelbſtändig und unvermiſcht neben den Schulen Athens und anderer kunſtübender Gegenden Griechenlands hergeht, während die techniſche Vortrefflichkeit neben manchen durch Satzung und Gebrauch auferlegten Beſchränkungen ſie nicht zu weit vor Phidias zurückzuverſetzen erlaubt. So erſcheint es als wohlbegründet, wie ſich Hr. G. über den kunſtgeſchichtlichen Werth der äginetiſchen Statuengruppen äußert (S. 11): „Seit uns ein Muſterbild ſolchen Umfangs in ihnen gegeben iſt, ſind alle ſonſtigen Ueberreſte gleichen Styls theils geringfügiger, theils aber auch verſtändlicher für uns geworden;“ — in welcher Beziehung beſonders an Schellings gründliche und zuerſt tiefer eindringende Bemerkungen zu erinnern iſt.

Die zweyte Gruppe, die uns Hr. G. vorführt, wird durch die von Lord Elgin nebſt andern Kunſtwerken der Akropolis von Athen entführten und jetzt dem brittiſchen Muſeum einverleibten Giebelſtatuen des Parthenon gebildet. Von der ſeiner Zeit berühmt und berüchtigt gewordenen Erwerbungsgeſchichte theilt der Verf. ſo viel mit, als das Intereſſe des Publikums verlangt, ohne den Streit für und wider mehr als durch eine leiſe Andeutung aufzunehmen. Solches würde ſchon den Zweck dieſer Vorträge verkümmert haben, dem der Verf. beſſer entſpricht durch wohlberechnete geſchichtliche und topographiſche Andeutungen über die auf Athens Akropolis vereinigten großartigen Tempelbauwerke, mit näherer Beſchreibung des Parthenon und Bemerkungen über den vielſeitigen Cultus der Pallas Athene. Dieſe bewunderungswürdigen Kunſtſchöpfungen gingen großentheils aus dem Geiſte des Perikles hervor, deſſen unternehmender Kraft die freyere Entwicklung und blühende Macht des attiſchen Gemeinweſens freudig huldigte. Auch führte ihm das Glück Talente zu, durch deren Thätigkeit ſich ſeine Pläne in würdigſter Weiſe zu verwirklichen vermochten. Ein ſolches war Phidias, vor Allen befähigt zur Leitung umfaſſender Kunſtſchöpfungen als ein Meiſter vielſeitiger Kunſtübung und Kunſtverſtandes, in dem nach dem einſtimmigen Urtheile des Alterthums und der neueren Zeit die griechiſche Sculptur und Toreutik ihren Höhepunkt erreicht hat. Von den gefeyertſten Werken in Gold und Elfenbein, den allberühmten Tempelſtatuen iſt aus begreiflichen Gründen nichts der Zerſtörung folgender barbariſcher Jahrhunderte entronnen. Dagegen hat uns das Schickſal nicht unbeträchtliche Bildwerke in Marmor, wenn auch theilweiſe in verſtümmelter Geſtalt, aufbewahrt, die, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, ſo doch nach ſeiner Anordnung ausgeführt, uns noch jetzt ein anſchauliches Zeugniß von dem Geiſte ſeiner Kunſtdarſtellung zu geben geeignet ſind. Die meiſte Authenticität der Ausführung mißt man allgemein eben jenen Statuen bey, welche als fragmentariſche Ueberreſte der beyden Giebelgruppen des Parthenon ſich erhalten haben; leider freylich in ſo lückenhaftem Zuſtande, daß wir die Compoſition der weſtlichen Gruppe, den Wettſtreit der Athene und des Poſeidon darſtellend, nur aus einer vor der ſeitdem erfolgten venezianiſchen Zerſtörung des Jahres 1682 verfertigten Zeichnung kennen, während von der Gruppe des öſtlichen Giebels, deren mittlerer Theil ſchon früher einem anderen Schickſale erlegen war, wenigſtens die beyden äußeren Theile in ungefähr zehn mehr oder weniger erhaltenen Figuren bis auf unſere Zeit ſich zu retten vermochten. Dennoch würde die Deutung, da gerade die Hauptfiguren der Handlung fehlen, vielleicht unmöglich geworden ſeyn, käme ihr nicht die Stelle des Pauſanias zu Hülfe, in welcher dieſer von den Kunſtdenkmälern der Akropolis Nachricht giebt. Daraus (I. 24, 5) erfahren wir, daß die Darſtellung ſich auf die Geburt der Athene bezogen habe. Aus der Stellung der erhaltenen Figuren, denen zum größeren Theile die Köpfe fehlen, läßt ſich ſchließen, daß ſie ohne unmittelbaren Antheil an der dargeſtellten Handlung mehr vernehmende

als zuſchauende Theilnehmer bilden. Dieſer Umſtand, verbunden mit dem natürlichen Verhältniß einer Giebelcompoſition, macht Hrn. G.'s Vermuthung ſehr wahrſcheinlich, daß die verloren gegangene Mittelgruppe außer Zeus und Athene die übrigen olympiſchen Götter enthalten habe, während die vorhandenen Figuren anderen Götterſyſtemen angehörten, die durch eine vermittelnde Geſtalt in entferntere Beziehung zu dem Vorgange geſetzt wären. Gemeinhin hat man die eng verbundene Gruppe zweyer ſitzender Frauen auf der linken, mit den aufſteigenden Sonnenroſſen ſich abſchließenden, Seite als Demeter und Kora, und die ähnliche Gruppe dreyer Frauengeſtalten auf der anderen, durch die abwärts ſinkenden Roſſe der Nacht begränzten, Seite als die drey Mören erklärt, und Hr. G. tritt dieſer Deutung mit Recht ebenfalls bey. Denn können auch die einzelnen Figuren ſelbſt dieſe Bezeichnung nicht gegen jeden Zweifel vertreten, ſo reicht doch der innere Zuſammenhang hin, einer ſolchen Auffaſſung der ganzen Compoſition das Wort zu reden, ſo lange nicht eine durch innere und äußere Gründe beſſer empfohlene Erklärung aufgefunden oder wirklich widerſtrebende Verhältniſſe in den erhaltenen Theilen nachgewieſen ſind. Uebrigens ſtimmen wir auch darin Hrn. G. vollkommen bey, daß er ſich zuletzt dahin entſcheidet, in der an die Myſteriengottheiten ſich anlehnenden jugendlichen Mannesgeſtalt dem künſtleriſchen Typus zufolge lieber den vergöttlichten Herakles, der ja mit Dionyſos und den eleuſiniſchen Weihen ebenfalls in naher Beziehung ſteht, als den Jacchos ſelbſt zu erkennen. Hinſichtlich der fehlenden Mittelgruppe hätten wir es vorgezogen, dem künſtleriſchen Genius nicht vorgreifend uns mit der einfachen Vermuthung des dargeſtellten Gegenſtandes zu begnügen. Vaſenbilder, die häufig nur zu ſichtlich von der künſtleriſchen Conception eines Phidias abweichen, können über die Art der Darſtellung nichts lehren, und auch die Worte des Pauſanias: *πάντα ἐς τὴν Ἀθηνᾶς ἔχει γένεσιν* bieten ſelbſt in der ſtrengſten Auffaſſung keinen ſtringenten Beweis, daß der wirkliche Geburtsact dargeſtellt geweſen, wenn auch andere von Hrn. G. erwähnte Gründe dafür zu ſprechen ſcheinen. Den übrigen Figuren, wie ſie in der beygefügten Abbildung nicht einmal in genauer Uebereinſtimmung mit dem Texte von Hrn. G. angeordnet werden, legen wir auch darum keine weitere Abſicht und Bedeutung bey, als daß ſie die durch den Raum bedingte Möglichkeit der erwähnten Hypotheſe darthun ſollen. Die beyden erwähnten vermittelnden Geſtalten, welche ebenfalls ziemlich vollſtändig erhalten ſind, werden einerſeits die den eleuſiniſchen Göttern zueilende als die verkündende Botin Iris, anderſeits die von den unterweltlichen Schickſalsgöttinnen herkommende und der eben gebornen Athena ſich zuwendende als die jenen ſtammverwandte und dieſer als künftige Begleiterin angehörige Nike gefaßt. Darf man dieſer Deutung, ebenfalls um des inneren Zuſammenhangs willen, den nöthigen Grad von Wahrſcheinlichkeit beymeſſen, ſo mag der Forſcher des Alterthums in der Enthüllung einer ſo großartigen Kunſtidee, welche die Götter des Olympos bey der Geburt der weisheitsvollen, ſiegesgewiſſen Göttin in dieſe Doppelbeziehung ſetzt, hier zu den nächtlich waltenden Schickſalsmächten, von denen der Sieg ausgeht, dort zu den heilbringenden, dem aufgehenden Lichte zugewendeten Myſteriengottheiten die lebhafteſte Befriedigung empfinden, ebenſo wie der künſtleriſche Sinn bey der Würdigung der obgleich fragmentariſchen Ueberreſte gerne einſtimmen wird in des Verfaſſers Worte: „ — — welcher Name ihnen auch bleiben mochte, er galt den edelſten Gebilden der alten Kunſt, und hätte der Mangel ihrer Benennung den Eindruck ſo göttlicher Menſchengeſtalten geſchmälert, das glühende Leben der dazu gehörigen Pferdeköpfe hätte auch für ſich allein es vermocht, die ſtaunende Anerkennung jener beſeelten Marmore zu begründen."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

M. Letronne, Lettres sur l'emplai de la peinture historique murale dans la décoratian des temples et des autres édifices publics au particuliers chez les Grecs et les Ramains. Par. 1840.

J. Pietraszewski, Numi Mahammedsni. Fasc. I. Berol. 1848.

F. C. Schloſſer, Weltgeſchichte für das deutſche Volk. Bearb. von Kriegk. Bd. 1. 1. Frankf. 1844.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. T. 1—7. Par. 1842—44.

B. G. Niebuhr, Römiſche Geſchichte. Bd. 4. Lief. 1. A. u. d. T.: Römiſche Geſchichte von dem erſten puniſchen Kriege bis zum Tode Conſtantin's nebſt einer Einleitung über die Quellen und das Studium der römiſchen Geſchichte von B. G. Niebuhr, herausg. von Dr. L. Schmitz, aus dem Engliſchen von Dr. G. Zeiß, Jena 1844.

Ed. Corsinus, Series praefectorum urbis ab urbe condita ad annum usquo 1353. Pisis 1763.

Dr. F. A. Brandſtäter, Die Geſchichten des ätoliſchen Landes, Volkes und Bundes. Berl. 1844.

K. O. Müller, Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte. 2. nach den Papieren des Verfaſſers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewein. Bd. 1—3. Breslau 1844.

M. de Ring, Etablissements celtiques dans la Sud-Ouest-Allemagne. Fribaurg 1842.

Jul. del Costillo, Historia da los reyes gados que vinieron de la Scythis de Europa centra el imperio Romsna y a España: con sucessian dellas, hasta las catolicas reyes Don Fernando y Donna Isabel. Madrid 1624. fol.

Dr. C. C. H. Burmeiſter, Beyträge zur Geſchichte Europas im 16. Jahrhundert aus den Archiven der Hanſeſtädte. Roſtock 1843.

Oeſterreich und Rußland. Leipz. 1844.

Visconda de Santarem, Quadro elementar das relações politicas o diplomsticas de Portugal com as diversas patencias da munda. T. IV. p. 1. Poris. 1843.

Manoel de Menezes, Chranica da muito alto e muita esclarecido principe D. Sebastias decimasexta rey de Portugal. Lisboa 1730. fol.

Jaan Bapt. Moreli, Reduccian y restituycion del reyna do Portugal a lo serenis. casa de Braganza en la resl persona de D. Juan IV. Turin 1648.

D. Fr. Manuel, Ecca polytico. Lisboa 1645.

Damiãa da Goes, Chronica da sereniss. Senhor rei D. Manuel. Lisbaa 1749.

Historia das descobrimentos a conquistas das Partuguezes, na nava munda. T. 1—4. Lisbaa 1786.

Cronicas del rey D. Josm de glariosa memaria o I. deste nomo o dos reys de Portugal. Lisboa 1643.

Ant. Carvalha de Paroda, Justificaçam dos Partuguesea. Lisbaa 1643.

D. J. Barbosa, Catalago chronalogica, hist. geneal. e crit. das Reinhos de Portugal e seus filhas. Lisboa 1727.

L. Mar. da Azeveda, Fundação, antiguidades e grandezas da muy insigno cidade de Lisboa. Lisboa 1753.

Ant. Sousa de Macodo, Floros do España, excelencias de Portugal. Coimbes 1737.

D. Luis Menezes, Historia de Portugal restaurado. T. 1. 2. Lisb. 1698.

J. Pereira Bayãa, Partugal ciudadosa e lastimado cama vita o perda do Senhar rey Dom Sebastiãa. Lisbaa 1737.

Jos. Vargas y Ponce, Importancia de la historia da la marina española, precision de que se confie a un marino, y plon y miras con que orden superiar la emprende. Madrid 1807.

Bernabe Mareno de Vargas, Histaria do la ciudad de Merida. Madr. 1633.

Larenzo de Tavara, Histario do varaens illustres do appellido Tavora. Par. 1648.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Drey Vorleſungen über Gyps-Abgüſſe.

(Fortſetzung.)

Noch zu erwähnen iſt das merkwürdige Schickſal, das die beyden Giebel und Giebelgruppen vom Anfang ihres Bekanntwerdens in der neuern Zeit verfolgt hat, nämlich beſtändigen Verwechslungen zu unterliegen. (Vgl. Hirt in Wolf's Analekten I. 2.) Auch Hrn. G.'s Darſtellung ſcheint ſich nicht von jedem Irrthume frey gehalten zu haben, indem er, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, die weſtliche Seite, auf welcher der Wettſtreit ſeinen Platz hatte, als die Vorder- oder Eingangsſeite bezeichnet, während Pauſanias in d. a. St. ausdrücklich dieſe Gruppe der hintern Seite zuweiſt, und in den vordern Fronton über dem Eingange (*ἐς τὸν ναὸν ἐσιοῦσιν*) die Gebnrt der Athene verſetzt.

War bey den beyden vorher beſchriebenen Statuengruppen durch den Ort der Auffindung zugleich der urſprüngliche Standort und bey der einen unzweifelhaft, bey der andern wenigſtens bis zu einem hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zugleich die Art der Aufſtellung gegeben, wogegen die Deutung, ſey es der ganzen Handlung oder einzelner Figuren, beträchtlichen Schwierigkeiten und Zweifeln unterlag: ſo verhält ſich dieß ganz anders und gerade entgegengeſetzt bey der viel beſprochenen Niobidengruppe, welcher Hrn. G.'s dritte Vorleſnng gewidmet iſt. Schon die ſichere Benennung nnd die beſtimmte Abgeſchloſſenheit der Sage, wie wir ſie aus dichteriſcher Behandlung kennen, ferner aber die allgemein verſtändlichen Motive einer tragiſchen Wirkung, die derſelben zu Grunde liegen, laſſen vermuthen, daß auch die plaſtiſche Darſtellung weder für die Auffaſſung des Ganzen noch des Einzelnen erhebliche Schwierigkeiten bieten wird. Kurz, die Kunſtkritik hat hier mehr zu thun als die Kunſtexegeſe. Die erſte Frage iſt: woher? da die Möglichkeit ihrer Beantwortung vielleicht eine Vermuthung über den ebenfalls unbekannten Urheber verſtattet. Die nächſte Antwort, daß ſie nämlich aus einer Villa in der Umgegend Roms in den Beſitz der Familie Medici und von da in die toscaniſche Antikenſammlung übergegangen, giebt uns, wie geſagt, natürlich keinen genügenden Aufſchluß hierüber. Nicht viel mehr beſagt uns zunächſt die Nachricht des Plinius von einer Niobe mit ihren Kindern im Tempel des ſoſiſchen Apollo, über deren Urheber man in Zweifel ſey, ob Skopas oder Praxiteles. Denn wenn wir auch über dieſen ſonſt unbekannten Tempel des Apollo Sosianus ebenfalls aus Plinius erfahren, daß das Tempelbild aus Cedernholz von C. Soſius, der unter Antonius Befehlshaber in Syrien und Cilicien geweſen, nach Rom gebracht worden; und tragen wir ferner auch kein Bedenken anzunehmen, daß die erwähnte Gruppe denſelben Weg gemacht habe: ſo bleibt doch die Hauptfrage über die Identität der florentiniſchen mit dieſer ganz unberührt nnd unerledigt. Ein entſcheidender Beweis iſt zur Zeit noch nicht geführt worden und ſteht auch ſchwerlich zu erwarten; vielmehr ſprechen die nächſten aus der Beſchaffenheit der florentiniſchen Statuen, deren verſchiedene Arbeit frühzeitig bemerkt worden, hergenommenen Gründe eher dagegen als dafür. Dennoch ſoll jener Nachricht ihr Werth verbleiben, da ſie einer auf anderen Thatſachen beruhenden Vermuthung günſtig entgegen kommt. Die

Digitized by Google

zahlreichen Wiederholungen nämlich einzelner Theile, denen ſämmtlich derſelbe Typus aufgeprägt iſt, führen zu der Annahme, daß im Alterthum eine hochberühmte Gruppe dieſes Gegenſtandes exiſtirt habe, als deren Urheber wir auf die Autorität des Plinius Skopas oder Praxiteles betrachten dürfen. Glauben wir nun in der florentiniſchen Gruppe nicht das Original ſelbſt zu beſitzen, da höchſtens einzelne Statuen durch vorzügliche Ausführung auf eine ſolche Ehre Anſpruch machen könnten, obwohl auch dieſe zum Theil durch andere Exemplare oder Köpfe, die ſich erhalten haben, übertroffen werden: ſo ſind wir doch berechtigt, eine Nachbildung jener berühmten Gruppe darin zu erkennen, die geeignet iſt, uns einen Begriff von der Vortrefflichkeit des Originals zu geben. Will man noch weiter gehen und die im Alterthum unentſchieden gebliebene Frage: ob Skopas oder Praxiteles der Urheber geweſen, zur Entſcheidung zu bringen verſuchen: ſo mag, da bey einer ſolchen Indifferenz der äußeren Zeugniſſe, die durch einige griechiſche Epigramme wenig geſtört wird, auch dem geringſten Momente ein ſubjectives Gewicht nicht abzuſprechen iſt, der ſchon von Winkelmann aus inneren Gründen des Styls begünſtigten Annahme, daß die größere Wahrſcheinlichkeit für Skopas ſpreche, die von neueren Archäologen ſinnreich aufgeſpürte und auch von Hrn. G. geltend gemachte Conjunctur zu Hülfe kommen. Jedenfalls alſo beſitzen wir, wenn auch nicht durchgängig in der Ausführung, ſo doch in der Conception des Ganzen und dem Typus der einzelnen Geſtalten ein Werk erſten Ranges, über deſſen vermuthbaren Urheber wir den Verf. ſelbſt ſich ausſprechen laſſen, der den Kunſtcharakter des Skopas in folgender Weiſe ſchildert: „Wie ſein überſchwänglicher Künſtlergeiſt ſelbſt die ſinnliche Fülle neptuniſcher Schiffahrt und bacchantiſcher Luſt (Verwandlung der Seeräuber in Delphine) mit dem Adel der Kunſt beſeelte, ſo ward auch beym Unglück der Niobe und ihrer Kinder das hohe Meer wogender Leidenſchaft, das Amphions Haus überfluthet hatte, im Marmor des Skopas zum klaren See, in welchem die Hoheit der göttlichen Mutter, die Jugendfülle der Töchter und die von Sophokles beſungene Heldenſchönheit der Söhne ſich ſpiegelten.“

Eine in neuerer Zeit vielfach hin und her bewegte und bis zum Umfang einer Literatur angeſchwellte Frage iſt die nach der urſprünglichen Art der Aufſtellung und Gruppirung, womit jene andere auf's genaueſte zuſammenhängt, welche von den vorhandenen Statuen wirklich zuſammengehören, welche dagegen als nicht hieher gehörig auszuſchließen oder als zur Vollſtändigkeit erforderlich weiter hinzuzudenken ſeyen. Welcker und Cockerell, wie es ſcheint unabhängig von einander, wurden zuerſt durch die neu entdeckten Giebelcompoſitionen von Aegina und Athen auf die Vermuthung geleitet, daß auch die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern in ähnlicher Weiſe ihre Stelle in dem Giebel eines griechiſchen und dann des beſagten römiſchen Apollotempels gehabt haben möge. Die Worte des Plinius: in templo Apollinis Sosiani, ſind nach der von Welcker angeführten Parallelſtelle ſprachlich nicht dagegen, um ſo mehr, als der Ort der Aufſtellung nicht die Hauptſache iſt, die Plinius in der beſagten Stelle berichten will. Dafür ſpricht ferner die verſchiedene Höhe der Figuren, unter denen die durch Hoheit überragende Geſtalt der Niobe ſelbſt ſich entſchieden als Mittelpunkt einer Gruppe ankündigt. Allein betrachtet man die bisher gemachten Verſuche einer giebelförmigen Anordnung, von der auch Hr. G. auf Tafel III uns eine Zeichnung vorführt, ſo bekennen wir uns durch dieſelben nicht hinlänglich befriedigt. Zum Theil mag wohl die zweifelhafte Zugehörigkeit einzelner Figuren ſo wie die höchſt wahrſcheinliche Unvollſtändigkeit des Ganzen daran Schuld ſeyn. Allein eben dieſer Umſtand nöthigt uns zu dem Bekenntniß, daß die vorliegenden Daten nicht hinreichen, ein entſcheidendes Urtheil zu begründen, und wenn ſich auch die Phantaſie ungern mit einer ſolchen ἐποχή verträgt, ſo wird ſie doch durch das wiſſenſchaftliche Wahrheitsgefühl nur zu oft gefordert.

Freylich laſſen ſich auch negative Gründe für jene Hypotheſe geltend machen. Denn da Plinius die Gruppe ausdrücklich als einem Tempel angehörig bezeichnet, ſo bliebe, wenn man nicht an den Giebel denken will, ein anderer ſchicklicher Raum zu ermitteln. Der innere Tempelraum oder eigentliche ναός kann nicht wohl dafür angenommen werden; dem widerſtreitet nicht bloß die geringere Räumlich-

Digitized by Google

keit in griechiſchen Tempelgebäuden, ſondern wie wir glauben hauptſächlich die Bedeutung und Beſtimmung desſelben, der gemäß in ihm unmöglich eine in Umfang und Wirkung ſo grandioſe Gruppe eine Stelle finden konnte. Umgekehrt ergab ſich der Erwägung kein anderer Raum, der nicht die volle, vom Künſtler berechnete Wirkung geſchmälert und beeinträchtigt hätte. Indeſſen wer möchte im Voraus läugnen, daß die noch mögliche Entdeckung neuer Thatſachen auch in dieſer Beziehung zu unerwarteten Aufſchlüſſen führen könnte, die mehr als die bisherigen Hypotheſen befriedigten?

Was die Anordnung der Theile betrifft, ſo leiten Stellung und Motive einzelner Geſtalten ſichtlich darauf hin, daß der Alles befaſſenden Hauptgruppirung kleinere Theilgruppen untergeordnet waren. Vor Allem die Mutter mit dem jüngſten Mädchen, dann der Pädagog mit dem jüngſten Knaben. Iſt nun Hr. G. auch nicht allzugeneigt, die aus einer vatikaniſchen Gruppe entnommene Zuſammenſtellung eines Sohnes mit einer niedergeſunkenen und auf dieſen geſtützten Tochter für authentiſch zu halten, ſo muß man ſich doch wundern, daß Er nicht minder als Welcker unterlaſſen hat, die durch die Stellung der ſogenannten älteſten Tochter nothwendig motivirte Gruppirung derſelben mit dem auf das eine Knie geſtemmten Sohne aufzunehmen, um ſo mehr als dieß beſtätigt wird durch einen geſchnittenen Stein, der dieſelbe Vorſtellung wiedergiebt, auf welche Art gegenſeitiger Erläuterung Hr. G. ſonſt großes Gewicht legt. Offenbar geſchieht dieß der ſupponirten Giebelform zu Liebe, die übrigens durch die Vereinzelung des dann jedenfalls an unrechter Stelle placirten Jünglings wenig gewinnt. Die Ringergruppe ſo wie das Pferd weiſt der Verf. nach dem Vorgange Anderer mit vollem Rechte als die Einheit des Ganzen ſtörend aus der Gruppe. Dagegen nehmen ſich ſowohl Welcker als Hr. G. trotz der von erſterem aufgeführten Gegengründe, die mit vieler Gelehrſamkeit beſeitigt werden, der von Anderen verworfenen ſogen. Pſyche an, und zwar auf den Grund der inneren Uebereinſtimmung mit der dargeſtellten Handlung. Allein gerade dieſe iſt es, welche wir vermiſſen. Denn wenn Stellung und Gebärde ſich ſehr leicht auch bey dem erſten Anblicke auf den Ausdruck des Schreckens zurückführen laſſen, ſo iſt doch, wenn man nach der freylich ungenügenden Abbildung bey Hrn. G. urtheilen darf, von dem maaßvollen Adel, welcher bey aller Lebhaftigkeit des Ausdrucks den eigenthümlichen Charakter dieſes Kunſtwerks bezeichnet, nichts wahrzunehmen, vielmehr eher eine gewiſſe leichtfertige Oberflächlichkeit, welche Ton und Haltung des Ganzen ſtörend unterbrechen würde. Hinſichtlich des berühmten Torſo's der Münchner Glyptothek, den man nach Ovidius Ilioneus genannt hat, ſtimmen wir dem Urtheile Hrn. G.'s und noch mehr Hrn. Welckers vollkommen bey, die ihn gerade auf den Grund ſeiner Unvergleichlichkeit ausgeſchloſſen wiſſen wollen. Die Ergänzung zu einem Niobiden, die übrigens Thorwaldſen aus künſtleriſcher Bewunderung abgelehnt hat, würde jedenfalls eine Beſchränkung dieſem herrlichen Gewächſe auferlegen, das uns ein günſtiges Geſchick erhalten zu haben ſcheint, um in ſeiner unendlich reichen Bedürftigkeit, die ihm zur Freyheit wird, die ſelbſtgenugſame Fülle des ſchöpferiſchen Genius der Schönheit, der dieſen Leib durchathmet, zu enthüllen. — Die Berliner Niobide, die Hr. G. ſtatt der über das Knie des Bruders dahingeſunkenen Tochter unſerer Gruppe vindicirt, bedauern wir, nicht in der beygegebenen Abbildung zu finden, da unſere Erinnerung nicht ausreicht, mehr als eine bedingte Zuſtimmung zu begründen. In Bezug auf die Zahl der Kinder möchten wir ebenfalls an der Siebenzahl der Söhne und Töchter feſthalten als mit der beglaubigten Ueberlieferung der ausgebildeten Sage übereinſtimmend, und wenn auch hier durch die Zuſammengruppirung der jüngſten Tochter mit der Mutter für den Parallelismus der Seiten eine Schwierigkeit entſteht, die die Unſicherheit der vorhandenen und fehlenden Statuen uns vielleicht nicht zu löſen erlaubt, ſo iſt ſie doch im Allgemeinen der künſtleriſchen Anordnung keineswegs ungünſtig.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Buonav. Serra y Ferragut, Glorias da Mallorca. T. I. (unico) Mallorca 1755.

Balt. Porreño, Dichos y hechos del Señor Rey Don Felipe Segundo. Sevilla 1639.

Molina, Descripcion del reyno de Galicia y de las cosas notables del. Madr. 1675. 4.

Juan Ant. Mayans y Siscar, Ilici boi la villa de Elche. Valencia 1771.

Pedro de Junco, Fundacion nombres y armas de la ciudad de Astorga. Pamplona 1639. 4.

Marq. de Mondejar, Advertencias a la historia del P. Juan de Mariana, su autor D. Gaspar Ibañez de Segovia peralta i Mendoza. Valencia 1746.

Maroo de Guadalajara, Prodicion y Destierro de los Moriscos de Castilla, hasta el Valle de Alarache. Pamplona 1614.

Marco de Guadalajara y Xavierr, Memorable expulsion y justissimo destierro de los Moriscos de España. Pamplona 1613.

Jos Conchillos, Propugnaculo historico y juridico. Zaragoça 1666.

Alonso Nuñez de Castro, Historia eclesiastica y seglar de la ciudad de Guadalaxara. Madr. 1653.

Juan Aug. de Mora, Huelva ilustrada. Breve historia de la villa de Huelva. Sevilla 1762.

Gomez, Centon epistolario escrito al rey D. Juan II. Burgos 1409.

F. Moise, Dne Cronache Catalane intorno a fatti importantissimi sulla storia d'Ialia del secolo XIII. e XIV. una di Raimondo Muntaner l'altra di Bernar do d'Esclot. Vol. II. Florenz 1844.

F. Moisè, Storia dei Dominii stranieri in Italia dalla caduta dell' impero Romano in occidente fino ai nostri giorni. Vol. VI. Distrib. 49—61. Ende des Werkes. Firenze 1844.

Raff. Roncioni, Delle istorie Pisane libri XVI. Pars I. Firenze 1844.

Annali Veneti dal 1457 ad 1500 del Senatore Domenico Malipiero, ordinati e abbreviati da Fr. Longo. Firenze 1844.

M. A. Mazzarosa, Guida di Lucca e dei luoghi piu importanti del ducato. Lucca 1843.

Fl. dal Borgo, Raccolta di scelti diplomi Pisani. Pisa 1765. 4.

Traités publics de la royale maison de Savoie avec les puissances étrangères depuis la paix de Chateau-Cambresis jusqu'à nos jours. Vol. VI. Turin 1844.

Juan Fel. Fr. Rivarola, Descripcion historica cet. de republica de Genova. Madr. 1729.

N. R. Potin de la Mairie, Recherches historiques sur la ville de Gournay. Vol. 1. 2. Gournay 1842.

Ogée, Dictionnaire historique et géographique de la province de Bretagne. Vol. 1. 2. Rennes 1844.

B. Gonod, Mémoires inédits de Fléchier, sur les grands jours, tenus à Clermont-Ferrand en 1665—1666. Par. 1844.

Fr. Köllner, Geſchichte des vormaligen Naſſau-Saarbrück'ſchen Landes und ſeiner Regenten. Bd. 1. Saarbrücken 1842.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Sonabe et des causes et de ses effets. Vol. II. Par. 1844.

Dr. H. Sudendorf, Die Welfen-Urkunden des Tower zu London und des Exchequer zu Weſtminſter. Hannover 1844.

G. Hempel, Geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſches Handbuch des Meklenburger Landes. Bd. 2. u. letzter. Parchim 1843.

F. H. Schönhuth, Die Ritterburgen des Höhgau's aus urkundlichen Quellen dargeſtellt. Freiburg 1836.

H. Fr. Heikens, Helgoland und die Helgolander. Oldenb. 1844.

C. P. Bock, Das Rathhaus zu Aachen. Aachen 1843.

Chr. A. Peſcheck, Geſchichte der Gegenreformation in Böhmen. Bd. 2. Hauptgeſchichte ſeit 1621 und Nachgeſchichte. Dresden 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui. J. Wenedig i dparani serbuin Chazaru. Hami 1842 (Geſchichte Alexanders des Macedoniers. Venedig, in der Druckerey des heiligen Lazarus. Im Jahre 1842).

Das Urtheil der Geſchichte iſt ſicherlich über einzelne minder bedeutende Ereigniſſe und Perſönlichkeiten ſchwankend und nicht ſelten ungerecht; aber im Großen und Ganzen genommen iſt die Weltgeſchichte, wie der Dichter verkündet, das Weltgericht. Wegen ſeines hohen, die ganze Menſchheit umfaſſenden Strebens überſtrahlt der Ruhm des großen Alexander den aller Weiſen und Fürſten, aller Helden und Staatsmänner des Morgen- und Abendlandes; der größte Theil der Kulturvölker der Erde weiß von ihm zu erzählen, und zwar nur Gutes und Herrliches; deßhalb ſuchen ſie in mythiſchen Erzählungen dieſen göttlichen Jüngling mit ihrer Heimath, mit einer ihrer angeſtammten Herrſcherfamilien durch Geburt und Schickſale in Verbindung zu bringen. Dem Perſer iſt er ein Sohn des Dara und dem Aegypter ein Sproſſe des letzten der Pharaonen. Die Geſchichte Alexanders wurde in ſolcher Weiſe von den verſchiedenſten Völkern zu einem umfaſſenden Sagenkreiſe ausgebildet, an welchem ſich ſeit zwey Jahrtauſenden die feinſten Geiſter des Oſtens und des Weſtens verſuchten. Je nachdem ſie dieſen oder jenen Endzweck, dieſe oder jene Idee dabey verfolgten, ward dieſer geſchichtliche Roman mannigfach ausgeſchmückt und ausgeſtattet.

Manche dieſer Sagen ſtammen bereits aus den Zeiten Alexanders, ſind von ihm ſelbſt hervorgerufen oder wenigſtens begünſtigt worden. Deßhalb ſind ſie auch, wie Droyſen richtig bemerkt, vom höheren geſchichtlichen Standpunkte aus ſelbſt nicht ohne thatſächlichen Gehalt; ſie geben uns ein Bild von der gerechten Bewunderung für den königlichen Jüngling; ſie zeigen, daß der Held es liebte, um ſeine Perſon einen geheimnißvollen Schein zu verbreiten, welcher den Glauben der Völker an ihn feſſeln, ſeiner Sendung Gewißheit und Reiz verleihen ſollte. Der göttliche Sohn des in Schlangengeſtalt [1]) ſeine Mutter beſuchenden Ammon-Zeus konnte Vieles gebieten und Vieles vollbringen, was dem menſchlichen Sohne des Philippus niemals verziehen worden, niemals möglich geweſen wäre.

Ueber die Schuld des Olynthiers Kalliſthenes, eines Schülers und Verwandten des Ariſtoteles an der Verſchwörung gegen das Leben Alexanders und die Art und Weiſe ſeines Todes findet man die widerſprechendſten Nachrichten in den Werken der Alten. Je nachdem ſich nun die neueren Schriftſteller bald an dieſen bald an jenen Gewährsmann

1) Es iſt ein Irrthum von Sainte-Croix (in ſeinem Examen critique des Historiens d'Alexandre le-Grand 162) und von Droyſen (in der ſonſt vortrefflichen Geſchichte Alexanders des Großen. Berlin 1833. S. 213), daß ſie das δράκων mit Drache überſetzen. Dies griechiſche Wort hat nichts mit unſerm Drachen gemein; δράκων, draco bedeutet eine Schlange, unter welchem Sinnbild auch Jupiter-Ammon in den Hieroglyphen dargeſtellt wird.

Digitized by Google

halten, wird der Sophiſt, wie der König ſelbſt ihn nennt, bald als das unſchuldigſte Opfer der ſchrankenloſen Herrſchſucht geſchildert, bald als ein heimtückiſcher gemeiner Verräther, welcher bloß deßhalb ſeinen Fürſten morden wollte, weil er ſich von ihm vernachläſſigt glaubte. Kalliſthenes ward bekanntlich von Ariſtoteles eigens nach Aſien geſandt, um als Augenzeuge die Großthaten der Macedonier der Nachwelt zu überliefern; ſein Mangel an reiner geſchichtlicher Auffaſſung, die Neigung zu wundervollen Begebenheiten und die redneriſche unhiſtoriſche Schreibweiſe des Mannes werden aber beynahe allgemein getadelt. Dieſer Ruf des Sagenhaften ſeiner Geſchichtsbücher mag auch die ſpäteren griechiſchen und byzantiniſchen Schriftſteller, welche die Geſchichte Alexanders romanhaft ausſpannen, vermocht haben, ihre fabelhaften Werke unter dem Namen des bekannten Kalliſthenes herauszugeben. Unter ſolchen Umſtänden war es leicht, über das Alter und den Verfaſſer des griechiſchen Textes des ſogenannten falſchen Kalliſthenes, dieſes *Βίος Ἀλεξάνδρου τοῦ Μακέδονος*, wie gemeinhin der Titel lautet, die verſchiedenſten Meinungen aufzuſtellen. Cardinal Mai, welcher eine lateiniſche Bearbeitung — ſie iſt zu frey um eine Ueberſetzung zu heißen — des Werkes, unter dem Namen Julii Valerii de rebus gestis Alexandri, libri tres herausgegeben hat, glaubt, dieſes Leben Alexanders müſſe wenigſtens aus dem vierten Jahrhundert ſtammen; denn der Verfaſſer ſpricht von dem Tempel des Serapis, als von einem noch vorhandenen Monument, ſo wie von dem Grabmal Alexanders; er erwähnt die jährliche Feyer am Sterbetage des Königs, während doch der heilige Johannes Chryſoſtomus uns berichtet, das Andenken an das Grabmal und an die Todtenfeyer des Helden ſey dem Gedächtniß ſeiner Zeitgenoſſen entſchwunden. Der große Helleniſt, Herr Letronne iſt ganz anderer Meinung; er behauptet (Journal des Savans. Oct. 1818, 619) das griechiſche Original, wie es in wenigſtens zwölf Handſchriften in den verſchiedenen Bibliotheken Europas vorkommt, könne höchſtens aus dem ſiebenten Jahrhundert ſtammen. Hiemit ſolle, fügt dieſer Gelehrte hinzu, aber das bey weitem höhere Alter der einzelnen Sagen und Nachrichten, welche in dieſem Leben Alexanders vorkommen, nicht beſtritten werden. So möge z. B. die Mythe, welche Nektanebos (der, wie wir wiſſen, erſt ſieben Jahre nach der Geburt Alexanders, 350 v. u. Z. nach Aethiopien flüchtete), zum Vater des Alexander macht, bereits aus den Zeiten der Ptolemäer ſtammen; ja aus dieſer ganzen Erzählung des falſchen Kalliſthenes leuchte der politiſche Zweck, der griechiſchen Herrſchaft über Aegypten einen legitimen Urſprung zu verleihen, deutlich genug hervor. Sainte-Croix geht noch weiter; er will ſelbſt den Urheber der Nektanebos Sage ermittelt haben. Sie rühre nämlich (Examen critique des Historiens d'Alexandre le Grand 168) von Julius Africanus her, aus dem dritten Jahrhundert, was unter Anderm auch aus Moſes von Chorene erhelle; denn Moſes erkläre, bey den hiſtoriſchen Zeiten folge er dieſem Chroniſten. Dieß iſt ein Irrthum des gelehrten Franzoſen. Moſes von Chorene ſagt zwar (Seite 184 des armeniſchen Textes. Venedig 1827), ohne des Julius Africanus mit einer Sylbe zu erwähnen: „Einige machen Nektanebos zum Vater Alexanders“; der armeniſche Geſchichtſchreiber iſt aber, wie aus einer andern Stelle zu erſehen iſt, (S. 152) einſichtsvoll genug, nicht daran zu glauben. Ihm iſt Alexander der Sohn des Philippus und der Olympias. Ich bemerke, daß Herr Berger de Xivrey, welcher eine Abhandlung über die Handſchriften dieſes Lebens Alexanders, in griechiſcher, lateiniſcher und altfranzöſiſcher Sprache geſchrieben, veröffentlichte und eine Anzahl Auszüge daraus mittheilte (Notices et Extraits des Mannscrits. Paris. 1838. XIII 2, 162), ſich mit der bloßen Anführung der widerſprechenden Anſichten über das Zeitalter des falſchen Kalliſthenes begnügt, ohne es zu wagen, ein ſelbſtſtändiges Urtheil zu fällen.

Die vollſtändige Ueberſetzung dieſes Werkes in armeniſcher Sprache widerlegt die Meinung von dem ſpätern Urſprunge des ſogenannten falſchen Kalliſthenes, welche mir auch ohnedieß vom höhern kritiſchen Standpunkte aus unhaltbar dünkt, vollkommen. Es ſcheint mir nämlich unmöglich, daß ein Chriſt des ſiebenten oder achten Jahrhunderts ein Werk hätte ſchreiben können, in welchem auch nicht die leiſeſte Spur von ſeinem Glauben, von ſeinem dem alten Griechenweſen und der ägyptiſchen Religion widerſprechenden Anſichten der Zeit zu fin-

Digitized by Google

den wäre. Der Titel der armeniſchen Ueberſetzung iſt eine genaue Ueberſetzung des griechiſchen und auch das ganze Werk iſt ſicherlich eine wörtliche Uebertragung einer Recenſion des griechiſchen Textes — es giebt deren, wie ſchon aus den Proben erhellt, die Hr. Zivrey mittheilt, mehrere — des ſogenannten falſchen Kalliſthenes. Aber aus welchem Jahrhundert ſtammt dieſe armeniſche Verſion? Das Urtheil hierüber gebührt den Mechitariſten auf St. Lazaro bey Venedig; ſie ſind unſtreitig die gelehrteſten Kenner ihrer Sprache und der Literatur ihres Volkes.

In der armeniſch geſchriebenen Einleitung zu dem vorliegenden Werke, das nur in ſehr wenig Exemplaren abgedruckt wurde und deßhalb verhältnißmäßig ſehr theuer iſt[2], handeln die Mechitariſten in verſchiedenen Abſchnitten von dem Originale, von ſeinen Ueberſetzungen in andere Sprachen und der Glaubhaftigkeit der berichteten Thatſachen; ſie erklären, wann und von wem das Werk in's Armeniſche überſetzt wurde, ob es im Laufe der Zeit Zuſätze erhalten habe und aus welchen Jahrhunderten die Handſchriften ſtammen mögen, die zur richtigen Herſtellung des armeniſchen Textes gebraucht wurden. Man findet in den zahlreichen Werken der haikaniſchen Literatur, aus den früheren Jahrhunderten, keine Nachricht über dieſes Leben Alexanders und ſeinen Ueberſetzer, noch kann man mit einiger Sicherheit aus einzelnen Stellen der armeniſchen Schriftſteller nachweiſen, daß dieß Werk von Geſchichts- oder Sagenſchreibern benützt worden wäre. Höchſtens fände ſich etwas dieſer Art, wie die Herausgeber ſagen, in der Geſchichte des Thomas Ardsruni, der in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts blühte (Neumann, Geſchichte der armeniſchen Literatur 124).

(Fortſetzung folgt.)

2) Der Band von 204 Seiten koſtet 13 fl. 42 kr. Die Mechitariſten ſagen in ihrem Kataloge, rarissimo, essendone tirate pochissime copie.

Drey Vorleſungen über Gyps-Abgüſſe.

(Schluß.)

Allein noch iſt eine Anſicht zu beſprechen, die zur Vollſtändigkeit des Ganzen die beyden Gottheiten, Apollo und Diana, für nothwendig erachtet, als die Urheber des dargeſtellten Ereigniſſes, ohne deren ſichtbare Gegenwart die Handlung unmotivirt und unverſtändlich erſcheinen würde. Dieſer Grund hat für ſich betrachtet eine ſo plauſible Seite, daß er in einer Kunſttheorie ganz wohl die Form einer Regel annehmen könnte. Und dennoch halten wir ſie für nicht anwendbar auf unſer Kunſtwerk, ja ſogar durch daſſelbe für widerlegt. Man hat bemerkt, daß die Verſtändlichkeit ſowohl durch die Allbekanntheit der Sage, die ſelbſt im ſechzehnten Jahrhundert keinen Zweifel ließ über die Erklärung des neu aufgefundenen und nicht einmal in ſeiner Integrität vorhandenen Kunſtwerkes, als auch noch mehr durch die Anwendung an oder in einem Apollotempel hinlänglich geſichert geweſen ſey. Allein ſo wichtig dieß auch an ſich iſt, ſo trifft es doch nicht den Hauptpunkt, der die künſtleriſche Verſtändlichkeit, die inneren, im Weſen der Kunſt ſelbſt liegenden Bedingungen im Auge hat. Darauf bezieht ſich, was mit vollem Recht gegen jene Forderung in Uebereinſtimmung mit Welcker u. a. von Hrn. G. geltend gemacht wird, daß neben der Hoheit dieſer untergehenden Königsmutter die ſtrafenden Gottheiten kaum in irgend einer ſinnlichen Darſtellung, ſelbſt in der des vatikaniſchen Apollo und der verwandten Diana nicht, ihre überragende Götterwürde behaupten könnten, ohne ihre gegenſeitige Wirkung zu beeinträchtigen und zu ſchwächen; wobey es kaum nothwendig iſt, an die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer der Handlung entſprechenden Gruppirung zu erinnern. Kurz, die Gränzen des Darſtellbaren ſelbſt verboten eine ſolche äußere Vervollſtändigung der Handlung, in deren Wahrnehmung ſich ebenſo die Weisheit des griechiſchen Künſtlers bethätigt als ſich ſeine Kunſtgewalt in der erreichten Wirkung erweiſt, die in der unterliegenden

Digitized by Google

Größe die überwältigende Hoheit und Majeſtät ſtrafender Göttermacht auf die erſchütterndſte Weiſe zur Erſcheinung bringt.

Fühlt man ſich nach wiederholter Betrachtung und Vergleichung der drey uns von Hrn. G. vorgeführten und erläuterten Statuengruppen aufgefordert, ſich den eigenthümlichen Werth und Charakter einer jeden ſo wie ihr gegenſeitiges Verhältniß zum Bewußtſeyn zu bringen: ſo treten uns in der äginetiſchen Doppelgruppe neben unverkennbarer Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit in Behandlung der menſchlichen Geſtalt noch Spuren jener alterthümlichen Gebundenheit und Befangenheit vornehmlich in der Bildung der Minerva entgegen, durch deren Ueberwindung erſt die vollendete Meiſterſchaft der phidiaſſiſchen Kunſtepoche möglich wurde. Zweifel könnte entſtehen, in welchem Sinne und mit welchem Rechte in eben dieſer der Höhepunkt griechiſcher Kunſt zu erkennen ſey, da die bewundernde Anerkennung, die wir z. B. der Niobidengruppe und anderen Werken ſelbſt der ſpäteren Zeit nicht verſagen können, ſich ſchwerlich dazu verſtehen wird, in dieſen bereits ein Sinken der Kunſt wahrzunehmen. Dennoch hat auch jenes Urtheil ſeine nur richtig zu verſtehende Geltung und Wahrheit. Die ganze Kraft und Blüthe des helleniſchen Geiſtes hat ſich wohl nirgends in ſolcher Fülle und Schönheit geoffenbaret als in jenen panathenaiſchen Feſtzügen und Götterverſammlungen des Phidias, aus denen uns der Geiſt homeriſcher Poeſie entgegenweht. Aber wie Homer, den die Griechen κατ' ἐξοχήν den Dichter nennen, obwohl zu Zeiten unbefangener Naturergebung allein waltend in den Gemüthern der Menſchen, dennoch nicht alle Bezüge erſchöpft, ſondern noch Raum giebt für die großartigen Schöpfungen der Tragödie, ſo mag es kommen, daß die erhabene Schönheit der Göttergebilde des Phidias, in deſſen Genius die Kunſt ſelbſt die Geburt der Athena gefeyert hat, wenn wir uns auch in glücklichen Stunden ganz in ſie zu verſenken vermochten, zu anderer Zeit zurücktritt vor der vielſeitigeren Enthüllung menſchlicher Geſchicke und ihrer tiefer in die menſchliche Bruſt eingreifenden Wirkung. Um den unterſcheidenden Charakter der Darſtellungen des Phidias und ſeiner um ein halbes Jahrhundert ſpäter lebenden Kunſtnachfolger zu erkennen und zu würdigen, bietet ſich außer anderen Momenten die beſte Gelegenheit in der Vergleichung des ſogenannten Weber'ſchen Kopfes in Venedig, der nach wahrſcheinlicher Vermuthung mit den Parthenonsgruppen iſ Verbindung gebracht wird, und des Kopfes der Niobe, vielleicht des erhabenſten Muſters aus der Zeit des Skopas und Praxiteles, dar. Gelang es auch dieſer Epoche nicht mehr, die durch das hereinbrechende Schickſal der helleniſchen Staaten und durch die mächtigen Bewegungen des geiſtigen Lebens gebrochene Götterwelt des Phidias zu beleben, ſo bezeichnet die von ſterbenden Söhnen und Töchtern umgebene Niobe die Richtung, welche die Kunſt ferner zu verfolgen hatte, um durch den in dem ganzen Kreiſe ihrer Entwickelung zum Vorſchein gebrachten Reichthum ein unvergängliches Vorbild folgender Zeiten zu werden.

Die der vorliegenden Schrift beygegebenen Abbildungen dienen als Anhaltspunkte der Erklärung ohne den Anſpruch der Zulänglichkeit für die künſtleriſche Würdigung der dargeſtellten Bildwerke. Von dieſem Geſichtspunkte aus mögen denn auch die etwas ſtörenden Ergänzungen der Parthenonsgruppe, welche außer der verſuchten Herſtellung des verloren gegangenen mittleren Theils auch die fehlenden Köpfe der erhaltenen Figuren betreffen, entſchuldigt werden.

Uebrigens glauben wir, daß viele, die aus Herrn Gerhards Vorleſungen entweder die erſte Anregung zur Betrachtung antiker Kunſtwerke ſchöpften, oder, wie Ref., das Vergnügen neu belebter Erinnerung früher genoſſener Anſchauung denſelben verdankten, den Wunſch theilen werden, daß Hr. G. dieſer wohlgelungenen Darſtellung bald andere Proben folgen laſſen möge, da ſich auch Werke geringeren Umfangs eignen, ein allgemeineres Intereſſe zu erwecken, wofür die anmuthige Wirkung von Göthe's Aufſatz über Myrons Kuh den beſten Beweis liefert.

Cron.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui etc.

(Fortſetzung.)

Deſſenungeachtet wagen es die Herren Mechitariſten, dieſe Ueberſetzung bis in's fünfte Jahrh. hinauf zu rücken, ſie den ſogenannten heiligen Ueberſetzern und namentlich dem bekannten Moſes von Chorene zuzuſchreiben. Sie berufen ſich zur Unterſtützung ihres Satzes ſowohl auf einzelne Ausdrücke, wie auf die Schreibweiſe und die ganze Form des Werkes, welches in der That, wenn mir in Dingen, die ſich auf den armeniſchen Styl beziehen, ein Urtheil geſtattet iſt, das Gepräge der armeniſchen Klaſſiker aus dem fünften und ſechſten Jahrhundert an ſich trägt. Bey dem Drucke wurden zwölf theils vollſtändige, theils unvollſtändige Handſchriften benutzt, wovon die älteſten undatirt ſeyen, eine davon aber, wie aus der Schrift und an den äußerlichen Kennzeichen hervorgehe, bis in's zwölfte Jahrhundert hinauf reichen möge. Die mit Jahrzahlen verſehenen Handſchriften ſteigen nicht höher hinauf als bis in's ſechzehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert. Die jetzige Eintheilung des Werkes in 286 Abſchnitte oder Paragraphen (Hartlieb's Ueberſetzung, von der wir gleich ſprechen werden, zerfällt nach der älteſten Handſchrift in 363), ſcheint aber nach einer Note hinter einer der Handſchriften zu urtheilen, von einem gewiſſen Doctor Chatſchadur, der gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebte und nach einem in der Provinz Ararat gelegenen Kloſter Getſcharus, den Beynamen der Getſcharhier oder Getſcharhuier erhalten hat (Indſchidnean Altarmenien 504. Neumann a. a. O. 201), herzurühren. Derſelbe Chatſchadur [3]) ſchrieb auch „Klagereden auf den Tod Alexanders," welche die Mechitariſten am Ende des falſchen Kalliſthenes (S. 189 — 198) mit abdrucken ließen. Eine Handſchrift des falſchen Kalliſthenes iſt wahrſcheinlich auch die Nro. 181 der Bibliothek des armeniſchen Kloſters zu Etſchmiadſin (Catalogue de la Bibliothèque d'Etchmiadzin, publié par M. Brosset. St. Pétersbourg 1840. 85). Es heißt zwar in dieſem Verzeichniß, dieſes Leben Alexanders ſey eine Ueberſetzung des Curtius; da ich aber niemals von einer Ueberſetzung des Curtius in's Armeniſche hörte, ſo vermuthe ich, daß dieſe Angabe auf einem Irrthume beruht. Die Handſchriftenſammlung dieſes Kloſters enthält mehrere wichtige hiſtoriſche Werke, wie z. B. die Geſchichte Armeniens von Ciracos; die Geſchichte des armeniſchen Königreiches in Cilicien von Sembad; die Kirchengeſchichte von Michael dem Syrer u. ſ. w., welche ſämmtlich verdienten, bekannt gemacht zu werden. Ich bemerke bey dieſer Gelegenheit, daß Hr. Broſſet meine Geſchichte der armeniſchen Literatur wohl niemals genau angeſehen hat, ſonſt könnte er nicht wähnen, ſie ſey eine bloße Bearbeitung des Abriſſes, welchen Erzbiſchof Somal verfaßte.

Es iſt meine Aufgabe nicht, eine Unterſuchung über die Perſonen anzuſtellen, welche in den verſchiedenen Handſchriften der griechiſchen Texte und der latei-

3) Es iſt dieß ein ſehr gewöhnlicher armeniſcher Name, welcher vom Kreuze gegeben oder vom Kreuze verherrlicht bedeutet.

Digitized by Google

niſchen Ueberſetzungen oder Bearbeitungen, wovon viele Handſchriften in den europäiſchen Bibliotheken zerſtreut ſind — auch unſere Hof- und Staatsbibliothek beſitzt einige — als Verfaſſer genannt werden. Es mögen dieß auch wohl bloß die Namen der Abſchreiber der Handſchriften ſeyn. Noch viel weniger iſt hier der Ort, über dieſe Ueberſetzungen und Bearbeitungen der Alexanderſage zu berichten. Es wäre dieß Stoff zu einem eigenen umfangreichen Werke; denn der falſche Kalliſthenes ward in die meiſten Sprachen Aſiens und Europas übertragen. Er war, wie aus mehreren Anführungen erſichtlich, auch den Arabern und Perſern bekannt; ja ſelbſt das Iskander-nameh des Abu-Taher von Tarteſſus ſcheint, ſeinem weſentlichen Inhalte nach, eine bloße Bearbeitung des griechiſchen Romans (Journal asiatique III. S. B. 11, 163, 338, 342). Sogar die Böhmen des dreyzehnten Jahrhunderts hatten bereits in ihrer Sprache eine Darſtellung der Alexanderſage (Joſ. Dobrowsky, Geſchichte der böhmiſchen Sprache und Literatur. Prag 1792. 88). Nur eine deutſche Ueberſetzung ſoll hier etwas ausführlicher beſprochen werden, weil ſie ein vaterländiſches und ſpeziell bayeriſches Intereſſe darbietet.

Der vielgeprüfte Herzog Albrecht III. von Bayern (1438 — 1460) war frommen und weichen Gemüthes, ein Freund der Muſik und aller ſchönen Künſte [4]). Der Herzog war überdies, was die Mit- und Nachwelt mit Recht noch höher ſchätzt, nach dem ſchönen Ausdruck einer alten Handſchrift, ein gütiger barmherziger Herr, der bey ſeinen meiſten Handlungen durch die Erfahrung und das Recht ſich leiten ließ. (Weſtenrieders Beyträge zur vaterländiſchen Hiſtorie IV. 206, 208.) Daß er die Juden aus München jagte und ſie ihres Beſitzthumes beraubte, wird man wohl nicht als Beweis des Gegentheiles anführen wollen. Wer ahnete wohl im fünfzehnten Jahrhundert, daß auch die Söhne Iſraels Menſchenrechte haben? Solch ein Fürſt war natürlich auch ein Liebhaber der Geſchichte. Deßhalb hat, ſo erzählt ſein Leibarzt Hartlieb [5]), um uns ſeiner gemüthlichen Worte zu bedienen,

„der hochgeboren durchleuchtigſter Fürſt Herczog Albrecht, Herczog in Bayern, pfalczgrafe bei reom (sic) und grafe zu Voburg. auch ſein allerdurchleuchtigſte gemahel Fraw Anna von Braunſchweigk geborn nit unbilliglich an mich meyſter Johannes, Doctor in erczney und in natürlichen kunſten, jren undertan begert und geboten das Buch des groſſen Alexanders zeteutſch machen nach dem waren text nitt hindan, noch darzu zu ſezen. Das hab ich mich verwilliget durch ihrer beyden manigvaltig gnaden, ſo ſy mir erzeigen auch von ſunder ſchniden, ſo ich jren fürſtlichen genaden ſchuldig und verbunden bin. — Darnach nym ich für mich Senecam, der leret die fürſten das ſy die Cronicken und hyſtorien, die von den alten fürſten geſchrieben ſeynd, offt leſen. Das rate ich auch dir mein allergenädigſter herr, das du dem nachvolgeſt, ſo hat dich got der her wol ſo hoch mit natürlicher vernunfft begabet das ich on zweifel bin, du halteſt fürſtenſtand alſo das mengklich von dir gebeſſert werd. Auch main ich dich du allerdurchleuchtigiſte fürſtin, geboren von Braunſchweigk, ein ware aufhalterin des lobtichen haus von Bayren, daraus entſproſſen ſind funff durchmächtig, zwei fürſtliches ſtandes die dann allein nach rechter ſyp auff halten das loblich keiſerlich lob Hauß Bayren, ſo gedenkt an eur wirdikeit, die ir in aller chriſtenlicher zungen ſo weit erſchollen und erhöcht iſt. Und leſrnt vft und gern die alten chroniken und was guts darin ſey dem volget. unnd was rechtem adel niche zuſtand und gehör, das verwerfft. Das ir auch die ſeynd die gute wort nach jrem tod laſſend. wenn ir ſolt ſicher ſein fleiſ, ſent jr euch tugend und ere das es nicht verſchwigen bleibt. tund jr aber unzimliche ding die werden noch mynder verboegen, wan laider yetz die welt mer auf böß ſagen und vil unwares darzu ſeczen geneyget iſt. dann zu rechter warheit. mit dem gebt jr beyde allem ewren

4) Herzog Albrecht, ſagt Aventin, hat große Luſt zu der Muſica und Paiß gehabt, gern Fried gehalten, war überaus dehmüthig, freundlich, gütig und gnädig gegen jedermann. Hat auch eine Luſt zu allen Künſten gehabt. Mit ihm iſt wohl verwand geweſen damals der gelehrte Teutſche, Nicolaus Cuſa, Cardinal zu Rom und Biſchoff zu Brixen, der ein beſonder künſtlich Buch von der Kugel zu ſeinem Sohn, Herzog Albrechten zu Ehren, geſchrieben hat.

5) Das Geburts- und Sterbejahr Hartliebs iſt nicht bekannt. Man weiß nur, daß er um 1438 ſchon ein ausgezeichneter Arzt war und 1465 noch lebte. Seine Schriften ſind verzeichnet im bayeriſchen Muſenberg. Dritter Bericht vom Jahre 1736.

Digitized by Google

ſand voegang beyſpil und ebenbild, das mengklich euch nachvolgen wird. und das jr alſo lebent und gutes voetragent das verleihe eüre ſüeſtlichen genaden, der war ewig lebendig got durch ſein ſun jheſum criſtum dee mit jm herrſcheet von end zu end und dee yeglichem nach ſeinem verdienen urteilt an dem jungſten gericht."

Dieſe, in mehrfacher Beziehung intereſſante Stelle aus der Vorrede des Doctors, habe ich nach dem älteſten mir zugänglichen Drucke zu Straßburg vom Jahre 1488 — die erſte Ausgabe iſt von 1472 — mitgetheilt, welcher mit den verſchiedenen Handſchriften übereinſtimmt, die in unſerer Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt werden. Die deutſche Geſchichte Alexanders ſcheint ſich eines großen Beyfalls erfreut zu haben; es ſind in den erſten Jahrzehnten der Buchdruckerkunſt ſchnell nach einander acht verſchiedene Ausgaben erſchienen. Sie ſtimmt durchgängig mit dem falſchen Kalliſthenes des griechiſchen Textes, der armeniſchen, lateiniſchen und andern Ueberſetzungen überein und wird von Dr. Hartlieb, nach dem Vorgange mehrerer lateiniſchen Handſchriften und Drucke, einem heiligen Euſebius zugeſchrieben. Es iſt das auch unter dem Namen de praeliis bekannte Werk, nur mit dem Unterſchied, daß dieſes letztere Leben Alexanders an vielen Stellen abgekürzt wurde. Die Vorrede des ſogenannten Euſebii beginnt in den Druckſchriften wie in den Handſchriften mit den Worten:

„die ſtreit und groſſen tät der ungelaubigen, die do waren vor der zukunſt Jheſu criſti, die ſeind nickt zu verichweigen, wiewol ſy beiden geweſen ſeind, ſunder ſy ſeind vaſt gut allen Menſchen zu haben, auch daß ſie weiſen die prelaten — —".

Bey der Handſchrift des Hartlieb (Cod. germ. 581 vom Jahre 1455) lautet der Schluß verſchieden von dem Drucke. Es heißt dort:

„Doctor Hartlieb hat das puch aus latein zu teutſch gemacht. Aller genädigſte fürſtinn das buch hab ich doctor Haetlieb die und deinem gemahel und kinden zu eeutſch gemacht und nach dem rechten text. Als es ſant Euſebius geſchrieben hatt. Es ſind noch etlich ander pucher, die ach ſagen von dem leben Alexandro. Ich kann aber nicht verſtan das ſie bewartt ſeyn, darumb halt ich nie davon — —."

Am Ende ſteht: „Das Buch iſt hector Muliche zu Augsburg." Ich habe die geſetz- und regelloſe Orthographie der Drucke und Handſchriften in dieſen Auszügen abſichtlich beybehalten.

Man hat noch eine andere, in dieſelbe Zeit fallende, etwas abgekürzte deutſche Ueberſetzung, die ſich ebenfalls in der Hof- und Staatsbibliothek befindet (Cod. germ. No. 267) zu Rathe gezogen, welche, der Sprache nach zu urtheilen, von einem Franken herrührt und wird nun von beyden Ueberſetzungen einige Proben mittheilen. Man ſieht hieraus am beſten, wie ſich der ſogenannte lateiniſche oder deutſche Euſebius zu dem Julius Valerius, zur armeniſchen Ueberſetzung und zum griechiſchen Texte verhält.

Das Leben Alexanders in armeniſcher Sprache beginnt nach einer, ſo weit thunlich, wörtlichen Ueberſetzung mit folgenden Worten:

„Die Weiſen der Aegypter nahmen das Maaß des Landes und des Meeres; ſie zählten die Sterne des Himmels; ſie zeigten die Kraft der ganzen Welt, die Ordnung und das Geheimniß der Worte und die Kunſt der Handlungen. Man erzählt, daß Nektanebos der letzte König Aegyptens, nach welchem die Ehre des Königthums zuſammenſtürzte, alle in der magiſchen Zauberkunſt übertroffen hat, ſo ſehe, daß ihm die irdiſchen Elemente gehorchten." —

Der griechiſche Text nach dem Leidener Manuſcript (Notices et extraits des manuscrits XIII, 2, 220) iſt folgender:

„Οἱ σοφώτατοι Αἰγύπτιοι, θεῶν ἀπόγονοι, γῆς μέτρα καταλαβόμενοι, θαλάσσης κύματα καθημερωσάμενοι, οὐρανοῦ ἀστροθεσίαν ψηφισάμενοι, παραδεδώκασι τὴν οἰκουμένην ἐπὶ στρατείας, ἀρχῇ λόγου φύσεως, μαγικῆς δυνάμεως. Φασὶ γὰρ τὸν Νεκταβὼ τὸν τελευταῖον τῆς Αἰγύπτου βασιλέα, μεθ' ὃν ἡ Αἴγυπτος ἐξέπεσε τῆς τοιαύτης τιμῆς, τῇ μαγικῇ δυνάμει πάντων περιγενέσθαι. Τὰ γὰρ κοσμικὰ στοιχεῖα, λόγῳ πάντα αὐτῷ ὑπετάσσετο." —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

K. Hof= und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof= und Staats=Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Fr. Alex. Heber, Böhmens Burgen, Veſten und Bergſchlöſſer. Bd. 1. 2. Prag 1844.

Dr. S. Becher, Beiträge zur öſterreich. Handels= und Zollſtatiſtik vom Jahre 1831—1842. Abth. 1. Stuttg. 1844.

B. Pillwein, Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Oeſterreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg. Band 1—5. Linz 1843—44.

Traditionen zur Charakteriſtik Oeſterreichs, ſeines Staats= und Volkslebens unter Franz dem Erſten. Bd. 1. Leipz. 1844.

Dr. H. Wollheim, Verſuch einer mediziniſchen Topographie und Statiſtik von Berlin. Berl. 1844.

K. H. S. Rödenbeck, Finanzſyſtem Friedrichs des Großen in Bezug auf Fabrikweſen, Handel u. Landwirthſchaft. Wien 1838.

E. C. de Gerlache, Histoire de Liége jusqu'à Maximilien de Bavière. Bruxelles 1843.

Random recollections of the house of Commons from the year 1830 to the close of 1835, including personal sketches of the leading members of all parties. Lond. 1836.

Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht. Vol. IV. from the peace of Aix-la-Chapelle to the peace of Paris. Lond. 1844.

Dr. Fr. Schulte, Das engliſche Parlament. Organiſation und Geſchäftsverfahren. Hiſtoriſch=kritiſche Abhandlung mit Bezug auf heutige Zuſtände. Berl. 1844.

P. F. Aiken, Vergleichende Darſtellung der Conſtitution Großbritanniens und der vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Leipz. 1844.

Archiv für die Geſchichte Liv=Eſth= und Curlands, herausg. von Dr. J. G. von Bunge. Dorpat 1843.

Mich. Balinskiego i Tim. Lipińskiego, Starożytna Polska, pod wzgledem historycznym, jeograficznym i statystycznym opisana. T. 1. 2. Warszawa 1843—44. (Das alte Polen in hiſtoriſcher, geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht.)

S. Z. Sierninski, Obraz miasta Lublina. Warszawie 1839. (Hiſtoriſches Bild der Stadt Lublin.)

Stanisl. Przylecki, Ukrainne sprawy. Przyczynek do dziejow Poskich, Tatarskich i Tureckick, XVII Wieku. Lwow 1842. (Ukrainiſche Verhandlungen. Beytrag zu der polniſchen . . . Geſchichte im 17. Jahrhundert.)

Dr. J. Müller; Albanien, Rumelien und die öſterreichiſch=montenegriniſche Gränze. Prag 1844.

J. Bertou, Essai sur la topographie de Tyr. Par. 1843.

Ed Thornton, A gazetteer of the countries adjacent to India on the North-West, comprising Sinde, Affghanistan, Beloochistan, the Punjab and the neighbouring hill states. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Luiz Goncalves dos Sanctos, Memorias para servir a historia do reino do Brazil. T. 1. 2. Lisboa 1825.

Fernando de Menezes, Historia de Tangere, etc. Lisboa 1732. fol.

Feo Cardozo de Castellobranco o Torres, Memorias contendo a biographia do vice almirante luiz da Motta Feo e Torres, a historia dos governadores e capitaens generaes de Angola desdo 1575 atè 1825. Pariz 1825.

Ant. Cordeyro, Historia Insulana das ilhas a Portugal sugeytas no Oceano Occidental. Lisboa 1717.

Jos. de Costa, Historia natural y moral de las Indias. Madrid 1608.

Statistics of the united states of America etc. corrected at the departement of state. June I. 1840. Washington 1841. fol.

Sixth Census or enumeration of the inhabitants of the united states as corrected at the departement of state in 1840. Washington 1841. fol.

G. de San Augustin, Conquistas de las islas Philipinas. Madrid 1689.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui etc.

(Schluß.)

Die deutſche Handſchrift (Codex germ. 267) lautet:

„Die weiſen Meiſter von Egypten Lande, die da wuſten die maß der erden und die do waren hern des waſſers und des meres und die do kunden zelen den lauff der ſternen, dir haben die kunſt aller der welte und ſprachen von Nektanobogem könig das er were weiß unde ſinnig an de ſtern unde ander weiſſagung.“ —

Im Hartlieb heißt es:

„die aller weiſeſten von egypten die verſtunden werkten und kunden die weytte lenge und braite und tieffe der erden. ſy kunden außlegen die wunder und das gethun des mões. Sy wekten zu rechnen die oednungen des himeliſchen geſtirns. ſy habend zu den erſtern erhebt und eefunden die ſchwaezen Kunſt und die Kunſt der zauberey in aller welt gelert und außgetenlt. man ließt und ſagt von Naktanobo, der was ein kunig in egypten und aller zauberliſt und ſchwarzen kunſte ein meyſter.“ —

Es wird dann in der armeniſchen Ueberſetzung gleich wie im griechiſchen Texte weiter erzählet, wie zu dem Könige Leute kamen, die in römiſcher Sprache exploratores und in armeniſcher Kundſchafter heißen (Ἐξπλοράτορές τινες, οὕτω καλούμενοι παρὰ Ῥωμαίοις, παρὰ δὲ Ἕλλησι κατάσκοποι), die ihm das Herannahen eines ungeheuren aus allen Völkern des Morgenlandes beſtehenden Heeres verkündeten. Es werden im Armeniſchen elf aufgeführt, deren Namen größtentheils ſehr verdorben ſind; unter ihnen bemerkt man die Inder, welche die Reihe beginnen, dann die Iberer und andere kaukaſiſche Völklein. Als Nektanebus in ſeiner Zauberſchüſſel — λεκάνη im Griechiſchen, lekan im Armeniſchen [6]) — ſah, daß die ägyptiſchen Götter es mit den Fremden hielten, entfloh er aus dem Lande und kam nach Macedonien, wo er durch allerley Lügen und Zauberkünſte Olympias berückte. Sein Sohn Alexander ſtürzt ihn in einen Abgrund, dem er jetzt kurz vor ſeinem Tode das Geheimniß ſeiner Geburt offenbart.

Die Erziehung des Königſohnes wird ausführlich geſchildert (S. 15 des armeniſchen Textes)

„Amme ward ihm das Weib Lakeine (Λεκάνη im Griechiſchen, ohne Zweifel eine Anſpielung auf das Zauberbecken des Königs) eine Gechadier oder Geladier(?), die Schweſter des Melanos, Erzieher und Ziehvater Leonides von Lakonien, Muſikmeiſter Leucippus, der Lemnier, Sprachlehrer Polynikos; es lehrte ihn die Erdmeßkunſt Menekmos der Peloponneſier, die Rednerkunſt Anaximenos und Ariſtoteles von Lampſacus, die Weisheit Ariſtoteles, der Sohn des Nicomachus, der Stagirier aus der Stadt Melita(!).

Aber Paphoranos (der Name des griechiſchen

6) Man ſieht auch an dieſem Worte die zweyfache Richtung des armeniſchen Landes und Volkes; im Oſten neigt es ſich gen Perſien, im Weſten nach Griechenland. Die Mechitariſten ſagen in ihrem großen Wörterbuch, lekan oder lakan (λακάνη in doriſcher Form) ſey ein gemeines Wort der Vulgärſprache, wofür in der Schriftſprache Konk gebraucht würde, ein Ausdruck, der wahrſcheinlich auf ein medoperſiſches Wort zurückgeführt werden kann. Wie die Mechitariſten, welche unſere Stelle aus dem falſchen Kalliſthenes anführen, lekan für ein vulgäres Wort erklären konnten, begreiſe ich nicht.

Schriftſtellers iſt ſicherlich verdorben) habe ſchon im vierten Buche ſeiner vermiſchten geiſtreichen Erzählungen hierüber Bericht erſtattet. Es iſt dies ſo ziemlich übereinſtimmend mit dem griechiſchen Texte, wo die Worte folgendermaaßen lauten:

„Ἐγένετο δὲ αὐτοῦ τροφὸς Λεκάνη, ἡ Μέλαντος ἀδελφή· παιδαγωγὸς δὲ καὶ ἀνατροφεὺς Λεωνίδης· διδάσκαλος γραμμάτων Πολυνείκης, μουσικῆς δὲ Λεύκιππος ὁ Λιμναῖος· γεωμετρίας δὲ Μέλεμνος Πελοποννήσιος· ῥητορικῶν δὲ λόγων Ἀναξιμένης φιλοσοφίας δὲ Ἀριστοτέλης.“ (Notices et extraits des manuscrits 2, 211.)

In den deutſchen Ueberſetzungen fehlt dieſe ganze Stelle. Seite 23 des armeniſchen Textes lieſt man:

„Als Alexander 15 Jahre alt war und eines Tags ſeinen Vater unbeſchäftigt fand, küßte er ihn und ſprach: Vater ich bitte dich, befehle mir nach Piſa [7]) zu ſchiffen. Philippus antwortete, willſt du die olympiſchen Kämpfe ſehen? der Jüngling ſprach: Nein, Vater, ich will mitkämpfen. [8]) Darauf jener: Und in welchem Kampfe haſt du dich geübt, da du dieß unternehmen willſt? denn ich weiß, daß du als der Sohn eines Königs nichts beſſer verſtehſt, als Schlachtpferde zu reiten; denn du verſtehſt nicht das Ringen und den Fauſtkampf und nichts von den übrigen gymnaſtiſchen Spielen. Alexandee ſprach: Ich will als Wagenlenker kämpfen. Hierauf entgegnete jener: Ich werde ſorgen, daß dir Pferde aus meinem Marſtall gereicht werden und dieſe ſollen dir alsbald vorgeführt werden; ſey nur ſorgfältig in der Gymnaſtik und halte dich rühmlich. Darauf dieſer: Befiehl mir nur zu gehen, denn ich habe ſchon Pferde, die ich von Jugend auf zu dieſen Uebungen erzogen habe. Dieſer küßte ihn, bewunderte ſeinen Muth und ſprach: Sohn, wenn du willſt, ſo gehe.“

Der griechiſche Text lautet: (Notices 248).

Ὁ δὲ Ἀλέξανδρος πεντεκαιδεκαετὴς γεγονώς, ἐν μιᾷ τῶν ἡμερῶν εὐκαιροῦντα τὸν πατέρα εὑρών, καταφιλήσας φησίν. „Πάτερ, δέομαί σου, ἐπίτρεψόν μοι εἰς Πίσας πλεῦσαι“ — Ὁ δὲ εἶπεν „Οὐχὶ τέκνον·“ Ἀλλ' αὐτὸς ἀγωνίσασθαι· „Καὶ ποῖον, φησίν, ἄσκημα ἀσκήσας, τοῦτο ἐπιθυμεῖς; Οἶδα γάρ, ὅτι ὡς βασιλέως υἱός, οὐδὲν πλέον πολεμικῶν ἀσκημάτων ἀγωνίζῃ· οὔτε γὰρ πάλην οὔτε παγκράτιον, οὔτε ἕτερόν τι τῶν γυμναστικῶν ἐγυμνάσω. — Ὁ δὲ Ἀλέξανδρος ἔφη· „Ἁρματηλατῆσαι βούλομαι, πάτερ.“ — Ὁ δὲ εἶπε· „Τέκνον, προνοηθήσονται ἵπποι ἐκ τῶν ἐμῶν ἱπποστασίων καὶ οὗτοι συμπαρακολουθήσουσιν εὐθέως· σὺ δὲ ἐπιμελῶς ἑαυτὸν ἐπίσχες ὡς ἅτε ἐνδοξότατα·“ — Ὁ δε εἶπεν· „Σύ με μόνον ἐπίτρεψον· ἐγὼ γὰρ ἔχω ἐμαυτῷ ἵππους, οὓς ἐκ νέας ἡλικίας ἔθρεψα.“ — Καταφιλήσας τοῦτον ὁ Φίλιππος καὶ θαυμάσας τὴν προθυμίαν αὐτοῦ, ἔφη· „Τέκνον, εἰ βούλει, πορεύου.“ —

Hier beginnt die lateiniſche Bearbeitung des ſogenannten Julius Valerius, wo es heißt:

— — ad votum proclivitas fiat: neque enim improbo hujusce desiderii gloriam. Tunc filius, Gratiam equidem tibi pater, hujusce muneris facio: habeo quippe equos, quos exacta tutela recenti ad haec mihi studiosius praeparavi. Haec quoque professio Phillippum juvat laudatumque studii filium facile permittit . . . .“

Die deutſchen Ueberſetzungen weichen hier ganz ab von dieſen ältern Texten.

Der armeniſche Text enthält alle die fabelhaften Geſchichten des Julius Valerius mit einer Menge von Einzelnheiten und Namen, die in der lateiniſchen Ueberſetzung übergangen wurden. Auch hier (S. 35) ſegelt Alexander nach Italien und Marcus Aemilius bringt ihm im Namen der Römer große Geſchenke dar. Dieſer Fabeln ungeachtet ſcheinen doch einzelne Nachrichten und Angaben auch die Aufmerkſamkeit des kritiſchen Hiſtorikers zu virdienen, z. B. die Gründung Alexandrias, wo man in's Einzelne eingehende Nachrichten findet über die Topographie, über den Tempel des Serapis (Sarapis im armeniſchen Texte) und über die Lehren, welche Alexander von ihm im Traume erhalten habe. In Memphis ſetzen ihn die Aegypter auf den Thron des Hephaiſtos und kleiden ihn mit dem Kleide des Königs des Landes, — eine Nachricht, welche vollkommen mit dem übereinſtimmt, was wir von anderer Seite her von der Krönung der ägyptiſchen Könige wiſſen. Hier zu Memphis ſieht Alexander auch die Statue ſeines Vaters Nektanobes, auf welcher folgende Inſchrift zu leſen war: Dieſer einſt vertriebene König wird wiederkehren, nicht als Greis ſondern als Jüngling und euere Feinde, die Perſer, euch unterwerfen. Und dieß iſt der Grundge-

7) Die armeniſche Uebrrſetzung hält den griechiſchen Accuſativ Πίσας bey.

8) Der griechiſche Text iſt hier wie man aus der Vergleichung ſieht, mangelhaft.

Digitized by Google

danke der fabelhaften Lebensbeſchreibung; dieß iſt die Idee der ägyptiſchgriechiſchen Dichtung. Es folgen dann mehrere Briefe, von Alexander an die Tyrier, von Darius (Dareh im Armeniſchen) an Alexander und die Antworten des Macedoniers. Zu bemerken iſt, daß der Eingang der Briefe des Perſerkönigs einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Anfange vieler Keilinſchriften hat. Er lautet: „der König der Könige, der Verwandte der Götter, der Genoſſe der Sonne, des Gottes Mihr und gleichen Urſprunges mit der Sonne, ich ſelbſt der Gott Dareh“ — u. ſ. w.

Das erſte Buch endigt (S. 73 des armeniſchen Textes) mit dem Wiederaufbau Thebens, welches im Armeniſchen ſonderbar genug Thepk genannt wird, wodurch, wie es heißt, das Orakel des Apollo erfüllt worden ſey. Ein neuer Beweis, daß das Werk von einem heidniſchen Schriſtſteller herrührt. Man lieſt hier mit großen Buchſtaben die Worte: „Es ſind zu Ende die Geburt und die Thaten Alexanders des Macedoniers, beſchrieben von dem Weiſen Ariſtoteles. Jetzt beginnen wir mit der Ankunft zu Plataä, eine Stadt der Athener.“ Alexander verlangt von den Athenienſern, daß ſie ihm zehn Redner ausliefern. Dieſe wie Demoſthenes, Demades und Aeſchines halten Reden, welche voll von hiſtoriſchen Widerſprüchen ſind. Es wird beſchloſſen, dem König eine goldene Krone und eine Ehrenbotſchaft zu ſenden, wodurch er beſänftiget wird. Jetzt werden die Lacedämonier mit Waffengewalt unterworfen und der König zieht dann hinauf nach Aſien. In Cilicien erkältet er ſich im Cydnus, wird vom Arzt Philippus wieder hergeſtellt, und es zieht der Held gegen den Euphrat und Meſopotamien. Hier weicht der armeniſche Text von Julius Valerius ganz ab und trägt eine naturgetreue, heimathliche Färbung — man erinnere ſich an den Zug des Pompejus durch dieſelben Gegenden — weßhalb ich den Anfang hier mittheile. „Alexander,“ heißt es (S. 89), „ſtellte ſich an die Spitze ſeines Heeres und kam in das Land der Meder. In Eile ging er weiter nach Großarmenien, brachte die Bewohner dahin, daß ſie ſich mit ihm verbanden, zog dann mehrere Tage lang durch waſſerloſe Gegenden und durch Thäler, die mit Schlangen angefüllt waren.“

Die Bearbeitung des Julius Valerius zerfällt in drey Bücher: Ortus, Actus, Obitus. Die armeniſche Ueberſetzung hat bloß zwey und endigt, wie im Griechiſchen, mit dem Tode Alexanders. „Der König erbaute“, heißt es auf der letzten Seite (186), „zwölf Städte, welche bis jetzt bewohnt ſind und zwar ſehr zahlreich von einer unzählbaren Menſchenmenge.“ Es werden die zwölf Alexandrien aufgezählt — die Namen der Länder, wo ſie erbaut ſeyn ſollen, ſind ſehr verdorben — und das Ganze ſchließt mit folgenden von dem griechiſchen Texte, den H. Berger abdrucken ließ (Not. et extr. a. a. O. 261), ſehr abweichenden Worten:

„Dieſer mächtige und glückliche König Alexander ward geboren am erſten Tage des Monats Tupil der Aegypter und ſtarb am vierten Tag Parmuphir, gegen Weſten zugewendet. Dieſer Tag wird Nuirads 9) genannt, weil der Jüngling Alexander an dieſem Tage geſtorben iſt. Und dieß iſt die Geſchichte des Endes ſeiner Lebenszeit, ſeiner Geburt, ſeines Wachsthums, ſeiner Siege, ſeiner Tapferkeit, ſeiner königlichen und Weltherrſchaft, ſeiner Einſicht, ſeiner Weisheit,“ u. ſ. w. —

Auch dieſer Schluß lehrt daß der falſche Kalliſthenes in Aegypten gedichtet wurde. Der Schluß des griechiſchen Textes zeugt von einer chriſtlichen Umarbeitung oder enthält wenigſtens einen Zuſatz von einem chriſtlichen Abſchreiber. Die Stelle lautet:

„Ἐγεννήθη δὲ ὁ Ἀλέξανδρος ἐν μηνὶ Ἰανουαρίῳ, νεομηνίᾳ ἀνατολικοῦ ὄντος ἡλίου. Ἐτελεύτησε δὲ μηνὶ ἀπριλλίῳ, νεομηνίᾳ δυσικοῦ ὄντος ἡλίου. Ἐκάλεσε δὲ τὴν ἡμέραν τῆς τελευτῆς αὐτοῦ Νεομαχίαν, διὰ τὸ τὸν Ἀλέξανδρον νέον τετελευτηκέναι. Ἐπ᾽ ἀρχῆς δὲ αὐτῆς τῆς κοσμοποιίας ἕως τῆς τελευτῆς αὐτοῦ, ὑπῆρχον ἔτη πεντακισχίλια διακόσια δέκα ἑπτά. Ἀπὸ δὲ τῆς τελευτῆς αὐτοῦ ἕως τῆς τοῦ Θεοῦ Λόγου σαρκώσεως, ἔτη διακόσια ἐννενήκοντα ἐννέα ὁμοῦ ἔτη ἕως τε Χριστοῦ ἀπ᾽ ἀρχῆς ἐφη.“

9) Ich wage nicht dieſes Wort zu überſetzen; es ſteht in keinem Wörterbuche. Eine Ueberſetzung des griechiſchen *Νεομαχία* kann es aber in keinem Falle ſeyn; nach ſeiner etymologiſchen Bedeutung müßte es Geſchenkbringend heißen.

Digitized by Google

In der angeführten deutſchen handſchriftlichen Ueberſetzung liest man am Schluſſe (Bl. 210 gegen das Ende):

„demoſthenes phiIoſophus nach Alexanders tot macht ein groß buch von ſeinem tode unde das buch iſt in greca unde lernt man in dem buch wie man verſchweren ſoll weltlichere — — das buch laſſen wir nun ſtan und nehmen daraus ein teil.“

Hartlieb gibt noch ein großes, ziemlich hiſtoriſch gehaltenes Bruchſtück von der Geſchichte der Diadochen und ſchließt mit der ganz unbegreiflichen Nacheicht, daß ein Sohn des Ptolemäus nach Thüringen gekommen ſey und das Land, das da heißt „zu den ſieben burgen“ genommen habe. das iſt das aller reicheſt land von gold und ſilber, wein, trayd, vich und allerhand naeung u. ſ. w. u. ſ. w.

Ich bemerke noch, daß eine Abbildung des großen Horns Alexanders, womit, nach dem vorliegenden Leben, der König ſein Heer aus der Entfernung zuſammengerufen habe, ſich in einigen Handſchriften unſerer Hof- und Staatsbibliothek vorfindet. Kircher hat es ſchon in einem ſeiner Werke abbilden laſſen und einige haben das Horn für das älteſte Sprachrohr gehalten, aber ohne allen Grund, wie Beckmann in ſeinen Beyträgen zur Geſchichte der Erfindungen bemerkt (I. 457). Gegründeter iſt die Behauptung, daß ſich in Ariſtoteles (Problem. XXXII §. 5 Beckmann a. a. O. 530) und im falſchen Kalliſthenes die erſten Spuren der Taucherglocke zeigen. Die hierauf bezügliche Stelle im Leben Alexanders enthält zwar viel Abentheuerliches; ſie verdient aber deſſen ungeachtet die Aufmerkſamkeit des Forſchers zu erregen; denn auch die mythiſchen Werke geben ein Bild der Zeit, ihrer Fähigkeiten und Kenntniſſe. Aus dieſem Geunde hat wohl auch Jules Berger den griechiſchen Text davon mitgetheilt (Notices 182) und ihn mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung verſehen.

C. F. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Kar. Ch. Rafn, Wiadomośc o odkryciu Ameryki wdziesiatym wieku A podlug tych przekladów na polskie przetlumaczyl J. K. Trojánski. Wkrakowie 1838.

Compendium of the enumeration of the inhabitants and statistics of the united states. Washington 1841. fol.

A. Fabretti, Biografie dei capitani ventuieri dell' Umbeia. Vol. II. Montepulciano 1843.

Fr. Domingos Teixeyea, Vida de D. Nuno Alvares Pereyra, segundo condestavel de Portugal. Lisboa 1623.

Michaud et Poujoulat, Notice sur Jeanne d'Arc surnommée la pucelle d'Orléans. Par. 1837.

Andr. de Baeros, Vida de apostolico padre Antonio Vieyra da Compauhia de Jesus. Lisboa 1746. fol.

Dr. A. F. Pott, Die Zigeunee und ihee Sprache. Ethnogeaphiſch-linguiſtiſche Unterſuchung vornehmlich ihrer Herkunſe und Sprache. 1 Th. Einleitung und Grammatik enthaltend. Halle 1844.

Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart. VII. Publication. Des böhmiſchen Herrn Leo's von Rozmital Reiſe duech die Abendlande in den Jahren 1465, 66 u. 67. Herausg. von J. A. Schmeller.

Die livländiſche Reimcheonik, herausg. von Fr. Pfeiffer. Seuttg. 1844.

G. A. Borgnis, Elementi di statica architettonica. Fasc. 8. Milano 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ. Babrii fabulae iambicae CXXIII iussu summi educationis publicae administratoris Abel Villemain viri excell. nunc primum editae. Ioh. Fr. Boissonade litt. gr. Pr. recensuit latine convertit annotavit. *Πολλὰ ἐν μύθοις ἐσπούδασται.* Julian. Caes. Parisiis apud Firmin Didot fratres, via Jacob. 56. MDCCCXLIV. XII. 269.

Der Cultusminiſter von Frankreich, Abel Villemain, hatte vor vier Jahren den Minaidis Minas zu einer litterariſchen Reiſe in den Orient mit dem beſtimmten Zwecke, Handſchriften für die Bibliothek in Paris zu ſammeln, veranlaßt. Dem Eifer des Herrn Miniſters, auf dieſe Art die Wiſſenſchaften zu fördern, muß allgemeine Achtung gezollt werden, und die Wahl ſelbſt konnte nicht glücklicher getroffen werden. Minas, ein Grieche und einſt Profeſſor der Philoſophie und Rhetorik in Macedonien, war vor allen geeignet, das Vertrauen ſeiner Landsleute zu gewinnen; denn ſo wenig auch die Mönche auf geſchriebene Bücher achten, gegen die Fremden ſcheinen ſie doch großes Mißtrauen zu haben, und mit vielem zurückzuhalten, wenn nicht beſondere Reizmittel das verborgene aufſchließen. Mancher deutſche Reiſende war auf dem Berge Athos und hat die dortigen Bibliotheken geſehen, aber neues zu finden iſt ihm nicht gelungen. Eine ſolche Sendung vor der Revolution hätte ſicher einen noch viel günſtigern Erfolg gehabt; die Kriegszeiten haben auch gegen die Bücher gewüthet. Siebers erzählt in ſeiner Reiſe nach Creta, er habe bey ſeiner erſten Ankunft daſelbſt eine große alte Handſchrift auf Pergament, die Werke des Theophraſtus enthaltend, geſehen, bey ſeinem zweyten Beſuche aber auf der Inſel, als er ſie nicht wieder gefunden, auf ſeine Frage die Antwort erhalten, man habe ſie, um Patronen daraus zu machen, verwendet.

Indeſſen iſt H. Minas, das haben die franzöſiſchen Zeitungen berichtet, ziemlich reich beladen von ſeiner Miſſion nach Paris zurückgekehrt; er hatte unter den vielen zwar bekannten aber noch immer brauchbaren zwey neue Schätze errungen, welche vorzüglich die Aufmerkſamkeit der philologiſchen Welt erregten, den größten Theil von Babrius Fabeln, der Ankündigung nach mehr als zweytauſend Verſe, und das vollſtändige Werk des Philoſtratus über Gymnaſtik, von welchem zuerſt L. Kayſer (1840) einen Auszug entdeckt und bekannt gemacht hat.

Die Herausgabe der Fabeln des Babrius hat der Miniſter dem bekannten Helleniſten, Boiſſonade, übertragen, der ſeinerſeits nicht lange zögerte, und die ſchöne äußere Ausſtattung wird dem neuen Buche gewiß viele Leſer erwerben.

Eines müſſen wir mit dem Herausgeber ſehr bedauern; von Philoſtratus Buche *περὶ γυμναστικῆς* hat Minas das Original an ſich gebracht, nicht ſo von den Fabeln des Babrius; dolendum est, ſagt Boiſſonade, Babrianum librum tam feliciter inventum non exportatum fuisse Parisios. Sed *οἱ ἀγιορεῖται* pretium poscebant immane, et describere *Μηνᾶς* necesse habuit quem non

potnit emere. In novam vero legationem profectus, vel mox profecturus, sibi illum comparare πάσῃ μηχανῇ, τουτέστι πάσῃ τιμῇ conabitur.

Daß die Handſchrift, die Minas auf Athos in der Bibliothek von St. Laura gefunden hat, nach Paris gebracht wird, iſt aus mehreren Gründen wünſchenswerth. Viele Stellen können durch flüchtige Abſchrift entſtellt ſeyn, in welchen der Anblick des Originals das richtige lehrt. Bey der Leichtigkeit in unſerer Zeit ſolche Abdrücke zu verfertigen, ſollte von jedem Werke, das nur in einem Exemplare vorhanden iſt, ein ganz genaues Facſimile gegeben werden, um alle möglichen diplomatiſchen Zweifel der Philologen auf einmal und für ewige Zeiten zu unterdrücken.

Eine der erſten Fragen bey den Alten, wenn ſie ein Buch erläuterten, war, ob das Werk auch ächt ſey und von dem Verfaſſer, deſſen Namen es trägt, herrühre. Der Wetteifer alexandriniſcher und attaliſcher Fürſten, ihre Bibliotheken mit Schriſten vorzüglicher Männer zu füllen, ſo wie die Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit mancher Gelehrten, ihre Arbeiten als die berühmter Geiſter anerkannt zu ſehen, hatte vieles untergeſchobene an den Tag gebracht, und dadurch die löbliche Sitte bey den alten Commentatoren herbeygeführt, aus äußern und innern Gründen die Aechtheit der Bücher zu beweiſen. Daß dieſer Skepticismus in der Litteratur auch bey uns ein nicht ganz überflüßiger iſt, haben neuere Erſcheinungen hinreichend bewieſen, und den zweifelſüchtigen Deutſchen würde durch das Vorhandenſeyn des Manuſcriptes in Paris jede Möglichkeit eines Bedenkens genommen ſeyn.

Es wäre nämlich, nach unſerm Dafürhalten, für einen talentvollen, der Sprache mächtigen Gelehrten nicht einmal eine außerordentliche Ausgabe, theils neue Mythen zu erſinnnen, theils aus dem reichhaltig vorhandenen Stoffe Aeſopiſcher Fabeln eine große Anzahl dieſer der Art in die antike metriſche Form der Choliamben zu zwingen, daß alle bey Suidas und ſonſt vorkommende Bruchſtücke eine geeignete und wahrſcheinliche Anwendung finden könnten. Dadurch würde ſich von ſelbſt erklären, was jetzt ſchwer zu begreifen iſt, wie die Sprache ſo viele ſpätere Anklänge zeigt, die unerwartet für die Zeit ſind, in welche man den Babrius ſetzen muß, und wie trotz der vielen ſchönen und lieblichen Choliamben doch ſo manche Verſe aller metriſchen Kunſt ſpotten, und dem Kritiker ſein Handwerk verleiden durch die offene Hinneigung des accentuirenden Rhythmus der ſpäteren Griechen.

Schon darum wird es Erforderniß, daß H. Minas, welchem der Herausgeber das Lob eines graecae orationis artifex eximius ertheilt, bey ſeiner zweyten Miſſion die Handſchrift ſelbſt mitbringt, und zwar bald, da der Zuſtand der Bücher im Kloſter auf Athos von ihm ſelbſt troſtlos genug geſchildert wird *). Sollte er das Original auch

*) Wie geben die intereſſante Beſcheeibung, weit ſie manches eigene enthält, wie Boiſſonade mit den Worten des Hrn. Minas ſelbſt: Dans le couvent de Laura, à Mont - Athos, il y a deux bibliothèques, une petite et une grande. La première contient des manuscrits tout à fait abandonnés et jetés pêle-mêle, la plus part pourris par l'humidité et les ordures des animaux, au point que les Vies des hommes illustres par Plutarque, ouvrage manuscrit dont l'Allemand Zachariae parle dans le traité de son voyage, qu'il fit il y a huit ans au Mont-Athos, manuscrit alors complet, je l'ai trouvé tout à fait abîmé; il n'avait plus que dix cahiers; en grande partie les feuilles étaient collées et pourries. Tous les autres manuscrits étaient dans un état pitoyable. Je travaillai dans cette bibliothèque quinze jours, accompagné d'un diacre, nommé Gabriel, en feuilletant tous les manuscrits, que j'ai nettoyés autant qu'il m'était possible, et j'ai mis des étiquettes et des numéros à ceux qui m'ont paru de quelque intérêt. Il y avait un plancher, qui occupait la moitié du parterre de la bibliothèque, en forme d'un sopha. Les planches d'au-dessus étaient mouvantes, et le devant d'un plancher ouvert; l'au-dessous était plein de poussière et des ordures d'animaux. Ayant examiné tous les manuscrits, je me suis fourré sous le plancher, malgré la resistance des moines, qui s'y trouvaient. Ils me disaient qu'il n'y avait rien, et que je me salirais inutilement. Cependant j'en ai extrait quinze manuscrits . . . . la partie suivante contenait

Digitized by Google

jetzt nicht bekommen, und die Handſchrift andern Gelehrten in Athos ſelbſt unſichtbar ſeyn, was wir nicht hoffen, dann könnte die Bemerkung Bedeutung gewinnen und ſich in wirklichen Zweifel verwandeln; für jetzt hält Referent Herrn Minas, den er freylich nur aus einem Werke kennen zu lernen Gelegenheit hatte *), ſchon ſcientifiſch nicht für den Mann, der Veranlaſſung gäbe, ſolchem Bedenken ernſtlich Raum zu geſtatten, und er nimmt das hier gebotene als aus frühem Alterthume überliefert an.

Die Frage über Babrius Fabeln (Suidas hat beyde Formen *Βάβριος ἢ Βαβρίας*, unſere Handſchrift *Βαλιβρίου*) iſt durch den engliſchen Kritiker Th. Tyrwhitt angeregt worden, indem er aus Suidas, der dieſen Dichter oft erwähnt und viele Verſe aufzählt, überhaupt deſſen Fabeln vielfach excerpirt, auch ohne ihn zu nennen, das erhaltene zuſammenſtellte und mit andern verglich. Sein Zeitalter war bisher unbekannt, obſchon das homeriſche Lexicon des Apollonius, Avienus und Heſychius ſeiner gedenken; aber von dieſen ſelbſt iſt keine ſichere Zeitbeſtimmung vorhanden, und aus drey unbekannten Größen eine vierte gleich unbekannte zu einer bekannten zu erheben, hat man noch nicht gelernt. Tyrwhitt ſetzt den Apollonius mit andern in die Zeit des Auguſtus und den Babrius etwas früher, Corais in ſeiner Einleitung zu den Aeſopiſchen Fabeln ſagt, die Fragmente bey Suidas ſeyen ſo vortrefflich, daß er ihn zum Genoſſen des Bion und Moſchus mache, *εἰς τοὺς ὑποίους σώζεται ἀκόμη χάρις Ἑλληνική*. Bentlei dagegen ſagt, er gehöre in die letzte Zeit guter Autoren, was nun nach Willkühr jeder ſelbſt näher beſtimmen mag. Ein ſicheres Zeichen iſt, daß Julianus aus ihm Verſe anführt. Unſere Handſchrift enthält einige Angaben, die zu einer neuen Zeitbeſtimmung führen, wovon nachher.

(Fortſetzung folgt.)

(les fables) en quatre-vingt pages in 8vo . . . plusieurs de ses feuilles étaient récrites. L'écriture m'a paru être du X siécle . . . toutes les affabulations étaient en lettres majuscules. Il y avait plusieurs mots, dont quelques lettres étaient effacées, que j'ai déchiffrées et transcrites avec beaucoup de peine. Hier iſt demnach eine neue Unterſuchung, welches der Inhalt der reſcribirten Blätter der Babrius iſt.

*) Nämlich ſeiner Ausgabe der Rhetorik des Ariſtoteles; die neueſte Schrift deſſelben, von der Boiſſonade ſpricht: quod quam vere dixerim (daß H. M. orationis graecae artifex eximius ſey) monstrat *προθεωρία* praemissa Galeni libello de Dialectica quem nuper edidit typis Didotianis, dialecticus ipse valentissimus, iſt uns nicht zu Geſicht gekommen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.).

James Murphy, Plans, elevations, sections and views of the church of Batalha in the province of Estremadura in Portugal, with the history and description by Fr. Louis de Sousa, with remarks. Lond. 1795. fol.

Henry Gally Knight, The ecclesiastical architecture of Italy. From the time of Constantine to the 15. century. T. I. Lond. 1842. fol.

F. Redtenbacher, Theorie und Bau der Turbinen und Ventilatoren. Mit Atlas. Mannheim 1844.

H. C. Schumacher, Aſtronomiſches Jahrbuch für 1844. Stuttg. 1844.

J. F. Encke, Aſtronomiſche Beobachtungen auf der K. Sternwarte zu Berlin. Bd. 2. Berlin 1844. fol.

Pouillet's Lehrbuch der Phyſik und Meteorologie für deutſche Verhältniſſe frey bearbeitet von Dr. J. Müller. Lief. 9—13. Schluß. Braunſchweig 1844.

L. Fr. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie. Bd. 2. 3. Halle 1844.

Dr. J. Ennemoſer, Geſchichte des thieriſchen Magnetismus. 2. Aufl. Th. 1. Geſchichte der Magie. Leipz. 1844.

Ant. Parra, Descripcion de diferentes piezas de historia natural, las mas del ramo maritimo representadas en setenta y cinco laminas. Havaña 1787.

Dr. J. J. von Tſchudi, Unterſuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reiſe in Peru während der Jahre 1838—1842. Lief. 1. St. Gallen 1844.

G. Rob. Gray, The genera of birds, etc. P. 1. 2. Lond. 1843.

Dr. H. G. Bronn und J. J. Koup, Abhandlungen über die Gavialartigen Reptilien der Lias-Formation. Stuttg. 1841. Fol.

Dr. H. Burmeiſter, Handbuch der Entomologie. Bd. 4. Abth. 1. Coleoptera Lamellicornia Anthobia et Phyllophaga systellochela. Berl. 1844.

Dr. W. F. Erichſon, Bericht über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1842. Berl. 1844.

Jos. Cornide, Ensayo para una historia de los peces y otras producciones marinas de la costa de Galicia. Madr. 1788.

Dr. M. Seubert, Flora Azorica. Bonnae 1844. 4.

Dr. K. Koch und Dr. E. Schmid, Die Fährten-Abdrücke im bunten Sandſteine bey Jena. Jena 1841.

Dr. A. v. Klipſtein und Dr. J. J. Kaup, Beſchreibung und Abbildungen von dem in Rheinheſſen aufgefundenen Schädel des Dinotherii Gigantei, mit geognoſt. Mittheilungen über die knochenführ. Bildungen des mittelrhein. Tertiärbeckens. Gießen 1843.

Dr. H. Burmeiſter, Die Organiſation der Trilobiten aus ihren lebenden Verwandten entwickelt nebſt einer ſyſtematiſchen Ueberſicht aller zeither beſchriebenen Arten. Berl. 1844.

Dr. A. E. Reuſſ, Geognoſtiſche Skizzen aus Böhmen. Bd. 2. Die Kreidegebilde des weſtlichen Böhmens. Prag 1844.

J. B. Boussingault, Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. T. 1. 2. Par. 1843.

Henry de Aragon, Marques de Villena, Arte cisoria ó tratado del arte del cortar del cuchillo. Madrid 1766.

W. Hoffmann, Die Geſchichte des Handels, der Erdkunde und Schiffahrt aller Völker und Staaten. Lief. 3. 4. Schluß. Leipz. 1854.

Entwurf eines Handelsgeſetzbuches für das Königreich Würtemberg. 2 Theile. Stuttg. 1840.

K. Fr. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. 3. Sinnenmängel und Geiſtesmacht. Lebensbahnen. Leipzig 1844.

J. van der Hoeven, Bijdragen tot de natuurlijke Geschiedenis von den Negerstam. Leiden 1842. Fol.

Dr. H. Schreiber, Die Feen in Europa. Eine hiſtoriſch archäologiſche Monographie. Freib. 1842.

J. Wilson, On the Pársé Religion; as contained in the Zand-Avasta cets. Bombay 1843.

D. T. Kopf, Altes und Neues aus der Mappe eines alten Pädagogen. Th. 1—3. Berlin 1842—43.

Ruy Lopez de Sigura, Libro de la invencion liberal y arte del juego del Axedrez. Alcala 1561.

Jahrbücher der deutſchen Turnkunſt, herausg. von Karl Euler. Heft. 1. 2. Danzig 1843.

A. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorſtellung. Bd. 1. 2. Leipz. 1844.

J. L. Schwarz, Schelling's alte und neue Philoſophie. Berl. 1844.

Bordas-Demoulin, Le Cartesianisma ou la véritable rénovation des sciences. Ouvrage couronné par l'institut. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Chr. L. Fecht, Ueber die Fortdauer des menſchlichen Geiſtes. Freib. 1844.

Mendez de Vasconcelos, Liga deshecha, por la expulsion de los Moriscos de los Reynos de España. Madr. 1612.

D. Juan Rico y Amat, Poesias serias y satiricas. Mad. 1842.

Diego Anton Rejon de Silva, La pintura. Segovia 1786.

Juan Moreno de Tejada, Excelencias del Pincel y del Buril. Madr. 1804.

Eglogas spirituales. Cuenca 1596.

Al. Castillo Solorzano, La quinta de laura, que contiene seis novelos adornadas de diferentes versos. Caragoça 1649.

D. M. Carabajal y Saavedra, Novelas entretenidas. Mad. 1728.

Jos. Comerino, Novelas amorosas. Madr. 1736.

A. Jubinal, Nouveau recueil de contes dites, fabliaux et autres pièces inédites des 13. 14 et 15. siècles. T. 1. 2. Par. 1842.

M. Gatien-Arnoult, Monumens de la littérature romane. T. 2. 3. Toulouse 1843.

Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutſche überſ. von Keller. Tübingen 1841.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ.

(Fortſetzung.)

Daß von dieſem Babrius, der die Aeſopiſchen Fabeln in Choliambiſche Verſe gebracht hatte, noch mehreres vorhanden ſeyn müſſe, hat man nicht bezweifelt. Tyrwhitt fand in einem Bodleianiſchen Codex eine eigene Recenſion der Fabeln und entdeckte in dieſer eine bedeutende Anzahl vollſtändiger Scazonten, die er mit den Fragmenten bey Suidas und andern verglich; damit war der Beweis geliefert, daß jene proſaiſche Sammlung aus der poetiſchen Form entſtanden war. In einer Bibliothek bey Tuſculum fand Romolino eine Handſchrift aus dem Anfang des eilſten Jahrhunderts, dreyßig Aeſopiſche Fabeln enthaltend versibus iambicis vel potius scazontibus. Bisher angeſtellte Nachfragen haben nur das Ergebniß geliefert, daß dieſer Codex ſich nicht mehr daſelbſt befinde. Noch eine Handſchrift ſoll in Spanien vorhanden ſeyn, und es iſt zu wünſchen, daß die angeſtellten Nachforſchungen des Herausgebers nicht erfolglos ſind. Das merkwürdigſte ſchien mir immer folgendes: unter dem Nachlaß eines unbekannten Gelehrten in der Harleianiſchen Bibliothek findet ſich die Fabel von Zeus und dem Faße in zehn reinen und ſchönen Choliamben, mit der Aufſchrift: *Βαβρίου· Βαλερίου χωριαμβικοὶ στίχοι ἐκ τῶν Αἰσώπου μύθων.* vergl. Tyrwh. p. CCII.; ſie iſt in unſerer Sammlung die 58ſte. Woher hatte ſie nun jener Unbekannte? und ſollte die Quelle, aus welcher dieſer geſchöpft hat, nicht irgendwo noch vorhanden ſeyn? von Athos hat er ſie ſicher nicht geholt. Es haben ſich einzelne Fabeln des Babrius bald in dieſe, bald in jene Handſchrift verirrt, z. B. zwey in eine Voſſiſche bey Tyrwhitt p. CXCIII, eine andere hatte Aldus, man weiß nicht woher, bekannt gemacht, daſelbſt p. CLXXXIX.

Die Mythen des Babrius, 123 in unſerer Handſchrift, ſind in alphabetiſcher Ordnung nach dem Anfangsbuchſtaben des erſten Wortes der Art in zwey Bücher getheilt, daß der erſte Band die Fabeln von *Α* bis *Λ* mit einer Einleitung, der zweyte aber von *Μ* bis *Ο* (das übrige fehlt) mit einem zweyten Proömium, das der Buchſtaben-Reihe gemäß mit *Μῦθος* beginnt, enthält. Das Ganze beſtand demnach aus zwey Büchern, und ſo ſagt Avienus: fabulas Aesopi graecis iambis repetens in duo volumina coartavit, Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos resolvit, während bey Suidas, man ſieht nicht wie, zehn Bücher angegeben ſind. Dieſe Anordnung nach den Buchſtaben iſt ſehr paſſend, und ſie war urſprünglich vielleicht noch weit ſtrenger, als wir ſie jetzt in unſerm Babrius finden. Wenn nämlich jedes redende Weſen, das die Hauptrolle des Mythos führt, am Anfange des erſten Verſes geſetzt war, und die Reichhaltigkeit der griechiſchen Sprache konnte ſich wohl allen Forderungen des metriſchen Rhythmos fügen, ſo konnte jede Fabel unter dem bezeichnenden Namen leicht gefunden werden. Die Florentiniſche Sammlung hält dieſe Ordnung ſo ziemlich genau ein, und weicht im Ganzen ſelten davon ab, z. B. beginnen einige Fabeln mit *ἔν τινι*, aber die alphabetiſche Folge iſt bis zur letzten Mythe p. 84

Digitized by Google

beachtet, wo der Herausgeber, weil ſeine Handſchrift unvollſtändig, die Fabel deſſelben Inhalts aus Nevelet aufgenommen, welche mit ἀνήρ beginnt, während ſie in ſeiner Collection richtig mit ὤρτις p. 67 anfängt. In unſerm Babrius ſind viele Fabeln, bey welchen das Anfangswort ſogleich den ganzen Charakter des Mythos ausdrückt; doch iſt dieſes nicht weſentlich, und jedes beliebige Wort kann den Anfang einer Fabel bilden, z. B. ἔφευγ' ἀλώπηξ oder ἐκάθευδε νυκτός u. a.

Im Prologe des erſten Theils, der mit γενεὴ beginnt, alſo nicht mit *Α*, wie der zweyte mit *Μ*, redet der Dichter einen jungen Knaben Branchos an, ὦ Βράγχε τέκνον, v. 2. 10, der Name kehrt wieder 74, 15, ſonſt findet ſich zweymal die Benennung παῖ. Im zweyten Prologe finden wir die nähere Bezeichnung ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου; obſchon in den aus der zweyten Hälfte erhaltenen Fabeln der Name Branchos nicht erſcheint, ſo iſt die Identität beyder doch dadurch entſchieden, daß der Dichter ſagt, er widme ihm auch den zweyten Theil ſeines Werkes. Wer iſt nun dieſer βασιλεὺς Ἀλέξανδρος? Ich weiß nichts beſſeres, als was der Herausgeber vermuthet und jedem von ſelbſt beyfällt, ohne es näher begründen zu können, daß Alexander Severus gemeint ſey; wonach ſich die Zeit unſeres Babrius von ſelbſt beſtimmen würde.

Der zweyte Prolog enthält manches eigenthümliche; neu iſt, daß die Fabel ſyriſchen Urſprungs ſey:

Μῦθος μὲν ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου,
Σύρων παλαιῶν ἐστιν εὕρεμ' ἀνθρώπων,
οἳ πρίν ποτ' ἦσαν ἐπὶ Νίνου τε καὶ Βήλου·

wobey man die kurze Sylbe in Νίνος merke. Der weiſe Aeſopus habe zuerſt der helleniſchen Jugend, ein Libyer libyſche Mythen gedichtet:

πρῶτος δὲ πᾶσιν εἶπε παισὶν Ἑλλήνων
Αἴσωπος ὁ σοφός, εἶπε καὶ λίβυς τινὸς
λόγου Λιβύσσης·

hier iſt πᾶσιν .. παισὶν ganz matt, oder ſollte der Gedanke darin liegen, daß jener ſie für alle Knaben, er aber nur für den des Alexander ſchreibe? Weder πάντων, was Boiſſonade vermuthet, noch φασὶν oder ſonſt etwas will genügen. Daß Aeſopus ſeine Fabeln für kleine Kinder gedichtet hat, beweiſt, daß unſer Verfaſſer in einer ſpätern Zeit gelebt und das Weſen der alten Mythe gänzlich verkannt hat. Die antike Fabel war für die Alten, nicht für die Kleinen, ihre Tendenz zwar ethiſch, die Veranlaſſung aber politiſch, daher namentlich dem Redner ſehr willkommen. Die Worte λίβυς τινὸς ſind verdorben, Boiſſonade hat nach Dübners Correctur Λιβυστῖνος, aus eigener aber λόχῳ ſtatt λόγου geſchrieben. Jene Verbeſſerung wäre unbedenklich, wenn ſie durch die Geſchichte beſtätigt würde, aber Λιβυστῖνος iſt das Appellativum eines Volkes bey den Kolchiern, nicht der eigene Name deſſen, der den λόγος λιβυστικός erfunden hat; dieſer iſt vielmehr nach Theon cap. 3 Κυβισσὸς ἐκ Λιβύης, vorausgeſetzt, daß das Wort hier richtig geſchrieben iſt; mit Beziehung darauf alſo wird man obige Worte herſtellen müſſen. Im folgenden ſpricht der Dichter von ſich, er gebe, der dritte nach jenen beyden Vorgängern, den Mythos mit neuer Kunſt, indem er dieſem den Jambos wie ein kriegeriſches Roß herrlich gezäumt habe, um auf dieſem einherzuſchreiten,

ἀλλ' ἐγὼ νέῃ μούσῃ
δίδωμι, καθαρῷ χρυσίῳ χαλινώσας
τὸν μυθίαμβον ὥσπερ ἵππον ὁπλίτην.

Die νέα μοῦσα iſt die poetiſche Form, in welche er die Sagen kleidete; von Aeſopus ſagte er im erſten Prologe μύθους φράσαντος τῆς ἐλευθέρας μούσης, nämlich in freyer, ungebundener Rede, in Proſa. Anders erklärt Boiſſonade. Wichtiger iſt das folgende: er habe zuerſt die Pforte geöffnet und dann ſeyen viele hineingegangen, alſo der vorangehende Theil des Werkes habe viele Nachahmer gefunden, die ihn noch übertreffen wollten, aber nichts als räthſelhafte Gedichte liefern, ſie hätten alles aus ihm genommen:

ὑπ' ἐμοῦ δὲ πρώτου τῆς θύρας ἀνοιχθείσης
εἰσῆλθον ἄλλοι, καὶ σοφωτέρας μούσης
γρίφοις ὁμοίας ἐκφέρουσι ποιήσεις,
μαθόντες οὐδὲν πλεῖον ἢ με γιγνώσκειν.

Digitized by Google

Hierüber vermögen wir auch nicht die geringſte Auskunft zu geben. Der folgende Gegenſatz, daß er in den einfachen ſanften Choliamben, die nicht den archilochiſchen Zorn ſchnauben, auch dieſen zweyten Band widme, ſcheint anzudeuten, daß durch σοφωτέρας μούσης eine andere metriſche Form, welche ſeine Nachahmer gewählt haben, bezeichnet werden ſoll.

> ἐγὼ δὲ λευκῇ μυθιάζομαι ῥήσει,
> καὶ τῶν ἰάμβων τοὺς ὀδόντας οὐ θήγω,
> ἀλλ᾽ εὖ πυρώσας, εὖ δὲ κέντρα πρηΰνας,
> ἐκ δευτέρου σοι τήνδε βίβλον ἀείδω.

Man merke, wie oben μαθόντες οὐδὲν πλέιον ἢ με γιγνώσκειν, ſo hier das neue Wort μυθιάζομαι. Was εὖ πυρώσας ſoll, iſt nicht klar, wahrſcheinlich verdorben, wofür εὖ πτερώσας einen geringen Erſatz bietet; daß im Choliambus ἀείδω mit langem α gebraucht iſt, zeigt, daß der Dichter weder alt noch vorzüglich iſt.

Der Dichter ſpricht die Wahrheit, nach dem metaphoriſchen Prologe darf man die Fabeln nicht beurtheilen, dieſe ſelbſt ſind in aller Einfachheit des Ausdruckes, daher leicht verſtändlich, gedichtet; die Einmiſchung joniſcher Formen hatte dieſe Versart ſchon aus alter Zeit herübergebracht. Merkwürdig aber bleibt, daß bis in das dritte Jahrhundert nach Chr. es niemand verſucht haben ſollte, dieſe Erzählungen in ein poetiſches Gewand zu kleiden, was um ſo näher lag, da bereits Sokrates im Gefängniſſe damit den Anfang gemacht hatte, wovon Diogenes das Diſtichon anführt:

> Αἴσωπός ποτ᾽ ἔλεξε Κορίνθιον ἄστυ νέμουσι
> μὴ κρίνειν ἀρετὴν λαοδίκῳ σοφίῃ.

Wir kennen indeſſen nur proſaiſche Sammlungen von Demetrius, Theopompus; das Verhältniß des Babrius und Phädrus mögen andere näher beſtimmen.

Die Frage, ob dieſe Sammlung viele neue ganz unbekannte Mythen enthält, muß verneint werden und findet die nähere Erklärung darin, daß die bisher bekannten proſaiſchen Faſſungen aller Verſchiedenheit ungeachtet mittelbar oder unmittelbar aus Babrius abgeleitet ſind. Doch findet ſich noch die eine oder andere Fabel, welche die Epitomatoren übergangen haben, weil ſie damit nichts anzufangen wußten. Dahin rechnen wir Fabel 15, den Zank des Thebaners und Atheners, ſicher in alter Zeit entſtanden, wo jeder auf ſeinen Heiligen pocht, der eine den Herkules, der andere den Theſeus, und keine Vereinigung zuläßt. Ferner Fabel 21 von den Ochſen, die ſich gegen die Fleiſcher verſchwören, deren politiſcher Urſprung nicht zu verkennen iſt. Nr. 69 vom Hunde, der den Haſen nicht fangen konnte. Endlich Nr. 2, 48, 54 und 116, wovon die erſte und letzte namentlich des Inhaltes wegen übergangen wurden, doch gerade dadurch ihr Alterthum beurkunden.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Oeuvres de Gresset. Par. 1839.

Amaury Duval, Le siége de Paris par les Normands. Vol. 1. 2. Par. 1835.

Dr. E. Brinckmeier, Die provenzaliſchen Troubadours nach ihrer Sprache u. ſ. w., aus den Quellen dargeſtellt. Halle 1844.

M. Ancelot, Oeuvres complètes, précédées d'une notice sur la vie et ses ouvrages par M. X. B. Saintine. Par. 1838.

Rob. Montgomery, Luther or the spirit of the reformation. Lond. 1842.

G. Scholl, Deutſche Literaturgeſchichte. 2. völlig umgearb. Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1844.

K. Gutzkow, Dramatiſche Werke. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

K. Jaromjr Erben, Pjsně Národnj w Cechách. Swazek 1. 2. W. Praze 1842.

A. Jwar Arwidson, Svenska Fornsänger. En samling af Kämpavisor, Volks-Visor, Lekar och

Dansar, samt Barn-och Vallsånger. Del 1—3. Stockholm 1842.

S. Kapper, Slaviſche Melodien. Leipz. 1844.

Rukopis Krolodvorsky a jine vytecnijsie narodnie spevoprawne Basne slovne i verne v povodniem starem jazyku, s pripojenem Polskeho, jusno Ruského, Illyrského, Krainskeho, Hornoluzickeho, Nemeckeho y Anglického prelozenie. Vydana ctorté Vaceslava Hamky. WPraze 1843.

Clemens Brentano's Frühlingskranz. Bd. 1. Charlottenb. 1844.

Christ. Perez de Herrera, Proverbios morales y consejos christianos. Madr. 1618.

Dr. J. Moſen, Die Dreſdener Gemäldegallerie. Leipz. 1844.

Louis Viardot, Notices sur les principaux peintres de l'Espagne. Par. 1839.

K. D. Hüllmann, Staatswirthſchaftlich-geſchichtliche Nebenſtunden. Bonn 1843.

The Medical Times. Lond. 1844.

Dr. F. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menſchen. Bd. I. Abth. 1. 2. Freib. 1843.

F. Martini, Von dem Einfluße der Secretionsflüſſigkeiten auf den menſchlichen Körper und insbeſ. von dem Einfluß der Thränen auf das menſchliche Auge. Th. 2. (Der 1. Theil iſt noch nicht erſchienen). Belle Vue 1843.

C. Wilſon, Compendium der Anatomie des Menſchen. Lief. 1—4. Berl. 1841.

Dr. J. Henle und A. Kölliker. Ueber die Paciniſchen Körperchen an den Nerven des Menſchen und der Säugethiere. Zürich 1844.

Dr. C. A. L. Hübener, Die gaſtriſchen Krankheiten monographiſch dargeſtellt. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Jo. Fernelius, De morbis universalibus et particularibus libri IV posteriores Pathologiae. Lugd. Bat. 1645.

Dr. J. J. Kopp, Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. Bd. 5. Frankf. 1844.

C. G. Neumann, Von den Krankheiten des Menſchen. Specielle Pathologie und Therapie. 5. oder Supplementband. Berl. 1844.

Codex der Pharmakopöe. I. Section. Bd. 1. Leipzig 1841.

J. Buchner, Jahrbuch der Pharmakodynamik für 1844. Leipz. 1844.

Corpus Juris Romani collegit, emendavit adnotatione critica instruxit Carolus Baudi a Vesme, Cuneensis. P. I. Jus antejustinianaeum. T. 2. Codex Theodosianus. Aug. Taurinor. 1839.

Erſter Entwurf des privatrechtlichen Geſetzbuches für den Kanton Zürich. Redakteur des Geſetzes: Dr. Bluntſchli. Th. 1. Perſonen- Familien- Erbrecht. Zürich 1844.

W. Bornemann, Syſtematiſche Darſtellung des Preußiſchen Civilrechts mit Benutzung der Materialien des allgemeinen Landrechts. Bd. 6 und letzter. Berlin 1844.

Dr. C. R. Sachſe, Hiſtoriſche Grundlagen des deutſchen Staats- und Rechtlebens. Vorſtudien zur deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte. Heidelb. 1844.

Fr. Purgold, Der deutſche Anwaltstag zu Mainz. Darmſt. 1844.

Bolten, Ueber Vermögens-Uebergaben und Guts-Abtretungen. Stuttg. 1844.

Dr. L. W. Fiſcher, Teutſches Volk und deutſches Recht. Stuttg. 1844.

Sammlung der Provincial- und Particulargeſetze und Verordnungen, welche für einzelne an die Krone Preußen gefallene Territorien des linken Rheinufers ꝛc. erlaſſen worden ſind. Im Auftrage des Staatsminiſteriums veranſtaltet von J. M. Sittel. Bd. 1. 2. Trier 1843.

H. L. von Strampff, Kritiſche Briefe über den Entwurf für die Preußiſchen Staaten. Berl. 1844.

G. C. R. Rintel, Von der Jury. Münſter 1844.

F. J. Perrot, Verfaſſung, Zuſtändigkeit und Verfahren der Gerichte der preußiſchen Rheinprovinzen in bürgerlichen Rechtsſachen. Th. 2. Verfahren. Bd. 1. Trier 1844.

Nennius und Gildas. Herausgeg. von San-Marte. Berl. 1844.

Gildas, De excidio Britanniae. Ad fidem Codicum Manuscriptorum recensuit J. Stevenson. Lond. 1838.

Seb. Ciampi, Volgarizzamento dei trattati morali di Albertano giudice di Brescia da Soffredi del grazia notaro pistojese fatto innanzi al 1278. Firenze 1832.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ.

(Fortſetzung.)

Unſere proſaiſchen Collectionen ſtammen alle aus chriſtlichen Zeiten; was daher den damaligen Sitten entgegen war oder eine Beleidigung des Göttlichen zu enthalten ſchien, überhaupt was nur für die antike Welt gedichtet war, womit die chriſtliche nichts anzufangen wußte, wurde als unbrauchbar verworfen. Dahin rechnen wir die genannte zweyte Fabel. Ein Bauer hatte im Weinberge ſeine Hacke verloren, niemand wollte etwas davon wiſſen. Er führte alle anweſenden in die Stadt, um dort zu ſchwören; denn die Götter der Stadt ſind allwiſſend und wahrhaftig, auf dem Lande wohnen nur die dummen,

> *τῶν γὰρ θεῶν δοκοῦσι τοὺς μὲν εὐήθεις*
> *ἀγροὺς κατοικεῖν, τοὺς δ' ἐσωτέρω τείχους*
> *εἶναι τ' ἀληθεῖς καὶ τὰ πάντ' ἐποπτεύειν.*

Kaum in die Stadt gekommen vernehmen ſie, daß ein Herold öffentlich tauſend Drachmen als Belohnung dem verkündet, der Anzeige von dem kurz vorher ſtatt gefundenen Kirchenraube mache. Der Bauer wird dadurch belehrt, daß der Gott, der ſeine eigenen Diebe nicht ſelbſt kenne, und für vieles Geld durch Menſchen aufſuchen laſſe, von fremden noch viel weniger wiſſe.

> *ὁ δὲ τοῦτ' ἀκούσας εἶπεν, ὡς μάτην ἥκω.*
> *κλέπτας γὰρ ἄλλους πῶς θεός γ' ἂν εἰδείη,*
> *ὃς τοὺς ἑαυτοῦ φῶρας οὐχὶ γιγνώσκει,*
> *ζητεῖ δὲ μισθοῦ μή τις οἶδεν ἀνθρώπων.*

Wie leicht die Alten Mythen erſonnen haben und ein witziger Gedanke genügte, um ihm die Form einer Fabel zu leihen, lehrt 54. Ein Eunuchus geht zum Opferprieſter, zu ſehen, ob das Opfer ihn mit der Hoffnung auf Nachkommenſchaft erfreue; dieſer fertigt ihn mit doppelſinniger, beißender Rede ab:

> *Εὐνοῦχος ἦλθε πρὸς θύτην ὑπὲρ παίδων σκεψόμενος· ὁ θύτης δ' ἀγνοεῖν παραπλώσας,*
> *ὅταν μὲν εἶπε ταῦτ' ἴδω, πατὴρ γίγνῃ·*
> *ὅταν δὲ τὴν σὴν ὄψιν, οὐδ' ἀνὴρ φαίνῃ.*

Das unverſtändliche *παραπλώσας* der Handſchrift hat der Herausgeber mit *παραπλάσας* verwechſelt, nicht erwägend, daß dadurch das Metrum entſtellt und an die Stelle der Länge eine Kürze geſetzt wird; auch bedeutet das Wort nicht simulans, *πλασάμενος*, ſondern etwas ganz anderes. Derſelbe hat *εἶπ' αὐτοὺς* für *εἶπε αὐτ'*, was die Abſchrift hat, geſchrieben und verſteht es ich weiß nicht von welchen Kindern, wir haben *ταῦτ'* geändert, nämlich *ἱερά*, nach dem Opfer zu urtheilen, werden dir Kinder zu Theil.

Der Mythos 70, die Hochzeit der Götter, enthält in wenigen Verſen einen ſchönen politiſchen Gedanken verſinnlicht:

> *Θεῶν γαμούντων, ὡς ἕκαστος ἐζεύχθη,*
> *παρῆν ἐφ' ἅπασι Πόλεμος ἐν ἑκάστῳ κλήρῳ.*
> *Ὕβριν δὲ γήμας ἣν Ἄρης κατειλήφει,*

ταύτης περισσῶς ὡς λέγουσιν ἠράσθη·
ἕπεται δὲ ταύτῃ πανταχοῦ βαδιζούσῃ.
Μὴ γοῦν ἔθνη που, μὴ πόλεις τὰς ἀνθρώπων
ὕβρις προσεπέλθοι προσγελῶσα τοῖς δήμοις,
ἐπεὶ μετ' αὐτὴν πόλεμος εὐθέως ἥξει·

es iſt dieſelbe Fabel, die nach Theopompus König Philipp dem Herrſcher der chalkidiſchen Städte vorgetragen, Theon cap. 2. ἐν τῇ εἰκοστῇ Θεοπόμπου τῶν Φιλιππικῶν ὁ (μῦθος) τοῦ πολέμου καὶ τῆς ὕβρεως ὃν ὁ Φίλιππος διεξέρχεται πρὸς τοὺς αὐτοκράτορας τῶν Χαλκιδέων, ungewiß, ob vor ihrer Beſiegung als Drohung, daß ihrem Uebermuthe die Strafe folgen ſolle, oder nach der Vernichtung der Städte, daß ſie durch eigene Schuld ſich das Verderben zugezogen haben. Philippus muß dieſen Herrn gegenüber in ſeinem guten Rechte geweſen ſeyn, ſonſt wäre keine Anwendung dieſer Fabel möglich. Daß ſie ſo kurz iſt und unſerm modernen Geſchmacke nicht ganz zuſagt, berechtigt noch nicht zu der Annahme, daß ſie einſt ausführlicher und in größerer Vollendung geweſen iſt. Wir lernen hier den Gebrauch des Mythos in anderer Form kennen, als man bisher anzunehmen gewohnt war. In Nr. 39

Δελφῖνες αἰεὶ διεφέροντο φαλαίναις,
τούτοις παρῆλθε κάρκινος μεσιτεύων·
ὡς εἴ τις ὢν ἄδοξος ἐν πολιτείαις
στάσιν τυράννων μαχομένων εἰρηνεύοι·

hat die Handſchrift zwar am Schluße λείπει, aber es fehlt nichts. Erzählung und Moral — und man merke, wie auch hier die Anwendung eine politiſche iſt — ſind jedes in zwey Verſen dargeſtellt. Dieſem ganz ähnlich iſt Nr. 41

διαῤῥαγῆναί φασιν ἐκ μέσου νώτου
δράκοντι μῆκος ἐξισουμένην σαύραν.
Βλάψεις σεαυτὸν κοὐδὲν ἄλλο ποιήσεις,
ἂν τόνδε λίαν ὑπερέχοντα μιμήσῃ·

alſo auch hier Mythos und Lehre in je zwey Verſen gegeben, und die Vermuthung des Herausgebers, die Fabel ſey mutila iſt nicht beſſer als ſeine uns unverſtändliche Aenderung σεαυτήν, während er den Fehler in τόνδε nicht beachtet hat, und auch oben mehr das Futurum μεσιτεύσων erwartet wird.

Aber manche bekannte Fabel erhält jetzt erſt ihr richtiges Verſtändniß, wie die von den Hunden und Wölfen, 85. Die Aufzählung der verſchiedenen Hundsarten in Griechenland, als creteniſchen, moloſſiſchen, akarnaniſchen u. ſ. w. gegenüber den ganz gleichfarbigen und einheitlichen Wölfen lehrt unverkennbar die politiſche Bedeutung des Mythos, die Entzweyung und verſchiedene Geſinnung der Griechen gegenüber dem auswärtigen einträchtigen Feinde, den Macedoniern oder den Römern. Beſonders beachte man, daß es ein Achäer iſt, der zum Anführer ernannt die Kampfluſtigen zurückhält

κύων δ' Ἀχαιὸς ᾑρέθη κυνῶν δήμου
στρατηγὸς εἶναι, καὶ μάχης ἐπιστήμων
ἔμελλεν, ἐβράδυνεν, οἱ δ' ἐπηπείλουν,
εἰ μὴ προάξει·

und man wird Zeit und Veranlaſſung des Mythos näher beſtimmen können. Merkwürdig iſt der Ausfall auf die Araber, ausgehend von der eigenen Erfahrung des Dichters 57, 12

ἐντεῦθεν Ἄραβές εἰσιν, ὡς ἐπειράθην,
ψεῦσταί τε καὶ γόητες, ὧν ἐπὶ γλώσσης
οὐδὲν κάθηται ῥῆμα τῆς ἀληθείας·

aus der ſpätern byzantiniſchen Geſchichte dafür Belege zu geben, hält nicht ſchwer, für das dritte Jahrhundert aber ſind mir keine im Gedächtniſſe, und doch iſt dieſe Stelle beſonders geeignet, über die Zeit unſers Dichters Aufſchluß zu geben. Bekannte Fabeln ſind vorzüglich ſchön ausgearbeitet, wie 88 die Lerche und die Jungen, 108 die Stadt- und Landmaus, 95 der kranke Löwe, zu welchem zu gehen der ſchlaue Fuchs den eitlen Hirſchen ungeachtet des erſten ſchlimmen Verſuches doch noch einmal zu ſeinem gänzlichen Verderben zu bereden weiß, die ausführlichſte aus 102 Verſen beſtehende und wohl die ſchönſte Fabel, die uns auffallend an die Kunſt und Gewandtheit des Reinecke Fuchs erinnerte. Manchmal muß man ſich über die dem Mythos beygegebene Lehre wundern, wie 22 von dem Manne, der durch ſeine junge und alte Geliebte um die weißen und ſchwarzen Haare kommt und zum Kahlkopf wird:

Digitized by Google

φάσκει δ' ὁ μῦθος τοῦτο πᾶσιν ἀνθρώ-
ποις,
ἐλεεινὸς ὅστις εἰς γυναῖκας ἐμπίπτει·

Nicht immer iſt die Anwendung beygefügt, ſie fehlt ſogar häufig; die proſaiſchen Zugaben ſind aus ſpäterer Zeit, das lehrt die oft falſche Auffaſſung des Gedankens, die Form der Sprache, in welcher chriſtliche Ausdrücke vorkommen, endlich daß ſelbſt, wenn der Autor ſeiner Fabel die Lehre beyſetzt, ſie gleichwohl proſaiſch wiederkehrt. Selbſt zwey proſaiſche Lehren finden ſich z. B. 1, 16 und 83, aus welchen letzteren der Herausgeber durch Hinzuſetzen und Wegnehmen ſelbſt drey Choliamben gemacht und dem Mythos einverleibt hat, weil ſie ziemlich nahe da lagen, obſchon das einleitende *ὅτι* ernſtlich abmahnen mußte. Man könnte auf dieſe Art noch viele Verſe machen. Gleich auffallend iſt die Anwendung der Fabel 34.

Wir begrüßen demnach dieſe Entdeckung der babriſchen Fabeln als einen erfreulichen Beytrag der griechiſchen Litteratur; durch ſie iſt ein Beweis mehr geliefert, daß noch manche Bereicherung möglich iſt, und eifriges Forſchen nicht unbelohnt bleibt.

Die metriſche Form iſt in dieſen Gedichten häufig und ſo arg verletzt, daß man ſich ſchwer überzeugen kann, der Dichter, der doch ſelbſt behauptet, er habe ſeinen Jambus *καθαρῷ χρυσίῳ* geſchmückt, trage die Schuld ſolcher Fehler. Daß am vierten Fuße der Spondäus *δὲ ζῶντας* 14, 4. *τὸ ζῆν* 31, 23 ſteht, hat der Herausgeber, bey welchem metriſche Kenntniß wohl der ſchwächſte Theil ſeines Wiſſens iſt, erkannt und vergebens entſchuldigt, auch an einigen Stellen durch Umſtellung nachgeholfen, wie 12, 1; 95, 8 und 63; 96, 6. Aber das Uebel iſt weit ärger als er geahnt hat. Wer wird es wagen, durch Emendation Verſe zu beſſern, wie die nachfolgenden?

36, 1. *δρῦν αὐτόῤῥιζον ἄνεμος ἐξ*
δρυὸς ἄρας
70, 7. *ὕβρις ἐπίλθοι προςγελῶσα τοῖς*
δήμοις
42, 5. *ὁ μάγειρος ἐκτὸς ἐξέῤῥιψε τοῦ*
τοίχου
95, 77. *λίην ἄπιστον πειράσας σε καὶ*
κούφην
29, 5. *μὴ λίαν ἐπαίρου πρὸς τὸ τῆς*
ἀκμῆς γαῦρον
107. 10. *καὶ φιλαγρευταῖς ἐμπεσὼν νεα-*
νίσκοις
91, 4. *τὸν ταῦρον ἐμβάντα τοῖς κέ-*
ρασιν ἐξώθει
106, 3. *ὅσων ἀρίστην ὀριτρόφων φυὴν*
ἔγνω

Mag man davon auch einiges wie die Kürzen von *λίαν*, von *ἰατρός* 75, 11. 15 entſchuldigen, immer beweiſt es einen ganz ſpäten Verfaſſer; ein Dichter, der ſich ſolches erlaubt, iſt kein Dichter, im Geiſte der Alten nicht, wenn auch die Neuern dergleichen leicht hin nehmen

aut operae celeris nimium curaque ca-
rentis,
aut ignoratae premit artis crimine turpi.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

J. H. Kurtz, Beyträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuchs. Beytrag 1. Nachweis der Einheit von Gen. I—IV. Königsb. 1844.

G. A. Meier, Die Lehre von der Trinität in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung. Bd. 1. Hamburg 1844.

Dr. W. H. D. Köllner, Symbolik der heiligen apoſtoliſchen römiſchen Kirche. Hamburg 1844.

Dr. J. L. Hug, Gutachten über das Leben Jeſu, kritiſch bearbeitet von Dr. F. Strauß. 1. 2. Freiburg 1844.

Dr. P. J. Elvenich, Der Hermeſianismus und Johannes Perrone, ſein römiſcher Gegner. Abth. 1. Breslau 1844.

Dr. J. B. Baltzer, Theologiſche Briefe als Fortſetzung des Breslauer Streits über das chriſtliche Seligkeitsdogma. 1 Seele. Mainz 1844.

Digitized by Google

Vanbrugh Livingston, An enquiry into the merits of the reformed doctrine of Inputation. New York 1843.

L. Feuerbach, Das Weſen des Glaubens im Sinne Luthers. Ein Beytrag zum „Weſen des Chriſten-thums.“ Leipz. 1844.

Raccolta di documenti ovvero avvertimenti spirituali ed esortatari . . Venezia 1779.

Eus. Nieremberg, Epistolas. Madr. 1649.

Barth. Tortoletto, Sacrosancta Vaticana Petra. Romae 1644.

Ant. Nehrissen, Hymnorum recognitio. Granada 1549.

C. A. Begin, Histoire de ls cathédrale de Metz. T. 1. 2. Metz 1842.

A. J. C. Mengert, Die erſten chriſtlichen Miſſionäre unter den Teutſchen. Bayreuth 1844.

Ch. Verdiere, Essai sur Aeneas Sylvius Piccolomini (Pius II. Papa) Paris 1843.

J. Sanseverino, Ab excessu Christi rerum ecclesiasticarum libri III. 2 Volls. Liburni 1788—90.

J. A. Saxius, Archiepiscoporum Mediolanensium series historicochronologica. T. 1—3. Mediolani 1755.

Nunziatura in Irlanda di M. Gio. Batista Rinuccini, arcivescovo di Fermo negli anni 1645 a 1649, publicata per la prima volta su' Mss. originali della Rinucciniana, con documenti illustrativi per cura di G. Aiazzi. Firenze 1844.

W. Haan, Kirchlich ſtatiſtiſches Handbuch für das Königreich Sachſen. Dresden 1838.

J. A. Gabutius, Do vita et rebus gestis Pii V. Pont. Max. libri res. Romae 1655.

Evan, Sketch of the various denominations of the christian world. Lond. 1841.

Ben. Davanzati, Notizie al Pellegrino della basilica di Santa Prassede. Roma 1725.

Nic. Alomannus, De lateranensibus parietinis restitutis dissertatio historica. Romae 1625. 4.

Fr. Bermudez de Pedraza, Historia eclesiastica principios y progressos de la ciudad y religion catolica de Granada. Granado 1639.

Luis de Sousa, Historia da S. Domingos particular do reino e conquistas de Portugal. P. 1—4. Lisboa 1767.

Al. del Poço, Historia de lo milagrosa imagen de nuestra Señora de las Caldas y su convento. Vidas del padre Juan Malfaz y vida de la Señora M. Anna Velarde de la Sierro. S. Sebastian 1700.

Th. Caetano de Bem, Memorias historicas chronologicas da sagrada religião dos clerigos regulares em Portugal e suas conquistas na India oriental. T. 1. 2. Lisboa 1792—94.

Memorias historicas e appendix segundo a disposição quarta do colleção das disposições do superior provincial . . . da ordem Terceira de S. Francisco em Portugal. Lisboa 1794.

Fr. de Santa Maria, O ceo aberto na terra. Historia das sagradas congregações dos Conegos Seculàres de S. Jorge em Alga de Venesa e de S. João evangelista em Portugal. Lisboa 1697.

Fr. Eg. Leoindelicato, Jardim Carmelitano, historia chronologica e geografica. Lisboa 1741.

Fr. Juan de San Antonio, Franciscos descalzos en Castilla la vieja, chronica de la santa provincia de San Pablo. T. 1. 2. Salamanca 1728.

Jos. de Seabra da Sylva, Deducção chronologica e analytica na quale se manifestão os horrorosos estragos que o Companhia denomnada de Jesus fez en Portugal. Lisboa 1768.

Balth. Telles, Chronica da companhia des Jesu na provincia de Portugal. Lisb. 1645.

Al. de Saint-Priest, Histoire de la chûte des Jèsuites au 18 siècle (1750—1782) Par. 1844.

Fr. Xarque, Insignes missioneros de la compañia de Jesus en la provincia del Paraguay. Pamplona 1687.

Fr. de Sousa, Oriente conquistado a Jesu Christo pelos padres da companhia de Jesus da Provincia de Chos. T. 1. 2. Lisb. 1710.

Memorial al rei nuestro Señor sobre la execucion del Breve de la Santidad de Innocencio X.

Berth. Guerreiro, Gloriosa coroa désforcados religiosos da companhia de Jesu. s. l. 1642.

Cartas que los padres y Hermanos de la compañia de Jesus, que andan en los Reynos de Japon escrivieron a los dela misma Compañia. Alcala 1575.

Gasparin, Die allgemeinen Intereſſen des Proteſtantismus in Frankreich. Eſſen 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ.

(Schluß.)

Wir werden uns freuen, wenn ein Kundigerer die Löſung giebt, die wir nicht wiſſen; denn das plura nitent geſtehen wir vollkommen zu. Die ſicher emendirende Hand iſt erſt zu erwarten; ſo iſt 11, 2

Εἴνη θελήσας περιβαλεῖν τις αἰτίῃ

nicht dem Dichter zuzuſchreiben und wie Boiſſonade will für *βλάβῃ* im ſeltenern Sinne zu nehmen mit einer joniſchen Dehnung, die er p. 204 vertheidigt, ſondern es iſt *αἰκίῃ* zu corrigiren, was der Gedanke fordert, vergl. 21, 7. 91, 3. Auch 50, 4

ὁ δ' οὐ προδώσειν ὄμνυ· ἡ δ' ἀπεκρύφθη

geht vielleicht nicht vom Dichter aus, wo überdieß das Fehlen des Augments zu beachten iſt, geholfen wird durch *ὤμοσ'*. Daß der Herausgeber 36, 7 den Hiatus *τε ὤν* ſtehen ließ für *τ' ἐών*, zeigt wie ſo vieles ſeine Schwäche in dieſen Dingen; auch *δύο* iſt ihm ein Jambus 35, 1. 66, 3, alſo *ο* eine Länge. 95, 47

πάλιν δὲ κερδῶ καθικέτευε φωνήσας.

wird das Metrum durch *καθικέτευε* hergeſtellt, ſo wünſchenswerth auch der Jambus am fünften Fuße bliebe. Auf dieſe Art iſt mancher Vers, der jetzt eine modern griechiſche Form hat, nicht als vom Dichter ausgegangen zu betrachten, wie

40, 4. *ἔμπροσθεν ἤδη τάχ' ὄπισθεν μου βαίνει*

95, 4 *ὁ δ' ἀτεχνὴς ἰατρὸς εἶπεν εἰσβαίνων.*

Den Anapäſt am fünften Fuße erinnern wir uns nur zweymal geleſen zu haben 18, 11 *ἀλέην πλείω* und 104, 7 *ἐπιεικείης*, wofür Boiſſonade *ἐπιεικείης* geſchrieben hat.

Von Seite der Sprache iſt der häufige Gebrauch des Plusquamperfectum zu merken, wovon Boiſſonade Beyſpiele p. 32 geſammelt hat, die noch vermehrt werden können; anderes iſt 53, 5 *συνηντήκοις*, 6 *ὑπηντήκοις*, 8 *συναντήσοις*. 95, 82 *μηδ' ἐπτόησο*. 50, 16 *μου μνήσκου*. 123, 6 *ἐλπίδων ἀτευκτήσας*. 107, 16 *ἀντιζωγρήσας*. 25, 8 *ἐπεστάθησαν*, blieben ſtehen. 57, 8 *ἐπισταθῆναι*. 101, 4 *ἀποστατήσας*. 103, 12 *σταθεῖσα*. 105, 3 *σταθείς*, was alles auf ſpätere Zeit hinweiſt. Nicht ſelten iſt *ζώειν* 25, 1. 95, 4. *ζώει* 95, 21. 35, 6, aber *ζώοιο* 103, 17 iſt ein Ungethüm und auch der ſpäteren Zeit nicht zuzutrauen, wohl nichts als ein Schreibfehler für *σώζοιο*. 12, 7 *φιλτάτη ζώεις*, was wir fragend nehmen, Theuerſte, lebſt du noch? Der Optativ, den der Herausgeber geſetzt hat, paßt nicht zur Anrede. 114, 1 *ηὔχει . . ὡς λάμπειν* rühmte ſich, daß ſie leuchte. Solche Formen und Conſtructionen, die wir nicht alle anführen wollen, beweiſen mit andern, daß wir nicht einen Dichter aus der Zeit Auguſtus, ſondern einen viel ſpätern vor uns haben. Die Sammlung muß einſt reicher geweſen ſeyn, als wir ſie beſitzen; das Fragment, das S. 242 aus Tzetzes mitgetheilt iſt, enthält den Anfang einer Fabel, welche mit *Γάλλοις ἀγύρταις* beginnt, in unſerer Handſcheift aber nicht zu finden iſt; das Buch war vielleicht, ſeit es aus der Hand des Verſificator hervorgegangen iſt, man=

Digitized by Google

chen Veränderungen unterworfen, die wir nicht zu beſtimmen vermögen.

Von dem Verdienſte des Herausgebers bedauern wir, nicht ſo rühmliches, wie wir gerne wünſchten, ſagen zu können. Dank verdient, daß auf Fabeln desſelben oder ähnlichen Inhalts hingewieſen iſt. Wenn er auch in der Dedication an den Miniſter ſagt: fabulas ut potui diligentissime pro temporis angustiis et doctrinae tenuitate recensitas et editas, ſo finden wir doch das Geleiſtete ſchwächer als wir erwarteten; man iſt bey Boiſſonade gewohnt, abſeits geführt zu werden, und wir wollen ihm dieſe Sitte nicht verargen, ſo ungeeignet ſie auch ſeyn mag. Auch tadeln wir nicht, daß er die Fabeln zu wenig recenſirt, wohl aber, daß er zu weit gegangen und zu viel falſches hineingebracht hat, was mit der nöthigen Kenntniß der Sprache und des Metrums gewiß nicht geſchehen wäre. Ihm iſt das Princip der Kritik, das verdorbene im Texte zu behalten, ſo lange nicht zuverläſſiges aufgefunden iſt, ganz unbekannt; er glaubt das unverſtändliche oder unrichtige mit jedem wenn auch noch ſo unwahrſcheinlichen vertauſchen zu müſſen, und hat dadurch dem Texte mehr geſchadet als genützt. Im Prologe v. 10 hat die Handſchrift

ἐλάλει δὲ πέτρα καὶ τὰ φύλλα τῆς πεύκης,
ἐλάλει δὲ πόντιος ἰχθὺς Βράγχε νηῒ καὶ ναύτῃ.

Boiſſonade aber giebt im Texte δελφὶς, um das erforderliche Metrum herauszubringen; aber wie ſollte jemand dieſes bekannte Wort mit πόντιος ἰχθὺς zu erklären ſich veranlaßt fühlen, und dieſe Erklärung ſpäter das eigentliche Wort verdrängen? Er ſelbſt bemerkt, daß man vielleicht ſchreiben müſſe

καὶ πόντιος ἰχθὺς Βράγχε νηῒ καὶ ναύτῃ.

und wenn er von ſeinem δελφὶς ſagt: de ipso tamen vocabulo multum incertus, quum fabulam non meminerim, in qua delphinus et navis nautaeque fuerint inter se locuti, warum hat er den Text interpolirt? er mußte das unſichere beybehalten und durfte dieſem nicht ein noch unſichreres unterſtellen. Mir ſcheint ſchon die Wiederholung des Verbum ἐλάλει anzudeuten, daß auch in dieſem Verſe etwas lebloſes, nicht belebtes als mit der Sprache begabt gedacht werden ſoll, wie πέτρα und φύλλα, woraus ſich von ſelbſt ergeben würde

ἐλάλει δὲ πόντος Βράγχε νηῒ καὶ ναύτῃ.

das Meer redet Nr. 71. Durch eigene Schuld bringt er den Dactylus in den zweyten Fuß 89, 5

ἔγωγ' οὐ περυσινὸς ὃς ἐπ' ἔτος ἐγεννήθην

der Codex hat ἐγὼ οὐ ohne ὅς. Gut, daß Boiſſonade den metriſchen Fehler im vorhergehenden Verſe

σύ με τί πέρυσι μικρὸς ὢν ἐβλασφήμεις;

nicht bemerkt hat, er würde ihm nicht glücklicher nachgeholfen haben. Sind in der Handſchrift Lücken oder Fehler, ſo kann man allgemein annehmen, daß der Herausgeber ſelten das richtige getroffen, wohl aber gewöhnlich das falſche noch vermehrt hat, wie in dem ſchönen Epiloge 12, 24

παραμυθία τίς ἐστι τῆς κακῆς μοίρης
λόγος σοφὸς καὶ μοῦσα καὶ φυγὴ πλήθους·
λύπη δ' ὅταν πάλαι τις εὐσθενῶν ὀφθῇ
τούτοις ταπεινὸς αὖθις οἷς συνοικήσῃ.

Hier iſt πάλαι von Boiſſonade, οἷς aber für das handſchriftliche ὧν geſetzt. Dadurch ſind die Worte οἷς συνοικήσῃ ganz überflüßig, und der Conjunctivus iſt gegen alle Grammatik; wie leicht aber war es, den Gedanken und die Sprache in dieſen Verſen herzuſtellen!

λύπη δ' ὅταν τις οἷσιν εὐσθενῶν ὤφθη,
τούτοις ταπεινὸς αὖθις ὧν συνοικήσῃ.

23, 8 ein Hirt hat einen Stier verloren, er gelobt ein Lamm dem Hermes, wenn er den Dieb finde, eilt auf einen Hügel, und ſieht den Löwen beſchäftigt, den geraubten Stier zu verzehren:

δυστυχὴς δ' ἐπαρᾶται
καὶ βοῦς προσάξειν, εἰ φύγοι γε τὸν κλέπτην.

Dazu theilt Boiſſonade die Note Minas' mit: la particule γε fait une dissonance, quoique cette phrase soit une imitation de cette d'Homère εἴ κεν θάνατόν γε φύγοιμεν. Er ſelbſt bemerkt dagegen: quid sit dissoni equidem non video, homo barbarus, vollkommen richtig, denn an dieſer grie-

Digitized by Google

chiſchen Weisheit iſt nichts; aber er hätte auch ſehen ſollen, daß im vorausgehenden ἄρνα λοιβὴν παρασχεῖν, εἰ λάβοιτο τὸν κλέπτην jenes falſche ungrammatiſche λάβοιεο ſelbſt nichts anders als λάβοι γε iſt, das zuletzt in εἰ φύγοι γε τὸν κλέπτην abſichtlich und ſcherzend wiederholt wird. Ferner hätte, wenn auch προσάξειν richtig iſt, doch βοῦν verbeſſert werden ſollen, denn nicht die ganze Heerde, nur einen Ochſen, wie oben ein Schaf, will er geben. Manchmal nimmt der Herausgeber an einer Form allerdings Anſtand, dringt aber nicht durch, wie 59, 12 im Tadel des Momus

τοῦ δέ γ' ἀνθρώπου
μὴ σχεῖν θυρωτὰ μηδ' ἀνοικτὰ τὰ στήθη,
ὡς ἂν βλέποιτο τὸν πέλας τί βουλεύοι·

er meint βλέψοιτο würde weniger auffallen (?); die Verbeſſerung liegt nahe da

ὡς ἂν βλέποι το τοῦ πέλας τί βουλεύει

Die gegebenen Beyſpiele ſollen genügen, daß unſer Tadel gegen einen würdigen Gelehrten, deſſen Verdienſten wir alle Achtung und Anerkennung zugeſtehen, nicht ungegründet war; es widerſtrebt unſerm Gefühle, mehr, als die Sache und die Wahrheit ſelbſt foderte, aufzuhäufen, wie wir denn auch gerne die erforderliche Berichtigung des Textes den kritiſchen Geiſtern überlaſſen, die mit mehr Talent ausgeſtattet alles falſche aufzuſpüren und das wahre an deſſen Stelle zu ſetzen vermögen.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Einleitung und Nachträge zur erſten Auflage des erſten Bandes von Dr. C. Riffel's chriſtlicher Kirchengeſchichte der neueſten Zeit. Mainz 1844.

Titi Flavii Clementis viri consularis et Martyris tumulus illustratus. Urbini 1727.

Relazione dello scuoprimento e ricognizione fatta in Ancona dei sacri corpi di S. Ciriaco, Marcellino e Liberio. Roma 1756.

Ach. Jubinal, La Légende latine de S. Brandaines. Par. 1836.

V. de Falloux, Histoire de Saint Pie V, pape, de l'ordre des frères prêcheurs. T. 1. 2. Paris 1844.

Fr. H. D. Christianopulus, De S. Exuperantio Cingulanorum episcopo deque ejus vitae actis liber singularis. Romae 1771. 4.

G. Cardoso. Agiologio Lusitano dos Sanctos. T. 1—4. Lisboa 1652—54.

J. de Lucena, Historia da vida do padre Francisco de Xavier, e do que fizerão na India os mais Religiosos da companhia de Jesu. s. l. 1600.

R. Alb. Faci, Aragon, reyno de Christo y dote de Maria fundado sobre la columna immobil de Nuestra Señora en su ciudad de Zaragoza. P. 1. 2. Zaragoza 1739.

Constituciones y nuevas addiciones synodales del opispado de las Canarias. Madr. 1737. 4.

Juan Luis Lopes, Historia legal de la bula llamada in coena Domini. Madr. 1760.

Regimento do Santo officio da inquisição dos reinos de Portugal. Lisboa 1774.

Dr. H. Fr. Jacobſon, Urkundenſammlung von bisher ungedruckten Geſetzen nebſt Ueberſichten gedruckter Verordnungen für die evangeliſche Kirche von Rheinland und Weſtphalen. Königsberg 1844.

— — Geſchichte der Quellen des Kirchenrechts des Preußiſchen Staates mit Urkunden und Regeſten. Th. 1. Die Provinzen Rheinland und Weſtphalen. Bd. 3. das evangeliſche Kirchenrecht. Königsberg 1844.

Dr. J. F. L. Merzdorf, Bibliothekariſche Unterhaltungen. Mit Urkunden. Oldenb. 1844.

Th. Chr. Fr. Enslin, Bibliotheca medico-chirurgica et pharmaceutico-chemica. Leipz. 1841.

The christian Remembrancer; a monthly magazine and review. Vol. I. Lond. 1841.

C. Gervais, Die Gründung der Univerſität Königsberg und deren Säcularfeyer 1644 und 1744. Danzig 1844.

Compendio historico do estado da universidade de Coimbra. Lisb. 1772.

Digitized by Google

J. F. Fabricius, Notizen über die Einführung und Ausbreitung der Buchdruckerkunſt in Amerika. Leipz. 1841.

F. Exner, Ueber Leibnitzens Univerſal-Wiſſenſchaft. Prag 1843.

Rendiconto delle adunanze e dé lavori dell' accademia delle scienze seziono della societá reale borbonica di Napoli. T. I. Napoli 1842.

Rock 1844. pod wzgledem oswiaty, przemystu i wypadków czasowych. Poznam 1844.

Dr. J. Schaler, Vorleſungen über Schleiermacher. Halle 1844.

K. Chr. Fr. Krauſe, Handſchriftlicher Nachlaß. Abth. I. Götting. 1843.

K. Gutzkow, Aus der Zeit und dem Leben. Leipzig 1844.

Dr. F. E. C. Dietrich, Abhandlung für Semitiſche Wortforſchung. Leipz. 1844.

Duarte Nunez de Liao, Orthographia da lingoa Portuguesa. Lisb. 1576.

Grommatica philosophica da lingua Portugueza por J. S. Barboza. Lisboa 1822.

Dr. J. Fölſing, Lehrbuch der engliſchen Sprache. Th. 1. 2. Berlin 1843.

B. M. de Cannecattim, Diccionario da lingua Bunda. Lisboa 1804.

Dr. G. E. F. Lieberkuehn, Vindiciae librorum injuria suspectorum. Lips. 1844.

Dr. J. Chr. F. Bähr, Geſchichte der römiſchen Literatur. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Carlsruhe 1844.

Euclide, Les oeuvres en grec, en latin et en français, d'aprés un menuscrit trés-ancien qui était resté inconnu jusqu'à nos jours, par F. Peyrard. Vol. 1 — 3. Paris 1814 — 18.

O. F. Gruppe, Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoräer. Berlin 1840.

Dr. O. F. Gruppe, Ueber die Theogonie des Heſiod, ihr Verderbniß und ihre urſprüngliche Geſtalt. Berlin 1841.

G. P. E. Groshans, Prodromus Faunae Homeri et Hesiodi. Lugd. Bat. 1839.

J. C. Glaſer, Die Metaphyſik des Ariſtoteles nach Compoſition, Inhalt und Methode dargeſtellt. Berl. 1841.

C. E. Geppert, Ueber den Urſprung der Homeriſchen Geſänge. Th. 1. 2. Leipzig 1840.

F. G. Eichhoff, Etudes grecques sur Virgile. Vol. 1 — 3. Paris 1825.

C. J. Tornberg, Annales regum Mauritaniae ab Abul-Hasan Ali Ibn Ali Zer' Fesano conscriptos. T. I. fasc. 2. Upsaliae 1843.

Mah. Cas. Ferischta, Tarikh-i-Ferischta or history of the rise of the Mahomedan Power in India till the year A. D. 1612 by Mahomed Has. Ferischta of Astrabad. Ed. by J. Briggs, assisted by Mushtak. Vol. 1. 2. Bombay 1831.

Der Koran. Aus dem Arabiſchen wortgetreu neu überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen von Dr. L. Ullmann. Crefeld 1840.

Zeitſchrift für vergleichende Erdkunde. Herausg. von J. G. Lüdde. I. Jahrg. Magdeb. 1842.

J. G. Sommer, Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe. Jahrg. 22. für 1844. Prag 1844.

J. Ruſſegger, Reiſen in Europa, Aſien und Afrika. Bd. 8. Stuttgart 1844.

Recueil de voyages et de mémoires, publié par la société de géographie. T. VII. p. 1. Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue Berbère, composés par feu Venture de Paradis, révus par Amédée Jaubert. Paris 1844.

E. H. Röttger, Briefe über Hinter-Indien. Berlin 1844.

Fr. X. Ribeiro de Sampaio, Diario da viagem que em visita, e correição das provoaçoẽs da Capitania de S. Joze do Rio Negro Fez o ouvidor, e intendente geral da mesma. Lisboa 1825.

Dr. J. Gambihler, Handbuch für Reiſende nach London. München 1844.

Granier de Cassagnac, Voyage aux Antilles françaises, anglaises, danoises, espagnoles à Saint-Domingue et aux états-unis d'Amérique. P. 1. 2. Paris 1842 — 44.

Fr. v. Daum, Bemerkungen über die Landwirthſchaft, das Klima und die Vegetation in Südfrankreich, Wälſchland und Malta. Charlottenb. 1844.

J. A. Tyroff, Neues adeliges Wappenbuch. Bd. 4. Th. 2. 3. Schluß. Nürnb. 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Introductory lectures on modern history delivered in the term 1842 . . by Thomas Arnold D.D. Regius professor of modern history in the University of Oxford and Head master of Rugby School. Oxford 1842. S. 404 gr. 8.

Dieſes Buch, deſſen Erſcheinen der Verf. nicht erlebt hat, iſt in mehr als einer Beziehung merkwürdig. D. Arnold hatte ſich als Pädagog, als Erklärer des Thucydides, und durch den erſten Theil ſeiner römiſchen Geſchichte (Gel. Anz. VII. 209) rühmlichſt hervorgethan, eine nähere Bekanntſchaft mit der neueren Geſchichte aber noch nicht gemacht, wenigſtens nicht beurkundet, als er zum Lehrer dieſes Faches an der Univerſität Oxford ernannt wurde. Die wenigen Vorleſungen, die er in dieſer Eigenſchaft hielt, und die hier abgedruckt ſind, machten nicht nur auf eine ungewöhnlich zahlreiche, aber Anfangs gegen ihn meiſt ungünſtig oder doch mißtrauiſch geſtimmte Verſammlung den befriedigendſten Eindruck, ſondern ihnen wird theilweiſe, vielleicht nicht mit zureichendem Grunde, diejenige Erweckung zugeſchrieben, deren Theilhaber ſeit Kurzem ſich Jung-England nennen laſſen; (nicht als Gegenſatz, vielmehr als Rückkehr zu Alt-England.) Auch davon abgeſehen, verdient übrigens das Buch, ſeines Gehaltes wegen, die Aufmerkſamkeit der Freunde der Geſchichte.

Es beginnt mit dem Vortrage welchen der Verf. zum Antritte ſeines neuen Amtes gehalten hat (inaugural lecture.) Hier wird zuerſt die Obliegenheit des Lehrers der Geſchichte an einer hohen Schule beſtimmt: nicht, zu erzählen, ſondern ſeine Zuhörer erſtens zur Erkenntniß des Weſens und des Werthes der Hiſtorie, zweytens zur Bekanntſchaft mit derſelben vermöge eigener Arbeit anzuleiten. Den erſten Punct behandelt der Verf. in dieſem einleitenden Vortrage, woraus Ref. nur anführen will, daß die Geſchichte in der gewöhnlichſten Bedeutung für die „Lebensbeſchreibung eines Staates“ erklärt wird, eine Geſchichte der Menſchheit alſo dem Verf. ſo fremd ſcheint als eine Univerſalgeſchichte.

Zwey anſprechende Bemerkungen eröffnen die erſte Vorleſung. Der Verf. bekennt offen die Unzulänglichkeit ſeiner Kenntniß der neueren Geſchichte, benützt aber dieſes Geſtändniß um ſeine Zuhörer aufmerkſam zu machen, wie nöthig es ſey, daß man ſich der Grenzen ſeines Wiſſens immer bewußt bleibe. Ferner ſagt er voraus, Manche würden an mancher ſeiner Behauptungen Anſtoß nehmen, weil in dem Vortrage über die neuere Geſchichte faſt alle die großen Fragen, worüber die Meynungen ſo getheilt ſeyen, berührt werden müßten; zugleich aber ſpricht er ſeine Zuverſicht aus, am Ende würden die Gegenſätze minder ſchroff ſeyn, weil jede ruhig und aufrichtig geführte Unterſuchung, wo nicht Vereinigung der Anſichten, doch Annäherung der Gemüther bewirke, und weil ſich zeigen würde, wie die hiſtoriſchen Wahrheiten ſich weſentlich von den Meynungen aller Partheyen unterſcheiden.

Um das Studium der neueren Geſchichte — ſo viel ſchwieriger als der alten, wegen ihres ohne

Digitized by Google

Vergleichung größeren Gebietes und Quellen Reichthums — zu beginnen, räth der Verf., mit einer nicht ſehr ausgedehnten Periode, z. B. Frankreich im 15. Jahrhundert, den Anfang zu machen, und zwar ſo, daß man zuerſt einen gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, (in dem angenommenen Falle, Comines) dann einen oder einige der entgegengeſetzten Seite leſe, hiernächſt mit den wichtigſten Urkunden der Periode, Verhandlungen und Verträgen, Geſetzen und Verordnungen, endlich mit der Litteratur des Zeitraumes ſich bekannt mache. Den Schrecken zu vermindern, welchen dieſe Zumuthung erregen könnte, giebt er Anleitung zu einer das Geſchäft abkürzenden Auswahl, zeigt aber dabey, daß man ſich weder auf die Benützung litterarhiſtoriſcher Werke einſchränken noch auf bloße Auszüge verlaſſen dürfe, die oft ſeltſam verſtümmelt ſeyen, wie er an einer von Mosheim übel ausgezogenen und auf deſſen Wort von Anderen, z. B. Robertſon, angeführten Stelle aus dem Leben des h. Eligius nachweist. Damit aber, fährt er fort, ſey zwar Kunde des Einzelnen, nicht aber Einſicht in das Ganze gewonnen, die man von der Vergangenheit nicht erlangen könne, wenn man ſie von der Gegenwart nicht habe. Darum ſey von gelehrten Alterthumsforſchern über die alte Welt ſo wenig lehrreich geſchrieben worden, weil ſie Fremdlinge in ihrer eigenen Zeit geweſen; wogegen minder gelehrte, ſelbſt befangene, dabey aber weltkundige Leute, z. B. Mitford, lebendige Darſtellungen geliefert haben. Nun ſey es freylich ſchwer, namentlich in früher Jugend, eine richtige Vorſtellung von der Gegenwart zu ſchöpfen. Einigermaſſen jedoch laſſe dieß ſich dadurch erzielen, daß man das Studium einer fernen Periode mit den jüngſten Bearbeitungen derſelben beſchließe, indem aus ſolchem gemeiniglich die Anſicht der neueſten Zeit abzunehmen ſey, der wir uns zwar keineswegs zu unterwerfen haben, deren Vergleichung mit der von uns ſelbſt gefaßten Vorſtellung jedoch ohne Zweifel dieſe zu berichtigen dienen werde. Sey man auf ſolche Weiſe zum Verſtändniß einer Periode gelangt, ſo verſtehe man die Hiſtorie. Denn das ſorgfältige Studium einer Periode ſey der Weg, ſich jeder andern zu bemeiſtern.

Die zweyte Vorleſung theilt die neuere Geſchichte in zwey ungleiche Hälften ab, deren erſte das Mittelalter begreift, die zweyte von dem ſechzehnten Jahrhundert anhebt. In der erſten iſt die Geſchichte einfacher, in der andern verwickelter. Einfacher iſt ſie in jener, weil dort der ſelbſtthätigen Elemente der Geſellſchaft ungleich weniger, und weil in den Beſtandtheilen dieſer Elemente ſelbſt weniger Mannigfaltigkeit war. Gleichwohl hat die Auffaſſung auch dort nicht geringe Schwierigkeiten zu beſiegen, wie an Beyſpielen nachgewieſen wird.

In der dritten Vorleſung wendet ſich die Betrachtung auf die neuere Zeit vom 16. Jahrhundert an. Zuerſt wird die Wichtigkeit einer gründlichen Kenntniß der Geographie für die hiſtoriſche Erkenntniß dargethan und an dem Beyſpiele von Italien verdeutlicht. Hierauf wird, ohne den Zuſammenhang der inneren und der äußeren Geſchichte der Staaten zu verkennen, die letztere zuerſt in Betrachtung genommen, und als die allgemeinſte Richtung derſelben das Streben nach Vergrößerung oder Abrundung erkannt, welches, ſo weit es auf Verwandtes und Gleichartiges gerichtet iſt, gelingt, wo es aber darüber hinausgeht, wie bey Spanien, dann bey Oeſterreich, zuletzt und zweymal bey Frankreich, durch glücklichen Widerſtand gebrochen wird. Das vorwaltende in dieſer äußeren Geſchichte iſt der Krieg. Der aber ſetzt eine Bereitſchaft von Mitteln voraus, deren Aufweiſung der Staatswirthſchaft anheimfällt, und deren Wahl eben ſo auf das Innere zurückwirkt, wie andererſeits aus dem Inneren der Krieg Verſtärkung ſeiner Antriebe und Beſtimmung ſeiner Aufgaben empfängt. Hier wird von dem Werthe ſtaatswirthſchaftlicher Erörterungen für die Hiſtorie geſprochen, den der Verf. ſchon in dem einleitenden Vortrage S. 23 gegen Abgeneigte in Schutz genommen hatte.

Eingangs der vierten Vorleſung, die der Kriegsgeſchichte gewidmet iſt, wird dem Einwurfe begegnet, daß nur Leuten vom Fache das Verſtändniß dieſes Theiles der Geſchichte erreichbar ſey. Das allgemein Lehrreiche daran wird durch Beyſpiele erläutert, unter anderen durch den oft verkannten Erfahrungsſatz, daß ein geübtes Heer über ungeübte, wenn auch zahlreiche und muthvolle Schaaren im-

Digitized by Google

mer den Sieg erringe, und Kriegsübung ein ſchwächeres Geſchlecht zum Meiſter eines ſtärkeren mache. Weiterhin wird der Unterſchied des regelmäßigen und des unregelmäßigen, des gerechten und des ungerechten Krieges, dann die Ausdehnung des Kriegsrechts und deſſen Verhältniß zum Völkerrecht in Betrachtung gezogen.

Die fünfte Vorleſung geht auf die innere Geſchichte der Staaten über, zu deren Verſtändniß die Bekanntſchaft mit dem griechiſchen und römiſchen Alterthume und deſſen großen Geſchichtſchreibern eine gute Vorbereitung gewährt. Eine einzige Hauptrichtung, wie oben an der äußeren Geſchichte, iſt an der inneren nicht zu entdecken; und obwohl im Großen angenommen werden darf, bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts ſey die Bewegung religiöſer, von da an politiſcher Art geweſen, (dort ſey um Veränderungen in der Kirche, hier um ſolche in dem Staate geſtritten worden,) ſo iſt doch weder dieſe Bezeichnung erſchöpfend, da noch mehrerley andere Richtungen dazwiſchen kamen, noch darf jene Unterſcheidung ſtreng genommen werden, da religiöſer und politiſcher Zwiſt, vornehmlich in der erſteren Periode vielfach gemiſcht, oft einer in den andern verkleidet war. Dieß wird hier an der engliſchen Geſchichte unter Eliſabeth, ſodann in der ſechsten Vorleſung an derſelben unter den zwey folgenden Regierungen gezeigt; ſtets in der Abſicht Beyſpiele zu geben, wie auf die letzten Gründe einzudringen und das Weſentliche von dem Zufälligen zu ſcheiden ſey.

Die ſiebente Vorleſung überblickt die engliſche Geſchichte ſeit Wilhelm III. und ſtellt als Ergebniß auf: daß Gegenſtand des Strebens und Widerſtrebens bloß verneinende Freyheit, d. h. Aufhebung von Einſchränkung und Zwang, ohne Rückſicht auf deren Werth und Unwerth, geweſen ſey. Daſſelbe wird auch von den übrigen Staaten behauptet; auch da ſey die Bewegung hauptſächlich auf die Beſeitigung, der Widerſtand auf die Erhaltung oder Verſtärkung gewiſſer Schranken, äußerer und innerer, ausgegangen.

In der achten und letzten Vorleſung wird von der Glaubwürdigkeit in der Geſchichte gehandelt. Ob eine Erzählung ernſtlich gemeint ſey oder nicht? iſt die erſte Frage, die man ſich oft genügend zu eigener, jedoch nicht auch zu Anderer Ueberzeugung beantworten kann. Ob von einem Gleichzeitigen? Dieß wird manchmal viel zu hoch angeſchlagen. Ob von einem Augenzeugen? War er bloßer Zuſchauer, ſo hat ſein Zeugniß weniger Werth als wenn er Mithandelnder, noch größeren, wenn er Anführer war. Doch tritt auch da gerechtes Mißtrauen ein, wo ihm daran lag die Wahrheit zu verbergen; z. B. bey Napoleon's bewundernswerther Schilderung des Angriffs auf Malbosquet. Ueberhaupt iſt die Richtigkeit von bloßen Umriſſen der Begebenheiten womit man ſich gar oft begnügen kann, nur ſelten zweifelhaft; bey der Ausfüllung kommt die Glaubwürdigkeit mehr in Frage. Wem iſt da vollkommen zu trauen?

Dem Geſchichtſchreiber der die Wahrheit ernſtlich begehrt, und nicht nur mit abſichtlicher Unwahrheit, ſelbſt mit Irrthum ſich nicht verträgt. Dieß iſt etwas anderes als bloße Redlichkeit oder Unpartheylichkeit. Mancher zieht die Wahrheit der Unwahrheit vor, wenn beydes vor ihm liegt, und giebt ſehr gern richtig wieder was ihm richtig erzählt worden iſt. Weil ihm aber der Irrthum nicht läſtig und unleidlich iſt, ſo läßt er ihn hingehen wenn er nicht aufmerkſam darauf gemacht wird. Dieß iſt die ἀταλαίπωρος ζήτησις τῆς ἀληθείας worüber Thucydides klagt; ſie, weit mehr als wirkliche Unredlichkeit, die Quelle alles Irrthums in der Welt. Und das iſt ein Fehler der uns alle mehr oder minder befallen kann; denn keiner unter uns liebt die Wahrheit ſo von Herzen daß er jederzeit bereit wäre alles anzuwenden um zu ihr zu gelangen. Daher ſo viel Unächtes das für ächt gilt. So iſt z. B. eine Erzählung aus dem Revolutionskriege, die in ganz Europa Glauben gefunden hat, weil ein Schriftſteller ſie dem andern nachſchrieb, ganz unwahr. Ich meine die Erzählung von der Mannſchaft des Vengeur, die in der Seeſchlacht am 1. Juni 1794 ihre Flagge zu ſtreichen ſich geweigert, bis zum Verſinken fortgekämpft und im Verſinken ausgerufen: vive la République! Selbſt Hr. Carlyle nahm dieſe Erzählung in ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution auf und ich fand ſie kürzlich wieder in einer recht tüchtigen Schrift eines Deutſchen (L. v. Vincke, der zweyte puniſche Krieg, 1841) der ſie als ein merkwürdiges Beyſpiel des Heldenmuthes franzöſiſcher Seeleute anführt. Ich bin weit entfernt, dieſen Heldenmuth in Abrede zu ſtellen, der ſich in der Vertheidi-

Digitized by Google

gung des Wilhelm Tell gegen ein brittiſches Geſchwader bey Malta und des Redoutable in der Schlacht bey Trafalgar ſo glänzend bewährt hat. Aber als Hrn. Carlyle's Buch erſchienen war, ſchrieb ihm ein brittiſcher Officier, der an der Seeſchlacht am 1. Jun. 1794 Theil gehabt, jene Erzählung ſey ganz ohne Grund. Darauf ſtellte Hr. Carlyle eine genaue Unterſuchung an; und erfreulich iſt es daß die Mittel dazu ſich vorfanden, obgleich ſeit jener Schlacht ein halbes Jahrhundert verfloſſen war. Der amtliche Bericht des franzöſiſchen Capitäns des Vengeur an den Wohlfahrts-Ausſchuß iſt noch vorhanden; er iſt auf einem brittiſchen Schiffe aufgeſetzt und meldet daß der Vengeur die Flagge geſtrichen habe und mit brittiſchen Seeleuten beſetzt, ein Theil ſeiner Mannſchaft aber mit dem Capitän auf ein brittiſches Schiff geführt worden ſey. Allerdings verſank darauf der Vengeur mit ſeiner übrigen Mannſchaft und mit der brittiſchen, welche Beſitz davon genommen hatte. Die Verdrehung der Geſchichte zu einer Selbſtaufopferung war eines von Barrere's gewöhnlichen Kunſtſtücken; aus ſeinem Berichte nahmen es franzöſiſche, dann auch auswärtige Schriftſteller. Hier iſt nun ein Fall, wo das Wahre leicht aufgefunden wurde ſobald man darnach forſchte. Und es darf, glaube ich, im Allgemeinen angenommen werden, daß, wo man nicht nur bereitwillig iſt die Wahrheit aufzunehmen, ſondern ernſtlich begierig ſie zu entdecken, die Wahrheit ſicherlich ausgemittelt werden könne.“ S. 311.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Th. Panofka, Griechinnen und Griechen nach Antiken. Berlin 1844.

L. P. Aug. Gauthier, Recherches historiques sur l'exercise de la médecine dans les temples chez les peuples de l'antiquité. Lyon 1844.

Dissertazione sopra un Bidentale. Roma 1751.

P. Paciaudi, de sacris Christianorum balneis. Romae 1758.

P. Paciaudi, Puteus sacer agri Bononiensis. Romae 1756.

B. Graf von Giovanelli, Das Römiſche Straßen-Monument von Maretſch. Innsbruck 1825.

E. Gerhard, Phrixos der Herold. Programm zum Winckelmannsfeſt. Berlin. 1843.

Dr. Fr. Wieſeler, Die Reliefs der Ara Caſali. Eine archäologiſche Abhandlung. Göttingen 1844.

L. C. F. Petit-Radel, Recherches sur les monuments Cyclopéens et description de la collection des modèles en relief composant la galerie Pélasgique de la bibliothéque Mazarine. Paris 1841.

W. Zahn, Ornamente aller klaſſiſchen Kunſtepochen nach den Originalien in ihren eigenthümlichen Farben dargeſtellt. Heft 6 — 10. Berlin 1842 — 43.

— —, Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen. II. Folge. Heft 1 — 10. Berlin 1842 — 44.

B. Graf von Giovanelli, Alterthümliche Entdeckungen in Südtirol im J. 1838 und über eine auf das alte tiroliſche Münzweſen bezügliche Urkunde Kaiſer Heinrich VII. Innsbruck 1840.

J. Friedländer, Die Münzen des Johanniter Ordens auf Rhodus 1309 — 1522. Berlin 1843.

W. Chaſſot von Florencourt, Erklärung der räthſelhaften Umſchriften der Conſecrationsmünzen des Romulus. Trier 1843.

C. M. Fraehn, De Musei Sprewitziani Mosquae numis Kuficis. Petropoli 1825.

— —, Numi Kufici. Petrop. 1823.

Dr. Fr. Straß, Handbuch der Weltgeſchichte. Th. 6. Handbuch der neueren Geſchichte. Th. 3. Jena 1844.

F. C. Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturze des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Bd. 3. Heidelb. 1844.

Dr. J. Möller, Geſchichte des Mittelalters. Bd. 1. Mainz 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Polybius. Zur Geſchichte antiker Politik und Hiſtoriographie. Von Carl Wilhelm Nitzſch, Dr. Ph. Kiel 1842. S. 141. gr. 8.

Der Verf. handelt im erſten Abſchnitte ſeines Werkes von den Verhältniſſen des Polybius in Griechenland vor ſeiner Verbannung und von der Bedeutung und den Schickſalen des achäiſchen Bundes (S. 3—29), im zweyten aber von ſeinem Aufenthalte in Rom und von der politiſchen Stellung der Scipionen (S. 29—83), im dritten und letzten endlich ſpricht er von Polybius als Hiſtoriker (S. 83—117). Den Schluß (S. 118—141) bilden die nöthigen Belege, auf welche ſich die Darſtellung ſtützt. Den zweyten Abſchnitt, nämlich jenen über Polybius in Rom und die Scipionen, welchen wir als den lehrreichſten der ganzen Schrift betrachten, hatte Herr Dr. Nitzſch zur Inaugural-Diſſertation ausgearbeitet, wozu er ſodann die beyden andern als Anfang und Schluß hinzufügte. Er beurkundet in dieſem hiſtoriſchen Verſuche über einen Gegenſtand, welcher große Kraft und Einſicht und vielfache Studien erfordert, ein tüchtiges Talent, welches zu ſchönen Hoffnungen berechtigt.

Die Schlacht bey Chäronea und die zahlloſen Colonieen des neuen aſiatiſchen Reichsverbandes hatten die Selbſtſtändigkeit der äußeren Politik Griechenlands gebrochen, und die Kraft der heimiſchen Städte vergeudet. Dieſer geſchwächten Gemeinden bemächtigte ſich überall eine Anzahl kleiner Herren; dieſe hielten die Bürgerſchaft durch Söldnerhaufen darnieder, wie ſie die maaß- und endloſen Feldzüge geſchaffen hatten, und in jedes Thal und jede Stadt des Mutterlandes führten, nach außen aber lehnten ſich die meiſten derſelben an die größeren Herren, die dasſelbe Glück zur Begründung eines neuen Staatenſyſtems berufen hatte. Denn auch dieſe Dynaſtien, in deren Familienzwiſten und Eroberungsplänen die Geſchichte des Oſtens lange Zeit allein beſtand, hatten weder Luſt, noch Zeit und Macht, die Städte des Peloponneſus den Händen einzelner Tyrannen zu entreißen, und auf der Wiedergeburt griechiſcher Städte-Verfaſſung ihre eigenen Pläne feſter zu begründen. Während in den Zeiten der Väter die Städte alle Kräfte des Landes in ihre Mauern zu ziehen geſucht hatten, gewannen jetzt neben dem unterdrückten Bürgerthume außer den Tyrannen auch freye Bauern und Hirten Bedeutung und Anſehen, deren Bergländer bis dahin ohne Einfluß und Abhängigkeit zwiſchen den Gebieten und Handelsſtraſſen der Bürger, aber außerhalb ihrer hiſtoriſchen Entwicklung lagen. Dieſe Umgeſtaltung der Verhältniſſe Griechenlands in ihren Anfängen und Folgen zu entwickeln, iſt eine höchſt anziehende Aufgabe, und gewiß finden die Aufſchlüſſe, welche der Verfaſſer gibt, die verdiente Anerkennung. Der achäiſche Bund, dieſe großartige Erſcheinung der ſpätern Geſchichte von Hellas, bezweckte, was Ariſtoteles noch als unmöglich und unvereinbar mit griechiſcher Staatsfreyheit bezeichnet hatte, eine gleichförmige ſtaatliche Vereinigung des geſammten Peloponneſes. Auf einen Geiſt, wie Polybius, mußte der große Umſchwung, welchen die Verhältniſſe ſeines Vaterlandes durch denſelben erfuhren, um ſo mächtiger einwirken, je näher er demſelben ſtand.

Digitized by Google

Von ſeinem Vater Lycortas, dem würdigen Nachfolger des Aratus und Philopömen in der Leitung des achäiſchen Bundes, zum Staatsmanne gebildet und von Philopömen zur Kriegskunſt angeleitet; ſpielte er ſelbſt in der Geſchichte ſeines Vaterlandes eine wichtige Rolle. Als die Bedeutung des achäiſchen Bundes vernichtet war, kam er als Geißel nach Rom, wo er ſiebzehn Jahre ſich befand und der Freund, Rathgeber und Waffengefährte des jungen Scipio Aemilianus wurde.

Wie wenig die betreffende Periode der römiſchen Geſchichte, in welche des Polybius Aufenthalt in Rom fällt, ſo wie jene, welche ihm unmittelbar vorausgeht, bisher aufgeklärt wurde, iſt bekannt. In den Werken der früheren Zeit fehlt gerade eine umfaſſende Beleuchtung der innern Verhältniſſe Roms in dieſer höchſt bedeutungsvollen Periode. Was einzelne Gelehrte in der neueſten Zeit hierüber geleiſtet haben, iſt in kleinen Schriften oder einzelnen Abſchnitten zerſtreut, und Drumann reicht nur mit einzelnen Biographien in dieſe Periode hinauf. Deßhalb verdient Herr Dr. Nitzſch großen Dank dafür, daß er die Veranlaſſung, welche ihm ſein Gegenſtand darbot, zu einer näheren Beleuchtung derſelben benützte. Er gibt im zweyten Abſchnitte ſeines Werkes über einzelne Charaktere und den großen Zuſammenhang der damaligen Weltgeſchichte viele ſchätzbare Andeutungen. Von dem erſten Auftreten des ältern Scipio Africanus bis zu dem letzten Tage ſeines Adoptiv-Enkels hatte ſich die Politik dieſes Hauſes und eines glänzenden Anhanges aus einer anfangs großartig einſeitigen Richtung auf die auswärtigen Angelegenheiten immer feſter und entſchiedener durchgebildet und auch nach innen gekehrt (S. 85). Wenn die letzte öffentliche Erklärung des Scipio Aemilianus als ein Abfall von dieſer Richtung erſcheint, ſo tritt uns dagegen in dem Werke des Polybius gerade dieſes Syſtem mit jener Klarheit und Energie entgegen, mit welcher es von ſeinem großen Freunde ſo lang und glorreich verfochten ward. Es war dieſelbe Richtung, die für den Frieden Spaniens, für das Wohl des gedrückten Volkes in Italien und Sicilien den Scipio Aemilianus und ſeinen Anhang begeiſtert hatte, wie ſie früher in dem ältern Africanus und Paulus Aemilius die Bezwingung der Feinde begann und vollendete. Die engen Grenzen einer Anzeige verbieten uns, hier aus einander zu ſetzen, was Scipio zur Unterſtützung der ſo bedrängten Democratie verſuchte. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf den zweyten Abſchnitt des obengenannten Buches, und bemerken hier nur noch, daß Gracchus bloß das ausführte, was Laelius gewollt, wovor aber Scipio ſich geſcheut hatte, und auch Polybius zu warnen ſcheint. Der ältere Scipio hatte ſich auf die innern Verhältniſſe Roms nur wenig eingelaſſen, auch Aemilius, im fortwährenden Kampf mit einer ſenatoriſchen Gegenpartey, democratiſchen Anſichten noch fern geſtanden; als er nun aber die macedoniſche Macht geſtürzt und Roms Weltherrſchaft geſichert hatte, mußte ſein Sohn, indem er ſeine Anſicht über Roms äußere Politik feſt hielt, auf die innerſten Intereſſen des Volkes ſelbſt zurückgeführt werden.

Polybius war nach Rom gekommen (S. 55) als Vertreter einer neugegründeten Democratie. Es war natürlich, daß, ſobald er hinter dem Senat und den Magiſtraten eine zahlreiche Bürgerſchaft in geſetzlicher Machtvollkommenheit erblickte, er gerade dieſer ſich mit beſonderer Aufmerkſamkeit zuwendete. In dem unendlichen Verkehr Roms mußten die Züge italiſcher Nationalität ſich ihm leicht herausſtellen. Vielleicht fand er die italiſchen Völker nicht mannhafter, als ſeine Landsleute, aber durchaus unerhört war ihm ihre Redlichkeit im Verkehr und deren Hauptgrund, ihre Gottesfurcht. Die Erkenntniß eines durchaus neuen, großartigen Fortſchrittes legte ihm, wie er ſelbſt geſteht, die innere Pflicht auf, über dieſe Erlebniſſe ein ſchriftliches Denkmal zu hinterlaſſen. Zu dieſem Zwecke unternahm er, wie der Verfaſſer im dritten Abſchnitte zeigt, ſchon während der Belagerung Carthago's Reiſen nach der Weſtküſte Afrikas und ward auch ſpäter nicht müde, den Weſten Europa's, die ſpaniſchen und galliſchen Küſtenlande der Kunde ſeiner Zeitgenoſſen näher zu bringen. Nachdem er den Frieden ſeines Vaterlandes durch eine neue Geſetzgebung geſichert ſah, ſcheint dieſes große Werk ſeine Thätigkeit vielfach in Anſpruch genommen zu haben, und wenn ihn die In-

Digitized by Google

tereſſen des Peloponneſes nach Kleinaſien, Aegypten und auf die Inſeln des Mittelmeeres führten, ſo konnte er zugleich auch hier Nachrichten und Anſchauungen ſammeln, welche für den Ausbau ſeines univerſalhiſtoriſchen Entwurfes die ſchon gewonnenen Erfahrungen mannigfach ergänzten. Herr Dr. Nitzſch ſetzt aber keine von allen dieſen Bemühungen und Unternehmungen vor die Belagerung Carthago's, weil bis jetzt wenigſtens kein bündiger Beweis möglich ſcheint, daß auch nur die zwey erſten Bücher vor dieſer Zeit abgefaßt ſeyen.

Der Zeitraum, deſſen Schilderung ſich Polybius zur Aufgabe ſetzte, umfaßt jene dreyundfünfzig Jahre vom Anfange des zweyten puniſchen Krieges bis zum Untergange des macedoniſchen Königreiches durch die Römer. Schwer laſtete auf ihm ſelber in den erſten Jahren ſeiner Verbannung das ganze Gewicht dieſes faſt unbegreiflichen Umſchwunges der Dinge, und in dem Beyſpiele des Perſeus und der Rhodier Dinon und Polyaratus führte er ſelbſt aus, welch' eine Angſt vor Roms neugeſchaffener Allmacht gleich nach dem Siege des Aemilius Paulus alle Staaten und Menſchen erfaßte. Die Eigenthümlichkeit ſeines Stoffes hatte für ihn einen außerordentlichen Reiz, und wie er, von der Bedeutung des Werkes durchdrungen, allen weitern Schmuck verſchmähte, ſo ergiebt ſich ihm auch die Eintheilung des Ganzen einfach. Die Geſchichte, welche überall die beſte Lehrerin iſt, ſoll hier von der wunderbaren Fügung des Geſchickes ſprechen, durch welches in einem halben Jahrhunderte die alte Welt unter Rom ſich vereinigte. Um dieſen Umſchwung der Dinge klar zu machen, wird eine Einleitung oder ein Prolog über die zunächſt vorhergehenden Ereigniſſe in Libyen, Sicilien und Griechenland vorangeſchickt und nach der Darſtellung jener denkwürdigen dreyundfünfzig Jahre auch der nächſte Zeitraum in einem dritten Theile oder Epilog hinzugefügt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Dr. G. C. Th. Franck, Exercitationum Niebuhrianarum liber I. De urbis origine. Kiliae 1841.

Dr. H. Weiſſenborn, Hellen. Beyträge zur genauern Erforſchung der altgriechiſchen Geſchichte, mit beſonderer Rückſicht auf Topographie. Jena 1844.

Vic. de Beaumont-Vassy, Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne. T. 1. 2. Paris 1843.

B. de Thiebault, Relation de l'expédition du Portugal faite en 1807 et 1808. Paris 1817.

E. T. Sylvius, De rebus gestis Joannis II, Lusitanorum regis. Ulyssiponae 1689.

Reflexoès sobre a conspiração descuberta e castigada em Lisboa no año de 1817. Lisboa 1818.

J. M. Jo. de Portugal, Vida do infante D. Luiz. Lisboa 1735.

Fernando de Menezes, Vida e acçoens del'rey Dom João I. Lisboa 1677.

Pedro de Mariz, Dialogos de varia historia, em que se referem as vidas dos Senhores reyes de Portugal. Lisboa 1674.

Fr. Manuel, Epanaphoras de vaira historia Portugueza a El. Rey Nosso Senhor D. Afonso VI. Lisboa 1660.

Roque Ferreira Lobo, Historia da Feliz acelamação do Senhor rei D. João o quarto. Lisboa 1803.

F. Homem, Resorreiçam de Portugal, e morte fatal de Castella. Nantes s. a.

Damião de Goes, Chronica do sereniss. principe D. João. Coimbra 1790.

Seraph. de Freitas, De justo imperio Lusitanorum asiatico. Vallisoleti 1625.

J. B. Domingues, Vida do principe D. Theodosio. Lisboa 1747.

D. Nic. Fern. de Castro, Portugal convencida. P. 1. 2. Milano 1648.

D. Anton Furio, Memoria historica del levantamiento de los comuneros mallorquines en 1520. Palma 1841.

Ch. Romey, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps jusqu'a nos jours. Vol. 6. Paris 1843.

Dr. B. Aldrete, Varias antiguedades de España, Africa y otras provincias. Amberes 1614.

Neue römiſche Briefe von einem Florentiner. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Carlo Troya, Storia d'Italia del medio evo. Vol. I. p. 3—5. Napoli 1843.

Guis. del Re, Cronisti e Scrittori sincroni Napoletani, dalla fondazione della Monarchia fino alla venuta di Carlo III. Dispensa 1—10. Neapel 1843.

Fr. Scaciga della Silva, Storia di Val d'Ossola. Vigevano 1842.

M. J. de Petigny, Etudes sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque Mérovingienne. T. II. Par. 1843.

Etienne Gallois, Les Ducs de Champagne. Mémoire pour servir d'introduction à l'histoire de la Champagne. Par. 1843.

Exposé historique et analytique des questions relatives à la rémuneration des services civils. Par. 1841.

Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Continuée par Amédée Rénée. Vol. 30. Paris 1844.

Jean de la Gesée et Jean de Lery, Relations du Siège de Sancerre en 1573 etc. Bourges 1842.

Mémoires du Comte de Coligny-Saligny et mémoires du Marquis de Villette, publiés pour la société de l'histoire de France, par M. Monmerqué. Par. 1841—44.

M. Capefigue, Louis XVI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe. T. 1—4. Par. 1844.

Aimé Champollion-Figeac, Louis et Charles Ducs d'Orléans, leur influence sur les arts, la littérature et l'ésprit de leur siècle, d'aprés les documents originaux et les peintures des manuscrits. P. 1—3. Par. 1844.

Ch. L. Gerling, Beyträge zur Geographie Kurheſſens und der umliegenden Gegenden. Heft. 1. 2. Caſſel 1839.

Dr. G. Waitz, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. Bd. 1. Kiel 1844.

J. S. Grüner, Beyträge zur Geſchichte der Stadt Egee und des Eger'ſchen Gebiets. Aus Urkunden. Prag 1843.

G. Göth, Das Herzogthum Steiermark. Bd. 1. 2. Wien 1841.

Dr. A. Wieſner, Ruſſiſch-politiſche Aeithmetik. Streiflichter v. Tengeborski's Week: Ueber Oeſterreichs Finanzen rc. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

J. B. von Scharberg, Die Verfaſſung des Großfürſtenthums Siebenbürgen. Wien 1844.

P. A. Jäger, Tyrol und der bayeriſch-franzöſiſche Einfall im Jahre 1703. Innsbruck 1844.

R. Hinterhuber, Mondſee in topographiſcher, naturhiſtoriſcher und archäologiſcher Hinſicht. Salzburg 1839.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. 2. Haupttheil oder der Urkundenſammlung zur Geſchichte der auswärtigen Verhältniſſe 1. Band. Berlin 1843.

O. F. Karl, Danziger Sagen. Heft 1. 2. Danzig 1843.

G. B. Greenough, Memoir of a geological map of England. Lond. 1840.

Aug. Vidalin, Edouard III et le Régent, ou essai sur les moeurs du XII. siécle. Par. 1843.

A. Fryxell, Leben Guſtav II. Adolfs, Königs von Schweden. A. Schwed. von T. Homberg. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

Touchard-Lafoſſe, Leben Carl XIV. (Johann Bernadotte) König von Schweden und Norwegen. Quedlinb. 1839.

G. H. Mellin, Geſchichte Schwedens von den älteſten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. A. d. Schwediſchen überſ. von Dr. Freſe. Berl. 1844.

Dr. G. Hermes, Geſchichte der polniſchen Revolution der Jahre 1830 und 1831. Berl. 1843.

Mich. Balinskiego, Pisma historyczne. Warszawa 1843.

Dr. D. G. Sanders, Das Volksleben der Neugriechen. Mannheim 1844.

H. A. Hamaker, Réflexions critiques sur quelques points contestés de l'histoire orientale. Leide 1839.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Göthe. Zu deſſen näherem Verſtändniß, von C. G. Carus. Beygegeben iſt eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Göthe's an den Herausgeber. Leipzig 1843.

Wer zum näheren Verſtändniß eines Schriftſtellers, wie Göthe, Etwas beytragen will, der erregt die Erwartung, daß er für die Betrachtung desſelben einen neuen und hohen Geſichtspunkt gefunden, daß er bisher ungeſagte Wahrheiten ſagen werde. Der Geſichtspunkt des berühmten Verfaſſers iſt der „rein phyſiologiſche." Das iſt aber für die Betrachtung einer menſchlichen Perſönlichkeit, einer geiſtigen Individualität ein unangemeſſener, viel zu beſchränkter Geſichtspunkt.

S. 148:

„Ich habe Göthe zu ſchildern verſucht, wie ich als Naturforſcher gewohnt bin, irgend ein bedeutendes organiſches Weſen — eine Pflanze, eine Palme, einen Adler, einen Löwen — zu betrachten und ſchildernd darzuſtellen; d. h. ich habe zu zeigen verſucht, was er geworden und wie er gerade das werden konnte."

Die Pflanze freylich und das Thier ſind immer gerade das, was ſie aus angeborner Lebenskraft, nach ihrer Eigenart und gemäß den Umſtänden, unter denen ſich dieſe entwickelt, werden konnten, ſie ſind immer, was ſie ſeyn müſſen, der Menſch aber ſoll. Was er ſeyn kann, erreicht er nur dann, wenn er will, was er ſoll; er iſt nicht ſo, wie er iſt, weil er ſo ſeyn müßte, ſondern er ſoll ſeyn wollen, wie des Gewiſſens heiliges Geſetz es fordert, er ſoll ſich über ſich ſelbſt erheben. Wenn der Verf. erzählt (S. 149), er habe bey dieſen Zergliederungen und bey dieſem Anſchauen ganz die Freude empfunden, die ihm ſo oft geworden, wenn er einer merkwürdigen Pflanzenbildung, einer feinen und ſeltſamen Thierentwicklung mit Treue und Sorgfalt nachſpürte, ſo findet Ref. dieſe Erfahrung in ſeinem Herzen nicht beſtätigt. Denn ſo tief ihn auch die Betrachtung der innern Harmonie und Vollendung, der ſtillen Selbſtgenugſamkeit eines ſolchen Lebens ergreift, ſo fühlt er ſich doch immer noch mächtiger ergriffen, wenn er ſieht, was der Menſch, wenn er will, über ſich ſelbſt vermag, was er ſich abgewinnen, wie er ſich ſelbſt überwinden kann. Die Anerkennung dieſer freyen ſittlichen Kraft, die Bewunderung ſittlicher Größe erweckt die Religion des Gewiſſens, die Ueberzeugung, daß Gott iſt. Jacobi hat dieſen Beweis trefflich geführt.

Die Beſchränktheit und Unzulänglichkeit der rein phyſiologiſchen Betrachtung einer geiſtigen Individualität zeigt ſich beſonders in dem zweyten Abſchnitt dieſes Büchleins: „die Individualität Göthe's." Nachdem der Verf. in der Vorrede dieſelbe „ihrer innerſten Form nach" darzulegen verſprochen, reducirt er alle geiſtigen und ſittlichen Eigenthümlichkeiten unſers Dichters auf eine phyſiologiſche Eigenſchaft. S. 54:

„Sollte ich zunächſt hier eines als Grundeigenſchaft ſeines Weſens aufſtellen, ſo würde ich mich nicht bedenken, den Begriff einer nach menſchlicher Weiſe durchaus vollkommenen Geſundheit als die eigentliche Baſis ſeiner Individualität zu betrachten."

Dieſer Geſichtspunkt gewährt keine neue Anſicht über Göthe's Individualität, eröffnet kein tieferes Verſtändniß als bereits gewonnen iſt. Es iſt ganz gewöhnlich, Göthe's geiſtige und leibliche Organiſation als eine Normalbildung zu preiſen; der Verf. ſelbſt erinnert an Hufeland, der ſich glücklich preiſt, Göthe perſönlich gekannt zu haben, denn nie ſey ihm ein Menſch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geiſtig in ſo hohem Grade vom Himmel begabt geweſen wäre, und auf dieſe Weiſe in der That das Bild des vollkommenſten Menſchen darſtellte.

Für die Würdigung geiſtiger und ſittlicher Vorzüge iſt die Geſundheit eine untergeordnete Eigenſchaft. Iſt auch die Geſundheit des Leibes in gewiſſem Sinne der harmoniſche Inbegriff aller leiblichen Vollkommenheiten, ſo iſt doch die geiſtige Geſundheit nur die formelle, die negative Vorausſetzung geiſtiger und ſittlicher Vortrefflichkeit. Nur Weisheit und Tugend haben einen ſelbſtſtändigen, von der Anwendung unabhängigen, den rechten Gebrauch ihrer ſelbſt in ſich ſchließenden Werth.

Außer dieſer Ueberſchätzung der Naturanlage hängt mit jenem falſchen Geſichtspunkte eine kleinliche und ſpielende Erklärungsmethode zuſammen, die Alles, was von ſich ſelbſt zeugt, noch erklären, ja durch das Zuſammenwirken äußerer Umſtände die geiſtige Eigenthümlichkeit erklären will. „Die tüchtige, etwas pedantiſche, aber durchaus bedeutende und ehrenwerthe Natur des Vaters, die ſein humoriſtiſche, ächt weibliche, bis ins hohe Alter faſt übermüthig lebendige Natur der Mutter," — und dann „ſein Hervortreten in einer alten freyen Reichsſtadt, mitten in ihrem einfachen etwas langweiligen Bürgerleben," dieſe Einflüſſe und Einwirkungen ſollen dieſe einzige Erſcheinung erklären. Wer den Einfluß äußerer Einwirkungen auf den Geiſt überſchätzt, iſt von der Wahrheit eben ſo weit und noch weiter entfernt, als es der iſt, der dieſen Einfluß läugnet und überſieht. Seit Jahrtauſenden leuchtet vergebens die Sonne Homers. Wahre Eigenthümlichkeit iſt ein ſelbſtſtändiges Leben, ſchöpferiſcher Genius iſt eine ſelbſtſtändige Kraft, ein urſprüngliches, durch nichts Gegebenes erklärbares, durch ſeine Wirkung ſein Daſeyn erweiſendes, in ſeiner That ſich ſelbſt bezeugendes Weſen.

Eine wahre Uebereilung ſcheint es uns, wenn der Verf. alſo fortfährt:

„Göthe war indeß nicht bloß ein geſunder, ſondern auch ein eigenthümlich ſchön und mächtig Organiſirter. — — Witz, Humor, Weltverſtand und tauſenderley Geſchicklichkeiten können ſich gewiß oftmals in einer dürftigen, ja verbildeten Organiſation darleben, aber eine ſolche mächtige Geſinnung, eine ſolche Energie des Seelenlebens, eine ſolche welthiſtoriſche Productivität wie die Göthe's ſind geradezu unmöglich (!) in einer dürftigen, ja nur gewöhnlichen körperlichen Erſcheinung, ſie fordern, ja, eigentlich zu ſagen, ſie erſchaffen eine bedeutende und ſchöne körperliche Bildung."

Solche Uebertreibungen ſind eben ſo ſittlich empörend in ihren Folgerungen, als ſie grundlos und oberflächlich ſind. Zu ſittlich empörenden Folgerungen müſſen ſie führen, wenn ſolche Sätze ſo allgemein, ſo ohne Einſchränkung, ſo ohne Rückſicht auf die freye ſittliche Kraft, ſo ohne Scheu vor dem Genius ausgeſprochen werden. Wiſſenſchaftlich ſind ſie völlig unbegründet und zwar um ſo mehr, je mehr ſie durch Anwendung der inductiven Methode den Schein der Gründlichkeit uſurpiren. Denn, wenn es ſich auch von ſelbſt verſteht, daß der geiſtigen Eigenthümlichkeit nach beſtimmten Geſetzen die leibliche Organiſation und vorzugsweiſe die Schädelbildung entſpricht, ſo fehlt doch der Wiſſenſchaft ein ausreichender Maaßſtab, um durch Beobachtung, Meſſung und Vergleichung der einzelnen Organe und ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe eine ſolche Congruenz in allen Fällen und für alle einzelnen Functionen der geiſtigen und leiblichen Organiſation nachzuweiſen. Und zwar ſcheint dem Ref. die Unzulänglichkeit der inductiven Methode auf dieſem Gebiete nicht bloß eine temporäre, durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaft verſchwindende, ſondern eine in der Natur und im Weſen des Geiſtes begründete, eine ſittlich nothwendige Schranke zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Polybius Zur Geſchichte antiker Politik und Hiſtoriographie.

(Schluß.)

Dieſer ſollte es ſeiner Zeit möglich machen, klar zu erkennen, ob die Herrſchaft der Römer zu fliehen oder im Gegentheile anzunehmen ſey, der Nachwelt aber, ob ihr Regiment Lob und Nacheiferung oder Tadel verdiene. Bey der Ermittlung der Urſachen dieſer außerordentlichen Weltveränderung ward er von der Bewunderung des Geſchickes, welches in ſo kurzer Zeit Großes bewirkte, auf die Betrachtung derjenigen geführt, welche es mit ſolchen Erfolgen geſegnet hatte. Es ſind dieß die Männer von Geiſt und Ueberlegung, die Lieblinge der Götter. Wollte er beſchreiben, wie die ganze bekannte Erde ſich unter die Herrſchaft Roms und die Geſchichte der einzelnen Staaten ſich zu einer allgemeinen Geſchichte wunderbar vereinigt haben, ſo müßte er auf frühere Feldzüge und auf Roms Verfaſſung zurückgehen, worin zwar nicht der Anfang, wohl aber die Urſache dieſer Machterweiterung zu ſuchen iſt. Bey der Betrachtung der römiſchen Verfaſſung, bey der Geſchichte des älteren Scipio, durch die Freundſchaft des jüngeren befeſtigte ſich in ihm die troſtreiche Ueberzeugung, daß das Glück in dem blöden und rathloſen Treiben des übrigen Menſchengeſchlechtes die Helden des Geiſtes zu ſeinen Werkzeugen auserwählt. So vereinigt ſich (S. 94) bey ihm unter der Hand des Geſchickes alles Leben des Menſchengeſchlechtes zu einem lebendigen Organismus, den er in der Eigenthümlichkeit und Compoſition ſeines Werkes abzuſpiegeln trachtet. Dieſe Auffaſſung der Univerſalgeſchichte als eines wunderbaren Prozeſſes, in dem ſich die Weltverhältniſſe zu einer leiblichen Einheit verknüpften, mußte der Geſchichtſchreibung eine ganz neue Richtung geben, und ihr beſonders die Darſtellung des allſeitigen Zuſammenhanges von Urſache und Wirkung zur Pflicht machen. Indeß würde man ſehr irren, wenn man an der Meinung feſthielte, daß die Pragmatik des Polybius bloß in einer einſeitigen Hervorhebung des Cauſalnexus, wie er bey uns im vorigen Jahrhunderte ſo beliebt, nachher ſo verachtet war, beſtehe. Dieſes Wort bezieht ſich vielmehr nach der Anſicht des Hrn. Dr. Nitzſch auf die Händel (πράγματα) des einen Staates mit dem andern, in welchen ſich der Mann von öffentlicher Tüchtigkeit (πραγματικός) bildet; dieſe konnten, nachdem alle Weltverhältniſſe zu einem Leibe, wie er ſagt, unter Roms Regiment ſich vereinigten, nur in einer wahrhaft pragmatiſchen Geſchichte beſchrieben, nur dadurch klar gemacht werden, daß dieſe möglichſt univerſal angelegt und durchgeführt ward.

Zwiſchen ſeiner Darſtellung des Verfaſſungscyclus und der des Ariſtoteles findet ein ungeheuerer Unterſchied ſtatt, und die enge Begränzung, welche man dem Staate früher gab, lag der politiſchen Anſicht dieſer ſpäteren Zeit ſehr ferne. Es iſt die Autarkie einer innerlich möglichſt geordneten Verfaſſung, welche Ariſtoteles, wie Plato, von dem Einfluße äußerer Politik und jeglichen fremden Verkehrs möglichſt fern zu halten ſuchen. Die Geſchichte des Polybius dagegen verkündigt das neugewonnene Bewußtſeyn, daß die Größe des Staates darin beſtehe, in den jetzt gewonnenen Weltverkehr eines allgemeinen Staatenſyſtems einzugreifen und in ihm ſeine Stellung nach Außen vertheidigen zu können.

Der erſte Theil ſeines Werkes zeigt die erſte Anregung, der zweyte die vollkommene Durchbildung dieſes neuen Staatenſyſtems, der dritte endlich, wie man noch lange das Eigenthümliche der neuen Ordnung verkannt, und welche Bewegungen dieſes Mißverhältniß veranlaßt hat. Die Gefahren, welche Staaten im Innern bedrohen, kann nach ſeiner Meinung derjenige, welcher die organiſche Fortbildung der Verfaſſungen beachtet, leicht abwenden, während es über die, welche von Außen drohen, keine ſichere Kenntniß giebt (VI, c. 17). Jetzt aber war durch die große und gemeinſame Ordnung, in welche die Verhältniſſe gebracht waren, die Anſchauung aller äußeren Bewegungen ſicherer geworden; es mußte ſich herausſtellen, was jeder Staat an angenehmen, ſchönen, förderlichen Zwecken zu verfolgen hätte, und die Vortheile oder Nachtheile

Digitized by Google

dieſer Wechſelbeziehungen mußten dann am deutlichſten hervortreten, nachdem die Nothwendigkeit derſelben ſchon begründet war. In ſo ferne Polybius die praktiſche Bedeutung für das Leben und ſeine politiſche Ausbildung als höchſten Zweck der Geſchichte nennt, kann man die letzten zehn Bücher, welche er ſelbſt für den nützlichſten Theil des ganzen Werkes erklärt, als die am meiſten pragmatiſche Parthie des Ganzen bezeichnen. Er hofft von dieſem Theile die nützlichſte Belehrung ſowohl für die Herrſchenden, als die Untergebenen, ſpricht aber die Anſicht aus, daß keineswegs bey allen Römern eine ſolche Politik beliebt war, wie er ſie nach ihrer Verfaſſung für ſie ſchicklich und möglich hielt (III, 4). Es ſollte auch ihnen, da er ſich eben ſo wohl Römer als Griechen als ſeine Leſer dachte (XXXII, 8), dieſe wunderbare Fügung des Geſchickes in ſeiner ganzen Bedeutung klar werden, es ſollte ihnen unvergeſſen bleiben, daß man dieſe gewaltigen Kriege nicht bloß um des Herrſchens und des Sieges willen begonnen; ſie ſollten erkennen, daß dieſe großen Erfolge durch die Beſonnenheit und Energie der größten Männer gewonnen und gerade in dieſer Weiſe benützt wurden.

Wenn Polybius die Wahrheit das Auge der Geſchichte nannte (S. 105), ohne welche alles Uebrige für ihn ſeine Bedeutung verlor, ſo ſchien ihm dieſe Wahrheit nur möglich durch die ausgebreitetſte Selbſterfahrung und eigene Anſchauung des Schriftſtellers. Aus dem ganzen Verlaufe ſeines Werkes ergiebt ſich, daß er einerſeits ſeine Zeit zur Förderung einer ſo begründeten Geſchichte für beſonders günſtig hielt, andrerſeits ſelbſt für die hiſtoriſche Kenntniß jenſeits dieſer praktiſchen Richtung keinen Sinn hatte. Dieſe rein praktiſche Tendenz aber, welche den thatſächlichen Beſtand der Geſchichte für das Höchſte achtete, geſtattete zwiſchen der Erzählung für mannigfache Erläuterungen hinlänglichen Raum; in ihnen konnte er niederlegen, was er außer der Anſchaunng der Ereigniſſe an Lebensregeln für den Bürger, Staatsmann und Feldherrn erworben hatte. Dieſe Excurſe ſind hinlänglich bekannt und es ſcheint faſt, als hätte ſich gerade durch dieſe ungeſchmückte Darlegung ſeiner Privatanſichten die eigentlich hiſtoriſche Erzählung ſo rein gehalten. Daß er in der Abhandlung über Roms Verfaſſung ſich von ſeinem und der Scipionen Urtheil beſtimmen ließ, iſt allerdings klar; aber anderwärts tritt ſeine Unpartheylichkeit deutlich genug hervor, beſonders da, wo wir ihn mit Livius vergleichen können, wie überhaupt die Reinheit ſeiner hiſtoriſchen Berichte die höchſte Bewunderung verdient.

Gieng nun die ganze Darſtellung der Weltverhältniſſe bey Polybius darauf hinaus, ſeine und ſeiner Freunde Politik als die einzig richtige und nach dieſen Geſichtspunkten den Gang der Ereigniſſe als durchaus nothwendig und bewundernswerth nachzuweiſen (S. 99), ſo gab dieſe offenbar einſeitige Stellung der Schrift nothwendig einen polemiſchen Charakter, der ſich denn überall um ſo entſchiedener offenbart, je vollkommener Polybius ſich bewußt war, auf ſeinem Standpunkte die litterariſchen und politiſchen Gegner weit zu überſehen. Die ganze damalige hiſtoriſche Litteratur wurde durch die verſchiedenſten einſeitigen Tendenzen bewegt, und einerſeits zu den gewagteſten Annahmen, andrerſeits zu einer heftigen Polemik gedrängt, mit der man die eigenen Hypotheſen um ſo hartnäckiger verfocht, je weniger die wirkliche Welt den politiſchen Erwartungen der Autoren entſprach (S. 109). Schon durch dieſe hiſtoriſche Schwärmerey ſah ſich Polybius veranlaßt, nur auf die eigene Erfahrung und Anſchauung ſeine Geſchichte zu gründen, und wenn man ihn einſeitiger Darſtellung beſchuldigt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß die geprieſenen älteren Quellen, nach denen Appian und Zonaras beſſer als er berichtet haben ſollen, von Parthey-Anſichten wenigſtens nicht minder als er bedingt waren. — Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem Wunſche, daß Hr. Dr. Nitzſch der alten Geſchichte auch ferner ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden und den vortrefflichen Abriß, welchen er uns über Polybius und ſeine Zeit gab, ſpäter zu einem ausführlichen Werke über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand umbilden möge.

Uſchold.

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1844.

Göthe. Zu deſſen näherem Verſtändniß, von C. G. Carus.

(Fortſetzung.)

Es ſcheint dem Menſchen die Einſicht in dieſen Zuſammenhang aus einem ähnlichen Grunde verſagt zu ſeyn, als der Blick in die Zukunft. Wir können nicht in die Zukunft ſehen, weil wir ohne Rückſicht auf den Erfolg handeln ſollen, weil wir Gott vertrauen, in Noth und Tod Gott ergeben ſeyn ſollen. Und wir ſollen nicht von der Schädelwölbung auf des Menſchen Innerſtes ſchließen, wir ſollen die Kranioſkopie in ihrer Wichtigkeit anerkennen, aber nicht von dieſer Wiſſenſchaft eine Anwendung machen, die den Wahrheitsſinn verletzt, die Tugend kränkt, das Gewiſſen empört.

Wenn Einer unter uns erſchiene voll genialer Kräfte, voll Geduld und Wahrheit, voll reiner Güte, geiſtiger Anmuth und ſittlicher Würde, aber er wäre nicht körperlich ſchön, die Entfernung der größten Wölbung am Stirnbein von der äußern Ohröffnung betrüge nicht 5 Zoll 6 bis 8 Linien, wie bey Göthe und Napoleon und andern dieſen beyden verwandten Geiſtern, ja nicht einmal 5 Zolle, wie insgemein bey wohl und intelligent entwickelten Köpfen, oder auch ſeine Stirne wäre nicht ſo breit wie bey Schiller und insgemein bey philoſophiſchen Talenten, ja die Breite ſeines Vorderhaupts betrüge nicht einmal 4½ Zoll pariſer Maaß: — hätte der Verf. der „wiſſenſchaftlichen Kranioſkopie" eine ſolche Erſcheinung nicht „für geradezu unmöglich" erklärt, ich würde ihn fragen, ob er einen ſolchen Menſchen nicht trotz aller Theorie lieben, ob er ihm nicht vertrauen würde?

Der dritte Abſchnitt enthält Göthe's Verhältniß zur Natur und Naturwiſſenſchaft: ſein tiefes wunderbares Naturgefühl, das ſeine Schilderungen, ſo wie Dichtungen durchdringt; ſeine naturwiſſenſchaftliche Methode; ſeine Leiſtungen für die Naturwiſſenſchaft. Da der Verf. hier auf ſeinem eigenen Arbeitsfelde ſich findet, da er in gefühlvollem Naturſinn, in äſthetiſch ſittlicher Naturanſchauung mit Göthe ſympathiſirt, von der Idee der Pflanzenmetamorphoſe, von Göthe's Licht- und Farbentheorie ergriffen iſt, hat dieſer Abſchnitt, ob er gleich, gemäß ſeiner Beſtimmung, nur Bekanntes enthält, beſondere Innigkeit und gleichſam perſönliche Wahrheit.

Wie ſehr Göthe des Verfaſſers naturwiſſenſchaftliche Leiſtungen anerkannte und hoch hielt, welch' innigen perſönlichen Antheil Göthe an des Verf. wiſſenſchaftlichen Arbeiten, wie künſtleriſchen Beſchäftigungen nahm, bezeugen Göthe's Briefe, die, in den erſten Abſchnitt des Buches aufgenommen, beyder Männer perſönliches Verhältniß beleuchten. Der erſte Brief iſt eine dankende Erwiderung auf die Zuſendung der vergleichenden Anatomie, vom 23. März 1818.

„— — Da ich mich ſeit vierzig Jahren in dieſem Felde merklich abquäle, ſo gehöre ich gewiß unter die, welche Ihr Werk höchlich ſchätzen. Nur wenige Stunden konnte bisher darauf verwenden, allein ich ſehe ſchon auf jedem Blatt, auf jeder Tafel meine Wünſche erfüllt."

Digitized by Google

Zum neuen Jahre 1826 ſchreibt G. an Carus und d' Alton:

„Wenn ich das neueſte Vorſchreiten der Naturwiſſenſchaft betrachte, ſo komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Oſten gieng, das heranwachſende Licht mit Freuden anſchaute und die Erſcheinung des großen Feuerballs mit Sehnſucht erwartete, aber doch bey dem Hervortreten desſelben die Augen wegwenden mußte, welche den gewünſchten gehofften Glanz nicht ertragen konnten.“

„Es iſt nicht zu viel geſagt, aber in ſolchem Zuſtande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachſten bis zu dem mannichfachſten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß Nichts entſpringt, als was ſchon angekündigt iſt, und daß die Ankündigung erſt durch das Angekündigte klar wird, wie die Weiſſagung durch die Erfüllung.“ — —

Vom 16. Auguſt 1827:

„Es iſt für ein großes Glück zu achten, wenn wir das alte Wort auf uns anwenden können: Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug. In vielen Fächern iſt mir das gute Geſchick geworden, beſonders auch in dieſem, welches Ew. Wohlgeb. mit ſo viel vorzüglichem Talent bearbeiten. Mit ſehr angenehmem Gefühl erinnere ich mich der achtziger Jahre, als die vergleichende Anatomie mir das höchſte Intereſſe und die Ueberzeugung einflößte, daß nur auf ſolchem Wege Einſicht in die lebende, ja in alle Natur, wie ſie auch erſcheinen möchte, zu erwerben ſey. Camper hatte mächtig gewirkt; ich ſtand kurz vor ſeinem Ableben mit ihm in einigem Verhältniß; Sömmerings raſche Thätigkeit berührte mich mehr; Merk war auch in dieſer Liebhaberey mein Geleitsmann. Und ſo darf ich mich meiner treuen, wenn auch unzulänglichen Bemühungen gern erinnern, jene Epoche mir klar und gegenwärtig denken, nach deren Verlauf ich das Geſchäft in den beſten Händen ſah, um allmählig von der Mitwirkung abzulaſſen.

„Welchen großen Gewinn bringen mir aber nicht jene Arbeiten, wo ſie mich zur Theilnahme alles deſſen, was in der Wiſſenſchaft gefördert wird, aufrufen, mich befähigen, ſolche zu prüfen, zu ſchätzen und mir zuzueignen, beſonders mich an allem dem, was Ew. Wohlgeb. durch Meiſterhand fördern und ausbilden, mich zu erquicken und zu beleben. Höchſt erwünſcht erſchien mir ſo Ihr zweytes Heft, indem es eine wiſſenſchaftliche Augenſalbe enthält, die mich klarer und friſcher in die Thierwelt hineinſehen macht, nachdem ich dieſes Frühjahr und Sommer über veranlaßt worden, auf das ewige Bilden und Umbilden der Pflanzenwelt meine Aufmerkſamkeit zu erneuern.“

„Auch muß ich noch hinzufügen, daß ich durch neue und erneute Verhältniſſe zu Graf Sternberg, Cuvier, Sömmering in die organiſchen Reſte der Vorzeit wieder aufmerkſam hineinzuſehen gedrängt werde, da mich denn immer Ihre Lehre von den Urerſcheinungen begleitete. Faßt man ſie recht, ſo wird uns mit dem Begriff ein ſtilles heimliches Anſchauen des Werdens und Steigerns, Entſtehens und Entwickelns immer zugänglicher und lieber.“

Unter dem 8. Juni 1828:

„Ein alter Schiffer, der ſein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Inſel zu Inſel zugebracht, die ſeltſamſten Wundergeſtalten in allen drey Elementen beobachtet und ihre geheimgemeinſamen Bildungsgeſetze geahnt hat, aber, auf ſein nothwendigſtes Ruder-, Segel- und Steuergeſchäft aufmerkſam, ſich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte; der erfährt und ſchaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforſcht, die aus Einfachſten ins Unendliche vermannichfaltigten Geſtalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein ſo großes und unglaubliches Geſchäft wirklich gethan ſey. Wie ſehr findet er Urſache verwundernd ſich zu freuen, daß ſeine Sehnſucht verwirklicht und ſein Hoffen über allen Wunſch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht ſagen, denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber ſchon auf das Vollkommenſte erhebt und befriedigt.“

Der fünfte Abſchnitt: „Göthe's Verhältniß zu Menſchen und zur Menſchheit,“ — „um anſchaulich zu machen, wie auch hier die Entwicklung einer ſo bedeutenden Individualität nur unter Einwirkung vielfältiger anderer bedeutender Perſönlichkeiten als möglich gedacht werden konnte.“ Wie der Verf. auch im erſten Theil ſeines Syſtems der Phyſiologie ſagt: „Es gehört zu den höchſten Aufgaben des Menſchen, von der Menſchheit als einem Ganzen, als einem ideellen Organismus einen Begriff zu erlangen, aufzuhören, ſich als ein einzelnes Stück unter Einzelnen zu fühlen und gewahr zu werden, daß der Menſch nur als Glied eines höhern Ganzen eine bleibende und tiefere Bedeutung erreichen und behaupten kann. — — Der Maaßſtab der geringern oder höhern Bedeutung des Einzelnen kann auch hier nur gegeben ſeyn durch den Grad,

bis zu welchem ſich in ihm die Idee der geſammten Menſchheit wiederholt.“

Im J. 1775 ſchrieb Göthe von ſich: „Das iſt der Göthe, deſſen größte Glückſeeligkeit es iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben.“ Der Verf. hebt als ein ſolches Lebensglück unſeres Dichters das Verhältniß zum Großherzog Carl Auguſt und zu Schiller hervor. Wenn er aber Merk und Herder nur als „wohlgeſinnte Widerſacher“ bezeichnet, durch deren widerſtrebende Wirkungen Göth'es Energie geſtärkt worden wäre, ſo iſt dieß völlig unhiſtoriſch. Hat Herder durch ſein hohes ſittliches Beyſpiel, durch bittern Ernſt und bittern Spott, jede Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit des Freundes bekämpft, ſo hat er nicht minder poſitiv auf ihn gewirkt, hat ihm eine Fülle neuer Anregungen gegeben. Mit Göth'es herrlicher Schilderung ihres Zuſammenſeyns in Straßburg („Dichtung und Wahrheit,“ 10. Buch), können wir einen Brief Herders an ſeine Braut vergleichen, in dem er ſagt: „Göthe iſt wirklich ein guter Menſch, nur etwas leicht und ſpatzenmäßig, worüber er meinen ewigen Vorwurf gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenſchaft beſuchte und den ich gern ſah; auch glaubte ich ihm, ohne Lobrednerey, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirkſam werden können.“ Das tiefe Naturgefühl, das Göth'es Dichtungen durchwogt, iſt nicht minder urſprünglich und noch mächtiger, ergreifender in Herders „älteſter Urkunde und im „Geiſt der hebräiſchen Poeſie.“

„Indeß, fährt der Verf. fort, der Mann bildet ſich nur zum Theil an Männern heran; nicht minder wichtig iſt die Heranbildung, welche ihm durch Frauen zu Theil wird.“ Ueber Göth'es Verhältniß zu Frauen gibt er nach ſeiner Weiſe folgenden Aufſchluß:

„Sucht man nur den Lebensereigniſſen zu folgen, ſo weit es aus ſeinen Schriften, Briefen und ſonſtigen Mittheilungen möglich iſt, und verſuche man dann ein Reſultat zu ziehen über die Eigenthümlichkeit ſeiner Begegnungen mit Frauen, ſo ergibt ſich nach ſorgfältiger Beachtung und Vergleichung alles Verſchiedenartigen, wie mir ſcheint nur eine und eine von den gewöhnlichen Urtheilen ſehr abweichende Wahrnehmung — nämlich bey durchgehendem lebendigſtem Gefühl für Anmuth, Schönheit und Liebe, ein entſchiedener überall wiederkehrender Zug von Entſagung. — Es geht dieſer Zug von Entſagung auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe durch ſein Leben hindurch und ſcheint mir nur dann erklärlich und nur dann vom rechten Standpunkte aufgefaßt, wenn wir bedenken, welcher Genius in ſeinem Innern waltete, und welchen geheimen Tempeldienſt dieſer Genius forderte, wenn ſein Walten ungeſtört bleiben, und ſein Ziel erreicht werden ſollte.“

Auch führt der Verf. die Worte des Kanzlers von Müller an: „Von Rom her datirt ſich die ernſte Maxime der Entſagung, die er ſein ganzes ſpäteres Leben hindurch geübt hat und in der er die einzig ſichere Bürgſchaft innern Friedens und Gleichgewichtes fand.“

Aber „was verſteht man unter Entſagung?“ Nur keinen Stoicismus! den Stoikern iſt der Verf. gar nicht gewogen; er ſchildert den Stoiker als einen Menſchen, „der ſich mit einem Mantel, mit einem Trunk Waſſer und mit Wurzeln des Waldes begnügt“ (S. 127), er nennt die ſtoiſche Entſagung „Wahnſinn“ (S. 123), ſondern,

„den erſten Begriff der Entſagung kann nur die Rückſicht auf inneres Seelenleben gewähren. Es verdient daher nur Entſagung genannt zu werden jene edle und freywillige Selbſtbeſchränkung, welche bey reiner Freude am Erfaſſen und Gebrauche aller Glücksgüter des Lebens, Alles und Jedes ausſchließt, was für eine wahrhafte und ſchöne Entwicklung des in uns gelegten Göttlichen irgend behindernd und ſtörend werden müßte, entweder weil es daſſelbe in niedere Regionen herabziehen oder weil es mitten in dem wohl ſehnlich gewünſchten Uebermaaße augenblicklicher Luſt ihm Feſſeln anlegen würde, durch welche eine weitere und höhere Entfaltung fernerhin unmöglich bliebe.“

Nur ſollen wir nicht wagen, Menſchen, die im Plane der göttlichen Weltordnung Selbſtzwecke ſind, bloß als Mittel unſerer innern Selbſtbildung zu benützen, nur ſollen wir nicht ſittliche und heilige Verhältniſſe als ſolche Glücksgüter des Lebens betrachten, deren Genuß je nach dem Intereſſe unſrer äſthetiſchen und menſchlichen Cultur wir uns erlauben oder verſagen müſſen. Wir trinken einen Becher Wein, wenn wir fühlen, durch den Genuß des Weines arbeitsfähiger zu werden, wir ver-

Digitized by Google

ſagen uns dieſen Genuß, wenn er uns nicht wohlbekommt. Freundſchaft und Liebe dürfen wir unter dieſen diätetiſchen Geſichtspunkt nicht bringen; ſie ſind nur **ſittliche** Verhältniſſe durch die gegenſeitige Anerkennung der freyen Perſönlichkeit, durch die **uneigennützige Heilighaltung der Liebe und Treue.**

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

George Folson, The despatches of Hernando Cortes, the conqueror of Mexico, addressed to the emperor Charles V., written during the conquest and containing a narrative of its events. Now first translated into English from the original Spanish. New-York 1843.

P. Franc. Rogemont, Relacam do estado politico e espiritual do imperio da China pellos annos de 1659 até o de 1666. Lisboa 1672.

L. M. C. Pasquier, Précis de l'histoire de l'Hindoustan, contenant l'établissement de l'empire mogol. Par. 1843.

H. do Mendoça, Jornada de Africa. Lisboa 1607.

Dr. K. H. Hermes, Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10. und 11. Jahrhundert. Braunſchweig 1844.

Ant. Vic. Dellanave, Historia do descobrimento e conquista do imperio Mexicano. Rio de Janeiro 1821.

Dr. J. G. Büttner, Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Th. 1. 2. Hamburg 1844.

Entwurf zu einer zeitgemäßen Verfaſſung der Juden in Preußen. Breslau 1842.

M. Flourens, Eloge historique de Pyramus de Candolle. Par. 1842.

Dr. L. Steinheim, Moſes Mardochai Büdinger, Lebensbeſchreibung eines iſraelitiſchen Schulmannes. Altona 1844.

Vic. de Chateaubriand, La vie de Rancé. Par. 1844.

Mittelalterliche Verzierungen Englands und Frankreichs. Heft 1. München 1843.

G. Kallenbach, Chronologie der deutſchen mittelalterlichen Baukunſt. Abth. 1. München 1844.

J. Kreuſer, Kölner Dombriefe oder Beyträge zur altchriſtlichen Kirchenbaukunſt. Berl. 1844.

Dr. W. Fuchs, Ueber den Einfluß der Geſtalt des Terrains auf die Reſultate barometriſcher und trigonometriſcher Höhenmeſſung. Wien 1843.

Dr. Fr. W. von Reden, Die Eiſenbahnen in Europa und Amerika. Abth. I. Abſch. 2. Die öſterreichiſchen Eiſenbahnen. Berl. 1844.

J. F. Encke, Betrachtungen über die Anordnung des Sternenſyſtems. Berl. 1844.

W. Fardely, Die Galvanoplaſtik. Mannh. 1843.

Dr. G. F. Schumacher, Die Kryſtalliſation des Eiſes. Leipz. 1844.

A. Th. Rohl, Meteorologiſche und naturhiſtoriſche Chronik des Jahres 1842. Heft 1—3. Darmſt. 1844.

H. Schröder, Die Siedhitze der chemiſchen Verbindungen als das weſentliche Kennzeichen zur Ermittelung ihrer Componenten. Th. 1. Mannheim 1844.

P. T. Meiſſner, Dr. Juſtus Liebig analyſirt. Frankf. 1844.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Afl. 21. 22. Land- en Volkenkunde No. 6. 7. Afl. 23. Botanie. No. 7. Afl. 24. Zoologie No. 10. Leiden 1844.

Dr. W. F. Erichſon, Bericht über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1840. Berl. 1842.

The Zoology of the voyage of H. M. S. Sulphur, under the command of Captain Sir Ed. Belcher, during the years 1836—1840. No. 5. Ichthyology by J. Richardson. Part I. Lond. 1844.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Decas V. Mammalia. Decas II. Lugd. Bat. 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1844.

Göthe. Zu deſſen näherem Verſtändniß, von C. G. Carus.

(Schluß.)

Im letzten Abſchnitte wird nicht geleiſtet, was die Ueberſchrift: „Vom Verſtändniß der Werke Göthe's aus dem Verſtändniß ſeiner Individualität“ verſpricht. Und zwar folgt dieſe Art ganz allgemein gehaltener nur einige Werke Göthes berührender Beſprechung aus der Natur des Princips, das dem Büchlein zu Grunde liegt. Denn aus dem Begriff der Geſundheit iſt weder die beſtimmte Mannichfaltigkeit der Göthe'ſchen Werke, noch ihr ethiſcher Geiſt und Gehalt zu deduciren. Daher dieſe verallgemeinernde, dieſe in der Anwendung auf Kunſtwerke oberflächliche Methode. „Das erſte Geheimniß, welches im Verhältniß Göthes zu ſeinen Werken ſich verbirgt, heißt die organiſche Nothwendigkeit ihrer Hervorbringung — frey von allen Rückſichten auf Aeußerliches, Weltliches, Zeitliches (S. 160). „Das zweyte Geheimniß, im Verhältniß Göthes zu ſeinen Werken verbirgt ſich in der merkwürdigen und ſo ſehr zum Vollſtändigen anſtrebenden Wiederſpiegelung ſeines geſammten Weſens in denſelben.“ (S. 162.) Das erſte „Geheimniß“ iſt der allgemeine Charakter aller Werke der ächten Kunſt und Wiſſenſchaft: aber mit Recht hebt der Verf. hervor, daß ſich nicht immer in den Werken ihres Urhebers Individualität ſo rein darſtelle, als dieß bey Göthe der Fall iſt, deſſen Werke Darſtellungen ſeines inneren Lebens, Selbſtbekenntniſſe ſind. „Göthe's Werke ſind eines theils nur ſo tiefſinnig, eigenſchön und vielbedeutſam, weil ſie abſtammen von einer ſo nachhaltigen und großen Natur, andern Theils aber, wo ſie ſchwächer und unzureichend erſcheinen, geben ſie auch dem Abdrucke ſchwächere, für dieſe Individualität urſprünglich nicht beſtimmte Seiten.“

Es iſt ſchön und wohlgethan, daß der Verf. auf dieſen wenigen Blättern Veranlaſſung nimmt, Göthe's „Maximen und Reflexionen“ zu preiſen.

„Weite Lebensereigniſſe liegen dazwiſchen und haben ſich hier oft in wenig Worte zuſammengezogen — ja ſelbſt über dieſen ſchwebe der Scheeibende wieder in einee gewiſſen Lebenshöhe erhaben. — — Gehe man dieſe Sachen im Einzelnen durch, ſo finde ich, daß man beſonders Urſache hat, in dreyfacher Hinſiche ihnen die höchſte Anerkennung zu widmen; zuerſt in Hinſiche auf die Höhe und Reinheie der Geſinnung, die ſich darin ausſpricht, ſodann in Beziehung auf ſcharfe Kenntniß menſchlicher, Göthe ſelbſt oft ſcheinbar fern genug liegender Verhältniſſe, drittens in Bezug auf die freye und mächtige Beherrſchung der Sprache.“

Je mehr wir aber die Hoheit und Reinheit der Geſinnung in dieſen goldenen Sprüchen erken-

Digitized by Google

nen, je mehr auch uns die Wahrheitsliebe das „erſte und letzte“ iſt, deſto mehr müſſen wir uns verpflichtet fühlen, dieſe Aphorismen nicht mit paſſiver Verwunderung aufzunehmen, ſondern mit ſelbſtſtändiger Ueberzeugung. Viele unter dieſen Maximen ſind in ſich beſchloſſen, evidente Wahrheiten, andere ſind nur relativ, nur als Ausdruck momentan berechtigter Stimmungen wahr. Die lehrreichſten aber ſind die, die uns nöthigen, durch ſelbſtſtändige Charakterüberzeugungen die ruhigen kalten Reflexionen zu ergänzen und zu berichtigen. Wenn Göthe ſagt, der Handelnde ſey immer gewiſſenlos, nur der Betrachtende könne Herz und Gewiſſen rein erhalten, ſo müſſen wir in unſerem Herzen dieſem Satz widerſpechen, müſſen fordern, daß es ſo nicht ſeyn dürfe, daß es ſo nicht bleibet. Beſtätigt die Geſchichte dieſen Satz, ſo ſoll und muß es anders werden, er muß aufhören wahr zu ſeyn — die Geſchichte der Zukunft würde ihn widerlegen, wenn er bis jetzt hätte gelten können.

Soll die Quelle der Liebe und der Begeiſterung für unſern großen Dichter rein und lauter fließend erhalten werden, ſo müſſen wir mit ſelbſtſtändiger Ueberzeugung ihn bewundern, mit vorurtheilloſer Liebe, mit freyem offenen Wahrheitsſinne!

Nicht zu verkennen iſt, daß des Verf. Styl eine unfreywillige Nachahmung des in Göthe's letzter Lebensperiode herrſchenden Styles iſt. Sehr ſtörend ſind leere Wendungen und beſonders viel verheißende Uebergänge zu ganz einfachen, ſich von ſelbſt verſtehenden Sachen. Z. B. S. 77: „Es iſt mir ſchon oft ſehr merkwürdig geweſen, was man von Fra Beato Angelico de Fieſole erzählt.“ — — S. 92 „Mir hat dieſe Stelle immer ſehr merkwürdig geſchienen“ — (nämlich die Erzählung, wie der Knabe dem Schöpfer opfert.) S. 137. „Gewiß iſt es aber, der Dichter — er, der dieſen Namen wahrhaft verdient — der große Dichter — (was erwartet nun der Leſer?) — ſteht überhaupt in einem eigenthümlichen und ſehr merkwürdigen Verhältniſſe zur Menſchheit.“ S. 159. „Dieſe Stelle giebt überhaupt viel zu denken und — — — “ S. 177. „Es liegt für mich in dieſer Nöthigung eines ſo bedeutenden Geiſtes, das Bild einer andern menſchlichen Entwicklung mit dieſer Deutlichkeit für ſich aufzuzeichnen und auszuführen, etwas pſychologiſch äußerſt Wichtiges.“ — Außerdem ſtöret oft die falſche Verbindung nicht zuſammenhängender Metaphern. Z. B. S. VII. „Darum aber beugen ſich freylich weder Tacitus noch Cicero, weder Sophokles noch Euripides, und immer und immer wiederhallen von neuem ihre unſterblichen Worte in allen feinern Blüthen eines neu aufkommenden Geſchlechts.“ Tacitus und Cicero, Sophokles und Euripides würden „die Erfüllung am Bau der Pyramide unſers Seelenlebens“ (auf S. 128) nicht gutheißen. Und was ſollen uns die „Götter“? Es fehlte Göthe nur Eines, „— um einen Sterblichen mit Allem zu krönen, was die Götter unter ganz beſondern Conſtellationen dem Leben Herrliches einflechten.“ (S. 134) — Superlativiſche Uebertreibungen, wie „innerſter Kern“ (S. IX), „ganz eigendſtes Seyn“ (S. 78), oder (S. 110) „Kaum eine Einrichtung des alten römiſchen Lebens hat mir ſo tiefſinnig und bedeutungsvoll geſchienen, als daß — den Triumphatoren Spottlieder entgegengeſungen werden durften.“ Adelheid von Walldorf nennt der Verf. „das Urbild der weiblichen Verführung“ und von Götz von Berlichingen verſichert er, man müſſe ihm „in jeder Beziehung einen durchaus herodoteiſchen Charakter zuerkennen.“

Digitized by Google

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Dr. J. Ratzeburg, Die Ichneumonen der Forſt-Inſecten, in forſtlicher, und entomologiſcher Beziehung dargeſtellt. Berl. 1844.

Dr. M. J. Schleiden, Beyträge zur Botanik. Bd. 1. Leipz. 1844.

Dr. H. B. Geinitz, Die Verſteinerungen von Kieslingswalda und Nachtrag zur Charakteriſtik des ſächſiſchen Kreidegebirges. Leipz. 1843.

— —, Ueber die in der Natur möglichen und wirklich vorkommenden Kryſtallſyſteme. Dresden 1843.

Dr. J. Fröbel, Grundzüge eines Syſtemes der Kryſtallologie. Zürich 1843.

M. L. Frankenheim, Syſtem der Kryſtalle. Breslau 1842.

Dr. E. F. Germar, Die Verſteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreiſe. Heft. 1. Halle 1844.

Al. Petzholdt, Populäre Vorleſungen über Agriculturchemie. Leipz. 1844.

W. A. Kreyſſig, Die Menge- und Zwiſchenſaaten der Feldgewächſe. Braunſchweig 1844.

Dr. A. v. Gonzenbach, Darſtellung der Handelsverhältniſſe zwiſchen der Schweiz und Frankreich während des Jahres 1840. Bern 1842.

Extracto historial del expediente que penda en el consejo real, y supremo des las Indias. Madr. 1736.

H. F. Oſiander, Der Entwurf zu einem neuen Handelsgeſetzbuch für das Königreich Würtemberg. Tübing. 1844.

J. O. Halliwell, Aelteſte Urkunde der Freymaurerey in England. Ueberſ. von Dr. C. W. Aſher. Hamburg 1842.

— —, Urgeſchichte der Freymaurerey in England. Deutſch von H. Margraff. Leipz. 1842.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der aſiatiſchen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slawen. Th. 1. Frankf. 1843.

Ueber den Einfluß der claſſiſchen Studien auf ſittlich religiöſe Geſinnung. Caſſel 1843.

J. H. Fichte, Ueber die chriſtliche und antichriſtliche Speculation der Gegenwart. Ein philoſophiſches Gutachten. Bonn 1842.

Dr. J. Frauenſtädt, Schelling's Vorleſungen in Berlin. Berl. 1842.

Dr. E. Ruth, Geſchichte der italieniſchen Poeſie. Th. 1. Leipz. 1844.

Dr. A. F. Ozanam, Dante und die katholiſche Philoſophie des 13 Jahrhunderts. Münſter 1844.

Ant. Ferreira, Poemas Lusitanos. T. 1. 2. Lisboa 1771.

Fr. Xav. Menezes, Henriqueida. Lisboa 1741.

Benj. Franklin, La science du bonhomme Richard. Par. 1827.

V. Cousin, Fragmens littéraires. Par. 1843.

K. Gaillard, Bilder aus Tſcherkeſſien. Berl. 1843.

Fr. C. Grieshaber, Aeltere noch ungedruckte deutſche Sprachdenkmale religiöſen Inhalts. Raſtatt 1842.

Ludw. Ettmüller, Sechs Briefe und ein Leich. Zürich 1844.

Fr. Rückert, Herodes der Große. Stück 2. Herodes und ſeine Söhne. Stuttg. 1844.

— —, Kaiſer Heinrich IV. Drama. Th. 1. Des Kaiſers Krönung. Frankf. 1844.

B. Hüppe, Lieder und Sprüche der Minneſänger. Münſter 1844.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Deel VIII. Gent 1844.

Ed. Edwards, The fine arts in England; their state and prospects considered relatively to national education. P. I. Lond. 1840.

J. Machado de Castro, Descripçao analytica da execução da estatua equestre erigida em Lisboa à gloria do Senhor rei D. José I. Lisboa 1810.

C. Gerber, Ueber Statiſtik und ſtatiſtiſche Behörden. Marburg 1842.

Dr. J. Fallati, Ueber die ſogenannte materielle Tendenz der Gegenwart. Tübing. 1842.

Th. Oelckers, Die Bewegung des Socialismus und Communismus. Leipz. 1844.

J. C. Bluntſchli, Phychologiſche Studien über Staat und Kirche. Zürich 1844.

Ugo Foscolo, Scritti politi inediti. Lugano 1844.

Digitized by Google

Dr. J. F. G. Eiſelen, Die Lehre von der Volkswirthſchaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer beſonderen Entwickelung. Halle 1843.

J. F. Becker, Ueber eine zweckmäßigere Einrichtung der Rentenanſtalten. Berl. 1844.

P. Flourens, Examen de la Phrénologie. Paris 1842.

— —, Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. Par. 1842.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Phyſiologie mit Rückſicht auf phyſiologiſche Pathologie. Bd. II. Braunſchweig 1844.

Dr. H. Haeſer, Hiſtoriſch pathologiſche Unterſuchungen. Th. 1. 2. Dresd. 1841.

Dr. Chr. Fr. Haentſch, Pathogenetiſch-therapeutiſche Betrachtung der typhöſen Katarrhal-Schleim- und Darmfieber. Zittau 1843.

Fr. A. Foecke, Hiſtoriſche Unterſuchungen und praktiſche Beobachtungen über den Ileus, die Invagination und die croupartige Entzündung der Gedärme. Leipz. 1843.

Carmichael, Kliniſche Vorleſungen über die ſyphilitiſchen Krankheiten. Ueberſ. von Dr. L. Posner. Leipz. 1843.

Gem. Grimelli di Modena, Intorno alle injezioni spec. dell' Iride. Modena 1840.

Dr. A. Steinberg, Fragmente zur Ophthalmiatrik. Mainz 1844.

Dr. G. Hoering, Ueber den Sitz und die Natur des grauen Staares. Preisſchrift. Heilbronn 1844.

G. Grimelli, Lettere chimico-mediche. Modena 1840.

Dr. O. Graf, Das Bromkalium als Heilmittel beleuchtet. Leipz. 1842.

L. A. Gosse, De la réforme des quarantaines. Genève 1842.

Dr. Ad. Schnitzer, Praktiſche Anleitung zur Anwendung des magnetoelektriſchen Rotations-Apparates. Berl. 1843.

Dr. W. Bergſträſſer, Ueber Pflege und Wartung der Irren. Gekrönte Preisſchrift. Leipz. 1844.

J. von Glöden, Das römiſche Recht im Oſtgothiſchen Reiche. Jena 1843.

Dr. G. Geib, Geſchichte des römiſchen Criminal-Proceſſes bis zum Tode Juſtinians. Leipz. 1842.

H. Gräff, Vollſtändiges Repertorium über die in den v. Kamptzſchen Jahrbüchern für die Preußiſche Geſetzgebung enthaltenen Verordnungen. Breslau 1840.

Geſetz-Sammlung für das Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen. 1841. Sondershauſen.

Der Stadt Hamburg Gerichts-Ordnung und Statuta. Hamburg 1842.

N. Falk, Die hiſtoriſchen Landesrechte in Schleswig und Holſtein urkundlich. Kiel 1843.

Dr. C. Fr. Rößler, Ueber das Ausgedinge auf Bauerngütern. Prag 1842.

M. Pinard, Le barreau depuis 50 ans. Par. 1843.

Fr. N. Franklin, Memoria para servir de indice dos foraes das terras do reino de Portugal e seus dominios. Lisboa 1816.

J. Anast. de Figueiredo, Synopsis chronologica de subsidios ainda as mais raros para a historia e estudo critico da legislação Portugueza desde 1143 até 1549. T. 1. 2. Lisboa 1790.

(Fortſetzung folgt.)

Mit dieſem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des achtzehnten und neunzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1844, Band XVIII. und XIX.

Die römiſche Ziffer verweist auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. Band VI. Heft 3. Würzburg 1841. XVIII. 110.

— — Band VII. Heft 3. XIX. 671.

— — Band VIII. Heft 1. XIX. 807

Archivio storico italiano. Tom. V. Firenze 1843. Storia arcana etc. di *Marco Foscarini*. Vol. un. XIX. 889.

Aneth, Joſeph. Zwölf römiſche Militär-Diplome. Wien 1843. XVIII. 265.

Arnold, Joh. Wilh., über die Verrichtung der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Heidelb. 1844. XIX. 878.

Arnold, Thomas, D. D., Introductory lectures on *modern history*. Oxford 1842. XIX. 1017.

Astronomical Observations made at the Royal Observatory, *Greenwich*, 1840 and 1841, under the direction of G. B. *Airy*. London 1842 — 43. XVIII. 497.

Bernhardi, Dr. Karl, Sprachkarte von Deutſchland. Kaſſel, 1844. XVIII. 553.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ. Babrii fabulae jambicae CXXIII — nunc primum editae. Joh. Fr. Boissonade recens. Paris. 1844. XIX. 985.

Blaſius, J. H., Reiſe im europäiſchen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Zwey Theile. Erſter Theil. Reiſe im Norden. Braunſchweig 1844. XVIII. 93.

Blum, Dr. Reinhard, die Pſeudomorphoſen des Mineralreichs. Stuttgart 1843. XVIII. 475.

Böhnecke, Karl Georg, Forſchungen auf dem Gebiete der attiſchen Redner und der Geſchichte ihrer Zeit. Band 1., Abtheil. 1. und 2. Berlin 1843. XIX. 689.

Brandis, Handbuch der Geſchichte der Griechiſch-Römiſchen Philoſophie. Thl. 2., Abth. 1. Berl. 1844. XIX. 233.

Brougham, Lord Henry, historical *sketches of Statesmen* who flourished in the time of George III. Lond. 1843. XIX. 121.

Buchinger, Dr. Joh. Nep., Julius Echter von Meſpelbrunn. Würzb. 1843. XIX. 273.

Burger, jun. D., Prolegomena et annotationes in Theaetetum Platonis dialogum scripsit. Lugduni Batavorum, 1843. XVIII. 1041.

Burmeiſter, Fr., Beyträge zur Geſchichte Europa's im 16. Jahrhundert. Roſtock 1843. XIX. 177.

C. M., R. J. de, Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom e Fernando Pó. Porto. 1842. XIX. 537.

Carus, Dr. G. F., Zu Göthe's Verſtändniſſe. Leipzig 1844. XIX. 1025.

Catalogue de 514 étoiles doubles et multiples découvertes sur l'hémisphère celeste boréale par la grande Lunette de l'observatoire central de Poulkova etc. Publié par *l'Académie Imperiale des Sciences*. St. Pétersbourg 1843. XVIII. 497.

Champollion-Figeac, Chartes et manuscrites sur *papyrus* de la bibliothèque royale. Livr. 2. Paris, 1842. XVIII. 897.

Corpus paroemiographorum Graecorum. Ediderunt F. C. a *Leutsch* et F. G. *Schneidewin*. Gotting. 1839. XIX. 129.

Cronache catalane, due, intorno a salti importantissimi sulla storia d'Italia del secolo XIII. et XIV. Una di *Raimondo Muntaner*, l'altra di *Bernardo d'Esclot* per la prima volta del loro originale tradotte etc. da F. Moisé. Firenze, 1843. Vol. I. XVIII. 149.

Dahlmann, F. C., Geſchichte der engliſchen Revolution. Leipzig, 1844. XVIII. 973.

Döderlein, Dr. Ludwig, Reden und Aufſätze. Erlangen 1843. XIX. 857.

Drobiſch, Moritz Wilhelm, Empiriſche Pſychologie, nach naturwiſſenſchaftlicher Methode. Leipzig, 1843. XVIII. 537.

Droyſen, Joh. Guſt., Geſchichte der Bildung des helleniſchen Staatenſyſtems. Hamburg 1843. XIX. 180.

Einfluß der claſſiſchen Studien, über den — auf ſittlich religiöſe Geſinnung nebſt Anmerkungen über Vereinfachung des Gymnaſialunterrichts. Caſſel, 1843. XIX. 503.

Eloy Aucher, Relations de Voyages en *Orient*, de 1830 à 1838, révues et annotées par M. le Comte *Jaubert*. Paris 1843. XVIII. 713.

Endlicher, Stephan, Atlas von China, nach der Aufnahme der Jeſuiten-Miſſionäre. Lief. 1. Wien 1843. XVIII. 329.

Farina, Giuseppe da, Studi sul *secolo decimoterzo*. Firenze, 1842. XVIII. 705.

Fiedler, Franz Dr., Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Colonien. Leipzig 1843. XVIII. 145.

Fontanier, V., Voyage dans *l'Inde* et dans le *golfe persique* —. Première partie. Paris 1844. XIX. 519.

Fuchs, Dr. W., Die venetianer Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß des Hochgebirgs. Solothurn, 1844. XVIII. 65.

Geib, Guſtav Dr., Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes bis zum Tode Juſtinians. Leipzig 1842. XVIII. 297.

Gerhard, Eduard, drey Vorleſungen über Gyps-Abgüſſe. Nebſt drey Bildertafeln, Aegineten, Parthenon, Niobiden. Berlin, 1844. XIX. 937.

Geſchichtsfreund, der, Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Band 1., Lief. 1. Einſiedeln, 1843. XVIII. 89.

Glanville, Th. Taylor, Result of the *Astronomical Observations* made at the Honourable the East India Company's Observatory at *Madras*. Voll. 1 — V. Madras 1833 — 1840. XVIII. 497.

Gmelin, Leopold Dr., Handbuch der Chemie. 1. u. 2. Band. Heidelberg 1843. XVIII. 481.

Digitized by Google

Guhrauer, G. E. Dr., Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz. Eine Biographie. Vier Bücher in zwey Theilen. Breslau 1843. XVIII. 513.

Hammer-Purgſtall, Joſ. Frhr. von, Geſchichte der Ilchane, das iſt der Mongolen in Perſien. Zweyter Band. Darmſtadt 1843. XVIII. 689.

Harris, W. C. Major. *The Highlands of Aethiopia* described during eigtheen months' residence of a British Embassy at the Christian Court of Shoa. III Vol. London 1844. XVIII. 761.

Hefner, Dr. Joſ. v., das römiſche Bayern in antiquariſcher Hinſicht. 2. Auflage. München, 1842. XVIII. 925.

Hegel, G. W. Fr., Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie. 3. Bde. Herausgegeben von Dr. K. L. Michelet. 2. Ausg. 1840 — 43. XIX. 297.

— —, Syſtem der Wiſſenſchaft. Erſter Theil. Die Phänomenologie des Geiſtes. Zweyte Ausgabe von Schulze 1842. XVIII. 617.

— — Philoſophie des Rechts, oder Naturrechts- und Staatswiſſenſchaft im Grundriſſe. Herausgeg. von Gans. 3. Ausg. 1842. XIX. 833.

Henle, J., und Kölliker, A., über die Pacini'ſchen Körperchen an den Nerven des Menſchen und der Säugethiere. Zürich 1844. XIX. 767.

Hillebrand, Dr. Joſeph, der Organismus der philoſophiſchen Idee. Dresden und Leipzig. 1842. XVIII. 953.

Höck, Dr. Carl, Römiſche Geſchichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Conſtantin. Bd. 1. Abth. 1. u. 2. Braunſchweig 1841, 1843. XIX. 189.

Horatius Flaccus, Q., recensuit et interpretatus est Jo. Caspar. *Orellius*. Editio II. Vol. 1. XIX. 199.

Ibn Khallikan's biographical dictionary, translated from the Arabic by B. *Mac Guckin de Slane*. Paris. 1842. XVIII. 137.

Johnson, Manuel, *Astronomical observations* made at the Radcliffe Observatory, Oxford, in the year 1840. Vol. 1. Oxford 1842. XVIII. 497.

Karajan, Th. G. v. Michael, Beheim's Buch von den Wienern 1462 — 1465. Wien. XVIII. 881.

Koch, Dr. C. J., Ueber Mineralquellen in allgemein wiſſenſchaftlicher Beziehung und Beſchreibung aller in der öſterreichiſchen Monarchie bekannten Bäder und Geſundbrunnen ꝛc. Wien, 1843. XVIII. 841.

Kölliker, Dr. Albert, Entwicklungsgeſchichte der Cephalopoden. Zürich, 1844. XIX. 721.

Köppen, P. v., Rußlands Geſammtbevölkerung i. J. 1838. Petersburg, 1843. XVIII. 905.

Kohl, Dr. Georg Friedr., das Leben der unorganiſchen Natur. XIX. 873.

Kollára, Jana, Cestopis obsahujici cestu do horní *Italie* a odtud přes *Tyrolsko* a *Baworsko*, se zwláštním ohledem na Slawjanské žiwly. Peſth 1843. XIX. 761.

Kopp, Dr. Hermann, Geſchichte der Chemie. Thl. 1. Braunſchweig 1843. XIX. 889.

Kreil, K., Aſtronomiſch-meteorologiſches Jahrbuch für Prag. Zweyter Jahrgang. Prag 1843. XVIII. 497.

— —, Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. III. Band. Prag 1843. XVIII. 497.

Krauß, Dr. Ferdinand, die ſüdafrikaniſchen Cuſtaceen. Stuttg. 1843. XIX. 567.

Kuonrât von Wirzeburc, der Wërlte lôn, herausgegeben von Franz *Roth*. Frankf. a/M., 1843. XIX. 913.

Kutſcheit, C. Valerius, Handatlas der Geographie und Geſchichte des Mittelalters. Lief. 1. Berlin 1844. XVIII. 681.

Laſaulx, Dr. Ernſt von, der Eid bey den Griechen und Römern. Würzburg 1844. XIX. 281.

— —, der Prometheusmythus. Würzburg, 1843. XVIII. 1017.

Leake, Martin, Topographie Athens. 2. Ausg. überſ. von J. G. Baiter und H. Sauppe. Zürich, 1844. XIX. 861.

**

Leonhard, Dr. Guſtav, Handwörterbuch der topographiſchen Mineralogie. Heidelberg 1843. XVIII. 473.

Lersch, Laur., antiquitates *Vergilianae*. Bonn. 1843. XIX. 217.

Leuchtenberg, Maximilian Herzog von, Beſchreibung einiger neuen Thierreſte der Urwelt aus den ſiluriſchen Kalkſchichten von Zaskoje-Selo. Petersb. 1843. XIX. 865.

Livi, T., rerum Romanarum ab u. c. libri ad cod. mscr. — fidem emendati ab Car. Frid. Sig. *Alschefsky*. Vol. II. Berlin, 1843. XIX. 17.

Livi, Titi, rerum Romanarum ab u. c. libri ex emendatione C. F. Sig. *Alschefsky*. Pars I. et II. Berol. 1843. XIX. 17.

Male, Guill. van, lettres sur la vie intérieure de *l'Empereur Charles-Quint*, publiées par le baron de Reiffenberg, Brux. 1843. XIX. 510.

Massmann, H. Fr. Dr., *libellus aurarius*. Lips. 1840. XVIII. 897.

Mayer, Hermann von, und Dr. Theodor Plieninger, Beyträge zur Paläontologie Württembergs. Stuttg. 1844. XIX. 481.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. *Pétersbourg*. VI. Série. Tom. VI. Livr. 1 — 3. St. Pétersbourg. XVIII. 905.

Memoirs of the Royal Astronomical Society Voll. XII. XIII. XIV. London 1842 — 43. XVIII. 497.

Meyer, W. v., Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841. Hamburg, 1843. XIX. 553.

Mühlmann, Guſtav, Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache. Würzb. 1843. XVIII. 193.

Niebuhr's, B. G., nachgelaſſene Schriften, nicht philologiſchen Inhalts. Hamburg, 1842. XVIII. 969.

— — — römiſche Geſchichte. Bd. IV. Lief. 1. Nach Niebuhr's Vorträgen bearbeitet von Dr. Leonhard Schmitz, aus dem Engliſchen von Dr. Guſtav Zeiß. Jena 1844. XIX. 633.

Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui. J. Wenedig. Hami 1842. XIX. 961.

Pardessus, J. M., *loi salique* ou recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi etc. Paris, 1843. XVIII. 234. XIX. 153.

Paroemiographi Graeci — edid. Thomas *Gaisford*. Oxonii 1836. XIX. 129.

Petzholdt, A., Beyträge zur Geognoſie von Tyrol. Leipzig. 1843. XVIII. 65.

Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita commentatus est etc. Dr. Georg. *Bippart*. Lips. 1843. XIX. 65.

Platonis Philebus. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis illustrav. Godofr. *Stallbaum* (Opp. omn. Vol. IX. Sectio II.). Gothae 1842. XVIII. 649.

Rammelsberg, C. F., Repertorium des chemiſchen Theils der Mineralogie. Heft 1. 1841 — 1843. Berlin, 1843. XVIII. 57.

Relação da viagem da India que fez por terra para Portugal o padre *Manuel Godinho*. Publicada pela sociedade propagadora dos conhecimentos uteis. Lisboa 1842. XVIII. 993.

Remling, Franz Xaver, die Marburg bey Hambach. Mannheim 1844. XIX. 929.

Report of the Commissioners appointed to consider the steps to be taken for restoration of the Standards of Weight et Measure. Presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. London 1841. XVIII. 497.

Rodt, Emanuel von, die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzog von Burgund. und ſeiner Erben ꝛc. Erſter Band. Schaffhauſen 1843. XVIII. 977.

Digitized by Google

Rossi, Cam. Luigi de, Memorie intorno alla vita del Card. Lorenzo *Caleppi*. Roma, 1843. XIX. 193.

Rümker, C., Mittlere Oerter von 12,000 Fixſternen für den Anfang von 1836. Hamburg 1843. XVIII. 497.

Rußegger, Joſeph, Reiſen in Europa, Aſien und Afrika 1835 — 1841. 1844. XIX. 497.

Šafařík, Paul Joſeph, **Slovanský Zeměvid** (Slawiſche Sprachkarte). Prag 1842. XVIII. 553.

Sonders, Dr. D. H., das Volksleben der Neugriechen. Mannheim, 1844. XIX. 129.

Schafarik, Paul Joſ., ſlawiſche Alterthümer. Deutſch von Moſig von Aehrenfeld, herausgeg. von Heinrich Wuttke. 2 Bände. Leipzig 1843, 1844. XIX. 641.

Schwenck, die Mythologie der Griechen. Frkf. a/M. 1843. XIX. 289.

Senecae, Luc. Annaei S., opera edidit. Carol. Rudolph. *Fickert*. Vol. II., 1843. XIX. 593.

Seubert, Dr. Mauritius, *Flora azorica*. Bonnae, 1844. XIX. 905.

Silvestre, J. B., *Paléographie* universelle. Paris 1841. XVIII. 897.

Spicilegium Romanum. Romae. 1839 — 41. 8 Bde. XVIII. 121.

Spruner, Karl von, Hiſtoriſch-geographiſcher Hand-Atlas. Fünfte Lieferung. Gotha 1842. Sechſte Lieferung 1843. XVIII. 681.

Steub, Ludwig, Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern. München, 1843. XVIII. 865.

Struve, M. W. Tablea des *positions géographiques* principales de la *Russie*. St. Pétersbourg 1843. XVIII. 497.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. edidit Ernestus Fridericus *Poppo*. Vol. 1. Lect. I. et II. Gotha 1843. XIX. 9.

Trautvetter, Dr. E. R., Plantarum imagines et descriptiones *Floram rossicam* illustrantes. Fasc. I. u. II. Monachii, 1844. XVIII. 945.

Ueberſicht des Fortſchrittes und der Erfolge im Lehrfache der **aſiatiſchen Sprachen** an der Univerſität Kaſan. XIX. 489.

Wehrmann, Theod., *Platonis* de summo bono doctrina. Berol. 1843. XIX. 609.

Weil, Dr. Guſtav, Mahommed, der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre. Stuttgardt, 1843. XVIII. 97.

Zenobii proverbia, in Z. p. annotationes ed. Christoph. Eberh. *Finck*. Heilbronn. 1843. XIX. 129.

Digitized by Google

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wiſſenſchaften.

Allgemeine Sitzung vom 16. März 1844.

Martius, von, Ueberſicht ſämtlicher Verbindungen der Akademie mit in- und ausländiſchen gelehrten Anſtalten XVIII. 835.

— — Aufzählung ſämmtlicher dermalen in Frankreich beſtehender literariſcher Vereine. XIX. 79.

Oeffentliche Sitzung am 24. Auguſt 1844:

Martius, von, Ehrenerwähnung der jüngſtverſtorbenen Mitglieder der mathem. phyſ. Claſſe, Alex. Bouvard und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire. XIX. 745.

Verzeichniß der an die k. Akademie eingekommenen Büchergeſchenke. XVIII. 15. 407. 599. XIX. 478.

Sitzungen der Claſſen;

Philoſophiſch-philologiſche Klaſſe:

Sitzung vom 2. December 1843:

Schmeller, über ein paar italieniſche Manuſcripte der k. Bibliothek, welche ſich auf Rafael Sanzio als Architekten beziehen. XVIII. 345.

Boiſſerée, S., Notiz über das neueſte Werk des Ritters L. Canina in Rom. Richerche sull' *Architettura* più *propria dei Tempj Cristiani* etc. Rom. 1843. XVIII. 347.

Digitized by Google

Sitzung am 13. Januar 1844:

Kunſtmann, über Portugals Bibliotheken. XVIII. 365.

— — das Archiv in Liſſabon. XVIII. 390.

Sitzung vom 3. Februar 1844:

Fröhlich, Mittheilungen über einen alten Autor von den rhetoriſchen Figuren. XVIII. 577.

Sitzung vom 4. März 1844:

Windiſchmann, über ein indiſches philoſophiſches Geſpräch. XVIII. 581.

Sitzung vom 6. July 1844:

Jan, v., über die urſprüngliche Geſtalt der Saturnalien des Macrobius. XIX. 939.

Thierſch, Erklärung einer alten Vaſe. XIX. 938.

Hiſtoriſche Klaſſe:

Sitzung vom 16. December 1843:

Höfler, über den Zuſtand des Königreichs Sicilien unter K. Friedrich II. XVIII. 350.

Sitzung vom 27. Januar 1844:

Höfler, über zwey hiſtoriſche Manuſcripte Alberts von Beham und des Cardinals Aegidius von Viterbo. XVIII. 591.

Sitzung vom 17. Februar 1844:

Phillips, über den Leitkauf. XVIII. 601.

Sitzung vom 15. Juny 1844:

Höfler, Zuſtände in Deutſchland und Italien gegen Ende des 11. Jahrhunderts. XIX. 425.

Sitzung vom 20. July 1844:

Koch-Sternfeld, von, Beyträge zur Geſchichte der Hexenproceſſe in Teutſchland. XIX. 460.

Phillips, über Morgengabe und Wiethum, mit Beziehung auf Monum. Boica II, 81. XIX. 737.

Mathematiſch-phyſikaliſche Klaſſe:

Sitzung vom 11. November 1843:

Vogel jun., über die grüne Färbung des Serpentins. XVIII. 9.

Roth, Dr. Joh. Rud., Nachricht von der Reiſe nach Schoa, auf welcher er als Naturforſcher den brittiſchen Capitän (jetzt Major) Harris im Jahre 1841 und 1842 begleitet hatte. XVIII. 12.

Digitized by Google

Sitzung vom 9. December 1843:

Erdl, über den gegenwärtigen Zuſtand der Naturwiſſenſchaften in Spanien. XVIII. 33.

Buchner, über die Einwirkung der naßkühlen Witterung des Sommers 1843 auf die Blauſäure-Entwicklung in den Kirſchlorbeer-Blättern. XVIII. 45.

— — über das Röhrenwaſſer aus dem Brunnhauſe von Brunnthal bey München und das Pumpbrunnenwaſſer der Stadt. XVIII. 52.

Sitzung vom 20. Januar 1844:

Martius, von, Auszug aus einem Briefe des Herrn William Griffith, Intendanten des botaniſchen Gartens in Calcutta, d. d. 15. Oct. 1843. XVIII. 409.

— — Auszug aus einem Schreiben des Herrn Robert Wight, d. d. Coimbatore 7. July 1844. XVIII. 410.

Lamont, über ein bey magnetiſchen Störungen Statt findendes conſtantes Verhältniß. XVIII. 411.

Schubert, von, Correſpondenz-Nachrichten aus Labrador. XVIII. 417.

Zuccarini, weitere Notizen über die Flora von Japan und die bisher hierüber vorliegenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen. XVIII. 430.

Sitzung vom 9. März 1844:

Schafhäutl; Analyſe des Vanadin-Bronzits von Bracco. XVIII. 817.

— — über den Thonſtein der Geologen. XVIII. 820.

— — über den Salzthon. XVIII. 825.

Sitzung vom 20. April 1844:

Walther, von, über die Ernährung des menſchlichen Körpers, zumal durch Waſſer und Luft, mit Bezugnahme auf den Krankheitsfall der A. M. Furtner im allgemeinen Krankenhauſe zu München. XIX. 73.

Vogel, jun., über die Verſchiedenheit der Aſchen aus den einzelnen Theilen der Pflanzen. XIX. 85.

Steinheil, über die Aenderung der Dichtigkeit des Waſſers durch Abſorption der Luft. XIX. 92.

Kobell, v., über einen als Hochofenſchlacke gebildeten Diopſid. XIX. 97.

— — über die Kryſtalliſation des ſauren phosphorſauren Ammoniaks $\dot{N}\,H\,H^2\,\ddot{P}$. XIX. 99.

— — über eine Anwendung chemiſcher Metallniederſchläge zu farbigen Zeichnungen auf Kupfer. XIX. 99.

Sitzung vom 11. May 1844:

Martius, v., Auszüge aus Briefen von H. De. Guyon. XIX. 105.

— — — — — — — von H. De. Griffith. XIX. 107.

Vogel, jun., chemiſche Unterſuchung einer Melanoſe des Gehirns und der Leber. XIX. 108.

Digitized by Google

Vogel, jun., Unterſuchung eines diabetiſchen Harns. XIX. 113.
— — Analyſe eines ſchwarzen ſächſiſchen Serpentins. XIX. 115.

Sitzung vom 13. July 1844:

Vogel, jun., über das Vorkommen des ſalpeterſauern Natrons in dem Waſſer der Brunnthalerquelle bey München. XIX. 369.
Kobell, v., über die Fortſchritte der Galvanographie. XIX. 372.
— — über die galvaniſche Anfertigung erhabener Typen, welche gleich den Holzſchnitten gedruckt werden können. XIX. 382.
— — über ein Nickelerz von Lichtenberg bey Steben in Bayern. XIX. 385.
Lamont, Beſtimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, auch Vergleichung der neuern Beobachtungen mit den Herſchel'ſchen vom Jahre 1789. XIX. 393.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs

im Jahre 1843,	October bis December	XVIII. 341.
im Jahre 1844,	Januar bis März	XVIII. 935.
	April bis Juny	XIX. 333.
	July bis September	XIX. 937.

Preißfragen der K. däniſchen Societät der Wiſſenſchaften für d. J. 18$\frac{44}{45}$. XIX. 419.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 058718765